Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

Mit einer Vorerinnerung
über
Schiller
und
den Gang ſeiner Geiſtesentwicklung.
von
W. von Humboldt.

D. Streiter.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 3 0.

Vorerinnerung.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1793 bis 1797; vorher kannten wir uns wenig; nachher, wo ich mich meistentheils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener *). Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt,

---

*) Die gegenwärtige Sammlung enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'schen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dieß schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.

wo Schiller ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſteins an, wie im Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war eine Kriſe, ein Wendepunct, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat. Das angeborene, ſchöpferiſche Dichtergenie „durchbrach gleich einem angeſchwollenen Strome“ die Hinderniſſe, welche ihm zu mächtig angewachſene Ideenbeſchäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtſeyn entgegenſetzten, und es trug aus dieſem Kampfe ſelbſt die Form idealer Nothwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieſer Kriſe verdankte Schiller der Gediegenheit ſeiner Natur und der raſtloſen Arbeit, mit der er auf den verſchiedenſten Wegen der einzigen Aufgabe nachſtrebte, die reichſte Lebendigkeit des Stoffs in die reinſte Geſetzmäßigkeit der Kunſt zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der ſchöpferiſchen und der beurtheilend formenden Kräfte; ſo ſicher er aber ſeyn konnte, daß ihm die erſteren nie entſtehen würden, ſo fanden ſich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, ein ſcheinbares Schwanken zwiſchen Poeſie und Philoſophie, ein Mangel an Zuverſicht auf ſeinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer ſo entſcheidenden Epoche ſeines Lebens wurden. Denn Alles, was ihm in derſelben das leichte Gelingen dichteriſcher Arbeiten erſchwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reiſe gediehenen.

Es war im Frühjahre 1793, als Schiller von einer in ſein Vaterland gemachten Reiſe zurückkam, um ſich wieder in Jena häuslich niederzulaſſen. Die große Krankheit, die ſeine ganze Geſundheit erſchüttert hatte, und von der er eigentlich nie wieder genas, hatte, verbunden mit der Reiſe, eine Unterbrechung in allen ſeinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Thätigkeit zurück, das eine ſolche Unterbrechung und eine neue Niederlaſſung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Goethe trug noch mehr dazu bei, ſeine geiſtige Lebendigkeit anzuregen. Es entſtand alſo nun die Frage, was er unternehmen ſolle? was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne? Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, nicht vor ſich. Im Dichten hatte er ſich ſeit dem Jahre 1790 nicht verſucht. Die Neigung zur Geſchichte war erkaltet, dagegen fühlte er ſich zu philoſophiſchen Forſchungen hingezogen. Indeß ſtanden im Hintergrunde immer die Malteſer *) und Wallenſtein, allein unter den

---

*) Ein Schauſpiel, zu welchem Schiller den Plan lange mit ſich herumtrug, und von dem auch in dem nachfolgenden Briefwechſel die Rede ſeyn wird.

damaligen Umſtänden, wie durch eine große Kluft ſelbſt von dem Entſchluſſe, ſich für einen beider Plane zu beſtimmen, geſchieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu ſeyn, meinen Wohnſitz in Jena genommen, und war wenige Wochen vor ihm dort angekommen. Wir ſahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meiſtentheils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und dieſe Unterredungen machten die Grundlage zu dem hier dem Publicum mitgetheilten Briefwechſel aus, der auch größtentheils davon handelt, und ſchrittweiſe den Weg ſehen läßt, auf dem Schiller ſich ſeiner großen letzten Productionsepoche näherte. Aus dieſem Grunde können, auch noch einzelne vortreffliche und genievolle Entwicklungen in den Schillerſchen abgerechnet, die hier nachfolgenden Briefe ſich vielleicht Hoffnung machen, Intereſſe bei denjenigen zu erwecken, welche dem Geiſte eines großen Mannes gern über dasjenige hinausfolgen, was davon ſeinen Werken aufgeprägt iſt.

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geiſtes als das durch ſeine Werke. Dieſe zeigen nur einen Theil ſeines Weſens. In die lebendige Erſcheinung ſtrömt es rein und vollſtändig über. Auf eine Art, die ſich einzeln nicht nachweiſen, nicht erforſchen läßt, welcher ſelbſt der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenoſſen und auf die folgenden Geſchlechter vererbt. Dieß ſtille und gleichſam magiſche Wirken großer geiſtiger Naturen iſt es vorzüglich, was den immer wachſenden Gedanken von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporſprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichſam mumienartig verſchloſſen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirkſamkeit nicht zu überſpringen vermag. Die Völker aber haben ſchon immer Hauptſchritte zu ihrer

Geiſtesentwicklung vor der Schrift gethan, und in dieſen dunkelſten, aber wichtigſten Perioden des menſchlichen Schaffens und Bildens iſt nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn ſelbſt ſchwache Verſuch, zu erforſchen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Geſetz an die Erſcheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu ſtreben, in ſeiner individuellen Weiſe durchlief. Dieß hat mein Nachdenken über Schiller oft beſchäftigt, und unſere Zeit hat Keinen aufzuweiſen, deſſen inneres geiſtiges Leben in dieſer Hinſicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte ſich gleich in ſeinen erſten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künſtler ſogar roh erſcheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entſchiednen großen Naturkraft. Es verrieth ſich nachher durch die, bei ganz verſchiedenartigen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Beſchäftigungen, immer durchbrechende, auch in dieſen Briefen ſo oft angedeutete Sehnſucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath ſeines Geiſtes. Es offenbarte ſich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutſchen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles, ergründend, ſpalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers beſondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf ſie ſtrenger einer geiſtigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weiſe, indem er ſie an eine feſtere Kunſtform band, und indem er jede Dichtung ſo behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von ſelbſt ſeine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf dieſen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteriſtiſch bezeichnen. Aus ihnen entſprang es, daß er, das Größeſte und Höchſte hervorzubringen, deſſen er fähig war, erſt eines Zeitraums bedurfte, in welchem ſich ſeine ganze Intellectualität, an die ſein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Beſtimmtheit durcharbeitete. Dieſe Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muſen abſprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die ſich ihrer ſelbſt bewußte Arbeit des Geiſtes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlaſſung zu einem ſolchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüſſig halten, zur

Rechtfertigung dieſer Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerſchen Werke einzugeben, die jedem zu gegenwärtig ſind, um nicht, welches auch ſeine Meinung ſeyn möchte, die Anwendung ſelbſt zu machen. Dagegen iſt es vielleicht dem Leſer des Briefwechſels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln verſuche, wie dieſe meine Anſicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und beſonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus ſeinen Geſprächen, durch die Vergleichung ſeiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforſchungen über den Gang ſeines Geiſtes entſtand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meiſten, als charakteriſtiſch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element ſeines Lebens war. Anhaltend ſelbſtthätige Beſchäftigung des Geiſtes verließ ihn faſt nie, und wich nur den heftigeren Anfällen ſeines körperlichen Uebels. Sie ſchien ihm Erholung, nicht Anſtrengung. Dieß zeigte ſich am meiſten im Geſpräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren ſchien. Er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspunct, und man ſah ſich nach wenigen Zwiſchenreden in den Mittelpunct einer, den Geiſt anregenden Discuſſion verſetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinſchaftlich zu gewinnendes Reſultat, ſchien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieſer ſich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterſchied ſich ſein Geſpräch am meiſten von dem Herderſchen. Nie vielleicht hat ein Mann ſchöner geſprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht ſchwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf.

Alle ſeltenen Eigenſchaften dieſes mit Recht bewunderten Mannes ſchienen, ſo geeignet waren ſie für daſſelbe, im Geſpräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband ſich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da ſie in Wahrheit allein der Perſon angehören, nur vom Gegenſtande herzukommen ſcheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken beſtimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erſchöpft war, ſo ging man zu einer neuen über. Man forderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun ſelbſt reden, aber man vermißte die Wechſelthätigkeit des Geſprächs. Schiller ſprach nicht eigentlich ſchön. Aber ſein Geiſt ſtrebte immer in Schärfe und Beſtimmtheit einem neuen geiſtigen Gewinne zu, er beherrſchte dieß Streben, und ſchwebte in vollkommener Freiheit über ſeinem Gegenſtande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede ſich darbietende Nebenbeziehung, und daher war ſein Geſpräch ſo reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an ſich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Unterſuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden feſt, der zu ihrem Endpunct führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall geſtört wurde, ſo brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Geſpräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen ſuchte, ſo war überhaupt ſeine geiſtige Beſchäftigung immer eine von angeſtrengter Selbſtthätigkeit. Auch ſeine Briefe zeigen dieß deutlich. Er kannte ſogar keine andere. Bloßer Lecture überließ er ſich nur ſpät Abends und in ſeinen, leider ſo häufig ſchlafloſen Nächten. Seinen Tag nahmen ſeine Arbeiten ein, oder beſtimmte Studien für dieſelben, wo alſo der Geiſt durch die Arbeit und die Forſchung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wiſſens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen ſo unendlichen Reiz hat, daß man ſich verwahren muß, dadurch nicht zu ſehr von beſtimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht, und achtete es nicht genug. Das Wiſſen erſchien ihm zu ſtoffartig, und die Kräfte des Geiſtes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu ſehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anſtrengung des Geiſtes, welche ſelbſtthätig aus ihren eigenen Tiefen ſchöpft, mehr ſchätzte, konnte er ſich weniger mit der geringeren befreunden. Es iſt aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine ſehr vielſeitige Weltanſicht gewann, die, wo man ſie gewahr wurde, durch genialiſche Wahrheit überraſchte;

denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entſtanden war. Selbſt von Deutſchland hatte er nur einen Theil geſehen, nie die Schweiz, von der ſein Tell doch ſo lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall ſteht, wird ſich beim Anblick unwillkürlich an die ſchöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dieß verwirrende Waſſergewühl malt, das den Blick gleichſam feſſelnd verſchlingt; doch lag auch dieſer keine eigne Anſicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anſchaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei verſäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lecture zu machen; auch was er in dieſer Art Dienliches zufällig fand, prägte ſich ſeinem Gedächtniß feſt ein, und ſeine raſtlos angeſtrengte Phantaſie, die in beſtändiger Lebendigkeit bald dieſen bald jenen Theil des irgend je geſammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer ſo mittelbaren Auffaſſung.

Auf ganz ähnliche Weiſe eignete er ſich den Geiſt der griechiſchen Dichtung an, ohne ſie je anders als aus Ueberſetzungen zu kennen. Er ſcheute dabei keine Mühe; er zog die Ueberſetzungen vor, die darauf Verzicht leiſten, für ſich zu gelten; am liebſten waren ihm die wörtlichen lateiniſchen Paraphraſen. So überſetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich geſtehe, daß ich dieſen Chor immer mit großem Vergnügen wieder leſe. Es iſt nicht bloß eine Uebertragung in eine andre Sprache, ſondern in eine andre Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantaſie von den erſten Verſen an verſetzt wird, iſt ein verſchiedener, alſo gerade das, was die rein poetiſche Wirkung ausmacht. Denn dieſe kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantaſie und des Gefühles ſetzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den ſeinem Werke beigegebenen Hauch ſeiner Begeiſterung im Leſer hervorruft. Der antike Geiſt blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe ſind einige Züge des Originals ſo bedeutſam herausgehoben und ſo rein hingeſtellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken feſtgehalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweiſe dieſe Ueberſetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in griechiſchen Dichtergeiſt ſprach, ſondern zwei ſeiner ſpäteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortſchritte gemacht. Die **Kraniche des Ibycus** und das **Siegesfeſt** tragen die Farbe des Alterthums ſo rein und treu an ſich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die ſchönſte und geiſtvollſte Weiſe. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in ſich aufgenommen, er bewegt ſich darin mit Freiheit, und ſo entſpringt eine neue, in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung.

Beide Stücke ſtehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegenſatz gegen einander. Die *Kraniche des Ibycus* erlaubten eine ganz epiſche Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus hervorſpringende Idee der Gewalt künſtleriſcher Darſtellung über die menſchliche Bruſt. Dieſe Macht der Poeſie, einer unſichtbaren, bloß durch den Geiſt geſchaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte weſentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beſchäftigte. Schon acht Jahre, ehe er ſich zur Ballade in ihm geſtaltete, ſchwebte ihm dieſer Stoff vor, wie deutlich aus den *Künſtlern* aus den Verſen hervorgeht:

> Vom Eumenidenchor geſchrecket,
> Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
> Das Loos des Todes aus dem Lied.

Dieſe Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum beſaß Alles, um ſie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu laſſen. Daher iſt Alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, beſonders das Erſcheinen und der Geſang der Eumeniden. Der Aeſchyliſche bekannte Chor iſt ſo kunſtvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Sylbenmaß verwebt, daß nichts von ſeiner ſtillen Größe aufgegeben ſcheint. Das Siegesfeſt iſt lyriſcher und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle ſeines Buſens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreiſe des Alterthums lag. Aber im Uebrigen iſt Alles im Sinne der Homeriſchen Dichtung ebenſo rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze iſt nur, wie in einer höheren, mehr abgeſondert gehaltenen Geiſtigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen iſt, und erhält gerade dadurch ſeine größeſten Schönheiten.

An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt iſt, ſind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künſtlern,

den ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

der ſo ſchön an die ἀγανὰ βέλεα (die ſanften Geſchoſſe) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geſchoß auf den Bogen ſelbſt dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuverſicht in das Vermögen der menſchlichen Geiſteskraft, geſteigert zu einem dichteriſchen Bilde, iſt in den Columbus überſchriebenen Diſtichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichſten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieſer Glaube an die dem Menſchen unſichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und ſo tief wahre Anſicht, daß es eine innere geheime Uebereinſtimmung geben muß zwiſchen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, urſprünglichen ſeyn kann, war ein charakteriſtiſcher Zug in Schillers Ideenſyſtem. Ihm entſprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe ſo lange nachging, bis ſie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber ſchönen Ausdruck: „als Columbus die „bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen „Meer einging“ findet ſich der gleiche Gedanke an daſſelbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philoſophiſche Ideen ein getreuer Abdruck ſeiner ganzen geiſtigen Wirkſamkeit überhaupt. Beide bewegten ſich immer im nämlichen Gleiſe und ſtrebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weiſe, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrſchenden Gedanken ſich unaufhörlich zu wechſelſeitiger Steigerung beſtimmten. Der Endpunct, an den er Alles knüpfte, war die Totalität in der menſchlichen Natur durch das Zuſammenſtimmen ihrer geſchiedenen Kräfte in ihrer abſoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und ein untheilbares ſeyn kann, angehörend, aber die eine Mannichfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form ſuchend, ſollten ſie durch ihre freiwillige Harmonie ſchon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Urſprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrſchend in der Erkenntniß und Willensbeſtimmung, ſollte die Anſchauung und Empfindung mit ſchonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen ſollten dieſe ſich aus ihrem eigenthümlichen Weſen, und auf ihrer ſelbſtgewählten Bahn zu einer Geſtalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verſchiedenheit des Princips ſich der Form nach wiederfände. Dieſe, nicht auf entdeckbaren Wegen entſtehende, ſondern wie durch plötzliches Wunder überraſchende Uebereinſtimmung zu vermitteln, den in ſich unabweisbaren Widerſpruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechſelbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menſchen dadurch in der Erſcheinung ein

Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erſcheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die äſthetiſche nennen. Denn ſie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entſprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erſcheinenden Selbſtthätigkeit.

In Anmuth und Würde und in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen iſt dieſe Vorſtellungsweiſe ausführlich dargelegt. Ich zweifle, daß dieſe, mit den gehaltreichſten Ideen und einer ſeltenen Schönheit des Vortrags ausgeſtatteten Aufſätze jetzt noch häufig geleſen werden, aber es iſt in vieler Rückſicht zu bedauern. Zwar ſind beide Werke, und namentlich die Briefe, nicht von dem Vorwurfe frei zu ſprechen, daß Schiller, um ſeine Behauptungen feſt zu begründen, einen zu ſtrengen und abſtracten Weg gewählt, und es ſich zu ſehr verſagt hat, ſeinen Gegenſtand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weiſe zu behandeln, ohne doch dadurch den Forderungen einer Deduction bloß aus Begriffen wirklich zu genügen; aber über den Begriff der Schönheit, über das Aeſthetiſche im Schaffen und Handeln, alſo über die Grundlagen aller Kunſt, ſo wie über die Kunſt ſelbſt, enthalten dieſe Arbeiten alles Weſentliche auf eine Weiſe, über die es niemals möglich ſeyn wird hinauszugehen. In dieſem ganzen Gebiet dürfte ſchwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung ſich nicht würde bis zu den in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Principien hinaufführen laſſen. Dieß liegt nicht bloß in der ſcharfen Abſonderung und Begränzung der Begriffe, ſondern fließt bei Weitem mehr aus dem viel ſelteneren Verdienſt, alle in ihrem ganzen Umfange, ihrem vollen Gehalte, ſchon mit der Ahnung aller aus ihnen hervorgehenden Folgerungen hingeſtellt zu haben. Ueberhaupt werden die Ideen in dieſen Aufſätzen nicht ſowohl geſpalten und zerlegt, als, wenn mir das Gleichniß erlaubt iſt, gewiſſermaßen in Facetten geſchnitten, von denen jede ein neues Licht empfängt und zurückwirft. Dieß gilt vorzüglich von der letzten Hälfte von Anmuth und Würde, wo die Unterſchiede zwiſchen verſchiedenen Arten der Geſinnung und des Betragens geſchildert ſind.

Niemals vorher ſind dieſe Materien ſo rein, ſo vollſtändig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht bloß für die ſichere Scheidung der Begriffe, ſondern auch für die äſthetiſche und ſittliche Bildung gewonnen. Kunſt und Dichtung waren unmittelbar an das Edelſte im Menſchen geknüpft, dargeſtellt als dasjenige, woran er erſt zum Bewußtſeyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus ſtrebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe geſtellt, welcher ſie wirklich entſtammen. Sie auf dieſer vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Anſicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entſprungenen Empfindung zu ſichern, war im eigentlichſten Verſtande Schillers beſtändiges Bemühen, und erſchien als ſeine wahre, ihm durch ſeine urſprüngliche Richtung gegebene Lebensbeſtimmung. Seine erſten und ſtrengſten Forderungen ergehen daher an den Dichter ſelbſt, von dem er nicht gleichſam bloß abgeſondert wirkendes Genie und Talent, ſondern eine, der Höhe ſeines Berufs zuſagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht bloß eine augenblickliche, ſondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, ſoll er es zu ſeinem erſten und wichtigſten Geſchäft machen, ſeine Individualität ſelbſt zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern“ Die Recenſion der Bürgerſchen Gedichte, aus welcher dieſe Stelle genommen iſt, hat Schillern den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen dieſen mit Recht geliebten Dichter zugezogen. Allerdings iſt ſie ſtreng. Denn ſo lange der ungefähr gleiche Zuſtand der Sprache den Gedichten unſerer Zeit in Deutſchland allgemeinen Eingang verſtattet (eine Bedingung, an welche das Wirken aller Dichtung geknüpft iſt), wird Bürger gewiß jede Phantaſie auf das poetiſchſte anregen, und jedes Gemüth mit einer ihm ganz eigenen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller geſteht in einem ſeiner ſpäteren Briefe auch ſelbſt, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen beſonderen Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgeſtellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelaſſen haben, und dieſe verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und perſönliche Anſicht Schillers, herausgehoben zu werden. An Niemand richtet er dieſe Forderungen ſo ſtreng, als an ſich ſelbſt. Man kann von ihm mit Wahrheit ſagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, ſelbſt an das Gewöhnliche gränzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Anſichten, die ſein Denken erfüllten, auch ganz in ſeine

Empfindungsweiſe und ſein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Productionen, vom Streben nach dem Ideale begeiſtert war. Daher findet ſich in ſeinen Werken ſo Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, ſehr viel bei, daß nämlich ſeine Geiſteskraft immer mit gleicher Anſtrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, ſie bei einer gleichſam erholenden Arbeit eine Abſpannung finden zu laſſen. Es mag Individualitäten geben, welchen ſeine ganze Dichtungsweiſe und ſeine ganze philoſophiſche Anſicht minder zuſagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als ſeiner nicht würdig ausſtoßen, indem man das Andre enthuſiaſtiſch erhebt, und der Tadel ſelbſt, um dieß hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade ſeine individuellſten Seiten treffen, und alſo die hohe Einheit ſeiner Natur in ein noch helleres Licht ſtellen. Die Strenge ſeines Urtheils über ſeine früheſten Productionen ſpricht eine Stelle in der Bürgerſchen Recenſion klar und mit Stärke aus, und noch deutlicher die zwei Jahre vor ſeinem Tode geſchriebene Vorerinnerung zu der Sammlung ſeiner Gedichte. Allein was darin ſeinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche ſeines Lebens nennen kann, im Don Carlos, ſo hell leuchtend hervortrat, und ſeitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, ging nicht die Individualität, nicht die Perſönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Totalität ſtrebende Anſicht der menſchlichen Natur und des Lebens ſpricht auch aus jenen Productionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künſtleriſchen Berichtigung, entſprang nur aus mißverſtandenen Begriffen von poetiſcher Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Nothwendigkeit der Unterordnung der Theile unter die Einheit des Ganzen, dann im Einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geſchmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei. Im Don Carlos befand ſich Schiller wie in einer andern Sphäre. Hier ſtellte ſich ihm der große Gegenſatz weltbürgerlicher Anſicht und ſich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar, und zeigte ihm von aller Erfahrung abſehende Ideen im Kampf mit einer Beſchränktheit, die Erfahrung ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hing das Schickſal in ihren Volks- und Gewiſſensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dieß große politiſche Intereſſe war eine in ihrem erſten Aufwallen reine und ſchwärmeriſche, und ſchuldlos und zart erwiderte Liebe verwebt. So umgab dieſen Stoff den Dichter wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entſprang die Wahl deſſelben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemüthes. Dieſe zeigt ſich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlaſſen der Proſa, zu der er zwar in den erſten Entwürfen zum Wallenſtein

ſtein zurückkehrte, bald aber wieder zum Verſe hingeriſſen, ſeinen Irrthum, und nun für immer, erkannte. Die erſte Scene zwiſchen Max und Thekla, früher ausgearbeitet, als die ihr vorangehenden, widerſtrebte dem proſaiſchen Ausdruck; ſie war die erſte in Verſen.

Der Poeſie unter den menſchlichen Beſtrebungen die hohe und ernſte Stellung, von der ich oben geſprochen, anzuweiſen, von ihr die kleinliche und die trockene Anſicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, dieſe ihre Eigenthümlichkeit, verkennend, ſie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verſchönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moraliſches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, iſt, wie man ſich nicht genug wiederholen kann, tief in deutſcher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller ſprach, nur auf ſeine individuelle Weiſe, darin aus, was ſeine Deutſchheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er ſo trefflich vernahm, und ſo meiſterhaft wieder zu benutzen verſtand. Es liegt in der groſſen Oekonomie der Geiſtesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeſchichte, gegenüber den Thaten und Ereigniſſen, ausmacht, ein gewiſſes Maß, um welches der Einzelne, auch am günſtigſten Bevorrechtete, ſich nur über den Geiſt ſeiner Nation erheben kann, um, was dieſer ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückſtrömen zu laſſen. Die Kunſt nun, und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpuncte aus zu betrachten, iſt keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutſchen, gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neueren Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dieß Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten in ſeinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpuncte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich, was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie je ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen, zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſeyn kann. Das Forſchen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objecte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellectuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen ſich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweiſe gern ſich beſchäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenſchen, wie er ihn annimmt, durch die Kunſt, ehe er der Cultur durch Vernunft übergeben werden konnte. Proſaiſch und dichteriſch hat er ſie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Civiliſation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es ſo ſchön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig geſtifteten Bund verweilte ſeine Phantaſie vorzugsweiſe gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde feſt. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgeſtalt in dieſem Kreis, indem er ſich in ihrer Bruſt menſchliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer eben ſo wundervollen, als tief ergreifenden Erſcheinung aus.

Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erſte Geſittung Attika's durch fremde Einwanderungen epiſch zu behandeln. Das Eleuſiſche Feſt iſt an die Stelle dieſes unausgeführt gebliebenen Plans getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indiſchen Literatur erlebt, ſo würde er eine engere Verbindung der Poeſie mit der abgezogenſten Philoſophie kennen gelernt haben, als die griechiſche Literatur aufzuweiſen hat, und die Erſcheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indiſche Poeſie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiöſen Charakter, als die griechiſche, ohne darum, gleichſam unter fremder Herrſchaft ſtehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plaſtiſchen möchte ſie dadurch wirklich verlieren.

Es iſt in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewiſſermaßen zu verwundern, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den

Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht Einmal der Sprache erwähnt, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägt. Sie vereinigt im genaueſten Verſtande ein philoſophiſches und poetiſches Wirken in ſich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Muſik ſeines Schalles. Zugleich bietet ſie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieſer Thätigkeit nirgends Gränzen ſtecken, und auch das höchſte Maß des in ſie Gelegten durch ein noch größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreiſe als ein willkommener Gegenſtand erſcheinen müſſen. Indeß gehört die Sprache allerdings der Nation, und dem Geſchlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Menſch kann ſie, ehe er ſie begreifen lernt, lange als ein todtes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem ſie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann ſie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt aber dennoch eine, zwar nicht urſprünglich ſchaffende, allein doch ſtill fortbildende Einwirkung des Menſchen auf ſeine Sprache, und die Sprachen haben ihren höchſten poetiſchen und muſikaliſchen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem beſonderen Schwunge der Phantaſie der Völker, die ſie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von dieſem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufſteigen dazu iſt wenigſtens uns ſelten ſichtbar, und bleibt eher problematiſch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz culturloſer Nationen, ſich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenſtandes, mit offnem und unbefangenem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten urſprünglichen Zuſtandes des Menſchengeſchlechts übergeht; ſo ſollte man, da die Sprache mit dem Menſchen gegeben iſt, und vor ihr nichts Menſchliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieſer Zuſtand ein friedlicher, beſonnener, ſich keinem tieferen und zarteren Eindruck verſchließender geweſen ſey, und daß geſellſchaftliche Verwilderung erſt einer ſpäteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereigniſſe mit wilder Leidenſchaft die Stimme der eigenen Bruſt übertäubte. Wenigſtens würde Schiller auf dieſem Wege ſchwerlich die Schilderung eines Naturſtandes, wie ſie die äſthetiſchen Briefe enthalten, nothwendig erachtet, und überhaupt weniger ſcharf getrennt haben, was in der entſchieden primitivſten Emanation der menſchlichen Natur, in der Sprache, als feſt vereinigt und innig verſchmolzen erſcheint.

Der Trieb nach Beſchäftigung mit abſtracten Ideen, das Streben, alles Endliche in Ein großes Bild zu faſſen, und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von ſelbſt, und ohne fremden Anſtoß in Schiller; es war mit ſeiner Individualität gegeben. Es entwickelte ſich am freieſten und lebendigſten in der zweiten und dritten Periode ſeines Lebens, wenn man die erſte ſeine drei früheren, die vierte ſeine letzten Trauerſpiele, vom Wallenſtein an, einnehmen läßt. Von Don Carlos habe ich in dieſer Rückſicht ſchon geſprochen. Die zuerſt in der Thalia abgedruckten philoſophiſchen Briefe, mit welchen die Reſignation, die ein Product deſſelben Jahres iſt, in dem kühnen Schwunge einer leidenſchaftlich philoſophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtſchaft hat, ſollten den Anfang einer Reihe philoſophiſcher Erörterungen machen. Aber die Fortſetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philoſophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptſächlich begründet durch ſeine Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie. Jene beiden Stücke konnte man nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters ſelbſt anſehen, ſie gehören aber zu dem Beſten, was wir von ihm beſitzen. Die

Briefe ſind mit hinreißendem Feuer geſchrieben, und mit einem, noch vom Zwange keiner Schule, auch nur von fern, berührten Geiſte. Die Reſignation trägt Schillers eigenthümlichſtes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begünſtigenden Sprache an ſich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenſchaftlich bewegten Gemüths anſehen, aber er iſt darin ſo meiſterhaft geſchildert, daß die Leidenſchaft ganz in der Betrachtung aufgegangen, und der Ausſpruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu ſeyn ſcheint.

Kant unternahm und vollbrachte das größeſte Werk, das vielleicht je die philoſophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und ſichtete das ganze philoſophiſche Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philoſophieen aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden deſſelben, zerſtörte die darauf angelegten Truggebäude, und ſtellte, nach Vollendung dieſer Arbeit, Grundlagen feſt, in welchen die philoſophiſche Analyſe mit dem durch die früheren Syſteme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menſchenſinne zuſammentraf. Er führte im wahrſten Sinne des Worts die Philoſophie in die Tiefen des menſchlichen Buſens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, beſaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in ſich, was ſich ſonſt zu widerſtreben ſcheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu faſſen, die auf dieſem Wege nicht erreichbar iſt, und das philoſophiſche Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausſpinnt, und alle vermittelſt der Einheit der Idee zuſammen hält, ohne welches kein philoſophiſches Syſtem möglich ſeyn würde. Von den Spuren, die man in ſeinen Schriften von ſeinem Gefühl und ſeinem Herzen antrifft, hat ſchon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philoſophiſche Beruf beide Eigenſchaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo ſich ſein Geiſt nach Einer Richtung hin zeigt, ſo lernt man das Außerordentliche des Genie's dieſes Mannes auch an ſeinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wiſſens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in ſeinen Kreis; aber da das ſelbſtthätige Princip in ſeiner Intellectualität ſichtbar die Oberhand behauptet, ſo leuchtet ſeine Eigenthümlichkeit am ſtrahlendſten da hervor, wo, wie in den Anſichten über den Bau des geſtirnten Himmels, der Stoff, in ſich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantaſie ſtehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig ſich von der Kantiſchen Philoſophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entſcheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant ſeiner Nation, den Nutzen, den er dem ſpeculativen Denken verliehen hat, beſtimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird ſich nie wieder erheben; Einiges was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigſte iſt, ſo hat er eine Reform geſtiftet, wie die geſammte Geſchichte der Philoſophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erſcheinen ſeiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch ſchwache Kunde von ſich gebende ſpeculative Philoſophie von ihm zu einer Regſamkeit geweckt, die den deutſchen Geiſt hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, ſo veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Syſteme und Schulen, und es charakteriſirt die hohe Freiheit ſeines Geiſtes, daß er Philoſophieen, wieder in vollkommner Freiheit und auf ſelbſt geſchaffnen Wegen für ſich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Ein großer Mann iſt in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erſcheinung, von der ſich meiſtentheils gar nicht, und immer nur ſehr unvollkommen Rechenſchaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Goethe plötzlich da ſtand, der Fülle und Tiefe des Genie's nach, gleich groß in ſeinen früheſten, wie in ſeinen ſpäteren Werken? und doch gründete er eine neue Epoche der Poeſie unter uns, ſchuf die Poeſie überhaupt zu einer neuen Geſtalt um, drückte der Sprache ſeine Form auf, und gab dem Geiſte ſeiner Nation für alle Folge entſcheidende Impulſe.

Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut ſein Entſtehen erſt durch ſein Daſeyn kund, und ſein Grund kann nicht in einem Früheren, ſchon Bekannten geſucht werden; wie es erſcheint, ertheilt es ſich ſelbſt ſeine Richtung. Aus dem dürftigen Zuſtande, in welchem Kant die Philoſophie, eklektiſch herumirrend, vor ſich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es ſchwer ſeyn zu ſagen, ob er mehr den alten, oder den ſpäteren Philoſophen verdankte. Er ſelbſt, mit dieſer Schärfe der Kritik, die ſeine hervorſtechendſte Seite ausmacht, war ſichtbar dem Geiſte der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteriſtiſcher Zug in ihm, mit allen Fortſchritten ſeines Jahrhunderts fortzugehen, ſelbſt an allen Begegniſſen des Tages den lebendigſten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philoſophie in den Tiefen der menſchlichen Bruſt iſolirte, hat wohl Niemand zugleich ſie in ſo mannich-

mannichfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Dieſe in alle ſeine Schriften reichlich verſtreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Eine ſolche Erſcheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über ſeiner jedesmaligen Beſchäftigung ſchwebte, der die Poeſie ſelbſt, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte, und die ſein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunct des Gegenſtandes ſeines beſtändigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde ſie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo ſich Schiller damals befand, mit einem Enthuſiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weiſe Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen ſeiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete ſich die neue Philoſophie, ſeiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Syſtemes ging er wenig ein; er heftete ſich aber an die Deduction des Schönheitsprincips und des Sittengeſetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menſchliche Gefühl in ſeine Rechte eingeſetzt, und in ſeiner Reinheit philoſophiſch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrſchend geweſenen Theorien die wahren Geſichtspuncte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, ſeinem Ideengange nach, die ſinnlichen Kräfte des Menſchen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das äſthetiſche Princip in ſie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinſtimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geſchah es, daß Schiller, als er zuerſt Kants Namen öffentlich ausſprach, in Anmuth und Würde, als ſein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiſte neben ſich nie in deſſen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, ſelbſtgeſchaffenen durch einen ſolchen Einfluß auf das mächtigſte angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geiſtes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern ſoll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, iſt Eigenſchaft jeder größeren Geiſteskraft, jedes ſtärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verſchieden, zu durchſchauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieſer bewundernden Anſchauung die Kraft zu ſchöpfen, die eigne nur noch entſchiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorſtechender Charakterzug. Allerdings iſt ein ſolches Verhältniß nur unter verwandten Geiſtern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Puncte zuſammentreffen, aber es ſetzt von Seiten der Intellectualität die klare Erkenntniß dieſes Puncts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rückſicht auf die Perſon gänzlich zurückbleibe hinter dem Intereſſe an der Sache. Nur unter dieſer Bedingung geben Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, wie es die Beſtimmung ihres idealiſchen Zuſammenwirkens iſt, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun ſtand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den äſthetiſchen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime ſchon in dem, was er vor der Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie ſchrieb; ſie ſtellen auch nur die innere, urſprüngliche Anlage ſeines Geiſtes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntſchaft zu einer neuen Epoche in Schillers philoſophiſchem Streben; die Kantiſche Philoſophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt ſich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde.

Die Freiheit der Form hätte wahrſcheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Dieſen hat im Hiſtoriſchen und Philoſophiſchen, wie im Poetiſchen, Schiller ſich ganz eigen geſchaffen. Was er in einer Stelle ſeiner Schriften über die Art ſagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen ſoll, das hat er ſelbſt in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen verſteht, der nicht den gleichſam ſchon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken ſtrebt (ein nothwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erſt im Ausdruck ſeine Vollendung erhält), ſondern mit dem er, in jedem Augenblick ſelbſtthätig erzeugt, zugleich hervorzuſpringen ſcheint, der wird den Schillerſchen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an ſich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigene Weiſe, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Styl ſage,

gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen ſeiner Gedichte, welche vorzugsweiſe der Ausführung philoſophiſcher Ideen gewidmet ſind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden ſie nicht bloß mit einem dichteriſchen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieſer Gattung der Poeſie. Der Leſer gewinnt die Ueberzeugung, daß die ſich ihm darbietende Idee jenſeits einer Kluft liege, über welche der Verſtand keine Brücke zu ſchlagen, die nur die dichteriſch begeiſterte Einbildungskraft zu überſpringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er ſelbſt empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erſt in ſich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft beſitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichteriſchen Darſtellung aufgehen zu laſſen, und ſeinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verſtandes, die poetiſchen Kräfte mit den erkennenden zuſammentreffen.

Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktiſches Gedicht gebe. Aber einige der ſeinigen können, gerade in der von ihm aufgeſtellten Idee, dafür gelten. Unter dieſen ſpricht vielleicht der Spaziergang, in dem ſich Schiller zugleich in maleriſchen Naturſchilderungen ſelbſt übertroffen hat, am meiſten die Phantaſie und das allgemeine Gefühl an. Sonſt möchte man in dieſer Gattung einige frühere: die Götter Griechenlands, die Künſtler, ſpäteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philoſophiſchem Wege, nachfolgten. Denn in Schiller ſelbſt entwickelten ſich, wie es in einem Dichter nicht anders ſeyn konnte, die philoſophiſchen Ideen aus dem Medium der Phantaſie und des Gefühls.

Schillers hiſtoriſche Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in ſeinem Leben, und als durch äußere Umſtände hervorgerufen angeſehen. Dazu, daß ſie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen dieſe

Urſachen unläugbar bei, allein an ſich mußte Schiller durch ſeine Geiſteseigenthümlichkeit eben ſo wohl zu hiſtoriſchem als philoſophiſchem Studium hingezogen werden. Nur um dieß mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich dieſen Punct hier. Wer, wie Schiller, durch ſeine innerſte Natur aufgefordert war, die Beherrſchung und freiwillige Uebereinſtimmung des Sinnenſtoffes durch und mit der Idee aufzuſuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo ſich gerade die reichſte Mannichfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; weſſen beſtändiges Geſchäft es war, dichtend, den von der Phantaſie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig ſeyn zu verſuchen, welche Form, da das Darſtellbare es doch nur durch irgend eine Form iſt, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geſchichtſchreibers iſt dem poetiſchen und philoſophiſchen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen

Funken dieſer beiden in ſich trüge, möchte es ſehr bedenklich um den Beruf zum Hiſtoriker ausſehen. Dieß gilt aber nicht bloß von der Geſchichtſchreibung, ſondern auch von der Geſchichtsforſchung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geſchichtſchreiber, wenn er alles Factiſche durch genaues und gründliches Studium der Quellen in ſich aufgenommen habe, nun dennoch den ſo geſammelten Stoff erſt wieder aus ſich heraus zur Geſchichte conſtruiren müſſe, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieſer Ausſpruch auch gewaltig mißverſtanden werden könnte. Eine Thatſache läßt ſich eben ſo wenig zu einer Geſchichte, wie die Geſichtszüge eines Menſchen zu einem Bildniß bloß abſchreiben. Wie in dem organiſchen Bau und dem Seelenausdruck der Geſtalt, gibt es in dem Zuſammenhange ſelbſt einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von dieſem Mittelpunct aus läßt ſie ſich auffaſſen und darſtellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwiſchen die Ereigniſſe und die Darſtellung die Auffaſſung des Geſchichtſchreibers, und der wahre Zuſammenhang der Begebenheiten wird am ſicherſten von demjenigen erkannt werden, der ſeinen Blick an philoſophiſcher und poetiſcher Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier ſteht die Wirklichkeit mit dem Geiſt in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatſachen, im Studium der Quellen, ſo weit es ihm vergönnt war in ſie hinabzuſteigen, war Schiller ſehr genau und ſorgfältig. Auch bei ſeinen poetiſchen Arbeiten verſäumte er nie, ſich die hiſtoriſche oder Sachkunde, welche ſie erforderten, zu verſchaffen. Wenn ihm etwas in dieſer Art mißlang, ſo lag es gewiß nicht an der Emſigkeit ſeines Strebens, ſondern am Mangel von Hülfsmitteln, an ſeiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umſtänden. Nur muß man einzelne factiſche Unrichtigkeiten nicht immer als Inſtanzen gegen die Allgemeinheit dieſer Behauptung anſehen.

Er eignete ſich bei dieſen Studien zu poetiſchen Arbeiten natürlich vorzugsweiſe das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er ſich dem Geſchichtsſache widmete, geht aus einem ſeiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er hiſtoriſche Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden ſie ihm läſtig. Sonſt war, auch gerade in dieſer ſpäteren Zeit, die Luſt zur Geſchichte nicht in ihm erloſchen. Er ſprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbſt 1802 ſah, mit leidenſchaftlicher Wärme von dem Plan einer Geſchichte Roms, den er ſich für höhere Jahre aufſparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlaſſen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geſchichte dieſer an dramatiſcher Größe gleich. Beſonders wurde Schiller ſo lebendig durch die Idee ergriffen, wie ſich die größeſten welthiſtoriſchen Verhängniſſe im Alterthum und der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieſer Stadt anknüpften. Man erinnert ſich hierbei an Goethe's ſchönen

Ausſpruch, daß ſich von Rom aus die Geſchichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von „Außen hinein, in Rom glaubt man von „Innen hinaus zu leſen; es lagert ſich Alles „um uns her, und geht wieder aus von uns.“

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung iſt die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewieſenen Punct. Von der Beſchaffenheit dieſes Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakteriſirung nothwendige Beſtimmungen ab: das beſondere Gepräge des Genie's, da es ſich in jeder Gattung wieder ſehr verſchieden geſtalten kann, und die Freiheit des Geiſtes neben und außer demſelben zu allgemeinerer Ueberſchauung des intellectuellen Standpuncts. In den Gränzen dieſes Typus und dem Verhältniß der darin zuſammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln iſt, alle Verſchiedenheiten der menſchlichen Intellectualität, die in jedem Menſchen, wie verdunkelt es immer ſeyn mag, vorzugsweiſe auf Einen Punct hin bezogen iſt. Darum ſchien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch ſo viel dieß möglich iſt, dem Begriff nach, als Dichter zu ſchildern, vorzüglich von ſeiner ganzen Geiſtesrichtung, und namentlich von ſeiner philoſophiſchen, zu ſprechen. Gerade um ſein Dichtergenie zu charakteriſiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlaſſen ſchien. Die Schilderung einer großen geiſtigen Natur ſetzt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Weſen und Zuſammenwirken aller, ſich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leſer wirklich ganz auf den Standtpunct geführt zu haben, Schillers Eigenthümlichkeit, wie er ſie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entſchieden in ihrem Zuſammenhange zu überſehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen glücklich geweſen, ſo können Schillers philoſophiſche und hiſtoriſche Beſtrebungen nicht bloß als eine vielſeitige Geiſtesbildung, noch weniger aber als ein unſichres Umherſuchen nach ſeinem wahren Beruf, ſondern beide nur als mit den poetiſchen aus einer und eben derſelben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erſcheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtſchaften verſchiedenartige Verbindungen eingehen, ſo war in Schiller die Dichtung, innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie ſtrömte darum nicht weniger frei aus der Anſchauung und dem Gefühle hervor. Sie ſchöpfte vielmehr gerade aus dieſer, die Einbildungskraft ſchon durch den zu überwindenden Contraſt ſteigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie ſie auf dieſe Weiſe kein andrer älterer, noch neuerer Dichter bewieſen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechſelwirkung, und in den gelungenen

Stellen durchdringen ſie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann ſich im Geiſte nichts, als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgeſondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm iſt, iſt nur durch Thätigkeit, was er in ſich faßt, iſt Eins, nur verſchieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verſchiedener, ja entgegengeſetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in dieſe Geſtaltung gegoſſenen Geiſt. Dieß energiſche Erſcheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm ſelbſt entſprang, vorzugsweiſe fühlbar. Das ſchöne Bild, durch das er in der Macht des Geſanges die Dichtung überhaupt charakteriſirt: ein Regenſtrom aus Felſenriſſen u. ſ. w. ſteht in beſonderer Beziehung auf die ſeinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für ſeinen

Dichterberuf als gleichgültig erſcheinen könnte, auszeichnet, iſt die Höhe, in der er ſich über jeder einzelnen Beſtrebung in ihm, ſelbſt über ſeinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigſten und gewaltigſten, welche je die menſchliche Bruſt bewegt haben. Es iſt nicht Freiheit bloß, ſondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich dieſe ihn ſichtbar, auch als Dichter, hob und empor trug, ſo mußte ebendarum unläugbar auch ſein Dichten aus einer doppelt energiſchen Kraft hervorgehen. Alles Künſtleriſche und Dichteriſche trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an ſich, darum aber fällt doch auch dem Künſtler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch ſie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigner Natur, und dieſe war Schillern gerade durch die Vorzüge ſeiner Eigenthümlichkeit erſchwert. Sein Ziel war ihm höher geſteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor ſich ſah, ihre verſchiedenen Bahnen ſicherer übermaß.

maß, das ganze Getriebe des geiſtigen Wirkens, wenn dieſer Ausdruck auf das Walten der höchſten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchſchaute. Er erkannte das Ideal in ſeiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe, und indem er, nach ſeiner eigenen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Claſſe der ſentimentaliſchen Dichter gehörte, ſo ſteigerte ſeine Individualität noch den Begriff dieſer Gattung. Zugleich ſchwebend über ſeinen eigenen und den Leiſtungen Anderer, war er nicht bloß Schöpfer, ſondern auch Richter, und forderte Rechenſchaft von dem poetiſchen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit ſich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem, wirkte wieder die Totalität ſeiner Natur. Niemand drang ſo ſehr, als er, auf die abſolute Freiheit des ſinnlichen

Stoffs, auf ſeine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anſchauung und der Phantaſie, und daß er dieß that, war nicht etwa Folge theoretiſcher Ideen. Er ſchöpfte vielmehr dieſe erſt ſelbſt aus dem gleichen, ihn beherrſchenden, mächtigen inneren Drange. Was anderen ſentimentaliſchen Dichtern begegnete, eben darum, weil ſie dieß waren, in ihren Werken weniger plaſtiſch zu ſeyn, ihnen weniger ſinnliche Geſtaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entſchiedene Hinneigung zur ſentimentaliſchen Gattung zuzulaſſen ſchien. Seine ſich ſelbſt überlaſſene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher ſich der Unterſchied zwiſchen jenen Gattungen wieder von ſelbſt verliert, als ſie ihn in eine von beiden verſchloß, und wenn er dieſes Vorrecht mit einigen der größeſten Dichtergenie's theilte, ſo geſellte ſich dazu noch in ihm, daß er ſchon in die Idee ſelbſt die

Forderung abſoluter Freiheit des ſich idealiſch bildenden Sinnenſtoffs legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beſchreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anſchauung und dem Gefühl genommene Gattung der Dichtung findet ſich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geiſterſtimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben ſcheinen, und in denen man Schillers intellectuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem ſanften Widerſchein erkennt. Die wundervollſte Beglaubigung vollendeten Dichtergenie's aber enthält das Lied von der Glocke, das in wechſelnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchſten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinſtellen, alle Vorfälle des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entſpringenden Gefühle ausdrückt, und dieß Alles ſymboliſch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verſchiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache iſt mir ein Gedicht bekannt, das in einem ſo kleinen Umfang einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Gränzen umſchloſſenes Epos zeigt. Die dichteriſche Anſchaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantaſie von ferne vorgehaltenen Erſcheinungen ein als unmittelbar wirklich geſchilderter Gegenſtand entſpricht, und die beiden ſich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen.

Wenn man ſich vergegenwärtigt, was ich über Schillers raſtloſe Geiſtesthätigkeit und die enge Verbindung ſeines dichteriſchen Genie's mit der mächtigen Kraft geſagt habe, die in ihm Alles in das Gebiet ihres Denkens zog, ſo wird man jetzt beſſer die Epoche verſtehen, in welche der nachfolgende Briefwechſel fällt, und die ich im Vorigen als die kritiſche in ſeiner poetiſchen Laufbahn anſah. Jede große poetiſche Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüths, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, ſeit Jahren vermißte. Zum Theil lag die Schuld wohl in dem Plane zum Wallenſtein, den er lange bei ſich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieſer Stoff war in ſeinem Umfange zu gewaltig, und, ſeiner Beſchaffenheit nach, zu ſpröde, um nicht der größeſten Zurüſtungen vor ſeiner Ausführung zu bedürfen. Wer dieſes Gedicht richtig zu würdigen verſteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetiſche Rieſenarbeit iſt; ſelbſt Schillers formender Geiſt vermochte dieſen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drey zuſammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an ſeine theatraliſchen Werke machte, hatten ſich geſteigert; da das ſchöpferiſche Genie augenblicklich feierte, trat deſto geſchäftiger die richtende Kritik, und nicht ohne Beſorgniſſe, an ihre Stelle. In allem künſtleriſchen Schaffen verlangt die Zuverſicht das Beiſpiel des ſchon wirklich Gelungenen. Dieß fehlte Schillern hier, nicht nach dem Urtheil ſeiner Nation, aber nach ſeinem eigenen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigungen des Talentes gelten, deſſen Entwicklung ihm jetzt allein ſeiner und der Kunſt würdig erſchien. Don Carlos war durch äußere Umſtände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Gluth der erſten Auffaſſung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfange einer neuen Laufbahn zu ſtehen, und wirklich drückte er, da er ſich einmal der Feſſeln entledigt hatte, die ſeinen neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem ſie niemals vorher die Bühne betreten hatte. Zugleich fiel dieß in eine Zeit, wo Schillers inneres Beſtreben vorzüglich ein philoſophiſches war. Denn es iſt nicht zu verkennen, daß zur Zeit, unmittelbar nach der Arbeit am Don Carlos, er bemüht war, die in ihm rege gewordenen philoſophiſchen Ideen zur Klarheit und Beſtimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des Don Carlos zum Gegenſtand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn ſieht, nicht frei vom Antheil dieſes innern, auf Ideen gerichteten Triebes, und dieß in ſeiner Art einzige, im Einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerſchen Genie's ausgeſtattete, wenn gleich in der Form und Zuſammenfügung des Ganzen nicht, gleich den ſpätern, gelungene Stück verräth die Spuren dieſes Urſprungs. Ein innerer, auf Ideen gerichteter Trieb war es in der That; da er aber in dem Erſcheinen der Kantiſchen Philoſophie Nahrung fand, und nachdem er ſich einmal in Anmuth und Würde in beſtimmter Klarheit auszuſprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in dieſem Aufſatze angedeuteten und theilweiſe ausgeführten Syſtems als eine innere Aufgabe in Schiller, die, ſeiner Individualität nach, gelöst ſeyn mußte, ehe er in ein andres Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewiſſes in ſeinem Geiſte zurückzulaſſen, ſo lange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur Klarheit und Gewißheit zu bringen, die Ideen, welche die Grundſäulen ſeines ganzen intellectuellen Strebens ausmachten, mit denen er ſein poetiſches Schaffen, das Element ſeines Lebens, unauflöslich verſchwiſtert ſah, ſobald es ihm Gegenſtand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpuncten hin rein ausgeſponnen vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteriſtiſcher Zug bei jeder Arbeit in Schiller, und ſo ruhte er nicht eher, bis die ihm von ſeiner innerſten Natur geſtellte Aufgabe in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen gelöst war. Bis dahin aber konnte er auch nichts Anderes ergreifen. Was ſeinen Geiſt anzog, beſchäftigte ihn immer ausſchließlich und ganz.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede iſt, die beſtändig in Schiller fortlebende Sehnſucht nach dramatiſcher Dichtung, langſam, aber immer allmählich ſich Luſt machend, die Oberhand über das philoſophiſche Streben gewann. Im erſten Jahre ſeiner Rückkehr nach Jena beſchäftigten ihn noch ausſchließlich die äſthetiſchen Briefe und gelegentliche hiſtoriſche Arbeiten. Dann blühte die Pöeſie, zuerſt nur in kleineren lyriſchen und erzählenden Gedichten, ihm auf, und die Philoſophie näherte ſich in den Abhandlungen über naive und ſentimentaliſche Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun ſchon herrſchend werdenden Arbeit der Phantaſie. Endlich begann der Wallenſtein. So trat Schiller wie in ein leichteres, ihm eigenthümlicheres Element, in die glänzende dichteriſche Periode ſeiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch ſchmerzlich bewegt, großer und ſchöner Tod führte ihn mitten in einer ſchon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter ſtrebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schillers zur dramatiſchen Dichtung fällt auch der Anfang ſeines vertrauteren Umgangs mit Goethe, und gewiß als die am ſtärkſten und bedeutendſten mitwirkende Urſache. Der gegenſeitige Einfluß dieſer beiden großen Männer auf einander war der mächtigſte und würdigſte. Jeder fühlte ſich dadurch angeregt, geſtärkt und ermuthigt auf ſeiner eigenen Bahn, jeder ſah klarer und richtiger ein, wie auf verſchiedenen Wegen daſſelbe Ziel ſie vereinte. Keiner zog den Andern in ſeinen Pfad herüber, oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eignen. Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt, und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu ſagen, würde theils überflüſſig ſeyn, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Goethe haben ſich in ihren Briefen ſelbſt ſo klar und offen, ſo innig und großartig über dieß einzige Verhältniß ausgeſprochen, daß ſo Geſagtem noch etwas hinzuzufügen Niemand verſucht werden kann.

In dem Briefwechſel mit mir gibt es Stellen, wo Schiller ſeinem Dichterberufe zu mißtrauen ſcheint, und Aehnliches findet ſich in Körners Lebensbeſchreibung angeführt. Ich erwähnte auch deſſen ſchon im Anfange dieſer Vorerinnerung. Solche augenblickliche

Aufwallungen, ſo wie der ſonderbare Mißgriff, ſich mehr für epiſche, als dramatiſche Dichtung geboren zu halten, werden Niemanden irre machen, der mit dem menſchlichen Kopfe und Herzen vertraut iſt. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verſtimmung ausnimmt, ſo klar und entſchieden gewußt, was er durch ſeine Natur wollen und ſuchen mußte, nie einer ſein Streben und ſein Gelingen ſo richtig und unbefangen gewürdigt, als Schiller; nie war einem mehr, als ihm, unſichres Umhertappen nach ſeiner naturgemäßen Beſtimmung fremd und verhaßt. Seine Beſtimmung war aber offenbar die dramatiſche Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die Alles auf Einen Punct hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effect hinzuarbeiten, die höchſte Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenſte Löſung in der Idee daran zu knüpfen, welches Alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, ſagt vorzugsweiſe dieſer Dichtungsart zu, deren Charakter ſich, nach Goethe's treffender Bemerkung, daraus ableiten läßt, daß ſie ihren Gegenſtand in die Gegenwart verſetzt. Denn auch ſie ſammelt ihre ganze Wirkung auf Einen Endpunct, verfolgt mehr eine Linie, als ſie ſich auf eine Fläche verbreitet, und ſteht, wie auch der Gedanke, in engerem Bunde mit der Zeit, als mit dem mehr, der Anſchauung zuſagenden Raume. Wenn Schiller dieß, und ſelbſt den dichteriſchen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen ſchien, ſo war es in den beſten Momenten dieſes Mißtrauens, die Höhe des Ideals, die den Blick ſchwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünſchten Ziels zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnſucht.

Des Einfluſſes, den äußere Umſtände auf den Wechſel in Schillers Beſchäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Abſicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die proſaiſchen Aufſätze groſſentheils durch die Thalia und die Horen, die Gedichte durch die Muſenalmanache hervorgerufen. Der erſte von 1795 veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines ſtammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieſer wechſelnde Uebergang von poetiſchen zu philoſophiſchen, proſaiſchen zu rhythmiſchen Arbeiten hauptſächlich und im Ganzen allein in der oben geſchilderten Geiſtesſtimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in ſehnender Erwartung in ſich trug, noch nicht ſeine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüths noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüſtung zu künſtleriſchem Schaffen und Dichten iſt, ließ er ſich zu Unternehmungen dieſer Art geben, die ihm hernach allerdings bisweilen ſtörend erſchienen, allein mehr ſchienen, als es in der That waren. Bewundernswürdig blieb dabei, wie dieſe äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden, und wie die

Nöthigung (denn ſo mußte man es oft bei Arbeiten, zu beſtimmten Zeiten zugeſagt, nennen) ſobald ſich die glücklich empfangene Idee dem Geiſte darſtellte, in ſchöne Freiwilligkeit überging, die jede Spur des äußern Urſprungs in dem Werke ſelbſt austilgte. Denn Niemand wird ſelbſt den weniger bedeutenden unter den Almanachs- und Horen-Gedichten den Stempel ächter Genialität abzuſprechen vermögen.

Was ſeine ſpätern dramatiſchen Werke vorzugsweiſe auszeichnet, iſt erſtlich ein ſorgfältigeres und richtiger verſtandenes Streben nach einem Ganzen der Kunſtform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenſtände, durch die ſie in eine größere und reichere Weltumgebung treten, und höhere Ideen ſich an ſie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Proſaiſchen durch einen reineren Schwung des Poetiſchen in Darſtellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Puncten iſt der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunſt in ihnen geſteigert, und indem die lebendige poetiſche Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieſer wieder auch in höherem Sinne Natur. In mehreren Stellen ſeiner Briefe gibt Schiller die größere Rückſicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen, von ihm gemachten Fortſchritt an, und tadelt das Hängen am Einzelnen, und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Theile. Viel früher aber ſpricht er dieß höchſte Erforderniß eines Kunſtwerks wundervoll klar und ſchön in den Künſtlern aus. Was er unter einer ſolchen Behandlung eines dramatiſchen Stoffes verſtand, zeigte er gleich an dem ſchwierigſten in dieſer Hinſicht, am Wallenſtein. Alles Einzelne in der großen, ſo unendlich Vieles umfaſſenden Begebenheit ſollte der Wirklichkeit entriſſen und durch dichteriſche Nothwendigkeit verbunden erſcheinen; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held ſein gefahrvolles Unternehmen ſtützen wollte, alle Klippen, an welchen es ſchei-

ſcheiterte, die politiſche Lage der Fürſten, der Gang des Krieges, der Zuſtand Deutſchlands, die Stimmung des Heers, ſollte vor den Augen des Zuſchauers dichteriſch und anſchaulich dargeſtellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an ſich und ſeinen Stoff gemacht, wenn man Shakeſpeare ausnimmt, nicht leicht ein zweiter eine ſolche Welt von Gegenſtänden, Bewegung und Gefühlen in Einer Tragödie umfaßt.

Die auf Wallenſtein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der That beſtand ſein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealiſch gebildeten Menſchen überhaupt ſagt, ſoviel Welt, als er mit ſeiner Phantaſie zu erfaſſen vermochte, mit der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen in ſich zu ziehen und in die Einheit der Kunſtform zu verſchmelzen. Daher ſind ſeine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, ſondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingeſehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunſt. Tiefer in ſie einzugehen iſt meine Abſicht nicht. Die in dieſer Vorerinnerung niedergelegten Betrachtungen haben nur den Endzweck, den hier nachfolgenden Briefwechſel in den ganzen Entwicklungsgang Schillers einzupaſſen. Sie finden daher ihren natürlichen Endpunct in dem entſchiedenen Beginn der Periode ſeiner letzten Trauerſpiele. Dieſe haben längſt das Urtheil der Mitwelt erfahren; ſie können mit Ruhe das der nachfolgenden Geſchlechter erwarten. Lange noch werden ſie die Bühne beſchäftigen, dann ihren Platz in der Geſchichte deutſcher Dichtung einnehmen. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, ſammelt nicht Thatſachen. Er wirkt in der Art wie er ſchafft; der Phantaſie aller Zeiten führt er Geſtalten vor, die erheben und bilden, er leiſtet dieß in der Form, in die er ſeine Gegenſtände kleidet, in den Charakteren, mit welchen er die Menſchheit idealiſch bereichert, in ſeinem eignen, aus allen ſeinen Werken widerſtrahlenden Bilde. So begeiſternd, und bildend durch Erhebung und Rührung, wird auch Schiller lange und mächtig auf ſeine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetſten Reife ſeiner geiſtigen Kraft entriſſen, und hätte noch Unendliches leiſten können. Sein Ziel war ſo geſteckt, daß er nie an einen Endpunct gelangen konnte, und die immer fortſchreitende Thätigkeit ſeines Geiſtes hätte keinen Stillſtand beſorgen laſſen; noch ſehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem der hier folgenden Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle, ſo unnachahmlich beſchreibt, die Seligkeit des dichteriſchen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber ſo lange es währte, war er ausſchließlich und unabläſſig im Gebiete der Ideen und der Phantaſie beſchäftigt; von Niemand läßt ſich vielleicht mit ſo viel Wahrheit ſagen, daß „er die Angſt des Irdiſchen von ſich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben „in das Reich des Ideales geflohen war“; er lebte nur von den höchſten Ideen und den glänzendſten Bildern umgeben, welche der Menſch in ſich aufzunehmen und aus ſich hervorzubringen vermag. Wer ſo die Erde verläßt, iſt nicht anders als glücklich zu preiſen.

Tegel im Mai 1830.

W. v. Humboldt.

Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Wilhelm von Humboldt

in

den Jahren 1792 bis 1805.

I.

Erfurt, den 3 Mai 1792.

Wenn Sie dieſen Brief aufbrechen, theuerſter Freund, erwarten Sie wahrſcheinlich die Nachricht von der Niederkunft meiner Frau. Wie ſehr werden Sie ſich aber wundern, wenn Sie ſtatt deſſen eine ganz andere Geburt erblicken. Allein es muß mit dem Hervorbringen eine anſteckende Sache ſeyn; denn ſo lange wir drei hier zuſammen ſind, vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ſey's nun ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufſatzes zur Welt kommt. Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unſer aller Staunen aus.

Sie erhalten alſo hier ein poetiſches Machwerk von mir, lieber Freund, und Sie verzeihen, daß ich mich damit gerade an Sie wende. Aber wenn ich überhaupt Niemandes Urtheil ſo ſehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, ſo bin ich auch bei Niemanden ſo ſicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen ſo oft bei ſo Vielen günſtige, oder wenigſtens minder ungünſtige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein ſchriftſtelleriſches Product gehört zu haben, war es mir gerade auch darum ſo intereſſant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, ſowohl dieß, als jedes ſeiner einzelnen Theile, mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieſer Maßſtab auch, ſelbſt für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend ſeyn, ſo iſt er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbſtſchätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigſtens immer eine ſo ſchöne und reiche Belehrung. Aber auch dieſe Gründe würden mich nicht bewogen haben, Ihnen mit meinen Verſuchen beſchwerlich zu werden, wenn ich mich nicht gerade jetzt in einer Stimmung befände, in welcher mir Ihr Urtheil noch mehr als wichtig, in der That nothwendig iſt. Darum nun erlauben Sie mir, Ihre Freundſchaft, von der Sie mir ſchon ſo manchen gütigen Beweis gaben, um eine Gefälligkeit anzuſprechen.

Ich beſchäftigte mich in dieſen Tagen mit dem Pindar. Seine wunderbar einfache Größe, die Kühnheit ſeiner Bilder, die Stärke des Ausdrucks, mit einem Worte das ganze ächte Gepräge des wahrhaft großen und tiefen Geiſtes ergriff mich ſtark. Ich überſetzte die erſten anderthalb Strophen der zweiten Ode, und, ohne an eine Ueberſetzung auch nur dieſer ganzen Ode zu denken, ſchrieb ich ſie hin. Ich zeigte ſie Carolinen und meiner Frau, ſie gefielen ihnen, ſie munterten mich auf, fortzufahren, und ſo entſtand nach und nach, was Sie hier ſehen. Von dieſem Fortgange — da mir doch eine Ueberſetzung, einerlei welche, geglückt iſt — und von dem Beifall der beiden Frauen — den ich aber vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke —

aufgemuntert, habe ich jetzt, ich kann es nicht läugnen, eine ſehr groſſe Luſt, mehrere Verſuche zu wagen. Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß, des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſeyn, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandtheit des deutſchen Ausdrucks zu beſitzen; ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verſe zu machen, ohne von Genie oder wenigſtens Talent unterſtützt zu ſeyn, unnütz verſplittert. Darum vorzüglich wage ich es, Sie, theurer Freund, um Ihr völlig offenes, wahres Urtheil zu bitten. Sie ſehen hier eine Probe, und eine wenigſtens inſofern entſcheidende Probe, als die erſte Luſt ſie begünſtigte, und als ich ihr allen Fleiß gewidmet habe, deſſen ich wenigſtens jetzt fähig war.

Finden Sie in mir, nach ihr, keinen Beruf zu Arbeiten dieſer Art; ſo ſollen Sie mich gewiß folgſam ſehen, und ſo erwerben Sie ſich ein wichtiges Verdienſt um meine Zeit. Meinen Sie, ich könnte bei länger ſich übendem Fleiß etwas leiſten, ſo können Sie mir vielleicht, beſonders in Abſicht des bei dieſer Gattung ſo ſchwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweiſung geben. Ueber das von mir gewählte Silbenmaß habe ich hinten ein paar Worte geſagt. Bei der Ueberſetzung habe ich übrigens die genaueſte Treue zu erreichen geſucht, und nur die entgegengeſetzte Klippe, das Undeutſche gemieden. In der 4 Antiſtr. werden Sie eine Variante finden. Das Nebengeſchriebene gefiel uns mehr, aber es ſchien mir nicht deutlich genug.

Caroline meint, Sie würden der Ode einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen. Wie ſchmeichelhaft mir dieß ſeyn würde, kann ich Ihnen nicht ſagen. Indeß bitte ich Sie recht herzlich, es nicht anders zu thun, als wenn Sie in jedem Verſtande mit Ehren erſcheinen kann. Ich kann darüber nicht Richter ſeyn. Es hat Momente gegeben, wo ich ſie ſehr ſchön hielt; und jetzt verſichere ich Sie, ſcheint ſie mir wieder kaum mittelmäßig.

Doch endlich genug von der Ode. Ich wollte Ihnen noch mancherlei ſagen. Aber der Pindar hat mir das ganze Blatt gefüllt. Ich eile alſo zum Schluß.

Caroline und meine Frau umarmen Sie, und Lottchen herzlich. Caroline hätte ſelbſt geſchrieben, aber ſie iſt nicht ganz wohl. Mit nächſtem Poſttag wird ſie ſelbſt ſchreiben. Der Coadjutor erinnert ſich Ihrer unendlich oft und freuet ſich ſehr, Sie vielleicht bald einmal hier zu ſehen. Dieß Vergnügen, ſey es nun hier, oder in Rudolſtadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, iſt auch uns eine überaus frohe Ausſicht. Verſichern Sie Ihrer lieben Frau meine innigſte Freundſchaft, und leben Sie recht wohl. Ewig der Ihrige

H.

II.

Auleben, den 12 Septbr. 1792.

Sie verzeihen es mir wohl, theuerſter Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Auftrag beſchwerlich zu fallen wage, der mir aber jetzt gerade ſehr wichtig iſt, und wegen deſſen ich mich an ſonſt Niemand zu wenden weiß.

Ich wollte meine Abhandlung über die Gränzen der Wirkſamkeit des Staats, die Sie im Manuſcript bei ſich haben, in Berlin drucken laſſen, und würde auch ohne Anſtand einen Verleger gefunden haben. Allein manche Schwierigkeit erregte mir die Cenſur. Der eine Cenſor verweigerte ſein imprimatur ganz, der andere hat es zwar ertheilt, allein nicht ohne Beſorgniß, daß er deßhalb noch künftig in Anſpruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläuftigkeiten dieſer Art in den Tod haſſe, ſo bin ich entſchloſſen, die Schrift außerhalb drucken zu laſſen. Da nun aber kenne ich Niemanden, an den ich mich etwa wenden könnte, als Göſchen. Da die Abhandlung politiſchen Inhalts iſt, woran das Publicum jetzt vorzüglich Intereſſe zu finden ſcheint, und die Bogenzahl ſo gering iſt, daß die Auslagen dabei nur unbeträchtlich ſeyn können; ſo zweifle ich nicht, daß Göſchen den Verlag übernehme. Ich würde ihm nun geradezu ſelbſt geſchrieben haben, allein ich fürchte, daß, im Fall er mir eine abſchlägliche Antwort geben möchte, dieß ihn geradezu gegen mich genirte, und vielleicht um ſo mehr, als er meine Frau perſönlich kennt.

Meine ganze Bitte an Sie, theuerſter Freund, beſtände alſo allein darin, daß Sie bloß Göſchen die Sache ſchrieben (doch ſo, daß der Cenſuranſtand in Berlin nicht weiter bekannt würde), ihm, wenn Sie es für nöthig hielten, das Manuſcript mitſchickten und ihn erſuchten, ſich beſtimmt zu erklären, ob er den Verlag zur Oſtermeſſe 1793 übernehmen wolle?

Da Sie gewiß Ihrer eigenen Angelegenheiten wegen, oft an Göſchen ſchreiben; ſo denke ich, macht Ihnen die Beſorgung dieſes kleinen Auftrages keine Mühe, und mir erweiſen Sie in der That eine überaus große Gefälligkeit dadurch. Nur muß ich Sie bitten, wenn es Ihnen möglich iſt, bald an Göſchen zu ſchreiben, und mich auch ſeine Antwort, ſo bald Sie können, wiſſen zu laſſen. Denn ich kann mich nicht eher beſtimmt in Berlin erklären, welches doch nothwendig iſt.

Die Correctur könnte ich, wenn Göſchen in Leipzig oder Erfurt drucken ließe, durch Bekannte, und an letzterem Ort, auch zum Theil ſelbſt beſorgen.

Caroline ſchreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung Sie nicht ohne Intereſſe gelaſſen haben, und daß Sie ſelbſt ſich jetzt mehr mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigen. Sie ſelbſt verſprachen mir ſchon einmal halb und halb die Mittheilung einiger Ihrer Ideen. Welch ein angenehmes Geſchenk würden Sie mir damit machen! Wie wäre es aber, wenn Sie ſie in Geſtalt einer Vorrede, oder eines Anhangs, oder wie Sie ſonſt wollten, mit oder ohne Ihren Namen, meiner Abhandlung beifügten.

Es verſteht ſich, daß dieß nur ein hingeworfener Einfall iſt. Aber es ſcheint mir zu intereſſant, wenn ein Mann von Ihrem Geiſte, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieſer Materien, und alſo von ganz anderen, neuen und originelleren Geſichtspuncten ausgehend, dieſen Gegenſtand behandelte; und der Kreis Ihrer ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bietet Ihnen ſonſt nicht leicht, wenn Sie nicht Luſt hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuſpinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, ſie gelegentlich einzuweben.

Meine Frau und mein Kind, das täglich hübſcher wird, ſind wohl, und wir leben ein einſames, aber unendlich glückliches Leben.

Wir umarmen Sie und Lottchen auf's herzlichſte. Leben Sie recht wohl, und ſagen Sie mir bald ein Wort. Ewig Ihr

H.

III.

Auleben, den 7 December 1792.

Endlich, theurer Freund, habe ich Antwort von Bieſter und die Abſchrift meines Manuſcripts zurückerhalten. Er ſagt mir, daß er, außer dem 5ten Abſchnitt über den Krieg, noch den 8ten über Sittenverbeſſerung, und den 6ten über öffentliche Erziehung abdrucken laſſen. Es thut mir leid, daß es ſo viel geworden iſt, allein ich erfuhr zu ſpät, daß Sie mir einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen wollten, und er verſichert, er habe es nicht mehr abändern können. Da ich nun das Manuſcript wieder zurück habe, ſo bin ich bereit, die neue Durchſicht, und die Aenderungen, die mir noch nothwendig ſcheinen, nun anzufangen, ob ich gleich noch ſelbſt nicht beſtimmen kann, ob ich viel abändern werde. Indeß mache ich mich doch an die Arbeit, ſobald ich nur von Ihnen, liebſter Freund, Antwort erhalten habe. Um dieſe erſuche ich Sie aber jetzt recht herzlich, und ſollten Sie ſelbſt nicht Zeit haben, ſo bitten Sie ja wohl Lottchen, mir ſie mit einigen Zeilen zu ſchreiben. Verzeihen Sie meine zudringliche Bitte. Aber Sie haben ſich einmal ſo gütig für die Abhandlung intereſſirt.

Was ſagen Sie zu den Vorfällen am Rhein? Der Coadjutor berührt ſie in ſeinem letzten Brief an mich nur kurz. „Sie haben mich gerührt“, ſchreibt er mir, „aber nicht erſchüttert.“

Caroline ſchreibt uns, daß Sie Luſt zu einer Reiſe nach Paris haben. Wenn es Friede iſt, und Sie uns mitnehmen wollen, ſo ſind wir augenblicklich von der Partie. Ich wünſchte auch ſehr Paris wieder zu ſehen, um zu bemerken, wie ſich die Nation ſeit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reiſekoſten verminderten ſich für uns beide, wenn wir gemeinſchaftlich reiſten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.

Ich habe vor einigen Tagen Ihren Kalender dieſes Jahres erhalten, und zum Theil geleſen. Die Schilderung der Schlacht bei Lützen hat mich hingeriſſen. Sie iſt unnachahmlich dargeſtellt.

Lina umarmt Sie und Lottchen herzlich. Unſere Kleine iſt wohl, und verſpricht, ſich auf der Pariſer Reiſe recht artig und ſtill aufzuführen.

Leben Sie recht wohl, theurer Freund, und vergeſſen Sie nicht Ihren

H.

IV.

Auleben, den 15 Januar 1793.

Verzeihen Sie, mein theuerſter Freund, daß ich Ihnen auf Ihr letztes Briefchen noch nicht antwortete. Aber Wolf aus Halle, der mich auf einige Tage beſuchte, verhinderte mich daran.

Es thut mir leid, daß Göſchen meine Abhandlung nicht in Verlag nehmen kann. Ich hätte ſie vorzüglich, damit ſie unter Ihren Augen gedruckt werden könnte, bei Weitem lieber ihm, als einem Anderen gegeben; und außerdem iſt es mir unangenehm, daß Sie, lieber Freund, jetzt noch mehr Schreiberei darum haben. Indeß iſt mir ein anderer Weg eingefallen, über den ich mir Ihre Meinung erbitte. Wenn, wie ich glaube, Göſchen die wahre Urſache angegeben hat, ſo nähme er vielleicht das Werkchen in ein oder zwei Jahren, und mir wäre es lieb, wenn man ſo lange damit wartete. Ich habe ſchlechterdings keine Eile damit, und gewänne vielmehr dadurch Zeit zu einer Umarbeitung einzelner Abſchnitte, die ich zum Theil für nothwendig halte, an die ich aber jetzt, da ich mir einmal für die nächſten Monate ganz andere Beſchäftigungen gewählt habe, nicht kommen würde. Der Gegenſtand ſelbſt iſt von allem Bezug auf momentane Zeitumſtände frei, und ſo, dächte ich, gewännen ſowohl die Leſer als die Ideen ſelbſt, für die Sie ſich zu intereſſiren ſcheinen.

Für den Abdruck in der Thalia und das überſandte Exemplar ſage ich Ihnen meinen herzlichſten Dank. Caroline forderte in ihrem Namen noch anderes Manuſcript von mir. Aber es muß wohl ein Mißverſtändniß ſeyn. Sie haben ja das Ganze. Aus dem jetzt Abgedruckten kann ich nicht recht ſehen, theuerer Freund, wie weit Sie noch drucken wollen. Laſſen Sie es mich doch wiſſen, und haben Sie die Güte, bei Ihrer Beſtimmung auch darauf Rückſicht zu nehmen, ob nicht, wenn noch viel mehr abgedruckt würde, dieß dem künftigen Verkauf des Ganzen nachtheilig ſeyn könnte?

Wenn Sie meinem Plan, den Druck aufzuſchieben, Beifall geben, und das in der Thalia Angefangene vollendet haben, ſchicken Sie mir wohl mein Manuſcript zurück.

Einige Aenderungen habe ich in der Thalia mit innigem Vergnügen bemerkt, und werde gewiß dieſen Winken künftig folgen.

Sollte es Ihnen an Zeit mangeln, mir ſelbſt hierauf zu antworten, ſo haben Sie wohl die Freundſchaft, Carolinen darum zu bitten.

Caroline und ich umarmen Sie Drei herzlich. Ewig Ihr

H.

V.

Auleben, den 18 Januar 1795.

Ganz unerwartet, theuerſter Freund, ſchreibt mir Caroline, daß Sie einen Verleger für meine Schrift haben, und ein deutlicher geſchriebenes Manuſcript wünſchen, um es ihm zu ſchicken.

Sie werden aus meinem letzten Briefe erſehen haben, daß ich jetzt vielmehr einen Aufſchub des Drucks wünſchte, und, als ich neulich die Abhandlung noch einmal durchging, fand ich in der That nicht bloß viele Stellen, die einer Aenderung, ſondern auch einige, die einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Sie ſelbſt, lieber Freund, waren zuerſt dieſer Meinung und werden darum um ſo mehr mit mir darüber übereinſtimmen. Je mehr mich auch die vorgetragenen Ideen intereſſiren, und je günſtiger ich ſogar von meiner Arbeit urtheile, um ſo weniger könnte ich mir die Nachläſſigkeit verzeihen, ihr nicht dieſe letzte Sorgfalt gewidmet zu haben. Für jetzt aber und die nächſten Monate habe ich nicht allein ganz heterogene Beſchäftigungen, ſondern es fehlt mir auch theils an Stimmung, theils ſogar an einigen Büchern, um an dieſe Reviſion zu gehen. Ueber Einiges möchte ich ſogar durch Geſpräch meine Ideen erſt klarer machen können. Alles dieß hat mich nun zu dem feſten Entſchluß gebracht, die Herausgabe, wenn es noch möglich iſt, aufzuſchieben, und zwar auf unbeſtimmte Zeit, da, wie lang oder kurz eine beſtimmte ſeyn möchte, alles Gebundenſeyn in dergleichen Dingen ſo unangenehm iſt.

Ich kann aus der guten Caroline Brief nicht ſehen, inwieferne Sie, mein Theurer, ſchon ſichere Abrede getroffen haben. Haben Sie aber mit dem Buchhändler noch nicht abgeſchloſſen, und können Sie noch zurückgehen, ſo bitte ich Sie, ihm zu ſchreiben, daß der Entſchluß über die Zeit der Herausgabe der Schrift geändert ſey, daß alſo jetzt keine weitere ſichere Abrede genommen werden könne, daß ich aber, wenn ich mit den noch vorzunehmenden Aenderungen fertig wäre, mich an ihn abermals wenden, und bei ihm anfragen würde. Wahrſcheinlich würde er doch bei einer zweiten Anfrage gleich geneigt ſeyn, und wäre er es nicht, ſo iſt vielleicht dann Göſchen frei, oder ich finde einen Andern.

Haben Sie aber ſchon mit ihm abgeſchloſſen, und wäre es nicht zu ändern, welches mir freilich ſehr unlieb wäre, ſo müßte ich Sie doch bitten, mit ihm die Abrede zu treffen, daß das Buch erſt Oſtern 1794 oder früheſtens Michaelis d. J. erſchiene. Dieß wäre mein kürzeſter Termin, und er gewänne ja auch durch die auf ſeinen Verlagsartikel gewandte Zeit. Indeß wäre mir das Erſte bei Weitem immer das Liebſte.

Das deutlicher geſchriebene Manuſcript, Lieber, habe ich gerade verliehen. Indeß iſt es ja auch nun, nach meinem jetzigen Entſchluß, nicht nöthig. Denn zum Druck wäre es ja auch viel zu früh; und ſollte er es nur ſehen, um ſich erſt feſt zu entſchließen, ſo können ſie ja noch zurückgehen und thun es nun ja auf alle Fälle. Auch kann es ſeyn, daß nach der Umarbeitung nicht einmal die Bogenzahl gleich bleibt.

Werden Sie mir nicht böſe, theurer Freund, über die vielen Bemühungen, die meine Angelegenheit Ihnen verurſacht. Schon oft hat es mir leid gethan, Sie überhaupt damit beſchwert zu haben, und gewiß hätte ich es nicht gethan, wenn ich geglaubt hätte, es koſte Ihnen mehr, als eine flüchtige Erwähnung in einem Briefe an Göſchen.

Leben Sie innigſt wohl, mein theurer unvergeßlicher Freund! Wie unendlich oft ſehnen wir uns zu Ihnen hin! Ewig Ihr

H.

Sie haben wohl die Güte, lieber Freund, mir ſobald Sie können, nur mit drei Worten den endlichen Ausgang der Sache zu melden, und mir dann das Manuſcript zurückzuſchicken.

VI.

Jena, den 22 September 1794.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß Sie erſt heute einen Brief von mir erhalten. Für den Inhalt werden Sie indeß dabei gewinnen. Wenigſtens habe ich geſtern allerlei Neuigkeiten eingeſammelt. Die ſchlimmſte von allen iſt nun zwar die, daß unſer kleiner Junge nun wohl gewiß die Blattern nicht bekommt. Stark und Hufeland, die ihn beide geſtern geſehen, kamen darin überein, daß ſo gut als gar keine Hoffnung vorhanden ſey, obgleich die abſolute Unmöglichkeit erſt mit Mittwoch etwa eintritt. Auf alle Fälle aber glaube ich, könnte die arme Lolo ſicher mit Ende dieſer oder dem Anfang künftiger Woche wieder herkommen; denn jene Möglichkeit iſt, wie geſagt, äußerſt klein. Dennoch ſollen Sie bis Donnerſtag mündliche oder ſchriftliche Nachricht durch mich erhalten. — Freitag, als den Tag meiner Ankunft von W., habe ich mich ganz ruhig zu Hauſe verhalten. Sonntag früh beſuchte ich Woltmann und Fichte. Bei dem Erſteren fand ich eine reiche Erndte, von der ich nur wenig Aehren leſen will. Zuerſt verſicherte er, mich und Sie oft fruchtlos beſucht zu haben, und thut wenigſtens, als wüßte er nichts von Ihrem Muſenalmanach. Dagegen hat er mir geſagt, daß nicht Reinhard, ſondern Gotter mit Dietrich wegen Fortſetzung des Bürgerſchen contrahirt habe und finde darin den Grund von ſeinem Stillſchweigen auf den Antrag der Horen. Die Stauſen erhalten Sie nicht. Althof in Göttingen hat für gut befunden, ſie mit mehreren anderen Sachen zum Beſten des hinterlaſſenen Bürgerſchen Sohnes drucken zu laſſen. W. ſagt freilich, daß das Geſchenk ein wenig groß ſey, indeß hätte er nichts mehr machen können. Dafür arbeitet er jetzt die Geſchichte der Gracchen aus, und denkt, ſie im Laufe des Octobers gewiß zu vollenden. Sie werden etwa vier Bogen betragen. Wenn er dieſen Gegenſtand mit viel Politik umgibt, kann er intereſſant werden, indeß iſt dieß bei dem Grundgeſetz der Horen nur mit Feinheit und Behutſamkeit thunlich. Gelegentlich hörte ich auch, daß Bürger noch Gedichte von ihm gehabt hat. Dieſe läßt er ſich jetzt aber zurückſchicken, und ich zweifle nicht, daß er Sie gerne damit bereichern wird. Mit Fichte habe ich intereſſant geſprochen, ſehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen ſehr viel für die Philoſophie. Sie hätten, ſagte er, jetzt Ihr ſpeculatives Nachdenken faſt nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, ſey *Einheit*. Dieſe Einheit ſey zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem Syſtem. Kämen Sie dahin, und dieß hinge allein von Ihnen ab, ſo wäre von keinem anderen Kopf ſo viel und ſchlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Auch Goethe wünſchte er für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn zu richtig. „Neulich, fuhr er fort, hat er mir mein Syſtem ſo bündig und klar dargelegt, daß ich's ſelbſt nicht klarer hätte darſtellen können.“ Sie kennen dieſe Manier. Ihre Matthiſſon'ſche Recenſion hat er geleſen, aber in den Ferien wird er ſie *ſtudiren* (dieſer Strich bedeutet den Ton, mit dem er es ſagte). Der D. Weißhuhn aus Schönrode, ſtellen Sie ſich vor, iſt ſchon ſeit vier Wochen hier, und wir wiſſen es nicht. Er ſoll, wie mir Fichte ſagte, erſt etwas ſchreiben, das Ihnen vorgelegt werden und ihn zu einem Mitarbeiter an den Horen legitimiren ſoll. Mir hat er einen Band Sinngedichte von ihm mitgegeben, denen ich den Geſchmack nicht abgewinnen kann, d. h. den beſten, denn die ganz ſcheußlichen erwähne ich nicht.

H.

VII.

Tegel, den 17 Julius 1795.

Ihr Brief iſt, und zwar bis Berlin (denn von dort habe ich ihn unmittelbar erhalten) unbegreiflich lange unterwegs geweſen. Ich bekam ihn erſt den 15ten, alſo 9 Tage, nachdem Sie ihn abgeſchickt hatten. Je größer indeß meine Sehnſucht war, wieder etwas von Ihnen zu hören, deſto innigere Freude hat er mir auch gemacht. Meine beiden haben Sie nun wohl ſchon erhalten.

Nach Lottchens Brief an meine Frau, die Sie beide herzlich grüßt, aber ſchwerlich ſelbſt wird ſchreiben können, da ſie ein Gerſtenkorn am Auge hat, müßte ich beinahe fürchten, Sie litten wieder an Ihrem gewöhnlichen Uebel, liebſter Freund, und wenn das Wetter bei Ihnen, wie hier iſt, ſollte es mich wenig wundern. Möge doch der Himmel Ihnen bald wieder recht heitere Stunden und völlig freie Stimmung geben.

Für die ausführliche Nachricht von Goethe's Fauſt meinen herzlichen Dank. Der Plan iſt ungeheuer; ſchade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus haben Sie gewiß eine gute Acquiſition gemacht, und es iſt recht gut, daß es nicht der ganze iſt. Denn dieſer Hymnus beſteht offenbar, obgleich Goethe es nicht finden will, aus zwei ganz verſchiedenen Stücken, einem an den Deliſchen, und einem an den Pythiſchen Apoll. Wahrſcheinlich hat doch Goethe das ganze erſte Stück überſetzt, und nur dieß iſt ſehr ſchön, das andere iſt wirklich mittelmäßig.

Woltmann iſt doch immer noch brauchbar, wie ich ſehe. Bei Gelegenheit ſeines Romans fällt mir ein, daß er den der Mereau neuerlich recenſirt hat, und daß Sie die Recenſion leſen müſſen. Sie ſteht im 180ſten Stück der A. L. Z. Sie werden einige Ideen aus der Matthiſſonſchen Recenſion und ein Stück aus einer Theorie der Idylle, das mich ſehr erbaut hat, darin finden. Aus dem Buche ſelbſt iſt eine philoſophiſche Stelle angeführt, die in der That ſublim iſt und in der das Ich göttlich prangt.

Wegen Gros habe ich mit Hardenberg geſprochen. Er iſt noch immer der Meinung, ihn anzuſtellen.

Ich war indeß einen Tag in Berlin und melde Ihnen doch einige poſſierliche Dinge.

Zuerſt über die Horen. Nichts als was wir längſt hörten. Die Unterhaltungen mißfallen durchaus und total, auch der Procurator. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit. Selbſt die Epiſtel iſt nicht verſtanden worden. (!!) Der Dante gefällt nur mittelmäßig, Herder gar nicht. Entſchiedenes und allgemeines Glück hat bloß Ihre Belagerung gemacht. Doch ſcheint auch Körner und überhaupt das 5te Stück gefallen zu haben. Der Nationalcharakter ſoll recht hübſch ſeyn, einige treffliche Ideen haben, und nur hier und da ungleich geſchrieben ſeyn. Ueber die Verfaſſer iſt man in der größten Verwirrung geweſen. Die Unterhaltungen hat man Goethe, den Fichtiſchen und Woltmannſchen Aufſatz mir, meinen zweiten einem Unbekannten, der einige Ideen aus meinem erſten weiter ausgeſponnen habe, die Belagerung Woltmann (!) zugeſchrieben. Eine Dame hat Ihre Belagerung zu tactiſch gefunden.

Hen-

Hennings hat ſchon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recenſion der Schützischen Recenſion der Horen abdrucken laſſen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recenſenten deſto ärger umgehen ſoll.

Göckingk empfiehlt ſich Ihnen, und findet ſich durch Ihre Bitte um Beiträge zum Almanach ſehr geehrt. Reinhard iſt aber eben auf einer eigentlichen Reiſe um Beiträge in Berlin geweſen, und hat ihn ganz erſchöpft. Ramler und Meyer fand ich noch nicht, allein wahrſcheinlich gehören ſie auch zu den Ausgeſogenen.

Klopſtock hat, ich denke auch im Archiv der Zeit, wieder ein grammatiſches Geſpräch erſcheinen laſſen, in welchem er die Kantiſche Terminologie durchzieht. Teleologiſche Urtheilskraft ſey nach dem Object gemacht. Man wird bald ſagen: das Baumiſche Auge.

H.

VIII.

Tegel, den 22 Juli 1795.

Schon nach Ihrer lieben Frau letztem Briefe an die meinige fürchtete ich, Ihre Krämpfe möchten ſich bei dem üblen Wetter und Ihren Arbeiten häufiger einſtellen, und leider ſehe ich meine Beſorgniß nur zu gegründet. Schonen Sie ſich ja, theurer Freund, es iſt ja für die Horen völlig, und für den Almanach auch faſt ganz geſorgt, und die Arbeit iſt nun für den Augenblick minder dringend. Doppelt ſchmerzt es mich jetzt, nicht in Jena zu ſeyn, es wäre Ihnen gewiß noch willkommener, ein paar Stunden täglich zu verplaudern, und wenn Goethe nicht da iſt, ſo haben Sie ſchlechterdings Niemand.

Jacobi's Aufſatz amüſirt mich doppelt, da er meine Kunſt zu rathen ſo anhaltend beſchäftigt. Ihre Frau hat vergeſſen, mir auch nur den Titel zu ſchreiben, und außerdem, daß ich aus dem Briefe ſehe, daß ein Brief an Erneſtinen über die Kantiſche Moral eine Fortſetzung davon ſeyn ſoll, weiß ich nun ſchlechterdings nichts. Indeß werde ich ihm doch noch heute antworten, weil ich ihn gern bei recht gutem Muth erhalten möchte.

Mein Leben iſt ſeit meinem letzten Briefe ſo in ſeiner Einförmigkeit fortgegangen. Ich bin ein paarmal in Berlin geweſen, aber ohne eben etwas Intereſſantes zu erfahren. Zum Arbeiten bin ich wenig gekommen, obgleich meine Geſundheit um ſehr Vieles beſſer iſt, als Anfangs und als in Jena. Aber es ſind der Zerſtreuungen ſo viele, und alle darf ich nicht einmal, wegen der fortdauernden Kränklichkeit meiner Mutter, entfernen. Indeß denke ich noch ernſtlich an die Louiſe und habe wieder allerlei Ideen dazu geſammelt.

Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer iſt, wie ich von ſicherer Hand weiß, ſchon von Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber zu einem Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena ſehr kalt aufgenommen, und wenn Sie Beiträge wünſchten, hätte er erwartet, daß Sie ſich unmittelbar an ihn wenden würden.“ Bei ſo bewandten Umſtänden habe ich es für beſſer gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht beſucht. Mit ſo vornehmen Herren iſt es ſchlimm umzugehen. Eben dieſer Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geiſterſeher gegeben. Daraus iſt denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrſcheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortſetzung liefern können. Er iſt eigentlich der Herausgeber des Archives der Zeit und zugleich Verfaſſer der meiſten Aufſätze darin. In den letzten Stücken iſt unter dem Titel „Flüchtiger Anblick der deutſchen Literatur“ etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut ſchien. Es iſt von ihm ſelbſt.

Gentz, der ſich Ihnen vielmals empfiehlt, und auch noch immer etwas zu liefern verſpricht, hat mir das Poſſeltſche politiſche Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu für das beſte jetzt. Ich habe ihn gebeten, es, wo möglich, in der A. L. Z. zu recenſiren, und er hat es mir verſprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vortheilhaft ſeyn.

Ueber die Elegien habe ich noch gar nichts Rechtes gehört, das Einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch ſchon vermutheten, Niemand Anſtoß daran nimmt. Von Ihren Briefen iſt altum silentium.

Leben Sie wohl, liebſter Schiller, und werden Sie wieder recht geſund und heiter. Danken Sie der lieben Lolo für ihren gütigen Brief recht herzlich, und bitten Sie ſie, mir, im Fall Sie verhindert wären, fernere Nachricht zu geben. Meine Frau grüßt Sie beide. Tauſend Küſſe an Carl! die kleine Li ſpricht oft von ihm.

H.

IX.

Tegel, den 6 Auguſt 1795.

Sie haben mir eine innige Freude gemacht, lieber theurer Freund, durch Ihren ausführlichen liebevollen Brief. Abgerechnet, daß ich geſunder bin, als Sie leider zu ſeyn ſcheinen, geht es mir in noch viel höherem Grade ebenſo, wie Ihnen. Ich habe im genaueſten Verſtande gar keine geſellſchaftliche Exiſtenz, auch ſehe ich, außer den Leuten, die gewöhnlich ins Haus kommen, Niemand, und bin ſeit beinahe 14 Tagen nicht in der Stadt geweſen. Ich vermiſſe es unglaublich, nicht noch bei Ihnen zu ſeyn, und habe mich ſo ſehr an das geſellſchaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Deſto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den beſten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu. In den erſten Wochen meines Hierſeyns war ich in der That beſorgt, wir möchten länger als ich dachte, getrennt bleiben müſſen. Meine Mutter war ſo krank, daß ich nicht glaubte, ſie im Herbſt verlaſſen zu können. Jetzt aber geht es beſſer, und die ganze Aenderung, die ich in meinem Plan gemacht, beſteht einzig darin, daß ich den September nicht bei meinem Schwiegervater, ſondern hier zubringen, und alsdann unmittelbar von hier nach Jena zurückkehren werde.

Ich freue mich ſehr auf Ihren Beitrag zum Muſenalmanach, und meine Ungeduld wird noch durch eine Nebenurſache vermehrt. Ich bin begierig zu ſehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich ſind, iſt an ſich nicht leicht zu faſſen, und gibt bei genauer Unterſuchung gewiß nicht geringe Aufſchlüſſe über die innere Verwandtſchaft des dichteriſchen und des philoſophiſchen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publicum aufgetreten ſind, ſo iſt es natürlich, daß man oft darüber urtheilen hört, welche Ihnen eigenthümlicher ſeyn möchte? und ſo wenig Werth auch meiſtentheils dieſe Urtheile haben, ſo zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denſelben, daß in der Sache ſelbſt nichts liegt, das ein wahres Moment zur Entſcheidung an die Hand gibt. Und ſo iſt es auch, wie es mir ſcheint. Beide ſo verſchiedene Richtungen entſpringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteriſtiſche Ihres Geiſtes iſt es gerade, daß er beide beſitzt, aber auch ſchlechterdings nicht Eine allein beſitzen könnte. Wo ich ſonſt etwas Aehnliches kenne, iſt es der Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte beſonders die einſeitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſey, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr

Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht. Wenigſtens iſt es gewiß nichts Anderes, was den Urtheilern darüber zum Grunde liegt, die ſich in Beides weniger finden können. Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ſo gänzlich von einander trennt, der große Unterſchied zwiſchen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollſtändigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit: dieſer Unterſchied iſt gleichſam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer ſolchen Fülle der geiſtigen Kraft erklären, daß dieſelbe vom Mangel an Weſenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt ſich auch dieſe raſtloſe geiſtige Thätigkeit in Ihnen, die Jedem, der ſie zuerſt näher ſieht, am meiſten auffällt. Daher genießen Sie den doppelten Vortheil, zugleich das Nothwendige rein und abgeſondert, aber doch auch nicht bloß ſo, ſondern in das Individuelle verwandelt zu ſehen, oder eigentlicher zu reden, unaufhörlich in ſich darzuſtellen. Denn je eminenter die Geiſteskraft iſt, deſto mehr muß ſie auf das Nothwendige gerichtet ſeyn, und wenn das, was ich im Vorigen ſagte, wahr ſeyn ſoll, ſo muß die Ihrige eine ſo große Selbſtſtändigkeit beſitzen, daß ſie durch die äußere Beobachtung nur im Allgemeinen auf die Wirklichkeit geſtimmt wird, nichts aber eigentlich aus ihr annimmt, ſondern in ſich, nur harmoniſch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirkt. Denn nothwendig muß dieſe ganze Geiſteseigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenſeitigen Zuſammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der erſtern mehr producirend, als reproducirend wird, beruhen. Darum glaube ich auch ſo feſt an den Wallenſtein und an das vollkommenſte Gelingen der höchſten poetiſchen Verſuche, es müßten denn zufällige Nebenumſtände im Wege ſeyn, da freilich die Ausübung des dichteriſchen Talents ſchon andere körperliche Diſpoſitionen vorausſetzt, als die Ausübung des philoſophiſchen. — Aber verzeihen Sie, daß ich in eine ordentliche pſychologiſche Auseinanderſetzung gerathen bin, ich rechne auf Ihre liebevolle Nachſicht, und beſonders wünſche ich, daß auch für dieſen Brief Ihr prächtiger Ausſpruch gelten möge, daß wir uns verſtehen, wo uns ſonſt Niemand verſteht.

Körners Urtheil über die Elegien begreife ich nicht genug, weil ich ihn doch nicht genau genug kenne, und er ſich übermäßig lakoniſch ausdrückt. Indeß iſt es ihm ſehr eigenthümlich lange und vielleicht immer zu zweifeln. Es iſt dieß um ſo intereſſanter, als er gar nicht, weder an gewiſſen Sätzen, noch an gewiſſen Methoden hängt, da er dem Gefühle, dem bloßen Tact viel Raum verſtattet, meiſtentheils in einem Gebiete lebt, in welchem derſelbe vorzüglich herrſcht, und auch in einem andern das eigentliche Abſtracte, ſelbſt den ſtrengen metaphyſiſchen Beweis zu fliehen ſcheint. Ich freue mich ihn auf einem ſo guten Wege zum Arbeiten für die Horen zu ſehen. Ich lege Ihnen einen Brief von ihm bei, bei dem es aber meine Abſicht nicht iſt, Sie in Anſehung Wolfs zu bekehren.

Das Gedicht hat mir viel Freude gemacht. Es iſt ordentlich Schade, daß es an Sie iſt, es wäre ein hübſcher Beitrag zum Almanach.

Mit meinen Arbeiten ſteht es ſchlecht. Ich habe keine Zeile geſchrieben. Sie wiſſen, wie ſchwer es mit mir hält. Indeß liegt es nicht am Willen, und ich danke vorläufig immer für den ſchönen offenen Platz im 9ten Stück. Nur verſprechen kann ich nichts. Was ich hier noch gethan habe, iſt die Ueberſetzung von einigen hundert Verſen aus einem Stück des Ariſtophanes. Die Stelle zog mich an, weil ſie viel ächten Witz hat und die Gattung mir ganz neu war. Ueberhaupt ſitze ich jetzt tief im Ariſtophanes. Sie fanden auch einmal viel Geſchmack an ihm.

Ramlern habe ich, da ich ihn abermals nicht gefunden, geſchrieben, und erwarte ſeine Antwort.

Alexander iſt auf dem Wege nach Venedig.

Er geht von da über Mailand nach der Schweiz. Ich habe ihn ermuntert, die Reiſe für die Horen zu benutzen.

Wir ſind alle recht wohl und genießen ſehr viel die Luft. Möchten Sie doch auch heiterer ſeyn, und Ihre gute Stimmung bald wieder gewinnen.

Leben Sie herzlich wohl, tauſend Grüße an Lolo.

H.

X.

Jena, den 9 Auguſt 1795.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht. *) Haben Sie es geleſen, ſo ſchließen Sie ſich mit Ihrer Frau ein, und leſen es Ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht ſelbſt kann, und ich ſchenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal

---

*) Das Reich der Schatten.

wieder hier ſeyn werden. Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, und deren Ihr letzter Brief mich verſicherte, ſo iſt es durch dieſe Arbeit. Um ſo ſtrenger muß aber auch Ihre Kritik ſeyn. Es mögen ſich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen laſſen, und wirklich war ich ſelbſt bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht ſeyn, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher geſagt wünſchte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel ſcheint, will ich ändern; für die Armſeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta abſenden muß, ehe ich noch Ihre Kritik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyers Aufſatz abgerechnet, iſt noch gar nichts zum 9ten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erſter Poſt Manuſcript ſchicken muß.

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Poſt wieder. Michaelis erhält es nicht, auch iſt es für eine Almanachs-Arbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich faſt entſchloſſen, die nächſten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es iſt gewiß, daß die Beſtimmtheit der Begriffe dem Geſchäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft iſt. Hätte ich nicht den ſauren Weg durch meine Aeſthetik geendigt, ſo würde dieſes Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo difficilen Materie gelangt ſeyn, die es wirklich hat.

Goethe iſt noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag ſeiner Abreiſe von Carlsbad auf den 4ten feſtſetzte, der längſt verſtrichen iſt.

Von Körnern habe ich ſeit drei Wochen keine Zeile geſehen. Ich erwarte daher in ſeinem erſten Briefe einen Aufſatz von ihm.

Beiliegende Schlegelſche Gedichte rücken Sie unmittelbar hinter einander in die neulich überſchickte Sammlung, und haben die Güte, ſolche zu paginiren. In acht Tagen folgt eine neue Lieferung. Tauſend herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau von uns beiden. Goethe grüßt Sie auch.

Mit herzlicher Liebe der Ihrige.

Schiller.

XI.

Tegel, den 17 Auguſt 1795.

Ich mußte den vorigen Poſttag überſchlagen, liebſter Freund, weil ich auf dem anderen Gute meiner Mutter war, und dort einige dringende Geſchäfte hatte. Seitdem habe ich nun auch das 7te Horenſtück und Ihren Brief erhalten, für den ich Ihnen herzlich danke.

Vom Las Caſas ſagte mir geſtern Einer, es ſey eine verunglückte Nachahmung von Engels Traum des Galilei, und war äußerſt verwundert zu hören, daß Engel ſich ſelbſt nachgeahmt habe. Andere aber, um ihren Apoſtel

nicht

nicht fallen zu laſſen, ſagen, man ſehe, wie das Beiſpiel wirke. Selbſt Engel habe ſich hinreißen laſſen, Sie nachzuahmen und blumenreich zu ſchreiben!!

Von den Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung ſprechen.

Ueber Ihre Briefe iſt tiefes Stillſchweigen, wie natürlich. Jemand ſagte mir, nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verſtehe ſie nicht, und es ſey eine ſchlimmere Undeutlichkeit als z. B. in Kant. In dieſem läſe man mit großer Schwierigkeit und bleibe bei jedem Satze zweifelhaft ſtehen. Aber wenn man ſich durchſchlüge, nun ſo wiſſe man deutlich, was man geleſen habe. Bei Ihnen empfinge man ſehr leicht jeden einzelnen Satz und glaube Alles gleich zu faſſen; aber fragte man ſich hernach, was man geleſen habe, ſo wiſſe man es nicht auszudrücken. Im Grunde halte ich dieſes Urtheil für ſehr wahr, nur daß es mehr ein Urtheil über den Leſer, als über Sie iſt. Der Kantiſche Vortrag läßt ſich, wie natürlich jeder rein dogmatiſche, nachplappern, der Ihrige läßt ſich nur nachdenken. Unter Allen, die ich ſprach, iſt Gentz der einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverſtandenen Enthuſiasmus bewirkt haben, ſo wie er überhaupt genommen, hier gewiß der denkendſte Kopf iſt. Die letzte Lieferung fand er ſtellenweis zu gedehnt. Die Recenſion des Poſſeltſchen Journals iſt ihm jetzt aufgetragen.

Unger'n habe ich auch geſprochen. Er iſt ein vernünftiger ſolider Mann. Zwar ſpricht er auch wohl vom Handel mit Geiſtesproducten, als einer abſcheulichen Sache, indeß betrachtet er dieſe Empfindung doch ſelbſt als eine Jugendſünde. Ueber die Horen hat er ein ſtrenges Urtheil gefällt. „Sie müßten mit dieſem Jahre aufhören, weil, die Schuld liege an wem ſie wolle, alle Welt damit unzufrieden ſey.“ Absit omen!

Man macht hier viel Lärm von Klingers Raphael, Fauſt und Giaffar. Haben Sie ſie geleſen? Woltmanns Herodot, fürchte ich, möchte kein günſtiges Urtheil von Ihnen empfangen. Es iſt ſicherlich eine Vorleſung. Er hat in ſeinem Collegium: Quellen der Geſchichte, über die Alten mit vieler moderner Selbſtgefälligkeit geſprochen.

Auf Ihre Gedichte bin ich unendlich begierig, und ich möchte Ihnen böſe werden, daß Sie ſich nicht der Erfindung überlaſſen haben. Daß Sie das beſte Gedicht den Horen beſtimmen, halte ich für gut. Es iſt doch die ſicherſte Entrepriſe, und der Almanach geht auch mit den übrigen und den Epigrammen. Schicken Sie mir nur ja bald, was Sie haben. Ueber das Horenſtück nächſtens.

Wie ſehne ich mich, Sie wieder zu ſehen, lieber theurer Freund. Es hat mich innig gerührt, daß auch Sie mich ſo vermiſſen. Wohl will auch ich mich entſchädigen. Ich habe in dieſer Woche ſehr viel über unſeren Umgang nachgedacht, über Ihre Fähigkeit zum Umgange überhaupt und unſer Verhältniß zu einander. Ich könnte allerlei darüber ſagen, wenn es nicht fatal wäre, ſo etwas zu ſchreiben und zu leſen.

Ich bin ziemlich wohl. Möchte ich bald daſſelbe von Ihnen hören.

H.

XII.

Tegel den 18 Auguſt 1795.

Die Macht des Geſanges und der Tanz ſind Ihnen meiſterhaft gelungen, lieber Freund, und vorzüglich hat die erſtere einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Idee, wie die Ausführung, iſt die Frucht einer wahrhaft lyriſchen Stimmung, und die Macht der Dichtkunſt, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer beſſern Natur Verwandte derſelben, iſt auf eine erhabene Art geſchildert. Das große und ſchauervolle Bild am Eingange, bereitet die Seele prächtig zu der ernſten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Verſen: „So ſtrömen“ u. ſ. w., ſo ſehr befeſtiget wird. Die gleich darauf folgenden Verſe eröffnen dem Geiſt auf einmal eine unabſehliche Tiefe. Der Dichter ſteht mit den Schickſalsgöttinnen im Bündniß, und ſie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Weſens, von welcher ſeine ſichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erſcheinungen ſind, und auf deren unmittelbarem und inſofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schickſal nennen: dieſe Kraft iſt es, welche die Kunſt des Dichters in Bewegung zu ſetzen, und auf die er zu wirken verſteht. Aus ihr quillet im Menſchen die Schönheit, die ſein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erſte Urſach aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit iſt, ſo eignet er ſich nun, gleichſam durch ein Einverſtändniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantaſie das Geſetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das Letztere nicht thut, ſagt der Reſt der Strophe ſo ſchön.

Seine Macht iſt ein Zauber, er beherrſcht das bewegte Herz, alſo durch die eigene Kraft desſelben, und ſteht, zwiſchen Ernſt und Spiel, in der Mitte. Die beiden letzten Verſe: „Und wiegt es“ u. ſ. w., ſind unglaublich ſchön, und maleriſch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieſer Strophe herrſcht, und die Furchtbarkeit einer unwiderſtehlichen Macht mildert, hilft den ſchauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt ſich ganz von dem ergriffen, was Sie ſchildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verſtärkt die Wirkung. Kaum erinnere ich mich je Etwas geleſen zu haben, das ſo das Gepräge ſchmuckloſer Einfachheit und erhabener Wahrheit in ſich trägt, als die dritte Strophe. Jedes Wort iſt gediegen und voll Kraft. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantaſie wieder ſchön aus. Die Macht des Dichters iſt nicht wild und eigenſinnig, ſie iſt eine milde Größe und hebt den Menſchen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere

Menſchlichkeit wieder zu geben. Der Versbau dieſes Gedichts paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen ſind ſehr wohlklingend. Was auch Goethe vom Reim ſagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. Wie Sie ihn behandeln, ſchneidet er die einzelnen Theile der proſodiſchen Periode ſo beſtimmt ab, trennt die kleineren von den größeren ſo gut, und ſtellt die ſich gleichen ſo paſſend gegen einander, daß es nicht bloß dem Ohr ſehr wohlthut, ſondern auch mit dem eigentlichen Vortrag, ſo wie er z. B. in den Göttern Griechenlands, der Reſignation, und hier iſt, vollkommen übereinſtimmt. Ich erinnere mich keiner Stelle ihrer Gedichte, wo der Reim dem Gedanken geſchadet, aber auch keiner, wo er ihm (wie ſo häufig im Wieland) ſichtbar geholfen hätte, er erſcheint für den Inhalt, als gänzlich null, denn er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unſerer Sprache nichts weniger als überflüſſig iſt. Ihre Dichtungsart ſcheint mir eine ganz eigene Verwandtſchaft mit dem Reime zu haben, die ich wohl fühle, aber jetzt nicht deutlich machen kann. Das einzige Wort, das ich aus dieſem wundervoll ſchönen Stücke wegwünſchte, ſind die Mören und beinahe fürchte ich, mein leidiger Herrmann hat Sie an ſie erinnert. Theils klingt mir das Wort fatal, theils wird es den Meiſten unverſtändlich ſeyn, da die Römiſche Mythologie es nicht kennt. Vorzüglich thäten Sie meiner Frau auch einen Gefallen, wenn Sie es ändern wollten.

Wenn ich mich aber ſo ſehr für den Reim erkläre, ſo müſſen Sie nicht denken, daß mir darum die reimfreien Gedichte Ihrer Sammlung weniger willkommen wären. Der Tanz iſt vortrefflich, und es kann leicht an bloß ſubjectiven Gründen liegen, wenn ich ihm die Macht des Geſanges vorziehe. Er hat einen ſo großen philoſophiſchen Gehalt, und das Bild der Tanzenden iſt göttlich ſchön gemalt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der erſten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Verſen (z. B. „Säuſelndes Saitengetön“ u. ſ. f., und „Stürzt der zierliche Bau“ u. ſ. w.) unübertrefflich ausgedrückt iſt, ſtellt ſich die Feſtigkeit und der Ernſt der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geiſtes, der immer in dem Verwirrten das Geſetz aufſucht, und das Geſetz wieder in ſcheinbare Verwirrung zu verbergen ſucht, ſehr treffend aus, und ſelbſt die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Geſprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigſten ſind. Es hat meiner Phantaſie, ſeit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteſte Bild von Ihnen gegeben, und iſt mir darum doppelt werth. Im Silbenmaß ſind mir ein paar Kleinigkeiten aufgeſtoßen, deren ich doch erwähnen will, wenn ſie auch vielleicht ungegründet, wenigſtens unbedeutend ſind. Im 11ten Vers „Jetzt, jetzt verliert es den“ u. ſ. f., fällt das zweite jetzt kurz gebraucht ein wenig hart auf, wie es mir vorkommt. Zwar läßt ſich ſeine Kürze dem Accent nach vertheidigen, da der Gedanke forttreibt, aber die Quantität iſt ſo ſehr dawider, daß ich glaube, es findet hier eine Ausnahme ſtatt. V. 17.

> Sprich was | macht's daß in | raſtloſem | Wechſel die | Bildungen | ſchwanken

glaube ich würde wohlklingender ſeyn, wenn er andere Einſchritte hätte. Endlich haben Sie im 4ten und 5ten V.

> Wie ſich der leichte Kahn ſchaukelt auf ſilberner Fluth,
> Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſchen Wellen,

ein Bild im Pentameter angefangen und im Hexameter vollendet. Dieß halte ich gegen die Natur des Silbenmaſſes. Der Pentameter gehört ſo genau zum Hexameter, daß in ihm nichts Neues anfangen darf, es müßte denn auch wieder in ihm ſchließen. Das Beiſpiel der Alten werde ich hierin für mich haben, und auch ohne Rückſicht auf irgend eine Regel, deren ich mich hier nicht ſo beſtimmt erinnere, eilt meine

Zunge im Leſen unwillkürlich vom Schluß des 3ten V. zum 4ten über, da ſie doch nun, dem Sinne nach, inne halten muß.

Der Pegaſus hat mich überraſcht und iſt Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieſer Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt ſehr leicht und unterhaltend fort, die Schilderungen ſind überaus lebendig und charakteriſtiſch und das Ende von den Worten, an: „Kaum fühlt das Thier“ u. ſ. f., iſt majeſtätiſch und verräth unverkennbar Ihre Hand. Die Antike iſt ein prächtiges Stück. Ihr ernſter ſcheltender Ton macht eine große Wirkung, und ſie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwart, und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die ſich in eine Art der Wehmuth auflöſen. An dem Weltverbeſſerer hat Freund F. etwas zum Vorſchmack, bis die Romanze fertig wird. Er iſt voll kernichter Weisheit, vorzüglich der Vers: „Wie du im Buſen ſie trägſt“ u. ſ. f., der auch ſo ſchön und rund geſagt iſt. Der

Spruch des Confucius hat mir viel Freude gemacht. Ich liebe dieſe Sprache in kurzen Sprüchen gar ſehr, und Sie haben ſie ſehr gut getroffen. Unter den kleinen ſind mir für den Inhalt die zwei Tugendwege, der Sämann und das Höchſte für die Diction, die Würde am liebſten. In dem letzteren überraſcht der ſchöne epigrammatiſche Sinn. Unter den erſteren ſcheint mir der Ausdruck am meiſten im Sämann vollendet. Der Hexameter und Pentameter macht ſich zu ſolchen kurzen Sentenzen ſehr gut, ſogar in dem kleinen Dinge: Zeus zu Hercules.

Was nun auch ohne Namen von Ihnen ſeyn mag? In der That iſt dieß ſo leicht nicht zu rathen, da die namenloſen Stücke, die Ihnen allenfalls zugeſchrieben werden könnten, faſt durchaus bloß epigrammatiſch oder ſententiös ſind, und in dieſen Gattungen das Charakteriſtiſche ſich leicht verſteckt. Indeß ſey immerhin gerathen! Alſo das Unwandelbare ſchreibe ich Ihnen zu. Es iſt in der That ein ſchöner und ſehr glücklich geſagter Gedanke, und da auch die Freiheit mit O. bezeichnet iſt, ſo wird auch die noch freilich Ihnen zufallen.

Anfangs war ich verſucht, Sie unter dem E. zu ſuchen. Vorzüglich hielt ich *das Orakel* und *das innere Olympia*, nicht bloß Ihrer werth, ſondern auch in Ihrem Charakter. Aber wenn ich die übrigen vergleiche, ſo gehören wohl alle Herdern zu. Einige ſcheinen mir ſchlechterdings ganz Herderiſch, ſo *der Schmetterling und die Roſe*, *Venus*, *Pſyche*, andere kommen mir ein wenig matt vor, z. B. *Apollo*.

Endlich kommt der Hymnus an Pallas hinzu, der mir gewiß von Herder ſcheint. Alle dieſe Stücke ſind in ihrer Gattung vorzüglich, und einen beſonders tiefen Gehalt haben die beiden erſteren. Auch empfehlen ſie ſich mir ſchon durch ihre Aehnlichkeit mit den kleinen Gedichten der griechiſchen Anthologie. Der *Schmetterling* iſt ſehr zart, und ebenſo *Venus*, auch gewinnen ſie noch dadurch, daß die meiſten Gegenſtände aus dem griechiſchen Alterthume herrühren. Den Hymnus kannte ich noch nicht. Er ſcheint mir zu der ſpäteren Gattung zu gehören, wo eine gewiſſe Metaphyſik in die Poeſie gemiſcht iſt und die gewiß nicht zu den beſten Stücken griechiſcher Dichtkunſt gezählt werden darf, für mich aber doch viel Anziehendes hat. Die Ueberſetzung ſo gut ſie mir in den meiſten Stellen ſcheint, wünſchte ich hier und da heller, fließender und wohlklingender. Einige Verſe z. B.:

> Denn ich weiß, wie ſo viel, aus einer der Thaten die andre
> Mich unheilig beſtürmt, und mir den beſſeren Sinn raubt.

haben mich ein paar Augenblicke um ihren Sinn und ihre Conſtruction verlegen gemacht.

Außer dem F. wäre ich verſucht, Herdern noch in dem D. zu vermuthen. Dieſe Vermuthung gründet ſich eigentlich auf zwei Stücke: die Gegenwart aus dem Perſiſchen, und die Entfernte aus dem Spaniſchen, und darauf daß Herder ſolche Volkslieder liebt. Das erſte habe ich mehr als Einmal geleſen, es iſt ein ſchönes lyriſches Stück, und hat außerdem noch etwas Anziehendes durch das fremde Gepräge, das es an ſich trägt. Das letztere iſt überaus lieblich, und der Inhalt wird durch das ſchöne Sylbenmaß, das in den mit Anapäſten und Daktylen vermiſchten Jamben ſo tanzend und doch ſo ſanft einhergeht, ſehr gehoben. Die drei anderen mit D. bezeichneten ſind freilich hier und da ſehr matt, indeß könnten ſie darum immer von Herder ſeyn. Am wenigſten will mir das lange Madera behagen.

Wer aber, lieber Freund, iſt der F. unter der uneigennützigen Freundſchaft, und der Bſch. unter dem an eine junge Freundin. Beide beſitzen eine Gefälligkeit und Leichtigkeit, die in deutſchen Gedichten ſelten genug iſt, und vorzüglich hat das erſte, mehr als irgend etwas Anderes, das ich lange geleſen habe, eine bezaubernde Zartheit. Ich habe hin und her gerathen. Ihre Gattung iſt es gar nicht, ſonſt ſcheinen ſie mir doch durchaus eine vortreffliche Hand zu verrathen.

Wer iſt auch der S., B., M. nach Sarbievius. Ich dächte, ich hätte ihn ſchon in Gentz Monatsſchrift geſehen. Es iſt ein ſehr artiges kleines Gedicht.

Endlich der Th. in dem Frageſpiel? Mir iſt es zwar, als hätten Sie uns das einmal mit den Goethe'ſchen Sachen vorgeleſen, ob es gleich nicht eben ſo vorzüglich iſt, daß es nicht beſſer einem Anderen gehörte.

Ueber die Goethe'ſchen Beiträge ſprachen wir ſchon mit einander. Der Beſuch und die Meeresſtille ſind doch wohl die vorzüglichſten. Das Spinnerlied, ſehe ich, iſt weggeblieben.

Ueber Woltmann kann ich doch, ſo ungern ich Ihnen auch widerſpreche, nicht viel anders urtheilen, als Herder. Keines ſeiner Stücke leiſtet, was ſeine frühern zu verſprechen ſchienen. Den Rudolph wünſchte auch ich heraus, wenn es Ihnen nicht an Balladen fehlte, und er doch einige gute Stellen hätte Sonſt kann ich weder

der die Erfindung, noch den Antheil, den die Hunde an dem Ganzen nehmen, noch die Darſtellung loben. Beſſer gefällt mir die Rache der Elfen. In der Verheißung kann ich nicht ſo viel als Herder finden. Ganz leicht und hübſch iſt das Sylfenlied. Gegen die Kunſt möchte ich nur, wie gegen das Meiſte der neuern jungen Dichter ſagen, ob es ihnen nicht ſelbſt Langeweile machen muß, ſo gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

An Haugs Minnelied finde ich auch keinen Geſchmack. Aber die Laura hat mich wieder mit ihm ausgeſöhnt. Sie iſt in der That ſehr hübſch verſificirt, und verräth kein gemeines Talent. Den Parnaß hätte er füglich ungedichtet laſſen können.

Die beiden Stücke der Mereau machen ſich recht gut, vorzüglich die Vergangenheit.

Bei Conz Abendphantaſie iſt mir aufgefallen, daß er ſich erlaubt hat, ſo oft den Abſchnitt im Alcäiſchen Sylbenmaß nicht zu beachten, wodurch der Vers alle Kraft verliert.

Freilich aber hat Herder in der Terpſichore das Beiſpiel gegeben. Ueberhaupt müſſen dieſe Sylbenmaße ſehr gut und mit Klopſtock'ſcher Sorgfalt gemacht ſeyn, wenn ſie recht erträglich ſeyn ſollen.

Neuffer, den ich noch gar nicht kannte, hat mir recht ſehr gut gefallen. Aber Matthiſſons Namen hätte ich dennoch nicht, wie Herder, unter dem Mondſcheingemälde vermuthet, ob ich mich gleich nicht verwundert haben würde, wenn ich ihn darunter gefunden hätte.

Pfeffels Fabel will aber nicht viel ſagen.

H.

XIII.

Tegel, den 21 Auguſt 1795.

Wie ſoll ich Ihnen, liebſter Freund, für den unbeſchreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich ſeit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichſten Verſtande ganz beſeſſen, ich habe nichts Anderes geleſen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weiſe zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen iſt, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch ſehr lang und anhaltend beſchäftigen wird. Solch einen Umfang und ſolch eine Tiefe der Ideen enthält es, und ſo fruchtbar iſt es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genie's erkenne, ſelbſt wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth ſich die Meiſterhand, und die Phantaſie wird unwiderſtehlich hingeriſſen, ſelbſt aus ihrem Innern hervorzuſchaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es iſt ein Muſter der didaktiſch = lyriſchen Gattung, und der beſte Stoff die Erforderniſſe dieſer Dichtungsart und die Eigenſchaften, die ſie im Dichter vorausſetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen ſtudirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präciſion der Begriffe die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit in der Darſtellung zu erreichen, und nie hat ſich mir die Production des Genie's ſo rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeit lang Gedanken und Ausdruck durch Raiſonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müßte emporgeſtiegen ſeyn. Es iſt ſchlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetiſchen Arbeiten zu vergleichen. Die Künſtler, ſo vortrefflich ſie in ſich ſind, ſtehen ihm weit nach, und wenn auch in den Göttern Griechenlands, ſchon durch die Natur des Gegenſtandes, eine blühendere und reichere Phantaſie herrſcht, ſo ſtehe ich nicht an, inſofern ſich beide Stücke, als poetiſche Productionen, überhaupt mit einander vergleichen laſſen, auch hier dieſem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denſelben Empfindungen, die Ihr Geſpräch in Ihren geweihteſten Momenten in mir erweckt. Derſelbe Ernſt, dieſelbe Würde, dieſelbe aus einer Fülle der Kraft entſprungene Leichtigkeit, dieſelbe Anmuth, und vor Allem dieſelbe Tendenz, dieß Alles, wie zu einer fremden überirdiſchen Natur, in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indeß habe ich mich nicht durch ſeine hohe, überraſchende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen laſſen, das die Prüfung verwehrte. Auch iſt es für einen ſolchen Eindruck nicht gemacht, und ſchwerlich ergründete der ſeinen tiefen Sinn, auf den es ſo wirkte. Man muß es erſt durch eine gewiſſe Anſtrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich iſt, auch beim erſten aufmerkſamen Leſen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt ſich das Gefühl auf, bei dieſem Gedichte nicht anders, als in einer durchaus verſtandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergeſſen geſucht, daß es ein Gedicht iſt, ich habe den philoſophiſchen Inhalt, den Zuſammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum anderen, wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wie viel meine eigentliche Begeiſterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen geſtoßen, von denen ich mir nicht ſogleich deutliche Rechenſchaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Leſen und Nachdenken ſind mir alle Zweifel verſchwunden; ich glaube jetzt Alles zu verſtehen, und nur ob Eine einzige Stelle nicht noch beſtimmter ausgedrückt ſeyn ſollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Daß dieß Gedicht nur für die Beſten iſt, und im Ganzen wenig verſtanden werden wird, iſt gewiß. Aber wie man es mit dieſer Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber ſind wir ja längſt einig; und zu den Beſten iſt hier doch jeder zu rechnen, der einen guten geſunden Verſtand mit einem offnen Sinn und einer reizbaren Phantaſie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß es Bekanntſchaft mit Ihren Ideen, beſonders mit Ihren Briefen brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht, und ruht in jedem Verſtande auf ſich ſelbſt.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, iſt die Expoſition in den erſten vier Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll iſt. Von dieſer hängt doch alsdann alles Uebrige ſchlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt iſt, und für dieſe haben Sie auf eine Weiſe geſorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, ſo muß es jedem leicht werden, ſich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall iſt hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealiſchen ſo beſtimmt entgegengeſetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerkſamkeit kein Irrthum darüber ſtatt finden kann. Dennoch ſind gerade bei dieſer Entgegenſetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte ſtehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich ſcheinen ſie mir in der 8 — 10 und dann in der 13 bis 14ten Strophe vorzukommen. In der erſten Stelle bin ich überzeugt, dürfte kein Wort anders ſtehen, es iſt eigentlich da gar keine Dunkelheit. Schwierigkeit kann wohl in Einem und dem Anderen gefunden werden, aber dieß konnte und durfte nicht vermieden werden. Nicht eben ſo gewiß aber möchte ich behaupten, daß dieß auch mit der letztern der Fall wäre. Mein ganzer Zweifel beruht nämlich darauf, ob in der 13ten Strophe das Gebiet der Schönheit, das äſthetiſche Reich beſtimmt genug angedeutet iſt? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken“ nicht ein wenig zu allgemein ſey? Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer, als folgender ſeyn: der bloß moraliſch ausgebildete Menſch geräth in eine ängſtliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Geſetzes mit den Schranken ſeiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er ſich aber zugleich äſthetiſch ausbildet, wenn er ſein Inneres, vermittelſt der Idee der Schönheit, zu einer höheren Natur umſchafft, ſo daß Harmonie in ſeine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, ſo hört jener Widerſtreit in ihm auf. Dieſen letzten Zuſtand, dünkt mich, haben Sie nicht beſtimmt genug bezeichnet. Zwar ſichert theils der Geiſt des ganzen Gedichts, theils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. ſ. w.“ den ſehr aufmerkſamen Leſer, nicht in ein Mißverſtändniß zu verfallen; aber, und dieß ſollte doch ſeyn, er wird nicht genöthiget, nur allein den rechten Sinn aufzufaſſen, er kann ſich doch bei dieſer Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in ſeiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen“ nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Str. 10, 12, 16) die Schönheit entweder ſelbſt genannt, oder doch ganz beſtimmt bezeichnet. Wie viel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen hierüber, und über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorleſen hören könnte. Auf wie viel Stellen würden wir dann noch ſtoßen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben, und wo man es nicht ſatt wird zu bewundern, wie unendlich Eins der Ausdruck mit dem Gedanken iſt. Gleich die ſchöne Kürze der Expoſition in der erſten Strophe: Zwiſchen Sinnenglück u. ſ. w., die herrliche Anwendung der Fabel von der Proſerpina, die göttliche Schilderung der Geſtalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn das todte u. ſ. w. und vor Allem die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Verſen: „Nicht der Maſſe u. ſ. w., die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit auf u. ſ. w., und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt ſtark wiedergibt. Bewundernswürdig iſt es auch, wie Sie, ungeachtet des einfachen trochäiſchen Sylbenmaßes (was aber zu dieſer Gattung überaus paſſend iſt) doch den Gedanken auf eine ſo ausdrucksvolle Weiſe mit dem Sylbenfalle begleitet haben. Vorzüglich ſichtbar iſt dieß in dem Vers: „Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt“ und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt zu herrſchen u. ſ. w. Auch auf kleinere Flecken habe ich Acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden, deren ich indeß doch erwähnen will, weil Sie es zu wünſchen ſcheinen. Str. 2 Strahlenſcheibe iſt wohl nicht eigentlich gebraucht. Soviel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond iſt allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenſcheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt. Str. 4 eignet abſolut und ohne Accuſativ des Objects iſt zwar ſchwerlich dem Sprachgebrauch gemäß, ſcheint mir aber eine ſehr zweckmäßige Spracherweiterung. Die Angſt des Irdiſchen iſt ein prächtig gewählter Ausdruck, kein anderes Wort könnte Alles, was Sie hier ſagen wollen, ſo treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Str. 6 Sclave, ſchlafe. Str. 7 ſtyg'ſchen. Str. 8, 16 duft'gem. Str. 11 Nerve unterwerfe. Str. 13 traur'ger. Str. 17 umarmt die Acheront'ſchen. Daß Sie dieß Gedicht den Horen geben, iſt ſehr gerecht. Es ſchickte ſich nicht einmal für einen Almanach. Freilich aber iſt die Armſeligkeit ſo groß, daß, wenn man nicht auf Nachbeterei, auf den Eindruck, den der Gebrauch einiger mythologiſcher Figuren macht, und auf die Wirkung des ſo wohlklingenden Rhythmus rechnen will, man ſich keine außerordentliche Aufnahme eines ſolchen Gedichts verſprechen darf. Aber auch nur auf die äußern Umſtände Rückſicht zu nehmen, zeigen Sie wenigſtens, daß Sie für die Horen thun, was nur irgend ein Schriftſteller leiſten kann. In drei verſchiedenen Geſtalten treten Sie nun ſchon im erſten Jahre auf, und mit welchen Producten! Bleiben Sie aber ja bei dem Entſchluß, in den nächſten Monaten bloß zu dichten. Es gibt doch nichts ſo Bezauberndes, als die Werke des dichteriſchen Genie's. Nur ſie ſcheinen eigentliche Productionen, nur ſie Werke, die für ſich beſtehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philoſophirende ſcheint man ſich eher als auf eine mechaniſche Weiſe (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entſtanden denken zu können, es gleicht mehr einer bloſſen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es iſt mit Einem Wort nicht ſo in ſich vollendet, nicht ſo ein eigenes Individuum, wie ein Kunſtwerk.

Ich ſchäme mich doppelt, Ihnen nichts für das 9te Stück ſchicken zu können, da ich ſehe, daß es Ihnen mangelt. Aber es tröſtet mich, daß ich denke, Sie werden wohl etwas bekommen haben. Körner, Archenholz, Jacobi, Herder haben ja verſprochen, und dann verlieren Sie wenigſtens für die Horen nicht viel. Man wird meinen Productionen ſchwerlich zu viel Geſchmack abgewinnen, und dieß macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr ſchriftſtelleriſche Ausführungen als große wiſſenſchaftliche Erweiterungen ſind. Indeß denke ich doch ſehr ernſthaft an die Louiſe. Nur bin ich in einer ſehr geſtörten Lage geweſen. Ich wünſchte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen. Da ſich meine Geſundheit hier ſehr gebeſſert hat, hoffe ich dann viel zu thun, und habe allerlei Plane.

Iſt Schlegel in Braunſchweig? Ihr Brief ſcheint es zu ſagen.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund! Meine Frau grüßt Sie und Lolo herzlich. Sie wird das Reich der Schatten bald auswendig wiſſen. Sie glauben nicht, welchen Genuß Sie uns geſchenkt haben.

H.

Es iſt ein ordentlicher Courierwechſel von Gedichten zwiſchen uns. So eben erhalte ich Ihren letzten Brief, den ich mit nächſter Poſt beantworte.

Sagen Sie mir doch, wie Körner über die Klarheit Ihres Gedichts urtheilt? Es wäre mir ſehr erklärlich, wenn er in Gedichten weniger bedenklich wäre, ſo wie ich in philoſophiſchen Arbeiten.

XIV.

Jena, den 23 Auguſt 1795.

Hier, liebſter Freund, wieder einige neue Stücke zum Almanach, welche den übrigen in der hier bemerkten Ordnung anzuſchließen bitte. Der nächſte Poſttag, hoffe ich, ſoll Ihnen die Epigramme, die eben copirt werden, nebſt den noch reſtirenden Gedichten bringen.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt, und die letzte Lieferung beſchließen wird. Natur und Schule laſſen Sie aber noch aus der Reihe ſo lange weg, bis ich Ihnen noch einmal geſchrieben. Vielleicht daß ich dieſes Stück in die Horen ſetze.

Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen

Verleger zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entrepriſe doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie im Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herders Beiträge, geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über ſeine Mitbewerber.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich ſehr beluſtigt; das iſt indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unſerer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publicums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln, und ſollten ſie fortdauern, ſo werde ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urtheile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, als daß wir ſie zugleich verachten und ignoriren könnten.

Meyers Reiſe nach Italien iſt nun beſtimmt, und wird in wenigen Wochen vor ſich ge-

gehen. Ich erwarte ihn jeden Tag mit Goethe, weil er Abſchied nehmen will.

Goethe gibt für die Horen dieſes Jahr noch, erſtens einige Blätter zu der letzten Geſchichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in ſpäteren Jahren erſcheint; zweitens Apollo's Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Mährchen; fünftens den Eingang zum Cellini und ſechstens (wie er ſchreibt, ſehr bedingungsweiſe) etwas aus dem Fauſt. Herders Homeridiſchen Aufſatz habe ich noch immer nicht, und weiß in dieſem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stücke hernehmen werde, von dem ich ſchon die zwei erſten zum Druck abgeſchickt habe. So arm ſieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieſer Tage etliche Aufſätze von fremden Autoren erhalten, aber die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann. Im äußerſten Falle kann ich freilich von mir einen Aufſatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diverſion machen würde, da ich im beſten poetiſchen Feuer bin.

Ihre Briefe, lieber Freund, ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entrathen kann. Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt; und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke, ſowohl als meine Schranken im poetiſchen Felde. Dieſe letzteren werden mir wohl das Dramatiſche verbieten, aber auf das Epiſche werde ich dafür ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich.

Doch darüber und über dieß ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abweſenheit vorbei iſt. Unterdeſſen werde ich in der poetiſchen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundſchaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe verſichert mir, daß die Beſchwerden, die ich ihm über das ſechste Buch des Meiſters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt ſeyen. Ich hatte ihn merken laſſen, was ich gewünſcht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenſtande läge, als er angedeutet hätte. Bei dieſer Gelegenheit habe ich aufs Neue erfahren, daß man ihm ſehr viel Wahrheit ſagen kann.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich freue mich auf Ihre Briefe, die jetzt faſt mein einziger Berührungspunkt mit der Außenwelt ſind.

Herzliche Grüße an Sie beide von uns Allen. Ihr

Sch.

N. S.

Eben erhalte ich Nachricht von Goethe, daß ich morgen Herders Aufſatz erhalte, und daß er vortrefflich gerathen ſey. Goethe ſchickt mir eben auch den Schluß der Erzählung und Un=

terhaltung, die aber nur einen halben Bogen gedruckt ausmacht.

Das Mährchen iſt ſchon darin angekündigt.

Natur und Schule laſſen Sie noch aus der Sammlung heraus. Aber den ſpielenden Knaben und die Ilias mögen Sie irgend wo unterſtecken, wo noch Platz iſt, oder wo Sie etwas herauswünſchen, und eine Lücke auszufüllen iſt.

XV.

Tegel, den 25 Auguſt 1795.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen werde viel ſchreiben können. Ich eile daher zuerſt Einiges über den Muſenalmanach abzumachen. Auch die jetzige Lieferung hat gar ſehr meinen Beifall.

Herders Parthenope iſt ganz Herderiſch, voll ſeiner Vorzüge, aber, wie es mir wenigſtens ſcheint, auch ſeiner Unarten. Das Stück hat im Ganzen einen ſchönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch ſo viel Myſtiſches und ein ſo durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß Mancher leicht daran irre werden kann. Einiges iſt mir in der That unverſtändlich, ſo folgende Stelle, die ich Sie doch noch einmal anzuſehen bitte:

Der Baum,
Der rein geläutert von der Erde Düften,
Ein himmliſches Gewächs, den runden Saum
Umſchreibet mit der Sonne goldnen Schriften.

Heißt das: die Sonne beſchiene die Spitzen der Blätter, ſo iſt es doch beinahe ſchwülſtig ausgedrückt. Die beiden kleineren Stücke mit D. unterzeichnet, ſind doch wohl auch von ihm; ſie ſind ſehr ſchön; ſehr zart und griechiſch iſt ſein kleines mit E. unterzeichnetes Epigramm. Die beiden Aenderungen in der Entfernten und Madera habe ich gemacht. In dem letzteren aber heißt der Vers

Ihr Gebet und einen Tempel.

wofür ich nun

Ein Gebet u. ſ. f.

wie Sie ſchrieben, geſetzt habe.

Meyer hat Ihnen gewiß noch immer ſein Beſtes geſchickt, ob ich gleich die Biondina nicht recht verſtehe. Die Boten ſind recht artig. Wie kommt Ihnen ſein Brief vor?

Haben Sie noch mehr, als dieß eine recht hübſche Ding von Koſegarten?

Wer iſt der Y. mit dem närriſchen Herzenswechſel? In dem Gedicht der Mereau, glaube ich, werden Sie eine kleine Aenderung machen müſſen. Es heißt:

Es rauſchen die Wellchen — — — — —
Und reißen manch Blümchen vom Ufer in Quell.

Der Artikel kann hier nicht fehlen. Sey'n Sie ſo gütig, mir hierauf zu antworten, ich will lieber das Gedicht ſo lange zurückbehalten. Ueberhaupt wünſchte ich, daß Sie mir mit nächſter Poſt nun ſchreiben könnten, was Ihnen noch etwa über den Druck des Almanachs einfällt. Denn ich denke, er ſoll mit künftiger Woche angehen.

Goethe's Reiſe und wahrſcheinlicher längerer Aufenthalt thut mir für Sie, der Sie einen ſo ſicheren Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797 zu gehen denke, und mit großem Verlangen ſteuere, fände. Von ſeinem Werke, wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange, in einigen Stücken wird mangelhaft ſeyn müſſen, verſpreche ich mir ſehr viel.

Daß mein Bruder den Weg in die Schweiz über Venedig und Mailand genommen, ſchrieb ich Ihnen wohl ſchon. Sein letzter Brief iſt aus Venedig, wo ihn die Schönheit und Neuheit der Gegenſtände bezaubert.

Woltmanns Recenſion der Muſenalmanache will ich zwar nicht naiv und höflich nennen; aber ganz ſo arg, als ſie Ihnen Schreyvogel geſchildert hat, iſt ſie doch auch nicht. Ich habe ſie vor Ihrem Briefe geleſen, und da Woltmann wenig bisher recenſirt hat, ſo iſt er mir gar nicht eingefallen. Sie zeichnet ſich doch immer vor den übrigen belletriſtiſchen Recenſionen der A. L. Z. aus, wie außer mir auch Mehrere urtheilen. Daß das Tadelnswerthe getadelt worden ſey, iſt mir darin nicht aufgefallen, wohl aber war das Mittelmäßige zu ſehr gelobt. Unverzeihliche Fehler dieſer Recenſion waren, daß ſie äußerſt wortreich (z. B. über den Nutzen der Almanache) und ziemlich gedankenleer war, daß ſie ſchlecht und affectirt geſchrieben war (Blumen und Blüthen kam auf zwanzigmal vor), und daß der Recenſent auf eine unausſtehliche prätenſionsvolle Weiſe einem Herrn T. einen Kranz ertheilte, von dem dieſer nun wieder einzelne Blumen an, ich weiß nicht wen, abgeben ſollte.

Ich ſehne mich unglaublich wieder zu Ihnen, liebſter Freund, es fehlt mir nicht, wie Ihnen, an Zerſtreuung, aber die brauche ich wenig, ganz aber an einem ſolchen Ideenwechſel und einem ſolchen freundſchaftlichen Genuß. Ueberhaupt ſagt mir doch unſere Trennung aufs Neue, daß Sie nicht in Jena leben ſollten. Wenn ich bedenke, daß meine Abweſenheit Sie, Goethen der doch bei Weitem nicht immer da iſt abgerechnet, in eine wahre Einſamkeit verſetzt, ſo könnte mir bange werden. Ich würde nirgends, wo ich auch lebte, für Ihren Umgang einen Erſatz finden, das fühle ich ſehr lebhaft. Aber Ihnen würde eine große, lebendigere Stadt doch mehr Stoff von Außen zuführen, deſſen Sie zwar nicht zum beſſeren Gelingen Ihrer Arbeiten (denn es iſt wunderbar, wie ſelbſtſtändig und ſelbſtgenügſam Sie von dieſer Seite ſind), aber doch zur minderen Anſpannung in einem arbeitsvollen Leben, und zu einer froheren mannichfaltigeren Exiſtenz bedürfen. Auch wünſchte ich Sie noch unabhängiger, ſelbſt die Horen ärgern mich manchmal. Sie beſchränken doch wohl hie und da Ihre Freiheit und Ihre Wahl in der Arbeit. — Herzlich freue ich mich, in fünf Wochen wieder bei Ihnen zu ſeyn, und mich für die lange ſaure Entbehrung zu entſchädigen.

Leben Sie herzlich wohl. Tauſend Grüße an Lolo von mir und von meiner Frau an Sie beide. Adieu. Ihr

H.

XVI.

Tegel, den 31 Auguſt 1795

Ich danke Ihnen herzlich, liebſter Freund, für Ihren letzten intereſſanten Brief. Unſer jetzt ſo lebhafter Briefwechſel macht mir eine unendliche Freude, und knüpft mich faſt allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an.

Es hat uns ſehr geſchmerzt zu ſehen, daß es mit Ihrer Geſundheit noch ſo gar nicht beſſer geht. Ich bewundere, daß es Ihnen möglich iſt, dabei eine ſo ſchöne und fruchtbare Geiſtesſtimmung zu bewahren, als Ihre Arbeiten durchaus verrathen. Auch die letzteren haben mich ſehr angenehm beſchäftigt, und wenn, wie Sie einmal äußern, die Freundſchaft ſich in mein Urtheil einmiſcht, ſo geſchieht es, ohne daß ich es ſelbſt weiß. Ich weiß zu gut, daß ich mich überall in der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen laſſe, als daß ich mich nicht jedesmal mit Fleiß zu einer größeren Strenge ſtimmen ſollte.

Die Ideale tragen das Gepräge der Stimmung an ſich, in der ſie, wie Sie mir ſchreiben, entſtanden. Eine Wehmuth, die ſich in Ruhe aufgelöſt hat, iſt über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Geſtalten, welche die erſte Hälfte aufſtellt, thun eine ſehr gute Wirkung. Auch ſind einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hat dieß Gedicht, ich weiß noch ſelbſt nicht recht warum, nicht ganz den Effect auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke, und meine Frau hat mir daſſelbe von ſich geſagt. Ich bin es einzeln und ſehr genau durchgegangen, und wüßte nichts, was ich, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, tadeln könnte. Auch die ſtrengſte Kritik muß gewiß geſtehen, daß es ein ſehr ſchönes Gedicht iſt, und eben dieß auch ſagt mir mein Gefühl. Nur vermiſſe ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raſchen Gang, mit Einem Wort den eigenthümlichen Charakter, an dem ich, auch unter lauter Muſterwerken, doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich rührt dieß wohl von dem Gegenſtande ſelbſt her, und inſofern dieß ganz der Fall iſt, entſpringt der Eindruck, den es auf uns machte (wie auch ſehr wohl möglich iſt), aus einer einſeitigen Beurtheilung. Nur ob jene Vorzüge nicht auch mit dieſem Stoff zu vereinen waren, darüber bin ich zweifelhaft, und nur auf dieſe Möglichkeit gründet ſich meine Kritik. Wie es da iſt, ſcheint mir die Wirkung weniger auf ſeinen dichteriſchen Vorzügen, als auf dem Intereſſe zu beruhen, welches eine ſo menſchliche und das Gefühl ſo ſtark ergreifende Stimmung nothwendig mit ſich führt. Es hat unläugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas ſehr Rührendes, ich zweifle nur, ob dieß Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weiſe aus dem Stoff, und weniger aus der Form entſpringt. Es hat einen ſo nahen Bezug auf Sie, die Empfindung iſt ſo ſchön und natürlich, der Ausdruck ſo wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich ſo werth iſt. Auch unterſcheidet es ſich dadurch gar ſehr von Ihren übrigen. Ueberall iſt das Gefühl ſo viel ſichtbarer, als die Phantaſie. Nur ob dieſer Eindruck ganz rein iſt, ob das Gefühl, ſo wie es der Kunſt eigen iſt, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht wird? das iſt die Frage; und wenn meine Kritik irgend gegründet iſt, ſo glaube ich, muß es hierin liegen. Ueber keines Ihrer Gedichte iſt mir das Urtheil ſo ſchwer geworden, und doch, wie ich ſelbſt fühle, ſo mißrathen. Ich ſtehe in einem Streit mit mir ſelbſt, aber ich wollte Ihnen den Eindruck auf mich doch wenigſtens hiſtoriſch erzählen, wenn ich auch nicht davon Rechenſchaft zu geben wußte. Was Sie von Ihrem Aufenthalt in Stuttgart ſagen, beſtätigt meine eigene Erfahrung an Ihnen vollkommen, und hat mich darum doppelt gefreut. Gewiß iſt Ihre Geiſtesform jetzt auf ewig beſtimmt. Ich weiß Niemand, auf deſſen Unveränderlichkeit ich ſo feſt bauen möchte, als auf die Ihrige, aber es iſt noch mehr, als das. Bei Jedem bringen

Zeit und Umſtände etwas Aehnliches hervor; bei Ihnen hat ſich zu beiden der Wille geſellt, und darum iſt dieſe Erſcheinung in Ihnen ſo ganz aus Ihrem Charakter entſtanden, und ſo ganz auf ihn zurückwirkend. Auch glaubte ich immer ſeit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine gewiſſe Aenderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beſte von Sonſt fand ich wieder, und erhöht, aber außerdem eine ſo gleichmäßige aus Ihrem ganzen Selbſt entſprungene Ruhe und Milde, daß beide, abgerechnet, daß ſie Ihre innere Zufriedenheit nothwendig erhöhen, einen unbeſchreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. Denn gerade das ſchätze ich ſo ſehr, daß durch Ihre ernſte Wahrheitsliebe weder die Milde, noch durch dieſe jene verliert.

Die beiden letzten Strophen, und vorzüglich die letzte, ſchildern auf eine überaus eigenthümliche Art Ihr Leben und Ihre Individualität, dieſe fortwährende Geiſtesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, nie ermüdet, wie langſam auch der Fortſchritt ſey, und endlich immer zum Ziele gelangt. Zu den ſchönſten und in der That ganz gelungenen Stellen Ihres Gedichtes möchte ich die beiden Strophen von: „Wie einſt mit flehendem Verlangen“ u. ſ. w. an, und beſonders die letzte Hälfte der hernach folgenden rechnen. Sehr dichteriſch und maleriſch iſt auch die: „Wie leicht ward er dahin getragen“ u. ſ. w. Ein wenig hart iſt mir der Vers: „Ein reißend bergab rollend Rad“ vorgekommen; ſtatt Minne hätte ich Liebe gewählt, das erſtere ſcheint mir mehr ſpielend als ernſt, und dem Geiſte dieſes Stücks weniger angemeſſen; für Beſchäftigung hätte ich ein anderes Wort gewünſcht. Iſt es nicht zu proſaiſch, und ſchon Thätigkeit lebendiger und mehr poetiſch? Freilich drückt das erſtere Ihren Gedanken paſſender aus.

Natur und Schule liebe ich ſehr. Da die ſo natürliche Frage ſchon an ſich ſo oft aufgeworfen wird, und die Lage der Zeit ſelbſt die Beantwortung noch nothwendiger macht, ſo kann es ihr auch an allgemeinem Intereſſe nicht fehlen, und die Antwort iſt zu einfach, um nicht ohne Mühe verſtanden zu werden. Es lag wahrſcheinlich nicht in Ihrem Plan, ſonſt hätte ich gewünſcht, Sie hätten die Idee weiter verfolgt und wären auf die Frage gekommen, ob die Dauer einer ſolchen natürlichen, zweifelloſen Unſchuld wahrſcheinlich oder nur möglich iſt? was ſie verbürgt? wozu eigentlich der Menſch als Menſch beſtimmt iſt? Die Behandlung wäre in einem Gedicht nicht leicht geweſen, hätte aber doch zu ſehr poetiſchen und ſchön gegen einander contraſtirenden Gemälden Anlaß gegeben. Die Idee zu meinem kleinen Aufſatz über die Luiſe hat mich dieſer Materie näher geführt. Die Trockenheit, die allerdings, wie Sie ſagen, dem Stoff Ihres Gedichtes eigen ſeyn mag, haben Sie ihm durch die Behandlung gänzlich genommen. Die Schilderung der Natur iſt ſehr ſchön und anziehend, und auch die finſtere Schule malt Ihre Hand der Phantaſie in großen und prächtigen

tigen Bildern. Das Ganze paßt aber allerdings mehr für die Horen, als für den Almanach.

Der ſpielende Knabe iſt überaus ſchön, ſo lieblich und zart, und ſo charakteriſtiſch. In der Ilias iſt ein groſſer, und ſogar ſo hiſtoriſch wahrer Gedanke ſehr glücklich ausgedrückt, und ein ſehr ſchönes Epigramm im griechiſchen Sinn iſt das Wiegenkind. Bei dieſen Ihren Kleinigkeiten iſt mir die Vergleichung mit den ähnlichen Herderſchen auffallend. So trefflich die letzteren auch gröſſtentheils ſind, ſo vermiſſe ich doch etwas, das die Ihrigen auszeichnet. Faſt nirgends iſt der Gehalt ſo gediegen, die Diction ſo rund und kurz, das Ganze ſo ſtark und vollendet.

Heliopolis hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich begreife nicht, wie Herder den Sinn ſo mißverſtehen konnte. Für mich liegt eine groſſe und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung paßt ſehr gut dazu, und die Erzählung iſt ſehr poetiſch. Hätten Sie ihr, ohne zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, noch den Reiz des Reims geben können, ſo hätte ich es freilich noch vorgezogen. Indeß dient ſelbſt dieß zur Mannichfaltigkeit, die jetzt dem Gehalt und der Form nach unter Ihren Beiträgen ſehr groß iſt.

Was Sie über das elegiſche Sylbenmaß ſagen, finde ich vollkommen wahr, auch bin ich ſehr zufrieden, daß es Sie ſo anzieht, da dieſe Liebe ſolche Früchte trägt. Der Reim wird darum ſein Recht an Ihnen nicht verlieren. Auch bei Ihnen liebe ich ihn doch nur vorzüglich in der lyriſchen Gattung, und zu dieſer iſt die Stimmung, die ihn dann auch gewiß herbeiführt, doch ſeltener. Faſt möchte ich, Sie machten auch einmal einen Verſuch in den eigentlich lyriſchen Sylbenmaßen, wie die Klopſtockiſchen und Horaziſchen ſind. Zwar lieb' ich ſie im Deutſchen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu ſehen.

Die Herderſchen letzten Beiträge ſind wieder recht ſehr gut. Am beſten gefällt mir die Harmonie der Welt, und Nacht und Tag.

Koſegartens Schön Sidſelil hat mich wegen der beiden erſten Verſe laut auflachen gemacht. Das Ganze iſt eine furchtbare Compoſition. Aber in der Vorausſetzung, daß in dieſen Dingen, als in fremden Volksliedern, etwas hiſtoriſch Wahres liegt, leſen ſie ſich doch mit Intereſſe und dienen dem Almanach zur Mannichfaltigkeit.

Die Farbengebung von Herder iſt ſehr zart und ſchön.

Meyer hat ja ordentlich viel geſchickt.

Die Aenderungen habe ich gehörigen Orts vorgenommen; es hat mich ſehr gefreut, daß Sie bei der dritten Stelle im Tanz meine Meinung gegründet gefunden haben. Alle Verbeſſerungen ſind ſehr gut, vorzüglich ſtehen die beiden neu hinzugekommenen Verſe ſo an ihrer Stelle, daß ihnen gewiß Niemand ihre ſpätere Geburt anſieht. Für die Ausmerzung der Möven dankt meine Frau beſonders. Die Aenderung iſt freilich noch nicht ganz glücklich, indeß immer viel beſſer. Ich werde mit dem Einrücken dieſes Stücks noch warten. Indeß kann ich mich noch nicht entſchließen, es von der Spitze wegzunehmen, und gegen die myſtiſche Parthenope (die gar nicht ſo ſehr meine Liebſchaft iſt) auszutauſchen; und Sie müſſen mir dießmal meinen Ungehorſam ſchon nachſehen. Es iſt wirklich weder Grille, noch bloße Vorliebe für dieß Stück. Schon ſein Gegenſtand führt es natürlich an die Spitze, und da jeder doch, ehe er blättert, das erſte Stück lieſt, ſo iſt es gar nicht gleichgültig. Ich werde daher, wenn es möglich iſt (ſonſt folge ich Ihrem Auftrag) mit dem Bogen B anfangen laſſen. Da Alles arrangirt iſt und ſeyn muß, ſo wird das wohl füglich angehen. Indeß erſuche ich Sie doch um baldige Nachricht, ob es ſo bleiben ſoll, oder wie ich ändern ſoll?

Ich billige es gar ſehr, daß Sie auf den Almanach bedacht ſind, und Ihrer poetiſchen Stimmung folgen. Aber werden Sie doch ja für die Horen nicht muthlos. Vermeiden Sie Aufſätze im Schlage der meinigen und des Fichtiſchen, ſorgen Sie, ſo viel es geht, für leichte (wäre es auch manchmal loſe) Waare, und die Horen gehen gewiß recht gut. Trotz aller widerſprechenden Urtheile, höre ich doch allgemein, daß die letzteren Stücke mit größerem Vergnügen geleſen worden ſind, und was wird mehr erfordert? Goethe's noch in dieſem Jahre zu erwartende Beiträge ſind, den Titeln nach zu urtheilen, auch wenn der Fauſt nicht kömmt, doch immer ſehr brauchbar. Der Herderſche jetzige wird auch intereſſiren, und ganz müßig für die Horen ſind Sie ja gewiß eben ſo wenig im Reſt des Jahres, als jetzt, wo Sie das treffliche Reich der Schatten und Natur und Schule geliefert haben. Iſt Ihnen ſchon die Recenſion der 4 erſten Horenſtücke im neueſten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu Geſicht gekommen? Ich dächte doch, ſonſt lieferte ich Ihnen Auszüge. Aber man muß es ganz leſen. Von wem auch dieß ſaubere Product herrühren mag, ſo iſt es immer ein elendes Machwerk ohne Philoſophie und mit einem kleinlichen einſeitigen Geſchmack, nüchtern wie die ganze Bibliothek und, wie Jacobi ſagen würde, recht philiſtermäßig. Ich bin indeß ſehr gut davon gekommen. Denn außerdem, daß ich durch eine ordentliche Aſſignation an alle Duretacten angewieſen werde, die Ihnen geſagt ſind, ſo iſt doch eben keine eigene Zugabe für mich dabei. Von Manchem begreift man gar nicht, ob es Ironie oder was ſonſt iſt?

Den Meiſter (das Ende des 5ten Buchs und das 6te bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgetheilt, aber leider nur auf ſo kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Drucke, daß ich es bloß einmal und flüchtig habe leſen können. Das 5te Buch iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeß iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr bloß zerhauen, als es, dünkt mich, ſogar für's erſte noch erlaubt war. Meiſters Einſchlafen iſt nicht natürlich. Das 6te Buch hat mich ſehr intereſſirt. Der Gang der religiöſen Meinungen in dieſer Perſon iſt mit großer Treue und Natur geſchildert, und Goethe hat eine große Bekanntſchaft auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele darin bewieſen. Vorzüglich iſt die Wahrheit, daß die Empfindungsweiſe überhaupt die Religioſität und ihre Modificationen, und nicht dieſe jene beſtimmt, auf eine im ganzen Gange der Geſchichte doch ſehr einleuchtende, und auf eine ſo individuelle Art gezeigt, daß ſie dadurch gewiſſermaßen neu erſcheint. Einige Stellen ſcheinen mir tiefe pſychologiſche Blicke zu verrathen, und ich hätte ſie gern genauer unterſucht, ſo z. B. den Uebergang zu einer größeren religiöſen Aengſtlichkeit, durch den ernſten Umgang mit Philo, gleichſam die Offenbarung deſſen, was Glaube ſey, beim Knieen am Crucifix u. ſ. w.

H.

XVII.

Jena, den 7 September 1795.

Zuerſt von unſeren Geſchäften, theurer Freund, weil ich nicht weiß, wie viel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe mein letzter Brief iſt zu rechter Zeit, und frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernſthafte Anſtalt haben machen laſſen.

Von meinen Gedichten habe ich ſchon, außer dem verſchleierten Bild und Natur und Schule, den philoſophiſchen Egoiſten, den Weltverbeſſerer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit, das Höchſte für das 9te Stück der Horen abgeſendet. Pegaſus werde ich doch noch da ſchließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verſe der erſten Strophe, die theils ungeſchickt, theils für die Expoſition des Ganzen zu leer ſind.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rückſicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet, und es iſt mir unmöglich etwas unvollkommen zu laſſen, ſo lange ich es noch beſſer machen kann. Unglücklicherweiſe habe ich Natur und Schule ſchon den vorigen Poſttag abgeſchickt, habe aber doch das Nöthige geändert, und ſende es heute an Cotta nach, wenn es etwa noch Zeit wäre. An den andern Stücken verſteht ſich, daß ich das Fehlerhafte noch verbeſſere. Die erſte Härte in Natur und Schule hatte ich ſchon in dem erſten Manuſcript an Cotta verbeſſert, ſo wie ich überhaupt am Ende noch einige nöthige Diſticha eingeſchoben.

An Körner ſende ich heute das Reich der Schatten mit den noch übrigen Gedichten. Was er zu der erſten Lieferung meint, erſehen Sie hier aus ſeinem Briefe. Mich amüſirt der ſonderbare Widerſpruch zwiſchen Euch vier Kunſtrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Geſanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und

Herder den Tanz. Am größten aber ſcheint mir der Widerſpruch zwiſchen Körner und Ihnen, und auch am wichtigſten. Ihnen ſind die vier erſten Strophen der Macht des Geſanges (wie auch gewiß wahr iſt) die beſten, Körnern ſtören ſie den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegaſus nur bis zum Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körnern mißfällt der Schluß der Ideale, der ſchlechterdings nicht anders ſeyn durfte, Ihnen iſt er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, iſt ſehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale ſind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle ſeyn würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus dieſem Genre nichts, dem Sie nicht eben dieſen Vorwurf machen könnten. Die Klage iſt ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erſchlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt iſt dieſes Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu ſubjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlecht nach, nicht Anſpruch. Indeſſen begreife ich wohl, daß es auf Sie dieſe Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energiſche und den Gedanken, als auf das Rührende geht, nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieſer Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung ſelbſt finden würden. Mehr wunderte mich, daß es auf Ihre Frau ſeine Wirkung verfehlte; weil es doch zur Empfindung ſpricht.

Auch von Körnern begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen iſt, warum ich dieſes Gedicht matt ſchließe. Es iſt das treue Bild des menſchlichen Lebens. Mit dieſem Gefühl der ruhigen Einſchränkung wollte ich meinen Leſer entlaſſen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demſelben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und paſſive Element der Schönheit vorzugsweiſe ihr eigen iſt, und man die Auflöſung weniger, als die anſpannende Thätigkeit dabei miſſen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, iſt mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebſte. Was Sie in dieſem Gedichte noch ausgeführt gewünſcht hätten, würde es dem Philoſophen zwar befriedigender machen, aber ſeine einfache Form zerſtören, und auch den poetiſchen Zweck beeinträchtigen. Die Auflöſung ſoll durch das Herz, aber nicht durch den Verſtand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Menſch ſich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verluſt jenes reinen Zuſtandes nicht ſchmerzt, und nur an dieſen hält ſich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich, daß ein jedes anderes Denouement durch den Verſtand den ganzen Geiſt des Gedichts würde verändert haben.

Ich fürchte, wir werden uns in der Materie, die wir beide jetzt behandeln, einander ins Gehege kommen; was Sie bei Gelegenheit jener Anmerkung über Natur und Schule von Ihrem Aufſatze ſchreiben, erinnert mich daran. Ich bin gerade jetzt bei meinem Aufſatz über's Naive, wo ich von dem Gegenſatz zwiſchen Einfalt der Natur und zwiſchen Cultur viel zu reden habe. Dieſer Aufſatz intereſſirt mich ſehr, und da ich mir zum Geſetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine äſthetiſchen Briefe, ſo nehme ich Manches aus der Erfahrung mit, was ich ſonſt würde der ſtrengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werde ich Manches bemerken. An die ſpecielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erſt in dem zweiten Theil des Aufſatzes. Der erſte handelt nur von dem Intereſſe an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, habe ich Ihnen neulich ſchon ſchreiben wollen, aber die Almanachsſachen machten mir eine Diverſion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengeſetz tadeln, iſt gar nicht ohne Grund, wenigſtens vergleichsweiſe mit den drei anderen Strophen läßt dieſe den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke ꝛc.

Aber dieſes fand ich zu proſaiſch, und auch nicht anſchaulich genug. Mir däucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aeſthetiſche, als auf das rein Moraliſche hinweist. Dieſes wird durch den Begriff frei vorzugsweiſe bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieſer Strophe waren ſchon vorher von mir geändert worden, und dieſe Veränderung ſteht auch ſchon in dem zum Druck abgeſchickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron,
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sclavenſinn, der es verſchmäht.
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Strahlenſcheibe, ſtatt Strahlenkugel iſt kein Verſehen, ſondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, ſo werden Sie finden, daß in dieſer Stelle zwei ganz verſchiedene Sachen als Eine vorgeſtellt werden: Die Phaſen des Mondes, und dann ſeine nothwendige Verfinſterung auf der Mitternachtſeite, die auch beim Vollmond iſt.

Hätte ich alſo geſagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? ſo hätte ich nicht von ſeinen Hörnern ſprechen können; ich hätte ſagen müſſen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht ſeyn? Aber da quälte mich der Reim zu ſehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinſte iſt.

Eignet auf dieſe Art gebraucht, hat Leſſings Autorität für ſich. Im Nathan ſagt er: Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet? Warum ſtrichen Sie den Reim zwiſchen *Sclave*, und *Schlafe*, *Nerve* und *Unterwerfe* an? Ich kenne in der Ausſprache keine Verſchiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu ſeyn. Einen wirklich unächten Reim *Gott* und *Gebot* haben Sie begnadigt; dieſer iſt aber auch herausgeworfen. *Umarmt den Leuen* iſt abſichtlich. Man kann dem Hercules die Arbeit nicht zu hart machen.

Die Eliſionen des i in *willige*, *acherontiſchen* ꝛc. ſind freilich fatal, aber da ſich alle Reimer von Anbeginn derſelben bedienen, ſo erlaubte ich mir es auch.

Jetzt wüßte ich nichts mehr, Sachen und Geſchäfte betreffend. Höchſt ungeduldig bin ich zu erfahren, wie es mit dem Almanach endlich entſchieden iſt.

Goethe iſt noch in Ilmenau, wird aber jeden Tag in Weimar erwartet.

Leben Sie wohl, bleiben Sie geſund, heiter, und ſorgen Sie ja, daß Sie auf den beſtimmten Termin wieder abreiſen können.

Sch.

XVIII.

Tegel, den 11 September 1795.

Ihre beiden letzten Briefe, theurer Freund, ſo liebevoll ſie auch für mich waren, ſchienen mir in einer mißmüthigen Stimmung geſchrieben, und es hat mir innig weh gethan, daß Sie in Ihrem innern, ruhigen und frohen Daſeyn doch ſo manchmal geſtört werden müſſen.

Möcht' ich nur erſt wieder bei Ihnen ſeyn, mein liebſter Freund. Mündlich und geſellſchaftlich macht ſich ſo Vieles leicht ab, das allein einem ſchwer und verdrießlich aufliegt. Ich rechne noch immer, den 1ſten October von hier abzugehen, und rechne es jetzt faſt gewiſſer, als vor einigen Wochen, obgleich ich Ihnen nicht von meinen Beſorgniſſen ſchreiben mochte.

Ihre Briefe ſind mir eine große Erquickung geweſen, und ſind es noch jedesmal. Sie haben mit den kleinen Aufträgen, die ſie enthielten, und Ihren Gedichten, den größten Theil meiner ſparſamen Muße ausgefüllt. Die Würde der Frauen hat einen ſehr ſchönen Eindruck auf uns beide gemacht. Mir war es ein in der That unbeſchreibliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diction ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Todtes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dieß habe ich lange nicht ſo ſehr, als hier, gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere iſt Ihnen gleich gut, als die Entgegenſtellung beider gelungen, das Sylbenmaß iſt äußerſt glücklich gewählt, und es wird nur ſehr wenig Gedichte geben, die ſo ſicher rechnen können, ihre Wirkung ſo voll, als dieſes, zu thun. Meine Frau meint, ob es nicht vielleicht gut geweſen wäre, wenn Sie den Anfang: Ehret die Frauen! noch einmal am Schluſſe zurückgebracht hätten. An einen philoſophiſchen Egoiſten iſt von einer ſehr eigenen und hohen Schönheit. Die Beſchreibung der Mutter und des Säuglings iſt überaus zart und lieblich und die Wendung des Ganzen ſchön und überraſchend. Unter den übrigen hat mir Weisheit und Klugheit und Odyſſeus am meiſten gefallen. In dem Odyſſeus liegt ein großer und tiefer Sinn. Die Ritter ſind ja recht fromm geworden und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epigrammen. Dieſe habe ich empfangen, und ſie haben mich aufs Neue ſehr gefreut. Sie zeichnen den Goethe'ſchen Charakter ſehr in ſeinen weſentlichſten und gefälligſten Zügen.

So viel für heute, liebſter Freund!

H.

XIX.

Tegel, den 11 September 1795.

Den letzten Sonnabend, an dem ich Ihnen ſchrieb, lieber Freund, habe ich noch eigne Schickſale gehabt. Gleich nachdem ich Ihr Geſchäft bei Unger abgemacht hatte, eilte ich fort. Aber unterweges begegnete mir ein Bote meiner Frau. Unſer kleiner Junge war den Morgen ſehr krank geworden, und ſein Zuſtand ſchien in der That einen Augenblick ſehr bedenklich. Ich kehrte alſo wieder um, und ſprach mit dem Arzt, und ritt dann hier heraus. Bei meiner Ankunft fand ich das Kind zwar beſſer und außer Gefahr, aber meine Mutter abermals krank, und ſo iſt der Sonnabend, wie der geſtrige Tag, mit vielen durch dieſe Umſtände verurſachten Störungen verſtrichen. Der Junge leidet zugleich an ſtarkem Huſten und Zähnen, jedoch glaubt der Arzt nicht, daß es von Dauer ſeyn wird. Mit meiner Mutter ſteht es noch ebenſo, und es iſt nichts zu thun als abzuwarten.

Möchten nur Sie, lieber theurer Freund, recht wohl und heiter ſeyn, das denke ich ſo oft hier, wenn ich mich mit ihnen und Ihren Arbeiten beſchäftige. Ich meine, der hier ungewöhnlich gute September ſoll Ihnen heilſam ſeyn, und wahrſcheinlich beſucht auch Goethe Sie jetzt bald auf längere Zeit.

Ich habe ſeit neulichem Poſttag die beiden Horenſtücke durchgeleſen, und einige Sachen haben mir viel Vergnügen gemacht. Der Erhardiſche Aufſatz iſt zwar, als Fragment, am wenigſten befriedigend, es iſt nicht leicht, das Reſultat recht rein aufzufaſſen, und für die

Kürze, welche die Abhandlung nun hat, beſchäftigt ſie ſich zu viel von Anfang herein mit der Republik, die noch dazu ziemlich bekannt iſt. Indeß iſt die Idee, die im Ganzen herrſcht, ſehr richtig und mit vielem Scharfſinn auseinander geſetzt. Selbſt der Vortrag hat mir ſtellenweiſe ſehr gut gefallen. Ich wünſchte ſehr die Folge ſeiner Gedanken zu kennen, vorzüglich um ſeine Meinung über die Platoniſche Schrift genauer zu prüfen. Dieſe iſt in der That in Anſehung ihres Zwecks und Plans eine Art von Räthſel, von dem es mehrere Auflöſungen geben kann, und mehrere verſucht worden ſind. Die Erhardiſche hat viel für ſich, und könnte, ganz ausgeführt, leicht mehr leiſten als Morgenſterns Buch, das Sie ja ſelbſt beſitzen. So gut ich aber mit dieſem Aufſatz zufrieden bin (da das, was ich vermiſſe, nur darum fehlt, weil er Fragment iſt), ſo wenig kann ich es mit Erhards Recenſion der Fichte'ſchen Vorleſungen ſeyn. Nie hätte ich mir einfallen laſſen, daß er der Verfaſſer derſelben wäre. Denn wenn ich auch annehmen könnte, daß die offenbaren Sprachfehler, mit denen ſie gleich anhebt, bloße Druckfehler wären, ſo iſt die Vergleichung mit Raphael, die Aufwerfung der Fragen, vorzüglich die Verſchiebung ihrer Antworten und der Auszug ſelbſt, Alles von der Art, daß ich nicht einmal einen gewöhnlich guten philoſophiſchen Kopf vermuthet hätte. In dem Auszuge vermiſſe ich z. B. ganz, daß die weſentlichen Dinge recht herausgeſtellt, und durch die Stellung ſelbſt gewürdigt wären, was doch unumgänglich nöthig iſt, wenn der Leſer einen wahren Begriff von einer philoſophiſchen Schrift bekommen ſoll. Vermuthlich aber hat E. die Anzeige nicht abſchlagen und doch hier ſeine wahre Meinung nicht äußern wollen. Daher mag Aengſtlichkeit und Verdrießlichkeit gekommen ſeyn. Die der Beiträge las ich noch nicht.

Schlegels Arbeit in beiden Heften hat mich wieder ſehr intereſſirt, beſonders der Ugolino. Indeß prophezeye ich ihm kein ſonderliches Glück. Die überſetzte Stelle dürfte man doch, und ich weiß nicht, ob mit Unrecht, mehr gräßlich, als ſchön und erhaben finden. In der Note zum Tydeus und Menalippus hat ſich Schlegel wohl geirrt. Dante dachte vermuthlich an eine Mythe, die mir immer ſehr merkwürdig geweſen iſt. Tydeus verſchlang nämlich vor Theben das Gehirn eines erſchlagenen Feindes, und Minerva, die ihn vorher hatte unſterblich machen wollen, überließ ihn nun wegen dieſer Barbarei ſeiner Sterblichkeit.

In Voß Dichtkunſt ſind mir die Härten des Inhalts und der Sprache mehr im Druck, als ſonſt im Manuſcript aufgefallen. Ich habe neuerlich einige Geſänge ſeiner neuen Odyſſee mit prüfender Aufmerkſamkeit auf die Sprachneuerungen durchgeleſen. Es iſt wirklich kein Capitel der Grammatik, aus dem man nicht, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch zur Regel nimmt, eine Menge Solöcismen ſammeln könnte. Da es gewiß ſogar nothwendig iſt, die Sprache zu verbeſſern, aber eben ſo gewiß nicht gut, in dem Neuern keine Gränze zu finden, ſo habe ich jetzt viel über die Auffindung dieſer Gränzen nachgedacht. Viel glaube ich kommt darauf an, nicht Alles für Verbeſſerungen zu halten, was an ſich in einer Sprache überhaupt ein Vorzug iſt, ſondern ſehr genau auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor ſich hat, zu ſehen. Nicht bloß, daß die Sprache ſelbſt ein organiſches Ganzes iſt, ſo hängt ſie auch mit der Individualität derer, die ſie ſprechen, ſo genau zuſammen, daß dieſer Zuſammenhang ſchlechterdings nicht vernachläſſigt werden darf. Darum dünkt mich, ſollte Niemand ſo ſparſam mit Sprachverbeſſerungen ſeyn,als gerade der Ueberſetzer, da dieſer ſeine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, ſondern nach einer beſtimmten anderen Sprache umändert. Um aber freilich hier nur irgend feſte Regeln zu beſtimmen, müßte es möglich ſeyn, die Eigenthümlichkeiten einer beſtimmten Sprache genau charakteriſtiſch und zugleich ſo ausführlich anzugeben, daß es möglich wäre, darnach einzelne empiriſche Regeln für die

Sprachverbeſſerung herzuleiten, und hierzu ſehe ich noch das Mittel nicht ein. Bis dahin aber werden immer diejenigen, die für und wider Voß ſtreiten, bald beide Recht, bald Unrecht haben.

Von wem iſt denn Kirchhof und Lethe? Letzteres hat mir nicht recht gefallen wollen, das erſtere mehr, wenn ich auch ſchon die Gattung nicht liebe.

Aber Sie werden Sich gewundert haben, daß ich noch nicht früher des Jacobi'ſchen Aufſatzes gedachte. Sehr richtig ſagen Sie, daß nichts charakteriſtiſcher ſeyn kann. Ideen, Sprache, die guten wie die geſchmackloſen Stellen und alles Er und nur Er. Auch hat ihn hier Jedermann, ſo viel ich hörte, erkannt, und mit Vergnügen geleſen.

H.

XX.

Tegel, den 22 Septbr. 1795.

Der erſte Bogen des Almanachs iſt glücklich gedruckt, liebſter Freund, und Unger wird ihn Ihnen ſelbſt unmittelbar ſchicken. Ich habe ihn vor dem Abdruck, aber nur einen Augenblick geſehen. Indeß konnte ich doch ein Paar kleine Uebelſtände ſchnell abändern. Durchgeleſen habe ich ihn nicht, indeß kann ich mich, denke ich, auf die Correctheit verlaſſen. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich die Correctur nicht ſelbſt habe. Theils war es zu weitläuftig, da Berlin 1½ Meile von hier iſt, theils habe ich dieſe Sache nie geübt, und hätte gewiß mehr, als ein Anderer, ſtehen laſſen.

Ihre Antwort auf meine Urtheile über Ihre neueſten Gedichte, und die Vergleichung der Herderſchen, Körnerſchen und Goethe'ſchen hat uns ſehr viel Freude gemacht. Es muß Ihnen doch ein groſer Spaß ſeyn, jedem von uns einen eigenen Liebling geſchenkt zu haben. Daß auf Goethen die Ideale am tiefſten wirkten, begreife ich ſehr. Niemand unter uns übrigen kann ſich des Beſitzes, deſſen Verluſt Sie beklagen, ſo rühmen als er. Auch Herders Wahl iſt ſehr charakteriſtiſch. Die Harmonie in ſcheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, iſt eine bei ihm oft wiederkehrende Idee, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, iſt ganz in ſeiner Manier. Hätte das Gedicht nicht eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, ſo hätte ich es ohne Anſtoß für ein Herderſches nehmen können. Auch kann ich nicht läugnen, daß ich ihm den zweiten Platz unter den vieren anweiſe, doch mag dieß nur ſubjectiv ſeyn. Denn gewiß fordert und beweiſt Natur und Schule mehr dichteriſches Genie. Sehr gut begreife ich daher auch den Vorzug, den Sie und Körner ihm geben. Außerdem aber kann ich mich mit einigen Körnerſchen Urtheilen nicht einigen. So über den Schluß der Ideale, deren zwei letzte Strophen unübertrefflich und über Alles ergreifend ſind, und über den Anfang der Macht des Geſanges, vorzüglich über die dritte Strophe. Hierüber, ſo wie über den Vorzug überhaupt, den ich dieſem ganzen Stücke gebe, habe ich viel nachgedacht. Es iſt dem nicht ganz gereinigten Geſchmack wohl eigen, ſich durch ein großes Bild eine ergreifende Idee, feſſeln zu laſſen und ſein Urtheil darnach zu beſtimmen, und gerade ſo etwas kommt in dieſem Stücke vor. Allein auch bei der kälteſten Prüfung komme ich immer auf daſſelbe Urtheil zurück. Unter allen ihren Gedichten, vielleicht einige frühere, die hier nicht in Vergleichung kommen können, ausgenommen, iſt ſchwerlich noch eines ſo im höchſten Verſtande lyriſch, und dieß wirkt um ſo ſtärker, als hier ſchlechterdings nicht (wie in den Idealen, der Reſignation) eine Empfindung des Individuums, ſondern der reine Dichtergeiſt vorwaltet. Sollte ich Ihre vier Stücke objectiv würdigen, ſo würde ich ſchwerlich einem einzigen den Vorzug geben können. Auch ſind es eigentlich vier, wenigſtens drei Gattungen, und jedes läßt ſich nur mit ſeinem Ideal, keines mit dem anderen vergleichen. Unſere aus einander gehenden Urtheile beweiſen, dünkt mich, nur, daß jeder Geſchmack doch, wie auch ſo natürlich iſt, eine gewiſſe Einſeitigkeit hat. Unter dem gleich Guten gefällt uns das am meiſten, was das Homogenſte mit uns ſelbſt iſt. Mir z. B. ſind die Ideale zu ſehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet, Natur und Schule zu ſcharf auf den Gedanken. Ich fühle darum recht gut, und ein neulicher Brief hat es Ihnen ausführlicher geſagt, das Dichteriſche darin, und bin weit entfernt, ihm daraus den mindeſten Vorwurf zu machen. Aber die Macht des Geſanges berührt gerade die Seite, auf die es mir immer eigen iſt, vorzüglich gerichtet zu ſeyn. Sie berührt die innerſte und unergründlichſte Natur des Menſchen, den unbegreiflichen Uebergang und Zuſammenhang des Gedanken und der Empfindung, und verſetzt das Gemüth in eine gewiſſe unruhige

Spannung. Inſofern es, nach Ihrer trefflichen Beſtimmung, der Charakter des Dichteriſchen iſt, auf die Einbildungskraft zu wirken, und dieſelbe in ihrer Freiheit zu beſtimmen, ſo ſind gewiß alle drei Stücke gleich dichteriſch. Alle beſtimmen ſie mit Nothwendigkeit, und bei allen behält ſie ihre Freiheit. Aber ſcheinbar iſt vielleicht dieſe Freiheit mehr und minder groß. In Natur und Schule wird die Einbildungskraft beſtimmt, auf eine dem Verſtand ähnliche Art zu wirken, in den Idealen auf eine der wirklichen Empfindung ähnliche, in der Macht des Geſanges aber in einem Grade, wie vielleicht der Gegenſtand keines andern Gedichtes erlauben würde, allein auf die ihn ausſchließend eigenthümliche. Denn darin beſteht ja das eigentliche Weſen der Einbildungskraft, noch das Unvorſtellbare vorſtellen, das Incompatible zugleich feſthalten, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Jemehr ſie Gedanken und Empfindungen produciren ſoll, je leichter kann ſie wieder frei ſcheinen, weil Verſtand und Empfindung es ſind, die ihr ſonſt Feſſeln anlegen, und ihren Flug hemmen. Sie ſehen, lieber Freund, daß ich unſere Briefe, wie unſere Geſpräche behandle. Ich ſchreibe hin, was mir gerade einkommt. Sehen Sie zu, ob ſich aus dieſen Gedanken etwas machen läßt, mir kommt es vor, als ließe ſich aus einem ſolchen Schein die verſchiedene Wirkung deſſelben Kunſtwerks beſſer erklären.

In Anſehung des Schluſſes des Pegaſus bin ich Körners Meinung. Wie er da war, gefiel er mir außerordentlich. Aber ob er nicht in Rückſicht auf das Ganze beſſer wegbliebe, fiel auch mir ſchon ein. Wie Sie es jetzt gemacht haben, iſt es ſehr gut.

Ebenſo iſt auch Ihre Aenderung des Anfanges in der Würde der Frauen. Ich werde die erſte abdrucken laſſen, nicht die Variante, in der Eunomia und Cypria vorkommen. Sie ſcheinen mir die Wahl überlaſſen zu haben, aber ich wollte die Stelle:

> was die Männer mit Leichtſinn verſchwenden

nicht fahren laſſen. Es iſt ein zu charakteriſtiſcher Geſchlechtsunterſchied.

Wie freue ich mich auf Ihre Abhandlung über das Naive. Allerdings würden wir uns in der Materie kreuzen. Indeß ſieht es auch mit meinen Arbeiten äußerſt weitläuftig aus; es iſt noch kein Buchſtabe geſchrieben. Fällt mir aber nichts Anderes ein, ſo werfe ich den Gegenſtand darum nicht fort. Ich kann es ja vermeiden, dieſe Ideen gerade ſo breit zu behandeln, und mich mehr auf die Eigenthümlichkeit einlaſſen, welche dieſer Stoff gerade der Idylle ausſchließend vor allen anderen Gedichten gibt. Auch dachte ich ſchon darauf, zugleich die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen; das Fach iſt ſo klein, daß die Mühe nicht groß iſt. Endlich kann ich mich auch auf die Empfänglichkeit verſchiedener Nationen für dieſe Gattung einlaſſen, wobei ich Gelegenheit hätte, meine Grille von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutſchen ins Licht zu ſetzen. Sie ſehen, daß es mir nicht an Planen fehlt. Möchte ich nur gleich viel Muth haben. Aber der, lieber theurer Freund, iſt mir ſehr geſunken, und wenn ich Ihnen die Urſache ſage, werden Sie mich nicht tadeln. Denn ich muß es doch endlich ſagen, es ſieht äußerſt mißlich um mein ganzes Zurückkommen im nächſten Winter aus. Die Abreiſe auf den 1ſten October habe ich ſelbſt ſchon aufgegeben.

Wie viel ich aufopfere, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen und muß es doch wieder, da Sie gerade ſelbſt nicht ganz wiſſen können, was mir Ihr Umgang iſt. Das Vergnügen, das die Freundſchaft gewährt, gehört überhaupt nicht zu denjenigen, deren Entbehrung nur allein für den Genuß nicht gleichgültig iſt, und das Vergnügen der Ihrigen und Ihres Umganges! Ich fühle es, daß vielleicht noch mehr, als billig iſt, meine geiſtige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf. Und Neimand kann gerade gleich vortheilhaft auf mich wirken, als Sie. Das hat mir die Erfahrung bewieſen, und ſogar reifes Nachdenken über unſere beiderſeitige Individualität beſtätigt.

Aber auch für Sie thut mir unſere längere, oder gar gänzliche Abweſenheit dieſen Winter leid. Ich darf Ihren Aeußerungen und unſeren Erfahrungen nach glauben, daß Sie dabei verlieren. Ich rechne auf Ihre große Selbſtgenügſamkeit, auf Goethens Gegenwart, aber wie viel gäbe ich darum, wenn Alles anders wäre! Fahren Sie nur ja fort, ſo fleißig zu ſchreiben. Ich laſſe es gewiß nicht am Antwerten fehlen.

Ich habe auf den Fall, daß wir hier bleiben müßten, an Ilgen und Loder geſchrieben, um einige kleine Geſchäfte zu beſorgen, und lege die Briefe hier bei. Haben Sie doch die Güte im Fall Loder verreist ſeyn ſollte, ſagen zu laſſen, daß ſein Hofmeiſter den Brief erbreche, und ſo gütig ſeyn möchte den Inhalt zu beſorgen.

Meine Frau theilt meine Empfindungen über unſer langes Hierbleiben, und grüßt Sie und die Ihrige herzlich. Leben Sie beide innigſt wohl. Unſer Kleiner iſt wieder hergeſtellt. Adieu!

H.

XXI.

Tegel, den 28 September 1795.

Mit dem Almanach, liebſter Freund, habe ich neulich noch viel Gram gehabt, und mit der Correctur eine Aenderung vorgenommen. Stellen Sie ſich nur vor, was ich im zweiten Bogen für einen Druckfehler fand. Statt:

> Iſt es Elyſiums . . . . umfängt

ſtand in Ihrem Tanz — umfaugt — das war doch zu arg.

Die empfangenen Gedichte werde ich beſorgen. Ich habe mich gefreut, die Ideale wieder zu ſehen. Sie werden leicht unter allen Ihren Beiträgen den meiſten und allgemeinſten Eindruck machen, da ſie am allgemeinſten verſtändlich ſind. Das Mereauſche Gedicht liest ſich, Einiges abgerechnet, recht gut, und das Hölderlinſche hat ein ſehr angenehmes Sylbenmaß.

Goethe's Prolog kenne ich ſchon aus der ehemaligen deutſchen Monatsſchrift.

Sömmering läßt hier eine Schrift: über das Organ der Seele drucken, die ich Gelegenheit gehabt habe, im Manuſcript zu leſen, und die ich Ihnen als eine intereſſante Curioſität empfehle. Er hat nämlich die anatomiſche Entdeckung gemacht, daß die meiſten Nervenurſprünge ſich bis in die Hirnhöhlen verfolgen laſſen, und von dem Waſſer der Hirnhöhlen gebadet werden. Er macht daher dieß Waſſer zum Organ der Seele. Er hat die Schrift, die höchſt ſonderbar geſchrieben iſt, an Kant dedicirt, und die Antwort von Kant an Sömmering iſt vorn abgedruckt. Dieſer Brief iſt äußerſt originell und enthält, außer einer ſehr gut gewandten Zurechtweiſung über die Sonderbarkeit, einen Sitz der Seele zu ſuchen, eine Hypotheſe, wie jenes Waſſer auf die Nerven wirken könne, in der Kant ganz ſo, wie in ſeiner Theorie des Himmels erſcheint, und wie man ihn ſeit vielen Jahren nicht wieder auftreten ſah. In der Sömmeringſchen Schrift ſelbſt ſind Sie (Ihre äſthetiſchen Briefe) zweimal ausführlich citirt, einmal die weitläuftig gedruckte Note, ſehr paſſend, das anderemal die Stelle vom Welt er- und begreifen, völlig unpaſſend. Ich muß Sie bitten, dieſer Schrift noch gegen Niemand zu erwähnen.

In Ludwigs Naturgeſchichte des Menſchen fand ich angeführt: Schiller über die Verbindung der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte des Menſchen. Stuttgart. Unſtreitig iſt dieß doch von Ihnen. Sie ſprachen mir ja nie davon. Wenn Sie es nicht ganz desavouiren, thäten Sie mir einen groſſen Gefallen, es mir zu verſchaffen.

In der deutſchen Monatſchrift gedenkt Ihrer Briefe Genz in einem Aufſatz, den ich nur erſt durchblätterte, der aber zu verdienen ſcheint, von Ihnen geleſen zu werden, über den Einfluß der Entdeckung von America auf den Wohlſtand und die Cultur des menſchlichen Geſchlechts. Er ſpricht in jener Stelle von den ſchädlichen Folgen, die es hat, wenn man, ſtatt Schritte, Sprünge thun, und die Reiſe übereilen will. In einer Anmerkung citirt er Ihre Briefe, die 1ſte Lieferung S. 23 und ſetzt hinzu: „dieſe erhobenen Aufſätze liefern, obgleich der politiſche Geſichtspunkt ihnen nur Nebenſache war, den Text zu Allem, was ſich Großes und Treffliches über dieſen Gegenſtand ſagen läßt.“

Ich bin in den letzten Wochen ſehr fleißig geweſen, und habe viel ſtudirt. Sie können ſich mich den größten Theil des Tages über an meinem Schreibtiſch denken. Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umſtänden ein großer Durſt des Wiſſens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht iſt, aber ſehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlaſſe mich dieſer Neigung um ſo mehr, als ich gar keinen Muth habe, ſo lange ich von Ihnen abweſend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt ſind doch meine Geſichtspunkte jetzt zu feſt, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrſamkeit auszuſchweifen, die ich gewiß am meiſten geringſchätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Geſichtspunkte, und niemals unterlaſſe ich, aus allem Geſammelten die Reſultate zu ziehen, die dieſen Geſichtspunkt angehen. Dieß vorausgeſetzt, kann ich kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſeyn, Alles, was ihn umgibt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Dieſe Begierde iſt mir immer eigen geweſen, und hat mich nur oft leider irre geführt, ſo daß ſie ſich ſelbſt ihren Zweck vereitelte. Im Wiſſen und im Leben habe ich mich immer ſelbſt durch zu große Verbreitung beſtraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergeſſen, daß Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wiſſen iſt der Kampf, Gottlob! gefahrloſer.

H.

XXII.

Tegel, den 2 October 1795.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihre letzten Gedichte. Sind Sie wirklich durch mich veranlaßt worden, dem Almanach noch dieſes Geſchenk zu machen, ſo iſt dieß gewiß der einzige recht weſentliche Dienſt, den ich dieſem habe leiſten können. Er iſt jetzt überreich (wenn dieß je möglich wäre) durch Sie begabt, er wird aber auch ſicherlich ſehr viel Glück machen. Da ich es dem Almanach nicht unvortheilhaft hielt, wenn man, vorzüglich bei ſeinem ſpäteren Erſcheinen, eine Idee im Voraus von ihm hätte, ſo habe ich hier und da eine Kleinigkeit daraus, und neuerlich auch den Druck und das Aeußere einigen meiner Bekannten, Leuten von ganz verſchiedenem Schlage, gezeigt, und Alle verſichern, daß dieſer Almanach, nach ſolcher Probe, einzig ſeyn werde.

Unter Ihren Gedichten ſind der Abend und das Schlußgedicht von ſehr großer Schönheit. In dem erſteren herrſcht ein ſehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt ſich ſehr gut vor dem Auge des Leſers, und das Ganze entläßt ihn, wie man ſonſt nur von Stücken der Griechen und Römer ſcheidet. Das Sylbenmaß iſt ſehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt. Ueberall ſchmiegt ſich ihm der Ausdruck wie von ſelbſt an, und nirgends iſt mir eine Härte aufgeſtoßen.

Das Schlußgedicht gibt dem Almanach eine eigene Rundung. Er beginnt und ſchließt nun mit Ihren, und mit zwei paſſenden und in ſich ſo ſchönen Stücken. In Ihren Stanzen herrſcht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der dritten gibt einen überaus poetiſchen Schluß.

Auch die Kleinigkeiten dieſer Lieferung haben meinen vollkommenen Beifall. In Ihrer vorletzten Lieferung iſt mir Columbus das Liebſte geweſen; der Schluß iſt ſo überraſchend und enthält eine große und kühne Idee.

Daſſelbemal ſchickten Sie mir zwei Stücke von Hölderlin: der Gott der Jugend und an die Natur. Das erſtere hatte ich ſchon früher bekommen, und das letztere hatten Sie durchſtrichen. Ich bin nun in Ungewißheit, ob Sie es früher durchſtrichen hatten, und nun doch gedruckt wiſſen wollen, oder ob Sie vergeſſen hatten, daß Sie mir den Gott der Jugend ſchon zugeſchickt hatten, und jenes nur mitgeſchickt haben, weil es auf demſelben Blatte ſtand. Ich behalte es, bis ich Antwort erhalte, um ſo mehr zurück, als es mir, ob es gleich gewiß nicht ohne poetiſches Verdienſt iſt, doch im Ganzen matt ſcheint, und ſo ſehr an die Götter Griechenlands erinnert, eine Erinnerung, die ihm ſehr nachtheilig iſt.

Doppelt begierig bin ich, nach dem, was Sie mir jetzt ſagen, auf Ihre Elegie. Aber wie ſchmerzt es mich, daß wir nicht die Freude haben werden ſie zuſammen zu leſen, worauf Sie ſie zurückbehalten! Ich kann nicht, ohne eine recht innige Wehmuth, daran denken, auf einmal ſo lange von Ihnen getrennt zu ſeyn.

Denn leider iſt mir jetzt auch die letzte Hoffnung verſchwunden.

Doppelter Dank ſey dafür Ihren Briefen, die mich immer wieder erheitern, und ſo ſüß beſchäftigen. Ihr

H.

XXIII.

Tegel, den 5 October 17[illegible]

Wir empfingen vorgeſtern Ihren letzten Brief, wo uns das, was Sie uns von Ihrer Lage und Ihren Ausſichten für den Winter ſagen, recht herzlich geſchmerzt hat. Nur zu ſehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer abſoluten Einſamkeit leben, und daß ſogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Erſatz iſt, da auf die tägliche Stimmung doch nur das gut wirkt, was auch täglich wenigſtens wiederkehren kann, und dieß beſonders bei Ihnen der Fall iſt. Ich habe ſchon darauf gedacht, ob Sie nicht einen Plan wieder hervorſuchen ſollten, der Ihnen einmal recht ſehr am Herzen zu liegen ſchien, den Plan nach Weimar zu kommen. Ich würde außer Goethe, dort auf Herder und auf die wenigſtens zerſtreuende Maſſe aller Uebrigen rechnen. Aber freilich würde ſich ein völliges Hingehen nicht in ſo kurzer Zeit arrangiren laſſen, und ein temporäres iſt mehr Störung als Gewinn. Ihre dauernde Rückkehr zur Poeſie macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken, und dieſe Beſchäftigung der Phantaſie Ihre Einſamkeit beleben und erheitern. Sie ſind doch unendlich glücklich, theurer Freund, einen ſolchen Reichthum in Sich zu bewahren, bloß aus ſich ſelbſt ſo viel ſchöpfen zu können, als genug iſt, ein ganzes Leben mit ſchöner Mannichfaltigkeit auszuſtatten. Es wurde mir dieß bei der Stelle Ihres Briefes auf's Neue ſo lebhaft, wo Sie ſelbſt ſagen, daß Sie ſo ſchwer an das Leſen gehen. Wenn ich bedenke, wie viel Sie ſchon leiſteten, und wie viel mehr Sie in ſich tragen, als Sie je zu leiſten im Stande ſeyn werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Verſtande von Außen nehmen; ſo erfüllt es mich immer auf's Neue mit Bewunderung. Denn auch das Geſpräch iſt und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterer Anſtoß zur eigenen Production ſeyn. Darum weiß ich auch Niemand, in dem ein gewiſſer Widerwille gegen die eigentliche ſogenannte Gelehrſamkeit ſo gut begründet wäre, als in Ihnen. Aber darum wundere ich mich auch immer, daß Ihre Geiſtesthätigkeit nicht noch zerſtörender auf Ihren Körper zurückwirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entſchluß zu bleiben, ſie zu vermindern, um ihr nicht zu erliegen.

Ich ſprach neulich einen Profeſſor aus Erlangen, er heißt Meinel. Er kam eben von Königsberg und wußte viel von Kant zu erzählen. Unter andern ſagte er, daß Kant noch eine ungeheure große Menge unbearbeiteter Ideen im Kopf habe, die er nicht allein noch alle bearbeiten, ſondern auch alle in einer gewiſſen Reihe bearbeiten wolle, und daß ihn die Wärme für dieſen intellectuellen Reichthum zu der Täuſchung verleite, die Länge ſeines noch übrigen Lebens mehr nach der Menge jenes Vorraths, als nach der gewöhnlichen Wahrſcheinlichkeit zu berechnen. In der That aber muß eine ſolche Lage eine eigene Disproportion zwiſchen dem moraliſchen und phyſiſchen Können hervorbringen, und ſchön wäre es doch, wenn der Geiſt einen ſolchen Aufſchub der körperlichen Zerſtörung bewirken könnte, bis er ſich hier in dem Kreiſe ſeines Wirkens ein Genüge geleiſtet hätte, oder wenigſtens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm nun ſelbſt zu eng würde. Des Menſchen natürliches Ende wäre doch nur Erfüllung ſeines Kreiſes. Er müßte hier nichts mehr zu ſchöpfen, nichts mehr zu thun finden, wodurch er noch Fortſchritte machen könnte.[1] Dann könnte und müßte er gehen; eher iſt man doch immer noch unreif. — Das erſte, was Kant ſchreiben will, ſoll ein Naturrecht ſeyn.

Leben Sie herzlich wohl. An Ihre liebe Frau tauſend innige Grüße von uns beiden.

H.

XXIV.

Jena, den 5 October 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen ſchreiben wollte, liebſter Freund, kam Meyer auf ſeiner Reiſe nach Italien hier durch, und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorſatz auszuführen. Aus dem, was er mir ſagte, erhellt, daß weder er, noch Goethe auf einen langen, oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, ſondern in ſpäteſtens zwei Jahren Alles abgethan zu haben glauben. Er ſpricht ſchon von Abgüſſen, die er von einigen Antiken machen werde, um ſolche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, und dort in Ruhe darnach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber, und iſt ſo eben wieder abgereiſt. Nächſten Donnerſtag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. Er grüßt Sie freundlichſt, und wird Ihnen bald ſchreiben. In den letzten Wochen war er ſo beſchäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger Manuſcript haben wollte, und er über ſeinen italieniſchen Sachen den Reſt des ſechsten Buchs von Meiſter hatte liegen laſſen. Er will mir vor oder auf der Reiſe eine kleine Schrift der Madame Stael: von der Erfindung (nur etliche Bogen ſtark) überſetzen, welches wir dann, mit einigen Anmerkungen in die Horen ſetzen wollen. Sonſt iſt für dieſes Jahr ſchwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abweſenheit beklagt er ſehr. Auch der Anatomie wegen hat er ſich auf Ihr Hierſeyn im Winter gefreut. Würden Sie ſich dazu entſchließen können, ihm Ihr Logis zum Abſteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeit lang hier zubrächte? Für Ihre Sachen, die etwa aus dem Wege zu räumen wären, würde Lolo ſchon Sorge tragen.

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anſtehen laſſe. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an den erſten Bogen nichts auszuſetzen, als daß noch ſo viele leere Räume geblieben ſind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie der Unwandelbare ꝛc.) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, iſt ein wahres Glück, ſo wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach ſehr wohlthätig iſt. Wie beruhigt es mich, mein theurer Freund, daß ich dieß Geſchäft in Ihren Händen weiß! Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufſätze in naturhiſtoriſchen Schriften machen, haben mich ſehr unterhalten. Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz current und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald

Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt allerdings noch nöthig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen, und eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wie viel in jenen Aufſätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufſuchen, und mir von der feuchten Seele ſchreiben. Was für ſeltſame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe ſie heute auch Goethen geleſen, auf den ſie ſehr gewirkt hat. In Anſehung der Verſification bin ich auf Ihre Warnung ſtrenger gegen mich geweſen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu ſagen werden. Körners Urtheil habe ich ſchon. Es ſind unterdeſſen auch ſechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie mit einigen Herderiſchen vermiſcht, aus dem zehnten Horenſtücke herausleſen werden. Dieſes Stück enthält auch wieder ſechszehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünf und zwanzig zu ſteigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe, und hoffentlich ſelbſt noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte ſoll uns ſchon ziemlich Credit verſchaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunſch nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu verſuchen, eine romantiſche Erzählung in Verſen machen, wozu ich auch den rohen Stoff ſchon habe. Aber ob ich gleich vorausſehe, ihn überwältigen zu können, ſo fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß iſt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in ſo vielen Fächern und Formen verſucht, daß die Frage entſteht, ob ich den Kreis nicht vollenden ſoll. Auch iſt das Publicum, wie es ſcheint, auf dieſe Mannichfaltigkeit bei mir aufmerkſam geworden, und ſie ſcheint ein Ingredienz der Vorſtellung zu ſeyn, unter der ich den meiſten Leſern erſcheine. Auf dieſem Wege ſcheint alſo der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen iſt. Nehmen Sie aber auf dieſe öffentliche Stimme auch nicht mehr Rückſicht, als ſie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anſchlag, als inſofern ſie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gern ſogleich an meine Malteſer gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December incluſive bis zum April für die Horen nicht ſo ſehr nöthig zu ſeyn, ſo könnte ich in dieſen vier Monaten ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiel fertig werden. Oder ſollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und beſonders dürfte dieſes Sujet noch am wenigſten mißlingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpft es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche ſind, und iſt dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie ich ſie liebe.

Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſeyn; die Frage iſt alſo bloß, ob epiſch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?

Adieu, theurer Freund. Der guten Caroline ſagen Sie die herzlichſten Grüße. Lolo, denke ich, wird auch ſchreiben, und Ihnen die hieſigen Neuigkeiten melden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Ihr

Sch.

XXV.

Tegel, den 12 October. 1795.

Mit ungeduldigem Verlangen habe ich, liebſter Freund, die beiden letzten Poſttage Briefen von Ihnen und dem neunten Horenſtück entgegen geſehen, und faſt befürchte ich, daß ein neuer Anfall von Kränklichkeit die Urſache Ihres Stillſchweigens iſt. Reißen Sie mich bald aus dieſer Beſorgniß, und laſſen Sie mich hören, daß Sie heiter und geſund ſind. Mit meiner Frau geht es viel beſſer, ob ſie gleich noch nicht ganz hergeſtellt iſt; mit meiner Mutter wieder ſchlimmer, und ſo iſt es ein ewiges Wechſeln derſelben unangenehmen Vorfälle. Ich ſelbſt bin, bis auf einen ſtarken Schnupfen, recht wohl und ziemlich fleißig beſchäftiget. Ich lebe hier eigentlich in großer Einſamkeit, und beinahe in gleich großer mit Ihnen. Nur ſehr ſelten bekomme ich einen Beſuch, und dieß Alleinſeyn iſt mir ſehr wohlthätig.

Von Körner habe ich ſeit dem Ihnen einmal mitgetheilten Briefe, keine Nachricht. Ich hoffe, er iſt an ſeinem Horenbeitrag fleißig, und freue mich ſehr auf ſeine Anſicht der lyriſchen Poeſie. Geßler iſt im Begriff nach Italien zu gehen. Die große Sucht nach Italien zu reiſen und der Wirbel, der gerade jetzt mehrere meiner Bekannten mit fortreißt, macht mich oft beinahe lachen. Bei ſo Vielen trifft es ſehr ein, daß ſie in der Ferne ſuchen, was ſie ſo nahe finden könnten. Mir ſcheint faſt unter allen Ländern Italien dasjenige zu ſeyn, was nur auf die Wenigſten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptſache iſt und bleibt doch da der Kunſtgenuß, und wie Wenige ſind hierin ſo weit, daß ſie gerade die Antike brauchen, ja nur zu verſtehen vermögen. Außerdem aber bietet dieß Land demjenigen, der nicht ſehr viel aus ſich ſelbſt ſchöpfen kann, nur ſehr wenig dar. England, Frankreich und jedes Land, in dem viel Induſtrie, ein mannichfaltiger Umtrieb der Dinge und Menſchen, und ein hochcultivirtes bürgerliches Leben iſt, gibt auch dem mittelmäßigen Kopf Stoff zum Nachdenken, und bereichert ihn wenigſtens mit allerlei Kenntniſſen. Italien hingegen muß Leute dieſes Schlags ſehr leer laſſen, und gewöhnlich ſieht man ſie auch nur leere Bewunderung und eitles Geſchwätz zurückbringen. Mich ſelbſt, da in mir der Kunſtſinn wenig geübt iſt, würden dieſe Betrachtungen bedenklich machen, gerade zuerſt dieſe Reiſe zu wählen. Aber außerdem, daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer ſchönen, reichen Natur zu thun iſt, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menſchenkenntniß aus dem Studium dieſer Nation. Soviel ich ſie jetzt kenne, muß ſie mit und neben aller Cultur ſehr viel urſprüngliche natürliche Menſchheit zeigen, wenn gleich, da die ſinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet ſcheinen, keine ſehr hohe. Sie muß formloſer ſeyn, als irgend eine andere Nation und daher äußerſt zweckmäßig gewiſſe Seiten der Menſchheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin ſehr mit den Alten übereinkommen, gleichſam ihr zurückgebliebener

Schatten ſeyn. Von dieſer Seite greift ſie ſo in Alles ein, was mich intereſſirt, und beſchäftigt, daß ich einer anſchaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen ſehe.

Leben Sie herzlich wohl, innigſt geliebter Freund. Ihr

H.

XXVI.

Tegel, den 16 October 1795.

Es iſt eine ſchwierige Aufgabe, liebſter Freund, bei ſich ſelbſt zu entſcheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatiſchen, oder mehr der epiſchen Poeſie angemeſſen iſt? Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieſer Art im Wege ſtehen, geſellt ſich bei Ihnen noch die reiche Mannichfaltigkeit Ihres Genie's, dem Alles in ſo eminentem Grade zu gelingen ſcheint, und der zufällige Umſtand, daß Ihre dramatiſchen Producte aus einer ſo viel früheren und verſchiedenen Periode Ihres Lebens ſind. Da Sie es indeß verlangen, ſo will ich dreiſt ein Urtheil auszuſprechen verſuchen. Nur müſſen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge.

Am ſchwerſten iſt es, dasjenige auszuſprechen, was Sie als Dichter charakteriſirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem anderen deutſchen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in ſeinen letzteren Producten mit den Griechen, in ſeinen früheren mit Shakeſpeare vergleichen; man hat das letzte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir dieſe jetzt leider nicht genug gegenwärtig ſind, ſo kann ich die Richtigkeit hiervon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falſch ſind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar iſt mir Ihr Dichter=

charakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechiſchen iſt keine Zeile, von der ich mir Sie, als den Verfaſſer denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterſchied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, ſondern man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden ſich alle weſentlichen Schönheiten der griechiſchen Poeſie innerhalb des Kreiſes nicht bloß deſſen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, ſondern auch deſſen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in ſo hohem Grade geleiſtet haben. Was Sie unterſcheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortſchritten des Zeitalters beigemeſſen werden. Es iſt Ihnen und nur Ihnen eigen, und iſt ſo innig mit den Forderungen des poetiſchen Genie's verbunden, daß es ſogar eine weſentliche Erweiterung deſſelben ausmacht. Sie fühlen, was ich ſagen will; alle Ihre dichteriſchen Producte zeigen einen ſtärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man ſonſt in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poeſie für verträglich halten ſollte. Ich verſtehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poeſie eigentlich philoſophiſch wird, ſondern finde eben dieſen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichteriſch, alſo Künſtlererfindung iſt. Es ſchwebt mir hierbei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geiſterſeher vor. Um es daher in ſeiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichſam einen Ueberſchuß von Selbſtthätigkeit nennen; eine ſolche, die ſich auch den Stoff, den ſie bloß empfangen könnte, noch ſelbſt ſchafft, aber ſich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, faſt bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Weſen der genialiſchen Production beruht) nur durch

Wechſelwirkung thätig iſt. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdiſches Gebiet über, und ſtellt die höchſte Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum beſitzen Sie einen ſo intenſiv großen Reichthum, bieten dem Leſer, wenn ich ſo ſagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen ſich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an ſeiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entſpringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größeſten Wahrheit und Conſequenz, doch oft wenigſtens die Farbe der Natur ſelbſt vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatiſche (hier doch eigentlich die tragiſche oder beſſer heroiſche) Poeſie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'ſchen Ideen am geläufigſten geworden iſt, als die lebendige Darſtellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal, ſo finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakteriſirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich bis zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genie's. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Dieſe hervorzubringen. halte ich Sie geſchaffen, wenn Sie hier Ihren

Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geiſtes ſteht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyriſche Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epiſche, eigenthümlich iſt, wenn ich jene auf die Darſtellung der Gedanken und Empfindungen, dieſe auf die Darſtellung der Formen, unter welchen beide erſcheinen, beziehe. Auf der anderen Seite aber ſetzt auch das Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannichfaltig bewegte Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterſtück iſt gerade das feine Spiel der Empfindungen ſo ſchön und zart aufgedeckt, als im Carlos. Nur iſt aber hier die Frage, nicht ſowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſondern mehr, ob Sie ihr treu zu ſeyn ſcheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterſchied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos ſehr genau unterſucht, und bin nirgends auf etwas geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten in ſubtile Hypotheſen zu verfallen, ſo kann ich mir dieſe Erſcheinung auch nach meinen Vorausſetzungen ſehr wohl erklären. Wenn es richtig iſt, daß Sie der Natur, gleichſam ehe ſie vollkommen auf Sie einwirken kann, ſchon ſelbſtthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht ſowohl aus ihr ſchöpfen, als nur, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich durch eigene Kraft ſchaffen, ſo muß dieß da am meiſten ſichtbar ſeyn, wo die Natur ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, am meiſten Natur, am wenigſten auseinander gewickelt iſt, wo ſie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verſtand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, ſo feſt ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieſer Gattung der Tragödien, ſondern nur in jenen einfachen und heroiſchen ganz ſichtbar ſeyn würde, ſo ſehr wünſchte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Verſuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es iſt das anziehendſte Schauſpiel, das ich mir denken kann, zu ſehen, wie ſich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige iſt, ſpiegelt, zu ſehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealiſchen Kreiſe herbeiführen, und ihnen doch eine ſo lebendige Wirklichkeit geben. Indeß geſtehe ich gern, daß dieſer Reiz fremdartig iſt, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunſt angeſehen werden kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatiſche Poeſie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Wenigſtens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinſten Grade, ſo ſichtbar iſt. Nirgends, ſcheint es, will man ſo unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt ſeyn. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein äſthetiſchen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles ſucht, und für die Einwirkung der Kunſtform nicht hinlänglich empfänglich iſt.

Verglichen mit der dramatiſchen, halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt ſcheint mir die dramatiſche die höchſte Frucht des Dichtergenie's, und ich halte Sie einmal für dieſe völlig geboren, in ſofern Sie ſich nur auf eine gewiſſe Gattung beſchränken. An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit groſer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen. Indeß iſt das Gebiet des Epiſchen vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, ſo groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einſchließt, und das Lyriſche, wie das Didaktiſche, in ſich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten von den Göttern Griechenlands an, läßt ſich eine Gattung zeigen, die Sie allein ſich geſtempelt haben, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinigt, und durch dieſen gedoppelten Eindruck auf die Phantaſie und die Empfindung den Geiſt zu tiefen und überraſchenden Wahrheiten führt. Dieſe Gattung, und mithin das Epiſche, iſt Ihnen vollkommen eigen, ſie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beſchränken wollte, wie ſchön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Leſers ſie auch iſt, und einen wie großen Umfang ſie auch ſelbſt noch in ſich erlaubt.

Jetzt kann ich ein Reſultat ziehen: den ſchönſten und Ihrer am meiſten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatiſche Poeſie, aber nur innerhalb gewiſſer Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroiſchen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epiſche dar.

Mein Wunſch kann jetzt hiernach nur die Malteſer treffen. Sie ſind eine ſehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, beſonders aber für den Moment. Denn ſonſt iſt der Wallenſtein freilich an ſich bei Weitem größer und tragiſcher, und auch gewiß in demjenigen Kreiſe, für den Sie beſtimmt ſind. Etwas Dramatiſchem jetzt vor der romantiſchen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß iſt, und uns nicht entgeht, da hingegen der erſte Verſuch, den Sie wieder im Dramatiſchen wagen, mehr Hinderniſſe finden muß. Im Philoſophiſchen und im Poetiſchen der

Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewunderungswürdige Weiſe gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie ſcheint Ihnen, auch den ungünſtigſten Umſtänden zum Trotz, einmal keinen Dienſt zu verſagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein ſo reges geiſtiges Leben hat, ſcheint der Erde wenig mehr ſchuldig zu ſeyn.

Allein freilich muß auch eben dieſe größere Schwierigkeit der Malteſer ſehr ſorgfältig mit auf die Wagſchaale gelegt werden. Sie müſſen genau prüfen, ob ſie hoffen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein ſolches Schauſpiel iſt, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, ſo wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Dieſe empföhle ſich allerdings gar ſehr dadurch, daß Sie damit einen gewiſſen Kreis vollendeten, Univerſalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rückſicht, die mehr für das Publicum iſt (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Univerſalität fähig ſind), läßt ſich auch die andere entgegenſetzen, daß es des Spaßes werth wäre, durch ein neues Schauſpiel die Menſchen, die über Ihren dramatiſchen Charakter ſo beſtimmt ſcheinen, ein wenig confus zu machen.

Wir umarmen Sie von ganzem Herzen

Ihr

H.

XXVII.

Tegel, den 25 October 1795.

Ihre Elegie, liebſter Freund, hat mich zu ſehr gefeſſelt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückſchicken empfohlen hatten, hätte vergönnen ſollen, ſie länger zu behalten, um ſie ganz zu ſtudiren, und mich mit jedem einzelnen Theil genau bekannt zu machen. Wohin man ſich wendet, wird man durch den Geiſt überraſcht, der in dieſem Stücke herrſcht, aber vorzüglich ſtark wirkt das Leben, das dieß unbegreiflich ſchön organiſirte Ganze beſeelt. Ich geſtehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meiſten anzieht, und mein Inneres am lebendigſten und höchſten bewegt. Es hat den reichſten Stoff, und überdieß gerade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderliche Strebſamkeit des Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt, beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedichte ſehr groß;

faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus, als das freie Werk der Phantaſie. Vorzüglich ſchön iſt die Mannichfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menſchliche Kunſt, erſt an ihrer Hand, dann ſich allein überlaſſen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig iſt. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantaſie freundlich ein, und gibt ihr eine leichte, ſinnlich angenehme Beſchäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturſcene bereitet zu größerem Ernſt vor und macht die Folge noch überraſchender. Mit dem Menſchen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht ſich der Blick nicht auf viele Gegenſtände zu verbreiten. Allein der erſten Einfalt folgt nun die Cultur, und die Aufmerkſamkeit muß ſich auf einmal auf alle mannichfaltige Gegenſtände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechſelwirkungen zerſtreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menſchen, auf die Sittlichkeit, ſammelt den herumſchweifenden Geiſt wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menſchen zur rohen Natur wieder in ſich zurük, und wird getrieben, die Auflöſung des Widerſtreites, den er vor Augen ſieht, in einer Idee aufzuſuchen. So entlaſſen Sie den Leſer, wie Sie ihn am Anfang durch ſinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem erſten Leſen iſt es ſchwer, das Ganze zu überſehen. Sogar beim zweiten habe ich dieß noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterem Wiederholen dieß Urtheil fällen. Anfangs ſchien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen, und hätten nicht genug dafür geſorgt die zerſtreute Phantaſie wieder zu ſammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zuſammen zu ſtellen. Allein bei genauerer Unterſuchung muß ich dieß Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß ſubjectiv war. Alles iſt im höchſten Grade klar, unglaublich ſchön, und freiwillig fließt eins aus dem anderen her, und mit der größten Deutlichkeit durchſchaue ich jetzt die herrliche Organiſation dieſer eigenen Welt. Ich wähle dieſe beiden Ausdrüke hier nicht umſonſt, ich weiß kein Gedicht, bei dem ſie ſo an ihrem Orte ſtänden. Da, wo ſich die Cultur an die erſte Einfachheit anſchließt, iſt der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal" u. ſ. f. allerdings abgebrochen, aber dieß vermehrt, dünkt mich, ſehr die poetiſche Bewegung und die lyriſche Wirkung. Jedes einzelne Bild für ſich, iſt äußerſt charakteriſtiſch. Nur einmal bin ich angeſtoßen. Es iſt eine der ſchönſten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Straſe" gedenken. Auch bei mir haben ſich von jeher an eine Landſtraſe ſo viele Ideen angereiht. Sie erinnern ſich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläuftig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dieß Zeitalter, zwar nicht ganz urſprünglicher, aber doch immer ſehr früher Einfalt? und hätten Sie ſie nicht beſſer in das Folgende gebracht, das erſt den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichſten Mittel der Länderverknüpfung? Mir iſt es um ſo mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verſe nicht ohne Abſicht und mit großem Recht: „Flöße“ ſtatt „Schiffe“ gewählt zu haben ſcheinen. Und doch ging die Seecommunication der Landcommunication voraus.

Die Schönheiten der Diction im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich ſind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energiſche Licht“, des Schmetterlings „zweifelndem Flügel,“ die Vergleichung der begränzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beſchreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen ſich durch Tiefe des Sinns und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck ſo herrlich paßt, aus. So „Enger wird um ihn u. ſ. w. Welt.“ „Sucht das vertraute Geſetz in den Erſcheinungen Flucht“ „es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.“ „Weit von dem Menſchen fliehe der Menſch.“ Dann die Kühnheit des Verſes: „Hängt nun der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt“ und die unnachahmliche Kürze dieſes: „und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.“

Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unſere Urtheile zu vergleichen. Körners Brief beſonders hat mich ſehr intereſſirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit ſtimmt ſehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur ſcheint er mir

Manches in Ihnen mit Unrecht, als einen Mangel anzuſehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünſchen, und überhaupt einen Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit gleichſam in die allgemeine claſſiſche Bahn zu wollen. So kann ich es nicht anſehen. Es ſtreitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß ſeine Eigenthümlichkeit aufſuchen und dieſe reinigen, das Zufällige abſondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen iſt an das Individuum unauflöslich gebunden, und dieß kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch iſt eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber iſt gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen ſagt, kann ich nicht ganz unterſchreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteriſtiſche und über die Schönheit ſind mir noch nicht klar. Er ſcheint mir immer die letztere zu ſehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu ſetzen, da er ſo viel von der Verbindung des Ganzen ſpricht. Auch das Charakteriſtiſche und dieß vorzüglich iſt darauf gerichtet und doch weſentlich vom Schönen verſchieden.

Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Goethe hat auch mich oft beſchäftigt. Gerade Sie beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden. Das fühle ich jetzt ſehr deutlich.

Herders Brief bezieht ſich meiſt auf Stücke, die ich noch nicht kenne, und auf die meine Erwartung ſehr geſpannt iſt. Sein Urtheil über die Elegie iſt ſehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu loſe geſponnen ſey, wie er doch zu meinen ſcheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat, und aufmerkſam iſt, kann nicht irren.

Ein Aufenthalt in Dresden würde Ihnen allerdings in mehr als einer Rückſicht wohl thun. Nur freilich die Unruhe des Deplacements.

Mein Plan iſt jetzt ſo. Im Frühjahr gehe ich hier weg. Dann muß ich aber freilich meinen Schwiegervater auf ein paar Monate beſuchen. Indeß denke ich, komme ich doch gleich in aller Eile auf einige Wochen nach Jena, um dieſe ganz mit Ihnen zu verleben. Nach dieſem Aufenthalt komme ich mit meiner Familie nach Jena zurück und bleibe bis zum Frühjahr 1797, wo ich nach Italien gehe. Indeß hänge ich gar ſehr vom Zufall ab, und ich kann nichts, ſelbſt die ſo feſt beſchloſſene italieniſche Reiſe nicht unwiderruflich feſt beſtimmen. Es iſt immer möglich, daß ich länger, als ich denke, in Jena ſeyn kann, freilich aber auch das Gegentheil. Nur das iſt gewiß, daß ich Ihnen von überall her immer zueile, und daß Sie jede Aenderung meiner Plane gleich, ſobald ich ſie ſelbſt weiß, erfahren. Ich darf Sie daher nicht bitten, bei Ihren Planen auf uns Rückſicht zu nehmen. Aber finden wollen wir uns gewiß überall, und gern wollen auch wir Sie aufſuchen. Es iſt mein Plan, nie einen feſten Wohn-

Wohnort zu haben, ſondern zwiſchen dieſem und eigentlichen Reiſen ein Mittel zu halten. Wohin Sie ſich alſo wenden möchten, wird es uns nie ſo ſchwierig ſeyn, wieder länger mit einander zu ſeyn. So lange Sie jetzt nicht Jena zu verlaſſen gedenken, bin ich auch mein Quartier dort auf jeden Fall zu behalten geſonnen.

Meine Frau grüßt Sie und Lolo herzlich. Wir freuen uns, daß es, nach Ihrem letzten Briefe, beſſer mit Ihrer Geſundheit geht. Wir ſind alle recht wohl.

Ich habe wieder ſo lange geſchrieben. Dieſe meine Ausführlichkeit ſticht ſehr gegen Körners große Kürze ab. Wenn ſie mein Charakter ſeyn ſollte, ſo wünſche ich nur, daß er Ihnen nicht läſtig werden mag. Von ganzem Herzen Ihr

H.

XXVIII.

Jena, den 26 October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Intereſſe, mit dem Sie meine äſthetiſche Gewiſſensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rückſicht hat Ihr letzter Brief mich intereſſirt, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen iſt (ich erwarte dieſen Nachmittag Herdern, und habe noch Briefe auszufertigen), ſo wollen wir weiter davon ſprechen. Ueber Einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufſchluß, den ich ſelbſt mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieſer Entfernung „von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch „Dichter ſeyn, und zwar beſſerer Dichter als „der Grad jener Entfernung zu erlauben „ſcheint?“ zu geben geſucht habe. Ich habe in jenem Aufſatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über dieſe Sache ausgekramt. Laſſen Sie uns indeſſen in dieſer Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen

Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter beſtimmt, ſo wird Ihnen der ganz zufällige Umſtand, daß ich mich in dem entſcheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausſchließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur (ſo weit ſie über das neue Teſtament ſich erſtreckt) völlig verabſäumt, und ſelbſt aus dem Lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe, meine ungriechiſche Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeiſt erklären. Der Einfluß philoſophiſcher Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein ſtarker Beweis für dieſe Behauptung iſt der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweiſe, ſelbſt durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichteriſchen Vorſtellungsweiſe um ſoviel mehr hätte abkommen ſollen, nichts deſtoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geſchehen? Weil ich zugleich in dieſer Zeit, obgleich nur ſehr mittelbar, aus griechiſchen Quellen ſchöpfte. Dieſe ſchnelle Aneignung dieſer fremden Natur, unter ſo ungünſtigen Umſtänden beweiſt, wie mir däucht, daß nicht eine urſprüngliche Differenz, ſondern bloß der Zufall zwiſchen mich und die Griechen getreten ſeyn konnte. Ja ich bilde mir in gewiſſen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich ſie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfaſſen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und ſoviel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen ſie ſicherlich Producte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſeyn ſollen als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle ſtudirten. Das mag ſeyn, daß meine *Sprache* immer künſtlicher organiſirt ſeyn wird, als ſich mit einer Homeriſchen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterſcheidet ein kritiſches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine ſo mühſam gebildete Organiſation, die auch nicht an Tugenden leer iſt, auf gut Glück wieder zu zerſtören. Laſſen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es iſt etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeſchloſſen) was ſie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt, und wodurch ſie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläufiger erklärt.) Es iſt eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben ſie vor den Griechen voraus. Mit dieſer modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechiſchen Geiſtes, die aber (wo ſie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homeriſchen Stamm gepfropft iſt) dem griechiſchen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen

Realität annimmt, gerade herausgeſagt, daß ein Product immer ärmer an Geiſt iſt, je mehr es Natur iſt.

Und nun fragt ſich, ſollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf ſeinem, ihm ausſchließend eigenen Gebiet, ſich einheimiſch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, ſeine Sprache und ſeine Cultur ſelbſt ewig widerſteht, ſich von dem Griechen übertreffen zu laſſen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht beſſer thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig dieſen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufſatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Ihre Gedanken über den eigentlichen Zweck bei einer Reiſe nach Italien habe ich ſehr überzeugend gefunden.

Hier wurde ich vorhin unterbrochen, und nun ein paar Worte von Herder. Sie werden im Intelligenzblatt der Literaturzeitung (aus dem 24ſten October) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, ſeines Aufſatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben ſollten, daß Herder jene harten Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall iſt, ſo werden Sie doch die Art, mit der ſie ausgeſprochen ſind, mißbilligen. Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen in's Gehäge zu kommen, und ſeine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Beſtand. Da ſich Herder in keinen Streit einlaſſen will, und ich ſelbſt es nicht wünſche, ſo werde ich, bloß das Aeußere dieſes Angriffs und ſeine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redacteur der Horen einige Worte darauf repliciren. Ich muß ſchließen, um den Brief noch auf die Poſt zu bringen. Das nächſtemal ein Mehreres. Goethe grüßt Sie. Haben Sie die zwei Muſenalmanache geſehen? Sie ſind ſchlechter, als man ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Der Voßiſche iſt faſt der ſchlechtere. Neun und zwanzig Stücke ſind von ihm ſelbſt darin, worunter kein einziges gut, ſehr wenige erträglich und etliche abominable ſind. Adieu!

Sch.

XXIX.

Tegel, den 30 October 1795.

Ihre letzten Briefe und die Elegie hatten mir ſo viel Stoff zum Schreiben gegeben, liebſter Freund, daß ich es bis heute ausſetzen mußte, Ihnen über das 9te Horenſtück zu reden, das ich doch mit ſo großer Begierde erwartet und mit ſo vielem Vergnügen genoſſen habe. Sie kennen meine Art mich ausführlich über jeden Gegenſtand zu verbreiten, und Sie müſſen mir daher ſchon verzeihen, wenn ich, ſobald mehrere auf einmal da ſind, ſie theilweiſe vornehme.

Herder ſagt ganz recht, daß mit dieſem Stücke eine andere Hore angeht; wie in der früheren die Philoſophie, ſo hat in dieſer die Dichtung das Uebergewicht. Es iſt bewundernswürdig, wie reich an Gehalt und Mannichfaltigkeit dieſe Bogen ſind, und noch bewundernswürdiger, daß wieder nicht bloß der beſte, ſondern auch der bei Weitem größte Theil von Ihnen herrührt.

Daß das Reich der Schatten nicht würde verſtanden werden, ließ ſich leicht vorausſehen.

Unter den mir ſchon bekannten kleineren Gedichten habe ich keine beträchtliche Aenderung bemerkt, außer dem Schluß von Natur und Schule und ja auch wohl des verſchleierten Bildes. In Natur und Schule hat mir das Hinzugekommene ſehr gefallen. Vorzüglich ſchön iſt der Vers: „Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt!“ Die deutſche Treue macht ſich ſehr gut. Vorzüglich erſcheint der Pontifer am Ende auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe. Am meiſten aber hat mich der proſaiſche Aufſatz von den Gränzen des Schönen überraſcht. Da Sie mir gar nichts davon geſchrieben hatten, hielt ich ihn wirklich, dem Verfaſſer und dem Inhalte nach, für unbedeutend und las ihn zuletzt. Wie erſtaunte ich aber, als ich Sie und eine ſo ſchön gelungene Arbeit fand. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt er auch ein Stück Ihres Briefwechſels mit dem Prinzen. Was dieſen Aufſatz, nach meinem Urtheile, auszeichnet, und ihm wahrſcheinlich auch mehr Gunſt als den Briefen mit denen er doch, in Rückſicht auf die Schwierigkeit des Stoffs und die genievolle Behandlung in jenen, nicht einmal verglichen werden kann, zuwenden wird, iſt die große Beſtimmtheit und Klarheit, mit der die Unterſuchung, beſonders im Anfange, fortgeht. Da hier die Materie ſo viel leichter iſt, und Sie mit gedrängter Kürze, ohne alle Abwege, zum Reſultat forteilen, ſo will ich den ſehen, dem es auch hier noch ſchwer wird, am Ende den Inhalt beſtimmt aufzählen zu können. Nur wer ſelbſt den philoſophiſchen und ſchönen Styl ſo in ſeiner Gewalt hat, konnte beide ſo trefflich charakteriſiren, und jedem ſeine Gränzen anweiſen, was Sie beſonders in dem Abſatze thun, wo Sie die philoſophiſche, populäre und ſchöne Schreibart, als die Darſtellung des Nothwendigen, Wirklichen und Möglichen bezeichnen, und durch dieſe Stellung zugleich das ganze Gebiet des Styls ſyſtematiſch erſchöpfen. Gegen das Ende hin erſcheint endlich der Styl, der Ihnen nun ganz und allein eigenthümlich iſt, und ich höre Sie nie ſo gern, als wenn Sie mit ſtrenger Wegwerfung des gemeinen Begriffs von Schönheit auf das wahrhaft Schöne dringen. Nebenher dient auch dieſer Schluß zur Abfertigung unberufener Kritiker, und die, welche es beſſer meinen, und doch mit dem Styl Ihrer Briefe nicht auf's Reine kommen können, mögen nun ſelbſt klar einſehen, worin der Fehler liegt. Wenn ich mich nicht irre, haben Sie die ganze Arbeit oder Umarbeitung mit einer gewiſſen Rapidität gemacht, die ihr ſehr wohlthätig geweſen iſt.

Die Herderſche Arbeit habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Sie iſt zierlich und hie und da genialiſch geſchrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leſer vorüberſchweben, und iſt ein ſehr guter Horenaufſatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt zurück. Nirgends iſt Beſtimmtheit, und ſo wenig ich doch in dieſer Sache ein Fremdling bin, ſo kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfaſſer hat, wie er doch zu meinen ſcheint, und was eigentlich ein Rhapſode und noch mehr eine Rhapſodenſchule war. Im Ganzen iſt mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht. Gegen das Einzelne, z. B. gegen die mir gar nicht deutliche Unterſcheidung eines Oſt- und Weſt-Homers (m. 1.) gegen die Univerſalität von Gegenſtänden im Homer, die er wohl zu gewiß annimmt, und zu abſichtlich macht (m. 2.), das Extemporiren der Rhapſoden, das er ſicherlich zu weit ausdehnt (m. 3.) u. ſ. w. ließe ſich Vieles erinnern, das aber auch Sie ſchwerlich intereſſirt. Was mich am meiſten zum Nachdenken gereizt, und mir den Aufſatz ordentlich werth gemacht hat, iſt das, was er (m. 7) über den Geſchmack der Griechen in der Zuſammenordnung ſagt. Unſtreitig liegt viel Wahrheit darin, und es läßt ſich ſehr ſchön aus der Eigenthümlichkeit des griechiſchen Geiſtes erklären, ſo wie es auch wieder dieſe ſelbſt noch deutlicher macht. Schade iſt es, daß Herder nur ſo kurz dabei verweilt. Wie es da ſteht, kommt es ungefähr darauf hinaus, daß ſie keine objective, ſondern mehr eine ſubjective Einheit ſuchten, daß aber ihr Subject, ihre Phantaſie, ſo harmoniſch mit der wirklichen Natur geſtimmt war, daß ſie dadurch Allgemeinheit und ein Analogon der Nothwendigkeit (des Objectiven) hervorbrachten. Bei ihnen war es Einheit des Bildes und der Natur; bei uns der Gedanke. Sie rechneten zum Ganzen, was die Natur gewöhnlich an einander reiht, und die Phantaſie auf einmal bequem umfaßt. Wir ſcheiden ab, was mit dem Hauptbegriff nicht ſtreng zuſammenhängt. Auch in den Trauerſpielen, die doch noch mehr Strenge hierin fordern, findet ſich dieß. Auf den Tod des Ajax läßt auch Sophokles noch das Begräbniß folgen. Ueber den Heſiodus muß der unkundige Leſer ſehr irre werden. Herder ſpricht manchmal und meiſtentheils von ihm, als einem früheren Dichter, deſſen Manier Homer veredelt hat. Dennoch merkt er ſelbſt an, daß er ſpäter war. Wenn dieß letztere von allen Stücken Heſiods wahr iſt, ſo lag der Unterſchied in dem Vaterlande beider Dichter. Das neblichte, noch wenig cultivirte Böotien mußte andere Früchte tragen, als das lichte Jonien. Von Heſiodiſchen Rhapſoden und Schulen zu reden, iſt auch ſehr gewagt, da die Geſchichte dieß nicht einmal vermuthen läßt. Daß Herder Wolfs nur ſo gedenkt, daß Niemand ſehen kann, wie wichtig ſein Verdienſt um dieſe Sache iſt, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder ſehr benutzt hat, würden dieſe Herderſchen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts ſeyn. Durch Wolfs Bemühungen kommt man doch auf wirkliche hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit.

Goethe's Hymnus iſt ſtellenweis ſehr ſchön überſetzt, und es iſt artig, eine von der Voß'ſchen ſo ganz abgehende Manier zu ſehen. Im Ganzen aber hat es mir doch geſchienen, als wenn der Gang der Sprache nicht raſch genug wäre, und dadurch Manches matt würde. Auch wünſchte ich im Versbau mehr Sorgfalt.

Meyers Künſtler ſind außerordentlich gut und artig geſchrieben. Wenn Tizian, Raphael und Correggio ebenſo folgen, als hier ihre Meiſter ſtehen, ſo wird es noch, da hier nun der Stoff noch mehr gibt, ſehr intereſſant werden.

Schwarzburg iſt unſtreitig das Beſte, was ich je von der Mereau geleſen. Es hat ſehr poetiſche Stellen, nur kommt es mir im Ganzen zu lang, und gegen das Ende matt vor.

Vom Almanach habe ich jetzt den Bogen K., der ſchon den Anfang der Epigramme enthält, revidirt, und nun auch das Regiſter gemacht. Je mehr ich den Almanach jetzt leſe, je mehr überzeuge ich mich von ſeinem Werthe. Auch einige Stücke, über die ich Ihnen ſehr kalt ſchrieb, gefallen mir jetzt mehr. So bin ich gegen Herders Parthenope in der That nicht gerecht genug geweſen.

Kants ewigen Frieden habe ich nun geleſen. Für die Horen wäre er doch nur in ſofern geweſen, als es eine Arbeit von Kant iſt. Im Ganzen kann ich die Schrift nicht ſehr wichtig nennen. Es iſt mir keine einzige Idee aufgeſtoßen, ſelbſt den Grundſatz der Politik a priori nicht ausgenommen, welche nicht ſchon durch ſeine früheren Schriften gegeben wäre. Aber ſehr lieb iſt mir dieſe kleine Schrift doch wegen des treuen und intereſſanten Bildes, das ſie von der Individualität ihres Verfaſſers gibt. Stellenweis iſt ſie auch, dünkt mich, ſehr genialiſch und mit vieler Phantaſie und Wärme geſchrieben. Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus iſt nun meinem Geſchmack nicht recht gemäß, ſo wenig als gewiß auch dem Ihrigen.

Das neunte Horenſtück habe ich allerdings ſpäter, als ich ſollte, bekommen. Auch ich ſchrei-

ſchreibe gewöhnlich unſere Briefe auf, ſchreibe gewiß regelmäßig alle acht Tage, und bitte Sie herzlich auch ſo fortzufahren. Ich werde künftig immer wie heute, über jeden Brief ſchreiben, welchen der Ihrigen ich zuletzt empfangen habe.

Von Schlegels Diolima wollte ich Ihnen ſchon ſchreiben. Ich habe zwar nur den Anfang geleſen, allein dieſer hat mir ſchon gut gefallen. Ich ſage Ihnen nächſtens mehr davon.

Sobald Sie den Meiſter für mich bekommen, ſchicken Sie ihn mir doch ja.

Urtheile über die Horen kann ich für jetzt Ihnen gar nicht ſchicken. Ich bin in ſechs Wochen etwa nur einmal in Berlin geweſen, und ſehe auch hier nur äußerſt ſelten Jemanden.

Ich wüßte für heute weiter nichts mehr, liebſter Freund. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Lolo recht herzlich von uns. Ihr

H.

XXX.

Tegel, den 6 November 1795.

Was Sie mir, lieber Freund, in Ihrem letzten Briefe über den Unterſchied der griechiſchen und modernen Dichter ſagen, hat mir einen reichen Stoff zum Nachdenken gegeben, und ich habe es unendlich wahr gefunden. Mein eigenes Gefühl hat immer den von Ihnen angegebenen Unterſchied zwiſchen den Griechen auf der einen, und den Römern nebſt allen Modernen auf der anderen Seite gemacht, und inſofern finden mich Ihre Ideen ſehr vorbereitet. Ich hätte noch ſehr Vieles über dieſelben zu ſagen, aber ich verſpare es mit Fleiß, bis ich Ihren Aufſatz geleſen habe. Heute nur noch ein paar Worte über dieſe Materie, um Ihnen den Geſichtspunkt deutlicher zu machen, aus dem ich, unabhängig von fremden Ideen, die Sache anſah, und von dem ich in meinem Briefe über Ihre Dichterbeſtimmung neulich ausging.

Sie ſcheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der griechiſchen Eigenthümlichkeit nicht ganz richtig verſtanden zu haben. Sie ſcheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen ſehr weit entfernt, und dieſe Entfernung für einen Mangel an ächtem Dichtergeiſt halte, und keines von beiden iſt meine Meinung. Die Gründe, die Sie anführen, beweiſen allerdings eine überaus große Verwandtſchaft Ihres Geiſtes zu dem griechiſchen, und ich denke, wir haben auch ſchon ſonſt mit einander davon geſprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie ſie ſelbſt griechiſch zu leſen gewohnt wären. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem ſehr wichtigen Maßſtab der Vertraulichkeit mit dem Geiſte der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechiſch wiſſen, ſind hier redende Beweiſe. Das aber, wodurch Sie den Griechen ſo verwandt ſind, iſt die reine Genialität, der ächte Dichtergeiſt. Dieſe iſt — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugniſſe — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andere Weiſe und durch andere Nahrung geſtärkt. In Ihnen nämlich iſt, außer dieſem erſten und weſentlichen Beſtandtheil des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzeſten mit Ihnen Geiſt nennen kann, der Sie aber (wenigſtens nicht nothwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu ſeyn. Dieſen Charakter, ſagen Sie, theilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, nur iſt dieſe Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) ſtärker, als irgendwo, darum ſind Sie, wenn ich ſo ſagen darf, der modernſte, 2) reiner (vom Zufälligen am meiſten geſondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern ſich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen. — Dieß deutlicher zu machen, müſſen Sie mir erlauben, mich von Ihren Ausdrücken jetzt zu entfernen.

In allen griechiſchen Gedichten, ohne Unterſchied der Gattung und der Zeit, herrſcht Ein Geiſt. Die Abweichungen davon ſind nicht bedeutend, und wir rechnen ſie nicht mit, wenn wir nicht in hiſtoriſcher, ſondern in kritiſcher und äſthetiſcher Hinſicht vom griechiſchen Charakter reden. Dieſen glaube ich vollkommen erſchöpfend ausdrücken zu können, wenn ich ſage: alle griechiſchen Dichterproducte tragen, unbeſchadet deſſen, daß ſie ächte Früchte des Genie's ſind, das Gepräge und den Charakter der Empfänglichkeit an ſich, wenn Sie mir erlauben, mich auf eine noch ſo dunkle, nur Ihnen verſtändliche Weiſe auszudrücken. Bei jeder Production des Genie's muß die Selbſtthätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es iſt ſonſt keine Bearbeitung des Stoffes möglich, und daher leite ich es ab, daß der eigentliche weibliche Charakter, ſo ſehr er auch vorzugsweiſe Genialität beſitzt, doch ſchlechterdings, ſeiner Natur nach, das ächte productive Genie ausſchließt. Dieß nothwendige Uebergewicht der Selbſtthätigkeit iſt daher auch in den Griechen in einem ſehr hohen Grade ſichtbar. Allein außer dieſem Uebergewicht laſſen ſich mannichfaltige Modificationen des Verhältniſſes der Empfänglichkeit zur Selbſtthätigkeit denken, und auf dieſe glaube ich, müſſen die weſentlichſten Verſchiedenheiten des Dichter- und des Künſtlergenie's zurückgeführt werden, wenn man erſchöpfend verfahren will.

Bei den Griechen fällt es zuerſt ins Auge, daß ſie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf ſie offen waren, daß Alles, was ſie empfanden, ſie lebendig bewegte, daß ſie es aber nicht bloß zuerſt treu aufnahmen, ſondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch ſo angemeſſen darauf zurückwirkten, daß ſie die eigenthümliche Geſtalt deſſelben nur ſehr wenig veränderten. Ueberhaupt hatte die Einwirkung der Natur um ſie her ſie gänzlich gebildet, ihre Phantaſie, ihr Geiſt, ihre Empfindung verrieth dieſen Einfluß, ihr ganzes Innere war ein treuer Spiegel der Natur und wie dieſe daher auf ſie einwirkte, ſo wirkte ihre Selbſtthätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und groſſe Natur denken, die ſie umgab, entſpringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter die erſten laſſen Sie mich jetzt, mit Uebergehung der allgemeinen, hier der Klarheit, der Ruhe und des würdigen Anſtandes gedenken, die in allem ächt Griechiſchen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finſtre, Melancholiſche, Wilde, Verworrene daraus, und aus der Ruhe entſpringt der Mangel alles eigentlich Schwermüthigen, die Feſtigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichſten Schläge des Schickſals und die milde Heiterkeit, die ihren epiſchen und lyriſchen Stücken ſo eigen und ſelbſt den tragiſchen nicht fremd iſt. Den Anſtand endlich gleichſam die Nemeſis, halte ich für das am meiſten Charakteriſtiſche, und auf alle dieſe Eigenſchaften zugleich wird ſich der currente Begriff griechiſcher Gröſſe, Einfalt und Würde zurückführen laſſen.

Dieſe Eigenſchaften nun erkläre ich nicht gerade aus eben dieſen Eigenſchaften in der Natur, da dieſe vielmehr jede Geſtalt annimmt, welche ihr die Empfindung gibt; aber ſie erklären ſich, dünkt mich, von ſelbſt aus einer Geiſtesſtimmung, in welcher das Anſchauungsvermögen und die productive Einbildungskraft herrſchen, aber gegenſeitig dergeſtalt auf einander einwirken, daß das erſtere den Stoff ſchon, indem es ihn aufnimmt, für die letztere vorbereitet, dieſe ihn aber nicht willkürlich, ſondern auf eine dem erſtern angemeſſene Weiſe bearbeitet, in welcher daher Wahrheit und Dichtung ſich immer das Gleichgewicht halten, und wenn auch die letztere die Oberhand behält, doch immer die erſtere mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Weil aber dieſe Wahrheit doch nur eine ſinnliche und äußere iſt, und weil die Form des Geiſtes ſelbſt weit mehr durch äußere Einwirkung von ſelbſt gebildet, als durch innere Thätigkeit ausgearbeitet iſt, ſo entſteht daher unläugbar eine gewiſſe Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein weſentlicher Mangel der Griechen. Sie haben Größe und Tiefe der Ideen, in ſpäteren Zeiten (Euripides) auch Scharfſinn und Feinheit des Raiſonnements, aber nicht den fruchtbaren Geiſtesgehalt, in dem Mannichfaltigkeit ſich mit Tiefe gattet; ſie haben ſtarke und erhabne, und ſanfte und zarte Empfindungen, aber nicht die fein und mannichfaltig ausgebildete, die von Selbſtbeſchäftigung zeugt, ſie haben feſt gezeichnete und trefflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher thun ſie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, indem bei den Griechen ſich eben ſo wie in der Natur alles augenblicklich gruppirt. Ueberhaupt iſt die griechiſche Poeſie in einem noch ganz anderen Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen, ſinnlich. Jedes poetiſche Stück muß Eine Empfindung, Ein Bild geben. Daher ſind die noch übrigen griechiſchen Romane, möchten ſie auch eben ſo vortrefflich ſeyn, als ſie mittelmäßig ſind, mit ihrer poetiſchen Proſe in hohem Grade ungriechiſch. So viel von den Alten. Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, müſſen unſere Ideen ſehr übereinſtimmend ſeyn. Einen weſentlichen Dienſt erzeigten Sie mir aber, wenn ſie auch das Einzelne prüften. Ich ſetze in dieſer Abſicht nur noch hinzu, daß ich als Quellen und Muſter des griechiſchen Geiſtes eigentlich und im ſtrengſten Verſtande nur den Homer, Sophokles, Ariſtophanes und Pindar anerkenne. Alle übrigen (Hauptdichter verſteht ſich) zeigen ihn minder einfach und rein.

Ich füge von den Neuern nur noch zwei Worte hinzu. — In ihnen allen iſt nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anſchauen; die innere nach mannichfaltigen Richtungen ausgebildete Geiſtesform zeigt ſich auf eine hervorſtechende Weiſe. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verſchiedenheit unter einander, da dieſe Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So iſt bei den Italienern und Engländern eine ausſchweifende Phantaſie, bei den erſteren eine mehr üppige und ſinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und ſchwärmende. Bei den Deutſchen iſt Geiſtes- und Empfindungsgehalt hervorſtechend, und in Anſehung des letztern iſt Goethe, vorzüglich in ſeinen Theaterſtücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt ſind, in Egmont, Fauſt, Taſſo vorzugsweiſe original. In Ihnen endlich, lieber Freund, iſt freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einſchränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannichfaltigen Hinderniſſe, welche Zeit, Geſundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegenſetzen, denke, ſo iſt Ihre Geiſtesform reiner und nothwendiger, als irgend eine andere geſtimmt, und dadurch glaube ich den paradox ſcheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Producte gerade das Gepräge der Selbſtthätigkeit an ſich tragen, das directe Gegentheil der Griechen, und Ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächſten ſind, da aus Ihren Producten, nächſt den griechiſchen, am meiſten die Nothwendigkeit der Form ſpricht, nur daß Sie dieſelbe aus ſich ſelbſt ſchöpfen, indem die Griechen ſie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechiſche Form mehr dem Sinnenobject, die Ihrige mehr dem Vernunftobject ähnlich ſieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich zu den Sinnen ſpricht. Allein ſich dieſem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich ſchwerer werden.

So viel über dieſen Gegenſtand bis zu Ihrem Aufſatze. Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ich ſeit jenem Briefe an Sie mich mit der Idee herumtrage, in einem nicht ſehr großen Aufſatze ein Bild des griechiſchen Dichtergeiſtes in wenigen charakteriſtiſchen Zügen und mit einigen hervorſtechenden Beiſpielen zu entwerfen. Da ich jetzt faſt ſämmtliche griechiſche Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt geleſen, ſo wurde ich dadurch auf dieſe Idee geführt. Auch trüge ich gern zu Ihrer Wintermuße bei. Aber auch dieſer Entwurf wird wohl, wie ſo viele andere, durch Unentſchloſſenheit und Muthloſigkeit ſcheitern, und mir nur das unangenehme Gefühl verlorner Stunden zurücklaſſen. Der Vorfall mit Wolf iſt mir äußerſt unangenehm. Als ich Ihnen mein Urtheil über Herders Aufſatz ſchrieb, hatte ich in ſechs Wochen nichts von Wolf gehört, ihm aber doch nicht, wenn ich mich recht beſinne, über dieſen Aufſatz geſchrieben. Ich wußte alſo von nichts, und es freut mich, daß Sie ein Urtheil von mir haben, das von dieſer Seite ganz unparteiiſch iſt. Wolfs Angriff iſt mir unbegreiflich, je weniger Gewicht der Aufſatz, ſeiner Behauptung nach, hatte, deſto geringer war die Gefahr. Freilich aber hat Herder viele Blößen gegeben. Denn ich kann nicht anders als Wolfs Meinung in folgenden Punkten beitreten: 1) Herder hat ſich einige ſchlimme Unwiſſenheiten und oft ſolche Urtheile, die mit ziemlicher Gewißheit Unkenntniß verrathen, zu

Schulden kommen laſſen. 2) Er hat bei dem ganzen Gegenſtand zu viel dem bloßen Gefühl eingeräumt, iſt durchaus zu unbeſtimmt geweſen, und hat keinen feſten, ernſten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer ſo geiſtvollen Arbeit nicht überſehen ſollen. Allein Herder und Wolf ſind einmal incompatible Naturen.

Wie geht es mit Ihrer Geſundheit, Lieber? Mit unſerer nicht ſonderlich. Sonſt lebe ich ganz ſo vergnügt, als es in völliger Einſamkeit möglich iſt. Ich habe den allergrößten Theil des Tages für mich und arbeite ununterbrochen. Das Griechiſche jetzt noch immer der Ariſtophanes, und einige naturhiſtoriſche Beſchäftigungen, theilen meine Zeit, außer was Lectüre, Briefſchreiben und eignes Nachdenken wegnimmt. Ich beſchäftige mich unzähligemale in Gedanken mit Ihnen, und ſehne mich unglaublich, Sie einmal wieder zu ſehen. Adieu; viele Grüße an Lolo von uns beiden. Ihr

H.

XXXI.

Jena, den 9 November 1795.

Ich kam vorigen Poſttag nicht dazu, Ihnen, liebſter Freund, zu ſchreiben, und das Inhaltsverzeichniß des Almanachs zurückzuſenden. Mit dem letztern würde es heute doch zu ſpät ſeyn, auch habe ich nichts dabei zu erinnern. Goethe iſt ſeit dem 5ten hier, und bleibt dieſe Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beiſammen und ſchwatzen. Ueber Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italieniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Object das Geſetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So verſucht er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen: der Baſe, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die

Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Theile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite. Der ſchöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Ideal-Menſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtand ſich befindet, alſo ſind alle architektoniſchen Werke nur Annäherung zu dieſem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt, und von den beſonderen Bedürfniſſen der Einzelnen abſtrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieſer Idee, die ſo ſehr mit unſeren äſthetiſchen Begriffen zuſammen ſtimmt, feſtgehalten und weiter damit zu kommen geſucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunſt, als ſchöner Kunſt, objectiv ganz füglich ſo angeben, daß ſie in jedem beſonderen Gebäude den

Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten ſucht, wodurch ſie dann ſubjectiv den Menſchen aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unbeſchränkten (der doch wieder durchaus auf Geſetze gegründet iſt) führt, und ihn folglich äſthetiſch rührt.

Goethe verlangt von einem ſchönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet ſey, ſondern auch einem Menſchen, der mit verbundenen Augen hindurch geführt würde, noch empfindbar ſeyn und ihm gefallen müſſe.

Daß von ſeiner Optik und ſeinen naturhiſtoriſchen Sachen auch viel die Rede ſey, können Sie leicht denken. Da er die letztere gerne vor ſeiner italieniſchen Reiſe (die er im Auguſt 1796 anzutreten wünſcht) von der Hand ſchlagen möchte, ſo habe ich ihm gerathen, ſie in einzelnen Aufſätzen, in ſeiner darſtellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin iſt ſonſt nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieſer Tage auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt geſprochen, und ich mich bei dieſer Gelegenheit ernſtlich zu etwas entſchloſſen, was mir längſt ſchon im Sinne lag, nämlich das Griechiſche zu treiben. Da Sie ſelbſt ſo ſehr damit vertraut ſind, und auch mein Individuum kennen, ſo kann mir Niemand ſo gut rathen, als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieſer Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rückſicht nehmen; dieß beſteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergeſſen habe. Ich wünſchte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei dieſem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieſer Sprache hingewieſen wird. In Abſicht auf die zu leſenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit etwa den Xenophon verbinden. Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will ſie ſo wenig, als möglich, unterbrechen, und dabei ausharren. Neben meinem Schauſpiel iſt ſie mir leichter möglich, und ſie hilft mir zugleich das Moderne vergeſſen. An dieſes (das Schauſpiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufſatz über das Naive und nun der Pendant zu demſelben über die ſentimentaliſchen Dichter ſeitdem beſchäftigte. Auch gehe ich nicht eher daran, bis erſtlich noch einige kleine Aufſätze von mir wenigſtens ſkizzirt ſind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für ſechs Monate wahrſcheinliche Hoffnung habe. Zwei und vierzig Bogen auszufüllen, iſt keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern iſt jetzt faſt der einzige Schlegel, von dem in Rückſicht auf Gehalt und Maſſe etwas Beträchtliches zu erwarten iſt. Neben ihm ſind Knebels Properziſche Elegieen und Herders etwanige Beiträge Reſourcen für mich; aber dieſe drei, wenn ſie auch alle einſchlagen, fourniren doch nur etwa die Hälfte deſſen, was erfordert wird. Goethe, Körner, Sie, ich ſelbſt, Engel u. ſ. w. ſind theils problematiſch, theils wenn ſie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philoſophiſchen und (theoretiſch) äſthetiſchen Aufſätzen hilft mir nichts, da dieſes Fach ſchon mehr, als billig, beſetzt iſt.

Ueber den Eindruck des zehnten Stücks habe ich der Zeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgeſtern wieder ſprach, erwahnt des Engelſchen Aufſatzes mit Lob, aber des Uebrigen wurde gar nicht erwähnt. Es ſcheint, auch die Elegie iſt dieſen Herren zu hoch, da ſie doch auch nicht zu platt für ſie ſeyn kann. Woltmann habe ich ſeitdem nicht geſprochen, und Schreyvogel ſehe ich ſchon lange nicht mehr.

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen Fichtens wegen, ans Herz greifen wird. Von dieſem höre ich nichts, da ich kaum Jemand ſehe, der mit ihm umgeht.

Meyer hat unterdeſſen einmal von München aus geſchrieben. In Nürnberg fand er viele intereſſante Documente für deutſche Kunſt, und er will ſich bei ſeiner Rückkehr länger dort verweilen. In München hat er einzelne gute Stücke, beſonders von Giulio Romano gefunden. Es geht die Rede, der Kurfürſt von Mainz leide ſehr am Schwindel. Sie haben wahrſcheinlich ſchon gehört, daß die Emigrirten größtentheils Erfurt haben räumen müſſen, und vom Herzog von Weimar in die Landſtädtchen zum Theil ſind aufgenommen worden, worüber man ſehr böſe iſt.

Adieu, lieber Freund. Goethe grüßt freundlich. Ihr

Sch.

XXXII.

Tegel, den 15 November 1795.

So leid es mir thut, liebſter Freund, ſo werde ich Ihnen heute doch nur ſehr wenige Zeilen ſenden können. Mein neulicher Fluß im Backen hat ſich in das linke Auge gezogen und es ſo entzündet, daß mir alles Leſen und noch mehr das Schreiben unterſagt iſt. Ich kann mir nichts Unangenehmeres beim Eingang in den Winter denken, als eine Augenkrankheit, und bin daher dießmal folgſamer gegen den Arzt, als es ſonſt meine Art iſt.

Für das Horenſtück meinen herzlichen Dank. Ich habe bis jetzt bloß die Elegie, aber dieſe von Neuem mehreremale geleſen. Sie enthält einen Schatz von Poeſie, und auch für die ſchlechteſten Urtheiler habe ich bei ihr mehr Hoffnung. So etwas, dächte ich, könnte Niemand verkennen.

Dem Reich der Schatten war ſein Urtheil vorherzuſagen. Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leſer nur für äußerſt wenige gemacht ſeyn; auch kann es nur entzücken, oder gänzlich mißfallen. Mit der Elegie iſt dieß anders. Sie muß auch dem noch gefallen, der in ihren eigentlichen Sinn nur wenig eindringt.

Sie werden ſich wundern, wenn Sie in Gentz Monatsſchrift im November eine Pindariſche Ode von mir von 500 Verſen finden werden. Glaubte ich noch daran, daß ich den Pindar ganz überſetzen würde, ſo hätte ich ſie nicht drucken laſſen, da ich mit dieſer, noch in Auleben gemachten Ode (Sie haben ſie einmal geſehen) nicht ganz zufrieden bin. Allein ich bin ſo vom Ueberſetzen abgekommen, daß ich deßwegen eher einwilligte. Für die Horen, wußte ich, konnten Sie dieſes Stück nicht brauchen. Fällt es Ihnen aber einmal in die Hände, ſo ſehen Sie es doch an. Ich habe Vieles geändert.

Mein Auge thränt ſo, liebſter Freund, daß ich nicht weiter ſchreiben kann. Leben Sie herzlich wohl. Wie viel gäbe ich, um bei Ihnen zu ſeyn. Tauſendmal Adieu!

H.

Genz hat im October ſeiner Monatsſchrift einen äuſerſt braven politiſchen Aufſatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduction nicht wenig gefallen wird.

XXXIII.

Tegel, den 20 November 1795.

Ich bin wieder hergeſtellt, liebſter Freund, und nachdem ich ein paar Tage in Berlin zugebracht habe, wieder in meiner gewöhnlichen Einſamkeit und Ruhe. Das zehnte Horenſtück iſt, ſeit mein Auge beſſer iſt, meine erſte Lecture geweſen, und hat mich ſehr ergötzt. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts ſtreiten darf, iſt das Mährchen, meinem Urtheil nach, das Vorzüglichſte. Es ſtrahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenſchaften, die ich von dieſer Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, iſt behend und artig gewandt, und verſetzt die Phantaſie in eine ſo bewegliche, ſo oft, wechſelnde Scene, in einen ſo bunten, ſchimmernden und magiſchen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutſchen Schriftſteller ſonſt etwas geleſen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.

Herders Homer und Oſſian iſt ſehr ſchön, und übertrifft, dünkt mich, den erſten Aufſatz im neunten Stück. Es iſt ihm ſehr gut gelungen, die Nebelgeſtalt des caledoniſchen Lyrikers gegen das heitere Licht der joniſchen Epopöe zu ſtellen, und ich wüßte nichts, was über eine ſolche Vergleichung noch zu ſagen übrig bliebe. Die Diction iſt höchſt angemeſſen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich ſchön. Selbſt die kleinen ſubjectiven Züge, die einem Herderſchen Aufſatz ſelten mangeln, findet man hier doch nur ſparſam, und ſie ſtören wenigſtens nicht den Eindruck des Ganzen.

Auch Engels Aufſatz hat mir gefallen. Er iſt freilich etwas altmodiſch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu ſchildern, die, wie der des alten Stark, ſo wenig Intereſſantes in ſich haben, ſo ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umſtände auf gute, aber höchſt mittelmäßige Anlagen gebildet ſind, kann, ſo viel ich abſehe, keinen groſſen Gewinn bringen. Verſöhnt man ſich indeß einmal mit der Gattung, ſo iſt das Stück recht gut, und zeigt kein kleines Talent zu unſerer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung ſolcher Arten von Charakteren und ein leichter ungezwungener Dialog die Haupterforderniſſe ausmachen. Auch glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich das Ganze als einen ſchon längſt für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Luſtſpiele anſehe, dem Engel jetzt dieſe Beſtimmung gegeben hat. Gegen den Alten iſt, glaube ich, nicht viel zu ſagen. Nach ihm macht, dünkt mich, die Tochter die am beſten gezeichnete Figur. Der Sohn ſollte wohl anders gewandt und beſſer gehalten ſeyn. Der Doctor iſt mir bei Weitem zu langweilig und die Mutter zu unbedeutend. Da ich Engel ſo genau perſönlich kenne, ſo iſt es mir merkwürdig geweſen, in dieſer Schilderung den Kreis und die Welt wiederzufinden, worin ſeine Phantaſie ſich herum zu drehen pflegte.

Die beiden kleinen Epigrammen füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide ſind wohl von Ihnen, oder wenigſtens doch das letztere.

Ungeachtet meines Aufenthaltes in Berlin habe ich doch, da ich ſehr viel auf der Bibliothek war, von Urtheilen über die Horen nichts Beſonderes gehört. An der Elegie hörte ich Jemand tadeln, daß dieß elegiſche Sylbenmaß für ſo lange Stücke zu eintönig ſey. Der Aufſatz im neunten Stück über die Gränzen des Schönen ſcheint Glück zu machen. Herz ſagte mir, es ſey der erſte in den Horen geweſen, den er mit recht großem Vergnügen geleſen, und ganz verſtanden habe. Er ſetzte hinzu, er habe in ihm die Art zu philoſophiren wieder gefunden, an die man ſonſt durch Leſſing, Mendelsſohn u. ſ. f. gewöhnt geweſen ſey. Sie haben mir noch nie Ein Wort über dieſen Aufſatz geſagt. Haben Sie doch die Güte, mir auch einmal hiſtoriſch zu beſtätigen, daß er von Ihnen iſt. Einen zwar ſehr platten, aber doch immer ſehr amüſanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigſten in Berlin erſcheinenden Blatte: die Camera obscura in B. bei. Die Recenſion in den Annalen müſſen

Sie ſchlechterdings leſen, ſie übertrifft an Unverſchämtheit und Plattheit Alles, was man je geſehen hat. Indeß ſind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämiſch genug. Nicht M. Mereau allein ſchreibt Ihre Belagerung Woltmann zu. Hier ſtritt ſich neulich Jemand auf das hartnäckigſte darüber, und ſetzte hinzu, Sie könnten jetzt etwas ſo Leichtes und Verſtändliches nicht mehr machen.

Das Decemberſtück wird doch amuſiren. Daß in den Horen auf keinen Angriff auch nicht am Ende des Jahres geantwortet werde, darin bin ich ſchlechterdings Körners Meinung. Selbſt außer den Horen ſehe ich für jetzt wenigſtens keine Veranlaſſung.

Reichardt, der jetzt wieder in Giebichenſtein lebt, ſah ich neulich bei Herz. Er ſpielte und ſang uns die Meeresſtille und die Würde der Frauen vor. Die Muſik von beiden kann ich Ihnen nach dem Urtheile meiner Frau höchlichſt empfehlen.

Wie gern hätte ich mit Ihnen Ihren Ge=

burtstag gefeiert! Immer mehr und mehr fühle ich, liebſter Schiller, wieviel ich getrennt von Ihnen entbehre, und was ich auch beginnen mag, ſo gibt es mir keinen Erſatz. Ich laſſe zwar auch hier meine Tage in einer fortdauernden Beſchäftigung fortfließen, aber es fehlt ihr, möchte ich ſagen, an Leben und Kraft. Das Ende Ihrer Ideale, obgleich ich es in ganz anderem Sinn ausſprechen muß, als Sie es können, iſt mir unglaublich oft gegenwärtig. Meine Hoffnung eilt dem Sommer entgegen, wo ich Sie gewiß noch früher allein aufſuche, als ich mit den Meinigen zurückkehren kann.

Was Sie von der Baukunſt ſagen, leuchtet mir außerordentlich ein. Indeß dünkt mich immer, trägt dieſe Kunſt ganz ausſchließlich von allen andern etwas in ſich, was ſie hindert, eigentlich Kunſt und mehr als bloße Verzierung nur im höchſten Geſchmacke zu ſeyn. Unter allen Künſten hat ſie allein kein von der Natur gegebenes Object. Warum auch das ſchönſte Gebäude, wenn es nicht zu einem Gebrauch zugleich ein Bedürfniß wäre? Wie man ſich daher auch wenden mag, der Begriff des Gebrauchs im ganz allgemeinen Sinn iſt von dieſer Kunſt unzertrennlich, und iſt doch der Kunſt ſo ſehr zuwider. Auf der andern Seite geben Gebäude einen Genuß, den man ſonſt vergebens ſucht.

Als koloſſale Menſchenwerke, deren ungeheure Maſſe ſich doch in einer ſchönen, leicht zu überſehenden Form darſtellt, ſtehen ſie zwiſchen den Producten der Natur (Gebirge, Felſen) und der ganz eigenthümlichen Geburt der menſchlichen Phantaſie, der Statuen, in der Mitte, und vereinigen gleichſam die Vorzüge beider. Selbſt der Begriff des Gebrauchs, der gleich wieder den Menſchen herbeiführt, wirkt hier vielleicht mit. So gemiſcht iſt, dünkt mich, der gewöhnliche Eindruck, den ein Gebäude macht. Sehr viel anders iſt freilich der künſtleriſche, aber ganz rein kann er auch nicht ſeyn, und es fragt ſich nun, ob man die Baukunſt als ganz reine Kunſt behandeln, und den Gebrauch zu ſehr aufopfern ſoll? Ich glaube kaum, Alles, was ſich erreichen läßt, iſt, dünkt mich, nicht mehr als äſthetiſche Behandlung eines an ſich in ein ganz anderes Gebiet gehörenden Gegenſtandes. Doch gilt dieß freilich bloß von der eigentlich ſchönen Baukunſt. Von Goethe's Manier in ſolchen Dingen läßt ſich gewiß ſehr viel hoffen. Ueber Goethe's Idee, wie ein Menſch mit verbundenen Augen einen Begriff von einem ſchönen Gebäude bekommen ſoll, wünſchte ich wohl mehr zu wiſſen. Es iſt mir nicht recht klar.

Es iſt ein ſchöner Entſchluß, liebſter Schiller, daß Sie griechiſch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt zu ſehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Ueberſetzungen ſchöpfen müſſen, was Andere, die unmittelbar an der Quelle ſind, nicht zu faſſen vermögen. Auch iſt mir Ihr Vorſatz ein neuer Beweis geweſen, wie gründlich Sie Alles anfaſſen, womit Sie ſich beſchäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich, ob ich Ihnen bei der Menge von Störungen, welche Ihre Kränklichkeit ſchon verurſacht, noch rathen ſoll, eine Sprache zu lernen, die an ſich immer mühſam iſt, und immer erſt ſpäter die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr Anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit koſten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit ſo trefflich nutzen können, iſt das ſehr viel. Nur eigentlich in dem Fall, daß Sie Ihre verlornen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge leſen, dazu brauchen können, ſcheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünſchte unendlich, daß Sie griechiſch wüßten, ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich ſchnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim erſten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, ſo wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem Andern lernt es ſich leichter, und wir verplauderten ſo immer einige Stunden. Vorausgeſetzt indeß, Sie blieben Ihrem Plan getreu,

ſo

ſo iſt allerdings Homer der einzig ſchickliche Anfang. Zum Xenophon rathe ich nicht zugleich. Wollten Sie ja etwas Anderes zugleich nehmen, ſo dächte ich, wäre es Herodot oder Heſiodus.

Das Buch über die Methode beim Studium und das Eigenthümliche der Sprache weiß ich Ihnen, trotz alles Nachdenkens, nicht nachzuweiſen. Mancherlei finden Sie in Harris Hermes, von dem eine gute deutſche Ueberſetzung unter meinen Büchern ſteht. Aber das Eigentliche und Wahre müßte erſt geſchrieben werden. Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzuſuchen, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat ſicher große Schwierigkeiten. Wie viel gäbe ich darum, Ihr griechiſches Studium ſelbſt perſönlich leiten zu können. Wie viel Aufſchlüſſe würd' ich durch Sie über die Sprache, die ich nun ſchon genau kenne, und wo ich Ihnen die

Data ſuppeditiren könnte, erhalten. So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechiſchen bleiben, dieſen Gegenſtand manchmal zum Thema unſerer Briefe zu machen. Im Homer wird Ihnen Anfangs die Auflöſung der Formen die meiſte Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie ſich die Mühe geben ſollen, dieß wieder recht methodiſch in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut ſeyn? Die neue Voßiſche Ueberſetzung iſt erſtaunlich treu. Wenn Sie erſt in dieſer fünfzig Verſe etwa genau läſen, dann es weglegten, und das Griechiſche vornähmen, erſt durch bloße Erinnerung, Divination u. ſ. w. ſich hineinſtudirten und hernach, was Sie intereſſirte, durch Nachſchlagen beſtätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr mit ins Spiel gezogen, und Sie drängen ſo tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechaniſchen Wege. Schreiben Sie mir ja weiter von Ihren Fortſchritten.

Ueber meine Unfruchtbarkeit in Abſicht der Horen ſchäme ich mich oft, lieber Schiller. Aber

Sie kennen meine Dürftigkeit, und leider iſt auch das einzige Fach, in dem ich thätig ſeyn kann, gerade das am meiſten beſetzte.

H.

XXXIV.

Tegel, den 27 November 1795.

Wie herzlich freue ich mich, liebſter Freund, mit jedem neuen Brief von Ihnen auch neue Nachrichten von Ihrem beſſeren Befinden, Ihrer heiteren Stimmung und Ihrer unbegreiflichen Thätigkeit zu bekommen. Der gegenwärtige Winter beginnt weit günſtiger für Sie, als der vergangene, und ſchon in den letzten Wochen unſerer Anweſenheit in Jena bemerkte ich eine große und heilſame Umänderung Ihrer Stimmung. Die körperlichen Urſachen, die daran Schuld ſeyn müſſen, und einige Veränderungen Ihrer äußeren Lage, ſelbſt Ihre nun freundlichere Wohnung abgerechnet, liegt doch der Grund gewiß vorzüglich in der verſchiedenen Art der Beſchäftigung, die Sie jetzt und damals trieben. Wohl haben Sie, wie Sie ſelbſt bemerken, einen guten und feſten Grund gelegt, der Ihnen die jetzige Leichtigkeit in jeder Art der Arbeit möglich macht. Dieſen Grund verdanken Sie doch größtentheils der Ausarbeitung Ihrer Briefe und den Zurüſtungen dazu, und natürlich mußte dieſe Periode ſich weniger mit unmittelbarem Genuß, als mit ſpäteren Früchten belohnen. In jedem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe mit philoſophiſchem Nachdenken beſchäftiget, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt aufſteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es ſcheint mir ein vorzüglich ſchwieriges Kunſtſtück der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es iſt ſchon immer viel, ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſt zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können. Bei Wenigen iſt dieß ſo offenbar, als bei Kant, wenn man ſeine früheren Schriften mit den ſpäteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt iſt in ihm eigentlich ſehr ſpät erſchienen, aber aus den Bruchſtücken ſeiner frühern Producte bemerkt man hier und da Spuren ſeines Ganges. Ihnen iſt es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche ſich Ihre intellectuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen leſe, ſelbſt in der flüchtigſten Bemerkung in einem Briefe, herrſcht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit. Auf dieſe gründe ich auch meine Hoffnung, daß, ungeachtet der unſeligen Lage, in welcher ſelbſt der beſſere Theil des Publicums ſich in Rückſicht auf Ihre philoſophiſchen Arbeiten befindet, dieſe doch nach und nach durchdringen und ſich Ihre Leſer ſelbſt zubereiten werden. Nach dem, was Sie mir von Ihren neueſten beiden Abhandlungen ſagen, darf ich hierbei vorzüglich auf dieſe rechnen. Wenn immerfort in verſchiedenen Geſtalten und mannichfaltigen Anwendungen dieſelbe Vorſtellungsweiſe wiederkehrt, ſo muß ſie doch endlich, auch bei dem am wenigſten vorbereiteten Leſer Eingang finden, und es muß ſich dann durch die That ſelbſt bewähren, daß, was in jeder Anwendung die Probe beſteht, in ſich zuſammenhängend und wahr ſeyn muß.

Ich bin daher betroffen geweſen, als ich in Ihrem Briefe las, daß Sie für die Horen das philoſophiſche und poetiſche Gebiet verlaſſen wollen. Es ſchiene mir durchaus nicht gut, daß Sie Ihre eigene Richtung ſo durch äußere Zwecke feſſeln ließen. Meiner Meinung nach, ſollten Sie ſich, wenn Sie nicht zu dem Schauſpiel kommen, ganz frei Ihrer Luſt überlaſſen, zwiſchen philoſophiſchen und poetiſchen Arbeiten abwechſeln, und nur bei einer unbeſtimmten Neigung ſich gerade für das Leichtere determiniren. Nichts was Sie machen, kann untauglich für die Horen ſeyn, und Sie werden, Ihrem jetzigen Gange nach, von ſelbſt nicht einmal auf ſo ſchwierige Materien ſtoßen, als Ihre Briefe und das Reich der Schatten behandeln. Sie können, dünkt mich, ſchlechterdings nichts Anderes thun, als Ihren Gang fortgehen und für innern Werth und Mannichfaltigkeit des Journals ſorgen; und für beides bürgt Ihnen bei Ihren eigenen Arbeiten Ihre Individualität. Nur bei fremden Beiträgen würde ich Ihnen freilich rathen, ſo wenig als möglich, Philoſophiſches und äſthetiſch-Theoretiſches aufzunehmen. Sie können hier, dünkt mich, um ſo eher ganz frei verfahren, wenn Sie darauf denken, die Horen mit dem nächſten Jahre zu ſchließen. Auf dieſe Weiſe aber glaube ich könnten ſie auch fortgehen.

Die Abſchrift Ihres zweyten Aufſatzes ſchicken Sie mir ja mit dem eilften Stück. Es iſt jetzt ſchlechterdings meine liebſte Beſchäftigung Ihre Arbeiten zu leſen, und darüber mit Ihnen zu reden.

Auf Schlegels Aufſatz bin ich ſehr begierig. Sie haben eine prächtige Acquiſition an ihm gemacht.

Was betrifft denn der Archenholziſche Aufſatz?

Neulich war des Coadjutors Bewußtſeyn in der Lit. Zeit. recenſirt. War die Recenſion nicht von Erhard?

Ich erwarte morgen wieder Gentz, der mich immer noch von Zeit zu Zeit beſucht, und mir ein angenehmer Umgang iſt. Ueberhaupt kann ich nicht ſagen, daß mich die Einſamkeit drückt, nur meine Trennung von Ihnen fällt mir in der Länge ſchwer auf. Allein bin ich ſonſt gern; da ich nicht ſchnell arbeite, nehme ich mir gern viel Zeit für meine Beſchäftigungen und an lebendigem Umgang habe ich ganz ſoviel ich wünſche, an meiner Frau und den Kindern. Ich bin jetzt ganz in der Idee meiner neuen Arbeit. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mächtig ein aufmunterndes Wort aus Ihrem Munde wirkt. Auf jeden Fall bleibe ich bei dieſem Entſchluß und ich denke, er ſoll gelingen.

In den erſten Tagen habe ich bloß über die ungefähre Art nachgedacht. . Das Thema im Ganzen iſt, wie Sie es ſelbſt beſtimmen: eine Charakteriſtik des Griechiſchen Geiſtes. Es iſt ſo der wichtigſte Theil des Werks, was ich mir einmal zu liefern vorgeſetzt hatte: eine mit ausführlichen hiſtoriſchen Beweiſen belegte Schilderung des griechiſchen Charakters. Den griechiſchen Geiſt überhaupt aber zu charakteriſiren, iſt ein Gegenſtand von ſehr großem Umgang. Um mich alſo nicht gleich in ein zu großes Ganzes zu verirren, nehme ich bloß für jetzt den dichteriſchen Geiſt. Allein auch hier muß ich noch kleinere Abſchnitte machen.

Ich habe überlegt, daß es nicht möglich iſt, auch nur die Hauptzüge des griechiſchen Dichtergenie's in Einem Aufſatz zu ſchildern, ohne entweder unbeſtimmt und unvollſtändig, oder zu abſtract und dunkel zu werden. Es würde nur damit, wie mit dem Horenaufſatz gehen, der auch, ſtatt die Reihe jener projectirten Aufſätze anzufangen, ſie hätte beſchließen ſollen. Auch müßte ich, wenn ich nun, nach jenem Aufſatz, an das Einzelne gehen wollte, mich nur wiederholen, und würde in der erſten Abhandlung faſt gar keine Beiſpiele bringen können, ohne der Allgemeinheit zu ſchaden. Ich denke alſo von dem Beſondern anzufangen, zuerſt bloß beſchreibend zu Werke zu gehen, und die Reſultate immer nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zuſammenzuziehen. Die Hauptmaſſe, in welche das Ganze zerfällt, ſind ganz natürlich: die epiſche Dichtkunſt mit Inbegriff der bukoliſchen, die tragiſche, komiſche und lyriſche im weiteſten Verſtande. Am zweckmäßigſten würde man, glaube ich, mit der epiſchen anfangen, auf dieſe die lyriſche folgen laſſen, und mit der dramatiſchen den Beſchluß machen. Denn wie Sie mir hoffentlich beiſtimmen werden, iſt die Hauptttendenz der ächt griechiſchen Stimmung epiſch, und die griechiſche dramatiſche Poeſie eine, ſogar nicht immer ſehr künſtliche, Zuſammenſetzung der epiſchen mit der lyriſchen. Dennoch will ich mit der lyriſchen den Anfang machen. Mein nächſter Grund iſt hier bloß der, daß von Homer (der die Epopöe doch faſt allein ausmacht) ſchon gerade jetzt ſo viel geſprochen iſt, und daß ich meinem Aufſatz über die minder bekannten lyriſchen Dichter ſchon von ſelbſt mehr Intereſſe geben kann. Auch habe ich in ihnen mehr vorgearbeitet. An ſich aber iſt es auch nicht übel, die griechiſche Individualität an ihnen zu zeigen, da ſie in den lyriſchen Stücken weit mehr als Eigenthümlichkeit, als in der epiſchen erſcheint, und ich dadurch, daß die lyriſche Poeſie in ſo genauem Zuſammenhange mit dem Charakter und der Empfindungsweiſe ſteht, mehr Veranlaſſung erhalte, die Seelenſtimmung der Griechen überhaupt zu entwickeln. Bei den Lyrikern habe ich nun wieder drei Hauptmaſſen: 1) Pindar, 2) die Chöre, 3) die Fragmente der übrigen Dichter und die anderen Stücke der ſogenannten Anthologie. Auch könnte ich es ja wohl auf dieſe Weiſe in drei Aufſätze theilen? Hätte ich erſt einen oder ein Paar ſolcher Aufſätze fertig, ſo könnten ſie einzeln für die Horen dienen. Was aber das Ganze betrifft, ſo werden mir die einzelnen Bearbeitungen ſelbſt beſſer die Art in die Hand geben, wie ich dieſe zuſammenordnen kann. Jetzt habe ich angefangen an den Pindar Hand anzulegen, der die Grundlage ausmachen ſoll. Indeß werde ich zugleich die Chöre vornehmen, um zu ſehen, ob dieſe ſich beſſer dazu ſchicken. Sie ſehen, daß ich nun eile, mich an eine beſtimmte und kleinere Arbeit zu binden. Ich kenne mich, wie leicht ich mich durch größere Plane zerſtreue. Bin ich aber mit dieſer Arbeit erſt im Gange, ſo entwerfe ich doch vielleicht einen Plan des Ganzen, mich zu leiten und ihn Ihnen mitzutheilen. Bei den einzelnen Aufſätzen denke ich hiſtoriſche Details, die nicht ganz bekannt ſind, und zur Sache dienen, nicht zurückzuweiſen. Ich denke immer, die Klarheit gewinnt, wenn ich der Wirklichkeit oder der Thatſache nahe bleibe. Ich bitte Sie jetzt recht ſehr um Ihre Meinung über dieſen Plan. Ich könnte ihn ſehr leicht umändern, wenn Sie es für nöthig fänden; denn da ich doch einmal das ganze Feld bearbeiten will, ſo iſt nichts verloren, und was die Dichter betrifft, ſo bin ich in jede Gattung gut genug eingeleſen. Daß ich zugleich die lateiniſchen und neuern Hauptdichter derſelben Gattung für mich ſtudire, und als, durch den Contraſt oder die Aehnlichkeit, erläuternd, manchmal gebrauche, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Hauptſchwierigkeit iſt unſtreitig die philoſophiſche Theorie der Dichtungswerke, die zur Würdigung einer individuellen vorausgeſetzt werden muß, und doch weder in den Köpfen der Leſer, noch in einzelnen Büchern beſtimmt vorhanden iſt. Hier koſtet es nun doppelte Mühe, ſowohl die wahren Begriffe aufzufinden, als ſie auf eine ungezwungene und präciſe Weiſe einzuflechten. Der erſte Theil der Arbeit iſt mir indeß durch Sie ſchon unglaublich erleichtert. Sie ſehen, lieber Freund, daß ich mit Eifer und Wärme ans Werk gehe. Auch am Ausharren ſoll es nicht liegen. Ueber das

Uebrige mögen dann günſtige Götter walten und vor allen Dingen Ihre Theilnahme, die eine ganz eigene Kraft für mich beſitzt.

Ich muß hier ſchließen. Antworten Sie mir doch, liebſter Freund, über Gros. Ich möchte ihm nicht gern eher ſchreiben, und meine Antwort doch auch nicht ſo lange aufſchieben.

Von meiner Frau tauſend herzliche Grüße an Sie und Lolo, der wir beide ſehr für ihre Briefe und prächtigen Geſchichten danken. Ihr

H.

XXXV.

Jena, den 29 November 1795.

Ich habe noch allerlei Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dieß mit Gelegenheit nachholen. Heute z. B. Einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieſes Stück auch am meiſten zu gut thue, und vorzüglich in Rückſicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdeſſen darüber machte. Mir däucht, das ſicherſte empiriſche Criterium von der wahren poetiſchen Güte eines Products dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und das iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenland's, die Würde der Frauen u. ſ. f. fliehen, auf die Elegie beſinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, ſind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, ſo bringe ich eine beinahe vollſtändige Repräſentation des Publicums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es in dieſem Stücke an einem allgemeinem Beifall fehlt, bloß zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es ungerührt läßt, zufällige Urſachen daran Schuld ſind.

Mein eigenes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedichte erweitert: noch in keinem iſt der *Gedanke* ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung deſſelben wenden, und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, ſondern auch auf Veranlaſſung derſelben, eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewieſen haben.

An dem Ganzen iſt nichts mehr zu ändern,

es

es ſey denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges beſſer unterſchieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landſtraße in dem Gemälde iſt nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landſtraße war einmal in der Scene, die meiner Phantaſie ſich empiriſch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe koſten, die Landſtraße nachher einzuführen, und doch muß ich die ſinnlichen Gegenſtände, an denen der Gedanke fortläuft, ſo ſehr als möglich zu Rathe zu halten ſuchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in ſich ſelbſt verſinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Koſten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer ſo langen Zerſtreuung, während der doch die Reiſe immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß daſtehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der ſinnlichen Anſchauung nehmen, ſo daß alle Spur eines Plans verſchwindet, indem die Wirkungen deſſelben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch ſo viel, als möglich, zu thun ſuchen. Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Proſodie erinnere ich mich auch gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſirt hatten, ganz fremd in Rückſicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beiſammen ſind, werden Sie mich in dieſer Sache ſchon zurecht weiſen. Indeſſen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieſes auch in dieſem Gedicht manchmal der Fall war. So ſoll der Abſchnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehreren der angeführten Verſe eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieſes das Bild unterſtützen hilft. In dem Vers, z. B.

„Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt
mich die Wieſe.“

drückt das Sylbenmaß ſelbſt die Weite aus, auf der das Auge dahin geleitet und ſich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben ꝛc.

ſoll man ohne Abſchnitt leſen. Die wimmelnde Bewegung verſtattet keinen Stillſtand. Den Vers:

Theilſt du mit | deiner | Flur

leſen Sie anders als ich. Sie leſen: mīt dĕinĕr, welches freilich hart klingt; freilich iſt meine Scanſionsart auf der andern Seite wieder ſchleppend. Herzlich gern hätte ich gerade herausgeſagt:

Theilſt du mit deinem Geſpann.

wenn es nicht lächerlich geweſen wäre.

Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Rūhm kăm zŭrücke

klingt mir darum nicht hart, weil der ſtarke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar gut heißen, daß um gewiſſen Sylben, auf denen ein Verſtandes-Accent liegt, eine größere proſodiſche Länge zu verſchaffen, eine an ſich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigſtens muß das Ruhm in obigem Vers um ſo länger geleſen werden, je weniger das kam kurz ſeyn will, und dieß iſt es gerade, was der Sinn verlangt.

Unter den drei Hiatus, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei erſten einräumen.

Freude erfindet

iſt in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein ſtummes, das andere ein ſcharfes iſt.

Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literatur-Briefen, die ich kürzlich las, und ſehr gedacht finde, ſollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieſer Gattung dienen.

Ob die Compoſita Wohllaut, Weinſtock, Bergmann, Widerhall, Oelbaum ꝛc. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln ſeyn. Voß hat es ſich niemals erlaubt, dafür iſt Goethe deſto freigiebiger damit geweſen.

In den Verſen:

— Rückkehr für euch

— Willkür vermiſcht —

kann es gar nicht entſchuldigt werden.

Ferner wird ein Rigoriſt ſchwerlich verzeihen

Des Geſetzes Geſpenſt

ſo wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht:

in Natur und Schule. Goethe erlaubte ſich daſſelbe, ſogar einmal: Es iſt am Anfang eines Hexameters. Endlos (in der Elegie S. 74.) das erſtemal als Trochäus gebraucht, iſt auch nicht wohl zu geſtatten. Ich werde ſetzen:

Endlos unter mir ſeh' ich ꝛc.

Daß der ganze Hexameter zwiſchen den beiden endlos eingeſchloſſen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgeſtellt wird, keine üble

Wirkung. Es iſt ſelbſt etwas Ewiges, da es in ſeinen Anfang zurückläuft.

Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endſylbe

— en

haben mich die Literatur-Briefe aufmerkſam gemacht. Ich werde deßwegen im eilften Diſtichen der Elegie, ſo wie im 24ſten, 43ſten und 48ſten und andere zu helfen ſuchen.

Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.

Den 30ſten November. Ich komme nochmals auf die Elegie zurück.

Mit der Elegie verglichen, iſt das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht, wäre der Inhalt des letztern ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinn ein Maximum geweſen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich verſuchen, ſobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächſten Jahres zu denken. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie noch an. Das Ideal der Schönheit objectiv zu individualiſiren, und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich (wie Sie in meinen zwei neueſten Abhandlungen leſen werden) das ganze Feld der Poeſie in die naive und in die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei, Satyre, Elegie, Idylle. Ueberdenken Sie in dieſen paar Tagen dieſe Idee, deren Deduction und Anwendung der Inhalt meiner beiden Aufſätze iſt. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. Hercules iſt in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht.

Die Vermählung des Hercules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Hercules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben. Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit. Der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Komödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe — bis ich anfing an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber noch nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Daß Sie mir neulich ſchrieben, auch in Berlin halte man dieſes Gedicht allgemein für eine Darſtellung des Todtenreichs, ſo bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von dieſen ſchiefen Auslegungen Veranlaſſung nehmen könnte, ein paar Worte, dieſes Gedicht betreffend, ins Publicum hinein zu ſprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu beſſerer Vorbereitung deſſen, was noch theoretiſch und praktiſch ſich künftig daran anreihen wird, wünſchte ich daß der Inhalt dieſes Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beſchäftigung, in einem Aufſatz für Genz etwas darüber zu ſagen? Sie fingen damit an, ſich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte ſelbſt heraus. Es verſtände ſich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreiſung, alles Panegyriſche unterbliebe; nach meiner Idee müßte es ungefähr ſo geſchrieben ſeyn, daß ein verſtändiger Leſer ſich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich ſelbſt der Verfaſſer ſey. Es würde z. B. nichts ſchaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Proſa ausgeſprochen würde. Ich ſelbſt könnte dann von einer ſolchen „henneten“ Motion Veranlaſſung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu ſagen. Ueberlegen Sie dieſen Gedanken, lieber Freund, überlegen Sie aber auch zugleich, daß es ein bloßer Einfall iſt, wenn Sie auch nur die geringſte Abneigung dagegen verſpüren ſollten.

Abends den 30ſten.

Eben erhalte ich die einzelnen abgedruckten Bogen vom Naiven, aber unglücklicher Weiſe hat Cotta den Bogen, wo der Anfang ſteht, mitzuſchicken vergeſſen. Für Sie indeß iſt das Uebrige vor der Hand genug, und ohnehin fehlt nichts von demjenigen, was ſich auf den zweiten Aufſatz über die ſentimentaliſchen Dichter bezieht. Ich ſende Ihnen alſo ſowohl dieſen Aufſatz als jene Bogen, und wünſche beiden eine gute Aufnahme. Heut über acht Tage iſt das eilfte Stück ſicher in Ihren Händen. Jene Bogen können Sie behalten, aber das Manuſcript ſenden Sie gelegentlich zurück.

Haben Sie noch die Güte, mir Goethens neue Schriften, mit Ausſchließung Meiſters, bei Ungern auszunehmen, bloß auf ordinärem Papier, und broſchirt an mich zu ſenden. Den Sie beſtimmten 3ten Band Meiſter's hat Goethe, weil Sie ſchon ein Exemplar hätten, wieder bei mir abholen laſſen.

Sie fragten mich neulich, ob Fichte an einem hier herauskommenden Magazin arbeite? Ich habe weder von dem Buche, noch von einem Antheil, den er daran hätte, gehört.

Adieu, liebſter Freund. Lolo grüßt Sie und die gute Caroline, ſo wie auch ich herzlich. Mein Brief iſt dießmal lang geworden, weil ich mir dieſer Tage eine Pauſe in der Arbeit gönnte, und dem Andenken an Sie mehr widmen konnte. Adieu!

Sch.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieſer Tage über die lateiniſchen Poeten gerathen, die ich, wo möglich dieſen Winter meiner nächtlichen Romanenlecture ſubſtituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meiſten intereſſirte, machte ich den Anfang, und ich muß ſagen, mit unerwartet großem Genuß, ſo daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, beſonders von dem, was ſich auf das gemeine Leben und auf hiſtoriſche Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geſchöpft, daher es zu einer ſolchen Lecture nicht recht zureichen will. Wiſſen Sie mir keine erträglichen franzöſiſchen oder beſſer deutſchen Ueberſetzungen von Juvenal, Perſius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade dieſe drei Herren machen mir fremden Beiſtand nöthig. Mit Martial wird mich

Ramler ſchon bekannt machen, ſo wie Wieland mit den Horaziſchen Epiſteln.

Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas Beſſeres thun, als mich (da mir faſt aller Zufluß von Ideen durch Lecture neuerer Schriften, wozu ich ſchlechterdings keine Neigung habe, und durch einen geiſtreichen Umgang vor der Hand abgeſchnitten iſt, und ich zugleich meinem Geiſte die rechte Disposition zum poetiſchen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der ſchönen Natur der Alten zu umgeben, und im eigentlichen Sinn unter dieſen Leuten zu leben? Das iſt mein ernſtlicher Vorſatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen ſpeculativen Arbeiten und Leſereien (obgleich mir darin noch ſo viel zu thun übrig wäre) auf unbeſtimmte Zeit entſagt. Was ich leſe, ſoll aus der alten Welt, was ich arbeite, ſoll Darſtellung ſeyn.

XXXVI.

Tegel, den 1 December 1795.

Ich habe, ſeitdem ich Ihnen neulich ſchrieb, liebſter Freund, keinen Brief von Ihnen erhalten, und da Paquete länger als einfache Briefe unterwegs bleiben, ſo erwarte ich das eilfte Horenſtück, auf das ich mich wegen Ihrer Abhandlung unendlich freue. Ich habe die letzten acht Tage recht geſund und fleißig verlebt. Ich ſuche mich immer mehr in meine neue Arbeit hineinzudenken, die mich mit jedem Tage mehr intereſſirt, und die nächſte Vorarbeit dazu, die mich jetzt beſchäftigt, das bloß ruhige Leſen einiger lyriſchen Stücke, bei denen ich allein auf den Geiſt und die Manier des Dichters und auf die Wirkung des Products achte, und mich von allem Wuſte der Sprach- und Alterthumsgelehrſamkeit (mit denen man ſich bei dem erſten Studiren eines alten Schriftſtellers doch immer herumzuſchlagen hat) los mache, gewährt mir einen großen Genuß. Freilich fühle ich auch bei jedem Schritt, den ich weiter vorwärts

thue,

thue, die Schwierigkeiten lebhafter. Aber es läßt ſich ja Vieles überwinden, und man leiſtet wenigſtens, ſo viel man vermag.

Ich habe jetzt den Meiſter von Neuem geleſen. Der ſo ſchwierige Gegenſtand des ſechsten Buchs iſt vortrefflich behandelt. Mit dem Oheim verwandelt ſich auf einmal die Scene, und beſonders an dieſer Stelle ſind einige ſehr feine Bemerkungen. Ueber die Haltung und ſelbſt über die Wahl des Charakters, an dem die Wirkungen einer ſolchen ſchwärmeriſchen Stimmung gezeigt werden ſollten, ließe ſich allerlei ſagen. Offenbar hat Goethe wohl mit Fleiß eine, nur ſehr uneigentlich ſchön genannte und mehr kleinliche, eitle und beſchränkte Seele die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein mehr gehaltvoller Charakter hätte dieſe ihm eingepflanzte Religiöſität zu eigenmächtig behandelt, und ihm zu viel von dem ſeinigen beigemiſcht. Es gehörte ein gewiſſer Grad der Paſſivität dazu, ſobald es darauf ankam, wie es doch Goethe's Zweck geweſen zu ſeyn ſcheint, mehr eine einzelne Gemüthsſtimmung und ihren Einfluß im Ganzen, als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch zu einer gewiſſen Trockenheit herabſinkt. Ob ich gleich die Bekenntniſſe immer mit großem Intereſſe leſen werde, und es mich nicht verdrießen laſſe, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, ſo iſt mir das Individuum doch immer eine Geſtalt, die mir in allen ihren Metamorphoſen gleich ſtark und (was mir ein Beweis der großen Kunſt iſt, mit der Goethe den Charakter ſoutenirt hat) immer auf gleiche Weiſe mißfällt. Eine gänzlich iſolirte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet iſt, nicht Stärke genug beſitzt, um auf eine kühne und große Weiſe zu ſchwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um ſchöne Bilder hervorzubringen, iſt das Unfruchtbarſte, was man ſich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer ſolchen Phantaſie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken ſeyn. Freilich aber war er eben ſo der beſte für dieſen Stoff, und es ſcheint mir ein eigenthümliches Verdienſt des Meiſter, daß die Charaktere ſo ganz nach den Forderungen des Romans gebildet ſind. Vorzüglich iſt dieß am Meiſter ſichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romancharakters vorkommt, immer ſo geneigt iſt, ſich zu verwickeln, und ſo nie Kraft hat die geſchürzten Knoten wieder zu löſen, und ſich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände gibt. Die Stelle über den Unterſchied des Romans und Drama's wird hier, wie ich höre, auch von Mehreren und auch von ſolchen, die Willen haben zu verſtehen, doch mißverſtanden. Und wahr iſt es, daß Goethe ſich entweder ausführlicher hätte verbreiten, oder beſtimmter ausdrücken ſollen. Geſinnungen und Charaktere, Begebenheiten und Handlungen, Zufall und Schickſal ſind nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gar nicht ſo contraſtirend von einander geſchieden, daß ſie, ohne eigenes und ſchon für dieſe Gegenſtände geübtes Nachdenken, nicht noch ſelten leicht verwechſelt werden können.

Ueber das zehnte Horenſtück habe ich zwar kein bedeutendes Urtheil bis jetzt gehört. Indeß hat doch die Elegie auf einige, auch ſonſt ganz gewöhnliche Menſchen großen Eindruck gemacht. Dagegen habe ich das Mährchen ſchon mehrmals tadeln hören. Die Leute klagen, daß es nichts ſage, keine Bedeutung habe, nicht witzig ſey u. ſ. w., kurz es iſt nicht pikant, und für ein leichtes, ſchönes Spiel der Phantaſie haben die Menſchen keinen Sinn. Im Ganzen finde ich auch hier unſer altes Urtheil beſtätigt. Es wird entſetzlich wenig geleſen. Das meiſte nur angegafft und durchblättert. Eigentlich leſen thut jeder faſt nur das, was er ſelbſt eben zu ſeinem eigenem Geſchreibſel braucht.

Alexander iſt jetzt von ſeiner Reiſe zurückgekommen, und wieder in Bayreuth. Er wird mich im Februar hier beſuchen. Ich hoffe Sie ſehen ihn dann in Jena. Er hat ſeine Reiſe trefflich benutzt. Ich beſchäftige mich noch immer nebenher, und ohne daß es mich gerade Zeit koſtet, mit phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Lecture. Jetzt beſonders bei dem Schreiben über die Lebenskraft iſt es intereſſant zu ſehen, welche Art Philoſophie in den Köpfen der Aerzte herrſcht. Ich möchte Ihnen auch rathen, etwas dergleichen in verlornen Stunden anzuſehen. Dann möchte ich Ihnen als nicht unmerkwürdige Antipoden: Hufelands Pathogenie und Reils Archiv für Phyſiologie, erſtes Stück, empfehlen. Leben Sie recht herzlich wohl. Ich habe heute noch mehrere Briefe abzumachen. Adieu! Ihr

H.

XXXVII.

Jena, den 7 December 1795.

Ich glaubte, lieber Freund, Ihnen heute das eilfte Horenſtück ſenden zu können, aber die fahrende Poſt hat mir das große Paquet noch nicht überbracht, obgleich das Stück ſchon ſeit dem 24ſten vorigen Monats im Drucke fertig geworden iſt. Indeß iſt ja Vieles davon ſchon in Ihren Händen, und Ihre Neugier braucht nicht ſo groß zu ſeyn.

Ihren Entſchließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei, und ſetze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müſſen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu ſagen. Jemehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von ſelbſt hervorgehen laſſen, deſto beſſer wird es ſeyn, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie ſich nicht zu fürchten, ſobald nur die Anwendung verſchieden iſt. Man kann in ſolchen feinen Materien für ſo wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich ſeyn. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch, aber überhaupt, däucht mir, daß Sie ſich von einer ſtrengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen laſſen, dispenſiren können. Sie können von Hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Intereſſe am erſten zu erregen ſey, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, ſo ſehr er in Ihnen iſt, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan ſeyn, wenn Sie die Hauptzüge des griechiſchen Charakters einzeln und in beſondern Aufſätzen entwickelten, und bei jedem ſolchen einzelnen Zug, allemal durch die ganze Literatur durchliefen. Die Einheit iſt viel leichter zu faſſen, und die Mannichfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftſteller zur Einheit und legen die Mannichfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichteriſchen Kategorien durchführen, ſo iſt die Einheit weniger intereſſant, und die Mannichfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt ſchickt ſich ein Begriff beſſer zu der erſten und Beiſpiele beſſer zu der zweiten, weil jene doch immer das ſchwierigere iſt. Macht man ein Individuum, ein Factum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, ſo iſt es immer zweifelhaft, ob dieſer intereſſirt, und man iſt in die

Nothwendigkeit geſetzt, die Mannichfaltigkeit durch abſtracte Begriffe hervorzubringen, welches ſchon viele Anſtrengung für die Leſer erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorſchlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bei ſo vielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und alſo dem Leſer, auch dem ſtumpfſinnigſten, ein Reſultat zu geben verſichert iſt.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Regiſter über die Materien im Einzelnen, worüber Sie ſich verbreiten wollen, um erſt das Feld zu überſehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meine Gedanken anſchaulich und annehmlich zu machen.

Auch ſchickt es ſich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen der Materie wechſeln und hier und da eine Veranlaſſung von Außen, wenn es auch eine polemiſche wäre, nehmen können.

Es iſt ja endlich nicht ſo nöthig, daß man ſich nennt. Auch ließe ſich Manches in Kritiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretiſcher und praktiſcher, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopſtock, Ramler, Gedicke, Schloſſer und Andere geben Ihnen vielleicht Veranlaſſungen zur Prüfung und zur Widerlegung.

In der That, liebſter Freund, rechne ich für den nächſten Jahrgang der Horen ſehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müſſen ſich durch das Schickſal Ihrer erſten Aufſätze gar nicht abſchrecken laſſen; denn hier war die Materie mit einer erſtaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es ſo entſchieden am Tage, daß der Gegenſtand für die Stumpfſinnigkeit der Leſer nur zu fein und zu ſcharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen, und ſich die Sache ſelbſt leichter machen, ſo werden Sie auch andere Wirkungen ſehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Hiſtoriſches von Ihnen ausgeführt ſehen. Hier würde der Gegenſtand Ihre Tendenz zur

Schärfe und Intellectualität (ich weiß jetzt nicht ſogleich ein ander Wort) in Schranken halten, und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verſtandesgehalt in den Gegenſtand legen. Wir wollen davon ſprechen, wenn wir erſt wieder beiſammen ſind. Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philoſophiſchen Schriftſtellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publicum allein oder auch nur vorzüglich zu dieſem Entſchluß beſtimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu beſtimmt, iſt erſtlich die unwiderſtehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Geſetz zu gehorchen, und beſonders der poetiſchen Thätigkeit mich vorzugsweiſe zu überlaſſen, und zweitens die ſchlechte Unterſtützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge habe ich das Ganze bisher zuſammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterſtützt hätte, aber ein

Zufall, auf deſſen Wiederkehr ich nicht ſo ſicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath iſt aufgezehrt. Weißhuhns, Engels, Meyers Aufſätze warf mir das Glück zu, Archenholz macht ſich für die Zukunft zu nichts mehr anheiſchig. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das folgende Jahr überzähle, kaum zu Beſetzung von drei Stücken Ausſicht, ſobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu iſt unter Allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein intereſſiren kann. Schlegel iſt allerdings eine treffliche Acquiſition, aber nicht das Journal in Schwung zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, ſondern bloß um demſelben eine Maſſe zu geben, mit der ein Kenner zufrieden ſeyn kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach ſeinem eigenen Geſtändniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reiſe und dergleichen ihn erſtaunlich zerſtreut, da er ſelbſt im Auguſt abgeht, ſo viel als nichts, von Herder wenig tröſtliches. Die anderen Quellen wiſſen Sie ſelbſt und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich alſo die Horen nicht aufgeben, ſo müßte ich, ich allein, mich im nächſten Jahr denſelben ganz ſacrificiren, und nicht einmal mit der ſicheren Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück noch vermehrt, ſo hängt das Schickſal auch des Almanachs im nächſten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der faſt den vierten Theil in dieſem Jahre dazu gegeben, wegfällt, und auch Herder ſeinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich ſelbſt habe meine poetiſche Fruchtbarkeit in dieſem Jahre doch zum Theil der langen Pauſe zuzuſchreiben, die ich in poetiſchen Arbeiten machte, und die mich Kräfte ſammeln ließ. Im nächſten Jahre wird es langſamer auch mit mir gehen, beſonders da ich ſchwerere Gegenſtände vor mir habe, und gegen mich ſelbſt ſtrenger ſeyn werde. Was bleibt mir alſo, wenn Sie alles Dieß in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächſten Jahre völlig gleichgültig zu ſeyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch beſtimmen zu laſſen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, ſo iſt das Journal eo ipso moraliſch todt und muß es auch phyſiſch werden.

Von Körner habe ich ſchon einen ganzen Monat keine Zeile geſehen.

Adieu, liebſter Freund! Unſere herzlichen Grüße. Ihr

Sch.

XXXVIII.

Tegel, den 11 December 1795.

Ich bin wieder ſo ſchlimm mit meinen Augen daran, liebſter Schiller, daß Sie heute noch keine Antwort auf Ihr ſchönes Manuſcript von mir erwarten dürfen. Ich habe es zwar heute, da es doch ein wenig beſſer geht, angefangen zu leſen, aber die Hand hat, ſo deutlich ſie auch iſt, etwas ſo Spitziges, daß ſie den Augen ſehr wehe thut, und ich nur ſehr kurze Zeit fortleſen darf. Ans Vorleſen aber bin ich zu wenig gewöhnt, um etwas, das mir wichtig iſt, ordentlich, wie ich wollte, genießen und beurtheilen zu können. Ich verſchiebe alſo die Antwort hierauf bis zum nächſten Poſttag, wo das Uebel ja wohl vorüber gegangen ſeyn wird. Es liegt eigentlich bloß im Augenliede, wie Herz ſagt, an einem Fehler in der Abſonderung der dort befindlichen Drüſen. Aber ſobald das Augenlied ſchwillt, entzündet ſich das Auge, und Herz hat mir die Schonung deſſelben ſehr ernſtlich empfohlen. Wenn das Uebel oft wiederkommen ſollte, wäre es eine liebliche Ausſicht für die Wintertage.

Auf alle Fälle, liebſter Freund, bleibt es dabei, daß ich Sie noch vor unſerer gänzlichen Zurückkunft nach Jena dort beſuche. So früh aber, als ich wünſchte, wird es nicht ſeyn können. Wir gehen nämlich Anfangs Sommers etwa, oder etwas früher von hier nach Burgoerner zu meinem Schwiegervater, und erſt von da aus kann ich zu Ihnen kommen. Indeß iſt die italieniſche Reiſe auch nicht ſo nah, als Sie in Ihrem vorletzten Briefe meinen. Schon im

Herbſt 1796 könnten wir nur bei gänzlicher Umänderung unſerer Plane abgehen; unſer Entſchluß geht bloß auf das Frühjahr 1797. Wie viel gäben wir darum, wenn Sie uns, Lieber, begleiten könnten! Auch Ihnen würde eine Veränderung, und ein Reichthum äußerer, nicht zu ſchnell und nicht zu langſam wechſelnder Gegenſtände, ſo wohl thun.

Ob Sie es gleich in Ihrem Briefe gänzlich abſagen, ſo iſt mir erſt durch dieſen doch ein Gedanke einer Möglichkeit gekommen. Aber man muß die Zukunft erwarten, und die Gegenwart genießen oder ertragen.

Für die Beilagen Ihres vorletzten Briefes, die hier zurückerfolgen, unſern herzlichſten Dank. Sie haben uns ſehr viel Freude und Manches darin viel Spaß gemacht. Goethe, der mir auch vorgeſtern geſchrieben hat, leibt und lebt in ſeinen Briefen, ſo wie man ihn im Geſpräche ſieht. Manchmal iſt mir das ſchon äußerſt frappant geweſen.

Kants Urtheil über Reinhold iſt prächtig.

Möchte er Ihnen doch noch ſein „Ueberlegtes“ über Ihre Briefe vor ſeinem Hintritt ſchreiben. Sein Friede wird Sie ſchwerlich ſehr befriedigt haben. Wenigſtens hat er auf mich keinen großen Eindruck gemacht. Neue Ideen ſind faſt keine, und Mehreres ſcheint mir auch ganz willkürlich und gewagt. Allein ein großes Vergnügen hat mir die Schrift doch durch viele originale, witzige und charakteriſtiſche Wendungen gemacht.

Gegen Ihren Vorſchlag, etwas über das Reich der Schatten aufzuſetzen, habe ich gar keine Abneigung. Nur, da es Ihnen nicht ſehr wichtig ſcheint, muß ich ſehen, ob ich es jetzt mit meinen Arbeiten, die viel Zeit brauchen, vereinigen kann. Auch wünſchte ich eine Idee von der aus ich auf das Gedicht käme. Es hat mir etwas Sonderbares, vor dem Publicum, wenn auch (wie ſich von ſelbſt verſteht) namenlos, als Commentator aufzutreten, und ſelbſt das Mißverſtändniß mit dem Schattenreich müßte ich doch leiſe anbringen, weil es doch nur hie und da vorgegangen

gangen iſt. Indeß denke ich gewiß noch daran, und dann wird ſich ja wohl eine andere Einkleidung, oder eine Manier finden laſſen.

Ihr Entſchluß mit den Alten zu leben, iſt trefflich, obgleich ich die Philoſophie deßhalb bedaure. Indeß kommt doch auch die Reihe wieder an ſie.

Es thut mir in der Seele weh, daß ich auf einen ſo langen und göttlichen Brief, als Ihr letzter war, dieſe unbedeutenden Zeilen abgehen laſſen muß. Aber ich hätte mir und Ihnen ſelbſt die Freude verdorben, wenn ich heute hätte Materien berühren wollen, die mir weder mein Auge, noch das Gewirr im Hauſe, da meine Mutter morgen in die Stadt zieht, auszuführen erlaubt hätte. Ihr

H.

XXXIX.

Tegel, den 14 December 1795.

Mein Auge iſt zwar ziemlich wieder hergeſtellt, liebſter Freund, aber ich muß heute einiger Geſchäfte wegen zu meiner Mutter nach

Berlin und habe alſo nicht Zeit, mich auf Ihre beiden ſchönen Aufſätze, die ich nun ganz geleſen, einzulaſſen. Sie haben mir einen unglaublichen Genuß verſchafft, und ich bin überzeugt, daß ſie in jeder Rückſicht ein entſchiedenes Glück machen werden. Zwar wird ſich gewiß Geſchrei genug dagegen erheben. Aber — und darauf kommt es doch eigentlich an — Intereſſe werden ſie ſicherlich überall erwecken, und es iſt ſehr möglich, daß ſie noch den Horen am Ende dieſes Jahres einen Schwung geben. In allen Urtheilen, die Sie fällen, ſtimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige ſind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopſtock und Goethe. Bei Wieland war der Gegenſtand etwas delicat, doch haben Sie ſich ſehr gut herausgezogen. Herder wird Ihnen freilich zürnen, daß Sie ihn nur ſo im Haufen erwähnen, aber es wäre auch ſchwer geweſen, ihn eigen und ganz zu ſeiner Zufriedenheit mit unparteiiſcher Gerechtigkeit aufzuſtellen. Das Wichtigſte an dieſer Arbeit iſt unſtreitig, daß

Sie der Kritik eine ganz neue, bisher unbekannte Bahn bricht; daß ſie da Geſetze aufſtellt, wo man bisher nur nach ſubjectiven Gefühlen geurtheilt hat, die wirklich bisher ein Jeder ſich gleich ungerecht bald ausſchließend für die naiven, bald für die ſentimentaliſchen Dichter erklärte, und daß ſie zugleich ſo viele Beiſpiele an ſo verſchiedenen Dichtern aufführt. Es kann nicht fehlen, daß nicht dieſer Weg ſollte auch bald weiter betreten werden, und dieſe neue Anſicht macht eine Reviſion beinahe aller bisherigen Urtheile nöthig. Auch in der Idee komme ich ganz mit Ihnen überein, doch darüber nächſten Freitag mehr, da es mir heute an Muße fehlt. Ueber Dunkelheit wird, hoffe ich, bei dieſem Aufſatz Niemand klagen, die Hauptidee iſt ſo einfach, und Sie haben ihr ſo viel Klarheit gegeben, ſie auch ſo oft wiedergebracht, daß ich kaum die Möglichkeit eines Mißverſtändniſſes ſehe, wenn gleich der neue Gebrauch älterer Namen hier und da Einige verwirren wird. Die Entgegenſtellung der Ausdrücke naiv und ſentimentaliſch ſcheint mir auch ſehr richtig. Das Einzige, was Sie vielleicht noch mehr hätten, der Deutlichkeit wegen, herausheben ſollen, iſt, daß nicht bloß (wie Sie auch ausdrücklich ſagen) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter ſich befindet, ſondern daß auch, wie es mir ſcheint, die naiven ſchon immer in ziemlich hohem Grade ſentimentaliſch ſind. Selbſt Homer erinnert ſchon häufig, daß die beſſere und größere Natur, die er in ſeiner Schilderung hinzuſtellen ſucht, nicht mehr da iſt, und die übrigen alten Dichter thun dieß noch mehr. Doch muß ich hierüber, da es mir bloß während des Leſens eingefallen iſt, noch erſt genauer nachdenken. Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. ſ. f. iſt das Einzige, was ich weggewünſcht hätte. So gerecht dieſe Züchtigung iſt, ſo hätte ich es Ihnen angemeſſener gehalten zu ſchweigen. Auch dem Halbverſtändigen zeigt Ihr Aufſatz ſelbſt, und Ihr Urtheil über ſo manchen Dichter und Schriftſteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten, und auf die Bibliothek enthielt ſogar das Ende des Aufſatzes im 9ten Stück eine zwar indirecte, aber ſehr deutliche Antwort. Wen meinen Sie mit den Reiſebeſchreibungen? Für Ihren letzten Brief, und Ihr Urtheil über meine Arbeiten meinen herzlichſten Dank. Ich will ſuchen Ihre Rathſchläge wie ich kann zu benutzen, um auch die Laſt der Horen, Ihnen, ſoviel ich kann, zu erleichtern. Was Plane betrifft, bin ich jetzt ziemlich reich, nur mit der Ausführung ſteht es immer ſchlecht. Was Sie mir über die Vertheilung meines jetzigen Stoffs ſagen, hat ſehr meinen Beifall. Nur dürfte es freilich viele Schwierigkeiten finden, auch auf dieſe Weiſe gleich das Ganze anzugreifen. Für mich iſt offenbar der Weg durch einzelne Schriftſteller leichter. Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie, eine Schilderung Pindars angefangen, und um wenigſtens nicht müßig zu werden, will ich damit fortfahren, bis ich dahin komme, mir nach Ihrem jetzigen Vorſchlag eine beſtimmte Idee von einem einzelnen Aufſatz zu bilden. Was hielten Sie z. B. davon, eine Abhandlung über die Art der Charaktere zu ſchreiben, welche die alten Dichter aufſtellen, und dieß mit einigen Neuern zu vergleichen? Man käme dadurch auf einen Hauptzug der Alten, große Figuren in einfachen Umriſſen darzuſtellen, die mit einander in großer Mannichfaltigkeit contraſtiren, aber in ſich ſelbſt und durch beſondere Züge nicht mannichfaltig charakteriſirt ſind, zwar einen großen Inhalt, aber nicht einen ſo verſchiedenartig ſpecificirten Reichthum als die Charaktere der neuern Dichter, beſitzen? Auch bildeten die Hauptcharaktere der Tragiker vielleicht einen ähnlichen an ſich geſchloſſenen Kreis, als die Geſtalten der Götter, und noch mehr die Charaktere Homers, von denen wir manchmal ſprachen. — Sowohl dieſem Gedanken, als allen übrigen will ich ferner nachgehen. Auch will ich ſuchen eine Ueberſicht deſſen zu machen, was im Ganzen berührt werden müßte.

In der Allg. Lit. Zeit. iſt eine ſehr lange und, wie es ſcheint, gründliche Recſion von Pauw Recherches sur les Grecs, von wem mag dieſe wohl ſeyn? Es läge mir daran, es zu wiſſen. Ich dachte vielleicht von Schlegel in Dresden. Doch war er ja ſonſt nicht Mitarbeiter.

Ich muß hier ſchlieſſen, weil es Zeit iſt, fortzureiten. Leben Sie herzlich wohl, und nehmen Sie dieſe flüchtigen Zeilen wenigſtens als einen Beweis meines Wunſches, doch ſogleich Etwas auf Ihren herrlichen Brief zu erwidern. Freitag ſchreibe ich recht ausführlich über Ihre Aufſätze und Ihren göttlichen Plan zur Idylle. Ihr

H.

XL.

Jena, den 17 December 1795.

Daß Sie aufs Neue an Ihren Augen leiden, lieber Freund, thut mir herzlich leid, und ich fürchte, daß gerade dieſer Winter, der mehr feucht als kalt zu werden ſcheint, das Uebel mehr unterhalten wird. Befolgen Sie alſo den

Rath des Arztes genau. Ihrer Augen wegen bedaure ich, daß Sie den Winter nicht in der Stadt ſind, wo Sie ſich durch geſellſchaftliches Geſchwätz, wie es auch ſeyn möchte, hätten zerſtreuen und die Augen ſo wie den Geiſt hätten ausruhen laſſen können.

Ihren neueſten Aeußerungen nach dürften wir uns alſo vor Ende Mai gar nicht, und auch da nicht gleich auf längere Zeit ſehen, welches mir ſehr leid thut. Gut iſt es, daß Sie wenigſtens um dieſe Zeit hier ſeyn werden, wo Goethe nach Italien geht, und auch das iſt gut, daß Goethe, wenn er anders nicht viel über ein Jahr ausbleibt, ein halbes Jahr nach Ihrer Abreiſe wieder hier ſeyn kann, ſo daß ich nur den Sommer und Herbſt, der immer leidlicher für die Einſamkeit iſt, ganz allein ſeyn werde. Faxit Deus.

Ich ſehne mich jetzt wieder recht nach einer poetiſchen Arbeit; denn der Beſchluß der ſentimentaliſchen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit geſcheucht, habe arbeiten müſſen. Indeß war dieſer letzte Aufſatz auf keine Weiſe zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demſelben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen; denn die glückliche Zeit der Freiheit iſt noch fern. Ich habe jetzt die erſte Lieferung der Properziſchen Elegien geleſen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht beſſer hätte ſeyn können, weiß ich nicht zu ſagen, da ich nie den ganzen Properz geleſen. Die Ueberſetzung iſt aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbeſſerungen; denn ich habe darauf aufmerkſam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdeſſen gelernt habe.

Fr. Schlegels Abhandlungen über die griechiſchen Frauen, die er mir heute geſchickt, habe ich zwar nur flüchtig durchleſen. Verbeſſert hat er ſich in dieſer Arbeit merklich, obgleich eine gewiſſe Schwerfälligkeit, Härte und ſelbſt Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlaſſen wird. Der Aufſatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten ſehr nahe an, und hätte auch Ihnen ſollen vorbehalten bleiben. In der Sache ſelbſt hat er mich nicht bekehrt. Die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander bei dieſem Volk, ſo wie beides in den Poeten erſcheint, iſt doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im ganzen ſehr geiſtleer (daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, iſt natürlich). Im Homer kenne ich keine ſchöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darſtellung macht es noch nicht aus. Seine Nauſikaa iſt bloß ein naives Landmädchen, ſeine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, ſeine Helena bloß eine leichtſinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und ſich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen dieſen einzutauſchen. Und dann die Circe, die Calypſo! Die olympiſchen Frauen im Homer ſind mir noch weniger weiblich ſchön. Daß die bildende Kunſt ſchöne Weiber hervorbrachte, beweiſt nichts für eine ſchöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunſt ſchöpferiſch, und ich zweifle nicht, daß ein griechiſcher Bildhauer, wenn er mit ſeinem ganzen Kunſtſinn in Circaſſien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine ſchöne Weiblichkeit, und eben ſo wenig eine ſchöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen ſieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geſchlecht anhängigen Geſtalten, aber die Selbſtſtändigkeit der reinen menſchlichen Natur ſehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geſchlechts nirgends vereinigt. Wo Selbſtſtändigkeit iſt, da fehlt die Weiblichkeit, wenigſtens die ſchöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das iſt ſehr ſinnlich. Hinter den Pythagoriſchen Frauen dürfte mehr ſtecken; hier ſcheint mir etwas Sentimentaliſches im Spiele zu ſeyn, und von dieſen war wenigſtens Geiſtigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moraliſche nicht weiblich iſt, wie z. B. der ſpartaniſche Bürgergeiſt und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr ſeyn mag, ſo werden Sie mir doch geſtehen, daß es im ganzen griechiſchen Alterthum keine poetiſche Darſtellung ſchöner Weiblichkeit oder ſchöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sacontala und an einige moderne Gemälde in dieſer Gattung reichte. Goethe's Iphigenia, ſeine Eliſabeth in Götz nähert ſich den griechiſchen Frauen, aber ſonſt keine von ſeinen edlen weiblichen Figuren, und ſelbſt ſeine ſchöne Seele iſt mir lieber. Auch Shakeſpears Juliette, Fieldings Sophie Weſtern und andere übertreffen jede ſchöne Weiblichkeit im Alterthume weit.

Aber genug von dieſem. Ich wünſchte, daß Schlegel (Friedrich) auf eine Materie geriethe, die ihn für die Horen brauchbar machte; denn die, worin er jetzt arbeitet, iſt durch Sie ſchon ſo gut beſetzt, und zu viel Raum dürfen wir ihr doch nicht geben.

Neugierig bin ich, was ſein Bruder noch bringen wird.

Adieu, lieber Freund.

Sch.

XLI.

Tegel, den 18 December 1795.

Den Haupteindruck, lieber Freund, den Ihre beiden Aufſätze, beſonders der letzte, bei wiederholtem Leſen auf mich gemacht haben, iſt der, daß ſie mir zu faſt allem Zweifeln, in welchem ich ſonſt manchmal im kritiſchen Urtheil über Dichter ſchwankte, die Auflöſung, und zu meinen Haupturtheilen ſelbſt den beſtimmten deutlich ausgeſagten Grund hergegeben haben. Ich ſehe auch daraus, wie viel jene Ideen umfaſſen, und wie ſehr es Ihnen gelungen iſt, das ganze Gebiet der Kritik von dieſer Seite auszumeſſen.

Was ich aber für das größte Verdienſt Ihrer Arbeit halte, und was ich am meiſten daran bewundert habe, iſt, daß Sie die Verſchiedenheit der Dichter ſo unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichteriſchen Genie's, und dieſen ſelbſt geradezu aus dem Begriff der Menſchheit ableiten. Ihr ganzes Syſtem erhält dadurch, außer ſeinem Umfange und ſeiner Fruchtbarkeit, eine innere Conſiſtenz und Rundung, deren ſich kein anderes bisheriges rühmen kann. Daß die Poeſie beſtimmt iſt, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, iſt das größte Wort, was je über ſie ausgeſprochen werden kann, und drückt zugleich ihre Beſchaffenheit, ihren Umfang und ihre Würde aus. Die naive und ſentimentaliſche Poeſie aus ihrem höheren Begriff herzuleiten, ſollten Sie doch noch, und bald, ſelbſt verſuchen. Dem tiefer eindringenden Leſer kann es zwar nicht ſchwer fallen, Sie dieſer Mühe zu überheben, aber es würde die Conſequenz Ihres Syſtems in ein herrliches Licht ſetzen, und nebenher würde ſich auf dem Wege auch noch Manches ergeben. Den Unterſchied der naiven und ſentimentalen Dichtungsart kann zwar gewiß Niemand verfehlen; aber dennoch hätte ich gewollt, Sie hätten der naiven noch, außer der Entwickelung des Begriffs dieſes Ausdrucks in der erſten Abhandlung, auch einen beſondren Abſchnitt gewidmet. Da der naive Dichter ganz und gar mit der Schilderung des Individuums beſchäftigt iſt, aber auch der ſentimentaliſche, inſofern er Dichter ſeyn will, ſeinen Geſtalten Individualität, und wo möglich völlige, geben muß, ſo kann hieraus ein Mißverſtändniß entſpringen, das vielleicht noch nicht genug dadurch gehoben iſt, daß Sie ſelbſt ſagen, daß der ſentimentaliſche Dichter immer in gewiſſem Sinn auch naiv iſt. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß in dieſer Rückſicht ſogar auch für mich Eine Stelle etwas hat, worüber ich nicht ganz hinaus kann. Da wir unmöglich in der Sache uneins ſeyn können, ſo muß ich Ihren Ausdrücken einen falſchen Sinn irgendwo beilegen, und ich bitte Sie hierüber um eine Erläuterung. Es iſt nämlich dieß die Stelle, die ſich mit Unterſcheidung der abſoluten Darſtellung und der eines Abſoluten ſchließt, ganz gegen das Ende. Hier bin ich zwar ganz mit Ihnen einig, daß der naive Dichter den Gegenſtand mit allen ſeinen Gränzen darſtellt, ſo wie der ſentimentale vielmehr alle Gränzen des ſeinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht ſagen, daß die naive Poeſie bloß der Form nach, die ſentimentale der Materie nach ein Unendliches ſey. Wie ich beide Begriffe vom Anfang herein gefaßt habe, ſo befindet ſich der naive Dichter in dem Zuſtande, in welchem wir noch nicht die beſchränkte Wirklichkeit von dem unendlichen Ideal durch Reflexion zu trennen gelernt haben, in welchem die Menſchheit in uns noch ein harmonirendes Ganzes ausmacht, und wir daher eben dieſe Harmonie auch in der Natur zu ſehen vermeinen. Da hier alſo noch gar keine Trennung angenommen iſt, ſo bleibt dem Dichter freilich nichts zu

thun

thun übrig, als die Natur zu ſchildern, wie ſie iſt, ihre Form mit allen ihren Gränzen genau darzuſtellen. Darum thäte man doch dem Homer Unrecht, wenn man ſeine Poeſie bloß der Form nach ein Unendliches nennen wollte. In ſeiner Anſicht der Natur liegt ſo gut, wie in ſeiner Menſchheit, dünkt mich, auch der Materie nach ein Unendliches. Nur weil er ſich dieß nie abgeſondert gedacht hat, ſtellt er es in der ſinnlichen Geſtalt dar, in welcher es, als ein Ganzes, auf ihn einwirkt. Der ſentimentaliſche Dichter unterſcheidet ſich durch die Abſonderung des Ideals von der Wirklichkeit, woraus eben ſeine drei Arten möglicher Aeußerung aus den verſchiedenen Verhältniſſen beider gegen einander herfließen. Er hat alſo freilich ein Unendliches der Materie nach. Aber er muß ſein Ideal doch auch individualiſiren. Sieht man daher bloß auf die Forderungen der Kunſt, nicht auf die Möglichkeit der Ausführung, ſo müßte er eben ſo gut, als der naive, auch der Form nach ein Unendliches darſtellen. Denn nur inſofern von dem Dichter und ſeinem Werke (alſo von etwas Wirklichem) die Rede iſt, kann ich zugeben, daß die naive Poeſie der ſentimentaliſchen an die Seite geſtellt werde, und daß man den Vorzug der einen mit dem der andern vergleichen wolle; ſobald man aber von der Gattung ſpricht, kann ich die naive für nichts Anderes, als für eine frühere Stufe und nur die ſentimentaliſche für den Gipfel erkennen. Machen Sie es mit Ihrer Idylle auch in der erſten Rückſicht wahr. Ich bin überzeugt, daß Sie es könnten, wenn Sie im weiteſten Umfange des Worts die höchſte und glücklichſte Freiheit genöſſen. Sollte man daher nicht vielmehr ſo ſagen müſſen: die naive und ſentimentaliſche Poeſie können und müſſen eigentlich ein Unendliches der Form und Materie darſtellen. Die erſtere aber trennt beide nicht, und ſtellt daher beide zugleich in dem einzigen der Form dar; die ſentimentaliſche verknüpft beide, nachdem ſie ſie mehr abgeſondert hat? Dieſer Zweifel, den ich Ihnen hier vorgetragen habe, iſt mir vorzüglich entſtanden, indem ich den Unterſchied beider Poeſien auf die Bildhauerkunſt anwende. Da er, wie Sie ſelbſt ſagen, nur mit den nöthigen Abänderungen, durch das ganze Gebiet der Kunſt gültig ſeyn muß, ſo ſchien mir dieſe Probe nicht übel, um zu verſuchen, in wie fern ich Ihre Ideen gefaßt hätte. Denn die Anwendung muß nothwendig bei der am meiſten plaſtiſchen unter allen Künſten am ſchwierigſten ſeyn, da im Ganzen doch, wie das Naive ſich mehr zum Plaſtiſchen und Epiſchen, ſo das Sentimentale mehr zum Muſikaliſchen und Lyriſchen hinneigt.

Dieß, was ich eben erwähnte, abgerechnet, wüßte ich nichts, worin mir Ihr Raiſonnement dunkel oder unvollſtändig geſchienen hätte. Ueberall vielmehr haben Ihre Ideen, wie ich auch erſt ſagte, mir Licht und Aufklärung gegeben, und ich bin überzeugt, daß ſie ſehr fruchtbar in Anwendungen bei mir ſeyn werden. Jedem nicht vorher Eingenommenen muß es in die Augen ſpringen, wie genievoll Sie Ihren Gegenſtand umfaßt und behandelt haben, und da die Hauptidee ſo ſimpel iſt, die Anwendungen gleich gebraucht werden, und nur gerade Gegenſtände betreffen, über die Jeder, der ſich irgend mit Literatur beſchäftigt, ſchon oft ſelbſt geurtheilt hat, ſo gewinnt Ihre Abhandlung dadurch ein unglaublich großes Intereſſe. In mehreren einzelnen Dingen ſind wir uns ganz erſtaunlich begegnet. So z. B. in dem Urtheil über Voltaire, dem ich von jeher keinen eigentlichen Geſchmack abgewinnen konnte, über Ardinghello, über den ich mich ſchon in Göttingen mit Schlegel oft lebhaft ſtritt ꝛc. Von eigentlichen Ideen iſt mir hierin der Unterſchied zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie am meiſten aufgefallen. Ich kam in der letzten Woche auf einem eignen Wege auf dieſe Materie. Es fiel mir bei Gelegenheit eines Briefes an Sie ein, daß ich keine bedeutende Tragödie einer Frau kenne (in Rückſicht der Griechen hat Schlegel eben dieß in ſeiner Diotima bemerkt), eben ſo wenig eine Epopöe, und wenn ich, was mir von weiblicher Dichtung bekannt iſt, durchgehe, ſo finde ich, daß jeder Stoff immer von Frauen lyriſch behandelt wird. Ich dachte damals auch an einige Männer, die ſich in ähnlicher Lage zu befinden ſcheinen, und Ihre Unterſcheidung zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie hat mich nun über dieſe Verſchiedenheit theils befeſtigt, theils beſtimmt. Dadurch, daß ich den Gegenſatz zwiſchen dem Lyriſchen und Epiſchen machte, kam viel Schwankendes, Zufälliges und ſogar Unrichtiges in meine Vorſtellungsart. Jetzt will ich die Spur weiter verfolgen, und die Eigenthümlichkeiten des muſikaliſchen und plaſtiſchen Dichtergeiſtes näher aufſuchen. Dieſer Gegenſtand liegt mir um ſo näher, als die Griechen, dünkt mich, bei Weitem mehr plaſtiſch waren, und dieſe Eigenthümlichkeit mir Ihrer lyriſchen Poeſie, die, ihrer Natur nach, doch eine muſikaliſche Behandlung erfordert, ein ganz eignes Gepräge aufzudrücken ſcheint. Bis auf einen gewiſſen Grad iſt es unſtreitig leichter in der muſikaliſchen Poeſie zu gelingen; aber die höchſte Wirkung hervorzubringen, dürfte doch auch gerade hier wieder am ſchwerſten ſeyn.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr

H.

XLII.

Jena, den 25 December 1795.

Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie mit meiner Arbeit zufrieden ſehe, und daß wir auch hier nicht bloß im Ganzen, ſondern vorzüglich in gewiſſen einzelnen Partien ſo ſehr zuſammen ſtimmen. Mir iſt dieſe Arbeit viel näher liegend, als manche andere; ſie ſcheint mir in einem höheren Grade mein zu ſeyn, ſowohl des Gedankens wegen, als wegen ſeiner Anwendung auf mich ſelbſt. Auch hat ſie dadurch etwas Wohlthuenderes für den Geiſt, weil ſie zu den Abſtractionen auch die Erfahrungen gibt, und dadurch ſubjectiv etwas Ganzes leiſtet.

Sie wünſchen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nur vorher ſelbſt gewußt hätte, daß ich die Ausführung der ſentimentaliſchen ſo weit treiben würde. Aber der erſte Aufſatz war ſchon abgeſchickt, ehe ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufſätze beziehen ſich mehr durch einen natürlichen Inſtinct in mir, als durch einen abſichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufſatz Manches in Rückſicht auf die naive Dichtung nachgeholt iſt, und im dritten wird dieſes vielleicht noch mehr der Fall ſeyn.

Auf Ihr Bedenken habe ich Folgendes zu antworten. Es ſcheint aus Ihrem Anſtoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poeſie, der allerdings Individualität mit Idealität vereinigt fordert, zu ſehr ſchon in die Arten legen. Ich betrachte dieſe letzteren mehr als die Gränzen des erſtern, Sie ſcheinen ſolche mehr wie verſchiedene Ausführungen deſſelben anzuſehen. So viel iſt aber gewiß, daß die naive Poeſie einen begränzteren Gehalt, die ſentimentaliſche eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demſelben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als ſie dem abſoluten Dichtungsbegriff ſich mehr annähert, und den Artcharakter mehr ablegt. Da ich aber dieſen gerade ſtreng unterſcheiden wollte, ſo mußte ich das größere Gewicht auf die negative legen; ich mußte mehr von dem abſtrahiren, was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerkſam zu machen, wodurch ſie der Gattung entgegengeſetzt iſt. Naive Poeſie verhält ſich zur ſentimentaliſchen (wie auch geſagt worden) wie naive Menſchheit zur ſentimentaliſchen. Nun werden ſie aber gewiß nicht in Abrede ſeyn, daß die bloß naive Menſchheit den Gehalt für den Geiſt nicht hat, welchen die ſentimentaliſche, in der Cultur begriffene beſitzt, und daß dieſe in der Form, in dem Gehalt für die Darſtellung, der erſtern nicht gleich kommt.

Deßwegen iſt die letztere, wenn ſie ſich vollendet hat, ſo weit über die erſtere erhaben. Hat ſie ſich aber vollendet, ſo iſt ſie nicht mehr ſentimentaliſch, ſondern idealiſch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlaſſung, zu ſehr für eins nehmen. Die ſentimentaliſche wird von mir nur als nach dem Ideale ſtrebend vorgeſtellt (dieß iſt in der dritten Abhandlung am beſtimmteſten aufgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetiſches zugeſtehe als der naiven. Sie iſt auf dem Wege zu einem höheren poetiſchen Begriff, aber die naive hat einen nicht ſo hohen wirklich erreicht, iſt alſo, der That nach, poetiſcher.

Wir müſſen alſo hier ſorgfältig die Wirklichkeit von dem abſoluten Begriffe ſcheiden. Dem Begriff nach, iſt die ſentimentaliſche Dichtkunſt freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden, aber ſie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte ſie ihn, ſo würde ſie aufhören eine poetiſche Art zu ſeyn. Der Wirklichkeit nach, iſt es aber eben ſo gewiß, daß die ſentimentaliſche Poeſie, qua Poeſie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eigenen Begriff von den Geſchlechtern und deren Verhältniß zur geſchlechtsloſen Menſchheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, iſt der Mann mehr ein bloß möglicher Menſch, aber ein Menſch in einem höheren Begriff; gegen den Mann gehalten, iſt die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Menſch. Weil aber beide doch in concreto Menſchen ſind, ſo ſind ſie, Jedes in ſeinem vollkommenſten Zuſtande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter ſich gleicher. Gibt man aber ihre ſpecifiſchen Unterſchiede an, wie ich bei beiden Dichtungsarten thun wollte, ſo wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommnere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkommnere Form unterſcheiden. Sie ſelbſt ſagen in einem Ihrer Aufſätze. „Die Frau könne innerhalb ihres Geſchlechtes, der Mann nur mit

Aufopferung ſeines Geſchlechts wahrer Menſch werden.“ Daſſelbe ſage ich auch in Rückſicht auf beide Dichtungsarten. Die ſentimentaliſche Poeſie iſt zwar conditio sine qua non von dem poetiſchen Ideale, aber ſie iſt auch eine ewige Hinderniß deſſelben. Die naive Poeſie hingegen ſtellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß kein griechiſches Trauerſpiel dem Gehalt nach ſich mit demjenigen meſſen kann, was in dieſer Rückſicht von Neuern geleiſtet werden kann. Eine gewiſſe Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigſtens iſt dieß mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homers Werke haben zwar einen hohen ſubjectiven Gehalt (ſie geben dem Geiſt eine reiche Beſchäftigung), aber keinen ſo hohen objectiven (ſie erweitern den Geiſt ganz und gar nicht, ſondern bewegen nur die Kräfte, wie ſie wirklich ſind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine ſolche Tiefe. Was ſie an Tiefe haben, das iſt ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen iſt immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber ſinnlich ideal ſind, welches ich ſehr von dem abſoluten Ideal unterſcheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der ſentimentale Dichter ſtrebt. Die Poeſie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunſt. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen. Das Unendliche in der Form iſt ihr Gehalt, und ſo gehören die plaſtiſchen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das ſentimentaliſche liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poeſieen finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, ſo wenig kann ich ſentimentaliſche auffinden, die es der Form nach wären, und iſt es überhaupt nur ohne Widerſpruch möglich?

Kann das ſinnlich Erſcheinende unendlich ſeyn, kann das Unendliche erſcheinen? Nur indem ſie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen ins Abſolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empiriſche verläßt, kann ſie als Vernunft ſich äußern. Das Ideal entſteht ja auch, logiſcher Weiſe, nur durch Abſtraction von aller Erfahrung, und mit dieſer wird ja der naive Charakter aufgehoben. Iſt aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abſtraction von aller Erfahrung möglich, wie ſoll es Erfahrung werden? Das Griechiſche plaſtiſche Ideal iſt zwar auch durch eine Abſtraction erzeugt, aber nur durch eine Abſtraction von beſtimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das iſt ein unendlicher Unterſchied. Jenes hat auch Homer in ſeinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieſes. Er hat Verſtandes-, aber keine Vernunft-Ideale.

Abends.

Der Kopf iſt mir durch ein ſtrenges Hinſehen auf meine Arbeit ſo angeſpannt, daß ich es dem Zufall überlaſſen muß, ob das hier Geſagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflöſung von Zweifeln iſt der Dialog faſt unentbehrlich; eine Viertelſtunde würde uns wahrſcheinlich im Geſpräch verſtändigen. Vielleicht löst mein dritter Aufſatz Ihre Bedenklichkeiten ganz: wenigſtens will ich erſt erwarten, was dieſer für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduction beider Dichtungsweiſen aus dem Begriff der Poeſie, und die Deduction dieſes Begriffs ſelbſt, würde mich doch zu lang in dem Felde meiner jetzigen Unterſuchung verweilen, und es ließe ſich, da Alles mit Allem zuſammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit ſie mich führen würde. Dem Inhalte nach, iſt ſie ſowohl in meinen Briefen über äſthetiſche Erziehung als in den gegenwärtigen drei Aufſätzen gegeben.

Was auf die Aufſätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Stille gehen ſie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man ſich mehr darauf einläßt. Für die Horen iſt dieß ſchon genug.

Schlegel iſt ſeit vierzehn Tagen wieder hier, und mit einer weitläuftigen Recenſion des Voßiſchen Homers beſchäftigt, wovon ich, was fertig iſt, geleſen, und ſehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht ſehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewieſen, daß er den Homer erſtaunlich moderniſirt habe.

Ihre Bekenntniſſe über Sie ſelbſt, mein liebſter Freund, möchte ich Ihnen gern in einem eigenen Briefe beantworten; wenn ich mich nur ordentlich dazu ſammeln könnte. So viel nur für jetzt: Ich bin überzeugt, was Ihrem ſchriftſtelleriſchen Gelingen vorzüglich im Wege ſteht, iſt ſicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerſtörend iſt. Ihr Subject wird Ihnen zu ſchnell Object, und doch muß Alles auch im Wiſſenſchaftlichen nur durch das ſubjective Wirken verrichtet werden. In dieſem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweiſe die eigentliche Genialität abſprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rückſicht wieder ſo Vieles haben. Sie ſind mir eine ſolche *Natur*, die ich allen ſogenannten Begriffs-Menſchen, Wiſſern und Speculatoren — und wieder eine ſolche *Cultur*, die ich allen genialiſchen Naturkindern entgegenſetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher ſicherlich nicht auf dem Wege der Production, ſondern des *Urtheils* und des *Genuſſes*; weil aber *Genuß* und *Urtheil* in *dem* Sinne und in *dem* Maße, deſſen beide bei Ihnen fähig ſind, ſchlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüſtigkeit, zu der man nur durch den eigenen Verſuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, ſo werden Sie, um ſich zu einem vollkommen genießenden Weſen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen iſt es aber nur ein *Mittel*, ſo wie dem productiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein

Mittel iſt. / Das iſt es, lieber Freund, was ich von der Anſchauung, die ich von Ihnen habe, mir ſogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, ſo werden wir beſtimmter und ausführlicher darüber ſeyn können.

Leben Sie wohl mit der guten Caroline, die wir alle, auch meine Schwiegermutter, die jetzt hier iſt, auf das herzlichſte grüßen. Ihre ſo wenig erfreuliche Lage in den jetzigen Umſtänden habe ich lebhaft mit Ihnen empfunden.

Ewig der Ihrige.

Sch.

N. S.

Ich habe anſtatt des Mornus und Centaurs zum Titelkupfer des Almanachs eine Terpſichore gewählt, weil eine ſolche Figur, in Bewegung vorgeſtellt, einen graziöſen Effect macht, und auch die allegoriſche Bedeutung davon gefälliger iſt. Vielleicht iſt ſolche, ſo wie wir ſie wünſchen, ſchon auf einer Gemme zu finden.

XLIII.

Berlin den 29 December 1795.

Es kommt mir heute ſo vielerlei zuſammen, liebſter Freund, daß ich Ihnen nur einige flüchtige Zeilen ſchreiben kann. Da ich ſo lange nicht auf einige Tage in Berlin geweſen bin, ſo drängen ſich die Beſuche auf eine unerhörte Weiſe, und erſt gegen Ende dieſer Woche, wenn ich noch länger hier bleiben ſollte, ſehe ich Ruhe ab.

Der Muſenalmanach iſt jetzt in allen Händen, und Michaelis hat auch mir meine Exemplare geſchickt, wofür ich Ihnen ſehr danke. Wie es ſcheint, wird er entſetzlich gekauft. Wenigſtens findet man ihn in allen Häuſern. Daß das Urtheil verſchieden ausfallen würde, läßt ſich denken. Die Vernünftigen ſind natürlich ganz und entſchieden für ihn, aber dieſer gibt es nur wenige. Bei den übrigen muß man ſich begnügen, wenn ſie den offenbaren Vorzug des Almanachs über ſeine Brüder anerkennen, und dieß thun ſie denn doch in der That.

Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meiſten, den Tanz am wenigſten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan, und Nothwendigkeit des Zuſammenhanges tadeln, in der Macht des Geſanges die letzten Strophen den erſten ſchlechterdings nachſetzen, und was des Geſchwätzes mehr iſt. Bei allen dieſen Urtheilen wird es mir immer lebhafter, welche Bewegungen Ihre ſentimentaliſchen Dichter erregen werden. Ich freue mich in doppelter und ganz verſchiedener Rückſicht darauf. Bei den Einen wird der Eindruck lächerliche Wirkungen hervorbringen, bei vielen anderen Beſſeren aber wird der Aufſatz die gute Folge haben, daß er ihren vorher unbeſtimmten Meinungen eine Sprache leihen, und vieles der gegenſeitigen Beurtheilung im Geſpräche fähig machen wird, worüber ſich bis jetzt kaum mit den Eingeweihteſten reden ließ. Ich habe ihn geſtern noch einmal ganz geleſen, und ſeitdem mir die Ideen nun ganz geläufig ſind, habe ich die Diction genau ſtudirt, und ich kann nicht genug bewundern, welches Gepräge der Vollendung oder vielmehr des im Kopfe vollendeten ganz geſchloſſenen Gedanken ſie überall an ſich trägt.

Ich werde jetzt ſehr häufig aufgefordert zu erklären, warum die Schriften der frühern Philoſophen in Deutſchland (ſo um Leſſing herum) wie man behauptet, gerade eben ſo leicht und faßlich, als die der jetzigen, wie man findet, dunkel und ſchwerfällig ſind. Allein nirgends gelingt es mir, auch nur einigermaßen die Menſchen zu überzeugen, daß die heutigen Philoſophen in Rückſicht auf die Materie einen ſchwierigern Stoff behandeln, daß die heutige Philoſophie mehr das Gepräge der Natur und der Wahrheit an ſich trägt, und daher ſchwerer darzuſtellen iſt, als die ehemalige, die faſt bloß ein Werk des abſtrahirenden Verſtandes war, und den Gegenſtand, ohne große Schonung gegen ihn, faſt allein und ganz logiſch behandelte, da es denn natürlich leichter iſt, bloß ſcharfſinnig und ſpitzfindig, als tief zu ſchreiben; — und daß in Rückſicht auf die Form jene früheren Schriftſteller theils gar kein Ideal des Styls, ſondern bloß wirkliche fremde Muſter vor ſich hatten, theils das Ideal aus Bequemlichkeit herabſetzten, wie ſie z. B. ſtatt äſthetiſch zu ſchreiben, nur witzig zu ſchreiben ſuchten. Und doch ſcheint mir in dieſen beiden Betrachtungen eigentlich die Erklärung des Phänomens zu liegen, das man an ſich nicht beſtreiten darf. Dieſe Gründe aber gelten bloß von unſeren beſten jetzigen Schriftſtellern, meiner Herzensmeinung nach bloß von Ihnen. Was alle übrigen betrifft, ſo glaube ich, ſind ſie zu ſehr von ihrem Stoff erfüllt, und halten mehr Monologe über denſelben mit ſich, als Geſpräche mit dem Publicum. Dieß iſt an ſich zwar unnatürlich, aber es beweist doch eine gute Tendenz der Gemüther auf wichtige und gehaltreiche Fülle der Ideen.

An einigen dichteriſchen Stücken, und zum Theil an den beſten, tadelt man, daß ihnen doch die letzte Vollendung fehlt, und dieß läßt ſich in mehreren Fällen nicht läugnen. Doch kann man wieder nicht wünſchen, daß ſolche Stücke wären ganz zurückgehalten werden. Der wahre Schriftſteller muß allerdings bloß Vollendetes hervorbringen wollen, aber es wäre Schade, glaube ich, wenn er zu keuſch ſeyn wollte, das, was er einmal nicht weiter vollenden kann, ganz zu unterdrücken. Daß ein Dichter, beſonders ein moderner und alſo ſentimentaliſcher, etwas durchaus Vollendetes hervorbringe, etwas das ſein Dichtergenie in ſeinem ganzen Umfange und ſeiner ganzen Größe ausdrücke, läßt ſich, dünkt mich, auf keine Weiſe erwarten. Es bleibt ihm alſo kaum etwas Anderes zu thun übrig, als der Nachwelt dasjenige zu übergeben, was in dem jedesmaligen Moment das möglichſt Höchſte war. Freilich erhält nun die Kunſt kein einzelnes vollendetes Kunſtwerk, auf das ſie mit völliger Zuverſicht ſtolz ſeyn könnte, aber der Kunſtſinn wird doch durch die ganze Summe der Producte des Dichters in Stand geſetzt den Umfang ſeines Genie's gewiſſermaßen auszumeſſen, und ſich zu den Ideen zu erheben, die er ſelbſt von einem vollendeten Kunſtwerke faßte.

H.

XLIV.

Jena, den 4 Januar 1796.

Sie haben mir, liebſter Freund, in Ihren neueſten Briefen ſo vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Beſonders iſt die Frage: „in wie fern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität vertrage?“ ſo wie auch der Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwickelung ſeiner Individualität beſtehe, von äußerſter Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird, Ihnen ſchreiben. So viel iſt mir in Rückſicht auf das erſte jetzt ſchon klar, „daß jede Individualität in dem Grade idealiſch iſt, als ſie ſelbſtſtändig iſt, das heißt, als ſie innerhalb ihres Kreiſes ein unendliches Vermögen einſchließt, und dem Gehalt nach Alles zu leiſten vermag, was der Gattung möglich iſt. Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber ſagen; denn Goethe, der bei uns iſt, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlaſſe, das ich heute vorgenommen, iſt mir der Kopf eingenommen.

Sie ſchrieben mir neulich nicht, welcher Schlegel Ihnen einen Aufſatz zur Kenntniß der Griechen geſchickt. Doch wohl der aus Dresden?

Heute habe ich auch meinen Aufſatz, die ſentimentaliſchen Dichter betreffend, für das erſte Januarſtück geendigt und abgeſchickt. Ich hätte Ihnen eine Copie davon geſandt, aber mein Abſchreiber iſt dieſe Weihnachtsferien abweſend.

Heute nichts mehr. Hier zu Ihrer Unterhaltung einige fremde Sachen. Adieu, mein theurer Freund. Ich ſchreibe den nächſten Poſttag. Herzliche Grüße an Caroline. Ihr

Sch.

Spät Abends.

N. S.

Was Sie mir von dem Almanach ſchreiben, war mir ſehr angenehm; denn daß mit Begierde darnach gegriffen wird, iſt Alles, was ich verlange. Dieſe Stimmung des Publicums macht doch die Exiſtenz ſolcher Werke möglich; auf den innern Charakter der Producte ſoll das Urtheil der Majorität, hoffe ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es iſt mein ernſtlicher Vorſatz des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und ſelbſt das, was ich in dieſen Tagen anfange zu arbeiten, dürfte ihm wahrſcheinlich zufallen. In dieſem Jahre werde ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Stael, welche ich doch nicht ſo ganz kahl mag abdrucken laſſen, und außer der Recenſion des Meiſters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poeſie ergeben.

Seitdem Goethe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme von einem Diſtichon im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körnern vorſchlagen. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weiſe unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den ſie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.

So eben iſt Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Recenſion der Horen ſagte, befreit mich, und vermuthlich auch Sie von einem großen Theil unſerer Beſorgniſſe. Für's Erſte hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, ſondern auch alle äſthetiſchen Aufſätze (den Rhodiſchen Genius und Las Caſas miteingerechnet) zur Recenſion bekommen, die er auch ſchon ſeit acht Tagen eingeſchickt hat, und ſo daß Schütz ſich einbildet, mich recht ſehr damit zu erfreuen. Für's Zweite hat er mir verſichert, daß der Halliſchen Annalen nicht erwähnt werden ſolle, und daß er ſowohl die Würde der Horen, als der Literaturzeitung zu ſehr reſpectirte, um ſich ihrer gegen den Halliſchen Recenſenten anzunehmen. Allgemeiner ſarkaſtiſcher Winke, wie er ſagt, habe er ſich wohl bedient, und dieſes Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht geſpannt oder verlegen, ſondern ziemlich degagirt fand, ſo ſchließe ich auch, daß er in Rückſicht auf unſere philoſophiſchen Aufſätze ein gutes Gewiſſen haben muß, obgleich er mir darüber nichts ſagte. Er ſpricht auch von einer großen Länge der Recenſion, und mich freut, daß er hierin einigen Muth beweist, da man gerade die Länge der erſten ſo wenig hat verzeihen können. Er offerirte mir, ob ich die Schlegel'ſche Recenſion erſt im Manuſcript ſehen wolle, welches ich nicht nöthig fand; ſein eigenes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offerirt, und ich wollte durch eine ſolche Motion ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht ſchickt er mir es aber doch noch zu; denn es erſcheint erſt auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe; da er die Aufſätze nicht nach den Monatſtücken, ſondern unter den drei Rubriken, poetiſche, philoſophiſche und hiſtoriſche Aufſätze durchgeht.

Auch Schlegel hat mir geſtern ſelbſt davon geſchrieben, der ganz voll Feuer für die Horen iſt. Die Recenſion ſelbſt erſcheint auf einigen Supplement-Blättern, deren in dieſem Jahre mehrere vorkommen ſollen, weil die ordentlichen Supplement-Bände nicht zu Stande kommen. In ſpäteſtens vierzehn Tagen werden wir ſie leſen.

Leben Sie wohl, lieber Freund. An Ihre Frau von uns herzliche Grüße. Ihr

Sch.

XLV.

Jena, den 9 Januar 1796.

Für unſere Correſpondenz, mein liebſter Freund, iſt ſeit vierzehn Tagen eine üble Zeit geweſen, und ſie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der erſten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung, welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgſtall aus Coppenhagen mit mächtigen Empfehlungen verſehen, dem ich viel Aufmerkſamkeit beweiſen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erſchien Goethe, der mir alle Abendſtunden nimmt, und ſeit etlichen Tagen iſt Herr von Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann, und auch nicht mag, da ich ihn gerne habe. Ich habe ſeit faſt zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die wenige übrige Zeit hat mir die Verſendung der Horen und des Almanachs (den ich aus dem Buchladen ausnehmen mußte) nebſt einer Menge öfters läſtiger, aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und Andere weggenommen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich für unſere Correſpondenz, bei der ich ſo gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Geſundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich beſſer, als mit dem Sommer zufrieden.

Die erſte Abtheilung der Recenſion der Horen haben Sie nun wahrſcheinlich ſchon geleſen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es iſt gar keine Frage, daß wir lange hätten ſuchen müſſen, um einen beſſern Beurtheiler zu finden, aber befriedigt hat ſie mich doch nicht ganz, und ich vermuthe, es wird Ihnen auch ſo ſeyn. Indeſſen iſt Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelaſſen wurde, ſo viel geleiſtet hat. Mit ſeinen Kritiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig ſeyn. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Recenſion einzuwenden, beſonders in Rückſicht auf das, was an ſeinen Verſen getadelt wird, im Ganzen aber iſt er ſehr wohl damit zufrieden.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 5ten. Das Uebelbefinden der guten Caroline betrübt mich ſehr und auch daß Sie noch immer nicht recht wohl ſind. Unter dieſen Umſtänden konnten Sie nichts Beſſeres thun, als in Berlin leben, und ich rathe Ihnen, es nicht ſobald zu verlaſſen. Es iſt mir übrigens ein Troſt, daß unſere beiderſeitigen Zerſtreuungen in Eine Epoche zuſammen fallen, weil ſonſt der einſam bleibende von beiden ſich verlaſſen finden würde.

Daß der Aufſatz über das Naive Eingang zu finden ſcheint, iſt mir, des folgenden Aufſatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es iſt immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den ſentimentaliſchen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufſatz wird intereſſiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und ſentimentaler Poeſie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet und beſtimmt, alsdann zwei herrſchende Grundſätze, welche das Platte und das Ueberſpannte begünſtigen, geprüft haben (der eine iſt, daß die Poeſie zur Erholung, der andere daß ſie zur Veredlung diene), ſo trenne ich von beiden Dichtercharakteren das Poetiſche, was ſie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengeſetzte Menſchencharaktere, die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beiden Dichterarten entſprechen, und nur das proſaiſche Gegenſtück davon ſind. Ich führe dieſen Antagonism durch das Theoretiſche und Praktiſche umſtändlich durch, zeige das Reale von beiden, ſo wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen deſſelben, d. h. zu der groben Empirie und Phantaſterei über, womit die Abhandlung ſchließt. Es ſind alſo drei Gradationen von einem jeden Charakter aufgeſtellt, und es zeigt ſich, daß die Spaltung zwiſchen beiden immer größer wird, je tiefer ſie herabſteigen.

Nai-

Naiver Dichtergeiſt, Sentimentaliſcher Dichtergeiſt,

welche beide darin übereinkommen, daß ſie aus dem Menſchen ein Ganzes machen, wenn gleich auf ſehr verſchiedene Weiſe.

Realism, Idealism,

welche darin übereinkommen, daß ſie ſich an das Ganze halten, und nach einer abſoluten Nothwendigkeit verfahren, daher ſie in den Reſultaten gleich ſeyn können.

Empirism, Phantaſterei,

welche bloß in der Geſetzloſigkeit übereinkommen, die bei dem Empiriſm in einer blinden Naturnöthigung, bei der Phantaſterei in einer blinden Willkür beſtehet.

Ich hoffe, daß Sie dieſe hier roh hingeworfenen Ideen mit ſorgfältiger Strenge ausgeführt finden ſollen. Da ich ſelbſt ein Idealiſt bin, ſo mußte ich mich ſehr objectiv machen, um ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu haben; aber ich bin überzeugt, daß mir in dieſem Punkt keine Menſchlichkeit begegnet iſt. Goethe, als ein ganz verhärteter Realiſt, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

Ich ſende Ihnen hier das tägliche Taſchenbuch, worauf mich Seidler bis jetzt warten ließ. Tauſend herzliche Grüße an Sie und die gute Caroline von uns, der ich von Herzen eine gute Beſſerung wünſche. Ihr

Sch.

XLVI.

Berlin, den 12 Januar 1796.

Es war mir heute doppelt erfreulich zu hören, daß Ihnen, liebſter Freund, meine vorigen Briefe noch Stoff zum Nachdenken hinterlaſſen haben, da ich heute kaum hoffen darf, Ihnen mehr als einige Zeilen zu ſchreiben. Schon ſeit einigen Tagen war ich nicht recht wohl, und geſtern, wo ich den ganzen Nachmittag und Abend in der Oper zubrachte und mich vielleicht erkältete, nahm das Uebel zu, ſo daß ich heute mediciniren mußte. Daher iſt mir der Kopf äußerſt wüſt, und es wird mir ſchwer, nur einige Gedanken zuſammenzubringen.

Von der Oper muß ich Ihnen doch noch einige Worte ſagen. Sie gehört im Ganzen zwar wohl nicht zu den beſten in Europa, indeß gibt es hier eine wirklich große und talentvolle Sängerin, die Marchetti. Allein was das dießjährige Carneval auszeichnet, iſt eine Tänzerin aus Wien, Mad. Vigano, die wirklich jede Beſchreibung übertreffen würde. Ich gäbe viel darum, wenn Sie ſie ſehen könnten. Eindrücke dieſer Art pflegen ſchon durch ihre Seltenheit ſtark auf Sie zu wirken. Die Vigano glänzt nicht eigentlich durch die gewöhnlichen Tänzerkünſte, durch große und vielfache Sprünge, ſondern allein durch eine unbegreifliche Anmuth und Grazie der Stellungen. Ihre ſehr große Stärke braucht ſie allein dazu, ihrer Grazie Fundament und Feſtigkeit zu geben. Sie ſcheint mir mehr für den niedrigern und komiſchen als für den pathetiſchen Tanz gemacht. Aber in jenem beſitzt ſie auch eine wahrhaft rührende Naivetät. Schon ihr Anzug verkündet einen edlen und ſchönen Geſchmack. Ohne auch das feinſte Gefühl zu beleidigen, läßt er faſt den ganzen Körper in ſeiner natürlichen Anmuth ſehen. Ihre Tänze an ſich haben wenig Charakteriſtiſches, überhaupt wird man gar nicht an Kunſt und nur ſehr wenig ſelbſt ans Theater erinnert. Man ſieht eine liebenswürdige weibliche Figur mit immer gleicher Natur, Wahrheit und Grazie mit durchgängiger Harmonie und Einheit eine Menge wechſelnder Stellungen und Gänge machen; und wenn aller übriger Tanz bald pittoresk durch die Mannichfaltigkeit der Bewegungen, bald charakteriſtiſch durch das, was er darſtellt, wirkt, ſo wirkt dieſer, ohne jene Vorzüge (die nur vielmehr vor dem überwiegenden verſchwinden) zu entbehren, durch den Charakter, den er ſelbſt durchaus an ſich trägt. Gerade aber durch dieſe einfache und natürliche Wahrheit macht er auf mich einen ganz vorzüglichen Eindruck, und noch nie habe ich das Bild der Leichtigkeit und Grazie ſo rein aus einem lebendigen Anblick geſchöpft. Man würde dieſe Tänzerin nicht mit Unrecht mit einer lebenden Antike vergleichen, wenn nicht faſt alle weiblichen Antiken ein gewiſſes Pathos an ſich trügen, das ich wenigſtens bis jetzt in ihr nicht kenne, ob ich ſie gleich deſſen nicht unfähig halten möchte.

Da die Menſchen Alles, was graziös und einfach iſt, Griechiſch nennen, ſo erhält die Vigano dieſen Namen in doppeltem Grade. Indeß iſt es mir auffallend geweſen, wie ſehr, ungeachtet jener hervorſtechend einfachen Naivetät, der Charakter des Modernen ihrem Tanz aufgeprägt iſt. Wahrſcheinlich liegt es doch noch in etwas für das Alterthum zu Manierirtem und Verfeinertem, in einer gewiſſen luxurirenden Mannichfaltigkeit der Bewegungen und Stellungen. Ueberhaupt iſt es (wenigſtens aus den uns übrig gebliebenen Reſten) ſchwer, das Eigenthümliche dieſer Tänze, das Edelkomiſche (edler Anſtand ohne alles Pathos) in irgend einer Gattung unter den Griechen wieder zu finden. Die Urbanität des Terenz, die wohl noch am beſten auf den Menander und die neuere

Komödie ſchlieſſen läſſt, iſt gewiſſermaſſen für jene Gattung zu leer, wenn ſie auch immer ganz rein von demjenigen wäre, was doch ſchon an Unanſtändigkeit gränzt, was wenigſtens (wie die Begegnung der Sclaven) nicht bloß unſer, ſondern das natürliche Gefühl überhaupt zurückſtößt. Die ächt griechiſche Idylle aber hat auch, z. B. im Theokrit, nicht wenig ächt Bäueriſches und Sicilianiſches. Außer dieſen beiden Gattungen bleibt nun nichts übrig als die Mimen, die im Grunde bloße Nachahmungen einzelner Scenen aus dem gemeinen Leben, vorzüglich der niedrigern Stände waren, wo man z. B. das Geſpräch einiger Weiber über irgend ein groſſes Feſt, den Krankenbeſuch eines Arztes oder dergleichen ſchilderte. Von dieſen weiß man freilich zu wenig, und ſie müſſen noch am meiſten mit einzelnen Scenen, z. B. des franzöſiſchen Theaters übereingekommen ſeyn.

Aber lachen Sie nicht, wohin ich mich von der kleinen Tänzerin aus verirrt habe? Indeß ſollten Sie es fühlen, wie ich, liebſter Freund, wie ſelten mir der Genuß an irgend einigem geſellſchaftlichen Raiſonnement wird, um ganz zu begreifen, wie ich in meinen Briefen an Sie immer und von jedem Gegenſtand dahin zurückkomme.

Mein hieſiger Aufenthalt wird wohl ziemlich noch an drei Wochen dauern, da ich wahrſcheinlich das Ende des Carnevals hier abwarte. Meine Frau vorzüglich findet doch zu viel Nahrung für ihre Liebhaberei zur Muſik hier, und hat noch ſo wenig in dieſer Art gehört, daß ich ſchon ihretwegen gern hier verweile, ſo willig ſie auch iſt, wieder mit mir in die Einſamkeit zurückzukehren, und dann kommt ihre Kränklichkeit, meine Augenſchwäche u. ſ. w. hinzu. Sind wir indeß wieder in Tegel, ſo bleiben wir auch bis zu Alexanders Ankunft, der uns hier beſuchen will, dort. Doch iſt es noch unbeſtimmt, wie früh oder ſpät dieſe erfolgt.

Tauſend Grüße von meiner Frau an Sie und die liebe Lolo. Warum bin ich nicht bei

Ihnen? Sie glauben es kaum, wie ſehr mich dieſe ſehnſuchtsvolle Frage oft beſchäftigt. Adieu!

H.

XLVII.

Jena, den 25 Januar 1796.

Woltmann ſagte mir, daß eine ganze ſaft- und kraftloſe Recenſion des Reineke Fuchs jetzt für die Literatur-Zeitung eingeſchickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe und mir zu lieb, ſie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andre verſpreche. Aber ſo gern ich dieſe Arbeit übernehme, und ſo ſehr es mich reuet, daß ich nicht ſchon in meinem Aufſatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelaſſen habe, ſo wiſſen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetiſchen Activität mich nicht wohl zerſtreuen kann. Ich gäbe daher ſehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt dieſe Arbeit übernehmen; ich würde dann, da wir in unſern kritiſchen Grundſätzen ſo ſehr harmoniren, die Recenſion, als die meinige, in die Literatur-Zeitung geben. Wollten Sie dieſes nicht, ſo könnte ſie, was noch beſſer wäre, zu einem Aufſatz für die Horen dienen. Da der Reineke Fuchs, wenn man gerecht ſeyn will, das beſte poetiſche Product iſt, was ſeit ſo vielen vielen Jahren in Umlauf gekommen iſt, und ſich mit Recht an die erſten Dichterwerke anſchließt, ſo iſt es in der That horribel, daß er ſo ſchlecht behandelt werden ſoll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon ſagen, als wenn ſie ſchon ganz ausgeführt iſt; aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder ſich doch derjenigen ſchäme, die man davon hat.

Genug von dieſer Angelegenheit. Sie werden vielleicht wiſſen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch ſehr unbeſtimmt, und habe ſeit mehreren Wochen faſt nur mit Phantaſieen geſpielt. Es könnten wohl auch noch mehrere Wochen verlaufen, ehe ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Land auch ſehr. Die Horen hat Wieland gar nicht leſen wollen. Er ſoll geſagt haben, daß der nicht ſein Freund ſey, der ihn mit dem, was darin gegen ihn geſagt ſey, bekannt mache.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Der guten Caroline wünſchen wir von Herzen Beſſerung. Was ſagt denn Herz von Ihrem Uebel? Adieu! Ihr

Sch.

XLVIII.

Jena, den 1 Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unſerer Briefe betrifft, in einem ſo großen Rückſtand gegen Sie, mein lieber Freund, daß ich über die Zahlung ordentlich erſchrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich dieſe Zahlung nur mündlich leiſten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft ſonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in dieſem Sommer und Herbſt war, ſo kann ich unter laſtenden Geſchäften große Briefe ſchreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, ſo wie jetzt, aus dieſem Mechanismus heraus, ſo erſchrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem andern zu gelangen.

O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel als mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wieder ſcheint.

Dieſe in meinem Don Carlos einſt befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaßen aus, was ich jetzt in gewiſſen Momenten fühle, wenn ich Ihnen, oder auch Körner'n ſchreiben will. Der zufällige Umſtand, daß ich noch immer in keiner beſtimmten Arbeit begriffen bin, ſondern ſpielend von Bild zu Bild und von einem epigrammatiſchen Gedanken zu einem anderen überſpringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Anſehung des

realiſtiſchen und idealiſtiſchen Charakters ſchreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraſchen, aber auch deſto gewiſſer befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieſes Symbolum in allen ſeinen Zweigen einig ſeyn werden. Aber ich läugne nicht, daß ich bei dieſem letzten Aufſatz den Wunſch und die Abſicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken und gewiſſen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eignen Species heraus in einen höhern Standpunkt verſetzen kann. Es lag mir daran dieſen Leuten zu zeigen, daß, wenn ihre *Art* mir auch unterſagt, ſie doch nicht fremd für mich iſt, und daß ich einen nothwendigen und unwillkürlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angeſtellt, gewiſſermaßen in meine *Wahl* verwandelt habe. Und zwar iſt dieſes ein Vortheil, den nur der *Idealiſt* hat, denn der Realiſt kann gegen den Idealiſten ſchlechterdings niemals gerecht ſeyn, weil er ihn niemals begreifen kann.

Daß Sie ſich in Beurtheilung des Charakter-Werthes ſo ernſtlich und nachdrücklich gegen das einförmige Allgemeine erklären und für die Individualität und das Charakteriſtiſche ſtreiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie dieſe Idee in jeder Anwendung ſo feſt, daß man überzeugt wird, wie ſehr Sie ſich derſelben bemächtigt haben. Sie iſt von einer unabſehlichen Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, ſo läßt ſich das Ideal einer (ſentimentaliſchen) Idylle ohne eine Vorausſetzung derſelben gar nicht faſſen. Denn hier gerade iſt der Fall, wo die Discrepanz der Charaktere ihrer inneren Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf; und wo Götter (in Plural) neben einander ſtehen müſſen, da es, nach der entgegengeſetzten Meinung, nur eine Gottheit aber keine Götter gibt. Sie ſollten Ihrer Idee in einer ausführlicheren Charakteriſtik der griechiſchen Götter-Ideale, wozu Sie in Ihren Aufſätzen ſchon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das äſthetiſche Ideal ſich eben darin von dem moraliſchen Ideal unterſcheidet, daß jenes in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, dieſes hingegen nur in einem einzigen kann realiſirt werden. Daß ich das äſthetiſche Ideal hier in einem weiteren Umfang nehme, verſteht ſich.

Körner ſchreibt mir heute, daß er ganz beſtimmt entſchloſſen ſey, mich auf den Mai zu beſuchen. Vielleicht trifft es ſich, daß Sie zu der Zeit auch hier ſeyn können, weil Sie doch vor Ihrer eigentlichen Ankunft einen Beſuch hier ablegen wollen. Acht Tage bleibt Körner gewiß. Ich ſoll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, ſo wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indeß nichts dagegen haben, ſo würde es mir lieb ſeyn, es ihm verſchaffen zu können. Es verſteht ſich, daß Sie hierin der Freundſchaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet ſich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal ſchrieb, haben ſich nunmehr zu einem wirklich intereſſanten Product, das in ſeiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin abſichtlich ſo in einander verſchränken, daß uns Niemand ganz aus einander ſcheiden und abſondern ſoll. Bei einem ſolchen gemeinſchaftlichen Werk iſt natürlicher Weiſe keine ſtrenge Form möglich; alles was ſich erreichen läßt, iſt eine gewiſſe Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und dieſe ſoll das Werk auch an ſich tragen. Eine angenehme, und zum Theil genialiſche Impudenz und Gottloſigkeit, eine nichts verſchonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem feſten Punkt zu erkennen ſeyn wird, wird der Charakter davon ſeyn. Unter ſechshundert Monodiſtichen thun wir es nicht, aber wo möglich ſteigen wir auf die runde Zahl tauſend.

Von der Möglichkeit werden Sie ſich überzeugen, wenn ich Ihnen ſage, daß wir jetzt ſchon in dem dritten Hundert ſind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt iſt. Bei aller ungeheuern Verſchiedenheit zwiſchen Goethe und mir, wird es ſelbſt Ihnen öfters ſchwer, und manchmal gewiß unmöglich ſeyn, unſern Antheil an dem Werke zu ſortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das einzelne aber ein Minimum iſt, ſo iſt zu wenig Fläche gegeben, um das verſchiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es iſt auch zwiſchen Goethe und mir förmlich beſchloſſen, unſere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu ſetzen, ſondern es in Ewigkeit auf ſich beruhen zu laſſen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich iſt. Sammeln wir unſere Gedichte, ſo läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. Daß ich für eine große Correctheit auch in der Proſodie ſorgen werde. verſpreche ich ihnen ſowohl in meiner als Goethe's Portion. — Uebrigens bitte ich Sie, von dieſer Eröffnung vor der Hand auch Goethen ſelbſt nichts zu ſagen.

Der guten Caroline Kränklichkeit thut uns

beiden

beiden ſehr leid. Grüßen Sie ſie herzlich von uns beiden. In acht Tagen bekommen Sie die Horen gewiß. Ihr

Sch.

XLIX.

Berlin, den 2 Februar 1796.

Dasjenige, was in Ihrem letzten Briefe zuerſt eine Beantwortung fordert, liebſter Freund, iſt Ihr Vorſchlag wegen einer ausführlichen Beurtheilung des Reinecke Fuchs. Sie wiſſen, daß ich völlig einſtimmig mit Ihnen über dieß Product denke, und ich nehme ihn daher mit Vergnügen an. Damit, werden Sie ſagen, iſt nun aber nicht viel gethan, anzunehmen iſt meine Gewohnheit einmal, nur beim Ausführen pflegt es zu ſtocken. Allein auch dieß ſoll hier nicht der Fall ſeyn, und Sie können ſich zuverſichtlich darauf verlaſſen, daß ich Ihnen, und zwar bald die Recenſion ſchicke. Nur muß ich Sie ganz ausdrücklich bitten, gar nichts davon zu erwarten. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ſo ſehr mir auch der Fuchs gefallen hat, mir doch bis jetzt noch nie etwas gerade Wichtiges über ihn eingefallen iſt. Ich muß mich alſo, wie an eine gewöhnliche Recenſion ſetzen, und es meinem guten Schickſal überlaſſen, wie fruchtbar mein Kopf ſeyn wird. Sollte indeß das Reſultat auch noch ſo mager ausfallen, ſo vollende und ſchicke ich es dennoch. Denn ich weiß ſchon, daß Sie ſelbſt leichter zur Arbeit gereizt werden, wenn Sie etwas vor Sich haben, das Sie nur bloß corrigiren wollen. Daß ich auf jeden Fall den äußern Gebrauch meiner Arbeit gänzlich Ihnen anheimſtelle, verſteht ſich von ſelbſt. Ich habe mich wirklich ſchon jetzt nach einigen alten Ausgaben des Fuchs umgeſehen, nicht um in das eigentlich Literariſche einzugehen, allein um mich doch einigermaßen zu überzeugen, wieviel oder wenig Goethe im Materiale geändert hat. Das vorzüglichſte Verdienſt der Darſtellung im Fuchs iſt unſtreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Charakter der Schilderungen, und dieſes iſt, ſo viel ich bis jetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen ſehe, Goethen ganz und gar eigen.

Sie werden aus meinen vorigen Briefen erſehen haben, liebſter Freund, daß ich hier ein völlig müßiges Leben geführt habe. Indeß ſoll es mir, denke ich, künftig Früchte tragen. Da ich zwar hier nicht ſtudirt und nur wenig ſelbſt geleſen habe, ſo bin ich deſto freier in allerlei Ideen herumgeſchweiſt.

Bei Gelegenheit eines ſehr mittelmäßigen Buchs, das mir neulich in die Hände fiel, über den Geiſt des 18ten Jahrhunderts, iſt mir eine Idee eingekommen, die vielleicht den Horen eine Reihe zugleich wichtiger und intereſſanter Aufſätze von Mehreren geben könnte, wenn Sie ihr länger nachdächten, ihr Ihren Beifall ſchenkten, und ſelbſt zuerſt Hand ans Werk legten. Es ſcheint mir nämlich jetzt mehr, als je, der wahre Zeitpunkt, Rechnung über die Fortſchritte zu halten, welche der menſchliche Geiſt und Charakter theils gemacht hat, theils noch erſt machen muß. Außerdem daß das vage, ungeordnete Umtreiben in der politiſchen und literariſchen Welt eine Rechenſchaft zum Bedürfniß macht, iſt auch dasjenige jetzt vorgearbeitet, was die Möglichkeit einer ſolchen Kritik vorausſetzt. Ich meine nämlich nicht, daß die Lage auch nur der Literatur, ſo wie ſie iſt, eigentlich geſchildert werden ſollte. Dieß wäre bloß eine hiſtoriſche, von der, die ich im Sinn habe, ganz verſchiedene Arbeit. Aber aus der ganzen Geſchichte der Menſchheit läßt ſich ein Bild des menſchlichen Geiſtes und Charakters ziehen, das keinem einzelnen Jahrhundert und keiner einzelnen Nation ganz und gar gleicht, zu welcher aber alle mitgewirkt haben, und auf dieſes richte ich meinen Geſichtspunkt. Dieß Bild nämlich müßte nach zwei Dimenſionen betrachtet werden, einmal nach der intenſiven Größe, welche die Menſchheit erreicht, dann nach der extenſiven Mannichfaltigkeit, die ſie gezeigt hat, und es iſt das Einzige, was eigentlich den Menſchen, in ſofern er ein denkendes und frei handelndes Weſen iſt, intereſſirt; es iſt das letzte Reſultat, zu welchem alles Uebrige, was er lernt und treibt, ihn führen ſoll; und wenn man ſich einen Menſchen denkt, der bloß ſeiner Bildung lebt, ſo muß ſich ſeine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren a priori das Ideal der Menſchheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menſchheit, beide recht rein und vollſtändig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktiſche Vorſchriften und Maximen zu ziehen. Ich hoffe mich über das, was ich hier ein Bild der Menſchheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Dieß vorausgeſetzt, verſteht es ſich nun von ſelbſt, daß es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieſes Bildes ſchlechterdings nichts geſchieht, in welchen in keiner Art ein menſchliches Werk, oder eine menſchliche Kraft erſcheint, die nicht bloße Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beſchränkung und Einengung an ſich trüge, ſo daß ſie in keinem beider Fälle eine neue

Seite an dem eigentlichen Charakter der Menſchheit verriethe. Dagegen ſind gewiſſe Zeiten ſo fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes geweſen, bald durch allgemein vorbereitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menſchen. Hienach nun ließe ſich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in pſychologiſcher Rückſicht machen. Man ſchilderte entweder geradezu den Zuſtand der Menſchheit vollſtändig, wie er ſich zeigte, oder man ſetzte die Anlagen, Fähigkeiten und Modificationen, welche die Menſchheit bis dahin erreicht hätte, fürs Erſte feſt, und unterſuchte nun, wie viel, und was durch die beſtimmte Periode hinzugekommen ſey. Nur dieſe letzte philoſophiſche Art ſcheint mir von allgemeiner Wichtigkeit, jene erſtere ſtatiſtiſche kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen, und von mittelbarem Nutzen ſeyn.

Jene erſtere philoſophiſche Schätzung nun ließe ſich ſehr intereſſant in Rückſicht auf einzelne Züge des Geiſtes und des Charakters in einzelnen zerſtreuten Aufſätzen anſtellen, und im, Grunde enthalten alle Ihre bisherigen Horenarbeiten reichliche Materialien dazu. Im Reiche der Wiſſenſchaften ließe ſich der neue und baare Gewinn äuſerſt beſtimmt aufzählen. Im Gebiete der Kunſt und der Sitten müßten mehr die einzelnen Künſtler und Menſchen, welche durch die That den bisherigen Begriff erweitert haben, aufgeführt und gezeichnet werden. Mehrere einzelne Arbeiten dieſer Art würden den Charakter des Jahrhunderts ſchon ſehr ſprechend ſchildern. Von welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyriſche Dichtkunſt gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete iſt Goethe! Wie entſchieden und wichtig iſt endlich die Revolution, welche in der ganzen Cultur durch die neueren verwickelteren Staatsſyſteme hervorgebracht worden iſt, durch den Handel und die mannichfaltigen Künſte, durch welche man die Arten des Genuſſes, und die Mittel, ſie ſich zu verſchaffen, vermehrt hat! Alle dieſe Dinge ließen ſich in einem ſehr intereſſanten Detail einzeln vortragen, und je größer und genauer dieß Detail wäre, deſto beſſer würde man dieſe einzelnen Züge zu einem Ganzen vereinigen können.

Die Idee, daß für den menſchlichen Geiſt ein gewiſſes Bild der Menſchheit, zu deſſen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend exiſtirt, hat für mich immer ein ſehr ſtarkes Intereſſe gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menſchen, eins in bloßer und der höchſten Thätigkeit, mit der er ſtrebt etwas zu erfinden, zu ſchaffen oder zu ſeyn, was theils ihn ſelbſt überleben, theils ſchon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn ſtill mithandelt, auf den menſchlichen Geiſt überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Menſch ſich begnügt glücklich und ſchuldlos zu ſeyn. In beiden iſt ein feſter Zweck und eine ſichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, iſt fatal, und doch (und gerade zeichnet dieß auch unſer Zeitalter aus) ſo häufig, diejenige, die, ohne wenigſtens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politiſchen Leben alles darauf ankommt, die Gegenſtände des Bedürfniſſes zu vermindern, und die des Genuſſes und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich ſelbſt, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach dieſen drei Rückſichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menſchen umherwirft.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund, grüßen Sie die gute Lolo herzlich, und laſſen Sie bald von ſich hören. Ihr

H.

L.

Jena, 21 März 1796.

Mein letzter Brief hat Ihnen nun ſchon gemeldet, liebſter Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Epiſches bei mir zu denken iſt. Ich kann alſo von Ihren

Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße ſobald keinen Gebrauch für mich ſelbſt machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur däucht mir, erklären Sie ſich zu ſehr aus dem innern Weſen, was oft nur zufällig iſt. So glaube ich, daß der Reim ſeinen Urſprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen beſitzt, und daß theils dieſes, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß ſich der Reim ſehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade ſein Urſprung; denn die italieniſchen Dichter, die Minneſänger und Troubadours und dergleichen, obgleich ſie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Claſſe der naiven, als der ſentimentalen Dichtung. Dann iſt auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und ſcherzhaften Gattungen ſich mit der größten Naivetät des dichteriſchen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir däucht, daß ſich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen ſo gut zur naiven Poeſie qualificiren, weil er ernſt und geſetzt einherſchreitet und mit ſeinem Gegenſtand nicht ſpielt. Nun gibt dieſer Ernſt, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewiſſen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und dieſe iſt das erſte Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher ſpielen, und aller Witz ausgeſchloſſen bleiben ſoll. Auch däucht mir, iſt der Hexameter ſchon deßwegen in dergleichen Gedichten ſo angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunſt erinnert, und die entgegengeſetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunſt, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit iſt, eine Schönheit involvirt, und daß es ſich mit dem höchſten Grade poetiſcher Schönheit (in welche naive und ſentimentale Gattung zuſammenfließen) ſehr gut verträgt. Was man in der neueren Poeſie (der gereimten) vorzüglich ſchöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweiſen; in ſolchen Stellen ergötzt uns die Kunſt als höchſte Natur und die Natur als Wirkung der höchſten Kunſt; denn erſt dann erreicht unſer Genuß ſeinen höchſten Grad, wenn wir beides zuſammen empfinden.

Das iſt eine Unart des Reims, daß er faſt immer an die Poeten erinnert, ſo wie in der freien Natur eine mathematiſch ſtrenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menſchenhand. Aber ich glaube, daß ſelbſt dieſes — wenn nur das Uebrige reine objective Natur iſt — der höchſten äſthetiſchen Wirkung nicht entgegen iſt.

Aber laſſen Sie mich auch hier von den Reimen ſcheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abſchied genommen habe, es müßte denn ſeyn, daß ich in meinem Schauſpiel gereimte Scenen nach Shakeſpears Beiſpiel einmiſchte, wozu es jetzt noch keinen Anſchein hat. Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden darüber niederſchrieb. Groß war freilich dieſer Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich ſehe mich überhaupt auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dieß iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen.

Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann.

Ich habe bei dieſer Gelegenheit einige äußerſt treffende Beſtätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieſer dichteriſchen Compoſition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufſatz über den Realism geſagt, iſt von Wallenſtein im höchſten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensact groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts deſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebensprincip in ſich hat. Vordem habe ich wie im Poſa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht, hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlend-

Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen. Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer, und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich, und nun erfordert es Geſchicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen, und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie ſehen daraus, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu löſen ſind, aber mir iſt dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der ſie ſich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf dieſem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wieviel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein iſt und Er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch

Doch genug von dieſen Raiſonnements. Sie werden ſagen, daß die Sache ſelbſt allein hier entſcheiden könne, und dieſe wird jetzt auch mein ernſtliches Geſchäft ſeyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im Auguſt erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, ſoll der Plan ziemlich zu Stande ſeyn, und mit dem Plan iſt auch die eigentliche poetiſche Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebſter Freund, reiſe ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Geſundheit es erlaubt. Ich habe Goethen verſprochen, während Iflands Anweſenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit er für Iſland um ſo eher eine Societät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anſtalten Iſlands wegen machen, und doch wiſſen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zuſammen ſind, ſo verwandelt ſich die ganze Hiſtorie in eine Komödie für uns. Sey'n Sie alſo ſo gut, Lieber, mir Ihren nächſten Brief nach Weimar zu adreſſiren.

Ihrer Frau unſere herzlichſten Grüße. Möchte ſie doch endlich einmal wieder Beſſerung ſpüren. Ihr

Sch.

LI.

Jena, den 27 Juni 1798.

Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraſchende Erſcheinung, und mußte es noch mehr ſeyn, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieſes große, ja ungeheure Geſchäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke an Goethe's Gedicht, die Geſetze der epiſchen, ja der ganzen Poeſie überhaupt zu entwickeln, iſt ſehr glücklich, und eben ſo gut gewählt war dieſes Product, um Goethe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn wie Sie ſelbſt ſagen, in keinem Gedichte erſcheint die poetiſche Gattung und die epiſche Art ſo rein und ſo vollſtändig, als hier, und in keinem hat ſich Goethe's Eigenthümlichkeit ſo vollkommen abgedruckt.

Man erweiſt Ihnen bloß Gerechtigkeit, wenn man ſagt, daß noch kein dichteriſches Werk zugleich ſo liberal und ſo gründlich, ſo vielſeitig und ſo beſtimmt, ſo kritiſch und ſo äſthetiſch zugleich beurtheilt worden iſt. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geſchehen, wie die Ihrige, die zugleich ſo ſcharf ſcheidet, und ſo vielſeitig verbindet. Ihre Idioſynkraſie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenſtand Abbruch thun; in Ihrem Raiſonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Goethe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunſtrichter und Theoretiker, nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß geſtehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere, Ihre Deduction der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteriſtiſchen aufſtellen, ſind treffend und entſcheidend. Der Geſichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenſtande, denn das iſt doch jedes dichteriſche Wirken, mit Begriffen beizukommen, iſt der freieſte und höchſte, und für den Philoſophen, der dieſes Feld beherrſchen will, iſt er ohne Zweifel der geſchickteſte. Aber eben wegen dieſer philoſophiſchen Höhe iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenſtande. Ich betrachte auch deßwegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel ver bunden haben. Es iſt ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpecielle Formeln, die eben deßwegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat, und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird.

Ihre Schrift iſt mir auch ſchon darum, als ein beweiſender Verſuch merkwürdig, was der ſpeculative Geiſt, dem Künſtler und Poeten gegenüber, eigentlich leiſten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleiſtet worden, das kann auf dieſem Wege überhaupt nicht geleiſtet, noch gefordert werden. Sie haben den philoſophiſch kritiſchen Verſtand, in ſofern es dieſem mehr um allgemeine Geſetze als um regulativiſche Vorſchriften, mehr um die Metaphyſik als um die Phyſik der Kunſt zu thun iſt, auf das vollſtändigſte, würdigſte und liberalſte repräſentirt, und nach meinem Gefühl das Geſchäft geendigt.

Sie müſſen Sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. Meine ganze Thätigkeit hat ſich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieſer Stimmung zuweilen unphiloſophiſch genug, Alles, was ich ſelbſt und andere von der Elementaräſthetik wiſſen, für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben. In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt, und daß auch Ihnen die Abſtraction und die Sprache Ihr eigenes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und ausdrücken können.

Es iſt hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe ſucht und aufſtellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei dieſem habe ich es keinesweges mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie genau, wie vielſeitig, wie erſchöpfend Sie Alles behandelt haben, ſo daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künſtlers und Poeten, über die Natur der Poeſie und ihre Gattungen noch mag geſagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widerſprechen, ſondern dieſe nur erläutern, und es wird ſich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweiſen laſſen, in den es gehört, und der es implicite ſchon enthält. In allen weſentlichen Punkten iſt zwiſchen dem, was Sie ſagen und dem, was Goethe und ich dieſen Winter über Epopée und

Tragödie feſtzuſtellen geſucht haben, eine merkwürdige Uebereinſtimmung, dem Weſen nach, obgleich Ihre Formate metaphyſiſcher gefaßt ſind, und die unſrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht iſt Ihre Analyſe zu ſcharf, und die aufgeſtellte Charakteriſtik zu ſtreng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich ſchon bewieſen, daß ſie ohne Gefahr über dieſe Gränzen gehen kann, und Ihnen ſelbſt wird es ſchwer den reinen Begriff, z. B. der Epopöe, zwiſchen den vorhandenen Epopöen, wirklich feſtzuhalten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten ſo ergehen, und namentlich mit der Tragödie Shakeſpears und der Alten. Goethe und ich haben uns epiſche und dramatiſche Poeſie auf eine einfachere Art unterſchieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte und dieſen Unterſchied überhaupt nicht ſo groß gefunden. So können wir die Tragödie ſich nicht ſo ſehr in das Lyriſche verlieren laſſen, ſie iſt abſolut plaſtiſch, wie das Epos. Goethe meint ſogar, daß ſie ſich zur Epopöe, wie die

Sculptur zur Malerei verhalte. An das Lyriſche gränzt ſie allerdings, da ſie das Gemüth in ſich ſelbſt hineinführt; ſo wie die Epopöe an die Künſte des Auges gränzt, da ſie den Menſchen in die Klarheit der Geſtalten herausführt. Uns ſcheint, daß Epopöe und Tragödie durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit ſich unterſcheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit, dieſe bringt Erwartung, Ungeduld, pathologiſches Intereſſe hervor. Auch meint Goethe, und mit Grunde däucht mir, daß man die Natur des Epos vollſtändig aus dem Begriff und den Circumſtantien des Rhapſoden und ſeines Publicums deduciren könne, und daß ſogar die Rohheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epiſche Form einen entſcheidenden Einfluß habe, wenigſtens auf die Homeriſche gehabt habe, die der Canon für alle Epopöe iſt.

Was die Tragödie betrifft, ſo behalte ich mir dieſe für künftige Briefe vor.

Ihren Abſatz über die Poeſie, als redende Kunſt, habe ich nicht ganz deutlich eingeſehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, ſo iſt mit Ausnahme einiger weniger Abſätze, die uns leider nicht ſogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffüſer und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünſchen geweſen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Beſtimmtheit gewonnen haben. Aber dieſe Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverſtand zu verleiten, nichts zu wagen u. ſ. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über dieſen Punkt oft und viel geſprochen. Sie haben eine gewiſſe Schulſprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk erhält dadurch einen etwas unbeſtimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leſer zu techniſch und auch zu ſtreng, für den Kunſtgenoſſen aber oft unnöthigerweiſe ausführlich und populariſirt iſt.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht ſchon ſehr an dieſe Art zu philoſophiren gewöhnt iſt, Ihnen folgen werde; unſere neuen Kunſtmetaphyſiker hingegen werden Sie ſtudiren und benutzen, aber es wohl bleiben laſſen, die Quelle zu bekennen, aus der ſie ihren Reichthum holten.

In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entſcheidendes Beiſpiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, iſt, daß Sie einen zu ſpeculativen Weg gegangen ſind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatiſche Theil Ihrer Schrift (der die Geſetze für den Poeten conſtituirt) ſteht in dem ſchönſten Zuſammenhang mit ſich ſelbſt, mit der Sache und mit den reinſten und allgemeinſten Grundſätzen anderer über dieſen Gegenſtand, und philoſophiſch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft iſt der kritiſche (der jene Geſetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es ſcheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein ſolcher nämlich, der jene allgemeinen Grundſätze, die Metaphyſik der Dichtkunſt, auf beſondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinſten auf das Individuellſte vermittelt. Der Mangel dieſes praktiſchen Theils fühlt ſich jedesmal, ſo oft nicht bloß der allgemeine Charakter des Dichters oder ſeines Werks, ſondern ein einzelner Zug aus dieſem unter den Begriff ſubſumirt wird. Der Leſer fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch ſeine eigene Imagination auszufüllen im Stande iſt, daher es zuweilen ſcheint, als paßten die Beiſpiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall iſt.

Ich ſagte oben, daß ich in dieſem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unſer gemeinſchaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in äſthetiſchen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphyſik der Kunſt zu unmittelbar auf die Gegenſtände anwenden, und ſie als ein praktiſches Werkzeug, wozu ſie doch nicht genug geſchickt iſt, handhaben. Mir iſt dieß vis à vis von Bürger und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen öfters begegnet.

Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Goethe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm gerührt.

Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen erſt heute etwas, und noch dazu ſo wenig Bedeutendes darüber ſage. Sie wiſſen meine Art, und daß es mir unmöglich iſt, zweierlei Geſchäfte zugleich mit ganzer Beſonnenheit zu treiben, und ſo iſt jetzt das Philoſophiren bei mir lange ſuspendirt geweſen, da mich mein Trauerſpiel ganz in der Knechtſchaft hält. Leider muß ich dieſes nun liegen laſſen, um für den Almanach zu ſorgen, den Goethe ſchon glücklicherweiſe reichlich ausgeſteuert hat. Schwerlich werde ich vor Ende Auguſts zum Wallenſtein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, ſo kann er erſt auf Neujahr gedruckt erſcheinen, vielleicht erſt auf Oſtern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache.

Herzlich umarme ich Sie, lieber Freund, und Ihrer Frau meine ſchönſten Grüße. Brinkmann empfehlen Sie mich, und bitten Sie ihn, auch meines Almanachs zu gedenken. Mit meiner Geſundheit iſt es dieſen Sommer recht gut gegangen.

Beſtimmen Sie mir in Ihrem nächſten Brief, wie bald Vieweg Ihre Schrift haben muß. Ich wüßte nichts im Einzelnen zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die ich in meinem nächſten Briefe bemerken will, da ich das Manuſcript jetzt nicht habe. Könnten Sie die Terminologie noch etwas umſchreiben, ſo würde das freilich gut ſeyn.

Leben Sie nochmals recht wohl.

Sch.

LII.

Weimar, den 17 Februar 1803.

Laſſen Sie mich, mein theurer Freund, meinen erſten Brief, den ich Ihnen nach Rom ſchreibe, nicht mit Entſchuldigungen beginnen, die immer ein böſes Zeichen ſind. — Verzeihen Sie mein langes Stillſchweigen, und ſtrafen Sie mich nicht durch das Ihrige. Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etablirt zu ſehen, es wird nach und nach ſchon werden, denn der Menſch und der Deutſche beſonders, bildet ſich ſeine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Klima an unſeren eiſernen Himmel; indem ich Ihnen ſchreibe, liegt alles von Schnee begraben, und es ſieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor achtzehn Tage meine Tragödie geendigt, eine Abſchrift davon, die ich Ihnen in vierzehn Tagen abſende, ſoll mein langes Stillſchweigen ein wenig entſchuldigen. Mein erſter Verſuch einer Tragödie in ſtrenger Form, wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urtheilen, ob ich, als Zeitgenoſſe des Sophokles, auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte. Ich habe es nicht vergeſſen, daß Sie mich den modernſten aller neuen Dichter genannt, und mich alſo im größten Gegenſatz mit Allem, was antik heißt, gedacht haben. Es ſollte mich alſo doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geſtändniß abzwingen könnte, daß ich auch dieſen fremden Geiſt mir zu eigen machen können. Ich will indeß nicht läugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntſchaft, die ich indeß mit dem Aeſchylus gemacht, dieſe Verſetzung in die alte Zeit ſchwerer würde angekommen ſeyn. Vielleicht iſt Ihnen nicht bekannt, daß eine Ueberſetzung des Prometheus, der Sieben von Theben der Perſer und der Eumeniden von Stolberg noch in ſeiner beſſeren Zeit gemacht, jetzt herausgekommen. Ich kann nicht läugnen, ſie hat mir einen

einen hohen Eindruck von Aeſchylus gemacht, wie viel auch von ſeinem Geiſt mag verloren gegangen ſeyn. Jetzt höre ich, wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeſchylus in deutſcher Ueberſetzung liefern.

Es iſt jetzt ein ſo kläglicher Zuſtand in der ganzen Poeſie der Deutſchen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterſtreben zu denken, und auf eine beſſere Zeit zu hoffen. An ein Zuſammenhalten zu einem guten Zweck iſt nicht zu denken, jeder ſieht für ſich, und muß ſich ſeiner Haut, wie im Naturſtande, wehren.

Leider iſt Italien und Rom beſonders kein Land für mich, das Phyſiſche des Zuſtandes würde mich drücken und das äſthetiſche Intereſſe mir keinen Erſatz geben, weil mir das Intereſſe und der Sinn für die bildenden Künſte fehlt. Sie ſelbſt, mein Freund, würden es, ohne beſtimmte Berufsgeſchäfte, ſchwerlich lange in Italien aushalten.

Es iſt eigen, wie wir ſeit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zuſammen philoſophirten, und uns durch eine Geiſtesreibung elektriſirten, aus einander verſchlagen worden ſind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich ſeyn, und ob ich mich gleich in dieſer Zeit in die erfreulichere poetiſche Thätigkeit verſetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich geſünder fühle, ſo kann ich Ihnen doch verſichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer ſolchen Geiſtesberührung, als damals zwiſchen uns war, um ſo viel älter geworden fühle. 3te März. Dieſer Brief hat eine ſchwermüthige Stimmung, ich thäte vielleicht beſſer, ihn nicht abzuſenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurückbringen, und mich in Ihre Mitte verſetzen. Lolo wird das Weitere von unſern Zuſtänden ſchreiben. Sie werden gelacht haben, da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, ſo kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen laſſen.

Reinhardt habe ich ein paar Zeilen geſchrieben, die ich ihm zuzuſtellen bitte, und bitte Sie, Graß in meinem Namen zu grüßen, auch Fernow, den ich mich ſehr freue bald in unſerer Nähe zu wiſſen.

Die gute Caroline möge mich nicht vergeſſen! Und Sie, theurer Freund, erhalten mir Ihre Liebe. Ihr

Sch.

LIII.

Weimar, den 18 Auguſt 1803.

Ein Exemplar von der Braut von Meſſina werden Sie unmittelbar von Cotta, dem ich es auftrug, erhalten haben. Gern hätte ich das Stück im Manuſcript geſendet, aber es kamen mir ſo verſchiedene Nachrichten von Unſicherheit der Poſten nach Italien zu, daß ich zu viel zu wagen glaubte, wenn ich meinen kleinen Reichthum der Poſt anvertraute.

Goethe's Natürliche Tochter wird Sie ſehr erfreuen, und wenn Sie dieſes Stück mit ſeinen anderen, den früheren und mittleren, vergleichen, zu intereſſanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, ſo daß alles Stoffartige vertilgt, und Alles nur Glied eines idealen Ganzen iſt, dieſe iſt wirklich bewundernswerth. Es iſt ganz Kunſt, und ergreift dabei die innerſte Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Brief, an ſeiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenſo, wie mich ſelbſt, überraſcht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht. Auf den October wird es gedruckt erſcheinen.

Wilhelm Tell iſt jetzt, was mich beſchäftigt, aber dieſer Stoff iſt ſehr widerſtrebend, und koſtet mir große Mühe; da er aber ſonſt großen Reiz hat, und ſich durch ſeine Volksmäßigkeit ſo ſehr zum Theater empfiehlt, ſo laſſe ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Leider geht es mit unſrer Akademie in Jena jetzt auf die Neige. Loder geht nach Halle, Grießbach wird den Winter nicht überleben. Hufeland, auch Schütz mitſammt der Literaturzeitung und Paulus verlaſſen uns wahrſcheinlich auch. Batſch iſt ſchon im vorigen Jahr geſtorben. Die Philoſophie iſt mit Schelling vollends ganz ausgewandert. Leider iſt nicht zu hoffen, daß aus anderen Univerſitäten etwas wird, indem ſie Jena zerſtören helfen. Vielleicht war Jena, wie es vor ſechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erſcheinung ihrer Art auf Jahrhunderte.

Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Abſicht entſtanden iſt, dem geſellſchaftlichen Geſang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutſchen, welche man in fröhlichen Cirkeln ſingen hört, ſchlagen faſt alle in den platten proſaiſchen Ton der Freimaurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poeſie gibt; deßwegen habe ich mir für dieſes Lied den poetiſchen Boden der Homeriſchen Zeit gewählt, und die alten Heldengeſtalten der Ilias darin auftreten laſſen. So kommt man doch aus der Proſa des Lebens heraus und wandelt in beſſerer Geſellſchaft.

Was bei uns ſich Neues ereignet, wird meine Frau ſchreiben. Ich bewege mich ſo einförmig in meinem hergebrachten Lebenskreiſe, daß ich gar nicht merke, wie die Welt geht; ja, theurer Freund, wenn ich denke, in welcher ganz anderen und höheren Region Sie leben, ſo gerathe ich in Verlegenheit, Ihnen ein Wort von mir zu ſagen.

Herzlich theilen wir Alles, was Ihnen begegnet, und wünſchen, da es doch nicht anders iſt, daß Sie in Ihrem jetzigen Lebenskreis immer einheimiſcher werden und ſich dabei glücklich fühlen.

Von ganzer Seele umarmt Sie und die gute Caroline Ihr

Sch.

LIV.

Rom, 27 August 1803.

Ich ſchreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann ſagen, daß mich, ſeit ich lebe, jetzt das erſte Unglück betroffen hat. Aber der erſte Schlag iſt auch faſt der härteſte, der mich je hätte treffen können. Unſer älteſter Knabe, Wilhelm, deſſen Sie ſich vielleicht dunkel erinnern, iſt uns plötzlich an einem bösartigen Fieber geſtorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Naſenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälligerweiſe hatten wir, und haben noch einen deutſchen Arzt bei uns, einen trefflichen Menſchen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendſten Gemüth und doch der größeſten Beſonnenheit und Ruhe. Dieſer — er heißt Kohlrauſch und iſt ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war ſanft, ſehr ſanft, er hatte fröhliche Phantaſien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Ceſtius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit dieſem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebſten um mich, er verließ mich faſt nie, vorzüglich in den letzten Monaten beſchäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir ſpazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meiſten Orte, die meiſten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt ſchon recht gut Italieniſch ſprach. Das iſt nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieſer Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schickſal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dieß raſche, blühende, kraftvolle Leben ſo auf einmal untergehen konnte, was iſt dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal ſo eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindiſch am Leben gehangen; aber wenn man ein Weſen todt hat, das man liebte, ſo iſt die Empfindung doch durchaus verſchieden. Man glaubt ſich einheimiſch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Menſch iſt, war der verſtorbene Wilhelm beſonders vertraut. Er ging alle Woche einigemale zu ihm, und Gmelin liebte ihn ſehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu ſchreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie, und alle die Ihrigen innigſt, Sie können denken, was ſie leidet, aber ſie hat ſich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geiſtesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er iſt außer Gefahr, und in der Beſſerung. Noch einmal Adieu! und ſchreiben Sie mir recht bald.

H.

LV.

Weimar, 12 September 1803.

Ihr ſchmerzlicher Verluſt, mein theurer Freund, deſſen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren ſo hoffnungsvoll ſich entwickeln geſehen, hat uns beide auf's innigſte betrübt, und ich geſtehe gern, daß ich keinen Troſt dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen, und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen; wirklich vereinigte ſich Alles, dieſem Kinde ein glückliches Loos zu verſprechen, und nun muß jede Hoffnung ſo gewaltſam zerſtört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieſer Gelegenheit auch in meinen eigenen Buſen zu greifen, und mir den möglichen Verluſt deſſen, was mir theuer iſt, zu denken. Bei meiner ſchwachen Geſundheit hatte ſich die feſte Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in dieſen Fall kommen würde, aber Ihr Verluſt, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italieniſche Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, ſo wäre es doch vielleicht beſſer, alle jene Verhältniſſe aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schickſals ſind. Es haben ſo viele Deutſche ſchon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Ausſehen, der ſeit acht Tagen hier angekommen iſt, wirklich erſchrocken, ſo veraltert erſchien er mir, und hat vor ſeinem vierzigſten Jahre ſchon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man ſah doch, wie ſehr das Klima ihm muß zugeſetzt haben. Er geht unter keinen guten Auſpicien nach Jena, da die Univerſität in dieſem Augenblick von allen Seiten Verluſte erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen

Literaturzeitung auswandern, und Grieſsbach hoffnungslos krank iſt.

Mögen dieſe Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Faſſung finden! Aber wir wünſchen ſehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß ſie ſich über dieſen ſchweren Schlag erhoben habe. Eine ſtarke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit iſt doch das glücklichſte Geſchenk des Himmels, es iſt ihr verliehen, und ſo wird ſie das Unabänderliche zu ertragen wiſſen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müſſen wir jetzt ſo weit von einander ſeyn, unſer herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Geſundheit. Ewig der Ihrige

Sch.

LVI.

Rom, den 22 October 1803.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, lieber Freund, den vom 18 Auguſt und den vom 12 September, und Sie müſſen es nur auf die unglücklichen Umſtände, unter welchen wir noch nach des armen Wilhelms Tode gelebt haben, ſchieben, daß ich weder den einen noch den andern früher beantwortete; denn ich weiß nicht, ob meine Frau vielleicht ſchon ſchrieb, daß auch Theodor von derſelben Krankheit, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen, von dem ärgſten Nervenfieber, das man ſich denken kann, befallen wurde. Drei Tage lang verzweifelten wir Alle an ſeinem Aufkommen, und noch zwei- oder dreimal ſank er, nach ſchon ſichtbarer Beſſerung, in das Uebel zurück. Mit unendlicher Mühe und durch die unglaubliche Sorgfalt Kohlrauſchens, des deutſchen Arztes, von dem ich Ihnen ſchrieb, wurde er dem faſt gewiſſen Tode entriſſen; er geht jetzt wieder aus, Alles iſt wieder wohl im Hauſe. Aber der erlittene

Verluſt iſt unerſetzlich; er ſteht feſt und unbeweglich vor der Phantaſie da, und nichts kann dafür Erſatz geben. Mir hat ſelbſt in den erſten Augenblicken, liebſter Freund, der Schmerz die innere Klarheit, ſogar eine gewiſſe Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnſucht begleitet mich ſeit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es iſt mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes als der eines Erwachſenen. Noch nicht ſeinem eignen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es iſt, als hätte man ein ſorgenloſes Vertrauen betrogen, ſelbſt wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geſchicks iſt. Für uns Andere ſey es Ihnen übrigens nicht bange, theurer Freund. Italiens Himmel iſt ſo ſchlimm nicht, als er in der Ferne ſcheint. Bei dieſem Falle waren eigene Verbindungen von Umſtänden. Die Fieber ſind bei Kindern gefährlicher. Der ſtarke unverhältnißmäßige Wachsthum Wilhelms hatte ſeine Muskelkraft geſchwächt, vielleicht hatte er ſich auch einmal unvorſichtigerweiſe erhitzt. Daß das Klima hier überhaupt nicht ungünſtig iſt, zeigt die blühende Geſundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen nie alterirt geweſen iſt, und die bei Theodor wieder kömmt. Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor ſeiner Krankheit ſehen ſollen, und die Fürſtin von Rudolſtadt kann es Ihnen ſagen. Er blühte wie eine Roſe, ſelbſt der Tod hatte ihn nur wenig entſtellt.

Lieber Schiller, warum ſind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weiſe gefeſſelt, und ſchon den Boden verlaſſen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, iſt ſchwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringſte Gefahr für die Meinigen ahnen müßte. Aber wir haben es auch mit dem Arzte vielfach überlegt, und er iſt ganz derſelben Meinung. Laſſen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann

Ihnen nicht ſagen, wie mir dieſer Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünſchenswürdigen Stimmung in Berlin, ſelbſt in Paris fühlte ich mich gewiſſermaßen abgeſtumpft. Hier iſt Alles, was mich umgibt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und ſelbſt die Wehmuth, ſelbſt der bitterſte Schmerz, läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe beſtehen, die doch offenbar von der Natur in den Menſchen übergeht. Denn von dem ſtillen Genuſſe dieſer Stadt und der Gebirge umher iſt nun einmal jede Schilderung vergeblich. Auch meine arme gute Frau fühlt dieß. Ihre reine und edle Natur hat ſich auch in dieſer Lage trefflich bewährt. Es iſt nichts dumpf und finſter Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht ſagen, theurer Schiller, eine ſtarke Seele, mit der feinſten, zarteſten Fühlbarkeit. Daher hat auch dieſer Schmerz weniger nachtheilig auf ihre Geſundheit gewirkt, als wir fürchteten. Sie iſt in der That recht leidlich, und man darf auch nicht jetzt, wie ich

An

Anfangs that, für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels beſorgen.

Ihre Braut von Meſſina haben wir geleſen. Cotta ſchrieb mir erſt, wie er ſie mir ſchicken ſollte. Indeß hatten wir ſie ſchon früher aus der Schweiz beſtellt und bekommen. Sie ſind ein unendlich glücklicher Menſch, lieber Schiller, dieſe Productionskraft ewig in ſich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, iſt es einem Dichter gelungen, ſo beſtimmt einen ſelbſt gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie ſie nach einander gefolgt ſind, vergleicht. In Rückſicht der ſtrengen Form kann keines ſich mit der Braut meſſen. In ihr iſt Alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks. Niemand hat noch bisher ſeine Idee ſo rein aufgefaßt, als Sie in Ihrer zugleich unübertrefflich geſchriebenen Einleitung. **Euripides ſchon, möchte** ich ſagen, **hatte keinen Begriff mehr von ihm,** und ſeitdem **hat man ſich kaum mehr, als die** Einwebung lyriſcher **Stücke in das** Geſpräch gedacht. Der Begriff der Muſik, falſch verſtanden, hat Alles zuletzt noch mehr in Verwirrung gebracht. **Nur über den Gebrauch,** den Sie in Ihrem **Stücke von dem Chor** gemacht haben, müſſen Sie mir eine Bemerkung erlauben. Wenn ich Sie recht verſtehe, und wenn das, was ich mir immer ſchon ſelbſt beim Chor dachte, mit Ihren Ideen übereinſtimmt, ſo iſt **der Chor dazu da, die gleichſam** phyſiſche Gewalt der Empfindung **des Zuſchauers, da wo** ſie eben zur bloßen Theilnahme **an den handelnden** Perſonen, als **wirklichen** Weſen, herabſinken will, auf einmal zu brechen, und ſie, auf ein unermeßliches Feld geſchleudert, mit künſtleriſcher und daher doppelt ergreifender Stärke zu der in dem Kunſtwerk **ſymboliſirten Idee** zurückzuführen. Sein erſter **Zweck iſt alſo,** den Stoff zu **intellectualiſiren. Weil aber der**

Verſtand ſo gut, als das Gefühl, beide ohne Phantaſie, dem Kunſtwerk fremd ſind, ſo verlangt auch das intellectualiſirende Organ der Tragödie eine Darſtellung von der Einbildungskraft, und gerade, damit dieß Organ, als ſeiner Natur nach ruhig betrachtend und für die Handlung gleichgültig, nicht das Gleichgewicht gegen die handelnden Perſonen und ihr leidenſchaftlich raſches Fortſchreiten verliere, ſo muß es in der Phantaſie-Darſtellung einen Zuwachs an ſinnlichem Gehalt, Muſik und Tanz bekommen. Kürzer könnte man ſagen, daß der Chor das einzige Mittel wäre, durch das es einem an ſich rein naiven Volke gelang, eine an ſich ſentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie iſt, auszuführen. Denn in Shakeſpeare, ſelbſt in Goethe, z. B. im Egmont, vor Allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenſtein und der Jungfrau, die ich gerade zu dieſem Behuf wieder geleſen, iſt es mir jetzt ganz deutlich, daß, weil Sie das Bedürfniß fühlten, die Proſa des Lebens in der Poeſie der Tragödie auszutilgen, und Sie daher immer jenen erſten Zweck des künſtleriſchen Symboliſirens auf andere Weiſe zu erfüllen ſuchten. Sie ſentimentaler betrachtender, philoſophiſcher geworden ſind, als ſonſt je geſchehen wäre. Wenn bei dieſen Stücken etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung des Leſers zurückbleibt, ſo liegt es daran, daß ihnen für dieſen intellectuellen Zweck ein ſinnliches Organ fehlte. Die Anſtrengung, welche die handelnden Perſonen machen müſſen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuſchauer mit ihnen, da der Chor hingegen daſſelbe leicht und klar ausſpricht. Was aber dem Kunſtwerk an Leichtigkeit und Klarheit abgeht, das entbehrt es auch an Größe. Dieß nun vorausgeſetzt, habe ich an Ihrem Chor zweierlei zu tadeln. Er iſt den handelnden Perſonen zu nah, und hat in ſich nicht den Reichthum, den er haben könnte. Es fehlt ihm alſo, Sie ſehen, wie raſch ich anklage, zugleich an Ruhe und an Bewegung. Ich glaube nicht, daß Sie hätten den Ihrigen zu Begleitern der

iden Brüder machen ſollen. Da ſie dem
wieſpalt der Feindlichgeſinnten folgen, ſind ſie
icht mehr reine Bürger von Meſſina, und da
hr eigner Ehrgeiz ins Spiel kommt, iſt ihr
rtheil nicht das unparteiiſche des Schickſals, ſo
wie es ſich im Menſchen ausſpricht. Sie ſagen
einmal in Ihrer Vorerinnerung, welch ein ſchlechter
Erſatz für den Chor in der franzöſiſchen Tragödie
ein Vertrauter ſey. Das aber ſcheint
mir die gefährlichſte Klippe, daß der Chor immer
in unſrer Art der Tragödie, einen Anſtrich
davon bekommen kann, und damit iſt augenblicklich
Alles verloren. Denn der Chor muß unmächtig,
dienend und ſchwach ſeyn, aber frei,
und nicht einmal durch Neigung gefeſſelt. Hier
aber tritt freilich eine ungeheure Schwierigkeit
ein. Bei uns ſoll Alles motivirt ſeyn, und wie
motivirt man den Chor, ohne ſeinem reinen Begriff
zu ſchaden? Wenn das, woran ich mich bei
dem Ihrigen ſtoße, Grund hat, ſo liegt es,
dünkt mich, eben in dieſer Schwierigkeit. Denn
ſonſt haben Sie mit groſſer und bewundernswür-

diger Kunſt dieſe, meinem Begriff nach, fehlerhafte Anlage gut zu machen geſucht. Allein, und hier wäre mir Ihr Urtheil wichtig, muß denn die Strenge des Motivirens auch in dieſem Stück beobachtet werden? Daß die Handlung ſelbſt mit vollkommener Nothwendigkeit auseinander herfließe, hat ſeinen natürlichen Grund. Allein der Chor iſt wie der Himmel in einer Landſchaft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er da ſey, denn jede Handlung geht durchs Gerücht mehr oder minder ſchneller oder langſamer ins Volk aus, und proſaiſch ausgedrückt iſt der Chor nur immer das urtheilende Volk, es ſind die Achiver, die immer leiden, wenn die Könige raſen. Auch hier noch mehr Strenge zu fordern, ſcheint mir moderne Unart, die wieder aus dem leidigen Begriff von Illuſion herſtammt. Den Chor, nicht auf die unbedeutende Art, wie die Alten es hier und da thun, ſondern auf eine für die ganze Oekonomie des Stücks wichtige und geltende, in zwei Hälften zu theilen, halte ich für vortrefflich. Wie unſere Poeſie überhaupt weniger ſinnlich iſt, wie wir minder auf Muſik und Tanz zählen können, ſeit Muſik und Tanz nicht mehr bloß der Dichtkunſt dienen, und das Publicum ſie nicht mehr in dieſer Dienſtbarkeit liebt: ſo muß man eine andre Mannichfaltigkeit, ein andres Leben für die Phantaſie ſuchen, welches die ſinnliche Darſtellung des Chors mehr heraushebe. Allein Ihre Theilung hat mich nicht ganz befriedigt. An ſich wäre das Alter gewiß ein ganz ſchicklicher Theilungsgrund. Allein da beide Theile Ihres Chores noch jetzt dienende und mitwirkende Ritter ſind, ſo wird ſchon einmal die Theilung nicht rein genug. Es iſt nur ein Mehr und ein Weniger, nur Jüngling und Mann, und da dieſer Unterſchied nun noch zu dem Umſtand, daß beide Theile verſchiedenen Parteien dienen, hinzu kommt, ſo gibt er eigentlichen Zwieſpalt, da er nur Contraſt zeigen ſollte. Denn in Allem, was auf die Handlung Bezug hat, muß der Chor, wie ich mir ihn denke, mit ſich ſelbſt vollkommen übereinſtimmend ſeyn; er kann aber verſchiedene Anſichten haben, verſchiedene Empfindungen können durch daſſelbe Intereſſe gerührt werden. Endlich fragt man ſich auch, warum ein Bruder gerade nur ältere, der andere jüngere Ritter hat? Und hier dürfte die Forderung des Motivirens mit mehr Grund gemacht werden können. Niemand kann zwar läugnen, daß gerade, wie Sie ihn behandelt haben, der Chor eine ungeheure Wirkung thut, er verdoppelt das Leben und die Poeſie Ihres Stücks, weil er an die handelnden Individuen handelnde Maſſen anknüpft. Allein ich vergleiche ihn mit der Idee, welche Sie ſelbſt aufgeſtellt haben. In dieſer, als wahren Chor, ſpricht er ſich in Ihrer Braut, dünkt mich, mehr durch ſeine Geſänge, als durch ſeine Geſtalt und ſein Daſeyn aus, und darum finde ich von dieſer Seite die Symbolik nicht rein und nicht vollkommen.

Ich habe geglaubt, bei dieſem Punkt verweilen zu müſſen, theurer Freund, weil die Einführung des Chors auf die Bühne eine zu ichtige Sache iſt, um nicht von allen Seiten berlegt zu werden; und ich ſchmeichle mir, daß neine Bemerkungen Ihnen ſelbſt darum nicht nlieb ſeyn werden, wenn Sie dieſelben auch ngegründet finden ſollten. Sie werden Ihnen ie warme Theilnahme zeigen, die ich nie aufhören werde, an Ihren Beſchäftigungen zu nehmen; ſie werden Ihnen beweiſen, wie gern ich mich in die Zeit zurückſetze, wo wir dieſe Dinge gemeinſchaftlich beſprachen, und über die Grundſätze können wir nicht uneins ſeyn. Ich ſehe eben, da ich noch einmal Ihre Vorerinnerung durchgehe, daß Sie die Theilung des Chors entſchuldigen, und darauf aufmerkſam machen, daß ſie nur da angebracht ſey, wo der Chor ſelbſthandelnde Perſon iſt; allein ich glaube in der That, ſeine Theilung, auch als reiner Chor, müßte große Vorzüge haben. Er iſt einmal der Repräſentant der Menſchheit, und müßte ſie, dächte ich, voller und reicher darſtellen, wenn ihre verſchiedenen Claſſen ſich einzeln und geſchieden ausſprächen.

Ueber die Höhe, in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künſtleriſche Verdienſt, die reine Kunſtform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyriſchen Partieen, dieß innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, ſelbſt die Einfachheit der Behandlung muß wenigſtens Vielen fühlbar ſeyn. Was ich indeß wünſchte, wäre, daß Sie mit dieſen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieſes Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in ſich mächtigen, ſchon durch ſeinen Umfang mühſam zu bändigenden Stoff, wenn nicht ſo groß, wie Wallenſtein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünſtleriſche Theil des Publicums wird zwiſchen der Braut und dieſen Stücken, das läßt ſich vorausſehen, Vergleichungen anſtellen, und den letzteren in jeder Rückſicht den Vorzug geben, ſchon darum, weil ſie, neben der künſtleriſchen Wirkung, auch einer anderen durch

en bloſen Stoff fähig ſind. Eine gewiſſe
ahrheit liegt aber dieſen Urtheilen, wenn man
wirklich fällt, zum Grunde. Es iſt noch
anderer Unterſchied zwiſchen der alten und
uen Tragödie, als der der bloſen Kunſtform,
d es gibt hier eine Verbindung, die ich im
hen Grade für möglich halte. In jeder
cene Ihres neuen Stücks iſt das ſchon ſichtbar.
eberall geht Reflexion und Empfindung in Tie-
n ein, welche die Alten in ihrem heiteren
onnenlichte zu verſchmähen ſcheinen, die ſie
ber, unparteiiſch geſtanden, auf dieſe Weiſe
icht kannten. Es iſt wirklich auch noch mehr.
reilich ſcheint es an ſich einerlei, wenn man
ur den letzten Zweck, die Darſtellung der rei-
en Kunſtform an ſeinem Gegenſtande erreicht,
ie viel oder wenig man an Stoff in das Ge-
mälde aufnimmt, und wie weit man den Ge-
enſtand auszeichnet. Aber es verſetzt das Ge-
müth in eine andere Stimmung, wenn eine
eichere Welt ſich bewegt, und wenn nicht bloß
ie großen Partieen der Menſchheit, wenn auch

ſeine Charakternüancen erſcheinen. Es iſt unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, ebenſo die Mutter und Beatrice. Es iſt das der höchſte Gipfel der Kunſt und die höchſte Weisheit des Künſtlers, nicht über die Forderungen ſeines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengeſetzten Gattung Meiſter iſt, in dem, ſieht man, iſt das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es iſt vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunſtſinn, der Charakterſchilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragiſchen Wirkung beyzumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir ſind einmal ein reflectirendes und ſentimentales Geſchlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener; wir beſchäftigen einmal die Sinne minder als den

Verſtand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unſere Weiſe gerührt zu werden, einen durch Verſtand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Inſofern läßt ſich alles ſogenannte Romantiſche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunſt iſt allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausſchlieſſend angehörig. Allein die Kunſt iſt auch nur eine Art, in der der Menſch ſich und die Welt ſinnlich idealiſirt, ſie iſt mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verſchiedenartigſte kann ſich in ihr, wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig ſeyn? und ſollte darin nicht für uns das Höchſte beſtehen? Wenigſtens ſcheint unläugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächteſten Kunſt keinesweges gleichgültig iſt, das Ideale, deſſen, im Gegenſatz gegen das Chimäriſche und Fantaſtiſche, auch Sie in Ihrer

Einleitung erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu ſehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künſtleriſchen Natur iſt das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberſchwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müſſen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunſtwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einem Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet iſt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar *künſtlich* iſt und bei minder guter Behandlung hätte ſpielend ausſehen können, von der Einbildungskraft volle Geltung zu verſchaffen. Alles in dieſem Werk beſteht nur durch die dichteriſche Form, und bedarf nichts außer ihr.

Goethe's *Eugenia* bin ich ſehr neugierig zu ſehen. Ich höre aber, Sie ſoll noch nicht gedruckt ſeyn. Es gibt hier doch noch immer Wege, Bücher für nicht gar zu ungeheure Koſten hieher zu bekommen, und ich werde gewiß dafür ſorgen, deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft nicht fremd zu werden. Aus einer Stelle Ihres Briefes, liebſter Freund, muß ich ſchließen, daß Sie meine Lage für anders halten, als ſie iſt. Sie ſchienen zu glauben, daß Sie mich ſehr aus meinem ehemaligen gewohnten Kreiſe herauszieht. Das iſt aber nicht der Fall, und wenn Sie einige Wochen lang hier ſeyn könnten, würden Sie finden, daß ich ziemlich wie ehemals lebe. Sie müſſen nur bedenken, daß mein Geſchäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an anderen Orten mußte, beſtändig in Geſellſchaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beſchäftigungen fremd. Der wichtigſte Theil deſſelben beſteht in einzelnen Beſorgungen; dieſe gehen, dem eigentlichen Intereſſe nach, faſt immer Privatleute an, und haben nur inſofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich ſie gerade auf dieſe oder jene Weiſe betreiben ſoll, und als es einen ſelbſt intereſſirt, dem Zwange, den man von Rom aus ſogar auch in den entfernteſten Gegenden noch ausüben möchte, ſo viel es angeht, zu ſteuern. Zeit koſten dieſe Dinge freilich, ſie nehmen mir mehrere Tage der Woche, wenn ich die weitläuftige Geſchäftscorreſpondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Beſuchen u. ſ. f. Die politiſche Correſpondenz, wenn ſie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten iſt, will auch beſorgt ſeyn, und da ich Alles ſelbſt beſorge, ſo gehört freilich eine gewiſſe Arbeitſamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und ſich Freiheit nebenher zu verſchaffen. Doch geht das ſchon gut. Wenn ich bisher noch nichts hier gearbeitet habe, ſo iſt es mehr, weil Rom ſelbſt ein eigenes und langwieriges Studium iſt, weil eine ſo neue Natur — denn neu bleibt einem Rom, wenn man, möchte ich ſagen, auch alles Andere geſehen hat — um im Gemüthe auszuwirken,

ken, Zeit braucht. Daher nennen wir uns oft im Scherz das Volk das mit Spazieren den Tag lebt. Dann iſt auch gewiß wahr, daß, wenn alle Zeit nur Zeit der Muße iſt, und gar kein Zwang eine beſtimmte Zeitanwendung fordert, man manche Zeit verliert. Ich verzweifele alſo nicht, ich hoffe vielmehr gewiß, hier auch wiſſenſchaftlich noch immer auf's Mindeſte gleich thätig zu ſeyn, als ehemals, und wenigſtens, mein theurer Freund, ſey'n Sie überzeugt, daß mein Intereſſe, meine Richtungen ſich nie ändern werden. Der Maßſtab der Dinge in mir bleibt feſt und unerſchüttert; das Höchſte in der Welt bleiben und ſind die — Ideen. Dieſen hab' ich ehemals gelebt, dieſen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrſcht, ſo würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes anſehen, und das iſt meine wahre Meinung. Dennoch will ich nicht läugnen, daß man nicht durch eine Geſchäftslage Einiges wirklich aufopfert. Allein auch da hat es mir, ehe ich ſie einging, nicht an Ueberlegung gefehlt. Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte ſo vielerlei, ich kannte Manches beſſer, als viele Andere, und doch ſchloß ſich nichts feſt zu einem Reſultate zuſammen, ich konnte mit dem thätigen Theil meiner Exiſtenz unmöglich zufrieden ſeyn. Es ſchien mir daher beſſer, meiner Thätigkeit einen beſtimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich ſuchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen. Auch glaube ich mich in meiner Berechnung nicht geirrt zu haben. Rom hat ſchon erweckend und belebend auf mich gewirkt, und fährt fort es zu thun, ich fühle mich fruchtbarer, als ſonſt. Es iſt nichts, das mich meinen Entſchluß, meine Lage zu ändern, bereuen ließe.

Das waren Selbſtgeſtändniſſe, theurer Freund, zu denen ich gegen Sie immer offen bin, die ich aber nicht gemacht haben würde, wenn mich nicht eine Stelle Ihres Briefes darauf geführt hätte. Denn auch gegen den vertrauteſten Freund rede ich nicht gern über mich, weil man über ſich immer leichter ſchief urtheilt als über einen andern. Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir ſind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Intereſſe Ihnen ewig gleich nah iſt, und daß das Kleinſte in Ihrer Beſchäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was ich unternehmen könnte. Denn — ich muß ſchließen, wie ich anfing — Sie ſind der glücklichſte Menſch. Sie haben das Höchſte ergriffen, und beſitzen Kraft es feſtzuhalten. Es iſt Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht ſtört, ſo führen Sie aus jenem beſſeren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieſes hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen feſter, in der Production ſicherer geworden ſind, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schickſal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend ſind Ihnen von ſelbſt gewiß.

Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Freundſchaft von ganzer Seele der Ihrige.

H.

LVII.

Weimar, 2 April 1803.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die ſchöne Gelegenheit, die ſich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu ſagen, unbenutzt ließe. Iſt es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile geſagt, ſo kommt es mir doch vor, als ob unſere Geiſter immer zuſammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längſten Stillſtande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zuſammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieſer langen Zeit unſers ſtockenden Briefwechſels auf meine Art thätig war, wiſſen Sie, und haben es, wie ich denke, geleſen. Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind, es iſt ein erlaubter Wunſch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir ſelbſt gegenüber zu ſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne, in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller, als alle andern, von dem Zeitſtrom ergriffen, er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerſtreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reiſe nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieſer furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verſchlagen. An Vorſätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich ſchwankte zu lange hin und her, und habe mich erſt ſeit einigen Monaten für eine neue Tragödie entſchieden, die mich wohl bis Ende dieſes Jahres beſchäftigen wird. Um dieſen Winter doch nicht ganz unthätig zu ſeyn, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine überſetzt und ſpielen laſſen, und dieſe nicht ſo ganz leichte Arbeit, hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zur Ankunft unſerer Erbprinzeſſin machte ich ein kleines Vorſpiel, das ich Ihnen hier beilege. Es iſt ein Werk des Moments, und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargeſtellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterſtücke, womit dieſen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit dieſem Vorſpiel, Don Carlos und die Jungfrau von Orleans eröffnet.

Goethe war dieſen Winter wieder ſehr

krank, und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles räth ihm ein milderes Klima zu ſuchen, und beſonders dem hieſigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm ſehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entſchluß kommen, er fürchtet die Koſten und die Mühſeligkeiten. Unter dieſen Umſtänden hat er freilich nicht viel im Poetiſchen leiſten können, aber Sie wiſſen, daß er nie unthätig, und ſein Müßiggang nur ein Wechſel der Beſchäftigung iſt. Er hat in dieſem Winter eine ungedruckte, ſehr geiſtreiche Satyre von Diderot überſetzt, die dieſen Sommer bei Göſchen herauskommt. Auch iſt er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winckelmann beſchäftigt, und zuweilen ließ er ſich auch mit vieler guten Laune in der Literaturzeitung hören. Er wird, wenn es irgend ſeine Geſundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieſer Gelegenheit ſchreiben. Wir ſahen uns dieſen Winter ſelten, weil wir beide das Haus nicht verlaſſen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu firiren, wiſſen Sie, und auch daß mich der Herzog von Weimar in die Umſtände geſetzt hat, mit Aiſance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatiſchen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, ſo bin ich in den Stand geſetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigſtes Jahr ſo fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verſchaffen. Sie ſehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein ſolches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Uebrigens leben wir hier in einem ſehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Menſch, ſo würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unſerer literariſchen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verſcheucht, ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihrentwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben. Um die poetiſche Production in Deutſchland ſieht es aber kläglich aus, und man ſieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächſten 30 Jahre herkommen ſoll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poeſie weiß ich Ihnen ſeit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbildes beſteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenſtein und meine Braut von Meſſina vielfach hervorgebracht, aber man iſt auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutſchen Angelegenheiten. Ich wünſchte mir anſchaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutſche Geiſt ſitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutſch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anweſenheit in Weimar aufs Neue in meiner Deutſchheit beſtärkt, ſo lebhaft ſie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unſrigen fühlbar machte. Im Philoſophiren und im poetiſchen Sinne haben wir vor den Franzoſen einen entſchiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Sagen Sie der guten Caroline meine herzlichſten Grüße, es war für mich eine ſchmerzliche Freude, als ich ſie im vorigen Jahr hier wieder ſah, und ich läugne nicht, daß ich ſehr viel für ſie gefürchtet. Deſto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von ihr gehört. Auch dem Herrn Kohlrauſch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Ich erſuche Sie, liebſter Freund, inliegenden Brief an Graß ja recht bald zu beſorgen. Er wartet ſchon faſt ein Jahr auf meinen Brief, und wird mich beinahe aufgegeben haben.

Tauſendmal umarme ich Sie, mein theurer Freund, und wünſche, daß mich dieſer Brief Ihnen ganz ſo, wie Sie mich ſonſt gekannt, wieder darſtellen möchte.

Sch.

8° Epist. 830 · Schiller

Schiller's
Briefwechſel

mit dem Herzog

Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg.

Schiller's

Briefwechſel

mit dem

Herzog
Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg.

Eingeleitet und herausgegeben

von

F. Max Müller, [Max Müller]
Profeſſor in Oxford.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1875.

Universitäts-
Bibliothek

Universitäts-
München
Bibliothek

Wenn wir im geräuſchvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit, in der wir leben, uns dann und wann einige ſtille Stunden erkämpfen und in den Gedenkbüchern unſerer Väter und Großväter nur etwa hundert Jahre zurückblättern, ſo tritt uns eine Welt entgegen, die oft mehr wie Dichtung als Wahrheit ausſieht. Nicht nur die Männer und Frauen ſcheinen aus einem andern Geſchlechte zu ſtammen, es weht ein ganz andrer Geiſt durch ihr Leben, durch ihr Fühlen, ihr Denken und Schaffen. Wie die Griechen von einem goldenen Zeitalter ſprachen, um es von der eiſernen Gegenwart zu unterſcheiden, ſo fühlen auch wir, daß die Menſchen vor hundert Jahren aus ganz anderem Stoff gemacht waren, als wir es ſind. Geiſter wie Schiller und Goethe könnten in unſrer Atmoſphäre kaum noch athmen; Dinge, die zu ihrer Zeit möglich waren, ſind uns kaum noch begreiflich. Die Welt iſt hart und eiſern geworden; damals war ſie goldig und weich. Die Menſchheit hatte Flügel, Glauben an Ideale, und gehoben von ihnen ſchwebte ſie hinweg über die rauhen Pfade des Lebens, den Blick in das Blaue, in das Ueberirdiſche, in das Ewige gerichtet. Wir marſchiren zu Fuß durch Dick und Dünn, die gerade, ſtaubige Pappelallee des Geſchäftes und Berufs entlang, und unſer Blick reicht kaum noch bis an die alte Brücke, die uns doch endlich, mögen wir es wollen oder nicht, in das Blaue, in das Ueberirdiſche, in das Ewige hinüberführt.

Wer es ſich vergegenwärtigen will, was für eine ſchöne Welt dort untergegangen, wie klein und doch wie groß das goldene Zeitalter vor hundert Jahren war, der gehe doch einmal nach einer ſchwülen Abendgeſellſchaft in unſern Haupt- und Reſidenzſtädten, wo man Alles hat, was Geld erkaufen kann, nur nicht Menſchen, — nach der alten Wunderſtadt von Weimar. Mit den feenhaften Bildern ſeiner Jugend, wie er ſie aus Goethe's und Schiller's eigenen Schilderungen geſchöpft, ſuche er nach den Paläſten und Villen, nach den hellen Fenſtern, nach den hohen Treppen mit ihren Niſchen und Bildſäulen, nach den Vorkenhäuſern, nach den Sammlungen von Kunſtwerken, Waffen, Naturalien, Büchern; ja er ſteige in die Gruft hinab, die reichſte auf Erden, wo Carl Auguſt in Mitten von Goethe und Schiller ruht: — Staunen und Wehmuth werden ihn ergreifen, wenn er die armſelige Bretterbühne des Lebens betrachtet, auf der jene Heroen einſt wandelten. In dieſem Stübchen wohnte Schiller, auf dieſem Bette ſchlief Goethe! Jetzt würde kaum ein Diener damit zufrieden ſein. Und hier, wo Alles jetzt ſo klein, ſo ſtill, ſo freudlos ſcheint, hier ſchäumten und ſpritzten einſt die Wogen des Geiſtes ſo hoch, daß der Wellentanz in immer wachſenden Kreiſen bis an die fernſten Geſtade der Erde ſchlug. Hier glänzte der ſchöne Götterfunke, die Freude am Leben, hier wüthete der Uebermuth, hier ſchwelgte die Liebe, hier bäumte ſich der Genius, daß die Alltagsmenſchen vor Angſt die Augen zudrückten und zur Seite traten; und hier klärte und verklärte ſich doch endlich Alles, noch ehe die Sonne am Mittag ſtand, zu weiter Meeresſtille und glücklicher, glorreicher Fahrt. Ja, das Leben war dort und damals ſo reich, ſo ſonnig, ſo himmliſch, wie Menſchen es nur machen können durch ſich, durch Geiſt, durch Kunſt und Liebe. Es fehlte auch dort nicht an Schatten und Dunkel, denn auch die großen Menſchen können nicht immer groß ſein, und wenn ſie fallen, ſo „thun ſie einen großen Fall“.

Goethe hatte ſeine kalten, liebloſen Stunden. Er konnte ſelbſt gegen Schiller den Geheimrath ſpielen. Aber wer konnte ſich herrlicher über ſeine Schwächen erhaben zeigen als Goethe, nachdem er in dem lange gemiedenen Schiller den lang geſuchten, ebenbürtigen Freund erkannt?

Auch Schiller litt an engherzigen Anfällen.

Bald dürſtet er nach Goethe, bald iſt er in ſeiner Nähe unglücklich. Bald fühlt er ſich wohl im Nimbus des Hofes, bald ſchämt er ſich der Sinnestäuſchung, die ihm das Gewöhnliche in falſchem Glanze erſcheinen ließ. Schiller's Geiſt litt an Schiller's Körper, und wie wahr, wie rührend drückt er das Bewußtſein ſeiner eigenen Schwäche, das Leiden und den Kampf ſeines Genius aus, wenn er ſagt, „es iſt ſchwer für einen kranken Menſchen, gut zu ſein“.

Freilich war Wieland in ſeiner Jugend wie in ſeinem Alter voll von Schwachheiten, aber wo haben wir jetzt einen ſo liebenswürdigen Alten, wie er war, Alles hinnehmend, ſelbſt unverdienten Tadel leicht verzeihend, das Alte und Vergangene ſchätzend und rühmend, aber auf noch Schöneres hoffend für die Zukunft? Wie bezeichnend für ihn, den Günſtling der Großmutter, wenn er in ſeinem 72. Jahre, bei Ankunft der Großfürſtin Maria Paulowna, der Braut ihres Enkels, des Erbprinzen von Weimar, ausruft: „Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beſeligenden

Anſchauens eines ſolchen Engels in jungfräulicher Geſtalt zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, ſie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortſetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als 40 Jahren angefangen hat.“

Herder war ſtolz, oft unzufrieden, vielleicht nicht frei vom ſchlimmſten aller menſchlichen Uebel, vom Neid; aber der alte Rieſengeiſt bricht immer wieder durch, und wo haben wir jetzt einen General-Superintendenten, ſo willig, den himmliſchen Hauch in aller Poeſie, den heiligen Geiſt in aller Religion, das Göttliche in allem Menſchlichen anzuerkennen?

Es finden ſich ja auch wol jetzt noch ſchöne Seelen und gnomiſche Hofdamen, aber wo haben wir eine Gnomide wie die Göchhauſen? wo eine Seele aus ſo feinkörnigem Marmor wie die Frau von Stein?

Es fehlt uns auf deutſchen Thronen nicht an kühnen, geiſtreichen Fürſtinnen, aber wo lebt eine Amalia, eine Louiſe? Wir haben Fürſten, die mehr als Fürſten ſein wollen, aber wo iſt die robuſte Kraft, der Schwung, die Wahrheit, die Treue eines Carl Auguſt?

Man wagte viel damals. Warum? Weil man ſich ſelbſt, noch mehr, weil man den Andern traute. Man ſchuf das Größte aus dem Kleinſten. Die Seele beſaß noch die bezaubernde Vergrößerungskraft, die alles Irdiſche zum Himmliſchen erhebt, die das Leben als das ſchönſte Geſchenk des Himmels fühlt, das man gar nicht genug lieben, ſchätzen, gar nicht genug, ſo lange es währt, in vollen Zügen genießen kann.

Um dieſe heroiſche Vergangenheit unſers Volkes in ihrer ganzen Fülle zu würdigen, brauchen wir die Gegenwart nicht tiefer herabzuſetzen, als ſie wirklich iſt. Dem Hiſtoriker gilt es nur, die Thatſache feſtzuſtellen, daß jene Heroen von andrem Schrot und Korn waren als *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*. Unſer Leben iſt nüchterner geworden, aber auch ernſter; härter, aber auch geduldiger; wir haben weniger freundliches Licht, aber auch weniger Irrlichter; weniger Jubel und Genuß, aber vielleicht auch weniger Thränen und Seufzer. Feſt ſteht, wir ſind nicht mehr derſelbe Schlag wie vor hundert Jahren. Nicht nur die Alten, nein, ebenſo, und oft noch mehr, die Jungen ſind alt geworden mit dem Jahrhundert. Hoffen wir trotz alledem, hoffen wir, wie der alte Wieland, auf eine neue Jugend des deutſchen Geiſtes, ſchöner noch als die, welche uns aus den Werken unſrer Claſſiker verklärt entgegen ſtrahlt. Und wenn wir ſelbſt nach Jugendmuth und Jugendkraft uns ſehnen, ſchöpfen wir Friſche, auch in dieſer geiſtig dürren Zeit, aus dem lebendigen Bronnen der Geſchichte, der uns erquickt wie die Erinnerung ſchöner Jugendträume, und Jeden, der es nur will, in eine Welt verſetzt, an der ſich auch der Seelenmüde erholen, erheitern und erheben kann.

Es iſt noch nicht hundert Jahre her, da veranſtaltete der däniſche Dichter Baggeſen ein Feſt, deſſen Erzählung, ſo oft wir ſie in den zahlreichen Lebensbeſchreibungen Schiller's leſen, uns immer wieder wie eine Mythe klingt. Der ſchwärmeriſche Däne war im Jahre 1790 von der Schweiz auf ſeinem Heimweg nach Jena gepilgert, um den Profeſſor Schiller perſönlich kennen zu lernen. Schiller ſelbſt war leidend und wol gegen den überſchwänglichen Enthuſiasmus des däniſchen Beſuchers etwas abgeſchloſſen. Baggeſen aber knüpfte einen Freundſchaftsbund mit Reinhold und erfuhr wol durch ihn die kläglichen Verhältniſſe, in denen Schiller mit ſeiner jungen Frau zu leben hatte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, predigte Baggeſen Schiller und nichts als Schiller. Wie er es that, kann man ſich vorſtellen, wenn man lieſt, wie er „unſere philoſophiſchen Meſſias, die Chriſtus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde“ zuſammenwürfelt. Trotz alledem predigte er weiter und fand Zuhörer, die er ſchnell zu ſeinem Glauben bekehren konnte, unter ihnen den däniſchen Staatsminiſter, Graf Schimmelmann, ſeine Frau, und vor Allen den Herzog Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg. Baggeſen war nicht zufrieden damit, aus Schiller's Dichtungen vorzuleſen, er erſann ſich eine Schillerfeier, die im Juni in Hellebek, einem ſchön gelegenen Seeort, einige Meilen nördlich von Kopenhagen, „am donnernden Weltmeer,“ gehalten werden ſollte. Dort ſollte das Lied an die Freude geſungen, Scenen aus Schiller's Werken vorgeleſen und vorgeſtellt werden; man wollte in Natur und Dichtung ſchwelgen, ſo wie man es damals nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Dänemark verſtand. Da plötzlich, als man ſchon im Abreiſen war, kam die Nachricht nach Kopenhagen, daß Schiller geſtorben ſei, ein Gerücht, das auch in Deutſchland damals weit verbreitet war. Baggeſen, von Schmerz überwältigt, ſinkt ſeiner Frau in die Arme. Die Freunde können ſich aber zu Haus nicht beruhigen, ſie müſſen an's donnernde Weltmeer. Alle Vorbereitungen zum Feſte waren getroffen, und obgleich auch der Himmel gegen das Feſt verſchworen ſchien und ein Gewitter wüthete, brach man auf nach Hellebek, um dort die Freudenfeier in eine Todtenfeier umzuwandeln.

Schon auf der Hinfahrt klärte der Himmel ſich auf, die See glänzte im Sonnenſchein, der mächtige Kullen blickte majeſtätiſch von der ſchwediſchen Küſte herüber, und in ernſter, wehmüthiger Stimmung ſetzten ſich die Freunde zum Mahl. Man erholt ſich allmälig von dem Schrecken, Miniſter und Dichter mit ihren Frauen und Freunden erwärmen ſich am Feuer des Weins, und als der richtige Augenblick gekommen, erhebt ſich Baggeſen und trägt des todten Dichters Lied an die Freude, „Freude, ſchöner Götterfunken", den verſammelten Freunden vor. Muſikchöre, die im Grünen verſteckt waren, fielen ein, alle Anweſenden ſtimmten den Chorgeſang an, und zum Schluß trug Baggeſen die beiden folgenden Verſe vor:

Unſer todter Freund ſoll leben,
Alle Freunde ſtimmet ein!
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben,
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor.

Jede Hand empor gehoben!
Schwört bei dieſem freien Wein,
Seinem Geiſte treu zu ſein,
Bis zum Wiederſehn dort oben.

Es war noch nicht genug! Schäfer und Schäferinnen erſchienen im Balletcoſtüm und führten einen Reigentanz auf. Alles unter freiem Himmel. Man las, man ſang, man jubelte, man weinte, man konnte ſich nicht trennen. Das Todtenfeſt währte drei ganze Tage.

Klingt das nicht wie griechiſche Mythologie? Und doch iſt es nur 80 Jahre her, daß Staatsminiſter mit ihren Freunden ein ſolches Feſt im Freien feiern konnten. Man hat viel über dieſes Feſt gelächelt, aber die Menſchheit verdankt dieſem Feſte die ſchönſten, reichſten Früchte des Schiller'ſchen Genius.

Schiller war zu damaliger Zeit wirklich todtkrank, und auch als er ſich wieder erholte, geiſtig todtmüde. Er war in der Wüſte des Lebens dem Verſchmachten nahe. Zwar war er geſtärkt von dem Karlsbad, wie er es nannte, nach Jena zurückgekehrt, aber die Sorgen hingen wie dunkle Wolken an ſeinem Himmel, und es ſchien, als ob Don Carlos das letzte Kind ſeiner Muſe bleiben ſollte. Da traf zuerſt ein Brief von Baggeſen an Reinhold ein, der das dem lebenden Dichter gefeierte Todtenfeſt beſchrieb. Man zeigte Schiller den Brief, der ihm das Bewußtſein gab, wie er, der Unglückliche, oft an ſich ſelbſt Verzweifelnde, in der Nähe und

Ferne verehrt und geliebt werde. „Ich zweifle,“ ſchrieb Reinhold, „ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt habe.“

Aber noch ſchönere, friſchere „nektariſche Blumen“ ſollten für Schiller auf fernem däniſchem Boden erblühen. Baggeſen theilte dem Miniſter alles mit, was er von der drückenden Lage Schiller’s wußte; der Miniſter theilte es dem Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg mit, und am 27. November 1791 wurde von beiden Männern ein Brief an Schiller gerichtet, der, ſo oft man ihn lieſt, uns mit Bewunderung, nicht nur für die edelmüthige Freigebigkeit, ſondern noch weit mehr für den hohen, edlen Sinn, den feinen Tact und die wahre, warme Menſchenliebe dieſer Männer erfüllt.

Es fehlt auch jetzt nicht an Männern, die in der Stille denſelben Gebrauch von ihrem Reichthum machen. Mir ſelbſt iſt einmal eine größere Summe zu einem ähnlichen Zwecke, und ich kann wol ſagen, mit ähnlichem, gutem Erfolge, zur ſtillen Beförderung anvertraut worden. Aber welcher Herzog, welcher Miniſter ſchreibt jetzt einen ſolchen Brief?

Und man glaube nicht etwa, daß dieſer Brief von einem geiſtreichen Privatſecretär verfaßt war. Ich theile ihn hier zum erſten Mal aus dem Concepte von der Hand des Herzogs mit, ohne etwas an der Orthographie oder am Styl des Originals zu ändern. Ich bemerke nur, daß einige Stellen erſt jetzt ihre richtige Geſtalt gewinnen. So z. B. ſchrieb der Herzog im erſten Satze: „Den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Werken ſtempeln konnte.“ Wie ein vernünftiger Mann, ſcheute er ſich nicht, daſſelbe Wort zwei, ja drei Mal zu gebrauchen, wenn derſelbe Gedanke ſo oft auszudrücken war. Nur ein Schulknabe würde meinen, daß etwas gewonnen werde, wenn man ſtatt des zweiten „Werken“ ein anderes Wort gebrauche. Dennoch hat man beim Druck des Briefes entweder ſtatt „Werken“ „Zwecken“ geſetzt, was keinen Sinn giebt, oder das Wort ganz ausgelaſſen. Noch ſchlimmer iſt man mit einem ſpätern Satze umgegangen. Der Herzog ſpricht von einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche ihm die Delicateſſe von Schiller's Empfindungen einflößt. Er fährt dann fort: „Wir würden dieſe (d. h. die Delicateſſe Ihrer Empfindungen) ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf." Dies iſt klar gedacht und ſcharf ausgedrückt. Statt deſſen leſen wir in den bisherigen Drucken: „Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, ꝛc." Dies iſt matt und verſchwommen in der Auffaſſung wie im Ausdruck.

Doch hier iſt der ganze Brief:

I.

Brief des Herzogs und des Grafen Schimmelmann an Schiller.

(Nach einer Abſchrift des Concepts von der Hand des Herzogs.)

Zwey Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde ſind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Werken[1] ſtempeln konte. Sie fanden[2] in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, der das Band ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich ſehr bald[1] an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied Ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl der[2] guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.

---

[1] Zwecken. [2] finden.

Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens. Wir faſſen[3] es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend[4] edler[5] und gebildeter[6] Seelen ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

---

[1] bei ihrer Leſung. [2] von. [3] faßten. [4] in der Tugend. [5] edlen. [6] gebildeten.

Ihre, durch allzuhaſtige[1]) Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit einer großen[2]) Ruhe, wenn ſie wiederhergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll, allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns[3]) die Freude gönnen Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geſchenk von 1000 Rthlr. an.

Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wiſſen dieß zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſeyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen mehr als die Gränzen **eines** Erdbals[4]) umfaſſen. Sie haben **hier** nur[5]) Menſchen, Ihre Brüder vor ſich, nicht eitle Große, die durch einen ſolchen[6]) Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth[1]) fröhnen.

---

[1]) allzuhäufige. [2]) eine große. [3]) uns wohl. [4]) des Weltalls. [5]) haben nur. [6]) ſolchen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe[2]) genießen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen[3]) für die Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handelsplatz[4]) iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind[5]) nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte unſeres Staates[6]) angeſtellt zu werden[7]), ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.

Doch wir ſind nicht ſo kleineigennützig dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Be-

---

[1]) Stolz. [2]) Ruhe Ihres Geiſtes. [3]) Befriedigung. [4]) eine große Handelsſtadt. [5]) ſind hier. [6]) des Staates. [7]) ſeyn.

dingung[1]) zum machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eigenen freyen Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen Ihrer Lehrer zu erhalten, und dieſem Wunſch muß jede andere Betrachtung nachſtehen.

* * *

Schiller nahm das Anerbieten an, und wer Schiller's Geiſtesſtimmung vor und nach Ankunft dieſes Briefes genau betrachtet, dem wird es klar ſein, daß wir ſeine Geneſung, ſeinen wiederkehrenden Lebensmuth, die neue Entfaltung ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit ganz allein dem Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken. Wir treten damit ſowol dem Herzog von Weimar, als Schiller's Freunden, namentlich Körner, durchaus nicht zu nahe. Sie thaten, was ſie konnten, Körner ſogar mehr, als er konnte. Aber bei Allem, was ſie für ihn thaten, fühlte Schiller den Druck der Schuld und der Verpflichtung. Hier kam die Hülfe wie vom Himmel, ja noch ſchöner als vom Himmel, von Menſchen, die ihn liebten und verehrten, die er perſönlich nicht kannte, aber von Menſchen, die ſo waren, wie er, der Dichter, einen Marquis Poſa ſich gedacht. Das Geſchenk machte ihn nicht arm, ſondern reich. Das Gefühl der Dankbarkeit drückte ihn nicht, ſondern erhob ihn und feuerte ihn an, durch neue Thaten ſich der Liebe ſeiner unbekannten Freunde nur noch würdiger zu machen. „Nicht an Sie,“ ſo ſchreibt er ſelbſt, „ſondern an die Menſchheit habe ich meine Schuld abzutragen. Dieſe iſt der gemeinſchaftliche Altar, wo Sie Ihr Geſchenk und ich meinen Dank niederlege.“

---

[1]) Hauptbedingung.

Was Schiller ſelbſt auf dieſem Wendepunkt ſeines Lebens fühlte, wußten wir bisher hauptſächlich aus ſeinem Schreiben an Baggeſen; und auch dieſes muß der Vollſtändigkeit wegen hier von Neuem abgedruckt werden. Es iſt vom 16. December 1791.

Bibl
chen

II.

Brief Schiller's an Baggeſen.

Jena den 16. Dec. 91.

Wie werd ich es anfangen, mein theurer und hochgeſchätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ſeit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden ſind? So überraſcht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zuſammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieſes wird von einem ſo kranken Kopf, als der meinige noch immer iſt, nur ſchlecht unterſtützt werden. Ein

Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schickſale meines Geiſtes nimmt, nicht ſchöner belohnen, als wenn ich das ſtolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortreflichen Freunde an ſich ſelbſt ſchon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der ſüßeſten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten und zu ſeyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leiſten und ſeyn kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies ſchlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unſichre Zukunft macht mir beſſre Hoffnungen. Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir alſo noch eine Wahl übrig? Daß der vortrefliche Prinz, der ſich von freyen Stücken entſchließt, dasjenige bey mir zu verbeſſern, was mir das Schickſal zu wünſchen übrig gelaſſen hat, durch die edle Art, womit er dieſe Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten ſchont, die mir meinen Entſchluß hätten ſchwer machen können, daß er dieſe wichtige Verbeſſerung meiner Umſtände durch keinen Kampf mit mir ſelbſt erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine ſittlich ſchöne Handlung aus der Klaſſe derjenigen, welche dieſen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erſt von ihrem Erfolge; auch wenn ſie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt ſie was ſie war. Aber wenn die Handlung eines großdenkenden Herzen zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schickſalen iſt, wenn ſie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn ſie, die ſchöne Geburt der Freiheit, als wäre ſie von der Vorſehung ſchon längſt zu dieſer Abſicht berechnet worden, ein verworrenes Schickſal entſcheidet, dann gehört ſie zu den ſchönſten Erſcheinungen, die ſich einem fühlenden Herzen darſtellen können. Wie ſehr dieſes hier der Fall iſt, werd ich und muß ich Ihnen ſagen.

Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt da ich dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich die Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor 10 Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, eh ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinem Ideale von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hält, aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bey aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes, unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke andrer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwey oder drey ſtille Jahre gegeben, die ich frey von ſchriftſtelleriſcher Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen, und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſrer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angeſtrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfieng, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabey war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr gieng zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hofnungen den Kampf mit dem Schickſal zu wiederhohlen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dännemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, dieſe Ausführlichkeit über mich ſelbſt; ich will Sie dadurch nur in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich ſehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir ſelbſt zu realiſiren, den ſich meine Phantaſie in ihren glücklichſten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes, die vollkommen freye Wahl meiner Wirkſamkeit. Ich gewinne Muße, und durch ſie werde ich meine verlohrene Geſundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich ſehe heiter in die Zukunft — und geſetzt es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hofnungen zu rechtfertigen, die zwey vortrefliche Bürger unſers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verſtattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, ſo will ich es doch auf die einzige Art verſuchen, die mir verliehen iſt — und möchte der Keim, den ſie ausſtreuten, ſich in mir zu einer ſchönen Blüthe für die Menſchheit entfalten!

Ich komme auf die zweyte Hälfte Ihres Wunſches — theurer vortreflicher Freund, warum kann ich dieſe nicht eben ſo ſchnell erfüllen als die erſte? Unter der Unmöglichkeit, die Reiſe zu Ihnen ſobald als Sie wünſchen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich ſelbſt. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer ſchönen veredelten Humanität, das hier ſo wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis ſolcher Menſchen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entſchluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch ſo ganz unentſchiedene Geſundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt beſtimmen läßt, wo ich eine ſo wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrſcheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müſſen, ſo ſtehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an deſſen Willen es wenigſtens nicht liegt, daß ich nicht einer beſſern Muße genieße, in Verhältniſſen, die mir auflegen, mich wenigſtens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Academie zu bezeigen, ſo gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches ſeyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunſch nicht entgegen ſeyn, die Univerſität auf einige Zeit zu verlaſſen. Bin ich erſt bey Ihnen, ſo wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere ſorgen.

Bis dahin, theurer Freund, laſſen Sie uns einander ſo nahe ſeyn, als das Schickſal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten, und meinen halberſtorbenen Geiſt an Ihrem friſchen feurigen Genius zu wärmen wird ſtets ein Bedürfniß meines Herzens ſeyn.

Nie ſo lang ich bin, vergeſſe ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienſt, den Sie mir, wiewohl ohne dieſe Abſicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleiſtet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erhohlen, ſo erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren friſche nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum erſtandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beſchreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang ſelbſt! Er war für den Abgeſchiedenen beſtimmt und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie dieſen langen Brief, mein vortreflicher Freund, der leider noch dazu faſt nur von mir ſelbſt handelt. Aber zu Eröfnung unſerer Correſpondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einem mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan ſei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundſchaft gegen Sie Beſitz nehme, die ich erſt durch eine Reihe von Proben verdienen lernen ſollte. In einer Welt, wie diejenige iſt, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Geſetze als die Vorſchriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie ſagen Sie von meiner Lotte und mir alles herzliche, und daß ſie ſich bereit halten möge, eine Correſpondentin gütig anzuhören, die ſich ihr nächſtens darſtellen wird. Wie zwey glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie beide, ſchnell doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lang verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

So oft ich dieſe Briefe las, ſo oft ſagte ich mir: Was für ein Verluſt, daß der Briefwechſel zwiſchen dem Herzog und Schiller nirgends vorhanden iſt. Daß eine ſolche Correſpondenz Jahre lang fortgeführt wurde, iſt bekannt, ebenſo daß Schiller's „Aeſthetiſche Briefe“ zunächſt in

Briefen an den Herzog abgefaßt waren. Aber dieſe ganze Correſpondenz, hieß es, war im Brande des Schloſſes in Kopenhagen verloren gegangen. Jedoch auch nach dieſem Brande dauerte der Briefwechſel fort. Wo ſind alſo dieſe ſpätern Briefe hingekommen? Vergebens ſuchte ich nach Auskunft, bis ich mich endlich bei Abfaſſung eines Aufſatzes über Schiller (Eſſays, dritter Band, pag. 73; Leipzig, Engelmann.) an den Enkel des Herzogs, den Prinzen Chriſtian von Schleswig-Holſtein wandte, und S. K. H. erſuchte, Nachforſchungen nach dieſen Briefen im Hausarchiv der herzoglichen Familie anſtellen zu laſſen. Er ſowohl wie der ältere Bruder des Prinzen, der jetzige Herzog von Schleswig-Holſtein, nahmen beide das wärmſte Intereſſe an der Sache, und ich kann heute den Freunden Schiller's wenigſtens einige der verloren geglaubten Schätze mittheilen. Es fehlt noch immer Vieles. Die Hoffnung iſt nicht aufgegeben, daß dieſer oder jener Brief noch zum Vorſchein komme. Aber ſchon was jetzt wiedergewonnen, ſollte der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthalten werden, und wird alſo hier, mit Erlaubniß des Herzogs, dem Druck übergeben.

Hier iſt zunächſt der erſte Brief, welchen Schiller, drei Tage nachdem er an Baggeſen geſchrieben, an den Herzog und den Grafen Schimmelmann richtete:

III.

Brief Schiller's an den Herzog und den Grafen Schimmelmann.1)

Erlauben Sie, Verehrungswürdigſte, daß ich zwey edle Nahmen in Einen, und zwar in Denjenigen zuſammenfaſſe, unter welchem Sie Sich ſelbſt in Rückſicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bey welchem ich mir dieſe Freiheit nehme,

---

1) Dieſe Briefe ſind hier genau ſo abgedruckt, wie ſie mir in einer ſorgfältigen Abſchrift der Original-Briefe vorliegen. Die Briefe ſelbſt waren mir nicht zugänglich, woraus ſich eine Ungenauigkeit im Datum des Briefes vom 19. März 1795, nicht wie in der Abſchrift 1793, erklärt. Ich habe weder an der Orthographie noch an der Interpunction zu ändern gewagt.

iſt an ſich ſelbſt ſchon eine ſo überraſchende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealiſche Verhältniß, worein Sie zu mir getreten ſind, durch jede Rückſicht auf zufällige Unterſchiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Ueberreſte einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finſtern traurigen Zukunft ſchreckten, reichen Sie mir, wie zwey ſchützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt ja übertrifft meine kühnſten Wünſche. Die Art mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich dieſen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem ſolchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die ſchöne Humanität, aus der es entſpringt, und an die moraliſche Abſicht, zu der es dienen ſoll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich, empfangen zu können. Ihr Zweck dabey iſt, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beſchämung fühlen, ſo wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir ſelbſt und läßt mich, ſelbſt in den Feſſeln der höchſten Verpflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erſcheinen. Nicht an Sie, ſondern an die Menſchheit habe ich meine Schuld abzutragen. Dieſe iſt der gemeinſchaftliche Altar, wo Sie Ihr Geſchenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrteſten, daß nur die Ueberzeugung, von mir verſtanden zu ſeyn, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dieß zu ſagen.

Aber der nahe Antheil, den ein allzupartheyiſches Wohlwollen für mich an Ihrer großmüthigen Entſchließung hat, der Vorzug, den Sie vor ſo vielen andern mir ertheilen, mich als das Werkzeug Ihrer ſchönen Abſicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfniſſen eines Ihnen ſo fremden Weltbürgers herabſteigen legen mir gegen Sie die perſönlichſten Pflichten auf und miſchen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigſten Liebe. Wie ſtolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelſte aller Zwecke heiligt, den der Enthuſiasm fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit iſt die Begeiſterung, welche in Thaten ſich äußert, über diejenige erhaben, die ſich darauf einſchränken muß, zu Thaten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der ſiegenden Kraft auszurüſten, wodurch ſie Herzen ſich unterwürfig machen, iſt alles was der Philoſoph und der darſtellende Künſtler vermögen — wieviel anders iſts, die Ideale von beiden in einem ſchönen Leben zu realiſiren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künſtlers abfertigt: „Sie haben gethan, was ich nur mahlen konnte!" —

Aber, wenn ich es auch vergeſſen könnte, daß ich ſelbſt der Gegenſtand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die ſchöne Ausſicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, ſo würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von ſehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erſcheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menſchheit wieder auf, den ſo zahlreiche Beiſpiele vom Gegentheil in der wirklichen Welt niederſchlagen. Unausſprechliche Wolluſt iſt es für den Mahler der Menſchheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das ſich in ſeinem innern verklären und ſeinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Uebernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch ſie die ſüße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine ſo uneigennützig ſchöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Perſon darzuſtellen, den Sie Sich ſo tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmüthigen Unterſtützung ſeyn. Durch dieſe werde ich mich in den Stand geſetzt ſehen, meine Geſundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beſchwerden einer Reiſe, den Wechſel der Lebensart und des Climas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgeſetzt, die mir den Genuß der reinſten Lebensfreuden ſchmälert, und nur ſehr langſam, wie ſie kam, wird zu heben ſeyn. Unter den vielen Entbehrungen, wozu ſie mich verurtheilt, iſt dieſe keine der geringſten, daß ſie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tauſend unzerreißbaren Banden an zwey Herzen feſſeln wird, die mich jetzt noch aus unſichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie dieſe, meinem Dank unerreichbar ſind. In dieſer ſchönen Zukunft zu leben und mit ſeinen Wünſchen und Träumen dieſem Zeitpunkt voran zu eilen, wird bis dahin die liebſte Beſchäftigung ſeyn

Ihres tief verpflichteten und
ewig dankbaren

Jena, 19. Dec. 91. Fridr. Schiller.

Die Antwort des Herzogs, damals noch Erbprinzen, von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg, befindet ſich im Privatbeſitz eines Autographenſammlers, und iſt mir leider nicht zugänglich. Sie iſt vom ſiebenten Januar 1792 datirt.

Im Auguſt des Jahres 1793 erhielt Schiller einen andren Brief vom Herzog, aber ſowohl der Brief als Schiller's Antwort ſind verloren. Sechs andere Briefe, die Schiller im Laufe des Winters von Ludwigsburg nach Kopenhagen ſchickte, ſind gleichfalls verſchwunden, doch iſt Hoffnung da, daß ſie ſich wieder finden werden. Das nächſte, was wir beſitzen, iſt ein Schreiben von Schiller, vom 10. Juni 1794, als Antwort auf einen Brief des Herzogs vom 4. April desſelben Jahres. Dieſer Brief iſt im Privatbeſitz deſſelben Sammlers und wird bald der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ein früherer Brief des Herzogs jedoch ſcheint nie an Schiller gelangt zu ſein, und er entſchuldigt ſich deshalb beim Herzog.

IV.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Prinz!

Das gnädige Schreiben Euer Durchlaucht an mich vom vierten April d. J. welches an den Rath Reinhold beygeſchloſſen war, iſt wegen der früher erfolgten Abreiſe des leztern aus dieſen Gegenden nach Kiel zurück, und von da erſt aufs neue hierher gelaufen, wo es mir vor einigen Tagen in die Hände kam. Dies allein iſt Urſache, gnädigſter Prinz, daß ich den Inhalt deſſelben erſt heute beantworten kann.

Ew. Durchlaucht erwähnen darin eines

Schreibens an mich, das bis jetzt noch unbeantwortet ſey. Dies beunruhigt mich ſehr, da ich von keinem neuern Brief Ew. Durchlaucht an mich weiß, als der mir im Auguſt vorigen Jahres nach Schwaben iſt nachgeſchickt worden. Daß aber dieſer Brief nicht unbeantwortet geblieben, dieſes bezeigt eine Copie des meinigen die ich zurückbehalten habe, und eine Anzahl von ſechs andern Briefen, die ich in dem verfloſſenen Winter von Ludwigsburg aus an E. Durchlaucht abgehen ließ, und welche die Fortſetzung meiner Betrachtungen über das Schöne und Erhabene enthalten. Entweder müßten alſo meine Briefe, oder das Schreiben von Ew. Durchlaucht an mich verloren gegangen ſeyn. Der erſte Verluſt iſt nicht ſehr bedeutend, beſonders da ich alle meine Briefe aus Abſchriften wieder herſtellen kann; aber jede Zeile, die von der Hand Ew. Durchlaucht an mich verloren geht, iſt ein Verluſt, den nichts mir zu erſetzen im Stande iſt.

Die Nachricht von dem unglücklichen Brande in Kopenhagen, der die königliche Burg in die Aſche legte, war ſehr erſchütternd für mich, und mußte es um ſo mehr ſeyn, da ich mir wohl vorſtellen konnte, daß dieſes Unglück auch Eure Durchlaucht ſehr nahe mit betreffen mußte. Bey dem weiſen und großmüthigen Gebrauche, den Sie von Ihrem Eigenthum zu machen pflegen, iſt jeder Verluſt, den Sie erleiden, ein Unglück für Tauſende. Daß aber dieſes phyſiſche Uebel ſo viele moraliſch gute Folgen nach ſich zog, muß jeden Freund Dänemarks und überhaupt jeden Weltbürger wieder mit den Beſchlüſſen der Vorſehung verſöhnen; denn die Liebe eines guten Volks zu ſeinen Regenten, die bei dieſer Gelegenheit ſich ſo glänzend entdeckte, iſt ein unendlich größeres Gut, als alles, was ein Raub der Flammen werden konnte. Dieſer ſchöne Zug der Bürger Dänemarks, und die Bemerkung Ew. Durchlaucht darüber intereſſierten mich ſo ſehr, daß ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten möchte, einen öffentlichen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil es einen lehrreichen Wink für alle Regierungen enthält, und der Däniſchen beſonders ein ſehr ſchönes Denkmal ſetzt.

Das Verlangen Ew. Durchlaucht, meine verloren gegangene Briefe wieder zu beſitzen, iſt unendlich ſchmeichelhaft für mich, und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gern wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit entſagen, um mich dem angenehmen Geſchäfte, Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, ganz und ohne Einſchränkung widmen zu können. Alles was ich erforſche oder bilde, ſollte in einen Brief an Ew. Durchlaucht eingekleidet ſeyn, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit ſo empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Geſtalt meines Geiſtes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggeſen oft und vielmals beneidet habe.

Mit den Geſinnungen der reinſten Verehrung und Devotion erſterbe ich

Ew. Durchlaucht
unterthänigſter

Jena den 10. Jun. 1794. Fr. Schiller.

Der nächſte Brief Schiller's vom 20. Januar 1795 enthält die Glückwünſche des Dichters zu der Ernennung des Herzogs als Unterrichtsminiſter in Dänemark.

Schiller bittet zugleich um Erlaubniß, die Briefe, welche er an den Herzog gerichtet, und die im Brande verunglückt waren, in neuer Faſſung und vollendeterer Form ſeinem Wohlthäter zueignen zu dürfen.

V.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herr,

Mit dem lebhafteſten Antheil, den alles mir einflößt, was auf das Wohl der Menſchheit Beziehung hat, habe ich die glückliche Veränderung vernommen, welche Euer Durchlaucht einen Ihrem hohen Verdienſte gebührenden und Ihrem wohlthätigen Triebe ſo angemeſſenen Wirkungskreis eröffnet hat. Das Wohl vieler Menſchen iſt jetzt in Ihren Händen, und Ihr großes und edles Herz, welches von jeher aus eigener freyer Neigung für das Beßte der Menſchheit thätig war, hat nunmehr auch von dem Schickſal einen äußern Beruf und eine würdige Sphäre dazu erhalten. Wie würde ich das Geſchick meiner deutſchen Mitbürger preiſen, wenn es überal einer ſolchen Fürſtenhand anvertraut wäre, und mit welcher Sicherheit könnte man ſich alsdann für die Erfüllung aller der Volksglückſeligkeit verbürgen, welche bis jetzt leider nur eine Idee der Philoſophen und eine Phantaſie der Dichter geweſen iſt.

Die Achtung, die ich der Beſcheidenheit Ihres Herzens ſchuldig bin, verſtattet mir nicht, das Bild auszumahlen, das meine prophetiſche Einbildungskraft ſich von der Regierung eines eben ſo gefühlvollen, als philoſophiſch denkenden Fürſten verſpricht. Aber ich habe in dem Character des Don Karlos und Poſas mein Herz reden laſſen, und was ich dort nur als Dichter träumte, das ſpreche ich hier als Zeitgenoſſe Friedrich Chriſtians mit der gegründeten Ahndung aus, daß alles das Gute, was nur immer die Umſtände möglich machen durch Sie und in Ihrer Sphäre realiſirt werden wird.

Längſt ſchon war es mein Wunſch, den Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die mir in ſo hohem Grade von Eurer Durchlaucht ſind aufgelegt worden, einen öffentlichen Ausdruck zu geſtatten; aber ich wollte ſolches nur an der Spitze eines Werkes thun, das Ihres verehrten Namens nicht unwürdig wäre. Alle meine Kräfte verwende ich ſchon ſeit langer Zeit auf dieſe Arbeit, und wenn es mir nicht ganz mißlingt ſie dem Ideal gemäß auszuführen, das ich mir vorzeichnete, ſo bitte ich Eure Durchlaucht um Ihre gnädigſte Beyſtimmung, daß ich ſolche mit Ihrem Nahmen kröne.

Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abſchrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu beſorgen, drangen ſich mir ſo viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, ſolche in ihrer erſten Geſtalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbeſſerung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunſch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Geſtalt zu geben, ſondern auch den Plan derſelben zu einem größern Ganzen zu erweitern.

Von dieſer neuen Ausführung ſind in der Schrift, die ich Eurer Durchlaucht ehrfurchtsvoll überreiche, einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urtheil der Kenner zu vernehmen, ehe ich die letzte Hand an das Ganze lege. Möchten Sie, gnädigſter Herr, in dieſer kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu ertheilen, die mir erreichbar ſind.

Mit tiefſter Devotion und Ehrfurcht erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter

Jena den 20. Jan. 1795. F. Schiller.

51

Die äſthetiſchen Briefe, die nun in den Horen erſchienen, wurden dem Herzog regelmäßig überſendet, und die nächſten Briefe Schiller's ſind nicht viel mehr als Begleitſchreiben zu denſelben.

VI.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herr,

Ich habe es vor einigen Wochen gewagt, Ew. Durchlaucht das erſte Stück meiner Monathſchrift, welches den Anfang meiner aeſthetiſchen Briefe enthält, in Unterthänigkeit zu überreichen. Erlauben Sie mir nunmehr, gnädigſter Herr, Ihnen auch die fernere Fortſetzung dieſer Schrift, der ich kein höheres Glück wünſchen kann, als daß ſie Ihres Beyfalls würdig ſeyn möge, zu Füßen zu legen.

Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als dieſe litterariſchen ſind, beſchäftigen jetzt Ihre Aufmerkſamkeit; aber wenn Ihr Geiſt, nach wichtigern Geſchäften, nach einer Erholung umher blickt, ſo dürfen ſich die Muſen Ihnen nahen und Sie finden im Genuſſe der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelſten aufbehalten iſt.

Möchte auch ich dem Geiſt und dem Herzen Eurer Durchlaucht etwas anzubiethen haben, das Ihrer nicht ganz unwürdig iſt.

Mit unbegrenzter Devotion und Ehrfurcht erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Jena, den 4. Maerz 1795. Fr. Schiller.

Es ſoll ſich ein Brief des Herzogs an Schiller vom 10. März 1795 in der oben erwähnten Privatſammlung finden; die Antwort auf Schiller's Brief und auf ſeine Ueberſendung der Fortſetzung der Horen iſt aber die folgende:

VII.

Brief des Herzogs an Schiller.

Copenhagen d. 19. Maerz 1795.

(Nach dem Concepte von der Hand des Herzogs.)

Die beyden erſten Stücke der Horen und die dieſe beyden Stücke begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entſchuldigung, daß ich Ihnen, werther Herr Hofrath, den Empfang derſelben bis jetzt nicht angezeigt habe; allein gehäufte Geſchäfte und öfteres Uebelbefinden haben mich den ganzen Winter über zu einem trägen Briefſteller gemacht. Mein verſpäteter Dank iſt indeß darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen wegen der Geſinnungen die Sie gegen mich hegen. Möchte ich dieſe Geſinnungen doch einigermaaßen verdienen!

Ihre aeſthetiſchen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da Sie aber wegen meiner Unbekanntſchaft mit der Terminologie und wohl auch mit dem Inhalte der kritiſchen Philoſophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erſt bey wiederholter ruhiger Leſung verſchwinden werden, ſo ſchweige ich lieber gegenwärtig noch über dieſe Briefe. Im Sommer, auf dem Lande mit mehrerer Muße und weniger Zerſtreuung werde ich dieſe Lectüre wieder vornehmen.

Es iſt mir eine nicht geringe Freude in Ihrer Denkart über das was der Menſchheit-Noth iſt ſo viele Uebereinſtimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden. Verbeſſerung des Zuſtandes der Menſchheit muß von einem Menſchen ausgehen. Geſchieht dies nicht, ſo wird jedes politiſche Gebäude, ſey es auch noch ſo ſchön, in Kurzem verfallen und ungezähmten rohen Leidenſchaften, vielleicht zu einer annoch bequemeren

Behauſung dienen. Es kommt weniger auf die Form, es kommt auf den Geiſt an, durch welchen dieſe Form Leben erhält. Iſt dieſer Geiſt der Geiſt der Humanität, dann wird die Verbeſſerung erfolgen, die äußere Form mag beſchaffen ſein wie ſie will. Dieſen Geiſt der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, iſt auch in Ihr Loos gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte daß Ihr neueſtes litterariſches Unternehmen eben ſo wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten dieſe Beförderung ſeyn wird. Meine Intereſſen und meine Wünſche werden Sie ſtets begleiten.

Hierauf erwidert Schiller in einem Briefe vom 5. April 1795, der einige treffende Bemerkungen über die Schwierigkeiten der deutſchen Sprache enthält.

VIII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt
und Herr,

In dem Briefe vom 19. März, womit Euer Durchlaucht mich beehrten, leſe ich die, für mich höchſt aufmunternde Verſicherung, daß Ihnen die erſten Stücke meines neuen Journals nicht misfielen, ja daß ihre eignen Ueberzeugungen mit dem Haupt-Innhalte meiner aeſthetiſchen Briefe übereinſtimmend ſind. Muthiger fahre ich nun in dieſer Arbeit fort, und erbitte mir bloß Ihre gnädigſte Erlaubniß, Ihnen jedes neu herauskommende Stück dieſer Zeitſchrift überreichen zu dürfen.

Was Eure Durchlaucht in Anſehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, iſt ſehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerkſamkeit der Schriftſteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefſinnigkeit mit einer faßlichen Diction zu verbinden. Aber noch iſt unſere Sprache dieſer großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftſteller vermögen, iſt auf dieſes Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu ſehr vor der ſcharfen, oft ſpitzfindigen Beſtimmtheit, welche dem Philoſophen ſo unentbehrlich iſt, und die Sprache der Gelehrten iſt der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es iſt das Unglück der Deutſchen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird ſie die übeln Folgen dieſer Ausſchließung empfinden.

Sollte es mir indeß auch nur im Kleinen

gelingen, zu Ausbreitung philoſophiſcher Begriffe im Kreiſe der ſchönen Welt beyzutragen, ſo würde ich jede Anſtrengung, welche meine Unterſuchungen mich koſten für reichlich belohnt achten.

Mit tiefſter Devotion erſterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſter

Jena, den 5. April 1795. F. Schiller.

Am 9. Juni deſſelben Jahres ſchreibt Schiller von Neuem, indem er dem Herzog das fünfte Stück der Horen überſendet und das ſechſte mit elf neuen äſthetiſchen Briefen ankündigt.

IX.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt
und Herr,

Wie ſehr wünſchte ich, daß die Horen, davon ich Ew. Durchlaucht das fünfte Stück zu Füßen lege, Ihrer fernern Aufmerkſamkeit nicht unwerth befunden werden möchten. An meinem Eifer das Gute zu ſammeln, wo ich es nur irgend finde, fehlt es nicht, aber ſo reich Deutſchland an Journalen und Schriftſtellern iſt, ſo arm iſt es doch wieder an guten Autoren und an friſchen geſunden Produkten des Genius und des philoſophiſchen Geiſtes. Dieſer Mangel iſt mir, ich geſtehe es, noch nie ſo bekannt geweſen, als ſeit Erſcheinung meines Journals, an dem eine ſo große und nicht unwichtige Societät Antheil nimmt, und wo es dennoch ſo ſchwer hält, dem Publikum immer etwas Befriedigendes vorzulegen. Es gereicht zwar der Nation zum Ruhme, daß ſie ſchwerer zu befriedigen iſt, aber es wäre zu wünſchen, daß die Geſchicklichkeit der Schriftſteller dieſen hohen Forderungen auch entſprechen möchte.

An Fortſetzung meiner aeſthetiſchen Briefe habe ich mich dieſe ganze Zeit über beſchäftigt, ſoweit meine Geſundheit es verſtattete, und das ſechſte Stück, das gegenwärtig unter der Preſſe iſt, wird eilf neue Briefe enthalten. Dürfte ich hoffen, daß dieſe Unterhaltung Eurer Durchlaucht bey Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt auf dem Lande einige Stunden erheitern könnte, ſo würde ich darin eine ſüße Belohnung finden.

Mit den Geſinnungen der tiefſten Devotion und Dankbarkeit erſterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Jena, den 9. Juni 1795. F. Schiller.

Auch das ſechſte Stück der Horen iſt von einem Briefe Schiller's begleitet, worin er ſich beim Herzog wegen des freien und die conventionelle Decenz verletzenden Tones der darin abgedruckten Goethe'ſchen Elegien entſchuldigt.

X.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt
und Herr,

Nicht ohne Verlegenheit wage ich es, Ew. Herzogl. Durchlaucht das Sechste Stück der Horen zu überreichen.

Die Elegien, welche es enthält, ſind vielleicht in einem zu freyen Tone geſchrieben, und vielleicht hätte der Gegenſtand, den ſie behandeln, ſie von den Horen ausſchließen ſollen. Aber die hohe poetiſche Schönheit, mit der ſie geſchrieben ſind, riß mich hin, und dann geſtehe ich, daß ich zwar eine conventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Decenz dadurch verletzt glaube. Ich werde in einem künftigen Stücke des Journals mir die Freyheit nehmen, mein Glaubensbekenntniß über das, was dem Dichter in Rückſicht auf das Anſtändige erlaubt und nicht erlaubt iſt, ausführlich abzulegen.

Möchte die Fortſetzung meiner Briefe über aeſthetiſche Erziehung, davon dieſes Stück eine große Lieferung enthält, von Ew. Durchlaucht nicht ohne Intereſſe geleſen werden. Ich nähere mich darinn immer mehr meinem Ziele, und hoffe mehreres, was in den vorigen Briefen noch dunkel geblieben iſt, darin entwickelt zu haben.

In tiefſter Devotion und Ehrerbietung erſterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Jena, den 5. Jul. 1795. F. Schiller.

Für das neunte Stück der Horen beſitzen wir abermals ein Begleitſchreiben von Schillers Hand. Seine Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg ſeiner Zeitſchrift ſind wieder geſtiegen, und das hohe Ziel, welches er ſich und ſeinen Mitarbeitern geſteckt, Tiefe des Gedankens mit Klarheit und Schönheit der Form zu verbinden, ſcheint ihm nicht ganz unerreichbar. Sein Selbſtvertrauen iſt kräftiger als zuvor. Den Beifall der Beſten will er ſich erringen, mag die große Menge ſagen, was ſie will.

XI.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herr,

Wenn die bisher erſchienenen Lieferungen der Horen durch ihren ſpeculativen Innhalt ſehr oft ermüdend und unfruchtbar geweſen, ſo iſt vielleicht dieſes Neunte Stück, welches ich Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigſt zu überreichen wage, von einem mehr unterhaltenden Innhalt. Mehrere philoſophiſche Ideen ſind darinn in ein freyeres poetiſches Gewand eingehüllt, und empfehlen ſich vielleicht in dieſer Geſtalt dem Kenner des Schönen.

Nach einer langen Trennung von der poetiſchen Muſe habe auch ich es wieder gewagt, in dieſer Gattung Verſuche zu machen und möchte es mir gelungen ſeyn, den Geſchmack Euer Durchlaucht und der ganzen feineren Welt mit den bisherigen metaphyſiſchen Uebungen auszuſöhnen. Auf jedem Wege, in jeder Form ſuche ich immer und ewig daſſelbe, die Wahrheit. Gelingt es mir auch nicht auf allen, ſie zu finden, oder der gefundenen Eingang zu verſchaffen, ſo kann ich von einem Herzen, wie das Ihrige iſt, wenigſtens Anerkennung meines guten Willens und redlichen Eifers hoffen.

Mit den Geſinnungen der tiefſten Devotion erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Fridrich Schiller.

Jena, 5. Octob. 1795.

Das letzte Heft des erſten Jahrganges der Horen wird dem Herzog am 9. Januar 1796 überſchickt, und in dem beigefügten Brief drückt Schiller offen ſeine Unzufriedenheit mit der Ausführung dieſes von ihm einſt mit hoher Begeiſterung begonnenen Unternehmens aus. Dennoch tröſtet ihn der Gedanke, daß er Großes und Gutes gewollt, und er ſcheint nur nicht klar mit ſich darüber, daß wer Großes und Gutes will, nicht auf den Beifall der Kleinen und Schlechten rechnen darf.

XII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herr,

Mit dem Monathſtücke, welches ich Euer Herzogl. Durchlaucht hier unterthänigſt überreiche, iſt der erſte Jahrgang meiner Zeitſchrift geendigt und indem ich die zurückgelegte Bahn überſehe, fühle ich lebhaft, wie weit das wirklich geleiſtete hinter den gerechten Erwartungen der Kenner zurückbleibt. Ich muß befürchten, gnädigſter Herr, daß Sie manche unſrer philoſophiſchen Unterſuchungen viel zu abſtrakt und wiſſenſchaftlich, manche leichtere Unterhaltungen nicht intereſſant genug gefunden haben werden, aber an meinem Eifer und guten Willen lag es nicht, daß Ihre Erwartung von beyden nicht mehr befriedigt wurde. Die Forderungen der Gelehrten und die Wünſche des Leſers von Geſchmack ſind einander gar zu oft entgegen geſetzt: jene verlangen Tiefe und Gründlichkeit, welche leicht eine Dunkelheit und Trockenheit erzeugt, dieſer fordert Leichtigkeit und Schönheit, welche gar leicht zu Oberflächlichkeit verleiten. Die große Schwierigkeit, zwiſchen beyden Klippen glücklich vorbey zu kommen, wird die Mängel unſerer Arbeit einigermaßen entſchuldigen.

Ich geſtehe Ihnen, gnädigſter Herr, daß ich bey dieſer Zeitſchrift mir den Endzweck vorſetzte, die Seichtigkeit im Raiſonnement und den geiſtloſen ſchlaffen Geſchmack in Poeſie und Kunſt, welche in unſere Zeiten eingeriſſen haben, nach allen meinen Kräften zu bekämpfen, und den herrſchenden Geiſt der Frivolität durch männlichere Grundſätze zu verdrängen. Mein Unternehmen kann mislingen, aber ich kann nie bereuen, es verſucht zu haben.

Dürfte ich mir ſchmeicheln, vortrefflichſter Fürſt, daß Ihnen die Fortſetzung dieſes Journals nicht gleichgültig ſeyn werde, mit um ſo mehr Muth und Vertrauen würde ich den neuen Kreislauf deſſelben beginnen.

Mit tiefſter Devotion erſterbe ich
Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Jena, den 9. Jan. 1796. Fr. Schiller.

Nur noch ein Brief von Schiller hat ſich bis jetzt gefunden. Er iſt datirt vom 5. Februar 1796 und deutet an, daß der Herzog auch noch in dieſem Jahre dem Dichter ſeinen zuerſt nur auf drei Jahre verſprochenen Jahrgehalt zugeſchickt hatte.

XIII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herr,

Der abermalige Beweis, den ich vor einigen Tagen durch den Kammerrath Kirſtein aus Koppenhagen von der gnädigen Geſinnung Eurer Durchlaucht gegen mich empfangen, erneuert bey mir die Empfindung meiner tiefen und großen Verbindlichkeit und ruft mir alles, was ich Ihrer Großmuth ſchuldig bin, aufs neue lebhaft in's Gedächtniß. Da es für ein Herz wie das Ihrige, keinen höheren Lohn geben kann, als die Ueberzeugung, Gutes geſtiftet und einen edeln Zweck wirklich erreicht zu haben, ſo darf ich es, ohne Gefahr einer Unbeſcheidenheit wagen Eure Durchlaucht zu verſichern, daß Ihre wohlthätige Abſichten bey mir nicht verfehlt worden ſind. Die Unabhängigkeit und Muße, welche ich bißher Ihrer Freygebigkeit verdankte, haben es mir möglich gemacht, trotz einer äußerſt zerrütteten Geſundheit, meine Kräfte auf einen bedeutenden Zweck mit Beharrlichkeit hinzurichten, und ſoviel für meine eigene Bildung zu thun, als die Grenzen meiner Kräfte erlaubten. Ohne Ihre Großmuthsvolle Unterſtützung hätte ich entweder dieſen Zweck aufgeben, oder demſelben unterliegen müſſen.

Die Schritte welche ich in den letzten vier Jahren zu dem Ziele gethan habe, das vor meiner Seele ſteht, ſind ſchneller und wichtiger geweſen, als alle, die ich vorher dazu habe machen können, und wem ſonſt als Ihnen, Vortreflichſter, und Ihrem edeln Freunde danke ich dieſes Glück. Mit gerührtem Herzen ſchreibe ich dieſes nieder und das tiefe Gefühl meiner

Verpflichtung wird unauslöſchlich in meiner Seele leben.

Mit unbegrenzter Devotion und Verehrung erſterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Jena, den 5. Febr. 1796. Fr. Schiller.

Trotz aller Nachforſchungen an verſchiedenen Orten haben ſich bis jetzt keine weiteren Briefe in den Archiven des Herzoglichen Hauſes gefunden. Ich verdanke Herrn Profeſſor Gödeke die Mittheilung, daß Schiller nach ſeinem gedruckten Kalender noch folgende Briefe an den Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg richtete: am 11. März 1796, am 22. März 1796, am 27. März 1796, am 21. October 1796, am 25. November 1796 und am 16. Januar 1797. In Privatbeſitz befinden ſich die drei oben erwähnten Briefe des Herzogs vom 7. Jan. 1792, vom 4. April 1794, und vom 10. März 1795;

ſo wie noch mehrere Briefe von Baggeſen und Graf Schimmelmann an Schiller, die hoffentlich bald den Freunden Schillers mitgetheilt werden.

Schiller ſtarb am 9. Mai 1805; neun Jahre nachher der Herzog, am 14. Juni 1814. Sein Name hat einen guten Klang in der Geſchichte Dänemarks, und in den ruhmreichen Annalen ſeines eigenen Hauſes wird er ſtets eine Ehrenſtelle füllen. Er war es, der zum Nachfolger Carl's XIII. auserſehen, die Königskrone von Schweden ausſchlug. Schwerlich aber hat der edle Fürſt, als er, dem Zuge ſeines Herzens folgend, dem armen Profeſſor Schiller in Jena einen Jahrgehalt ausſetzte, daran gedacht, daß er dadurch ſeinen Namen auf die ehernen Gedenkbücher der Weltgeſchichte ſchreiben würde, ja, was noch weit mehr iſt, daß dieſe ſeine einfache, ſchöne That wie ein friſcher Hauch die ſpäteſten Geſchlechter zu gleichem Thun beleben, daß ſie fortwährend Schöneres gebären und, wie ein Samenkorn, zu höherem Loos erblühen werde.

So mächtig kann der Einzelne wirken, wenn er will, wenn er dem erſten Zuge des Herzens folgt, wenn er Glauben an ſich und an die Menſchen hat. Schon in meinem Aufſatz über Schiller (1859) (Eſſays, dritter Band, p. 73) war es meine hauptſächliche Abſicht, recht klar nachzuweiſen, wie Schiller's menſchliche und dichteriſche Entwickelung meiſt durch den Einfluß großer Perſönlichkeiten, mit denen ihn ſein guter Stern zuſammenführte, beſtimmt worden war. Man hat das wollen in Abrede ſtellen, und was kann man nicht alles in Abrede ſtellen? Aber Schiller fühlte dies ſelbſt und ſprach es einmal deutlich in einem Brief vom 23. November 1800 an die Gräfin Schimmelmann, die Frau des däniſchen Miniſters, aus: „Was ich Gutes haben mag," ſagt er, „iſt durch einige wenige vortreffliche Menſchen in mich gepflanzt worden; ein günſtiges Schickſal führte mir dieſelben in den entſcheidendſten Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntſchaften ſind auch die Geſchichte meines Lebens."

Das unerwartete großmüthige Auftreten des

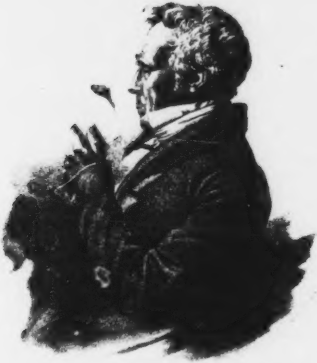
Herzogs von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg bezeichnet jedenfalls eines der entſcheidenden Momente in der Entwickelung des Schiller'ſchen Genius, und es iſt gar nicht in Abrede zu ſtellen, daß, ohne dieſe Erſcheinung, der Lebensweg des Dichters wahrſcheinlich ein ganz anderer geworden wäre. Ein Dichter wird freilich geboren, aber er wird auch gemacht; er wird gemacht durch ſein Volk, das ihn verſteht und liebt. Wo im Volke Liebe und Verſtändniß fehlen, da gedeiht die Dichtung ſo wenig, als die Roſe duftet ohne Sonnenſchein, und in dieſem Sinne iſt jede große Dichtung ein Volksgedicht. Es iſt ganz wahr, ein Volk macht keine Volkslieder, aber es macht den Dichter, der ihm ſeine Lieder aus dem Geiſt und aus der Seele heraus ſingt. Nur durch vereintes Wollen und Verſtehen entſteht ein Volkslied, und ebenſo eine Volksliteratur. Der Dichter ſelbſt iſt das Kind ſeiner Zeit, er muß ſeine Zeit und ſein Volk verſtehen, er muß Fühlung mit der Vergangenheit und Gegenwart und einen prophetiſchen Blick in die Zukunft haben. Er muß ſicheren Schrittes vorangehen, ohne ſich umzublicken; aber das Volk muß ihm folgen können und folgen wollen, ſonſt verſchwindet er wie ein Schatten, wie ſchon mancher Dichter verſchwunden iſt.

Das war eben einer der ſchönſten Charakterzüge der Weimar'ſchen Glanzperiode, daß die Menſchen noch die Kunſt beſaßen, das Schöne zu entdecken und das Unſchöne zu überwinden. Man verſtand zu genießen. Man liebte und lobte das Schöne, und weil man wußte, wie ſchwer die Kunſt ſei, ſo ſchüttelte man nicht den Kopf bei jeder falſchen Note, wie man es jetzt thut, um ſein feines Ohr zu beweiſſen. Wie ſelten die Gabe der Bewunderung, wie ſchwer die Kunſt des Lobes iſt, das ſcheinen die nicht zu ahnen, durch deren Schuld der Name des Kritikers die faſt ausſchließliche Bedeutung des Tadlers erhalten hat. Als Baggeſen und der Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg und der Graf Schimmelmann den hohen Flug des Schiller'ſchen Genius bewunderten und ihrer Bewunderung einen thatkräftigen Ausdruck geben wollten, da gab es gewiß auch geiſtreiche Hofdamen und ſchriftſtellernde Legationsräthe in Kopenhagen, die ſagten: „Aber Durchlaucht, bedenken Sie, was Sie thun. Der Schiller iſt allerdings in gewiſſen Schichten der Geſellſchaft in Deutſchland ſehr populär. Aber es ſind doch eigentlich nur wilde Studenten und überſpannte Hofdamen, die für ihn ſchwärmen; bei competenten Richtern gelten ſeine Sachen für verfehlt. Er iſt kein Claſſiker, wie Gellert oder Klopſtock. Und, Excellenz, ſeine politiſchen und religiöſen Geſinnungen! Er ſoll ein Demokrat, ein Atheiſt ſein. Wäre es nicht beſſer, zu warten und genauere Erkundigungen über den Dichter der Räuber anzuſtellen?“ Das iſt der Mehlthau, der alle friſchen Regungen verdorren macht, während aufrichtige Bewunderung und Theilnahme, wie Frühlingsregen und Sonnenſchein, die verſteckten Knospen des Genius an allen Enden zur Blüthe und Frucht treibt. Es iſt gar keine Frage, der Herzog von Holſtein-Auguſtenburg hätte ſich täuſchen können. Schiller's Geiſt konnte den Leiden ſeines Körpers erliegen, ohne einen Wallenſtein, ohne einen Wilhelm Tell geſchaffen zu haben. Und was dann? Beſſer, ſich hundertmal in der Bewunderung und Liebe zu täuſchen, als den Muth zur Bewunderung und Liebe zu verlieren. Dieſer Muth eben fehlt uns. Es fehlt uns nicht an Bewunderungswürdigem, es fehlt uns am Talent der Bewunderung. Wir haben große Dichter, große Künſtler, große Gelehrte, große Staatsmänner, große Fürſten; was wir nicht mehr haben, iſt ein großes, ein großmüthiges Volk.

Schiller und Goethe erſcheinen uns jetzt von einem claſſiſchen Nimbus umgeben. Man denkt, es verſtehe ſich ganz von ſelbſt, daß ſolche Geiſtesheroen Anerkennung und Bewunderung fanden. Man leſe aber nur die Journale aus damaliger Zeit, und man wird ſich leicht überzeugen, daß auch Schiller und Goethe entdeckt werden mußten. Friedrich der Große ſprach von Götz von Berlichingen als ces platitudes dégoûtantes. Goethe warf Schiller's Räuber und Fiesco in dieſelbe Claſſe wie Heinſe's Ardinghello. Ja noch ſpäter, als Goethe und Schiller bereits ihr literariſches Duumvirat angetreten und in den Horen eine kritiſche Dictatur zu üben ſuchten, fiel der gebildete Pöbel in den deutſchen Zeitſchriften ganz unbarmherzig über ſie her. Es hat ſich herausgeſtellt, daß Cotta, der Verleger der Horen, lobende Beſprechungen der neuen Zeitſchrift bei der damals einflußreichen Jenaiſchen Literatur-Zeitung beſtellt hatte. Es ſcheint uns unbegreiflich, daß ein Mann wie Schiller ſich zu ſolchen Erbärmlichkeiten herablaſſen konnte. Und doch, ſo war's; und ganz natürlich nahm ein mit ſolchen Mitteln unterſtütztes Unternehmen ein klägliches Ende, trotz Schiller, trotz Goethe. Schiller klagt über die naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier der namentlich von der Schlegelſchen Partei gegen ihn gerichteten Kritik. Er ſchimpft ganz wie moderne Poeten über allgemeine Nichtigkeit, Parteiſucht für's äußerſt Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgeberden, Leerheit, Lahmheit u. ſ. w., und erhielt natürlich ganz dieſelbe Münze zurück.

Ich erwähne dies Alles nur, um zu zeigen, daß, wenn das wahrhaft Große einmal entdeckt iſt, Jedermann es bewundern kann, daß aber zu allem wahrhaft Großen zwei Kräfte gehören, eine ſchaffende und eine empfangende. Die Welt iſt reich, auch jetzt noch; die Edelſteine ſind da, aber was nützen ſie, wenn das Huhn nur nach Gerſtenkörnern ſcharrt? Iſt das Meer ſchön für den Häringsfänger? Iſt die Wüſte ſchön für den Kameeltreiber? Sind die Berge ſchön für den laufenden Boten? Was uns fehlt, iſt Sympathie, Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid. Wir werden vielleicht nie wieder ſchwärmen lernen, wie der edle Herzog von Holſtein, wie Graf Schimmelmann, Baggeſen und ſeine Freunde. Aber was das jetzige Geſchlecht lernen kann und ſoll, die Jungen ebenſo wie die Alten — das iſt Muth und Ausdauer, um das Schöne zu entdecken, Luſt und Freude, um das Schöne zu verkünden, Hingebung und Dankbarkeit, um das Schöne zu genießen, — mit einem Worte, Liebe, im alten, wahren, ewigen Sinn des Wortes. Man ſchaffe nur den Staub der Eitelkeit, die Spinnewebe der Selbſtſucht, den Schmutz des Neides weg, und das alte deutſche Menſchenbild wird bald zum Vorſchein kommen, ſo wie es war, als es noch „Millionen umſchlingen“ konnte. Die alte Menſchenliebe, die wahre Quelle aller Humanität iſt noch da, ſie kann im deutſchen Völke nie ganz verſchüttet werden. Wer in dieſen Jungbrunnen hinabſteigen, wer wieder zu ſich kommen, wer wieder das ſein kann, was er urſprünglich war — der liebt das Schöne, wo er es auch findet, der ſagt mit Schiller, das Leben iſt doch ſchön, der genießt und ſchwärmt, wenn nicht am „donnernden Weltmeer“, doch in den wenigen ſtillen Stunden, die er ſich dann und wann im geräuſchvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit erkämpft.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershauſen



Cotta

Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Cotta

Herausgegeben von

Wilhelm Vollmer

Mit dem Porträt J. F. Cotta's.

Stuttgart
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1876.

V. 22206.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta erſcheint im gemeinſamen Auftrag der Familien Schiller-Gleichen-Rußwurm und Cotta, welche damit dem Freundſchaftsbund zwiſchen ihren Großvätern ein ehrenvolles Denkmal zu errichten beſchloſſen haben.

Die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Schiller und Johann Friedrich Cotta begannen im Frühjahr 1794. Zwar hatte ſchon zwölf Jahre vorher ein Gedicht Schillers: die Entzückung an Laura, in G. F. Stäudlins Muſenalmanach für 1782, einem Verlagsartikel der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen, Aufnahme gefunden, und die Mitarbeiter jener ſchwäbiſchen Blüthenleſe: Conz, Haug, Reinhardt, Weiſſer u. A., unterhielten faſt alle ſeitdem einen dauernden freundſchaftlichen Verkehr mit der genannten Firma und deren Vertreter; aber bei Schiller ließ ſein Zerwürfniß mit dem Herausgeber und ſeine bald darauf erfolgte Flucht aus der Heimath das durch jenen poetiſchen Beitrag angebahnte Verhältniß nicht weiter gedeihen, abgeſehen davon, daß Johann Friedrich Cotta damals noch nicht Inhaber der Firma J. G. Cotta war.

Dieſe Buchhandlung erfreute ſich zu jener Zeit eines ſchon mehr als hundertjährigen Beſtandes. Ihr Begründer war Johann Georg Cotta, Johann Friedrichs Ur Urgroßvater. Geboren am 20. Juni 1631, als der Sohn des Nikolaus Cotta, Pfarrers in Porſchendorf und Liebenthal bei Dresden, und der Pfarrerstochter Eliſabeth, geb. Albinus, fiel ſeine Jugend noch in die rauheſten Stürme des dreißigjährigen Kriegs. Als am 23. April 1639 die Schweden unter Baner Pirna in Meißen mit ſtürmender Hand eroberten, barg der dort ſich aufhaltende achtjährige Knabe mit Noth ſein Leben in der Sakriſtei der Kirche, während in dieſer der Feind alle Geflüchteten niedermetzelte. Noch in ſpäten Jahren, als angeſehener Buchhändler und civis academicus von Tübingen, wandte er in dankbarer Erinnerung an ſeine Lebensrettung jener Kirche eine fromme Stiftung zu und ließ ſie durch ſeinen Sohn perſönlich übergeben, als dieſer auf einer Bildungsreiſe die alte Heimath und die dortigen Verwandten beſuchte, deren Nachkommen noch heute in Sachſen und Thüringen leben. Des Knaben, der frühe beide Eltern verloren hatte, nahm ſich der älteſte Bruder Theodor an, nachmaliger churfürſtlich ſächſiſcher Kammerſchreiber: er gab ihn in die Buchhandlung des Dr. Mevius und deſſen Nachfolgers, Dr. Quenſtedt, zu Wittenberg in die Lehre. Nach einer ſechsjährigen Ausbildung kam Johann Georg in die Zetzner'ſche Buchhandlung nach Straßburg und von da in die Endter'ſche zu Nürnberg, wo die beſtimmende Wendung ſeines Schickſals eintrat.

Im Jahr 1658 war der akademiſche Buchführer Philibert Brunn (geb. 17. Jan. 1626) in Tübingen geſtorben, deſſen Vorfahren und Familienglieder ſeit lange daſelbſt das Buchhändlergewerbe ausgeübt hatten. Die Wittwe Euphroſyne, geb. am 18. Sept. 1629, die Tochter des Rathsverwandten und Goldſchmieds Mathias Gelb in Augsburg und der Euphroſyne, geb. Dankmaier, welche mit Brunn als deſſen zweite Frau in vierjähriger Ehe gelebt hatte, berief auf den Rath ihres Vormunds, des Vicekanzlers Kurtz, den Johann Georg Cotta aus Nürnberg zur Leitung der Buchhandlung. Der junge Geſchäftsführer wußte ſich durch perſönliche Vorzüge, Fleiß und Tüchtigkeit das Vertrauen der Wittwe in ſolchem Grad zu gewinnen, daß er ſchon nach Jahresfriſt, am 22. Nov. 1659, ihre Hand und mit ihr den Beſitz der Buchhandlung erhielt, die er fortan, vom Senat der Univerſität mit der Würde eines civis academicus ausgeſtattet, unter ſeinem Namen und ſeiner Firma betrieb. Nachdem er am 28. April 1689 ſeine Frau durch den Tod verloren, ſchritt er am 5. Auguſt 1690 zu einer zweiten Ehe mit Anna Maria, geb. Obrecht, Wittwe des M. Tobias Tafel, Pfarrers zu Bondorf. Sie ſtarb ſchon am 26. März des folgenden Jahres. Im Jahr 1692 unternahm der Einundſechzigjährige noch eine Reiſe zur Frankfurter Meſſe. Unterwegs, in Stuttgart, von einer Krankheit befallen, kehrte er am 11. März nach Tübingen zurück und ſtarb am Charfreitag, den 25. März. Der in Tübingen bei Martin Rommey (1692, 70 S. 4°) gedruckten Leichenrede des Stadtpfarrers Prof. Dr. Michael Müller, deren Perſonalien die vorſtehenden Daten entnommen ſind, iſt ein Anhang von 41 Epicedien von Univerſitätsverwandten, Freunden und Familienmitgliedern, den Rektor Johann Zeller an der Spitze, beigegeben, welche in den verſchiedenſten Wendungen Ehrenhaftigkeit, Treue und Redlichkeit, weiſe Umſicht und Sorgfalt, Leutſeligkeit und Nüchternheit als die hervorragendſten Eigenſchaften des Verſtorbenen rühmen. Vom Geiſt dieſer Epicedien möge nachfolgende, ſich auf wenige, kürzere Gedichte beſchränkende Auswahl Zeugniß geben:

Tractanti varios prudenti pectore Libros:
Aeternum Vitae volve revolve Librum.

Elias Rudolphus Camerarius, Dr.

Codicibus Civis Celebratus Cotta Camoenis
Coelicolis Charus Coelica Castra Capit.
M. Georg Friderich Seifferheld in Schwäbiſch-Hall,
Gym. Coll. et Poeſ. Profeſſ.

Herr Cotta, deſſen Ruhm den Sternen eingeſchrieben,
Der um die kluge Welt ſich ſo verdient gemacht;
In dem mit Weißheit Er den Handel um getrieben,
Und fremde Wiſſenſchafft uns hat zu Kauff gebracht.
Iſt nun zur Himmels-Meß beruffen von der Erden,
Und ligt indeß der Leib, das Buch der Sterbligkeit,
Biß es in kurtzem neu wird auffgeleget werden
Durch Chriſtum, als ein Buch der Unverweßligkeit.
M. Joſeph Ludwig Neuffer, *S. S. Theol. Stud.*

Buchhandlung und Firma gingen nach des Begründers Tod auf ſeinen einzigen Sohn Johann Georg (geb. 1663, geſt. 1712) und von dieſem auf den gleichnamigen Enkel (geb. 1693) über. Im Verlauf dieſer Zeit ſcheint der urſprüngliche unternehmende Geiſt von der Buchhandlung gewichen zu ſein; dieſelbe wurde nur mehr durch Faktoren verwaltet, und der Urenkel des Gründers, Chriſtoph Friedrich (geb. am 2. März 1724 zu Tübingen, geſt. in Stuttgart am 18. März 1807), ließ ſich, nach einer kriegeriſchen Laufbahn im öſterreichiſchen Heer unter Laudon, in Stuttgart nieder und errichtete dort die bis vor Kurzem unter der Firma Chr. Fr. Cotta's Erben beſtehende Hof- und Kanzleibuchdruckerei. Neben zehn Töchtern hinterließ er drei Söhne: Chriſtoph Friedrich, geb. 7. Auguſt 1758 zu Stuttgart, geſt. am 21. Sept. 1838 zu Trippſtadt (vgl. S. 187—193 dieſes Buchs); Johann Georg, geb. am 21. März 1761, geſt. am 14. Juli 1836; und Johann Friedrich, geboren in Stuttgart am 27. April 1764, der den alten Glanz der Firma erneuern und ihr, ſowie dem geſammten Buchhandel Deutſchlands einen nie geahnten Aufſchwung geben ſollte. Zwei andere Söhne, Karl Chriſtian und Joſeph Ludwig, ſtarben im Alter von 24 reſp. 39 Jahren, ohne eine Familie gegründet zu haben.

Johann Friedrich wurde nach dem Wunſche ſeines Großoheims, des in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Johann Friedrich Cotta, Kanzlers der Univerſität Tübingen und Stifters des dortigen Cotta'ſchen Stipendiums, zum Studium der Theologie beſtimmt und bereitete ſich auf dem Stuttgarter Gymnaſium für daſſelbe vor, während andererſeits des Vaters Erzählungen aus ſeinem Kriegsleben in dem Jünglinge das Verlangen weckten, ſich dem Militärſtand zu widmen. Als der Vater ſeine Zuſtimmung gab, beſchäftigte er ſich eifrig mit der Lektüre militäriſcher Schriften, mit Geſchichte und Mathematik und bezog 1782 die Univerſität Tübingen, um den in dieſem Jahr von Warſchau dorthin berufenen berühmten Mathematiker Pfleiderer zu hören. Unter deſſen Einfluß gewann er neue Lebensanſchauungen, gab ſeinen erſtgefaßten Plan auf und ging unter Feſthaltung ſeines Lieblingsfachs, der Mathematik, zum Studium der Rechte über, dem er fortan mit angeſtrengteſtem Fleiße oblag. Nach glänzender Abſolvirung der Univerſitätsjahre reiſte Cotta mit dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Kupferſtecher Joh. Gotthard Müller nach Paris, um ſich für die durch Vermittlung Pfleiderers ihm zugeſagte Stelle eines Erziehers des Fürſten Lubomirsky in Warſchau auszubilden.

In der Hauptſtadt Frankreichs bot ſich ihm Gelegenheit, ſeine Lebens- und Kunſtanſchauungen zu erweitern, eine gründliche Kenntniß franzöſiſcher Zuſtände zu erwerben und die Bekanntſchaft hervorragender Perſönlichkeiten zu machen. Von ſeinem Vater, der ihn durch Zuwendung der Stelle eines Taxis'ſchen Poſtmeiſters verſorgen zu können glaubte, zurückberufen, verzichtete er auf den ihm angebotenen Poſten zu Gunſten ſeiner älteſten Schweſter, deren Lebensglück er damit begründete, und ließ ſich nach abgelegter Prüfung 1785 in die Zahl der Hofgerichtsadvokaten zu Tübingen aufnehmen. Inzwiſchen war der Zeitpunkt zur Uebernahme der Erzieherſtelle in Warſchau herangekommen; die getrübten politiſchen Verhältniſſe, namentlich die im Innern des unglücklichen Polens ſelbſt herrſchenden Wirren ließen jedoch den Antritt derſelben nicht räthlich erſcheinen, und ſo beſchloß Cotta mit Zuſtimmung ſeines Freundes Pfleiderer, zunächſt den Lauf der Dinge abzuwarten.

Da die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen unter fremder Leitung immer mehr in Verfall gerathen und ihr Zuſtand ein unhaltbarer geworden war, drang Chriſtoph Friedrich Cotta in ſeinen Sohn, das herabgekommene Geſchäft zu übernehmen, in der Hoffnung, daß eine junge, mit wiſſenſchaftlicher Bildung ausgerüſtete Kraft demſelben neues Leben und Gedeihen einflößen könne. Johann Friedrich ließ ſich beſtimmen, und einmal entſchloſſen, ergriff er mit Umſicht und Energie die zweckdienlichen Mittel. Er wandte ſich zunächſt um Rath und Beiſtand an einen der tüchtigſten, erfahrenſten Männer des deutſchen Buchhandels, den Beſitzer der Weidmann'ſchen Officin in Leipzig, Philipp Erasmus Reich. Der Brief, welchen er an dieſen ſchrieb und der vor einigen Jahren mit andern literargeſchichtlichen Denkwürdigkeiten der Weidmann'ſchen Buchhandlung im Buchhändlerbörſenblatt und dann in beſonderem Abdruck erſchien, iſt für Johann Friedrich Cotta und ſein ernſtes Streben ſo charakteriſtiſch, daß er auch hier eine Stelle finden möge. Er lautet:

Hochedelgeborner Herr!

Verzeihen Sie gütigſt, daß ich als ein Unbekannter Ihnen mit dieſem Schreiben beſchwerlich falle. Ich bin in einer Lage, wo ich den Rat eines Einſichtsvollen Buchhändlers bedarf, und neme mir daher die Freiheit, mich deßwegen an Sie zu wenden. Die Nachrichten, die ich von Ihrem Karakter und Einſichten von ſo vielen Seiten erhielt, bürgen mir hinlänglich, daß Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen, und wenn Sie mir ſie gütigſt gewären, ich vollkommen belehrt ſeyn werde. Mein Vater der Hofbuchdruker Cotta von hier beſizt, wie Ihnen bekannt ſeyn wird, die J. G. Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen. Ich habe Luſt ſie zu kauffen und wünſchte Ihre Gedanken hierüber zu wiſſen. Sie werden mir daher erlauben, Ihnen einiges von meiner Perſon, ſo viel zur Sache gehört, zu ſagen. Seit 1782 habe ich mich in Tübingen aufgehalten und die Rechte und Mathemathik ſtudirt, daneben erwarb ich mir durch den Umgang mit Herrn Schulz, Koerber und Teichmann ſo viele praktiſche Kenntniſſe vom Buchhandel, daß ich glauben ſollte, ich könte in dieſer Rükſicht eine Buchhandlung füren. Mein Studieren gab mir Gelegenheit, die für einen Buchhändler notwendige litterariſche Kenntniſſe zu erlangen, Bekantſchaft mit mereren Gelehrten und Bücherliebhabern zu machen, und mich von dem Localen meines Vaterlandes in ſo weit zu unterrichten, als es dem Buchhändler nüzlich iſt. Dabei hatte ich das Glük mich in einen ziemlich guten Credit zu ſezen, ſo daß ich auf die Unterſtüzung von mereren Perſonen zälen darf. Dieß wäre aber nun alles, was ich bei Antrettung der Buchhandlung hätte; das Geld, das mir dazu nötig wäre, müßte ich entlehnen, hätte aber ſchon die gewiſſe Verſicherung es zu erhalten. Nun wünſchte ich zu wiſſen, wie ich den Wert der Handlung beſtimmen ſoll? Hr. Teichmann, der gegenwärtige Factor, hat die Bücher nach Ballen ausgemeſſen, ich könte ſie alſo hieraus einigermaßen ſchäzen, wenn ich wüßte, wie man ungefähr den Ballen anſchlagt, gute und ſchlechte Ware untereinander? Natürlich wird auch hierbey ein Unterſchied zwiſchen Sortiment und Verlag gemacht werden müſſen. Den Verlag der Cottaiſchen Buchhandlung kennen Sie. Die beſten Artikel ſind Tafinger, Jus camerale, Lauterbach, Colleg., Gerhardi Loci theologici, Stewart Staatswirtſchaft und einige kleine, mer in unſern als auswärtigen Gegenden gangbaren Artikeln. Das Sortiment wird freilich ziemlich mit ſchlechten Büchern vermiſcht ſeyn. Wie man die ausſtehende Schulden anſchlagt? wünſchte ich auch zu wiſſen? Gute und ſchlechte erhalten natürlich verſchiedne Anſchläge. Wenn Sie mich hierüber gütigſt belehren wollten, ſo könnte ich danach den Kaufſchilling der Handlung beſtimmen. Nun erlauben Sie mir auch, Ihnen zu melden, wie ich meinen Handel anzufangen gedenke. Da der Credit der Cottaiſchen Buchhandlung ſeit einiger Zeit ziemlich gefallen iſt, ſo müßte ich diſen zuvörderſt herzuſtellen ſuchen. Ich würde dahero denen Hrn. Buchhändlern dasjenige, was man ihnen die lezte Meſſe ſchuldig blieb, ſogleich ſenden. Als dann würde ich auf die nächſte Oſtermeſſe ſo viel Geld mitnemen, daß ich nicht nur alle Rechnungen tilgen, ſondern auch von den neuen Büchern die vorzüglichſte ſogleich baar bezalen könte. Hr. Schulz und merere haben mich verſichert, daß die Herrn Buchhändler als dann äuſſerſt billige Preiſe machen. Sie werden mir ſagen können, ob dieſes gegründet iſt? Ob überhaupt die Herrn Buchhändler einen Anfänger, der ſich Mühe zu geben ſcheint, empor zu kommen, unterſtüzen und ihm ſeinen Anfang zu erleichtern ſuchen? Ich würde keine andern als gute Bücher in Verlag nemen und immer auf ſchönen Druk und Papier ſehen. Meine HandlungsGrundſäze wären die Garviſche.

Ob ich nun, wenn ich allen möglichen Fleis und Mühe anwende, wenn ich mich ſtets als ein ehrlicher Mann betrage, wenn ich nur auf guten Verlag ſehe, durch meine Auffürung meine guten Freunde und Credit erhalte, ob ich nach und nach ein großes Capital werde abtragen und mich Schulden frei machen können? iſt ein Zweifel, der mich ſchon oft wankend in meinem Entſchluß, die Handlung zu übernemen, gemacht hat. Beſonders da es mir an andern Ausſichten, durch meine wiſſenſchaftliche Kenntniſſe eine Verſorgung zu erhalten, nicht felt. Betrachte ich aber die [illegible]ſte Buchhändler meiner Gegend, ſo muß ich Ihnen frei geſtehen, fällt [illegible] Zweifel weg und er würde mir ganz gehoben, wenn ich mir ſchmeicheln durfte, daß Sie mir es gütigſt erlauben würden, mich in jeder Angelegenheit an Sie zu wenden. Freilich eine große Bitte! Ihre Antwort auf dieſes Schreiben, der ich ſehnlichſt entgegenſehe, wird mich belehren, ob ſie auch ſo unbeſcheiden iſt, als ich fürchte. Sie werden ſo gütig ſeyn und nichts davon erwänen, daß ich vielleicht Käufer der Cottaiſchen Buchhandlung werde. Die Umſtände treffen oft ſo ſonderbar zuſammen, daß man wünſcht, man hätte von Sachen geſchwiegen, die eigentlich kein Geheimniß ſind.

Ich hoffe von Ihrer Güte, Sie werden mir meine zudrängliche Freiheit gütigſt verzeihen und verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr gh. Diener

Joh. Fr. Cotta.

Advokat.

Stuttgard, den 11. Juli 1787.

Am 1. Dezember 1787 trat Johann Friedrich in den Beſitz der väterlichen Handlung. Mit dem erſten Einblick in das Geſchäft, deſſen äußere Technik er ſich mit unermüdlichem Eifer aneignete, erkannte er, welchen Zufälligkeiten daſſelbe ausgeſetzt ſei, wenn man es darauf ankommen laſſe, ob dieſer oder jener Gelehrte oder Schriftſteller ſeine Werke anbiete. Demgemäß machte er es ſich zum oberſten Grundſatz, die guten Autoren aufzuſuchen und ſich bei ihnen um Verlagsartikel zu bewerben. Das erſte Werk, das der junge Unternehmer verlegte, waren G. F. Röslers, Profeſſors in Stuttgart, gemeinſam mit Prof. Ph. H. Hopf herausgegebene Beiträge zur Naturgeſchichte Württembergs. 3 Hefte. Mit Kupfern, gr. 8. Tübingen 1788—91. Die Anfänge waren freilich noch klein und unanſehnlich; nicht ohne Mühe trieb er ein Kapital von 500 fl. auf, um ſeine erſte glückliche Spekulation mit Joſ. Gärtners De fructibus et seminibus plantarum decken zu können, und mit dürftiger Ausſtattung bezog er 1788 zum erſten Mal die Leipziger Oſtermeſſe. Während derſelben erhielt er die Nachricht, die Fürſtin Lubomirska habe ihm in Anbetracht des nachtheiligen Einfluſſes, den das lange Harren auf die Erzieherſtelle für ſeine Laufbahn gehabt, eine Entſchädigung von 300 Dukaten anweiſen laſſen — eine namhafte Aushülfe für den ſorgenbelaſteten Mann, der oft, von Schulden gedrückt, für die mäßigſten häuslichen Bedürfniſſe kaum die nöthigen Mittel beſaß. Bald ſollte es an dieſen nicht mehr fehlen. Cotta aſſociirte ſich 1789 mit dem Kanzleiadvokaten Dr. jur. Chriſtian Jakob Zahn, einem überaus tüchtigen Mann von hoher wiſſenſchaftlicher Bildung, der ſelbſt ſchriftſtelleriſch thätig war, und kam damit in den Beſitz der Fonds zu ausgedehnterem Betrieb der Buchhandlung. Ende 1797, als Zahn wieder aus der Handelsgemeinſchaft ſchied, waren die Unternehmungen, welche von entſcheidender Bedeutung für die künftige Größe des Verlags werden ſollten, theils ſchon im Gang, theils angebahnt.

Am 11. Jan. 1794 vermählte ſich Cotta mit Wilhelmine, Tochter des Pfarrers Johann Konrad Haas in Kilchberg bei Tübingen. Gleichzeitig mit dieſer Verbindung, die in nahezu dreißigjähriger Dauer ſein häusliches Glück begründete, war eine zweite eingeleitet, welche die Quelle ſeiner großen geſchäftlichen Erfolge werden ſollte.

Schiller war im Spätjahr 1793 zu einem mehrmonatlichen Beſuch nach Schwaben gekommen. Sicher hatte ſchon früher die ſteigende Gunſt, deren er ſich beim Publikum erfreute, in Cotta den Gedanken erweckt, mit dem berühmten Landsmann in geſchäftliche Verbindung zu treten und deſſen Werke für ſeinen Verlag zu erwerben. Nun, da der Dichter durch ſeinen Aufenthalt in der Heimath ihm nahe gerückt war, wandte ſich Cotta ſeinem Grundſatz gemäß, die Autoren aufzuſuchen, durch einen Mittelsmann, den Geh. Sekretär Joh. Chriſt. Friedrich Haug, an den Dichter mit der Bitte, ihm ein Werk in Verlag zu geben. Schiller erwiderte in einem aus Ludwigsburg, 30. Okt 1793, datirten, von Prof. Dr. A. v. Keller in ſeinen Beiträgen zur Schillerliteratur, 1859, S. 19 veröffentlichten Schreiben, welches hier ebenfalls ſeine Stelle finden möge, da es auf die erſten Anfänge der Beziehungen zwiſchen Schiller und Cotta hinweiſt. Es lautet:

Ludwigsburg d. 30. 8br. 93.

Recht verbindlichen Dank, lieber Freund, für die überſchickten Schriften, und die freundſchaftliche Mühe, die Sie meinetwegen übernommen haben. Wie ſehr wünſchte ich, auch ſchon Ihrentwegen, HEn Cotta willfahren zu können, ſey es durch welche Schrift es wolle. Aber ob ich gleich an Göſchen nicht gebunden bin, ſo iſt derſelbe doch mein Freund, und hat ein freundſchaftliches Recht wenigſtens an die erſte Anfrage von mir. Ich habe bereits wegen meiner Schrift über die Theorie des ſchönen Umgangs an ihn geſchrieben, und wenn er ſolche auf Oſtern nicht drucken kann, wie ich haben will, ſo habe ich darüber freye Hand. Wenn meine Tragödie: die Johanniter zu Stande kommen ſollte, ſo würde ich noch mehr freye Macht damit haben (denn die Schrift über den äſthetiſchen Umgang gehört eigentlich doch zu der: über Anmut und Würde, als Pendant, ſollte alſo billig gleichen Druck und Verleger haben) auch würde, wie ich glaube, HE. Cotta mit einem dramatiſchen Stück ein größerer Gefalle geſchehen. Doch müßen Sie ihn prevenieren, daß ich mit einer Tragödie, die mir 3 und 4 mal ſo viel Arbeit koſtet, als die beßte Schrift von hiſtoriſchem oder philoſophiſchem Innhalt, etwas theuer bin. Unter 30 Carolin kann ich ſie HEn. Cotta nicht laßen, und da muß er ſehen, wie er mit den Nachdruckern zu recht kommt.

Ich habe die Schriftproben durchgeſehen und finde einige darunter, die mir überaus wohl gefallen. Auch hab ich ſolche ſchon für mich notirt. Es ligt aber übrigens nicht allein an Papier und Schrift, daß eine Druckſchrift gut ins Auge fällt. Beides kann gut gewählt ſeyn, und wenn es an einer guten geſchmackvollen Anordnung fehlt, ſo iſt alles vergebens.

Die perſönliche Bekanntſchaft zwiſchen Schiller und Cotta fand ohne Zweifel bei dem Beſuch ſtatt, den Schiller mit ſeinem Jugendfreund Hoven bei ihrem ehemaligen Lehrer, dem Profeſſor Abel in Tübingen, machte. Offenbar wurden hier zwiſchen Dichter und Verleger Verabredungen getroffen, die, wenn nicht ſchon einen beſtimmten Verlagsartikel, ſo doch jedenfalls im Allgemeinen ein Werk aus Schillers Feder im Auge hatten und Letzterem ſo bindend erſchienen, daß er, nach Stuttgart zurückgekehrt, auf Grund derſelben Cotta um einen Vorſchuß von 200 Rth. angieng. Das jene Bitte enthaltende Schreiben Schillers, welches, als erſtes an Cotta, den brieflichen Verkehr eröffnete, hat ſich leider nicht vorgefunden. In ſeiner Antwort vom 20. März ſagte Cotta dem Vorſchuß zu und lud Schiller für den Fall eines wiederholten Beſuches in Tübingen ein, bei ihm Wohnung zu nehmen. Ein ſolcher fand jedoch nicht ſtatt; dagegen ſuchte Cotta den Dichter in Stuttgart auf, um ihn für ein Unternehmen zu gewinnen, mit dem er ſich ſchon lang getragen. Bei mehrmaliger Anweſenheit in Paris, vor und insbeſondere nach dem Ausbruche der Revolution, hatte Cotta eingeſehen, von welch gewaltiger Macht in ſturmbewegter Zeit ein tüchtig redigirtes politiſches Journal ſei. Die in Teutſchland beſtehenden Blätter entſprachen dem Bild nicht, das ſich Cotta von einer ihrer Aufgabe gewachſenen hiſtoriſch-politiſchen Zeitung machte. Von Graf Schlabrendorf, Georg Forſter, Oelsner und andern in Paris lebenden Teutſchen in ſeiner Anſchauung beſtärkt und auf dieſes Bedürfniß des Vaterlands hingewieſen, beſchloß Cotta ein europäiſch-deutſches Blatt zu gründen, das in der Weiſe der großen engliſchen und franzöſiſchen Journale über die Zeitgeſchichte mit Vollſtändigkeit, Unparteilichkeit und Wahrheit, in reiner Sprache und „mit etwas britiſcher Freimüthigkeit tingirt,“ Bericht erſtatten ſollte — ein Tagblatt, wie es nur vom „teutſchen Fleiß und teutſcher Gerechtigkeit gegen das Ausland“ erwartet werden könne.

Schon lange hatte er für dieſes Unternehmen nach einem tüchtigen Redakteur Umſchau und Umfrage gehalten und glaubte nun in Schiller, dem Dichter, der in den Räubern, im Fiesko und Don Carlos den Freiheitsdrang des Jahrhunderts dramatiſch geſtaltet, dem Geſchichtſchreiber, der im Abfall der Niederlande und im dreißigjährigen Krieg ſich als Meiſter des Stils gezeigt hatte, den Geſuchten aufs Glücklichſte gefunden. Schiller ſelbſt hegte ſeinerſeits ſeit längerer Zeit den Plan einer literariſchen Zeitſchrift und ſuchte, da ſein bisheriger Geſchäftsfreund Göſchen nicht darauf eingegangen war, einen Mann, der Luſt und Muth zu einem periodiſchen Werk hätte, das die erſten Köpfe der Nation als Mitarbeiter vereinigen ſollte. So hatte Jeder dem Andern etwas vorzuſchlagen und zu gewähren.

Am 4. Mai 1794 wurden auf einem Ausflug von Stuttgart nach Untertürkheim beide Plane beſprochen und die Grundzüge der Unternehmungen entworfen. Der in einer der lieblichſten Gegenden Schwabens, im Herzen des Landes gelegene, weitausſchauende Hügel, auf dem jetzt das Luſtſchloß Roſenſtein ſteht, iſt die Geburtsſtätte der Allgemeinen Zeitung und der Horen. Zwar lehnte Schiller bald darauf die Leitung der politiſchen Zeitung ab und konnte Cotta dieſelbe erſt 1798 ins Leben rufen, aber die Horen kamen in der feſtgeſetzten Zeit zu Stande, und damit war die dauernde, Beiden zu reichem Segen gedeihende Verbindung zwiſchen Schiller und Cotta geknüpft.

Die Verfolgung der weiteren Lebensgeſchichte Cotta's, zu deren bisheriger Darſtellung die biographiſche Skizze im Neuen Nekrolog der Deutſchen, zehnter Jahrgang, 1832, II. Th. S. 849 ff., benützt wurde, liegt nicht im Plan dieſes Werkes. Wichtigere Ereigniſſe, die in den unten abgedruckten Briefen zur Sprache kommen, ſind gelegentlich ausführlicher behandelt und mögen wohl, wie dieſe geſammte Korreſpondenz, als Material zu einer künftigen Biographie des außerordentlichen Mannes dienen, der, nach dem Ausſpruch von David Friedrich Strauß, „mit Allem, was ſich während der Zeit ſeines Wirkens geiſtig hervorthat, in ſo einflußreicher Verbindung ſtand,“ und auf den Heine die Worte aus Egmont in Anwendung brachte: „Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt.“

Cotta ſtarb am 29. Dez. 1832.

Der mit Gründung der Horen beginnende Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta, der hier, ſoweit er erreichbar war, vollſtändig und unverkürzt zum Abdruck kommt, bringt zur lebendigſten Anſchauung, wie aus dieſer urſprünglich rein geſchäftlichen Verbindung ein Freundſchaftsverhältniß erwuchs, deſſengleichen faſt kein zweites zwiſchen Dichter und Verleger zu finden ſein dürfte.

Es konnte ſich wohl für einen Augenblick das Bedenken erheben, ob alle, auch die bloß geſchäftlichen Briefe mit abgedruckt werden, oder ob dieſe nicht vielmehr durch kurze Auszüge und Inhaltsangaben erſetzt werden ſollten. Bald jedoch gab die Erwägung den Ausſchlag, daß der Schillerfreund wie der Literarhiſtoriker auch das Unbedeutendere nur höchſt ungern vermiſſen würde, und daß ſelbſt in dem anſcheinend Geringfügigen: in der Beſtimmung einer Druckprobe, in der Wahl von Schrift und Papier, ſowie in den ſonſtigen vielen Anzeigen von Geſchäftsvorfällen, die wahrhaft ſtaunenerregende Treue, und die auch im Kleinſten ſich bewährende Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der beiden trefflichen Männer zu Tage trete. Es iſt ein gutes Stück deutſcher Arbeit und deutſchen Geiſteslebens, das ſich in den folgenden Blättern offenbart, und der Stand des deutſchen Buchhändlers erhält hier eine vollgültige Beglaubigung ſeiner hohen kulturhiſtoriſchen Miſſion.

Wie erwähnt, iſt alles erreichbare Material veröffentlicht: ſowohl die im Beſitz der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung befindlichen Briefe Schillers, als die im Gleichen-Rußwurm'ſchen Archiv auf Schloß Greifenſtein vorhandenen

Briefe Cotta's. Drei der leztern, Nr. 378 vom 7. Juli 1802 und die Numern 456 und 458 vom 23., reſp. 24. Dezember 1804, verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Enkels, Frhrn. Friedrich v. Schiller. Leider ſind noch viele andere Briefe zu Verluſt gegangen — wie gleich der erſte Brief Schillers an Cotta — und wohl in Autographenſammlungen begraben. Da ſich deren Daten theils aus dem ſeit dem Sommer 1794 ziemlich regelmäßig geführten Schillerkalender, theils aus Bezug nehmenden Aeußerungen der Empfänger feſtſtellen laſſen, ſo befindet ſich im Anhang unter VI ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß der fehlenden Briefe.

Bei dem Abdruck der Briefe ſind die in den Originalen vorkommenden Abkürzungen in der Regel aufgelöſt. Schreibart und Interpunktion der Originale ſind unverändert beibehalten. Schiller ſchrieb viele Worte, auch wenn ſie nicht gerade fremden Urſprungs ſind, bald ganz, bald zum Theil mit lateiniſchen Buchſtaben, oder miſchte dieſe, namentlich das e, gerne unter deutſche. Im Intereſſe eines gefälligen, einheitlichen Aeußern iſt hier überall die Schreibung mit deutſchen Lettern durchgeführt und nur in rein ausländiſchen Worten die Antiqua beibehalten.

Die Daten der Briefe ſind des Ueberblicks wegen immer vorangeſtellt. Wo ſie im Original nicht vorn, ſondern am Schluß des Briefes ſtehen, ſind ſie in runde Klammern eingeſchloſſen, während eckige Klammern anzeigen, daß das Datum im Original fehlt und vom Herausgeber ergänzt iſt.

Außer den Briefen zwiſchen Schiller und Cotta und den beiderſeitigen Familienbriefen ſind noch eine Anzahl anderer, meiſt an Schiller gerichteter veröffentlicht, welche zunächſt zur Erläuterung der übrigen dienen und zugleich Schiller im Licht ſeiner Zeitgenoſſen erſcheinen laſſen. Manche dieſer Briefe, beſonders die von Nöhden, Melliſh, Gieſe und Lüdger geben zum erſtenmal eine ausführlichere Darſtellung der Beziehungen Schillers zu ſeinen engliſchen Ueberſezern. Ich verdanke dieſelben dem Gleichen-Rußwurm'ſchen Archiv durch gütige Vermittlung des Hrn. Hofraths Prof. Urlichs in Würzburg. Die übrigen Briefe dieſer Gattung, ſämmtlich an Schiller, hat mir Frhr. Fr. v. Schiller aus ſeiner Sammlung freundlich zur Verfügung geſtellt. Sie ſind von: J. F. Abel (S. 73), J. B. Alxinger (164), J. W. v. Archenholz (133), H. Chr. Boie (219), K. Ph. Conz (257), J. J. Engel (147), J. B. Erhard (58), J. G. Fichte (10), K. W. Fr. v. Funk (235), J. W. L. Gleim (36), K. H. Gros (100), Frhr. F. P. v. Herbert (57), Herder (121), Iffland (331), Th. Koſegarten (221), Sophie Mereau (99), J. J. H. Naſt (3), G. H. Rapp (21), F. J. Reichardt (103), J. Chr. Reinhart (434), Chr. G. Schüz (143), Woltmann (151), Chr. J. Jahn (88, 170) und Zelter (454). Dazu kommt noch der angeblich aus Crefeld datirte anonyme Brief (97), der Brief des Lacher-Enthuſiaſten Rudolph (364) und der Brief Lachers an Schillers Wittwe (319).

Aus dem Archiv der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung endlich ſind Briefe von Fichte (S. 42, 134, 175, 428), J. B. Lacher (328), J. Chr. **Hüttner** (417), A. W. Schlegel (426), Johannes v. Müller (534) und, wie ich hoffe, als beſondere Zierde des Buchs 28 Briefe von Goethe an Cotta beigegeben (250, 251, 255, 260, 264, 268, 271, 281, 297, 304, 313, 326, 334, 344, 349, 443, 465, 470, 476, 487, 514, 557, 572, 580, 581, 587, 588 und 589). Alle dieſe Briefe ſtehen in mehr oder weniger enger Beziehung zu der Verbindung zwiſchen Schiller und Cotta. Sie mögen die wachſende Bedeutung Cotta's, ſeinen intimen Verkehr mit den erſten Geiſtern der Nation und die gewinnende Leichtigkeit ſeines geſchäftlichen Umgangs veranſchaulichen. Eine werthvolle Bereicherung bilden noch die Briefe Goethe's an H. Meyer (S. 252 u. 253), mir von Hrn. Geh. Hofrath Schöll in Weimar freundlichſt überlaſſen, Goethe's Brief an G. H. Rapp in Stuttgart (268), und A. W. Schlegels Brief an Göſchen (Nr. V des Anhangs), von Dr. R. Boxberger mitgetheilt.

Das geſammte Material iſt bisher ungedruckt mit Ausnahme der Briefe Schillers an Cotta vom 11., reſp. 14. Juni 1794 (Schillers Werke, 1830), Schillers Schreiben an den Herausgeber der Flora (Flora und Hoffmanns v. Fallersleben Findlinge), Schillers Erklärung an A. W. Schlegel für Göſchen (Grenzboten) und der Briefe Schillers an G. H. Nöhden vom 5. Juni, reſp. 24. Aug. 1799 (Morgenblatt). Außerdem ſoll auch der Brief des Frhrn. Franz Paul v. Herbert an Schiller vom 23. Jan. 1795 (S. 57) ſchon in einer öſterreichiſchen Zeitſchrift veröffentlicht ſein; da er aber, wie die übrigen 6 Briefe weſentlich in den Kreis unſeres Briefwechſels gehört, ſo habe ich keinen Anſtand genommen, ihn mit den andern hier abdrucken zu laſſen.

Bezüglich der in den Noten verwendeten Citate iſt zu bemerken, daß der Schiller-Goethe'ſche Briefwechſel (SchGB.) nach den Briefnummern der 2. Auflage, der Schiller-Körnerſche (SchKB.) nach Band und Seitenzahl, Schillers Geſchäftsbriefwechſel, herausgegeben von K. Goedeke (SGB.) bald nach Nummern, und bald nach Seitenzahl, endlich Goedeke's hiſtoriſch-kritiſche Schillerausgabe (SS.) nach Band und Seitenzahl citirt ſind.

Einzelne Erläuterungen zum Briefwechſel, die bei ihrem größern Umfang den Zuſammenhang zu ſehr unterbrochen hätten, ſind in den Anhang verwieſen. Es erſchien namentlich angemeſſen, Genaueres und Eingehenderes über die erſten Anfänge der Allgemeinen Zeitung beizubringen, jener Lieblingsſchöpfung Cotta's — ſein Schooßkind, wie er ſie nannte — die nach ſeinem eigenen Ausſpruch am meiſten zur Förderung ſeines Kredits beigetragen, ſich von all ſeinen Unternehmungen periodiſcher Natur bis in die Gegenwart erhalten und in der Publiziſtik, ſowie in der modernen Geſchichte Deutſchlands eine ſo hohe und einflußreiche Bedeutung erlangt hat. Schiller hatte gemeinſam mit Cotta den Plan zu ihrer Gründung und Einrichtung entworfen, Goethe bediente ſich ihrer gern zu literariſchen Kundgebungen, und für Cotta war ſie der mächtige Hebel, auf die politiſche Entwicklung des Vaterlandes, an der er einen ſo weſentlichen Antheil hatte, einzuwirken. Das württembergiſche

Miniſterium des Innern, deſſen Reſſort die Cenſur- und Polizei-Akten unterſtellt ſind, geſtattete mit dankenswertheſter Liberalität dem Herausgeber die Einſicht und Benützung der einſchlägigen Urkunden. Sie ſind im Anhang, theils ihrem ganzen Wortlaut nach, theils im Auszug mitgetheilt, enthüllen eine neue Seite der Thätigkeit Cotta's und bieten dem Kenner charakteriſtiſche, ſcharf umriſſene Bilder der damaligen politiſchen Zuſtände und ihrer Strömungen.

Eine nicht minder intereſſante Beigabe dürften die ebenfalls im Anhang veröffentlichten Auszüge aus Cotta's Handlungsbüchern ſein. Sie ſind ein ehrendes Zeugniß für den würdigen Mann, der es ſich zum Grundſatz gemacht hatte, „keine andere als gute Bücher“ in Verlag zu nehmen, und dieſer edlen Denkungsweiſe auch bei Bemeſſung der Honorare treu blieb, ſo daß es nicht zum kleinſten Theil Cotta's Verdienſt iſt, wenn der deutſche Schriftſteller heute nicht mehr in unwürdiger Abhängigkeit von ſeinem Verleger lebt und für ſeine geiſtige Arbeit einen entſprechenden Lohn beanſpruchen kann.

Angeſichts des geſammten Briefwechſels zwiſchen Schiller und Cotta; Angeſichts der herzlichſten Freundſchaftsbetheurungen Schillers, der heißen Segenswünſche ſeiner Wittwe und Kinder, womit ſie für die Sicherung ihrer Exiſtenz und einer frohen Zukunft danken; Angeſichts ferner des von Ernſt v. Schiller an Georg v. Cotta ausgeſprochenen Wunſches, dem „innigen Verhältniß, in welchem Cotta und Schiller ſtanden und ſtehen,“ beim Stuttgarter Schillerfeſt 1839 vor ganz Deutſchland Ausdruck zu geben; Angeſichts endlich jener Rechnungsauszüge wird nunmehr die von Zeit zu Zeit auftauchende Mythe für immer verſchwinden, als habe der Verleger den Dichter in beſchränkter, ja dürftiger Lage gelaſſen und ſich auf Koſten von deſſen Familie bereichert.

Noch erübrigt mir die angenehme Pflicht, die Gönner und Freunde, die mich mit Rath und That unterſtützt, namentlich aufzuführen. Es ſind dieß, außer den ſchon oben und den im Context des Briefwechſels Genannten, die Herren Beamten der kgl. öffentlichen Bibliothek und des kgl. Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart; ferner die Herren: Hofrath Dr. Hemſen, Vorſtand der Privatbibliothek Sr. Maj. des Königs, H. Gauß, ſtändiſcher Archivar, Prof. Dr. A. Haakh und Dr. Edmund Hoefer, ſämmtlich in Stuttgart; Prof. Dr. Bernays in München, Dr. R. Boxberger in Strehlen bei Dresden, die Profeſſoren Dr. H. Düntzer in Köln, Dr. B. Hidber in Bern und Dr. A. v. Keller in Tübingen; endlich Bibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar, C. Seidel, preuß. Major z. D. in Erfurt, und Hofrath Prof. Dr. Urlichs in Würzburg. Mögen ſie meinen Dank für ihre ſchätzbare Beihilfe freundlich hier entgegennehmen.

Stuttgart, den 1. Mai 1876.

Dr. W. Vollmer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Cotta an Schiller, 20. März 1794 . . . 1
2. Schiller an Cotta, 28. März . . . 1
J. J. H. Naſt an Schiller, 6. April 1789 . . . 3
3. Cotta an Schiller, 11. April 1794 . . . 4
4. Schiller an Cotta, 14. April . . . 4
5. Cotta an Schiller, 10. Mai . . . 6
6. Schiller an Cotta, 19. Mai . . . 7
Contract über die allgemeine europäiſche Staatenzeitung, 28. Mai . . . 9
Contract über die Horen, 28. Mai . . . 9
7. Cotta an Schiller, 3. Juni . . . 11
8. Schiller an Cotta, 4. Juni . . . 13
9. Schiller an Cotta, 14. Juni . . . 13
10. Cotta an Schiller, 24. Juni . . . 15
11. Schiller an Cotta, 10. Juli . . . 16
12. Schiller an Cotta, 1. Sept. . . . 18
13. Cotta an Schiller, 15. Sept. . . . 20
G. H. Rapp an Schiller, 19. Sept. . . . 21
14. Cotta an Schiller, 23. Sept. . . . 22
15. Schiller an Cotta, 2. Oct. . . . 23
16. Cotta an Schiller, 21. Oct. . . . 25
17. Schiller an Cotta, 22. Oct. . . . 29
18. Cotta an Schiller, 27. Oct. . . . 30
19. Cotta an Schiller, 6. Nov. . . . 31
20. Schiller an Cotta, 14. Nov. . . . 32
Schiller an den Herausgeber der Flora, 14. Nov. . . . 35
Gleim an Schiller, 14. Nov. . . . 36
21. Schiller an Cotta, 16. Nov. . . . 36
22. Cotta an Schiller, 24. Nov. . . . 37
23. Cotta an Schiller, 28. Nov. . . . 38
24. Schiller an Cotta, 6. Dec. . . . 38
25. Schiller an Cotta, 9. Dec. . . . 39
26. Cotta an Schiller, 11. Dec. . . . 40
Fichte an Schiller, 16. Dec. . . . 40
27. Schiller an Cotta, 11. Dec. . . . 41
Fichte an Cotta, 16. Dec. . . . 42
28. Cotta an Schiller, 14. Dec. . . . 43
29. Cotta an Schiller, 18. Dec. 1794 . . . 43
30. Schiller an Cotta, 21. Dec. . . . 44
31. Cotta an Schiller, 22. Dec. . . . 46
32. Cotta an Schiller, 23. Dec. . . . 46
33. Cotta an Schiller, 31. Dec. . . . 47
34. Cotta an Schiller, 5. Jan. 1795 . . . 49
35. Schiller an Cotta, 9. Jan. . . . 49
36. Cotta an Schiller, 15. Jan. . . . 51
37. Schiller an Cotta, 16. Jan. . . . 53
38. Cotta an Schiller, 19. Jan. . . . 54
39. Schiller an Cotta, 19. Jan. . . . 55
40. Cotta an Schiller, 20. Jan. . . . 55
Frhr. Fr. P. Herbert an Schiller, 22. Jan. . . . 57
J. B. Erhard an Schiller, 25. Jan. . . . 58
41. Cotta an Schiller, 25. Jan. . . . 58
42. Cotta an Schiller, 28. Jan. . . . 59
43. Schiller an Cotta, 30. Jan. . . . 59
44. Cotta an Schiller, 2. Febr. . . . 61
45. Cotta an Schiller, 9. Febr. . . . 61
J. F. Abel über Schillers Berufung nach Tübingen . . . 62
46. Schiller an Cotta, 13. Febr. . . . 63
47. Cotta an Schiller, 18. Febr. . . . 65
48. Cotta an Schiller, 20. Febr. . . . 65
49. Schiller an Cotta, 20. Febr. . . . 66
50. Cotta an Schiller, 24. Febr. . . . 67
Schiller an L. F. Huber, 1. Nov. 1794 . . . 67
51. Cotta an Schiller, 1. März 1795 . . . 69
52. Schiller an Cotta, 2. März . . . 71
53. Schiller an Cotta, 4. März . . . 72
J. F. Abel an Schiller, 6. März . . . 73
54. Schiller an Cotta, 9. März . . . 73
55. Cotta an Schiller, 13. März . . . 74
56. Schiller an Cotta, 16. März . . . 75
57. Schiller an Cotta, 19. März . . . 77
58. Cotta an Schiller, 20. März . . . 77
59. Schiller an Cotta, 29. März . . . 79
60. Cotta an Schiller, 29. März . . . 80

Seite
61. Schiller an Cotta, 6. April 1795 . . . 80
Schiller an Chr. J. Zahn, 4. Mai . . . 81
62. Cotta an Schiller, 6. Mai . . . 82
63. Cotta an Schiller, 8. Mai . . . 83
64. Cotta an Schiller, 11. Mai . . . 86
65. Schiller an Cotta, 11. Mai . . . 87
66. Cotta an Schiller, 12. Mai . . . 88
Chr. J. Zahn an Schiller, 16. Mai . . . 88
67. Schiller an Cotta, 18. Mai . . . 89
68. Cotta an Schiller, 21. Mai . . . 89
69. Cotta an Schiller, 28. Mai . . . 91
70. Schiller an Cotta, 8. Juni . . . 91
71. Schiller an Cotta, 12. Juni . . . 91
72. Cotta an Schiller, 19. Juni . . . 92
73. Cotta an Schiller, 22. Juni . . . 92
74. Schiller an Cotta, 26. Juni . . . 93
75. Cotta an Schiller, 28. Juni . . . 94
76. Schiller an Cotta, 29. Juni . . . 94
77. Cotta an Schiller, 6. Juli . . . 95
78. Schiller an Cotta, 6. Juli . . . 96
Anonymer Brief an Schiller, 10. Juli . . . 97
Sophie Mereau an Schiller, 11. Juli . . . 98
79. Cotta an Schiller, 14. Juli . . . 99
K. G. Graß an Schiller, 17. Juli . . . 100
80. Cotta an Schiller, 17. Juli . . . 101
81. Schiller an Cotta, 20. Juli . . . 101
J. F. Reichardt an Schiller, 20. Juli . . . 103
82. Cotta an Schiller, 22. Juli . . . 104
83. Cotta an Schiller, 29. Juli . . . 105
84. Schiller an Cotta, 2. August . . . 106
85. Cotta an Schiller, 7. August . . . 108
86. Schiller an Cotta, 9. August . . . 109
87. Cotta an Schiller, 12. August . . . 110
88. Cotta an Schiller, 17. August . . . 110
89. Schiller an Cotta, 21. August . . . 111
90. Cotta an Schiller, 25. August . . . 111
91. Schiller an Cotta, 3. Sept. . . . 112
92. Cotta an Schiller, 7. Sept. . . . 113
93. Schiller an Cotta, 7. Sept. . . . 114
94. Cotta an Schiller, 11. Sept. . . . 115
95. Cotta an Schiller, 16. Sept. . . . 116
96. Schiller an Cotta, 18. Sept. . . . 117
97. Cotta an Schiller, 24. Sept. . . . 118
98. Schiller an Cotta, 25. Sept. . . . 119
99. Schiller an Cotta, 28. Sept. . . . 120
Herder an Schiller, Ende Sept. . . . 121
100. Schiller an Cotta, 2. Oct. . . . 122
101. Cotta an Schiller, 5. Oct. . . . 122
102. Schiller an Cotta, 5. Oct. . . . 123
103. Cotta an Schiller, 12. Oct. . . . 123
104. Schiller an Cotta, 16. Oct. . . . 124
105. Cotta an Schiller, 20. Oct. . . . 124
106. Cotta an Schiller, 23. Oct. . . . 125
107. Cotta an Schiller, 26. Oct. . . . 126
108. Cotta an Schiller, 30. Oct. . . . 126
109. Schiller an Cotta, 2. Nov. . . . 129

Seite
110. Cotta an Schiller, 9. Nov. 1795 . . . 129
111. Cotta an Schiller, 10. Nov. . . . 132
112. Schiller an Cotta, 13. Nov. . . . 133
Archenholz an Schiller, 14. Nov. . . . 133
Fichte an Cotta, 15. Nov. . . . 134
113. Schiller an Cotta, 16. Nov. . . . 135
114. Cotta an Schiller, 17. Nov. . . . 137
115. Cotta an Schiller, 19. Nov. . . . 137
116. Schiller an Cotta, 20. Nov. . . . 137
117. Schiller an Cotta, 23. Nov. . . . 138
118. Cotta an Schiller, 25. Nov. . . . 139
119. Schiller an Cotta, 27. Nov. . . . 140
120. Schiller an Cotta, 11. Dec. . . . 142
121. Cotta an Schiller, 18. Dec. . . . 143
122. Schiller an Cotta, 21. Dec. . . . 144
123. Cotta an Schiller, 22. Dec. . . . 145
124. Schiller an Cotta, 28. Dec. . . . 146
J. J. Engel an Schiller, 28. Dec. . . . 147
125. Schiller an Cotta, 4. Jan. 1796 . . . 147
126. Cotta an Schiller, 7. Jan. . . . 148
127. Schiller an Cotta, 8. Jan. . . . 148
128. Cotta an Schiller, 14. Jan. . . . 149
129. Schiller an Cotta, 18. Jan. . . . 149
130. Schiller an Cotta, 20. Jan. . . . 150
131. Cotta an Schiller, 25. Jan. . . . 151
Woltmann an Schiller, Ende Jan. . . . 151
132. Cotta an Schiller, 1. Febr. . . . 152
133. Schiller an Cotta, 5. Febr. . . . 153
134. Schiller an Cotta, 6. Febr. . . . 153
135. Schiller an Cotta, 12. Febr. . . . 154
136. Schiller an Cotta, 19. Febr. . . . 155
137. Schillers Honorar-Rechnung für die Horen . . . 156
138. Cotta an Schiller, 21. Febr. . . . 157
139. Cotta an Schiller, 24. Febr. . . . 158
140. Schiller an Cotta, 26. Febr. . . . 158
141. Cotta an Schiller, 29. Febr. . . . 159
142. Cotta an Schiller, 6. März . . . 160
143. Schiller an Cotta, 7. März . . . 160
144. Cotta an Schiller, 13. März . . . 161
145. Schiller an Cotta, 13. März . . . 163
J. B. Alxinger an Schiller, 17. März . . . 164
146. Cotta an Schiller, 17. März . . . 165
147. Schiller an Cotta, 21. März . . . 166
148. Cotta an Schiller, 25. März . . . 167
149. Schiller an Cotta, 29. März . . . 168
150. Schiller an die Cotta'sche Buchh., 22. April . . . 168
151. Schiller an Cotta, 25. April . . . 169
Chr. J. Zahn an Schiller, 2. Mai . . . 170
152. Cotta an Schiller, 20. Mai . . . 171
153. Cotta an Schiller, 26. Mai . . . 172
154. Schiller an Cotta, 6. Juni . . . 172
155. Schiller an Cotta, 10. Juni . . . 173
Fichte an Cotta, 22. Juni . . . 175
156. Cotta an Schiller, 24. Juni . . . 176
157. Cotta an Schiller, 1. Juli . . . 178
158. Cotta an Schiller, 4. Juli . . . 178

Seite
159. Cotta an Schiller, 6. Juli 1796 . . 179
160. Schiller an Cotta, 6. Juli 180
161. Schiller an Cotta, 8. Juli 180
162. Schiller an Cotta, 13. Juli . 181
163. Schiller an Cotta, 22. Juli . 182
164. Schiller an Cotta, 1. August 182
165. Cotta an Schiller, 5. August 183
166. Cotta an Schiller, 8. August 184
167. Cotta an Schiller, 11. August . 185
168. Schiller an Cotta, 15. August 185
169. Schiller an Cotta, 18. August 186
170. Cotta an Schiller, 21. August . 187
Biographische Skizze Christoph Friedr. Cotta's 187
171. Schiller an Cotta, 30. August . 193
172. Cotta an Schiller, 31. August . 194
173. Schiller an Cotta, 2. Sept. 196
174. Schiller an Cotta, 7. Sept. 196
175. Cotta an Schiller, 16. Sept. 196
176. Schiller an Cotta, 17. Sept. 196
177. Schiller an Cotta, 5. Oct. . 198
178. Schiller an Cotta, 14. Oct. 199
179. Cotta an Schiller, 14. Oct. 201
180. Schiller an Cotta, 25. Oct. 202
181. Cotta an Schiller, 28. Oct. 204
182. Schiller an Cotta, 31. Oct. 206
183. Schiller an Cotta, 2. Nov. 207
184. Schiller an Cotta, 9. Nov. 208
185. Cotta an Schiller, 11. Nov. . 209
186. Schiller an Cotta, 16. Nov. 211
187. Cotta an Schiller, 18. Nov. 213
188. Cotta an Schiller, 21. Nov. 214
189. Cotta an Schiller, 28. Nov. 214
190. Schiller an Cotta, 30. Nov. 216
191. Cotta an Schiller, 30. Nov. 218
Röhden an Schiller, 9. Dez. 218
Boie an Schiller, 12. Dez. . 219
192. Cotta an Schiller, 13. Dez. 221
Kosegarten an Schiller, 15. Dez. 221
193. Schiller an Cotta, 16. Dez. 223
194. Cotta an Schiller, 22. Dez. 224
195. Schiller an Cotta, 30. Dez. . . . 224
196. Schiller an Cotta, 2. Jan. 1797 225
197. Cotta an Schiller, 11. Jan. . . . 226
198. Schiller an Cotta, 16. Jan. 227
199. Cotta an Schiller, 24. Jan. 228
200. Cotta an Schiller, 27. Jan. 229
Röhden an Schiller, 29. Jan. 229
201. Schiller an Cotta, 1. Febr. . 230
202. Schiller an Cotta, 6. Febr. 232
203. Cotta an Schiller, 10. Febr. 233
204. Cotta an Schiller, 15. Febr. 234
205. Schiller an Cotta, 24. Febr. . 234
Funk an Schiller, 3. März 235
Röhden an Schiller, 19. März 236
206. Cotta an Schiller, 28. März 236
207. Schiller an Cotta, 4. April . 237
Seite
208. Schiller an Cotta, 7. April 1797 238
209. Cotta an Schiller, 13. April 239
210. Cotta an Schiller, 22. April 239
211. Schiller an Cotta, 10. Mai 240
212. Cotta an Schiller, 17. Mai 241
213. Cotta an Schiller, 21. Mai 243
Schillers Honorar-Rechnung für die Horen . 243
214. Cotta an Schiller, 9. Juni . . 243
215. Schiller an Cotta, 16. Juni 244
216. Schiller an Cotta, 7. Juli . 246
217. Schiller an Cotta, 21. Juli . 247
218. Cotta an Schiller, 1. August 248
219. Cotta an Schiller, 10. August 248
220. Schiller an Cotta, 11. August 249
221. Schiller an Cotta, 17. August 249
Goethe an Cotta, 24. August . . 250
222. Schiller an Cotta, 30. August 250
Goethe an Cotta, 31. August 251
223. Cotta an Schiller, 1. Sept. 251
Goethe an Meyer, 4. Sept. 252
224. Schiller an Cotta, 8. Sept. . 252
Goethe an Meyer, 11. Sept. . 253
225. Schiller an Cotta, 13. Sept. 254
226. Schiller an Cotta, 15. Sept. . . 254
Goethe an Cotta, 19. Sept. 255
227. Cotta an Schiller, 20. Sept. 256
228. Schiller an Cotta, 21. Sept. . . . 256
Conz an Schiller, 23. Sept. 257
229. Cotta an Schiller, 25. Sept. 258
230. Schiller an Cotta, 27. Sept. 259
Goethe an Cotta, 27. Sept. 260
231. Schiller an Cotta, 2. Oct. 260
232. Cotta an Schiller, 3. Oct. 261
Röhden an Schiller, 7. Oct. 262
233. Cotta an Schiller, 10. Oct. 262
234. Cotta an Schiller, 13. Oct. 263
235. Schiller an Cotta, 19. Oct. 264
Goethe an Cotta, 25. Oct. 264
Charlotte Schiller an Cotta, 28. Oct. 265
236. Schiller an Cotta, 30. Oct. 266
237. Cotta an Schiller, 1. Nov. 267
Goethe an Cotta, 6. Nov. 268
Goethe an Rapp, 8. Nov. 268
239. Cotta an Schiller, 13. Nov. 269
Cotta an Charlotte Schiller, 13. Nov. 269
240. Schiller an Cotta, 14. Nov. 270
241. Schiller an Cotta, 22. Nov. 271
Goethe an Cotta, 24. Nov. 271
242. Cotta an Schiller, 24. Nov. . . . 271
Der Damenalmanach; J. G. Jacobi, Lafontaine, Pfeffel, J. M. Sulzer . 273
243. Cotta an Schiller, 26. Nov. 274
244. Cotta an Schiller, 8. Dez. 275
245. Cotta an Schiller, 11. Dez. 275
246. Schiller an Cotta, 15. Dez. 276
247. Cotta an Schiller, 19. Dez. . 277

Seite
248. Schiller an Cotta, 20. Dez. 1797 . . . 277
249. Schiller an Cotta, 22. Dez. . . . 278
250. Cotta an Schiller, 24. Dez. . . . 279
251. Schiller an Cotta, 25. Dez. . . . 280
252. Cotta an Schiller, 31. Dez. . . . 280
Goethe an Cotta, 1. Jan. 1798 . . . 281
253. Schiller an [illegible]tta, 5. Jan. . . . 281
254. Schiller an [illegible], 8. Jan. . . . 283
255. Cotta an Sch[illegible]er, 13. Jan. . . . 283
256. Cotta an Schiller, 20. Jan. . . . 284
257. Schiller an Cotta, 11. Febr. . . . 285
258. Cotta an Schiller, 12. Febr. . . . 286
259. Schiller an Cotta, 5. März . . . 286
260. Cotta an Schiller, 16. März . . . 287
261. Schiller an Cotta, 24. März . . . 288
262. Cotta an Schiller, 28. März . . . 289
263. Cotta an Schiller, 11. April . . . 289
264. Schiller an Cotta, 17. April . . . 291
265. Schiller an Cotta, 30. April . . . 291
Schillers Honorar-Rechnung für die Horen . . . 293
266. Cotta an Schiller, 20. Mai . . . 294
Cotta an W. v. Wolzogen, 20. Mai . . . 295
267. Cotta an Schiller, 25. Mai . . . 296
268. Schiller an Cotta, 29. Mai . . . 296
Goethe an Cotta, 22. Mai . . . 297
Goethes Schema für die Propyläen . . . 298
269. Cotta an Schiller, 9. Juni . . . 302
270. Schiller an Cotta, 3. Juli . . . 303
Goethe an Cotta, 18. Juli . . . 304
271. Schiller an Cotta, 17. Juli . . . 304
Rohden an Schiller, 26. Juli . . . 305
272. Schiller an Cotta, 15. Auguſt . . . 306
273. Schiller an Cotta, 26. Auguſt . . . 307
274. Schiller an Cotta, 5. Sept. . . . 308
275. Cotta an Schiller, 11. Sept. . . . 308
Die Neueſte Weltkunde und die Allg. Zeitung . . . 309
276 (irrig 296). Schiller an Cotta, 21. Sept. . . . 311
Goethe an Cotta, 29. Sept. . . . 313
277. Schiller an Cotta, 4. Oct. . . . 314
Biographiſche Skizze J. P. Lochers . . . 315
Locher an Charlotte v. Schiller, 10. Jan. 1805 . . . 319
278. Cotta an Schiller, 5. Oct. 1798 . . . 321
279. Cotta an Schiller, 10. Oct. . . . 322
280. Schiller an Cotta, 19. Oct. . . . 322
281. Schiller an Cotta, 26. Oct. . . . 323
282. Schiller an Cotta, 28. Oct. . . . 323
283. Cotta an Schiller, 30. Oct. . . . 325
Goethe an Cotta, 7. Nov. . . . 326
284. Cotta an Schiller, 7. Nov. . . . 327
285. Schiller an Cotta, 21. Nov. . . . 328
Locher an Cotta, 28. Nov. . . . 328
286. Cotta an Schiller, 6. Dez. . . . 329
287. Schiller an Cotta, 10. Dez. . . . 329
Iffland an Schiller, 12. Jan. 1799 . . . 331
288. Cotta an Schiller, 5. Febr. . . . 331
289. Schiller an Cotta, 16. Febr. . . . 332

290 (irrig 124). Schiller an Cotta, 19. Febr. 1799
291. Cotta an Schiller, 22. Febr.
292. Cotta an Schiller, 11. März
293. Cotta an Schiller, 8. April
Goethe an Cotta, 10. April
Goethes Einſendung in die Allgemeine Zeitung
294. Schiller an Cotta, 13. April
295. Schiller an Cotta, 25. April
296. Cotta an Schiller, 17. Mai
Gieſe an Schiller, 20. Mai
297. Schiller an Cotta, 5. Juni
Schiller an Rohden, 5. Juni
Ludger an Schiller, 9. Juni
298. Schiller an Cotta, 14. Juni
299. Cotta an Schiller, 16. Juni
300. Cotta an Schiller, 25. Juni
301. Schiller an Cotta, 5. Juli
Goethe an Cotta, 6. Juli
Rohden an Schiller, 24. Juli
302. Schiller an Cotta, 10. Auguſt
303 (irrig 167). Cotta an Schiller, 23. Auguſt
Schiller an Rohden, 24. Auguſt
Goethe an Cotta, 22. Sept.
Ludger an Schiller, 26. Sept.
304. Schiller an Cotta, 12. Oct.
Ludger an Schiller, 20. Oct.
305. Cotta an Schiller, 25. Oct.
306. Schiller an Cotta, 1. Nov.
307. Cotta an Schiller, 1. Nov.
308. Schiller an Cotta, 18. Nov.
309. Schiller an Cotta, 8. Dez.
310. Cotta an Schiller, 9. Dez.
Cotta's Reiſe nach Paris
311. Cotta an Schiller, 18. Dez.
Rudolf ** an Schiller, 7. Jan. 1800
312 (irrig 169). Schiller an Cotta, 12. Jan.
314. Cotta an Schiller, 17. Jan.
315. Cotta an Schiller, 23. Jan.
316. Cotta an Schiller, 27. Jan.
317. Schiller an Cotta, 5. Febr.
318. Cotta an Schiller, 9. Febr.
Melliſh an Schiller, 17. Febr.
Charlotte Schiller an Cotta, 26. Febr.
Cotta an Charlotte Schiller, 8. März
319. Cotta an Schiller, 14. März
Schiller an Melliſh, 16. März
320. Schiller an Cotta, 24. März
321. Cotta an Schiller, 4. April
322. Cotta an Schiller, 7. April
Melliſh an Schiller, 9. April
323. Schiller an Cot[illegible], 11. April
324. Cotta an [illegible]er, 18. April
Unterſuchung gegen Cotta wegen der Reiſe nach Paris
Cotta's Memorandum über ſeine Reiſe nach Paris

	Seite
325. Schiller an Cotta, 9. Mai 1800	386
326. Cotta an Schiller, 3. Juni	387
327. Cotta an Schiller, 16. Juni	388
328. Cotta an Schiller, 1. Juli	389
329. Schiller an Cotta, 10. Juli	390
330. Schiller an Cotta, 27. Juli	391
331. Cotta an Schiller, 4. August	392
332. Cotta an Schiller, 8. August	393
333. Cotta an Schiller, 20. August	393
334. Schiller an Cotta, 29. August	394
335. Schiller an Cotta, 30. August	395
336. Schiller an Cotta, 4. Sept.	396
337. Cotta an Schiller, 8. Sept.	397
338. Cotta an Schiller, 9. Sept.	398
339. Cotta an Schiller, 19. Sept.	399
340. Cotta an Schiller, 23. Sept.	399
341. Schiller an Cotta, 25. Sept.	400
Charlotte Schiller an Cotta, 26. Sept.	402
342. Cotta an Schiller, 10. Oct.	403
343. Schiller an Cotta, 29. Oct.	404
Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung	405
344. Cotta an Schiller, 7. Nov.	411
345. Cotta an Schiller, 13. Nov.	413
346. Schiller an Cotta, 24. Nov.	414
347. Cotta an Schiller, 5. Dez.	415
348. Cotta an Schiller, 26. Dez.	416
Hüttner an Cotta, 8. Jan. 1801	417
Geisweiler an Cotta, 8. Jan.	420
349. Schiller an Cotta, 10. Jan.	421
Hüttner an Cotta, Mitte Jan.	422
350. Cotta an Schiller, 26. Jan.	424
351. Cotta an Schiller, 4. Febr.	423
352. Schiller an Cotta, 6. Febr.	424
353. Cotta an Schiller, 14. Febr.	425
A. W. Schlegel an Cotta, 31. März	426
Fichte, Tieck und Cotta	427
354. Cotta an Schiller, 5. Mai	429
355. Cotta an Schiller, 13. Mai	429
356. Cotta an Schiller, 9. Juni	430
357. Schiller an Cotta, 17. Juni	431
358. Schiller an Cotta, 22. Juni	432
359. Schiller an Cotta, 29. Juni	432
J. Chr. Reinhart an Schiller, 1. August	434
360. Schiller an Cotta, 21. Sept.	435
361. Schiller an Cotta, 13. Oct.	436
362. Cotta an Schiller, 27. Oct.	437
363. Schiller an Cotta, 10. Dez.	438
364. Cotta an Schiller, 29. Dez.	440
365. Schiller an Cotta, 2. Jan. 1802	441
Schick an Schiller, 17. Jan.	443
Goethe an Cotta, 25. Jan.	443
366. Cotta an Schiller, 26. Jan.	445
367. Schiller an Cotta, 5. Febr.	445
368. Cotta an Schiller, 15. Febr.	447
369. Schiller an Cotta, 23. Febr.	448
370. Schiller an Cotta, 16. März	449
Zelter an Schiller, 7. April 1802	451
371. Cotta an Schiller, 9. April	452
372. Schiller an Cotta, 18. Mai	453
373. Schiller an Cotta, 9. Juni	456
374. Cotta an Schiller, 11. Juni	457
375. Cotta an Schiller, 19. Juni	458
376. Cotta an Schiller, 29. Juni	459
August Goethe an Cotta, 20. Juli	459
377. Schiller an Cotta, 1. Juli	460
378. Cotta an Schiller, 7. Juli	461
379. Schiller an Cotta, 9. Juli	461
380. Schiller an Cotta, 18. Juli	462
Vollmacht für Cotta	463
381. Cotta an Schiller, 6. August	464
382. Schiller an Cotta, 7. August	464
Goethe an Cotta, 13. August	465
383. Cotta an Schiller, 29. August	466
384. Cotta an Schiller, 9. Sept.	467
385. Schiller an Cotta, 10. Sept.	468
386. Cotta an Schiller, 16. Sept.	469
387. Cotta an Schiller, 21. Sept.	470
Goethe an Cotta, 28. Sept.	470
Goethes Einsendung in die Allgemeine Zeitung Nr. 283 vom 10. Oct.	470
388. Schiller an Cotta, 8. Oct.	471
389. Cotta an Schiller, 11. Oct.	472
390. Schiller an Cotta, 24. Oct.	473
391. Schiller an Cotta, 29. Oct.	474
392. Cotta an Schiller, 29. Oct.	474
393. Cotta an Schiller, 12. Nov.	475
Goethe an Cotta, 19. Nov.	476
394. Schiller an Cotta, 27. Nov.	478
395. Cotta an Schiller, 9. Dez.	478
396. Schiller an Cotta, 7. Jan. 1803	478
397. Cotta an Schiller, 21. Jan.	479
398. Schiller an Cotta, 10. Febr.	480
399. Schiller an Cotta, 11. Febr.	481
400. Schiller an Cotta, 19. Febr.	481
401. Cotta an Schiller, 21. Febr.	482
402. Cotta an Schiller, 25. Febr.	483
403. Cotta an Schiller, 3. März	483
404. Schiller an Cotta, 11. März	484
405. Schiller an Cotta, 24. März	484
406. Cotta an Schiller, 29. März	485
407. Cotta an Schiller, 13. Mai	486
Verlagsvertrag zwischen Goethe und Cotta, 15. Mai	487
408. Cotta an Schiller, 5. Juni	487
409. Schiller an Cotta, 7. Juni	488
410. Schiller an Cotta, 10. Juni	488
411. Cotta an Schiller, 18. Juni	489
412. Schiller an Cotta, 20. Juni	490
413. Cotta an Schiller, 19. Juli	491
Lüdger an Schiller, 17. Juli	491
414. Schiller an Cotta, 9. August	491
415. Cotta an Schiller, 7. Sept.	493

	Seite
416. Schiller an Cotta. 11. Sept. 1803	494
Schillers Einſendung in die Allgem. Zeitung. 4. Sept.	495
417. Cotta an Schiller. 22. Sept.	495
418. Schiller an Cotta. 11. Oct.	497
Die zwei Emilien	497
419. Cotta an Schiller. 22. Oct.	499
420. Schiller an Cotta. 27. Oct.	500
421. Cotta an Schiller. 11. Nov.	501
422. Schiller an Cotta. 3. Jan. 1804	502
423. Cotta an Schiller. 16. Jan.	503
Charlotte Schiller an Cotta. 20. Febr.	504
Cotta an Frau Charlotte Schiller. 9. März	505
424. Schiller an Cotta. 29. März	507
425. Schiller an Cotta. 22. Mai	508
426. Schiller an Cotta. 28. Mai	510
427. Cotta an Schiller. 1. Juni	510
Frau Cotta an Frau Schiller. 1. Juni	511
428. Schiller an Cotta. 1. Juni	512
429. Schiller an Cotta. 8. Juni	513
430. Cotta an Schiller. 12. Juni	514
Goethe an Cotta. 31. Juli 1805	514
431. Cotta an Schiller. 15. Juni 1804	515
432. Schiller an Cotta. 15. Juni	515
433. Cotta an Schiller. 19. Juni	516
434. Cotta an Schiller. 26. Juni	517
435. Schiller an Cotta. 27. Juni	519
436. Cotta an Schiller. 6. Juli	520
437. Schiller an Cotta. 16. Juli	522
438. Schiller an Cotta. 27. Juli	523
439. Cotta an Schiller. 7. Auguſt	524
440. Schiller an Cotta. 10. Auguſt	524
441. Schiller an Cotta. 17. Auguſt	525
442. Cotta an Schiller. 21. Auguſt	526
443. Schiller an Cotta. 31. Auguſt	527
444. Schiller an Cotta. 6. Sept.	527
445. Cotta an Schiller. 11. Sept.	528
Cotta und Johannes v. Müller	529
446. Cotta an Schiller. 5. Oct.	531
Charlotte Schiller an Cotta. 5. Oct.	531
447. Cotta an Schiller. 6. Oct.	532
448. Cotta an Schiller. 14. Oct.	533
449. Schiller an Cotta. 16. Oct.	533
Johannes v. Müller an Cotta. 16. Oct.	534
450. Schiller an Cotta. 22. Oct.	536
451. Cotta an Schiller. 26. Oct.	537
452. Cotta an Schiller. 29. Oct.	538
453. Schiller an Cotta. 21. Nov.	539
454. Cotta an Schiller. 4. Dec. 1804	540
455. Schiller an Cotta. 13. Dec.	541
456. Cotta an Schiller. 23. Dec.	544
457. Schiller an Cotta. 23. Dec.	544
458. Cotta an Schiller. 24. Dec.	545
459. Cotta an Schiller. 28. Dec.	546
460. Schiller an Cotta. 6. Jan. 1805	547
461. Schiller an Cotta. 18. Jan.	549
462. Schiller an Cotta. 3. Febr.	550
463. Cotta an Schiller. 5. Febr.	550
464. Schiller an Cotta. 25. Febr.	551
465. Schiller an Cotta. 1. März	552
466. Cotta an Schiller. 11. März	554
467. Cotta an Schiller. 26. April	555
Charlotte Schiller an Cotta. 6. Mai	555
Cotta an Charlotte Schiller. 12. Mai	556
Goethe an Cotta. 1. Juni	557
Cotta und Charlotte Schiller	557
Auszüge aus dem Briefwechſel zwiſchen Cotta und Charlotte Schiller	558
Charlotte Schiller an Cotta. 26. März 1824	571
Charlotte Schiller an Cotta. 16. April 1824	571
Cotta an Charlotte Schiller. 8. Mai 1824	572
Goethe an Cotta. 30. Mai 1824	572
Charlotte v. Schiller an Cotta. 3. Juli 1824	574
Cotta an Charlotte v. Schiller. 17. Mai 1825	575
Frau v. Cotta an Charlotte v. Schiller. 25. Mai 1825	575
Cotta an Ernſt v. Schiller. 13. Juli 1826	576
Ernſt v. Schiller an Cotta. 2. Auguſt 1826	576
Ernſt v. Schiller an Cotta. 10. Oct. 1826	578
Auszüge aus Briefen an Cotta	579
Goethe an Cotta. 26. Jan. 1827	580
Goethe an Cotta. 17. Dec. 1827	581
Cotta an Goethe. 11. Febr. 1828	582
Karoline v. Schiller an Frau v. Cotta. 26. April 1828	584
Emilie v. Schiller an Cotta. 30. Juni 1828	585
Karoline v. Wolzogen an Cotta. 2. Juli 1828	586
Goethe an Factor Reichel in Augsburg. 28. Oct. 1828	586
Goethe an Cotta. 30. Nov. 1828	587
Goethe an Cotta. 25. Oct. 1829	588
Goethe an Cotta. 24. Sept. 1831	589
Ernſt v. Schiller an Georg Freiherrn v. Cotta. 11. Jan. 1833	589
Ernſt v. Schiller an Georg v. Cotta. 21. April 1839	590

Anhang.

Seite
I. Erklärung des landſchaftlichen engern Ausſchuſſes an den Herzog von Württemberg über die Sendung Cotta's nach Paris, 26. März 1800 603
II. Zur Geſchichte der Entſtehung und Entwicklung der Allgemeinen Zeitung, von 1798 bis 1803 606
Proſpekt der neueſten Weltkunde, 31. Okt. 1797 606
Bericht der Württemb. Regierung an den Herzog Friedrich vom 20. Dez. 1797 613
Herzogliche Entſchließung vom 29. Dez. 1797 616
Herzogl. Reſkript an den akademiſchen Senat zu Tübingen vom 29. Dez. 1797 616
Eröffnungsartikel der Neueſten Weltkunde vom 1. Jan. 1798 617
Notiz der Schwäbiſchen Chronik vom 21. Febr. 1798 626
Erſte Beſchwerdenote des öſterr. Geſandten Grafen v. Fugger vom 27. Febr. 1798 626
Zweite Beſchwerdenote des öſterr. Geſandten Grafen v. Fugger vom 7. März 1798 627
Korreſpondenz der Neueſten Weltkunde aus Rom, 7. Febr. 1798 627
Frankreich und der Nord (Aus der Neueſten Weltkunde) 629
Beſchwerdenote des ruſſiſchen Geſandten Barons v. Maltitz vom 8. März 1798 632
Herzogliche Signatur an den Geheimen Rath vom 8. März 1798 633
Eingabe von Cotta und Dr. Poſſelt an den Herzog vom 21. März 1798 634
Bericht der Regierung an den Herzog vom 11. März 1798 634
Herzogliche Reſolution vom 14. April 1798 642
Gegennote an den öſterr. Geſandten Grafen v. Fugger 642
Auszug aus der Beſchwerdeſchrift des Fürſtbiſchofs Wilderich von Speier an den Herzog Friedrich vom 8. Auguſt 1798 643
Bericht des Reichshofrathsagenten Porſch an den Herzog Friedrich vom 14. Auguſt 1798 645
Reichshofrathsbeſchluß vom 13. Auguſt 1798 645
Herzogliches Dekret an die Regierung vom 20. Auguſt 1798 645
Cotta's Eingabe an den Herzog Friedrich vom 28. Auguſt 1798 646
Bericht der württemb. Regierung an den Herzog Friedrich vom 29. Auguſt 1798 647
Herzogliche Reſolution vom 1. Sept. 1798 647
Cotta's Eingabe an den Herzog Friedrich vom 4. Sept. 1798 650
Herzogliche Reſolution vom 5. Sept. 1798 651
Bericht des Reichshofrathsagenten Porſch vom 10. Oct. 1798 651
Reichshofrathsconcluſum vom 8. Oct. 1798 651
Privilegium der Allgemeinen Zeitung, vom 8. Oct. 1798 653
Herzogliches Dekret vom 10. Dez. 1799 653
Herzogliches Schreiben an das Geheimerathscollegium vom 24. März 1800 656
Herzogliches Reſkript an den akademiſchen Senat in Tübingen vom 31. März 1800 656
Auszug aus dem Bericht des akademiſchen Senats vom 6. Juni 1800 657
Auszug aus dem gutachtlichen Bericht der Regierung vom 18. Juni 1800 657
Herzogliche Reſolution vom 30. Juni 1800 659
Kurfürſtlich Württemb. Dekret an die Cenſoren der Allgemeinen Zeitung vom 12. Okt. 1803 660
Cotta's Erklärung an die Abonnenten der Allgemeinen Zeitung vom 15. Okt. 1803 661
Cotta's Eingabe an den Kurfürſten Friedrich vom 16. Okt. 1803 662
Kurfürſtlich Württemb. Erlaß an den Geh. Rath vom 17. Okt. 1803 663
Cotta's Promemoria an den Reichshofrathsagenten Merk vom 29. Okt. 1803 664
Auszug aus dem Kurbadiſchen Geh.-Raths-Protokoll vom 7. Nov. 1803 667
Cotta's Eingabe an den Kurfürſten von Bayern 668
Eröffnungsartikel der Kaiſerlich und Kurpfalz bairiſch privilegirten Allgemeinen Zeitung vom 17. November 1803 669

Seite

III. Generalregiſter der drei Jahrgänge der Horen 1795–1797

- a. Inhaltsverzeichniß nach der Folge der Stücke . . . 670
- b. Verzeichniß der Mitarbeiter und ihrer Beiträge . . . 676

IV. Auszüge aus J. F. Cotta's Rechnungsbüchern

- A. Aus dem Verlags-Conto für Schiller . . . 682
- B. Aus dem Capital-Conto für Schiller . . . 689
- C. Aus dem Honorar-Conto für Charlotte v. Schiller . . . 690
- D. Aus dem Honorar-Conto für Schillers Erben . . . 690
- E. Aus dem Honorar-Conto anderer Autoren
  - 1. Goethe . . . 691
  - 2. A. W. Schlegel . . . 693
  - 3. Karoline v. Wolzogen . . . 693
  - 4. Wieland . . . 693
  - 5. Herder . . . 693
  - 6. Sophie Mereau . . . 694
  - 7. Pfeffel . . . 694
  - 8. L. F. Huber . . . 694

V. Briefe an Göſchen

- A. W. Schlegel, 16. Nov 1796 . . . 695
- Schiller, 10 Mai 1797 . . . 697

VI. Verlorene Briefe . . . 698

Regiſter . . . 700

Berichtigungen und Zuſätze

Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Cotta.

1794—1805.

Briefwechſel

zwiſchen den

Familien Schiller und Cotta.

1805—1839.

1 Cotta an Schiller

Tübingen, 20. Merz 1794.

Euer Wolgeboren

Verlangen wegen Ausbezalung der 200 Rthlr. ſächſiſch kan ich wol entſprechen, ich habe zwar kein Geld in Leipzig nötig, ich will aber ſchon Mittel dazu ausfündig machen.[1] Sie können alſo gegen Ende Aprils über die 200 Rthlr. ſächſ. oder fl. 360 diſponiren, nur bitte ich mir dagegen die Anweiſung auf Reichsthaler ſächſiſch auszuſtellen, denn ich könte ſonſt in einen Verluſt von 1½ Carolins kommen, wenn ich mir diſe Summe nach dem gewönlichen Zalungs Fus der Buchhändler untereinander müßte ausbezalen laſſen. Was die proCent Berechnung betrift, ſo hoffe ich Sie haben dieſe nur für den Fall angefürt, wenn ich einen andern zu diſer Sache nötig gehabt hätte; wenn es mir gegolten hätte, müßte es mich kränken.

Wenn Sie wieder hieherkommen, ſo würde es mich freuen, wenn Sie bei mir logirten;[2] ich bitte Sie um diſe Gewogenheit.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung Euer Wolgeboren gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

2 Schiller an Cotta

Stuttgardt den 29. Merz 94. rec. 1 April / resp. 4 April

Für die Gefälligkeit, die Sie mir durch Vorſchuß des Geldes erzeigen wollen, bin ich Ihnen aufrichtig verbunden. Ich werde nächſte Woche Hrn. Göſchen davon benachrichtigen, daß er ſich darauf richtet, gegen das Ende Mays jene Summe an Ihre ordre zu bezahlen.[3]

---

[1] Schiller hatte Cotta in einem verloren gegangenen Briefe um einen Vorſchuß von 200 Thlr. gegen eine Anweiſung auf G. J. Göſchen in Leipzig gebeten.

[2] Schiller wohnte während ſeines Beſuchs in Tübingen im J. 1794, wo er die Bekanntſchaft Cotta's machte, bei ſeinem Freund und ehemaligen Lehrer Profeſſor Abel (Hovens Autobiographie S. 109 f.)

[3] Dieſer Brief an Göſchen ſcheint verloren; dagegen iſt ein Schreiben an ihn vom 4. Mai 1794 in den Grenzboten, Jahrg. 1870, II. Bltj. S. 300 abgedruckt, wo Schiller auf jenen Brief Bezug nimmt: „Wahrſcheinlich lauft während dieſer Zeit (bis Mitte Juni) noch [illegible] Geld auf Coppenhagen ein, daß Sie dieſe 200 Rthl. davon abziehen können. Ich brauchte Geld, und wußte es nicht anders anzugreifen, wenn ich nicht meinen Callias (vgl. Note zu Nr. 41) an Herrn Cotta überlaſſen wollte."

Indeſſen iſt mir die Idee zu einem VerlagsArtikel gekommen, den ich Ihnen anbieten kann. Schon ſeit 3 biß 4 Jahren trug ich mich mit dem Entwurf, die vorzüglichſten Tragödien der Griechen in einer modernen und angenehmen Ueberſetzung, unter dem Titel, Griechiſches Theater, bandweiſe herauszugeben.[1] Die Franzoſen beſitzen ein ähnliches Werk vom P. **Brumoy**.[2] Die Deutſchen noch keines, obgleich die griechiſche Litteratur bey uns weit mehr Nachfrage findet. Ein Trauerſpiel des Euripides, Iphigenia von Aulis habe ich bereits in der Thalia überſetzt.[3] Herr Profeſſor Naſt[4] vom hieſigen Gymnaſium und Hr. Diaconus Conz[5] aus Vaihingen, (beide ſind Ihnen als vortrefliche Griechen bekannt) würden ſich mit mir zu dieſem Werk aſſociiren, und ich glaube, ohne Uebertreibung, verſprechen zu können, daß dieſes Werk der deutſchen Nation keine Schande machen ſollte.

Wir würden des Jahrs etwa 2 Bände herausgeben und in etwa 6 biß 7 Bänden, würde es abſolvirt ſeyn. Jeder Band müßte eine Beurtheilung der darinn enthaltenen Stücke, von meiner Hand, enthalten, und überhaupt würde ich in dieſen Abhandlungen Gelegenheit nehmen, die hauptſächlichſte Schönheiten des Griechiſchen Trauerſpiels als überhaupt die ganze Theorie der tragiſchen Dichtkunſt zu entwickeln.

Ueberlegen Sie dieſen Vorſchlag, und wenn Sie Geſchmack daran finden, ſo wollen wir dann alle 4 zuſammen kommen, und eine ganz ausführliche Verabredung nehmen. Mir liegt an möglichſt raſcher Ausführung dieſes Entwurfes ſehr viel, und wäre Ihnen darum zu thun, den erſten Band bald zu haben, ſo wäre auch dafür Rath zu ſchaffen; geben Sie mir nur bald Nachricht. Ueber die Bedingungen wollen wir bald einig ſeyn.

Ihr ergebenſter Freund und Diener

Schiller.

---

[1] Vgl. SchB. II, 268, 274. Der Plan war ihm von ſeinem Lehrer Naſt mitgetheilt worden, vgl. den gleich unten folgenden Brief Naſts vom 6. April 1789, den aber Schiller in Folge der Vergeßlichkeit des Profeſſors Schott erſt am 19. November 1789 erhielt. Schiller und Lotte, S. 493 f.

[2] Théâtre des Grecs par le P. Brumoy. Nouvelle édition. Paris 1785. Schiller benutzte daſſelbe zu ſeinen Ueberſetzungen aus Euripides. SS. VI, 120.

[3] Thalia 1789. 6. Heft, S. 1–58, 7. Heft, S. 1–69.

[4] Johann Jakob Heinrich **Naſt**, geb. 9. Nov. 1751 zu Stuttgart, war 1779 bis 1792 Profeſſor der Philoſophie und der klaſſiſchen Litteratur an der Pflanzſchule, Militärakademie und hohen Karlsſchule, von 1792–1807 Profeſſor am Gymnaſium in Stuttgart. Im Jahr 1808 folgte er ſeinem Vater, dem am 14. Dez. 1807 verſtorbenen Pfarrer Johann Naſt zu Plochingen, in deſſen Pfründe und ſtarb daſelbſt, nachdem er 1820–1821 ſeine „kleinen akademiſchen und gymnaſtiſchen Gelegenheitsſchriften", ſowie ſeine in lateiniſcher Sprache abgefaßten Schriften geſammelt und herausgegeben hatte (Tübingen, Laupp), am 23. Aug. 1822.

[5] Karl Philipp **Conz**, geb. 28. Oct. 1762 zu Lorch, Schillers Jugendgeſpiele, ſtudierte im theol. Stift zu Tübingen, 1790 Prediger an der hohen Karlsſchule, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Profeſſor der claſſ. Literatur zu Tübingen, ſtarb 20. Juni 1827. Ein Brief von ihm an Schiller vom 23. Sept. 1797 wird weiter unten mitgetheilt.

3

J. J. H. Naſt an Schiller.

Stuttgart d. 6. April 1789.

Verehrungs-würdiger Freund!

Zürnen Sie nicht, wenn ich Sie gleich in meinem erſten Schreiben mit einem Namen nenne, zu welchem ich nach dem Verhältniß, worinnen wir ſchon vor mehreren Jahren gegeneinander geſtanden ſind, noch einiges Recht zu haben glaube. Ich habe ſeit der Zeit, als Sie Stutgart verließen, an allen Ihren angenehmen Schikſalen, obgleich in der Stille, doch mit wahrer Herzens-Empfindung theilgenommen, und mich der Verdienſte, die Sie Sich inzwiſchen um unſere deutſche Litteratur erwarben, mit deutſchem Patriotiſmus erfreut, und nun freue ich mich fürwahr gedoppelt, daß Sie Sich entſchloſſen haben, wider in die academiſche Laufbahn zurückzutretten und Sich einem Fach zu widmen, das nicht nur auf deutſchen Univerſitäten noch immer allzuſehr vernachläßigt wird; ſondern worinnen wir Deutſche überhaupt gegen andere Nationen, vornemlich Engländer, noch am meiſten zurükſtehen. Gott ſtärke nur Ihre Geſundheit; damit Sie auch für die Geſchichte, worinnen Sie bereits als Meiſter aufgetretten ſind, das leiſten können, was Sie zur Ehre der Nation ſchon längſt für die Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften geleiſtet haben. — Und nun erlauben Sie mir, auf den Haupt-Zweck meines Schreibens zu kommen.

Schon ſeit länger als einem halben Jahre habe ich die Electra des Euripides in Jamben, die Chöre in lyriſchen Silbenmaßen nach Stolbergs Manier[1] überſezt. Hr. Prof. Schüz,[2] dem ich einige Probebogen dieſes Stückes zuſchikte, billigte meine Arbeit und ſchlug mir vor, ob ich ſie nicht in Wielands Mercur wollte abdruken laßen, in welchem Fall ich mir ein Honorar von 8 RThlr. für den gedrukten Bogen würde verſprechen können. Der Vorſchlag gefiel mir ganz wohl, nur wußte ich nicht, ob auch meine Anmerkungen, die nur wenige Bogen betragen, und die von dem Stück unzertrennlich ſind, in dieſem Journal würden abgedrukt werden. Wäre das leztere, ſo würde ich noch immer mein Manuſcript mit gröſtem Vergnügen zum Abdruk in den D. M. hergeben. Und von wem könnte ich hierüber beſſern Aufſchluß und Entſcheidung erwarten, als von Ihnen, da Sie an dieſem vorzüglichen Journal nun einen unmittelbaren Antheil genommen haben.[3] — Ich bin ſo frei, Ihnen bei dieſer Gelegenheit noch einen Gedanken zu eröfnen, und mir Ihr Urtheil darüber ſo bald möglich auszubitten. Aus den herrlichen Proben, die Sie vom Euripides in Ihrer Thalia geben, ſehe ich, daß Sie villeicht Sich entſchlieſſen dürften, uns mit der Zeit, wenn Sie Muſſe finden ſollten, den ganzen Euripides zu geben. Wie wäre es nun, wenn wir, vorausgeſezt, daß dieß Ihr Entſchluß wäre, mit einander gemeine Sache machten, und uns in die Ueberſezung dieſes Dichters theilten! So ſonderbar dieſer Vorſchlag ſcheinen mag, ſo ſcheint es mir doch, er könnte mit Nuzen ausgeführt werden. Für's erſte haben wir von Euripides noch ſo vile Stüke übrig, daß wohl ſchwerlich ein einzelner Mann es wird unternehmen wollen, den ganzen Euripides zu überſezen. Wenn ſich hingegen mehrere der Sache gewachſene Männer zu dieſem Unternehmen vereinigten, ſo würde es nicht nur zuverläſſiger, ſondern auch balder ausgeführt werden können.

Ein Haupt-Einwurf gegen ein gemeinſchaftliches Unternehmen dieſer Art könnte freilich dieſer ſeyn, daß man beſorgte, das Ganze möchte dadurch eine etwas ungleichförmige Geſtalt gewinnen. Allein eben diß würde, wie mich dünkt, am Ende unſerer Ueberſezung Vortheil bringen, wofern beide Theilnehmer nur im Ganzen nach einerlei

---

[1] Chriſtian v. Stolberg in ſeiner Ueberſezung des Sophokles, Leipzig 1787.

[2] Chriſtian Gottfried Schütz, geb. 19. Mai 1747, von 1779 bis 1803 Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit in Jena, wo er die Allgemeine Literatur-Zeitung gründete und redigirte, mit welcher er 1803 nach Halle überſiedelte. Er ſtarb daſelbſt am 7. Mai 1832.

[3] Wielands Merkur brachte nichts von Naſts Elektra; dagegen nahm Schiller ins 12. Heft der Thalia 1791 Proben jener Ueberſezung auf. Ueber Schillers Beziehungen zum Merkur vgl. SchKP I, 197. 364.

Grundſäzen arbeiteten, und jeder ſich nach ſeinen Kräften beſtrebte etwas vollkommenes zu liefern. Die am Ende noch immer zurückbleibende Verſchidenheit in der Ueberſezungs-Manier würde alsdann, wenn ich nicht irre, dem Leſer mehr Unterhaltung gewähren. Zwar ſehe ich gar wohl ein, wie vil meine Ueberſezung an der Seite der Ihrigen verlieren würde, allein ich begreife auch ebenſo wohl, daß es mir keine Schande bringen kan, von einem Manne, der unter den erſten Schriftſtellern Deutſchlands einen ſo rühmlichen Plaz behauptet, in der Ueberſezungs-Kunſt übertroffen zu werden. — —

Ich bitte Sie alſo nochmals, Verehrungswürdiger Freund! dieſen Vorſchlag zu prüfen, und mir Ihre Geſinnungen darüber gerade und freimüthig zu eröfnen. Sollte mein Gedanke Ihren Beifall finden, ſo würde es alsdann leicht ſeyn, uns über die Art der Ausführung dieſes gemeinſchaftlichen Unternehmens zu vergleichen. — —

Ihrem freundſchaftlichen Angedenken empfele ich mich nun aufs beſte, und habe die Ehre, mit der gröſten Hochachtung zu beharren

Ihr ganz Ergebenſter Freund und Verehrer Naſt

N. S. Das beigelegte academiſche Programm[1] bitte ich als ein kleines Zeichen meiner Ergebenheit gütigſt von mir anzunehmen.

3. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 11. April 1791.)

Euer Wolgeboren überſende ich in der Anlage eine Anweiſung auf fl. 160 — welche ich würklich[2] in Stuttgart einzunemen hatte und die ich einſtweilen an denen zu bezalenden Rthlr. 200 — oder fl. 360 — anzunemen bitte; die übrigen fl. 200 habe ich die Ehre Ihnen ſelbſt zu überbringen, falls dis bis zum 3. Mai anſtehen kan: Wo nicht, ſo werde ich ſie Ihnen auch p. Anweiſung übermachen, weßwegen ich mich zu benachrichtigen bitte, damit ich für die beſtimmte Zeit ſie Ihnen in die Hände ſchaffe.

Ich wünſchte, daß Sie mein leztes[3] gütig aufgenommen, und in meinen Vorſchlag einwilligen möchten.

Mit der bekanten Hochachtung Dero gehorſamer Diener
J. F. Cotta.

4. Schiller an Cotta.

Stuttgardt den 11. April 91.[4]

Für gütige Ueberſendung der Aſſignation auf 160 fl. danke ich Ihnen verbindlichſt. Es könnte ſeyn, daß ich meine Abreiſe ſchon am 23. oder 24. dieſes

---

[1] Das von Naſt verfaßte Einladungsprogramm zum 11. Febr. (Geburtstag des Herzogs) 1790: Commentatio in rem foenebrem Romanorum. (Wagner, Geſch. d. hoh. Karlsſch. I, 470.)

[2] Der bekannte, in Cotta's Briefen ſehr oft vorkommende, auch von Schiller in ſeinen Jugenddramen und gleich im folgenden Brief gebrauchte Suevismus für „gegenwärtig".

[3] Dieſer Brief (vom 4. April), die Antwort auf Schillers Vorſchlag in Betreff eines „Griechiſchen Theaters" enthaltend, iſt nicht vorhanden. Die Antwort lautete nur theilweiſe zuſtimmend und enthielt den Gegenvorſchlag, nur die Abhandlungen über die griechiſchen Tragiker zu verlegen.

[4] Das Empfangsdatum ſtand auf dem abhanden gekommenen Schluß des Briefes.

Monats antreten mußte, wenn Hr. Profeſſor Paulus,[1] in deſſen Geſellſchaft ich zurückkehren will, ſich nicht länger aufhalten ließe. In dieſem Fall würde ich Sie bitten, mir die übrigen 200 fl. etwa auf den 22. h. zukommen zu laſſen. Zugleich bitte ich, mir in Ihrem nächſten Schreiben ein Concept mitzuſchicken, wie ich die Anweiſung an Hrn. Göſchen einrichten ſoll.

Was Ihre Bemerkungen[2] über meinen Ihnen gethanen Vorſchlag betrifft, ſo glaube ich, daß eine mündliche Erklärung uns bald verſtändigen würde. Das Werk, welches ich Ihnen offerierte, iſt freilich kein ſo glänzender Meßartikel, wie etwa eine modiſche Schrift, aber es iſt auch nicht ſo vergänglich. Das Bedürfniß, es zu kaufen, iſt nichts weniger als allgemein, dafür aber iſt es bey der kleineren Anzahl derer, die griechiſche Litteratur treiben, fortdauernd. Der ſtudierenden Jugend iſt ein ſolches Buch ſehr nützlich, und, da wir wirklich noch kein anderes haben, beinah unentbehrlich.

Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß man durch eine gute Ueberſetzung der alten Tragiker und durch kritiſche Zergliederung ihrer Schönheiten den Geſchmack an denſelben gewiß weiter ausbreiten kann; er iſt gewiß jetzt ſchon ausgebreitet genug, um eine Unternehmung zu begünſtigen, die nicht mehr Koſten, als dieſe, erfodert. Ich würde vor mir ſelbſt erröthen, wenn ich mir einen Augenblick einbilden könnte, daß die Arbeiten eines Sophocles, Euripides und Aeſchylus durch meine Aufſätze und Empfehlungen erſt ihren Werth erhalten müßten; aber ſoviel iſt allerdings wahr, daß das Verdienſt dieſer Meiſter durch eine geſchickte Auseinanderſetzung mehr geltend gemacht werden kann. Hr. Wieland arbeitet gegenwärtig an einer Ueberſetzung des Ariſtophanes, und ich glaube, der erſte Band wird ſchon in dieſer Meſſe erſcheinen.[3] Und doch iſt Ariſtophanes bei weitem weniger überſetzbar und weniger bey dem Publikum empfohlen, als die tragiſchen Dichter, die alſo gewiß noch 3mal mehr als Ariſtophanes eine Verdeutſchung verdienen.

Meine kritiſchen Abhandlungen kann ich nicht wohl von den Schauſpielen ſelbſt trennen, und Sie würden auch nicht einmal dabey gewinnen, weil ich zur Rechtfertigung und Erklärung meiner Behauptungen ſoviele Stellen aus den Stücken anführen mußte, daß dieſe Stücke, bloß citationsweiſe, beynahe ganz eingerückt würden. Wäre es mir um meinen Vortheil bloß zu thun, ſo würde ich mich bei Ihrem Vorſchlage ſehr gut befinden, denn ich brauchte alsdann bloß einem andern Buchhändler die Ueberſetzung, und Ihnen meine Abhandlung zu geben, ſo würden mir die Stücke, dort ganz und hier Stellenweiſe, doppelt bezahlt.

Ich habe mit Hrn. Cruſius in Leipzig einen beſtändigen Contract geſchloſſen, vermöge deſſen ich ihm alle meine ſchon gedruckten kleineren Arbeiten, ſowohl Originale als Ueberſetzungen, die ich Bandweiſe geſammelt haben will, den Bogen zu einem Carolin, überlaſſe.[1] Dieſem Contract gemäß wurde er auch meine Ueberſetzung der Griechen zu verlegen bekommen. Weil ich aber dieſe griechiſche Trauerſpiele nicht in der Suite meiner Schriften, ſondern als ein eigenes Werk erſcheinen laſſen will, ſo kann ich ſie von jenem Contract mit Cruſius ausſchließen, und habe in dieſer Rückſicht vollkommene Freiheit in der Wahl des Verlegers. Dieſer Freiheit nun wollte ich mich bedienen, um Ihren Wunſch zu erfüllen, und weil ich wirklich glaubte und auch noch glaube, daß die Entrepriſe ſolide ſey. Neben meinem Wunſch, Ihnen zu einem nützlichen VerlagsArtikel zu verhelfen, beſtimmte mich auch zugleich noch der Umſtand, daß zwey meiner Mitarbeiter Ihnen näher ſind und vielleicht ſogar die Correctur durch Hrn. Naſt beſorgt werden könnte. Sobald Sie aber überwiegende Gründe haben, dieſe Unternehmung von der Hand zu weiſen, ſo fällt der wichtigſte Grund meines Anerbietens weg, und es bleibt bey meiner alten Verabredung mit Cruſius.

---

[1] Der bekannte nachmalige Heidelberger Profeſſor und Kirchenrath H. E. G. Paulus, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg, geſtorben 10. Aug. 1851 in Heidelberg, von 1789 bis 1803 Profeſſor in Jena.

[2] In dem verloren gegangenen Brief vom 6. April.

[3] Sie iſt nicht erſchienen; wohl aber brachten das Auguſt-, September- und Octoberheft des Neuen Teutſchen Merkurs 1794 den Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung der Acharner.

Meine Foderungen wären geweſen 1 Carolin für den Bogen der Ueberſetzung und 2 Carolin für den Bogen der Abhandlungen: Da nun 3 Stücke in der Ueberſetzung etwa 21 Bogen, die Abhandlungen jedesmal 3 oder 4 Bogen ausmachen, ſo wäre das Honorar für einen, 25 Bogen ſtarken, Band etwa 28 oder 29 Carolin zu ſtehen gekommen. Rechne ich nun die Unkoſten des Drucks und Papiers auf 22 Carolin, ſo wird eine Summe von 50 Carolin in den Band geſteckt, welche mit dem fünften Hundert, das Sie verkaufen, ſchon heraus iſt. Was Sie über 500 Exemplare verkaufen (das Exemplar wie billig zu 1. Rthlr oder 1 fl. 12 Batzen gerechnet) iſt Profit.

Gar ſehr wünſchte ich, daß ich mich über dieſes ſowohl

(Das Uebrige fehlt.)

3. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 16. Mai 94.)

Ich wünſchte zwar, daß dieſer Brief Euer Wolgeboren nicht in Jena antreffe, ſondern daß Sie ſich länger noch in Stuttgart verweilt haben möchten, da Sie aber doch vielleicht Ihren Vorſaz ausgeführt haben,[2] ſo neme ich mir die Freiheit, meine Bitte zu wiederholen, mir nur mit ein Paar Zeilen Ihre Ankunft zu berichten, damit ich meine HinausReiſe über Jena gehörig regulire. Dienſtags vor Himmelfarth, es wird der 27ſte Mai ſeyn, werde ich durch Jena kommen, und wenn Sie es erlauben, einige Stunden bei Ihnen zubringen, um das Weitere des bewußten Planes[3] vollends ins Reine zu bringen.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung Dero gehorſamer Diener

J. F. Cotta

---

[1] [illegible] Der Contract ſelbſt liegt nicht vor.

[2] Schiller verließ Schwaben am 6. Mai; an Göſchen, 4. Mai 1794 ([illegible])

[3] Des am 4. Mai verabredeten Plans zur Herausgabe einer täglich erſcheinenden politiſchen Zeitung.

6. Schiller an Cotta.

Jena den 19. May 94. 21. Mai 22. Mai

Vor 4 Tagen bin ich hier angelangt, und Sie finden mich alſo, wenn Sie kommen, gewiß. Mich erfreut es ſehr, daß wir einander hier in Jena noch ſehen, und nachhohlen können, was wir auf dem Katzenſtein[1] bei Kannſtatt nicht haben vollenden können. Meine Geſundheit läßt ſich ganz erträglich gut an, und ich wollte zufrieden ſeyn, wenn ſie ſo bleiben wollte, wie ſie iſt.

Aber den Plan mit der Zeitung[2] werden wir ſo ſchnell nicht ausführen können. Für einen kränklichen Menſchen iſt dieſes Geſchäft doch zu anſtrengend, zu unabſehbar, und für den Verleger zu riſquant, wenn ich kränker werden ſollte. Auch kann ich von Jena ſo ſchnell nicht loskommen, und einen fixen, obgleich unbeträchtlichen Gehalt[3] nicht wohl an den Zufall einer Speculation wagen. Möglicher hingegen, und auch ſicherer iſt es, mit einer politiſchen Quartalſchrift anzufangen, welche ſich von mir leichter überſehen und da man immer 3 Monate Zeit hat, auch leichter im Gang erhalten läßt. Ich gewänne dabey nicht nur dieſes, daß ich mich durch eine ſolche Arbeit mit dem politiſchen Fach familiariſierte, und meine Mitarbeiter zugleich für eine größere Entrepriſe üben und auf die Probe ſetzen könnte; ſondern auch Sie ſelbſt würden aus dem Glück einer ſolchen Zeitſchrift Ihren Entſchluß für die größere faßen und die Vortheile beßer berechnen können.

Indeßen habe ich gefunden, daß auch ſchon dieſe eingeſchränktere Unternehmung großen Aufwand machen dürfte. Was mich ſelbſt betrifft, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich die politiſche Schriftſtellerey nicht aus Neigung ſondern aus Speculation erwählen würde, und da ich mich nie entſchließen könnte, etwas zu vernachläſſigen, wovon ich meinen Nahmen ſetze, ſo würde mich eine ſolche Arbeit ungleich mehr Zeit und Anſtrengung koſten, als jede andere. Da ſie in ſich ſelbſt nicht ſoviel Reiz hat, als andere Arbeiten für mich haben, ſo iſt es nur der Vortheil, der mich dieſe Schwürigkeiten überwinden machen kann. Dieß muß ich vorher ſagen, damit Sie wiſſen, wie ich über dieſen Punkt denke. Ich würde mir ausbedingen, daß mir für die Redaction eine Summe im Ganzen bezahlt würde, und das übrige würde dann Bogenweis bezahlt. Um meiner Mitarbeiter verſichert zu ſeyn, müßte ich ſie ſehr anſehnlich und prompt bezahlen, und außer dieſem noch einen beſtändigen Secretair unterhalten. Die wichtigſten Staatsſchriften, nebſt den nothwendigen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Werken und Charten, die zum Nachſchlagen unentbehrlich ſind, würden Sie mir entweder frey liefern und nach dem Gebrauch zurüknehmen, oder mir um die Hälfte des Preiſes eigenthümlich überlaſſen. Die unentbehrlichſten Zeitungen müßten zugleich in den Contract mit einbedungen ſeyn.

---

[1] Einen Ort oder eine Localität dieſes Namens gibt es nur eine einzige in Schwaben, im Oberamt Neresheim, die aber hier nicht in Frage kommen kann. Gemeint iſt der Kahlenſtein, eine mäßige Anhöhe zwiſchen Stuttgart und Kannſtatt, einer der lieblichſten Punkte Schwabens, mit einer reizenden Ausſicht auf das Neckarthal und Remsthal, die Kette der rauhen Alb und deren Vorläufer zwiſchen Rems und Fils. Der Name Kahlenſtein iſt abgekommen, ſeit König Wilhelm von Württemberg darauf 1820—1829 das Luſtſchloß Roſenſtein erbauen ließ, nach welchem jetzt die ganze Anhöhe benannt wird. Ein Eiſenbahntunnel führt unter demſelben hinweg von Kannſtatt nach Stuttgart. Der Ausflug Cottas mit Schiller fand, 2 Tage vor des Letztern Abreiſe aus Schwaben, am 4. Mai 1794 ſtatt (Brief Cotta's an Schiller vom 14. Juni 1803) und erſtreckte ſich bis Untertürkheim im Neckarthal, eine halbe Stunde oberhalb Kannſtatt, auf dem Rückweg wurde dann der Kahlenſtein beſucht.

[2] Auf dem Kahlenſtein legte Cotta Schillern den Plan zu einer politiſchen Zeitung vor und wollte ihn für deren Redaction gewinnen. Es ſind dieß die erſten Entwürfe zur Gründung der Allgemeinen Zeitung, die im Jahr 1798 ins Leben trat.

[3] Schiller bezog damals ſeit dem Januar 1790 einen Gehalt von 200 Thlr. Zur Ablehnung ſeiner Berufung nach Tübingen ſchrieb er am 26. März 1795 an den Geheimerath v. Voigt in Weimar, er möchte ihm vom Herzog die Zuſicherung auswirken, daß im „äußerſten Fall", wenn zunehmende Kränklichkeit ihn an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten „gänzlich" verhindern ſollte, und nur in dieſem Fall ſein Gehalt verdoppelt werden ſollte. Dieſe Zuſicherung iſt ihm wohl gegeben, aber eine Gehaltsverdoppelung, wie man da und dort lieſt, nicht bewilligt worden. (Am 4. Okt. 1795 verzeichnet der Schiller-Kalender die Einnahme eines Beſoldungsquartals mit 50 Thlr.) Nach des Schillers Ueberſiedlung nach Weimar ward ihm jene Verdoppelung gewährt (Schreiben des Herzogs vom 11. Sept. 1799), und am 8. Okt. 1799 ſchreibt Schiller an ſeine Mutter: „Der Herzog hat mir auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe meine Beſoldung verdoppelt, ſo daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt." (Boas, Nachlese II, S. 473.) Ueber eine abermalige anſehnliche Gehaltsvermehrung im Jahr 1804 vgl. Schillers Brief an Cotta, 6. Juni 1804.

100 Bogen, dächte ich, würden die 4 Quartalſtücke zuſammen betragen, und nach meiner Berechnung würden Sie erſt von dem 16ten Hundert an Ihren reinen Gewinn rechnen können. Glauben Sie, daß es darauf zu wagen ſey?

Sind Sie, nach dieſer vorläufigen Erklärung, zu der Unternehmung aufgelegt, ſo könnten Sie vielleicht gleich einige dahin einſchlagende Schriften, wie z. B. die vorigen Jahrgänge des Moniteur, die Archenholziſchen und Girtanneriſchen Schriften, Frankreich betreffend,[1] nebſt einem ausgeſuchten Atlas von Europa gleich mit hieher bringen. Meine Landcharten ſind alt und nicht vollſtändig, auch nicht ſpeciell genug.

Ueberdenken Sie vor unſerer Zuſammenkunft alles, was zu dieſer Unternehmung gehört; ich will es eben ſo machen, daß wir unſere Unterredung ſoviel als möglich benutzen können. Denken Sie noch ſonſt nach, worinn ich Ihnen von Nutzen ſeyn kann. Wir wollen ſchon ſehen, daß unſere Vortheile mit einander laufen.

Das große litterariſche Journal, wovon ich Ihnen auf der Rückreiſe von Untertürkheim ſprach,[2] ſcheint mir noch immer eine trefliche Unternehmung, und zu dieſer könnte ich Ihnen 3 mal mehr Dienſte leiſten, weil ich hier ganz in meinem Fache wäre. Leben Sie wol und ſorgen Sie ja dafür, daß wir Zeit haben, uns recht mit einander auszuſprechen. Der Ihrige

Schiller.

---

[1] Der Geſchichtſchreiber Johann Wilhelm Archenholz (geb. 3. Sept. 1745, geſt. 28. Oct. 1812) lebte ſeit 1792 in Hamburg von dem Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Von ſeinen bis zum Datum des Briefs erſchienenen hiſtoriſchen Schriften wären vorzüglich hieher zu rechnen: Die Pariſer Jacobiner in ihren Sitzungen ꝛc. [Von C. F. Pappenheimer.] Mit Anmerkungen von J. W. v. Archenholz. Hamburg 1793. Der Krieg in der Vendée. 2 Th. Leipzig 1794. — Girtanner, Chriſtoph, geb. 1760 zu St. Gallen, ſtarb am 17. Mai 1800 als herzogl. koburgiſcher geh. Hofrath. Arzt von Beruf und als mediziniſcher Schriftſteller thätig, gab er auch hiſtoriſche Schriften heraus, von denen hieher zu zählen ſind: Hiſtoriſche Nachrichten und Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Berlin, ſeit 1792; Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung Ludwigs des Sechzehnten. Berlin 1793; Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1794; politiſche Annalen. Berlin 1793 u. 94.

[2] Die Horen. Schiller hatte den Plan dazu ſchon früher mit Körner in Dresden durchgeſprochen (SchK II, [illegible]) und am 24. Oct. 1792 darüber an Göſchen geſchrieben (Weim. Jahrb. VI, 235. GSP 84), der aber auf den Vorſchlag nicht einging; vgl. Cottas Brief vom 8. Mai 1793.

Contract
über den Verlag einer
Allgemeinen Europäiſchen Staatenzeitung
von
Hrn. Hofrat Schiller.[1]

1) Erhält Hr. Hofrat Schiller Zweitauſend Gulden honorarium.
2) Jeder der beiden MitArbeiter Eintauſend Gulden.
3) Wenn Sechstauſend Exemplarien abgeſezt werden, ſo erhält Hr. Hofrat Schiller außer obigen Zweitauſend Gulden noch Eintauſend Fünfhundert Gulden.
4) Wenn Siebentauſend Exemplarien abgeſezt werden, ſo werden auſſer dieſen nach No. 1 und 3 in Summe betragenden Dreitauſend und Fünfhundert Gulden noch Zweitauſend Gulden bezalt und eben dieſe Summe von Zweitauſend Gulden für jedes folgende Tauſend Exemplarien, das abgeſezt wird.
5) Das honorarium wird vom Anfang der Zeitung berechnet, und Vierteljärig bezalt. Von obigen Zweitauſend Gulden aber von No. 1. werden Neunhundert Gulden als Vorſchuß in 2 Theilen im Monat Junius und September h. a. entrichtet.
6) Sollte Hr. Hofrat Schiller mit Tod abgehen, ſo erhält ſeine Wittwe Sechshundert Gulden jährlich, ſo lange das Inſtitut fortgehet und von jeder der nach No. 3 und 4 zu bezalenden Summe den dritten Theil.
7) Alle zum Inſtitute nöthigen Zeitungen, Monatsſchriften, Karten und Bücher liefert die J. G. Cottaiſche Buchhandlung als Verleger und dieſe bleiben dem Inſtitut zum Gebrauch, was aber Hr. Hofrat Schiller davon nemen will, erhält er für die Hälfte des Preiſes
8) Das Porto für die Briefe, ſowie das Honorar für die Correſpondenten tragt die Verlagshandlung ſowie jede für den Zweck des Inſtituts notwendige Ausgabe.
9) Die Bezalung geſchiehet in Conventionsgeld den Conventionsthaler zu fl. 2. 24 gerechnet.
10) Solte die Cottaiſche Buchhandlung nach Verfluß des Monat Auguſts den Verlag der Zeitung aufſagen, ſo hat ſie von dem erſten September an bis zum Tag der Abſagung täglich Drei Gulden Hrn. Hofrath Schiller gut zu thun, denen 2 MitArbeitern bleiben die ſchon angekauften Karten, Zeitungen und Schriften.

Jena, 28. Mai 94.

J. G. Cottaiſche Bhdlg. v. Tübingen
J. F. Cotta.

Friderich Schiller.

Contract
über die litterariſche Monathsſchrift
die Horen
betitelt, welches unter der Aufſicht des Hofr. Schiller erſcheinen ſoll.[2]

1) Jeden Monat erſcheint ein Stük von 8 Bogen Median mit deutlicher Schrift, die Seite von 30 Zeilen.
2) Alle darinn enthaltenen Aufſäze müſſen entweder hiſtoriſchen oder philoſophiſchen oder aeſthetiſchen Innhalts ſeyn, und auch von dem Nichtgelehrten verſtanden werden können.

---

[1] Von Cotta's Hand, mit Ausnahme der Unterſchrift Schillers.

[2] Von Schillers Hand, mit Ausnahme des Datums und der Unterſchrift Cotta's.

3) Der Redakteur hat dafür zu ſorgen, daß jedes Stück etwas aus jedem dieſer 3 Fächer enthalte.

4) Ein engerer Ausſchuß von 5 Mitgliedern beurtheilt die eingeſandten Stücke, und die Majorität entſcheidet über die Würdigkeit zur Aufnahme.

5) Weder der Ausſchuß noch der Redakteur dürfen in den eingeſandten Stücken Aenderungen treffen, ſondern müſſen ſie jederzeit an die Verfaſſer zurückſenden, wenn etwas daran der Verbeſſerung nöthig hat.

6) Das niedrigſte Honorar iſt 3 Ldor, das höchſte 8 Ldor. Der Mittelpreiß iſt 5 Ldor. Ueber den Preiß entſcheidet die Majorität des Ausſchuſſes, wo er nicht ſchon durch den beſondern Contract des Einſenders beſtimmt iſt.

7) Die Mitglieder ſind entweder *beſtändige* oder *temporaire*. Die beſtändigen dürfen nicht unter der Anzahl von 12 ſeyn. Von den erſtern erhält jeder 3, von den andern jeder 1 Exemplar der Monathsſchrift gratis.

8) Ein in den Horen abgedruckter Aufſatz darf erſt nach Ablauf des 4ten Jahrs anderswo gedruckt werden.

9) Der Verleger der Horen bedingt ſich bey allen beſtändigen Mitarbeitern das Verkaufsrecht ihrer übrigen Schriften aus, wo ſie ſich nicht ſchon vor Erſcheinung der Horen durch anderweitige Verträge gebunden haben.

10) Für die Redaction ſind hundert Ducaten extra ausgeſetzt.

11) Die 4 übrigen beurtheilenden Mitglieder erhalten das Beneficio, jeder von jährlichen 10 Ldors extra für die Mühe ſeiner Kritik.

12) Die Bezahlung des Honorars erfolgt ſobald die Aufſätze abgedruckt ſind, und der Verfaſſer nicht etwas anders verordnet.

13) Die Porto Koſten für das Journal trägt der Verleger.

14) Anonyme Aufſätze werden nicht angenommen.

15) Ueberſteigt der Abſatz der Monathsſchrift die Zahl von 2000 Exemplarien, ſo gibt der Verleger von jedem darüber verkauften Exemplar ein Drittheil des Gewinns an die Redaktion und den Ausſchuß ab; von dieſem Drittheil erhält der Redacteur die Hälfte, und der Ausſchuß theilt ſich in den Reſt.

16) Will der Verleger, im Fall die Unternehmung florieren ſollte, einen Theil ſeines überſchüſſigen Gewinns dazu anwenden, den Mitarbeitern mehr Aufmunterung zu geben, ſo kann alle Jahr ein Preiß von etwa 30 oder 50 Ldor für denjenigen Aufſatz des Jahrs, den der Ausſchuß für den *wichtigſten* erklärt, ausgeſetzt werden.

17) Die Nahmen der im Ausſchuß befindlichen Mitglieder bleiben verſchwiegen, ob ſie gleich in der Reihe der *beſtändigen* Mitarbeiter namentlich aufgeführt werden.

18) Alle Mitarbeiter verſtehen ſich zu der im Journal eingeführten gleichförmigen Rechtſchreibung.

19) Aufſätze, welche entweder perſönliche Angriffe oder Geringſchätzung der in öffentlicher Achtung ſtehenden Einrichtungen enthalten, ſchließt das Journal aus.

20) Sollte der Redakteur des Journals mit Tod abgehen, ſo muß der Contract mit den überlebenden Mitgliedern erneuert werden. Die ſchon eingeſchickten und beurtheilten Aufſätze aber werden nach dem zuerkannten alten Preiße bezahlt.

21) Ueberlebt das Journal den jetzigen Redacteur, ſo erhält ſeine Wittwe vom jeden an die Autoren bezahlten Hundert den zehenten Theil.

22) Stirbt der Verleger oder reſigniert er das Journal, ſo gilt eben das, was nro. 20 beſtimmt worden, in Betreff der eingeſandten Aufſätze.

23) Von dem Verleger kann, unter der nro. 22 erwähnten Bedingung, jeden Tag, von den beſtändigen Mitarbeitern aber nur ein halbes Jahr vorher die Theilnahme an dem Journal aufgekündigt werden.

24) Der KaufPreiß des Journals iſt für den ganzen Jahrgang 3 thlr 8 gr. Leipz Courant, und zu einzelnen Stücken das Stük 12 gr. ſächſ.

25) Die Käufer werden alle Jahr vorangedruckt, und wo ſie es nicht anders verordnen, mit Nahmen.

26) Die Bezahlung erfolgt in Conventionsgeld, den Conventionsthaler zu 1 Rthlr. 8 gr. ſächſiſch gerechnet.

27) Die Verlagshandlung hat längſtens biß Anfang Julius 1795 ihre Erklärung zu geben, ob ſie den Verlag der Monathſchrift übernehmen wolle, widrigenfalls die engagierten Mitglieder das Recht erhalten, dieſer Handlung den Verlag aufzuſagen.

28) Sobald die Cottaiſche Verlagshandlung ſich erklärt hat, die Horen herauszugeben, ſo werden die ſchon eingeſandten Stücke, der gehörigen Form nach, durch den Ausſchuß beurtheilt, und mit den beurtheilten Aufſäzen wird es, wie nro. 21 und 22 beſagt, gehalten.

29) Dieſer Contract erhält, was die wirkliche Uebernehmung des Verlags betrift, ſeine Ratifikation erſt vom Tag der Unterſchrift.

Jena den 28. Mai 1794.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung von Tübingen — Friderich Schiller.
J. F. Cotta

7. Cotta an Schiller.

Tübingen, 3. Jun. 1794.

Vorgeſtern bin ich glüklich hier angelangt und habe die mir von Euer Wolgeboren übergebene Briefe richtig beſorgt. Von denen in unſerm Contract beſtimmten fl. 900 Vorſchuß ſende ich Ihnen mit dem nächſten von hier abgehenden Poſtwagen die Helfte mit fl. 450, die ungefähr den 22. Juni bei Ihnen eintreffen werden: ſolten Sie die übrigen fl. 450 früher als im September nötig haben, ſo werden Sie dies gefälligſt beſtimmen. Ich werde obiger Summe einige Bücher beilegen, von denen ich glaube, daß ſie Ihnen zu der bewußten Ueberſicht der Lage der europäiſchen Staaten tauglich ſeyn werden. Was Sie ſonſt dazu nötig haben, beſtimmen Sie uns gefälligſt. So ferne noch der 1ſte Jan. 95 iſt, ſo haben wir doch keinen Augenblick Zeit zu verlieren, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen: ich wünſchte daher von dem Gang und Verhältniß der daſigen Poſten nähere Nachrichten zu erhalten, um dieſen Zweig des mir bei unſerm Projekt obliegenden Geſchäftes gehörig berichtigen zu können. Ich glaube wir müſſen uns vorzüglich mit dem PoſtAmt Gotha in Verbindung ſezen, das uns in manchen Rükſichten weſentliche Dienſte leiſten würde. Dies kan ich aber erſt dann ſicher beurteilen, wenn ich mit der Poſtlage in Jena etwas näher bekant werde. Möchten Sie daher die Gewogenheit haben, mir hierüber Auskunft zu verſchaffen: ich denke derjenige, den Sie zu Ihrem Gehülfen von der Expedition der L. Z.[1] erſehen haben, ſolte uns hiebei am beſten an die Hand gehen können. Wegen der Gehülfen, die mir aus dieſem Anlaß beifallen, empfele ich Ihnen die ſtrengſte Auswal, nicht wegen meiner, ſondern Ihretwegen, damit Sie Ihre ſo theure Geſundheit ſo viel möglich ſchonen können, und ſo wenig als möglich mit Geſchäften belaſtet werden: die Gehülfen ſolten Ihnen ſo vorarbeiten, daß Sie das Ihrige ohne alle Beſchwerde beifügen könten. Dieſen Punkt, der mir ſo ſehr am Herzen ligt, empfele ich Ihnen aufs äuſſerſte, damit Sie in der Folge zu keiner Anſtrengung veranlaßt würden, welche Ihnen gefährlich werden könte. Ich beſchwöre Sie, dies wol zu bedenken.

---

[1] Die in Jena erſcheinende Allgemeine Literatur-Zeitung.

Wegen der Ankündigung glaube ich würde es gut ſeyn, wenn wir Anfangs Octobers dieſe in die Welt ergehen ließen: wir würden auch durch dieſe gewis Correſpondenten finden, die Ihretwegen mit Vergnügen zu dieſem ſchönen Inſtitute etwas beitragten. Ich wünſchte daher, daß Sie gelegentlich auf die Ankündigung dächten und würdige Männer zu Beiträgen aufforderten. Es würde vielleicht auch mancher uns einen Gedanken angeben können, der von ſeinem Locale abſtrahirt, fürs Ganze doch vielleicht von Vortheil wäre. Hiebei fällt mir ein, daß, da die Herren Unternemer der Litt. Zeitg. das Vertheilen der Ankündigungen ſo meiſterhaft verſtanden, es für uns zuträglich ſeyn würde, wenn wir über ihre Procedur einige Nachrichten erhalten könnten: ich werde übrigens mir einen förmlichen Plan über dieſes, gewis nicht unwichtige Geſchäft entwerfen, und bitte auch Sie, wenn Ihnen etwas beifällt, es gelegentlich zu notiren. Ueberhaupt möchte es gut ſeyn, wenn wir alle, die für dieſe Sache intereſſirt ſind, Alles bemerkten, was uns Ausführbares einfiel.

Wenn Sie gelegentlich den Herzog von Weimar für dieſes Inſtitut intereſſiren wollten, ſo würde dies ſehr gut ſeyn.

Im Monat Julius halte ich mich in Gais[1] auf, ich wünſchte daher, daß Sie mir dasjenige, was ich nur von hieraus beſorgen kan, noch vor Ende dieſes Monats melden möchten. Es gehet zwar in meiner Abweſenheit durch die Beſorgung meines Aſſocié's[2] alles ſeinen richtigen Gang, doch wäre es mir lieber, wenn ich vor meiner Abreiſe noch das Gehörige erführe, weil ich mich dieſem Projekt nun mit ganzer Seele weihe. Ich werde auf meiner Reiſe manchen für unſere Sache zu gewinnen ſuchen und kan alſo gegen ſolche Perſonen kein Geheimniß daraus machen; überhaupt glaube ich Ihrem Willen gemäs zu handeln, wenn ich dies nur da beobachte, wo kein Intereſſe für die Sache es anders fordert??

Verzeihen Sie dieſes Chaos von Gedanken.

Empfelen Sie mich Ihrer Frau Gemalin und Frau Schwiegermutter und nemen Sie den verbindlichſten Dank für die mir erwieſene Güte gef. an.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung Dero gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

---

[1] Kurort im Kanton Appenzell.

[2] Der Kanzleiadvokat Dr. jur. Chriſtian Jakob Zahn, geb. 12. Sept. 1765 in Althengſtätt bei Calw. Er trat 1789 mit Cotta in Geſchäftsverbindung zum Betrieb der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, aus der er aber 1797 ausſchied, da ſeine Neigungen nicht dem gefährlichen und unruhigen Geſchäft des Buchhandels entſprachen. Er zog im Mai 1798 nach Calw, um als Theilhaber in das aus der dortigen Zeughandlungscompagnie hervorgegangene Schill'ſche Geſchäft einzutreten. Im Jahr 1815 als Vertreter des Oberamts Calw in den württembergiſchen Landtag gewählt, ſchloß er ſich der Vertragspartei an; auf mehreren nachfolgenden Landtagen bekleidete er das Amt eines Vizepräſidenten. Er ſtarb am 29. Juni 1830. Er iſt Verfaſſer einer großen Anzahl ſtaatsrechtlicher Schriften, einiger Romane, von denen der Mönch und Carlo Foskarini in der Flora abgedruckt ſind, und vieler Liedercompoſitionen, von denen die des Schiller'ſchen Reiterliedes die bekannteſte und volksthümlichſte geworden iſt.

Könten Sie uns nicht einen kleinen Beitrag für die Flora[1] ſenden? Der kleinſte iſt uns wichtig.

8. Schiller an Cotta.[2]

Jena den 4. Juni 94. $\frac{16\ \text{Juni}}{24\ \text{Juni}}$

Ehe Sie wegen unſerer Zeitung Schritte thun, mein lieber Freund, ſo erwarten Sie noch einen Brief von mir, worinn ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieſes Unternehmen, wenigſtens unter meiner Direction, viel zu ſchwürig und riſkant ſeyn wird. Deſto mehr glaube ich Ihnen für das Journal verſprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungs Entrepriſe vorzuziehen iſt. Ich habe, ſeit Ihrer Abreiſe, mit mehreren ſehr bedeutenden Männern darüber geſprochen, und alle kommen überein, daß ſie die polit. Zeitung im höchſten Grade miſrathen, das Journal aber einſtimmig billigen.

Die Poſt geht ſogleich ab. Ich muß alſo für heute ſchlieſſen. Ganz der Ihrige

Schiller.

9. Schiller an Cotta.[3]

Jena den 11. Jun. 94. $\frac{23\ \text{Juni}}{24\ \text{Juni}}$

Meinen letzten Brief, worinn ich Ihnen wegen der polit. Zeitung meine Zweifel vorlegte, werden Sie nun längſt ſchon in Händen haben. Ich habe dieſer Angelegenheit unterdeſſen reiflich nachgedacht, und auch mit andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, ſie aufzugeben, haben nun ein entſcheidendes Uebergewicht bey mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie exponieren. Mich würde ich exponieren, wenn ich mit einer hinfälligen Geſundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchſt ſchwuriges Fach mich ſtürzte, wozu es mir ſowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wobey ich doch die genaueſte Ordnung beobachten müßte. Im erſten Jahre würde meine Anſtrengung unbeſchreiblich ſeyn, denn außerdem daß ich mich erſt im politiſchen überhaupt umſehen, und eine unabſehbare Menge dahin einſchlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Laſt der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Nahmen für die Güte des Werks ſtehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht eingehezt[1] wären. In dieſem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Reſt von Geſundheit vollends zu Grund richten. Sie würde ich nicht weniger exponieren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen ſchon geſchehen, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im erſten Jahre ſo leicht eintreten könnte, unvermeidlich ins Stecken gerathen würde. Außerdem kennt das politiſche Publikum mich wenig, wenigſtens nicht von einer ſolchen Seite, wo es zu meiner Geſchicklichkeit in dieſem Fach ein Vertrauen faſſen könnte. Im politiſchen würde ſich ein Mann wie Arkenholz[2], Friderich Schulz[3] u. dgl. ſiebenmal mehr Kredit verſchaffen können. Sie ſetzen ſich mit ſehr großer Wahrſcheinlichkeit aus, ſechs biß achttauſend Gulden[4] ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Geſundheit, Leben und ſchriftſtelleriſchen Ruhm.

---

[1] „Flora. Teutſchlands Töchtern geweiht.“ Erſt unter dem Titel „Amaliens Erholungsſtunden. Teutſchlands Töchtern geweiht von Marianne Ehrmann“, eine Monatſchrift in klein Oktav, welche im Jahr 1790 in Stuttgart im Verlag der Expedition des Beobachters, gedruckt von den Gebrüdern Mäntler, erſchienen und mit Ende dieſes Jahrs in den Verlag von J. G. Cotta in Tübingen übergegangen war. Auf dem Umſchlag des Oktoberhefts 1792 erſchien der Name Marianne Ehrmann nicht mehr, dafür auf S. 96 eine längere Erklärung der Verlagshandlung über Zwiſtigkeiten mit dem Gatten der Herausgeberin, welcher die Erholungsſtunden in anderem Verlage erſcheinen laſſen wolle, und die Ankündigung, daß die Zeitſchrift auch ferner im Cotta'ſchen Verlag erſcheinen und den Titel haben werde: „Amaliens Erholungsſtunden nicht von Marianne Ehrmann, oder Flora ꝛc.“ Dieſe Bezeichnung führten in der That das November- und Dezemberheft 1792, bis mit dem Beginn von 1793 die Monatſchrift bloß den Titel „Flora ꝛc.“ annahm. Als Mitarbeiter waren Forſter in Mainz, Iffland, Pfeffel in Colmar, ſpäter Conz, Haug, Huber, Lafontaine, die württembergiſche Dichterin Wilhelmine Maiſch und Sulzer genannt. Die „Flora“ beſtand bis 1803, nachdem ſie im Jahre 1801 ſich aus einer Monat- in eine Quartalſchrift umgewandelt hatte. Im Jahr 1804 traten an ihre Stelle die „Vierteljährlichen Unterhaltungen“, die nur 2 Jahre beſtanden. Als Herausgeber war auf den 4 Heften des Jahrgangs 1804 L. F. Huber genannt, der Jahrgang 1805 wurde von Therese Huber redigirt, erſchien aber ohne den Namen eines Herausgebers.

[2] Abgedruckt in Schillers ſämmtl. Werken in Einem Band. Stuttgart, 1830. S. 1304, wo auch ein Facſimile des Briefs beigegeben iſt.

[3] Abgedruckt in Schillers Werken in Einem Band. 1830. S. 1304. Die Abweichungen des Drucks ſind in den Noten verzeichnet.

Entſagen Sie alſo einer für uns beide ſo äuſerſt riſquanten Unternehmung, inſoferne wenigſtens, als die Ausführung derſelben auf mir beruhen ſoll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rath an, Ihre ganzen Kräfte[5] auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt und eben ſo viel verſprechend iſt. Dieſe Unternehmung paßt für mich, ich bin in dieſem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien verſehen, und kann ſelbſt bey einem geringen Grad von Geſundheit noch dafür thätig ſeyn, weil ich es mit Neigung und mit innerm Berufe thun würde; und im ſchlimmſten Fall, wenn ich ſtürbe, wird ſie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der beſten Schriftſteller dazu concurriert. Was den Verleger betrifft, ſo zweifle ich, ob ein Buchhändler[6] etwas ehrenvolleres unternehmen kann, als ein ſolches Werk, das die erſten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn dieß die einzige Schrift wären, die Sie verlegten[7], ſo müßte ſchon dieſe einzige Ihren Nahmen unter den deutſchen Buchhändlern unſterblich machen.

Schon habe ich die PrivatAnzeige für die Mitarbeiter aufgeſezt, und überſende Ihnen ſolche hier im Abdruck. An das Publikum ergeht eine ganz andere

---

[1] eingehezt] „eingearbeitet".

[2] „Archenholz".

[3] Friedrich Schulz, geb. 1762 in Magdeburg, wurde 1790 als Prof. der Geſchichte an das akad. Gymnaſium zu Mitau berufen. Er ſtarb Sept. 1798 in Geiſteszerrüttung. (Allg. Ztg. vom 19. Dez. 1798.)

[4] ſechs biß achttauſend] „viele Tauſend".

[5] Ihre ganzen Kräfte] „alles".

[6] „eine Buchhandlung".

[7] wären, die Sie verlegten … unſterblich machen] „wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, ſo würde ſchon dieſe einzige ihr dauernden Ruhm ſichern."

Anzeige, welche aber nicht eher als mit dem erſten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Klopſtock, Göthe, Herder, Engel in Berlin, Gotter und einige andre habe ich ſchon Briefe und Avertissements geſandt. Hier in Jena haben ſich die Profeſſoren Fichte und Woltmann aufs genaueſte mit mir dazu verbunden, und fangen bereits an, dafür zu arbeiten. Was mich betrifft, ſo iſt dieß der einzig[1] mögliche Weg, daß Sie der Verleger aller meiner künftigen Schriften werden[2]; denn ſobald ich für ein Journal ſchreibe, heben ſich alle andere Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, ſo hätte Hr. Göſchen immer das erſte Recht an meine neueſten Arbeiten, indem ich ſie ihm ſchon verſprochen habe.

Ich erwarte nun bloß einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftſteller erlaſſene Briefe, und wenn dieſe ihren Beytritt verſprechen, ſo ſteht unſer Journal feſt und unerſchütterlich. Dann will ich Ihnen auch unſere Vergleichpunkte genau und ausführlich vorlegen, und wir wollen die Contracte wechſeln.

Ihr ergebener Freund
F. Schiller.

Dieſem Brief liegt die in demſelben erwähnte gedruckte „Privatanzeige für die Mitarbeiter“ der Horen bei. Von ihrem Abdruck an dieſer Stelle wird abgeſehen, da ſie in den drei Ausgaben des Schiller-Goethe'ſchen Briefwechſels und in SS. X, 282—285 veröffentlicht iſt, in letzteren nach dem dem Schiller-Cotta'ſchen Briefwechſel beiliegenden Original. Die im vorhergehenden Brief erwähnte Anzeige an das Publikum erſchien in Nr. 140 des Int. Bl. der Allg. Lit. Ztg. vom 10. Dezember 1794, Sp. 1129—1136, und vor dem 1. Horenſtück 1795. Sie iſt wieder abgedruckt SS. X, 266—271.

10. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 21. Jun. 1794.)

Euer Wolgeboren habe ich nun 2 Briefe v. 1. und 14ten h. zu beantworten, wovon ich den Vorläufer bis zu Ankunft des zweiten, der geſtern eingieng, nicht beantworten wolte. Ich mußte mein Intereſſe mehr als Ihre Geſundheit lieben, wenn ich nicht nach Ihren vorgelegten Gründen von dem ZeitungsPlan abſtehen wolte: deſto mehr wollen wir nun auf die Horen unſre Kräfte verwenden, mit denen alſo auf den Januar der Anfang gemacht würde. Ich bin nun auf die Antworten der verſchiedenen Gelehrten ſehr begierig; ich hoffe aber, daß es an deren Beitritt nicht felen wird. Haben Sie bei Wieland keinen Verſuch gemacht: es wäre gar ſchön, wenn der Merkur aufhörte.

In einigen Tagen reiſe ich nach Gaiß ab, könte ich Sie doch mitnemen! — Vor Ende Julius komme ich nicht zurük. Mein Aſſocié Zahn wird Ihnen aber alles ſo wie ich beantworten, doch wird wahrſcheinlich vor diſer Zeit nichts vorfallen. Wenn Sie Hrn. Prof. Fichte ſehen, ſo bitte ich mich ihm beſtens zu empfelen.

---

[1] ‚einzige‘

[2] ‚daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten‘

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich beſtens. Mit der vorzüglichſten Hochachtung Euer Wolgeboren gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

Meine Bitte um einen kleinen Beitrag in die Flora und um Ihren Aufſaz über den Geſchmak im Gartenweſen,[1] wenn Sie ihn noch finden, bin ich ſo frei zu wiederholen.

II. Schiller an Cotta.

Jena den 10. Jul. 94. a. Auguſt

Das Paquet mit 450 fl. habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich für die pünktliche Beſorgung. Ich bin alſo für dieſe Summe Ihr Schuldner, hoffe aber, mich dieſer Schuld durch die Horen bald zu entledigen.

Zu dieſen läßt es ſich jezt ganz vortreflich an. Schon ſind 4 vortrefliche Männer unſrer Societät beygetreten, Göthe, Herder, Garve und Engel aus Berlin. Göthe und Herder wollen nicht nur Mitarbeiter ſeyn, ſondern ſie werden ſich auch mit der Beurtheilung der eingeſchickten Aufſätze befaſſen, und Mitglieder unſers engern Ausſchuſſes ſeyn.[2] Von Kant, Klopſtock, Gottern, Jacobi aus Düſſeldorf und noch einigen andern erwarte ich mit jedem Poſttage Antwort. Nunmehr aber iſt unſre Anzahl ſchon zu 12 angewachſen, und es kann gar nicht fehlen, daß ſie ſich in einigen Monaten nicht verdoppeln wird.

Ich werde Wieland proponieren, den deutſchen Merkur eingehen zu laſſen, aber ich erwarte nicht ſehr viel davon. Soviel als der Merkur ihm einträgt, kann er bey uns nicht verdienen, ohne ſich weit mehr anzuſtrengen, als er bey dem Merkur nöthig hat. Für den Merkur iſt jeder ſchlechte Aufſaz gut genug, und für uns müßte er ganz andere Arbeit liefern, die ihm jezt vielleicht nicht mehr möglich iſt. Er iſt auch ſehr furchtſam, in ſeinen alten Tagen noch einen Wettkampf mit jungen und rüſtigen Autoren zu wagen, und ich weiß es von einer andern Gelegenheit her, daß er ſich vor der Vergleichung mit andern fürchtet, der er doch in den Horen ausgeſezt ſeyn würde. Alsdann rechne ich auch darauf, daß der Merkur nach dem erſten Jahr der Horen von ſelbſt fallen ſoll,[3] ſo wie alle Journale, die das Unglück haben, von ähnlichem Innhalt mit den Horen zu ſeyn.

---

[1] Dieſer Aufſatz, der damals alſo ſchon fertig war und den Schiller wohl gegen Cotta bei deſſen neulichem Beſuch in Jena erwähnt hatte, bildete dann den Hauptbeſtandtheil der Anzeige des Cotta'ſchen Gartenkalenders in Nr. 332 der Allg. Lit.-Ztg. Am [illegible] Sept. 1794 fragte Schiller bei Schütz an, ob er es zufrieden ſei, daß er einen kürzlich in Schwaben erſchienenen Gartenkalender recenſiere, der ihm Gelegenheit gebe, ſein Glaubensbekenntniß über die deutſchen Parke u. dgl. abzulegen, und am 3. Oct. lieferte er die Anzeige an Schütz ab.

[2] Herder, den Schiller am 4. Juli unter Vorlage des Plans der Horen zum Beitritt eingeladen und um die Erlaubniß, zuweilen ſein Urtheil über die eingehenden Manuſcripte einholen zu dürfen, erſucht hatte, trat nicht in den Ausſchuß, welcher aus Goethe, Fichte, Woltmann, Humboldt, Körner beſtand und in den auf Cottas Wunſch noch [illegible] Jahre aufgenommen wurde.

[3] In dieſer Vorausſetzung hat ſich Schiller bekanntlich getäuſcht: der Merkur überlebte die Horen um 13 Jahre, bis zum Jahre 1810.

Wenn ich von allen eingeladenen Mitgliedern die Antworten beyſammen habe, ſo ſende ich Ihnen dieſe in der Urſchrift zu, und zugleich 2 Copieen unſers Contractes.

Soll ich nicht etwa mit dem Buchdrucker Göpferdt [1] wegen Druck und Papier ſprechen, und ihn einen Anſatz machen laſſen, was 12 Monathsſtücke jedes à 9 Bogen und zu 2000 Auflage an Papier und Druckkoſten betragen?

Können Sie mir beyliegend aufgezeichnete Schriften verſchaffen und bald verſchaffen, ſo verbinden Sie mich ſehr. Die franzöſiſchen Schriften würden mir gebunden am liebſten ſeyn.

Ich hoffe daß Ihnen das Bad wohl bekommen ſeyn wird. Mit meiner Geſundheit iſt es biß jetzt ganz erträglich gegangen, und ich habe gute Hofnung, daß es anhalten wird. Herrn Prof. Abel [2] bitte ich mich beſtens zu empfehlen.

Der Ihrige **Schiller.** [3]

N. S. Zur Flora hoffe ich Ihnen nächſtens einen Beytrag ſchicken zu können.

*

(Auf einem beſondern Blatt.)

Vierhundert und fünfzig Gulden rheiniſch ſind mir von Herrn Cotta aus Tübingen, Vorſchußweiſe auf den erſten Jahrgang unſrer Monatſchrift: **Die Horen:** richtig und baar ausgezahlt worden, welches hiedurch beſcheinige

Jena den 13. Jul. 1794. Fridrich **Schiller.**

*

(Auf einem zweiten beſondern Blatt.)

1) Bibliotheque de Campagne. [4]
2) Confeſſions von J. J. Rouſſeau.
3) Le Sopha p. Crebillon le fils.
4) Don Quixote. Teutſch überſetzt von Bertuch. [5] **Nachdruck.**
5) Schriften von Helfr. Peter Sturz. [6] **Nachdruck.**
6) Dreißigjähriger Krieg von mir. **Nachdruck.**
7) Anthologie von mir.

---

[1] Der Buchdrucker Johann Christoph Gottlieb **Göpferdt** in Jena, bei dem eine Reihe von Schiller'ſchen Schriften gedruckt wurden.

[2] Jakob Friedrich **Abel**, geb. 9. Mai 1751 zu Vaihingen, 1772 Profeſſor an der Pflanzſchule, 1790 Profeſſor zu Tübingen, 1811 Prälat zu Oehringen, ſtarb zu Schorndorf am 7. Juli 1829.

[3] Cotta's Antwort auf dieſen Brief, nach dem Empfangsvermerk vom 6. Aug., hat ſich nicht vorgefunden.

[4] Bibliotheque de Campagne ou Amusemens de l'esprit et du coeur. Es gibt verſchiedene Ausgaben: A la Haye 1735—1739. Seconde ed. 1738—42. 12 tom. Amsterdam 1764, Lyon 1766 etc.

[5] Die erſte Ausgabe erſchien Leipzig 1775—77 in 6 Bänden.

[6] H. P. **Sturz**, geb. am 16. Febr. 1736 zu Darmſtadt, mehrjähriger Beamter in däniſchen Dienſten, ſtarb am 12. Nov. 1779 zu Bremen. Seine Schriften erſchienen 1779—1782 in 2 Bänden; eine 2. verbeſſerte Aufl. 1786. Durch die darin enthaltenen Denkwürdigkeiten J. J. Rouſſeau's hatte Schiller die erſte Anregung zu Fiesko erhalten: SS. III, S. V

12. Schiller an Cotta.

Jena den 1. Sept. 94. 8. Sept / 15. Sept

Die Bücher habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für gütige Beſorgung. Können Sie es möglich machen, mir die franzöſiſchen etwa noch in dieſem Monat zu liefern, ſo verbinden Sie mich ſehr. Mir iſt es gleich viel, ſie mögen alt oder neu ſeyn.

Ihr Vorſchlag, den Druck der Horen in Tübingen zu beſorgen, wird gar keine Schwürigkeit haben, und in mehr als einem Betracht iſt es beſſer, wenn dieſes ganze Geſchäft unmittelbar durch Ihre Hände gehen kann. Wir Autoren können uns mit ſolchen Sachen nie recht befaſſen, weil wir es nicht verſtehen, und einen dritten Mann zu finden, der ebenſo ehrlich als habil dazu geweſen wäre, würde ſchwer gehalten haben. Ich überſende Ihnen alſo das Manuſcript für ein ganzes Monathsſtück immer auf einmal, und Sie ſorgen dann dafür, daß in jedem Monat 8 Bogen zu rechter Zeit gedruckt werden.

Ehe wir aber in dieſe Unternehmung ernſtlich hineingehen, ſo überlegen Sie noch einmal genau, was Sie dabey zu wagen und zu hoffen haben. Von unſrer Seite iſt nun gar keine Schwierigkeit mehr, und ſchon jetzt iſt eine Societät von Schriftſtellern beyſammen, wie noch kein Journal (ich darf es wohl ſagen) aufzuweiſen gehabt hat. Göthe, Herder, Garve, Engel, Fichte, Fridrich Jacobi, Matthiſon, Woltmann, Genz aus Berlin und noch 4 biß 5 andere, deren Nahmen das Publicum zwar noch nicht kennt, aber die in der litterariſchen Welt noch eine Rolle ſpielen werden, ſind, außer mir, Theilnehmer an dieſem Werk.[1] Was von ſolchen Schriftſtellern nur irgend geleiſtet werden kann wird geleiſtet werden, und noch 8 biß 10 andere ſtehen auf unſrer Liſte, die wir eintreten laſſen werden, ſobald gegen alle Erwartung Mangel an vortreflichen Aufſätzen von den genannten Mitarbeitern zu befürchten ſeyn ſollte. Auch dürfen Sie auf die möglichſte Bekanntmachung dieſes Journals ſicher rechnen; denn nicht nur in der Allg. L. Zeitung ſondern in allen öffentlichen gelehrten Blättern ſoll es von Monath zu Monath angezeigt, und wo es angeht, ausführlich beurtheilt erſcheinen, ſo daß von einem Ende Teutſchlands zum andern das Publikum davon unterhalten werden ſoll.

Dieß iſt die lachende Seite der Unternehmung; die bedenkliche iſt der große Aufwand, auf den Sie Sich gefaßt machen müſſen. Hundert Bogen etwa enthält ein Jahrgang. Jeder Bogen koſtet im Durchſchnitt (denn die Contracte ſind ungleich) 5 alte Ldor Honorar; alſo 500. Dazu kommen noch 60 für den Redacteur: alſo 560 Ldors bloß für die Autoren. Höher als 3 Laubthaler werden Sie das einzelne Exemplar nicht anſchlagen dürfen; davon geht noch der Rabatt ab.

---

[1] Außer den oben genannten ſtehen in der gedruckten Ankündigung noch folgende Namen: Archenholz, Dalberg, Erhard, Funk, Gleim, Gros, Hirt, Hufeland, A. und W. v. Humboldt, H. Meyer, Pfeffel, A. W. Schlegel, Schütz und Schulz, von denen wohl Archenholz, W. v. Humboldt, H. Meyer, A. W. Schlegel und Schütz nebſt dem ungenannten Körner zur erſtbezeichneten Klaſſe von Theilnehmern, die übrigen zur Reſerve gerechnet wurden.

Alſo iſt zu vermuthen daß ſie erſt mit dem 13ten Hundert Ihre Auslage heraus haben werden. Freilich iſt ein Abſatz von 2000 Exemplar bey einem ſolchen Werke eine Kleinigkeit, aber Sie müſſen doch auch den allerunwahrſcheinlichſten Fall in Betrachtung ziehen. Ueberlegen Sie nun alles wohl, und nehmen Sie auf uns gar keine Rückſicht; denn da wir einmahl zuſammen getreten ſind, da alle Umſtände ſich ſo günſtig anlaſſen, ſo wird das Journal auf jeden Fall durchgeſetzt, ſelbſt wenn Sie zurücktreten ſollten. Wenn Sie aber über den Rubicon gegangen ſind, und ſich ernſtlich dafür entſchieden haben, ſo erwarten Sie von unſrer Seite allen Menſchenmöglichen Eifer, aber auch Sie müſſen ihrer Seits keine Zeit, keine Induſtrie, keine Thätigkeit ſparen, denn die Zerſtreuung eines Buchs durch die Welt iſt faſt ein ebenſo ſchwieriges und wichtiges Werk, als die Verfertigung deſſelben.

Sobald Sie mir ſchreiben, daß Sie entſchloſſen ſind, wozu Sie Sich 8 biß 12 Tage Bedenkzeit nehmen mögen, ſo wollen wir dann den Contract aufſetzen, Schrift, Papier, Format und was ſonſt nöthig iſt beſtimmen, und zum erſten Monatſtück Anſtalt machen. Göthe iſt voll Eifer, er wird[1] uns alles geben, was er vorräthig hat, und er hat ſchon erklärt, daß das Journal ihn in neue Thätigkeit ſetzen werde. Wahrſcheinlich wird gleich das erſte Stück etwas von ihm und auch von Herder enthalten. Von Kant erwarte ich noch Antwort. Er iſt nicht der fleißigſte Briefſchreiber, aber etwas liefert er gewiß zu den Horen.[2]

Für die Flora erhalten Sie gewiß etwas von mir, aber biß jetzt hatte ich noch damit zu thun, die 2 letzten Stücke der Thalia zu beſorgen, weil dieſe nun doch ordentlich geſchloſſen werden mußte.[3]

Fichte hat ſeine Lehrbücher einer hieſigen Buchhandlung verſprochen, und außer dieſen Lehrbüchern und dem, was er für die Horen ſchreibt, iſt jetzt nichts von ihm zu erwarten.[4]

Schreiben Sie mir doch, ob es noch Zeit iſt, wenn ich Ihnen zwiſchen heut und dem 1ten October einen kleinen Aufſatz für Ihren GartenCalender ſchicke. Wenn es damit zu ſpät iſt, ſo will ich etwas dafür für die Flora aufſetzen. Leben Sie wohl.

Sch.

---

[1] wird? will? Das Papier iſt an dieſer Stelle durch das Siegel zerſtört.

[2] Schiller lud Kant am 13. Juni 1794, dann wiederholt am 1. März 1795 unter Vorlage der erſten zwei Horenſtücke, ein; Kants Antwort iſt vom 30. März 1795 (Schillers Leben von Karol. v. Wolzogen, 1830, II, 125); für die Horen hat er nichts geliefert.

[3] Das 5. und 6. Stück des IV. Bandes der Neuen Thalia (Leipzig G. J. Göſchen, 1793). Nur das 5. Stück enthält etwas von Schiller: „Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände," S. 115–180. Schon am 16. Juni 1794 ſchrieb Schiller an Göſchen: „Wie viel Stück Thalia ſollen noch erſcheinen? Ich bin dafür, daß wir außer dem welches in Arbeit iſt (dem Vierten aus dem vorigen Jahrgang) allerhöchſtens noch 2 nachliefern und dann die Thalia begraben;" Grenzb. II. Vtlj. 1870, 287.

[4] Bezieht ſich auf eine Anfrage in dem verloren gegangenen Brief Cotta's vom 9. Auguſt. Cotta's Beziehungen zu Fichte datirten aus deſſen zweitem Aufenthalt in Zürich 1793 und Anfang 1794; Fichte an Cotta, Jena 31. Dez. 1797: „Das Zutrauen, welches Sie mir, als ich noch in Zürich privatiſirte, bezeigten" ꝛc. Schiller war 1794 bei ſeinem Beſuch in Tübingen mit Fichte bei Cotta zuſammengetroffen.

13. Cotta an Schiller.

Tübingen, 15. Sept. 94.

Euer Wolgeboren gütiges Schreiben v. 1. h., das ich den 9 h. erhielt, gibt mir einen neuen Beweiß Ihrer gütigen Geſinnungen gegen mich.

Da ich ſchon öfters über den Rubikon gegangen bin, ſo bin ich nicht mehr ſo ſchüchtern, und bei dieſer Unternemung finde ich den Gang ohnediß nicht ſehr gefährlich. Es bleibt alſo bei unſerer Abrede, und Sie haben nur die Güte, mir ſobald möglich das Nähere zu eröfnen, damit ich meine Anſtalten ſogleich treffen kan. Wäre es Ihnen möglich, mir einige Erleichterungen bei dieſer Unternemung zu machen, ſo darf ich mir diß von Ihrer Freundſchaft verſprechen. Hiezu wurde ich rechnen, wenn die monatlichen Hefte ſtatt 8 Bogen nur 7 enthalten dürften: ich verbinde mich dagegen den Gewinn, den wir bei einem Abſaz von einer gewiſſen Anzahl Exemplarien theilen, bei Einem Hundert früher anzufangen, als wir ausgemacht haben. Sodann möchte ich mir die Frage erlauben, ob Sie nicht meinen Associé zu einem von den 4 Mitgliedern, die die Aufſäze unterſuchen, aufnemen könten? Ich möchte ihm gerne eine Freude damit machen und konte deßwegen diſe Frage nicht unterdrüken, unerachtet ich bei einem andern als Ihnen hier leicht einer Misdeutung mich ausſezte: Sie werden es aber gewis mir zu gut halten, und wenn es nicht ausfürbar iſt, als nicht gefragt anſehen.

Was den Preis betrift, ſo glaube ich, daß wir nicht nötig haben, ihn unter den feſtgeſezten zu Rthlr. 5. 8. zu erniedrigen, oder was vielleicht wegen des Publikums rätlicher iſt, die Hefte Monatsweiſe wie Göſchen bei der Thalia à 12 Gr. anzuſezen. Diß hat zwar viele Beſchwerlichkeiten für mich, fürs Ganze iſt es aber doch vorteilhafter und uns beiden in der Folge zuträglicher.

Daß ich mich diſer Unternemung nach allen Kräften annemen werde, das dörfen Sie verſichert ſeyn, und daß ich die Verbreitung ſo gut bewirken kan, als ein anderer Buchhändler, das wird Ihnen der Erfolg zeigen. Haben Sie nur die Güte, alle Mitarbeiter zum gröſten Eifer und Teilname zu bewegen, und vorzüglich zu bewirken, daß keiner in eine andere periodiſche Schrift mehr arbeitet. Diß iſt die HauptSache, die für uns beiden von der äuſerſten Wichtigkeit iſt, und von der ich mir allein verſpreche, daß Ihre und meine Wünſche dadurch realiſirt werden können, für Sie in dieſer Unternemung die reichſte Quelle zu finden.

Angenehm wäre es mir, wenn Sie ſobald möglich eine Ankündigung ſenden möchten, damit ich für deren möglichſte Verbreitung ſorgen kan. Werden Sie in dem lezten Heft der Thalia nicht auch der neuen Monatsſchrift erwähnen?[1] Es wurde von groſſer Wirkung ſeyn.

So wie Sie Geld nötig haben, bitte ich es mir anzuzeigen, damit ich es Ihnen überſenden kan.

Der Garten Calender iſt bereits fertig; Sie erhalten ihn durch das PoſtAmt

---

[1] Iſt nicht geſchehen.

Stuttgart. Die Beſchreibung von Hohenheim,[1] die fragment. Beiträge[2] und über „Zeichnungen von ſchönen Gefäſſen“[3] ꝛc. iſt von unſerm Rapp.[4] Diſe 3 Aufſäze werden gewis Ihren Beifall erhalten. Könten Sie mir nicht eine Recenſion in der A[llgem.] L[iterat.] Z[eitg.] in Bälde bewirken?[5]

Wegen der Flora wiederhole ich Ihnen meine Bitte, Sie verbinden mich äuſſerſt, wenn Sie mir recht bald etwas ſenden. Empfelen Sie mich Ihrer Frau Gemalin und laſſen Sie ſich beſtens empfolen ſeyn Ihren J. F. Cotta.

G. H. Rapp an Schiller.

Stuttgardt d. 18. Sept. 1794.

Ich hoffe, theuerſter Herr und Freund, Sie erhalten dieſen Brief bey dem beßten Wohlſeyn. Leider hörte ich vor einiger Zeit, daß Sie wieder krank ſeyen und wünſchte mir nichts ſo ſehr als das Arkanum — ach das Arkanum, das Ihren Aerzten noch fehlt, Sie plözlich und ganz herzuſtellen. Solte Ihnen die vaterländiſche Luft nicht beſſer behagt haben, als die Sächſiſche? — Kommen Sie wieder in die Arme Ihrer Landsleute und ſchöpfen Sie unter unſerem Himmel neues Leben und Geſundheit! —

Dieſe Woche habe ich durch Cramers Hände das Bild von Dannekern an Sie abgeſchickt[6] und hoffe, daß es gut behalten zu Ihnen kommen ſolle. Auch an dieſer Auflage hat ſich der Künſtler alle Mühe gegeben und ich bin begierig, ob man es in Jena ſo gut findet wie hier. Lord Goore,[1] der in England und Italien für einen großen Kunſtkenner gilt, ſagte mir neulich bei einem Beſuch, er habe bei einem Stuttgardter Bildhauer einen ſo ſchönen Kopf geſehen, daß er alle ſeine Erwartung übertroffen habe. Er habe nicht geglaubt, daß es einen noch lebenden Künſtler gebe, der ein ſolches Bild machen könne“ — Was war es? — Es war Ihr Portrait.

---

[1] „Beſchreibung des Gartens in Hohenheim.“ Dieſelbe wurde, durch viele Kupfer von Duttenhofer illuſtrirt, in vier ſich folgenden Abſchnitten bis zum Jahrgang 1799 fortgeſetzt.

[2] „Fragmentariſche Beiträge zu äſthetiſcher Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks.“ S. 92—142.

[3] „Zeichnungen von ſchönen Gefäſſen, kleinen Altären und Monumenten. Zum Gebrauch bei Gartenverzierungen.“ S. 142—148.

[4] Der Kaufmann Gottlieb Heinrich Rapp, geb. am 6. Febr. 1761 in Stuttgart. Ein feinſinniger Kunſtliebhaber, der ſelbſt mit Glück landſchaftliche Gegenſtände zeichnete, und mit welchem Goethe bei ſeinem Aufenthalt in Stuttgart 1797 vielfach verkehrte. Nach Erfindung des Steindrucks kauften Rapp und Cotta dem Lithographen Strohhofer aus München das Geheimniß ab (gegen eine Summe von 3000 fl. und 10jährige Anſtellung als Arbeiter mit jährlichen 800 fl. Gehalt) und errichteten ein lithographiſches Inſtitut. Die Steindruckerpreſſe begann ihre Arbeit am 26. Okt. 1807; eines ihrer erſten Erzeugniſſe, von Rapp in einem Brief vom 25. Sept. an Cotta vorgeſchlagen, war Schillers Reiterlied mit der Compoſition von Zahn und einer Zeichnung von J. W. Seele, worüber Goethe am 9. April 1808 an Cotta ſchrieb: „Durch das Reiterlied haben Sie eine gute Probe abgelegt, was der Steindruck vermag.“ Als ſich im Mai 1808 die Verbindung mit Strohhofer löste, beſorgte Rapp eine kurze Zeit lang mit dem Kupferdrucker Schäffer allein das lithographiſche Geſchäft. Im Jahr 1810 beſchloſſen beide Theilhaber, die Erfindung zu einem Gemeingut zu machen, und es erſchien im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Tübingen anonym Rapps Schrift: „Das Geheimniß des Steindrucks, in ſeinem ganzen Umfange, praktiſch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beſchrieben von einem Liebhaber. Mit 12 Tafeln.“ Als Schillers Wittwe im Jahr 1810 nach Stuttgart kam, genoß ſie in Rapps Familie viele Freundſchaft und ſchrieb über Letzteren an Cotta: „Er vereinigt ſo viel feine Bildung mit einem thätigen Leben und weiß ſo viel Geiſt und Genuß in ſein Leben zu legen. Und dabei die große Güte und Zartheit des Gemüths, die ſo ſelten iſt, und ſein Talent. Er iſt reich von der Natur begabt.“ Cotta ſelbſt hielt dafür, Rapp wäre der geeignetſte Mann, eine Biographie Schillers zu ſchreiben, wenn ihm ſein Beruf Zeit zu literariſcher Thätigkeit ließe. Rapp ſtarb in Stuttgart am 9. März 1832 als geheimer Hofrath und Direktor der Hofbank. Goedekes Vermuthung SS. XV, 12, Schillers Stammbuch-Impromptu ſei in Rapps Stammbuch eingeſchrieben worden, iſt darnach unhaltbar. Nach dem erſten Abdruck jenes Gedichts in Nr. 68 des Morgenbl. von 1808 war es dem Stammbuch eines damals ſchon verſtorbenen angeſehenen Mannes entnommen.

[5] Geſchah in Nr. 332 der A. L.-Z. 1794.

[6] Vgl. Schiller an Dannecker, 5. Okt. 1794 (Keller, Beitr. 1859, S. 53). Dannecker war Rapps Schwager.

Danneker wird Ihnen noch ſelbſt ſchreiben, wie er mir ſagt. Ich weiß nicht, wird er es Ihnen geſtehen oder nicht, aber im Vertrauen, er läßt würklich carariſchen Marmor kommen, um den herrlichen Kopf darinn auszuführen.

Ihnen, theuerſter Freund, wünſche ich nochmalen Geſundheit und allen Segen des Himmels. Ihrer verehrungswürdigen Gattin meine beſte Empfehlungen. Meine liebe Friederike empfielt ſich Ihnen beiden eben ſo angelegen als ich; ſie iſt vor 4 Wochen mit einem geſunden Mädchen entbunden worden; aber, ach leider, nur 2 Stunden nachher verlohr ich meinen beſten Bruder, den Helfer[2], durch den Tod. Faſt ganz unvermuthet verlohren wir ihn. —

Ich bin mit der innigſten Hochachtung und der aufrichtigſten Freundſchaft Ihr gehorſamſt ergebenſter Diener und Freund G. H. Rapp

Auch dem lieben Carl ein gutes Theilchen Küſſe.

14. Cotta an Schiller.

Tübingen, 23. Sept. 1791.

Euer Wolgeb. werden mein vor 8 Tagen abgeſandtes Schreiben erhalten haben. Durch den Poſtwagen habe ich geſtern le Sopha — nebſt einigen Flora-Heften an Sie abgeben laſſen, eine Biblioth. de Camp. konte ich bis jezo nicht auftreiben.

Das Zeitungs-Projekt, von dem ich ſchon lange nichts mehr erwähnt habe, iſt nun der Ausfürung ſehr nahe; Hr. D. Poſſelt[3] will es nemlich allein übernemen, er hoft aber, **Sie werden,** wenn es einſt Ihre Geſundheit erlauben ſolte, **doch auch daran Theil nemen,** wenigſtens nur in ſoweit, als es mit Ihrer vollen Bequemlichkeit geſchehen kan. Er wünſcht daher, daß Sie erlauben möchten, dem Publikum diſe Hofnung, wäre es auch nur auf die entfernteſte Art, anzeigen zu dörfen. Ich ſchmeichle mir von Ihrer Freundſchaft, daß Sie diſe Erlaubniß uns erteilen werden, Sie würden uns auſſerordentlich dadurch verbinden. Vielleicht wäre ohnediß die Realiſirung diſer Hofnung wenigſtens für einen Theil diſes Inſtituts, etwa eines Zweigs der Literatur, nicht ſo weit entfernt, und Sie könten daher Ihre Einwilligung in unſeren Wunſch und Bitte deſto leichter geben. Auf unſere Erkenntlichkeit dörfen Sie zälen, ſo wie ich glaube, daß es für die Folge Ihnen nicht unangenehm ſeyn würde, Antheil nemen zu können, wann und wie Sie wollen.

---

[1] Wohl der aus Goethe's Hackertbiographie bekannte Engländer Charles Gore, geb. am 5. Dez. 1729 in Yorkſhire, geſt. am 22. Jan. 1807 in Weimar.

[2] Magiſter Gottlob Chriſtian Rapp, geb. in Stuttgart am 10. Okt. 1763, Verfaſſer einzelner Schriften über die kantiſchen Moralprinzipien, die er in den „Briefen Karls an Eliſen“ (Amaliens Erholungsſtunden 1792, III. Bdch. S. 238—266) in populäre Form zu bringen verſuchte. Auch in die „Flora“ lieferte er Beiträge. Er ſtarb am 18. Aug. 1794 als Diaconus bei St. Leonhard zu Stuttgart.

[3] Ernſt Ludwig Poſſelt, geb. 22. Januar 1763 zu Durlach in Baden; ſtudirte in Göttingen und Straßburg, wo er die juriſt. Doktorwürde erlangte; nach ſeiner Zurückkunft von der Akademie Regierungsadvokat, 1784 Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit am Gymnaſium in Karlsruhe. Aus dieſem Amt und ſeiner Stellung als Privatſekretär des regierenden Markgrafen von Baden ſchied er im Jahr 1796, hielt ſich dann abwechſelnd in Karlsruhe, Durlach, Tübingen, Erlangen und Nürnberg auf und ſtarb am 11. Juni 1804 in Heidelberg durch einen Sturz aus dem Fenſter. Einer der begabteſten Publiciſten ſeiner Zeit, gab er, außer einer großen Reihe hiſtoriſcher und politiſcher Schriften, auch die Europäiſchen Annalen heraus. Ueber ſeine Betheiligung bei der Gründung der „Neueſten Weltkunde“ und ihrer Nachfolgerin, der „Allgemeinen Zeitung“ wird im Anhang ausführliche Mittheilung gemacht.

Haben Sie die Güte, mir Ihren Entſchluß wo möglich mit umgehender Poſt zu geben, und die Eile zu verzeihen, womit ich diſes ſchreiben mußte.

Mit unwandelbarer Hochachtung Ihr J. F. Cotta.

---

15. Schiller an Cotta.

Jena den 2. October 94. $\frac{\text{13. Oct.}}{\text{11. Oct.}}$

Den Garten Calender habe ich erhalten und bin ſchon daran, ihn zu recenſieren. Hofrath Schütz, mit dem ich darüber geſprochen, iſt es zufrieden, und Sie werden ſie binnen 3 oder 4 Wochen (denn es ligt immer ein abgedruckter Vorrath von 14 Tagen in der Litt. Zeitung da) abgedruckt finden.

Daß Sie mit Luſt, Zuverſicht und Eifer die Horen angreifen wollen freut mich und unſre ganze Societät ſehr, und bey ſolchen Diſpoſitionen kann der Succeß nicht fehlen. Ich habe, um uns des leztern zu verſichern, noch einen Schritt gethan, der Ihnen, wie ich hoffe, nicht zuwider ſeyn wird. Da an einer ſchnellen, oft wiederhohlten und vortheilhaften Bekanntmachung des Journals in der Litt. Zeitung ſo ungemein viel liegt, und der Plan dieſer Zeitung es bißher ſchlechterdings nicht erlauben wollte, daß Journale ordentlich, und von Monat zu Monat in dieſer Zeitung recenſiert wurden, ſo habe ich dem Hofrath Schütz proponiert, mit uns eine Ausnahme zu machen, und jedes Monathſtück in der nehmlichen Woche, worinn es erſcheint mit einiger Ausführlichkeit recenſieren zu laſſen. Nach langem hin und her Ueberlegen hat er ſich endlich unter der Bedingung dazu verſtanden, daß der Verleger der Horen die Koſten des Papiers und Drucks an jeder Recenſion trüge. Dieß iſt ihm aus zweyerley Urſachen nicht zu verdenken; denn *erſtlich* hätte er jährlich nur Eine Recenſion davon zu machen nöthig, und die eilf übrigen ſind für *ſeinen* Zweck etwas überflüſſiges. Er macht alſo den Aufwand für dieſe eilf Recenſionen zu *unſerm* und nicht zu *ſeinem* Vortheil welches man nicht umſonſt verlangen kann: alsdann würden *zweytens* alle Verleger von Journalen eine gleiche Begünſtigung fodern, und über Partheylichkeit ſchreyen; dieſes fällt aber weg, wenn er ihnen antworten kann, daß der Verleger der Horen die Koſten für Druck und Papier trage. Weil Sie durch eine zeitige und vortheilhafte Recenſion jedes Monathſtücks den Zweck der Bekanntmachung des Journals vollkommen erreichen, ſo erſpart Ihnen dieſes alle übrigen Anzeigen in andern gelehrten Zeitungen, welche immer mit Koſten verknüpft ſind, und es iſt dann weiter nichts nöthig, als noch in der Hamburger und Frankfurter

Zeitung von jedem Stück eine Anzeige zu machen. Nach dem, was mir Hofrath Schütz ſagt, könnten die Druck und Papierkoſten von 12 Recenſionen, von der Größe, wie ſie etwa ausfallen müſſen, 100 Thaler betragen. Wollen Sie dieſe Summe daran wenden, ſo iſt die Sache gethan, und die Horen genießen eine Begünſtigung, die noch keinem Journal widerfahren iſt. Uebrigens iſt dieſe Speculation höchſtens in den erſten 2 Jahren nöthig, denn in der Folge wird der Credit der Horen dieſer Hülfe entbehren können.[1]

Daß Sie die einzelnen Stücke nicht über 7 Bogen wollen ſteigen laſſen, ſind wir ganz wohl zufrieden; doch, um an Innhalt nicht zu verlieren, und dem Publikum für ſeine 5 Thaler 8 ggr. eine nicht zu kleine Maſſe zu geben, müßte der Druck etwas enger werden, und die Seiten nicht unter 34 Zeilen enthalten. Ohne dieſe Veranſtaltung hätten wir bey 7 Bogen nicht Raum genug, die gehörige Mannichfaltigkeit der Materien in die einzelnen Stücke zu bringen.

Wir alle ſind ſehr dafür, daß das Journal zwar mit dem erſten Jenner anfange, aber die vier erſten Stücke erſt in der OſterMeſſe zugleich ausgegeben werden. Das Publikum erhält dann auf einmal 28 Bogen, worinn man eine große Mannichfaltigkeit ſowohl von Verfaſſern als von Fächern anbringen kann. Es wird ungleich mehr überraſcht, und das Journal kann zugleich durch die OſterMeſſe in allgemeinern und ſchnellern Umlauf kommen. Die Anzeige an das Publikum dürfte der wirklichen Erſcheinung des Journals höchſtens 4 Wochen vorhergehen, weil ſonſt die Aufmerkſamkeit nachläßt, wenn zwiſchen der Ankündigung und der wirklichen Erſcheinung ein zu großer Zwiſchenraum verſtreicht. Uebrigens werde ich in dem letzten Stück der Thalia das Publikum auf das neue Journal verweiſen, und vorbereiten.

Hr. Zahn iſt in unſre Societät aufgenommen, wie Sie aus der Beylage[2] ſehen. Ich habe die Mitglieder des Ausſchuſſes Göthe,[3] Fichte, Woltmann und Hrn. v. Humboldt darüber ſtimmen laſſen, und von jedem eine ſchriftliche Einwilligung erhalten, die ich ad Acta gelegt habe. Weil wir ihn aber nicht als Schriftſteller kennen, und eigentlich nur durch Sie mit ihm im Zuſammenhange ſind, ſo können wir ihm bloß eine conſultative Stimme, und zwar nur unter der Bedingung accordieren, als Sie der Verleger der Horen ſind, welches aber, wie ich hoffe, immer der Fall ſein wird. Indeſſen muß ich hier bemerken, daß, wegen der großen Entfernung, eigentliche Conferenzen zwiſchen Hrn. Zahn und unſrer Geſellſchaft nicht wohl möglich ſind, und daß es ſich alſo von ſelbſt verſteht, daß er ſich begnügt, wenn wir ihm das Manuſcript zu einem ganzen Stücke jedesmal zur Anſicht überſenden.

---

[1] Diese Uebereinkunft mit Schütz wurde bald wieder aufgehoben und dafür von der Oberleitung der Allg. Lit. Ztg. eine vierteljährliche Beurtheilung der Horen zugesagt (vgl. SchGB. Nr. 30, sowie Schillers Brief an Cotta vom 22. Dez. 1794 und Cotta's Antwort vom 31. Dez.), bis auch diese Verabredung außer Wirksamkeit gesetzt wurde (Schiller an Cotta, 16. März 1795). Im Jahrg. 1795 erschien nur eine einzige Anzeige der Horen (in Nr. 28 und 29 vom 31. Januar).

[2] Ist nicht vorhanden.

[3] Vgl. SchGB 12. 11. 14.

Ich komme eben von Weimar, wo ich 14 Tage bei Göthe gewohnt,[1] und mit ihm Langes und Breites über unſre Horen ausgemacht habe. Er iſt einer der eifrigſten von uns und wird zu jedem Stücke des Journals einen Beytrag geben. Zugleich unterhält er deßwegen einen Briefwechſel mit einem Freunde in Rom,[2] um immer das neueſte aus dem artiſtiſchen Fache in Italien zu erfahren. Göthe und ich werden eine Correſpondenz über die ſchöne Kunſt mit einander führen, die gleichfalls beſtimmt iſt, einmal für die Horen gebraucht zu werden. Mein Schauſpiel[3] hoffe ich, ſoll auch vor Oſtern fertig ſeyn, und ein ganzes Monathſtück der Horen einnehmen.[4] Auch Göthe hofft uns im nächſten Jahre gleich etwas Dramatiſches geben zu können. Auch Hofrath Schütz iſt Mitarbeiter an den Horen und wird uns über Beredſamkeit und Poeſie der Alten Beyträge liefern.[5] Für das Fach der bildenden Kunſt, der Muſik, der Baukunſt, der Schauſpielkunſt haben wir auch ſchon eigene Mitglieder, ſo daß kein Zweig der Aeſthetik wird zurückgelaſſen werden.

Wir ſind der Meinung, daß Deutſche Schrift der lateiniſchen vorzuziehen ſey, und ich ſchlage Ihnen vor, etwa Burkes Schrift über die franzöſiſche Revolution von Genz überſetzt[6] zum typographiſchen Muſter zu nehmen. Das Format dürfte nicht wohl kleiner ſeyn.

Einen ordentlichen Contract will ich aufſetzen, ſobald alle dieſe Kleinigkeiten berichtigt ſind.[7] Haben Sie ſonſt noch etwas zu erinnern, ſo communicieren Sie mirs vorher. Ich habe überlegt, daß in den erſten Jahren, wo das Anſehen des Journals erſt feſtgeſetzt werden muß, die mehreſten Aufſätze von ſolchen Verfaſſern ſeyn werden, die das ſtärkſte Honorarium erhalten. Außer mir und den

---

[1] Schiller kam am 14. Sept. mit W. v. Humboldt nach Weimar und blieb bis 27. Sept. bei Goethe. SchGB. III, 198, 207. SchGB. 6 ff.

[2] Gemeint iſt der Archäolog und Kunſthiſtoriker Aloys Hirt, geb. 27. Juni 1759 zu Beßla in der badiſchen Baar. Er hielt ſich ſeit 1782 in Italien auf, ſtudierte dort die Werke der Baukunſt und machte den Fremdenführer, als welchen auch Goethe im Novemberbericht 1787 der italieniſchen Reiſe ſeiner rühmlich gedenkt. Im Sommer 1796 verließ er in Folge der Kriegswirren Rom, wurde bald nach ſeiner Rückkehr zum Mitglied der preußiſchen Akademie und ſpäter, nach Errichtung der Berliner Univerſität, zum Profeſſor der Archäologie an derſelben ernannt. Er ſtarb am 29. Juni 1836. Seine Beiträge zu den Horen beſtanden in der Beſchreibung einer Reiſe an den Fuciner See und nach Monte Caſſino (XI u. XII St. 1796), einer Abhandlung über das Kunſtſchöne (VII), Laokoon (X. 1797) und einem „Nachtrag zu Laokoon“ (XII). Im Sommer 1797 traf er mit Schiller und Goethe perſönlich zuſammen, worüber deren Briefwechſel zu vergleichen iſt.

[3] Schiller hatte die Abſicht einer dramatiſchen Bearbeitung Wallenſteins aufgegeben und den Plan zur Malteſer-Tragödie gefaßt. Vgl. Keller, Beiträge 1859, S. 60; SchGB. 17. 21.

[4] In dem ſchon erwähnten Brief vom 4. Mai 1794 ſchreibt Schiller an Göſchen: „Hr. Cotta wird Ihnen ſagen, daß ich ihm zu einem dramatiſchen Stücke Hofnung gemacht habe, aber ich habe mir und Ihnen dabey das Recht reſervirt, ſolches einige Jahre ſpäter neu aufzulegen.“ (Vgl. noch die Note 1 zu Cotta's Brief an Schiller vom 29. Juli 1795.)

[5] Schütz hat keinen Beytrag für die Horen geliefert.

[6] Fr. v. Gentz, Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, nach dem Engliſchen des Burke neu bearbeitet. 2 Bde. Berlin 1793. gr. 8°.

[7] Es wurde kein weiterer Vertrag mehr abgefaßt, und ſomit blieb es im Allgemeinen bei der vorläufigen Abmachung vom 28. Mai; in einzelnen Punkten traten mehrfache Abänderungen ein, ſo in der Beſtimmung, daß ein in den Horen veröffentlichter Aufſatz erſt nach 4 Jahren anderswo gedruckt werden dürfe. Während z. B. das V. St. 1797 noch eine Lieferung der Agnes von Lilien brachte, hatte Schiller ſchon im April deſſelben Jahrs dem Buchhändler Spener in Berlin den ganzen Roman ſeiner Schwägerin zum Verlag angeboten. SchGB. Nr. 174.

4 Mitgliedern des Ausſchuſſes, die ich oben genannt habe, erhalten Herder und noch 2 andere[1] — 6 Fridrichsd'or pro Bogen; vier andere erhalten 5 und die übrigen 4 Fridrichsd'or. Sie müſſen ſich alſo darauf gefaßt machen, daß von den 85 Bogen des 1. Jahrs (inclusive der Anzeige) vielleicht 70 biß 75 mit Sechs Frd'or bezahlt werden. Uebrigens bleibt es bey der alten Einrichtung, daß ſie uns erſt nach Abſetzung des 2ten Tauſends an dem überſchüſſigen Gewinn Antheil nehmen laſſen. *)

Zum Umſchlag rathe ich bloß buntes Papier, wie bey den broſchierten franzöſiſchen Büchern, zu nehmen, ohne ein eigenes Dessein und ohne den Titel auf den Umſchlag zu ſetzen. Es wird dadurch immer einige Erſparniß gemacht, und das Journal unterſcheidet ſich dadurch von dem Heere der übrigen, ohne an äußerer Eleganz zu verlieren. KupferVerzierungen ſind gar nicht nöthig, aber das Papier müßte gut ſeyn.

Was die Ausbreitung des Journals in den Sächſiſchen Kreiſen betrifft, ſo rathen wir Ihnen an, ſich an den Poſtſecretair Boxberg in Leipzig zu wenden, und mit dieſem einen Contract zu machen. Er iſt, wie man mir allgemein ſagt, ein vortrefliches Subjekt zu dieſen Geſchäften, und die Litt. Zeitung hat ihm viel zu verdanken.

Jetzt fällt mir nichts wichtiges mehr bey, und ich bitte Sie, über das bißherige nachzudenken. Zugleich erſuche ich Sie, mir die hier verzeichneten Schriften nebſt den rückſtändigen Stücken der Flora mit eheſter Gelegenheit zu übermachen. Mir fehlt das Junius-Stück noch von dieſem Jahr. Den Julius und Auguſt haben Sie mir geſendet. Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Aſſocié beſtens. Ihr ergebener Schiller.

N. S. Ich empfange eben Ihren Brief, und, um Sie nicht aufzuhalten, ſchreibe ich Ihnen nur ganz eilfertig, daß ich an der politiſchen Zeitung unmöglich Antheil nehmen kann, und auf keine Weiſe dabey genannt werden darf. Meine Gründe ſind zu weitläuftig, um ſie hieher zu ſetzen, und Sie können verſichert ſeyn, daß ſie ſehr wichtig ſind, weil ich gern alles thun würde, um Ihnen etwas angenehmes zu erweiſen.

Die Recenſion Ihres Calenders iſt ſchon fertig, und kommt Morgen in die Litterat. Zeit. Expedition. Ich hoffe, daß Sie und Rapp recht ſehr damit zufrieden ſeyn ſollen.[2]

*) Die 200 Rthlr., welche wir bey Ihrem Hierſeyn für die Mitglieder des Ausſchuſſes ausgemacht haben, fallen weg, und Sie bezahlen bloß 100 Ducaten für die Redaction.

---

[1] Engel und Körner. — Man vergleiche mit Obigem die Berechnung der erſten 4 Horenſtücke vom 29. März 1795 (S. 79) und die Abrechnung über das V. St. 1795 bis I. St. 1796 vom 19. Febr. 1796 (S. 156—157). Später, mit Veränderung der Schrift und der Zeilenzahl des Bogens, ſowie bei dem verminderten Abſatz, traten andere Honorarverhältniſſe ein, ſo ſollten Goethe, Herder und Engel, ſtatt 6, 5 Ldor erhalten, vgl. Schillers Briefe an Cotta vom 8., 12. und 24. Febr. 1796.

[2] Schiller an Dannecker 5 Oct. 94: „Rapps Aufſätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird Er meine Meinung darüber finden.“ Keller a. a. O.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Bey Schmieder in Carlsruhe.[1]

		13. Okt. 24. Okt.
1) Engels Philoſoph f. d. Welt[2]		30 kr.
2) Geſchichte Carl Ferdiners[3]	3 fl.	
3) Iſelins Geſchichte der Menſchheit[4] . . .	1 fl.	12 kr.
4) Arkenholz kleine hiſtor. Schriften[5] . .		36 kr.
5) Schillers Don Carlos		40 kr.
6) Poſſelts Geſch. Guſtafs III.[6]	1 fl.	
7) Hermes für Töchter edler Herkunft[7] . .	1 fl.	12 kr.
8) Veit Webers Sagen der Vorzeit[8]	3 fl.	15 kr.
9) Anton Walls Bagatellen[9]		48 kr.
10) Deſſen Erzählungen[10]		36 kr.
Summa	12 fl.	49 kr.

Bey Grözinger in Reutlingen.

1) Arkenholz Siebenj. Krieg[11]	1 fl.	
2) Meißners Skizzen[12]	2 fl.	24 kr.
3) Blumauers Aeneis[13]	1 fl.	30 kr.
4) Meißners Dialogen[14]	1 fl.	12 kr.
5) Poſſelts Krieg d. Franken im Original[15]		45 kr.
Summa	6 fl.	51 kr.

---

[1] Die verzeichneten Bücher ſind lauter Nachdrucke aus der Schmieder'ſchen Nachdruckoffizin. Die Angaben in den Noten beziehen ſich in der Regel nur auf die ächten Ausgaben.

[2] Johann Jakob Engel, der Philoſoph für die Welt. Leipzig I. Th. 1775, II. Th. 1777; 2. Aufl. 1787. (Der Karlsruher Nachdruck erſchien 1789.) Der III. Th. kam 1800 heraus.

[3] Geſchichte Carl Ferdiners aus Originalbriefen, von dem Verfaſſer der moraliſchen Briefe zur Bildung des Herzens [J. J. Duſch]. 3 Bde. Breslau und Leipzig 1776—80. (Der Karlsr. Nachdruck erſchien 1779—80.)

[4] Iſaak Iſelin; die erſte Ausgabe erſchien 1764 anonym unter dem Titel: Muthmaßungen über die Geſchichte der Menſchheit; die zweite Ausg. Zürich 1768 mit ſeinem Namen unter dem T.: Ueber die Geſchichte der Menſchheit.

[5] I. Band. Berlin 1791 (Karlsruhe 1791). Neue Aufl. in 2 Bd. Tübingen 1803.

[6] Karlsruhe, 1792.

[7] J. Tim. Hermes, Für Töchter edler Herkunft. Leipzig 1787—89, 3 Thle. (Vgl. Xenien 13.)

[8] V. Webers (Leonhard Wächters) Sagen d. V. erſchienen in Berlin ſeit 1787—1799 in 7 Bänden.

[9] Anton Walls (d. h. Chriſtian Leberecht Heyne's) Bagatellen, 2 Bde. Leipzig 1783—87.

[10] Erzählungen nach Marmontel, Leipzig 1787.

[11] Berlin, C. Spener, 1788; neue Ausg. als Volksſchulleſebuch, in 2 Th. Berlin 1793 ff.

[12] Meißner, Aug. Gottlieb, ſeit 1778 zu Leipzig in 14 Sammlungen erſchienen.

[13] Erſte Ausg.: Wien 1784—88. 3 Thle.

[14] Erzählungen und Dialogen. 3 Bde. Leipzig 1781—89.

[15] **Bellum populi gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios. Anno MDCCXCII.** Scriptore D. E. L. Posselt. Goettingae. Da bald nach Erſcheinen des Buchs ein Ungenannter in Hamburg eine deutſche Ueberſetzung ankündigte, lieferte auf den Wunſch des Göttinger Verlegers, Vandenhoek u. Ruprecht, Poſſelt ſelbſt eine Ueberſetzung: „Krieg der Franken gegen die wider ſie verbündeten Mächte. Jahrgang 1792. Aus dem Lateiniſchen des Dr. E. L. Poſſelt. 1793. 8°." (Vgl. Poſſelts Brief an Gebree vom 6. Febr. 1793.) Das Buch iſt an mancher Stelle nicht bloß Ueberſetzung, ſondern Be-

16. Cotta an Schiller.

Tübingen, 21. Oct. 1794.

Euer Wolgeboren bezeugen wir den wärmſten Dank, daß Sie die Recenſion des Garten Calenders ſobald gütigſt beſorgten; ich bin ſehr begierig, ſie zu leſen und freue mich für Rapp und uns im Voraus darauf.

Auch dafür ſind wir Ihnen äuſſerſt verbunden, daß Sie die Einrichtung getroffen haben, daß die Horen monatlich in der A. L. Z. recenſirt werden: mit dem gröſten Vergnügen werden wir die Koſten dafür bezalen.

Druk und Papier ſoll gewis zu Ihrer und Aller Zufriedenheit ausfallen. Die deutſche Schrift iſt der lateiniſchen gewis vorzuziehen, und ich werde für ſehr ſchöne Lettern beſorgt ſeyn. Das Format will ich nach Burke von Genz einrichten laſſen. Wegen des Umſchlags ſtimme ich ganz Ihrem Vorſchlag bei, nur möchte ein kleiner Titel, etwa: Horen I. zur Bequemlichkeit rätlich ſeyn.

Der Vorteil von mehrerer Varietät, wenn man auf Oſtern 4 Hefte zugleich ausgabe, möchte durch andere Vorteile, welche bei der Ausgabe je am Ende oder Anfang eines Monats ſtatt finden, überwogen werden.

Erſtens würde die Herausgabe **Anfangs** Januars ſchon den Ankauf manches andern Journals hindern und den des unſrigen befördern, weil doch gewiſſe Anſtalten auf eine beſtimmte AusgabSumme eingeſchränkt ſind, wo der zuerſt kommende dem nachfolgenden hinderlich wird.

Zweitens wird der monatliche LeſeDurſt bei der monatlichen Ausgabe geſtillt, das bei manchen Leuten eine ordentliche Selenkrankheit iſt, die ſie öfters veranlaſt, ſchlechte Bücher zu nemen, weil ſie die beſſern nicht abwarten können.

Drittens wird gewönlich bei den Leſeinſtituten **im Anfang des Jahrs** über das, was das ganze Jahr angekauft werden ſoll, debattirt.

Viertens iſt es auch wegen derjenigen rätlicher, die lieber monatlich 12 Gr. als auf Einmal Rthlr. 5. 12. bezalen; ich würde auch deſwegen einzelne Stuke für 12 Gr. abgeben.

Fünftens kommt am Neuenjahr bei weitem nicht ſo viel zum Vorſchein als an Oſtern, das Gute wird alſo nicht ſo verdrängt und die Beutel ſind auch nicht ſo erſchöpft wie bei der Oſter Meſſe; auch haben die Buchhändler ſelbſt noch mehr Zeit und guten Willen zur Verbreitung als wenn die eigentliche Sündflut einbricht.

Möchten Sie daher die Güte haben, dieſe hingeworfene Gedanken in Ueberlegung zu nemen, und mir alsdann Ihren Entſchluß bald zu melden, auch das, wenn Sie meiner Meinung beitretten, nötige Avertiſſement beifügen.

richtigung, vgl. Allg. Lit.-Ztg. 1795. Nr. 271. Sp. 49—51. Eine andere Ueberſetzung erſchien anonym mit dem Druckort Frankfurt und Leipzig 1793. gr. 8. In Schillers Bibliothek (Blätt. f. lit. Unterh. 1870, Nr. 41, S. 651—55) finden ſich u. A. von Poſſelt: Guſtav III., Karlsruhe 1792, und Krieg der Franken, Leipzig 1794. Es geht übrig[illegible] obigen und anderen weiter unten folgenden Zeugniſſen hervor, daß jener von Alfred Meißner in [illegible] Nr. 1 u. 11. veröffentlichte Katalog der Schiller'ſchen Bibliothek bei Weitem nicht vollſtändig iſt.

In der Aufname meines Aſſocié Zahns erkenne ich Ihre freundſchaftliche Geſinnung gegen mich, die mir diſen Wunſch ſo gütig erfüllte: ich wünſchte nun nichts als daß Sie ihn auch von der ſchriftſtelleriſchen Seite kennen lernten, und wolte Sie daher bitten, eine Recenſion von der Flora zu übernemen.[1] Daß ich nichts als Unparteilichkeit verlangen kan, verſteht ſich, aber eine groſſe Gefälligkeit wäre es mir, wenn diſe Monatsſchrift nach ihrem Wert geſchäzt und von einem Manne wie Sie geſchäzt würde. Zwar iſt der Jahrgang 93 ſchon in der A. L. Z. recenſirt worden,[2] aber nicht ganz und offenbar von einem Manne, der die Sache nicht ſo nam, als ſie es verdiente. Es ſcheint mir doch eine wichtige Schrift für Teutſchland zu ſeyn, die von einem ſo groſſen Theil desjenigen Geſchlechts geleſen wird, das doch einen ſo wichtigen Einfluß hat. — Möchten Sie doch diſe Güte für uns haben! Das November Heft erhalten Sie mit den gütig verlangten Büchern mit dem erſten Poſtwagen, und das December Heft folgt ſodann gleich per Briefpoſt. Sie können ſich vorſtellen, wie wichtig uns diſe Gefälligkeit wäre! Herr HofR. Schüz wird gewis nichts dagegen einzuwenden haben. Man hat mir geſagt, Mad. Schüz könne vieles bewirken, ich würde dieſer gern mit einem Exemplar aufwarten.

Noch eine Bitte, die Ihnen bald wie Cato's Carthago delenda vorkommen wird, iſt die um einen Beitrag für die Flora, wenn es auch nur 2 Zeilen ſind — aber den 16. Nov. iſt das December Heft ſchon gedrukt.

An Hrn. PoſtSecret. Bexberg ſchreibe ich heute.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs beſte, und mein Aſſocié hat mir neben ſeinem Dank für Ihre Güte das Gleiche aufgetragen.

Dero gehorſamer J. F. Cotta.

17. Schiller an Cotta.

Jena den 22. 8ber 94. $\frac{3.\ \text{Nov.}}{6.\ \text{Nov.}}$

Da wir jezt keine Zeit verlieren wollen, das erſte Stück der Horen, welches bereits beyſammen iſt, zum Drucke zu befördern, vorher aber die Wahl des Papiers und der Lettern getroffen werden muß, ſo bitte ich Sie mir mit umlaufender Poſt Schrift und Papierprobe zuzuſenden. Unter den Schriftproben können lateiniſche und deutſche ſeyn, und auch von dem Papier bitte ich Druck- und Schreib-Papier beyzulegen. Das Format müßte aber das größte Octav ſeyn. Legen Sie zugleich einige Proben von buntem Papier bey, das Sie zum Umſchlag beſtimmen. Könnten wir ſehr hellgrünes oder recht blaß rothes feines Papier dazu nehmen, ſo würde es ein gefälliges Anſehen haben. Sonſt iſt auch jedes bunte Papier gut, wie man zu Diſſertationen zu nehmen pflegt.

---

[1] Zahn war Herausgeber der „Flora“ (Gradmann, das gelehrte Schwaben, S. 790), was auch Cotta's Brief vom 6. Okt. 95 beweiſt, nach welchem Zahn die Annahme Reinwald'ſcher Gedichte für diele Zeitſchrift ablehnte. Von ihm ſind auch die „Biographien für die Jugend“ (Franklin und Cook), die „Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen für die Jugend,“ 5 Bdch., und die Ueberſetzung von Rouſſeau's Bekenntniſſen, 7.—12. Buch: alle im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Tübingen 1790—1795 erſchienen.

[2] In Nr. 294 vom 19. Oktober 1794, Sp. 136.

Alsdann hätte ich noch vorzuſchlagen, ob es nicht angeht, nur das einzige erſte Stück hier zu drucken, damit wir es zum Muſter für alle folgenden einmal für immer einrichten könnten. Es giebt ſoviele Kleinigkeiten bei einer ſolchen Sache, die ſich nicht gut durch Worte ausmachen laſſen. Den Transport nach Tübingen wollten wir gerne tragen, und da doch eine groſſe Quantität Exemplarien auf die Oſtermeſſe nach Leipzig befördert werden muß, ſo könnte dieß von hier aus kürzer geſchehen. Es verſteht ſich, daß die Schrift und das Papier, welches wir aus Ihren Proben auswählen, hier zu finden ſeyn muß.

Antworten Sie mir ja auf dieſe Punkte ſobald Sie können. Der Ihrige

Schiller.

18. Cotta an Schiller.

Tübingen, 27. Oct. 1794.

Der Friedens Nachrichten werden bei uns ſo viele und ihre Glaubwürdigkeit ſo ſtark, daß man wol nicht mehr daran zweifeln kan, wir werden bald die goldene Friedens Sonne aufgehen ſehen. Um die allgemeine Freude zu vermehren, wünſchten wir, daß ſich Euer Wolgeboren entſchlieſſen möchten, ein Gedicht auf den Frieden zu verfertigen: wir würden keine Koſten dabei ſcheuen, Ihnen Ihre Mühe zu belohnen und diſes Produkt mit der möglichſten Eleganz herauszugeben.[1] Es würde uns ein unbegränztes Vergnügen gewären, wenn Sie diſen Gedanken ausfüren wolten. Möchten Sie uns mit *umgehender* Poſt hierüber gef. Antwort erteilen! Wäre es Ihnen möglich, den ſo oft erbetenen Beitrag für die Flora beizufügen, ſo würde unſere Verbindlichkeit dadurch vermehrt: ich will deßwegen mit dem Druk des December Heftes ſo *lange* einhalten laſſen.

Hr. Geb. Secret. Haug[2] ſchreibt uns, Sie würden einen Muſen Almanach herausgeben: dörfen wir uns auf den Verlag deſſelbigen freuen?[3]

Wir empfehlen uns Ihnen mit der bekannten Hochachtung Dero geh. Diener

Cotta.

---

[1] Auch Göſchen wünſchte am 16. Febr. 1801 von Schiller ein „Gedicht von einem Bogen“ auf den Frieden (von Luneville), um es „mit möglichſter Schönheit“ drucken zu laſſen. Schiller lehnte ebenfalls ab, und zwar, wie aus Göſchens Rückäußerung vom 4. März hervorgeht, weil die Deutſchen keine Urſache zur Begeiſterung bei dieſem Frieden hätten. (GSB. 256 f.) Schillers Brief an Göſchen iſt noch vorhanden.

[2] Der bekannte Epigrammatiker Johann Chriſtoph Friedrich Haug, geb. 9. Mai 1761 in Niederſtotzingen, 1776 Zögling der Militärakademie, 1783 Sekretär und geheimer Kanzliſt beim herzoglich württembergiſchen geheimen Kabinet, 1794 geheimer Sekretär, 1816 Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, ſtarb 30. Jan. 1829. Haug und Hoven waren es, welche die Bekanntſchaft Schillers mit Cotta vermittelten. Keller, Beiträge 1859, S. 49; Hoven, Autobiogr. S. 126.

[3] Der erſte Schillerſche Muſenalmanach, für 1796, der nach allerlei Hemmniſſen im Dezember 1795 bei Hofbuchhändler Michaelis in Neuſtrelitz erſchien. SchGB. 19.

19. Cotta an Schiller.

Tübingen, 5. Nov. 1794.

Euer Wohlgeboren geehrtes vom 22. Oct. das ich geſtern erhielt, beantworte ich mit der erſten Poſt, und ſende Ihnen hiebei einen Bogen aus Tafingers Naturrecht [1], woraus Sie die deutſche Schrift, welche wir zu den Horen beſtimten, erſehen können, ſolte Ihnen diſe nicht anſtändig ſeyn und eine lateiniſche gewält werden, ſo habe ich hiezu die SchriftProben von Haas beigelegt, damit Sie mir aus diſen diejenige Schrift anzeigen, welche gewält werden ſolte — diß müßte ich aber mit umgehender Poſt wiſſen, weil eine lateiniſche Schrift erſt noch gegoſſen werden müßte, das aber, wenn Ihre Antwort gleich wiederum abgehet, noch möglich iſt.

Was das Papier betrift, ſo zeigt Ihnen die Beilage, welche Sorte wir gewält haben — wie ſie ſich im Druk aber ausnimt, können Sie am beſten bei Hrn. Prof. Fichte ſehen, der „Storr Bemerkungen über Kant ꝛc.“ [2] in ſeiner Bibliothek haben wird, das auf ſolches Papier gedrukt iſt. Schöner und beſſer würde es ſich druken laſſen, wenn man ungeleimtes Papier dazu nämte, allein da die Hefte brochirt ausgegeben und mithin beim Binden nicht mehr planirt werden können, ſo mus ich auf Schreibpapier antragen, unerachtet Drukpapier für meine Caſſe zuträglicher wäre. [3]

Buntes Papier zum Umſchlag kan ich Ihnen nicht zur Probe ſenden, ich mus diſes von Baſel kommen laſſen, ich glaube aber, das Beſte würde ſeyn, wir walten den Umſchlag ſo wie Haas ſeine Schriftprobe enbrochirt hat, blos mit dem Unterſchied, daß, da bei den Horen der Rüken etwas breiter iſt, auf diſen oben wie die gewönliche Schildlein:

Horen
I Band
1 Stük

beigedrukt und der übrige Rüken, wenn man ihn nicht ganz weiß laſſen will, mit einigen Linien überdrukt würde. Da ich aber auch diß noch beim Schriftgieſſer beſtällen müßte, ſo bitte ich um baldige Antwort hierüber und um Zurükſendung der Haaſiſchen Schriftproben.

Damit Ihre Antwort in Stuttgart nicht liegen bleibt, ſo addreſſiren Sie es gef. an D. Cotta, poste restante à Stuttgart (für die Horen) und sous couv. an das Poſt Amt Stuttgart. Das Poſt Amt in Stuttg. befördert ſodann alles unter diſer Addreſſe laufende ſchnell hieher. Wir empfelen uns

Cotta.

---

[1] Tafinger, Wilhelm Gottlieb, Lehrſätze des Naturrechts. Tübingen, J. G. Cotta, 1795. 8°.

[2] Storr, Gottlob Chr., Bemerkungen über Kants philoſophiſche Religionslehre; aus dem Lateiniſchen (von F. G. Süßkind). Tübingen J. G. Cotta. 1794. gr. 8°.

[3] Die Horen wurden bei Balz in Tübingen gedruckt. Die Druckrechnungen beliefen ſich: 1795 auf fl. 1297. 13; 1796 bei 1500 Aufl. auf fl. 900. 47; 1797 bei 1000 Aufl. auf fl. 667. 7 kr.

Von dem Papier kan ich doch noch einen gedrukten Bogen von einem mathematiſchen Werk, das ich wirklich verlege,[1] beilegen, Herr Profeſſor Fichte möchte „Storr Bem." nicht bei der Hand haben.

20. Schiller an Cotta.

Jena, den 14. Nov. 97. 23. Nov 24. Nov

Die deutſche Schrift, welche Sie vorſchlagen, hat, ſo wie auch das Papier meinen vollkommenen Beyfall. Der Umſchlag iſt recht ſchön, und voll Geſchmack. Es wird gut ausſehen, wenn der Titel nicht der Breite, ſondern der Länge nach, ſo wie bey der **Flora**, auf den Rücken gedruckt wird. Es ſieht etwas nachläßig aus, welches bey Journalen gar nicht unrecht iſt. Was alsdann noch auf dem Rücken leer bleibt, das kann mit Strichen oder Arabeſken ausgefüllt werden. Bey der Eintheilung richten Sie es ſo ein, daß 30 Zeilen auf die Seite kommen; doch muß der Rand ſowohl nach innen als nach außen etwas breit ſeyn, weil ein ſchmaler weißer Rand einer Schrift ein zu dürftiges Anſehen giebt. Die Seitenzahl könnte eben in die Mitte geſetzt werden. Kommen in proſaiſchen Abhandlungen friſche Abſätze vor, ſo muß immer eine Linie leer bleiben. Kommen mehrere Gedichte vor, die ſich auf einander beziehen, wie in dem zweyten Stücke gleich der Fall ſeyn wird,[2] ſo muß jedes auf einer neuen Seite angefangen werden. **Hexameter** werden allemahl gebrochen; doch müſſen Sie darauf ſehen, daß dieß nicht bloß dem Zufall überlaſſen wird, ſondern mit einer gewiſſen Ordnung und **Symmetrie** geſchieht. Vor allen Dingen aber bitte und beſchwöre ich Sie, für eine genaue Correctur zu ſorgen, damit von dieſer Seite die Horen ein rühmliches Muſter ſind. Laſſen Sie lieber 3 Correcturen beſorgen, und bitten Sie Hrn. Zahn eine davon zu übernehmen. Da er ein Mitglied der Societät iſt, ſo trägt er auch einige ihrer Laſten, und dazu gehört auch eine Correctur, welche wir abwechſlungsweiſe hier übernommen hätten, wenn der Druck hier geſchehen wäre. Einige unſrer Mitglieder z. B. Göthe, ſind in dieſem Stück äuſerſt empfindlich,[3] und wir könnten ſie verlieren, wenn ſie hierin Urſache zur Unzufriedenheit bekämen.

Die Horen 1795. erſtes Stück.

---

[1] Wohl S. L'Huilier, principiorum calculi differentialis et integralis expositio element. 4° maj. Tüb. 1795.

[2] Im II. St. kommt nur ein einziges Gedicht vor: Goethe's zweite Epiſtel.

[3] Das war allerdings der Fall, und Goethe's Briefe an Cotta zeigen, wie eindringlich er immer eine genaue Correctur einſchärfte. Am 7. Febr. 1803 ſchrieb er bezüglich des Cellini: „Führen Sie doch, wertheſter Herr Cotta, Ihren Correctoren die Sorgfalt zu Gemüthe, mit der ein Schriftſteller, der etwas auf ſeine Sachen hält, ein Manuſcript durchgeht, um die Darſtellung des Sinnes ins beſſere und klarere zu bringen. Welche abſcheuliche Empfindung iſt es nun, wenn man ſieht daß der Leſer, durch ſolchen Widerſinn, gerade um den Genuß ſolcher Stellen gebracht wird, bey deren Bearbeitung man ſich vielleicht lange verweilt hat." Am 28. Sept. 1805 ſchrieb er bei Ueberſendung des Manuſcripts zum Wilhelm Meiſter

Unterſtrichene Worte werden nicht mit Schwabacher, ſondern mit derjenigen größern Schrift gedruckt, die der andern zunächſt vorhergeht. Noten hingegen werden mit derjenigen kleinern gedruckt, die zunächſt auf die Textſchrift folgt.

Unter die einzelnen Aufſätze kommen die Nahmen der Verfaſſer nicht, ſondern im letzten Stücke jedes Jahrganges, welches ein Hauptverzeichniß enthält, werden die Verfaſſer eines jeden Aufſatzes erſt genannt. In dem Avertiſſement, wo die Mitarbeiter alle namentlich aufgeführt werden, wird dem Publikum dieſe Einrichtung bekannt gemacht, und es wird dadurch eine intereſſante Erwartung unterhalten, welche den Leſer in Athem erhält.

Alle einzelnen Aufſätze werden numeriert. Da man nie genau wiſſen kann, wie groß ein Aufſatz im Druck ausfällt, ſo werde ich einige kleinere Sachen von 1 oder 2 Seiten oder Blättern im Vorrath behalten, und Hrn. Jahn zuſtellen, der alsdann nach Bedürfniß davon einrücken kann, je nachdem auf dem ſiebenten Bogen Raum übrig bleibt.

Weil Sie doch darauf beſtehen, daß die Horen mit dem Januar anfangen ſollen, ſo müſſen Sie dafür ſorgen, daß ſie auch mit Neujahr können ausgegeben werden. Sie ſehen alſo, daß keine Zeit zu verlieren iſt, weil das Broſchieren eines Stücks, auch wenn die Bogen einzeln zum Falzen gegeben werden, doch unter 14 Tagen kaum zu Stande kommen kann. Sie werden alſo wohl mit dem 25. dieſes Monaths den Druck anfangen laſſen müſſen, damit er am 20. December fertig ſey. Das noch reſtierende Manuſcript zu dieſem erſten Stücke läßt Göthe wirklich in Ordnung bringen, und ich ſende es in ſpäteſtens 10 Tagen nach. Die Epiſtel[1] iſt von ihm und die Briefe[2] von mir. Göthe will jedes Stück des erſten Jahrgangs eine Epiſtel geben.

Noch iſt mein Vorſchlag, daß Sie auf Speculation einige 100 Stücke auf holländiſchem Papier abdrucken laſſen, welche vielleicht Liebhaber finden. Für mich und die Mitglieder des Ausſchuſſes bitte ich 24 auf holländiſchem Papier zu beſtimmen (nehmlich 6 für mich, und 18 für die ſechs übrigen Mitglieder Göthe, v. Humboldt, Fichte, Woltmann, Körner und Jahn).

Schreiben Sie mir auch in Ihrem nächſten Brief, wie viele Exemplars von

---

(2. u. 3. Band der Werke von 1806): „doch iſt mir daran [an der äußern Ausſtattung] nicht ſo viel gelegen, als an der Correctur des Druckes, als worum ich inſtändigſt bitte. Sie ſehen, das Exemplar iſt mit großer Sorgfalt durchgegangen und corrigirt, und ich würde in Verzweiflung ſeyn, wenn es wieder entſtellt erſcheinen ſollte. Haben Sie ja die Güte einem ſorgfältigen Mann die Reviſion höchlich anzuempfehlen, wobey ich ausdrücklich wünſche, daß man das überſandte Exemplar genau abdrucke, nichts in der Rechtſchreibung, Interpunction und ſonſt verändere, ja ſogar, wenn noch ein Fehler ſtehn geblieben wäre, denſelben lieber mit abzudrucken." Und unter dem 25. Nov. 1805: „Zwar ſind Sie in Oberdeutſchland nicht allein mit dem Uebel geplagt. Hinter Bartholdi's Reiſen, in der Realſchulbuchhandlung zu Berlin gedruckt, ſtehen drey Blätter Druckfehler und man kann wohl ſagen, daß dieſer wakre Reiſende von der Nachläſſigkeit des Correctors mehr gelitten hat, als von allen Türken, Griechen und Arnauten zuſammen." Dagegen war Goethe eben ſo gern und oft bei der Hand, wenn ein Druck correkt hergeſtellt war, ſeine warme Anerkennung auszuſprechen.

[1] Epiſtel: „Jetzt da jeglicher lieſt." I., 1–6.

[2] „Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen." I., 7–48. Ueber die einzelnen in den Horen erſchienenen Aufſätze, Abhandlungen und Gedichte iſt das am Schluß beigefügte Verzeichniß nachzuſehen.

dem Avertiſſement, das 1 halb Bogen ſtark ſeyn wird, abgedruckt werden ſollen, denn diß muß hier gedruckt werden, daß ich es mit der Litt. Zeitung ſogleich verſenden kann.

Zu der Flora hätte ich Ihnen gerne etwas geſchickt, aber die übrigen Arbeiten feſſeln mich jezt ſo, daß ich kaum Athem ſchöpfen kann. Um aber doch Ihr Verlangen nicht ganz unerfüllt zu laſſen, lege ich Ihnen hier einen Brief von mir bey, von dem Sie, wenn Sie wollen, in der Flora einen öffentlichen Gebrauch machen dürfen.[1] Kann ich Göthen dazu diſponieren, ſo ſollen Sie von dieſem auch etwas für die Flora erhalten. Ich habe gerade eine Kleinigkeit[2] von ihm geſchickt bekommen, die er Ihnen vielleicht überläßt. Die Flora will ich, wenn Schüz nichts dagegen hat, in der Litt. Zeitung anzeigen.

Sie waren ſo gütig, mir anzubiethen daß Sie noch mehr Geld ſchicken wollen. Ich nehme Sie beym Wort, denn da ich dieſes Jahr alle meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten für die Horen zurückbehielt und meine Penſion aus Dänemark noch nicht erhalten[3], ſo ſind meine Einnahmen dieſes Jahr ſchlecht. Seyen Sie alſo ſo gut, und ſenden mir, ſobald Sie können, 360 Gulden, rheiniſch; etwa ſo, daß ich es in 3 Wochen a dato haben kann.

Um künftig unſere Correſpondenz zu beſchleunigen, will ich nichts mehr durch die fahrende Poſt ſenden. Seyen Sie nur ſo gut und bemerken in den nächſten 2 Monaten genau, an welchem Tag Sie jeden Brief erhalten, damit ich daraus erſehe, welcher Poſttag hier der günſtigſte für ſchnelle Expeditionen iſt. Künftig ſollen die Horen ein eigenes Siegel[4] erhalten, daß man die dahin einſchlagenden Briefe gleich von auſſen unterſcheiden kann.

Zu dem Gedicht auf den Frieden kann ich Ihnen keine wahrſcheinliche Hofnung machen, denn da ich ſeit vielen Jahren nichts poetiſches gemacht, und zu Poeſien am meiſten Stimmung erfodert wird, ſo iſt ein Menſch, der ſo ganz von ſeinem Körper abhängt wie ich, äuſerſt unzuverläßig für ſolche Dinge, die in einer beſtimmten Zeit fertig ſeyn müſſen. Auch erfodern die Horen jezt meine ganze Thätigkeit, und meine jezigen dahin einſchlagenden Arbeiten erfodern meine ganze Aufmerkſamkeit. Kommt aber der Friede erſt auf den Sommer zu Stande, ſo hat ſich unterdeſſen vielleicht eine gute Stunde bei mir gefunden, Ihr Verlangen zu erfüllen.

---

[1] Er erſchien im 3. Hefte des Jahrgangs 1795, S. 301–303. Da die Flora ſo gut wie verſchollen, der Brief ſeitdem nur in Hoffmanns von Fallersleben Findlingen, Leipzig 1860, wieder abgedruckt worden, aber weſentlich unſerm Briefwechſel zuzuweiſen iſt, ſo findet er ſich gleich unten mitgetheilt.

[2] „Meine erſte Epiſtel liegt bei mit einigen Kleinigkeiten." Goethe an Schiller, 26. Okt. 1794.

[3] Sie war auch bis zum 5. April 1795 noch nicht eingegangen, vgl. SchKB. III, 256. Der Schill.-Kal. verzeichnet erſt am 4. Sept. 1795 den Eingang eines Schreibens vom Grafen Schimmelmann, dem Tage darauf [illegible] Rthlr. von Henikſen aus Hamburg folgten. Am 28. Jan. 1796 erhielt Schiller Briefe von Kommerzrath Kirſtein aus Kopenhagen und Henikſen aus Hamburg, durch welch letzteren er am 30. Jan. 667 Rthlr. erhielt. Schillers Empfangsanzeige an Kirſtein, nach dem Schill.-Kal. vom 1. Febr., iſt vermuthlich identiſch mit dem in Wurzbachs „Schillerbuch", Nr. 2947, unter der (wohl irrthümlichen) Adreſſe des Prof. Abrahams in Kopenhagen abgedruckten Brief vom 21. Jan. 1796. Die darin in Ausſicht geſtellte Antwort Schillers an den Herzog von Auguſtenburg iſt vom 5. (nach dem Kal. vom 8.) Febr. datirt und befindet ſich unter den von Max Müller im Aprilheft 1875 der D. Rundſchau veröffentlichten Briefen.

[4] Das Siegel wurde durch H. Meyer beſorgt und von Prof. Fried. Wilhelm Facius, weimariſchem Hofmedailleur und Steinſchneider, geſtochen. SchGB. Nr. 109, Schiller an Meyer, 5. Febr. 1795. Vgl. auch noch Schillers Brief an Cotta vom 19. März 95.

Den erſten Aushängebogen der Horen bitte ich, ſogleich an mich zu ſenden.[1]

„Aus einem Briefe Herrn Hofraths Schillers an den Herausgeber der Flora.[2]

Jena, den 14. Nov. 1794.

Mit ſehr vielem Vergnügen habe ich Ihre Flora durchleſen, und kann nicht umhin, einer periodiſchen Schrift, die ſich durch zwekmäßige Mannichfaltigkeit, durch guten Geſchmak in der Behandlung, und durch eine lebhafte Darſtellung vor ſo vielen Werken ihrer Gattung rühmlich unterſcheidet, die größte Verbreitung und die längſte Dauer zu wünſchen. Vorzüglich wohl gefallen mir die darinn enthaltnen Erzählungen ſowohl durch die angenehme Leichtigkeit ihres Tons als durch ihren intereſſanten und lehrreichen Inhalt; und ihre Verfaſſer verſtehen ſich vortreflich auf die ſchwere Kunſt, die Erwartung immer in Athem zu erhalten. Die Beyträge der H. H. Pfeffel und Huber gereichen dem Journal zu einer vorzüglichen Zierde; aber auch unter den anonymiſchen ſind mehrere, die einen rühmlichen Beweis von der Geſchiklichkeit ihrer Verfaſſer ablegen.

Aber ich kann es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie ſich bisher blos auf eine angenehme Unterhaltung des ſchönen Geſchlechts einſchränken, das einer ernſthaftern Belehrung und Bildung ſo ſehr empfänglich und würdig iſt. Sie ſcheinen mir alſo auch die Meinung zu hegen, als ob Schriften, die bei der weiblichen Welt ihr Glük machen ſollen, ſchlechterdings nur Spiel bleiben dürften; eine Verläumdung, deren ich mich nicht ſchuldig machen mag. Vielmehr iſt es dieſe ungerechte Vorausſezzung, welche macht, daß ſo viele Werke, welche von Meſſe zu Meſſe an das ſchöne Geſchlecht gerichtet werden, gar nicht an ihre Addreſſe gelangen; denn der edlere Theil dieſes Geſchlechts (und wer möchte auch für den andern ſich verwenden?) will Geiſtesnahrung, nicht blos Beluſtigung. Das Frauenzimmer hegt zwar den rühmlichen Trieb, zu gefallen, aber es iſt auch vermögend, etwas zu ſchäzzen, was ihm nicht zu gefallen ſtrebt.

Wenn Sie alſo meinem Rath folgen wollen, ſo erweitern Sie den Plan Ihres Journals, und geben auch ernſthaftern Materien einen Plaz in demſelben. In dieſem Falle kann auch ich einigen Antheil daran nehmen, der mir in einer ſo guten Geſellſchaft und für einen ſo ſchönen Zwek nicht anders als Ehrebringend iſt. Einen ſehr groſſen Werth würden Sie dieſem Werke verſchaffen, wenn Sie die wichtige Materie der Erziehung (derjenigen beſonders, welche entweder den weiblichen Theil betrifft, oder durch den weiblichen Theil geſchehen muß) in Ihren Kreis ziehen wollten. Doch wünſchte ich, daß dieß nicht ſowohl lehrend als darſtellend und in Handlung geſchehen möchte, weil nur das leztere lebendige Ueberzeugung bewirkt. Dem ſchönen Geſchlecht kann kein gröſſeres Geſchenk gemacht werden, als wenn man es in den Stand ſezt, ſich über dieſe ſeine edelſte Rolle im Staat, durch welche es in das groſſe Ganze der Menſchheit handelnd eingreift, und über die ſchwierigſte ſeiner Pflichten durch Beyſpiel und Anſchauung zu belehren. Ich bin u. ſ. f.

Fr. Schiller."

---

[1] Der Brief hat weder einen Schluß, noch eine Unterſchrift.

[2] Das Original liegt nicht vor, der Abdruck iſt der Flora entnommen. Außer dieſem Brief lieferte Schiller troz der wiederholten und eindringendſten Bitten Cotta's und ſeiner eigenen Verſprechungen nichts mehr zur Flora.

Gleim an Schiller.

Halberſtadt, 14. Nov. 1794.

Unter der Bedingung, liebſter Herr Hofrath, daß das Honorarium, das ich für zwey Bogen jedes Jahr erhalten möchte, von Ihnen, Einem armen Mädchen zur Ausſtattung gegeben werde, nehm' ich den Antrag an, und bin mit großer Hochachtung

Ihr Freund und Diener

Der alte Gleim.[1]

21. Schiller an Cotta.

Jena den 16. Nov. 94. 18 Nov. empf.

In dem Briefe, den ich vor einigen Tagen nebſt Manuſcript für die Horen an Sie abſchickte, und den Sie hoffentlich erhalten haben, habe ich einige Punkte, unſer Journal betreffend, zu bemerken vergeſſen, und verliere daher keine Zeit, ſolche nachzuhohlen.

Ueber das Titelblatt des erſten Stücks, welches allen folgenden zur Regel dienen ſoll, habe ich darinn nichts beſtimmt, weßwegen ich hier das Schema dazu beylege. Meiner Meinung nach können fürs künftige . . . .[2] ſolche Blatt für Titel und Innhaltsverzeichniß beſtimmt und durch den Buchbinder an den erſten Bogen angeklebt werden. Es würde uns zu ſehr einſchränken, wenn wir dieſe ½ Blatt von den 56, die wir in allem zu unſerer Diſpoſition haben, noch verlieren ſollten. Wahrſcheinlich werden Sie in kurzem Innſerenda bekommen, welche dann dem Titelbogen einverleibt werden können.

Bey meinen Briefen habe ich zu bemerken vergeſſen, daß jeder Brief auf einer friſchen Seite angefangen werden muß. In dem Manuſcript iſt es nicht ſo, und ich bitte daher, es dem Setzer zu notificieren.

In eben dieſem Manuſcript ſind mehrere Striche und Zeichen mit Bleyſtift ſtehen geblieben, welche nichts bedeuten, und auf die der Setzer keine Rückſicht zu nehmen hat. Ich erſuche Herrn Zahn, ſolche auszuſtreichen, wo er ſie findet, ſo wie ich ihn auch bitte, da, wo das Wort entzweyt oder entzweyen vorkommt, das y jedesmal auszuſtreichen.

Alle Buchdruckerſtöcke und alle Striche, wodurch man ſonſt die Vacanzen auszufüllen gewohnt iſt, bitte ich ſchlechterdings wegzulaſſen, und anſtatt derſelben lieber die Intervalle um eine Zeile größer zu machen. Auch die Anmerkungen brauchen durch keinen Strich von dem Text abgeſondert zu werden, ſondern werden bloß um ein Wort weiter einwärts gerückt, und durch kleinere Schrift unterſchieden. Wir wollen alles vermeiden, was Schnörkel und Ueberladung iſt, und Schnörkel heißt mir in einem Buch alles was nicht Buchſtabe und Interpunction iſt. Zu einem guten äußern Eindruck gehört vorzüglich auch, daß die Ueberſchriften nie eng auf dem Text aufliegen, ſondern frey und in einer gehörigen Entfernung davon abſtehen. Wo ich das Gegentheil bemerke, drückt es mich allemahl, und ich bitte Sie alſo, auch auf dieſe Kleinigkeit Rückſicht zu nehmen.

---

[1] Gleim hat nichts zu den Horen geliefert.

[2] immer? Das Papier iſt an dieſer Stelle zerſtört.

Sie ſchreiben wohl zuweilen an Pfeffel? Wollen Sie ihn nicht in meinem Nahmen zu den Horen einladen?[1] Ihrer Flora ſoll dadurch kein Nachtheil erwachſen, denn ich möchte für das ganze Jahr bloß ein paar Kleinigkeiten von ihm, um einen ſo verdienſtvollen Schriftſteller unter der Zahl meiner Mitarbeiter an den Horen zugleich mit aufführen zu können.[2]

---

22. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Nov. 1794.

Euer Wolgeboren geehrtes v. 14 h. mit den Beilagen für die Horen erhielt ich geſtern und werde alles nach Vorſchrift und ſo beſorgen, daß den 25ſten December das erſte Heft der Horen ſpedirt werden kan. AushängeBogen ſobald möglich. —

Es iſt mir ſehr lieb, wenn die Horen ein eigenes Sigill erhalten, damit das PoſtAmt Stuttgart die Briefe ſogleich erkennt.

Die 300 fl. geben mit dem Uebermorgen in Stuttgart abfarenden PoſtWagen an Sie ab, welche Sie uns einſtweilen gutzuſchreiben belieben; ich laſſe dieſen das DecemberHeft der Flora beifügen, und bitte und beſchwöre Sie, die Recenſion davon gefälligſt zu beſorgen. Je bälder deſto wichtiger iſt dis für mich. Auch füge ich einen neuen VerlagsArtikel, Biographien für die Jugend 1. B. bei, das das Leben Franklins enthält[3] — vielleicht findet diß auch Ihren Beifall.

Damit wir bald erfaren, welcher Poſttag der am ſchnellſten ſpedirendſte iſt, ſo möchte es wol das Beſte ſeyn, wenn Sie 7 Briefe von Sontag bis auf den Samſtag mit Bemerkung des AbgangsTages unter der angezeigten Adreſſe abſändeten, aber bis das eigene Sigill fertig iſt, unpetſchirt und sous Couvert an die PoſtAmt ZeitungsExpedition Stuttgart.

Von dem Avertiſſement laſſen Sie ſo viel druken, als Sie deren nötig haben und ſenden mir davon nur etliche Abdrüke, ich laſſe ſodann hier einen eigenen Abdruk davon verfertigen — die Note über Ihre Auslage bitte ich mir zur Tilgung gef. aus. Wenn es Ihnen nicht zuviel Beſchwerde verurſacht, die Ankündigungen an diejenigen Zeitungs-Expeditionen abzuſenden, wodurch Sie es bekannt gemacht verlangen, ſo wolte ich wegen der Zeitkürze darum bitten. — Da die Ankündigung als Beilage der Litt.Zeitg. am meiſten wirken wird, ſo werden wir nicht ſo viele ZeitungsEinrükungen nötig haben. Ob und was geſchehen iſt, oder nicht? erbitte ich, mich ſobald zu benachrichtigen.

---

[1] Geſchah durch Zuſchrift Cottas an Pfeffel vom 29. Nov. Im Uebrigen vgl. die Note zu Nr. 40.

[2] Schlußzeilen und Unterſchrift an dieſem Brief ſind, wohl für einen Autographen-Sammler, weggeſchnitten.

[3] Biographien für die Jugend. 1. Bdchn. Franklins Leben. Tübingen 1795. 2. Bdchn. Cooks Leben 1796. 8°. Als Verfaſſer iſt Dr. Chr. J. Zahn, wie aus einer Erklärung ſeiner Söhne im Wochenbl. für Buchhändler vom Jahr 1836 erſichtlich iſt, der wir auch im Nachtrag zu S. 12. Note 2 noch weiter entnehmen, daß von Zahn der 3. Theil des berühmten juridiſchen Werks C. Chr. Hofacker principia juris civilis etc. Tübingen, Cotta 1799 ff. herrührt.

Für den Brief in die Flora unſern verbindlichſten Dank. Ich hoffe, daß ihm bald ein Beitrag von Ihnen nachfolgen wird — der von Gethe wäre uns auch ſehr erwünſcht — Je bälder, deſto beſſer.

Die Recenſion der Flora empfele ich Ihnen nochmals aufs dringendſte: Herr Hofrath Schüz wird es gewis zugeben.

Laſſen Sie mich Ihnen und Ihrer Frau Gemalin beſtens empfolen ſeyn.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung

J. F. Cotta.

Wüſten Sie mir keinen Rat, wie ich Thümmel für die Flora gewinnen könte?

---

23. Cotta an Schiller

Tübingen, 28. November 1794.

Euer Wolgeboren geehrtes v. 16. h. erhalte ich ſo eben und habe vor Abgang der Poſt nur noch ſoviel Zeit, Ihnen zu melden, daß alle Ihre Vorſchriften genau befolgt werden, und daß ich Sie erſuche, von den beifolgenden Probetituln denjenigen zu wälen, den Sie für den beſten halten, und diſen mir zurükzuſenden.

Zwiſchen A und B ſchwankt meine Wahl.

Eiligſt gehorſamer Cotta.

An Pfeffel ſchreibe ich morgen.

---

24. Schiller an Cotta.

Jena den 6. Dec. 94. 10 Dec / and

Hier folgen die Erzählungen von Göthen, die für das Erſte Stück der Horen beſtimmt ſind.[1] Da ich nicht gut beſtimmen kann, wieviel Platz die 3 Artikel einnehmen werden, ſo werde ich Ihnen zur Fürſorge noch einen Vierten Aufſatz von Fichte ſchicken, der jezt eben in Ordnung gebracht und heut über 8 Tage nachfolgen wird. Er wird gegen 1 Bogen, nach meiner Schätzung betragen. Sollte er mehr Platz einnehmen, als zu Ausfüllung des Siebenten Bogens erfodert wird, ſo werden Sie einige Blätter zugeben müſſen.

Das Avertiſſement nehme ich heute vor und hoffe, daß es von heut über 8 Tagen abgedruckt ſeyn ſoll. Die Litt.Zeitung wird ein eigenes Intelligenzblatt[2] dazu beſtimmen, und Ihnen dann in Rechnung bringen.

---

[1] Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten I, 69–78.

[2] Die Ankündigung erſchien, wie ſchon S. 18 erwähnt, in Nr. 160 des Intellig.Bl. der Allg. L.Z. vom 10. Dez. 1794.

Die Aushängebogen bitte ich mir jedesmal doppelt zu ſchicken, indem einer an den Recenſenten abgegeben werden muß, damit dieſer einſtweilen über die Recenſion nachdenken kann. Sollte bey Abgang des erſten Aushängebogens ſchon eine Probe von dem Umſchlag fertig ſeyn, ſo ſeyen Sie ſo gut, mir eine ſolche beyzulegen, weil Göthe ſehr neugierig darauf iſt.

Den Preiß des Journals will ich auf 6 Thlr. 8 ggr. Sächſ. anſetzen, wie Sie wünſchen. Ich werde überhaupt auch in Ihrem Nahmen eine beſondere Anzeige beyfügen, worinn alles was das Aeußre des Buchs betrifft, berührt werden ſoll.[1]

Mit Thümmel habe ich keine Bekanntſchaft. Ich weiß aber von Göſchen, daß er ein höchſt träger und unzuverläßiger Schriftſteller iſt, und ſeine Verleger Jahre lang auf Manuſcript warten läßt. Indeſſen könnten Sie es ja mit ihm probieren. Ich dächte, Sie ließen einen Jahrgang der Flora binden, machten ihm ein Präſent damit und lüden ihn förmlich ein. Warten Sie aber noch einige Wochen oder Monate, weil unterdeſſen Ihre Handlung durch die Horen in Sachſen mehr bekannt werden wird. Auch hat Göſchen ehmals gegen mich merken laſſen, daß Thümmel deſperat hohe Foderungen mache. Seine Arbeit, däucht mir übrigens, iſt ſo vieler Anſtalten nicht werth.[2]

Die Poſt geht. Dieſer Brief iſt Freitags den 6. Dec. abgeſchickt worden.

Der Ihrige

Schiller.

25. Schiller an Cotta

Jena den 9. Dec. abgegangen. 17 Dez
10 Dez

Hier folgt ein Brief von Archenholz, der Sie vielleicht veranlaßt, ſich beym Vertrieb der Horen ſeines Raths und ſeiner Connexionen zu bedienen. Vielleicht geht es an, daß Sie ihm gegen gewiſſe pro Cente eine Anzahl Exemplars en gros überlaſſen können.

Das Paquet mit 360 fl. nebſt Flora und Franklin habe richtig vorigen Sonnabend erhalten, und danke Ihnen verbindlichſt für Ihre Gefälligkeit. Anbey folgt ein Schein über das Geld.

Unter den Titeln, die ich heute, als Montag, erhalten, gefällt mir der erſte auch am beſten. Nur iſt mein Rath, daß Sie zu der zweyten Zeile:

Jahrgang 1795

---

[1] Die beſondere, von Schiller verfaßte „J. G. Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen" unterzeichnete Anzeige über die Ausſtattung und den Preis der Horen und die Subſcriptionsbedingungen folgt hinter der Ankündigung im Int.Bl. der A. L. Ztg. Wieder abgedruckt iſt ſie in SS. X, 271, 6–22.

[2] Laut Schillers Brief an Körner vom 12. Juni 1794 ſollte Thümmel auch zur Theilnahme an den Horen eingeladen werden; deßgleichen findet ſich ſein Name in Schillers Brief an Herder vom 4. Juli mit denen von Kant, Klopſtock, Jacobi, v. Schlieſſen, v. Salis und Gotter als ſolchen, von denen man ſehr wahrſcheinliche Hoffnung habe, ſie würden die Horen mit Beiträgen beehren. Indeſſen iſt Thümmel in der gedruckten Ankündigung vom 10. Dez. 1794 nicht als Mitarbeiter an den Horen aufgeführt.

die Schrift vom vor. C nehmen, und daß die dritte Zeile:

Erſtes Stück

gleichfalls mit größerer Schrift gedruckt werde, weil die gegenwärtige zu unproportioniert klein iſt. Sie können dieſelbe Lettern dazu nehmen, womit das: Jahrgang im nr. A gedruckt iſt. Alsdann ſchlüge ich noch vor, den ganzen Titel überhaupt etwas mehr gegen die Mitte zu rücken, daß zwiſchen dem Titel und der Anzeige des DruckOrts kein zu großer Zwiſchenraum entſteht. Der letzte könnte daher auch um einige Zeilen heraufgerückt werden.

Das neulich überſandte Manuſcript haben Sie nun hoffentlich in Händen. In 4 Tagen folgt der Reſt. Heute kommt die Ankündigung der Horen in die Druckerey.

Ich erwarte mit großer Neugierde die erſten Bogen. Leben Sie recht wohl.

Sch.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Dreyhundert und Sechzig Gulden Honorar für die Horen ſind an Endes Unterſchriebenen von Herrn J. G. Cotta Vorſchuß-Weiſe ausbezahlt worden welches hiedurch beſcheinige.

Jena den 7. Dec. 1794.

F. Schiller.

26. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 11. Dec. 1794.)

Euer Wolgeboren erhalten hiebei den erſten AushängeBogen, der zweite wird den nächſten Poſttag nachfolgen, und der dritte, wenn anderſt Morgen Manuſcript dazu einlauft, denn das eingeſandte hat nicht zu 3 Bogen zugereicht. Ich hoffe, Sie ſeyen mit allem zufrieden.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung Dero gehorſamſter Diener

Cotta.

Fichte an Schiller.

[Jena, 10. Dez. 1794.][1]

Ich überſende Ihnen hier, mein theuerſter Freund, was ich noch habe aufdringen können.[2]

Zum Korrigiren bin ich gar nicht gemacht, ſondern lediglich zum Umarbeiten. Dazu war die Zeit zu kurz, ich habe daher aus zwei Vorleſungen über dieſen Gegenſtand bloß ausgezogen, wie das ſkeletartige Ausſehen des Aufſatzes Ihnen gar wohl verrathen wird.

---

[1] Das Datum, das dem Brief fehlt, iſt dem unten mitgetheilten Schreiben Fichte's an Cotta, dem Beiſchluß des Schiller'ſchen Briefes vom 11. Dez., entnommen.

[2] Dem Aufſatz: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit.“ Horen I, 79–93.

Es thut mir leid über einen Gegenſtand, der immer, und beſonders jezt, bei der offenbaren Falſchheit und Unlauterkeit faſt aller unſrer geprieſnen Philoſophen, ein Wort zu ſeiner Zeit wäre, ſo kurz wegeilen zu müſſen; faſt nur einen Tiſch-Zettel geben zu können, Statt eines geſunden Gerichts. Vielleicht aber komme ich einmal wieder auf dieſen Punkt zu reden.

Etwas länger iſt der Aufſaz freilich geworden, als Sie wünſchten. Es war aber nicht zu ändern. Nach meiner Rechnung wird er etwas über einen Bogen betragen.

Haben Sie doch die Güte beiliegendes Herrn Cotta mit zu überſenden, und, wenn Sie wollen, die Idee mit zu unterſtützen. Der Verfaſſer iſt Profeſſor Ilgen[1], von welchem ich allerdings etwas Gutes erwarte; und welcher redlichgeſinnte Mann der Unterſtützung durch ein gutes Honorar allerdings höchſtwürdig, und bedürftig iſt. (Das leztere unter uns.)

Ganz der Ihrige F.

27. Schiller an Cotta.

Jena den 12. D. abgeſchickt. 21. Dez. / 23. Dez.

Hier erhalten Sie den 4ten Aufſatz für das erſte Stück der Horen.[2] Sollte kein Platz mehr dafür ſeyn, ſo können Sie mir ihn zurückſenden, weil Fichte vielleicht noch Aenderungen damit trifft. Anbey folgt auch das Avertiſſement, welches Sie in gr. 8. können abdrucken und vornen an die Horen hinter den Titel binden laſſen, weil man doch vielleicht wünſcht, es aufzubewahren. An die Hamburgiſche und Be[r]liniſche politiſche Zeitung will ich einen Auszug ſenden[3], und für die Frankfurther Zeitung will ich Ihnen einen ſolchen . . . .[4] folgen laſſen. Auf dieſe Art hoffe ich ſoll es ziemlich zerſtreut werden. Außer den 2½ 1000 Exemplaren, die für die Litt.Zeitg. abgedruckt werden, laſſe ich noch 500 Exempl. nachſchießen, die ich durch PrivatBriefe und gute Freunde verſenden will. Sorgen Sie nur für die Bekanntmachung der Anzeige in Schwaben, der Schweiz, Bayern, Oeſterreich, Franken und am Rhein. Für die übrigen Provinzen will ich ſorgen.

---

[1] Karl David Ilgen, geb. 26. Febr. 1763 zu Burgholzhauſen a. d. Unſtrut, der eben als Profeſſor der orient. Sprachen an Eichhorns Stelle nach Jena berufen worden war. Er gab, dem von Fichte (S. 40) entwickelten Plan entſprechend, ſpäter „die Urkunden des Jeruſ. Tempelarchivs 1. Thl., oder die Urkunden des erſten Buches Moſis in ihrer Urgeſtalt“ (Halle, 1798) heraus, wie er 1789 das freimüthige Buch Natura atque virtutes Iobi, ... carminis hebraici (Leipzig, bei Fleiſcher) geſchrieben hatte. Da er für ſeine Vorleſungen keine Zuhörer fand, wandte er, der ſchon 1788 eine Abhandlung über den tragiſchen Chor der Griechen geſchrieben hatte, ſich den klaſſiſchen Schriftſtellern zu. Scheint aber auch hier nicht glücklicher geweſen zu ſein, denn Schiller ſchreibt am 9. Nov. 1795 an W. v. Humboldt: Ilgen habe ihm verſichert, daß ſich nur ſechs Zuhörer zu ſeinem Homer gemeldet (Jonas IV, 307). Im Jahr 1802 kam er an die Landesſchule Pforta, wurde nach den Freiheitskriegen Mitglied des Magdeburger Conſiſtoriums und ſtarb am 17. Sept. 1834 in Berlin, wenige Jahre, nachdem er ſeine Entlaſſung genommen hatte. Caroline Schlegel nennt ihn den „braven, gelehrten und langweiligen Ilgen“ (Waitz II, 183).

[2] Fichte's oben erwähnter Aufſatz.

[3] Der Auszug ſteht in Nr. 207 der „Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgiſchen unpartheiiſchen Correſpondenten“ vom 27. Dez. 1794, wieder abgedruckt in SS. X, 678.

[4] Das Papier iſt an dieſer Stelle zerſtört.

Das vorliegende Billet von Fichten empfehle ich Ihnen.

Meinen letzten Brief mit dem zurückfolgenden TitelBlatt der Horen haben Sie hoffentlich erhalten. Werde ich die bisherige Adreſſe an das Poſtamt fort behalten können? Mir däucht doch, daß die Briefe nicht prompter gehen als vorher, da Ihr letzter Brief 9 Tage unterwegs geblieben iſt.

Leben Sie wohl.

Sch.

Fichte an Cotta (mit einer Beiſchrift Schillers).

16. Dez.
21. Dez.

P. P.

Es arbeitet ein durch Schriften in dieſem Fache rühmlichſt bekannter Gelehrter[1] an einer Schrift, die etwa unter dem Titel „Urkunden der Vorwelt, Hebräiſche Urkunden“ oder dgl. erſcheinen wird. Seine Idee iſt folgende: die hiſtoriſchen Schriften des A. T. ſind aus zu ganz verſchiedenen Zeiten verfaßten Schriften (Traditionen, Volksliedern u. dgl.) compilirt. dieſe verſchiedenen Stücke laſſen ſich durch Sprache, Denkart u. ſ. f. noch jezt unterſcheiden: die älteſten ſind immer die einfachſten, die neuern, und die noch neuern, u. ſ. f. die oft bei einer und eben derſelben Erzählung von gar verſchiedenen Altern vorkommen, ſezen wunderbares und immer wunderbareres hinzu.

Dieſe Idee will er durch die Bibel (vor der Hand durch die Bücher Moſis, Joſua rc.) verfolgen; eine möglichſt wörtliche, doch aber verſtändliche Ueberſezung der verſchiedenen Urkunden, mit ſeinen Bemerkungen darüber vermiſcht, liefern, in teutſcher Sprache, alſo als Leſebuch. (Beweiſe aus der Grundſprache für Gelehrte werden in den Noten kurz geführt.)

Da noch immer ein großer Theil des Publikums ſich für dergleichen Gegenſtände intereſſirt, theils weil ſie mit dem Religiöſen Glauben deſſelben zuſammenhängen, theils weil die Geſchichte der Vorwelt an ſich etwas ſehr intereſſantes iſt, da ich den Verfaſſer ferner als einen Mann von viel Einbildungskraft und Popularität kenne: ſo iſt zu hoffen, daß dies ein vom großen Publikum geſuchtes Leſebuch geben werde. Da ferner die orientaliſche Gelehrſamkeit des Verfaſſers anerkannt iſt, ſo läßt ſich erwarten, daß es zugleich ein wichtiges Buch für den eigentlichen Gelehrten und Sprachforſcher werden werde.

Es [iſt] mir aufgetragen, für einen Verleger zu ſorgen, und ich habe ſogleich an Sie gedacht, mein Herr Cotta. Ich bitte Sie daher mir ſobald, als möglich Ihre Gedanken und Vorſchläge darüber zu eröfnen, der ich mit vollkommener Hochachtung bin

Ihr ergebenſter Diener

Jena, d. 16. December 1794. Fichte.

Jenes Zeugniß, das Hr. Fichte dem erwähnten Verfaſſer und ſeinen Arbeiten giebt, kann ich gleichfalls beſtätigen, und ich ſollte denken, daß die Schrift, wovon die Rede iſt, nicht bloß dem Orientaliſten ſondern auch dem Geſchichtsforſcher, dem an der richtigen Zerlegung und Ordnung der moſaiſchen Urkunden ſehr viel liegen muß, ein angenehmes Geſchenk ſeyn werde. Von dem Verfaſſer, der auch mit den griechiſchen Claſſikern vortreflich bekannt iſt, läßt ſich ein nicht bloß populärer, ſondern auch belebter und angenehmer Vortrag erwarten.

Schiller.

28. Cotta an Schiller.

Tübingen, 14. Dec. 94.

Euer Wolgeboren geehrtes v. 6. h. habe ich heute erhalten und das beigefügte Manuſcript ſogleich in die Drukerei gegeben. — Da der Reſt zu dieſem Heft erſt in 8 Tagen eintrift, mithin den 22. h. ſo können wir auch mit aller Anſtrengung erſt mit dem lezten diſes Monats fertig werden und mithin vor der Mitte Jannars nicht wol Exemplarien nach Leipzig bringen. Im Ganzen hat diß aber nichts zu bedeuten, ſolte es auch erſt Ende des Jannars fertig werden können, denn die meiſten Monatsſchriften werden erſt am Ende des Monats ausgegeben. Wir werden übrigens das Möglichſte thun.

In der Anlage folgt der erſte AushängeBogen noch einmal und der 2te doppelt. Der Umſchlag trift erſt in 8 Tagen ein, er wurde ſogleich nach Ihrer Genemigung beſtellt, kan aber nicht früher fertig werden.

Wenn der Reſt des Manuſcripts zum erſten Heft abgegangen iſt, ſo befördern Sie doch gef. das Manuſcript zum 2ten Heft ſo ſchleunig als möglich — damit wir in der Drukerei nicht aufgehalten werden.

Künftig bitte ich Ihre Briefe und Pakete nur in einen verſiegelten, aber unaddreſſirten UmſchlagBogen zu paken, und alsdann erſt unter einem Couvert mit der Addreſſe an löbl. PoſtAmtsZeitungsExpedition in Stuttgart — abzuſenden —, ich muß gewiſſer Gründe wegen diſe Abänderung treffen.

Auf das Avertiſſement bin ich ſehr begierig. Das Geld und den Dezember der Flora werden Sie indeſſen erhalten haben. Haben Sie doch die Güte, diſe ſo wie es Ihnen möglich iſt, zu recenſieren: es ligt mir gar zuviel daran.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dero gehorſamer Diener

Cotta.

Um baldige Abgabe der Beilage an die Expedition der P. Z. bitte ich dringend.

29. Cotta an Schiller.

Tübingen, 18. Dec. 1794.

Euer Wolgeboren geehrtes v. 9. h., das geſtern bei uns einlief, habe ich mit dem abgeänderten Titel, der ſogleich in die Drukerei zur Nachfolge übergeben wurde, nebſt der Quittung und Brief von Archenholz erhalten. Ich ſende dieſen hiebei zurük mit der Bitte, ihn für die Bekanntmachung der Horen zu intereſſiren; ich ſchreibe ihm in gleicher Abſicht und darf, wenn Sie diß unterſtüzen, auf die Erfüllung meines Wunſches zälen.

Hiebei der dritte AushängeBogen — ich hoffe, daß alles Ihrem Verlangen entſpricht.

Auf die Ankündigung bin ich ſehr begierig. — Sie ſenden mir doch gleich einige Exemplarien.

Ihre Briefe ꝛc. haben uns äuſſerſt intereſſirt — ſchade, daß ſie abgebrochen ſind —

Wenn bis Sonntag meiner Erwartung nach das Manuſkript vollends eintrift, ſo können wir mit dem Druke Ende diſes Monats fertig werden, bis aber alles brochirt ꝛc. iſt, wird ſich die Spedition bis in die Mitte des künftigen Monats verziehen. Ich habe noch eine groſſe Verlegenheit zu bekämpfen, der Papiermacher hat mir wegen der ſchnell eingefallenen Kälte den nöthigen Papier Vorrat gegen ſein Verſprechen nicht geliefert, ich habe aber auf alle mögliche Art für ſchleunige Hülfe geſorgt.

Die Recenſion der Flora, an der mir, wie Sie ſich vorſtellen können, äuſſerſt viel ligt, empfele ich Ihnen aufs dringendſte — ich hoffe dieſe groſſe Gefälligkeit von Ihrer Güte.

Mit unwandelbarer Hochachtung Dero gehorſamer Diener

Cotta.

Schiken Sie doch gef. von dem Avertiſſement ſogleich 1 Ex. an Archenholz.

30. Schiller an Cotta.

Jena den 22. Dec. 94. 24. Dez. erh.

Heute habe ich Ihre beyden Briefe mit den Aushängebogen der Horen zugleich erhalten und kann nicht anders ſagen, als daß ich für mein Theil ſehr wohl damit zufrieden bin. Die Schrift nimmt ſich ſehr gut aus, und giebt dem Ganzen ein ſehr ſolides und ſchickliches Anſehen. Das Papier iſt auch ſehr gut, und alles ſtimmt recht brav zuſammen. Aber der enge Druck verſchlingt viel Manuſcript, und daß ſtatt 30 Zeilen 32 auf die Seite gehen macht in einem ganzen Stücke ſchon eine ſehr beträchtliche Veränderung. Es zeigt ſich ſolches gleich in dieſem erſten Stücke, zu deſſen Ausfüllung meiner Ausrechnung nach die 4 Aufſätze völlig hinreichen ſollten und hingereicht hätten, wenn nicht auf jede Seite 2 Zeilen mehr gekommen wären, welches in 7 Bogen ſchon 7 Seiten ausmacht. Gerade um ſoviel wird es nun an Manuſcript fehlen; doch kann dieſes durch den Abdruck des Avertiſſement wieder ins Gleiche gebracht werden. Ich bin nun neugierig, wie Göthe den engen Druck aufnehmen wird, denn von ſeinem Roman, der jetzt gedruckt wird,[1] gehen gerade 2 Bogen auf Einen Bogen der Horen, und ſo konnte er im Honorar etwas zu kurz kommen. Nur um Göthen iſt mirs eigentlich, denn was mich betrifft, ſo iſt mir der engere Druck ſogar lieb, und ich bin vollkommen zufrieden. Die übrigen Mitarbeiter ſind es ohnehin.

---

[1] Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Erſter Band. Berlin. Bey J. F. Unger. 1795.

Damit wir aber bey Göthen, der eins unſerer wichtigſten und zugleich thätigſten Mitglieder iſt, nicht von einem andern überboten werden, ſo wollte ich Ihnen rathen, die verſifizierten[1] Beyträge, welches ſehr wohl angeht künftig weiter auseinander ſetzen zu laſſen, daß 4 Zeilen weniger auf eine Seite kommen. Sie nehmen ſich auf dieſe Art auch etwas beſſer aus: mein Vorſchlag iſt ganz uneigennützig, denn ich werde ſchwerlich Verſe in die Horen geben, weil die wenigen, die ich etwa mache, für den MuſenAlmanach[2] beſtimmt ſind. Was ſeine proſaiſchen Aufſätze anbetrifft, ſo würde es eine ſehr gute Wirkung thun, wenn Sie ihm beym Abſchluß der Rechnung nach der OſterMeſſe von freyen Stücken etwas zu dem ausgemachten Honorar zulegten. Sie legten ihm dadurch eine Verbindlichkeit auf, die Sie nicht viel koſtete, weil doch verſchiedene Aufſätze kommen werden, die Sie nicht 6 Ldors p. Bogen koſten. Dieß iſt, wie geſagt, bloß bey Göthen nöthig, der zwar nicht eigennützig iſt, aber doch erwartet, daß er bey den Horen beſſer als ſonſt irgendwo bezahlt wird. Wenn es ihm aber nicht auffallen ſollte, ſo können Sie dieſe Ausgabe ſich erſparen. Ich will Ihnen alſo davon Nachricht geben, was er ſchreibt.[3]

Hier folgt das Concluſum der Litt. Zeit. Societät, in Rückſicht auf künftige Recenſion der Horen,[4] womit Sie, wie ich hoffe, zufrieden ſeyn werden. Wir können Ihnen dabey noch die Erſparniß machen, daß wir die wir im Ausſchuß der Horen ſind, kein Honorar für die Recenſion der Horen nehmen, wodurch etwas beträchtliches wieder von den 20 Rthlrn. abgeht, die für jedes Zeitungs Blatt angeſetzt ſind.

Neues Manuſcript zum 2ten Stück der Horen wird in 10 oder 12 Tagen abgehen. Ich verſpreche Ihnen, daß das Ende des zweyten Stückes von heut über 3 Wochen in Ihren Händen ſeyn ſoll.

Ich lege Ihnen hier ein Manuſcript von einem ſehr geſchickten Schriftſteller bey, der auch künftig für die Horen zu brauchen ſeyn dürfte.[5] Wenn Sie es den Bogen zu 1 Carolin, für die Flora brauchen können, ſo behalten Sie es. Wo nicht, ſo ſenden Sie es mir mit umgehender Poſt zurück. Geſchrieben iſt es ſehr gut. Nur die Materie könnte vielleicht für das ſchöne Geſchlecht zu materiell ſeyn. Die Flora will ich recenſieren, und Ihnen bald etwas dazu ſchicken. Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

[1] Schiller hatte erſt geſchrieben „ſeine poetiſchen".

[2] Den Michaelisſchen, für 1796.

[3] Goethes Bemerkungen über die Ausſtattung finden ſich in ſeinem Brief an Sch. vom 28. Dez. Ueber den engern Druck äußerte er ſich nicht, obwohl ihn Schiller darauf aufmerkſam gemacht hatte.

[4] Statt monatlich, vierteljährlich eine Recenſion der Horen zu veröffentlichen, ſ. S. 26 Note 1.

[5] Der Name dieſes Schriftſtellers konnte nicht ermittelt werden.

31. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 22. Dec. 94.)

Nur mit 2 Worten benachrichtige ich E. Wolg. vom richtigen Empfang des Manuſcripts von Hrn. Profeſſor Fichte [1] und daß nach der Berechnung des Buchdrukers alles Manuſcript zuſammen nur 6 Bogen gibt — ich bitte alſo mit umgehender Poſt, ob ich mit diſen 6 Bogen und dem halben Bogen Titel und Anzeigen das erſte Heft ausgeben oder ob Sie mir noch Etwas zu diſem Heft ſenden wollen.

Vor der Mitte Januars kan nun alſo diß erſte Heft nicht ausgegeben werden.

Morgen den 1ten AushängeBogen und Antwort auf Ihr geehrtes. Mit bekanter Hochachtung Dero gehorſamer

J. F. Cotta.

32. Cotta an Schiller.

Tübingen, 23. Dec. 1794.

Euer Wolgeboren haben mein geſtriges nun erhalten, worinnen ich Ihnen meldete, daß alles eingeſandte Manuſcript nur 6 Bogen gibt; ich erwarte daher wenigſtens noch zu einem halben Bogen Manuſcript, damit doch das Heft mit Titel, Inhalt und Anzeigen 7 Bogen betragt. Diß kan ich vor dem 7. Januar nicht erhalten, und mithin wird das erſte Heft vor der Mitte Januar nicht verſchickt werden können; ich ſende es eben ſodann überall per PoſtWagen hin, wodurch es noch frühe genug ankommt. Hrn. Profeſſor Fichte antworte ich in der Anlage; es iſt mir bei den wirklichen Unternemungen nicht möglich, noch weitere zu machen, es wäre denn von Ihnen oder andern Diis minj. g. — ich könte unmöglich mit allen fertig werden: Bedenken Sie die Horen, Poſſelts Annalen, [2] Flora und 2 Calender [3] — auſſer den gewönlichen VerlagsArtikeln, es erfordert viele Zeit und ununterbrochene Arbeit, alles ſorgfältig auszufüren.

Das Avertiſſement werde ich in den angezeigten Gegenden beſtens bekannt machen, auch ſchreibe ich heute an Hrn. PoſtComiſſarius Berbera, der ſchon längſt auf eine Ankündigung wartet.

Die Addreſſe ans PoſtAmt Stuttgart, ſo wie ich ſie Ihnen lezthin angab, nemlich ein ganz weiſſes Couvert, und dann erſt eine Addreſſe darüber — an PoſtAmts ZeitungsExpedition in Stuttgart — iſt immerhin die beſte, ich erhalte die

---

[1] Für das 1. Horenſtück.

[2] Europäiſche Annalen von E. L. Poſſelt, ſeit 1795. Nach Poſſelts Tod 1804 wurden ſie von mehreren Verfaſſern (z. B. F. Stegmann) bis 1820 fortgeſetzt.

[3] „Taſchenkalender für Pferdeliebhaber, Reuter, Pferdezüchter, Pferdärzte und Vorgeſezte großer Marſtälle. Herausgegeben von F. W. F. Freiherrn Bouwinghauſen von Wallmerode, Herzogl. Wirtemb. Kammerherrn, Land-Ober-Stallmeiſter" ꝛc. Jahrg. 1792–1802; und „Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde" [der ſogen. Gartenkalender] Jahrg. 1795–1806.

Briefe beinahe 2 Tage früher als wenn Sie ſie direkt addreſſiren, wie diß der Fall mit Ihrem 2ten Brief vom 12. h. war.

Hiebei der 4te AushängBogen in duplo.

Vergeſſen Sie mich mit der Recenſion der Flora nicht, und verzeihen Sie mir die Wiederholung diſer Bitte. Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

Die AushängeBogen wurden vor Abgang der Poſt nicht fertig, alſo das nächſtemal.

33. Cotta an Schiller.

Tübingen, 31. Dec. 1794.

Euer Wolgeboren geehrtes vom 22 h. erhalte ich in dem Augenblick, da die Poſt gehet. Es freut mich, daß Sie mit dem Druk zufrieden ſind. Die 2 Linien weiter kamen nicht aus Eigennuz hinzu, ſondern wir glaubten, das Verhältniß erfordere es; wäre diß nicht geweſen, ſo hätten wir ganz in der Unſchuld, uns nach Genz Betrachtungen, die, wie Sie ſich erinnern werden, Anfänglich als Maasſtab zu Grund gelegt wurden, gerichtet und 34 Zeilen auf die Seite genommen; diſes hätte aber ein zu länglichtes Viereck gegeben, und wir lieſſen daher 2 Zeilen weg. 30 Zeilen hätten die Breite gegen die Länge nicht in ſchönes Verhältniß geſezt. Um aber doch nicht weiter als 30 Zeilen auf die Seite zu bringen, lieſſen wir die Zwiſchenräume zwiſchen den Abſäzen ſehr weit. Sie werden diß beſonders bei „Göthe's Unterredungen Emigrirter" bemerken. Diß alles iſt aber nur geſagt, um mich gegen den Schein des Eigennuzes zu rechtfertigen; denn mit Vergnügen wollen wir Göthe entſchädigen und weil es doch nicht wol angehen würde, in den folgenden Heften weniger Zeilen als in dem erſten zu machen, durch die Zwiſchenräume helfen.

Ich laſſe nun das erſte Heft beendigen, und warte nicht weiter auf Manuſcript: Der Einrichtung nach, die ich damit machen laſſe, werden 7 Bogen bis auf 2 Seiten voll.

Das Conclusum der Litt. Zeit. iſt uns vollkommen recht, freilich hätten wir eine monatliche Anzeige gerner geſehen, als die vierteljährige; doch wird durch die monatliche InhaltsAnzeige ſchon etwas gewonnen. Wenn fürs erſte nur die erſte Recenſion recht bald erſcheint!

Das Manuſcript für die Flora wäre recht gut, wenn es nur nicht zu materiell wäre, wie Sie ſchreiben; wir müſſen es aus diſem Grund zurükſenden; wenn Sie uns aber von diſem Schriftſteller etwas anders verſchaffen können, ſo würde es uns freuen.

Im Voraus unſern verbindlichſten Dank für Ihre Verſicherung die Flora zu recenſiren und uns bald einen Beitrag zu ſenden: Sie erweiſen uns dadurch die gröſte Gefälligkeit.

Wegen der Abrechnungen mit den Herren MitArbeitern an den Horen haben Sie die Güte, uns das honorarium eines jeden, und die Verfaſſer der Aufſäze zu melden, auch gütigſt anzuzeigen, ob die Abrechnung mit jedem MeßWeiſe, MonatWeiſe oder JahrWeiſe geſchehen ſolle; das leztere oder das erſtere wäre mir das liebſte, die monatliche Abrechnung hätte zu viele Beſchwerlichkeit. Was Sie betrift, ſo bitte ich ein für allemal immer gef. zu beſtimmen, wann und wie viel wir Ihnen ſenden ſollen und auch im erforderlichen Fall geradezu auf uns zu aſſigniren; die Abrechnung wollen wir ſodann jahrweiſe vornemen.

Aus Ihrem Schreiben ſehe ich, daß Sie einen MuſenAlmanach herausgeben; ich werde doch diſen auch im Verlag erhalten.

Nemen Sie unſre beſte Wünſche fürs künftige Jahr in daſſelbige hinüber. Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

34. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 5. Jan. 1795.)

Hiebei die AushängeBogen N. 5 — nebſt d. Januar Heft der Flora 95 — worinnen Ihr Brief abgedrukt iſt mit einer Antwort des Redakteurs, mit der Euer Wohlgeboren zufrieden ſeyn werden.[1]

In 10 Tagen werde ich Ihnen nun das erſte Heft der Horen überſenden können.

Erhören Sie meine Bitte die Flora zu recenſiren recht bald. Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

35. Schiller an Cotta.

Jena den 9. Januar 95. 16. Jan.
19. Jan.

Die 8 erſten Bogen ſind nun in meinen Händen, und der Zeit nach wird wohl jezt das Ganze ſchon in den Händen des Buchbinders ſeyn. Ich habe vergeſſen zu erinnern, daß die Exemplare nicht beſchnitten werden; Sie werden ſolches aber wohl von ſelbſt unterlaſſen haben. Für dieſe erſte Lieferung ſenden Sie mir ein Duzend Exemplarien über die, welche ich gratis erhalte, noch auf Abrechnung zu, und zwar bald, weil ich ſie zu verſenden habe. Auch habe ich für Hofrath Schüz (außer dem Exemplar was er ohnehin erhält) noch eins in

---

[1] Die vom 15. Dezember datirte, Schillers Brief an die Flora (S. 25) angehängte Erwiderung des „Redakteurs" [illegible] das Verſprechen Schillers, ſelbſt an dieſer Zeitſchrift Antheil zu nehmen, als „das angenehmſte Neujahrsgeſchenk für alle Leſerinnen derſelben," ſucht nachzuweiſen, „daß über der äußern Form doch der innere Gehalt" nicht vernachläſſigt worden ſei, und bezeichnet als Beleg hiefür eine Anzahl in der Flora erſchienener Beiträge. Die Erwiderung ſchließt: „Aber wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich im künftigen Jahre den einer deutſchen [illegible] loben hören, was in der Flora für die Moral geleiſtet worden iſt, Sie recht oft meinen Leſerinnen werde nennen können."

Poſtpapier zu beſtellen, welches er bezahlt. Herr Profeſſor Klein[1] in Halle ſubſcribiert auch auf ein Exemplar. Beyde gelten für den ganzen Jahrgang und Sie können ſolche jedesmal im Einſchluß an mich ſchicken.

Ich höre noch von mehreren Beſtellungen, die ohne Zweifel auf der Poſt gemacht werden.

Was die Abänderung des Drucks betrift, ſo iſt dieſe bloß ſo zu verſtehen, daß 1) künftig alle Hexameter und Verſe von derſelben Länge ohne Unterſchied gebrochen werden. Dieß iſt vorzüglich der Symmetrie wegen nöthig, weil es einen üblen Eindruck aufs Auge macht, wenn ein Vers bald eine, bald zwey Zeilen einnimmt. Auf dieſer Einrichtung beſteht Göthe namentlich.[2] 2) Daß alle Anmerkungen, ſowohl, was die einzelnen Worte als was ganze Zeilen betrifft, durchſchoſſen werden, weil ſie ſich ſo beſſer leſen und auch ſchöner ins Auge fallen.

Das Honorar betreffend, ſo wird Göthe nach Erſcheinung des erſten Stücks ſeine Bedingungen machen.[3] Ihn müſſen wir ja feſt zu halten ſuchen, weil er viel in petto hat und auch überaus viel Eifer für die Horen zeigt. Ein Mann, wie Göthe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, iſt eine zu koſtbare Acquiſition, als daß man ihn nicht, um welchen Preiß es auch ſey, erkaufen ſollte.

Was die jedesmaligen Honorars für die andern, und die Zahlungstermine betrift, ſo iſt meine Meinung, daß die letztern Meßweiſe geſchehen. Jeder der von Ihnen bezahlt wird erhält von mir eine Aſſignation an Sie, worauf ſteht, wieviel an ihn bezahlt wird. Wohin es geſchickt wird, muß jeder einmal für allemal beſtimmen.

Was mich betrift, ſo erkenne ich Ihr gütiges Anerbieten mit verbindlichem Dank. Sie haben mir nie mehr als 6 alte Ldors für den Bogen zu bezahlen, wie wir ausgemacht haben, und 60 Ldors oder 300 Rthlr. Sächſ. für die Redaction. Verträgt es Ihr Beutel und ſind Sie mit dem Gang des Journals zufrieden, ſo können Sie zu der letztern Summe alsdann noch etwas zulegen. Aber ich werde es nie verlangen. Da ich meine äſthetiſchen Briefe nicht ganz in die Horen ſetze, ſo ſollen ſie in einigen Jahren beſonders und als ein vollſtändiges Ganze mit Eleganz gedruckt werden, und alsdann werden ſie namentlich an den Prinzen von Auguſtenburg gerichtet.[4] Dieſe Briefe, welche ſich über die ganze Kunſttheorie noch verbreiten werden, muß ich für das beſte erklären, was ich je gemacht habe und was ich überhaupt hervorbringen kann;[1] daß es das beſte iſt, was wir in dieſem Fache haben, iſt kein großer Ruhm. Dieſe Briefe nun, mit denen ich hoffe zur Unſterblichkeit zu gehen, ſollen Sie mir verlegen, wenn Sie Luſt dazu haben.

---

[1] Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft, ein Verwandter Nicolai's.

[2] In ſeinem Brief vom 13. Dez. thut Goethe wohl dieſes Ueberſtands Erwähnung, aber nicht als eines derartigen, daß er geändert werden müßte; eine andere briefliche Aeußerung liegt nicht vor, und eine perſönliche Begegnung fand erſt vom 11. Januar an, 2 Tage nach dem Datum unſres Briefs ſtatt.

[3] Sch&G. Nr. 35.

[4] Am 20. Januar 1795 ſchrieb Schiller bei Ueberſendung des 1. Horenſtücks an den Herzog von Auguſtenburg, der Wunſch, etwas Preiswürdiges hervorzubringen, habe ihn veranlaßt, den urſprünglich an den Herzog gerichteten, in Kopenhagen verunglückten Briefen über äſthetiſche Erziehung nicht nur eine ganz neue Geſtalt zu geben, ſondern auch den Plan derſelben zu einem größern Ganzen zu erweitern. Von dieſer neuen Ausführung habe er im 1. Stück einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urtheil der Kenner zu vernehmen, ehe er die letzte Hand an das Ganze lege. Vgl. die Veröffentlichung des Briefwechſels zwiſchen Schiller und dem Herzog durch Max Müller in Heft 7 der Deutſchen Rundſchau, April 1875, S. 50–57.

Den MuſenAlmanach konnte ich Ihnen nicht anbiethen, weil die **Entrepriſe** gar nicht mein Einfall ſondern ein Gedanke des Buchhändlers Michaelis in Neu-Strelitz war, dem ich alſo den Verlag überlaſſen mußte, ſobald ich mich zu dem Buche entſchloß.[2] Auch glaube ich würde ich Ihnen jetzt nicht gerne etwas, wobey Geld gewagt wird, anbiethen, weil Sie Sich gegenwärtig doch zu den Horen zuſammennehmen müſſen. Dieſer MuſenAlmanach iſt eine ziemlich theure Sache, weil man den Preiß des Buchs durchaus nicht erhöhen darf, und doch die Honorarien ſehr beträchtlich ſind. Es iſt berechnet, daß 1500 abgehen müſſen, ehe der Verleger Profit hat. Auch hat ihn der Verleger bloß gewünſcht, um etwas zu haben, womit er, da er jetzt erſt ſeinen Buchhandel anfängt, ſeinen Nahmen bekannt machen kann.

Da Sie, Ihrem letzten Briefe nach, den 5ten Aufſatz für dieß erſte Stück nicht brauchen, ſo laſſen Sie ihn ſolange ungedruckt liegen, biß Sie einen neuen Brief von mir erhalten. Ich hoffe daß der Verfaſſer noch das dritte Stück hinzuthun und ihn dadurch vollenden wird.[3] In künftiger Woche gewiß erhalten Sie Manuſcript zu dem IIten Stück. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir jetzt genau beſtimmen könnten, wie viel Zeit zum Drucken und Binden eines Stücks erfodert wird. Ich könnte mich dann pünktlich danach richten, und Ihnen vielleicht deſto eher das Manuſcript für ein ganzes Stück auf einmal ſenden. Wir wollen es immer ſo einrichten, daß am 20ſten jedes Monats die nach entlegenen Provinzen beſtimmten Exemplarien gebunden ſeyn können. Wann müßte alſo das ganze und complette Manuſcript in Ihren Händen ſeyn, um dieſen Zweck zu erreichen?

Das abgedruckte Manuſcript ſind Sie ſo gütig, jedesmal ſobald ein Stück fertig iſt, an mich zurückzuſchicken. Vergeſſen Sie nicht, bey dem nächſten größern Transport ſolches beyzulegen.[4]

---

[1] „Meine Briefe nach Dänemark erſcheinen ganz umgearbeitet in dieſem Journal. Du wirſt dich darüber freuen, denn ſie ſind das beſte, was ich in meinem Leben gemacht habe;" an Körner, [illegible] 1794.

[2] Im Sommer 1794 hatte Schiller ſich dem Buchhändler Joh. Chr. Dieterich in Göttingen an Stelle des am 8. Juni verſtorbenen Bürger als Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs angeboten — [illegible] da Dieterich wegen der Fortſetzung ſchon einen anderweitigen Vertrag abgeſchloſſen hatte. [illegible]

[3] Der im II. Stück S. [illegible] abgedruckte Aufſatz H. Meyers: „Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt" — das „dritte Stück" iſt hier beigefügt. Meyer hatte den Aufſatz mit einem (noch ungedruckten) Brief vom 22. Nov. an Schiller geſchickt und ihn um ſeine Meinung über die Einrichtung deſſelben erſucht, wozu eine mündliche Unterredung am beſten dienen würde, da „auf jeden Fall das Ding umgearbeitet werden" müſſe; er ſei mehr zu ſeiner eigenen Erinnerung als in anderer Abſicht geſchrieben und möge deßwegen [illegible] Stellen enthalten. Schiller unterzog den Aufſatz einer Bearbeitung, die ſich indeß nur auf das [illegible] beſchränkte, und ſandte ihn an Cotta ohne Meyers ſpezielle Erlaubniß, da der [illegible] drängte. [illegible] Nr. 8.

[4] Dieſe Rückſendung geſchah in Folge der Weiſung Goethe's vom 23. Dez.: „Laſſen Sie doch die Manuſcripte von Cotta zurückkommen; es iſt in manchem Betracht gut."

Was die Druckfehler betrifft, ſo habe ich deren ſehr wenige bemerkt. Dieſe wenigen müſſen aber, weil ſie nicht ohne Bedeutung ſind, im 2ten Stück angezeigt werden. Einer davon iſt ſehr wahrſcheinlich ein Schreibfehler, und ein anderer vielleicht auch. Der eine iſt auf der 2ten Seite des 1ſten Bogens, wo ſtatt glänzet glänzend ſteht.[1] Der andere iſt auf der erſten Seite des 2ten Bogens,[2] wo es ſtatt ausdrückte ausdruckte heißt. Weil ich Göthen, der in dieſem Punkt ſehr pointilleux iſt, gerne überzeugen möchte, daß der erſte Fehler auf Rechnung des Abſchreibers kommt, ſo ſenden Sie mir das Manuſcript der Epiſtel gleich im nächſten Brief. Was ich aber in Anſehung des Drucks noch zu erinnern habe, das iſt die Nachläſſigkeit des Setzers, die Zeilen nicht gerade genug zu ſetzen. Verſchiedene darunter ſind ganz krumm, und geben einen übeln Anblick. Seyen Sie ſo gut, ihm hierinn mehr Strenge zu empfehlen.

Was ich in Anſehung der Enge des Drucks bemerkte, das ſollte kein Vorwurf des Eigennutzes gegen Sie ſeyn, denn wir wiſſen hier alle recht gut, daß Sie dabey nichts gewinnen, ſondern bloß das Publikum. Wäre es bloß ein Vortheil für Sie, ſo würde ich es vielleicht nicht berührt haben, denn Ihr Vortheil liegt auch mir ſehr nahe. Meine Idee war bloß, nicht auf Unkoſten der Mitarbeiter genereux gegen das Publikum zu ſeyn.

Von dem Exemplar des Ferdiner,[3] welches Sie mir ſchickten fehlt der erſte Theil des 2ten Bandes. Wenn Sie mir bey Gelegenheit dieſen nachſenden wollen, und wo möglich auch die verlangten franzöſiſchen Werke.[4] An meinen Vater und an Herrn LegationsRath von Wolzogen meinen Schwager ſeyen Sie ſo gut ein Exemplar der Horen jedesmal zu ſchicken, und mir dieſe 2 Exemplare weniger nach Jena zu ſenden. Empfehlen Sie mich Herrn Zahn. Ganz der Ihrige

Schiller.

36. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 15. Jan. 1795.)

Euer Wohlgeboren erhalten in der Anlage

21 Horen 1^{s}. Poſtpapier — (16 für Sie, 3 für v. Göthe, v. Humboldt, Fichte, Meyer, Woltmann)

1 —, auf Schreibpapier für Sie

1 ditto — ditto für die Litt. Zeitg.

---

[1] In Goethes Elfter Epiſtel:

„Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte“

[2] Im 3. Stück der äſthetiſchen Briefe: „den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe ausdrückte.“ Die eben bezeichneten Druckfehler finden ſich übrigens nur in dem erſten Druck des 1. St., da Cotta laut Brief vom 24. Febr. 1795 eine neue Auflage deſſelben veranſtaltete, und in dieſer die angewieſenen Druckfehler verbeſſert ſind. In Nr. 10 des Intelligenzblatts der Allg. Literatur-Ztg. vom 7. Febr. S. 131 ſind in einer buchhändleriſchen Ankündigung vom Inhalt des 1. Horenſtücks auch die oben erwähnten Druckfehler nebſt 4 weiteren angezeigt.

[3] [illegible] [4] [illegible]

Ich bin ſehr begierig, wie Sie damit zufrieden ſind, wir taten das Aeuſſerſte: das Poſtpapier machte uns aber groſſe Verlegenheit — in ganz Frankfurt und Baſel, wohin wir deßwegen Expreſſen ſandten, fand ſich keines von der Gröſſe des Schreibpapiers — Wir müſſen daher wegen dieſer Exemplarien jedesmal die Form aus der Preſſe ausheben laſſen, um die nötige Veränderungen zu machen. Wenn ſie nur gewiß Ihren Beifall erhalten! Das Schreibpapier-Exemplar lege ich bei, damit Sie von dieſem die ganze äuſſere Einrichtung ſehen. Wir laſſen ſie nicht beſchneiden, weil es fürs Binden bequemer und dem Ganzen ein nicht ungefälliges air d'abondance gibt.

Den Beſtellungen nach, die bis jezo darauf eingegangen ſind, ſind die Erwartungen ſehr groß, und ich bin verſichert, wenn Sie ſich diſem Inſtitut einzig und allein widmeten, Sie würden viele Ihrer Plane in Erfüllung gehen ſehen. Aber eben deßwegen wünſchte ich, daß Sie jede andre Unternemung einſtweilen wenigſtens bei Seite legten; ich ſchmeichle mir, daß Sie glauben, dieſer Wunſch ſey nicht aus Eigennuz von meiner Seite geäuſſert; der Himmel weiß, daß ich aus der beſten Abſicht für Sie ihn hege, und daß es mich Ihretwegen kindiſch freuen würde, wenn ich alle Ihre Plane, die wir einſt bei der Cantſtader Fahrt entwarfen, durch die Ausfürung diſer Unternemung in Erfüllung gehen ſähete. Ich beſchwöre Sie deßwegen bei Allem, was Ihnen lieb iſt, diß fürs erſte als Ihr liebſtes Kind zu pflegen, es wird alsdann zuverläſſig Ihre Zärtlichkeit belohnen. Wenn Sie aber Ihre Kräfte auf mehrere Unternemungen verteilen, ſo bin ich für diſe beſorgt.

Glauben Sie nicht, daß Herr Hofrath Lichtenberg in Goettingen verdient, um Beiträge angeſprochen zu werden: er hat für gewiſſe Fächer ein ganz einziges Talent, ſie populär darzuſtellen.[1]

Pfeffel läßt ſich Ihnen empfelen,[2] er wird nächſtens einen Beitrag für die Horen ſenden.

Ich ſehe mit Sehnſucht einem Schreiben von Ihnen entgegen: da ich nun mit dem 2ten Heft den Druk beginnen muß.

Schreiben Sie mir doch bald, wie das 1^{te} Heft der Horen gefiel?

Mit unwandelbarer Hochachtung Euer Wolgeboren gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

Die Recenſionen der Flora

Ich weiß nicht, ob die verſchiedenen MitArbeiter Exemplarien erhalten. Für den Fall, daß es wäre, müßte ich mir die Addreſſen ausbitten. Mehr als Ein Exemplar möchte des Inſtituts wegen nicht rätlich ſeyn. Doch hangt diß ganz von Ihnen ab.

An Archenholz habe ich 1 Ex. nach Hamburg directe geſandt —

---

[1] Lichtenberg iſt in dem ſchon erwähnten Brief Schillers an Körner, III, 178 ebenfalls unter den Schriftſtellern genannt, die zur Teilnahme an den Horen eingeladen werden ſollten.

[2] Durch Brief aus Colmar, 6. Januar.

Es könte doch möglich ſeyn, daß Sie mehrere auf Schreibpapier, eben für einige MitArbeiter gebrauchten, weßwegen ich zu obiger Anzal noch beifüge

6 Horen 1° Schreibpapier

nebſt 3 Beiſchlüſſen an die daſigen Handlungen, die Sie ſchon ſo gütig ſind, abgeben zu laſſen

Schalten Sie eben mit dieſen 6en, als wenn bald der Fall der Theilung des Gewinns eintretten würde. Eiligſt ꝛc. Der Ihrige!

---

37 Schiller an Cotta

Jena den 16. Jenner 95. 26. Jan. eod.

Hier überſende ich Ihnen einſtweilen den Anfang des 2ten Stückes:[1] da mir die Zeit nicht erlaubt die Abſchrift der übrigen Aufſätze durchzuſehen, ſo laſſe ich dieſe auf den nächſten Poſttag abgehen. Geben Sie aber ja gleich nach Empfang des Manuſcripts an den Druck, daß wir mit dieſem Stück etwas zeitiger fertig werden. An Manuſcript ſoll es nicht fehlen, das iſt biß auf die Correctur der Abſchrift fertig.

Den Aufſatz: Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt,[2] den Sie noch in Händen haben, laſſen Sie unmittelbar nach dem hier folgenden abdrucken. Das Ende deſſelben kommt nächſten Poſttag nach. Wir erwarten nun alle begierig die erſte Lieferung.

Beykommender Brief veranlaßt Sie vielleicht an den PoſtVerwalter in Hannover zu ſchreiben. Ich melde ihm heute kürzlich, daß er ſich an Sie oder das Stuttg. PoſtAmt zu wenden habe.

Das Stück der Flora habe ich erhalten und danke Ihnen dafür. Dem Herrn Redacteur ſagen Sie viel verbindliches von mir, und verſichern ihn, daß ich mir Zeit werde zu verſchaffen ſuchen, ſeine Einladung anzunehmen.[3] Die Recenſion der Flora wird bald fertig ſeyn.

Ich bemerke unter den 5 Aushängebogen die ich jetzt von den Horen in Händen habe eine groſſe Ungleichheit des Papiers. Dieſes hoffe ich iſt Zufall, denn eine ſolche Ungleichheit würde uns das Publicum nicht verzeihen.

Senden Sie ſogleich nach Empfang dieſes Briefs dem Poſtverwalter in Hannover ein Exemplar von den Horen zu. Man muß ihn beym Wort nehmen, und ſeine Anerbietung nutzen. Leben Sie recht wohl Sch.

---

[1] Die Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

[2] Von H. Meyer. (S. 69, Note 5.)

[3] Vgl. S. 47, Note. Schiller hat trotzdem, wie ſchon erwähnt, nichts für die Flora geliefert, und auch er dürfte in vollem Maß für ſich in Anſpruch nehmen, was Goethe für ſich geltend machte, als er am 22. Aug. 1801 Cotta berichtete, daß er trotz ſeiner Zuſage nichts für den Damenkalender ausgearbeitet habe: „ich würde mit mehr Verlegenheit dieſes anzeigen, wenn nicht die Verſprechen der Autoren, ſowie die Schwüre der Liebhaber von den Göttern ſelbſt mit einiger Leichtigkeit behandelt würden.“

38. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 19. Jan. 95.)

Euer Wolgeboren geehrtes vom 9. h. erhalte ich heute, da vorgeſtern das Paket mit dem erſten Heft an Sie bereits abgegangen iſt. Es freut mich, daß wir das Beſchneiden unterlieſſen, da diß Ihrem Verlangen gemäs iſt.

Wenn den 20ſten jeden Monats das Monatsheft verſendet werden ſoll, ſo müßte ich das Manuſcript je in der lezten Woche des vorhergehenden Monats erhalten; es iſt mir aber lieber, wenn Sie nicht alles zuſammen kommen laſſen, ſondern ſo wie Sie können, etwas ſenden, ich kan dann mehr auf ſchönen Druk ſehen, im Notfall kan in 3½ Wochen alles fertig ſeyn.

Es iſt mir ſehr lieb, daß wir an dem **Drukfehler** in der Epiſtel nicht ſchuldig ſind, wie die Anlage beweißt. Was Sie von Drukfehlern im 2ten Heft anzeigen wollen, bemerken Sie gef. bei Ueberſendung des Manuſcripts.

An Ihren Hrn. Vater und Schwager habe ich die 2 Exemplare ſpediren laſſen, und ſende Ihnen alſo hiebei noch

10 — nach Verlangen zur Completirung des Duzends
1 — für Hrn. Prof. Klein in Halle
1 — für Hrn. Prof. Schuz.

Es iſt natürlich, daß man Goethe bezalen muß, was er verlangt; nach den Beſtellungen, die bereits eingeloffen ſind, glaube ich auch, daß dieſe Unternemung alles erlauben wird, aber eben deßwegen möchte ich Sie bitten und beſchweren, ſie als Ihr liebſtes Kind zu pflegen, wie ich Ihnen in meinem lezten ſchrieb. Durch Ihren, Goethe's und Fichte's Aufſaz bin ich ſo verwöhnt, daß es mir bang wird, etwas anderes zu leſen.

Daß Michaelis den Verlag vom MuſenAlmanach habe, ſchrib uns Haug — ich erklärte mir auch im Voraus die Sache ſo, wie Sie mir ſchriben, denn ich ſchmeichle mir nun für immer Ihr Verleger zu ſeyn. Aber wenn ich auch ſelbſt den MuſenAlmanach verlegte, ſo wäre mir doch ſeine Erſcheinung nicht lieb, und diß einzig und allein deßwegen, weil ich glaube für Ihr und mein Intereſſe den Wunſch hegen zu müſſen, daß auch die geringſte Ihrer Kräfte für die Horen verwendet, und der kleinſte Ihrer Aufſäze dieſen beſtimmt werden möchte. Ich hoffe, Sie glauben mir, daß an dieſem Wunſch kein bloſſer Eigennuz, ſondern vorzüglich das Intereſſe, das ich für Sie habe, mit den gröſten Anteil hat.

Ihre Bemerkungen wegen des Druks ſollen ſorgfältigſt beobachtet werden.

Die **Confeſſions** von Rouſſeau lege ich hier bei, ſowie Ferdiner 1^{r} Th. vom 3^{n} B. Die **Biblioth. de Campagne** habe ich aber noch nicht erhalten können.

Entſchuldigen Sie doch für immer meine Eilfertigkeit, ich bin aber gar zu ſehr mit Geſchäften überhäuft.

Vergeſſen Sie doch die Recenſionen und Beiträge zur Flora nicht.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

Da Ihnen an dem baldigen Empfang des Manuſcripts von Goethe's Epiſtel liegt, ſo laſſe ich dieſes **per BriefPoſt gehen**, das Uebrige Angezeigte folgt **per** PoſtWagen.

Sie haben doch **die Anzeige von den Horen** für Norddeutſchland beſorgt, **wie** Sie mir ſchrieben: **im ſüdlichen Theil habe ich** keine Koſten geſpart. **Wenn es** nur möglich wäre, daß das **erſte Heft** bald recenſirt würde, man könnte ja alsdann ſicher 3 Hefte für die 2te Recenſion zuſammen kommen laſſen.

Dürfte das Innere des **Umſchlags** nicht mit **Ankündigungen** überdrukt werden?

J. F. C.

39. Schiller an Cotta.

Jena den 19. Jenner 95. em. Jan eod.

Hiebey folgt der Reſt des II. Aufſatzes: Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt, und die Fortſetzung meiner Briefe. Sie erhalten nächſten Poſttag noch Manuſcript zu wenigſtens 16 **Blättern, nach dem Druck** der Horen gerechnet, alſo 4 biß 5 Blatt über 7 Bogen, welches aber durchaus nöthig iſt, um dem Publikum Wort zu halten, dem wir im 1ten Stück, **(das Avertiſſement auch zum Text** gerechnet) 5 Blätter zu wenig **gegeben haben.**

Beyliegender Brief iſt zu beantworten. **Auch bitte ich Sie, außer den 2** Exemplaren der Horen für meine Schwägerin und für meinen Vater noch **ein** drittes Exemplar (welches Sie **mir alſo weniger hieher ſchicken**) an Danedern künftig abzuliefern, dieß gilt für dieſen und alle künftigen Jahrgängen. **Was über 1** Dutzend Exemplarien **auf meinen Nahmen verſendet wird**, das **bringen Sie mir** alles in Rechnung.

Bey den künftigen Aufſätzen ſorgen Sie ja dafür, **daß alles, was Anmerkung** iſt, zwar mit Notenſchrift aber **weitauseinander gedruckt werde, weil der** Leſer ſonſt die Anmerkungen, an denen oft ſehr viel liegt, überſpringt.

AushängeBogen brauchen Sie mir künftig nicht zu ſchicken, aber Ein ganzes Exemplar, ſo früh es fertig iſt, ſenden Sie mir allemal mit der reitenden Poſt zu: wo **möglich das erſte das der Buchbinder fertig macht.**

Ich bin neugierig zu erfahren, ob auf PoſtAemtern ſchon mehrere Beſtellungen gemacht worden ſind. Laſſen Sie mich das gelegentlich wiſſen.

Sch.

40. Cotta an Schiller.

Tübingen, 20. Jan. 95.

Was mir das **Wichtigſte in Euer Wolgeboren geehrtem** v. 9. h. **war, vergaß ich** im Gewühl meiner vielen **Geſchäfte geſtern zu beantworten; Ihnen nemlich zu bezeugen**, mit welch' groſſem **Vergnügen ich Ihre Verſicherung**, die äſthetiſchen

Briefe von Ihnen verlegen zu dörfen, leſe und wie dankbar ich diſe Güte erkenne. Wenn die Zeit aber einmal herannahet, ſo bitte ich, es mir zuvor, wenigſtens ein halb Jahr, zu melden, denn ich möchte ſodann auch von der typographiſchen Schönheit das Möglichſte leiſten, und hiezu werden Vorbereitungen erfordert. Inzwiſchen laſſen Sie uns doch in den Horen davon genieſſen, was möglich iſt; ich kan es Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß, wenn Sie diſer Unternemung ſo abwarten, wie Sie können, ſie Sie reichlich belonen wird. Möchten Sie ſich doch hierinnen durch die Beſchwerlichkeit der Redaction nie ermüden laſſen! Ich möchte Ihnen diß täglich zurufen. Nemen Sie diſe ſorgliche Bitte und Rat immer mit Nachſicht auf; ſie kommt aus der beſten Quelle.

Wenn Ihr MuſenAlmanach fertig iſt, ſo haben Sie doch die Güte beſorgt zu ſeyn, daß ich bald ein Duzend davon bekomme, ich ſtehe mit Ihrem Verleger noch in keiner Verbindung.

den 22.

So eben erhalte ich beifolgende Fabel von Pfeffel für die Horen[1] — er ſchreibt: er würde ſich ſehr freuen, wenn er Ihnen dadurch einen Augenblik von den vergnügten Stunden zurukgeben könte, die ihm Ihre hiſtoriſchen Meiſterſtüke gewärt haben. Er arbeitet nun mit doppeltem Vergnügen an der Flora, weil Sie uns Beiträge darein verſprochen hatten! Vergeſſen Sie dieſe und die Recenſion doch nicht!

Die Beſtellungen auf die Horen ſind ſchon ſehr beträchtlich — und der Beifall, den das erſte Heft erhalten hatte, ſeinem Inhalt gemäs ungeteilt, deſto mehr empfele ich ſie Ihnen: Wenn einſt das Divide ſtatt hat, ſo muß das impera nachfolgen.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

---

[1] Pfeffels Brief iſt vom 15. Januar. Die Fabel iſt nicht bekannt, iſt auch von Schiller nicht in die Horen aufgenommen, da die im VII. St. veröffentlichte Erzählung von Pfeffel „Saladin und der Sklave" erſt am 13. Mai an Cotta und von dieſem am 21. an Schiller überſandt wurde. Unter dem 4. Febr. 95 läßt Pfeffel durch Cotta an Schiller melden, daß er ihm mit Vergnügen jedes Quartal des laufenden Jahres eine Fabel für die Horen durch Cotta zuſenden werde. Unter dem 16. Juli fragt Pfeffel bei Cotta an: „Hat Herr Schiller meine beiden Fabeln [die vom 15. Jan. u. 13. Mai] erhalten und davon einen andern oder gar keinen Gebrauch zu machen beſchloſſen? Ehe ich Antwort hierauf habe, finde ich es überflüſſig, den Rükſtand meines verſprochenen Beitrags zu liefern." Cotta ſcheint ihn beſchwichtigt zu haben, und da unterdeſſen das VII. H.St. den „Saladin" brachte, verſpricht Pfeffel unterm 2. u. 8. Sept. wieder neue Fabeln für die Horen und ſendet am 30. Sept. zwei: „Der Löwe und die Kuh," und „Der Fiſcher, der Aal und die Schlange," die ins I. Stück der Horen 1796 aufgenommen wurden. Die Fabel, welche Pfeffel am 15. Jan. 95 ſandte, iſt alſo wahrſcheinlich jene, welche im Muſ.Alm. 1796 erſchien: „Die zwei Verdammten." Eine Sendung von 4 weiteren (unbezeichneten) Fabeln für die Horen vom 6. Okt. 1795, auf die Pfeffel am 23. Okt. Bezug nimmt, wurde von Cotta am 25. Okt. an Schiller expediert, welcher davon nur eine einzige: „Der Gefangene" ins I. H.St. 1797, S. 102, aufnahm, ohne im Hauptverzeichniß Pfeffels Namen zu nennen. Eine zweite „Die Ameiſe" fand im Muſenalm. für 1798 Aufnahme. In jenem oben erwähnten Brief vom 15. Jan. berichtet Pfeffel noch, daß zwei Almanache, welche Cotta ihm durch einen Reiſenden geſandt, auf der Grenze „als auswärtige Kalender" weggenommen worden ſeien, und vermuthet, ſie ſeien „blos wegen der Namen der Heiligen, die hier zu Land keinen Cours mehr haben," confisziert worden.

Freiherr Franz Paul v. Herbert an Schiller.[1]

Klagenfurt, 23. Jener 1795.

Wie schmeichlhaft es mir war, durch sie selbst zu erfahren, daß ich ihrem Gedächtnüs nicht entfallen, können sie aus meiner Voreilligkeit ihnen zu antworten schliessen, denn ihre Avertisments sind noch auf Werbung aus. Unterdessen habe ich schon von 13 die Zusage und hoffe durch meinen Freind Vodobnick in Laubach wohl wenigstens noch 4 zu bekommen. Ich werde ihnen sodann unter einstens ihre Namen berichten. Sie würden gut thuen, mir noch mehrere Avertisments Exemplare zuzuschicken, ich würde vielleicht auch in Triest einige anbringen, wohin mich nächstens Handlungs Geschäfte bescheiden werden, der Zufall könnte mich auch nach Graz füren, wo ich mehrere bekannte jedoch keinen Corespondenten habe. Klagenfurt, Graz, Laubach, Triest die Pläze könnten alle mitls den hiesigen Postamt versehen werden, Insbruck und Wien aber wo ich auch Freinde habe müßten allenfals mitls dassigen Buchhändlern versorgt werden, sie würden nicht fellen, wenn sie sich an Ignaz v. Trer oder Hoffagent S[illegible]und v. Reiner in Wien wendeten denn beyde dürfen sie unter ihre lebhaftesten Verehrer zelen.

Wie werth mir der ihnen gemachte Auftrag ihrer Frau Gemallin war mich an sie zu erinern, kann sie daraus schliessen, daß da mein Freind Erhard und ich die Verdienste ihres Geschlechts erwegen, wir den ihrigen den ersten Rang zuerkannten, dieser Ausschlag war durch Erhard endlich so entschieden, denn ich fürchtete mich Rechenschaft darüber zu geben warum ich sie ihrer Frau Schwester v. Paliaviz[2] vorzog.

Wenn sie mir sagen, daß ihr Sprosse lebt und sich wohl befindet, so wird dieß die gröste Freide seyn, die sie mir machen können.

Vorderhand kann ich auf keine grose Reisse denken, denn der gegenwärtige Krieg hat meine Finanzen gar sehr geschmällert.

In Ansehung ihrer Journals machen mir neu beygetretene folgende Anstände, sie wollen nemlich den Prenumerations-Betrag vor einen halben Jahr nicht bezallen, denn sie sagen, wenn das Jounal halt doch verbotten würde, was würden sie für eine Schadloshaltung für ihre Auslogen haben, zweytens sollen sie sich mit den hiesigen Postamt abfinden um bestimmt den Preis zu wissen, Endlich wenn 10 Praenumeranten wären die den 11ten sanden so bekomme jeder ob dem gratis Journal sein Exemplar um $13\frac{1}{11}$ gr. wohlfeiller, nun können 14 oder 15 die also mehr als 10 sind nicht einen geringeren Vortheil haben, es fragt sich also was einer Zall Praenumeranten die über 10 oder 20 reicht für Vortheille zufliessen. Ich werde in 3 oder 4 Monaten in Leipzig eine Suma einzubringen haben, die für ihre nächſtige Foderung flecken konnte, iſt es ihnen anſtändig, ſo werde ich ihnen oder ihrer ordre die Erhebung vorbehalten.

---

[1] Franz Paul Frhr. v. Herbert, ein reicher Fabrikbesitzer aus Klagenfurt, der, Familienvater und im Alter von 40 Jahren, im Winter 1790 nach Jena gereist war, um bei seinem Landsmann Reinhold Kantische Philosophie zu studiren. Während seiner zweimonatlichen Anwesenheit in Jena bis zu seiner Abreise Anfang April 1791 lernte er die dortigen gelehrten Kreise kennen, namentlich befreundete er sich mit J. B. Erhard aus Nürnberg und Niethammer, die er später abwechselnd zu sich einlud und sie besuchte. Zu Beginn des Jahres 1793 begleitete er Baggesen und Fernow durch Oberitalien bis Bologna und gab Fernow ein Stipendium zum Aufenthalt in Rom. Er blieb immer in Verbindung mit seinen Freunden in Deutschland, namentlich mit Dr. Erhard, verfiel aber von 1795 an, theils aus Groll über die Mißregierung im eigenen Lande, theils aus Sorge über die Störungen, welche die Franzosenkriege seinem Fabrikbetrieb verursachten, einer düstern Melancholie, während ein körperliches Leiden die Kräfte seines Lebens verzehrte. Nach einem mehrjährigen Versuch, in der Schweiz gemeinschaftlich mit Pestalozzi sich der Menschenerziehung zu widmen, beschleunigte er, als er nirgends Heilung für sein qualvolles Leiden zu finden vermochte, seine Auflösung durch freiwilligen Tod zu Triest am 13. März 1811. Vgl. über ihn SchGB. II, 242. 271. und Varnhagens Denkwürdigkeiten des Arztes und Philosophen Erhard. Stuttgart 1830; sowie H. M. Richters Geistesströmungen. Berlin 1875. S. 307—316.

[2] Paulwitz

Ich bin mit unbegränzter Hochachtung ihr bereitwilliger Freund

Franz Paul Freyhr. v. Herbert

Ich beantworte ihren Brief 4 Tage nach Empfang deſſelben, ein Beweis daß dieſer eine ziemlich lange Contumaz hat ausſtehen müſſen, wie es mir mit allen Erhardiſchen Briefen geht.

J. B. Erhard an Schiller[1]

Nürnberg, d. 25. Jenner 1795.

Die Exemplare habe ich ſo gut als möglich verſtellt und 2 an Herbert und 2 an Prof. Vogel[2] geſchickt. Nun ſchicke ich Ihnen auch Ankündigungen und bitte, ſie theils v. H. Loder theils an wen Sie es für gut finden, zu geben.

Eine meiner Abhandlungen werde ich nächſtens ſchicken. Ich will ſie unter den Titel bringen: Beyträge zur Theorie der Geſezgebung.[3] In einer kurzen Einleitung beſtimme ich ihre Form und Gehalt näher, und zertheile dann das Ganze in ſchickliche Theile. Der erſte Theil handelt von der Gerechtigkeit in ſo ferne ſie das Princip einer Geſezgebung abgeben ſoll. Dieſen erhalten ſie nächſtens. Der 2te Theil wird den Unterſchied zwiſchen dem Erzieher und dem Geſezgeber in der Idee, und ihre nothwendige Verbindung in der Erfahrung betrachten. Der 3te die Principien zur Theorie der Geſezgebung aufſtellen, und ſo werde ich alle Theile der Geſezgebung nach Anleitung der Platoniſchen Republik durchgehen.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau. Ihr Freund

Erhard.

N. S. Wenn Sie Zeit haben leſen Sie meine Rec. über Bendavids[4] Verſ. über d. Vergnügen in Nieth. Journal, vorzüglich die Stelle wo ich Kant gegen Bendavid in Schuz nehme.

11. Cotta an Schiller

Tübingen, 23. Jan. 95.

Euer Wolgebornen bezeuge ich hiedurch den Empfang Ihres geehrten vom 16. h. mit dem beigefügten Manuſcript; ich laſſe ſogleich den Anfang in der Drukerei damit machen, und ich will es ſchon einrichten, daß dieſes Heft 8 Tage früher als das vorige und eben ſo das dritte Heft 8 Tage früher ausgegeben wird, und wir ſodann mit der Herausgabe im rechten Geleiſe ſind; ich halte dieſes FrüherAusgeben nachgerade für die Leſer zuträglicher, als wenn wir mit dieſem Heft ſogleich die 14 Tage einholen würden.

---

[1] Dr. med. Joh. Benj. Erhard, geb. 8. Febr. 1766 in Nürnberg als Sohn eines Scheibenziehermeiſters, Mitarbeiter an verſchiedenen Zeitſchriften, u. A. an Schillers Thalia und den Horen. Starb als preußiſcher Obermedizinalrath in Berlin am 28. Nov. 1827. Eine Charakteriſtik Schillers über ihn findet ſich in SchK. II, 269, wozu noch Varnhagens Denkwürdigkeiten des Arztes und Philoſophen Erhard, Stuttgart 1830, und die darin veröffentlichten Briefe Schillers an ihn zu vergleichen ſind.

[2] Paul Joachim Sigmund Vogel, Profeſſor der Theologie in Altdorf, früher Schulrector in Nürnberg. Er wurde in den Zeitungen als Mitarbeiter der Horen genannt (Körner an Schiller, 12. Jan. 1795), hat aber nie etwas für dieſelben geliefert.

[3] Sie erſchien unter dem Titel: „Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet" im VII. Horenſtück, 1795, S. 1–30. Die Fortſetzungen dazu gab Erhard, da er meinte, Schiller habe ſie für die Horen zu hoch, in Niethammers philoſophiſches Journal. Varnhagen a. a. O. S. 38, 410 f., 415.

[4] Vgl. Note zu Schillers Brief vom 9. Auguſt 1795.

An den PoſtVerwalter nach Hannover gebet ſogleich Ein Exemplar —

Die erſte Lieferung wird nun in Ihren Händen ſeyn und ich erwarte mit Begierde Ihr Urteil darüber.

Soweit ich bis jeze einen WahrſcheinlichkeitsCalcul über die Beſtellungen ziehen kan, ſo ſind wir nicht mehr ferne von einem Abſaz von Tauſend Exemplarien.

Ich ſage Ihnen im Voraus den wärmſten Dank für die Recenſion der Flora.

Mit den beſten Wünſchen für Ihre Geſundheit und mit unwandelbarer Hochachtung Ihr ꝛc.

J. F. Cotta.

---

12 Cotta an Schiller.

(Tübingen, 28. Jan. 1795.)

Euer Wohlgeboren geehrtes v. 19. h. mit dem beigelegten Manuſcript erhielt ich heute richtig. Das Herz lachte mir, als ich dabei die Fortſezung Ihrer Briefe ſahe, auf die ich mich äuſſerſt freue.

Sie wiſſen bereits aus meinem vorigen, daß der Abſaz von den Horen ſehr beträchtlich zu werden ſcheint; das PoſtAmt Stuttgart gebraucht bis jeze 80 Exemplare — Hr. OberPoſtCommiſſär Verberg 10.

An Hrn. Profeſſor Danecker habe ich 1 Ex. abgeſandt.

Künftig ſende ich alſo allemal ſtatt der AushängeBogen 1 Exemplar mit der reitenden Poſt.

Mit unwandelbarer Hochachtung Dero gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

---

13. Schiller an Cotta.

Jena den 30. Jan. 95. $\frac{3.\ \text{Febr.}}{6.\ \text{Febr.}}$

Die Horen nehmen ſich recht gut aus, und finden allgemeinen Beyfall. Daß die Poſtpapierexemplarien in kleinerm Format ſind, iſt freilich Schade, aber was nicht geändert werden kann, muß man ſich gefallen laſſen.

Auch hier herum iſt ſtarke Nachfrage nach den Horen. Ich weiſe aber alles nach Stuttgardt, was ſich an mich wendet. Gebe der Himmel, daß wir gleich im erſten Jahre über die erſten 2000 hinaus kommen. Für die Erhaltung des guten Willens will ich dann ſchon ſorgen.

Fürchten Sie nicht, daß ich durch NebenUnternehmungen den Horen Abbruch thun werde. Vom ganzen Jahre iſt alle meine Zeit biß etwa auf 6 Wochen Ihnen gewidmet. Dieſe 6 Wochen, in welchen höchſtens 2 oder 3 Gedichte zu Stande kommen, habe ich für den MuſenAlmanach beſtimmt. Den Horen entgeht dadurch kann 1 Bogen Arbeit von mir, und wenn ich rechne, daß ich durch dieſe kleine Aufopferung von Zeit eine fortlaufende poetiſche Schrift beleben und unterhalten kann, ſo iſt die Zeit nicht ſchlimm angewendet. Ohnehin wäre es nicht gut, wenn die Horen mehr Beyträge von mir erhielten, als ſie ohnehin bekommen werden, weil nicht bloß die Güte ſondern auch die Abwechslung der Aufſätze zur Aufnahme eines Journals dient. Seyen Sie alſo keinen Augenblick in Sorgen, daß ich unſern Horen auch nur im geringſten meine Aufmerkſamkeit entziehen werde. Es iſt eine EhrenSache von mir, die ich vor dem ganzen Publikum eingegangen bin, und ich werde gewiß meine Ehre löſen. Zugleich bin ich ganz und gar nicht gleichgültig gegen die Vortheile, die uns beyden dadurch zufließen ſollen, und es liegt mir ganz ernſtlich daran, einen guten Fiſchzug zu machen. An ſehr guten Mitarbeitern fehlt es uns nicht, wenn ich Göthen und mich hinwegrechne, die wir beyde zuſammen gewiß 40 Bogen liefern, und ich verſpreche Ihnen, daß im *ganzen Jahre* kein Aufſatz erſcheinen ſoll, der mit den weniger guten in dem 1ſten Stück nicht wenigſtens von gleichem Werthe wäre.

Die Recenſion des 1ſten Stücks iſt ſchon in der Druckerey, und hat den Hofrath Schütz ſelbſt zum Verfaſſer[1]. Nun müſſen Sie aber jeden Monat eine Anzeige des Inhalts in den Hamburger Correſpondenten, in die Frankfurter Zeitung und in den Reichs-Anzeiger (den der Rath Becker in Gotha herausgiebt) einrücken laſſen. Der Letztere, der auch das ganze Avertiſſement hat einrücken laſſen, fodert keine InſertionsGebühren ſondern ein Exemplar des Journals, davon ich ihm auch das 1ſte Stück ſchon zugeſandt habe.[2] In 2 Berliner Zeitungen und in der Bayreuther Zeitung iſt die Anzeige auch ſchon längſt erſchienen. Den Betrag aller dieſer Sachen will ich Ihnen mit Gelegenheit zuſenden. Sorgen Sie nun ja dafür, daß das 2te Stück bald folgt, denn je ſchneller ſich die erſten Lieferungen drängen, deſto ſtärkere Nachfrage entſteht.

Lichtenberg will ich mit nächſter Gelegenheit einladen.

Zur Ueberdruckung der innern Seite des Umſchlags ſtimme ich nicht; wenigſtens wollen wir es vor der Hand noch unterlaſſen, damit Leſer, die auf Nettigkeit ſehen, keinen Anſtoß daran nehmen.

Die Recenſion der Flora kommt dieſe Woche noch zu Stande. Ich mußte ſie einem andern auftragen, weil meine jetzigen Arbeiten mich ganz abſorbiren, aber ich ſehe ſie durch, ehe ſie abgegeben wird.

Ich danke Ihnen, daß Sie an meine Familie Exemplare haben abgeben laſſen.

Herrn Zahn erſuche ich in der 11ten Epiſtel auf der 2ten Seite unten, wo es heißt:

— — zu füllen, zu leeren

---

[1] An Goethe, 29. Jan.: „Endlich habe ich die merkwürdige Recenſion der Horen von Schütz im Manuſkript geleſen." Sie erſchien in Nr. 28 u. 29 der Litt.-Ztg. 1795 vom 31. Januar.

[2] Schillers Brief an Zach. Becker vom 21. Dez. 1794, worin er dieſem für die erſte Anzeige und die jedes künftig herauskommenden Stückes in einer ſeiner Zeitungen (Deutſche Ztg. und Reichs-Anz.) ein Horen-Ex. anbietet, iſt in Palleske's Leben Schillers 5. Aufl. II, 520 abgedruckt. Die erſte, Jena, im Dez. 1794 datirte und „Schiller" unterzeichnete Ankündigung ſteht im R.-Anz. Nr. 3 vom 5. Jan. 1795, Sp. 25–28.

anſtatt leeren ſchöpfen zu ſezen[1]. In dem Aufſaz über den GeſchlechtsUnterſchied[2] werden die beyden Citate von Blumenbach und Alex. von Humboldt weggelaſſen.[3] Vergeſſen Sie das ja nicht. Leben Sie wohl. Sch.

14. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 2. Febr. 1795.)

Euer Wolgeboren bezeuge ich den richtigen Empfang Dero geehrten mit dem Ende des Manuſcripts; ich werde Sorge tragen, daß alles in dieſes Heft eingerükt wird.

Hiebei das 1te Heft von Poſſelts Annalen[4], das Sie zu unſerm Angedenken gütig aufnemen werden: ich bin ſehr begierig, Ihr Urteil darüber zu hören. Wäre es möglich, ſo wolte ich bitten, eine Recenſion in der Litt.Z. zu beſorgen, wodurch Sie meine groſſe Verbindlichkeit gegen Sie ſehr vermeren würden.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc. J. F. Cotta.

15. Cotta an Schiller.

Tübingen, 9. Febr. 1795.

Es hat mich auſſerordentlich gefreut, aus Euer Wolgeboren geehrtem vom 30. Januar zu erſehen, daß Sie mit dem erſten Heft zufrieden waren — Wenn der Himmel meine Wünſche in Erfüllung bringt, ſo würden wir künftig alles leichter ins Reine bringen können. Hr. Profeſſor Abel hat mir lezthin die erfreuliche Nachricht gegeben, nach der ich groſſe Hofnungen habe, dieſen Wunſch realiſirt zu ſehen.

Das Angezeigte iſt von Zahn, der ſich empfielt, beſorgt.

Die Aufſäze, welche für das 2te Heft beſtimmt ſind, werden 9—9½ Bogen geben, ſoviel würden wir zwar gerne liefern, allein der Buchdruker kan es nicht erzwingen; wir werden daher wol Nr. 5 weglaſſen oder abbrechen müſſen — diß wäre nemlich der Aufſaz über den GeſchlechtsUnterſchied.

Ich weiß mich vor den Horen und Annalen kaum durchzuſchlagen. Eiligſt

J. F. Cotta.

Sollen wir Ihnen nicht wieder eine GeldSendung machen? Belieben Sie doch zu disponiren.

---

[1] „Unermüdet iſt ſie alsdann, zu füllen, zu ſchöpfen." H. II, S. 96.

[2] Von W. v. Humboldt. H. II, S. 99–132.

[3] Goethe an Schiller, 27. Jan. 95: „Da ich wünſchte, daß der Aufſaz des Herrn v. Humboldt, wie alle andere, in Zweifel wegen des Verfaſſers ließe, ſo wäre vielleicht gut, das Citat, wo der Bruder angeführt iſt, wegzulaſſen."

[4] Daſſelbe enthält: I. Rückblick auf das Jahr 1794. Einleitung. II. Inneres Frankreich. III. Geſchichte der fränkiſchen Generalität ſeit der Revolution, und deren dermaliger Etat. IV. Großbritannien. Eröfnung des Parlaments. V. Neuere Kriegsgeſchichte.

Ueber die im vorſtehenden Brief erwähnte Berufung Schillers nach Tübingen haben Keller (Beiträge, 1859, S. 54 und 55) und Goedeke im Schiller-Körnerſchen Briefw. die weſentlichſten Daten zuſammengeſtellt. Ich bin in der Lage, weitere Notizen aus einer handſchriftlichen Aufzeichnung Abels geben zu können, die ich der gütigen Mittheilung des Hrn. Merkel in Eßlingen verdanke. Daß Abel ſelbſt, welcher die Berufung vermittelte, ihr Verfaſſer iſt, geht ſowohl aus der völligen Uebereinſtimmung der Handſchrift mit ſeinem weiter unten abgedruckten Briefe an Schiller vom 6. März 1795 hervor, als auch aus dem Schriftſtück ſelbſt. Der Verfaſſer erzählt: „Bey einem mit dem verſtorbenen Staatsrath Baz, einem Jugendfreund Schillers, zu Mannheim gemachten Beſuch fanden wir Schiller am kalten Fieber krank.“ Nun war nach Schillers Brief an Henriette v. Wolzogen vom 11. November 1783 (Beziehungen, S. 439) **Abel** mit Baz am Tag vorher bei Schiller in Mannheim zu Beſuch. Abels Aufzeichnungen umfaſſen 5 Quartblätter und behandeln „I. Schillers Diſputation“; „II. Fiesko“; „III. Gefühl höherer Kraft unter drückenden Umſtänden“ und „IV. Schillers Berufung nach Tübingen.“ Der lezterwähnte Abſchnitt lautet vollſtändig:

„Schillers Berufung nach Tübingen.

„Schiller kam 1794 nach Tübingen, wo er bey dem damaligen Rector der ſogenannten Burſe logirte und mit und unter einer bedeutenden Zal von Studierenden, den Haus- und Tiſchgenoſſen des Rectors, einige mal ſpeiſte. Das leztere war ihm ſehr angenehm, er unterhielt ſich gern und heiter mit den Studierenden, und dieſe hiengen mit Liebe und Bewunderung an dem damals ſchon durch ganz Teutſchland gefeyerten Manne.[1] Als er darauf in die obere Zimmer des Hauſes geführt wurde, entzückte ihn die herrliche Ausſicht — er war äuſſerſt vergnügt, und wie überhaupt, was ihm neues vorkam, ſehr leicht neue Plane in ihm weckte, ſo entſtand jezt plözlich in ihm der Gedanke: Wäre er hier, ſo würde es ihm Freude ſeyn, Abends 6—8 Uhr Studierende um ſich zu ſammeln, und ſich mit ihnen über Wiſſenſchaft und Kunſt zu unterreden, wodurch er auf Geiſt, Geſchmack und Sitten derſelben mehr und kräftiger als durch Vorleſungen einzuwirken hoffte; doch würde er auch, ſobald ſein Geſundheitszuſtand es geſtatten würde, Vorleſungen ſich nicht entziehen; nur gegenwärtig ſey er nicht fähig, zuſammenhangende Vorleſungen zu halten.

„Es war nach Carls Tode und der beſchloſſenen Aufhebung der Akademie von Herzog Ludwig eine aus trefflichen Männern, dem geheimen Rath Hoffmann, dem (jezigen) Präſidenten Georgii, dem (jezigen) Staatsrath Weiſſer und dem verſtorbenen Hofrath Schott beſtehende Commiſſion niedergeſezt, welche den Auftrag hatte, theils überhaupt im Studienweſen in Wirtemberg zweckmäßige Verbeſſerungen zu machen, theils beſonders auch die Lehrer, welche durch Aufhebung der Akademie Stellen und Einkommen verlieren muſten, auf eine, ihren Verluſt möglichſt erſezende Weiſe und zugleich zum Beſten des Ganzen bey andern Anſtalten des Vaterlands unterzubringen.[2]

„Einem Mitglied dieſes achtungswerthen Kollegiums, dem Präſidenten Georgii, [wurde dieſe obengenannte Aeuſſerung Schillers nicht ohne deſſen Wiſſen mitgetheilt, dieſer gab dem Collegium und dem Präſidenten deſſelben, H., Nachricht. Sogleich wurde auch dem für alles Gute eifrigen Herzog Bericht mit Gutachten erſtattet][3] und durch dieſen dem Kollegium wurde die Aeuſſerung Schillers mitgetheilt, es entſtand Hoffnung, daß der treffliche Mann dem Vaterland wieder gewonnen werden konte, und nach weniger Zeit erhielt der Profeſſor A. zu Tübingen den Auftrag, Schillern in einem Privatſchreiben zu fragen, ob er einen Ruf als Profeſſor der höhern Philologie und Aeſthetik zu Tübingen annehmen würde.

---

[1] Man vgl. damit die Erzählung in Hovens Autobiographie, S. 129 f. Der Rektor der Burſa iſt Abel ſelbſt.

[2] Vgl. Reichsanzeiger 1794. I. Sp. 1254.

[3] Die in Klammern befindlichen Worte ſind im Original nach mehrfachen Aenderungen durchſtrichen.

„Schiller war indeſſen nach Jena zurückgereiſt; hier erhielt er von dem Herzog von Weimar ausgezeichneten Empfang, es ward ihm eine Zulage gegeben und die Verſicherung hinzugefügt, daß auf den Fall anhaltender Kränklichkeit ſeine Beſoldung verdoppelt werden würde.

„Durch dieſe Gnadenbezeugungen ward Schiller ſo gerührt, daß er, ſo erwünſcht ihm auch die Rückkehr ins Vaterland geweſen wäre, doch auf obige Anfrage zurückſchrieb: Nichts wäre ihm erfreulicher, als unter ſeinen Freunden in ſeinem Vaterlande zu leben und ſeinen Landsleuten nützlich zu werden, allein der Herzog von Weimar habe ihm ſeit ſeiner Zurückkunft ſo ausgezeichnete Gnade erwieſen, daß er ſich ſelbſt als einen Undankbaren anklagen müſte, wenn er die Dienſte deſſelben jezt verlaſſen wollte.

„Es iſt zu bedauern, daß der Schillers Herz wahrhaft ehrende Brief in der Regiſtratur des Studienraths (jenes Kollegium wurde bald nachher aufgelöst und ſeine Akten dem Studienrath überlaſſen) nicht mehr aufgefunden werden konnte.“

Bemerkenswerth iſt, daß Abel ſich nicht mehr daran erinnert, oder es nicht ausdrücklich erwähnt, daß er bei Schiller zweimal wegen der Anſtellung angefragt hat: zum erſten Mal im Januar oder Februar 1795, worauf Schiller den erſten ablehnenden Brief ſchrieb, den nicht mehr auffinden zu können, Abel ſo bedauert; dann in dem Brief vom 6. März, der nach dem im Beſitz des Herrn Friedrich Freihrn. v. Schiller, k. k. öſterr. Majors a. D., befindlichen Original weiter unten zum erſten Mal mitgetheilt wird, worauf Schiller die zweite, vom 3. April 1795 datirte Antwort gab, die in Schillers ſämmtl. Werken, Ausg. in Einem Band, Stuttgart, 1830, S. 1303, abgedruckt iſt. Ueber die Bemühungen, Schiller troz der Ablehnung auch des zweiten Rufs für Tübingen zu gewinnen, berichtet Karoline v. Wolzogen in Charl. Schiller und ihre Freunde, II, 62.

16. Schiller an Cotta.

Jena d. 13. Febr. 95. 22 Febr. / 24. Febr.

Die Nachrichten, die Sie mir in den lezten Briefen von dem Abſaz der Horen gegeben, ſind ſehr ermunternd für uns, und wenn es noch einige Zeit ſo fortgeht, wie es angefangen, ſo werden wir bald im Hafen ſeyn. Ich wünſchte aber jezt zu wiſſen, wie Sie es mit den PoſtAemtern und Buchhandlungen in Anſehung des Rabatts halten, ob der Käufer einen Theil der Transportkoſten trägt, ob die Buchhandlungen auch die gewöhnlichen 33⅓ pro Cent erhalten. Seyn Sie ſo gut mich bey Gelegenheit davon zu benachrichtigen.

Ich lege Ihnen hier einige Scheine bey über 5 Exemplare der Horen, die ich von denen, ſo Sie mir auf meine Rechnung geſendet, bey den hier genannten Buchhandlungen untergebracht habe. Künftig ſenden Sie alſo dieſe 5 Stücke unmittelbar an beſagte Buchhandlungen, und ſtreichen 5 Carolin von meiner Rechnung aus. Auch wird es nicht unbillig ſeyn, daß Sie noch 2 Exemplarien, davon ich eins an den Herzog von Weimar,[1] der unſer Protector iſt, und das andere an Herdern, der ſich der Beurtheilung der Manuſcripte mit unterziehen will, abgegeben, mir gut halten. Ich hätte demnach von den 13 Exemplarien, die Sie mir angeſchrieben, nur 6 zu bezahlen, indem 5 von beſagten Buchhandlungen übernommen werden, und 2 zum Vortheil des Ganzen verwendet und deßwegen frey ſind. Auch iſt es billig, daß dem Herrn Oberbergmeiſter v. Humboldt[1] in Bayreuth, der uns 14 Subſcribenten in dortiger Gegend verſchafft hat, die ſchon bey Ihnen gemeldet ſeyn werden, 1 FreyExemplar beſtimmt werde. Ich habe, um dieſe Sache auf immer zu berichtigen, auf einem beſondern Blatt aufgeſchrieben, wieviel Exemplarien künftig regelmäßig an mich geſchickt werden. Außer dieſen regelmäßigen Lieferungen erhält jeder Mitarbeiter, wenn er nicht ſchon im Ausſchuß iſt, ein Exemplar desjenigen einzelnen Stücks, worinn etwas von ihm erſcheint. In den 2 erſten Stücken iſt bloß ein einziger, nehmlich der Verfaſſer der Ideen zu einer Geſchichte der Kunſt, für den Sie mir alſo ein Exemplar des 2ten Stücks beylegen. Künftig werde ich Ihnen jedesmal ſchreiben, wann und wieviel ſolcher einzelnen Stücke zu ſenden ſind.

---

[1] Die Ueberreichung an den Herzog geſchah durch Goethe; [illegible] Nr. 43.

Auf Rechnung des Hrn. LegationsRaths v. Humboldt ſenden Sie noch ein einzelnes Exemplar des 2ten Stücks mit den übrigen.

Ueberhaupt wird es gut ſeyn, wenn Sie für jedem MitArbeiter der Horen ein eigenes Buch halten, worinn Sie anmerken, was man einander gegenſeitig zu bezahlen hat, weil ſolche Abrechnungen noch öfter vorkommen könnten. So hat eben dieſer Herr v. Humboldt 7 Rthlr. für Einrückung des Avertiſſement in 2 Berliner Zeitungen ausgelegt, welche Sie ihm gut halten werden.

Hier lege ich Ihnen auch einen Brief bey,[2] aus dem Sie erſehen werden, daß dem Verfaſſer deſſelben unverzüglich geantwortet werden muß. Befriedigen Sie ihn über ſeine Anfragen, ſenden Sie ihm ſogleich die verlangten Anzeigen und die Stücke gleich mit. Sie werden nicht übel thun, wenn Sie ihm einige FreyExemplarien bewilligen, denn er kann uns in dortigen Gegenden ſehr nützlich werden. Was das Bedenken wegen eines Verbots der Horen im Oeſterreichiſchen betrifft, ſo können Sie es dadurch vollkommen heben, daß Sie nicht die ganzen Jahrgänge ſondern die einzelnen Stücke bezahlen laſſen. Den Brief von Hrn. v. Herbert ſenden Sie mir, wenn er beantwortet iſt, zurük.

Schütz hat die Recenſion der Flora ſchon ſeit 9 Tagen in Händen. Für die Europäiſchen Annalen danke ich ſchön. Ich werde ſie Schützen empfehlen.

Leben Sie recht wohl und fahren Sie mit vollen Segeln. Ihr

Sch.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Von jedem Stücke der Horen werden an mich geſendet:

11 Gratis
6 PoſtPap. für mich.
16 Poſtpap. für die H. Göthe, Herder, Fichte, Woltmann, v. Humboldt und Körner.

---

[1] Alexander.

[2] Den Brief des Barons Herbert, S. 57 f.

1 für den Herzog v. Weimar Poſtp.
1 für Rath Becker in Gotha (der das Avertiſſement unentgeltlich in den Reichs=Anzeiger gerückt, und künftig jedes Monatſtück darinn anzeigen wird).
1 Schreibpap. für die Litter. Zeitung.
1 Schreibp. für H. OberbergMſtr. v. Humboldt in Bayreuth, der uns 11 Subſcribenten im Bayreuthiſchen angeworben.

2) Auf Rechnung

3 für meine Rechnung Schrbp.
1 für Hofrath Schütz. PoſtPap.
1 Prof. Klein in Halle.
3 auf meine Rechnung auf die Solitude und in Stuttgardt.

---

47. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 18. Febr. 95.)

In dem Augenblick, da die lezte Reviſion aus der Preſſe kommt, geht die Poſt ab, ich benuze diß noch, Euer Wolgeboren ein in der Eile verfertigtes Heft p. BriefPoſt zu überſenden.

Ich habe noch alles hineingezwungen.

Ich hoffe, bei Eingang dieſes ſeye bereits neues Manuſcript abgegangen. Entſchuldigen Sie meine Eile ꝛc.

J. F. Cotta.

---

48. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 20. Febr. 95.)

Euer Wohlgeboren erhalten hiebei das ſoeben fertig gewordene Heft, wovon der Vorläufer durch die Briefpoſt Sie ſchon von allem berichtete. Ich hoffe auch dieſes Heft ſeye zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen. Hrn. v. Archenholz und Garve ſchicke ich gratis Exemplarien, wegen der übrigen MitArbeiter felt mir aber immer noch die mir von Ihnen erbettene Nachricht.

Hr. Profeſſor Abel iſt mit mir äuſſerſt auf die morgende Poſt begierig, die uns wahrſcheinlich Ihren Entſchluß überbringt: wir hoffen, er falle nach unſern Wünſchen aus.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

49. Schiller an Cotta

Jena 20. Febr. [1795.] 20 Febr
1. März

Ich ſende Ihnen hier den Anfang des Manuſcripts zum dritten Stücke[1] und bitte Sie, den Setzer ſogleich Hand anlegen zu laſſen, daß wir vorwärts rücken können. Es ſollte mir ſehr leid ſeyn, wenn das 2te Stück nicht die verlangten 8 Bogen enthielte; denn es ſind mir ſchon mehrere Beſchwerungen über die Kürze des 1ten Stücks zu Ohren gekommen. Eben ſo leid wäre mirs, den 5ten Aufſatz abgebrochen zu ſehen, da er ſich nicht recht zum Zerſtückeln qualifiziert. Hätten Sie lieber 2 Setzer einſtellen laſſen, um dieſem Uebelſtand auszuweichen; denn am Anfang des Journals dürfen wir uns durchaus kein **torts** gegen das Publicum geben, wenn der gute Wille nicht dadurch eingebüßt werden ſoll.

Meinen letzten Brief, worinn ich Ihnen ein Schreiben von Baron Herbert aus Klagenfurth beygelegt, werden Sie jetzt haben. Ich bitte, dieſen Auftrag recht bald zu beſorgen. Ich lege hier noch einen Brief bey, mit Bitte, dem Verfaſſer deſſelben, wie er wünſcht, jedes Monathſtück unter der angeführten Adreſſe[2] mit der Briefpoſt zuzuſenden. Das 1ſte Stück welches ich noch vorräthig hatte, habe ich ihm von den 6 Exemplarien, die Sie mir zum Verſchenken überlaſſen, abgegeben. Das pränumerierte Geld, welches er an mich ſchickte, gehört Ihnen, und kann mir in Rechnung gebracht werden.

Geben Sie mir doch gelegenheitlich Nachricht, ob und in welchem Nahmen die Horen nach Dänemark ſind verſchrieben worden.

Wie ſteht es überhaupt mit den Beſtellungen? Sie können denken, daß ich auf den erſten Brief von Ihnen, der mir ſagt, daß Sie die Unternehmung für geborgen halten, ſehr begierig bin. Was mich betrifft, ſo hänge ich mit ganzem Intereſſe an derſelben und widme ihr meinen ernſtlichſten Eifer.

Seyen Sie daher eher froh als unzufrieden, daß mein Etabliſſement in Tübingen nicht zu Stande kommen kann; denn die Horen wären das Opfer davon geworden, wenn ich ja die mir gemachten Bedingungen hätte annehmen können. Nur die völligſte Freyheit von Geſchäften macht mich zu dieſer Unternehmung geſchickt.

Uebrigens läugne ich nicht, daß es mir ſauer geworden iſt, durch Ablehnung des mir geſchehenen Antrags zum zweytenmal auf mein Vaterland Verzicht zu thun. Aber was man von mir foderte gieng über meine Kräfte, und das, was ich zu leiſten vermögend wäre, braucht man für den Poſten nicht, den man mir anbot. Eine Profeſſur in der Philoſophie auf meine eigene Art und Weiſe würde ich mit Vergnügen angenommen haben, um in meinem Vaterland zu leben.

Sagen Sie Abels meine herzlichſten Grüße, und empfehlen Sie mich Ihrem Freunde Hahn, dem ich auf ſeinen verbindlichen Brief nächſtens antworten werde.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

---

[1] Das eigene Schickſal (von Herder; III. 1 – 21) und Dante's Hölle (von A. W. Schlegel; III. 22 – 69).

[2] Nach Würzburg, vgl. Cotta's Brief vom 1. März.

N.S. Wenn der 5te Aufſatz des II. Stücks gar nicht oder nur zum Theil in das 2te Stück eingerückt worden iſt, ſo machen ſie ihn zum dritten Aufſatz in dem folgenden.

Innliegenden Brief an Hubern[1] bitte ich bald zu beſorgen. Ich wußte keine beſtimmte Adreſſe.

50. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Febr. 1795.

Euer Wolgeboren geehrtes v. 13. h. erhielte ich erſt als das 2te Heft der Horen ſchon an Sie abgegangen war; ich ſende daher die nach der Anlage Ihnen noch zukommende 2 Poſtp.Ex. v. 1n u. 2ten Heft, und bitte Sie der Cunoſchen und Akademiſchen Bchhdlg. vom 2n Heft — an jene 2 und an diſe 3 Exemplare — ſo wie Sie es vom erſten Heft geſ. abgaben, zuſtellen zu laſſen, damit die Spedition gleichförmig bleibt.

---

[1] Ludwig Ferdinand Huber, geb. 14. Sept. 1764 zu Paris; über ſein Verhältniß zu Schiller und dem Körner'ſchen Kreis gibt der Schiller-Körner'ſche Briefwechſel Auskunft; 1798 kam er nach Stuttgart und übernahm an Poſſelts Stelle die Redaktion der Allg. Ztg., mit welcher er 1803 nach Ulm überſiedelte; im Sept. 1804 trat er eine Reiſe nach Leipzig an, von welcher er kaum zurückgekehrt war, als er am 24. Dez. in Ulm einem Bruſtleiden erlag. — Huber hatte im Herbſt 1794 in einem nicht mehr vorhandenen Brief bei Schiller angefragt, ob er ſich nicht in Jena niederlaſſen könne, weil es in der Schweiz für ihn zu theuer zu leben ſei (SchKB. III, 250). Schiller redete ihm dieſen Vorſatz aus in einem Schreiben vom 1. Nov. 1794, worauf Huber in einem noch vorhandenen Brief vom 31. Jan. 1795 jenem für ſeine Bemühungen dankte. Schillers Antwort auf das letzterwähnte Schreiben, eben das, welches er an Cotta zur Beſorgung ſandte, fehlt. Dagegen iſt der Brief Schillers an Huber vom 1. Nov. 1794 vorhanden. Er lautet:

„Deinen Auftrag habe ich beſorgt und ohne Mühe erhalten, daß die Anzeige abgedruckt wird. Aus den Erkundigungen, die ich ſonſt eingezogen, muß ich ſchließen, daß ſich die Herren von der Litt.Z. gar nicht von dir beleidigt wiſſen, und den 3ten Band der Anſichten nicht einmal kennen, der auch mir weder hier noch in Weimar vorgekommen iſt. Wäre ihnen aber auch dein Angriff auf ſie bekannt und ſtündet ihr noch ſo übel miteinander, ſo würde dieſer Umſtand für dein Hieherkommen und Hierſeyn von gar keiner Bedeutung ſeyn; denn die Societät der Litt.Z. bedeutet hier nicht mehr, als jede andre Privatgeſellſchaft an irgend einem Ort bedeuten kann, und man kann hier ſehr in Frieden leben, ohne dieſer Societät zu gefallen. Uebrigens wird es nicht ſchwerer ſeyn, ſie wieder zu verſöhnen, als ſie zu beleidigen.

Ob du ſonſt deine Rechnung in Jena finden dürfteſt iſt eine andere Frage. Seit etlichen Jahren hat es ſich hier in manchen Stücken ſehr verändert. Da die Univerſität im Zug iſt, ſo hält es für einen Fremden, der eine Haushaltung hat, ſchwer, unterzukommen. Die Wohnungen ſind in hohem Preiß und zuweilen um Geld kaum zu haben. Noch kürzlich hat Hr. v. Humboldt, den du auch kennſt und der jetzt hier etabliert iſt, Mühe gehabt, ein Quartier zu finden. Alsdann iſt die geſellſchaftliche Exiſtenz für denjenigen, der außer Verhältniß mit der Akademie iſt, nicht die anziehendſte, und du müßteſt dich zum wenigſten der ſpeculativen Philoſophie widmen, um dir in Jena zu gefallen. In politiſcher Rückſicht hätteſt du übrigens (bey der nöthigen Behutſamkeit verſteht ſich) gar nichts zu beſorgen.

Mir iſt eingefallen, ob nicht vielleicht Erfurt der Ort wäre, der deinen Abſichten zuſagte. Auf jeden Fall würdeſt du dort an dem Coadjutor einen guten Freund, einen angenehmen Geſellſchafter, und vielleicht in der Folge noch mehr finden. Durch fortgeſetzten perſönlichen Umgang müßte es dir nicht ſchwer werden, ihn lebhaft für dich zu intereſſieren; dabey iſt er einer von den wenigen Großen, deren Umgang man, auch ohne einen Zweck mit ihnen zu haben, mit Vergnügen cultivieren kann. Du würdeſt für die Zukunft ſorgen, ohne nöthig zu haben, in der Gegenwart dafür ein Opfer zu bringen. Uebrigens iſt in den übrigen Dingen, die zum Leben gehören, zwiſchen hier und Erfurt wenig Unterſchied.

Ich danke dir für dein Andenken an mich und an die meinigen. Mit meiner Geſundheit iſt es noch das alte; ſie macht mich unbrauchbar für die akademiſche Beſtimmung und für die größere Geſellſchaft, aber biß jetzt hat ſie mich an meiner übrigen Thätigkeit wenig gehindert, und mir überhaupt noch nicht viel von dem geraubt, worauf ich einen Werth lege. Meine Frau und der Kleine ſind recht wohl auf.

Lebe wohl, und gib mir von deinem künftigen Aufenthalt Nachricht. Dein treuer Freund Schiller. Meine Frau empfiehlt ſich deinem Andenken.“

Von den Schreibpapier-Ex. erhilten Sie nach Jena (auſſer den unter Couverts geſandten an Hrn. Hofrath Klein und Exp. der A. L. Z.) 17 Exemplare, wovon Sie 5 an jene 2 Handlungen abgaben, mithin blieben Ihnen noch 12 Ex., und da Sie hievon für Sich 3 Ex. und für Hrn. Rat Becker und Hrn. Oberbergmſtr. v. Humboldt je 1 Ex. — mithin im Ganzen 5 Exempl. in Jena gebrauchen, ſo waren Ihnen 7 Ex. überflüſſig, die ich Sie bitten will, mit erſter Poſt nach Leipzig an meinen Commiſſionair Hrn. Buchhändler Böhme zu ſenden. Der Grund zu diſer Bitte iſt folgender: ich ließ von den Horen 1400 auf Schreibpapier und 100 auf Poſtpapier auflegen und habe nun eben von diſen noch bei 50, von jenen aber nur noch 30 Exemplar — Sie ſehen alſo, daß wir immer noch mit beſtem Wind ſegeln — Diſe 30 Ex. können nun und werden nun bald vollends fort ſeyn; und ich möchte es doch nicht felen laſſen; mit dem zweiten Heft, von dem ich ſogleich 500 Ex. mehr auflegen ließ, kann ich zwar ſchon aushelfen, auch habe ich ſogleich eine neue Auflage vom erſten Heft veranſtaltet — bis diß aber fertig iſt, möchte ich gerne jedem aushelfen — Daher bitte ich Sie um Abſendung deſſen, was Ihnen überflüſſig ſeyn ſolte, und erſuche Sie, dasjenige, was Hr. Gabler, Cuno und Akademiſche Buchhandlung gegen Beilage dazu villeicht abgeben, beifügen zu laſſen, mir aber mit wenigem geſ. Notiz zu geben.

Es ſind zwar ſehr viele in Commiſſion gegeben, allein der Wahrſcheinlichkeit nach ſezen wir bis Oſtern gewis 15—1600 ab, und wenn wir ſo fortſegeln, ſo ſind wir bald im Haven — Den Poſtämtern und Buchhandlungen wird alles aufs möglichſte erleichtert — ich gebe diſen $\frac{1}{3}$ rab. und liefere alles franco per Poſtwagen nach Leipzig (dieſe kleine NebenAusgabe koſtet jährlich 400 fl.) — Dem OberPoſtAmt Stuttgart gebe ich gleichfalls $\frac{1}{3}$ rab. und habe mit diſem den Contract ſo geſchloſſen, daß es jedem andern PoſtAmt das Exemplar zu fl. 8 48 anſezen muß, ſo daß die 2te Stationen an jedem Stück noch fl. 2 12 kr. profitiren, wo ſie ſonſt oft nur fl. 1 bis 1 fl. 30 haben —

Möchte es nicht gut ſeyn, wenn wir bei der neuen Auflage des 1ſten Hefts bemerkten, daß es eine zweite unveränderte Auflage ſeye, und diß auch durch Anzeigen verbreiteten; es gibt vielleicht ein neues Aufmerken auf diß Inſtitut.

Der Brief von Hrn. v. Herbert folgt hiebei zurük, er wurde ſogleich beſorgt, ich verſprach ihm mehr, als er verlangen wird, wenn er ſich für die Horen möglichſt verwendet.

Es verſteht ſich, daß ich jedem MitArbeiter an den Horen eine eigene Rechnung füre — Haben Sie nur die Güte, am Ende des erſten Vierteljahrs geſ. zu bemerken, wem und was ich jedem an Honorarium gutzuſchreiben habe.

Möchten Sie doch gütigſt für eine baldige Recenſion der Europäiſchen Annalen beſorgt ſeyn! Ich wäre begierig, Ihr Urteil darüber zu hören.

Mit unwandelbarer Hochachtung Ihr gehorſamer Diener J. F. Cotta.

Möchten Sie mir nicht gef. den Verfaſſer der Ideen zu einer Geſchichte der Kunſt nennen? Dieſer Aufſaz hat mir ſehr wol gefallen.[1] — Der über den GeſchlechtsUnterſchied, wahrſcheinlich v. Hrn. Leg.R. v. Humbold, iſt vielen zu ſchwer. Es iſt für uns eine angeneme Unterhaltung, die verſchiedene Urteile über die Horen zu hören; die einen finden das höchſt vortreflich, was die Andern, denen die Koſt etwas zu ſchwer ſeyn mag, tadeln: Die meiſten ſuchen die Unterhaltung nicht auf dem etwas beſchwerlicheren, aber deſto angenemeren, Weg des anhaltenden Studierens der Aufſäze, ſie hoffen auf leichtere Art zu ihrem Zweck zu gelangen, aber für dieſe ſorgt ja auch Goethe, und wer die kleine Mühe ſcheut, ſich das unendliche Vergnügen zu verſchaffen, das das Studium Ihrer äſthetiſchen Briefe gewärt, dem ſollte man das Leſen verbieten

Ich laſſe diſes durch die BriefPoſt geben und ſende per Poſtwagen die reſtierenden
2 Horen 1^{s} u. 2^{s} Poſtp.
2 — 2^{s} Heft Schreibp.

J. F. Cotta.

Möchten Sie nicht vergeſſen, ſich der vorgeſchlagenen Adreſſen Hrn. v. Herberts in Wien zum Vorteil der Horen zu bedienen.

---

51. Cotta an Schiller.

Tübingen, 1. Merz 95.

Euer Wolgeboren wiſſen bereits, daß noch alles ins 2te Heft kam. Rechnen Sie ein für allemal darauf, daß wir mit Vergnügen alles thun, was zum Beſten der Horen gereichen kan.

An Hrn. Baron v. Herbert habe ich, wie Ihnen mein leztes ſagt, ſogleich die Expedition beſorgt; das Gleiche geſchah heut mit dem Exemplar nach Wirzburg.

Nach Dännemark ſind bis jezo nur 9 Horen von den daſigen Buchhändlern Proft & Ritſchle beſtellt, aber ohne Anzeige für wen? Wahrſcheinlich gebrauchen die Hamburger Buchhändler mehrere ihrer Exemplarien dahin — So wie ich Anzeigen der eigentlichen Abnemer erhalte, teile ich ſie Ihnen mit.

Mit welchem guten Wind wir fortſegeln, habe ich Ihnen bereits geſchriben, und Sie wiſſen daher auch, daß wir bereits mit einem leichten Sprung nicht nur über dem Graben ſind, ſondern diſen auch ſchon zimlich weit hinter uns haben. Es kan an den weitern Fortſchritten nicht felen, da Sie ſich für die Sache ſo warm intereſſiren, zälen Sie aber auch dagegen auf unſre beſondere Erkentlichkeit. — Ich werde der Güte nie vergeſſen, die Sie mir dadurch erweiſen. Nur Eines bitte ich von Ihrer Freundſchaft, erfüllen Sie mir gewis meine Hofnung, für immer Ihr Verleger zu ſeyn! Ich ſeze hierinn einen Stolz, den Sie mir nicht verdenken werden, und es würde mich tief kränken, wenn ich mich getäuſcht hätte. Ich glaube, daß Sie von mir verſichert ſind, daß ich wie jeder andre zu der größten Unternemung geneigt bin, wenn Ihre Arbeiten der Gegenſtand ſind, und daß ich es von keiner Seite felen laſſe. Auch glaube ich, Sie verſichern zu können, daß ich Ihre beſondere Freundſchaft gegen mich zu ſchäzen weiß, und mich zur Dankbarkeit mehr verbunden füle, als mancher andere. Wenn Ihre Werke einſt zuſammen gedrukt erſcheinen, ſo würde ich damit gewiß alles an typographiſcher Schönheit zu übertreffen ſuchen. Wenn wir alsdann vollends näher beiſammen wären, ſo würde diß noch weit vorteilhafter ſeyn. Ich gebe meine Hofnung hierinnen noch nicht auf, denn ich glaube, daß man Ihnen von Stuttgart aus ſolche Vorſchläge machen wird, die Sie eingehen können. Sie haben überhaupt, wie es mir ſcheint, die Sache zu bedenklich genommen: man würde Ihre Geſundheit gewiß aufs möglichſte geſchont haben und mit 2 Stunden wöchentlich ſchon ſehr zufrieden ſeyn — Ihr Umgang iſt ja ſchon das lehrreichſte Collegium, es bedarf hiezu keiner ordentlichen Lehrſtunden; die Univerſität gewinnt genug, Sie in Ihrer Mitte zu haben.[1] Ich gründe auf diſe Betrachtung jene Hofnung und fürchte, wenn ſie realiſirt wird, nichts für die Horen, 2 Stunden, vielleicht nur während 6 bis 8 Monaten wochentlich gegeben, ſolten diſem Inſtitut nicht viel von Ihrer Zeit rauben, da unſer Wonen an Einem Ort Ihnen viele andere Geſchäfte entberlich machen würde, indem Sie vieles uns übertragen könten. Laſſen Sie diſe hingeworfenen Gedanken nicht aus den Augen, wenn Ihnen Abel ſchreiben wird, — er läßt ſich indeſſen empfelen und melden, daß er Ihren Brief nach Stuttgart geſandt und ſo wie er daher Antwort erhält, ſo wird er Ihnen dieſe mitteilen.

---

[1] Vgl. Schiller an Goethe, 9. März 1795.

Der Brief an Huber iſt ſogleich beſtellt — Hrn. v. Humbold habe ich das Angezeigte notirt; er ſchreibt ſich aber dabei 1 Horen zur Laſt; haben Sie ihm 1 Exemplar außer denen ihm ſchuldigen, abgegeben, oder ſoll ich diß noch ſenden?

Jahn empfielt ſich mit mir beſtens.

Schicken Sie uns doch bald möglichſt Etwas für die Flora; ich bitte dringendſt darum.

Seyen Sie auch Poſſelts Annalen bei Hrn. Hofrat Schüz eingedenk. Sie verdienen gewiß bald angezeigt zu werden, und Sie würden mich dadurch aufs neue verbinden. Es ligt mir äußerſt viel daran, wie Sie ſich vorſtellen können.

Mit unwandelbarer Hochachtung Ihr gehorſamer Diener

J. F. Cotta.

Das Manuſkript zum 3ten Heft iſt ſogleich in die Drukerei gegeben worden.

Wir zalen gerne, wie bei den Horen, die beſondere Anzeige von Poſſelts Annalen, wenn ſie nur bald recenſirt werden. Wäre es nicht ein Stoff, der von Ihnen recenſirt zu werden verdient?

---

[1] Aehnlich ſchreibt Körner an Schiller, 16. Mai 179[illegible]: „Daß du in Jena wohnſt, iſt für die Univerſität allein ſchon zweihundert Thaler werth" u. [illegible] II [illegible].

52. Schiller an Cotta.

Jena den 2. März 95. 19. März. vod.

Hier die Fortſetzung des Manuſcripts zum IIIten Stück.[1] Mehr iſt heute noch nicht abgeſchrieben; es folgt aber mit der nächſten Briefpoſt. Senden Sie mir etwa 15 Tage vor Endigung des Drucks von dieſem Stücke die fertigen AushängeBogen, damit die etwa eingeſchlichenen Druckfehler bemerkt und zugleich mit den andern, aus den vorigen Stücken bey dem Iſten Bande können angezeigt werden. Es ſind deren in dem zweyten Stücke mehrere und nicht unwichtige vorgekommen, daher ich Sie bitte, den Corrector, mit dem ich ſonſt recht wohl zufrieden bin, ja immer wachſam zu erhalten.

Recht ſehr danke ich Ihnen, daß Sie das 2te Stück noch complett und noch zu rechter Zeit herausgebracht haben. Es iſt eine unverzeyliche Nachläßigkeit von mir daß ich Ihnen zu dieſem Stücke und ſelbſt noch zu dem dritten das Manuſcript nicht früher geſandt habe. Künftig ſoll dieſer Fehler nicht mehr vorfallen, und ich verſpreche Ihnen in 8 Tagen Manuſcript zu dem 4ten Stücke zu ſenden.

Von dem Erſten Stücke habe ich kein Exemplar mehr vorräthig. Der Cunoiſchen Handlung habe ich unterdeſſen noch eins abgeben müſſen, eins nach Würzburg geſandt, welches Sie fortſetzen werden, und die übrigen ſind an MitArbeiter verſendet; die letztern werden nicht fortgeſetzt. Bey den 3 Buchhandlungen hier werde ich anfragen laſſen, was ſie vorräthig haben und an Böhme ſenden. Ich wundre mich, daß Sie nur 1500 Exemplarien haben abdrucken laſſen.

An den Herrn in Wien will ich ſchreiben und den Brief Ihnen zum Einſchluß ſenden, mit der nächſten Poſt.

Ich habe nichts dagegen, wenn Sie die 2te Auflage des Iſten Stücks anzeigen wollen. Nur muß es ſo geſchehen, daß es keiner Prahlerey gleich ſieht, und der Leſer muß wiſſen, warum ſolches angezeigt wird.

Ueber die Urtheile des Publikums in Betreff der Horen wundre ich mich gar nicht, aber wenn die Horen gut bleiben und es noch mehr werden ſollen, ſo dürfen wir nach ſolchen einzelnen Stimmen gar nicht fragen, ſondern müſſen unſern Weg mit feſten Schritten fortwandeln. Dann wollen wir ſehen, ob das Publikum uns, oder wir das Publikum zwingen. Das Denken iſt freilich eine harte Arbeit für Manchen, aber wir müſſen es dahin bringen, daß, wer auch nicht denken kann, ſich doch ſchämt es zu geſtehen, und unſer Lobredner wider Willen wird, um zu ſcheinen, was er nicht iſt.

Die Ideen zu einer Geſchichte der Kunſt ſind von einem treflichen denkenden Künſtler, der mit Göthen lebt, von Hrn. Profeſſor Meyer in Weimar.

Der Aufſatz: das eigne Schickſal iſt von Herdern, die Hölle von Dante von Schlegeln in Amſterdam,[2] die Entzückung des las Caſas von Engel, dem

---

[1] Entzückung des Las Caſas oder Quellen der Seelenruhe (von Engel, III. 70—79); und Ueber die männliche und weibliche Form (von W. v. Humboldt, III. 80—103).

[2] Auguſt Wilhelm, damals Hofmeiſter in einem Handelshauſe in Amſterdam.

Verfaſſer des Philoſophen für die Welt. Die zwey andern[1] ſind von einem ſehr guten Meiſter.

Mit dem bißherigen Gang der Horen bin ich recht wohl zufrieden. Die Meſſe wird nun entſcheiden. Hoffentlich berühren Sie auf Ihrer Reiſe Jena, und da wollen wir recht darüber plaudern. Leben Sie recht wohl.

Sch.

53. Schiller an Cotta.

Jena den 4. März 95. 17 März 20. März

Sie erhalten hier, was indeß hat abgeſchrieben werden können. Wenn der Aufſatz von Engel (Entzückung des las Caſas) noch nicht im Druck angefangen ſein ſollte, ſo laſſen Sie den Aufſatz über männliche und weibliche Form unmittelbar nach Dante folgen, und bewahren den Engeliſchen Aufſatz zum 4ten Stücke auf; denn nach der Berechnung, die ich angeſtellt habe, wird der Aufſatz über Männliche ꝛc. gerade den 6ten und ſiebenten Bogen füllen. Sollte aber der Aufſatz von Engeln ſchon angefangen ſeyn, ſo können Sie den erſtern Aufſatz darauf folgen, und ihn da abbrechen laſſen, wo ich es bemerken will. Im Fall aber, daß die 2 erſten Aufſätze zuſammen 72 Seiten voll machen, ſo bleibt es bey der erſten Einrichtung, und Engels Aufſatz kann Numero III folgen.

Da ich auch zweifle, ob es Zeit ſeyn wird, die Druckfehler, die in den erſten Bogen des 3ten Stücks einſchleichen möchten, noch zu bemerken, ſo wollen wir die Erwähnung derſelben auf den 2ten Band aufſparen, und ich will Ihnen mit nächſter Poſt die Druckfehler des I und IIten Stücks, ſo wie auch den Titel des erſten Bandes zuſenden.

Da dieſes 3te Stück ſchon ganz vortrefflich beſetzt iſt, ſo laſſe ich die Fortſetzung meiner äſthetiſchen Briefe weg; das Publicum muß auch in einige Erwartung geſetzt werden, und außerdem will es die Mannichfaltigkeit, daß auch andere Materien und andre Autoren erſcheinen. Im 4ten Stücke bin ich auch nicht nöthig; dafür aber werden Göthe und ich das 5te Stück allein beſetzen,[2] und dieß ſoll alle andern ſtechen.

Leben Sie wohl und ſegeln mit gutem Winde

Sch.

---

[1] Ueber den Geſchlechtsunterſchied (im II. St.) und Ueber die männliche und weibliche Form, von W. v. Humboldt.

[2] Dieß war erſt beim VI. Stück der Fall, dem „Centaur", welche Benennung Goethe aufbrachte wegen des Contraſts, den ſeine Elegien mit Schillers philoſophiſchen Briefen machten; SchGB. III. 242. Schon am Ende Januar hatten die beiden Freunde die Alleinbeſetzung des IV. St. in Ausſicht genommen; SchGB. Nr. 45. Jener Contraſt war allerdings ſo groß, daß Schiller ſich bei Ueberſendung des VI. St. an den Herzog von Auguſtenburg, am 5. Juli 1795, entſchuldigen zu müſſen glaubte: „Die Elegien, welche es enthält, ſind vielleicht in einem zu freyen Tone geſchrieben, und vielleicht hätte der Gegenſtand, den ſie behandeln, ſie von den Horen ausſchließen ſollen. Aber die hohe poetiſche Schönheit, mit der ſie geſchrieben ſind, riß mich hin, und dann geſtehe ich, daß ich zwar eine conventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Decenz dadurch verletzt glaubte." Aprilheft der deutſchen Rundſchau, 1875, S. 53.

Profeſſor Abel an Schiller.[1]

(Tübingen den 6. März 1795.)

Ihre Antwort theuerſter Freund auf den gemachten Antrag finde ich ganz Ihrer würdig, ſo ſehr ſie mich auch aus einer andern Rückſicht betrübt. Doch verliere ich noch nicht alle Hoffnung. Man hat dem Herzog den Antrag gemacht, daß Sie für die Univerſität ſehr wichtig wären, und da ohnehin ein neuer Lehrſtul für Geſchichte erfordert werde, ſo könnten Sie zu dieſer Stelle und zugleich für Aeſthetik berufen werden. Freylich iſt hierzu noch kein Fond da und ich bitte Sie daher, mir nur privatim zu ſagen, ob Sie, ganz nach Ihrer Willkühr, privatim oder privatissime in Ihrem Hauſe über jene beyden Gegenſtände, jedoch ohne philoſ. nach Ihrer Weiſe auszuſchließen, leſen und was Sie als Beſoldung verlangen würden. Dieſe leztere Frage mus ich machen, weil davon im gegenwärtigen Falle ſo viel abhängt.

Von allen öffentlichen Geſchäften wären Sie auf immer diſpenſirt.

Grammont[2] ſchreibt mir heute aus Petersburg, daß er ſich mit ſeiner Frau in Tübingen häuslich niederlaſſen wolle.

Wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer theuerſten Gattin und ich bin ewig Ihr

Abel.

Als Profeſſoren der höheren Philologie ſind vorgeſchlagen Conz, Schott, Poſſelt

---

54. Schiller an Cotta.

[Jena] den 9. Merz 95. $\frac{19. \text{März}}{20. \text{März}}$

Hier der Reſt des 3ten Stücks. Was ich in meinem lezten von einer Umänderung der Ordnung der 2 leztern Aufſäze ſchrieb, kann unterbleiben. Nur bitte und beſchwöre ich Sie, theilen Sie das Manuſcript ſo ein, und laſſen es ſo im Druck arrangieren, daß wir wo nicht den ganzen doch den halben ſiebenten Bogen damit füllen. Es iſt ſo fatal, daß es mir an kleinen Aufſäzen fehlt, die in ſolchen Fällen aushelfen können. Von heut über 8 Tage geht Manuſcript zum 4ten Stück gewiß ab.

Von den Exemplaren des 1ten Stücks der Horen auf Schreibpapier habe ich jezt $^1/_2$ Duzend übercomplett, weil Sie mir deren mehr geſandt als ich brauche und Gabler mir auch einige zurückgegeben. Ich ſende ſolche nach Leipzig an Böhm.

Hier folgt auch der Titel zum erſten Band, nebſt dem DruckfehlerVerzeichniß. Es iſt nicht groß, und ich bin mit dem Sezer und Corrector ganz wohl zufrieden.

Hölderlin hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorlezten Stück der Thalia etwas eingerückt iſt,[3] unter der Feder. Der erſte Theil der etwa 12 Bogen betragen wird, wird in einigen Monaten fertig. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel genialiſches, und ich hoffe auch noch einigen Einfluß darauf zu haben. Ich rechne überhaupt auf Hölderlin für die Horen in Zukunft, denn er iſt ſehr fleißig und an Talent fehlt es ihm gar nicht, einmal in der litterariſchen Welt etwas rechtes zu werden.[1]

---

[1] S. 82 f.

[2] Mitzögling Schillers in der Militärakademie, ſpäter Profeſſor der franzöſiſchen Sprache am Gymnaſium in Stuttgart. S. S. I, 119.

[3] Thalia 1793. Vierter Band, V. Heft, S. 181–221: Fragment von Hyperion. „Schiller hat an Cotta in meinem Namen geſchrieben, ob er mein Werkchen in Verlag nehmen wolle.“ Hölderlin an ſeine Mutter, 12. März 1795. Hölderlins ſämmtl. Werke, 1846 II, 19.

Sie ſchrieben mir vor einiger Zeit, ob Sie mir nicht Geld ſchicken ſollten? Ich nehme Ihr Anerbieten an, denn noch immer bleibt mir mein Geld aus Dänemark aus. Können Sie mir wieder 200 Rthlr. ſchicken, ſo erweiſen Sie mir eine Gefälligkeit. Auch bitte ich von dieſer Summe 9 Gulden an meinen Vater zu ſenden, der eine Auslage für mich gemacht hat.[2]

Leben Sie recht wohl und erfreuen Sie mich immer mit der Nachricht wie bisher, daß Sie mit dem Gang der Horen zufrieden ſeyen. Ganz der Ihrige

Sch.

55 Cotta an Schiller.

(Tübingen, 13. Merz 95.)

Euer Wolgeboren haben mir außer den beiden Aufſäzen noch nichts für die Horen geſandt; diſe ſind bereits abgedrukt und gaben 1¼ Bogen — ich erwarte nun mit Schmerzen das Uebrige und hoffe, diß Uebermorgen gewis zu erhalten, ſonſt kämen wir zimlich weit hinaus. Wir ſegeln noch immer mit dem günſtigſten Wind. Die neue Auflage des erſten Heftes iſt nun fertig.

Ich könte nun für die Poſtpapier-Exemplarien größeres Papier fabriciren laſſen, und wünſchte zu wiſſen, ob Sie es für rätlich halten, wenn wir bei diſem Jahrgang noch eine neue PapierSorte nämeten, oder ob diß nicht erſt mit dem künftigen Jahrgang angefangen werden ſollte, um das Abſtechende beim Einbinden zu vermeiden?

Wenn es mir möglich zu machen iſt, ſo neme ich auf meiner Hinreiſe nach Leipzig den Weg über Jena —

So weit war ich, als mich Ihr geehrtes v. 2ten h. aus der Verlegenheit wegen des Manuſcripts verſezte; ich habe diſes ſogleich in die Drukerei gegeben — Hiebei die 3 erſten AushängeBogen, bis diſe aber in Ihrer Hand ſind, iſt diſes Heft fertig, und alſo müßte die Anzeige der Drukfeler mit dem nächſten Heft ausgegeben werden. Was die Drukfeler betrift, ſo geben wir uns beide, Zahn und ich, alle mögliche Mühe bei der Correctur, die wir blos deßwegen übernamen, weil wir keinen ſorgfältigern Corrector finden konten. Wir leſen jeder jeden Bogen dreimal, aber wir müſſen manchmal Sachen ſtehen laſſen, weil wir das Manuſcript genau befolgen wollen, die wir als fehlerhaft erkennen; auch erfor dert die Befolgung der verſchiedenen Ortographien eine gröſſere Anſtrengung, als wenn wir eine hebräiſche Correctur leſen müſten. Seyen Sie verſichert, daß wir auch hierinnen das Möglichſte thun werden, Ihre volle Zufriedenheit zu erhalten.

---

[1] Außer zwei Gedichten (Der Wanderer. 1797. VI 49. und Die Eichbäume. X 109) lieferte Hölderlin nichts für die Horen.

[2] Schiller hatte ſeinem Vater durch ſeinen Schwager W. v. Wolzogen einen Abguß ſeiner von Dannecker modellierten Büſte zuſtellen laſſen, [illegible] 8 fl. betragende Koſten der Vater bezahlte. (Beziehungen S. 179 ff.) Auch Körner erhielt einen Abguß.

Soll mit dem 4ten Heft ein neuer Band beginnen? und ein beſondrer Titel vorgedrukt werden? Wenn diß iſt, ſo bitte das Nötige deßwegen anzuzeigen.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung wegen der Urteile des Publikums; troz dem verſchiedenen Schreien und Schimpfen neidiſcher Menſchen nemen die Liebhaber täglich zu; c'est à force des bons ouvrages, daß ſie das Inſtitut loben müſſen; (es iſt Schade, daß wir die Deutſchen kein ſo bedeutendes Adverbium haben, wie jenes Franzöſiſche).

Wenn ich am Freitag vor Jubilate Sonntag Abends nach Jena komme, ſo treffe ich Sie doch an? Ich freue mich im Voraus auf diſe Stunden.

Den Verfaſſer vom eignen Schickſal haben wir ſchon erraten gehabt; es iſt ein vortreflicher Aufſaz.

Vergeſſen Sie doch unſerer wegen der Flora nicht! Nur ein Paar Zeilen mit Ihrem Namen! Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Die Recenſion von Poſſelt's Annalen!

56. Schiller an Cotta.

[Jena] den 16. März 95. $\frac{\text{26. März.}}{\text{29. März.}}$

Sie erhalten hier den Reſt von Dante's Hölle, wovon Sie noch einige Seiten auf dem vorigen Manuſcript übrig haben. Mit dieſem Aufſaz laſſen Sie das 4te Stück anfangen. Zugleich folgt der Beſchluß des andern Aufſazes über männliche und weibliche Form, welcher ſogleich Numero II einzurücken iſt. In einigen Tagen wird neues Manuſcript folgen.

Sie erhalten zugleich einen Einſchluß nach Wien, welchen Sie mit einer Anzahl Avertiſſements und einem Briefe begleiten müſſen.

Hofrath Schüz trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, daß Sie mit der Recenſion der Europäiſchen Annalen noch einige Monate Geduld haben möchten. Es iſt in dem ReichsAnzeiger ein Ausfall auf die Litt.Zeitung, wegen der Recenſion unſers erſten HorenStüks, gemacht worden,[1] welcher Urſache iſt, daß Schüz nicht zu ſchnell hintereinander drey Journale von Ihrem Verlag recenſieren laſſen mag, um nicht den Vorwurf der Partheylichkeit, der ihm dort gemacht wurde, zu rechtfertigen.[1]

---

[1] In Nr. 49 des Reichs-Anzeigers vom Freitag, 27. Februar 1795, Sp. 471—74 ſtand unter der Rubrik „Gelehrte Sachen“ folgende „Anfrage. In der allgem. Litt.-Zeitung iſt kürzlich von dem erſten, einzigen Hefte der Horen, eine Rezenſion von fünf Quartſeiten erſchienen. Ich ſage gar nichts von dem Werthe der Horen. Die Briefe über äſthetiſche Erziehung halte ich für höchſtvortreflich, wenn mir auch die poetiſche Epiſtel ſehr unpoetiſch und gemein vorkommt. Aber iſt wohl ein Verhältniß darin, daß ein Journalheft von 8 Bogen auf 5 Quartſeiten, und dagegen manches wichtigere Werk auf ſo viel Zeilen, und ganze Jahrgänge großer und guter Journale gar niemals rezenſirt werden? Und muß die Bemerkung dieſes (und ähnlicher?) Mißverhältniſſe dem leſenden Publicum nicht unangenehme Empfindungen erregen?

Ich habe aus eben dieſer Urſache und auf Verlangen Hofrath Schützens unſern Contract mit der Litt.Zeitung, die Recenſion der Horen betreffend, wieder caſſiert. Sie gewinnen dadurch die Unkoſten der Recenſionen, und der Verluſt iſt nicht ſehr bedeutend. Mit dem Anfang des nächſten Jahrs, und ſo überhaupt mit dem Anfang eines jeden Jahrs wird, auf Koſten der Litt.Zeitung, immer eine Generalrecenſion des ganzen vorhergegangenen Jahrgangs erfolgen.[2]

Da Sie Luſt haben, auch meine übrigen Werke zu verlegen, ſo wollen wir das nächſte Jahr, wenns irgend möglich iſt, mit einer verbeſſerten Auflage meiner Schauſpiele den Anfang machen, vorausgeſezt, daß Göſchen des Carlos wegen darein willigt.[3] Meine vermiſchten kleinen proſaiſchen Schriften und Gedichte hat Cruſius ſchon, dem ich ſie nicht nehmen kann; es bleiben alſo vor der Hand nur die Schauſpiele, und in der Folge die äſthetiſchen Briefe übrig. Doch von allem dieſem wird ſich mündlich ſchon ſprechen laſſen.

Die Recenſion der Flora werden Sie nun in der Litt.Zeitung[4] gefunden haben. Der Recenſent war ſtrenger als ich wünſchte, und ich habe noch manches ausgeſtrichen, was zum Nachtheil der einzelnen Stücke bemerkt worden war. Beobachten Sie aber doch künftig eine ſtrengere Wahl, denn mehrere Aufſätze in der Flora ſind wirklich ſchwer zu vertheidigen.

Leben Sie wohl und geben Sie mir bald wieder gute Nachrichten. Der Ihrige
Sch.

Und dann ſechs Bogen geſchmacklos mit gothiſchen Mönchsbuchſtaben gedruckt, nachdem Thalia ſchon ſo niedlich erſchienen war, ſechszehn Groſchen"! Was ſollen die Nachdrucker dazu ſagen? G., den 18. Febr. 1795. G."

[1] Auch auf andrer Seite gab jene Recenſion Anſtoß. „Hennings hat ſchon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recenſion der Schütziſchen Recenſion der Horen abdrucken laſſen, die mit den Horen ganz honett, aber mit dem Recenſenten deſto ärger umgehen ſoll." W. Humboldt an Schiller, 17. Juli 95.

[2] Vgl. S. 24, Note 3. Nachdem ſich nunmehr überblicken läßt, was zwiſchen Schiller und Cotta über dieſe ſo viel angefochtene Uebereinkunft mit Hofrath Schütz zu fortlaufenden Beſprechungen der Horen in der Allg. Litt.Ztg. verhandelt wurde, ſo ergibt ſich zunächſt — namentlich im Anblick der Briefe Schillers an Cotta vom 2. Okt. und 22. Dez. 1794 und der Antworten Cotta's —, wie unbegründet die Bemerkung Max Müllers in ſeiner mehrerwähnten Publikation in der Deutſchen Rundſchau, S. 57 iſt: „Es hat ſich herausgeſtellt, daß Cotta, der Verleger der Horen, lobende Beſprechungen der neuen Zeitſchrift bei der damals einflußreichen Jenaiſchen Literatur-Ztg. beſtellt hatte." Schon aus dem Briefe Schillers an Goethe vom 8. Okt. 1794 und noch mehr aus ſeinem Briefe an Schütz, 30. Sept. 1794 (F. K. J. Schütz, Chriſtian Gottfried Schütz. Darſtellung ſeines Lebens ꝛc. Halle 1835. II, S. 419), war zu entnehmen, daß Cotta bei der Sache unmittelbar gar nicht betheiligt war, ſowie daß Schillers Abmachung mit Schütz in keinerlei Weiſe die Grenze des Zuläſſigen überſchritt und im Hinblick auf die damaligen literariſchen Zuſtände durchaus gerechtfertigt war.

[3] Schiller gibt hier zum erſten Mal gegen Cotta die Abſicht einer Sammlung ſeiner Schauſpiele kund, eines Unternehmens, das ſich immer verzögerte, zu dem im Jahr 1804 wirkliche Anſtalten gemacht wurden und das ſchließlich erſt 1805 nach Schillers Tod als „Theater von Schiller" (in 5 Bänden) bei Cotta in die Öffentlichkeit trat. G. J. Göſchen war Verleger des Don Carlos, ſowohl der in der Thalia ſeit 1785 veröffentlichten Fragmente als des im Jahr 1787 erſchienenen vollſtändigen Dramas. Auch den Verlag der (verkürzten) Theaterbearbeitung des Carlos hatte Schiller Göſchen zugeſagt, GGB. 30, wozu noch Schillers Brief an Göſchen vom 9. Jan. 1789 (Grenzb. 1870, II. Viertelj., S. 373) zu vergleichen iſt.

[4] In der Nr. 69 vom 7. März 1795.

57. Schiller an Cotta.

[Jena] den 19. März 95. 20. März [illegible]

Hier folgt der Beſchluß des 2ten Aufſatzes zum 4ten Stücke. Mit dem nächſten Poſttag erhalten Sie einen neuen Aufſatz von Göthen,[1] der eben abgeſchrieben wird. Von mir wird in dieſem Stücke doch auch ein ſtarker Beytrag erſcheinen, hiſtoriſchen Innhalts.[2]

Es freut mich, daß ſich die Liebhaber der Horen noch immer vermehren. Unſer Journal wird auch an Varietät immer mehr gewinnen.

Veränderungen mit dem Papier wollte ich für dieſen Jahrgang nicht mehr anrathen. Im nächſten laſſen ſich dafür noch verſchiedene Aenderungen auch in Rückſicht auf den Druck treffen.

Es iſt mir angenehm, daß wir Sie auf Ihrer Reiſe nach Leipzig hier ſehen werden. Richten Sie es aber doch ſo ein, daß Sie wenigſtens einen vollen Tag bleiben können. Es giebt ſo mancherley zu reden und miteinander abzuthun, was einem nicht ſogleich einfällt. Auch würde es gut ſeyn, wenn Sie hier herum noch einige perſönliche Bekanntſchaften machten.

Außer dem Briefe, worinn Engels Manuſcript lag, werden Sie noch 2[3] von mir erhalten haben.

Dieſes 4te Stück hoffe ich wird nun in den erſten Wochen des Aprils fertig ſeyn können. Von meiner Seite ſoll es gewiß nicht fehlen. Leben Sie recht wohl.

Sch.

58. Cotta an Schiller.

Tübingen, 20. Merz 95.

Euer Wolgeboren Beide geehrte v. 4. u. 9. habe ich, jenes den 17., dieſes geſtern erhalten, und in der Anlage folgt bereits ein drittes Heft, dem mit dem nächſten Poſtwagen die übrige nachfolgen, welchen ich ſodann fl. 351 beilege, und heute an Ihren Herrn Vater die angewieſenen fl. 9 ſende, um die Summe von 200 Rth. oder . . . . fl. 360 voll zu machen; ich erbitte mir hierüber eine Beſcheinigung und zugleich gefällige Nachricht: ob ich Ihnen bei meiner Durchreiſe durch Jena nicht wiederum eine zu beſtimmende Summe mitbringen ſolle? Ferner Wem und wie viel ich an der OſterMeſſe Zalung zu leiſten habe? Sie verbinden mich, wenn Sie mich hierüber mit umgehender Poſt benachrichtigen, damit ich es noch vor meiner Abreiſe erfare. Auch bitte ich Sie, den Reſt des Manuſkripts zum 4ten Heft (ich ſeze voraus, der Anfang davon ſeye bereits abgegangen) gewis ſogleich nach Eingang dieſes abzuſenden, damit es noch vor meiner Abreiſe fertig werden kan.

---

[1] Die Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. IV. 41–67.

[2] Belagerung von Antwerpen, IV. 69–119.

[3] Eigentlich drei, vom 4. 9. und 16. März

Wir ſegeln immerhin noch mit dem günſtigſten Wind, und ich bin verſichert, daſs, da Sie ſich ſo warm und eifrig für diſs ſchöne Inſtitut intereſſiren, es noch lange ſo gut gehen wird. Die beiden Aufſäze im 4ten[1] Heft von Engel und Herder ſind vortreflich — Dante's Hölle von Schulz[2] iſt auch ein Meiſterſtük, nur will mir manchmal die Ueberſezung nicht ganz gefallen, ich meine, ſie habe etwas hartes, und doch iſt diſs nicht der eigentliche Ausdruk, ich glaube, ich würde beſſer ſagen, die Sprache der Ueberſezung ſeye etwas älter, als die unſeres Zeit-Alters — die Bemerkungen ſind aber vortreflich. — Der 1te Aufſaz hat auch einen Meiſter zum Verfaſſer, ich kan ihn aber nicht erraten.

Ich habe immer noch 4 mir ſehr anliegende Bitten auf dem Herzen, die ich Ihrer Freundſchaft und Güte beſtens empfele:

Recenſion der Flora
Beiträge für dieſe
Recenſion von Poſſelts Annalen
— — — Biographien.

Sie erweiſen mir einen groſſen, groſſen Gefallen, wenn Sie mir diſe Bitten erfüllen — Die Biographien wünſchte ich gar zu gerne von Ihnen beurteilt, nur des Verfaſſers wegen.[3]

Vergeſſen Sie nicht, an Hrn. Hofrat Lichtenberg wegen der Horen zu ſchreiben, es wäre gewiſs Gewinn, wenn diſer mitarbeitete.

Sie haben doch die Fabel von Pfeffel leztbin erhalten? ich mache diſe Frage, weil Sie klagen, daſs Ihnen kleine Aufſäze fehlen. Pfeffel verſpricht vierteljährig eine ſolche Fabel oder Gedicht.

Da Sie „Hölderlin's Hyperion" empfelen, ſo wollen wir ihn verlegen[4] — wollen Sie ihm diſs ſchreiben? oder ſollen wir es thun?

Ich freue mich auf den Abend, den ich heute über 5 Wochen bei Ihnen zubringen darf; könte ich ihn auf Jahre verlängern.

Mit unwandelbarer Hochachtung Euer Wolgeboren ꝛc.

J. F. Cotta.

Darf ich für den künftigen GartenCalender auf keine Beiträge hoffen? Ich laſſe Ihre Recenſion de facto darein abdruken![5]

---

[1] Verſchrieben ſtatt 3ten.

[2] Verſchrieben ſtatt Schlegel.

[3] Cotta's [illegible] Jahn, S. 37, Note 3.

[4] Er erſchien in 2 Theilen 1797–99 in erſter Auflage, Cotta'ſcher Verlag. Hölderlin an ſeinen Bruder, Jena, 13. April 1795: „Mein Werkchen hat Cotta in Tübingen auf Schillers Veranlaſſung in Verlag genommen. Wie viel er mir bezahlen wird, ſoll, ſo will es Schiller, ausgemacht werden, wenn Cotta hieher kommt." (Höld. Sämmtl. W. II, 23.) Hölderlin hatte damals ſeine Erzieherſtelle bei Frau v. Kalb niedergelegt und war, von Schillers Freundſchaft und Fichte's Vorleſungen angezogen, im Januar 1795 nach Jena übergeſiedelt.

[5] Sie iſt nicht abgedruckt worden.

39. Schiller an Cotta.

[Jena] den 29. März 95. 6. April / 7. April

Das dritte Stück der Horen habe ich erhalten, und heute geht neues Manuſcript an Sie ab. Die lezten Lieferungen werden, hoffe ich, zu rechter Zeit angelangt ſeyn. Von dem Aufſatz, deſſen Anfang Sie heute erhalten,[1] ſind noch etwa anderthalb Bogen zurück, die auf den nächſten Freytag abgehen. Dann iſt das 4te Stück fertig.

Ich danke Ihnen für Ueberſendung des Geldes. Morgen erwarte ich es nebſt dem Transport der Horen. Wieviel auf die Oſtermeſſe für die Autoren zu bezahlen iſt, kann ich Ihnen noch nicht ganz beſtimmt ſagen, weil Göthe ſich noch nicht erklärt hat, wieviel er verlangt. Wenn wir 4 Hefte zuſammen nehmen, ſo wird es wahrſcheinlich betragen:

Für Göthe ſechs Bogen	48 Lvors
Für Schlegel, vier Bogen	20 Lvors
Für Hrn. v. Humboldt, fünf Bogen .	30 Lvors
Für Fichte ein Bogen	6 Lvors
Für Meyer ein und ³/₄ Bogen . . .	8 Lvors
Für Herder ein, ¹/₄ Bogen	8 Lvors
Für Engel ⁵/₈ Bogen	4 Lvors

Wenn Sie hier ſind, wollen wir es dann genauer berechnen; aber ich halte es für gut, daß die 4 erſten Stücke auf Oſtern ganz bezahlt werden, und alsdann vor Oſtern 1796 keine neue Zahlung mehr geſchieht. So kommt dieſe Sache in Ordnung.

Wenn Sie außer dieſem Gelde noch 100 Rthlr. für mich mitbringen wollen, ſo wird mir das ſehr lieb ſeyn. Ich will dann auch biß auf Oſtern 96 warten.

Das Honorar der erſten 4 Stücke fällt ſtärker aus, als die folgenden ſeyn werden, weil wir in dieſen Stücken lauter theure Autoren haben. Künftig aber ſollen Sie, wie ich hoffe, wohlfeiler wegkommen. Auch kann es ſeyn, daß Göthe etwas weniger fodert.

Die Flora iſt längſt recenſiert, was die andern Recenſionen betrifft, ſo gibt mein voriger Brief darüber Auskunft. Zu Aufſätzen für die Flora habe ich ſeither ſchlechterdings nicht kommen können, weil ich erſtaunlich viele Arbeiten und Zerſtreuungen hatte, aber Wort halte ich gewiß.

Ich habe jezt ein eigen Siegel für die Horen,[2] welches ich heute erhalten werde. Weil der Nahme Horen darauf ſteht, ſo kann man es auf der Poſt gleich erkennen, und ich vermuthe, daß es jezt mit einem einfachen Couvert an D. Cotta in Stuttgart genug ſeyn wird. Schreiben Sie mir darüber.

---

[1] Die Belagerung Antwerpens.

[2] ſ. S. 34, Note 4.

Ich habe unter Ihren Verlags-Schriften auch eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen gefunden.[1] Dieſe bitte ich mir von Ihnen aus.

Von dem 3ten Stück ſeyen Sie ſo gut mir noch 3 Stücke nachzuſchicken, 1 für die hieſige Poſt, welches kürzlich beſtellt worden (die 2 erſten habe ich von den vorräthigen hergegeben) und die zwey andern für Schlegel und Engel, weil dieſe Autoren Aufſäze in dieſem Stück haben und alſo ein FreyExemplar von dem Stück bekommen.[2]

---

60. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 29. Merz 1795.)

Euer Wolgeboren beide gütige Schreiben v. 16. u. 19. habe ich vorgeſtern und heute mit dem beigelegten Manuſcript richtig erhalten, und diſes ſogleich in die Trukerei abgegeben. Ich bin nun äuſſerſt begierig auf den Aufſaz von Ihnen, den Sie für das 4te Heſt noch beſtimmt haben. Es kommen immer noch zalreiche Beſtellungen.

Unſern verbindlichſten Dank für Ihre Zuſicherung, Ihre ſämmtlichen Schauſpiele verlegen zu dörfen. Wegen Göſchen wollen wir uns mündlich verabreden. Ich habe indeſſen die ſchöne Ausgabe von Wielands Werken[3] erhalten und glaube Sie verſichern zu können, daß Ihre Schauſpiele ſo ſchön oder noch ſchöner getrukt werden ſollen.

Ich werde das Möglichſte thun, um Einen vollen Tag bei Ihnen verweilen zu können — Meinen Wünſchen nach ſolte dieſer Aufenthalt Jahre lang ſeyn.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

61. Schiller an Cotta.

[Jena] den 6. April [1795].

Sie erhalten hier die Fortſetzung meines Aufſatzes. So gern ich auch wollte, ſo habe ich ihn doch in dieſem Stück nicht beſchließen können. Die Fortſetzung ſoll aber in 8 Tagen zum Vten Stück folgen. Weil ich nicht weiß, wie viel das Manuſcript im Druck beträgt, ſo ſchicke ich Ihnen zum Ueberfluß noch einige Gedichte, die mir Voß zu den Horen geſandt hat. Sollte die Proſa nicht ganz

---

[1] Sammlung intereſſanter und zweckmäßig abgefaßter Reiſebeſchreibungen für die Jugend. 1793–95. 3 Theile. Thunbergs Reiſe nach Japan, Ceylon und Java, Lord Anſons Reiſe um die Welt ꝛc. enthaltend.

[2] Der Brief hat keine Unterſchrift, obgleich die vierte Seite leer geblieben iſt.

[3] Wohl die bei G. J. Göſchen in Leipzig von 1794 bis 1802 in 36 Bänden und 6 Supplementbänden erſchienene Ausgabe in groß Octav, auf die auch Schiller in ſeinem Brief aus Ludwigsburg, 4. Febr. 1794 (Grenzb. 1879, II Bd. 385), pränumerierte. (Vgl. [illegible] 284.)

7 Bogen füllen, ſo rücken Sie ſoviel von den Gedichten ein, als noch Platz haben; denn der 7te Bogen muß bey dieſem Stück voll werden, weil es bey dem vorigen fehlte. Iſt aber das Stück ohne das complett, ſo werde ich nachher beſtimmen, in welcher Ordnung die Gedichte einzurücken ſind.

Ich hoffe, daß Sie mir Exemplare des 4ten Stücks mitbringen können. Zugleich wollte ich Sie bitten, meine Familie und meine Schwägerin[1] wiſſen zu laſſen, daß Sie nach Jena reiſen.

Das Geld habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich. Anbey folgt die Quittung, der ich auch die fl. 9. für meinen Vater beygezahlt habe.

In Ihrer Adreſſe werde ich auch in Ihrer Abweſenheit wohl nichts zu ändern haben. Uebrigens werden meine Briefe an H. Zahn gerichtet ſeyn.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich Sie zu ſehen. Ihr Sch.

*

(Auf einem beſonderen Blatt.)

Für einen im dritten und vierten Stück der Horen 1795 eingerückten Aufſatz (Dantes Hölle betitelt) bezahlt die J. G. Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen an Hrn. Schlegel in Amſterdam auf die Leipziger Oſtermeſſe a. c.

Sechszehn Carolin in Golde

Jena den 25. April 1795. F. Schiller.

Für Hrn. Schlegel in Dresden bey Herr Appellationsrath Körner in Dresden wohnhaft.

Schiller an Körner, 1. Mai 1795: „Cotta, der vor einigen Tagen hier durch kam, hat von den Horen große Hoffnungen. Er iſt nicht weit von 1800 Exemplaren und äußerſt zufrieden."

Schiller an Zahn.

Jena den 4. May 95. 13. Mai
16. Mai.

Sie erhalten hier den Reſt des Manuſcripts zu dem Vten Stücke.[2] Es wird mehr als 7 Bogen betragen, aber doch muß alles in das Vte Stück kommen. Da der Aufſatz über die Kunſtſchulen[3] kein Honorar koſtet, ſo kann man den achten Bogen daran wenden. Sollte auf dem 8ten Bogen Raum übrig bleiben, ſo ſind Sie ſo gütig die Gedichte welche ich Ihnen vor einigen Wochen überſchickte, noch darauf abdrucken zu laſſen, wenigſtens ſoviele noch Platz finden. Sollten alle 3 noch Platz haben, ſo bemerken Sie in einer Note, daß die Muſik dazu in einem der künftigen Stücke werde nachgeliefert werden. Dieſe Note iſt aber nicht nöthig, ſobald nicht alle drey abgedruckt werden.[1]

---

[1] Karoline von Lengefeld, die ſeit ihrer Vermählung mit W. v. Wolzogen im Herbſt 1794 in Stuttgart lebte.

[2] „Das fünfte Stück, das ſchlechteſte von allen." Schiller an Goethe, 27. Jan. 1796. Bei der Ueberſendung des V. Stücks an den Herzog von Auguſtenburg, 9. Juni 1795, klagte Schiller über die Armuth Deutſchlands an guten Autoren und an friſchen und geſunden Produkten des Genies und des philoſophiſchen Geiſtes, ſo daß es ſchwer halte, dem Publikum etwas Befriedigendes vorzulegen. Max Müller a. a. O. S. 58.

[3] Vom Coadjutor Frhrn. v. Dalberg in Erfurt; Schiller an Körner, 5. April 1795: „Vom Coadjutor iſt ein unendlich elender Aufſatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin wieder los zu ſeyn." Beim Abdruck dieſes Aufſatzes im V. Stück bediente ſich Schiller zur Entſchuldigung der Aufnahme des Mittels,

Ich habe vor 8 Tagen Hrn. Cotta ganz vergnügt und wohlauf verlaſſen und hoffe, daß er mit ſeinen Expeditionen in Leipzig wird zufrieden ſeyn. Wir haben einen ſehr vergnügten Tag, in Göthe's Geſellſchaft,[2] zuſammen zugebracht. Sehen Sie nun, wie Sie es einrichten, daß auch Sie uns einmal hier beſuchen können. Es wäre mir recht angenehm, wenn wir miteinander bekannter werden könnten. Ich ſprach mit Hrn. Cotta darüber, ob es Ihnen nicht vielleicht eine intereſſante Beſchäftigung ſeyn könnte, ſich in eine fremde Litteratur (die engliſche, italieniſche oder auch ſpaniſche) hinein zu ſtudieren und die vorzüglichſten Werke daraus für Deutſchland zu bearbeiten. Es wäre dieß nicht nur eine treffliche Uebung für Ihren Geiſt, ſondern auch zugleich eine ergiebige Quelle zu intereſſanten Beyträgen für Journale. Ueberlegen Sie meinen Vorſchlag. Der Ihrige

Schiller.

62. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 6. Mai 1795.)

Schäzbarſter Freund! Die Poſt hat mir die Horen erſt geſtern gebracht, ich konnte alſo die 2 felenden Hefte nicht früher abſenden. Ich lege diſen
Seldorf 1r und Adele für Ihre Frau Gemalin und
Sammlung von Reiſen 3r für Sie bei.[3]

So viel ich bis jezo vom Abſaz der Horen im Gewül der Geſchäften urteilen kann, ſo dürfen wir wol damit zufrieden ſeyn; es wurde manches remittirt, aber dagegen auch wieder aufs Neue beſtellt. — Wenn Ihnen der Himmel nur Ihre Geſundheit ferner forterhält, ſo wird es troz der üblen Prophezeihung ſtets beſſer gehen.

Albrecht[4] befindet ſich auf einem Landgut bei Hamburg, Hr. Hoffmann von Hamburg will mir einen Brief an ihn beſorgen.

---

daß er in einer Redaktionsbemerkung, den Grundſatz der Anonymität der Verfaſſer durchbrechend, Dalberg als Verfaſſer nannte und die Briefſtelle, worin derſelbe bedauerte, daß Berufsgeſchäfte ihn hinderten, ſich künftig an den Horen zu betheiligen, veröffentlichte.

[1] Es wurden zwei der Voß'ſchen Gedichte aufgenommen: Weihe der Schönheit (V, 135) und Sängerlohn (V, 138); das dritte, Dichtkunſt, kam ins VII. St. (S. 77), in welchem auch die Compoſitionen aller drei Gedichte, von J. F. Reichardt, nachgeliefert wurden.

[2] Goethe war vom 29. März bis 2. Mai in Jena.

[3] Cotta'ſche Verlagsartikel zur Oſtermeſſe 1795: Die Familie Seldorf, eine Geſchichte von L. F. Huber. (1. Theil 1795, 2. Th. 1796.) — Adele von Senange, oder Briefe des Lords Sydenham. Aus dem Franzöſiſchen von L. F. Huber. (Huber gab bei beiden bloß den Namen her, der wahre Verfaſſer, beziehungsweiſe Ueberſetzer war ſeine Frau.) — Thunbergs Reiſe I, S. 90, Note 1.

[4] J. Fr. Ernſt Albrecht, geb. 1752, Arzt, Theaterſchriftſteller, geſtorben 1814 in Hamburg; er gab 1808 eine Proſabearbeitung des Don Carlos von Schiller heraus. SS. V, 2, S. 1 ff. Seine Frau, die Schauſpielerin Sophie Albrecht, war zu Schiller in engen freundſchaftlichen Beziehungen geſtanden; vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 183; Schiller-Album, Dresden 1861, S. 141 ff. — Ein B. G. Hoffmann war Verlagsbuchhändler in Hamburg.

Mein leztes Schreiben[1] werden Sie erhalten haben; ich vergaß Ihnen darinn zu melden, daß mir Göſchen auch Ihren Callias[2] cedirte, ſo daß ich nun mit Niemand Ihren Verlag theilen darf. Diß iſt mir das Angenemſte, was mir hätte zufallen können; glauben Sie aber auch, daß ich Ihre Güte ewig zu erkennen weiß.

Haben Sie etwas ins Vaterland, ſo bitte ich, es vor nächſten Dinſtag hieher zu ſchaffen.

Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich geh. und Ihren lieben Kleinen küſſe ich herzlich. Mit unwandelbarer Hochachtung Dero gh. D.

Cotta.

63. Cotta an Schiller.

Leipzig, 8. Mai 1795.

Dem Ende der Meſſe bin ich nun zimlich nahe, und glaube Sie, ſchäzbarſter Freund, verſichern zu können, daß wir mit dem Abſaz der Horen immerhin noch zufrieden ſeyn können, und daß dieſer täglich noch zunemen wird, wenn Sie ſoviel möglich Beiträge liefern und einige Aufſäze der andern Mitarbeiter mehr zum gröſſern Haufen ſich herabſtimmen. Noch ſtehet uns an den nordiſchen Gegenden, und, wenn der gewiß zu erwartende Friede ſtatt hat, an den rheiniſchen Gegenden ein groſſer Verkaufs-Sprengel offen, der uns einen beträchtlichen Abſaz erwarten läßt.

Wenn ich Sie jezo nur bitten dörfte, es ſo einzurichten, daß wir nach und nach ſo weit kämen, daß die Hefte mit dem erſten jeden Monats ausgegeben würden; auſſer andern Gründen hat diß auch noch den Vorteil, daß die Buchhändler wenig Auslagen damit haben, weil ſie ſodann die Hefte mit Poſſelts Annalen erhielten und daher nicht doppeltes Porto bezalen dörften.

Seit dem ich die Ehre hatte, das Paket am 5. h. an Sie mit einem Brief[3] abzuſenden, habe ich mit Göſchen noch einen ſtarken Auftritt gehabt, wobei er mich auf die kränkendſte Art behandelte. Die Urſache war, wie Sie ſich ſchon vorſtellen werden, der mir gütigſt zugedachte Verlag Ihrer theatraliſchen und einheimiſchen Schriften, und der Anlas hiezu die Vergleichung ſchöner DrukArten, wo er von einem ich glaube engliſchen Druk behauptete, man könne ihn nicht in Tübingen, ſo wie man überhaupt dort nicht kenne, was es heiſſe, ſein Wort als ein ehrlicher Mann zu halten. Ich erwiderte ihm hierauf freundſchaftlich aber ernſt, daß er ja einen ganzen Ort nicht nach Einzelnen beurteilen könne, daß ich daher ſeine Aeuſſerung nicht begreiffen, mir aber wol vorſtellen könne, auf was er ziele. Er ſprach hierauf von Advokatenkniffen, die ihm unbekant ſeyen, vom ſchändlichen Abſpannen der Autoren ꝛc. ꝛc., haranguirte in dieſem Ton fort, bis er auf die endliche Schlußfolge kam, er werde nun den Don Carlos einzeln druken, es ſolle, wie er ſich vorgenommen habe, das **Non plus ultra** typographiſcher Schönheit werden, ſein Freund Ramberg[1] habe ihm ſchon die Zeichnungen geliefert und Bartalozzi[2] werden ſie ſtechen, der Text bleibe ganz unverändert, weil er darüber die Stimmen des Publikums ſchon geſammelt hätte, die diſes Produkt ganz in ſeiner alten Geſtalt haben wolten: ich konte leicht merken, wohin diſer Schreckſchuß gehen ſolte, und erwiderte nichts darauf, als daß es dem Publikum angenehm ſein müßte, einen typographiſchen Wetteifer hiedurch zu erfahren, indem ich Ihre Werke von Bodoni[3] in Parma druken laſſen würde. Ich fügte diſem hinzu, daß er wirklich in einer ſehr empfindlichen Stimmung wäre, daß ich ihn freundſchaftlich bitte, von diſem Gegenſtand jezo abzubrechen, er möchte mir aber eine Stunde beſtimmen, wo wir mit kaltem Blut Ihren und meinen Wünſchen gemäß uns über diſe Sache beſprechen und verbinden konten. Er verſicherte mich, daß er nie ruhiger ſeyn würde, als er es wirklich ſeye, indem er ſeine Leidenſchaften zu bekämpfen gelernt habe, ſagte mir ſodann in diſer ſeinem Vorgeben nach ſo ruhigen Stimmung die bitterſten und kränkendſten Dinge gegen meinen Karakter, wovon das HauptReſultat das war, daß er als Kaufmann es wol leiden könne, daß mir diſe Unternemung zugefallen ſeye, daß es aber niederträchtig von mir ſeye, mich zwiſchen zwei Freunde eingeſchlichen und die ihm ſo heilige Bande der Freundſchaft zerriſſen zu haben und Sie dadurch dahin gebracht habe, daß Sie das ihm gegebene Wort zurücknämten. Ich konte kaum es dahin bringen, daß er mit Wenigem meine Vertheidigung anhörte, in der auch, wenn es nötig wäre, die Ihrige läge und die ich aus Gründen hier wiederholen will.

---

[1] Fehlt; es iſt am 4., ſpäteſtens 5. Mai geſchrieben, da laut dem folgenden Brief Cotta's vom 8. Mai am Montag den 4. die Unterredung zwiſchen ihm und Göſchen ſtattfand, in welcher Lezterer erklärte, er überlaſſe Cotta alle Schilleriſchen Schriften zum Verlag. In dem verloren gegangenen Brief berichtete Cotta wohl bloß die Abtretung des Don Carlos.

[2] Schiller beabſichtigte, ein Geſpräch: Kallias, oder über die Schönheit, herauszugeben. Weiteres hierüber in SchKB. II. 354. 358 und faſt im ganzen III. Buch, ferner SS. X. 69 f. und 550 f. Schiller hatte dieſes Werk Göſchen verſprochen, vgl. Göſchens Brief an Schiller vom 1. Nov. 1793 (GSB., 91); die „Philoſophie des Umgangs" oder, wie es in Schillers Brief an Haug heißt: „die Theorie des ſchönen Umgangs" (Keller, Beiträge. 1859. S. 60), iſt eben der Kallias. S. auch noch S. 1. Note 3. Der Kallias kam nicht zu Stande; die Ideen desſelben verarbeitete Schiller in den Briefen über äſthetiſche Erziehung.

[3] Nr. 62 vom 6. Mai.

---

[1] Joh. Heinrich **Ramberg**, geb. 22. Juli 1763 zu Hannover, geſt. 6. Juli 1840. Er illuſtrirte u. A. den Don Carlos bei Göſchen und war der unvermeidliche Illuſtrator der Taſchenbücher und Almanache des erſten Viertels unſers Jahrhunderts. Vgl. noch über ihn II. X, 550 f. In einem (ungedruckten) Brief aus Hannover, 14. Dezember 1794, zeigt Ramberg Schiller an, er ſei gegenwärtig mit einer „Gallerie" aus deſſen „unvergleichlichen" Schriften beſchäftigt. Der Kunſthändler Frauenholz in Nürnberg (vgl. über ihn I, 90, A. 1) habe nämlich bei ihm eine Suite von Gemälden aus Don Carlos ausführen, welche er in großen Kupferſtichen herauszugeben gedenke; zwei dieſer Stücke ſeien bereits beinahe fertig: das eine ſtelle den ſterbenden Poſa im Arm des Don Carlos, das andere die Entrevue des Carlos und der Fürſtin Eboli vor; indeſſen ſei er noch wegen eines dritten in Unterhandlung, das die letzte Scene, eine Compoſition von vielen Figuren darſtellen ſolle. Er habe ſich in den Kopf geſetzt, daß dieſe Nachricht Schiller Freude machen werde, und bitte ihn, es ihm ohne Umſtände wiſſen zu laſſen, wo er ihm mit ſeiner Kunſt nützlich ſein oder einiges Vergnügen verſchaffen könne. Eine „Galerie zu Schillers Gedichten" von Ramberg, mit Erläuterungen von Böttiger, erſchien in der „Minerva" von 1809—1818.

[2] Der Kupferſtecher Francesco **Bartalozzi**, geb. 1730 zu Florenz. Er lebte von 1764 bis 1807 in England, wo er ſich durch ſeine geiſtreichen geätzten Blätter, noch mehr aber durch ſeine dem Zeitgeſchmack huldigenden Stiche in der von ihm weſentlich vervollkommneten Punktirungsmanier Ruhm, Ehre und Reichthum erwarb. Er ſtarb 1815 als Direktor einer Maler- und Kupferſtecherakademie zu Liſſabon. Die Summe ſeiner Stiche beträgt über 2000. (Fr. Müllers Künſtlerlexikon, I, 95.)

[3] Der berühmte Buchdrucker und Schriftſchneider Johann Baptiſt **Bodoni**, geb. am 16. Februar 1740 zu Saluzzo. Er ſtand ſeit 1768 an der Spitze der Druckerei des Herzogs Ferdinand in Parma, die er nach dem Muſter der Druckereien von Paris, Madrid und Turin einrichtete und zur erſten Anſtalt dieſer Art in Europa erhob, und welche die wegen ihres ſchönen Drucks ſo hochgeſchätzten Prachtausgaben griechiſcher, lateiniſcher, italieniſcher und franzöſiſcher Klaſſiker lieferte. Bodoni ſtarb am 29. November 1813.

Der Anlaß unſerer Verbindung ſeye eine Unternemung geweſen, die von mir entworfen, von Ihnen ſchon längſt auch gedacht und ſodann zur Ausfürung übernommen worden ſeye. Auf diſe Unternemung hätte alſo kein Menſch als ich Anſprüche gehabt, wir hätten einen Contract darüber entworfen, nach welchem diſe Unternemung jede andere an Gröſſe weit übertreffen und ſelbſt bis auf Ihre Hinterlaſſene zum Vorteil hätte ausgedehnt werden können; daß Sie mir ſodann auch die Horen zugeſagt hätten, weil er ſie, wie er ja ſelbſt zugebe, nicht gewollt hätte,[1] daß diſe nur alsdann erſt ausgefürt hätten werden ſollen, wenn jene ſchon einige Zeit ihr Beginnen gehabt hätte, daß aber alsdann mit diſer angefangen worden wäre, weil Ihre Aerzte bei jener für Ihre Geſundheit zu ſehr beſorgt geweſen wären. Es ſeye natürlich geweſen, daß ich bei einer ſo genauen Verbindung mit Ihnen den Wunſch nicht unterdrükt hätte, künftig Ihr Verleger zu ſeyn, daß Sie mir diß zugeſagt hätten, weil Sie ihn ohnediß mit der Herausgabe der Wielandiſchen Werke mit allen ſeinen Kräften beſchäftiget glaubten; daß Sie ihm dem unerachtet ſehr wol zugethan ſeyen, und daß eben hieraus mein Auftrag ſich herleite, mich mit ihm wegen des Don Carlos freundſchaftlich abzufinden, daß ich auch zu jedem Vorſchlag von ihm geneigt ſeye, und daher ihm ſeine leztern Montag[2] geäuſſerte Verſicherung, er überlaſſe mir alle Ihre Schriften, den Don Carlos, Callias ꝛc. herzlich gerne, vollkommen zurükgäbe, und ihn wiederholt bitte, er möchte mir doch eine andre Stunde, wo ſein Blut einen weniger raſchen Umlauf hätte, zur Unterredung über diſen Gegenſtand beſtimmen, ich ſeye, Gott wiſſe es, mit dem freundſchaftlichſten Herzen zu ihm gekommen, ich hege noch die nemliche Geſinnungen, würde aber, wenn er dieſen Ton nun nicht verlieſſe, ganz die Achtung, die ich bisher gegen ihn gehabt hätte, und die mich ſo kalt bleiben lieſſe, verlieren. Diß half aber alles nicht, er tobte fort, holte mir zur Rechtfertigung ſeiner kränkenden Vorwürfen meiner niederträchtigen Erſchleichung einen Brief von Ihnen hervor, woraus er mir beweiſen wolte, daß ich Sie habe abſpänſtig machen wollen, weil Sie darinn wegen der voriges Jahr Ihnen ausbezalten Rth. 200 für ſeine Rechnung ihm ſchrieben, Sie hätten diß nicht anderſt machen können, wenn Sie mir den Kallias nicht hätten Preiß geben wollen.[3] Ich ſuchte ihm zu zeigen, daß hierinnen ein ganz andrer Sinn liege, und daß ich ihn vollkommen überzeugen könne, daß ich von diſer Beſchuldigung ganz freizuſprechen ſeye, wenn er die Gefälligkeit für mich haben wolle, einen ſeiner Leute in mein Gewölbe zu ſenden, der einen eben geſchriebenen Brief daraus abholen könte, woraus erhelle, daß er, Goeſchen ſelbſt, mir das erſte Wort von Ihrem Callias geſprochen hätte, und daß ich noch nie etwas von Ihnen davon erfahren hätte. Es war aber alles tauben Ohren vorgeſagt, er verfolgte mich mit ſo bittern Reden, daß ich diſen Auftritt unter die härteſten meines Lebens rechnen muß, und daß ich nicht anderſt abzuhelfen wußte, als daß ich ihm ſagte, ich habe ihn bis jezo ganz verkannt, und ich bitte ihn, das Geſchäft vorzunemen, weswegen ich gekommen wäre, nemlich das Abrechnen, oder ich müßte gehen. Nun beſchloß er mit der Verſicherung, daß er ſelbſt geſchenkt nichts mehr von Ihnen verlegen würde, auſſer den Don Carlos nach oben angefürter Art. Er glaubt uns hierinnen einen groſſen Tort zu thun, ich kan aber auch hierbei ſeinen kurzen Blick kaum begreiffen, nach dem er glaubt, das Publikum werde blos deßwegen eine Unternemung begünſtigen, weil er Goeſchen ſie anfüre und in ſeiner Drukerei vollenden laſſe, und es werde ſie einer andern vorziehen, die unter Aufſicht des Verfaſſers ſelbſt gemacht werden und die, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, gewis an typographiſcher Schönheit der von Goeſchen projektirten nicht nachſtehen ſolle.

---

[1] Vgl. S. 9. Note 2.

[2] Das Datum dieſes Briefes, 9. Mai, iſt ein Freitag, der „leztere Montag“ iſt alſo der 5. Mai.

[3] Es iſt dieß der S. 1 Note 3 erwähnte Brief vom 4. Mai 1794.

Er ſagte mir auch, daß er nun Hufeland und Schüz den Auftrag gegeben hätte, mit Ihnen darüber zu ſprechen, ich kan aber nicht begreiffen was das heiſſen ſolle, wenn er nichts von diſem Verlag will, wie er ausgibt, den Sie ihm doch beſtimmt hätten, wenn Sie hätten glauben können, ſeine Wielandiſche Unternemung erlaube es. Ich bin nun ſehr begierig auf Ihren nächſten Brief, den ich bald möglichſt nach Tübingen zu adreſſiren bitte, wohin ich nächſten Mittwoch abreiſe.

Laſſen Sie ſich und Ihrer Frau Gemalin mich beſtens empfolen ſeyn. Der Himmel erhalte Ihnen Ihre Geſundheit und mir Ihre Freundſchaft. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

64. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 11. Mai 1795.)

Euer Wolgeboren beſtättige ich hiedurch mein lezteres Schreiben durch Ueberbringern dieſes, meinen Bruder,[1] der bei ſeiner Durchreiſe durch Jena ſich die Freiheit nemen wird, Ihnen aufzuwarten und Sie zu fragen, ob Sie keine Aufträge ins Vaterland ihm zu geben haben, die er mit dem gröſten Vergnügen beſorgen wird.

---

[1] Den nachmaligen Buchhändler und Hofbuchdrucker Johann Georg Cotta, geboren in Stuttgart am 21. März 1761, verehelicht am 9. Auguſt 1796 mit Johanna Friederike Meißner aus Leonberg. Er ſtarb in Stuttgart am 14. Juli 1838.

Ich bin nun am Ende meiner Geſchäfte, und kan alſo den Abgang der Horen richtiger beurteilen. Nach der Ebbe und Fluth von Remittiren und WiederAbholen gibt ſich ein reiner Abſaz von etlichen 20 Ex., mit dem wir, da alles ſchon verſehen war, ſehr wol zufrieden ſeyn dörfen. Schenken Sie diſem ſchönen Inſtitut nur fernerhin Ihre Thätigkeit, ſo werden wir, Troz alles Lermens darüber, doch ſtets weitere Fortſchritte machen.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs nachdrücklichſte und bitte Sie nur mir doch recht bald nach Tübingen zu ſchreiben, denn nur Sie können mir Erſaz für G's kleines Betragen geben. Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

65. Schiller an Cotta.

Jena den 11. May 95. 17. Mai / 21. Mai

Es iſt mir freylich nicht angenehm, daß Göſchen ſich ſo ungeberdig bezeugt hat; aber ungerecht darf ich auch nicht gegen ihn ſeyn, und wenn er alſo den Carlos nicht gern verliert, ſo halte ich mich für verbunden, ihm dieſes Stück nicht zu entreiſſen. Ich werde aber die Bedingung machen, daß, wenn er ſolches verlegen ſollte, dieſes zugleich mit den übrigen meiner Schauſpiele geſchiebt, ſo daß wir uns im Format darnach richten können. Indeſſen ſprechen wir darüber noch ausführlicher.[1]

Sie ſchreiben von einem reinen Abſaz von 20 Exemplaren. Das iſt doch wohl ſo gemeynt, daß dieß ganz neue Beſtellungen ſind — nehmlich 20 Exemplarien mehr, als ſie überhaupt ſchon vor der Meſſe verſendet hatten?

Rechnen Sie auf meine gröſte Activität in Anſehung der Horen — ſowohl was die Redaction als was meine eigene Arbeiten betrifft. Wir wollen das Publicum gewiß noch zwingen; einſtweilen können wir ja zufrieden ſeyn.

Herdern hat Ihr Brief ſehr erfreut, und Sie können alles Gute von ihm erwarten, denn er ſchreibt mir ſehr viel ſchönes von Ihrem Brief. Hier eine Einlage von ihm.[2]

Das übrige ſchreibe mit der Poſt. Neues Manuſcript folgt in 8 Tagen.

Ganz der Ihrige Schiller.

[1] Der Auftritt zwiſchen Cotta und Göſchen wirkte auch auf die Beziehungen des Letztern zu Schiller ſtörend ein, und Schiller berichtet am 20. Juli Cotta über Aeußerungen Göſchens, die von deſſen Grimm gegen ihn zeugten. Dieſe Aeußerungen ſcheinen nicht direkt ausgeſprochen, ſondern durch dritte an Schiller hinterbracht worden zu ſein, wenigſtens fehlen Briefe Beider an einander von dieſem Zeitpunkt an bis zum April 1797, wo durch eine perſönliche Erklärung Schillers in Betreff des Carlos und des Geiſterſehers eine Annäherung an den alten Geſchäftsfreund herbeigeführt wurde. Göſchen ſprach dann am 29. Sept. 1797 gegen Schiller aus, er habe eine Prachtausgabe des Don Carlos liefern wollen, und deßhalb ſei Cottas Wunſch, den Carlos zu erhalten, für ihn ſo ſchmerzlich geweſen. „Den Gewinn hätte ich ihm gern gegönnt, aber meine Eitelkeit, mich als Typograph bey dieſem Buch in einem brillanten Licht zu zeigen, wollte nicht nachgeben. Das Vergangene erſcheint uns anders als das Gegenwärtige und ich wünſche ſehr, daß mich das Vorgefallene nicht ſo überraſcht oder zur Heftigkeit gereizt hätte." GSB., 201.

[2] War im Archiv der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung nicht aufzufinden.

66. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 12. Mai 1795.)

Hr. Görſerdt hat mir Ihr gütiges Schreiben vom 1. h.[1] erſt heute gebracht; und das im Augenblick, als ich wegen meiner Morgenden Abreiſe äuſſerſt im Gedränge bin, alſo nur kurz. Die Beziehung auf mein lezteres und die wiederholte Verſicherung, daß ich Goeſchens ſchönen Truk durch einen noch ſchöneren bei Ihren Werken gewis zu Schanden haben will, und ſollte ich auch in Italien einige Jahre deßwegen leben muſſen, denn Bodoni iſt doch noch was anderes als Goeſchen.

Hiebei die neuen Volksmärchen und Bücher[2].

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfielt ſich beſtens

J. F. Cotta.

Zahn an Schiller.

(Tübingen, 16. May 1795.)

Euer Wohlgebohren bezeuge ich hiedurch den Empfang des geſandten Mannſkripts für das [illegible]te Heft der Horen. Ich habe es dem Buchdruker nebſt den jüngſthin geſandten [illegible] Gedichten übergeben, und werde den Abdruk nach Dero Vorſchrift beſorgen laſſen.

Hrn. v. Cotta beneide ich ſehr um das Glück, einige Stunden in Ihrer und Hrn. Geh. R. v. Göthes Geſellſchaft zugebracht zu haben. Ich ſehe die Art und Weiſe nicht ab, wie auch ich es genieſſen könnte. Doch Zeit bringt Rath.

So gewiß mein Selbſtgefühl mich überzeugt, daß ich nie als Schriftſteller einen Nahmen verdienen werde, ſo verführeriſch iſt doch für meinen Stolz Ihre gute Meynung von meinem Talente; eine Meynung, die Sie vielleicht bei näherer Bekanntſchaft herabſtimmen würden. Wenn ich Kräfte in mir fühle, ſo ſind ſie gewiß nicht im Felde der ſchönen Wiſſenſchaften, wohl aber in den ſogenannten ſtrengen, zu welchen Unterricht und eigene Meynung mich hinführten, mit Erfolg brauchbar. Meine Sprachkenntniß iſt beſchränkt auf die franzöſiſche und italiäniſche Sprache; engliſch kann ich wenig mehr als leſen, und wünſchte freylich dieſe leztere Sprache gegen mein arabiſches, chaldäiſches und hebräiſches eintauſchen zu können. Indeſſen kann ich hoffen, beydes ſowohl engliſch als ſpaniſch bald zu lernen, da ich die Wurzelſprachen (teutſch bey jener und lateiniſch bey beyden) gründlich zu verſtehen glauben darf.

Wie dem ſey. So bald ich ein ſehr preſſantes Geſchäft, welches die nächſte 8—9 Monate ganz wegnehmen wird weg haben werde, will ich einen Verſuch machen, und Ihnen zur Entſcheidung vorlegen.

Mit vollkommenſter Hochachtung Euer Wohlgebohren ganz gehorſamer Diener

C. J. Zahn.

---

[1] Ein vom 1. Mai datirtes Schiller'ſches Schreiben findet ſich nicht vor.

[2] Die Schiller wohl bei Cotta's Anweſenheit in Jena beſtellt hatte. Ob unter den „neuen Volksmärchen" die „Neuen Volksmährchen der Deutſchen" [von J. M. Müller und P. Naubert], 4 Bde. Leipzig, Weygand, 1789—92, 8°, oder der im Reichsanzeiger Nr. 57 vom 9. März 1795 angekündigte 2. Theil der Volksmärchen aus Thüringen von Friedrich Wilhelm Möller in Gotha zu verſtehen, iſt nicht zu entſcheiden. Vermuthlich die erſteren; der zweite Theil der Möller'ſchen Märchen, deren erſter 1794 herauskam, iſt wohl nie erſchienen.

67. Schiller an Cotta.

Jena den 18. May 95. $\frac{17.\ \text{Mai}}{18.\ \text{Mai}}$

Hier der Anfang des Sechsten Stücks. Bey dem Druck dieſer Elegien[1] iſt folgendes zu beobachten.

1) Sie werden mit derſelben Schrift wie die Epiſteln gedruckt.

2) Jeder Hexameter und Pentameter wird gebrochen.

3) Jede Elegie wird auf eigener Seite angefangen.

4) Weil einige Elegien für eine einzige Seite zu lang und für 2 Seiten zu kurz ſind, ſo muß dadurch geholfen werden, daß man zu dem Titel jeder Elegie den Raum von 6 oder 8 Zeilen beſtimmt. Zwey Diſticha oder drey müſſen allerwenigſtens auf die letzte Seite einer jeden Elegie zu ſtehen kommen. Hat eine Elegie aber nicht über ſechs oder ſieben Diſticha ſo kommt ſie auf Eine Seite; hat ſie nicht über 15 ſo kommt ſie auf 2 Seiten: hat ſie nicht über 23 ſo kommt ſie auf 3 Seiten. Von der erſten Elegie dürfen nicht mehr als 4 Diſticha auf die erſte Seite zu ſtehen kommen, daß die Ueberſchriften gut auseinander gerückt werden. Die dritte Elegie wird, wie im Manuſcript auch ſchon bemerkt iſt zur 2ten und die zweyte zur 3ten gemacht.

Die Poſt geht ſogleich ab und ich kann nichts mehr hinzuſetzen. Seyen Sie ſo gut Hrn. PoſtSecretair Le Prêtre zu avertieren, daß er Paquete und Briefe, die künftig unter ſeiner Adreſſe mit dem Siegel der Horen einlaufen, Ihnen unerbrochen zuſendet. Adieu.

Sch.

68. Cotta an Schiller.

Tübingen, 21. Mai 1795.

Mein Bruder hat mir Euer Wolgeboren gütiges Schreiben vom 11. h. in Stuttgart zugeſtellt und mich zu meiner groſſen Freude von Ihrem Wolſeyn verſichert.

Unter reinem Abſaz von 20 Ex. verſtande ich ganz neue Beſtellungen, zu diſen ſind in meiner Abweſenheit noch 15 von hier aus gekommen, ſo daß wir alſo immer noch mit gutem Winde ſegeln.

Hiebei ein Exemplar vom 5^{n} Heft; wie Sie ſehen, ſo hat es 9 Bogen gegeben, wir werden es daher kaum vor 8 Tagen ſpediren können. Eins von Voß Gedichten muſte weg bleiben, über das Sie nun beim neuen Manuſcript diſponiren werden. Das Exemplar iſt etwas ſchmuzig, weil einige Bogen blos AushangeBogen ſind.

Inlage von Pfeffel nebſt ſeiner beſten Empfelung.[2]

Es hat mich ſehr gefreut, daß Herder meinen Brief ſo gut aufgenommen hat.

---

[1] Von Goethe (VI, 7–44), vgl. hiezu die betreffenden Stellen in SCGB., Nr. 64–71.

[2] Pfeffels Gedicht: Saladin und der Sklave, vgl. S. 56.

Es iſt nicht mehr als billig, daß Goeſchen der Don Carlos nicht entzogen wird. Sie wiſſen es auch aus meinen Aeuſſerungen, daß ich weit entfernt war, gegen Goeſchen unfreundſchaftlich zu handeln, auch mus diſer es mir bezeugen, daß ich gewunſcht hätte, dieſe Sache mit ihm ſo auszumachen, wie es Männern würdig iſt, allein der gute Mann vergaß ſich gar zu ſehr und zeigte ſich auf eine Art, die ihm wenig Ehre machte. Hr. Frauenholz in Nürnberg [1] hat bereits 2 Gemälde aus dem Don Carlos von Ramberg [2] und will eine ganze Folge daraus verfertigen laſſen; er iſt aber mit Grunden mit jenen 2 Zeichnungen nicht ganz zufrieden und würde, wenn ich mit ihm anſtände, die beſte Meiſter dazu auffodern — Diß würde mich meinem Plane näher bringen, eine ebenſo ſplendide Ausgabe von Ihren Schriften zu veranſtalten, als die Engländer von ihrem Shakeſpeare haben: doch hierüber wird ſich noch manches ſprechen laſſen. Haben Sie nur die Güte, wenn Goeſchen wegen dieſes Vorgangs an Sie ſchreibt, bei ihm anzufragen: ob es ihm denn nicht konvenirte, wenn wir die Ausgabe Ihrer theatraliſchen Schriften gemeinſchaftlich beſorgten, ſo daß er ſoviel Antheil daran erhielte, als Don Carlos vom Ganzen betragt? Es ſchien mir, als wenn diß ſein Wunſch wäre, den er nur nicht mehr äuſſern wolte, da er ſich von der Hize zu ſehr hinreiſſen lieſſe.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs nachdrüklichſte. Mit der unwandelbarſten Hochachtung ꝛc. J. F. Cotta.

Schlegel hat von ſeiner göttlichen Comödie einen Theil in der Leipziger Monatsſchrift für Damen [3] abdruken laſſen, ich habe diß wegen der Horen nicht gerne geſehen, der Beitrag oder vielmehr die Horen verlieren etwas von ihrem Werth, wenn ein gleicher in einem ſehr unbedeutenden Journal ſtehet.

Sie haben wol die Güte, die Inlage der Expedition gelegentlich zuſtellen zu laſſen.

---

[1] Der Kunſthändler Johann Friedrich **Frauenholz**, Sohn des Pfarrers Johann Albrecht Frauenholz zu Brunſt, alias Weihenkirchberg. Einer freundlichen Mittheilung des Rektors Dr. Lochner in Nürnberg zufolge, erlangte er als Kunſthändler in Nürnberg das Bürgerrecht und heirathete 1791 die Tochter des durch ſeinen Auszug aus Hans Sachs (1781) bekannten Nürnberger Rugſchreibers Joh. Heinr. Häßlein. Er war 1792 nebſt Roßler und Dr. Erhard (S. 58) Stifter des Nürnberger Vereins für Künſtler und Kunſtfreunde, aus dem nach mancherlei Phaſen der noch jetzt beſtehende Albrecht Dürer Verein erwachſen iſt. Aus ſeinem Verlag ging ſeit 1790 eine große Anzahl von ihm veranlaßter Kupferſtiche berühmter Meiſter hervor, deren viele im Intelligenzbl. des Neuen Teutſchen Merkurs vom Juni 1800 aufgezählt ſind. Weitere Kunſtnachrichten von ihm finden ſich unter Anderm in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 28. Dez. 1799 und im Intellbl. des N. T. M. vom Nov. 1800. Das Datum ſeines Todes — er ſtarb kinderlos — war nicht zu ermitteln. In Roths Taſchenbuch von 1813 wird er noch als Kunſthändler aufgeführt. Noch im Jahr 1820 waren ſeine Relikten als Beſitzer ſeiner Kunſthandlung im Adreßbuch eingetragen, der letzte Geſchäftsführer war der in der Künſtlerwelt als Sachverſtändiger wohlbekannte Joh. Andr. Börner, geſtorben als [illegible] 1862. Ein Brief von Frauenholz an Schiller vom 21. Juli 1794, worin auch der Ramberg'ſchen Zeichnungen zu Don Carlos Erwähnung geſchieht, iſt abgedruckt in GCB. 98 f.

[2] S. 81, Note 1.

[3] Sie erſchien in monatlichen Lieferungen, mit Kupfern von Chodowiecky, Kohl, Bolt ꝛc., bei Voß zu Leipzig in den Jahrgängen 1794 und 95. Der Herausgeber, W. G. Becker, war nicht genannt.

69. Cotta an Schiller.

Tübingen, 28. Mai 1795.

Euer Wolgeboren erhalten in der Anlage das 5te Heft der Horen in der gewönlichen Anzal — eigentlich ſolte ich Ein Exemplar weniger ſenden — weil Hr. OberPoſtComiſſarius Bozberg in Leipzig mir ſagte, er wolle künftighin zur Erſparung des Portos das von Ihnen bis zum 4ten Heft incl. an Hrn. Superint. Bentiſon in Neuſtadt ſpedirte Exemplar an diſen franco abſenden, weil er ein guter Bekanter von ihm ſeye — Sie werden aber diß überflüſſige Exemplar wegen der Autoren wol gebrauchen können.

Das Manuſcript iſt geſtern mit Ihrem gütigen Schreiben vom 18. h. richtig eingetroffen, es ſoll alles aufs pünktlichſte befolgt werden.

Leztere iſt wegen der künftigen Adreſſirung des Manuſcripts ſchon aviſirt — Sie ſchiken es alſo blos unter ſeiner Adreſſe.

So wie ich Zeit gewinne, entwerfe ich Ihnen das AbgangsVerzeichniß nach den Ortſchaften; wirklich bleibt mir kaum zum Athemholen übrig.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich beſtens. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

Cotta.

Das Manuſcript das nächſtemal.

70. Schiller an Cotta.

Jena de[illegible] 8. Jun. 95. 18. Juni / 19. Juni.

Kaum habe ich noch Zeit, lieber Freund, Ihne[illegible] Wörtchen zum Gruß zu ſagen. Mehrere Wochen habe ich vor zerſtreuenden [illegible]uchen und ſchlechtem Befinden, des üblen Wetters wegen, kaum zu mir ſelbſt kommen können, und dann drängte mich der Aufſatz für die Horen gar ſe[illegible] Hier erhalten Sie nun den Beſchluß des Centaurs.[1] Ich fürchte, Sie ha[illegible] ihn früher gebraucht; aber vorigen Poſttag habe ich mich zu übel befunden, als daß ich das Manuſcript hätte ordnen können.

Groß genug iſt der dießmalige Transport meiner Briefe. Seyen Sie ſo gut, mir ſo wie Sie dieſen Brief erhalten die biß dato abgedruckten Bogen zuzuſchicken. Nächſtens mehr. Ihr

Sch.

71. Schiller an Cotta.

Jena den 12. Jun. 95. 21. Juni / 24. Juni.

Das lezte Paquet, worinn das Manuſcript für die Horen eingeſchloſſen iſt, iſt hoffentlich jezt in Ihren Händen, und wenn ich Sie gleich dadurch um einen

---

[1] Vgl. S. 72, Note 2

Poſttag habe länger warten laſſen, ſo werden Sie doch, wie ich hoffe, mit dem großen Antheil, den ich an dieſem Stücke genommen, zufrieden ſeyn. Ich bat Sie mir gleich nach Empfang meines Briefs die fertig gewordenen Aushängebogen zu ſenden. Schicken Sie mir überhaupt von dieſem Stücke jeden Bogen zu, weil ich ſie früher brauche als das ganze Heft fertig iſt.

Von den Briefen über äſthetiſche Erziehung ſoll jetzt nichts mehr in den Horen erſcheinen, damit, wenn das Buch einzeln erſcheint, das Publikum auch wirklich ein neues Buch und nicht bloß den Abdruck eines alten erhalte. Ich freue mich übrigens ſehr auf die Erſcheinung dieſer Schrift, der wir alle mögliche äußre und innre Eleganz geben müſſen.

Was den Karlos betrifft, ſo wird das Beſte ſeyn, die Sache einige Zeit ruhen zu laſſen, daß Göſchen Zeit hat zu ſich ſelbſt zu kommen. Er wird dann deſto leichter zu traktieren ſeyn, denn jetzt war er zu ſehr irritiert.

Leben Sie recht wohl; in wenigen Tagen erhalten Sie neues Manuſcript zum 7ten Stücke der Horen. Ihr

Sch.

72. Cotta an Schiller.

Tübingen, 19. Juni 95.

Der Centaur iſt richtig angekommen und gröſtentheils abgedrukt. Der lezte Transport kam nur einen Tag zu ſpat.

Hibei den fertigen 1n Bogen.

Wir ſegeln immer noch mit gutem Wind; ſeit der Meſſe ſind doch wieder 30 Exemplare abgegangen.

Eiligſt — Unwandelbar

J. F. Cotta.

73. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. Juni 1795.

Die erſten 5 Bogen des Centaurs werden Sie, verehrungswürdigſter Freund, den lezten Poſttag erhalten haben; mit diſem empfangen Sie nun das ganze Heft. Ein Heft, das Aller Bewunderung auf ſich ziehen wird. Man kan ſich nicht ſatt genug daran leſen.

Ob das HorenPublikum zufrieden ſeyn wird, wenn es die Fortſezung Ihrer Briefe nicht erhällt?

Was die beſondere Ausgabe davon betrifft, ſo ſoll diſe gewis das ſplendideſte äuſſere Gewand erhalten. Melden Sie mir nur gef.: wann wir einſt mit dem Druk beginnen wollen? Wahrſcheinlich gehet doch ein Band Ihrer theatraliſchen Schriften voraus, und da wir doch jeden mit wenigſtens Einem Kupfer zieren müſſen, ſo möchte es doch rätlich ſeyn, für diſes bald zu ſorgen; Wegen des Don Karlos können wir da er wahrſcheinlich erſt in den 2ten Band oder 3. B. der theatraliſchen Schriften kommt, noch immerhin auf nächſte Oſtern mit Gleichen ſprechen.

Mit den beſten Wünſchen für Ihr Wolſeyn und den herzlichſten Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin Dero ꝛc.

J. F. Cotta.

---

74. Schiller an Cotta.

Jena den 26. Jun. 95. $\frac{\text{6. Juli}}{\text{6. Juli}}$

Ich erwarte mit dem nächſten Poſttag die erſten Bogen des VI. Stücks mit großem Verlangen. Hoffentlich iſt alles Manuſcript noch zu gehöriger Zeit angekommen, daß dieſes Stück wenigſtens nicht ſpäter als das vorhergegangene erſcheinen kann.

Neues Manuſcript zum VII. St. werden Sie erhalten haben. Mit nächſtem Poſttage folgt der Reſt. Laſſen Sie aber einſtweilen die Muſik zu den Voſſiſchen Gedichten beſorgen.[1]

Die Thunbergiſche Reiſe nach dem Cap, Java und Japan[2] habe ich dieſer Tage mit ungemeinem Intereſſe geleſen. Ich danke Ihnen noch einmal recht ſchön für dieſe Schrift, die für mich ebenſo belehrend als unterhaltend geweſen iſt. Sie hat das Intereſſe eines Romans, und bey dieſem noch den großen Werth der Geſchichte. Adele von Senange iſt auch eine recht artige Erzählung.[3]

Dieſen und den nächſten Monath muß ich dem Allmanach widmen, und bin alſo für 2 Monate bloß Redacteur der Horen. Sie ſollen aber nichts dabey verlieren.

Das Vte Stück, höre ich, iſt ganz gut aufgenommen worden. Ich fürchte, gerade das ſchlechteſte darinn hat ſein Glück gemacht, denn der Aufſatz über Muſik,[4] welcher offenbar das beſte darinn iſt, wird von wenigen beurtheilt werden können.

Sollten Ihnen von einem hieſigen Schriftſteller Anträge wegen eines Verlags geſchehen, ſo rathe ich Ihnen, mir vorher ein Wort davon zu ſchreiben, ehe Sie etwas decidieren.

Notieren Sie den Tag an dem Sie dieſen Brief erhalten und ſchreiben Sie mirs.

Ich lege hier einige Gedichte[5] bey, werde aber noch beſonders ſchreiben, wann ſie einzurücken ſind. Sollte der Setzer aber fertig ſeyn, ehe das neue Manuſcript eintrifft, ſo kann er dieſe Gedichte, ſo wie das Voßiſche[1] einſtweilen ſetzen, denn das letzte kommt gewiß und die 3 andern wahrſcheinlich in das VII. Stück.

---

[1] Eine Beilage zum VII. Stück enthält die Compoſitionen der Voſſiſchen Gedichte: „Weihe der Schönheit" und „Sängerlohn" aus dem V. und „Dichtkunſt" aus dem VII. Stück. Die Muſik iſt, wie ſchon erwähnt, von Kapellmeiſter J. F. Reichardt; vgl. unten deſſen Brief an Schiller vom 20. Juli 1796.

[2] ſ. S. 82.

[3] ſ. S. 84.

[4] Von Körner (V, 97–121).

[5] „Der Dorfkirchhof" und „Lethe" von Woltmann, und „Saladin und der Sklave" von Pfeffel, ſie kamen alle 3 ins VII. Stück.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

75. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 26. Juni 1795.)

Das Manuſcript zum 7ten Heft habe ich bereits erhalten, ehe noch das 6te, das nun hiebei folgt, ganz fertig war. Die Muſik zu den Voßiſchen Gedichten habe ich auch gleich beſorgt.

In der Anlage erhalten Euer Wolgeboren nun nach Verlangen[2]

2 Horen 3^{e}, 4^{e}, 5^{e},
21 „ 6^{e} Poſtpap.
9 „ do. Schreibpap.
Manuſcript vom 5^{n} und 6^{n} Heft
Klein. Schüz. Expedit. Gabler, der Ihre weitere Porto Auslagen Ihnen zu erſezen hat. Haben Sie die Gewogenheit dafür beſorgt zu ſeyn, daß das Päkchen an die Expedition unten im Haus abgegeben wird, damit der Inhalt gewis angezeigt wird.

Was Sie von den Horen zu viel haben, ſchiken Sie gef. unter der gewönlichen Adreſſe an Lepretre zurük.

Die Horen habe ich immer nach der vorgeſchriebenen Anzal, nemlich 23 Poſtpapier und 6 Schreibpapier ſpedirt — wenn Sie ſich nur nicht in der Angabe der obigen Anzal geſtoſſen haben. Daß das Exemplar an Hrn. Superintend. Bentiſen durch Hrn. Borberg nun ſpedirt wird, habe ich Ihnen bereits gemeldet.

Wir ſegeln immer noch mit günſtigem Wind.

Mit den beſten Wünſchen für Ihre Geſundheit. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

76. Schiller an Cotta.

Jena den 29. Jun. 95. 9. Juli. 14. Juli.

Eben erhalte ich Ihre 2 Paquete auf einmal, und bin nicht wenig über die Schnelligkeit erſtaunt, womit Sie dieſes VIte Stück expediert haben. Ich mache

---

[1] Die Dichtkunſt.

[2] Dieſes „Verlangen" kann Schiller nur in einem verloren gegangenen Brief ausgeſprochen haben; es wäre dies der Brief, welcher die am 12. Juni (Freitag) angekündigte Manuſcr.-Sendung für das VII. St. begleitete und der demnach am nächſtfolgenden Poſttag, Montag den 15. Juni, geſchrieben wäre und den Cotta am 26. beantwortete. Die Manuſcr.-Sendung enthielt Erhards Aufſatz „Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet"; Schiller hatte an demſelben einige Aenderungen, namentlich im Intereſſe der Verſtändlichkeit für die Leſer der Horen, vorgenommen. Varnhagen, a. a. O., S. 405. 406

Ihnen darüber mein großes Compliment. Auch müſſen wir uns den Poſttag merken, an welchem Sie das 2te Paquet abgeſchickt. Ihr Brief iſt vom 22. Juny datiert, und da ich heute früh das Paquet erhalten, ſo iſt daſſelbe nicht 7 Tage unterwegs geweſen.

Hier folgt neues Manuſcript.[1] Suchen Sie ja recht viele Nachrichten über die Aufnahme des Centaurs[2] einzuziehen, auch wenn es ſeyn kann aus öffentlichen Blättern, wo etwa davon die Rede wäre.

Der Aufſatz, den ich hier beylege[3], folgt unmittelbar auf den Dante und nach demſelben werden die 4 Gedichte die Sie ſchon haben eingerückt. Bey ſechs Bogen wollen wirs auch für dießmal bewenden laſſen.

Eben geht die Poſt. Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

77. Cotta an Schiller.

Tübingen, 6. Juli 1795.[4]

Ihr geehrtes vom 26. Juni iſt geſtern mit den Gedichten richtig eingegangen.

Es wird bereits ſtark am 7n Heft fortgedrukt. Das 6te Heft iſt bei uns mit vielem Beifall aufgenommen worden. Haben Sie nur die Güte darauf zu ſehen, daß in denjenigen Heften, worinnen von Ihnen nichts vorkömmt, die Aufſäze mehr ad hominem gewält werden, denn wenn gleich der Werth von ſolchen, welche eigentliches Studium erfordern, nicht miskannt wird, ſo erhält doch diejenige Klaſſe von Leſern, welche die periodiſche Schriften zur Erholung ließt, und die nicht geringe iſt, ihre Erwartung für getäuſcht.

Ich danke Ihnen aufs verbindlichſte für Ihre Sorgfalt, die Sie mir wegen des allenfallſigen Antrags erweiſen, ich werde Ihrer gütigen Erlaubniß mich bedienen.

Hibei Poſſelts Annalen 7s — Die Expedition der Litt.Zeitg. wird ſich nun gewis keinen Vorwurf zuzuſchreiben haben, wenn ſie jezo die Recenſion beſorgte.

Die Biographien ꝛc. möchte ich Ihrer Güte zur Recenſion empfelen.

Verzeihen Sie mein Geſchmiere, ich bin von einer Reiſe ſehr ermüdet. Mit den beſten Wünſchen ꝛc.

Cotta.

---

[1] Die Fortſetzung von Schlegels Analyſe und Ueberſetzung der Dante'ſchen Hölle (VII. 31—49).

[2] Das erſte, etwas bedenklich lautende Urtheil kam von Karl Auguſt, der unter dem 5. Juli an Schiller über die Elegien ſchrieb: „Wenn ſie vor dem Druck in die Hände mehrerer Freunde wären gegeben worden, ſo würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüſtige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, bloß errathen zu laſſen, andere unter geſchmeidigern Wendungen mitzutheilen, noch andere ganz zu unterdrücken."

[3] Goethe's Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

[4] Schiller bemerkte zum Datum: „erhalten den 15."

78. Schiller an Cotta.

Jena den 6. Juli 1795. 15. Juli / 17. Juli

Haben Sie die Güte lieber Freund beykommende Briefe bald möglichſt zu beſorgen.

Ich bin in Sorgen, daß das Ihnen zugeſchickte Manuſcript für das Siebente Stück nicht hinreichen möchte, und alles was ich noch ſonſt ſchicken könnte iſt viel zu groß für dieſes Stück und darf doch nicht abgebrochen werden. Sehen Sie alſo, wie Sie es machen, daß wenigſtens 6 Bogen voll werden, wenn auch nicht von ordentlichen Aufſätzen, doch von Avertiſſements und dgl. Wenn das Manuſcript nur einige Blätter über 5 Bogen füllt, ſo iſt es zur Noth ſchon genug. Können Sie aber vielleicht einige Stücke von Pfeffel, die für die Flora beſtimmt ſind, miſſen, ſo borgen Sie ſie den Horen. Ich will Ihnen dann den Valor auf irgend eine andre Art für die Flora erſtatten. Dieß iſt aber nur in dem Fall nöthig, daß von dem abgeſchickten Manuſcript nicht über 5 Bogen angefüllt werden ſollten.

Hier folgt auch neues Manuſcript für das 8te Stück.[1] Die erſten 5 oder 6 Zeilen dieſes Aufſatzes befinden ſich noch auf dem vorhergehenden Mſcpt. des Dante und Sie werden ſo gut ſeyn, die Ueberſchrift und Nummer zu beſorgen.

Jetzt eine Hauptfrage. Wir haben hier mit einander überlegt, ob es nicht für die Horen empfehlend ſeyn würde, wenn wir von dem nächſten Jahr an einen achten Bogen, bloß Critik enthaltend lieferten, in welchem wir uns anheiſchig machten, alles was von einer Meſſe zur andern im Fach der ſchönen Litteratur herauskommt kurz, aber beurtheilend, anzuzeigen, ſo daß nichts übergangen würde. Wir würden dadurch leiſten, was ſelbſt die Allg. Litt.Zeitung nicht leiſtet, nehmlich Vollſtändigkeit in dem Fache, das wir erwählen. Wir würden uns furchtbar machen, und was das vornehmſte iſt, eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit in die Horen bringen, indem der einzige achte Bogen zwiſchen 40—50 Schriften jeden Monat anzeigen mußte.

Dazu würde aber gehören, daß Sie uns die **Recensenda** lieferten, welches immer da das Fach der Schönen Litteratur gegen 700 Schriften enthält, ein beträchtliches Objekt ſeyn würde. Ich zweifle aber nicht, daß Sie ſowohl als wir viele Schriften umſonſt erhalten würden, und von den meiſten Buchhändlern würden Sie wenigſtens die Hälfte Rabatt erhalten. Sobald eine MeßLieferung recenſiert wäre, ſo erhielten Sie die Exempl. entweder zurük, oder ließen ſolche dem Recenſenten um den Rabatt. Auch könnten die Schriften hier und in Halle verauctioniert werden.[2]

---

[1] Ugolino und Ruggieri. Fortſetzung von Dante's Hölle (von A. W. Schlegel VIII. 35–74).

[2] Die erſte Idee zur Eröffnung eines „kritiſchen Fechtplatzes" in den Horen theilte Schiller unterm 15. Juni 1795 Goethe mit, anknüpfend an die von dieſem beabſichtigten, aber nicht ausgeführten „Briefe an den Redakteur der Horen". Die weitere Ausbildung jenes Gedankens zu einem kritiſchen Anhang ſcheint bei Goethes Anweſenheit in Jena am 29. Juni, auf der Durchreiſe nach Karlsbad, beſprochen worden zu ſein. Schiller iſt ſpäter nicht mehr auf den Plan zurückgekommen.

Der achte Bogen würde ſehr enge gedruckt, und Sie bezahlten ihn mit 6 Louisdor Honorar.

Denken Sie dem Vorſchlage nach — er koſtet Sie freylich mehr, aber hier iſt zu überlegen, ob man nicht die Exiſtenz des ganzen Journals durch dieſe Ausgabe ſicher ſtellt. Indeſſen wollen wir Ihrem eigenen Vortheil keineswegs zu nahe treten, und finden Sie die Sache zu koſtbar, ſo ſtehen wir gern davon ab.

Eben fällt mir ein, daß ich ein paar kleine Gedichte aus meinem Almanach aufopfern und für das Siebente Stück hergeben kann.[1] Doch wenn das alte Manuſcript 84 Seiten beträgt, ſo behalten Sie die Gedichte ja zurük, und ſchicken ſie mir wieder. Adieu.[2]

Tante will ich mit nächſter Poſt nachſenden.

Anonymer Brief an Schiller aus Crefeld.[3]

P. P.

Bey der Ankündigung der Horen konnte man von der Verbindung einer ſolchen Anzahl ſolcher Männer gewis alles erwarten. Jezt liegen die 5 erſten Stücke dieſer Zeitſchrift vor mir, und ich finde, daß die Verfaſſer ſchon beym Auftretten nicht Wort gehalten haben.

In der Ankündigung wurde verſprochen: die Reſultate der Wiſſenſchaft wollte man von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreyen, und in einer reizenden wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen, das heißt doch wohl: für gebildete Nichtgelehrte zu ſchreiben, und billig muß dann die Sprache auch gemeinverſtändlich und aller Kunſtworte entladen ſeyn. Die Verfaſſer des Nr. 2 und 4 im 1ten Stück, des Nr. 5 im 2ten Stück[4] haben gewis die Ankündigung nicht geleſen, ſonſt würden ſie nicht ſogleich die Teutſche gebildete Nichtgelehrten auf einmahl von den Horen zurückgeſcheucht haben. Es wäre leicht aus dieſen Aufſäzen ein kleines Wörterbuch von ſolchen Worten und Ausdrücken zu ſamlen, die zwar, wenn Gelehrte für Gelehrte ſchreiben, ihren vollen Werth haben mögen, die aber in eine Zeitſchrift wie die Horen, nicht gehören, und keineswegs eine Teutſche Proſa muſterhaft machen. Ich meine auch, daß der Verfaſſer des Aufſazes im Berliner Archiv über Proſa und Beredſamkeit der Teutſchen die harte Züchtigung im 5ten Stücke der Horen, nicht ſo ganz verdient,[1] denn es iſt doch wohl Warheit, daß eine reine dem gebildeten Nichtgelehrten faßliche und zum fortleſen hinreißende Proſa etwas ſo ganz gewöhnliches nicht iſt. Entweder iſt die Perioden Verkettung ſo lang, daß ein übermenſchlicher Athem dazu gehört, eine Periode mit der richtigen Stimbiegung laut auszuleſen, oder der Vortrag iſt ſo mit Bilder beladen, daß der Leſer immer nur rathen muß oder der Vortrag iſt in eine ſolche ſcholaſtiſche Form gehüllt, daß das Leſen ermüdet, oder der Innhalt kann nur dem Verfaſſer wichtig ſeyn, und daher ohne Reitz für Leſer ꝛc. Ich will an die Proſa im Engliſchen Zuſchauer nicht erinnern, aber unter uns Deutſchen ſind Wieland z. B. in den Beiträgen,[2] Mendelsſohn in den Briefen über die Empfindungen[3] und im Phädon,[4] und die Verfaſſer des Philoſophen für die Welt[5] Muſter, wie man gebildeten Nichtgelehrten Philoſophie vortragen muß. Wer dieſe freylich etwas ſchwere Kunſt nicht verſteht, der ſollte an keiner Zeitſchrift, die: Warheiten wenigſtens in einer einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich machen will,[6] nicht arbeiten, beſonders der Verfaſſer der Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen nicht, der in der Fortſetzung immer mehr den Cathederton mit dem Ton für gebildete Weltleute verwechſelt, und — nicht geleſen wird.

---

[1] Darunter befand ſich der „Tanz" (ſ. unten Nr. 86), den Cotta mit den andern Gedichten am 17. Juli wieder zurückſchickte, da der Vorrath, den er ſchon beſaß, 86 Seiten füllte. Schiller ſandte den Tanz mit andern Gedichten am 7. Aug. an W. v. Humboldt, der die Zuſammenſtellung und Drucklegung des Muſ.-Almanachs in Berlin beſorgte. Im Muſ.-Alm. erſchien er S. 32—35 gedruckt.

[2] Für die Unterſchrift war auf der letzten Seite kein Raum mehr. Die Nachſchrift ſteht auf dem Rand der erſten Seite.

[3] Der Schill. Kalender enthält unter dem 25. Juli 1795 den Eintrag: „Anonym (Crefeld)." Die Adreſſe auf der als Umſchlag gebrauchten letzten Seite trägt keinen Poſtſtempel, nur den Vermerk: „frc. Leipzig", was, neben innern Gründen, darauf hindeutet, daß der Brief wohl nicht in Crefeld geſchrieben wurde; eher wäre an Berlin, Breslau und Leipzig ſelbſt zu denken. Der Brief kam auch nicht ſogleich nach ſeiner Abfaſſung zur Poſt, da er ſchwerlich 15 Tage unterwegs geweſen iſt.

[4] Schiller, Fichte und W. v. Humboldt.

Die Horen hätten für Deutſchlands Proſa und Geſchmack wichtig werden können, wenn die Männer die daran arbeiten nur ihren Zweck in der Ankündigung vor Augen behalten hätten. Was ſich Gelehrte untereinander zu ſagen haben gehört in Akademiſche Schriften. Die ſchon genannte Aufſätze beſonders ſind zum Debüt der Horen nicht gut gewählt, die Abnahme wirds lehren. Leſer die den Phädon geleſen und mit Luſt wieder geleſen haben ſtutzen, wenn ſie bey ungleich minder wichtigen, und noch öfters ſchwankenden Materien ſo angeſtrengt nachdenken ſollen. Ein talentvoller junger gebildeter Nichtgelehrte las den Nr. 4 im 1ten Stück,[7] wie er aber an die Worte kam: Die Warheit an ſich iſt nur formal, ſo hörte er auf, mit dem Ausruf: das iſt für einen Profeſſor der alles zermalmenden Philoſophie, nicht für den Leſer der Horen.

Um Verzeihung bitte ich wegen dieſes Schreibens nicht. Der Warheitsfreund braucht keiner, wenn ihn ſeine reine und uneigennützige Abſicht entſchuldigt.

Crefeld den 10. July 95.

Im 5ten Stück, des Hrn. v. Dalbergs Aufſatz: über Kunſtſchulen, welche Klarheit, Beſtimmtheit und doch Energie des Ausdrucks, hingegen über das Spiel[8] u. ſ. w. wer ſoll dieſen Aufſatz leſen. Bey einer Materie, die durchaus Laune, Munterkeit und Klarheit erfordert hätte, welche Dürre, und welcher Ton!

[Adreſſe]
Dem Herrn Hofrath und Profeſſor Schiller Wohlgebohren
bey Leipzig. in Jena.

---

[1] Im Märzſtück des von F. L. W. Meyer aus Bramſtädt redigirten Berliniſchen „Archivs der Zeit" war ein Aufſatz „Ueber Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen" erſchienen, unterzeichnet Fr. v. R–n (W. Frhr. v. Biedermann vermuthet Friedrich v. Rebmann, Hempels Goethe-Ausg., Bd. XXIX, S. 271), gegen welchen Goethe im V. Stück der Horen, S. 50–56, den bekannten Aufſatz „Litterariſcher Sansculottismus" richtete, für deſſen Verfaſſer Schiller von Einigen gehalten wurde (SchG. Nr. 190).

[2] Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Leipzig 1770. 2 Bde. 8. (Goedeke, Grundriß II, 676.)

[3] Ueber die Empfindungen. Berlin, Voß, 1755.

[4] Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele in drey Geſprächen. Berlin, Nicolai, 1767 ff.

[5] J. J. Engel. Vgl. S. 27, Note 2.

[6] Citat aus der Ankündigung der Horen.

[7] Fichte's „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit."

[8] Von Weißhuhn.

Sophie Mereau an Schiller.[1]

11. Juli [1795].[2]

Endlich bin ich im Stande, dieſe Gedichte zum zweitenmal Ihrer Wahl zu unterwerfen. Ich hoffe, daß die Veränderungen, die ich mit ihnen vorgenommen habe, auch vor Verbeßerungen gelten können. Gerne hätte ich, Ihrem Urtheil gemäß, Schwarzburg[3] um ein Drittheil verkürzt, wenn es mir nur möglich geweßen wäre! — aber ich fühlte, daß ich nicht Scharfſinn genug beſaß, um gerade das herauszufinden, was füglich wegbleiben konnte, um ſo mehr, da mein Urtheil, durch die Vorliebe für dies Gedicht, weil es mir als ein Denkmal einiger meiner ſüßeſten Stunden erſcheint, ſchon im voraus beſtochen war. Wenn ich weglaßen wollte, was konnte ſtehen bleiben? — Genug, es ſtellt ſich, mit Ausnahme eines einzigen Verſes, wieder in ſeiner ganzen Länge dar. — Mit gleich ſchlechtem Erfolg habe ich unter meinen Papieren nach einem Gedichte geſucht, das, wie Sie es wünſchten, einer frohen Laune ſeine Entſtehung zu verdanken hätte; aber ich fand keines, das nicht höchſt unbedeutend geweßen wäre. Dies Phänomen, das mir bis jetzt nicht aufgefallen war, befremdete mich allerdings, da ich fern davon bin, mich unter die Claſſe derer zählen zu wollen, die ihr ganzes Leben durch, mit wirklichen oder erträumten Uebeln zu kämpfen haben. Alles was ich mir darüber befriedigendes ſagen konnte war: eine heitre, ruhige Stimmung iſt mir natürlich, ſie wird folglich, auch bei gegebenen Anläßen zu größrer Lebhaftigkeit, immer noch zu nah bei der Wirklichkeit bleiben, um den Flug der Einbildungskrafft zu erwecken, da hingegen bei Veranlaßung zur Schwermuth, die entgegengeſezte Stimmung, die ſchon an ſich ungewöhnlich iſt, leichter in Begeiſtrung übergehen kann.

Leben Sie wohl! — Den Dank für Ihre ſo freundſchaftlich, mitgetheilten Belehrungen fühle ich mehr als ich ſagen kann.

Sophie Mereau.

---

79. Cotta an Schiller.

Tübingen, 14. July 95.[4]

Ihr geehrtes vom 29. Juni habe ich mit dem Reſt des Manuſcripts richtig erhalten, und mich ſehr gefreut, daß Sie mit der ſchnellen Expedition des 6^{n} Heftes ſo zufrieden waren: in 8 Tagen folgt nun das 7^{e} Heft nach. Wir ſegeln immerhin noch mit gutem Wind — nach Coppenhagen ſind geſtern wiederum 6

---

[1] Sophie Schubert, geb. 27. März 1761 zu Altenburg, verheirathete ſich mit dem Profeſſor F. E. K. Mereau, dann 1802 von ihm geſchieden, 1803 mit Clemens Brentano und ſtarb zu Heidelberg am 31. Oct. 1806. (Cl. Brentano, Geſ. Schr. VIII, 40.) Ihre Gedichte und Erzählungen, erſt in Taſchenbüchern und Almanachen veröffentlicht, erſchienen ſpäter in einzelnen Sammlungen.

[2] Der Brief iſt die Antwort auf den Brief Schillers vom 18. Jun. 1795 (in A. v. Arnims Ztg. für Einſiedler, Nr. 19, Sp. 149 u. 150, ſowie in der Berliner Sammlung II, 109); Schillers Erwiderung iſt vom 25. Oct.

[3] Abgedruckt Horen 1795 im IX. St. S. 39–44. Es geht aus obiger Briefſtelle hervor, daß das „beſchreibende Gedicht", von welchem Schiller in ſeiner Antwort vom 25. Oct. ſpricht, weder die „Seraphine", wie die Berliner Sammlung (II, 109) behauptet, noch das „Lieblingsörtchen" iſt, wie Düntzer in ſeinen „Erläuterungen zu Schillers Gedichten" (Leipzig, Wartig, 1874) I, S. 145 u. 146, Note, vermuthet. (In den Originalbriefen, die hier unvollſtändig veröffentlicht ſind, ſteht ſtatt „beſchreibende Gedicht": „Schwarzburg". Mittheilung von R. Boxberger.)

[4] „erhalten den 20. Jul." — Schillers Anmerkung zum Datum. (Vgl. Schill.Kal. 1.)

Exemplare nachverſchrieben worden. Nun hoffe ich bald einen freien Augenblik zu finden, um Ihnen die Abſazliſte zu verfertigen.

Denken Sie doch in freien Stunden nach ob Sie nicht irgend einen Plan zu einem Taſchenbuch ausſinnen können! Vielleicht misfiele es Ihnen nicht, einen Calender für Damen mit vermiſchten Aufſäzen herauszugeben, wozu Sie einige lieferten und die Auswal der übrigen beſorgten. Die Speculation ſolte für uns beide nicht übel ausfallen.[1]

Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Den Speditionstag, der für die ſchnellere Zuſendung ſo günſtig iſt, habe ich mir bemerkt.

* * *

K. H. Gros an Schiller.[2]

Göttingen, d. 17. Juli 95.

Es iſt ſchon lange, Verehrungswürdigſter Freund, daß ich die Hofnung unterhalte, Sie in Jena zu ſprechen, und noch bin ich der Erfüllung dieſer Hofnung wenigſtens nicht näher als vor einem halben Jahr. Noch immer erwarte ich die Entſcheidung einer Sache, die ſchon längſt berichtigt ſeyn ſollte,[3] und vielleicht bleibt mir am Ende, wenn ich von hier abreiſe, keine Zeit zu einer Nebenreiſe mehr übrig.

Mit der innigſten Theilnahme habe ich inzwiſchen von Zeit zu Zeit durch Humboldt erfahren, daß es mit Ihrer Geſundheit ganz erträglich geht. Wie ſehr ſoll es mich freuen, wenn ich noch Gelegenheit habe, mich ſelbſt von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Ohnehin habe ich außer dem Vergnügen, Sie und Ihre Frau Gemahlin, der ich mich beſtens zu empfehlen bitte, wiederzuſehen, noch eine neue Bekanntſchaft an Ihrem Kleinen zu machen, auf die ich mich nicht weniger freue.

---

[1] Ein Taſchenbuch für Damen erſchien im Cotta'ſchen Verlag, aber nicht unter Schillers Leitung, vom Jahr 1798 an. (Vgl. noch Note zu Schillers Brief vom 7. Juli 1797.)

[2] Karl Heinrich Gros, geb. den 10. Nov. 1765 zu Sindelfingen bei Stuttgart, als der Sohn des dortigen Helfers, verließ 1788 als Kandidat der Theologie die Univerſität Tübingen, um die von dem damaligen Prinzen Friedrich von Württemberg ihm anvertraute Stelle eines Inſtruktors ſeiner Söhne, des Erbprinzen Wilhelm, nachmaligen Königs, und des Prinzen Paul, zu übernehmen. Nachdem er vier Jahre dieſes Amt bekleidet, zerfiel er mit dem Vater ſeiner Zöglinge und ließ ſich durch keine Anträge bewegen, zu bleiben. Er bezog, ſich der Jurisprudenz zuwendend, 1793 die Univerſität Jena, wo er die durch Fiſchenichs Abgang bei Schiller leer gewordene Stelle einnahm. Schiller nannte ihn „einen der beſten Köpfe und der reifſten Denker", die er habe kennen lernen (SchAB. III, 230). 1794 bezog Gros die Univerſität Göttingen, um ſeine juriſtiſchen Studien fortzuſetzen, nach deren Beendigung er in Tübingen den Grad eines Doktors beider Rechte erlangte. Durch W. v. Humboldt an den damaligen preußiſchen Miniſter für die Fürſtenthümer Ansbach-Bayreuth, Frhrn. v. Hardenberg, empfohlen, wurde er 1796 als ord. Profeſſor der Rechte auf die preußiſche Univerſität Erlangen berufen, wo er mit einer Unterbrechung von 2 Jahren (1802–1804) unter großem Beifall bis 1817 wirkſam war. Im Januar 1802, eben als ihn der König von Preußen zum Direktor der Univerſität Halle und Ordinarius in der dortigen juriſtiſchen Facultät ernannt hatte, nahm er die auf ihn gefallene Wahl eines württembergiſchen Landſchaftsconſulenten an, konnte aber die landesherrliche Beſtätigung nicht erlangen, obſchon die geſammte Landesvertretung einſtimmig für ihn eintrat und ein reichshofräthlicher Spruch dem Kurfürſten dieſelbe anbefahl, worauf er 1804 nach Erlangen zurückkehrte. Im Jahr 1817 berief ihn ſein nunmehr zur Regierung gelangter ehemaliger Zögling, König Wilhelm von Württemberg, nach Stuttgart auf die Stelle eines Präſidenten des Kriminaltribunals, dann des Obertribunals und bald darauf eines Geheimen Raths, die er bis zu ſeinem Tod, 9. Nov. 1840, bekleidete. Der würdige und charaktervolle Mann wird uns noch einmal in dieſen Blättern im Jahr 1804 begegnen, wo berichtet wird, wie er, als Konſulent der württembergiſchen Landſchaft, vom damaligen Kurfürſten Friedrich am 13. Aug. widerrechtlich verhaftet und bis zum Anfang des Oktober in ſtrengſter Haft auf Hohenasperg gefangen gehalten wurde, bis er, von Preußen reklamirt, ſeine Freiheit wieder erhielt. Schiller erhielt obigen Brief am 20. Juli.

[3] Die Berufung nach Erlangen (vgl. GGP. Nr. 74 u. 90).

Ich lege Ihnen hier einen kleinen Aufſaz bey, den Sie in die Horen einrücken mögen, wenn Sie ihn anders eines ſo ehrenvollen Plazes würdig halten.[1] Ich bin mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft ganz der Ihrige

Gros.

---

80. Cotta an Schiller.

Tübingen, 17. July 95.[2]

Die Gedichte, welche Sie mir mit Ihrem gütigen Schreiben v. 6. h. ſandten, waren für das 7te Heft nicht mehr nötig, indem der Vorrat 85 Seiten fülte, ich ſende ſie daher in der Anlage zurük, aber mit betrübtem Herzen, weil ich ſolche ſchöne Gedichte keinem andern Inſtitut gönne.

Hiebei ein Exemplar von den Horen 7s — die übrigen folgen mit der nächſten Poſt.

Was Ihren Vorſchlag wegen des 8n Bogens betrift, eine Kritik der ſchönen Wiſſenſchaften darinnen zu liefern, ſo gefällt mir diſer ſehr wol, und ich würde die Koſten auch nicht ſcheuen, aber ich glaube, es iſt mit Einem Bogen in jedem Heft nicht wol ausführbar, denn dann müßten auf jeder Seite 3—4 Artikel recenſirt werden.

Glauben Sie, daß diß möglich ſeye, und daß der Zweck einer unterhaltenden mannichfaltigen Darſtellung dabei erreicht werden könnte?

Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

81. Schiller an Cotta.

Jena den 20. Juli 95. 20 Juli / cod.

Ehe ich es vergeſſe, lieber Freund, ſo bitte ich Sie in den Ergießungen von Jacobi[3] einen Schreibfehler zu verbeſſern, und anſtatt Maximilian Kaiſer Leopold zu ſezen. Jacobi hat mir von Hamburg aus dieſes Verſehen gemeldet.

Wenn es Ihnen nichts verſchlägt, ſo wünſchte ich, daß Sie Jacobin ein

---

[1] „Ueber die Idee der Alten vom Schickſal." Horen 1795. VIII, [illegible].

[2] Schiller bemerkte zum Datum: „erhalten [illegible]". (Schill.Kal. [illegible])

[3] Fr. H. Jacobi im VIII. Stück (S. 1—34): Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers. In Briefen an vertraute Freunde. „Sie (Jacobi's Abhandlung) enthält viel Vortreffliches, beſonders über die Billigkeit in Beurtheilung fremder Vorſtellungsarten und athmet durchaus eine liberale Philoſophie." Sch. an G. 20. Juli.

FreiExemplar der Horen (das erſte Stück habe ich ihm ſchon geſchickt)[1] ſenden wollten. Es ligt mir daran, ihn für die Horen in Eifer zu ſetzen und darinn zu erhalten. Auch weiß ich, daß er für eine ſolche Aufmerkſamkeit ſehr empfindlich iſt. Es müßte aber ein Exemplar auf Poſtpapier ſeyn. Seine Adreſſe iſt an Hrn. GeheimenRath Jacobi nach Eutin, wo er ſich vier Wochen aufhalten wird. Die folgende Exemplare an ihn können Sie, biß auf weitere Nachricht, an mich einſchließen.

Ich habe, um nicht zu viele kleine Geldberechnungen mit Gablern allhier zu haben, für die an ihn eingeſchloſſenen Paquete kein Porto genommen; damit wir ihm aber nichts ſchenken, ſo ſeyen Sie ſo gut von dem achten Stück an die Adreſſe umzukehren, und das für mich beſtimmte Paquet an ihn einzuſchließen.

Hier der dritte Aufſatz zum achten Stück, den vierten und letzten werde ich nächſten Poſttag ſenden.[2] Auch das achte Stück wird nicht volle 7 Bogen enthalten. Ich hoffe, daß Sie die Gedichte, welche ich Ihnen zur Fürſorge für das ſiebente Stück geſchickt, nicht werden nöthig gehabt haben und mir alſo zurückſchicken können.

Göſchen iſt noch immer ſehr unwillig und beträgt ſich überhaupt höchſt plump. Ich bin überzeugt und kann es aus ſeinen neueſten Aeußerungen ſchließen, daß er in ſeinem Grimm auf mich, beſonders wenn ich dieſen noch mehr erregen ſollte, mir auch den Karlos an den Hals werfen wird, um zu zeigen, daß er mich nicht brauche und nichts mit mir zu ſchaffen haben wolle. Was meynen Sie, wenn ich ihn jetzt noch etwas in Zorn brächte, und ihm alsdann für ein großes Honorar den Verlag meiner Schauſpiele anböte? Ich will indeß dieſen Schritt nicht thun, ohne Ihre Einwilligung, aber ſo wie die Sachen ſtehen, bin ich feſt überzeugt, daß er die Offerte grob zurückweiſen und uns auf dieſe Art über den Carlos freye Hand laſſen wird. Ich werde ihm 5 Ldors für den Bogen abfodern, eine Summe, die ich von Ihnen nie verlangen werde, und ſollte er gegen alle meine Erwartung die Foderung eingehen, ſo zahle ich Ihnen 2 Ldors von jedem Bogen heraus, denn 3 Ldors iſt alles, was ich für den Bogen meiner theatraliſchen Schriften verlangen kann.

Ueberlegen Sie meinen Vorſchlag und beantworten ihn bald. Der Ihrige

Sch.

[1] Am 25. Januar 1795; vgl. F. H. Jacobi's auserleſ. Briefwechſel von Fr. Roth, II, 193.

[2] Der dritte iſt der S. 94 erwähnte von Gros: „Ueber die Idee der Alten vom Schickſal“; der vierte von Lazarus Ben David zu Wien (ſ. S. 109, Note 5): „Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt“. Sch. an G. 20. Juli: „Es ſind unterdeſſen zwei neue Aufſätze von Orten, wo ich nichts erwartete, für die Horen eingelaufen. Der eine darunter handelt von griechiſcher und gothiſcher Baukunſt und enthält in einem ziemlich vernachläſſigten Styl und bei vielem Unbedeutenden, manchen ſinnreichen Einfall . . . Der zweite unterſucht die Idee der Alten vom Schickſal. Er iſt von einem vortrefflichen Kopf und ſcharfen Denker. Erſt vor einer Stunde erhielt ich ihn.“

J. F. Reichardt an Schiller.

Neumühlen bei Altona, d. 20. Juli 95.[1]

Ihr Andenken hat mich herzlich erfreut, edler Freund. Urtheilen Sie aus den muſikaliſchen Beilagen, ob ich Ihre Wünſche gerne erfülle und ſchicken Sie mir ja alles was Ihre Muſe dem Geſange darbietet. Wenn's nicht zu anmaſſend klänge möcht' ich von nun an bis in Ewigkeit auf Ihre wie auf Goethe's komponablen Gedichte Beſchlag legen. Doch meyne ich ohne ſtolze Anmaſſung ſagen zu dürfen, daß Keiner meiner Brüder im Apollo ſie mit herzlicherer Liebe und Treue umfaſſen mag. Sie ſchicken mir recht viel von Ihrer Muſe, nicht wahr? Lieber.

Die Compoſition des Liedes: Nähe des Geliebten,[2] die ſich den ſchönen Worten ganz anſchließt, wünſcht, daß in der dritten Strophe der Einſchnitt auch, wie bei der vorigen Strophe, nach Hain'[3] ſtehen möge; ſchlagen Sie es doch G[oethe] vor, daß er der zweiten Hälfte des Verſes noch eine Sylbe, ein Da oder dergl. hinzufüge und dieſes abgebißne e gut heiſſe. Meine Compoſition zu dem größern cophtiſchen Geſange[4] können Sie ſchwerlich zu einem Kleinen Allmanach anwenden. Ich entwarf ſie einſt in Goethe's Hauſe[5] Arienmäſſig im Opernſtyl und die Worte können nicht wohl anders behandelt werden, wenn ihr unheiliger Sinn und der Character des ſingenden Heiligen in der Muſik treu dargeſtellt werden ſollen. Auch hoff' ich immer noch G. ſoll das Unrecht noch einmal wieder gut machen, das er mir und ſich ſelbſt anthat, als er das gar und ganz zur Oper zugeſchnittne Stück während meine Seele mit deſſen Compoſition angefüllt war, in ein Schauſpiel verwandelte.[6] Ich will es ſelbſt Ihrem Urtheil überlaſſen, ob Sie die Compoſition des zweiten kleinen Stücks der Art nicht ſchon für zu unzierlich zu einem von Ihnen beſorgten Muſenallmanach halten.[7]

Voß hat mir auch ſchon im Winter zu dreien ſeiner Gedichte Compoſitionen für Ihre Horen abgefordert; werden Sie davon noch in den Horen Gebrauch machen?[8]

Hat Ihnen Hufeland nichts von mir und meinem Journal Frankreich[9] geſagt? ich denke Ihnen das erſte St. durch ihn geſandt zu haben und lege die Folge davon hier bey. Möchten Sie mir doch bald ein leitendes Wort darüber ſagen! Gewiß ich erwarte nicht daß Sie mir ſagen ſollen, es gefalle Ihnen; aber daß Sie mir ſagten, wie ichs machen ſolle, um Ihnen zu gefallen, das wünſcht' ich ſehr. Wenn ich die Materialien nicht gut und zweckmäßig wählte, ſo iſt das ganz meine Schuld, und lag gar nicht darinnen, daß ich doch einmal verſprochnermaaßen alle Monate 6 Bogen füllen mußte. Ich ſitze hier in einem ſolchen unabſehlichen Reichthum von Materialien für die franzöſiſche Sache, daß ich eben ſo gut alle Monathe 6 Stücke füllen könnte und nur der große Reichthum und allenfals noch die Concurrenz andrer Journaliſten, welche neben mir, die, für die Leſer die nur immer umgerührt ſeyn wollen, interreſſanteren Jahre von 93—94 klug benutzen, ſetzt mich hie und da in Verlegenheit. Ich darf es Ihnen wohl ſagen daß ich faſt alles was die Minerva und die Beiträge bisher von franzöſiſchen Sachen lieferte, bereits bei Seite gelegt hatte. — Aber über die Behandlung des Ganzen, das eine treue Darſtellung des gegenwärtigen Jahres von Frankreich ſeyn ſoll, darüber ſagen Sie mir doch ja wohlmeinend ein belehrendes Wort, lieber edler Freund. Ich ehre und liebe auch das harte Wort vom guten Manne.

---

[1] Schiller erhielt dieſen Brief nach ſeiner „Notiz zum Datum am 31. Juli.

[2] Muſ.-Alm. für 1796, S. 5.

[3] „Im ſtillen Haine geh ich oft zu lauſchen"; die Abänderung wurde von Goethe nicht angenommen.

[4] Muſ.-Alm. für 1796, S. 90.

[5] Im November und Dezember 1789 (Düntzer, Aus Goethe's Freundeskreiſe, S. 179).

[6] Im Jahre 1791 (vgl. Goethes Werke in 40 Bd., Bd. 13, S. 313).

[7] Sie befindet ſich im Muſ.-Alm. für 1796, S. 90.

[8] Sie wurden dem VII. St. 1795 beigegeben, vgl. S. 93, Note 1.

[9] Es erſchien ſeit 1795 in Lübeck, gr. 8°. Als Herausgeber war P. Poel genannt. Die politiſche Richtung, die in dieſem und in dem ebenfalls von Reichardt herausgegebenen Journal „Deutſchland" eingehalten wurde, gab Anlaß zu den Xenien gegen Reichardt.

Noch ein Wort der Anfrage erlauben Sie mir. Haben Sie Ihr Manuſcript zum Muſenallmanach ſchon geſchloſſen oder könnten und möchten Sie einige Gedichte dazu noch aufnehmen? Ich beſitze größere und kleinere Gedichte von einem jungen Dichter, der ſich längſt mit Dichtkunſt beſchäftigte, aber noch nichts drucken ließ und der ſich für die Stücke, die Sie von ihm auswählen möchten, *Ihnen und Ihrer kritiſchen Feile ganz* hingeben würde.[1] So bald Sie winken, erfüll' ich ſeinen Wunſch und ſchick' Ihnen die beſten Gedichte, die ich von ihm beſitze. Ein paar davon hab' ich auch komponirt. Werden Sie die Compoſitionen drucken oder ſtechen laſſen? und haben Sie einen guten Notenſtecher zur Hand? Sonſt konnte ſich Herr Mich[aelis] an einen braven geſchickten Menſchen in Zerbſt wenden: Menzel aus Berlin, der kürzlich dorthin gezogen iſt und der viele meiner Sachen ſauber geſtochen hat.

Verzeihen Sie, mein eiliges, weitläuftiges Geſchmiere und mehr noch, daß ich dem Packe einige Beilagen beyſchließe, die ich bitte auf die Poſt geben zu laſſen. Soweit ich das Pack frei machen kann, thu ichs; übrigens bin ich zu jeder mir möglichen Gegengefälligkeit und Beſorgung allzeit bereit.

Ich empfehle mich Ihrem und Ihrer edlen Gemahlin freundlichem Andenken aufs allerangelegentlichſte. Ihr

Reichardt.

---

82. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. Juli 95. [7. Aug.][2]

Das Mſpt. zum 8^n Stük der Horen habe ich richtig erhalten und in der Anlage folgen nun die ſo eben vollendeten Hefte No. 7.

So wie die Spedition von dieſen und Poſſelts Annalen vorbei ſeyn wird, folgt das SubſcribentenVerzeichniß.

Das 4te Bändchen von der Sammlg. von Reiſen[3] wird gegen den October fertig — Ich wünſchte wol, diß auch in der Litt. Zeitg. recenſirt zu ſehen.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc. ꝛc.

J. F. Cotta.

In dem p. BriefPoſt geſandten Ex. ſelten die Noten[4], die hiebei folgen.

Der Schiller-Kalender verzeichnet einen Brief Schillers an Cotta vom 27. Juli mit einer Manuſcriptſendung (dem Reſt des VIII. Stücks; dem am 20. Juli angekündigten Aufſatze Ben Davids), deren Empfang Cotta am 7. Auguſt beſtätigt. Der Brief hat ſich nicht vorgefunden.

---

[1] Vielleicht Siegfried Auguſt Mahlmann, geb. in Leipzig am 13. Mai 1771, geſt. 16. Dez. 1826. Das Erſte, was er drucken ließ, waren Erzählungen und Märchen, 2 Bde, Leipzig 1802. Reichardt'ſche Kompoſitionen von Gedichten Mahlmanns finden ſich u. A. in den Liedern der Liebe und der Einſamkeit von Joh. Fr. Reichardt, Leipzig bei G. Fleiſcher. Schillers M.Almanache brachten keine Mahlmann'ſchen Gedichte.

[2] Die fortan dem Datum der Cotta'ſchen Briefe in eckigen Klammern beigefügten Monatstage bezeichnen die im Schiller-Kalender eingetragenen Empfangsdaten.

[3] Lord Anſons Reiſe um die Welt.

[4] Reichardts Compoſitionen.

83. Cotta an Schiller.

Tübingen, 29. Juli 1795. [7. Aug.]

Ihr gütiges Schreiben v. 20 h. habe ich mit dem dritten Aufſaz richtig erhalten und erwarte nun alſo das Folgende.

Der Schreibfeler von Jacobi iſt ſchon corrigirt, da diſer ſelbſt deßwegen an uns ſchrieb: es verſteht ſich, daß ich ihm mit dem gröſten Vergnügen ein FreiExemplar auf Poſtpapier ſende, das ſobald das 8te Heft fertig iſt, an ihn abgeben wird. Die Nachricht davon gebe ich ihm heute. Das von Ihnen abgegebene erſte Heft erhalten Sie mit der erſten Poſtſendung, die nun künftig alſo an Gabler ſpedirt wird — Diſer eingeſchlagene Weg erſezt Ihnen aber die PortoAuslagen bis jezo nicht, bringen Sie ſie uns daher gefälligſt in Rechnung.

Daß Göſchen ſo bald nicht zu ſich ſelbſt kommen wird, kan ich mir wol verſtellen; es felt ihm eben überhaupt an wahrer moraliſcher Cultur, ſeine Sache iſt nur oberflächlich für den Schein. Wenn mir nur ein Mittel beifiele, ihn zu einem vernünftigen Entſchluß zu bringen, denn dasjenige, was Sie, ſchäzbarſter Freund, vorſchlagen, iſt wahrhaftig zu gewagt. Sie dörfen nicht glauben, daß ein Honorar von 5 Ldors ihn in Grimm bringen werde, denn diſe Summe kan man in diſem Fall gar nicht enorm finden, wir zalen ſie gerne. Alſo wäre gar nicht daran zu denken, daß wir ihn von der Unternemung dadurch abbringen würden, und wenn er ſie alsdann eingienge, wie empfindlich müßte mir dies fallen! Meine Ehre würde darunter leiden, und diſe iſt es vorzüglich und gewis mehr als aller GeldGewinn, was mir das Verhältniß mit Ihnen ſo ſchäzbar machte. Es that mir daher auch wehe, daß Sie von mir glauben können, das übrigens gütige Anerbieten, mir die weitern 2 Ldors zu bezalen, falls Göſchen darauf entrirte, könte für mich Erſaz ſeyn. Ich würde für diß keinen Erſaz kennen. Ich glaube beinahe würde ſich diſe Sache am beſten dadurch ins Reine bringen laſſen, wenn ich in einen ſauern Apfel biſſe und an Göſchen ſchriebe: er werde nun bei kälterm Blut den Vorgang aus einem richtigern Geſichtspunkt betrachten, ich welle ihm daher meinen Vorſchlag, die Unternemung gemeinſchaftlich auszufüren, ſo daß er ſoviel Anteil daran nemen würde, als Don Carlos vom Ganzen betrage, wiederholen, und glaube nun von ihm ſolche Aeuſſerungen erwarten zu dörfen, daß die Misſtimmungen, welche durch die Leipziger Unterredung darüber entſtanden, in Vergeſſenheit kommen könten, und wir alſo diſe ſchöne Unternemung mit einander ausfüren würden.

So wie ich weiß, daß diſer Vorſchlag Ihren Beifall hat, ſo ſoll der Brief abgeben. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

An der baldigen Abgabe der Beilage ligt mir ſehr viel; ich bitte geh. um diſe Gefälligkeit. — Wäre es Ihnen nicht möglich noch in diſen Jahrgang der

Horen den Anfang von Wallenſtein[1] zu verfertigen? es ſcheint mir nach mehreren Aeußerungen ſehr notwendig, in den Aufſätzen nun mehr für das gröſſere Publikum, das blos zur Unterhaltung und **Erholung** lieſt, zu ſorgen. Wenn es Ihnen möglich wäre, ſo wolte ich darum bitten.

84. Schiller an Cotta.

Jena den 2. Aug.[2] 95. $\frac{12.\ \text{Aug.}}{\text{recd.}}$

Wenn Sie es nicht incommodiert, lieber Freund, ſo würden Sie mir eine große Gefälligkeit erzeugen, wenn Sie an meinen Vater die Summe von 25 Ldors à 5 Rthlr. S. in Golde oder mit Agio ausbezahlen wollten. Stellen Sie ſich vor, daß der elende Menſch, der Michaelis der das Buch meines Vaters verlegte[3], ihm noch nicht einmal ein Exemplar und noch weniger Geld geſchickt hat. Auch hat er, außer mir, noch keine Seele bezahlt und iſt hier wenigſtens 800 Rthlr. ſchuldig. So debütirt dieſer Menſch in dem Buchhandel.[4] Leider hat er mich für den Almanach bezahlt, denn gerne nähme ich ihm den Verlag deſſelben ab. Doch iſt dieſer Jahrgang auch der letzte und ich werde nun nichts mehr mit ihm zu thun haben. Wie beklage ich, daß mein Almanach nicht in Ihren Händen iſt: aber künftig haben Sie darüber zu diſponiren. Weil ich nun meinen Vater nicht länger warten laſſen will, ſo geſchieht mir ein groſſer Gefalle, wenn Sie dieſe Zahlung leiſten wollen. Wir können es dann mit einander abthun, wie es Ihnen gefällig iſt. Auch bitte ich Hrn. Dr. Erhardt in Nürnberg, gegen einen Schein den er Ihnen vorzeigen wird, ſein Honorar für einen Aufſatz in den Horen auszubezahlen. Ich möchte ihn nicht gerne biß zu dem GeneralTermin warten laſſen, da ich weiß, er braucht es, weil er auch eine beträchtliche Summe bei dem Buchhändler Michaelis zu fodern hat.[1]

---

[1] Schiller hatte, durch ſeine Studien zur Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs angeregt, ſchon im Jahr 1791 Luſt bekommen, den Wallenſtein dramatiſch zu behandeln, und dazu im März 1794, in Stuttgart lebend, bereits den Plan entworfen (SchKB. III, 167). Hoven will damals ſogar „verſchiedene eben fertig gewordene Szenen", und zwar in Proſa abgefaßt, zu leſen bekommen haben. Auch hatte Schiller Cotta damals zu einem dramatiſchen Stück, eben dem Wallenſtein, Hoffnung gemacht (Grenzboten, II. Vilj. 1870, S. 360; vgl. S. 25, N. 3). Die Arbeiten an den Horen und andere Entwürfe (Malteſer ꝛc.) ließen jenen Plan in den Hintergrund treten, bis ſich Schiller im März 1796, wahrſcheinlich nicht ohne Einwirkung Goethes bei deſſen Aufenthalt in Jena, endgiltig für den Wallenſtein entſchied; Sch. an K. 21. März 1796. In einem an Cotta nach Leipzig gerichteten Briefe bittet er dieſen unter andern Artikeln auch um zwei Karten, die auf unmittelbare Wiederaufnahme der Studien zu Wallenſtein deuten: „Pilsner Kreis in Böhmen" und „Gebiet von Eger", vgl. Schiller an Cotta, 28. April 1796.

[2] Nach dem Schill.Kal. 3. Aug. (Montag). Faſt in allen Fällen, in denen die Briefdaten und die Kalender-Einträge nicht in Uebereinſtimmung ſind und wo der Unterſchied ſich nur um einen oder ein paar Tage handelt, iſt anzunehmen, daß das Datum des Briefs den Tag der Abfaſſung, dagegen das der Kalendereinträge den Tag der Abſendung bezeichnet. Montag, Mittwoch und Freitag waren die Wochentage, an welchen die Briefpoſt nach Tübingen gieng.

[3] Die Baumzucht im Großen nach zwanzigjähriger Erfahrung im Großen und im Kleinen. Neuſtrelitz, bei Michaelis 1795. 8. Schiller hatte das Manuſkript ſeines Vaters erſt an G. J. Göſchen geſandt und es ihm zu 1 Carolin für den Bogen angeboten (Grenzboten, II Vilj. 1870, 267). Am 21. Nov. 1794 ſchrieb Sch. an Hoven: „Es iſt wirklich in Strelitz ein ſolcher [Jude] als Buchhändler aufgeſtanden, und er hat von mir einen Muſenalmanach im Verlag. Die ſächſiſchen Juden haben viel Kultur und bedeuten etwas. Dieſer, der ſich Michaelis nennt, iſt ein junger, unternehmender Mann, der Kenntniſſe beſitzt, in guten Verbindungen ſteht und bei dem Herzog von Mecklenburg viel Credit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag." Als Honorar waren 24 Carolin accordirt (Boas, Nachtr. 2, 485). Gegen dieſen klaren Wortlaut nimmt GGP., S. 160 an, das Honorar ſei 55 Frd'or geweſen und Schiller habe ſeinem Vater 30 Frd'or vorenthalten. Das Buch machte übrigens kein Glück; noch im Juli 1803 hatte Ferdinand Albanus, der Nachfolger des Buchhändlers Michaelis, mehr als 400 Ex. vorräthig und lehnte aus dieſem Grund den ihm durch J. G. Chr. Göpferdts Vermittlung angebotenen Verlag einer Fortſetzung der Baumzucht ab; GSP., Nr. 213 und 214. Ob die 1806 bei Heyer in Gießen erſchienene „neue Ausgabe" der Baumzucht wirklich eine zweite Auflage oder eine bloße Titelausgabe der Michaelisſchen von 1795 oder der Abdruck der eben erwähnten „Fortſetzung" iſt, habe ich nicht ermitteln können.

[4] Michaelis war völlig unſchuldig. Ein Geſchäftstheilhaber in Strelitz hatte eine von Michaelis zu Zahlungen in Berlin und Jena beſtimmte Summe von 2000 Thlr. veruntreut und alle Briefe von und an Michaelis unterſchlagen. Schiller erfuhr den Sachverhalt durch W. v. Humboldts Brief vom 8. Sept. 1795

Wenn ich etwa (welches aber nicht ſehr wahrſcheinlich iſt), dem Buchhändler Michaelis den Almanach für dieſes Jahr zu nehmen genöthigt wäre, wollten Sie ihn noch nehmen? 60 Ldors ſind für die Redaction und 30 für die Mitarbeiter ſtipuliert. Der Almanach als Manuſcript iſt fertig.[2]

Seyen Sie ſo gut, mir bald auf dieſe Punkte zu antworten, übrigens aber ganz ſtille davon zu ſchweigen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

*

(Auf einem beſondern Blatt.)

An Hrn. Dr. Erhardt in Nürnberg beliebe Hr. J. G. Cotta, Buchhändler in Tübingen die Summe von 9 und ½ Ldors à 5 Rthlr. Sächſ. (als Honorar für Nr. 1 im Siebenten Stück der Horen 1795) auszubezahlen.

Jena den 3. Aug. 1795.

F. Schiller.

Durch die Poſt erhalten d. 26. Aug. 1795.
Nürnberg d. 27. Aug.

J. B. Erhard. D. m.

*

(GGB., Nr. 84) und theilte es unter dem 11. September an Cotta mit. Vgl. noch Schillers Brief an Dr. Erhard (Varnhagen a. a. O., S. 409), Karl Goedeke zu GGB. III, 287, ſowie III, 290, und Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, S. 2. Ueber die ganze Entwicklung der Sache gibt GGB. S. 102 ff. hinreichenden Aufſchluß.

[1] Der Aufſatz in den Horen iſt der ſchon mehrerwähnte: „Die Idee der Gerechtigkeit" ꝛc. 1795, VII., S. 1—30. Die Anweiſung auf Cotta ſandte Schiller mit Brief vom 3. Aug. an Erhard (Varnhagen, a. a. O. Nr. 180). Das Guthaben bei Michaelis (das „Erhardtiſche Geld", GGB., S. 108) rührte von Abhandlungen Erhards in Niethammers philoſophiſchem Journal her, das 1795 und 1796 von Michaelis in Neuſtrelitz verlegt wurde, nemlich: Apologie des Teufels, Ueber das Princip der Geſetzgebung, Ueber die Unſchuld und den Stand der Unſchuld, ſowie einer Recenſion von Ben Davids Verſuch über das Vergnügen.

[2] „Mein Almanach iſt, was das Manuſcript betrifft, in wenig Tagen ganz fertig." Schiller an Körner, 17. Aug. 1795.

(Auf einem zweiten beſondern Blatt.)

Hr. J. G. Cotta in Tübingen belieben an Hrn. Major Schiller oder deſſen Ordre fünf und zwanzig Ldors in Golde à 5 Rthlr. Sächſ. auszubezahlen. Valuta bringen Sie mir in Rechnung.

Jena den 3. Aug. 1795.

Hofrath Schiller.

Dieſe 25 LD'ors à 5 Rthlr. ſächſiſch, oder in 9 fl. hieſigen Geldes, auf mein eigen Verlangen in Silber, mit

fl. 225. —:. Zwei hundert zwanzig und fünff Gldn :

mittelſt Anweiſung an die HHrn Jahn & Comp. in Stuttgardt, richtig erhalten zu haben: ein ſolches beſcheint andurch

Solitude, den 24. Auguſt 1795.

Obriſtwachtmeiſter Schiller.[1]

85. Cotta an Schiller.

Tübingen, 7. Aug. 95. (17. Aug.)

Ich bezeuge Ihnen den richtigen Empfang des geehrten vom 27. Juli — mit dem Reſt des Manuſcripts zum achten Stück, an dem nun eifrigſt fortgedrukt wird.

Künftigen Sontag habe ich zum Auszug der Abgangs-Liſte beſtimmt; der Himmel gebe, daß mich preſſantere Geſchäfte nicht davon abhalten.

Ich freue mich, Sie nun wieder für die Horen frei zu wiſſen.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Wird es Hrn. Hofrath Schüz nicht bald gefällig ſeyn, Poſſelts Annalen recenſiren zu laſſen?[2]

Haben Sie doch die Güte die Inlage an die Expedition ſogleich abgeben zu laſſen.[3]

---

[1] Dieſe Unterſchrift iſt eine weitere Beſtätigung, daß Schillers Vater der Charakter als „Obriſtwachtmeiſter" verliehen war, was Boas und Palleske beſtritten haben. Zu der bekannten Motivirung der Adelsverleihung an Schiller (vgl. den Anhang zu Otto Jahns Ausgabe der Briefe Goethes an J. G. v. Voigt, S. 467–501) und der Ausführung in Schillers „Beziehungen" S. 19 u. 148 kommt nun obige Unterſchrift als weiteres unwiderlegliches Zeugniß. Das empfindlichſte Zeugniß konnte freilich die Mutter Schillers geben, der man nach dem Tod ihres Gatten von deſſen rückſtändiger Gage 27 fl. Taxe für den vor 3 Jahren verliehenen Majorscharakter abzog. Bez. S. 379. Den Empfang des Geldes zeigte der alte Schiller ſeinem Sohne am 28. Aug. an. Bez. 144 f.

[2] Eine Recenſion von Poſſelts Annalen erſchien erſt in Nr. 14 der A. L. Z. vom 13. Januar 1796; ſie lautete ſehr anerkennend und war von Friedrich Gentz verfaßt. Schiller an Cotta, 18. Jan. 1796.

[3] Die Inlage betraf wohl die fürs Intelligenz-Blatt der Literatur-Zeitung beſtimmte Anzeige eines neuen Verlagsartikels.

86. Schiller an Cotta.

Jena den 9. Aug. 95.[1] 22. Aug / 25. Aug

Sie haben mir neulich den Tanz für den Almanach zurückgeſchickt.[2] Dafür ſollen Sie jezt etwas erhalten, was ich allem andern vorziehe, das ich in den Almanach gebe. Ich gönne es dem Almanach nicht.[3]

Seyen Sie nur ſo gütig, dem Corrector die größte Pünktlichkeit zu empfehlen. Es muß ſo eingerichtet werden, daß nie mehr als 2 Strophen auf eine Seite kommen, und auf die erſte Seite nur eine einzige. Dieß erfodert aber, daß eine mittlere Schrift zwiſchen unſerer Text- und unſerer NotenSchrift dazu genommen wird, denn die erſte iſt mir für ein ſolches Gedicht zu unbehülflich, und die zweyte iſt zu klein, wenn nur 2 Strophen auf eine Seite kommen ſollen. Haben Sie aber keine ſolche mittlere Schrift, und kann es mit Durchſchießen erzwungen werden, ſo können Sie die Notenſchrift dazu nehmen. In dieſem Falle aber muß mehr durchſchoſſen werden, als bey den Gedichten in Schlegels Aufſaz[4] nöthig war, damit zwiſchen den beyden Strophen auf einer Seite kein zu großer Zwiſchenraum bleibt.

Ich werde Ihren Wunſch, die künftigen Stücke der Horen, und die dabey erfoderliche Auswahl der Aufſäze betreffend, ſoviel möglich zu erfüllen ſuchen. Von Wallenſtein etwas einzelnes in die Horen zu geben, iſt nie meine Abſicht geweſen, und ich würde dem Stück dadurch großen Schaden thun. Aber ich will ſchon auf andere Art helfen.

Mit Goeſchen machen Sie es ganz nach Ihrem Sinn. Ich kann von Ihnen erwarten, daß Sie mich nicht compromittieren werden, doch riethe ich Ihnen, da die Sache ja ohnehin nicht dringend iſt, ihm noch einige Monate Zeit zur Abkühlung zu geben.

Der Verfaſſer der Nro. 1 im VII. Stück der Horen iſt Hr. Dr. Erhardt in Nürnberg. Das 2te und 3te Gedicht iſt von Prof. Woltmann. Der Verfaſſer des 3ten Aufſazes im 8ten Stück iſt unſer Landsmann Hr. M. Gros, und der des 4ten Aufſazes iſt Ben David aus Wien[5]. Der über die neuere Kunſt, davon ich heute den Anfang Ihnen ſende, iſt Hr. Prof. Meyer von Weimar.[1] Herder wird zu dieſem Stück auch einen Aufſaz liefern, und wahrſcheinlich auch noch ich ſelbſt.

---

[1] Der Brief iſt vom 9. Aug. datiert, aber erſt am 14. abgeſandt. Schiller Kal. 2. Schiller fügte dem Brief am Schluß die Notiz bei: „Der Brief iſt einen Poſttag liegen geblieben."

[2] Mit Brief vom 17. Juli. Ueber das Gedicht vgl. noch Goedekes Anmerkungen zu SS. XI, 431 f.

[3] „Das Reich der Schatten" (ſpäterer Titel: „Das Reich der Formen", der ſchließlich in „Das Ideal und das Leben" abgeändert wurde). „Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta abſenden muß ... Michaelis erhält es nicht; auch iſt es für eine Almanachs-Arbeit zu gewichtig." Schiller an W. v. Humboldt, 9. Aug.

[4] Dante's Hölle.

[5] Dr. Lazarus Bendavid, geb. 18. Oktober 1762, erwarb ſich erſt in ſeiner Vaterſtadt Berlin, wie Spinoza, ſeinen Unterhalt durch Glasſchleifen und begab ſich dann nach Göttingen, wo er unter Lichtenberg und Käſtner ſich mathematiſchen Studien widmete. Nach weiterem Aufenthalt in Halle kehrte er nach Berlin zurück, um bald nach Wien zu reiſen und dort für die Kantiſche Philoſophie, der er ſich zugewandt hatte, zu wirken. Namentlich wollte er die Kantiſchen Ideen über das Schöne auf eine eigene ſelbſtändige Weiſe entwickeln. Seine Vorleſungen, die einen fabelhaften Erfolg hatten, zogen ihm den Neid und die Denunziation eines Fakultätsprofeſſors zu und wurden geſchloſſen, ihm ſelbſt das öffentliche Dozieren

Adieu, der Ihrige

Schiller.

87. **Cotta an Schiller.**

Tübingen, 12. Aug. 95. [19. Aug.]

Ihr gütiges Schreiben v. 2. h. erhalte ich ſo eben und ſchreibe ſogleich Ihrem Herrn Vater, daß er über die 25 Ldors à 5 Thlr. diſponiren könne, die ich Ihnen in Rechnung ſezen werde.

Hr. Dr. Erhardt in Nürnberg werde ich ſowie er mir die Anweiſung [einſchickt] ſogleich bezalen.

Michaelis kann ich nicht begreiffen; ich habe mir eine beſſere Vorſtellung von ihm gemacht.

Mit Vergnügen und Dank neme ich den Verlag des Almanachs für künftiges Jahr an, und noch für dieſes können Sie über mich diſponiren, wenn M[ichaelis] ſo unklug ſeyn ſollte, Sie zu nötigen, ihn ihm zu entziehen.[2]

In ſichtlicher Eile. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

88. **Cotta an Schiller.**

(Tübingen, 17. Aug. 95.)[3]

Hier, ſchäzbarſter Freund, der neue GartenCalender, ſo wie er aus der Preſſe kommt, ich habe das Möglichſte gethan, ihm noch ein vorzüglicheres Aeußere vor dem heurigen zu geben, und Rapp hat gewiß eben ſo auf Ihren Beifall zu rechnen, wie voriges Jahr.[4] Haben Sie nun die Güte, Ihre erſte freie Stunde zu gebrauchen, um dieſes Taſchenbuch zu recenſiren. Je bälder diß geſchiehet, deſto wichtiger iſt es für mich. Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

unterſagt. Nachdem ein Verſuch, bei ſeinem Freunde dem Arzt Grafen v. Harrach auf deſſen Anerbieten die Vorleſungen fortzuſezen, mißlungen war, verließ Bendavid Wien und kehrte nach Berlin zurück. Nach mancherlei Beſchäftigungen (er redigirte einige Zeit während der Franzoſenherrſchaft die Spener'ſche Zeitung) lebte er zulezt als ein Sonderling in Berlin und ſtarb am 28. März (nach Andern am 10. April) 1832.

[1] Beiträge zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt; IX, 11–29.

[2] Schiller an W. v. Humboldt, 21. Aug. GSP. Nr. 79.

[3] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet.

[4] Rapp lieferte in den Garten-Kalender für 1796 eine Fortſezung der Beſchreibung von Hohenheim, ſowie der „Fragmentariſchen Beiträge" ꝛc. (S. 21, Noten 1 und 2)

89. Schiller an Cotta.

[Jena den 21. Auguſt 1795.][1] $\frac{\text{29. Aug}}{\text{7. Sept}}$

Hier einſtweilen einige Blätter zur Fortſetzung des Neunten St.[2] Mehreres bringt die nächſte Poſt.

Für gütige Erfüllung meiner Bitte danke ich Ihnen verbindlich. Noch habe ich von Michaelis keine Antwort auf meine Anfrage erhalten können, aber der Almanach, für den ich viel gethan, und den ich reichlich ausgeſtattet, wird auf jeden Fall gedruckt.[3] Das nächſte Jahr müſſen Sie ihn verlegen, und da ſoll er erſt ſeine rechte Vollkommenheit erhalten.

Poſſelts Annalen ſind, wie mir geſagt worden, ſchon an den Legations-Rath Genz in Berlin zum Recenſieren gegeben, der ſehr gut von dieſem Journal ſich geäuſſert.[4] Vielleicht wärs nicht übel, wenn Sie ihm Ihr Compliment machten.

Die Poſt geht ſogleich. Adieu. Ihr

Schiller.

---

90. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Aug. 95. [6 Sept.]

Ihr gütiges Schreiben vom 9. h. iſt mit dem beigelegten Manuſcript zum 9ten Heft richtig eingegangen; das Vergnügen, das mir das Gedicht von Ihnen verurſachte, iſt ſo groß, als es überhaupt beim Publikum ſeyn wird. Was Sie in Rükſicht auf den Truk deſſelbigen vorſchrieben, wird genau befolgt werden.

Suchen Sie nur es möglich zu machen, nach diſem guten Anfang fortzufahren und die 4 noch rükſtändigen Heften der Horen mit Ihren Aufſäzen zu bereichern: Das Publikum ſehnt ſich darnach, und das Beſte des Inſtituts erfodert es, wie ich nach manchen Urtheilen ſchlieſſen muß: ſo wie man aber von Ihnen wieder etwas und mehreres zu leſen [be]kommt, wird ſich die Stimme ſchon ändern.

Die 125 Rthlr., welche ich Ihrem Hrn. Vater bezalt habe, bitte ich mir gutzuſchreiben mit 225 fl.

Nun wird es doch auch Zeit ſeyn, Anſtalten zu treffen, falls Sie den künftigen Jahrgang anderſt gedrukt verlangten: freilich wäre es mir ſehr lieb, wenn es bei der gegenwärtigen Einrichtung bliebe, da mein Buchdruker ſich vor Kurzem die Schrift neu angeſchaft hat, und da es bei einem fortlaufenden Werk doch gut iſt, wenn es gleichen Truk behält. Nur wegen der PoſtpapierExemplarien würde ich Sorge tragen, daß ich eben ſo groſſes Poſt- als Schreibpapier erhielte.

---

[1] Das Datum iſt aus dem Schiller-Kal. S. 8 ergänzt; der Brief iſt die Antwort auf Nr. 87.

[2] Herders: Homer, ein Günſtling der Zeit (IX, 53–88).

[3] Schiller hatte in dem eben erwähnten Brief an Humboldt vom 21. Aug. Auftrag gegeben, den Satz des Almanachs bei Unger beginnen zu laſſen.

[4] Schiller-Humb. Brw. S. 130.

Mein letztes mit dem GartenCalender werden Sie erhalten haben, und mir die Bitte um baldige Recenſion verzeihen und gewähren.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

---

91. Schiller an Cotta.

Jena den 3. Sept. 95.[1] 10. Sept. 11. Sept.

Da ich den Gartenkalender voriges Jahr recenſiert, ſo darf ich ihn nach den Statuten der Litt.Zeitung in dieſem Jahr nicht wieder recenſieren. Ich habe denſelben aber Schützen ſehr angelegentlich empfohlen.

Herders Aufſatz über Homer wird jetzt wie ich hoffe in Ihren Händen ſeyn. Er iſt ein trefliches Stück, und eines der beſten Werke, die Herder geliefert.

Hier der Anfang eines neuen Aufſatzes von mir, welcher, wie ich hoffe, ſo popular geſchrieben iſt, als man fodern kann.[2] Zugleich erhalten Sie noch zwey Gedichte von mir für das Neunte Stück,[3] die Ihnen meinen beſten Willen für Sie und das Journal beweiſen mögen. Mehrere folgen im Zehnten.

Wenn es Leſer giebt, die lieber die Waſſerſuppen in andern Journalen koſten als eine kräftige Speiſe in den Horen genieſſen wollen, und die in den 56 Bogen die ſie nunmehr von uns geleſen, nicht mehr finden, als in den jetzt herauskommenden Journalen zuſammen genommen zu finden iſt, ſo iſt dieſes freylich ſehr übel, aber zu helfen weiß ich nicht.

Für ein ſolches Publikum iſt es mißlich ein Journal zu ſchreiben, an dem man ſelber Freude hat. Laſſen Sie es alſo darauf ankommen, wie am Ausgang des Jahrs die Stimmen ſind. Die drey letzten Stücke ſollen mannichfaltig, allgemein, intereſſant und an innerem Gehalte reich ſeyn. Ich ſelbſt werde alle meine Stunden daran wenden und die beſſern Mitarbeiter gleichfalls dazu vermögen. Wenn aber aller dieſer Beſtrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns iſt, ſo muß die Unternehmung aufgegeben werden. Mir iſt es unmöglich, mich lange gegen Stumpfſinnigkeit und Geſchmackloſigkeit zu wehren, denn Luſt und Zuverſicht allein ſind die Seele meines Wirkens.[4]

---

[1] Im Kal. unterm 4. (einem Freitag) verzeichnet.

[2] Von den nothwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten. IX, 99–125.

[3] Wohl „Natur und Schule" (ſpäter: „Der Genius") und „Das verſchleierte Bild" (urſprünglich „Heliopolis" Schiller-Humb. Brw. 2 177, oder „Das verſchleierte Bild von Heliopolis", [illegible] III, [illegible]). Schiller hatte dieſelben mit andern Gedichten am 21. Auguſt an W. Humboldt geſchickt und zu „Natur und Schule" bemerkt, der Freund möge dieſes Gedicht noch zurückhalten, da er es vielleicht in die Horen aufnehmen werde.

[4] Schon am 21. Aug. hatte Schiller wegen der Horen ſehr entmuthigt an Humboldt geſchrieben: „Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft iſt, ob uns das Publikum treu bleiben wird, ſondern weil die Armuth am Guten, die leichtſinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Luſt mit jedem Tage raubt. Ich werde zwar nicht vorſätzlich zum Untergang des Journals beytragen, aber auch nicht ſehr emſig es im ſinkenden Falle zu halten bemüht ſeyn." [illegible] Nr. 74.

Es iſt noch immer möglich, daß mein Almanach für dieſes Jahr nicht mehr erſcheinen kann, denn der Druck iſt noch gar nicht angefangen.[1] Eben iſt mein Commiſſionair beſchäftigt, mich von Michaelis los zu machen, und ihn zu vermögen, daß er das, ſchon an mich bezahlte, Redactionsgeld zurücknimmt. Gelingt dieſes, ſo beſtimme ich die vorzüglichſten Gedichte der Sammlung, die über 2 Drittheile davon betragen, den Horen und gebe den Almanach für dieſes Jahr ganz auf, obgleich ich eine anſehnliche Summe dabey einbüße. Aber ich will nicht, daß dieſe ſchöne Entrepriſe gleich in dem erſten Jahrgang verpfuſcht wird, und dann freut es mich auch, acht biß neun Bogen auserleſene Gedichte den Horen zuzuführen. Göthe hat beynahe 4 Bogen, Herder dritthalb und ich eben ſoviel dazu gegeben[2], und es iſt ſehr Schade daß die unerhörte Nachläßigkeit des Verlegers dieſe Unternehmung verpfuſcht, nachdem von meiner Seite alles dafür geſchehen war. Doch ſoll ſie dafür das nächſte Jahr deſto glänzender werden und weder im Innern noch Aeuſſern ihres Gleichen haben.

Der nächſte Poſttag bringt Ihnen den Reſt des Manuſcripts für das Neunte Stück.

Die auf der Liſte[3] befindliche Anzahl der Subſcribenten für die Horen wäre noch immer aufmunternd genug wenn ſie uns bleibt. Sie ſchrieben, daß in dem 2ten Halbjahr einige aufgeſagt hätten — kann man denn auch halbjährig aufſagen, oder gilt dieſe Aufkündigung bloß fürs nächſte Jahr?

Mit dem Druck der Horen ſoll es, (wenn ſie fortgeſetzt werden, wie ich wünſche und hoffe ganz bei dem alten bleiben, da es Ihnen ſo lieber iſt.

Verbindlichſten Dank für die Bezahlung an meinen Vater.

Ganz der Ihrige Sch.

92. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 7. Sept. 95.) [17 Sept.]

Ihr Gütiges vom ?[4] mit dem weiteren Manuſcript für die Horen, dem mit der nächſten Poſt[5] noch mehr nachfolgte — Es iſt alles ſogleich in der Arbeit.

---

[1] Er berichtete unter dem 17. Auguſt W. v. Humboldt, eben dem „Commiſſionair“, von dem Schiller gleich darauf an Cotta ſchreibt.

[2] Von Goethe erſchienen im Muſenalmanach: Nähe des Geliebten, Der Beſuch, Verſchiedene Empfindungen an Einem Platze, Meeresſtille — Glückliche Fahrt, Kophtiſche Lieder, Antwort bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel, Prolog zur Wiedereröffnung des Weimariſchen Theaters 1791 und die (Venetianiſchen) Epigramme, von Herder (unter den Chiffren D., E., A., L., W. M., P.) 24 Gedichte, von Schiller ebenfalls 16 Gedichte, unter andern: Die Macht des Geſanges, Der Tanz, Pegaſus in der Dienſtbarkeit, Die Ideale, Würde der Frauen, Stanzen an den Leſer.

[3] Die Subſcribentenliſte traf laut Kal. und Sch.-G. Nr. 97 am 31. Aug. bei Schiller ein; ſie fand ſich in den Schriftſtücken nicht vor; der begleitende Brief Cottas, worin er mittheilt, daß im zweiten Halbjahr Einige aufgeſagt haben, iſt ebenfalls nicht vorhanden. Aus Cottas Brief Nr. 90 ergibt ſich, daß zwiſchen dieſem und Nr. 89 keine Lücke iſt und demnach die Abfaſſung des fehlenden Briefs zwiſchen den 12. und 17. Auguſt 1795. Schillers Brief vom 3. Sept. iſt die Antwort auf Nr. 89 u. 90 und auf die Mittheilung der Subſcribentenliſte.

[4] Nr. 89 vom 22. Auguſt.

[5] Nach dem Schill.-Kal. vom 26. Auguſt; es war wohl eine bloße Manuſcriptſendung ohne Brief.

Ihr „Reich der Schatten" ist das Schönſte, was ich je las — und ich bin nun wegen des weitern Fortgangs der Horen ganz beruhigt, da wir wieder auf Ihre vortreflichen Arbeiten zählen dorfen. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Auf den Verlag des künftigjährigen MuſenAlmanachs freue ich mich unendlich und wiederhole meinen Dank für diſen Beweis Ihrer Güte.

---

93. Schiller an Cotta.

Jena den 7. Sept. [1795]. 16 Sept. erh.

Hier der Beſchluß des Neunten Stückes, er enthält nunmehr 17 Artikel, worunter 11 poetiſche Stücke von mir, nebſt einem proſaiſchen Aufſaz.[1] Wenn ich, wie zu vermuthen, noch über das Manuſcript zum Almanach diſponieren kann, (denn noch hat der Verleger nicht die geringſte Anſtalt zum Druck gemacht) ſo können die 3 lezten Horenſtücke jedes zu 20 oder 25 Artikel anwachſen, ohne daß die Bogenzahl überſchritten wird.[2] Auch arbeite ich gegenwärtig an einem wichtigen Aufſaz, den ſein Ton ſowohl als Inhalt zu einer allgemein verſtändlichen Lectüre machen.[3] Ein anderer Aufſaz von mir iſt ſchon biß aufs Abſchreiben fertig,[4] und was ich in dieſem Monate noch ausarbeite, iſt alles für die Horen beſtimmt. Von Göthen ligt ſchon ein Mährchen[5] fertig, womit das X. Stück ſoll angefangen werden. Er giebt noch mehreres, und vielleicht kann ich ihn noch bereden, einige ungedruckte Scenen aus dem Fauſt zu geben. Dieß iſt indeſſen noch eine zweifelhafte Sache. Herder wird zu ſeinem Aufſaz über Homer einen Pendant über Oſſian machen.[6] Archenholz hat einen großen hiſtoriſchen Aufſaz zu ſchicken verſprochen.[7] Auch Jacobi will noch etwas leiſten.[8]

Dieß ſind unſere Erwartungen. Ich verſpreche mir demohngeachtet von der

---

[1] Vgl. SGB. 2. Aufl. Nr. 101. Der proſaiſche Aufſatz iſt der am 2. Sept. überſandte „Von den nothwendigen Grenzen" ꝛc., und die 11 poetiſchen Stücke beſtehen außer dem am 9. Aug. eingeſandten „Reich der Schatten" und den am 3. Sept. abgegangenen „Natur und Schule" und „Das verſchleierte Bild" folgende 8 Gedichte: Der philoſophiſche Egoiſt, Die Antike an einen Wanderer aus Norden, Deutſche Treue, Weisheit und Klugheit, An einen Weltverbeſſerer, Das Höchſte, Ilias, Unſterblichkeit. Dieſelben waren mit Ausnahme von „Deutſche Treue" und „Unſterblichkeit" urſprünglich für den Michaelis'ſchen Muſ.-Alm. beſtimmt. SGB. Nr. 93 u. 98; SS. XI, 157.

[2] Schiller an Humboldt 7. Sept. SHB. 113.

[3] Schiller an Goethe 9. Sept.: „Die Zeit über, daß Sie weg ſind, habe ich zwiſchen proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten abgewechſelt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung ſcheint gelingen zu wollen. Die Materie wenigſtens entwickelt ſich, und ich ſehe mich auf einigen ſehr glücklichen Spuren." Und am 16. Oct.: „Ich hoffe, mit der Abhandlung über das Naive, die ſehr populär geſchrieben iſt, noch für das XI. Stück fertig zu werden."

[4] Vermuthlich die Abhandlung über die Gefahr äſthetiſcher Sitten. XI, 21—30.

[5] „Das Märchen" als Schluß der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten X, 108—152.

[6] Homer und Oſſian, im X. Stück, 86—107.

[7] Sobieſki, im XII. Stück, 61—116.

[8] Die Horen brachten nichts mehr von ihm.

Dankbarkeit des Publikums nicht viel; denn mit dem Guten gefällt man ſelten. Aber, wenn es auch mit den Horen zu Ende geht, ſo ſollen ſie doch auf eine ehrenvolle Art aufhören.

Ich muß Sie bitten, in **Natur und Schule** die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen.[1] Sollte das Stück ſchon abgedruckt ſeyn, ſo müßten Cartons gemacht werden, verſteht ſich auf **meine Koſten**. Es ligt mir allzuviel daran, jene Nachläſſigkeiten im Silbenmaaß zu verbeſſern, da Herr Voß ſich einbildet, er könne allein Hexameter machen.[2]

Seyn Sie auch ſo gütig, mir gleich nach Empfang dieſes noch 1 PoſtpapierExemplar des 8ten Stücks zu übermachen, weil ich an den Verfaſſer des Nro. 1[3] eines habe abgeben müſſen. Ich bitte auch um den Julius der Flora, der vergeſſen worden iſt. Für dieſes Journal will ich Ihnen doch einige Kleinigkeiten bald ſchicken, von der Art wie ich mehrere im Almanach habe. Ich kann Ihnen überhaupt noch recht artige Kleinigkeiten von Andern dazu abgeben, die in meinem Almanach durch die BogenZahl ausgeſchloſſen werden.

Leben Sie recht wohl und behalten guten Muth. Der Ihrige

Sch.

91. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Sept. 1795. [18 Sept.]

Meinen herzlichſten Dank für das ſchöne Manuſcript, das mir Ihr gütiges Schreiben vom 3. h. überbrachte. Ich bin verſichert, daß ſich das Urteil des Publikums nun wieder ganz umſtimmen wird, und daß wir am Ende des Jahres wie bei allen diſen Inſtituten zwar eine Ebbe und Fluth haben werden, die aber, wenn ſich die Sache geſezt hat, nicht ſehr bedeutend ſeyn wird. Sie möchte aber ausfallen, wie ſie wolle, ſo wäre vom Beſchlieſſen kein Gedanke, und ich bitte Sie dasjenige, was ich Ihnen vom Urteil einiger ſchrieb, nicht dahin auszulegen, und was mir noch wichtiger iſt, Ihre Freude an diſem ſchönen Inſtitut nicht zu verlieren, denn das hieſſe ihm die Sele genommen. Die halbjährigen Abbeſtellungen, von denen ich lezthin ſchrieb, rüren von der Unvorſichtigkeit des Stuttgarter PoſtAmts her; eigentlich findet keine ſtatt.

Es wäre mir eine groſſe Freude, wenn Sie von Michaelis für dies Jahr noch los kamen — und die beiden Gedichte den Horen zuwieſen. Fürs nächſte Jahr wollen wir ſchon beſſer ſorgen, nur [er]bitte ich mir baldmöglichſt Ihre Gedanken, wie Sie den Druk veranſtaltet wiſſen wollen, damit ich bei Zeiten die nötige Anſtalten treffen kan, und ein Produkt zur Welt bringe, deſſen äuſſere Geſtalt der innern würdig ſeyn ſoll. Uebrigens verſteht es ſich, daß wir Ihnen Ihre Auslagen ſogleich erſezen; überhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Fall annemen, offene Caſſe bei mir zu haben, ohne die mindeſte Rükſicht, denn ich neme diß als einen Beweiß Ihrer mir ſo ſchäzbaren Freundſchaft an.

---

[1] Die Correcturen wurden von Schiller in Folge der tadelnden Bemerkungen W. v. Humboldts vorgenommen, worüber SS. XI. ein nachzulesen [illegible]. Sch. an Körner, 5. Okt.: „In Natur und Schule habe ich der Reinheit des Silbenmaßes wegen einige nothwendige Veränderungen vornehmen müſſen, durch die es, wie ich hoffe, gewonnen hat."

[2] W. v. Humboldt an Schiller, 22. Aug.: „Mich dünkt, Sie ſind in Ihren letzten Stücken … im Bau des Hexameters … nicht ſtreng genug geweſen … es giebt jetzt, vorzüglich ſeit der Voßiſchen Schule, eine Menge Menſchen, die, wenn ſie auch vielleicht nicht einmal Ohr haben, doch dieß affektiren, und wenigſtens nur das haben. Diese lamentiren nun grauſam, daß bloß Voß Hexameter machen könne" u.

[3] Von Conz.

Es iſt mir ſehr leid, daß Sie nach der Anzeige der Litter. Zeitung den Garten-Calender nicht recenſiren dorfen, da ich ſo ſehr gewünſcht habe, wieder eine ſo ſchöne Abhandlung zu leſen. Inzwiſchen damit Sie nicht um Ihr Exemplar kommen, folgt in der Anlage ein anderes.

Iſt diß kein Fehler in der Geburt Apoll's:[1] „Da Eleithuia, die Helferinn, Delos betreten?" wenigſtens iſt „Eleithüia,"[2] ein andersmal nach der bemerkten Art ſcandirt. Mit unwandelbarer Hochachtung J. F. Cotta.

Noch bemerke ich, daß Ihr Schreiben vom 3. h., welches Sie am 4. auf die Briefpoſt gaben, den 10. Morgens in meinen Händen war, und daß alſo der Freitag der ſchnellwirkende Poſttag ſeyn muß.

95. Cotta an Schiller.

Tübingen, 16. Sept. 95. [20. Sept.]

Ihr gütiges Schreiben vom 7. h. hat mir heute den ſo ſchönen Beſchluß zum Neunten Heft gebracht — Die Veränderungen in Natur und Schule ſind gehörig beſorgt worden.

Die Stimme des Publikums wird gewis in kurzem ganz anderſt über die Horen lauten, und ich bin guten Mutes wegen der Folge.

In der Anlage folgt 1 Horen 8° Heft Poſtpap.
1 Flora Julius.

Sie verbinden mich äuſſerſt, wenn Sie mir für die Flora einige Beiträge ſenden. Eiligſt. Unwandelbar

J. F. Cotta.

---

[1] Von Goethe, eine Ueberſetzung des Hymnus auf Apollo. Goethe iſt im Inhaltsverzeichniß beim Jahresſchluß als Verfaſſer genannt. Die Zeit der Abfaſſung fällt in den Auguſt. Schiller ſchrieb am 21. Aug. an W. v. Humboldt: „Goethe gibt für die Horen dieſes Jahr noch … Apollo's Geburt nach Homer", und Goethe ſchreibt am 18. an Schiller: „An dem Hymnus, der hierbei folgt, habe ich ſoviel gethan, als die Kürze der Zeit und die Zerſtreuung, in der ich mich befinde, erlauben wollen". Schiller an Körner, 19. Okt.: „Apollo iſt von Goethe überſetzt."

[2] Der von Cotta beanſtandete Vers ſteht IX., 37 (Z. 1), wo auch dieſes eine Mal die Form „Eleithuia", ſonſt immer (S. 35, vorletzte und letzte Zeile, S. 36, Z. 7 und 23) „Eleithüia" vorkommt. Uebrigens irrt ſich Cotta, denn Goethe ſcandirt wie im Original: Eileithuia, und nur in dem beanſtandeten Verſe: Eleithuia ([illegible]).

96. Schiller an Cotta.

Jena den 18. Sept. 95. 25 Sept. empf.

Hier der Aufſatz des Xten Stücks, der Engeln zum Verfaſſer hat.[1] Derſelbe ſchreibt mir, daß er die 3 Carolin Honorar Ihnen in der Meſſe quittieren und auch etwas für die Flora ſchicken werde.

Das Xte Horenſtück werden wir, da ſich die großen Aufſätze, wie der gegenwärtige, nicht wohl trennen ließen, etwas korpulent machen müſſen. Dafür braucht das letzte in dieſem Jahr, welches die Nahmen der Subſcribenten[2] und der Verfaſſer der Aufſätze enthält, nur 6 Bogen andern Innhalt zu haben.

Mit dem Almanach hat es ſich nun entſchieden. Michaelis hat ſich völlig rechtfertigen können.[3] — Ein Mann in Strelitz, dem er während ſeiner Reiſe, die Geſchäfte anvertraute hat 1000 Rthlr. (welche Michaelis den Tag vor ſeiner Abreiſe an Friedländer in Berlin auf die Poſt gab, um davon die nöthigen Zahlungen zu machen) gegen den Poſtſchein ſich von der Poſt zurückgeben laſſen und verſchwendet. Eben dieſer unterdrückt alle Briefe, die Michaelis an uns, und die wir an ihn ſchrieben, daher alle die Irrungen. Ich lege hier einen Brief von eben dem Friedländer, der das Geld hätte erhalten ſollen bey, worinn er meinem Correſpondenten in Berlin[4] von der Sache ſchreibt. Dieſer Friedländer iſt ein reicher und angeſehener Jude in Berlin, und ſein Zeugniß läßt keinen Zweifel zu.

Jetzt kann ich freylich dem Michaelis den Almanach für dieſes Jahr nicht entziehen, denn der Grund fällt ganz hinweg, der mich von meinem Contracte frey machte. Aber für das nächſte Jahr und alle künftigen bleibt er Ihnen. Michaelis ſetzt mir zwar hart zu, ihm den Almanach zu laſſen, aber da mein Contract mit ihm mir ein Recht giebt aufzukündigen, und Sie mein Wort einmal haben, ſo widerrufe ich nicht. Der Almanach wird bey Ungern gedruckt, und Michaelis wendet alles daran, was in dieſer kurzen Friſt noch möglich iſt, ihn ſplendid zu machen. Ich rieth Ihnen, den Ihrigen im nächſten Jahr gleichfalls bei Ungern drucken zu laſſen, wenn es auch etwas mehr koſten ſollte. Doch dazu haben wir noch Zeit.

Für die Horen will ich den Muth nicht verlieren, ſo lange Sie den Ihrigen behalten. Was ich kann, thue ich ohnehin dafür; das iſt meine Schuldigkeit. Auch für dieſes Xte Stück erhalten Sie ein Gedicht von 11—12 Seiten von mir, welches mich ſeit einigen Wochen ſehr angenehm beſchäftigt.[5]

Ich höre, daß im neuen Stück des Archivs der Zeit eine Antwort auf den

---

[1] Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. X. 1–67.

[2] Die Subſcribentenliſte erſchien mit dem XII. Stück und iſt dem erſten Band der Horen vorgedruckt.

[3] Vgl. S. 106, Note 4.

[4] W. v. Humboldt; derſelbe ſchrieb am 9. und 11. Sept. an Schiller über den Vorfall. Den David Friedländer nennt Humboldt ſeinen „genauen Bekannten" und bezeichnet ihn aus vielfältigen und vieljährigen Geſchäften mit ihm als einen pedantiſch pünktlichen und redlichen Mann. SGW. Nr. 84 u. 85.

[5] Die Elegie (ſpäter unter dem Titel: Der Spaziergang) X. 72–85.

Litter. Sansculottiſm,[1] und in dem neuen Stück der Genziſchen Monatſchrift ein Urtheil über meine äſthetiſchen Briefe enthalten iſt.[2] Leſen Sie doch beydes nach. Von dem neunten Stücke der Horen bitte ich mir für Madame Mereau (die Verfaſſerin des ſchönen Gedichts Schwarzburg[3]) und für Profeſſor Meyer (den Verfaſſer der Beyträge zur Kunſtgeſchichte) 2 Exemplarien auf Poſtpapier aus. Auch bitte um den Julius der Flora, der vergeſſen worden oder auf der Poſt verloren gegangen iſt.

Wenn Sie mir Adelungs deutſches Wörterbuch mit 1/3 Rabbat ſchaffen können, ſo ſeyen Sie ſo gütig, Ordre dazu zu geben. Ohne dieſen Rabbat iſt es mir aber zu theuer. Ich brauche aber das Buch vollſtändig, und wenn alſo eine neue und noch nicht geendigte Ausgabe davon gemacht wäre, ſo kann ich dieſe nicht brauchen, ſondern die ältere.[4]

Ueber die 25 Ldors, die Sie meinem Vater ausgezahlt, können Sie bey mir nach Gefallen diſponieren, wenn Sie etwa in hieſigen Gegenden eine Zahlung haben ſollten. Sie liegen parat.

Leben Sie wohl.

Ich wünſche, daß die neulich zugeſchickten Veränderungen in meinem Gedicht nicht möchten zu ſpät gekommen ſeyn. Ihr

Sch.

97. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 21. Sept. 95.) [5 Oct.]

In der Anlage folgt das 9 Heft — es hat, wie Sie ſehen, im Ganzen 9 Bogen gegeben, ich möchte aber nichts weglaſſen, weil Sie alles darein beſtimmten und ich dem Publikum auch nichts von den ſchönen Sachen entziehen wollte. Unwandelbar ꝛc. J. F. Cotta.

25. Sept. In dem Augenblick, da dieſes abgeben ſolte, traf Ihr gütiges vom 18. h. ein. Es freut mich äuſſerſt, daß Engel uns noch etwas für die Flora ſenden will, und ich bitte Sie ihn in dieſem Vorſaz gütigſt zu beſtärken, und Ihres ähnlichen Verſprechens gütigſt eingedenk zu ſeyn.

---

[1] Vgl. S. 98, Note 1. Die oben erwähnte Erwiderung befindet ſich im Septemberheft des Archivs, iſt überſchrieben „Berichtigung eines auffallenden Mißverſtändniſſes in den Horen" und unterzeichnet F. B. v. R—n.

[2] Auf dieſes, wie auf die Erwiderung im Archiv der Zeit, hatte Goethe im Brief vom 16. Sept. Schiller aufmerkſam gemacht. Gentz erklärte in dem Aufſatz über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlſtand und die Cultur des menſchlichen Geſchlechts Schillers äſthetiſche Briefe für den Text zu allem, was ſich Großes und Treffliches über äſthetiſche Erziehung ſagen laſſe.

[3] Horen, 1795, IX, 89, vgl. den Brief der Mereau vom 11. Juli 1795 (S. 99).

[4] Die erſte Ausgabe erſchien in 4 Bdn. gr. 4. in Leipz. 1774—86. Die zweite 1793—1801 bei Reimer in Berlin. Der Preis war 24 Rthlr. Cotta ſandte, da die erſte Ausg. nicht mehr complett war, den erſten Band der 2. Aufl.; Schiller gelangte indeß doch noch in den Beſitz der alten, die ſich noch in ſeiner Bibliothek vorfindet. (Bl. f. l. Unt. 1870, Nr. 41.) Schiller bediente ſich des Wörterbuchs, wenn ihm grammatiſche Zweifel aufſtießen; Brief an Goethe, vom 26. Jan. 1804.

Ich laſſe gern bei Unger den Druk des künftigen Jahrgangs Ihres mir ſo gütig zugedachten MuſenAlmanachs druken, wenn wir anderſt nicht noch einen beſſern Buchdruker ausfindig machen.

Die Antwort im neuen Archiv der Zeit habe ich geleſen, ſie iſt für die Horen ſehr ehrenvoll. Auf Genz ꝛc. bin ich begierig.

In der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften kommt auch eine Recenſion vor,[1] die mit der ſichtlichſten Parteilichkeit verfaßt iſt, und gewis von einem Freund von Göſchen herrürt; denn „Peſſelts Annalen“ mußten ſogar in einer Note herhalten.

Wenn nur Herr Hofrat Schüz zu bewegen wäre, die übrige Stüke der Horen nun bald zu recenſiren. Die beiden Exemplarien für Madame Mereau und Profeſſor Meyer gehen mit den übrigen heute per Poſtwagen an Sie ab.

Adelung iſt wirklich nicht mehr complett zu haben, ſondern nur der 1ſte Theil der neuen Auflage, der Ihnen gern mit 1/3 zu Dienſten ſtehet.

Die 25 Louis ſind am beſten in Ihren Händen.

Entſchuldigen Sie meine Eile mit den Geſchäften der Spedition.

J. F. Cotta.

98. Schiller an Cotta.

Jena den 25. Sept. 1795. 4 Oct 5 Oct

Lorenz Stark von Engel haben Sie, wie ich hoffe, erhalten. Hier folgt neues Manuſcript zum Zehenten Stück. Herders neuer Aufſatz[2] ſoll vielen Freude machen.] Die nächſte Poſt bringt Ihnen wahrſcheinlich ein größeres Gedicht, und das Gothiſche Mährchen. Dieſes Xte Stück dürfte leicht 9 Bogen füllen. Laſſen Sie aber friſch weg drucken, daß wir es dem 11ten Stück ſo zeitig als möglich nachbringen. Alles liegt daran, daß das Gute einander jagt und das Neue da iſt, ehe das Alte noch ganz herum kommt. So entſchlieſſen ſich mehrere es einzeln ſich anzuſchaffen. Iſt das Stück reich an Innhalt, ſo behält es der Leſer länger, die Circulation ſtockt, es entſteht Nachfrage, und der LeſeBibliothekHalter muß mehrere Exemplarien verſchreiben.

Hier lege ich einige Kleinigkeiten luſtigen Innhalts von meinem Schwager, dem Rath Reinwald in Meinungen bey.[3] Auch mein Almanach enthält etwas von ihm.[1] Können Sie dieſe Kleinigkeiten 1 Carolin p. Bogen für die Flora brauchen, ſo ſtehen ſie Ihnen zu Dienſt. Wo nicht, ſo ſenden Sie ſie retour. Sie dürfen ſich der Verwandtſchaft wegen nicht im geringſten genieren. Die andern Sachen, die ich noch beylege, koſten nichts. Für Hrn. Koſegarten, deſſen Nahme die Flora gewiß ziert, laſſen Sie etliche Exemplare auf Poſtpapier abziehen, von denen MonatStücken, wo ſeine Gedichte ſtehen.[2] Es iſt für Ihr Intereſſe gar nicht unbedeutend, daß Sie Sich dieſen Mann, der am äuſerſten Norden Deutſchlands iſt, verpflichten. Seine Adreſſe iſt: L. Th. Koſeg. Hauptpaſtor zu Altenkirchen auf der Halbinſel Wittow im Lande Rügen.

---

[1] Die „Neue Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte“, von Ch. F. Weiße begründet, wurde ſpäter vom Magiſter und Buchhändler Joh. Joſ. Friedr. Dyk in Leipzig fortgeſetzt und beſtand bis 1806; die Recenſion war von Manſo.

[2] Homer und Oſſian; X, 86–107. Schiller hatte den Aufſatz am ſelben Tag, an welchem er ihn an Cotta abſandte, von Herder erhalten. (Schill.-Kal. S. 6.)

[3] Es ſind dieſelben Gedichte „comiſchen Inhalts“ gemeint, über deren Verwendung Schiller unter dem 1. Febr. 1796 bei Reinwald anfragt, da Cotta ſie am 5. Oktober zurückſandte. Schill. Briefw. mit ſ. Schweſter Chriſtophine von W. v. Maltzahn, S. 141.

Auf das, was ich in den Gedichten geſtrichen und durchſtrichen, braucht keine Rückſicht genommen zu werden.

Leben Sie wohl. Ihr

Sch.

P. S. Das kleine Gedicht Zenith und Nadir[3] laſſen Sie da einrücken, wo eine Abhandlung ſchließt und noch weißer Raum übrig bleibt. Ich werde Ihnen für dieſen Fall künftig mehrere ſolche Kleinigkeiten von mir im Vorrath ſenden. Eine eigene Seite damit anzufangen iſt nicht eher nöthig, als wenn mehrere beyſammen ſind.

Anliegende Anzeige bittet Hr. Capellmeiſter Reichardt den Anzeigen im Xten Horenſtück beifügen zu laſſen.[4]

99. Schiller an Cotta.

Jena den 28. Sept. 95. 1 Oct. / 15 Oct.

Hier der Schluß des 10ten Stücks.[5] Einige Kleinigkeiten ſende ich vielleicht noch nach, um das Regiſter anzuſchwellen. Sehen Sie, wie Sie es möglich machen, daß dieſes Stück wenigſtens um eine Woche früher erſcheinen kann.

---

[1] Der Freund, S. 171—173.

[2] Das Novemberheft 1795 der Flora bringt S. 155—158 ein Gedicht „Huldigung" mit der Unterſchrift Koſegartens. Ueber deſſen Gedichte in den Muſenalmanachen und den Horen urtheilte Körner ſehr abfällig. Vgl. noch im SchGB. Nr. 356 Goethes Brief, der ſich auf die überſchwängliche Art bezieht, wie er ſeine „Poeſien" ankündigte, und die auch Schiller in einem Brief an Schlegel vom 3. Juli 1797 „poſſierlich" nannte. An ſeinem Ort findet ſich ein Brief von ihm an Schiller abgedruckt, worin er ſich, nach einem übermäßigen Lob von Schillers Beiträgen zum Muſenalmanach 1797, über die Verſtümmelung ſeiner eigenen Gedichte beſchwert.

[3] Der Abdruck unterblieb durch Zufall; auch im XII. Stück, für das Schiller es am 17. Nov. beſtimmte, findet es ſich nicht, da Cotta es wohl verkramt hatte. Es wurde ſchließlich erſtmals in die Cruſius'ſche Gedichtſammlung II, [illegible] aufgenommen.

[4] Der SchillKal. verzeichnet den Eingang eines Briefs von Reichardt unter dem 13. September. Die Anzeige betraf die Ankündigung ſeines Journals „Frankreich" Namens der Buchhandlung von F. Bohn und Comp. in Lübeck; dieſelbe erſchien unter den dem X. Horen-Stück beigedruckten Buchhändleranzeigen.

[5] Goethes Märchen, X. 108—152 und Schillers Elegie, X. 72—85.

Ich erfahre ſoeben, daß die Cunoiſche Buchhandlg hier in Jena verkauft wird. Wäre das nicht eine Speculation für Sie? Es ſind zwar, die Buchdrucker eingerechnet, welche auch verlegen, ſieben Buchhandlungen hier, aber keine taugt etwas, und ein unternehmender Mann könnte bey der vortheilhaften Lage und dem erträglichen Preiß der Bedürfniſſe gewiß etwas ausrichten. Die Buchhandlung ſelbſt kann nicht theuer ſeyn, da ſie es ſchon viele Jahre ſehr ſachte getrieben hat.

Mir wäre es in gar vielem Betrachte lieb, wenn Sie hier eine Niederlage hätten. Ueberlegen Sie es. Von dem Zuſtand der Cunoiſchen Buchhandlung giebt H. Rath Voigt, ihr gegenwärtiger Beſitzer, Nachricht.

Ihren Brief vom 16. datirt habe ich erſt heute den 28ſten erhalten. Da der meinige, auf den er die Antwort iſt, früh am 8ten abgieng, ſo hat alſo der Brief mit der Antwort 20 Tage gebraucht.

Wenn die Herderiſche Abhandlung über Oſſian zu der Zeit, wo das gegenwärtige Paquet anlangt, noch nicht im Druck wäre, ſo können Sie meine Elegie derſelben vorſetzen, daß beyde proſaiſche Abhandlungen von einander getrennt werden. Ich denke dieſes Stück ſoll unterhaltend genug ſeyn. An dem Mährchen werden die Ausleger zu käuen haben.

Für die Flora danke ich. Ich ſende Ihnen gewiß bald eine Kleinigkeit von mir dazu. Leben Sie recht wohl. Der Ihrige

Sch.

Herder an Schiller.

[Weimar, Ende September 1795].[1]

Ich danke für die Muſik[2]. Sie iſt ſchön; aber doch berge ich nicht den Wunſch, daß außer dieſer wirklich ſchönen Muſik, den Tanz ein eigentlicher Ton-Künſtler componirte. Laßen Sie ſich dabei nicht merken wie Sie es wünſchten, ſondern laßen Ihn walten — Ein Stück dieſer Art erfordert eine Gewandheit in luſtigen Tönen, Sätzen, Sprüngen, Declamation, zu der der beſte Liebhaber doch immer nur mit Mühe gelangt. Von ſelbſt werden ſich immer ſolche finden; und Reichard ſehe ich ſchon hüpfen, ſo bald er Text und Muſik ſieht — Doch bitte ich dabei dies Ihnen allein geſchrieben ſeyn zu laßen; die Muſik iſt wirklich ſchön. Nur ſie iſt — vielleicht von Ihnen ſelbſt. . .[3]

Sie wünſchten kleine Stücke; ich gebe, was mir in die Hand fällt. Was Ihnen nicht dient (ich bitte, ſich gar nicht zu ſcheniren, wie wir Teutſche ſagen) ſenden Sie mir zurück. Ich zeige damit blos meine Bereitwilligkeit.[4] Von Knebels Properz wird

---

[1] Das Datum, welches dem Schreiben fehlt, iſt nach den Angaben des Schill.-Kal. ergänzt. Schiller empfieng den Brief am 30. Sept.

[2] Schiller hatte Herder am 25. Sept. Körners Compoſition des „Tanzes" mitgetheilt.

[3] Unleſerliches Wort im Original.

[4] Dieſe „kleine Stücke", im Ganzen 12 an der Zahl, wurden nach einander im X. bis XII. Horenſt. 1795 und im I. St. 1796 abgedruckt. Schiller erklärte in ſeiner Antwort auf dieſen Brief (vom 3. Okt., vgl. Aus Herders Nachlaß, herausgg. von Düntzer I, 160) Amor und Pſyche, Geſang des Lebens, Epigramme [zwo Gattungen des Epigramms] und Homer [der unſterbliche Homer] für ſeine Lieblinge. Siehe den folgenden Brief.

Ihnen wahrſcheinlich Göthe ſchreiben.[1] Er wäre eine Acquiſition für die Horen, die Vieles, Vieles aufwiegte. Leben Sie beſtens wohl. Eilig

Herder

Ihr Urtheil über Oſſian[2] iſt mir ſehr werth. Daß ich vom Homer nicht mehr geſagt, rührt daher, weil ich 1) kurz ſeyn wollte 2) in meiner Jugend bereits über dieſe Materie in den kritiſchen Wäldern geſchrieben habe[3] — ob ich gleich nicht eigentlich weiß, was? weil ich das Buch nicht habe.

---

100. Schiller an Cotta.

[Jena] den 2. Octob. 95. 11 Okt. 15 Okt.

Vergeblich habe ich mir heute zum IXten Stück Hofnung gemacht. Dießmal macht der Buchdrucker ſehr lang und ich bitte Sie recht ſehr ihm für die 3 nächſten Stücke Schnelligkeit zu empfehlen. Ich ſende deßwegen heute vollends alles, was in das Xte Stück kommt. Sie können die leeren Plätze hinter den proſaiſchen Aufſätzen damit füllen, und was auf dieſe Art nicht Platz findet, hinten folgen laſſen. Die Ordnung der kleinen Stücke überlaſſe ich Ihnen und dem Setzer. Sie ſorgen bloß, daß ſoviel als möglich die Seiten gefüllt und die leeren Räume vermieden werden.[4] Alle Gedichte in dieſem Stücke (wenn es für die Elegie nicht ſchon zu ſpät iſt) werden mit der gewöhnlichen Textſchrift gedruckt und alle einzelnen Verſe, wie immer gebrochen. Adieu.

Sch.

Wenn die Elegie abgedruckt iſt, ſo ſenden Sie mir den einzelnen Bogen.

---

101. Cotta an Schiller.

Tübingen, 5. Oct. 95. (9. Nov.)

Ihr gütiges Schreiben v. 25. Sept. habe ich geſtern mit den Beiträgen für die Horen und Flora richtig erhalten; ich laſſe an jenen aufs eifrigſte fortdruken, und bin Ihnen für diſe aufs äuſſerſte verbunden. Nur die Reinhard'ſchen[5] Gedichte bin ich ſo frei zu remittiren, da Z[ahn] die beſſern darunter für den Inhalt der Flora nicht ganz paſſend findet.[1]

---

[1] Vgl. zu Schillers Brief an Cotta vom 21. Dez. 1795.

[2] Zu Schillers Brief an Herder vom 25. Sept.

[3] Im zweiten Wäldchen über einige Klotziſche Schriften. (Riga 1769.)

[4] Von den „kleinen Stücken“ oder „Kleinigkeiten“ finden ſich im X. St. nur 2: Der rauſchende Strom (Ausfüllung der S. 67), und Leukotheas Binde (Schluß der S. 151), beides Diſtichen von Herder. Da im X. bis XII. Stück 1795 und im I. St. 1796 zuſammen ſich 11 Gedichte von Herder befinden: Der rauſchende Strom, Leukotheas Binde (X); die Horen, der heilige Wahnſinn (XI), Amor und Pſyche, Geſang des Lebens, Drei Schweſtern, Der Strom des Lebens, Die Königin, Mars als Friedensſtifter (XII); Zwo Gattungen des Epigramms, Der unſterbliche Homer (1796. I), von denen zwei nach dem Schill.-Kal. am 31. Okt. an Cotta geſandt wurden, ſo bleiben für die obige Expedition vom 2. Okt. 10 Herder'ſche Gedichte übrig. Herders im X. St. S. 68—71 abgedruckter Hymnus des Proklus an Pallas Athene ſcheint ſchon am 25. Sept. überſandt worden zu ſein.

[5] Verſchrieben für Reinwaldiſchen.

Die Anzeige v. Hrn. Capellmeiſter Reichardt wird in den Horen 10^{e} erſcheinen.

Eiligſt mit vorzüglichſter Hochachtung

J. F. Cotta.

---

102. Schiller an Cotta.

Jena den 5. 8br. 95. $^{11.\ \text{Oct.}}_{20.\ \text{Oct.}}$

Die Horen habe ich erhalten, aber dieſen ſowohl als den vorigen Monath bekam ich das Paquet auf der fahrenden Poſt 2 Tage früher als das Exemplar auf der Briefpoſt.

Bey Gelegenheit des Drucks habe ich zu erinnern, daß die kleinen Gedichte künftighin nicht mehr eine eigene Seite einnehmen dürfen, ſondern mehrere nacheinander ſoviel deren Platz haben auf Eine Seite zu ſetzen ſind.[2] Auch ſollen Sie künftighin immer kleine Sachen vorräthig erhalten, um die leeren Stellen hinter den größern Aufſätzen damit ausfüllen zu können, welches ich ſchon in dem Xten Stücke zu beobachten bitte. Die jedesmalige Wahl und Anordnung bleibt Ihnen überlaſſen, und Sie beſorgen alsdann bloß die Nummer, weil ich dieſe nicht mehr beſtimmen kann.

Zu einer baldigen Recenſion der Horen will ich Schütz zu diſponieren ſuchen.

Von dem GartenCalender dieſes und des vorigen Jahrs ſenden Sie 1 Exemplar an Herrn Legationsrath von Humboldt (wohnhaft auf der Jägerbrücke) nach Berlin, doch in einem BriefCouvert und nach herausgeſchnittenen CalenderBlättern, weil dieſe Contreband ſind. Das Geld bringen Sie Hrn. v. Humboldt in Rechnung.

Mir ſenden Sie die Bibl. de Campagne, die nächſter Tage bey Ihnen an mich einlaufen wird zu, und den 1 Theil von Adelung bitte auch an mich ſchicken zu laſſen.

Unter den PoſtpapierExemplarien der Horen in den 2 letzten Lieferungen waren viele ſchadhafte, daher ich Sie bitte, künftighin mehr ausſuchen zu laſſen.

Adieu. Ihr

Sch.

---

103. Cotta an Schiller.

Tübingen, 12. Oct. 95. [18. Oct.]

Ihre beiden geehrten v. 28. Sept. und 2. Oct. ſind mit den Beiträgen zu den Horen richtig eingegangen und ſollen gehörig eingerükt werden: ich laſſe biß

---

[1] Siehe S. 120. Schiller erhielt den Brief mit den Gedichten (und dem Oktoberheft der Flora) erſt nach 5 Wochen, am 9. November; vgl. Schill.Kal. S. 9 und Schillers Brief an Cotta, 13. Nov.

[2] Auch Humboldt tadelte dieſen Umſtand; [illegible]. S. 151.

Heft ſo ſehr als möglich beſchleunigen. Die BogenAnzahl des 9n Heftes wird Ihnen deſſen verſpätete Verſendung erklären.

Wie gerne möchte ich Ihren Vorſchlag, die Cunoſche Buchhandlung zu kauffen, ausfüren. Aber es würde die Laſt, die ohnediß auf mir ligt, zu ſehr vermehren, als daß nicht meine Geſchäfte darunter leiden und ich unterliegen müßte. Ich erkenne übrigens diſen Vorſchlag als einen Beweiß Ihrer Freundſchaft mit dem wärmſten Dank! Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Hr. Hofr. Schüz läßt den GartenCalender lange liegen!
Könte jezt nicht die Recenſion der folgenden Hefte der Horen beſorgt werden?
Inlage von Pfeffel für die Horen.[1]

---

104. Schiller an Cotta.

[Jena] den 16. 8br. 95. 23 Oct 26 Oct

Hier der Anfang des XIten Stücks.[2] In 8 Tagen erhalten Sie den ganzen Reſt. Die Verſe laſſen Sie gerade ſo drucken, wie ſolche auf dem Papier arrangiert ſind, es ſey denn, daß nach den proſaiſchen Aufſätzen leere Räume auszufüllen blieben, welche ſie mit einem kleinen Gedichte alsdann füllen können.

Laßen Sie mich doch wiſſen, wie viel Platz wohl das SubſcribentenVerzeichniß, wenn es ſpecifiziert wird, wie man auch erwartet, im Drucke einnehmen wird. Ich werde mich in der Austheilung des Manuſcripts für das lezte Monathſtück darnach richten.

Eben geht die Poſt ab. Leben Sie wohl. Ich hoffe das 10te Stück ſoll bald erſcheinen. Ihr

Sch.

---

105. Cotta an Schiller.

Tübingen, 20. Oct. 1795. [26. Oct.]

In der Anlage folgen die 2 Bogen, worauf die Elegie vorkommt — wenn's möglich iſt, ſo wird das Ganze die Woche noch ſpedirt — Es gibt eben ſehr viel, und da das Vorige 10 Bogen gegeben hat, ſo hat diß ſchon das wirkliche in etwas verſpätet.

---

[1] Die beiden Fabeln: Der Löwe und die Kuh, und Der Fiſcher, der Aal und die Schlange. Pfeffel hatte ſie am 10. Sept. an Cotta geſandt, vgl. S. 88.

[2] Nach dem Schill.-Kal. S. 8: Das Feſt der Grazien (von Herder), Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten (von Schiller) und 12 Gedichte, ſämmtlich von Schiller, die nacheinander in den Stücken XI, XII und I (1796) erſchienen: Theilung der Erde, Thaten der Philoſophen, Theophanie, Einem jungen Freund, Archimedes und der Schüler (XI); Menſchliches Wiſſen, Die Dichter der alten und neuen Welt, Schön und Erhaben, Der Skrupel, Karthago, Ausgang aus dem Leben (XII); Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin (1796, I). Ueber das leztere Gedicht vgl. unten zu Nr. 119.

Adelung I^{r} werden Sie von Leipzig erhalten, ſo wie ich an Hrn. v. Humboldt den GartenCalender als Taſchenbuch abgeſandt habe.

So wie die Bibl. de Campagne bei mir eintrift, werde ich ſie Ihnen ſenden: ich habe ſchon öfters Commiſſion nach Paris deswegen gegeben, man verlangt aber immerhin 36 fl. dafür, und das deucht mir übertrieben.

Wie und wo lebt denn Herr Profeſſor Fichte?[1] Man hört gar nichts mehr von ihm. Mit der vorzüglichſten Hochachtung Dero gh. D.

Cotta.

106. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 23. October 1795.) [30. Oct.]

In der Anlage erhalten Euer Wolgeborn das ſo eben fertig gewordene 10te Heft —, dem heute Abend der ganze Transport per PoſtWagen nachfolgt, es hat viele Mühe gekoſtet es heute zu vollenden.

Auf die Erklärung von Göthe's Märchen wäre ich ſehr begierig.

Engel wird doch ſeinen „Stark" fortſezen?[2] Im PoſtWagens-Paket erhalten Sie noch: Poſſelt's Ueberſezung von Condorcet,[3] ein Werk, das manche Stellen enthält, die von Ihnen geleſen zu werden verdienen. Die Ueberſezung war eine ſchwere Arbeit und daher wird auch der Recenſent bei manchen etwas harten und dunkeln Stellen dieß mehr auf des Verfaſſers als Ueberſezers Rechnung zu ſchreiben haben. Könten Sie dieſe Recenſion nicht übernemen? oder wenigſtens für eine baldige eine Fürſprache einlegen? Wenn doch nur auch der GartenCalender bald recenſirt würde! Mit unwandelbarer Hochachtung Dero ꝛc.

J. F. Cotta.

Es iſt mir herzlich leid, daß das Poſtpapier nicht ganz ſo gut wie Anfangs iſt, allein ich habe alles Mögliche aufgekauft und mit 1 Carolin bezalt, was ſonſt ½ koſtet, und doch kan man ſeit der Beſiznemung der Franzoſen von Holland[4] es nicht haben, wie man wünſcht.

---

[1] Fichte war mit den Ordensverbindungen der Jenaer Studierenden in Conflict gerathen und hatte ſich, da ihm die Regierung gegen deren Zügelloſigkeiten keinen ausreichenden Schutz gewährte, für die Sommermonate 1795 Urlaub erbeten, den er in Osmannſtädt zubrachte. Fichte's Denkſchrift hierüber iſt von J. H. Fichte in deſſen Leben und literariſchem Briefwechſel ſeines Vaters (2. Aufl. II. Bd. S. 43—75) wieder abgedruckt.

[2] Nach mehrmonatlicher Unterbrechung erſchien im II. St. der Horen 1796 noch eine Fortſetzung der im X. St. 1795 begonnenen Erzählung, dann brachten dieſelben nichts weiter mehr, ſo daß das Veröffentlichte nicht einmal die Hälfte des Lorenz Stark bildet.

[3] Condorcet, Entwurf eines hiſtoriſchen Gemäldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. Ein Nachlaß, überſetzt durch Dr. E. L. Poſſelt. Tübingen 1796. 8. Eine Recenſion des franzöſiſchen Originals war in Nr. 149 der A. L. Ztg. vom 29. Mai 1796 erſchienen.

[4] Unter General Pichegru im Winter 1794 auf 95.

107. Cotta an Schiller.

Tübingen, 26. Oct. 1795. [2. Nov.]

Der vorige Poſttag hat Ihnen das 10te Heft gebracht, ſo wie mir den Anfang des Manuſcripts zum 11ten Heft.

Ich weiß das SubſcribentenVerzeichniß nicht zu ſchäzen, da das von der Schrift abhangt, welche dazu gewält werden ſoll; ſchiken Sie mir eben ſovil Manuſcript als Sie für nötig zu diſem Heft glauben, das wir, da es das lezte im Jahr iſt, nicht zu ſtiefmütterlich ausſtatten dörfen.

Was ich von den Subſcribenten zu ſpecificiren weiß, werde ich angeben; aber diß ſind ſchwerlich über 200, die übrigen muß ich eben den Buchhändlern nach angeben: Damit das Verzeichniß groß erſcheint, werde ich, auch wo ich ſpecificirt es weiß, doch noch in Summa bei den Buchhändlern ſie anfüren.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dero ꝛc.

J. F. Cotta.

Wenn man kleinere Schrift wält, ſo läßt ſich das Verzeichniß auf einen halben Bogen bringen, bei gröſſerer Schrift würde man auf 3/4 bis 1 Bogen rechnen müſſen: jene würde ich vorziehen, weil man alsdann mehr Text liefern könte.

108. Schiller an Cotta.

Jena den 30. 8ber 95. 7. Nov.[1] 9. Nov.

Hier den Beſchluß des XI. Hefts.[2] Sie brauchen dieſes Stück nur biß auf ohngefehr 100 Seiten fortlaufen zu laſſen und können alſo die noch nicht bey Ankunft dieſes Manuſcripts gedruckten Gedichte auf das lezte Stück zurückbehalten. Sonſt wäre mirs lieb, wenn die Theilung der Erde, an einen jungen Freund, Archimed und Die Dichter der alten und neuen Welt noch im Eilften Stück placiert werden könnten.[3] Das hier folgende Manuſcript[4] darf aber nicht getrennt werden, daher laſſen Sie es lieber aus dieſem eilften Stück ganz heraus, wenn dieſes mit den übrigen Sachen und dem was ich hier noch beilege biß auf 100 Seiten gefüllt werden kann.

---

[1] Auf den 26. Oct. fällt nach dem Schill.-Kal. ein Brief Schillers an Cotta, mit dem er die Abhandlung Ueber das Naive, XI. 43–76, überſchickte; ein ſolcher findet ſich nicht vor, und auch Cotta nimmt in ſeiner Antwort vom 9. Nov. auf einen ſolchen nicht Bezug; es war vielleicht eine bloße Manuſcriptſendung ohne begleitendes Schreiben.

[2] Nach dem Schiller-Kalender A. W. Schlegels Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache, XI. 77–103, zwei Herder'ſche und zwei Pfeffel'ſche Stücke (dieſelben, welche Cotta am 12. eingeſandt hatte; ſie fanden erſt im I. Stück 1796 Aufnahme).

[3] Die genannten Gedichte fanden im XI. Stück Unterkunft (S. 27, 41 und 42), bis auf das letzte, welches erſt im XII. (S. 56) erſchien.

[4] Schlegels Briefe.

Von den Horen wird noch im December eine Recenſion in der Litt.Zeitung erſcheinen, wie Schütz verſprochen.[1] Er wünſcht deßwegen, daß er, um auch noch das eilfte Heft mit aufzunehmen, die einzelnen Bogen von dieſem ſo ſchnell als möglich erhielt.

Von dem Calender hat man von Seiten der Litt.Zeitung eine Recenſion verſprochen. Ich weiß nicht, woran es ligt, daß ſie noch nicht erſchienen iſt.[2] Leider iſt Schütz ſeit ſeiner neulichen harten Krankheit viel unthätiger geworden.

Ich will mich bemühen, die Recenſion des Condorcet in gute Hände zu bringen. Vielleicht daß Genz in Berlin ſie beſorgt. Ich ſelbſt muß den Horen jezt jede Minute widmen. Im lezten Stück werde ich auf alle elende Critiken zugleich antworten.[3] Es iſt unendlich lächerlich, die Anfänger in der Philoſophie und die Schmierer zu Leipzig[4] und Halle[5] über meine äſthetiſchen Briefe ergrimmt zu ſehen, während daß Kant ſelbſt, der competenteſte Richter in dieſer Sache mit Bewunderung davon ſpricht,[6] obgleich ich in mehreren Punkten ihn ſelbſt zu widerlegen unternahm.

Im äuſern der Horen wünſchen gar zu viele Stimmen eine Veränderung.[7] Laſſen Sie Sich die Unkoſten gar nicht abhalten, andere Schrift zu nehmen.

---

[1] Dieſelbe erſchien erſt 1796 Nr. 4–6, vom 4.–6. Januar.

[2] Eine kurze Anzeige des Gartenkalenders, Jahrgang 1796, erſchien in Nr. 3 der A. Lit.-Ztg. vom 2. Januar 1796, Sp. 17, unter Hinweiſung auf die ausführliche Beſprechung des vorhergehenden Jahrgangs durch Schiller.

[3] Dieſe Antwort unterblieb, wenn nicht die Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter als eine indirekte gelten ſoll. Schiller ſchreibt darüber an Körner, 21. Dez.: „[Die Abhandlung über den poetiſchen Geiſt und ſeine zwei einzig möglichen Aeußerungen] öffnet, wie ich hoffe, einen neuen und vielverſprechenden Weg in die Theorie der Dichtkunſt und kann in Rückſicht auf die poetiſche Kritik nicht ohne Folgen bleiben. Ich werde durch dieſe Abhandlungen wenig Freunde bekommen." Von einer ausführlichen Erwiderung gegen die „elenden Critiken", die zuerſt beabſichtigt war, wie aus der obigen Stelle im Brief an Cotta und aus dem Brief an Körner, 2. Nov., hervorgeht, hat Schiller auf Körners und Humboldts Vorſtellungen hin Umgang genommen. Dagegen konnte er ſich nicht verſagen, in der Anmerkung zu der Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter (XII, 2) ſeine Gegner ſehr kenntlich zu bezeichnen: „Die Molieriſche Magd raiſonniert ja langes und breites in unſern kritiſchen Bibliotheken [Dyk-Manſo], philoſophiſchen [Jacob] und litterariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen [Nicolai] über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur, wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmakter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Litteratur geziemt." Auch dieſer Ausfall fand Humboldts Billigung nicht. Da der obige Brief an Cotta vom 30. Okt. datirt, während Goethe ſchon am 16. Sept. von einer Auseinanderſetzung zwiſchen Autoren und Recenſenten ſchrieb und im Brief vom 28. Okt. von einem Gericht über die Gegner der Horen ſpricht, ſo bleibt die Anregung zur Idee der Xenien immerhin Goethe eigen, wie dieſer auch durch den gleichzeitigen Ausſpruch: „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen ſie beſſer" den Charakter dieſes Strafgerichts vorausbeſtimmt hat.

[4] Joh. Gottfr. Dyk, Buchhändler in Leipzig, geb. 24. April 1750, geſt. 21. Mai 1813. In der von ihm herausgegebenen „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte", erſchien (Bd. 55, St. II, S. 282–350) eine Beſprechung der Horen und eine ſehr abfällige Kritik über die äſthetiſchen Briefe. Vgl. Xenion 65–67, 69, 251, 292, 339 und 340.

[5] Profeſſor L. H. v. Jakob in Halle, geb. 26. Febr. 1759, geſt. 22. Juli 1827, Herausgeber der Annalen der Philoſophie und des philoſophiſchen Geiſtes. „Die Rezenſion in den Annalen müſſen Sie ſchlechterdings leſen, ſie übertrifft an Unverſchämtheit und Plattheit Alles, was man je geſehen hat." Humboldt an Schiller, 29. Nov. 1795. Vgl. Xenion 53–60, 70, 253, 296 u. 297; Boas XM. Nr. 24 u. 88.

[6] Vgl. Kants Brief an Schiller vom 30. März 1795.

[7] W. v. Humboldt an Schiller, 23. Okt. 1795: „Seinen [Herders] Wunſch, daß auch das Aeußere der Horen ſich verjüngen möchte, unterſchreibe ich von ganzem Herzen." [illegible] S. 151.

Herder, Göthe und ich, (die andern Autoren ohnehin) laſſen gern 1 Ldor an jedem Bogen für das Jahr 1796 fallen, daß der Buchdrucker entſchädigt werden kann. Auch das Papier wird nicht weiß genug befunden, und verliert freylich neben der Genziſchen Monathsſchrift. Herder, Göthe und ich ſind der Meinung, daß man in dieſer Kleinigkeit dem Publikum nachgeben müſſe, und wir alle wünſchen, daß Sie die Genziſche Monathſchrift zum Muſter ſowohl in der Schrift, als in der ganzen Anordnung, Durchſchieſſung der Wörter und Zeilen, Anzahl der letztern u. ſ. f. nehmen möchten. Die Schrift in den Horen wird allgemein zu ſteif, zu groß, und der Druck allzueng befunden. Da Sie 84 Ldors an Honorar für das nächſte Jahr erſparen, ſo kann damit jene Veränderung ganz ohne ihren Schaden bewerkſtelligt werden.

Auch eine bunte Decke wünſcht man, weil die weiſſe ſich gar nicht ausnehmen will. Man würde zufrieden ſeyn, wenn die Decke ſo wie ſie iſt nur mit blaßrother oder blaßgrüner Farbe ein wenig tingiert wäre. Da dieſes ein gar geringes Objekt macht, ſo können Sie es wohl thun. Sie ſollen aber von dieſen Neuerungen durchaus keine Unkoſten haben, das iſt meine ausdrückliche Bedingung, und nur deßwegen beſtehe ich darauf. Reichen Sie alſo mit jenen 84 Ldors nicht, ſo geht das übrige von der Summe ab, die mir für die Redaction beſtimmt worden iſt.

Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, wie es mit dem Abſatz der Horen jetzt ſteht, denn noch immer ſteht es ja bey uns, ob wir ſie überhaupt nur fortſetzen wollen. Laſſen Sie Sich hierinn ja von keinem falſchen point d'honneur verleiten, mehr zu wagen, als mit dem ſtrengſten Calcul beſtehen kann. Ob ich gleich lieber wünſche, daß das Journal fortgehe, ſo geht Ihre Convenienz doch jeder andern Rückſicht vor, und auf meine ſchriftſtelleriſche Activität hat es gar keinen Einfluß, in welcher Form und welchem Vehikel ich meine Arbeiten ins Publicum bringe. Ohnehin gehe ich in kurzer Zeit an mein Schauſpiel [1] und dann iſt auch der MuſenAlmanach eine ſchöne Unternehmung.

Beantworten Sie mir alle dieſe Punkte bald, und ohne Rückhalt ſo ausführlich als Sie können.

Was jene Veränderungen im Aeuſſern betrifft, ſo ligt uns allen ſehr viel daran, daß ſie vorgenommen werden, und mit größten Freuden verſtehen wir uns zu dem kleinen Opfer. Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

[1] Die Malteſer: Schiller an Körner, 5. Okt. 1795: „Wenn ich meinen Vorſatz mit dem Trauerſpiele ausführe, wozu es jetzt das Anſcheinen hat, ſo habe ich Gelegenheit, in den Chören die Macht dieſer Sylbenmaße zu verſuchen. … Ich denke in dieſer Tragödie: Die Ritter von Malta, einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerſpiels erweitern kann." Und noch am 29. Febr. 1796 ſchrieb Sch. an Körner: „Alsdann [im Monat Auguſt, nach Beendigung eines „kleinen romantiſchen Gedichts in Stanzen", das aber nicht zu Stande kam] werde ich ſehen, meine Ritter von Malta einmal zur Ausführung zu bringen, denn es läßt ſich an, daß ich für die Horen dieſes Jahr nicht viel werde zu arbeiten haben."

109. Schiller an Cotta.

Jena den 2. November[1] 95. 11. Oct. [Nov.] / eod.

Das Zehente Stück iſt zu meiner Verwunderung bälder als ich hoffen konnte, fertig geworden, welches gewiß guten Effekt thun wird.

Was Sie von den kleinen Gedichten noch nicht haben abdrucken laſſen, laſſen Sie zum XII St. liegen, denn Archenholz will zu dieſem Stück einen gegen 4 Bogen ſtarken hiſtoriſchen Aufſatz[2] geben, den er nicht zu theilen erlaubt, und da auch einer 9, 10 Blatt ſtark von Herder[3] darinn erſcheint, ſo müſſen wir viele kleine Sachen haben, um dieſem St. in 7 Bogen noch eine große Varietät zu verſchaffen.

Sollten die in der Beylage[4] bemerkten Gedichte noch nicht abgedruckt ſeyn, ſo laſſen Sie die Veränderungen darinn machen, die ich aufſchrieb. Sind ſie ſchon gedruckt, ſo will ich ſie im XII Stücke unter den Erraten[5] anzeigen laſſen.

Wegen des Abdrucks der Subſcriptionsliſte werde ich noch beſonders ſchreiben. Unwahrheit wollen wir aber auf keinen Fall darinn ſagen.

Die PoſtpapierExemplare ſind, ſowohl wegen den Flecken im Papier als weil es am Rand zerriſſen ausſieht, von keinem guten Anſehen. Im nächſten Jahrgange dürfte dieſes durchaus nicht vorkommen, und ich riethe an, lieber Schweitzer Papier anſtatt des Poſtpapiers zu nehmen.

An Engel in Schwerin ſeyen Sie ſo gut, unmittelbar und gleich mit erſter Poſt ein Exemplar zu ſchicken. Von den meinigen bleibt mir keins mehr übrig.

Adelung I habe erhalten. Für Poſſelts Ueberſetzung danke recht ſchön.[6] Ich freue mich auf dieſe Lecture. Leben Sie recht wohl. Ihr

Sch.

110. Cotta an Schiller.

Tübingen, 9. Novbr. 95. [16. Nov.]

Ihr gütiges Schreiben mit dem weitern Mannſcript für Horen 11^{e} habe ich richtig erhalten und werde mit diſem Ihre Vorſchrift befolgen.

Was die Fortſezung der Horen betrift, ſo glaube ich, daß hierüber nur allein der Punkt der Ehre einen Zweifel veranlaſſen kan, wenn man nemlich glaubte, es würde Ehrenvoller ſeyn, der Fortſezung in einem Zeitpunkt zu entſagen, wo die Anzal der Abnemer noch ſo zalreich iſt, daß das Publikum keinen andern Grund dieſes Entſchluſſes finden könte, als ſich dem undankbaren Geziſche eines Theils deſſelben nicht länger auszuſezen. (Da diß bei Angabe der **Subſcribenten, nemlich im lezen Heft geſchehen würde, ſo könnte man auf keine** andre Vermutung geraten.) Ehrenvoller als wenn man abwartete, bis die Anzal der Abnemer die Fortſezung nicht mehr erlaubte. Diſes iſt das Einzige, was mich in dem Entſchluß wegen der Fortſezung wankend machte, aber auch diß glaube ich kommt nicht in Betracht, da die Anzal der Abnemer doch immer ſo zalreich iſt, daß deren Verminderung in einem ſo beträchtlichen Grade nicht wol denkbar iſt. Wir können annemen, daß wir wirklich 1800 Ex. abſezen, wie wäre es nun wahrſcheinlich, daß von dieſen 1000 abſprängten? und wenn auch diß wäre, und uns alſo nur noch 800 übrig blieben, ſo wäre es von uns Pflicht der Dankbarkeit, den Verluſt, der uns durch die Anzal der Subſcribenten unter Tauſend zuwüchſe, zu tragen: überdiß wäre es ein Verluſt, der ſich durch Nachbeſtellungen immer compenſiren müßte. Wenn wir die Lage der Dinge ganz unbefangen betrachten, ſo würden wir es lächerlich finden, bei einem ſolchen Abſaz nur Einen Augenblick über die Fortſezung in Zweifel zu ſtellen, wir beide würden gewis nie einen Gedanken von der Art bei uns haben aufſteigen ſehen, wenn nicht hier und da Aeuſſerungen uns zugekommen wären, die zeigten, daß das Publikum in ſeiner Erwartung nicht ganz befriediget worden ſeye. Prüfen und zerlegen wir dieſes Urteil des Publikums, ſo finden wir, (Neid und Mißgunſt nicht in Rechnung genommen, da diſe im Calcul nichts verſchlagen werden), daß es ungeteilten Beifall Ihren Aufſäzen zollte, diſem kommt ſodann am nächſten der Beifall, mit dem es Engels, Göthe's und Herders Aufſäze aufnam, nur daß unter des leztern einige nicht ganz fürs groſſe Publikum waren; was der übrigen Mitarbeiter Aufſäze betrift, ſo war man mit diſen weniger zufrieden, und diß lag zum Theil in der dunklen SchreibArt, zum Theil in der Art der Aufſäze; unter jene Claſſe gehörten die Humboldtiſchen Aufſäze, unter diſe Dante's Hölle, die von vielen als eine vortreffliche Arbeit betrachtet wird, für die Unterhaltung des gröſſern Haufens aber nicht zu ſeyn ſcheint.

---

[1] Der Brief iſt im Original irrthümlich vom 2. Okt. datirt; der Schill.-Kal. ergibt das Richtige.

[2] Sobiesky. Ein hiſtoriſches Fragment (XII. 69—114).

[3] Iduna oder der Apfel der Verjüngung, er kam erſt in das 1. St. des neuen Jahrgangs (S. 1—20).

[4] Iſt nicht vorhanden.

[5] Es wurden 4 Blätter mit Druckfehlerverzeichniſſen zu dem Jahrgang 1795 der Horen ausgegeben: das erſte mit Druckfehlern zum I. und II., das zweite zum III., IV., V., das dritte zum VIII. und das vierte zum X. bis XI. Stück. Von da an erſchienen keine Druckfehleranzeigen mehr. Für das XI. Stück ſind 6 Druckfehler verzeichnet: der erſte corrigirt S. 27 in der 3. Strophe der „Theilung der Erde" ſtatt „der Kaufmann füllte": der Kaufmann füllte hurtig; der zweite in den „Thaten der Philoſophen" Zeile 3 das Wort „den Kloben, woran Zeus den Ring" in: den Nagel. Die 4 übrigen Berichtigungen betreffen Schillers Aufſatz über das Naive. Ob die von Schiller gewünſchten Aenderungen die obigen beiden Gedichte betrafen, iſt nicht zu ermitteln, vgl. die Anmerk. 2 zu S. 132.

[6] Der Empfang beider iſt im Schill.-Kal. am 2. Nov. aufgezeichnet.

Faſſe ich nun diß alles zuſammen, ſo ſcheint mir hieraus weiter nichts zu folgen, als daß die Anzal der Abnemer ſich vermindern und daß es gut ſeyn werde, wenn man für die Folge das Urteil des Publikums ſich einigermaſſen zur Richtſchnur dienen ließ. Fürs nötige Aufgeben dieſer Unternemung kan ich nicht das Mindeſte verfinden, ſelbſt bei der genauſten Prüfung, im Gegentheil ich müßte ein ſolches Benemen von meiner Seite tadelnswerth finden. Aber die Bitte möchte ich an Sie wagen, daß — Ihre Aufſäze, ſie mögen einen Gegenſtand und Form haben, welche ſie wollen, abgerechnet (daß diß nicht aus Schmeichelei geſagt ſeye, ſind Sie von mir überzeugt) — Sie die übrige wo möglich von der Art walen möchten, wie die Quellen der Selenruhe, Hr. Stark, Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, das eigene Schickſal — Wenn das möglich wäre, und wenn Sie von Ihrem Schauſpiel einige Theile in die Horen geben könten, ſo würde ſich gewis bald eine gröſſere Anzal unter unſre Fahne finden, denn es iſt doch der Natur der Sache gemäs, daß wir für einen großen Abſaz auch für das gröſtmöglichſte Publikum ſorgen müſſen. Nemen wir hiezu, daß es eben einmal ſchon die Erwartung des Publikums iſt, in einer Monatſchrift ſich von den ernſten Stunden des Geſchäfts darinnen erholen zu können, ſo ſcheint mir diß ein Wink mehr zu ſeyn, bei den Aufſäzen meiſtens darauf zu ſehen, daß die Belehrung in das leichtmöglichſte Gewand gehüllt werde. Ich bin verſichert, daß wenn Sie die Aufſäze aus diſem Geſichtspunkt künftig mehr betrachten, wir die zu beſorgende Abname unſerer Subſcribenten bald wieder erſezt und diſem Inſtitut diejenige Dauer geben könnten, die wir nur wünſchen mögen.

Ich habe Ihnen hier meines Herzens Meinung geſagt, weil ich von Ihrer Freundſchaft zu viele Proben habe, als daß ich mich ſcheuen ſolte, es Ihnen ganz zu öffnen, und weil dieſer Brief gleichſam das Reſultat meiner Prüfung, ſo wie ich ſie mir ſelbſt zu geben veranlaßt wurde, enthält. Und diß nun angenommen, hatte ich alſo auf Ihren gütigen Brief nichts eiligeres zu thun, als ſchleunigſt die Vorkehrungen zur Veränderung des Druks zu veranſtalten. Was den Druk ſelbſt betrift, ſo iſt bei der Kürze der Zeit nicht möglich die ganz änliche Schrift zu wälen, weil von entfernten Orten nichts mehr in dem kurzen Zeitraum von ſechs Wochen könte verſchaft werden. Man muß ſich alſo an die nähern Gieſſereien halten, und da ſolte ich glauben, eine von den hiebei liegenden Proben entſpreche ganz Ihrer Abſicht. Welche? bitte ich mir mit umgehender Poſt zu melden —.

Was das Papier betrift, ſo habe ich mich ſogleich an 3 PapierFabrikanten gewendet und bei diſen nach der Vorſchrift von Genz Monatsſchrift von der möglichſten Weiſſe Papier beſtellt: ich will gerne von Zweien die Lieferungen umſonſt für diſen Zweck haben, wenn ich nur Sie befriedige. Hätten Sie es mir doch nur Einen Monat früher angezeigt, ſo dörfte ich nicht ſo viele Wege verſuchen; ich ſage dis aber aus keinem andern Grund, als um Ihnen den Wunſch zu zeigen, Ihrem Verlangen nach Möglichkeit entſprechen zu können. Wenn ich diß erreiche, ſo dauert mich wahrhaftig keine Mühe. Zum Umſchlag habe ich auch ſogleich röthliches Papier beſtellt. Dörfte diſer künftig nicht auch innen bedrukt werden?

Ich weiß nun nichts beizuſezen als die Bitte, nach Möglichkeit noch für gute Anzeigen zu ſorgen: in der Göttinger Zeitung und in der LitteraturZeitung, auch in der Hamburger politiſchen, wenn Sie es dort möglich machen können.

Darauf wird auch viel ankommen, mit was der December beſchloſſen und der Jannar angefangen wird.

Wird Herder dem ungezogenen Wolf nicht antworten?[1]

---

[1] Gegen Herders Aufſatz „Homer ein Günſtling der Zeit“ im IX. Stück der Horen hatte Prof. F. A. Wolf in Halle im Intelligenzblatt der Allg. Litt.-Ztg. (Nr. 120 vom 24. Okt. 1795) nach Schillers Ausdruck einen „höchſt groben und beleidigenden Ausfall“ veröffentlicht, der in den Kreiſen der jenaiſchen und

Sezt Engel den Hrn. Stark nicht fort? — Und gibt Göthe nicht den Schlüſſel zu ſeinem Märchen?

Verzeihen Sie meine Eile, die aus diſem ganzen Brief erhellt: es war anderſt nicht möglich, da ich keine Poſt verſäumen mochte. Ich bin auf Ihre baldige Antwort ſehr begierig. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

111. Cotta an Schiller.

Tübingen, 10.[1] Novemb. 95. [11. Nov.]

In Beziehung auf mein vorgeſtriges melde ich Ihnen, daß die Veränderungen in den beiden Gedichten noch möglich waren, daß ich die kleinen Gedichte für das 12te Stük aufſparen werde, und daß heute noch an Engel 1 Exemplar der Horen abgehet.

Ich bin in den gedrängteſten Geſchäften. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Hiebei Nr. 1. 2[2] — die übrigen nächſtens.

112. Schiller an Cotta.

[Jena] 13. Nov. [1795.] 21. Nov. 3. Dez.

Hier der Anfang des lezten Stücks.[3] Weil ich erſt heut über 8 Tage den Reſt dieſes Aufſatzes fertig bringe, und einen andern von Archenholz erſt durch die Poſt erwarte, ſo können Sie, damit kein Auffenthalt entſteht, alle noch übrige

---

weimariſchen Freunde große Entrüſtung hervorrief. Die Briefwechſel Schillers mit Goethe, Körner und Humboldt geben darüber nähern Aufſchluß, über das Einzelne des Streits iſt Goedeke in S. S. XI, S. 487 und M. Bernays in Goethes Briefe an F. A. Wolf, Berlin 1868, S. 13 ff. zu vergleichen.

[1] So ſchrieb Cotta, allein ſein Vermerk auf Schillers Brief vom 2. Nov., ſowie ſeine Bezugnahme auf ſein „vorgeſtriges" Schreiben, d. h. auf ſeinen Brief vom 9., erweiſen, daß der 11. Nov. das richtige Datum iſt.

[2] Die Bogen 1 und 2 des XI. St., die Schiller am 20. Nov. erhielt. In Bogen 2 befinden ſich die beiden Gedichte: Die Theilung der Erde und Die Thaten der Philoſophen (S. 27—30). Wenn man annimmt, die von Schiller in ſeinem Brief vom 2. Nov. gewünſchten Veränderungen beziehen ſich auf die beiden Gedichte: Einem jungen Freund und Archimed und der Schüler, die auf dem Bogen 3 des XI. St. ſtehen, ſo ergibt ſich weiter kein Bedenken, als daß es bemerkenswerth bleibt, daß Schiller dann doch noch zu den 2 Gedichten im 2. Bogen die auf S. 129 A. 5 bezeichneten Berichtigungen nachzutragen hatte. Beziehen ſich jene gewünſchten Correcturen aber auf die Theilung der Erde und Die Thaten der Philoſophen, ſo hat ſich Cotta in ſeiner Meldung, die Veränderungen ſeien „noch möglich" geworden, entweder verſchrieben oder getäuſcht, oder er wurde getäuſcht, was Beides in dem Drang der Geſchäfte, von dem er ſchreibt, möglich iſt, wenn man nicht annehmen will, Schillers Correcturen haben andere Stellen betroffen, als die ſpäter durch die Druckfehleranzeige bezeichneten. Da Cotta Schillers Brief vom 2. am 11. erhielt, mußte er in der Druckerei die nöthigen Anordnungen zur Correctur treffen und noch am ſelben Tag den ſo abgeänderten reingedruckten Bogen an Schiller ſenden, was bei dem damaligen Zuſtand der Preſſen nicht wohl ausführbar war. Daß die überſandten Bogen reingedruckte und keine Correcturabzüge waren, geht aus Cottas Brief vom 17. Nov. hervor, wo er bei 3 Bogen ausdrücklich bemerkt, daß ſie Correcturbogen ſeien.

[3] Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter, erſte Lieferung. Kal. S. 19. (XII, 1—51.)

Gedichte (die ganz kleinen von Einem Diſtichon abgerechnet) vor dieſem Aufſatze abdrucken laſſen. Indeſſen biß der Setzer damit fertig iſt, erſcheint der Reſt. Die Gedichte laſſen Sie, wie das Reich der Schatten, mit Notenſchrift drucken.

Ihren Brief mit den rückfolgenden Reinwaldiſchen Stücken habe ich 5 Wochen nach ſeinem Datum erſt erhalten.[1]

Das nächſtemal und wenn ich Nachricht von Ihnen habe das weitere über unſer Arrangement. Leben Sie wohl.

Sch.

J. W. v. Archenholz an Schiller.

Hamburg, d. 11. Nov. 1795. [20. Nov.]

Mein verehrungswürdiger Freund!

Erſt geſtern erhielt ich Ihr Schreiben vom 2ten dieſes und heute früh iſt mein Manuſcript mit der fahrenden Poſt abgegangen. Da heute Abend die reitende auch von hier abgeht, und dieſe in Jena früher eintrift, wie die fahrende, ſo eile Ihnen den Abgang zu melden, damit Sie den Tag der Ankunft des Manuſcripts mit dem Druck in Verbindung bringen können.[2]

Der Aufſatz iſt ein Fragment aus der Pohlniſchen Geſchichte mit Rückſicht auf Gebräuche und Eigenheiten der Nation; und zwar iſt der Character des Sobiesky mein Gegenſtand; ein außerordentlicher Mann, der, ohne Unterſtützung von auswärtigen Höfen, bloß durch ſeine Tugenden und Talente ſich den Weg zum Thron bahnte; ein Umſtand, der in unſeren Zeiten ein doppeltes Intereſſe hat. Auch habe ich ihn nur biß zum Thron geführt, weil ich nicht ſein Leben, auch nicht ſeine Regierung beſchreiben wolte.

Es war die letzte freye Wahl der Pohlen; und auch in dieſer Hinſicht iſt das Sujet merkwürdig, da es beſonders ein Volk betrift, das als Nation jezt vor unſeren Augen verſchwindet. Gegen die Wahl dieſes Sujets iſt freilich nichts einzuwenden, allein ich beſorge, daß Sie in der Ausführung manches vermiſſen werden, was auch ich fühle. Die Natur dieſer Geſchichte aber war mir entgegen; ich konnte nicht alles auf eine Einheit bringen; der Original Stof war bei großen Begebenheiten nicht detaillirt genug; zudem wolte ich auch manches Sittliche hervorſtechend machen, daher bei einem beſchränkten Raum nicht jedes Detail mir willkommen war. Indeß dürfte doch die Schilderung einiger groſſen, intereſſanten Scenen, die Aufſtellung Pohlniſcher Sitten und Gebräuche in Handlungen,[3] und manches auf unſre Zeiten paßende, den Aufſatz leßbar machen. Dieſe Art von Vorrede gilt nicht dem Herausgeber der Horen, ſondern dem vortreflichen Geſchichtſchreiber Schiller, deſſen PrivatUrtheil mir überaus wichtig iſt, und das ich daher erſt nach Würdigung des oben Angeführten gefält haben möchte.

Das Manuſcript iſt ſehr leſerlich geſchrieben; nur bitte ergebenſt dem Druker zu ſagen, daß die vielen mit lateiniſchen Buchſtaben geſchriebenen Worte für ihn ohne Bedeutung ſind; ſie ſind bloß der gröſſeren Deutlichkeit halber gewählt, die zumahl bei Namen nicht zu groß ſeyn kann.

Mit der herzlichſten Verehrung der Ihrige

v. Archenholtz.

---

[1] Vgl. Nr. 191 vom 5. Oktober.

[2] Der Brief traf am 20., das Manuſcript am 21. in Jena ein.

[3] Die Schilderung des polniſchen Reichstags ſcheint nicht ohne Einfluß auf Schillers Demetrius geblieben zu ſein. [Mittheilung Dr. R. Boxbergers.]

Fichte an Cotta.

Jena, d. 15. Okt 95. 24. Nov. / 27. Nov. zugelegt.

Ich bin ſchuldig, mein hochzuehrender Herr, Ihnen einige Rechenſchaft zu geben, über mein bis jezt beobachtetes Stillſchweigen, das Sie hoffentlich nicht ungleich ausgelegt haben.

In der Mitte des Sommers ſchikte ich einen Brief für Sie zum Einſchluß an Hrn. Schiller. Er ging nicht ſogleich ab; und dann behielt ich ihn ganz zurük, weil meine Plane ſich geändert hatten.

In die Horen habe ich keine Beiträge geliefert, wie Ihnen bekannt iſt; und ich kann Ihnen zugleich nicht bergen, daß ich gar nicht abſehe, wann ich welche liefern werde, oder welchen Antheil ich überhaupt fernerhin an dieſem Journale nehmen werde. Aber ich habe Ihnen einen andern Vorſchlag zu thun, über den ich *mündlich* mit Ihnen ſprechen wollte. Ich hofte, daß Sie, wie die vorige Michaelis-Meſſe, nach Leipzig kommen, und durch Jena hindurchgehen würden. Ich weiß nicht einmal, ob Sie in L. geweſen ſind, und habe deswegen aufgeſchoben, zu ſchreiben, bis ich Sie ganz ſicher in Tübingen wüßte.

Ich habe den Sommer zugebracht mit Unterſuchungen über das *Natur-* und damit verbundene *Staats-Recht*, und habe Entdekungen gemacht, die dieſe Wiſſenſchaft auf einen ganz neuen Standpunkt ſezen. Ich leſe dieſen Winter über dieſelbe, und es ſoll noch im Verlauf dieſes HalbJahrs ein Grundriß derſelben gedrukt werden. Ich habe Ihnen den Verlag dieſes Grundriſſes auch nicht einmal anbieten wollen, weil er unter meinen Augen gedrukt werden muß, und bei ſeiner erſten Beſtimmung für meine Zuhörer ein hieſiger Verleger ihn am füglichſten beſorgen kann; und überhaupt, weil ich Ihnen etwas wichtigeres zudachte.

Ich denke nemlich die ſehr in die Augen ſpringenden, einer hohen Eleganz, Wärme und Popularität fähigen Reſultate meiner Unterſuchungen über jene Gegenſtände — etwa im Zuſammenhange mit meinen zunächſt anzuſtellenden Unterſuchungen über die *Moral*, *für das größere Publikum*, deſſen Aufmerkſamkeit ſich ſchon lange nach jener Seite hingerichtet hat, zu bearbeiten. Ich wünſche die Herausgabe dieſer Schrift für Verleger und Verfaſſer gleich ehrenvoll, und wenn es ſeyn kann, auch nicht unvortheilhaft zu machen, und glaube, daß bei dieſer Gelegenheit zugleich eine *Ordnung und Rechtlichkeit in dem teutſchen Buchhandel* wenigſtens *vorbereitet* werden könnte, die bis jezt darin nicht Statt findet.

Sie kennen den Klopſtokiſchen SubſkriptionsPlan, wenigſtens aus der Gelehrten-Republik? Wie wäre es, wenn man dieſen Plan, mit dem freilich die Buchhändler nicht zufrieden ſeyn konnten, durch die *Buchhändler ſelbſt* — es verſteht ſich durch die rechtlichen, denn nur dieſe können ſich dazu verſtehen — ausführen ließe; und wenn Sie, und ich durch jenes Werk den Anfang machten?

Es würde, ſo iſt meine Idee, auf mein Werk ſubſcribiret (nicht pränumeriret) Sie und ich beſorgten durch unſere Verbindungen, die auch von meiner Seite nicht klein ſind, dieſes Geſchäft. — *Gut Papier und wohlfeil* (d. i. das Alphabet 1 Thlr. Konventions.) Es würden etwa ¼ Exemplare über die Anzahl der Subſcribenten gedrukt, und dieſe wie billig theurer (etwa pr. Alphabet 1 Thlr. [illegible] gr.) verkauft.

Der Subſcribent muß vorher wiſſen, worauf er ſubſcribiret. (Dies richtete vorzüglich den Klopſtokiſchen Plan zu Grunde, da das Publikum an ſeiner Gelehrten-Republik etwas ganz anderes erwartete; und für das, was es erhielt, keinen Sinn hatte.) Es müſſen daher *Proben* gegeben werden; und ich würde in meinem Falle wichtige Hauptſtüke vorher, etwa in *Niethamers Phil. Journal* abdruken laſſen.

Ich würde ſehr wünſchen, daß zugleich auf eine franzöſiſche Ueberſezung gedacht würde, und dieſelbe, gleichfals auf Subſcriptionen, zugleich mit dem teutſchen Original erſchiene. Ich werde — *dies ja unter uns* — von Frankreich aus ſehr dringend an-

ergangen, etwas für ſie über die erſten Principien des Natur- und Staatsrechts zu
ſchreiben; und wenn ich nicht eher könnte, ſo würde ich dadurch mein Wort zugleich mit
löſen. Für den Abſaz dürfte mirs gar nicht bange ſeyn.
Das Honorar um würden wir nach der Menge der Subſkribenten beſtimmen.
Sie ſehen [illegible], welch' eine neue Epoche durch Nachahmung dieſes Verfahrens der
teutſchen Litteratur aufgehen müßte: wie rechtlich für Verfaſſer und Verleger es iſt, ſagen
zu können: [illegible] unſer Werk auf Begehren dieſer Menge namentlich genannter
Männer [illegible] Licht geſtellt; und wie jämmerlich bald alle Bücher da ſtehen müßten, die
dies nicht [illegible]gen könnten: kurz, daß der Stümper unter Autoren und Buchhändlern immer
weniger werden, und die beſſern immer mehr Plaz gewinnen würden. Ich ſehe nichts,
was dagegen geſagt werden könnte, als die Gefahr des Nachdruks, wodurch die über die
Zahl gedrukten Exemplare liegen bleiben, und die Subſcribenten ſehr ungerechter Weiſe
lädirt werden würden. Dagegen müßten denn nun, bis die Fürſten gelernt hätten, daß
es ohne beſondere Bitte ihre Pflicht iſt, das Eigenthum des Bürgers zu ſchüzen,
Privilegien dienen. Ich zwar für meine Perſon kann kein Privilegium ſuchen, weil es
meinen Grundſäzen nach, eine Inconſequenz iſt. Wenn aber etwa Sie für Ihre Perſon
über dieſen Punkt weniger ſcrupulös wären, ſo hätte ich, als in Ihrer Sache, darin
nichts zu ſagen — Auch würde auf meine Schrift ohne Zweifel ein Kayſerliches Privi-
legium zu erhalten ſeyn, da das Ausſehen derſelben nichts weniger ſeyn wird, denn
demokratiſch.
Ueber alle dieſe Dinge hätte ich nun gerne mündlich mit Ihnen geſprochen; da dies
aber nicht möglich iſt, ſo erbitte ich mir, ſobald Sie ſich es überlegt haben, eine Antwort.
Auch erſuche ich Sie, wie ſich es verſteht, in jedem Falle um die ſtrengſte Ver-
ſchwiegenheit über den vorgelegten Plan. Ich rechnete, daß ſchon zu Oſtern
die Schrift erſcheinen könnte; daran aber iſt nunmehr nicht zu denken. Wenn es nur
zu Michaelis ſeyn kann. Ich wünſche, daß Sie nichts dagegen haben, daß meine Schuld
bei Ihnen[1] bis zu dieſer Abrechnung ſtehen bleibe, wenn Sie auf den Plan eingehen.
Derſelben ergebenſter Diener Fichte[2]

113. Schiller an Cotta.

[Jena] den 16. Nov. 95. $\frac{\text{25. Nov.}}{\text{25–30 Nov.}}$

Es mag alſo bey der Fortſetzung der [illegible]en bleiben, und an mir ſoll es
nicht fehlen, für die Popularität der Materien und Darſtellungsarten alles zu
thun, was vernünftiger Weiſe erwartet werden kann. So ſchwere Sachen wie

---

[1] Fichte hatte von Cotta im April 1795 ein Darlehen von 50 Carolin erbeten und dieſelbe aus
Leipzig, laut Empfangsbeſcheinigung d. d. Osmannſtedt, 9. Mai 1795, erhalten. In einem noch aus
Jena, 27. April 1795, datirten Briefe hatte er Cotta im engſten Vertrauen die Idee zu einem neuen Werk
mitgetheilt: „Ein gewiſſes Aufſtreben der Weiber, eine Unzufriedenheit derſelben mit ihrer politiſchen Lage
gehört unter die Eigenheiten unſers Zeitalters. Dieſer Hang iſt von Schriftſtellern ſchon benuzt worden;
die einen haben ihn begünſtigt (über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, z. B.) die andern
niedergedrükt, getadelt, perſiflirt. An einer gründlichen Unterſuchung fehlt es. Ich glaube, es wäre darüber,
etwa in dem Tone eines gewiſſen Beitrags, ein höchſtintereſſantes Buch zu ſchreiben.“

[2] Der Brief wurde von Cotta, nach deſſen Beiſchrift zu demſelben, am 27. Nov. zuſagend beant-
wortet, das Verlagsunternehmen kam aber nicht zu Stande. Die erſte Schrift Fichtes, die im Cotta'ſchen
Verlag erſchien, war die bekannte, 1799 gedruckte Appellation an das Publikum über die ihm beigemeſſenen
atheiſtiſchen Aeußerungen.

meine aeſthetiſchen Briefe kommen ohnehin nicht mehr vor und vor ſo dunkelgeſchriebenen, wie man ſagt daß die Humboldtiſchen Aufſätze ſeyen, ſollen Sie künftig auch nichts mehr zu beſorgen haben.[1] Ich werde nach und nach ſchon Mitarbeiter auftreten laſſen, die dem Publicum gefallen, wenn ſie gleich mir ſehr fatal ſeyn ſollten.

Es wäre mir freilich lieber geweſen, wenn Sie eine etwas weniger längliche, und leichtere Schrift hätten finden können als die in dem Probeblatt befindliche iſt, welche ſoviel ich vergleichen kann, eins mit der bißherigen iſt. Diejenige Schrift womit das:

Freunden und Freundinnen

auf dem Titelblatt der Flora gedruckt iſt würde ſich als Textſchrift am beſten ausnehmen. Die Notenſchrift der Horen iſt zu klein, um zum Text genommen zu werden. Noch iſt zu erinnern, daß auf den Probeblättern das Verhältniß der Länge zur Breite zu groß und eine Zeile zu viel iſt. Wenn Sie oben erwähnte Schrift, auf dem Titelblatt der Flora nehmen und 27 Zeilen[2] auf die Seite rechnen, ſo wird es gut ins Auge fallen. Daß die Aufſchriften der einzelnen Aufſätze oben ſtehen, wie auf dem Probeblatt und durch einen Strich von dem Text geſchieden ſind, iſt gut.[3] Auch das Papier, welches Sie zu dieſem Probeblatt genommen, nimmt ſich gut aus.

Das Innere des Umſchlags können Sie überdrucken laſſen ſoviel Sie wollen.[4]

Engel hat die Fortſetzung des Lorenz Stark als gewiß verſprochen.

Vom Göthiſchen Mährchen wird das Publikum noch mehr erfahren. Der Schlüſſel ligt im Mährchen ſelbſt.[5]

Vom Xten Stück ſeyen Sie ſo gut mir noch ein Exemplar auf Poſtpapier zu ſchicken. Eins darunter war zu übel conditioniert.

Vom XI. ſenden Sie noch eins über die gewöhnliche Zahl für den Verfaſſer der Briefe über Poeſie ꝛc.[6]

Leben Sie wohl und geben Sie mir bald gute Nachricht von unſrer Angelegenheit.

Innlage bittet Michaelis dem XII Horenſtück beyfügen zu laſſen.[7]

---

[1] W. v. Humboldt erſchien erſt wieder im 11. St. des Jahrgangs 1797 (S. 63—74) mit einer Ueberſetzung und Erläuterung der neunten pythiſchen Ode Pindars.

[2] Es kamen in den Stücken der Jahrgänge 1796 und 97 28 Zeilen auf die Seite; im Jahrgang 1795 waren es 32 Zeilen.

[3] Im Jahrgang 1795 fehlten die Columnentitel.

[4] Am 30. Jan. hatte Schiller Cotta's darauf gerichteten Wunſch „vor der Hand" abgelehnt.

[5] Aus dieſer Stelle geht, wie aus den Briefſtellen im SchGB. Nr. 123, 138, 276 u. 422 hervor, daß Goethe mit dem Märchen in den Horen nicht abſchließen wollte. Ueber den „Schlüſſel" liegen die verſchiedenſten Muthmaßungen vor, die von Strehlke in Goethe's Werken, Berlin bei G. Hempel, XVI. Th. S. 16—18 zuſammengeſtellt ſind. Die neueſte Löſung verſuchte H. Baumgart in „Goethe's Märchen, ein politiſch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters." Königsberg, 1875.

[6] A. W. Schlegel.

[7] Eine Anzeige von Niethammers philoſophiſchem Journal. — Der Brief hat keine Unterſchrift.

114. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 17. Nov. 1795.) [27. Nov.]

Hiebei Nr. 4. 5. 6. Die beide leztere ſind CorrecturBogen. Nr. 7 folgt den nächſten Poſttag.[1]

So eben erhalte ich Jacobs Annalen, October — es iſt doch wahrhaftig eine Schande, wie ſich die Herrn Hallenſer[2] proſtituiren. Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

---

115. Cotta an Schiller.

Tübingen, 19. Nov. 1795. [27. Nov.]

In der Anlage Nr. 7[3] blos vom Sezer weg, noch ganz uncorrigirt — Ich mochte pag. 103 und 104 nicht leer laſſen, und habe alſo diſe p. mit 2 Gedichten noch angefüllt[4] — Es bleiben uns doch noch genug für den 12ten Bogen, nur kan ich das von Ihnen nach einem Ihrer Briefe[5] noch für diſes Heft beſtimmte Gedicht: Die Dichter der alten und neuen Welt — nirgends finden — Sie müſſen es noch nicht geſandt haben —

Von Zürch iſt eine Schachtel für Sie eingegangen, die ich Ihnen mit dem 11ten Heft von heute über 8 Tage ſenden werde. Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

116. Schiller an Cotta.

[Jena] 20. Nov. [1795.] 28. Nov. 3. Dez.

Ich wollte heute den Beſchluß dieſer Abhandlung[6] ſenden, aber ich bin nicht damit fertig geworden. Es ſind ohngefehr noch 4, 5 geſchriebene Seiten davon zurück. Die nächſte Poſt bringt dieſe nebſt dem Archenholziſchen Aufſatz, den ich morgen gewiß erhalten werde.[7] Sollte der Setzer biß zu Ankunft des neuen Manuſcripts nicht hinlänglich beſchäftigt ſeyn, ſo könnten Sie ihn die SubſcribentenLiſte ſetzen laſſen. Bey dieſer aber bitte ich, die ſtrengſte Wahrheit zu beobachten, weil man boßhaft genug ſeyn könnte, uns nachzurechnen, und es überhaupt immer mit der Wahrheit das ſicherſte iſt.

Unter den Exemplaren, die ich auf meine Rechnung bey Ihnen ausnehme, gebe ich 3 an die Jenaiſche fahrende Poſt ab, welche alſo auch noch in der Subſcriptionsliſte notiert werden können. Die Exemplare welche ich und die Mitarbeiter erhalten, brauchen Sie nicht in das Verzeichniß zu ſetzen, aber Hrn. Appellationsrath Körner in Dresden ſetzen Sie mit 2 Exemplaren hinein, weil dieſer als Mitarbeiter nicht genannt wird. Einer unſrer Mitarbeiter hat Luſt, über Condorcets Schrift einen kleinen Aufſatz in die Horen zu ſetzen.[1]

---

[1] Bogen 3, den Cotta zu ſchicken vergeſſen hatte, wurde von Schiller am 27. Nov. reclamirt. Die Auszüge waren wohl für Prof. Schütz beſtimmt; vgl. Nr. 108 vom 30. Okt.

[2] Vgl. S. 127, Note 5.

[3] Der lezte des XI. Stücks.

[4] „Die Horen“ und „Der heilige Wahnſinn“, beide von Herder.

[5] Nr. 108 vom 30. Oktober.

[6] Ueber die ſentimentaliſchen Dichter.

[7] Vgl. S. 133, Note 2.

Wenn im eilften Stück nicht mehr als 3 oder 4 Gedichte abgedruckt ſeyn ſollten, ſo können Sie (falls dieſes nicht zu ſpät iſt) noch einige aus dem erhaltenen Vorrath auf den Januar liegen laſſen. Wenn 10 oder 12 von den größern im zwölften Stück ſtehen, bin ich zufrieden. Als ich Ihnen ſchrieb, alle noch übrigen in das letzte Stück einzurücken, ſo dachte ich nicht, daß noch ſo viele übrig ſeyen.

Sobald Sie über das Papier, die Schrift und die Form des Drucks zum neuen Jahrgang beſtimmt ſind, ſo ſeyen Sie ſo gütig, mir gleich einen Probe Abdruck zu ſenden.

Leben Sie recht wohl. Ich bin ſehr in Erwartung, was ſich binnen 8 Wochen über den Aufſatz entſchieden haben wird: denn binnen dieſer Zeit müßte, dachte ich, die Kriſe erfolgen.

Schiller.

117. Schiller an Cotta.

[Jena] 23. Nov. 95. 8. Dez. erh.

Sie erhalten hier den hiſtoriſchen Aufſatz von Archenholz. Den Beſchluß meiner Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter, der auch noch in das Zwölfte Stück kommen muß, habe ich noch nicht fertig bringen können. Ich kann Ihnen aber beſtimmt verſichern, daß er, wenige Zeilen auf oder ab, gerade noch 7 gedruckte Seiten ausmachen wird. Ich habe dieſes ganz in meiner Gewalt, und Sie können daher den Bogen, worinn dieſer Schluß ſich befinden ſoll, einſtweilen im Druck überſpringen und an dem Archenholziſchen Aufſatz fortſetzen und fortdrucken laſſen. Warten Sie aber nicht mit dem Druck, denn da ich mich dieſe Woche nicht wohl befinde und nicht ſicher vorausſagen kann, ob Sie den Beſchluß in 8 Tagen gewiß haben, ſo würde zuviel Zeit verloren werden. Später als den 4ten December geht derſelbe aber gewiß nicht von hier ab[2], und biß dahin iſt der Setzer mit dem Archenholziſchen beſchäftigt.

---

[1] Es erſchien keiner. Der Mitarbeiter iſt A. W. Schlegel, an welchen Schiller unter dem 10. Dez. 1795 ſchrieb: „Was Sie über Condorcets Schrift niederſchreiben wollen, ſoll mir ſehr willkommen ſeyn. Er ſcheint mir ein ſolcher Autor, bey dem man bloß durch das was er hätte denken und ſagen ſollen und nicht geſagt hat, ſehr viel Ehre einlegen kann. Viele Herren nehmen es etwas leicht, und es iſt nicht ſchwer kühn einherzuſegeln, wenn man keine große Fracht geladen hat. Uebrigens macht dieſe Schrift jetzt viel Aufſehen, bey einzelnen ein gewaltiges Glück, und ein Aufſatz der ſich darauf bezieht wird begierig geleſen werden.“

[2] Er wurde am 17. Nov. abgeſchickt.

Die nächſte Poſt bringt Ihnen auch das allgemeine Verzeichniß mit den Nahmen der Autoren, welches dem Setzer auch zu thun giebt.

Der Archenholziſche Aufſaz muß noch ſorgfältig durchgeſehen werden; ich erhielt ihn zu ſpät, um es ſelbſt noch mit der nöthigen Sorgfalt thun zu können, und habe manche Schreibfehler darinn entdeckt. Hr. Jahn wird mir ſchon den Gefallen thun, dieſe Arbeit zu übernehmen. Beſonders fand ich, daß öfters ihm und ihn, einen und einem verwechſelt ſind; doch habe ich, wo ich es fand, es ſchon corrigiert. Statt ſollte, wollte iſt auch oft ſolte, wolte [geſchrieben], welches geändert werden muß.

Auf die mit lateiniſchen Buchſtaben geſchriebenen Worte iſt nicht Rückſicht zu nehmen. Sie werden ganz wie das übrige gedruckt, welches dem Setzer zu empfehlen bitte. Leben Sie wohl.

Sch.

---

118. Cotta an Schiller.

Tübingen, 23. Nov. 95. [7. Dez.]

In der Anlage erhalten Euer Wolgeboren nun eine Probe mit der vorgeſchriebenen Schrift und mit der angegebenen Zeilen Anzal. Aber bei dieſer muß ich nun bitten es bewenden zu laſſen, weil ich mir ſonſt nicht mehr mit dem Papier zu helfen wüßte, denn meine erſtere Beſtellungen waren nach der Größe der Genziſchen Monatsſchrift und nun mußte ich diſe wieder contremandiren. Es iſt übrigens auch weit beſſer, daß Sie ſich zu diſer Größe entſchloſſen haben, die ganz die nemliche wie bei der heurigen Außgabe der Horen, denn es würde doch nicht gut gelaſſen haben, wenn der 96ger Jahrgang 1 bis 1½ Zoll höher als der 95ger geweſen wäre, wie diß der Fall geweſen wäre, wenn die Genziſche Monatsſchrift auch die Höhe beſtimmt hätte. Aber das mus ich Ihnen bemerken, daß wir nun auf 7 Bogen nicht mehr bringen als ſonſt auf 6; ich bitte darnach Ihre Einrichtung bei Einſendung des Manuſcripts zu treffen.

Ich lege auch eine Probe des rötlichen Papiers bei, worauf der Umſchlag nun künftig gedrukt würde, und hoffe es habe Ihren Beifall.

Haben Sie in Hinſicht des Titels nichts zu beſtimmen? Soll er bleiben, oder ſollen Linien dazwiſchen kommen? und wie?

Haben Sie nur die Güte, wo möglich in das erſte Heft einen Aufſaz von Ihnen zu bringen —. Der Himmel gebe daß ich Ihnen recht bald gute Nachrichten von dem Fortgang geben kan.

Mit der heutigen Poſt gehet durch Gabler das HorenPaket mit 1 Poſtp.Er. 10. 15 über die Anzahl ab, nebſt einer Schachtel, die von Zürch ohne weitern Avis ankam. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

119. Schiller an Cotta.

[Jena] den 27. Nov. 95. 6 Dez / erh

Hier der Reſt meines Aufſatzes über ſentim. Dichter; er wird gerade 8 Seiten füllen, wenn Sie nur die Anmerkungen recht eng drucken laſſen; auch thut es gar nichts, wenn die letzten Seiten etwas compreſſer gedruckt werden. Doch hoffe ich, daß die letzthin geſchickten Blätter noch nicht abgedruckt ſind, denn es ſind einige Veränderungen darinn vorzunehmen.

Fürs erſte wünſcht Herder, daß ſein Nahme aus dem Aufſatze [1] hinwegbleibe, weil er ſich nicht zu den Dichtern zählt. Seyen Sie alſo ſo gut, ihn nebſt dem andern Dichter, den er überſetzt hat [2] und deſſen ich bey Gelegenheit ſeiner erwähne, herauszulaſſen, wenn es noch Zeit iſt.

Zweytens haben mehrere meiner Freunde eine Vorbitte für Herrn Aſmus [3] bey mir eingelegt, und es iſt mir auch ſelbſt eingefallen, daß er doch zu gut iſt, um neben Blumauern zu figuriren. Auch will ich nicht gern einige ſeiner Freunde, die auch die meinigen ſind, damit betrüben. Streichen Sie alſo in der Anmerkung, wo er vorkommt, alles weg, was ihn angeht, aber was Blumauern betrifft bleibt ſtehen. Sollte das Blatt ſchon abgedruckt ſeyn, ſo muß ein Carton eingelegt werden; doch müſſen Sie dafür ſorgen, daß der Buchbinder das Blatt gleich ordentlich anbindet und das alte vernichtet wird, ſonſt hilft es nichts.

Dieſer Carton iſt aber nur bey der Stelle nöthig die von Aſmus handelt. Herder kann, wenn der Bogen ſchon abgedruckt iſt, [4] allenfalls ſtehen bleiben.

Hier das GeneralVerzeichniß des Innhalts und eine Copie des Gedichts: Die Dichter der alten und neuen Welt. Dieſes Stück muß ja noch in das Zwölfte Heft kommen, in welchem ich auch Amor und Pſyche, Menſchliches Wiſſen, Schön und Erhaben, Karthago, Zenith und Nadir, [5] der Geſang des Lebens, die drey Schweſtern, Mars als Friedensſtifter, Ausgang aus dem Leben zu finden wünſche.

Aus den einzelnen Bogen des XI. Stücks, die Sie mir in 3 Lieferungen geſandt, fehlt mir der dritte Bogen.

Die Druckfehler ſende ich noch. Laſſen Sie das XIIte Stück, wenn es gedruckt iſt durch einige ſorgfältige Menſchen durchſehen, um die etwaigen Druckfehler auch noch mit notieren zu können. Leben Sie wohl und laſſen mich bald gute Nachrichten hören.

Sch.

---

[1] Ueber die ſentimentaliſchen Dichter.

[2] Jakob Balde?

[3] Aſmus (Mathias Claudius, der Herausgeber des „Wandsbecker Boten“); die Anmerkung, in welcher Blumauer vorkommt, ſteht S. 50 des XII. St.

[4] Was noch nicht geſchehen war, da Herders Name fehlt.

[5] Vgl. Seite 120, Note 3.

Weil ich den Innhalt des 12ten Stücks nicht ſelbſt in das GeneralVerzeichniß ſetzen kann, und auch nicht weiß was von Gedichten darinn kommen wird, ſo ſetze ich Ihnen die Verfaſſer hier her:

Amor u. Pſyche Schweſtern. Geſang des Lebens Strom des Lebens. Königin. Mars. Unſterblicher Homer.[1]	alle von Herder.
Menſchlich Wiſſen Zenith und Nadir Ausgang aus dem Leben. Schön u. Erhaben Dichter der alten u. neuen Welt Karthago. Skrupel.[2] Dichter an die Kunſtrichterinn[3]	von mir.

Sie haben außer den hier angeführten noch eines, deſſen Nahme mir entfallen iſt. Es iſt von Herdern[4].

---

[1] Erſchien erſt im 1. St. 1796.

[2] Dieſes Gedicht (XII, 61) wurde bisher Herder beigelegt und in deſſen Werke aufgenommen. Die obige Briefſtelle und das Inhaltsverzeichniß der Horen für 1795 weiſen es Schiller zu. Es lautet:

Der Skrupel.
Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſey?
Was ein züchtiges Herz leiſe zu thun dir erlaubt!

[3] Dieſes Gedicht, das Schiller als ein ihm gehöriges bezeichnet und das Goedeke (S.S. XI, S. 449) für verloren hielt, findet ſich im 1. Stück des neuen Jahrgangs 1796 S. 74 abgedruckt. Es iſt demnach, worauf ſchon Düntzer (Herders Werke, Berlin, Hempel, VII, Bd. 24) und gleichzeitig mit ihm Dr. Redlich in Hamburg (vgl. Boxberger in N. Jahrb. f. Philol. u. Päd. II. Abth. 1873, Heft 9, S. 387), Beide geſtützt auf die von Goedeke a. a. O. veröffentlichte Briefſtelle, hingewieſen haben, Schiller zuzuweiſen, obſchon dieſer in der Generalüberſicht des Inhalts am Schluſſe des Jahrs 1796 es nicht mit ſeinem Namen bezeichnet hat. Es iſt ebenfalls ein Diſtichon und lautet:

Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin.
Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange dir brennet,
Nicht was ich ſag — was du denkſt hat ſie mit Purpur gefärbt.

Er wurde am 16. Oktober an Cotta geſchickt. Im obigen Brief ſind von den Herder'ſchen Gedichten die drei erſten, von den Schiller'ſchen alle, außer Zenith und Nadir, mit Rothſtift, offenbar von Cotta's Hand, angeſtrichen, d. h. dieſelben wurden alle bis auf die nicht bezeichneten noch zur Aufnahme ins XII. Stück beſtimmt. Als dann Cotta den 8. Bogen des XII. Stücks druckfertig machen ließ, fand ſich, daß, wenn er noch die Inhaltsüberſicht des geſammten Jahrgangs dazunahm, eine Seite leer blieb, und dieſe füllte er mit den drei weiteren Herder'ſchen Gedichten, wie ſie der Reihe nach von Schiller bezeichnet waren: Strom des Lebens, Königin, Mars. Das letzte, Unſterblicher Homer, blieb zurück und kam in das nächſte (I.) Stück des Jahrgangs 1796. Ohne Zweifel hätte Cotta lieber ſtatt der drei Herder'ſchen noch die beiden Schiller'ſchen „Zenith und Nadir", und „Dichter an die Kunſtrichterin" gewählt, wenn — er ſie bei der Hand gehabt hätte. Das letztere fand er wieder auf, Zenith und Nadir blieb für die Horen verloren.

[4] Da im XII. Stück kein anderes Gedicht von Herder ſteht, als die ſechs erſten oben bezeichneten, ſo wird dieſes Gedicht, deſſen Name Schiller entfallen war, die im I. Stück 1796 veröffentlichten „Zwo Gattungen des Epigramms" ſein.

Ein im Schill.Kal. S. 11 unterm Einlauf vom 14. Dez. verzeichneter Brief Cottas vom 9. Dezember als Antwort auf Schillers Schreiben vom 20. Nov. findet ſich nicht vor. In dieſem verloren gegangenen Schreiben wird Cotta ſeinem Freund von dem Verlagsanerbieten Fichte's (ſ. S. 134 f.), worauf Schiller in ſeiner Erwiderung vom 21. Dezember Bezug nimmt, Mittheilung gemacht haben. Ebenſo fehlt Cottas Brief vom 6. Dezember, die Antwort auf Schillers Brief vom 27. November, die am 16. mit dem Novemberheft von Poſſelts Annalen in Jena eintraf.

120. Schiller an Cotta.

Jena den 11. Dec. 95. $\frac{\text{19. Dez.}}{\text{22. Dez.}}$

Die Horen nebſt der Schachtel habe erhalten, und danke Ihnen für Ihre Bemühung wegen der leztern. Die Unkoſten welche Sie dabey gehabt, ſind Sie ſo gütig mir in Rechnung zu bringen.

Sie haben mir dießmal nur 21 Stücke Horen geſendet, 12 auf Poſtpapier [illegible]ben ſoviel auf Schreibpapier. Ich mußte deßwegen mehrere warten laſſen und [illegible]e mir mit erſter Poſt die noch reſtierenden nachzuſenden.

Die nächſte und lezte Lieferung in dieſem Jahre ſind Sie ſo gütig unmittelbar an mich zu adreſſieren, da Gabler bey der Schachtel zuviele Auslagen gehabt.

Die SchriftArt, davon Sie mir einen Abdruck geſandt, kann beybehalten werden, und auch die Eintheilung der Zeilen. Um etwas mehr Raum zu gewinnen, könnte allenfalls der Strich oben wegbleiben und alſo eine Zeile früher angefangen werden. Die Ueberſchriften über den Columnen laſſen Sie mit der bißherigen Notenſchrift aber durchſchoſſen drucken. Es ſieht nicht bloß ſchöner aus, ſondern iſt auch zweckmäßig, da zuweilen die Ueberſchriften weitläuftiger ausfallen könnten. Sonſt wird die bißherige Notenſchrift zu künftigen Noten und zu allen Gedichten ohne Unterſchied beybehalten.

Aber die Titel der einzelnen Aufſätze dürfen künftig nicht mehr mit ſo großer Schrift wie bißher gedruckt werden: dieſe macht, beſonders bey ganz kleinen Sachen, wie die Epigramme, die mit kleiner Schrift gedruckt ſind, kein gutes Anſehen. An ſtatt derſelben können Sie eine kleinere nehmen laſſen. Giebt es keine mittlere Schrift zwiſchen dieſer großen und der bißherigen Textſchrift, wie ich aber hoffe, ſo müßte man wenigſtens bey Gedichten, die mit kleinerer Schrift gedruckt ſind, die bißherige Textſchrift aber undurchſchoſſen zur Ueberſchrift nehmen.

Die „Horen" auf dem Titelblatt laſſen Sie künftig auch mit der kleineren Schrift drucken, wie diejenige, womit ſie auf der erſten Seite jedes Hefts gedruckt ſind, und zu der leztern nehmen Sie künftig die Schrift, wie bißher der „Jahrgang" gedruckt iſt. Zum Jahrgang die unmittelbar darauf folgende u. ſ. w.

Auch die Zahlen bey den Nummern ſind bißher zu groß geweſen, welches beſonders bey kleinen Epigrammen ſehr übel ausſah. Alsdann bitte ich auch den

Setzer anzuhalten, daß er die Ueberſchrift des Aufſatzes nicht ſo eng an die Nummer andruckt, ſondern immer etwas freyer abſtehen läßt.

Das Papier iſt recht gut, ſo wie es auf dem Probeblättchen iſt. Es iſt weißer als das bißherige Schreibpapier, wofür uns das Publikum, welches das ſolide nicht zu ſchätzen ſcheint, ſchlecht gedankt hat.

Der gefärbte Titel macht ſich gut, außer daß das graulichte Papier die rothe Farbe etwas ſchmutzig macht.

Hier ein Verzeichniß der beträchtlichſten Druckfehler, die noch nachzuhohlen waren.

Im erſten Stück des neuen Jahrgangs kommt ein ſehr großer Aufſatz von mir [1], und der nicht nur leicht zu verſtehen iſt, ſondern auch durch ſeinen polemiſchen Innhalt Senſation machen muß.

Für Anſon [2] danke ich Ihnen ſehr. Ich freue mich auf dieſe Lecture.

Hier der Anfang des neuen Jahrganges [3]. Ich habe Engeln geſchrieben, [4] daß, wenn die Fortſetzung des Lorenz Stark noch zum 1. Stück [5] fertig werden könne, er ſie unmittelbar an Sie ſenden ſolle. Leben Sie recht wohl

Sch.

---

121. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 18. Dec. 1795.) [20. Dez.]

Euer Wolgeboren ſende ich in der Anlage die fertigen Bogen des unvergleichlich ſchönen 12ten Heftes, weil Sie ſie noch vielleicht zur Recenſion gebrauchen können.[6] Diß Heft wird mit Allem und Allem wol 9 Bogen auslaufen.

Darf ich um gef. Abgabe der Beilage an Hrn. Hofrath Schüz bitten; ſie betrift ein Anliegen von Hrn. Rector Hutten [7].

---

[1] Ueber naive und ſentimentaliſche Dichter. Beſchluß (S. 75—121).

[2] Reiſe um die Welt (Tübingen, Cotta, 1796), der vierte Band der „Neuen Sammlung von Reiſen für die Jugend.“ Dieſe Sammlung von Reiſewerken war ebenfalls, wie die Biographien für die Jugend, von Jahn bearbeitet.

[3] Iduna, oder der Apfel der Verjüngung von Herder (1796, I. 1—27).

[4] Am 4. Dez. (Kal. S. 11).

[5] Sie kam erſt ins II. Stück (S. 1—39).

[6] Schiller ſandte ſie an Schütz; vgl. F. K. J. Schütz: „Chriſtian Gottfried Schütz. Darſtellung ſeines Lebens ꝛc.“ Halle 1835 II, S. 421, wo aber das Datum „10. Dec.“ jedenfalls unrichtig iſt, da Schiller die 6 Bogen, in welchen ſein Aufſatz über die ſentimentaliſchen Dichter, 4 Gedichte von ihm und 2 von Herder und zwei Drittel des Sobiesky enthalten waren, laut Schill.Kal. S. 13, erſt am 20. Dec. erhielt.

[7] Johann Georg Hutten, geb. am 13. Mai 1755 in Kirchheim u. T., wurde 1778 zum Rektor des Gymnaſiums zu Speyer, 1790 zum Rektor der anatoliſchen Schule in Tübingen ernannt, kam 1799 als Profeſſor an die Kloſterſchule nach Denkendorf, wurde 1810 mit derſelben nach Schönthal verſetzt, und 1818 zum Ephorus am Seminar in Urach ernannt. Im Jahre 1828 penſioniert, zog er nach Stuttgart, wo er am 6. April 1836 ſtarb. Nach dem Tod ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich 1794 mit Charlotte Cotta, einer Schweſter unſeres Cotta. Er verfaßte eine größere Anzahl pädagogiſcher und philologiſcher Schriften. Sein Hauptwerk iſt eine Ausgabe des Plutarch, die in 14 Bänden bei Cotta in Tübingen 1791—1801 herauskam. Eine Anzeige dieſer Ausgabe erſchien in Nr. 108 der A. L. Z. von 1797.

Die nächſte Poſt bringt Ihnen den 12ten Band von Archenholz Annalen[1], den ich von Ihnen recenſirt wünſchte; aber wo möglich bald. Schüz ſcheint den GartenCalender ganz vergeſſen zu haben. Mit vorzüglicher Hochachtung

J. F. Cotta.

---

122. Schiller an Cotta.

Jena den 21. Dec. 95.

31. Dez. 1795
1. Jan. 1796

Ich muß Sie bitten, lieber Freund, die Güte zu haben, an meine Schwägerin die Legationsräthinn von Wolzogen gegen eine Aſſignation die ſie Ihnen von mir präſentieren wird, hundert und vier und zwanzig Stück Laubthaler auf meine Rechnung zu bezahlen, weil ich die Unkoſten des Transports von hier aus gerne erſparen wollte. Ich habe unterdeſſen mehrere Poſten in den Horen, die nicht wohl warten konnten, abgetragen[2] und auf einen ſehr ſchäzbaren Aufſaz für das nächſte Jahr[3], um ihn einem andern Journal, für das er beſtimmt war, wegzufangen 20 Louis vorausbezahlt. So helfen wir einander aus, ſo gut wir können. Es würde gut ſeyn, auch Engeln zu bezahlen, um ſeinen Fleiß anzufriſchen. Ich habe es auch in meinem Brief an ihn berührt, und werde Ihnen Nachricht geben, was er darauf antwortet.

Daß zur Zeit Ihres lezten Briefs an mich noch nichts von den Horen ſcheint abbeſtellt worden zu ſeyn, giebt mir Hofnung, daß der Abſtellungen doch nicht zuviele ſeyn werden. Man würde ſonſt früher dazu thun. Schreiben Sie mir ja was dieſen Artikel betrifft, alles recht bald.

---

[1] Annalen der brittiſchen Geſchichte (als die Fortſetzung des Werks: England und Italien) vom nämlichen Verfaſſer. Leipzig, II Bde 1785, 2. Aufl. V Bde 1787 (–87); Mannheim, I–III. Bd. 1790 ff.; Hamburg, IV.–XI. Bd. 1791–95 und Tübingen, XII–XIX. Bd. 1795–1799.

[2] Im Schill. Kal. finden ſich keine Ausgaben Schillers für die Horen verzeichnet; die laut S. 11 am 11. Dezember für Goethe beſtimmten 15 Louis und 10 Louis an Herder ſind das Honorar für deren Beiträge zum Schillerſchen Muſenalmanach (SchGB. 129 und 131). Die Zahlen, dem Gewinn des Horenkontos, [illegible] hatte Cotta ſich Schiller vorläufig durch Goethe berichtigen.

[3] Die Ueberſetzung der Elegien des Properz von Knebel, die Goethe für die Horen erworben und ſelbſt durchgeſehen hatte. (Bw. zw. Goethe und Knebel I, Nr. 122. 124. 126. 130. 131.) Herder hatte Schillern Ende September 1795 die erſte Mittheilung gemacht; vgl. ſeinen Brief an Schiller S. 161 f. Am 2. October ſchrieb dann Schiller an Goethe: „Ich höre mit Vergnügen, daß Sie damit umgehen, uns eine neue Acquiſition für die Horen zu verſchaffen, von der ich im Voraus eine gute Meinung habe.“ Am 3. ſchrieb Goethe: „Die Knebel'ſchen Elegien ſind recht gefunden und in mehr als Einem Sinne gut und heilſam.“ Um den 18. bis 20. Nov. meldete er Schiller, er habe 21 properziſche Elegien von Knebel erhalten (Bw. mit Kn. I. Nr. 122) und wünſche, Schiller möchte Cotta bewegen, das Mſcr. ſogleich nach Empfang zu bezahlen. Vielleicht könne man etwa die Hälfte ſogleich abtragen und den Reſt in der Meſſe. Schiller erwiderte am 23. Nov., ein Cotta gerade jetzt angeſonnener Vorſchuß für die Elegien werde demſelben, deſſen Muth durch häufiges Aufkündigen der Subſcriptionen für die Horen etwas geſunken ſei, nicht ſehr ſchmecken. Sei die Summe richtig, ſo wolle er (Schiller) als Redakteur ſie bezahlen. Wenn Goethe glaube, daß ein Vorſchuß von drei Louis, jetzt gleich bezahlt, von Wirkung ſei, ſo liege die Summe bereit, und man brauche Cotta gar nicht dazu. Goethe gab dieſem Vorſchlag am 25. Nov. ſeinen Beifall, und Schiller verſprach am 13. Dez. Goethe die 10 Louis. Am 17. Febr. ſandte er 15 Louis für Knebel an Goethe. Auch A. W. Schlegel hatte beabſichtigt, Properz' Elegien für die Horen zu überſetzen, und wurde dann von Schiller am 10. Dez. benachrichtigt, daß Knebel ihm zuvorgekommen. „Zwanzig und einige Elegien ſind bereits überſezt, von Goethe überarbeitet, von uns allen bekrittelt, und der Anfang davon erſcheint in dem 1. Horenſtück 1796.“

Auch bitte ich mir den erſten Bogen der von dem 1ten Stück des 2ten Jahrgangs fertig wird, einen Abdruck zuzuſenden, daß ich ſehe, wie der neue Druck ꝛc. ausfällt, und einigen andern communiciere.

Ich denke nicht, daß Sie mit der Fichtiſchen Schrift übel fahren werden, und Sie haben recht gethan, zuzugreifen.[1] Mein Wink im vorigen Jahre[2] betraf eine andere Anerbietung. Sie werden bey dieſer Gelegenheit auch wieder am beſten zu Ihrem Vorſchuß kommen, der zwar immer ſicher war, aber doch ſonſt noch eine Zeitlang hätte unbezahlt bleiben können, weil Fichte für die Horen nicht viel liefern möchte.

Was von kleinen Gedichtgen noch übrig wäre können Sie im 1. Stück des neuen Jahrs auf den letzten Seiten und zwar hinter einander abdrucken laſſen: Doch dieſes nur in dem Fall, daß der 7te Bogen nicht ohne das voll wird. Sollte aber der letzte Aufſatz des neuen Stücks, welcher von mir ſeyn wird, auf dem 7ten Bogen nicht geendigt werden können, ſo müßten Sie freilich einige Blätter darüber daran wenden, weil er unmöglich abzubrechen iſt, und in dieſem Fall können Sie dann auch vollends die kleinen Sachen darauf abdrucken laſſen.

Es iſt inſofern nicht ganz ſchlimm, wenn wir im erſten neuen Stück etwas über 7 Bogen geben müßten, weil das Publikum, welches nie zufrieden iſt, gegen den weiteren Druck alsdann weniger einzuwenden haben könnte. Doch hängt dieſes ganz von dem Manuſcript ab, deſſen Schluß ich vor 14 Tagen nicht wohl ſenden kann.

Leben Sie recht wohl und ſteuern Sie mit glücklichem Winde in das Neue Jahr hinein.

Schiller.

123. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. Dec. 1795. [11. Jan. 1796.]

Ihr gütiges Schreiben vom 11. h. habe ich mit den Drukfehlern richtig erhalten, die dem 12ten Heft angehängt werden, das mit der nächſten Poſt, ſo wie die retirende 11te Hefte an Sie abgehen.[3] Verzeihen Sie doch gütigſt diſen Verſtoß.

Gabler konte ſich über die Unkoſten wegen der Schachtel nicht beſchweren, indem ich ihm ſchrib, er ſolte ſie mir in Rechnung bringen.

Was Sie mir in Anſehung des Druks des künftigen Jahrgangs meldeten, ſoll ſorgfältigſt beobachtet werden; nur glaube ich, daß es nicht rätlich wäre, die obere Linie wegzulaſſen, wir gewänen zwar eine Zeile dadurch, allein die Ueberſchrift würde dann ſo hart auf dem Text aufliegen, daß diſer Gewinn durch dieſes Misverhältniß zu theuer erkauft wäre.

---

[1] Vgl. S. 196 f.

[2] Im Brief vom 26. Juni 1795.

[3] Sie kamen am 6. Jan. in Jena an.

Wenn Engel die Fortſezung von Stark noch einſendet, ſo werde ich wol in Verlegenheit kommen; denn des Manuſcripts wird alsdann zuviel für ein Heft: geben Sie mir daher gefälligſt für diſen Fall VerhaltungsRegel.

Die Abbeſtellungen kommen zimlich zalreich, und ich möchte ſagen, in einem unglaublichen Verhältniß, doch laſſe ich den Muth nicht ſinken.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Michaelis hat Ihren MuſenAlmanach bis jezt noch nicht eingeſandt. Hier der lezte Bogen zur Recenſion.

124. Schiller an Cotta.

[Jena] 28 Dec. 95. $\frac{\text{7. Jan. 96.}}{\text{empf.}}$

Proſit das Neue Jahr! Zu meinem großen Vergnügen erhielt ich heute die Bogen des 12ten Stücks, und habe ſie ſchon an Schütz abgegeben. Sie kommen gerade noch recht für die Recenſion. Dieſe wird in der erſten Woche des Neuen Jahrs fertig und beträgt wohl 3—4 Zeitungsblätter. Nach allem was ich davon höre, werden wir ſehr wohl damit zufrieden ſeyn, da ſie mit großer Sorgfalt und mit Intereſſe verfaßt iſt.[1]

Die Leipziger und Hallenſer[2] werden ſich ſchwindſüchtig daran ärgern.

Hier neues Manuſcript[3]. Sorgen Sie ja dafür, daß die Verſe mit einer gewiſſen Netteté und Eleganz gedruckt werden. Daß die Ueberſchriften einer jeden Elegie weder zu hoch noch zu tief zu ſtehen kommen, und die zweyte Zeile auch nicht zu eng an die erſte Zeile der Ueberſchrift gerückt wird.

---

[1] Sie erſchien aus A. W. Schlegels Feder in Nr. 4–6 der Lit. Ztg. vom 4. bis 6. Jan. Sp. 25–47. Vgl. Schiller an Goethe 23. Dez., wo nach dem Satz: „dieſer (A. W. Schlegel) hat die Recenſion, wie er mir heute ſchrieb, ſchon an Schütz geſendet", noch die in den bisherigen Ausgaben des Briefwechſels unterdrückten Worte folgen: „Wenn er nichts in dieſe Arbeit hineinpfuſcht, erwarte ich etwas Gutes davon." Ferner SchGB. Nr. 137 u. Schiller an Humboldt, S. 294 ff. An A. W. Schlegel ſchrieb Schiller am 9. Januar, ſeine Recenſion habe ihn „mehr als befriedigt" (Briefw. Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, S. 9.) Am Schluß der Recenſion, die ſich nur über die Gedichte und äſthetiſchen Aufſätze verbreitet, heißt es: „Die zweite Abtheilung folgt nächſtens." Schütz wollte darin die übrigen Artikel der Horen beſprechen, ſie erſchien aber nicht, ſo daß die beiden Anzeigen in Nr. 20 und 29 von 1795 und in 4–6 von 1796 die einzigen ſind, die nach all den vielverſprechenden Verabredungen zwiſchen Schiller und Schütz von der Lit. Ztg. über die Horen geliefert wurden.

[2] Dyk und Jacob; vgl. S. 127.

[3] Die Elegien des Properz von Knebel. Sie erſchienen im I. und III. St. 1796; zwei weitere in den Stücken IX u. XI vom ſelben Jahrgang.

Ich lege einige kleine Sachen, die mir Bürde in Breslau geſchickt, noch als Lückenbüßer bey.[1]

In acht Tagen oder früher erfolgt mein Aufſatz[2], der wohl 3 Bogen des neuen Druckes einnehmen dürfte. Es wäre gut, wenn Sie in einer eigenen Anzeige, die entweder innen auf den Umſchlag oder wenn noch Platz iſt auf die letzte Seite des Stücks geſetzt werden könnte, dem Publikum ſagten, wieviel Bogen Sie in dem erſten Jahrgang über die beſtimmte Zahl geliefert. Zählen Sie genau wieviel Sie über 84 Bogen gegeben. Man muß auch wiſſen, wie generös Sie waren, dieſes erweckt Vertrauen. Sie können die Anzeige überſchreiben:

Der Verleger an das Publikum

und dabey auch ſagen, daß Sie dem allgemeinen Wunſch nachgegeben und den zu engen und zu großen Druck der Horen abgeſchafft hätten.[3]

Adieu. An Archenholz ſenden Sie doch ſelbſt das 12te Stück.

Sch.

Engel an Schiller.

(Schwerin, 28. Dez. 1795.) [8. Jan.]

Was Sie hier erhalten, mein theuerſter Herr Hofrath, iſt freilich nur wenig[4]; aber es hat mir nicht geringe Vorwürfe von meinem Arzte zugezogen, der mich darüber ſchreibend fand. Ich empfinde, daß er ſehr Recht hat, und noch mehr: ich empfinde, daß ich verderbe, wenn ich mitten unter Gichtſchmerzen und Krämpfen eine gute Laune erzwingen will, die ich nicht habe. Sobald es mir immer möglich iſt, fahre ich fort.

Möchte ich nur mit dieſem Anfange einer Fortſetzung mich nicht ſchon um Ihren Beifall gebracht haben, der mir ſo außerordentlich werth iſt!

Ich würde zufrieden ſeyn, blos für den Preis dieſes Beifalls gearbeitet zu haben; indeſſen da Sie mich noch anders belohnen wollen, ſo wird es mir am angenehmſten ſeyn, wenn es durch den vorgeſchlagenen Weg über Berlin geſchieht.[5]

---

[1] Schiller hatte ſie am 28. Dez. erhalten, ſie erſchienen im VI. u. VIII. Stück 1796. Kanzleidirektor Sam. Gottlieb Bürde, geb. 7. Dez. 1753 zu Breslau, geſt. 30. April 1831 in Berlin, hat ſich beſonders durch geiſtliche Poeſien einen Namen gemacht. (Jördens I, 244–251.) Vgl. über ihn noch Charl. Schiller I, 115.

[2] Ueber naive und ſentimentaliſche Dichter I, 75–122; er füllte gerade 3 Bogen. „Ueber naive und ſentimentaliſche Poeſie enthält das erſte Stück des neuen Jahrs noch drei Bogen, und damit iſt meine philoſophiſche und kritiſche Schriftſtellerei für die Horen auf eine ziemlich lange Zeit geſchloſſen.“ An Körner, 7. Jan. 96.

[3] Dieſe Anzeige („Die Verlagshandlung an das Publikum“) erſchien am Schluß des I. Stücks 1796 auf der leeren Rückſeite des letzten Blattes. Sie lautet: „Wir haben dem allgemeinen Verlangen nachgegeben, und ſtatt des, als zu eng und zu groß getadelten, Druckes des vorigen Jahrgangs der Horen, einen andern gewählt, von dem wir hoffen können, daß er beſſer gefallen werde. Ueberhaupt werden wir mit Vergnügen jedem Wunſch des Publikums entſprechen, von welcher Geſinnung wir bei dem vorigen Jahrgang einen hinlänglichen Beweis dadurch gegeben haben, daß wir ſtatt der nach der Anzeige verſprochenen jährlichen 84 Bogen deren 96½ geliefert haben: ein Ueberſchuß, der bei dieſer Unternehmung ſehr beträchtlich iſt.
J. G. Cottaiſche Buchhandlung.“

[4] Die Fortſetzung des im X. Stück begonnenen Lorenz Stark; ſie füllte im Druck 1¼ Bogen (II, 1–20).

[5] Vgl. Schillers Brief an Cotta vom 21. Dez. 1795. Schiller wies am 13. Januar 1796 W. v. Humboldt an, durch David Friedländer in Berlin an Engel 24 Louisd'or zu bezahlen. GGP 196.

Die Poſt drängt mich. Doch muß ich über Ihre ſchöne Elegie Ihnen noch ſagen: daß ich ihr der Schweſtern viele, recht viele wünſche. Ich liebte ſonſt dieſe Gattung nur wenig; aber ſo bearbeitet könnte ſie meine Lieblingsgattung werden.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung Dero ganz ergebenſter Diener

Engel.

125. Schiller an Cotta.

[Jena] 4. Jenn. 96. 10 Jan emd

Hier der Anfang meiner Abhandlung. Den Beſchluß bringt die nächſte Poſt. Was etwa von Engeln einlaufen ſollte behalten Sie zum 2ten Stücke auf. Es haben bey mir drey Perſonen auf die Horen ſubſcribiert. Senden Sie mir alſo künftig drey Exemplare auf ordinairem Papier über die gewöhnliche Anzahl, und bringen ſolche mir in Rechnung — ich kann dann das Geld hier mit Gelegenheit eincaſſieren.

Sehr neugierig bin ich auf den fernern Verlauf der Beſtellungen und Abbeſtellungen.

Die Anzeige in der Litt.Zeitung ſoll wie ich hoffe von guter Wirkung ſeyn. Die Poſt geht ſogleich. Leben Sie recht wohl.

Sch.

126. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 7. Jan. 96.) (15. Jan.)

Ihr gütiges v. 28. Dec. habe ich erhalten; ich werde Alles beſorgen.

Der Himmel ſchenke Ihnen ein glüklicheres Neujahr, als das meinige begieng, indem mich der Verluſt des liebenswürdigſten und meines einzigen Kindes,[1] das vorgeſtern ſtarb, beinahe niederdrükt. Gott erhalte dafür das Ihrige. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

127. Schiller an Cotta.

[Jena, 8. Januar 1796.][2] 18 Jan emd.

Hier der Beſchluß des I. Stücks[3] und der Anfang des IIten[4]. Auch lege ich den Anfang der Recenſion in der Litt.Zeitung bey. In 10 Tagen erfolgt der Reſt der Recenſion.

Adieu. Eben geht die Poſt. Sch.

---

[1] Eines Töchterchens. Buchhändler Karl Spener in Berlin an Cotta, 1. März 1796: „An dem Abſterben Ihres hoffnungsvollen Töchterchens nehme ich von Herzen Antheil."

[2] Das im Original fehlende Datum iſt aus dem Schill.Kal. S. 15 ergänzt. Die auf dem Empfangsvermerk notirte Erwiderung Cotta's vom 16. Jan., wohl die Anzeige vom Eingang des Mſcr., findet ſich nicht vor; ſie traf am 29. in Jena ein.

[3] Beſchluß des Aufſatzes über naive und ſentimentaliſche Dichter.

[4] Fortſetzung des Lorenz Stark von Engel.

128. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Jan. 96. [18. Jan.][1]

Ihr gütiges vom 4. mit dem Anfang Ihrer Abhandlung habe ich erhalten, und ſolche gleich in die Drukerei gegeben, die mit Schmerzen darauf gewartet hat.

Hibei die erſten Bogen, ich wünſche und hoffe, daß Sie mit allem zufrieden ſeyn werden.

Es ſcheint mir doch, daß die Abbeſtellungen nicht in der ſtarken Anzahl kommen, als ich nach einigen, die den Anfang machten, beſorgen muſte: die Recenſion wird gewis auch einen Ausſchlag geben.

Wenn mir die nächſte Poſt den Beſchluß Ihrer Abhandlung bringt, ſo folgt in 8 Tagen das erſte Heft.

Künftig ſende ich Ihnen alſo 3 Exemplare weiter.

Hier eine Probe, wie Haas in Baſel den Druk beſorgen könte, dem ich Ihre Schauſpiele anvertrauen möchte — Melden Sie mir doch gefälligſt, wie bald Sie wol hoffen können, diſe Arbeit vorzunemen? Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

129. Schiller an Cotta.

Jena 18. Jenner 96. $\frac{20.\ \text{Jan.}}{1\ \text{Febr.}}$

Eben erhalte ich Ihr Schreiben v. 7ten, und nehme den herzlichſten Antheil an dem Verluſt, der Sie betroffen hat. Die Furcht vor einem ähnlichen verbittert mir oft den fröhlichſten Augenblick, den mir mein Kleiner ſchenkt. Um nichts zu verlieren, ſollte man es von ſich erhalten können, ſein Herz an nichts zu hängen. Aber wer wird nicht lieber leiden als nichts lieben?

Hier, lieber Freund, ſende ich Ihnen ein Exemplar von meinem Almanach, den mir der Verleger erſt heute ſchickte.[2] Nehmen Sie ihn als ein freundſchaftliches Andenken von mir an. Ich wählte mit Fleiß kein gebundenes Exemplar, weil keins von denen auf engliſchem Velin, der Dicke wegen, in Calenderform gebunden werden und überhaupt nicht im Handel circuliert. Sie können es nun nach Ihrem Geſchmack als ein ordentliches Buch binden laſſen. Der Calender wird wie ich höre,. ſehr geſucht.

Beyliegendes an Freund Conz[3] bitte bald abgeben zu laſſen.

---

[1] Unter dem 18. Jan. verzeichnet der Kalender das Eintreffen einer Flora (des Januarheftes 1796) von Cotta, vermuthlich einer Sendung ohne begleitenden Brief.

[2] Schill.Kal. unter dem 18. Jan.: „Michaelis nebſt 16 Muſen-Almanachs."

[3] Ein Exemplar des Almanachs, Schill.Kal. S. 16. Es iſt hier der Ort, darauf hinzuweiſen, daß in den unter dem 18. Jan. 1796 auf der rechten Spalte des Kalenders eingetragenen Angaben einige Verwirrung herrſcht, die nur dadurch lösbar erſcheint, daß man die meiſten Ziffern als die Nummern der von Schiller verſchenkten, resp. verſendeten Freiexemplare des Muſenalmanachs auffaßt, ſo daß z. B. Körner das 22., Langbein (im Einſchluß bei Körner) das 23., Conz (im Einſchluß bei Cotta) das 15., Herder, dem ſchon am 17. 4 Exemplare geſchickt worden waren, das 20. erhalten hätte. Nimmt man an, Schiller habe

Zur Redaction des 1. Theils meiner Schauſpiele werde ich wohl dieſes Jahr nicht kommen können, und dann iſt auch meine Abſicht dem Erſten Theil durch ein ganz neues Stück[1] einen größeren Werth zu geben. Dazu aber habe ich vor dem Winter keine Zeit. Wir wollen alſo die OſterMeſſe 1797 zum Termin für den erſten Band anſetzen.[2]

Poſſelts Annalen ſind in dem neueſten Stück der Litt.Zeitung von Genz ſehr vortheilhaft recenſiert.[3] Für eine Recenſion der Flora will ich einen guten Mann zu ſchaffen ſuchen, wenn ich allenfalls nicht ſelbſt dazu kommen kann.

An Engeln habe ich durch den Hrn. LegationsRath von Humboldt in Berlin 21 Louis auszahlen laſſen. Wenn Sie dieſe Summe an ihn (Hrn. v. Humb.) ſchicken oder adreſſieren wollen, ſo wird es mir lieb ſein. Die übrigen Honorare will ich in meinem nächſten Briefe bemerken.

Nach Empfange dieſes werden Sie mir wohl genauer beſtimmen können, wie viel von den Horen ab- und wie viel neu hinzugetreten ſind.

Seyen Sie doch ſo gut, mir mit dem Erſten Paquet noch ein Poſtpapier-Exemplar vom 1ten Stück zu ſenden. Adieu.

Sch.

130. Schiller an Cotta

(Jena den 20. Jenner 96.)[4] [illegible]

Hier Fortſetzung des Manuſcripts zum II Stücke.[5]

Innliegenden Brief bitte poſtfrey nach Zürich zu befördern. Meinen Brief von vorgeſtern haben Sie jetzt wohl erhalten.

In Eile. Adieu. Sch.

---

20 Freiexemplare für ſich und ſeine Mitarbeiter verlangt. So hätte er mit den 3, die er am 26. Dezember 1795 von Humboldt, und mit den 10 und 5, die er am 16. und 18. Januar von Michaelis erhielt, im Ganzen 20 Exemplare erhalten, und das 20., im Kalender als 27. verzeichnete wäre jenes, welches Humboldt laut Brief an Schiller vom 29. Dezbr. 1795 unmittelbar von Michaelis erhielt; notwendigerweiſe folgt, daß die Stelle im Sch.B. S. 180, „mein Exemplar" kein Schreib- oder Druckfehler, ſondern ein Verſehen des Schiller-Humboldt'ſchen Briefwechſels iſt, welcher S. [illegible] „meine Exemplare" hat. Jedenfalls wären jene Ziffern, wenn man ſie nicht als Nummern der Exemplare, ſondern als die Monatsdaten der Verſendung annimmt, bei den meiſten Namen nachweisbar unrichtig. Befremdend bleibt aber dann der Eintrag: „20 Cotta nebſt Muſenalmanach". Dagegen ſcheinen die Ziffern 28 und 29 bei „Michaelis" und „[illegible]" allerdings Daten von Briefexpeditionen zu ſein, wobei nur auffallend iſt, daß ſie unter dem 18. Januar und nicht an ihrer ordnungsmäßigen Stelle unter den Daten auf S. 17 eingereiht ſind.

[1] Die Malteſer waren noch immer im Plan, vgl. Sch.B. IV, 387.

[2] S. 76, Note 3.

[3] Vgl. S. 1[illegible], Note 2. In der A.L.Z. erſchien 1796 keine Rezenſion der Flora.

[4] Calender am 22. (Schill.Kal. S. 17.)

[5] Verſuch über die Dichtungen, nach dem Franzöſiſchen der Madame Staël, von Goethe. Die erſte Anregung dazu ſcheint bei der Anweſenheit Goethe's in Jena am 5. Oktober erfolgt zu ſein, wo derſelbe eine Ueberſetzung der Abhandlung der Frau v. Staël mit einem Vorwort für die Horen zu liefern verſprach, woran dann Schiller ſeine Bemerkungen knüpfen ſollte. Gleich nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte ſich Goethe mit der Staël'ſchen Schrift (Sch.G.B. Nr. [illegible]), die Schiller am 21. Okt. aus Eiſenach erhielt. Sie kam ins II. St. 1796 S. 20–55, aber die von Schiller verſprochenen Bemerkungen unterblieben.

131. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Jan. 96. [1 Febr.]

Durch Hrn. Gablers Beiſchluß mochte ich diſmal das HorenPaket nicht abgeben laßen, weil es das erſte Heft iſt das doch zuerſt in Ihrer Hand ſeyn muß, ich habe daher das Paket an Sie adreßiren laßen,[1] und bitte eben, das Porto mir in Rechnung zu bringen: das Paket enthält

21 Horen Poſtpap.
12 „ Druckpap.
Klein. Schüz. Gabler.

Sodann habe ich wieder gratis Exemplarien verſandt
an Ihren Hrn. Vater
„ „ „ Schwager
„ Hrn. Prof. Danecker.

Beſtimmen Sie nun ſelbſt, ob und was hievon berechnet werden darf.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Der Schiller-Calender verzeichnet einen Brief Schillers an Cotta vom 29. Jan. 1796, womit Schlegels Aufſatz (Fortſetzung der Abhandlung über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache) für die Horen überſandt wurde. Ein ſolcher Brief hat ſich nicht vorgefunden, ebenſowenig als Cottas Brief, welcher am 5. Febr. in Jena eintraf.

Woltmann an Schiller.

[Ende Januar 1796.][2]

Da ich die ganze Woche hindurch verhindert ward, zu Ihnen zu kommen, mußte ich meinen Beſuch bis auf heute verſchieben, und nun halten mich ein Fieber und Halsweh zu Hauſe. Durch das Geſchenk, welches Sie mir mit dem neuen Jahrgang der Horen machen wollen, haben Sie mich ſehr verbunden. Troz überhäuften Arbeiten hätte ich ſchon im vergangenen Jahre mehr Theil an denſelben genommen, wenn mich nicht der Gedanke etwas zurückgehalten, ſie möchten darunter leiden, wenn ich häufiger in ihnen erſchiene.[3] Sobald ich mir nur meine Staatengeſchichte[4] vom Halſe geſchaft habe, werde ich kleinere Sachen ins Reine bringen, und anfangen, ein größeres hiſtoriſches Gemälde für die Horen zu arbeiten. Vielleicht iſt Ihnen eine Geſchichte der engliſchen Revolution unter Karl I. nicht unangenehm, für welche ich ſchon die Quellen in Göttingen beſtellt habe![1] Doch hoffe ich in einigen Tagen mündlich darüber nähere Verabredung mit Ihnen zu nehmen.

---

[1] Cotta ſchickte nachträglich das „erſte Heft“ (das 1. St. des neuen Jahrgangs) mit der Briefpoſt. Daſſelbe traf am 5. Febr., das Paket mit den „33 Exempl. und Einſchluß an Gabler“ am 7. Februar in Jena ein.

[2] Der Brief iſt ohne Datum, auch im Kalender, wie in der Regel bei Briefen von und an Perſonen aus Schillers [illegible], nicht verzeichnet; da Schiller die am Schluß des Briefes erwähnten beiden Stücke am 25. Dez. von Woltmann erhalten, aber bei deſſen Beſuch am 23. Jan. 1796 (Schiller an Humboldt, 25. Jan. 1796, [illegible] S. 186) derſelben gegen Woltmann noch nicht erwähnt hatte, ſo wird das Datum des Briefs, wie aus dem Anfang hervorgeht, ungefähr in die letzten Tage des Januar fallen.

[3] Im Jahre 1795 waren in den Horen drei Beiträge von Woltmann erſchienen: Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters, V, 11–49, [illegible] VII, 79–91 und [illegible] VII, 92–94.

[4] Dieſelbe erſchien als Geſchichte der europäiſchen Staaten in 2 Bänden (1. Bd. Frankreich, 2. Bd. Großbritannien) 1797–1799 bei [illegible] in Berlin.

Sollten Sie das überſandte Trauer- und Singſpiel[2] ſchon durchgeſehen haben, ſo bitte ich es mir zurückzuſenden. Ganz Ihr

Woltmann.

132. Cotta an Schiller.

Tübingen, 1. Febr. 96. [12 Febr.]

Ihre beide gütige Schreiben v. 18. und 20. Januar habe ich geſtern und vorgeſtern erhalten, und bezeuge Ihnen zuvörderſt den verbindlichſten Dank für Ihren ſchönen MuſenAlmanach, der mir aus doppeltem Grund angenehm ſeyn muß, da er mir aus Ihren Händen als ein Beweis Ihrer Gewogenheit zukommt. Ich habe mich ſogleich mit einigen Ihrer Gedichten erquikt, und dabei auch das Typographiſche etwas genauer unterſucht, das zwar ſehr vorzüglich, aber doch keine Arbeit wie die von Haas in Baſel iſt.[3]

Wann glauben Sie wol, daß mit dem 97ger der Anfang gemacht werden könte?

In Ihrem erſten Schreiben vom 18. Jan. ſolle Ihrer Angabe zufolge ein Beiſchluß an Conz ſeyn, es war aber ein Brief an Capit. Scharfenſtein[4] darinnen; ſolten Sie ſich nicht vergriffen haben?

Es wäre mir ſehr angenehm, wenn Sie die FloraRecenſion übernemen möchten! Denn wenn diſe auch das Schickſal vom GartenCalender hätte, ſo wäre es traurig. — Wahrſcheinlich hat die Expedition d. Allgem. Litter. Zeitg. die 2 Recenſionen vom GartenCalender[5] und Biographien[6] — beide gleich ſchlecht und gleich nachläſſig verfaßt — als Gegenſtük der HorenRecenſion aufgeſtellt, damit man nicht glaube, ſie ſeye partheiiſch.

An Hrn. LegationsRat v. Humboldt gehen mit der nächſten Gelegenheit die 24 Louis, die er Hrn. Prof. Engel für uns bezalte, ab. — Das übrige Honorar erwarte ich, Ihrem gütigen Verſprechen gemäs, gelegentlich beſtimmt.

Hiebei Horen 12s Stük. — nach Verlangen.

---

[1] Woltmann lieferte nur noch einen kleinen Beitrag für die Horen: Theoderich, König der Oſtgothen; 1796, VII, 90—105; VIII, 1—29, zuſammen 2½ Bogen. Eine Geſchichte der engliſchen Revolution von Woltmann erſchien 1797 bei Reimer in Berlin in gr. 8.

[2] Das Trauerſpiel hieß „Cecilia von der Tiber“ und behandelte eine bremiſche Geſchichte, das Singſpiel „Der Gerichtshof der Liebe“; Schiller an Humboldt, 4. Jan. 1796 (SHB. S. 183 f.).

[3] W. v. Humboldt, der wohl auch neben der Correctur das Typographiſche des Almanachs überwacht hatte, machte ſich dagegen mit Cotta's Ausführung des Drucks der Horen nicht befreunden; SHB., 151. Der obengenannte Wilhelm Haas (geb. 1741 zu Baſel, geſt. 1800) iſt bekannt durch ſeine Verbeſſerungen der Buchdruckerpreſſe.

[4] Schillers Jugendfreund; der Schill. Kal. nennt Conz, nicht Scharffenſtein, als den, welchem ein Muſenalmanach zugedacht war.

[5] Vgl. S. 117, Note 2.

[6] In Nr. 8 vom 8. Jan. 1796, Sp. 62—64.

Der Brief nach Zürch iſt ſogleich abgegangen. Mit den Abbeſtellungen auf die Horen ſehe ich noch nicht genau auf den Grund, doch ſcheint es mir, wir verlieren ein ſtarkes Drittel.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

133. Schiller an Cotta.

(Jena den 5. Febr. 96.) 15. Febr.

Hier der Anfang des letzten Aufſatzes zum 1ten Stück.[1] Den Reſt bringt die nächſte Poſt, wo ich ausführlicher ſchreiben werde.

Im Augenblick geht die Poſt ab. Ihr

Sch.

---

134. Schiller an Cotta.

[Jena, 8. Februar 1796.][2] 10. Febr. eod.[3]

Hier der Beſchluß des Manuſcripts zum 1ten Stücke. Da ich nicht genau beſtimmen kann, wieviel Platz auf den 7 Bogen noch dazu übrig iſt, ſo habe ich durch ein + bezeichnet, wo im Nothfall kann abgebrochen werden. Freilich wäre mirs lieb, wenn das Ganze noch Platz finden könnte, und es läge nichts daran, wenn auch 2 oder 3 Seiten am Ende enger ausfallen ſollten.[4]

Die Horen in ihrer neuen Geſtalt ſehen recht gut aus, Schrift ſowohl als Papier. Ich hoffe, daß man nunmehr damit zufrieden ſeyn wird. Einige kleine Verbeſſerungen will ich Ihnen noch empfohlen haben. So iſt z. B.

Innhalt des erſten Stücks

mit einer zu großen Schrift gedruckt; auch können Sie künftighin alle Ueberſchriften der Aufſätze mit derſelben Schrift und ebenſo durchſchoſſen drucken laſſen, wie in dem Aufſatz Iduna

Erſte Unterredung

gedruckt iſt. Die bißherige Schrift zu den Ueberſchriften iſt gegen die kleinere Textſchrift zu abſtechend groß.

Meine Schwägerin benachrichtigt mich von dem Empfang der 121 Laubthaler, und ich danke Ihnen für gütige Beſorgung dieſer Sache. Wenn Sie Herdern ſein Honorar vor der Meſſe ſchicken könnten, ſo würden Sie ihm wahrſcheinlich etwas angenehmes erzeigen; obgleich er nichts geäuſert hat. Sie berechnen ihm

---

[1] Der Ritter von Tourville, von Gerber II. 74–104. „Jetzt lebe ich noch von dem abſcheulichen Tourville.“ an Goethe, 5. Febr.; Körnern gefiel der Aufſatz. SchKB. III, 282.

[2] Das Datum aus dem Schill. Kal. ergänzt, wonach in der beigefügten Notiz „Beſchluß des II. [ſtatt: des 11.] St.“ zu verbeſſern iſt.

[3] Der Vermerk „eod.“ iſt unrichtig; die Antwort datirt vom 21. Februar.

[4] Der Aufſatz: Der Ritter von Tourville, wurde abgebrochen.

6 Ldors für den Bogen des alten und 5 für den des neuen Drucks. In dem neuen Jahrgang iſt nichts von ihm als Iduna und die 2 Epigramme Nro 2 und 4. Göthe wartet gern biß zur Meſſe.[1] Schlegeln habe ich einſtweilen 100 Rthlr. abſchläglich bezahlt, womit es auch keine Eile hat. Was überhaupt biß zur Meſſe zu ſchicken, will ich eheſtens ſchreiben.

Noch 1 PoſtpapierExemplar des 10 und des 12ten Stücks wie auch den 2 Bogen vom 11ten Stück auf Schreibpapier ſeyen Sie ſo gut mir zu ſenden. Beiliegender 6 Bogen war doppelt.

Sch.

N. S. Anſtatt 21 Exemplare auf Poſtpapier haben Sie nur deren 16 geſchickt.

135. Schiller an Cotta.

Jena den 12. Febr. 96. 23. Febr. 24. Febr.

So eben finde ich die Exemplare auf Poſtpapier, von denen ich Ihnen neulich ſchrieb daß ſie mir fehlten. Sie hatten ſich unter Papieren verſteckt als ich auspackte, und nach Stunden langem Suchen konnten Sie neulich nicht gefunden werden. Was ich jetzt an einzelnen HorenExemplarien zuviel habe, werde ich liegen laſſen, biß Sie auf Oſtern hieher kommen, daß Sie es an Böhme mitnehmen können.

Unſern MuſenAlmanach rathe ich ſo zeitig fertig zu machen, daß er den Buchhändlern noch 3 Wochen vor der MichaelisMeſſe kann zugeſchickt werden. Die erſte Hälfte des Manuſcripts ſoll im Junius in Ihren Händen ſeyn. Sobald die Größe des Papiers beſtimmt iſt, können Sie auch die Decke bereiten laſſen, und dazu wird Ihnen Tannecker gerne behülflich ſeyn. Ich rathe zu ſchönem aber ſo möglich dünnem Papier für die ordinairen Exemplare und zu Velin oder ſchönem SchweizerPapier für die guten. Das Duodezformat muß aber nicht kleiner ausfallen als bey dem dießjährigen. Was mir in der typographiſchen Geſtalt des dießjährigen gefällt und nicht gefällt, werde ich mündlich noch angeben.

Die Probe des Baſler Drucks für mein Schauſpiel, die Sie mir neulich[2] geſchickt, iſt der Schrift nach recht ſchön, aber das Papier müßte etwas größer ſeyn, weil mir klein Octav nicht recht dazu gefällt; auch würden die Bände bey kleinerem Format viel zu dick werden; da jeder auch in mäßigem Octav ſchon über Ein Alphabet betragen wird. Ein mittleres Format zwiſchen der 11ten und der IIten Ausgabe des Göſchen'ſchen Wielands[1] würde mir das paſſendſte dazu dünken.

---

[1] Goethe erwartete zuerſt Zahlung zum 6. Januar (SchGB. Nr. 131); als ihn aber Schiller daran erinnerte, daß die Zahlung von einer Oſtermeſſe zur andern ausgemacht worden ſei, und daß Cotta etliche Tage vor Jubilate pünktlich wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß (Parodie aus Egmont) mit einer Geldkatze um den Leib erſcheine, um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen, erklärte Goethe ſeine Bereitwilligkeit, bis zur Meſſe zu warten.

[2] Am 14. Januar.

Wenn die Heren um ein ſtarkes Drittheil verlieren ſollten, ſo müſſen wir wohlfeilere Autoren dafür zu bekommen ſuchen. Göthen, Herdern, Engeln iſt von 5 Ldors nach dem neuen Druck nichts abzubrechen. Die übrigen hoffe ich im Durchſchnitt um 4 Ldors zu behalten, und treten neue ein, ſo muß man ſuchen, ſie für 3 Ldors zu engagieren. Außerordentliche Unkoſten ſollen Sie nicht mehr haben, denn wenn etwa ein Heft etliche Blätter über 7 Bogen enthält, ſo muß man das allemal wieder bey einem folgenden einzubringen ſuchen. So bekommt z. B. gleich das Dritte nicht volle 7 Bogen. Sobald die Abbeſtellungen aufgehort haben, ſo machen Sie Sich doch gleich an den Ueberſchlag, damit wir wiſſen, unter welchen Umſtänden die Unternehmung ihren Fortgang haben kann.

Seyen Sie ſo gütig von dem MuſenAlmanach 1 ordinaires Exemplar auf meine Rechnung nach der Solitude zu ſenden. Der Ihrige

Schiller.

136. Schiller an Cotta.

Jena den 19. Febr. 96. 28. Febr.

Hier der Anfang des Manuſcripts zum dritten Stück.[2] Es erfolgt etwas ſpät, wird aber deſto raſcher fortgeſetzt werden.

Anbey auch ein Verzeichniß der Honorarien vom 5ten Stück incluſive an gerechnet. Was darunter für mich iſt, kann ſtehen bleiben biß Ende des Jahrs. Sie ſind nur ſo gütig, mir notieren zu laſſen, was ich Ihnen für Bücher und andere für mich von Ihnen ausgelegte Summen zuſammen ſchuldig bin, und wie wir überhaupt in unſerer Rechnung und GegenRechnung miteinander ſtehen. Sollte Ihnen von meiner Familie unterdeſſen eine Aſſignation von mir auf eine kleine Summe präſentiert werden, ſo ſind Sie ſo gütig, ſolche auszubezahlen.

Für eine gute Recenſion der Flora will ich ſorgen; nur von Archenholz[3] diſpenſieren Sie mich. Es wäre mir um die ganze Welt nicht möglich, jezt eine politiſche Zeile aufzuſetzen und ich habe überhaupt in meinem Leben nie mich auf die Geſchichte der neuen Zeit eingelaſſen. Gegenwärtig aber bin ich ganz und gar fremd darinn geworden. Wo es mir möglich, will ich indeſſen die Recenſion davon in gute Hände zu bringen ſuchen.

---

[1] D. h. zwiſchen der Göſchen'ſchen Ausgabe von 1794 ff. in groß Octav (zu 100 Th.) und der in Taſchenformat.

[2] Elegien des Properz von Knebel I 29–43, vgl. S. 144, Note 3.

[3] Cotta's Brief vom 10. Dezember 1795.

Von dem 30jährigen Krieg von mir iſt in Bern eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen; haben Sie doch die Güte, mir ſolche zu verſchreiben.[1]

Leben Sie recht wohl. Der Ihrige

Schiller.

N. S. Sollte von der erſten Lieferung des Tomville etwas zurück ſeyn, ſo vergeſſen Sie ja nicht, es bey der zweyten nachzubringen.

Hofrath Stark hat mir vor 8 oder 9 Monaten 20 und einige Thaler, die er an Sie zu bezahlen hatte, ausgezahlt, welche gleichfalls auf meiner Rechnung zu bemerken bitte.

137. Schillers Honorar-Rechnung von den Horen.

12. März

An Honorar iſt zu bezahlen

vom fünften Stück 1795 incluſ. bis zum Erſten 1796 incluſive:

	Ldors	Rthlr.	
an Göthe	52		VI 2. VII 3. IX 2. 5. X 6[2]
Herder	47		5 Bog. 14 S.
Engel	25		X 1
Jacobi	9		VIII 1
Archenholz	14		XII 2. 3¼ Bogen
Voß	2	3	X 7. 9[3]
Groß	3		den 4. März 96 bez.
Meyer	7		IX 2
Alexander von Humboldt	2	2	V 5[4]
Schiller			
1) für eigne Beyträge	117		V 2. VI 2. IX 1. 7–12. X 4. XI 4–6. XII 1. 4. 6. 10. 11. 96 I 1. 2. II 2[5]
2) Ausgelegt an Honorar für Schlegel	20		VII 2. VIII 2. XI 2. 6 W. 8

---

[1] Histoire de la Guerre de trente ans, par M. Fr. Schiller; traduite de l'allemand. Tom. 1 et 2. Bern 1794. Haller. 360 resp. 396 S. gr. 8. Der Ueberſetzer iſt A. L. d'Arnay, Lehrer des Erbprinzen von Baden. (Wurzbach, Schillerbuch, Nr. 1051.)

[2] Die aus kleinerer Schrift beigeſetzten Ziffern ſind die von Cotta der Schiller'ſchen Aufſtellung beigefügten Berechnungen der Aufſätze und des Raums, den dieſelben in den Horen einnehmen. Die römiſchen Zahlen bezeichnen die Stücke, die arabiſchen die Ordnungsnummern in denſelben. Vgl. das Generalregiſter der Horen am Schluſſe. Bei der Bezeichnung der Goethe'ſchen Beiträge hat Cotta V 3 (Litterariſcher Sansculottismus) weggelaſſen, da er Knebel für deren Verfaſſer hielt; vgl. S. 135, Note 1.

[3] Die ebenfalls Voß gehörige Nr. 4 im VII. St. (Dichtkunſt) hat Cotta überſehen.

[4] Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius. Eine Erzählung. V, 90–96.

[5] Die Cotta'ſche Berechnung der Beiträge Schillers für 1796 iſt jedenfalls unrichtig; er ſchrieb Schiller auch den Schlegel'ſchen Aufſatz im II. Stück und die Beiträge Herders in St. I zu, weshalb er für dieſen nur 5 Bogen 14 S. herausbrachte; vgl. Schillers Briefe vom 13. und 21. März und ſeine Bemerkungen zu Cotta's Brief vom 13. März.

für Weißhuhn	10	V u. 2 B.
Woltmann . . .	15	V u. VII u. a. [illegible]
Körner	8	V u.
v. Knebel	9	V u. XI u. 3 u. 11 Seiten
Mad. Mereau . .	2	IX u.
Ben David . . .	4	VIII u.
3) Redaction vom Jahr 1795	50	
Schlegel noch Reſt . . .	12	
Summa	110 Ldors	

138. Cotta an Schiller.

Tübingen, 21. Februar[2] 96. [2 März.]

Den Beſchluß des Manuſcripts habe ich mit Ihrem gütigen Schreiben[3] erhalten und ſende in der Anlage die abgehende

1. Horen 95. 10[e] und 12[s] Poſtpap.
in 1. „ 95. 11[e] der 2te Bogen.
1 „ 96. 1[e] Poſtpap.

Die Zalung an Herder beſorge ich mit der nächſten HorenSpedition.

Was Sie wegen des Druks der Horen bemerkten, wird richtig beſorgt werden.

Ich glaube nun zimlich mit dem Abſaz der Horen auf die Anzal von 1000 Ex. rechnen zu können: womit ich recht wol zufrieden bin; freilich erlaubt diß keine vermehrte BogenAnzal, was alſo im Januar zu viel iſt, müſſen wir eben gelegentlich herein zu bringen ſuchen.

Bis hieher kam ich als ich erfur, daß der Buchdruker mir für den nächſten PoſtWagen Exemplare, wenigſtens nach Jena liſern kan; ich ſende alſo das ObenAngefürte nebſt den neuen Heften miteinander, in der Anlage aber ein Ex. aus der Preſſe zur BriefPoſt. Der lezte Aufſaz hätte 7½ Bogen, wenn er ganz wäre aufgenommen worden, daher ließ ich beim Zeichen aufhören.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Aus dieſer Aufſtellung Cotta's geht hervor, daß er Knebel für den Verfaſſer des „Litterariſchen Sansculottismus“ ſowie „Der Theilung der Erde“ und „Der Thaten der Philoſophen“ hielt (Schiller hatte im Hauptinhaltsverzeichniß am Schluß des Jahrgangs ſich nicht als Verfaſſer der zwei letztgenannten Gedichte angegeben, ſondern beide mit „Anonym“ bezeichnet); alle 3 Stücke zuſammen machen 11 Seiten aus. Dagegen füllen die von Knebel überſetzten, ihm aber von Cotta nicht aufgeſchriebenen Elegien des Properz im 1. St. 1796 23½ Seiten.

[2] Im Original irrthümlich vom 21. Januar datirt. Der Schill.Kal. vermerkt unter dem 15. und 24. Febr. zwei Cotta'ſche Einläufe: des Februarhefts von Poſſelts Annalen und des Februarhefts der Flora. Die begleitenden Briefe fehlen.

[3] Vom 8. Februar.

139. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Febr. 96. [5. März]

In der Anlage folgt das 2te Heſt nebſt dem Betrag für Herder à 24 Car.; auſſer diſem erhält er noch Rthlr. 75. 20 von Hrn. Hofrat Stark, und damit wäre alles berichtiget, wenn ich mich nicht geirrt habe; ich habe wegen des Geld Courſes einige Thaler mehr berechnet, damit nichts felt.

Es iſt mir ſehr lieb, wenn ich ſobald es ſeyn kan, von Ihnen erfahre, wie viel Geld ich auf Oſtern auszubezalen habe, da ich meine Einrichtungen darnach treffen mus.

Ich werde dißmal erſt in der Rükreiſe von der OſterMeſſe nach Leipzig[1] kommen; ich habe alsdann etwas mehr Muſe, und bin nicht genötiget, Geld mit hinein und wieder mitherauszunemen, da meine Einname in Leipzig immerhin zu meinen Auszalungen hinreichet. Wahrſcheinlich wird es der Himmelfarthstag[2] ſeyn, den ich bei Ihnen zuzubringen das Vergnügen haben werde.

Wie ich Ihnen in meinem lezten ſchrib, ſo wird der Abſaz der Horen immernoch 1000 ſeyn; der für den neuen Typus à 5, 4 und bei manchen 3 alte Lbors hinreichend iſt; denn wenn der Gewinn auch nicht ſehr glänzend, ſo iſt mir ja die Verbindung viel werth, und ich habe nichts zu wünſchen, als daß Sie immer mit gleicher Freude daran arbeiten. Ich hoffe auch, daß diß der Fall bei Goethe, Herder, Engel ſeyn wird, denn wenn gleich das Honorar um 1 Lbor vermindert iſt, ſo iſt diß im Verhältniß des kleineren Druks immernoch keine Abname des Honorars, ſondern eher ein kleiner Zuwachs. Diß Auskunfsmittel freut mich ſehr, da es für beide Theile gleich convenable iſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Laſſen Sie ſich doch gef. von Gabler das Porto erſezen, das Sie auslegen müſſen, er kan es mir in Rechnung bringen.

140. Schiller an Cotta.

[Jena] den 26. Febr. 96. 6. März empf.

Hier neues Manuſcript zum IIIten Stuck.[3] Den Reſt bringt wahrſcheinlich die nächſte Poſt.

Meyer iſt gegenwärtig in Rom, und ſo occupirt, daß er an nichts anders denken kann.[1] Diesen Herbst wird Göthe ihm folgen,[2] doch dieser wird von dem 4ten Stück an sehr viel für die Horen thun.[3]

---

[1] Verſchrieben für „Jena."

[2] 5. Mai.

[3] Ueber den moraliſchen Nuzen äſthetiſcher Sitten, III, 78—91. Am 22. Febr. hatte Schiller laut Kalender den Schluß des Vieilleville (III, 26—77) an Cotta geſchickt.

Die Poſt geht ſogleich. Leben Sie recht wohl. Ihr

Sch.

---

141. Cotta an Schiller.

Tübingen, 29. Febr. 96. [1. März]

In dem Augenblick erhalte ich Ihr geehrtes v. 19 h. und ich benuze daher die umgehende Poſt um Ihnen wegen des durch den Poſtwagen an Sie abgegangenen Briefs an Hrn. Hofrat Stark zu ſchreiben, daß Sie diſen, wenn es noch möglich iſt, zurükbehalten möchten. Er enthält nemlich, wie ich Ihnen meldete, Avis von einer an Hrn. Vicepräſidenten Herder auf Hrn. Stark abgegangenen Anweiſung, die, da ich nichts von der Zalung wußte, die Hr. Hofrat Stark an Sie nach Ihrem Schreiben v. 19 h. gemacht hat, alſo eine gröſſere Summe zu bezalen anweißt, als ich zu fordern habe; mithin komme ich diſerwegen bei Hrn. Hofrat Stark und Herder in Verlegenheit, und bitte Sie daher, beide Männer von dem Vorgang zu benachrichtigen, und Herdern zu bitten, daß er dasjenige, was er nun weniger oder gar nicht von Stark erhält, mir ſogleich anzeigen möchte, damit ich es ihm baar ſenden kan. Ich hoffe H. und St. konnten überzeugt ſeyn, daß der Vorgang nur aus Irrthum ſtatt haben konnte.

Wegen des Uebrigen Ihres Schreibens das nächſtemal: hier nur noch etwas, das mir ſchwer auf dem Herzen ligt: diß betrift nemlich den Verlag Ihres Muſen Almanachs; Sie wiſſen, wie viel Freude mir die Zuſage diſes Verlags verurſachte, und wie ungerne ich mich alſo von der Ausfürung trennte. Wenn ich aber an den Vorgang mit Goeſchen an voriger OſterMeſſe denke und mir vorſtelle, Michaelis möchte mich auch aus einem ſolchen ſchwarzen Geſichtspunkt betrachten, ſo fällt mir das ſchwer auf, um ſo ſchwerer, da Michaelis ein Anfänger iſt, und mir ſein Herz voriges Jahr wie gegen einen Freund geöfnet hat, und daher auch Freundſchaft von mir erwartet. Ich habe daher ſchon alles hin und her erwogen: bald wolte ich die Unternemung beſorgen, und Michaelis einen Theil des Gewinns geben, bald hielt ich das Umgekehrte für beſſer, bald gefällt mir keines von beiden; ich weiß mir daher nicht zu rathen, als Ihnen gerade zu meines Herzens Geſinnungen vorzulegen, vielleicht fällt Ihnen ein Ausweg ein, der eingeſchlagen werden könte, wodurch Michaelis überzeugt würde, daß ich nicht unfreundlich gehandelt hätte, und daß der Zufall mir diſe ſchöne Unternemung zugefürt habe.

---

[1] Dieß bezieht ſich wohl auf eine Anfrage Cotta's in dem verloren gegangenen, die Sendung der Flora begleitenden Brief, der am 24. Febr. in Jena eintraf. Ueber Meyer in Rom vgl. SchGB. Nr. 140.

[2] Die Reiſe kam nicht zu Stande.

[3] Es iſt Benvenuto Cellini gemeint, mit dem Goethe ſich bereits ſeit längerer Zeit beſchäftigt und namentlich ſchon am 17. Aug. 1795 eine Ankündigung deſſelben für das Novemberheft der Horen in Ausſicht geſtellt hatte. (SchGB. Nr. 87.) Erſt ſollten bloße Auszüge gemacht werden, bis ſich Goethe im Februar 1796 entſchloß, eine Ueberſetzung zu geben, von welcher Schiller den erſten Abſchnitt laut Schill. Kal. am 10. März nach Tübingen ſchickte, der noch im IV. St. 1796, 1–30, veröffentlicht wurde. Cellini's Biographie erſchien außerdem noch 1796 in V, VI, VII, IX, X, XI; 1797 I, II, III, IV, VI und iſt allerdings räumlich das Bedeutendſte, was nicht nur Goethe, ſondern überhaupt was ein Mitarbeiter der Horen in dieſe geliefert hat.

Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

142. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 6. Merz 1796.) (11. März.)

Ihr werthes vom 26 Febr. iſt heute richtig eingegangen und das Manuſcript ſogleich in die Arbeit gegeben worden.

In der Anlage Flora 3⁸ — laſſen Sie ſich doch diſe zur baldigſten Recenſion empfelen ſeyn!

Da Sie die Recenſion von Archenholz Annalen[1] nicht übernemen können, ſo werden Sie ſich Hrn. v. Archenholz und mich ſehr verbinden, wenn Sie ſie an einen geſchickten Mann abgeben. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

143. Schiller an Cotta.

[Jena] 7. Merz [1796.] 17. März empf.

Mit Herdern und Stark werde ich Alles zu Ihrer Zufriedenheit in Ordnung bringen; aber mit dem Honorar, das Sie ihm ſenden, welches ohngefehr 10 Lsdors beträgt, möchte es nicht genug ſeyn, da ſeine Aufſätze vom 9ten Stück an, proſaiſche und poetiſche zuſammen, 122 Seiten betragen, alſo 10 Seiten über 7 Bogen. Sieben Bogen würden 12 Lsdors machen, weil aber 28 Seiten neuen Drucks[2] darunter ſind, ſo gehen davon ohngefähr 8 Thaler ab. Es bleiben alſo 10 Lsdors und etwa 2 Thaler; dazu 10 Seiten alten Drucks, welches zuſammen, (um die Sache nicht in kleiner Münze zu berechnen) 11 Lsdors beträgt. Ich werde die fehlenden 1 Lsdors darauf legen, und ihm mit Ihrem Paquet, das ich geſtern erhielt, zuſenden. Was Starks Sache betrifft, dieſe iſt ſchon in Ordnung.

Hier der Beſchluß des IIIten Stucks.[3] Sie laſſen dieſe Scenen mit der kleinen Schrift, die wir zu den Verſen brauchen, und ſo eng drucken, als es irgend angeht. Iſt zu allen 3 Scenen noch Platz, ſo laſſen Sie alle abdrucken; iſt aber nicht ſoviel Platz, ſo laſſen Sie nur die zweyte gröſſere abdrucken.[1]

---

[1] Vgl. Schillers Brief vom 19. Febr.

[2] Iduna und das Gedicht 1796 I, 29, was Cotta in ſeiner Gegenberechnung (Nr. 137) überſehen hatte.

[3] Drei Scenen aus Shakeſpeare's Romeo und Julie, von A. W. Schlegel (III, 92—104). Schiller ſandte ſie, die eigentlich nicht für die Horen beſtimmt waren, eigenmächtig an Cotta. Er ſchrieb an Schlegel: „Ich habe mein Recht an die Ueberſetzung ein wenig überſchritten, und die mittlere Szene (ja auch die beyden andern, wenn Platz dafür iſt) zum Druck in die Horen abgeſandt. Da ich aus Ihrem Briefe ſchloß, daß bloß der frühere Gebrauch, den Sie von dieſer Ueberſetzung zu machen Willens wären, gegen den Abdruck in den Horen ſey, ſo trug ich um ſo weniger Bedenken, das dritte Stück der Horen mit dieſem intereſſanten Beytrag zu bereichern." Das Datum dieſes bei Böcking S. 13 undatirten Briefes iſt auf den 11. März feſtzuſetzen.

Mein Vater hütet ſchon ſeit langer Zeit wegen einer ſchmerzlichen Krankheit das Bette.[2] Sie würden mich recht ſehr verbinden, wenn Sie ihm eine Parthie unterhaltender Schriften z. B. Reiſebeſchreibungen oder dgl. auf einige Zeit leyhen und zuſchicken wollten. Ihren Thunberg und Anſon wird er ſehr gern leſen.

Ihre Scrupel wegen Michaelis ſind ganz unnöthig. Es fiel mir gar nicht eher ein, von Michaelis abzugehen, als nachdem ich in ſo hohem Grad mit ihm unzufrieden war, und ich hätte ihm den Verlag des Almanachs auf jeden Fall genommen. Auch erhält er ihn jetzt nicht, wenn Sie ihn nicht verlegen, ſondern ich muß ſchlechterdings einen andern Verleger dazu nehmen, da er abſolut nicht zu Geſchäften taugt. Glauben Sie aber, daß Ihnen die Sache nachtheilig werden und Vorwürfe zuziehen könnte, ſo will ich entweder einen andern Verleger nehmen, oder Sie zu meinem Commiſſionär machen und den Almanach ſelbſt verlegen.

Adieu. Ich werde hier unterbrochen.

Sch.

144. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 13. Merz 1796.) (21. März.)

Ich habe meine erſte freie Stunde benuzt, um Ihre eingeſandte Rechnung wegen der Horen einzutragen, und dabei folgende Anſtände gefunden:

1) Herders Honorar berechnen Sie auf 47 Ldors, ich bringe aber nur 5 Bogen 15 Seiten oder 29 Ldors 3 Rthlr. heraus. *Derselbe erhält anno 1795 6 Ldors per Bogen; er hat anno 1795 = 94 Seiten = 177 Rthlr., anno 1796 = 28 Seiten = 44 Rthlr., zusammen 221 in Ldors à 5 Rthlr.*[3]

2) Engel ... 25 Ldors, nach Ihrem neulichen Brief durfte ich ihm durch Hrn. v. Humbold nur 24 Ldors ſenden; iſt damals oder dißmals ein Irrthum vorgefallen? *Damals.*

3) Archenholz ... 14 Ldors, ſein Aufſaz beträgt aber 3½ Bogen, folglich ſolte diß mehr machen. *Erhält nur 4 Ldor per Bogen.*

4) An Ihrem eigenen Honorar müſſen Sie ſich Unrecht gethan haben, da diß ebenfalls mehr beträgt. *Ist richtig berechnet, weil im neunten Stück die Epigramme zu weit auseinander, und mehr Platz einnehmen, als billig ist.*

---

[1] Es ſind drei Szenen abgedruckt: die erſte, zweite und dritte des zweiten Aufzugs.

[2] Vgl. Schillers Beziehungen S. 104 ff.

[3] Die mit lateiniſcher Curſivſchrift gedruckten Bemerkungen ſind von Schiller in Cotta's Brief eingeſchrieben, vgl. auch Schillers Brief vom 21. März.

5) Knebels Honorar ::: 9 Lbors — ich bringe aber nur 11 Seiten heraus. *Knebel hat 23 Seiten und ½.*[1]

6) Haben Sie Pfeffels ganz vergeſſen? *Dessen Bezahlung überlasse ich Ihnen.*

Ich bitte das Angefürte baldmöglichſt zu unterſuchen, weil ich einigen das Geld von hier aus ſenden könte: Uebrigens ſehen Sie, daß ich Ihnen diß blos vorlege, weil beim Rechnen leicht ein Verſtoß möglich iſt, und da ich ja gewinnen würde, wenn ich es beim Anſaz hätte bewenden laſſen, ſo ſehen Sie ja daraus, daß es keinen andern Grund hat, als niemand Unrecht zu thun.

Dörfte ich Sie nicht um Hrn. Voß Adreſſe bitten? *Hofrath Voss in Eutin.*

Die heutige Poſt hat mir kein weiteres Manuſcript gebracht, wahrſcheinlich bringt es die nächſte.

Hier der Auszug unſerer Rechnung bis 1795, haben Sie die Güte, ſie gef. zu unterſuchen, und mir ſobald es eben Ihnen möglich iſt, vom Erfund Nachricht zu geben.

Damit kein Brief, den ich noch ſelbſt bekommen ſolte, vergebens hieher lauft, ſo bemerke ich, daß mich alles, was vor dem 9ten April noch bei uns einlauffen kan, noch antrift, ſpäter müßte ich Sie bitten mir nach Leipzig zu ſchreiben, wo ich den 17. April eintreffen werde, meine Adreſſe: Cotta auf dem Neuen Neumarkt in Hrn. D. Pohls Hauſe.

Da es mir wegen der Zeit, Zalungen und Wege ſchiklicher iſt, ſo werde ich erſt bei meiner Rükkehr von Leipzig das Vergnügen haben, Sie zu ſprechen, wahrſcheinlich den Tag vor Himmelfarth: Haben Sie doch die Gewogenheit, mir den beſtmöglichſten Weg zur Heimreiſe von Jena auszukundſchaften, weil ich meine Frau bei mir habe, die ich wegen des Verluſtes unſeres Kindes nicht allein zu Hauſe laſſen konnte, und die ſich doch in Umſtänden befindet, wo ſchlimme Wege mißlich ſeyn könten. Ich werde mich dißmal wol bei 1½ Tagen in Jena aufhalten müſſen, da wir uns mit Hrn. Hofrath Schüz auf die Herausgabe einer Sammlung der griechiſchen Claſſiker eingelaſſen haben:[2] er gebot mir fürs erſte Verſchwiegenheit, daher ich mir Ihren gütigen Rat nicht vorhero erbitten und anfragen konte, ob etwa jener Brief, den Sie mir einmal aus Freundſchaft ſchrieben,[3] hierauf Bezug hätte? Ich hoffe, nicht — Unſere Verbindlichkeit iſt übrigens ſehr vorſichtig eingegangen.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Anlage an Hrn. Hofrat Schüz bitte gef. gleich abgeben zu laſſen.

*

---

[1] Vgl. S. 157 Note 1. Dieſe und die andern Punkte, auf welche Schiller noch einmal in ſeinem Brief vom 21. März zurückkam, fanden wohl bei der perſönlichen Begegnung in Jena Aufklärung und Erledigung.

[2] Sie kam nicht zu Stande.

[3] Am 28. Juni 1795; vgl. S. 93.

Der Stand unſeres Guthabens iſt folgender:

1794	Jun. 12		fl.	150
„	Nov. 24			360
1795	Febr. 1.	v. Hrn. Prof. Ströhlin[1] empfangen		11
„	Merz 22	an Ihren Hrn. Vater bezalt		9
„	„ 27	ſandte ihm durch Hrn. Jahn deßgl.		351
„	Aug. 21	an Ihren Hrn. Vater		225
1796	Jan. 1	an Hrn. LegatR. v. Wolzogen		341
			fl.	1447

Zalung an Hrn. Hofr. Stark
An Büchern lt. Conto
Hrn. Prof. Klein falls Sie die Zalung von ihm empfiengen fl. 22

145. Schiller an Cotta.

Jena, den 13. März 96. 24. März 26. März

Ihre Bedenklichkeiten in Betreff des MuſenAlmanachs lieber Freund, ſind nun auf eine andere Art gehoben, die Ihnen wahrſcheinlich nicht mißfallen wird. Ich ſetze nehmlich mit dem Almanach für das folgende Jahr ganz aus, und anſtatt deſſelben gebe ich in Verbindung mit Göthen ein poetiſches Werk heraus, an welchem wir ſchon ſeit etlichen Monaten angefangen zu arbeiten.[2] Ich kann Ihnen von dem Innhalte deſſelben nicht wohl ſchreiben, aber mündlich ſollen Sie einen deutlichen Begriff davon erhalten. Die Einkleidung des Werks iſt völlig neu, und der Innhalt für Jedermann.

Es iſt aber unſere Abſicht zugleich, durch die äußere Eleganz dem Göſchenſchen Wieland etwas gegenüber zu ſtellen, was ihn wo möglich verdunkeln ſoll, und dazu möchte nun ein ſtarker Aufwand gemacht werden müſſen. Das Werk ſoll in 4to gedruckt werden, mit lateiniſcher Schrift, und ſehr vielem Spatium. Es wird, auf dieſe Art gedruckt, 23—24 Bogen betragen, auch werden wir einige KupferVerzierungen dazu beſorgen, wenn wir ſie von großen Meiſtern erhalten können. Da wir es nicht unter 100 Alten Ldors Honorar hingeben können und das Typographiſche leicht eben ſoviel koſten kann, ſo machen Sie nun Ihren Anſchlag, ob es etwas für Sie iſt. Auf jeden Fall, glaube ich, iſt es vortheilhaft für Sie, auch im Typographiſchen etwas Bedeutendes zu leiſten, und ſich auf dieſe Art in Reſpect zu ſetzen. Zu Göſchens Mortification, der uns beyde ſo plump behandelte, wünſchte ich es ſehr, daß Sie und kein anderer der Verleger wäre. Dann findet ſich der Umſtand doch nicht alle Tage, daß 2 poetiſche Schriftſteller ſich in Einem poetiſchen Werke vereinigen; in Deutſchland iſt der Fall noch nie vorgekommen, und ſchon von dieſer Seite würde das Werk Senſation erregen.

---

[1] Ueber dieſes Geldgeſchäft geben die vorhandenen Briefe keine Auskunft. Ein Friedr. Jakob Ströhlin, geb. zu Herrenberg am 11. Febr. 1743, der die in Württemberg übliche theologiſche Laufbahn durchmachte und einige Jahre in Genf und Südfrankreich paſtorirte, war von 1784—1794 Profeſſor der griechiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache an der Karlsſchule, von da an bis zu ſeinem Ableben am 2. Sept. 1808 Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium. (Gradmann, das gelehrte Schwaben, S. 670.)

[2] Die Xenien. Goethe hielt ſich vom 16. Febr. bis 16. März wieder in Jena auf, wo die Abfaſſung der Ende 1795 beſchloſſenen Strafepigramme große Fortſchritte machte. „Der Muſenalmanach wird dieſes Jahr nicht erſcheinen; aber unſere Epigramme werden wir, wenn das 1000 voll wird, gemeinſchaftlich in einem eigenen Band herausgeben," an Körner 21. März 1796. Da Schiller noch am 7. März von der Herausgabe des Almanachs für 1797 als einer beſtimmt beabſichtigten Thatſache an Cotta ſchrieb, muß der Entſchluß, ihn ausfallen und die Xenien in einer Prachtausgabe erſcheinen zu laſſen, zwiſchen dem 7. und 15. März, wohl unter Goethe's Einwirkung, gefaßt worden ſein. Er erſchien gleichwohl, mit den Xenien.

Ueberlegen Sie die Propoſition, doch erwähnen Sie gegen Niemand, wer es nicht nothwendig wiſſen muß, von der Sache. Wir wollen auf einmal, ohne den geringſten Avis voran zu ſchicken, plözlich damit vor das Publicum treten, und Freund und Feind damit auf verſchiedene Art überraſchen.[1]

Das nächſte Jahr erſcheint dann der MuſenAlmanach für 1798, und da ein Jahr überſprungen worden, ſo kann Ihnen Michaelis und Niemand Vorwürfe machen.

Erkundigen Sie Sich doch gelegenheitlich beim Profeſſor Müller[2] ob er uns wohl einiges, für 4° Format, ſtechen würde, wenn man ihm ſehr gute Zeichnungen ſchickte. Wahrſcheinlich würden wir dieſe aus Rom bekommen, weil wir dort einiges copieren laſſen möchten.[3] Je mehr und je beſſere KupferVerzierungen im Buche ſind, deſto höher können Sie den Preiß ſetzen und ſo wieder zu Ihrem Gelde kommen. Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige

Sch.

J. B. Alxinger an Schiller.[4]

Wien, den 17 März 1796 [21 März.]

Hochedelgeborner Hoch zu ehrender Herr Hofrath!

Unter ſo vielen Bewunderern Ihres Geiſtes ſowohl in als außer Deutſchland haben Sie gewiß keinen aufrichtigern, keinen herzlichern als mich. Schon lange hätte ich Ihnen dieſes gerne geſagt, (denn es iſt ſüß, großen Talenten zu huldigen,) es fehlte mir aber immer an einer ſchicklichen Gelegenheit hierzu. Nun will unſer gemeinſchaftlicher Freund Schreyvogel[1] der Ueberbringer dieſes Briefes und zugleich der Dolmetſcher meines Herzens ſeyn. Ich darf hoffen, daß Sie es nicht zurücke weiſen werden, da Sie ſich, wie ich weiß, gegen mehrere Perſonen über meine geringen Verdienſte auf eine höchſt gütige ja beinahe partheyiſche Art erklärt haben.

---

[1] Die beiden Freunde bewahrten das Geheimniß ziemlich ſtreng. Schiller machte zwar Körner und Humboldt Andeutungen über das Xeniencomplott, verweigerte aber im Einzelnen jede Mittheilung. Goethe ſchwieg gegen Jedermann.

[2] Johann Gotthard v. Müller, geb. am 4 Mai 1747 zu Bernhauſen bei Stuttgart, er reiſte 1770 mit Unterſtützung des Herzogs Karl nach Paris, lernte dort unter Wille die Kupferſtecherkunſt und kehrte 1776 nach Stuttgart zurück, wo er den Auftrag erhielt, eine Kupferſtecherſchule zu gründen, deren Leitung ihm mit dem Titel und der Stellung eines Profeſſors an der Akademie übertragen wurde. Er ſtarb am 14 März 1830; ſeine berühmteſten Stiche ſind die Schlacht bei Bunkershill nach Trumbull und die Madonna della Sedia nach Raphael. Eine biographiſche Skizze von ihm und eine Würdigung ſeiner künſtleriſchen Leiſtungen findet ſich in Prof. Dr. A. Haakhs „Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutſchen Kunſtgeſchichte.“ Stuttgart 1863, S. 32—43.

[3] Durch H. Meyer. Dieſer copirte in Rom u. A. die Aldobrandiniſche Hochzeit (Riemer, Briefe von und an Goethe, 27) und in Florenz Raphaels Madonna della Sedia (a. a. O. 61).

[4] Dr. Johann Baptiſt Ritter v. Alxinger, k. k. öſterreichiſcher Hofagent, geb. in Wien am 24. Jan. 1755, geſt. am 1. Mai 1797, Verfaſſer des Doolin von Mainz und des Bliomberis. Mit dem obigen Brief ſandte Alxinger ſeinen Beitrag für die Horen, 1796 V. S. 81—96.

So ſchmeichelhaft mir eine ſolche Erklärung iſt, ſo darf und wird ſie mich doch nicht mehr ſtolz machen, als nöthig iſt, Ihren mir geſchenkten Beyfall auch zu verdienen, wenigſtens in ſo ferne es meine Kräfte zulaſſen. Ein Schelm thut mehr als er kann. Erlauben Sie mir vor der Hand Ihnen beyliegende Kleinigkeit als einen Tribut meiner Verehrung anzubiethen. Vielleicht kann es in den Horen bei wichtigern Aufſätzen auch ein Plätzchen einnehmen. Es iſt eine Nachahmung der erſten Satyre des Juvenal. Ohne die Ueberſetzungen der ſatyriſchen Dichter des Alterthums herab zu würdigen, halte ich doch die Nachbildungen für weit zweckmäßiger, freylich auch für ungleich ſchwerer; denn hier muß man für das von ſeinem Autor Entlehnte Intereſſe bezahlen.

Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn Ihre gütige Meinung von mir bis zur Freundſchaft könnte erhöhet werden. Ich ehre und liebe Sie gewiß von ganzem Herzen.

Alringer.

146. Cotta an Schiller.

Tübingen, 17. Merz 1796. (21. März.)

Es war mir ſehr angenehm, aus E. W. geehrtem vom 7. h. zu ſehen, daß Sie mit Herdern und Stark alles ins Reine bringen wollen, was ich dem erſtern an Honorar zu wenig berechnet, haben Sie alſo die Güte zu ſuppliren, ich werde es auf Oſtern dankbarſt erſetzen.

Ihrem Hrn. Vater, deſſen Krankheit ich ſehr bedaure, habe ich ſogleich eine Partie Leſebücher geſandt[2] und ihn gebeten, mir nur immer ſeine Bedürfniſſe anzuzeigen, denen ich mit dem gröſten Vergnügen abhelfen werde.

Daß Sie mir meinen Scrupel wegen Michaelis benamen, iſt mir gar lieb; aber Vorwürfe weiß ich mich wol hinauszuziehen, diſe können mich nie hindern, da man beſonders bei dem fatalen BuchhändlerCorps diſen nie ausweichen kan. Ich will nun gleich die gehörigen Anſtalten treffen, und bitte Sie nur mir mit erſter Poſt Nachricht zu geben, ob Ihnen die Einrichtung ſo wie ſie beim dißjährigen MuſenAlmanach iſt, nach allen Theilen recht iſt, damit ich alles nach Ihren Wünſchen regulire.

---

[1] Der öſterreichiſche Dichter Joſeph Schreyvogel, geb. 1768 in Wien, geſtorben daſelbſt am 28. Juli 1832, der ſich ſpäter als Dramaturg durch ſeine Leitung des Wiener Burgtheaters einen Namen machte. Prof. Friedrich Schulz hatte in einem (ungedruckten) Brief an Schiller aus Weimar, 8. Nov. 1794, Schreyvogels „Wittwe" zur Aufnahme in die Horen empfohlen, dieſelbe ſcheine ihm gleich hinter Goethes Geſchwiſtern einen Platz zu verdienen; „Glauben Sie nun, daß dieſer hoffnungsvolle Schriftſteller auf dem Punkt ſteht, wo ſein Name in der allgemeinen deutſchen Literatur bekannt werden muß, da er es in der öſterreichiſchen ſchon ſeit ein Paar Jahren war, und meinen Sie, daß die Wittwe in Ihren Horen nicht ohne Verdienſt und Würdigkeit ſtehen könne, ſo verſchaffen Sie dem Verfaſſer die Belohnung und Aufmunterung, ihn dort aufzuführen. Sie werden an ihm einen guten Mitarbeiter haben, der alle Hoffnung gibt, mit jeder neuen Ausarbeitung eine beſſere zu liefern". Schiller nahm die Wittwe in das letzte Heft ſeiner Thalia (1793, VI. St. S. 224 ff.) auf. Vgl. noch Goedeke, Grundriß III, S. 573.

[2] Am 22. März zeigte Vater Schiller ſeinem Sohn den Empfang der Bücher an; Beziehungen S. 153.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Noch Eins: Iſt es Ihnen lieber, wenn der MuſenAlm. wieder bei Unger gedrukt wird, oder zögen Sie Haas vor, oder iſt Ihnen mein HorenBuchdruker recht, wenn er gleich gute Arbeit, wie Unger heuer, liefert? —

147. Schiller an Cotta.

[Jena] 21. März [1796.][1] $\frac{\text{2 April}}{\text{eod}}$

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 13. und beantworte ſogleich die ſtreitigen Punkte.

1) Herder erhält für 5 Bogen 15 Seiten im Jahr 95 36 Ldors (eigentlich und ſtreng gerechnet nur 35 Ldors 3 Rthl.), für $1\frac{3}{4}$ Bogen im Jahr 96 9 Ldors (ſtreng genommen nur 11 Rthl.), zuſammen alſo, wenn wir liberal ſeyn wollen, wie ich bey Herdern rathe, 45 Ldors. Soviel habe ich (die Starkiſche Zahlung von 29 Rthl. hieſig. Courant dazu gerechnet) von hier aus an ihn geſendet, und Ihre 24 Carolins nebſt Brief an Herdern zurückbehalten.

2) Die an Engel angewieſenen 24 Ldors ſollten nur eine abſchlägliche Zahlung ſeyn; denn auf die Fortſetzung Lorenz Starks iſt daher ja auch noch nicht gerechnet.[2]

3) Mit Archenholz habe ich mich verrechnet. Ich glaubte, er bekäme nur 4 Ldors per Bogen, er bekommt aber 5 Ldors.

4) Mir ſelbſt habe ich nicht Unrecht gethan, denn die kleinen Epigramme am Schluß des IXten Stücks, kann ich mir einzeln für keine Seite anrechnen.

5) Knebels Properz beträgt $23\frac{1}{2}$ Seiten; Sie haben ſich wohl verſchrieben, da Sie ihm nur 11 Seiten anrechnen. (Hier muß auch bemerkt werden, daß bey Verſen das alte Honorar von 1795 beybehalten werden muß, weil der Druck bey dieſen nicht weiter geworden. Doch verſteht ſich dieſes nur von Göthe, Herdern, Knebeln und Voß.)

6) Pfeffels Bezahlung wollte ich Ihnen allein überlaſſen.

Meine BücherRechnung ꝛc. habe ich ganz richtig gefunden.[3] Sind Sie erſt hier, ſo wollen wir dieſes ordentlich auseinander ſetzen. Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo laſſe ich was ich gut bey Ihnen habe, bey Ihnen ſtehen, wenn Sie es mir für 4 pro Cent ohne Ihren Schaden verintereſſieren können. Auf keinen Fall bedarf ich es, ſowohl das, was ich an Honorar verdient, als was ich für Mitarbeiter in Ihrem Nahmen vorgeſchoſſen, in dieſer OſterMeſſe.

---

[1] Am 14. März ſandte Schiller den Anfang des Manuſcripts für das IV. St., die erſte Partie des Goethe'ſchen Cellini (1–56) an Cotta. Der begleitende Brief hat ſich nicht vorgefunden.

[2] Derſelbe wurde nicht fortgeſetzt.

[3] Sie liegt nicht vor.

Voßes Adreſſe iſt: Hofrath Voß in Eutin.

Zu Ihren Geſchäften mit Schütz wünſche ich alles Glück. Er iſt es nicht, vor dem ich Sie warnen wollte. Sie riſquiren mit Schütz nichts, als daß er vielleicht zu kränklich und von andern Arbeiten zu überhäuft iſt, um pünktlich Wort zu halten.

Daß wir Ihre liebe Frau hier bey uns ſehen werden, erfreut uns beyde ſehr. Der Ihrige

Sch.

Um Hr. Herdern in Lvors zu bezahlen, habe ich Ihre Carolins behalten und, mit Einſchluß von 29 Reichsthalern hieſigen Courant die Stark an denſelben bezahlt, habe ich ihm 45 alte Lvors in natura geſendet, denn ſoviel (nehmlich 44 Lvors und einige Thaler) betrug ſeine ganze Forderung an Sie.

Ihren Brief an ihn den ich zurückbehielt ſende hier wieder.

---

148. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Merz 1796. [10. April.]

Den gütigen Antrag, welchen Sie uns in Ihrem Werthen vom 13. h. machen, werde ich mit Vergnügen ausführen, und was das Typographiſche betrift, ſo glaube ich, wird Haas in Baſel unſrer aller Erwartung entſprechen: er iſt ein groſſer Künſtler, der, beſonders wegen des Wetteiſers mit Goeſchen, dem Möglichſten ſeiner Kunſt und ſeiner Talenten aufbieten wird.

In Anſehung der Kupfer aber ſcheinen mir mehr Schwierigkeiten obzuwalten: Müller kan wegen ſeiner Platte, die er für die groſſe Sammlung von Abbildungen aus dem Amerikaniſchen Krieg verfertiget,[1] ſobald nichts anders übernemen, und zur Ausführung hätte er gewis aufs wenigſte Jahr und Tag nötig: auſſerdem glaube ich nicht, daß er eine Quartplatte unter fl. 1200 verfertigen könte. — Hiedurch würde ſtatt der von Ihnen geſchäzten fl. 1800 für die Auslage dieſer Unternemung diſe blos durch 2 Kupfer über fl. 4200 betragen.

Auch wegen Haas mus ich bemerken, daß diſer ſich nicht wol übereilen läßt: ich müßte alſo bei Zeiten wiſſen, wann der Druk beginnen könte, und bis wann Sie ihn vollendet verlangten? — damit ich H. und noch mehr dem Papiermacher wegen des guten Velins baldigſt Nachricht geben kan. Mündlich wird ſich alles ſchnell berichtigen laſſen: nur das mus ich im Voraus bitten: Hinlänglich Zeit, damit wir allen Arbeiten gehörige Muſſe laſſen können.

Ich bin durch MeßGeſchäfte ſehr in meiner Zeit eingeſchränkt.

---

[1] Die oben erwähnte Schlacht von Bunkershill, an der er noch bei Goethe's Beſuch in Stuttgart im Auguſt 1797 beſchäftigt war (Goethe's W. in 40 Bdn., 26. Bd. S. 70 und SchGB. Nr. 363 a). Müller machte dieſen Kupferſtich Ende 1801 Schiller zum Geſchenk, worüber Schiller an Cotta, 8. Jan. 1802, zu vergleichen iſt.

Hibei Horen 3^{t}; der nächſte Poſttag bringt das Paket.

Was bis den 9ten April nach Stuttgart eintrift, findet mich noch daſelbſt, den 10ten aber trette ich meine Reiſe nach Leipzig an, wo ich den 17ten April einzutreffen hoffe.

J. F. Cotta.

149. Schiller an Cotta.[1]

Weimar 29. März [1796].

Wenn das hier folgende Manuſcript über Shakeſpeare[2] für das 4te Stück nicht zuviel ausgiebt, ſo können Sie es ganz einrücken laſſen. Im entgegengeſetzten Fall habe ich einen Strich gemacht, wo es abgebrochen werden kann, und alsdann wählen Sie unter den beyliegenden Aufſätzen denjenigen, der für den noch übrig bleibenden Platz gerade groß genug iſt: einige Blätter könnten am 7ten Bogen ohne Anſtand fehlen. Vor allem empfehle ich nur eine genauere Correctur, denn es ſind in den vorigen Stücken mehrere erhebliche Druckfehler ſtehen geblieben.

Ich bin auf einige Wochen nach Weimar gereiſt, werde aber in der Mitte Aprils wieder in Jena eintreffen.[3] Leben Sie recht wohl.

Sch.

150. Schiller an die Cotta'ſche Buchhandlung.

Jena 22. April 96. 1 Mai.

Wenn der Aufſatz über William Shakeſpeare in dem IVten Horenſtücke nicht ganz hat abgedruckt werden können, ſo laſſen Sie das fünfte Stück ſogleich mit dem zurückbehaltenen Reſt deſſelben anfangen, und dann ſogleich die hier beyfolgenden Aufſätze[4] darauf folgen. Iſt aber jener Aufſatz ganz abgedruckt worden, ſo wird das fünfte Stück ſogleich mit dieſem Cellini angefangen, und die Pulververſchwörung folgt unmittelbar darauf.

---

[1] Der Brief ſcheint Cotta nicht mehr in Tübingen getroffen zu haben. Eine fremde Hand hat auf demſelben das Datum „29. Merz 96“ und darunter „10. Mai 96“ verzeichnet.

[2] Etwas über William Shakeſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters (von A. W. Schlegel). Es wurde ganz aufgenommen, S. 57—112.

[3] Schiller reiſte am 23. März nach Weimar, wohin ihn Goethe eingeladen und ihm ins Schauſpielhaus eine eigene Loge hatte machen laſſen, damit er Ifflands Gaſtſpiel ungeſtört ſehen konnte. Er kehrte am 20. April nach Jena zurück; am 23. ging er wieder nach Weimar zu Ifflands Vorſtellung des Egmont, den er für das Theater bearbeitet hatte. Schillers Gattin war mit dem kleinen Karl über die Zeit des Iffland'ſchen Gaſtſpiels ebenfalls in Weimar und wohnte bei Frau v. Stein, während Schiller bei Goethe abgeſtiegen war (Düntzer, Charlotte v. Stein, II, 40). Das Gaſtſpiel begann am 28. März mit Gemmingens „deutſchem Hausvater“ und endete am 25. April mit Egmont.

[4] Die Fortſetzung des Cellini, die Schiller Tags zuvor von Goethe erhalten hatte (V, 1—50), und „Die Pulververſchwörung in England im Jahre 1605,“ von Schillers Schwager Reinwald (V, 51—78). Derſelbe hatte dieſe Abhandlung urſprünglich für die von Schiller bei Cruſius in Leipzig 1788 erſchienene „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen“ beſtimmt, von der nur ein einziger Band erſchienen war und in die Reinwald ſchon die „Verſchwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478“ geliefert hatte. Da das Unternehmen aber mit dem erſten Band aufhörte, fand er für die Abhandlung keine Verwendung, bis ihn Schiller in ſeinem Brief vom 1. Febr. 1796 daran erinnerte und

Von den Gedichten, die ich vor einigen Wochen überſandt, laſſen Sie das kleine, welches Elegie 1795 überſchrieben iſt, ungedruckt, wenn es damit noch Zeit iſt. Sie iſt zu etwas anderm beſtimmt.[1] Die übrigen Gedichte können zwiſchen dem 5ten und 6ten Horenſtücke vertheilt werden, wenn in dem 4ten noch nichts davon abgedruckt worden iſt.[2] Der Reſt des Manuſcripts für dieſes 5te Stück folgt in 8 Tagen nach.

Es ſind in vielen vorhergehenden Stücken ſoviele und ſo wichtige Druckfehler eingeſchlichen, daß die Verfaſſer und Leſer ſich bitter beklagen, daher ich Sie dringend erſuche, dem Corrector größere Sorgfalt zu empfehlen. Ihr ergebenſter

Schiller.

151. Schiller an Cotta in Leipzig.

Jena, 25. April 96.[3] $\frac{\text{12. Mai}}{\text{20. Mai}}$

Wenn dieſer Brief Sie noch in Leipzig zu rechter Zeit antrifft, ſo haben Sie die Güte, die auf beyliegendem Blättchen bezeichneten Artikel für mich einzukaufen, und mir mit hieher nach Jena zu bringen. Der Hofmeiſter und die Soldaten von Lenz möchten ſich vielleicht rar gemacht haben, aber ich denke, daß Weygand der Verleger war und daß da noch Exemplare zu haben ſeyn werden. Vielleicht finden ſie ſich auch beym Antiquar.

Ich freue mich ſehr, Sie bald hier zu ſehen. Der Ihrige

Schiller.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Bey Gerhard Fleiſcher dem jüngern

Deutſchland in 17 kleinen Blättern, zuſammen gefügt .	1 Rthl.	4 Gr.
Grundriß der Stadt Rom in 4 Blättern		16 Gr.
Inſel Maltha		3 Gr.

---

daß ſie fertig wäre, ihre Aufnahme in die Horen in Ausſicht ſtellte. Reinwald verſprach am 6. Febr., ſie noch einmal durchzugehen und, wenn möglich, eine kleine Einleitung über religiöſen Fanatismus vorzuſetzen (was geſchah); Schiller erhielt das Manuſkript von Reinwald am 16. Februar.

[1] Im V. St. S. 79 ſo iſt dieſelbe doch gedruckt; ſie iſt von Matthiſſon; die Anordnung Schillers, ſie dennoch aufzunehmen, iſt vielleicht in dem verloren gegangenen Brief vom 10. Mai oder mündlich bei Cotta's Beſuch in Jena erfolgt.

[2] Das IV. Stück enthielt nur den Anfang des Cellini und den Aufſatz über Shakeſpeare und Wilhelm Meiſter. Im V. St. ſtehen an Gedichten, außer Matthiſſons Elegie, 2 Ueberſetzungen von Voß aus Tibull und Theokrit und die „Nachahmung der erſten Satire des Juvenal" von Alxinger. Von Gedichten befinden ſich im VI. St. eine theokritiſche Idylle von Voß, ein Gedicht von Koſegarten, 2 von Bürde und ein anonymes „Der neue Orpheus", welches ebenfalls von Bürde iſt.

[4] Im Kal. nicht eingetragen.

Pilſner Kreis in Böhmen[1]	2 Gr.
Gebiet von Eger	3 Gr.
Latium nach dem alten und neuen Zuſtand	3 Gr.
Polyneſien oder Südindien	6 Gr.
	2 Rthl. 18 Gr.

(Auf der Rückſeite, das Eingeklammerte iſt von Cotta's Hand:)

Der Hofmeiſter, Comödie von Lenz.[2] (Weigand.)
Die Soldaten, Comödie.[3] (Weidmann.)
Diego und Leonore. Trauerſpiel.[4] (Herold.)
Göthens Schriften. VI und VIIter Band.[5]
Goethens Reinicke Fuchs.[6]

Ein am 28. April in Jena eingetroffener Brief Cotta's, worin derſelbe wohl ſeine Ankunft in Leipzig meldete und den Tag ſeines Beſuchs in Jena beſtimmte, hat ſich nicht vorgefunden; ebenſo wenig Schillers Brief vom 2. Mai nach Leipzig und vom 18. (ſ. unten Cotta's Schreiben vom 26. Mai) nach Tübingen. Letzteres kann indeß auch eine bloße Manuſcriptſendung (Cellini, dritter Abſchnitt) geweſen ſein.

Jahn an Schiller.

(Tübingen, den 2. May 1796.) [7. ? Mai]

Euer Wohlgeboren bezeuge ich hiedurch den richtigen Empfang des Manuſcripts für die Horen 5t St. Der Aufſaz über William Shakeſpeare iſt, wie Sie jezt gefunden haben werden, in Nr. 4 geendigt alſo wird Nr. 5 mit Benvenuto Cellini angefangen.

Haben Sie ſchon den ſehr weitläufigen Artikel geleſen, den Nicolai ſeiner Reiſebeſchreibung (dem 11ten Band) über die Horen einverleibt hat?[7] Es ſcheint aus dem Tone des Ganzen, daß er ſeiner Stimme ein groſſes Gewicht beylegt, und ſich in allem Ernſte für competenten Richter hält.[1]

---

[1] Schiller hatte ſich ſeit kurzer Zeit für den Wallenſtein entſchieden (an Körner, 21. März 1796), den er ſchon zu Anfang 1791, durch ſeine Geſchichte des 30j. Kriegs angeregt, und bei ſeinem Beſuch in Erfurt von Dalberg aufgemuntert (SchAB. II, 225), dramatiſch zu behandeln Luſt bekam, und zu dem er im März 1794, in Stuttgart lebend, einen Plan auszuarbeiten begann. Die Arbeiten an den Horen und andere Entwürfe (die Malteſer ꝛc.) ließen den Wallenſtein in den Hintergrund treten, bis er im März 1796, wahrſcheinlich nicht ohne Einwirkung Goethe's bei deſſen Aufenthalt in Jena, ſich endgiltig für ihn entſchied.

[2] Der Hofmeiſter, oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie. (Von Johann Michael Reinhold Lenz.) Leipzig in der Weygand'ſchen Buchhandlung. 1774. 8.

[3] Die Soldaten. Eine Komödie. (Von J. M. R. Lenz.) Leipzig, Weidmann, 1776. 8.

[4] Trauerſpiel in 5 Akten, von Joh. Chriſtoph Unzer. Hamburg, Herold 1775. 8. (Goedeke, Grundriß II, 648.)

[5] Gemeint iſt die G. J. Göſchen'ſche Ausgabe, da Band VII der Unger'ſchen erſt 1800 erſchien. Band VI von „Goethe's Schriften“ (Leipzig 1790) enthält Taſſo und Lila. Bd. VII (Leipzig 1790) das Fauſtfragment, Jery und Bätely und Scherz, Liſt und Rache.

[6] Im II. Band der bei J. F. Unger erſchienenen Neuen Schriften, Berlin 1794.

[7] Im 11. Band von Friedrich Nicolai's „Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten.“ Der I. Band erſchien 1781 in Berlin und Stettin, der letzte, XII., welcher zugleich mit dem XI. ausgegeben wurde, im Jahr 1796. Nachdem im X. Band der Aufenthalt in Stuttgart, Beſuche auf der Solitude, in Ludwigsburg

Mit vollkommenſter Hochachtung Euer Wohlgebohren ganz gehorſamer Diener

G. J. Jahn.

---

152. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 20. Mai 1796.) [27. Mai.]

Meine Reiſe habe ich mit meiner Frau recht wol zurükgelegt[2] und Ihr gütiges Schreiben vom 26. April, das nach Leipzig gieng, bereits hier angetroffen. Die Aufträge, die Sie mir darinnen gaben, habe ich ſogleich beſorgen laſſen und hoffe, Ihnen bald das Verlangte ſenden zu können.

Haben Sie keine beſondre Idee zu einem Titelkupfer für den Muſen Almanach?[3]

Den Auftrag Ihrer Frau Gemalin wegen der Päkchen Ihrer Magd habe ich dahin beſorgt, daß die Leute in meinem elterlichen Haus jeden Beiſchluß, mir zur Beförderung richtig einſenden und ich diſen Ihrem Paket beilegen werde.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich mit meiner Frau aufs beſte: wir widerholen Ihnen den verbindlichſten Dank für die uns erwieſene Freundſchaft, beſonders erkenne ich immerhin die Güte, die Sie mir ſeitdem ich die Ehre habe, mit Ihnen bekannt zu ſeyn, bezeugen, als ein beſondres Glük, und ich hoffe die Zeit ſoll noch kommen, wo ich diß Ihnen aufs thätigſte erwidern kan. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

und auf Hohenasperg, ſowie die Reiſe nach Tübingen geſchildert worden, beſchäftigt ſich der XI. mit dem Aufenthalt in Tübingen und enthält Notizen über deſſen Lage, Bewohner, Univerſität und deren Inſtitute, über Handel und Gewerbe. Seite 117 folgte unter der Ziffer V unmittelbar nach einer Bemerkung über „die langen Zöpfe der jungen Schwabenmädchen“, eine ſich mit mancherlei Abſchweifungen über „formale Philoſophie“, „philoſophiſche Querköpfe“ ꝛc. bis S. 304 ausdehnende Kritik der Horen und ihrer für den „geſunden Menſchenverſtand“ dunklen und unverſtändlichen Schreibart, im Sinn des Krefelder Anonymus vom 10. Juli 1795. In der Vorrede erklärt er S. IX ff., wie er dazu komme, bei Gelegenheit der Horen gegen die Mißbräuche aufzutreten, welche „einige ſehr ſchätzbare Männer, ja einige vortrefliche Schriftſteller unſerer Nation“ mit philoſophiſchen Terminologien treiben, und erklärt, er habe „ſo viel Hochachtung für die ſchätzenswürdigen Männer“, die er jetzt des allgemeinen Beſtens wegen laut tadeln müſſe, daß er hoffe, „ſie werden ſich nichts erlauben, was ihrer unwürdig wäre“. In dem 1795 zugleich mit dem IX. Bd. erſchienenen Bd. X ſeiner Reiſe hatte Nicolai S. 89 unter den Gelehrten, deren perſönliche Bekanntſchaft er in Stuttgart gemacht, auch Schillers in ſchmeichelhafteſter Weiſe Erwähnung gethan.

[1] Vgl. auch, was Humboldt am 23. Okt. 1796 über den Artikel Nicolais an Schiller ſchreibt. Geſch. S. 153. Gegen jene Reiſebeſchreibung wurde ſpäter eine Reihe Xenien gerichtet; Boas, Xenienkampf, I, Nr. 184–206; wozu dann noch Nicolai's Vertheidigung in ſeinem „Anhang zu Fr. Schillers Muſen-Almanach für das Jahr 1797“, S. 11 und 12, zu vergleichen iſt.

[2] Cotta war bei Schiller auf der Rükreiſe von der Leipz'ger Jubilatemeſſe. Der Beſuch fällt in die Zeit nach dem 2. Mai, an welchem Tag Schiller noch einen Brief an Cotta nach Leipzig ſandte, woſelbſt dieſen ſchon das Schreiben vom 26. April nicht mehr traf.

[3] Deſſen Zuſtandekommen für das Jahr 1797, entgegen dem von Schiller in ſeinem Schreiben vom 12. März entwickelten Vorhaben, demnach in Jena beſprochen und beſchloſſen worden war.

153. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 26. Mai 96.) [4 Juni.]

Ihr Werthes v. 18. h.[1] iſt heute richtig eingetroffen, und da Z[ahn] aus einem Irrthum erſt den 9. h. das Paket mit Horen 4tes an Sie abſandte, ſo wird diſes nun auch in Ihren Händen ſeyn. Entſchuldigen Sie das Verſehen.

Das 5te St. iſt heute an Sie abgegangen. Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

Könten Sie uns von dem Verfaſſer der Ueberſezung Juvenals in Horen 5e[2] nicht den ganzen Juvenal ſo bearbeitet in Verlag verſchaffen?

154. Schiller an Cotta.

Jena, 6. Jun.[3] 96. 15. Juni 11. Juni

Nur 2 Zeilen, lieber Freund, die Poſt geht den Augenblick.

Mit Gegenwärtigem iſt das 6te Heft beſchloſſen.[4] Verzeyhen Sie, daß dieſer lezte Transport ſich verzögert hat. Die Furcht, mehr als 7 Bogen zu brauchen, hinderte mich einen Aufſaz der ſonſt dazu beſtimmt war, noch in dieſes Heft aufzunehmen, und ein anderer, der gerade die rechte Gröſſe hatte, war nicht ſogleich da.

Für Ihre gewiſſenhafte Sorgfalt, mir nicht Unrecht geſchehen zu laſſen, danke ich Ihnen ſehr. Ich habe den Calcul noch einmal angeſtellt, und den Verſtoß entdeckt.[5]

Meine Schweſter, die Räthin Reinwald[6] aus Meiningen wird Ihnen eine Aſſignation auf 50 Lbthlr. präſentiren. Haben Sie die Güte, dieſe Summe, ſo wie 2 andere franzöſiſche Thaler an Hr. Profeſſor Danecker zu bezahlen; die 2 leztern ſenden Sie, eh ſich jemand meldet.

Anſtatt 19 Exemplare Horen auf Poſtpapier und 11 auf Schreibpapier habe ich es dießmal umgekehrt 19 auf Schreibpapier und 11 auf Poſtpapier erhalten. Seyen Sie ſo gütig mir die 8 PoſtpapierExemplare nachzuſchicken; von den übercompletten auf Schreibpapier ſende ich Ein Exemplar für Voß, den Verfaſſer der Chariten,[1] 1 für Alxinger (den Verfaſſer von Juvenal) und 1 für Rath Reinwald, den Verfaſſer der Pulververſchwörung; 5 behalten Sie gut.

---

[1] Der verloren gegangene Brief, vgl. oben S. 170.

[2] Alxinger.

[3] Der Schill. Kal. verzeichnet unter dem 3. Juni die Sendung der Ueberſetzung Schlegels von Scenen aus Shakeſpeare's Sturm (VI, 61—66), ſo wie der Zauberin von Voß, Theokrits zweiter Idylle (VI, 52—60), an Cotta.

[4] Außer den ſchon genannten Gedichten und Proſaaufſätzen befindet ſich noch in dieſem Stück: Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten. Aus Platons Theätetus. (Von Horner, VI, 67—93.)

[5] Die vorhandenen Briefe geben über dieſes nicht weiter Aufſchluß; es betraf wohl die Berechnung, welche Schiller über ſeine eigenen Beiträge zu den Horen in Nr. 137 angeſtellt und gegen welche Cotta Einſprache erhoben hatte; die Sache wurde wahrſcheinlich mündlich, bei Cotta's Beſuch in Jena, beſprochen.

[6] Dieſelbe befand ſich, von Schiller dazu aufgefordert, ſeit dem 10. Mai auf der Solitude, um ihre erſchöpfte Mutter in der Pflege ihres bettlägerigen Vaters und ihrer ſchwer erkrankten Schweſter Louiſe abzulöſen. Schiller hatte die Tragung der Reiſekoſten übernommen. Am 21. Mai ſchrieb er ihr: „Was du noch an Gelde für dich und die Uebrigen brauchſt, wird Cotta dir in meinem Nahmen auszahlen." Schillers Briefwechſel mit Chriſtophine Reinwald ꝛc., S. 131.

Von dem VIten Horenſtücke ſenden Sie 1 SchreibpapierExemplar an H. Dr. Horner in Zürch, den Verfaſſer des hier folgenden proſaiſchen Aufſatzes,[2] und 1 an Koſegarten, den Verfaſſer des Theon und Theano.[3]

Leben Sie recht wohl. Vom Almanach[4] im nächſten Briefe.

Schiller.

---

155. Schiller an Cotta.

Jena 10. Jun.[5] 1796. 15. Juni. 24. Juni.

Hier folgt der Aufſatz von dem was Göpferdt für den Druck des Almanachs fodert, nebſt Schrift- und Papierproben. Ich habe, um mir eine beſſere Anſchauung davon machen zu können $^1/_3$ Bogen zur Probe abdrucken laſſen, und eins meiner neueſten Gedichte zum Almanach[6] dazu genommen. Geben Sie es nicht aus den Händen. Es wird ſich wegen Kürze der Zeit mit Göpferdt nicht lange handeln laſſen und das Objekt iſt ohnehin nicht groß. Sein Papier gefällt mir aber nicht, und mein Rath wäre, Sie ſchickten ſelbſt welches, das Druckpapier bey den Horen ſo wie auch das Poſtpapier ſcheint mir ſehr brauchbar dazu. Auch ſenden Sie ſo viel Schweizer Velinpapier mit, als Sie von dieſer Art auflegen laſſen wollen. Dieß müßte aber mit umgehender Poſt, wenigſtens für die 3 erſten Bogen geſchehen, damit ſogleich mit dem Druck angefangen werden kann. Zugleich empfehle ich Ihnen ſehr, das dazu beſtimmte Poſtpapier (wenn Sie das von den Horen wählen), ſorgfältig ſortieren zu laſſen, weil ſoviele defecte Bogen darunter ſind.

---

[1] Theokrits ſechzehnter Idylle (V. 88—90).

[2] „Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten. Aus Platons Theätetus" (VI, 61—93). Danach iſt die Stelle „Körner aus Zürich. Mſcrpt." auf S. 13 des Schill. Kal., das Inhaltsverzeichniß der Horen und das letzte Wort auf Seite 207 der 2. Auflage des Schiller-Körner'ſchen Briefwechſels zu berichtigen. Dr. Jakob Horner, Bibliothekar und Profeſſor der Philoſophie und Aeſthetik am Gymnaſium in Zürich, geb. 1778 zu Zürich, geſtorben 1831. Schiller erhielt das Manuſcript von Horner am 20. April; der Kalender verzeichnet am 6. Mai 1797 den Empfang eines Briefes von Horner und am 26. Juni den Abgang eines Schreibens an denſelben, wozu noch Sch.-G. Nr. 270 zu vergleichen iſt. Horner ſtand nach einer freundlichen Mittheilung ſeines Sohnes, des Hrn. Oberbibliothekars Dr. J. Horner in Zürich, bis an ſein Lebensende mit Schillers und Goethe's Freunde, Meyer aus Stäfa, in fleißigem Briefwechſel. Goethe erwähnt ſeiner in der Schweizerreiſe 1797, wo Horner und Eſcher der Sohn (S. 196) ihn und Meyer in Stäfa am 24. Sept. beſuchten, und am 12. Juni 1802 ſchreibt der Landſchaftsmaler Karl Graß an Charlotte Schiller, er habe vor zwei Jahren auf Anrathen mehrerer Kunſtkenner und Kritiker, z. B. des Prof. Horner in Zürich, eine Abhandlung über den verſtorbenen Künſtler Ludwig Heß an Goethe geſchickt und erſt im vorigen Herbſt durch Horner von Meyer aus Weimar die Antwort erhalten, daß dieſelbe als unbrauchbar zurückgeſandt werden ſolle. Ein von Horner in 12 Heften bei Orell in Zürich (1823—1826) herausgegebenes Werk: „Bilder des griechiſchen Alterthums" wird von H. Meyer in Kunſt und Alterthum wiederholt (IV, 2, 100; V, 2, 115, VI, 2, 202) in anerkennendſter Weiſe beſprochen. Im Cotta'ſchen Archiv befindet ſich ein Brief von Horner, d.d. Zürich 18. April 1831, alſo kurz vor ſeinem Tode geſchrieben, worin er Cotta auf deſſen Anfrage Hrn. Heinrich Eſcher, Profeſſor der vaterländiſchen Geſchichte in Zürich — wie es ſcheint, als Correſpondenten für die Allg. Ztg. — empfiehlt.

[3] Das Geſtändniß, im VI. St. S. 94—101, das aus 3 Liedern: Theon an Theano, Theon und Theano, und Theano an Theon beſtand. Ein weiteres Gedicht: Theon und Theano, von demſelben Verfaſſer, befindet ſich im X. St. 1796, S. 1—6.

[4] Schiller hatte ſeine Abſicht, keinen Almanach in dieſem Jahr erſcheinen zu laſſen und die Xenien gemeinſam mit Goethe in einem Prachtband herauszugeben, wieder fallen laſſen (S. 171, Note 2).

[5] Der Brief iſt vom 10. Juni datirt, ſcheint aber erſt am 15. Juni (Mittwoch) auf die Poſt gegeben zu ſein, welchem Datum auch das des Empfangs beſſer entſpräche. Der Schill.-Kal. verzeichnet unter dem 10. keine Briefexpedition, wohl aber unter dem 15.

[6] Klage der Ceres (Schill. Kal. S. 26); ſie wurde am ſelben Tage auch Goethe, Humboldt und Körner mitgetheilt. Im Muſen-Almanach iſt ſie S. 34—41 abgedruckt.

Für Muſik werde ich ſorgen, Göthe ſchreibt dieſe Woche deßwegen an den Muſicus Zelter in Berlin, der einige ſeiner Lieder treflich componiert hat.[1]

Für das Titelkupfer haben wir einen Centaur gewählt, der die Leyer ſpielt.[2] Wenn Sie in Stuttgardt eine ſchöne Zeichnung davon bekommen können, ſo könnte er durch Bolt oder Kohl in Berlin geſtochen werden; Bolt würde aber auch die Zeichnung können aufgetragen werden. Nur müſſen die Künſtler angetrieben werden, präciſe am Anfang Septembers oder Ende Auguſts fertig zu ſeyn. Hält die Decke und das Kupfer uns nicht auf, ſo ſoll in der Mitte Septembers ſchon etwas zum Verſenden fertig ſeyn.

Da Sie ſelbſt das Papier wählen, ſo können Sie Sich auch wegen der Decke darnach richten. Der Einband kann hier gut beſorgt werden, Sie ſchreiben mir nur, was Sie in Tübingen und Stuttgardt dafür accordiert haben, ſo will ich hier ſo genau als möglich mit den Buchbindern handeln. Vorher ſchreibe ich Ihnen noch, was man verlangt.

Vor der Hand wäre alſo und zwar ohne Zögern folgendes zu thun.

1) wählen Sie das Papier ſowohl Druck- als Schreib- und als Velin Papier, und ſenden es ſogleich an Göpferdt, mit Beſtimmung wie ſtark von jedem die Auflage ſeyn ſoll. Ich rathe zu 2000 in allem.

2) Sorgen Sie für den Centaur mit der Leyer

3) Für die Decke, und

4) bitte ich um beſtimmte Antwort über alles mit rückgehender Poſt, ſo kann der Druck gleich angefangen werden.

Mein leztes haben Sie doch erhalten? Leben Sie recht wohl

Schiller.

Es wird Ihnen von Fichten der Antrag geſchehen ſeyn[3], das Philoſophiſche Journal von Niethammer[4], von welchem Fichte nunmehr Mitherausgeber iſt, doch noch zu verlegen. Ich riethe doch ſehr dazu, wenn es mit Ihren übrigen Verhältniſſen ſich verträgt, den Verſuch damit zu machen; das Riſico iſt ja, da nur 8 Stücke in dieſem Jahr noch zu liefern ſind, nicht groß. Sie könnten allenfalls, um ſich noch ſicherer zu ſetzen, den Contract ſo einrichten, daß nur 1 Carolin pro Bogen bezahlt würde, wenn unter 700 abgeſetzt werden ſollte, und ſobald der Abſatz ſtärker wird ſich zu verhältnißmäßigen Erhöhungen des Honorars, auch zu einem RedactionsGelde für Niethammer verpflichten. Es wäre doch ſchade, eine Unternehmung aus der etwas werden kann, und wobey nicht viel gewagt wird aus der Hand zu geben.

---

[1] Goethe ließ am 13. Juni Zelter durch Frau Unger ſagen, er werde vielleicht bald einige Lieder zur Compoſition für den Schiller'ſchen Muſenalmanach ſchicken. (Brw. zwiſchen Goethe und Zelter I, 3.)

[2] Später wollte Schiller Goethe's, dann, als ſich dieſes als unausführbar erwies, des kürzlich verſtorbenen Uz Portraitkopf als Titelkupfer vor den Muſenalmanach ſetzen, bis er ſchließlich eine Terpſichore wählte, deren Zeichnung und Stich von Bolt beſorgt wurde.

[3] Siehe den folgenden Brief.

[4] Friedr. Immanuel Niethammer, geb. 26. März 1766 zu Beilſtein bei Heilbronn, ſeit 1793 Dozent der Philoſophie in Jena, 1797 Profeſſor der Theologie, 1804 nach Würzburg als Profeſſor der Theologie, 1806 als proteſtantiſcher Kreisſchulrath nach Bamberg, 1807 als Centralſchulrath nach München berufen, 1829 zum Oberconſiſtorialrath ernannt, 1841 penſionirt, ſtarb 1. April 1848.

Im Schiller-Kalender ſind unter dem 22. und 29. Juni Expeditionen von Briefen Schillers an Cotta eingetragen, die zu Verluſt gegangen ſind; am 22. wurde „Cellini 4“ (die 3. Fortſetzung, VII, 1—59), am 29. die Ekloge (von Koſegarten, VII, 60—89) und Theoderich (König der Oſtgothen, von Woltmann, VII, 90—105) nach Tübingen geſchickt; der erſtere kam am 30. Juni, die beiden letzteren am 5. Juli an. Ebenſo fehlt Cotta's Brief, der laut Kal. am 17. Juni in Jena eintraf.

Fichte an Cotta.

Jena, d. 22. Jun. 1796. $\frac{\text{30. Juni.}}{\text{1. Juli.}}$

Bloß in der Hofnung zu Oſtern Sie zu ſprechen, hatte ich ſchon im Winter unterlaſſen, Ihnen zu ſchreiben. Es thut mir daher recht herzlich leid, daß ich durch die Schuld der Umſtände dieſes Vergnügens beraubt wurde.

Zuförderſt über das, wovon unter uns ſchon die Rede iſt. Ich habe den Ihnen mitgetheilten Plan[1] nicht aufgegeben, noch werde ich ihn aufgeben; aber dieſen Sommer habe ich mit Ausarbeitung einer neuen Wiſſenſchaft für meine Vorleſungen der Moral, ſo viel zu thun, daß vor der Hand an die Ausführung deſſelben nicht zu gedenken iſt. Ich habe dies ſchon im Winter vorausgeſehen, und Ihnen ſchreiben wollen, daß zu Michaelis nichts erſcheinen könne. — Ich glaube, daß dieſe Verzögerung meinem Plane nur vortheilhaft ſeyn kann. Meine Grundlage des Naturrechts iſt nun erſchienen;[2] und ich werde ja nun ſehen, woran die populären Denker vorzüglich ſich ſtoßen, um darauf vorzüglich Rückſicht zu nehmen. Verſtatten Sie mir, daß ich auch jetzt noch keine beſtimmten Termine feſtſetze. — Soweit über dieſes Geſchäft.

Ich habe Ihnen einen andern Vorſchlag zu thun. — Sie wiſſen das Benehmen des Verlegers des Niethammeriſchen Ph. Journals.[3] In der Hofnung, etwas beitragen zu können, dieſes Inſtitut, das ich um vieles nicht fallen ſehen möchte, aufrecht zu erhalten, habe ich mich mit Hrn. Niethammer zur Herausgabe deſſelben vereinigt, und werde von Stund an alles für daſſelbe thun, was ich in meiner Lage vermag; halte es aber für ſchiklicher, erſt bei Anfang eines neuen Jahrganges, als Herausgeber, mich zu nennen. Ich hoffe beſonders durch Betrachtungen, die ein grösseres Publikum an ſich ziehen, und durch Zuziehung einiger jugendlicherer, und lebhafterer Mitarbeiter etwas zur Verbreitung dieſes Journals beitragen zu können.

---

[1] Im Brief vom 16. Nov. 1795, S. 134 f.

[2] Grundlage des Naturrechts nach den Principien der Wiſſenſchaftslehre. 2 Thle. Jena 1796 und 1797. gr. 8.

[3] Michaelis in Neuſtrelitz. Was dieſer Unglückliche aufs Neue verſchuldet — denn die ſchlimme Lage, in die er im Sommer 1795 durch fremdes Verbrechen gerieth, kann hier doch nicht wohl gemeint ſein — iſt unbekannt. Niethammer in ſeiner Ankündigung vom 24. Dez. 1796 (vgl. die folgende Note) ſpricht von einem „unzuverläſſigen Benehmen des erſten Verlegers“. Auch A. W. Schlegel entzog ihm den zugeſagten Verlag ſeiner Ueberſetzung Shakeſpeare'ſcher Stücke (SGB., S. 186).

Wir bieten Ihnen den Verlag deſſelben von Stund an an. Es wird nicht eher fortgedrukt werden, bis wir Ihre Entſchlieſſung wiſſen. Die bisherigen Bedingungen mit den Mitarbeitern wird Ihnen Hr. Profeſſor Niethammer geſagt haben; 2 Louisd'or 1 Bogen. Davon kann freilich nichts abgehen, es wäre vielmehr zu wünſchen, daß der Debit erlaubte, zuzulegen. Auch wünſchte ich nicht, daß Hr. Prof. Niethammer, der ein mäßiges für die Redaktion erhalten, zurükgeſezt würde. Ich für meine Perſon, der ich bei der ganzen Theilnahme gar nicht auf unmittelbares Intereſſe ſehe, würde ſehr gern zurükſtehen, bis das Inſtitut mit Sicherheit beſtünde, — dann hätte ich auch Gelegenheit anzufangen, um Ihnen einen Theil meiner Schuld abzutragen. Ich ſeze dies nicht hinzu, als einen Beweggrund für Sie, aber es iſt ein groſſer von meiner Seite.

Wir erbitten uns ſobald als möglich Ihre Antwort.

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen, und bin mit wahrer Hochachtung Ihr ergebenſter Diener.

Fichte.[1]

156. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Jun. 96. [1. Juli]

Ich erhalte ſo eben Ihr gütiges vom 10. h. und beeile mich, es zu beantworten.

Goepfert's Forderung iſt mir vollkommen anſtändig, nur ſoll er gewis den Druk ſo ſauber als Unger liefern, damit wir keine Unehre einlegen.

Mit dem Papier bin ich aber ſehr im Kreuz, da ich weder von meinem Horen noch GartenCalenderPapier abgeben kan, indem mir meine Papiermacher nicht ſoviel vor dem Herbſt liefern konten, als ſie mir zugeſagt haben, weil bei uns das Papier ſo ſehr geſucht wird, daß kein Papiermacher genug liefern kan.

---

[1] Cotta gieng auf den Vorſchlag, das Journal zu verlegen, ein, gab aber bald darauf in Folge der kriegeriſchen Ereigniſſe in Württemberg ſein Wort zurück, vgl. Cottas Brief an Schiller vom 4. Juli. Das „Philoſophiſche Journal einer Geſellſchaft teutſcher Gelehrten, herausgegeben von F. I. Niethammer“ war ſeit Januar 1795 bei Hofbuchhändler Michaelis in Neuſtrelitz in monatlichen Heften erſchienen. In der Ankündigung (Reichs-Anzeiger Nr. 5 vom 7. Jan. 1795, Sp. 45—48) war auch Schiller als Mitarbeiter genannt, worauf ſich die Stelle S. 100 in Nr. 73 des GWP. bezieht. Mit dem Aprilheft 1796 war das Unternehmen plötzlich ins Stocken geraten, und die Fortſetzungen blieben aus. Nachdem Cotta den Verlag erſt angenommen, dann abgelehnt, erſchien eine (auch in den Horen, Anzeigenbeilage zum 1. St. 1797 veröffentlichte) aus Jena 24. Dez. 1796 datierte Ankündigung Niethammers, das „durch die Schuld des bisherigen Verlegers unterbrochene“ Journal werde mit dem halben Januar nächſten Jahres im Verlag des Buchhändlers Späth in Augsburg wieder fortgeſetzt werden. Erſt ſei er entſchloſſen geweſen, das Unternehmen, das ihm durch „das unzuverläſſige Benehmen des erſten Verlegers“ doppelt abſchreckend geworden, aufzugeben, habe nun aber ſich durch den freiwilligen Beitritt Fichte's, der das Geſchäft der Redaction als Mitherausgeber zu theilen verſprochen, beſtimmen laſſen, es an einen andern Verleger zu bringen. Aber auch bei dieſem fand das Unternehmen noch keine bleibende Stätte. Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. J. H. Fichte erſchien nur ein einziges Heft im Druck und Verlag von G. W. F. Späth, Stadtbuchdrucker und Buchhändler in Augsburg; daſſelbe wurde aber kaſſirt und umgedruckt, und das Philoſophiſche Journal gieng in den Verlag von Gabler in Jena über. Hier kam es bis Ende 1798 heraus, wo es wegen angeblich atheiſtiſcher Aeußerungen von einem Verbot der kurſächſiſchen Regierung betroffen wurde. (Vgl. hiezu J. G. Fichte's Leben u. lit. Briefwechſel von ſeinem Sohne J. H. Fichte. 2. Aufl. Leipzig 1862, wo auch II, S. 78 das Konfiskationsdekret veröffentlicht iſt.)

Hier iſt nun guter Rat theuer, da von Goepferts PapierProben nur die wieder zurükfolgende erträglich zu nennen iſt: wenn dieſe Sorte nur etwas Bläue hätte, ſo würde ſich der Druk recht gut darauf ausnehmen, da es die Farbe ſehr gut annehmen wird. Ich denke, Goepfert ſoll doch Rath zu ſchaffen wiſſen, Gotha, Leipzig und Weimar ſind ja nicht ſo fern, wo man doch PapierVorrat finden mus; auf einige Thaler mehr oder minder kommt es mir gar nicht an, wenn wir nur gute Waare haben: ich bitte diß G. doch ſehr zu empfehlen.

Die Auflage würde ich ſo beſtimmen:

160 VelinPapier, wozu mit dem heutigen Poſtwagen 2 Riß abgehen
440 gut holländiſch Poſtpapier
1500 ordin. Papier.

Wegen des Titelkupfers möchte es am beſten ſeyn, wir lieſſen Zeichnung und Stich durch Bolt beſorgen, und da möchte ich wol ſo frei ſeyn, Sie zu bitten, ihm Ihre Gedanken darüber zu ſchreiben, damit Zeichnung und Stich ganz nach Ihren Wünſchen ausfällt, — da ich bereits mit ihm in Rechnung ſtehe, ſo dürfen Sie ihm nur ſchreiben, daß ich ſogleich nach Anzeige des Betrags ihm die Zahlung anweiſen werde. Auch möchte es gut ſeyn, um jeden Aufenthalt zu vermeiden, wenn Sie zugleich bei ihm anfragen möchten, ob er nicht auch den Abdruk beſorgen könte? Denn bis die Platte hieher geſchickt, und die Abdrüke wieder nach Jena gehen, vergehet eine beträchtliche Zeit.

Für die Deke ſorge ich in Stuttgart.[1]

Wegen der Buchbinder bitte ich gelegentlich um Nachricht, was dieſe fordern.

Auf dieſe Art wäre nun von mir alles beſorgt, und da ich hoffe, Goepfert wird wegen des Papiers Rath ſchaffen können, ſo ſolte ich denken, Mitte Septembers werde die erſte Lieferung gewis gemacht werden können.

Solten Sie glauben, daß in den verſchiedenen Auflagen des Papiers etwas vermehrt oder vermindert werden ſolte, ſo bitte ich hierüber nach Belieben Aenderungen vorzunehmen.

Es würde mich freuen, wenn ich die AushängeBogen erhalten könte.

Hr. Hofrath Schüz hat mir noch keine Sylbe ſeit meiner Abreiſe von Jena geſchrieben, ich hoffe, es habe keinen ſchlimmen Anlaß.

Wenn es mir möglich iſt, Hrn. Profeſſor Niethammers Journal zu übernehmen, ſo ſoll es gewis geſchehen; ich hoffe mit der nächſten Poſt Hrn. Profeſſor Fichte's Brief zu erhalten, und dann will ich ſogleich alles genau überlegen.

Hiebei Horen 6. — das übrige gieng per Poſtwagen ab.

Inlage geſ. an Hrn. Hofrath Schüz.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc J. F. Cotta.

---

[1] Cotta beauftragte ſeinen Freund Rapp, der nach Goethe's Ausſpruch (G's W. in 40 Bd. 26. Bd. S. 97) „als Liebhaber landſchaftliche Gegenſtände recht glüklich zeichnete," mit der Herſtellung des Umſchlags. Da dieſe ſich in Folge der Kriegsereigniſſe verzögerte, beſtellte Schiller die Deke zu Weimar, ſo daß Rapps Zeichnung zu derſelben, als ſie am 19. Auguſt in Schillers Hände gelangte, zu ſpät kam. (Vgl. unten die Briefe Cotta's vom 6. und 11. und Schillers vom 19. und 20. Auguſt.)

Ich bemerkte erſt bei wiederholter Durchleſung Ihres Briefes, daß Sie ſchreiben, Hr. Prof. Fichte werde mir ſchon den Antrag gemacht haben, das aber bis dieſe Stunde noch nicht geſchehen iſt.

157. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 1. Jul. 1796.)[1] [6. Juli]

Mit der geſtrigen Poſt hat mir Hr. Profeſſor Fichte geſchriben; ich bin ſo frei, meine Antwort hier beizuſchließen, da ich dieſe ganz nach Ihrem Vorſchlag eingerichtet habe — nemlich fl. 11 als Grundhonorar; fl. 18 bei 700 Ex. Abſaz; bei 1000 Abſaz noch mehr. — Da ich über den wirklichen Abſaz ganz im Dunkeln bin, ſo konnte ich nicht wol andere Vorſchläge machen. — Gehet die Sache, ſo iſt ja durch mein Angebot mehr geleiſtet als verlangt wurde. Es wäre mir ſehr lieb, wenn Hr. Profeſſor Niethammer, dem ich mich empfele, mir mit umgehender Poſt das möglichſte Detail über Druk Koſten, Art der Spedition, Auflage und Abſaz geben möchte.

Die vorgeſtrige Poſt hat mir den Anfang des Manuſcripts für Horen 7tes[2] gebracht.

Bei uns iſt wirklich alles wegen des Uebergangs der Franzoſen bei Kehl[3] am Rhein in Sorgen. — Die Gefahr ſcheint mir aber nicht ſo groß zu ſeyn.

Unwandelbar ꝛc. J. F. Cotta.

158. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 4. Jul. 96.) [10. Juli]

Mein Schreiben vom 1. h. iſt Ihnen villeicht kaum in den Händen, und ſchon ſehe ich mich genötigt, es zu widerrufen. Die Franzoſen ſind nemlich ſchon Meiſter von der HauptSchanze, die den Paß durch den Schwarzwald in unſer Land deckte[4]; alles iſt in banger Sorge, und da wir nicht vorausſehen können, wie lange wir noch unſern Handel ungehindert treiben können, ſo erfordert es die Vorſicht, jede neue, nur etwas gewagte Unternemung zu unterlaſſen. Ich bin verſichert, daß Sie dies ſelbſt billigen werden, und ſchließe Ihnen daher den Brief an Hrn. Profeſſor Fichte bei, den Sie ihm durch Hrn. Profeſſor Niethammer, der den Grund unſers geänderten Entſchluſſes als gültig anerkennen wird, gütigſt zuſtellen werden.

---

[1] Ein von Cotta zwiſchen dem 24. Juni und 1. Juli abgelaſſener Brief, der am 6. Juli in Jena eintraf und mit welchem Cotta Garve's „Verſuche ꝛc." (vgl. S. [illegible] Note 5) überſandte, iſt nicht mehr vorhanden.

[2] Cellini (3. Fortſetzung, I. S. 175).

[3] Es geſchah unerwartet in der Frühe des 24. Juni unter Moreau.

[4] Nach einem ſiegreichen Gefecht bei Renchen erſtürmten die Franzoſen unter General St. Cyr in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli die von den württembergiſchen Haustruppen unter Generalmajor Hügel beſetzten Kniebispäſſe, eroberten die Roßbühlſchanze auf der Höhe des Gebirgs und zogen nach einem blutigen Kampf am 3. Juli ſiegreich in Freudenſtadt ein.

Was unſre wirkliche und künftige Unternemungen betrift, ſo habe ich meine Einrichtung ſo getroffen, daß es uns für diſe nie an Geld fehlen kan, da wir ſo viel auswärts ſtehen haben; es iſt natürlich, daß ich für Sie zuerſt ſorgen müßte, und es würde thöricht ſeyn, wenn ich nicht über alles, was ich auftreiben oder über was ich auswärts diſponiren kan, nicht für Sie und unſre Verhältniſſe aufbewahren wolte. Ich hoffe zwar immer, daß der Frieden nicht ſo ferne ſeyn ſoll[1], indeſſen verlieren wir nur durch die Dauer einer ½jährigen Beſezung unſres Landes die beträchtlichſten Summen, da wir ſehr viel ausſtehende Schulden haben, die ſchwer einzucaſſiren ſeyn werden. Haben Sie für Ihre Familie noch Zalungen beſtimmt, ſo werde ich diſe jederzeit leiſten. Eiligſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

159. Cotta an Schiller.

Tübingen, 6. Jul. 1796. (10. Juli)

Ihr Werthes v. 29. Jun.[2] iſt geſtern mit dem Manuſcript[3] richtig eingetroffen; inzwiſchen haben auch Sie meine Antworten über alles. Wir ſind noch ſehr im Gedränge. Die Franzoſen ſind zwar noch nicht viel über Freudenſtadt vorgerükt, nun ſind aber 20,000 Mann Kaiſerliche im Anmarſch, um ſich 3 Stunden von hier zu lagern und von da die Franzoſen von Freudenſtadt zu vertreiben.[4] Inzwiſchen ſind der Miniſter Wöllwarth und LegationsRat Abel nach Baſel abgereiſet, um einen Frieden zu negoziren.[5] Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Am 17. Juli wurde zwiſchen Frankreich und Württemberg, mit Einſchluß der Reichsſtädte Eßlingen und Reutlingen, von Moreau, dann von dem Geheimerath v. Mandelsloh und dem Landſchaftsaſſeſſor Kerner (Mitglied des engern Ausſchuſſes) im franzöſiſchen Hauptquartier Baden ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen: die ſchwäbiſchen Kreis-Stände ſollten ihre Truppen von der Reichsarmee zurückziehen und nur zur Aufrechthaltung der innern Polizei unter den Waffen erhalten; den franzöſiſchen Truppen freien Durchmarſch und Quartier, ohne Entſchädigung, gewähren; Geſandte zum Abſchluß eines Separatfriedens nach Paris ſenden; Württemberg mußte an Contributionen liefern: 4 Mill. Livres baar, 4000 Pferde, 100,000 Ctr. Getreide, 50,000 Säcke Haber, 100,000 Ctr. Heu, 50,000 Paar Schuhe. Dagegen verſprach Moreau ſtrenge Achtung der Perſonen und des Eigenthums, ungeſtörte Beibehaltung der bisherigen Obrigkeiten, Geſetze, Rechte und Religionsübung, Abrechnung der Lieferungen an die Armee von der Contribution, möglichſte Schonung der Städte Stuttgart, Ludwigsburg und Tübingen in Betreff der Einquartierung.

[2] Fehlt (ſ. S. 175). Die Briefe Cotta's vom 4. und 6. trafen zuſammen mit noch einem dritten, der verloren iſt, am 19. in Jena ein. (Schill.Kal., 26.)

[3] Klage und Theoderich (ſ. S. 176).

[4] Erzherzog Karl eilte von der niederrheiniſchen Armee, wo er gegen Jourdan operirt hatte, auf den oberdeutſchen Kriegsſchauplatz; der Zuſammenſtoß mit den Franzoſen erfolgte am 9. Juli, freilich nicht in der Nähe von Tübingen, ſondern im Schwarzwald von Raſtatt bis Neuenbürg. Zwei Stunden neckaraufwärts von Tübingen, bei Rottenburg, fanden am 18. und 19. Juli Gefechte der vorderöſterreichiſchen und landgräflich-Fürſtenbergiſchen Truppen mit den Franzoſen ſtatt. Stuttgart wurde am 18. von den Truppen St. Cyrs beſezt, Tübingen am 19.; am 21. fiel ein blutiges Treffen bei Cannſtatt und Eßlingen vor.

[5] Der Friede wurde am 7. Auguſt zu Paris von den genannten Bevollmächtigten einer- und dem Präſidenten des Direktoriums La Reveillère andererſeits unterzeichnet.

160. Schiller an Cotta

[Jena, 6. Juli 1796.][1] 11. Juli / 5. Aug

Ich wollte heute den ganzen Reſt des 7ten Stüks ſenden, aber Woltmann der Verfaſſer des angefangenen hiſtoriſchen Aufſazes[2] hat mich ſteken laſſen. Auf Uebermorgen verſpricht er mir aber den Reſt für gewiß.

Um beſſer Papier habe ich nach Gotha ſchreiben laſſen. Göpferdt verſpricht Ende Auguſts mit dem Druk des Almanachs fertig zu ſeyn. Der Buchbinder will Mitte Septembers ſchon 1 Drittheil Exemplare gebunden liefern, und verſpricht Mitte Octobers ganz mit dem Einband fertig zu ſeyn.

Das weitere nächſten Poſttag. Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

161. Schiller an Cotta

Jena, 8. Jul. 96. 11. Juli / 5. Aug

Ich bin durch eine Unpäßlichkeit Woltmanns, die ihn verhinderte ſeinen Aufſaz für den heutigen Poſttag fertig zu haben, in Verlegenheit geſezt. Gerne wünſchte ich, Sie ließen die Fortſezung des Druks biß zum nächſten Poſttag anſtehen, wo jener Aufſaz gewiß geendigt ſeyn wird. Ein paar Tage auf oder ab thun für dieſe Jahrszeit nichts, beſonders, da die Erſcheinung der Horen ohnehin an keinen beſtimmten Tag gebunden iſt. Im Fall aber, daß der Druck durchaus nicht warten könnte, ſende ich hier Manuſcript, und jener angefangene hiſtoriſche Aufſaz wird abgebrochen, und die Fortſezung verſprochen.[3]

Heute ſind auch Papierproben aus Gotha angelangt, die aber viel ſchlechter ſind, als die Göpferdtiſchen. Ich denke wir wollen bey der von Ihnen gewählten Sorte bleiben. Sie iſt zwar nicht ſchön, aber auch nicht ſchlecht.

An Voß werde ich heute ſchreiben.[4] Seyen Sie ſo gut auch von dem 7ten Horenſtück 1 Exemplar wieder an Koſegarten zu ſenden. Sie können es in der Gräffiſchen Buchhandlung in Leipzig abgeben laſſen.

Den Garve, welchen Sie mir geſchickt haben, brauche ich nicht. Der Verfaſſer hat mir ſelber ein Exemplar geſendet.[5] Was wollen Sie, daß ich damit machen ſoll?

Von dem 3ten Horenſtücke dieſes Jahres bitte ich mir noch ein Poſtpapier

---

[1] Der Brief iſt undatiert und bloß auf einen Streifen Papier geſchrieben. Das Datum iſt aus dem Schill.Kal. S. 28 ergänzt. Cotta gibt ihm in ſeinem Brief vom 5. Aug. das Datum 5. Juli.

[2] Theoderich, König der Oſtgothen.

[3] Der Aufſaz wurde auf dem 6. Blatt (S. 90—106) abgebrochen und eine Fortſezung angekündigt, die im VIII. St. S. 1—20 erſchien.

[4] Schill.Kal. S. 28.

[5] Gemeint ſind Garve's „Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, Litteratur und dem geſellſchaftlichen Leben,“ die in 5 Bänden 1792 bis 1802 bei Korn in Breslau erſchienen. Schiller empfieng die Sendung von Garve am 26. Mai 1796. Die Cotta'ſche Sendung erfolgte mit dem verloren gegangenen am 4. Juli in Jena eingetroffenen Brief.

Exemplar aus. Ich habe eins von den meinigen an den Verfaſſer des Lonville[1] oder an Schlegeln (ich weiß nicht mehr recht genau) abgeben müſſen.

Möchten Ihnen die Franzoſen keine ſchlimme Gäſte ſeyn! Das wünſcht von Herzen Ihr ergebener Freund

Schiller.

Es iſt mir unmöglich, das andere Manuſcript heute noch mit zu geben. Es bedarf noch einer ſtarken Reviſion.

*

(Auf einem beſondern Blatt:)

Die vergoldeten à das Stük	20 Rthlr.
Die gefärbten à das Stük	9 —
Die broſchirten à das Stük	3. 12 gr.

Bauer Buchbinder.

Dieſer Buchbinder iſt der billigſte und auch der zuverläſſigſte in Jena.[2]

162. Schiller an Cotta.

Jena 13. Jul. 96. [illegible] Aug. [illegible] Aug.

Der Himmel weiß, ob und wann dieſes Paquet in Ihre Hände kommen wird. Das Beſte iſt, daß die kriegeriſchen Umſtände jede Verſäumniß bei dem Publikum hinreichend entſchuldigen werden.

Geben Sie mir ja Nachricht ſobald Sie können von dem Schickſal des Vaterlandes — von Ihrem eigenen, und, wenn Sie etwas erfahren, von dem meiner Familie.[3] Einlage bitte ich entweder nach der Solitude oder nach Leonberg zu beſtellen. An einem von beyden Orten werden die Meinigen zu finden ſeyn.

Zugleich melde ich Ihnen, daß meine Familie vor wenigen Tagen mit einem friſchen und geſunden Knaben vermehrt worden iſt.[4]

Leben Sie recht wohl und der Himmel laſſe Sie unter den jetzigen Umſtänden kein Unglück erfahren. Ihr

Sch.

Da ich nicht weiß, wieviel Platz in dem 7ten Stück noch zu füllen iſt, ſo ſende ich mehrere Gedichte, daß Sie dasjenige daraus wählen, was die rechte Länge hat.[5]

---

[1] [illegible]

[2] Von Schillers Hand.

[3] Ueber die Schickſale der Schiller'ſchen Familie auf der Solitude während der Kriegswirren vgl. Schillers Beziehungen S. [illegible] ff.

[4] Ernſt, geb. am 11. Juli; im Juni 1819 wurde er als Aſſeſſor beim Gerichtshof in Köln angeſtellt, verheiratete ſich am 28. Juli 1828 mit Magdalene Pfingſten, verwitwete Maſtiaux, und ſtarb als preußiſcher Appellationsgerichtsrath zu Vilich bei Bonn am 19. Mai 1841. — Schiller an Frau v. Lengefeld 11. Juli 96: „Der kleine Karl macht große Augen über das Brüderchen und kann ſich noch nicht recht darein finden." (Charl. Schiller I, [illegible].)

[5] Da [illegible] Elegie, das einzige Gedicht im VII. Stück, ſchon am 20. Juni überſandt wurde, werden unter den „mehreren" Gedichten ſich die im VIII. St. abgedruckten zwei Elegien Bürde's aus dem Engliſchen, ſowie die im IX. u. X. veröffentlichten Gedichte von [illegible], Voß und Koſegarten befunden haben.

163. Schiller an Cotta.

[Jena, 22. Juli 1796.][1] 9 Aug. / 11 Aug.

Hier die erſten Blätter des neuen Horenſtücks.[2] Der ganze Reſt folgt den Mittwoch nach. Gott gebe, daß alles glücklich in Ihre Hände komme, und Sie eben ſo finde.

Seyen Sie doch ſo gut mir ſelbſt oder durch jemand anders zu ſchreiben, wie es jetzt um unſer Vaterland ſteht.

Die Poſt dringt mich, ich muß ſchließen. Ihr

Sch.

Innlage bitte zu beſorgen.

---

164. Schiller an Cotta.

Jena den 1. Aug. 96.[3] 23 Aug / 24 Aug

Möge dieſes zeitig und richtig in Ihre Hände kommen, und ein Brief von Ihnen an mich unterwegens ſeyn. Vor 10 Tagen[4] erhielt ich Ihren letzten, und von den meinigen habe ich ſeit vielen Wochen nichts erfahren.[5] Können Sie Kundſchaft von denſelben erhalten, ſo ſeyen Sie doch ſo gütig, mir Nachricht von denſelben zu geben und ihnen ſagen zu laſſen, daß ſie mir doch ſchreiben.[6]

Wir fangen auch hier an, die Franzoſen zu fürchten, wenigſtens können ſie uns in wenigen Tagen erreichen.[7] Können Sie aber die Druckerey ununterbrochen fortſetzen, ſo ſoll nichts eine Unordnung in meine Lieferungen bringen. Geben Sie mir nur einen Laut wie es geht, was zu fürchten, was zu hoffen iſt.

Der Almanach iſt im Druck und von dieſer Seite ſoll alles beſorgt werden, als wenn Sie ſelber zugegen wären. Sobald ich Nachricht von Ihnen habe, ſende ich Ihnen Aushängebogen. Von Bolt erwarte ich Nachricht, ob er das Kupfer noch übernehmen kann. Das Papier dazu nehme ich von dem VelinPapier, das Sie mir ſchickten.

---

[1] Aus dem Schill. Kal. ergänzt.

[2] Der endlich fertig gewordene Schluß des Theoderichs von Woltmann (VIII, 1—90).

[3] Dieſer Brief blieb noch 14 Tage in Jena liegen und wurde erſt mit dem Schreiben vom 15. Aug. befördert; vgl. den Schluß. Schiller an Goethe, 31. Juli: „Den Cellini ſchicke ich dießmal nicht, denn leider kann ich ſchon mehrere Poſttage nichts mehr an Cotta bringen; die Poſt nimmt nichts nach Stuttgart und Tübingen an. Auch die letzte Lieferung des Cellini liegt noch da, die für das VIII. Stück beſtimmt iſt, und Cotta kann das Manuſcript zu dem VII., welches bei der Einnahme von Stuttgart noch unterwegs war, nicht empfangen haben" (Cotta hatte es ſchon am 5. Juli, 13 Tage vor der Beſetzung Stuttgarts, erhalten); 8. Auguſt: „Aus Schwaben iſt noch immer keine Nachricht gekommen, und ich kann keine dorthin bringen."

[4] Das war am 22. Juli, für welchen Tag der Einlauf eines Cotta'ſchen Briefs verzeichnet iſt.

[5] Die erſten Nachrichten von der Heimat trafen wieder am 15. Aug. in Jena ein. Nachrichten über den allgemeinen Stand der Dinge erhielt Schiller durch die Frau des Profeſſors Paulus.

[6] Chriſtophine hatte wohl geſchrieben, namentlich am 20. Juli über den Ueberfall und die Plünderung der Solitude durch ein marodierendes franzöſiſches Freikorps.

[7] „Aus Coburg wird heute geſchrieben, daß die Franzoſen in wenig Tagen darin einrücken würden." Schiller an Goethe 31. Juli. Goethe an H. Meyer 8. Aug.: „Von Schweinfurt aus ſind ihre Seitenpatrouillen bis gegen den Thüringer Wald gegangen; man erwartet ſie in Coburg und noch läßt ſich die Grenze nicht denken, wo ſie ſtille ſtehen oder wo ſie können aufgehalten werden" (Riemer, Briefe ꝛc. S. [illegible]

Meine Frau und der Kleine befinden ſich ganz wohl.

Leben Sie recht wohl und der Himmel führe Sie glücklich durch die jezige Noth. Der Ihrige

Sch.

Dieſer Brief iſt vor 14 Tagen von der Poſt nicht mehr angenommen worden, welche keine Beſtellung nach Schwaben mehr übernehmen wollte.

---

165. Cotta an Schiller

Tübingen, 5. Aug. 1796. [15. Aug.]

Ihre 3 Briefe vom 5., 8. u. 13. Juli kan ich erſt jezo, und zwar nur durch einen Umweg beantworten, da noch keine andre als die Frankfurter Poſt gehet. Wir Tübinger ſind bei dem Eindringen der Franzoſen am beſten bis jezo durchgekommen, da nur einige hundert Mann hier einquartirt wurden; das Unterland hat deſto mehr, und beſonders einige Dörfer durch Plünderung ſehr viel gelitten, doch können wir immerhin noch ſehr froh ſeyn, daß der Frieden uns nicht mehr koſtet, und daß der allgemeine Friede ſo nahe ſeyn ſoll. Ohne diſen wäre unſre Exiſtenz immer ſehr precaire, beſonders die eines Kaufmannes. — Was Ihre Anverwandte betrift, ſo habe ich keine Nachricht daher, Ihr Brief[1] iſt aber richtig vorgeſtern beſorgt, früher kam er mir nicht zu: indeſſen glaube ich iſt ihnen nichts ſchlimmes widerfahren, da die Solitude als herzoglicher Luſtplaz mit beſonderer Sauvegarde wird verſehen worden ſeyn.

Hiebei das neue Horenheft;[2] wie bald ich Ihnen das Uebrige zubringe, weiß der Himmel, indeſſen ſehen Sie daraus, daß und wie ich den Woltmannſchen Aufſaz abbrechen mußte. Mit dem Reſt fange ich nun das nächſte Heft an?

Buchbinder Bauer iſt doch ziemlich theuer gegen die hieſigen, die gerade das für Gulden*) machen, was er für Thaler anſezt; inzwiſchen iſt hier nichts zu ändern — ich denke folgende wären zu binden

200 gefärbt gebunden
300 brochirt

Die Vergoldete, denke ich, läßt man auſſer denjenigen, die Sie für ſich wollen, ganz weg, denn da das Papier doch nicht von der beſten Sorte iſt, ſo

*) Das Jou. vom Gartenſtol. gefärbt gebunden, mit 16 Karten wird hier für 9 fl. verfertiget.

---

[1] Wohl der vom 13. Juli, welcher dem Schreiben an Cotta vom gleichen Datum beigeſchloſſen war. Cotta erhielt ihn nach dem Empfangsvermerk am 1. Auguſt.

[2] Das VII. Stück.

nimmt ſich ein goldener Schnitt weniger gut aus, als ein gefärbter — Bei den Velinpapiernen ziehet der Liebhaber immer ſeinen eigenen BibliothekBand auch dem ſchönſten von anderer Art vor; aber brochirt müſſen alle Velinpapierne werden, damit Defecte vermieden werden. — Die übrigen ordinär Papiernen werden roh verſchikt, wie es auch Michaelis voriges Jahr machte.

In Ihrem nächſten werden Sie mir wol ſchreiben können, wie bald Goepfert fertig wird, und wie viel von den Velinpapiernen, nach Abzug der Exemplarien, welche Sie für ſich und Ihre Freunde und MitArbeiter gebrauchen, übrig bleiben; damit ich Hrn. Goepfert die Zeddel zur Spedition ſenden kan.

Das Ihnen überflüſſige Exemplar von Garve Verſuche ſchiken Sie mir, wenn ſich einſt eine Gelegenheit zeigt, zurük.

Nun komme ich an Ihren lezten Brief vom 13. Juli, der mir durch die Nachricht von der glüklichen Entbindung Ihrer Frau Gemalin herzliche Freude gemacht hat; nemen Sie beide von mir und meiner Frau den redlichſtgemeinten Glükwunſch freundſchaftlich auf. Auch mir wurde vor 16 Tagen, eine Stunde vor dem Einmarſch der Franzoſen, ein geſunder Republikaner gebohren,[1] der mit meiner Frau ſo wol iſt, daß ich nur wünſchen darf, die Ihrigen möchten das Gleiche genieſſen. Möge der Himmel es Ihnen immer wol gehen laſſen!

J. F. Cotta.

Die Inlage an Hrn. Hofrat Schüz bitte ich doch gleich abgeben zu laſſen. Angenehm wäre es mir, wenn ich von dem MuſenAlmanach von Zeit zu Zeit die AushängeBogen erhalten könnte?

166. Cotta an Schiller.

Tübingen, 8. Aug. 1796. (15 Aug.)

Inlage von Ihrer Frau Schweſter erhalte ich ſo eben; ſie wird, wie ich hoffe, gute Nachrichten enthalten.[2]

Von Rapp habe ich immer noch keine Zeichnung zum Umſchlag für den MuſenAlmanach; die Kriegsumſtände haben ihn gar zu ſehr gehindert, und nun tritt bei mir die Beſorgniß ein, [daß] wenn er mir ſie auch liefert, und ich ſie ſtechen laſſe, ich gehindert werden möchte, die Abdrüke Ihnen zuzuſenden, da vielleicht die Poſtwägen bis dahin noch nicht gehen; es möchte daher räthlicher ſeyn, wenn Sie in Weimar Zeichnung, Stich und Abdrüke beſorgen lieſſen. Verzihen Sie diſe Mühe, allein die KriegsUnruhen laſſen mir keinen andern Ausweg.

---

[1] Der nachmalige Beſitzer und Chef der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, Johann Georg von Cotta, geb. 19. Juli 1796, vermählt am 1. Mai [illegible] mit Sophie Freiin von Adlerflucht, geſt. 1. Febr. 1863.

[2] Dieß iſt wahrſcheinlich der Brief Chriſtophinens vom 31. Juli (Schill. Beg. S. 143), auf welchen ſich die Stellen in Schillers Schreiben an Goethe, Körner und Reinwald, ſämmtlich vom 15. Aug., über den beſorgnißvollen Zuſtand ſeines Vaters, beziehen. Die Schilderung der Vorgänge auf der Solitude in Chriſtophinens Brief vom 30. Juli konnte doch nicht wohl in die kurzen, in jenen Schreiben mehr oder weniger ähnlichen Worte zuſammengefaßt werden: „Auf der Solitude haben ſie nicht viel von den Franzoſen gelitten.“ Schiller ſcheint jenen Brief ſeiner Schweſter vom 30. erſt am 13. Auguſt erhalten zu haben. [illegible] Vater erhielt Schiller gleicher Weiſe am 15. und 17. Briefe.

Ich hoffe Sachſen habe mit Frankreich auch Frieden gemacht, ſonſt müßte ich für Sie beſorgt ſeyn, da Jourdan leicht eine kleine Diverſion zu Ihnen machen könte!

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

---

167. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Auguſt 96. [10 Aug.]

Rapp hat mir doch noch die hiebei folgende ſchöne Zeichnung zu einem Umſchlag geſandt, die ich Ihnen ſogleich übermache in der Hofnung, Sie haben auf mein leztes, worinnen ich zweifelte, daß Rapp mir diſe Zeichnung werde noch liefern können, noch keine Beſtellung gemacht.[1] Was den Stich betrift, ſo mus ich Sie bitten, diſen in Ihrer Gegend beſorgen zu laſſen, da ich nicht wiſſen kan, ob Poſtwagen ſo bald von hier abgiengen, daß ich die Abdrüke, wenn ich ihn hier ſtechen lieſſe, Ihnen zu rechter Zeit würde ſenden können.

Das Format mus vom Kupferſtecher wahrſcheinlich verjüngt werden, da mir die Zeichnung zu groß zu ſeyn ſcheint.

Von den Abdrüken laſſen Sie fürs erſte eben 1500 machen, die übrigen ſind bald nachgeholt.

Mein leztes mit dem Brief Ihrer Frau Schweſter wird in Ihren Händen ſeyn; ſo wie ich das Ihrige mit dem Anfang des HorenManuſcripts 8t[2] erhielt.

Rapps Brief ſchlieſſe ich hier bei.[3]

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

168. Schiller an Cotta.

Jena den 15. Aug. 96. 20 Aug / 23 Aug

Ihre 2 Briefe vom 5ten und 8. Aug. die ich heute erhalte, ſind mir, nach einer ſo erſtaunlichen Ungewißheit und Erwartung recht tröſtlich geweſen. Dem Himmel ſey Dank, daß die Nachrichten aus dem lieben Vaterland noch ſo erträglich lauten, hier hatte man die bedenklichſten Gerüchte ausgeſtreut;[4] auch daß

---

[1] Die Zeichnung kam zu ſpät an und gefiel auch nicht. (Schillers Brief an Cotta vom 29. Aug.)

[2] Theoderich, König der Oſtgothen.

[3] Er fehlt.

[4] „Von meiner Familie in Schwaben habe ich tröſtlichere Nachrichten, als ich erwarten konnte. Von dem Kriege hat ſie ſo viel nicht gelitten, deſto mehr aber von dem Zuſtand meines Vaters, der an einer langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit dem Tode langſam entgegenſchmachtet", an Körner, 15. Aug., und ähnlich unter gleichem Datum an Goethe und Reinwald (SchBr. Nr. 213 und Bw. mit Eberbach 107).

Tübingen noch ſo gut weggekommen und Sie nicht ſo gar viel gelitten, erfreut mich von Herzen. Nach allen Nachrichten iſt der allgemeine Friede nahe, der alle Wunden heilen ſoll.

Mit dem Almanach will ich alles beſorgen, Decke und Einband, wie Sie wünſchen. Ich denke daß 36 Exemplare auf Velinpapier zum Verkauf übrig bleiben werden. 24 brauche ich für die Mitarbeiter und für mich. Den 19ten geht die erſte Sendung der Aushängebogen an Sie ab. Dem heutigen Briefe vertraue ich nicht gern etwas an. Der Almanach fällt außerordentlich reich aus, er übertrifft den vom vorigen Jahre weit und wird uns Ehre machen. Zu den Horen habe ich Ihnen nichts mehr ſenden können, denn das PoſtAmt nahm ſeit vielen Wochen keine Briefe nach Schwaben mehr an. Vor dem Publicum iſt dieſe Verzögerung übrigens ſattſam entſchuldigt, und wenn die Poſten wieder ordentlich gehen, ſo können dann 2 oder 3 Monathſtücke auf einmal geliefert werden.

In der erſten Woche Septembers kann Göpferdt mit dem Druck des Almanachs fertig ſeyn. Es kommt alsdann darauf an, ob Bolt mit dem Kupfer, Zelter in Berlin[1] (von dem ich noch keine Antwort habe) mit den Melodien und hier in Weimar die Decke fertig ſeyn wird. Die letztere will ich aufs möglichſte beeilen. Geben Sie mir unterdeſſen Nachricht, wie es mit Ablieferung des Almanachs ſoll gehalten werden, derjenigen Exemplare nehmlich, welche vor der Meſſe auszugeben ſind.

Die Einlage bitte ſo bald als möglich an meine Familie zu befördern.

Zu dem neuen Ankömmling in Ihrem Hauſe wünſchen wir beyde Ihnen und Ihrer lieben Frau herzlich Glück. Möge ſein Leben ſo ruhig verfließen, als ſein Eintritt in dasſelbe ſtürmiſch geweſen iſt.

Leben Sie recht wohl. Ich ſehne mich nach neuen und erfreulichen Nachrichten von Ihnen und dem Vaterland. Der Ihrige

Sch.

---

169. Schiller an Cotta

Jena den 1ten Aug. 96. [illegible] Aug
31. Aug

Hier erhalten Sie Aushängebogen des Almanachs auf ordinairem Papier; das letzte Drittheil des erſten Bogens wird auf dem eilften Bogen, wo gerade noch ſoviel Platz übrig bleibt, umgedruckt. Ich habe ſchon zu einer ſimpeln und artigen Decke in Weimar Anſtalt machen laſſen, die auch nicht viel koſten wird. Göthe hat die Einfaſſung angegeben, und in die Mitte kommt auf jeder Seite, anſtatt einer Figur oder eines Ornaments ein Vers von Göthen und von mir.[2] So erhält der Almanach ſchon auf der Decke etwas auszeichnendes und neues.

---

[1] An welchen Schiller am 8. Aug. geſchrieben. Zuvor ſchon hatte Goethe auf Schillers Erſuchen ſich am 13. Juni an Madame Unger in Berlin gewandt, vgl. S. 174, Note 1.

[2] Vgl. Goethe an Schiller, 10. Aug. Dieſer Plan kam nicht zur Ausführung; der Umſchlag erhielt eine einfache Verzierung, die vom Kupferſtecher Starke in Weimar hergeſtellt wurde.

Zelter in Berlin hat Muſic verſprochen und ich habe die Lieder zur Compoſition ſchon an ihn abgeſchickt.[1] Wie es mit dem Titelkupfer werden wird, weiß ich noch nicht ganz gewiß. Bolt wollte ſich erſt mit ſich berathen, ob er es für den beſtimmten Termin noch zuſagen kann, und ich habe die letzte Erklärung noch nicht. Vielleicht iſt er aber ſchon an der Arbeit.

Manuſcript werden Sie erhalten haben. In 3 Tagen geht neues ab. Möchte es Ihnen und dem lieben Vaterland indeſſen nicht ſchlimm ergangen ſeyn. Ihr

Sch.

---

170. Cotta an Schiller.

Tübingen, 21. Aug. 1796. [2. Sept.][2]

Ihre beide gütige Schreiben vom 1 und 15 h. habe ich geſtern richtig erhalten und mit Rührung Ihre herzliche Teilname an meinem Schikſal geleſen. Wenn nichts ſchlimmeres nachkommt, ſo wollen wir gerne das Bisherige erdultet haben. Von Ihrer Frau Schweſter habe ich Ihnen inzwiſchen einen Brief geſandt und den Ihrigen an Sie beſorgt. — In unſerm Land ſind wirklich keine tauſend Franzoſen mehr. Der Friede mit Wirtemberg und auch ein Commerztractat[3] iſt geſchloſſen, man weiſt aber nichts näheres von den weitern Bedingungen, inzwiſchen [wird] behauptet, daß Wirtemberg ſich ziemliche Vergrößerungen verſprechen dörfe.[4]

Mein Bruder iſt zum OberPoſtAmtsDirector des ſchwäbiſchen Kreiſes von der franzöſiſchen Republik ernannt worden; man glaubt, daß nach dem Frieden die Poſten nicht mehr taxiſch bleiben werden.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

Mit dem nächſten die Ablieferungsliſte vom MuſenAlmanach.

Der im vorſtehenden Brief erwähnte Bruder Cottas iſt das erſtgeborene der Kinder des Hof- und Kanzleibuchdruckers Chriſtoph Friedrich Cotta; er hieß wie ſein Vater Chriſtoph Friedrich und iſt geboren in Stuttgart am 1. Auguſt 1758.

---

[1] Der Schiller-Kalender verzeichnet um die fragliche Zeit Briefe von Schiller an Zelter vom 8. und 11. Auguſt, abgedruckt in Goedeke's Archiv für Literaturgeſchichte, II. Bd. (1872) S. 437—438.

[2] Cotta's Brief, deſſen Eingang in Jena am 27. Aug. der Schill.Kal. vermerkt, fehlt.

[3] Der Abſchluß eines ſolchen war mit in die Friedensverhandlungen aufgenommen. Dieſelben betrafen: Losſagung von der Coalition, freien Durchmarſch und Unterhalt der franzöſiſchen Truppen. Abſchluß eines Handelstractats, Aufhebung der Zölle mit Ausnahme der auf Wagen und Pferde. Verbot des Aufenthalts für Emigranten und deportirte Prieſter, und Abtretung aller Beſitzungen, Rechte und Grundeigenthums auf dem linken Rheinufer an Frankreich. (Politiſche Annalen 1796. IX. Bd. S. 360—364.)

[4] Als Entſchädigung für die Abtretung Mömpelgards an Frankreich erhielt Wirtemberg nach den geheimen Friedensartikeln das biſchöflich Straßburgiſche Amt Oberkirch, die Propſtei Ellwangen und die Abteien Zwiefalten, Marchthal, Neresheim und Rottenmünſter. (Pfiſt. Geſch. Wirt. 3. Bd. 2. Abth. S. 340.)

Mit 17 Jahren, am 21. Juli 1775, wurde er vom Fürſten Karl Anſelm von Thurn und Taxis an Stelle ſeines im Juni verſtorbenen Oheims zum Reichspoſtverwalter in Tübingen ernannt, von welchem Amt er 1781 zu Gunſten eines Bruders zurücktrat und erſt zu Tübingen, dann zu Marburg Rechtswiſſenſchaft ſtudirte.[1] Nachdem er am 28. März Prädikat und Charakter eines Gräflich Sayn-Wittgenſteiniſchen Regierungsaſſeſſors erhalten hatte, erwarb er ſich am 12. Dezember 1786 zu Heidelberg während des dortigen vierten Univerſitätsjubiläums den Grad eines Doctors beider Rechte.[2] Von 1786 bis 1791 lebte er, ohne eine Stelle zu bekleiden, in Stuttgart; doch war er von 1788 an Doctor legens an der Karlsſchule für das deutſche Reichs- und das württemb. Territorial-Staatsrecht. Daneben redigirte er die von ſeinem Vater verlegte „Stuttgarter privilegirte Zeitung" und gab 1790—1791 die Monatſchrift: Teutſche Staatsliteratur heraus. Die franzöſiſche Revolution übte auch auf dieſen feurigen, leicht erregbaren und die Veränderung liebenden jungen Mann dieſelbe Anziehungskraft aus, wie auf ſo viele andere ausgezeichnete Landsleute: Forſter, Reinhard, Georg Kerner u. ſ. w. Dazu kam noch, wie bei Reinhard ein materieller Grund: wie dieſer ſah er ſich den Weg zu einer erfolgreichen Laufbahn verſchloſſen. Der Fürſtbiſchof Stirum von Speyer, den er in der Angelegenheit der im Elſaß begütert geweſenen deutſchen Fürſten, ſpeziell der hannover'ſchen Regierung, dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er in öffentlichen Schriften Partei gegen ihn genommen hatte, wußte den ihm bisher gnädig geſinnten Prinzen Ludwig Eugen, den präſumtiven Regierungsnachfolger in Württemberg, ſo gegen ihn einzunehmen, daß ſich deſſen Huld in Haß verwandelte, der ſich ſelbſt in Drohungen äußerte. Unter ſolchen Umſtänden fand es Chriſtoph Friedrich Cotta räthlich, ſeine Auswanderung nach Frankreich zu bewerkſtelligen. Er erſchien am 12. Juli 1791, von Andreas Mayer, Richter am Civilgerichtshof des Departements des Unterrheins[3], eingeführt, vor dem Maire Dietrich von Straßburg, wo er den förmlichen Vorſatz äußerte, ſich in Frankreich niederzulaſſen, und als Bürger aufgenommen zu werden begehrte. Das Geſuch wurde ſofort bewilligt, und am 14. Juli ſtand der neue Bürger auf der [illegible] in der Kompagnie des Kaufmanns Müller unter den Waffen und legte den Bürgereid ab. Dann reiſte er mit einem auf 3 Monate gültigen Paß nach Stuttgart zurück, um dort ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und zeigte in einer aus Stuttgart, 21. Juli, datirten Eingabe dem Herzog an, er habe bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Straßburg die Umſtände ſo gefunden, daß er ſich entſchloſſen, künftig dort ſeinen Aufenthalt zu nehmen, zu welchem Behuf er auch ſchon den Eid als franzöſiſcher Bürger geleiſtet habe, worauf der Herzog ihm unter dem 29. Juli reſkribiren ließ, daß er ſeinem Wegzug kein Hinderniß in den Weg gelegt haben wolle.

In Straßburg ſtürzte ſich der neue franzöſiſche Bürger mit gewohntem Eifer in die neuen Verhältniſſe. Seine Thätigkeit war zunächſt eine literariſche, wie er ja auch ſchon bisher eine große Anzahl ſtaatsrechtlicher und politiſcher Werke und Flugſchriften geſchrieben und veröffentlicht hatte;[4] er ſetzte ſeine nunmehr in Straßburg gedruckte Monatſchrift „Teutſche Staats-Literatur" fort, gab ein alle 14 Tage in Oktavheften erſcheinen des „Straßburgiſches politiſches Journal" heraus (1791 und 1792)[1] und verfaßte eine Reihe republikaniſche Grundſätze predigender Flugſchriften, worunter der „Handwerker- und Bauern-Kalender des alten Vaters Gerhard, eines franken Bürgers" (Mainz 1793) namentlich zu erwähnen iſt. Am 17. Juli 1792 wurde er in die Straßburger Société des amis de la Constitution (den Jakobinerklub) aufgenommen, wie es in der von Georg Kerner, dem Bruder des Dichters Juſtinus, als Sekretär mitunterzeichneten Aufnahmsurkunde heißt: après avoir donné des preuves non équivoques d'un civisme pur et éclairé. Ende Oktober 1792 wurde er offiziell zum Kanzleigehülfen beim Generalſtab der Rheinarmee ernannt, erhielt aber noch vom Klub durch Ausweis vom 8. November 1792 die Sendung: de prêcher les droits de l'homme et d'établir des Sociétés populaires dans tous les endroits où il n'y en a pas encore; den neu gegründeten Volksvereinen ſollte im Voraus der Anſchluß an den Straßburger Klub gewährt ſein. Demgemäß hielt ſich nun Chriſtoph Friedrich Cotta vom November 1792 bis Oktober 1793 in verſchiedenen Dienſtſtellungen, unter Anderm auch als Generaldirektor der deutſchen Poſten zwiſchen Rhein und Moſel, in Mainz — ſein Name findet ſich im Verzeichniß der dortigen Klubbiſten — Landau, Weißenburg und Straßburg auf, nachdem er auch vorübergehend das Amt eines Kommiſſärs beim Ueberwachungsausſchuß des Kantons Waſſelnheim bekleidet hatte. Schon am 11. Aug. 1793 hatte er eine Flugſchrift gegen Merlins von Thionville Bericht an den Nationalconvent über die Uebergabe von Mainz erſcheinen laſſen. Er ſprach darin ſeine Ueberzeugung aus, die Nationalkommiſſäre und namentlich Merlin ſelbſt ſeien Schuld an der „wider die Geſetze der Republik und der Menſchheit ſelbſt geſchehenen" Uebergabe der Stadt. Dieß ſcheint ihm den Verdacht des Mangels an Patriotismus zugezogen zu haben, und da er den Maire der Stadt Straßburg Monnet und beſonders den Stadtkommandanten Dietſch zu Feinden hatte, wurde er gemeinſchaftlich mit ſeinem nachmaligen Schwager Daniel Stamm im September 1793 verhaftet, jedoch am 30. Sept. wieder in Freiheit geſetzt, nachdem der mit der Durchſicht ſeiner in Beſchlag genommenen Papiere beauftragte Munizipalbeamte Jung bezeugt hatte, daß in denſelben nichts gefunden worden ſei, was den leiſeſten Verdacht eines unpatriotiſchen Einverſtändniſſes oder einer Korreſpondenz erwecken könnte, wohl aber im Gegentheil Proben einer unzweideutigen Treue und Ergebenheit gegen ſein Vaterland. Bald darauf wurde er mit dem Amt eines Munizipal- und zweiten Polizeiverwalters in Straßburg betraut und hatte in dieſer Eigenſchaft Gelegenheit, dem ſinnloſen Vandalismus der Ultrarevolutionäre (der Robespierrotes, wie er ſie in ſeinen Schriften nennt) entgegenzutreten. So war er es, der in der Gemeinderathsſitzung vom 2. Dezember 1793 mit ſeinen Kollegen Grimmer, Butenſchön, Gerold, Birkicht und Merz, entgegen dem Willen des Maires und zweier anderer Mitglieder, ſich der von den Volksvertretern bei der Rheinarmee St. Juſt und Lebas anbefohlenen Zertrümmerung der ſteinernen Statuen um den Tempel der Vernunft (das Münſter) widerſetzte und einen Majoritätsbeſchluß auf Erhaltung dieſer ehrwürdigen Baudenkmäler hervorrief, was freilich nicht verhinderte, daß der Beſchluß nicht beachtet und die Zertrümmerung durchgeſetzt wurde. Aber durch ſolchen Widerſtand erregte er nur um ſo heftiger den Haß des ſchon erwähnten Maire Monnet, der, aus Nancy ſur Cluſe in Savoyen gebürtig, mit 24 Jahren zuerſt Mitglied der Departementsverwaltung, dann Maire von Straßburg geworden war, und welcher das Factotum der Repräſentanten, namentlich St. Juſt's und Lebas' war. Monnet ſtürzte nach einander den Anhang Dietrichs, ſeines Vorgängers in der Mairie, dann Eulogius Schneiders und deſſen Partei und überhaupt Jeden, der ſich ſeinen Abſichten und ſeinem Ehrgeiz zu widerſetzen wagte. Nachdem ſchon früher durch Haftbefehle von St. Juſt und Lebas eine Anzahl Straßburger gefangen abgeführt worden, wurden durch ein von den Repräſentanten Baudot und Lacoſte unterzeichnetes Haftmandat vom 10. Januar 1794 die Mitglieder ſämmtlicher conſtituirter Körperſchaften in Straßburg, darunter die Bürger Cotta, Boch, Jung, Martin und Wolf vom Stadtkommandant Dieſch um Mitternacht in brutalſter Weiſe arretirt und, ohne daß man ihnen Zeit ließ, ſich mitten im Winter auf die Reiſe vorzubereiten, nach Paris (einige zuerſt nach Dijon) abgeführt. Der Tod ſchien dem Unglücklichen gewiß, da trat die Revolution des 9. Thermidor dazwiſchen, und am 18. Sept. öffneten ſich für Cotta nach achtmonatlicher Einſchließung die Kerker des Gefängniſſes, da ein Erkenntniß des Pariſer Revolutionsgerichts vom gleichen Tag erklärte, es ſei kein Grund zur Anklage[1] gegen ihn vorhanden, und er ſei ſofort in Freiheit zu ſetzen. Der in Freiheit Geſetzte kehrte nach Straßburg zurück, wo er den Poſten eines Bureauvorſtandes der dortigen Munizipalpolizei erhielt. Monnet war abgeſetzt und aus Straßburg verwieſen worden. Aber noch war ſein Helfershelfer, Commandant Dieſch, im Amt. Gegen dieſen trat C. F. Cotta in der Sitzung der Société populaire vom 14. Dezember 1794 auf, nannte ihn in offener Anklage den Henriot Straßburgs, der nur eines Carrier bedurft habe, um in Straßburg eine zweite Auflage der Noyaden zu veranſtalten,[2] und der nicht, wie er jetzt geltend machen möchte, das Werkzeug, ſondern der Mitſchuldige der bisherigen Unterdrücker der wahren Freiheit und Wohlfahrt des Volkes geweſen ſei; und gegen den er, nach Aufzählung ſeiner Gräuel und Unmenſchlichkeiten[3] den Antrag ſtellte: Dieſchs Namen von der Liſte der Mitglieder des Volksvereins zu ſtreichen und den Revolutionsausſchuß zu den nöthigen Schritten aufzufordern, daß die Diviſion Straßburg einem andern General anvertraut werde. Ob dieſer Antrag durchging oder nicht, iſt aus dem dem Herausgeber zu Gebot ſtehenden Material nicht erſichtlich, aber immerhin gehörte auch nach dem 9. Thermidor und dem Sturz der Schreckensregierung Muth dazu, gegen den militäriſchen Oberbefehlshaber einer im Belagerungszuſtand befindlichen Stadt eine ſolche Sprache zu führen, wie Cotta auch ſchon in einer am 20. Okt. 1794 „zum Andenken der Freiheitsmärtyrer“ gehaltenen öffentlichen Rede das Gedächtniß der Schlachtopfer „des verruchten Diktators, ſeiner Proconſuln und ſeiner hieſigen Knechte“ feierte.[4] Doch ſcheint es ihm nie ganz gelungen zu ſein, jeden Verdacht von ſich fern zu halten, und da auch ſein präſumtiver Schwager Daniel Stamm auf der Emigrantenliſte ſtand, wenn er gleich in dem Kerker von Munkacz gefangen ſaß, ſo ward er bald wieder ſeines Amts entlaſſen. Im Juni 1796 befand er ſich in geheimer Sendung bei Poterat in St. Louis (b. Baſel), und als im Sommer 1796 die franzöſiſchen Armeen unter Moreau und Jourdan Schwaben, Bayern und Franken beſetzten, wurde Chriſtoph Friedrich Cotta durch

---

[1] Als Candidat der Rechte zu Marburg gab er im Herbst 1780 unter dem Titel: „Die Kur-Würdigkeit Wirtembergs erwieſen durch Chr. Fr. Cotta" eine den Herzogen Ludwig und Friedrich gewidmete Streitſchrift gegen Dr. [illegible] Wagner heraus, einen Heſſen, welcher, „blind gegen anderer Verdienſte", bei Einführung einer neunten Kur im Reich Heſſen-Kaſſel vor Württemberg bevorzugt wiſſen wollte.

[2] Es heißt im Diplom: In eoque ex ab [illegible] aetate justa fidem nobis factam egregiam virtutum laudem apud omnes bonos, quibus innotuit, sibi comparavit et eximiam eruditionem juridicam Facultati nostrae pluribus speciminibus, et praesertim opusculo, cui Tit.: Einleitung in das natürliche Staatsrecht mit Anwendung auf das Reich und die teutsche Staaten, quod Dissertationis inauguralis loco ipsi vindicat, luculenter adprobavit.

[3] [illegible] Lehrer am [illegible] zu Schnepfenthal, ſpäter Adjutant von Cuſtine in Mainz.

[4] [illegible] S. 66 ff.

---

[1] Später redigirte er gemeinſchaftlich mit Metternich aus Straßburg und Wedekind aus Mainz die in Straßburg erſcheinende Rheiniſche Zeitung.

---

[1] Dieſelbe war gerichtet auf Agitation für Permanenz der Revolutionsausſchüſſe. Der mitangeklagte Jung ſowie zwei Brüder Edelmann und viele andere der verhafteten Straßburger wurden bei den vom Revolutionstribunal veranſtalteten Maſſenhinrichtungen mit guillotinirt, andere, wie Martin, ſtarben an den Folgen des im Kerker erlittenen Ungemachs, und Butenſchön (ein Holſteiner, Schulrath im Munizipalcollegium) lag an mehrmonatlichen Leiden darnieder.

[2] Nach dem Schreiben des Diſtriktraths-Präſidenten Brändl an den Repräſentanten Bailly war wirklich einmal im Sicherheits-Ausſchuß davon die Rede, 6000 Straßburger durch eine Noyade à la Carrier auf einmal zu vertilgen. (Rev.Alm. f. 1797. S. 136.)

[3] Er faßte die Schilderung ſeiner Unthaten in die Worte zuſammen: „Croyez vous un tel homme digne de siéger entre des Républicains, digne et capable de présider aux défenseurs d'un rempart de la France? … Dieche n'a point la confiance de mes concitoyens ni en ce qui régarde sa conduite morale et civique, ni en ce qui régarde ses talents ou sa conduite en Général; on le croit auteur ou complice des infamies et atrocités, qui furent commises ici pendant la Dictature du dernier tyran et le Proconsulat de ses partisans.“

[4] Bemerkenswerth iſt, was er in dieſer Rede über Eulogius Schneider ſagt: „Gegen Schneider ſpricht die öffentliche Meinung, und ich ehre ſie. Aber ſie iſt über ſeinen Prozeß nicht genug berichtet, und ſo ſehr ich Handlungen Schneiders verdamme, ſo glaube ich doch nicht, daß er Verſchwörer und Vaterlandsverräther war; zwar das glauben ſeine Henker Monnet, St. Juſt, Lebas, Robespierre und ihre Straßburger Brüder, Anhänger, Sklaven und Kreaturen ſelbſt nicht.“

Dekret aus dem Hauptquartier Neresheim vom 16. Auguſt 1796 vom Bürger Haußmann, Regierungskommiſſär bei der Rhein- und Moſelarmee, zum „General- und Oberpoſtdirektor der Franken-Republik in Deutſchland" ernannt und ihm die geſammten bisher kaiſerlichen Reichs- und kaiſerlich-königlichen Poſten in dem von den republikaniſchen Truppen beſetzten rechtsrheiniſchen Gebiet untergeben.

Der neue General- und Oberpoſtdirektor ſollte neben der Oberleitung der Verkehrsmittel auch für die Republik diejenigen Einkünfte einziehen, welche der Fürſt von Taxis bis dahin als Reichs-General- und Oberpoſtmeiſter und in Vorderöſtreich kraft Vertrags aus den Poſten am rechten Rheinufer gezogen hatte. Um dieß thun zu können und um — wie er dieß in einem Bericht an das Miniſterium des Auswärtigen zu Paris auseinanderſetzte — die Republik in Stand zu ſetzen, das deutſche Reichspoſtregale mit Vortheil entweder jenem Reichsbeamten oder einem Reichsfürſten[1] abtreten zu können, ergriff er von dem Reichspoſtregal nach ſeinem vollen Umfange Beſitz. Dieß geſchah mittelſt einer Proklamation aus Stuttgart vom 1. Fructidor IV (18. Auguſt 1796) worin er ſeinen „Kollegen", den kaiſ. Reichs- und k. k. Poſtbeamten, die neue Ordnung der Dinge anzeigte, die Wiedereröffnung aller Poſtkurſe im Bezirk der republikaniſchen Armee anordnete und erklärte, jeder Poſtbedienſtete bleibe von Seite der Frankenrepublik ungekränkt in ſeinem Dienſt und Einkommen und ſei als Diener der Republik überdieß in ihrem beſondern Schutz für ſeine Perſon, Familie, Eigenthum, Amtsbedürfniſſe und ſonſtige Poſtzuſtändigkeit. Dagegen habe jeder Poſtbedienſtete der Republik in allen Punkten, welche den Dienſt betreffen, Treue zu leiſten, zu welchem Ende eine (formulirte) Erklärung einzuſenden ſei; die Poſtbedienſteten haben von jetzt an immer die dreifarbige Kokarde am Hut zu tragen, hingegen ſich aller bisherigen Dienſtzeichen, namentlich der Adler auf den Poſtröcken zu enthalten. Die Schilde mit Wappen ſollen abgenommen und ſtatt der Amtsſiegel, welche Wappen oder die Benennung „Kaiſerlich-Reichs" und „Kaiſerlich-Königlich" enthalten, einſtweilen die eigenen Siegel der Poſtbeamten gebraucht, endlich dürfe zum Vortheil des Publikums mit der fortan zu gebrauchenden republikaniſchen Zeitrechnung auch die teutſchländiſche verbunden werden. Die Oberpoſtämter Frankfurt, Augsburg, Ulm, Freiburg, Konſtanz und Bregenz unterwarfen ſich mit ihren Subalternen der Republik, nur der Poſtmeiſter von Stuttgart weigerte ſich, den Revers zu unterſchreiben, und wurde ſuspendirt, und nach Nürnberg wurde die Proklamation vom 18. Aug. zwar geſandt, ſonſt aber kein Schritt gethan, „um den Verhältniſſen der Republik gegen Preußen auch nicht im Mindeſten zu nahe zu treten."[2] Auch keiner der Landesfürſten widerſprach der neuen Ordnung, ungeachtet ihres alten Widerſpruchs gegen die Reichsregalität des Poſtweſens. Der Herzog Friedrich Eugen von Württemberg allein machte wegen der beſondern Verhältniſſe des Territorialpoſtweſens zur Reichspoſt „freundſchaftliche Vorſtellungen" zur Wahrung ſeiner Landeshoheitsrechte. Dieſelben bildeten dann den Gegenſtand von Beſprechungen zwiſchen dem württembergiſchen Regierungsrath Neuß und Chriſtoph Friedrich Cotta, ferner von Verhandlungen zwiſchen dem herzoglichen Hofrath Kämpff und Regierungskommiſſär Haußmann, ſowie zwiſchen dem württembergiſchen Geſandten in Paris und dem dortigen Miniſterium des Auswärtigen, deren Zweck war, das Reichspoſtregale in Württemberg und deſſen ſchwäbiſcher Nachbarſchaft dem Herzog von Württemberg abzutreten.[3] Die bald darauf eingetretene Wendung der Dinge auf dem Kriegsſchauplatz machte dieſen Negoziationen ein Ende. Auch der Fürſt von Taxis hatte durch ſeinen Geheimerath Brints-Berberich Verhandlungen mit C. F. Cotta wegen Wiederabtretung der Reichspoſtdirektion angetragen, die ſich ebenfalls bei dem Umſchlag des Kriegsglücks zerſchlugen. Die Siege des Erzherzogs Karl über Jourdan bei Amberg und Würzburg hatten nämlich den Rückzug auch des rechten Flügels der republikaniſchen Armee unter Moreau zur Folge: Stuttgart, der in Mitte der obengenannten Oberpoſtämter gelegene Amtsſitz C. F. Cotta's, wurde am 16. Sept. von den Oeſtreichern beſetzt, und Cotta zog ſich vor den anrückenden Feinden nach Tübingen, Tuttlingen, Engen und ſchließlich bei ſteter Annäherung der Kaiſerlichen, und da ihm die Erhebung des Landvolkes den Weg nach Ulm und Freiburg abgeſchnitten hatte, nach Thaingen an der Schweizer Grenze zurück, wo er ſein Amt mittelſt der Station Engen fortzuſetzen ſuchte, bis er ſich bei Annäherung der Rheinarmee mit deren Hauptquartier nach Waldshut, von da nach Rheinfelden und endlich nach Freiburg begeben konnte. Von da kehrte er, „da nun alle Geſchäfte für die Republik am rechten Rheinufer ſuspendirt waren," am 21. Oktober nach Straßburg zurück. Das Gros der Armee unter Moreau räumte am 26. Oktober den deutſchen Boden.

---

[1] Als welchen der Herzog von Württemberg ins Auge gefaßt war.

[2] Bericht C. F. Cotta's vom 13. Sept. 1796 an den Regierungskommiſſär Haußmann.

[3] „Die Republik und ihre Alliirten, das Publikum von Süddeutſchland, ja die Menſchheit überhaupt gewinnen in politiſcher, litterariſcher und kommerzialer Hinſicht, wenn die Republik das nun ihr zuſtehende Poſtregale zwiſchen den Gebieten von Baiern, Preußen und Heſſen-Kaſſel und dem Rhein an Wirtemberg vorläufig und im allgemeinen Frieden definitiv und öffentlich abtritt." (Bericht C. F. Cotta's an Haußmann vom 13. Sept. 1796.) Im Uebrigen ſprach C. F. Cotta in dieſem Bericht die Ueberzeugung aus, es könnten

Nach dem Verluſt ſeines Amts wurde C. F. Cotta zum zweiten Archivar bei der Departementsverwaltung zu Straßburg ernannt, in welcher Stellung er aushilfsweiſe 1799 zwei Monate lang bis zu deren Aufhören (vom 30. Germinal bis 28. Prairial VII) die Straßburger Zeitung redigirte — wie es ſcheint, das letzte journaliſtiſche Auftreten des einſt ſo gewandten und ſchlagfertigen Publiciſten. Als bald darauf die Departementsverwaltung in eine Präfectur umgewandelt und das Kanzleiperſonal vermindert wurde (6. Mai 1800), bewarb er ſich um die Stelle eines Huiſſier beim Gerichtshof erſter Inſtanz in Weißenburg, die ihm durch Dekret des erſten Konſuls Bonaparte vom 3. November 1800 übertragen wurde. Nach zehnjähriger Amtsführung erklärte er ſeinen Entſchluß, Frankreich zu verlaſſen, und erhielt am 30. Januar 1810 vom Maire und vom Unterpräfekten von Weißenburg ſowie vom Vorſitzenden des Gerichtshofes ein ehrenvolles Entlaſſungszeugniß.[1] Er begab ſich nach Durlach und von da im Dezember 1812 nach Augsburg, um dem dorthin überſiedelten Inſtitut der Allgemeinen Zeitung vorzuſtehen. In Folge von Zerwürfniſſen mit dem Redakteur Stegmann kehrte er im März 1814 nach Durlach zurück und wartete privatiſirend den Verlauf der Weltbegebenheiten ab.

Am 21. Juni 1815 berief ihn der damalige Kronprinz von Württemberg, als Chef des 3. Armeekorps der verbündeten Monarchen, zu ſich ins Hauptquartier, gab ihn dem Intendanten jenes Korps als Hilfsarbeiter bei und empfahl ihn, als daſſelbe nach Lothringen vorrückte, dem öſterreichiſchen Generalgouvernement des Elſaſſes, bei welchem er vom 10. Juli bis 30. Sept. 1815 als Sekretär in Hagenau Dienſte leiſtete. Das Zeugniß über dieſe ſeine Amtsführung ſowie ein Empfehlungsſchreiben des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg veranlaßten im Januar 1816 ſeine förmliche Anſtellung im öſterreichiſchen Staatsdienſt als Sekretär bei der Civiladminiſtration zu Landau. Als dieß Gebiet im April 1816 in Folge Staatsvertrags der Krone Bayern überwieſen wurde, trat er bei

---

die Poſten in Schwaben dem Fürſten von Taxis nicht mehr zurückgegeben, und es dürfte die Zurückgabe gegen eine gewiſſe Summe nur von denen Poſten zugeſtanden werden, welche außerhalb Schwabens und Bayerns jenſeits des Neckars, der Jaxt und der Wernitz in Franken ꝛc. lägen. Wegen der ſchwäbiſchen Poſten hingegen ſollte dem Fürſten auf eine vorſichtige Art zu zeigen ſein, daß es weit vortheilhafter für ihn ſei, wenn er für dieſe Poſten einſt eine Gebietsentſchädigung in der Nähe ſeiner ſchwäbiſchen Beſitzungen erhielte, wozu ſich die geiſtlichen Gebiete Altshauſen, Buchau, Marchthal und Schuſſenried beſonders eignen würden.

[1] „Que le Sr. Frédéric Cotta pendant les 10 ans, qu'il a été domicilié en cette ville a tenu une conduite tant politique que morale, qui lui a mérité l'amitié de ses concitoyens et les égards des fonctionnaires publics." „Qu'il a toujours exercé son emploi avec probité et exactitude et que pendant tout ce tems il n'est parvenu au tribunal aucune plainte contre le dit Sieur Cotta."

der neu eröffneten Verwaltung in Thätigkeit, wo er indeſſen nach einiger Zeit als überzählig in Ruheſtand verſetzt wurde. Durch Indigenatsdekret vom 29. November 1820 wurde er bayeriſcher Unterthan.

Chriſtoph Friedrich Cotta ſtarb am 21. Sept. 1838 zu Trippſtadt. Er hatte ſich am 14. Dez. 1796 zu Stotzheim bei Barr verheirathet mit Maria Sara Stamm (geb. 31. Aug. 1771), Tochter des Johann Friedrich Stamm, der Braut Eulogius Schneiders, von deren Seite weg dieſer an ſeinem Hochzeitstag, 14. Dez. 1793, von General Dieſch verhaftet und nach Paris gebracht wurde, wo er am 10. April 1794 das Blutgerüſt beſtieg.[1] Sie ſtarb am 2. Januar 1807 in Weiſſenburg; der einzige männliche Sproſſe aus dieſer Ehe, Emil, geboren zu Straßburg am 6. Auguſt 1798, ſtarb als quieszirter kgl. bayeriſcher Appellationsgerichtsrath zu Zweibrücken am 18. Auguſt 1875.

171. Schiller an Cotta.

Jena, 30. Aug. 96. 8. September empf.

Hier Mannſcript zu den Horen, deſſen Vertheilung ich ganz Ihnen überlaſſe. Die Erzählung Agnes von Lilien,[2] deren Beſchluß ich in 8 Tagen ſende, kann nicht getrennt werden. Es wird alſo nöthig ſeyn, ſie mit kleineren Aufſätzen und Gedichten zu verbinden.

Ich lege neue AushängeBogen bey. Das Papier iſt freilich, gegen das im vorigen Jahrgang gehalten, ſehr unſcheinbar, und ich beklage jetzt doch, daß auf dem guten holländiſchen Papier nicht 300 mehr ſind abgezogen worden. Voß hat mit ſeinem Almanach auch in der äußern Geſtalt eine Reforme vorgenommen; er wird mit Didotiſchen Lettern auf ſchönem Papier gedruckt erſcheinen und iſt ſchon angekündigt. Ich hoffe, der innere Gehalt des unſrigen ſoll den Flecken des Papiers auswiſchen. Sollte, wie ich hoffe, der Abſatz ſtark ſeyn und der Fall kommen, daß 2000 Exemplare nicht reichen, ſo wünſchte ich Sie ließen ihn gleich auf recht ſchönem Papier friſch auflegen.

---

[1] Nach der Auſſage hatte Eulogius Schneider bewaffnete Mitglieder des Revolutionstribunals zu dem in Barr wohnenden Vater des Mädchens geſchickt und ihn gezwungen, ihm ſeine Tochter zur Ehe zu geben. Sein Liebesbrief lautete: „Intereſſante Bürgerin! Ich liebe dich, ich werde um dich bei deinen tugendhaften Eltern. Gibſt du mir deine Hand, ſo mache ich dein Glück." (Rev.-Alm. f. 1797. S. 140.)

[2] Von Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen. Der Name der Verfaſſerin wurde auch am Schluß des Jahrs im Generalregiſter nicht genannt. Die Anonymität blieb längere Zeit gewahrt und gab zu manchen Mißverſtändniſſen Anlaß. Ein ergötzliches war jenes, welches Schiller am 12. Dez. 1796, auf einen Bericht ſeiner Schwiegermutter hin (Charlotte Schiller und ihre Freunde II, 13), Goethe erzählt. Beulwitz, der frühere, dann geſchiedene Gatte Karolinens hatte die Agnes bei Frau v. Lengefeld [illegible] geleſen und ſich die Erlaubniß ausgebeten, das Manuſcript nicht früher zurückſchicken zu dürfen, ehe er es ſeiner Frau vorgeleſen. „Der Gedanke, die Beiden den ganzen Nachmittag über der Frau ihr Werk in Gemeinſchaft zu leſen," machte der chère mère viel Spaß. Bekannt iſt auch das Mißverſtändniß der beiden Schlegel, welche Agnes Goethen zuſchrieben und „ſie für ſein ſchönſtes Werk hielten." (SchGB. Nr. 252, womit G. Waitz, Caroline, I, 191 zu vergleichen iſt, und SchKB. III, 61.) Körner war über die Agnes rathlos und hielt ſie für die „Arbeit eines vorzüglichen Kopfes", deren Zartheit faſt auf einen weiblichen Verfaſſer rathen laſſe, wollte aber gegen Goethe wetten, während ſeine Gattin die Idee hatte, ſie könne von Schiller ſein. Pfeffel ſchrieb am 3. Febr. 1797 an Cotta: „Können oder dürfen Sie mir nicht ſagen, wer der Verfaſſer der ſchönen Erzählung A. v. L. iſt? Sie wäre Goethes oder Schillers würdig."

Im IntelligenzBlatt der L. Z. habe ich das Ausbleiben der Horen in Ihrem Nahmen entſchuldigt, und den Almanach angezeigt.[1] Jezt bitte ich Sie aber dringend, ſenden Sie mir mit der erſten Poſt eine Anzeige der Preiſe fürs Intelligenzblatt, und laſſen Sie dieſe zugleich in die Hamburger und Baireuther Zeitung ſetzen. Die Einbände habe ich ſo beſorgt, wie auf beyliegendem Blättchen ſteht.[2] Schreiben Sie auch, wie Sie es mit den Beſtellungen machen wollen, und ſetzen Sie es auch in die Anzeige.[3]

Bolt ſchickt ein ſchönes Titelkupfer, wozu Spener das Schweizerpapier hergegeben. Es iſt eine Terpſichore als tanzende Figur. Die Kappiſche Zeichnung zur Decke kam zu ſpät an, ſie hat auch niemand gefallen. Bey der andern Zeichnung, die eine ſimple Einfaſſung iſt, brauchen wir bloß den Kupferſtecher zu bezahlen. Melodien ſind ſchon geſezt und werden in Berlin gedruckt. Es iſt alſo von dieſer Seite alles beſorgt, und Sie haben bloß den Preiß und die Verſendung zu beſtimmen. Es werden 12 Bogen ohne den Calender.[4]

Leben Sie recht wohl. Laſſen Sie mich bald gute Nachrichten hören.

S.

172. Cotta an Schiller.

Tübingen, 31. Aug. 1796. [7. Sept.]

Euer Wolgeborn geehrtes v. 18. h. mit den AushängeBogen des Muſen Almanach habe ich zu meiner Freude erhalten, und mich ſehr daran gelabt.

In der Anlage einen Brief von Ihrer Frau Schweſter.[5] Bei uns ſiehets wirklich ſo ruhig als im Frieden aus, weil alle Franzoſen weg ſind. Handel und Wandel ſtokt aber natürlich noch. — Wenn doch nur der allgemeine Frieden bald käme. Ich hoffe, Sie und Ihre Familie befinden ſich recht wol. Ihr

J. F. Cotta.

---

[1] In Nr. 110 vom 10. September, Sp. [illegible]. Die Anzeige lautet:

„An die Leſer der Horen und des Schillerſchen Muſenalmanachs.

Da die fahrenden Poſten von Schwaben und Franken nach Sachſen noch nicht im Gange ſind, ſo wird das Publikum die verzögerte Erſcheinung der neueſten Horen-Stücke gefälligſt entſchuldigen. Sobald die Communication wieder hergeſtellt iſt, werden mehrere Monatſtücke dieſes Journals zugleich verſendet werden.

Zugleich zeige ich an, daß der Muſen-Almanach für das Jahr 1797 von Schiller, mit Didotſcher Schrift gedruckt, einem Titelkupfer von Bolt und Melodien von Zelter in Berlin, in meiner Verlagshandlung erſcheint, und mit dem 28ſten September Exemplarien davon ausgegeben werden. Das Nähere wird noch vor Ablauf dieſes Termins in dem Intelligenz-Blatt der A. L. Z. angezeigt werden.

Cottaiſche Buchhandlung.“

[2] Fehlt.

[3] Die buchhändleriſche Anzeige des Muſenalmanachs (mit der Hinweiſung auf „einen Anhang von mehr als 400 Epigrammen, die ſich auf den neueſten Zuſtand der deutſchen Litteratur beziehen und eine in ihrer Art ganz neue Erſcheinung ſind“) erſchien in Nr. 129 der A. L. Z. vom 21. Sept. 1796, ein Auszug daraus im IX. St. von Poſſelts Annalen.

[4] Der Text ohne den Kalender zählt 13 Bogen (A—N), 302 Seiten und 4 Bl. Inhaltsverzeichnis.

[5] Der Brief Chriſtophinens vom 10. Auguſt, Beziehungen S. 151.

173. Schiller an Cotta.

([Jena] 2. September 96.) 13. Sept / 16. Sept

Wenn es Ihnen möglich iſt, ſo weiſen Sie doch an den Buchdrucker Göpferdt allhier eine Summe Geld auf Abſchlag ſeiner Druck- und PapierRechnung, hier oder in Leipzig an. Er hat ſie ſehr nöthig, weil ihm viele andere Poſten ausbleiben — Können Sie binnen 4 Wochen auch für mich einige 100 Rthlr. wo anweiſen, ſo iſt es mir auch eine Gefälligkeit.

Hier die Aushängebogen des Almanachs. — Ich erwarte Ihre Anweiſung wegen der Verſendung; der Preiße; u. ſ. f. — Der Almanach wird um 2 Bogen ſtarker, als ich Anfangs gedacht, und daher um ſoviel ſpäter fertig. Mit dem 24. September ſind gebundene Exemplare zu haben. Adieu. Eilig.

Sch.

174. Schiller an Cotta.

[Jena, 7. September 1796.][1] 20. Sept / empf.

Hier der Reſt der Erzählung Agnes, ſoweit ſie in Ein Stück kommt, nebſt noch einigen kleineren Sachen. Die Austheilung überlaſſe ich Ihnen.[2] Ich ſehne mich recht darnach, daß die Spedition der Horen wieder in Gang kommt.

Hier auch Aushängebogen des Almanachs.[3] Wir erwarten jetzt nur eine nähere Anweiſung von Ihnen, und werden zu rechter Zeit fertig werden. Die Kunſt iſt gedruckt biß auf den Poſten verſprochen, ſo auch das Titelkupfer und die Decke.

Nun erſuche ich Sie lieber Freund an Herrn Johann Eſcher Im Thalacker zu Zürch[4] 200 Stück Laubthaler, aber mit erſter Poſt die dahin geht, nebſt beyfolgendem Briefe zu übermachen, und davon 132 mir, die übrigen dem Geheimen Rath Gothe in Rechnung zu bringen. Letzterer hat 132 an mich bezahlt.

---

[1] Das Datum, der Todestag von Schillers Vater, aus dem Kal. ergänzt.

[2] Neben der Agnes von Lilien (S. 6–46) befinden ſich nur noch Theon und Theano [illegible]) und die 5. Fortſetzung des Cellini (S. 70–100) im 8. Horenſtück.

[3] Bis Bogen I. Schill.Kal. 19.

[4] Johann Eſcher, ein angeſehener Kaufmann in Zürich, geboren 1754, geſtorben 1819. Sein Landgut in der Schipf am Zürichſee (bei Herrliberg), wo er ein von Goethe gerühmtes mineralogiſches Kabinet beſaß und dieſen nebſt Meyer am 21. Sept. und 11. Oktbr. 1797 bewirthete (vgl. Goethe's Reiſe in die Schweiz und Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt von Jahn, S. 304), iſt noch im Beſitz der Familie. Der von Goethe ebenfalls erwähnte Sohn Johann Eſchers, Johann Kaspar, welcher Architektur ſtudirte und mit Goethe und Meyer in Rom bekannt geworden war, iſt der Gründer der großen Maſchinenfabrik Eſcher, Wyß und Comp. in Zürich. [Mittheil. des Hrn. Bibliothekars Dr. J. Horner in Zürich.] Das Geldgeſchäft betraf eine Rechnungsausgleichung zwiſchen Goethe und Meyer. SchGB. Nr. 241. Eſcher vermittelte auch andere Sendungen der Jenaer Freunde an Meyer, ſo des Xenienalmanachs. SchGB. Nr. 246 u. 247.

In meinem letzten Brief ſchrieb ich Ihnen wegen Göpferdt, daß Sie ihm etwas anweiſen möchten. Wenn es möglich iſt, thun Sie es bald.

Leben Sie aufs Beſte wohl. Ihr

S.

---

175. Cotta an Schiller.

Tübingen, 16. Sept. 96. (20. Sept.)

Eben da ich Ihr werthes vom 2. h. beantworten wollte, lief Ihr zweites mit der Fortſetzung der Agnes ein.

In der Anlage ſende ich Ihnen nun eine Anweiſung von 200 Rthlr. auf Hrn. Böhme, wovon Sie Hrn. Göpfert ſoviel als Sie ſelbſt nicht davon gebrauchen abgeben; er wird mir nun die Rechnung machen können, die ich, ſo wie ich ſie erhalten, durch gleiche Anweiſung bezale.

Schon vor 8 Tagen ſandte ich Ihnen das Verzeichniß, wie Hr. Göpfert den MuſenAlmanach ſpediren ſolle; in der Anlage nun das Duplicat für den möglichen Fall, daß Ihnen jener Brief nicht zugekommen wäre.[1]

An Hrn. Johann Eſcher im Thalacker in Zürich geben mit dem nächſten Poſt-Wagen 200 Laubthaler für Ihre (132 Thlr.) und Hrn. Geheim.Rat Goethe's Rechnung (68 Thlr.) ab.

Das Publikum wartet mit Schmerzen auf die Fortſetzung von Leuville.[2]

Es ſcheint, daß wir nun bald wieder freien Paß nach Jena bekommen werden. Wenn es doch nur auch bald Frieden würde! Der Verluſt, den ich an meinem Vermögen leide, und der wegen unſeres ſo beträchtlichen Verlags ſehr groß iſt, verdrießt mich gar nicht, aber das thut mir wehe, daß gerade dieſes Unglück zu einer Zeit einfiel, wo ich meinen Handel auf die ſchönſte Stufe gehoben hatte. Doch dieß wird ſich bei baldigem Frieden ſchnell wieder gut machen laſſen, beſonders da ich mir mit der Fortdauer Ihrer Freundſchaft ſchmeicheln darf. Ihr

J. F. Cotta.

Inlage an Schüz bitte gef. abzugeben.

---

176. Schiller an Cotta.

[Jena] 17. Sept. [1796.] [illegible]

So eben erhalte ich Ihren Brief, nebſt den Vorſchriften für die Verſendung. Noch iſt nichts gebunden, erſt in 6, 7 Tagen wird der erſte Transport abgehen können; ich kann daher Ihren Wunſch noch ganz erfüllen und werde bloß für die

---

[1] Schiller verzeichnet den Eingang jenes Schreibens mit dem „Avis für Verſendung des M. Almanachs“ unterm 16. Sept., daſſelbe findet ſich aber nicht vor.

[2] Sie erſchien nicht.

Mitarbeiter (welche es gewohnt ſind) und für einige Buchhandlungen in Berlin, Hamburg, Eutin und Göttingen (wo die andern MuſenAlmanache[1] herauskommen, und man alſo einer unmittelbaren Vergleichung exponiert iſt) Exemplare mit goldenem Schnitt ꝛc. beſorgen. So daß etwa 12 auf Velin, und eben ſoviel auf holl. Papier in goldnem Schnitt gebunden werden. Die übrigen in Velin bleiben broſchiert, und von den holl. Poſtpapier Exemplarien werden 200 in farbigten Schnitt gebunden, alle übrigen, ſo wie die auf Druckpapier broſchiert. Broſchiert aber müſſen doch gleich anfangs 1000—1200 werden, weil ſie ſich dann geſchwinder vergreifen. Ich werde daher außer denen an Sie nur etwa 300 rohe Exemplare an Böhme ſenden. Schreiben Sie ihm, daß er uns ſogleich avertiert, wenn etwa vor dem December das letzte 100 ſollte angegriffen werden, dann halte ich eine neue Auflage für nöthig, und riethe an, dieſe ganz auf gutem Schreibpapier machen zu laſſen.

Für mich und 10 Mitarbeiter[2] (denn für Conz, Neuffer[3] und Pfeffel laſſe ich Sie ſorgen) ſind zuſammen genommen 28 Exemplare auf Velin, 8 auf holländ. Papier und 3 auf ordin. Papier nöthig.

Hier iſt auch ein Abdruck des Boltiſchen Titelkupfers. Es gefällt mir nicht ſonderlich, aber was hilfts.[4] Er hat 8 Louis verlangt, die ich ihm in Berlin auszuzahlen ſchon Ordre gegeben. Spener hat das Schweizerpapier zu den Abdrücken hergegeben, und dieſer kann auch die Abdrücke bezahlen, wenn Sie ihn davon avertieren wollen. Die Muſic wird auch in wenigen Tagen abgedruckt hier ſeyn, und die Decke iſt übermorgen fertig. Was dieſe koſtet, weiß ich noch nicht.

Sie erhalten hier auch 3 neue Aushängebogen.[5] Jetzt fehlt Ihnen, außer den CalenderBogen, nur noch der NBogen, davon ich heute die Correctur gehabt. Es werden in allem 302 Seiten, alſo beträchtlich viel mehr als jeder andre Almanach zu enthalten pflegt. Die Xenien laufen biß auf 415. Sie werden ſie etwas hart geſalzen finden, aber das Volk hat auch eine ſcharfe Lauge verdient, und das Publicum wird ſich nur um ſo beſſer dabey befinden.

---

[1] a) Dr. F. W. A. Schmidt (von Werneuchen), Neuer Berliner Muſen-Almanach, der von 1793 bis 1797 beſtand. Die Jahrgänge 1796 bis 1797 führten auch den Titel: „Kalender der Muſen und Grazien," und wurden von Goethe im Xenienalmanach S. [illegible] durch das Gedicht „Muſen und Grazien in der Mark" verſpottet. b) der Voſſiſche Muſenalmanach, durch Spaltung aus dem Göttinger 1776 entſtanden, die erſten von Voß (die Jahrgänge 1780—88 gemeinſchaftlich mit Goeckingk) herausgegeben; der 1ſte Jahrgang wurde in Lauenburg, der letzte in Neuſtrelitz, die übrigen bei C. E. Bohn in Hamburg gedruckt. c) der Göttinger, bei J. C. Dieterich in Göttingen gedruckt, ſeit 1770 beſtehend und der Reihe nach von Boie (bis 1775), Goeckingk (bis 1778), Bürger (bis 1794), K. Reinhard (bis 1803) herausgegeben. Der letzte Jahrgang erſchien 1803 und wurde von Sophie Mereau redigiert. (Goedeke, Grdr. II, 683 ff.)

[2] Außer von Schiller und Goethe und den drei oben Genannten enthält der Xenienalmanach Beiträge von Herder (unter den Chiffren C. J. N. P und W.), Koſegarten, Langbein, Matthiſſon, Sophie Mereau, A. W. Schlegel, Steigenteſch und Woltmann, und außerdem noch 2 Gedichte unter den Chiffren D und R, hinter denen ſich Fr. v. Oertel verbarg; vgl. [illegible], Verſuch eines Chiffernlexikons, Hamburg [illegible], S. 91 f.

[3] Chriſt. Ludw. Neuffer, geb. 26. Jan. 1769 in Stuttgart, ſtarb 29. Juli 1839 als zweiter Stadtpfarrer an der Münſterkirche in Ulm, mit Hölderlin eng befreundet und Schwager des Dichters Gotthold Stäudlin, in deſſen Muſenalmanache er Gedichte lieferte, er ſelbſt gab 1799 u. 1800 ein Taſchenbuch bei Steinkopf in Stuttgart heraus (ein Taſchenbuch von der Donau erſchien 1824 und 1825). Seine hervorragenden Werke ſind Die Herbſtfeier, und Der Tag auf dem Lande, ſowie die Ueberſetzung der Aeneis.

[4] „Die [illegible] iſt ſehr miſerabel ausgefallen." Schiller an Körner 29. Sept.

[5] K, L, M neue Muſ.-Alm.

Vergeſſen Sie nicht mir ſogleich zu ſchreiben, an wen in Frankfurth a/M. oder Würzburg ich das Paket an Sie adreſſieren ſoll. Denn unter der Adreſſe Tubingen nimmt es die hieſige Poſt jezt gar nicht an.

Auf die Spedition werde ich übrigens ein ſorgfältiges Auge haben.

Leben Sie recht wohl. Schenke uns allen der Himmel bald Frieden! Ihr

Sch.

Der Schiller-Kalender verzeichnet zwei Briefe von Schiller an Cotta unter dem 21. und 30. September. Dieſelben haben ſich nicht vorgefunden, und es iſt wahrſcheinlich, daß es bloße Paketſendungen (am 21. Cellini für das XI. Horenſtück, am 30. ein Muſenalmanach in Seide und Gold) ohne begleitende Schreiben waren. Bei der Sendung vom 30. Sept. iſt dieß ſogar gewiß, da Cotta am 14. Okt. nur den Empfang des Almanachs, nicht aber eines beigeſandten Briefs anzeigte. Auch die zwei Briefe von Cotta, deren Eingang am 3. und 7. Oktober der Kalender anmerkt, fehlen. Am 19. Sept. erhielt Schiller in Briefen von der Solitude durch Chriſtophine und ſeine Mutter die Nachricht vom Tode ſeines Vaters, und ſeit dem 28. litt er wieder an Krämpfen und an einem Zahngeſchwür, welches ihm das Leben „ordentlich verleidete.“ Goethe, welcher ſich ſeit 18. Auguſt in Jena aufhielt, hatte nicht „Muth, den guten Schiller in ſeiner gegenwärtigen Lage zu verlaſſen. Sein Vater“, ſchrieb er an Voigt, 30. Sept., „iſt vor Kurzem geſtorben, und ſein jüngſter Knabe ſcheint auch in kurzem wieder abſcheiden zu wollen, er trägt das alles mit geſetztem Gemüth, aber ſeine körperlichen Leiden regen ſich nur um deſto ſtärker und ich fürchte ſehr, daß dieſe Epoche ihn äußerſt ſchwächen wird, um ſo mehr, da er wie immer nicht aus dem Hauſe zu bringen iſt, dadurch außer aller Connexion kommt und ihn wenig Menſchen wieder beſuchen.“ (O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt, S. 191.) Goethe blieb bis zum 5. Oktober.

177. Schiller an Cotta.

Jena den 5. 8br. 96.[1] 11. Okt. empf.

Hier etwas weniges zur Fortſetzung des laufenden Horenſtücks. Das Mehrere folgt Uebermorgen.

Heute erſt ſind die Titelkupfer von Berlin zu 1500 Abdrücken angelangt;[2] vor 10 Tagen wurden 50 vorausgeſchickt, und in der nächſten Woche ſollen die fehlenden 500 noch folgen. Die MuſicNoten habe ich aber leider noch nicht, und da die Verſendung des Almanachs nun nicht länger verſchoben werden kann, ſo bleibt nichts übrig als die Muſik nachzuliefern.[3] Auf den Sonnabend (den 8 Octobris) und den Dienſtag darauf geht die ganze Verſendung vor ſich. In dem erſten Transport liefere ich die Pakete für Sachſen ꝛc. und in dem zweyten die für Franken, Behmen, Oeſterreich ꝛc. Die Paketierung geſchieht in meinem Hauſe, unter meinen Augen, durch einen ſehr accuraten Menſchen. Göpferdt in viel zu ſaumſelig und unaccurat für dergleichen Beſorgungen, und mir liegt alles daran, daß dieſes Geſchäft aufs beſte beſorgt werde.

---

[1] Im Schill.-Kal. nicht verzeichnet.

[2] Spener ſandte ſie am [illegible] Sept. ([illegible] Nr. 220.)

[3] Sie traf erſt am 8. Okt. ein. (Schill.-Kal. 30.)

Perthes in Hamburg ſoll die verlangten 30 und 4 Exempl. richtig und frühzeitig erhalten.

Das Exemplar, ſo ich an Sie vorauslaufen laſſen,[1] haben Sie doch erhalten. Ich bin begierig zu hören, wie Sie damit zufrieden ſind.

Von hieſigen 2 Buchhändlern Gablern und Seidler[2] ſind bereits 50 Exempl. beſtellt. Ich werde einige Dutzend von den guten Exemplarien hier behalten und anzeigen laſſen, daß, wer Ex. auf Seide verlange, ſie noch beſtellen könne. Erfolgt binnen 4 Wochen keine ſolche Beſtellung, ſo ſende ich dieſe broſchierten Exemplarien auch an Böhme noch.

Ich erwarte bald einen Brief von Ihnen, wohin und unter welcher Adreſſe ich die Exemplarien für Sie abſenden ſoll.

Von Böhme habe ich 200 Rthlr. erhalten, und an Göpferdt 12 Carolin vorſchußweiſe bezahlt. Die Horen ſind noch nicht von Leipzig gekommen, obgleich ſie ſchon, wie ich höre in Berlin circulieren. Wenn nur Herr Böhme mit den Almanachen nicht auch ſo ſaumſelig iſt.

Die Rechnungen von Buchdrucker, Buchbinder, und für die Decke ſende ich in 8 Tagen. An Bolt laſſe ich durch Hrn. von Humboldt 8 Louis, die er für ſeine Platte verlangte, bezahlen. Wegen des Papiers zum Kupfer und den Abdrucken werden Sie Sich mit Spenern in Berlin berechnen.

Die Horen vom VIten Heft (incluſive) und auf Poſtpapier ſeyen Sie ſo gut zugleich an den Herrn Coadjutor von Dalberg nach Mörsburg[3] zu ſenden.

Leben Sie recht wohl. Eingeſchloſſenen Brief bitte bald beſorgen zu laſſen.

Der Ihrige
Schiller.

178. Schiller an Cotta.

Jena 12. 8br. 96. 25. Okt.
30. Okt.

Am 8ten d. Monats iſt der erſte Pak Almanache zu 63 Paqueten und geſtern als den eilften der zweyte nach Leipzig abgegangen. Auf den 15ten geht der dritte und letzte fort. Es war mir nicht möglich die Lieferung früher und auf einmal zu machen, weil der Buchbinder es nicht zwingen konnte, da die gehörige Anzahl der Titelkupfer und die Muſic erſt vor 6 Tagen aus Berlin ankam.

Da Göpferdt vor 5 Tagen nach Leipzig auf die Meſſe reiſen mußte, ſo wäre die Spedition bey ihm übel beſorgt geweſen. Ich habe ſie übernommen und den letzten Pak ganz allein beſorgt mit den nöthigen Amanuenſen. Weil mir aber dieſes Geſchäft doch zu arg wurde und ich nichts negligieren wollte, ſo habe ich bey den zwey andern Lieferungen bloß die Anordnung :c. das Paken ſelbſt habe ich Herrn Gablern übergeben. Bey dem erſten Pak habe ich vorzüglich für Leipzig, Berlin, Hannover, Göttingen, Hamburg und Königsberg geſorgt. Bey dem zweyten ſind die übrigen Sächſiſchen, Nordiſchen, Schleſiſchen, Fränkiſchen und Frankfurter Pakete abgegangen. Die für die Oeſterreichiſchen Länder beſtimmten habe ich für am wenigſten preſſant gehalten, dieſe gehen erſt auf den 15ten mit dem letzten Pak. An Böhm habe ich einen Vorrath guter Exemplare einſtweilen geſendet, und ihm die ſchnelle Ablieferung der Pakete dringend empfohlen. Ich muß aber ſagen, daß ich ſeiner Accurateſſe wenig traue, denn er hat mir die Horen noch immer nicht geſchickt.[1]

---

[1] Das Exemplar „in Seide und Gold“. Cotta erhielt es am 11. Okt.

[2] Hieronymus Seidler, Beſitzer der akademiſchen Buchhandlung in Jena; vgl. Schillers Beziehungen, S. [illegible] Note 1, und H. Uhde's „Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Seidler.“

[3] Der Coadjutor verbrachte die Sommermonate Mai bis Nov. 1796 auf dem Schloß zu Meersburg am Bodenſee, wo ſich die Biſchöfe von Konſtanz eine Reſidenz erbaut hatten.

Die Speditions-Liſte erhalten Sie mit der nächſten Poſt. Ich mußte in einzelnen kleinen Beſtimmungen von Ihrer Diſpoſition abgehen, weil mir die Buchbinder nicht immer das lieferten, was gerade nöthig war. So iſt es geſchehen, daß manchmal einer ein Poſtpapier-Exemplar weniger und einige DruckPapierne mehr bekommen hat, als Sie ihm beſtimmten, oder auch umgekehrt. Auch die VelinExemplarien habe ich nicht überal ſo austheilen können, wie Sie beſtimmten, weil hier allein 7 gekauft wurden, und einige nicht zu rechter Zeit fertig waren. Sie werden aber mit der Art wie ich mir geholfen nicht unzufrieden ſeyn.

Im Ganzen habe ich nun wohl bemerkt, daß es an guten Exemplarien ſehr fehlt. Die Nachfrage nach dieſen iſt hier in Jena ſehr groß, und jedermann will Schreibpapierne, die wir gerade nicht haben. Freilich iſt der Abfall von den guten zu den ſchlechten gar zu ſtark, und wenn man beyde neben einander ſieht, ſo kann man ſich ſchwer zu den letztern entſchließen. Der Preiß-Unterſchied iſt hingegen viel zu gering; niemand würde ſich wundern, wenn die Poſtpapiernen um 12 Groſchen theurer wären die doch nur 4 Groſchen mehr koſten. Hätte man ſich recht bedacht, ſo hätte man mit dem theuren Geld, was das Poſtpapier koſtet und mit dem, was das ſchlechte Druckpapier macht, ſicher ein gutes Schreibpapier für 1800 Exempl. bekommen, welche dann alle durch die Bank um 21 Groſchen netto verkauft worden wären.

Ich habe mir bey dieſer Gelegenheit die Regel für die Zukunft abſtrahiert, daß man den Teutſchen nicht mehr mit ſchlechteren Ausgaben kommen darf; der theure Preiß ſchreckt ſie nicht ab, wenn das Buch nur elegant ſich ausnimmt. Sie dürfen mir künftig nichts mehr anders als mit Aufwand drucken, und zwar durch die ganze Auflage, denn der elendeſte Lump von Leſern will nicht mehr mit Lumpen verlieb nehmen. Sollten Sie es denken, daß man hier in dem hungrigen Jena allein 7 Exempl. auf Velin und 8 auf holl. Papier verkauft hat, und daß man noch immer nach mehr ſolchen Exempl. ſchickt, die ich leider nicht mehr habe? Von Druckpapiernen hat ſich die acad. Buchhandlung 31, Gabler 20, Cunos Handlung 3, Schneider und Weigel 6 und Voigt 2 abliefern laſſen. Ich wünſche Ihnen nichts weiter, als daß der Almanach in dem übrigen Deutſchland auch nur um den 4ten Theil ſo gut gienge als hier in dem Neſte, ſo ſollten wir bald eine zweyte ſtärkere Auflage brauchen.

---

[1] Sie kamen am 15. October.

384 Exemplarien für Sie hat mir Göpferdt vor ſeiner Abreiſe ausgeliefert; ein hieſiger Fuhrmann wird ſie auf den 15ten, ſpäteſtens 17ten nach Frankfurt mitnehmen. Wenn alles gut geht können Sie die Ballen den 29 oder 30ten in Tübingen erhalten. Hier ſende ich 1 broſchiertes Exemplar auf Druckpapier, nebſt einigen Melodien, wenn Sie allenfalls, ehe die Ballen ankommen, einen guten Freund damit regalieren wollen.

Beyliegende Zeichnung iſt der Abdruck einer Kupferplatte, die zu dem beyfolgenden Aufſatz von Herrn Hirt in Rom [1] gehört und in Weimar geſtochen werden. Die Platte ſelbſt geht heut oder Morgen von Weimar über Frankfurt an Sie ab. Sollte ſie, wie ich faſt zweifle, nicht zeitig genug ankommen, daß mit dem jetzt gedruckt werdenden Horenſtücke noch Abdrücke davon können ausgegeben werden, ſo machen Sie eine Note zu dem Aufſatz und verſprechen ſelbes auf das nächſte Horenſtück. [2]

Außer dem hier folgenden kommt noch ein zweytes Kupferblatt nach, [3] beyde machen freylich eine beträchtliche KoſtenVermehrung aber das Journal erhält dadurch auch eine neue Auszeichnung, und wir können dann füglich auch faſt einen Bogen weniger zu dem nächſten Heft nehmen und das übrige bey andern Aufſätzen erſparen.

Die nächſte Poſt ein mehreres. Leben Sie recht wohl, und mögen Sie im lieben Vaterland einmal wieder zur Ruhe kommen. Der Ihrige

Sch.

---

179. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 14. October 96.) [81. Cn.]

Nur mit 2 Worten den richtigen Eingang Ihres Werthen v. 6. h. und des eine Stunde darauf [4] empfangenen Almanachs, den ich aber kaum anſehen konnte, da gerade Poſttag iſt.

---

[1] „Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino im Oktober 1794.“ im XI. (S. 35–79) und XII. St. (S. 1–20) der Horen. Hirt hatte inzwiſchen Italien in Begleitung Matthiſons verlaſſen. Das Manuſcript war noch aus Rom an Goethe eingeſandt, der es im Mai 1796 erhielt. „Es betrifft einen intereſſanten Gegenſtand,“ ſchreibt er an H. Meyer, „iſt aber weitläufig und, unter uns geſagt, ungeſchickt geſchrieben, ſo daß es beynahe noth thäte, man redigirte das Ganze.“ (Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 31.)

[2] Dieſe Kupferplatte, deren Stich Goethe dem Kupferſtecher Starke in Weimar übertragen hatte, gieng auf dem Weg nach Tübingen, wohin ſie von Frankfurt aus durch Goethe's Mutter ſpedirt werden ſollte, verloren. Sie wurde Schillers Weiſung gemäß im XI. St. S. 65 für das nächſte Stück verſprochen und ſtellte eine Karte der Umgebung des Fuciner Sees und vornehmlich des Schlachtfeldes von Tagliacozzo dar.

[3] Dieſe Platte kam richtig an, und ihr Abdruck, welcher die von Kaiſer Claudius zur Austrocknung des fuciniſchen Sees unternommenen Bauten und Arbeiten verſinnlicht, iſt dem Schlußabſchnitt des Hirt'ſchen Aufſatzes im XII. St. beigegeben.

[4] Schon am 30. Sept. abgeſandten.

Behme wird die an ihn zur Fuhre ſpedirten Horen gewis ſogleich nach Empfang an Sie beſördern, da er ſehr exact iſt; wenn in Berlin Exemplare circuliren, ſo kan diß blos durch die Briefpoſt dahin gekommen ſeyn —

Ich weiß nicht, iſt es Fehler meines Abſchreibers, daß Ettinger in Gotha nicht in der SpeditionsListe vom Almanach ſtehet; wäre er vergeſſen, ſo bitte ich ihm gleich 12—20 Exemplare davon zu ubermachen. Eiligſt

J. F. Cotta.

Hiebei ein 9. Heft, die übrigen ſind mit dem nun wieder abgegangenen Poſtwagen an Gabler ſpedirt. Ich erwarte mit Schmerzen den MuſenAlmanach durch Felsecker in Nürnberg oder Rieker in Wirzburg.

180. Schiller an Cotta.

Jena, 25. October 96. $\frac{6\ \text{Nov}}{15\ \text{Nov}}$

Sie erhalten hier die Verſendungsliſte.[1] Ich habe ſämmtliche Buchhandlungen, ſowohl mit als ohne Calender, der Bequemlichkeit wegen zuſammen ſchreiben laſſen.

Trotz meiner Aufmerkſamkeit ſind doch einige Irrungen vorgefallen, welche ich Ihnen anzeigen muß, daß Sie beym Abrechnen mit den Buchhändlern ſich darnach richten können. Alle Ex. auf DruckPap. ſind richtig vertheilt, aber ich finde beym Zuſammenrechnen, daß ſieben holl. Exemplare mehr auf der Liſte ſtehen, als wir hatten; nun weiß ich aber nicht, wer derjenige iſt, dem wir zuviel angeſchrieben haben. Das Verſehen kann nur bey dem erſten Ballen vorgefallen ſeyn, der in meinem Hauſe zugleich eingetheilt und gepackt wurde, und wo alſo keine Controlle war; bey den zwey andern und ſtärkern Lieferungen machte Hr. Gabler nach meinen Speditionszetteln die Paquete und folglich hätte er ſogleich entdeckt, wenn ich ihm weniger Almanache geliefert hätte, als auf den Zetteln angegeben waren. Ich habe daher auf beyfolgender Liſte diejenigen Buchhandlungen mit einem + bezeichnet, welche bey der erſten Lieferung bedient worden ſind. Unter dieſen alſo muß einer oder andere ſeyn, dem mehr holländiſche Exemplare angerechnet ſind, als er erhalten hat; vermuthlich wird er ſich ſelbſt melden, und keiner wird mehr bezahlen als er erhalten hat. Mir iſt gegenwärtig die Hoffmanniſche Handlung in Hamburg am ungewiſſeſten, denn das Paquet für dieſe wurde in ſpäter Nacht noch gepackt, wo mir der Kopf ſchon ganz wirbelig geweſen.

Bey den VelinExemplarien habe ich es da, wo ich nicht ganz gewiß bin, jedesmal angemerkt. Sie würden mich ſicher entſchuldigen, wenn Sie wüßten, wie einzeln und zerſtückelt mir die Exemplarien der erſten Lieferung, währendem Einpacken von den Buchbindern geliefert wurden. Die Verſchiedenheit der Exemplarien, davon einige mit, andere ohne Calender, einige Druckp., andere holl., oder VelinPapier, einige bloß broſchiert, andre gebunden waren, hätte wohl auch einem Erfahrnern als ich bin, den Kopf verwirrt. Das Beſte iſt, daß der Verſtoß ſich, ſeiner Natur nach, ſelber aufklären muß, denn was einer nicht erhalten, wird er auch nicht bezahlen.

---

[1] Fehlt

Sie erhalten hier zugleich meine Rechnung nebſt den Belegen. Das Beſte wird wohl ſeyn, Sie ſtreichen jene 200 Laubthaler, die Sie an Eſcher geſchickt und mir und Göthen in Rechnung gebracht, wieder aus Ihrem Buche aus, und ziehen ſie, nebſt den neulich überſchickten 200 Reichsth. durch Böhme, von der gegenwärtigen Rechnung ab, und ſenden mir den Ueberſchuß zu; ſo wird dieſe Almanachsrechnung von unſrer übrigen Horenrechnung abgeſondert.

Vielleicht ſendet mir Göpferdt der geſtern von Leipzig zurückkam auch ſeine Rechnung noch, daß ich ſie beyſchließen kann.

Wenn Sie manches theurer finden, als in Schwaben, ſo müſſen Sie es auf den zufälligen Umſtand ſchieben, daß man Eile hatte und daß alles durch fremde Hände gieng. Unter andern Umſtänden hätte ſich ſicher ein 50 biß 100 Rthlr. bey dieſer Entrepriſe erſparen laſſen.

Das VII u. VIII HorenPaquet habe ich endlich am 15ten erhalten; Gabler aber hatte noch vorgeſtern das ſeinige nicht erhalten.

Hoffentlich iſt der Almanach, den ich in zwey Ballen und einem Wachstuch-Paket, worinn die Muſicalien ꝛc. ꝛc., an die Herrmanniſche Buchhandlung in Francfurt, die Sie mir angewieſen, geſendet habe, jetzt dort angelangt. Ich fand keinen Fuhrmann nach Wirzburg, ſonſt hätte ich die Ballen dieſen kürzern Weg geſendet. Von Nürnberg ſchrieben Sie mir neulich nichts, Sie ließen mir bloß die Wahl zwiſchen Wirzburg und Francfurt.

Herr Böhme wird Ihnen wohl geſchrieben haben, daß der Almanach ſich in Leipzig ſehr geſchwind vergreife. Er ſchreibt mir, daß einer von den drey Ballen, gerade der, welchen Gabler durch die Poſt ſchickte, beſchädigt angekommen, und daß einige Exemplare darauf gehen werden. Da es ſeiner Beſchreibung nach bloß Druckpapierne ſind, wovon noch defecte übrig ſind, ſo werden ſie ſich wohl wieder completieren laſſen. Es war freilich bey dieſem zweiten Ballen das fürchterlichſte Regenwetter und die Poſt mag ſchlecht damit umgegangen ſeyn. Indeſſen iſt es mir lieb, daß der Ballen, den ich gepakt, glücklich und wohl conditioniert angekommen.

26. 8ber.

Heute erhalte ich die Horen IXtes Stück durch Gablern. Jetzt ſind wir ja, was dieſes Geſchäft betrift, wieder in ordentlichem Gang.

Sehen Sie Sich dieſen Winter nach Papier um für den Wallenſtein. Nächſten Sommer erhalten Sie ihn gewiß. Ich bin jetzt mit größter Luſt daran gegangen.[1]

---

[1] Im Schill.-Kalender iſt notiert: „22. Oktober 1796 an den Wallenſtein gegangen, denſelben den 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem 30 Monate voll mit ſämmtlichen drei Stücken zugebracht.“

Leben Sie recht wohl, und mögen unſre Geſchäfte recht gut gehen.

Meiner Mutter bitte ich von Quartal zu Quartal gegen eine Quittung die ſie Ihnen ſenden wird, 30 fl. zu bezahlen und mir in Rechnung zu bringen.

Der Ihrige. Sch.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Meine Rechnung, den Almanach 1797 betreffend.[1]

	Rthl.	Sächſ. Gr.
Redaction und ſämtliches Honorar	436.	
An Gepferdt auf ſeine Rechnung vorgeſchoſſen, Siehe Nro. 1. u. 2.[2]	61.	16.
Zwey Buchbinderrechnungen bezahlt, Nr. 3 und 4	61.	10.
Für die Decke zum Almanach, Nr. 5	34.	17.
Eilf Buch P. P. (à 5 Gr. hieſig. Cour.) dazu gegeben,	2.	5.
nebſt 2 Ellen Atlas	2.	
Zwey Päckgen und ein Paquet an H. Cotta nach Frankfurt ſpediert	9.	10.
Zwey Ballen durch Gablern nach Leipzig ſpediert, 628 Pfund ſchwer (einer per Poſt)	6.	17.
Ein Päckgen Muſicalien von Berlin	2.	
Porto für KupferAbdrücke aus Berlin		16.
Einige expreſſe Boten mit BuchbinderPaqueten zwiſchen hier und Weimar	1.	
Für Emballage der drey Ballen nach Leipzig, wovon Gepfert einen und Gabler zwey abgeſchickt, nebſt Trägerlohn	5.	20.
	623.	15.
Hr. Cotta hat an Hrn. Eſcher nach Zürch geſendet	308.	8.
„ „ „ durch Böhme an mich auszahlen laſſen	200.	
	508.	8.
Bliebe alſo noch ein Reſt	115.	7.

Jena 21. Octob. 1796.

F. Schiller.

181. Cotta an Schiller.

Tübingen, 28. October 96. [7. Nov.]

Ihr gütiges vom 12. h. habe ich mit dem brochirten Exemplar des Muſen-Almanachs erhalten und ſehne mich nun mit Schmerzen nach dem ganzen Pak. —

---

[1] Durch alle vorhergehenden Briefe und zum Abſchluß durch dieſe Rechnung erweiſt ſich die Vermuthung Vollmer's, Cotta habe zum Muſenalmanach nur die Firma geliehen, als irrthümlich.

[2] Die fünf Rechnungsbelege, mit Nr. 1—5 bezeichnet, beigegeben.

Mir iſt es auch herzlich leid, daß das Papier nicht beſſer iſt; Sie wiſſen aber, daß Göpferdt ja kein andres lifern kan: ich will nun für 98 ein ſehr ſchönes bei meinem Papiermacher beſtellen und an G. alsdann ſenden. Auch G. muß alsdann ſchönern Druk liefern, denn diſer könte bei manchem weit niedlicher ſeyn: Schade [illegible] wir eben nicht unſern Buchdruker in Jena haben!

Die Xenien machen groſſes Aufſehen; es möchte nicht übel ſeyn alle Jahre das litterariſche Bedlam ſo an Pranger zu ſtellen — an Stoff wird's nie gebrechen. Schade, daß wir in einer ſo traurigen und für den Handel ſo nachtheiligen Zeit leben: Sie können ſich den verminderten Abſaz nicht ſtark genug vorſtellen. — Ich ſage wenig wenn ich meinen Schaden auf 10,000 fl. ſchäze — Gottlob daß ich noch jung und einen Mann wie Sie zum Freund habe! Wie ſteht es dann mit den Theaterſtücken? Möchten Sie den Horen nicht dergleichen etwas noch zukommen laſſen: diß möchte wegen der wirklichen Zeiten, wo alles ſich einſchränkt, und wo mancher auch ſeine Lektüre einſchränken muß, beſonders gut angelegt ſeyn, denn ich ſorge, daß eben diſe Zeiten uns aufs Neujahr wieder manche und beträchtliche Abbeſtellungen bringen werden.

Unſer Vaterland — Schwaben überhaupt — iſt wirklich in einer traurigen Lage, die kaiſerlichen Requiſitionen[1] ſollen bei 2 Millionen Gulden für unſer Land betragen, ohne was der Bürger durch die beträchtlichen Einquartirungen leidet, dabei noch die Forderung, der ſchwäbiſche Kreis ſoll 60,000 Mann Kaiſerliche 9 Monate erhalten; die Viehſeuche — es iſt traurig für einen Patrioten und für einen Menſchen.

Böhme iſt gewis ein ſorgfältiger Spediteur — die Fuhren, durch die damals in Ermanglung der Poſtwagen die Horen geſandt wurden, geben eben gar zu langſam.

Hiebei einige Beiträge von Pfeffel für die Horen.[2]

An Hrn. Coadjuter v. Dalberg habe ich die angezeigten HorenHefte geſandt — ſoll ich ihm die folgenden Hefte auch nach Moersburg ſchicken?

Könten Sie mir von Hirt nichts für meinen GartenCalender erhalten?

Ich hoffe Ihre Jugend[3] fahre recht wol fort. Ihr ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Die franzöſiſche Rhein- und Moſel-Armee unter Moreau hatte, von der Verbindung mit der geſchlagenen Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan abgeſchnitten und von der Uebermacht der deutſchen Truppen bedrängt, Mitte September den Rückzug angetreten und räumte am 26. October durch den Uebergang über den Rhein den deutſchen Boden. Beinahe ſo arg wie die Franzoſen bedrückten nun die Kaiſerlichen das Land: die franzöſiſche Armee verurſachte einen Schaden von 5,894,534 fl., die kaiſerliche von 3,137,637 fl. (S. Verhandlungen des wirtembergiſchen Landtags vom J. 1797 ꝛc. I, S. 345. Um die auferlegten Kriegscontributionen ſowie die Naturallieferungen für die öſterreichiſchen Truppen beſtreiten zu können, war die Einberufung eines Landtags nöthig geworden, da nach der würtembergiſchen Verfaſſung eine Repartition ſolcher Kriegsſteuern ohne Zuziehung ſämmtlicher Landſtände nicht bewilligt werden durfte.)

[2] Vgl. S. 56.

[3] Provinziell für: Ihre Kinder.

182. Schiller an Cotta.

(Jena 31. Oktober 1796.) 11. Nov. empf.

Aus beyliegendem von Böhme erſehen Sie, daß der Vorrath von Almanachs-Exemplarien ſchwerlich reichen wird. Ich habe an Böhme nur noch 72 Exemplarien höchſtens zu ſchicken, worunter kein einziges Poſtpapiernes iſt. Außer den Paqueten, habe ich ihm in den neulichen Lieferungen 135 für Ihr Lager geſendet, welche mithin, ſeiner Erklärung nach alle weg ſind. Sie haben nun ſelbſt zu urtheilen, ob eine neue Auflage gemacht werden ſoll. Dieſe rieth ich aber in Tübingen oder Stuttgardt zu veranſtalten, wo Sie wahrſcheinlich ſchneller und wohlfeiler als hier bedient werden. Daß damit ſehr geeilt werden müßte, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, weil man aber ja genau weiß, wie viel auf jede Seite kommt, ſo könnten, im Nothfall, mehrere Setzer, ja mehrere Offizienen zugleich daran arbeiten, ſo daß in 20 biß 24 Tagen alles fertig wäre.

Weil aber jedermann nach Schreib- und Poſtpap.Exemplarien fragt, ſo wünſchte ich, daß Sie die Druckpapiernen bei der neuen Auflage ganz wegließen und ſehr ſchönes Schreibpapier dazu nähmen. Es wird ſicher viel beſſer verkauft.

Daß Sie dieſelbe Lettern, wie bey der erſtern beybehalten, iſt gar nicht nöthig. Ich ſelbſt wünſchte kleinere Lettern, (obgleich auch lateiniſche) ſo daß an dem Papier 1 oder 2 Bogen gewonnen würden, wenn 24 Zeilen auf die Seite giengen.

Auch könnte anſtatt groß Duodez klein Octav dazu gewählt werden, wenn Sie nehmlich kein recht großes Schreib- und Poſtpapier fänden.

Sobald ich Ihre Entſchließung weiß ſende ich die Kupferplatte von der Decke [illegible] Titelkupfer.

Bolten habe ich 8 Ldors bezahlen laſſen, wie die Quittung beſagt.[1] Sie ſind ſo gut, mir dieſes Geld noch in Rechnung zu bringen, und den Betrag deſſen, was ich auf die letzthin überſandte Almanachs-Rechnung noch gut habe, mir bald zu ſenden, weil ich viele Auslagen gehabt habe, und die Mitarbeiter noch bezahlen muß.

An Diaconus Conz und Magiſter Reuffer in Stuttg. bitte, auf meine Rechnung ein Poſtpapierenes Exemplar des Almanachs zu ſenden.

Leben Sie recht wohl. Der Ihrige   Schiller.

Im Fall einer IIten Auflage würden Sie wohl auch die Muſic in Stuttgart drucken laſſen können?

---

[1] Sie liegt dem Brief bei und lautet: „Berlin den 8ten Oct. 1796. P. P. Ich beſcheinige Ihnen hierdurch daß ich die 8 Frd'or als Bezahlung für die [illegible] von Herren von Humboldt habe ausgezahlt erhalten. Außer meinem Dank ſchicke ich Ihnen durch Hrn. Spener einen Gipsabdruck — weil es ſich darauf zarter ausnimmt — den ich für Sie gemacht habe. Mit größter Hochachtung empfehle ich mich Ihnen als Ihr ergebenſter Diener Fr. Bolt.“ [Adreſſe: Dem Herrn Hofrath Schiller Wohlgeboren in Jena. Druckſache.] Die Bolt-Spener'ſche Sendung erhielt Schiller am 31. Oct., dem Datum des obigen Briefs.

183. Schiller an Cotta.

Jena, 2. Nov. 96. 11. Nov. erh.

Ich ſende meinem letzten Briefe vom 31. October gleich einen zweyten nach, um Sie zu benachrichtigen, daß ich nach reiflicher Ueberlegung und des dringenden Falles wegen mich doch entſchloſſen habe, die neue Auflage des Almanachs hier in Jena zu veranſtalten. Göpferdt macht ſich anheiſchig, in Vier Wochen zuverläſſig damit fertig zu ſeyn, ſo daß ſie alſo Anfang Decembers nach Leipzig abgehen kann, welches wahrſcheinlich 4 Wochen früher iſt, als wenn ſie in Tübingen oder Stuttgardt beſorgt würde. Ich habe aber um den Riſico nicht zu groß zu machen nur eine Auflage von 500 Exempl. beſtellt, jedoch alle auf ſchönem Papier, demſelben worauf ich hier ſchreibe, den Ballen zu 40 Rthl. hieſiges Geld oder 36 Rthl. 20 Gr. Sächſ. Das Format wird zwar um ein weniges kleiner als das der erſten Auflage, aber doch ſo, daß die Decke gerade noch dazu paßt.

Mit allen Auslagen für Druck und Papier, für die Abdrucke der Decke und des Titelkupfers, für das Broſchieren von Einem Hundert Exempl. (denn die andern denke ich roh anzubringen) für Emballage und Fracht nach Leipzig werden die Koſten nicht über 21 Ldors ſteigen, die MuſicNoten ausgenommen, wovon nachher. Dieſer Riſico iſt klein, und ich will ihn ganz tragen, wenn Sie vielleicht mit dieſer neuen Auflage nichts zu thun haben wollen; doch denke ich, werden Sie nicht ungern darauf entrieren. Schon der Triumph, den wir über die Schreyer und Neider davon tragen iſt ſo viel werth.

Die Melodien ſind Sie ſo gut, in Stuttgardt ſo ſchnell und wohlfeil Sie können abdrucken zu laſſen, und mir mit dem bäldeſten zuzuſenden. Laſſen Sie aber 50 über 500 abziehen, weil mir zu der vorigen Auflage noch eine kleine Anzahl fehlt, die ich den Käufern habe ſchuldig bleiben müſſen. Zugleich werden Sie mich benachrichtigen, wieviel von der neuen Auflage ich Ihnen ſchicken ſoll. Ich ſende dieſe ganz an Böhme, wenn Sie mir keine andere Anweiſung indeſſen geben, und mache es vorher in einigen Zeitungen bekannt. Doch mit dem letztern will ich noch 14 Tage warten, biß die noch übrigen Exempl. der erſten vollends vergriffen ſind. Den Preiß riethe ich an auf 1 Rthl. ord. oder 18 Gr. netto zu ſetzen, und dieſes darum, weil es nicht rathſam iſt, die Verſchiedenheit der Preiße noch zu vermehren, und das neue PoſtPapier dem bey der erſten Auflage doch nicht verglichen werden kann. Dazu kommt, daß der Voßiſche Almanach, bey eben ſo gutem Papier und noch ſchönerem Druck auch nicht theurer verkauft wird. Doch über dieſen Punkt, ſo wie über die Spedition, erwarte ich noch Ihre Antwort.

Der Poſtwagen bringt Ihnen die zweyte Kupferplatte zu dem Hirtiſchen Aufſatze, die erſte haben Sie hoffentlich nun erhalten. Wenn dieſe zweyte Kupferplatte am 20. November in Ihren Händen iſt, wofür ich ſtehe, ſo kommt ſie, wie ich hoffe, gerade noch recht, um für das NovemberStück abgedruckt zu werden. Ich ſende daher hier den Beſchluß des Aufſatzes, der ſich darauf bezieht. Von dieſem Aufſatze darf das Kupferblatt nicht getrennt werden, daher verſparen Sie ihn lieber für das DecemberStück, wenn Sie zweifeln, daß die Kupferplatte, die ich am 5ten d. M. auf den Poſtwagen gebe, noch zeitig genug für das NovemberStück ankommt.[1] Es wäre mir aber freilich ſehr lieb, wenn dieſer Aufſatz in dieſem Monate geendigt werden könnte und in Stuttgardt fehlt es ja an Buchdruckern nicht. Sie können ja vorläufig, ehe die Platte ankommt, in Stuttgardt die Beſtellungen machen, und Herrn Leprêtre unterrichten, wo er die Platte, ſobald ſie ankommt, abzugeben hat.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe, daß ich Ihnen alles geſchrieben habe, was vor der Hand nöthig zu ſagen war. Der Ihrige

Sch.

184. Schiller an Cotta.

Jena den 9. Nov. 96. 10. Nov. empf.

Hier Manuſcript zu dem XIten Horenſtück.[2] Der Reſt folgt Ueber Morgen nach.[3] Ich werde Ihnen dann das Mſcrpt zum letzten Horenſtück unverzüglich ſenden, daß es wo möglich (und warum ich Sie ſehr bitte) 14 Tage nach dem eilften erſcheinen kann.

Ich hoffe nicht, daß wir bey dem neuen Jahrgang ſoviel Käufer verlieren ſollen, indeſſen mag es damit gehen wie es will, ſo muß das Journal doch das nächſte Jahr fortgeſetzt werden, wenn es auch mit dem dritten Jahrgange aufhört: denn unter den jetzigen Umſtänden[4] dürfen wir nicht nachgeben. Ich will übrigens dafür ſorgen, Ihnen alle mögliche Erleichterungen zu machen, ſo daß die Auslagen für das Journal mit dem 7ten, höchſtens 8ten Hundert der verkauften Exemplare völlig bezahlt ſeyn ſollen. Doch verſteht ſich, daß Sie alsdann auch nur ſoviel Exemplare abdrucken laſſen, als eben nöthig ſind, um das Papier nicht unnöthig wegzuwerfen. Wenn Sie nicht mehr 1000 Exemplare verſchließen, ſo bezahlen Sie mir 20 Louis weniger für die Redaction, auch ſoll das höchſte

---

[1] Die eigentliche Beſchreibung „des Emiſſärs des Fuciner Sees" kam mit der Karte erſt ins Dezemberſtück. Der „ſchrecklichen Schwere" des Hirt'ſchen Aufſatzes wünſchte Schiller einen „brillanten" Beſchluß des zweiten Jahrgangs entgegenzuſetzen: „aber noch ſehe ich nichts vor mir, und vom Himmel iſt in dieſen zwei Jahren ſo wenig gefallen, daß ich kein ſonderliches Vertrauen zu dieſen zufälligen Gaben habe." Er meinte, wenn nur Goethe noch ſo ein Paket Briefe fände, wie die aus der Schweiz (die Reiſe auf den Gotthard 1779 im VIII. Horenſtück), ſo würde er (Schiller) gern die Redaktion übernehmen. Aber auch Goethe wußte keinen Rath, was er Altes habe, ſei eigentlich verlegene Waare, und das Tagebuch ſeiner italieniſchen Reiſe ſowie ſeine Briefe aus Rom könnten nur durch ihn ſelbſt redigirt werden. (SchGBW. Nr. 255. 256.)

[2] Nach dem Schill.-Kal. Agnes von Lilien, von der aber nichts im XI. St. erſchien.

[3] Der Schill.-Kal. verzeichnet unter dem 11. Nov. eine weitere Sendung der Agnes von Lilien; ein Begleitbrief iſt nicht vorhanden.

[4] Nach der Herausforderung durch die Xenien. Auch der Buchhändler Karl Spener in Berlin ſchrieb am 6. Dez. 1796 an Cotta: „Werden die Horen fortgeſetzt? Hoffentlich wohl, ſollt's auch nur ſeyn um ſich gegen Nicolai und Manſo ꝛc. kein Dementi zu geben, — ſo weit wirds aber doch wohl nicht damit kommen, daß ſie wie Lavaters Manuſcript für Freunde bloß auf Koſten dieſer Freunde gedruckt würden."

Honorar alsdann 1 Ldors ſeyn. Den Wallenſtein kann ich nicht in die Horen geben, weil er da die gehörige Wirkung nicht machen würde, da das Publikum einmal ſo wenig guten Willen für die Horen zeigt. Sie ſollen ihn einzeln und ſo ſchön als es angeht drucken, ſo will ich für einen glänzenden Abſaz ſtehen. In nächſter MichaelisMeſſe können Sie ihn zuverläſſig debitiren und zugleich mit dem Almanach.

Die Ballen von Frankfurth haben Sie nun doch wohl erhalten, ich wünſchte daß ſie dort eben ſoviel Nachfrage erregen möchten als in Sachſen, welches freilich in dieſer kriegeriſchen JammerZeit kaum zu erwarten iſt. Sollte die Nachfrage in den erſten 14 Tagen gering ſeyn, ſo bitte ich Sie eine Proviſion von den Poſtpapier und VelinExemplaren ſogleich an Böhme zu ſenden, damit dieſe noch in Sachſen verkauft werden können, biß die neue Ausgabe fertig iſt. Wenn Sie alsdann ſpäterhin noch gute Exemplare brauchten, ſo können dieſe ja von der neuen Auflage genommen werden.

Göpferdt mahnt mich ſehr an ſein Geld. Ich hoffe, daß es in natura oder in Anweiſung bereits unterwegs iſt.

Leben Sie recht wohl und laſſen Sich von Unfällen nicht zu Boden drücken, die durch wenige gute Jahre wieder gut zu machen ſind.

Bey uns iſt alles wohl, und ich wünſche und hoffe, daß dieß auch in Ihrem Hauſe der Fall iſt. Der Ihrige

Schiller.

185. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Nov. 1796. (21 Nov.)

Mit der heutigen Poſt, die mir meinen Leipziger Meßbericht brachte, den ich noch abwarten wolte, um wegen der neuen Auflage Ihnen zu ſchreiben, empfange ich auch Ihre beide geehrte v. 31. Oct. u. 2. Nov. und danke Ihnen zuvörderſt für die Sorgfalt wegen der neuen Auflage, die ich vollkommen billige und wodurch Sie meinen Planen den Vorſprung von 3 Wochen verſchaft haben.

An der Rechnung bin ich Ihnen noch . . . . Rthlr. 115. 7.
im Reſt, hiezu die an Hrn. Bolt bezalten 8 Ldors à 5 Rthlr. „ 42. 16.
Rthlr. 157. 23.

wofür in der Anlage eine Anweiſung auf Hrn. Böhme von Rthlr. 158 folgt.

Hrn. Goepfert tilge ich in der Anlage ſeine Rechnung, auch habe ich Hrn. Krummbaar angewieſen, ihm einige 60—90 Rthlr. zu ſenden.

Die Melodien will ich in Stuttgart beſorgen laſſen, es wird aber ſchwer halten, ſie unterzubringen, doch in 3 Wochen hoffe ich immerhin Auswege zu finden, ich ſpedire ſie ſodann gleich per BriefPoſt oder PoſtWagen.

Mit dem Abdruk der Kupferplatten zum Hirtiſchen Aufſaz wird es bis zum

Decemberzeit anſtehen müſſen, da wirklich die Stuttgarter Kupferdrukerei[1] nur ſchlecht beſezt und für mich ſehr viel preſſantes zu thun iſt. Ob und was Sie mir ſeiner Zeit hiher ſenden ſollen, will ich in der Folge anzeigen.

Meinen herzlichen Dank für Ihre Bemühung mit der Spedition, und mein ebenſo herzliches Mitleiden über die Beſchwerden, die Sie ſich dadurch zugezogen haben: ich kenne diſe zu genau, als daß ich nicht das Unannemliche ganz fülen ſolte; auch weiß ich mir die kleinen Verſtöſſe gar wol vorzuſtellen, und es wäre das Unbilligſte, wenn ich im Mindeſten nur etwas darüber denken wolte.

Ihrer Frau Muter werde ich quartaliter die fl. 30 bezalen.[2] —

Wallenſtein wird wahrſcheinlich in ordinärem Format gedrukt werden? ich möchte gerne das Papier bald beſtellen.

Eicher in Thalacker hat mir noch keine Silbe geantwortet; da der PoſtWagen damals nicht gieng, ſo ſandte ich ihm Anweiſungen, habe ihm nun ſchon 3mal geſchriben, aber noch keine Antwort. Eiligſt. Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

So eben ſind die 2 Ballen mit dem WachstuchPäkchen angekommen, es war alles richtig, nur die 6 broſchirten Almanache, die nach Ihrer Angabe in leztern ſeyn ſolten, fehlen.

Solte ich mich bei Goepfert im GoldCours geſtoſſen haben, da ich den Januar Cours nicht genau kenne, ſo verſichern Sie ihn, daß ich supplendo ſuppliren werde.

Es wäre möglich, daß Sie nicht gute Gelegenheit hätten, die Wechſel nach Leipzig unterzubringen, Hr. Böhme kan ja alsdann Ihre, Goepferts und Hrn. Rat Hufelands Summe baar und franco überſenden. Von der Terpſichore ſolen mir 15 Abdrüke, die ich mir per BriefPoſt erbitten will. –

---

[1] Die Stuttgarter Kupferſtecherſchule und die mit ihr verbundene Kupferdruckerei war eine mit der Karlsſchule und mit der 1761 gegründeten Akademie der Künſte im Zuſammenhang ſtehende Schöpfung des Herzogs Karl, welcher 1776 dem eben aus Paris zurückgekehrten Johann Gotthard Müller (I, S. 104 A. 2) den Auftrag ertheilte, eine Kupferſtecheranſtalt in Stuttgart einzurichten. Schon im Dezember 1781 wurden Leybold und Necker, zwei Zöglinge Müllers, der auch Vorſtand der Schule war, zu Hofkupferſtechern mit Gehalt ernannt, denen im Lauf der nächſten 10 Jahre noch vier weitere: Schlotterbeck, Abel, Ketterlinus und Morace, ſich anreihten. Die der Anſtalt geſtellte ökonomiſche Aufgabe war, durch den induſtriellen Abſatz ihrer Erzeugniſſe die Verwaltungskoſten nicht nur zu decken, ſondern auch noch einen Nettogewinn für die Akademiekaſſe abzuwerfen. Die Kupferdruckerei konnte erſt ſpäter eingerichtet werden, da Anfangs kein ſachverſtändiger Kupferdrucker aufzutreiben war; noch im Jahr 1781 mußte Müller eine Reiſe nach Paris unternehmen, um dort die erſte größere, von ihm in der Heimath nach dem hiſtoriſchen Gemälde von Gerard Flinck „Alexandre vainqueur de soi-même“ ausgeführte Platte drucken zu laſſen. Als nach des Herzogs Karl Tode ſeine Schöpfungen aufgehoben wurden, friſtete nur noch die Kupferſtecheranſtalt, der einzige Reſt der hohen Karlsſchule, ein kümmerliches Daſein, ihrem Leiter Joh. G. Müller wurde ſein Gehalt entzogen, und er würde einem Ruf nach Dresden und ſpäter einem ſolchen nach Wien Folge geleiſtet haben, wenn nicht Herzog Friedrich, der nachmalige Kurfürſt und König, ihm eine würdigere Behandlung hätte angedeihen laſſen. (Vgl. A. Haakh, Beiträge aus Württemberg zur neueren deutſchen Kunſtgeſchichte, Stuttgart 1863, Wagner, Geſch. d. Karlsſchule I, 50 f., II, 383–390, III, 96–132.) Im Jahr 1807 errichtete Cotta in Gemeinſchaft mit G. H. Rapp in ſeiner Druckerei zu Stuttgart neben einer lithographiſchen Preſſe auch eine Kupferdruckerei.

[2] Die Dankſagung der Mutter vom 13. November iſt in Schillers Beziehungen S. 108 abgedruckt

186. Schiller an Cotta.

[Jena] 16. Nov. [1796.] 28. Nov. empf.

Hier den Anfang des Manuſcripts zum XIIten Stück der Horen.[1] Schicken Sie mir doch gleich mit dem nächſten Brief ein Verzeichniß deſſen, was im eilften kommt: ich könnte mich confundieren und muß es doch wiſſen, um das General Verzeichniß für den Jahrgang nebſt den Nahmen der Verfaſſer aufzuſetzen.

Ich bin dieſer Tage von Herrn Rath Schlegel dem Verfaſſer der Ueberſetzungen aus Schakeſpeare gebeten worden, ihm das Honorar dafür (4 Lvors pro Bogen) bald zu verſchaffen, daher ich Sie erſuche ſolches zu ſenden oder anzuweiſen. Auch ſind noch 2 Carolins an Herrn Bendavid in Wien für ſeinen Aufſatz im vorigen Jahr[2] zu bezahlen, welche Sie ihm durch Stahel in Wien zu ſenden bitte. Ich weiß nicht mehr, ob ſolche ſchon an mich bezahlt ſind; wäre dieſes, ſo kommen die 2 Carolins auf meine Rechnung.

Die erſte Recenſion unſeres Almanachs, in der Oberdeutſchen Litt.Zeitung,[3] haben Sie wohl längſt geleſen. Eine ſo unbefangene werden wir ſchwerlich ſonſt erhalten.

Göſchen hat ſich durch einen Mittels-Mann[4] wieder an mich gewendet, und läßt bey mir anfragen, wie er es mit dem Carlos, der nun ganz vergriffen ſey und nach welchem immer fort gefragt werde, zu halten habe. Auch wegen des Geiſterſehers[5] wovon eine dritte Auflage gemacht werden müſſe. Da ich ihm den Carlos nicht berechtigt bin zu nehmen, und es doch ſchade wäre, wenn dieſes Stück nicht unter der Sammlung meiner Schauſpiele mit enthalten wäre, ſo rieth ich doch an, eine vernünftige Compoſition mit ihm einzugehen, da er ſich jetzt wahrſcheinlich mehr beſonnen hat. Ob es nicht überhaupt gut wäre, wenn Sie beyde in der Ausgabe meiner Theaterſchriften Moitié machten. Jeder nützte dem andern durch ſeine Betriebſamkeit und ſeine Connexionen, und Sie gewännen, ſtatt eines Feindes der doch immer ſchaden kann, einen guten Freund. Auf jeden Fall wäre es fatal, wenn Göſchen jetzt den Carlos, ſo wie er iſt, drucken ließe; es würde der neuen Auflage der übrigen Schauſpiele doch Eintrag thun.

---

[1] Reiſe nach dem Zweiwitſchen See ꝛc. (Fortſetzung XII, 1–90.)

[2] Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt im VIII. St.

[3] Die erſte Anzeige des Xenienalmanachs geſchah eigentlich in R. Z. Beckers Reichsanzeiger vom 15. Okt., vgl. SchGB Nr. 231. Die in Salzburg unter Lorenz Hübners Redaktion erſcheinende Oberd. Allg. Litt.-Ztg. brachte am 8. Nov. eine „– km" (ſpäter „– Km.") unterzeichnete Beſprechung, welche die Xenien als neu, kühn und unterhaltend anerkennt, ihr Erſcheinen als eine Nothwehr erklärt, aber auch auf das Weſpenneſt, in das ſie geſtört hätten, und auf das heraufbeſchworene „ſchreckliche Ungewitter" hinweiſt. (Boas, Xenienkampf, II, 24, 235.) Goethen war „eine ſolche leichte, oberflächliche, aber wohlmeinende Behandlung des Ganzen nicht unerwünſcht", an Schiller, 12. Nov.

[4] A. W. Schlegel, der über die Michaelismeſſe in Leipzig geweſen war und am 17. oder 18. Okt. wieder in Jena eintraf.

[5] Der Geiſterſeher, welcher zuerſt abſchnittweiſe in der Thalia von 1787 und 88 veröffentlicht wurde, erſchien 1789 in beſonderer Ausgabe bei G. J. Göſchen; die zweite, vom Verfaſſer neu durchgeſehene und vermehrte Auflage erfolgte 1792.

Die neue Auflage des Carlos in der alten unveränderten Geſtalt zu verhindern muß ich Göſchen eine Umarbeitung verſprechen, und dieſe auch öffentlich ankündigen. Es iſt alſo der Moment, wo Sie mit Göſchen, des Carlos wegen, überein kommen müſſen, wenn dieſer nicht von den andern Stücken ganz getrennt werden ſoll. Doch brauchen Sie darum vor der Hand nicht an ihn zu ſchreiben, wenn Sie mich nur wiſſen laſſen, wozu Sie, in Rückſicht auf den Carlos, gegen Göſchen geneigt ſind.

1) ob Sie ihm ſein Recht an das Stück abkaufen wollen und womit (wozu ich am wenigſten rathe)

2) ob Sie in der Entrepriſe meiner Theater-Stücke Moitié mit ihm machen wollen?

3) ob Sie, um beydes zu erſparen, auf den Carlos renoncieren wollen? Laſſen Sie mich darüber aber bald Ihre Meinung wiſſen.

Leben Sie recht wohl, und behalten guten Muth.

Sch.

Die Erklärung, welche Schiller dem Mittelsmann A. W. Schlegel für Göſchen gab, findet ſich am Schluß der Briefe Schillers an Göſchen im II. Vltj. 1870 der Grenzboten S. [illegible]. Sie iſt dort undatirt und lautet:

„Ich habe überlegt, daß ich Göſchen, ehe ich noch Cotta's Meinung weiß, nichts poſitives proponiren kann, und beantworte alſo bloß die allernächſte Anfrage des Carlos und Geiſterſeh[illegible]s wegen.

Ueber den letztern iſt G. vollkommen Herr und Meiſter, denn ich weiß gegenwärtig an dem Inhalte nichts zu ändern, und will ihn bloß, der Sprache wegen, noch einmal durchlaufen. Vielleicht daß ich das kleine Fragment, den Abſchied, noch hineinflechte.[1]

Eine neue Auflage des alten Carlos iſt mir jetzt freilich nicht lieb, weil ich erſtlich anno 98 eine Umarbeitung davon herausgeben will und dann dieſes Stück gern mit der Sammlung meiner übrigen Schauſpiele in Zuſammenhang ſetzen möchte. Da ich dieſe nun an Cotta verſprochen habe, Göſchen aber auf den Carlos das erſte Recht hat, ſo kommt es darauf an, in wieweit beide zu dieſem gemeinſchaftlichen Zweck mit einander einverſtanden ſeyn wollen. Dieſes wünſche ich von Herzen und habe auch, wie ich Ihnen geſtern geſagt, Cotta in dieſer Abſicht an Göſchen einmal geſendet, zu meinem großen Verdruß aber erfahren, daß das, was ſie vereinigen ſollte, ſie nur entzweyt hat.

Vielleicht ſind beyde jetzt geneigter einander Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen und verſtehen ſich zu einer mehr gemeinſchaftlichen Unternehmung, gern will ich meine Hände dazu bieten. Auf jeden Fall aber bleibt Göſchen ſein Recht auf d. Carlos, den ich lieber von meinen anderen Stücken trennen, als wider ſeinen Willen einem andern geben will.

Leben Sie wohl. Sch."

Göſchen ſprach in ſeiner Antwort an Schiller vom 28. April 1797 (GSB. Nr. [illegible]) ſeinen „herzlichen Dank" für dieſe „gütige Erklärung" aus und fragte, da Carlos und

---

[1] Der „Abſchied" erſchien, nachdem im 3. Heft der Thalia von 1789 eine Fortſetzung des Geiſterſehers angekündigt war, im 8. als „Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geiſterſehers". Die am Schluß des „Abſchieds" verſprochene Fortſetzung erſchien nicht. In der 3. Auflage des Geiſterſehers, Göſchen 1798, iſt der „Abſchied" S. 185–201 mit einem kurzen Eingange zwiſchen den 6. und 7. Brief der Thalia eingeſchaltet. SS. IV, S. 335 Note zu ee.

Geiſterſeher vergriffen ſeien, an: ob er von erſterem eine Interimsausgabe veranſtalten ſolle, von der er, ſobald die neue Ausgabe zu Stande gekommen, die dann noch vorräthigen Exemplare ins Maculatur werfen wolle; ſowie ob er den Geiſterſeher unverändert wieder abdrucken ſolle, oder ob Schiller etwas daran zu verändern geneigt ſei. Vom Geiſterſeher kam ſchließlich 1798 bei Göſchen eine dritte verbeſſerte Auflage heraus, Don Carlos erſchien 1799 in einem unveränderten Abdruck.

187. Cotta an Schiller.

Tübingen, 18. Nov. 96. [25. Nov.]

Was Sie in Ihrem gütigen vom 9. h. über die Fortſezung der Horen in künftigem Jahr beſtimmten, iſt ganz meine Meinung; auch hoffe ich, daß es noch beſſer gehen ſoll, als es wirklich das Anſehen hat. Wenn wir nur Friede bekommen! Die Auflage will ich nicht gröſſer machen, als nötig iſt. Das 12te Heft ſoll dem 11ten ſchleunig nachfolgen; auch ſolten wir 97 1tes gleichfalls ſchneller in die Welt gehen laſſen.

Auf Wallenſtein freue ich mich königlich. — Ich will alles ſorgfältigſt bereiten, und bitte Sie daher, ſobald es Ihnen möglich iſt, Schrift und Format zu wählen, damit alles mit gehöriger Sorge angeſchaft werden kan.

Was den MuſenAlmanach betrift, ſo habe ich die wenigen mir übrig gebliebenen Exemplare bereits nach Leipzig an verſchiedene Beſteller ſpedirt; es war aber eine ſehr kleine Anzahl, die Schweizer und Ulmer Route, die ich noch zu beſorgen hatte, einige Nachbeſtellungen auf Frankfurt und unſre Gegend, hat mir nur noch 10 Exemplare auf ordinärem Papier und 2 auf Poſtpapier übrig gelaſſen. Ich bitte daher um möglichſte Beſchleunigung der neuen Auflage — die Noten werden in 10 Tagen fertig. Laſſen Sie inzwiſchen Titelkupfer und Umſchläge beſorgen, damit der Kupferdruker keine Hinderniſſe macht. Von den Noten ſende ich Ihnen 125 pr. Poſt, von den übrigen laſſe ich nach Leipzig gehen 300 — den Reſt behalte ich hier und daher wolte ich Sie auch bitten, 125 broſchirt nach Leipzig zu ſenden, 300 roh und den Reſt mir hieher.

Haben Sie Ihren kleinen Vorrat Drukpapierner Exemplare nach Leipzig geſandt? Böhme hat mir keine Nachricht davon gegeben. Aus meinem Schreiben vom 11. h. erſehen Sie bereits, daß ich Goepferdt ſogleich nach erhaltener Rechnung befriedigte. — Auch ſende ich ihm in der Anlage auf die neue Rechnung einige Anweiſungen.

Es freut mich, daß bei Ihnen alles ſo wol iſt, in meinem Hauſe iſt diß auch der Fall.

Mit dem nächſten HorenHeft ſende ich Ihrer Frau Gemalin als Kunſtkennerin die Abdrüke von Hohenheim aus dem GartenCalender[1] — ich wünſche, daß ſie

---

[1] Für 1797. Derſelbe enthielt 10, von Duttenhofer geſtochene Abbildungen einzelner Partien der Hohenheimer Gartenanlagen.

Ihr Freude machen mögen. Den GartenCalender habe ich Ihnen doch ſchon geſandt?

Mit der vorzüglichſten Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

188. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 21. Nov. 96.) [30. Nov.]

Manuſcript und das eine Kupfer[1] iſt angekommen, ich erwarte alſo noch das andre.

In der Anlage eine Liſte, was ich zuerſt ſpedirt wünſchte: ich bitte, diſe zur ſichern Spedition zu empfelen; ſo wie Beſtellungen innerhalb 8 Tagen nachfolgen, ſende ich diſe nach Jena, ſodann aber nach Leipzig.

Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

In den Daten der Cotta'ſchen Briefe und den Angaben des Schiller-Kalender ſcheint eine Verwirrung zu herrſchen. Mit dem eben mitgetheilten Brief Cotta's vom 21. Nov. wurde eine Speditionsliſte für den Almanach überſandt, ein „Nachtrag“ gieng mit dem Brief vom 30. November ab. Da der Schill.Kal. unter dem 12. Dezember den Eingang zweier Speditionsliſten verzeichnet, wäre anzunehmen, daß beide zuſammen an dieſem Tag in Jena eingetroffen ſeien. Schiller erwähnt aber in ſeinem Brief an Goethe, 12. Dezember, ein Cotta'ſches Schreiben mit dem Datum vom 4. Dezember, und es erſcheint demnach als ſicher, daß der Brief Cotta's vom 21. Nov. am 30. in Jena eintraf, die Liſte aber erſt ſpäter, vielleicht mit dem Brief vom 4. Dezember ſpedirt wurde. Der im Schill.Kal. unter dem 23. Nov. als eingegangen verzeichnete Brief Cotta's fehlt, ebenſo wie der vom 4. Dezember und der Brief, mit welchem das XI. Horen-Stück („IX.“ im Kal. S. 34 iſt Schreib- oder Druckfehler) in Jena eintraf. Was der Eintrag im Kalender unter dem 16. Dezember „Muſikalien von Cotta“ zu bedeuten habe, iſt unklar, da die Melodieen zur 2. Auflage des Xenienalmanachs erſt am 8. Dezember von Stuttgart abgiengen (ſ. Cotta's Brief vom 30. Nov.) und von andern Muſikalien nicht die Rede iſt. Von Schiller vermerkt der Kalender 3 Briefe an Cotta, welche zu Verluſt gegangen ſind: vom 21. November, als Antwort auf Cotta's an dieſem Tag eingelaufenes Schreiben; vom 28., mit welchem Körners Aufſatz über Wilhelm Meiſter überſandt wurde, den Schiller am 17. November erhalten hatte; und vom 2. Dezember. Im letzterwähnten Brief, der am 12. Dezember in Tübingen eintraf, hatte Schiller eine muthmaßliche Schätzung der Bogenzahl ſeines Wallenſtein gemacht (ſ. Cotta's Brief vom 13. Dezember).

---

189. Cotta an Schiller.

Tübingen, 28. Nov. 96. [5. Dez.]

Ihr gütiges vom 16. h. habe ich mit dem Anfang des Manuſcripts für Horen Dec. erhalten. Das Novemberheft enthält:

---

[1] Die Mſ. [illegible] den [illegible] der Zweiten [illegible]

I. Benvenuto Cellini
II. Reiſe nach Grotta Ferrata
III. Herakles bei Augejas[1]
IV. Cynthiens Schatten[2]
V. Ich denke dein[3]
VI. Die Tröſterinnen[4]

Nun habe ich fürs Decemberheft:

Reiſe nach Grotta Ferrata. Fortſ.
Benvenuto Cellini. Fortſ.
Agnes v. Lilien
Robert Guiscard[5]
Der Pilger[6]
Die Gefangenen[7]

das der Schäzung nach ein Paar Bogen mehr gibt, als diß Heft aufnemen kan, daher ich Benvenuto auf 97 aufheben werde.

Das Honorar für Hrn. Rat Schlegel wird 7½ alte Lvors betragen, wofür in der Anlage die Anweiſung auf Hrn. Böhme folgt.[8]

Bendavids Aufſaz vom v. J. haben wir ſchon berechnet, ich zale ihm alſo die 2 Carolins und habe es Ihnen notirt, und bitte desgleichen zu thun.

Die Recenſion in der Oberdeutſchen Litteratur Zeitung hat mir viele Freude gemacht; auch kan die gute Wirkung nicht felen; ich bin ſehr begierig auf die Recenſion in der Jenaer Litt. Zeitung. Diſe ſcheint die Fortſezung ihrer Recenſion von den Horen gänzlich vergeſſen zu haben.[9]

Es freut mich, daß Goeſchen ſich wegen des Don Carlos gemeldet hat, und noch mehr, daß Sie die Güte haben wollen, die Sache zu vermitteln: nur weiß ich ſchwer das Mittel ſelbſt zu treffen. Meines Herzens Wunſch nach hätte ich freilich gerne die Unternemung mit ihm gemeinſchaftlich gemacht, und zwar nach Verhältniß des Don Carlos zum Ganzen; da ſich aber Goeſchen auf einer Seite gezeigt hat, die mir von ſeiner Moralität nicht die beſte Begriffe erwecken mußte, ſo fürchte ich mich vor einer Societät, wo der hinterliſtige Feind, der die Maske der Freundſchaft, wenn es ſein Intereſſe erfodert, gar zu künſtlich vorzuhalten weiß, mich leicht auf eine Art behandeln könte, die mir zum Verdruß und Nachteil gereichen würde. Wenn es daher angienge und wenn es nicht gerade gegen Ihre Meinung wäre, ſo wünſchte ich lieber, ihm den Don Carlos abzuhandeln. — Gehet diß aber nicht wol an, ſo bin ich es zufrieden, wenn wir die Unternemung gemeinſchaftlich machen. Ich überlaſſe die Sache ganz Ihrem Gutdenken: Sie hatten die Freundſchaft für mich, mir diſen Ehrenvollen Verlag zu überlaſſen, es iſt daher auch nicht mehr als billig, daß ich mich ganz nach Ihrem Willen füge: was Sie hierinnen beſchließen und ausmachen, wird das gleiche Gepräge der Güte und Freundſchaft für mich haben. Auch kennen Sie Göſchen ſchon länger, als ich, und wiſſen am ſicherſten zu beurtheilen: ob es nicht beſſer iſt, ihn zum offenen Feind als zum verſtelten Freund zu haben: denn diß glaube ich immer, daß er mir nie wieder von Herzen gut wird, ungeachtet der Himmel es weiß, daß ich ihn immer ſchäzte und nie unfreundlich gegen ihn handeln wolte.

---

[1] Nach Theokrits 25. Idylle überſetzt von Voß (XI, 86—91).
[2] Elegie von Properz, überſetzt von Knebel (XI, 92—100).
[3] Von Friederike Brun, geb. Münter (XI, 100—106).
[4] Von Herder (XI, 107—108).
[5] Von Funk; s. S. 117 Note 1. Der Aufſatz, der mit einem Brief vom 13. Okt. aus Zſchochau am 17. in Jena eintraf, kam erſt in den folgenden Jahrgang, wo er durch 3 Hefte gieng.
[6] Von Voß (XII, 21—35).
[7] Von Pfeffel; vgl. die Note zu Schillers Brief vom 27. April 1797.
[8] Am 1. Dezember bezahlte Schiller an Schlegel, um ihn nicht bis zur Ankunft von Cotta's Geld oder Anweiſung warten zu laſſen, 20 Dukaten, darunter 8 Louis für Horen-Beiträge, das Uebrige für deſſen Beitrag zum Muſenalmanach (Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, S. 15).
[9] Es erſchien keine Recenſion des Xenienalmanachs, und der Schluß der in Nr. 4—6 von A. W. Schlegel begonnenen Rezenſion der Horen, den Schütz liefern ſollte, erſchien nie.

Diß muß ich noch bemerken, daß ich auf keinen Fall es gutheiſſen möchte, wenn Carlos nicht mit dem Ganzen erſchiene, ſondern von Göſchen als ein beſondres Werk herausgegeben würde. Vielleicht wäre es am klügſten, Sie ließen zuvörderſt Göſchen ſondiren, welchen Vorſchlag zur Ausmittlung er zu machen wüßte? Doch wie geſagt, was Sie thun werden, wird mir das Beſte ſeyn. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Eben beim Eintragen auf Ihre Rechnung bemerke ich, daß für Bendavid 4 alte Louis berechnet wurden,[1] ſolten Sie ſich alſo bei Beſtimmung von 2 Carolins, die ich bezalen laſſe, nicht geſtoſſen haben? Auf jeden Fall zale ich indeſſen diſe Summe, das Uebrige, ſobald Sie mich hierüber belehren.

*

(Auf einem beſondern Blatt von Cotta's Hand.)

Hr. Rat Schlegel hat zu empfangen:

Für den Aufſaz Horen 96. 4^{s} der bei unſrer Berechnung nur zu 3 Bogen angenommen wurde, der aber 3½ Bogen hält, mithin noch red für ½ Bogen	2 Louis
Horen 96. 6^{s} Stück 1⅜ Bogen	5½ »
	7½ Louis

190. Schiller an Cotta.

Jena, 30. Nov. 96. $\frac{9.\ \text{Dez}}{18.\ \text{Dez}}$

Sie erhalten hier die Fortſetzung des Manuſcripts zum XII. Horenſtück.[2] Noch einige Blätter nebſt dem Innhalts- und AutorenVerzeichniß für den ganzen

---

[1] Vgl. S. 157.

[2] Agnes von Lilien (XII, 58–104); Schill.Kal. 38.

Jahrgang bringt die übermorgende Poſt. Wenn des Manuſcripts zuviel für das letzte Stück ſeyn ſollte, ſo müßten Sie von dem großen Aufſatz Robert Guiſcard[1] weglaſſen, denn von der Agnes und dem kleinen Aufſatz über Wilhelm Meiſters Lehrjahre[2] darf nichts wegbleiben. Die Agnes macht, wo ich davon ſprechen höre, allgemeines Glück.

In 3 Tagen iſt der Almanach fertig und ich kann an Böhme eine Quantität ſchicken. Die Paquete an Bohn, Meyer, Renger ſende ich doch auch erſt an Böhme und die nach Frankfurt werde ich nicht frankieren. Wenn es üblich wäre, ſo können Sie Sich wohl mit den Buchhandlungen berechnen.

Böhmen habe ich erſucht mir, auf Ihre Rechnung, den Wilhelm Meiſter, den ich noch einmal haben muß, um ein Präſent damit zu machen, zu überſenden. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo wollen wir es künftig mit allen Büchern die ich etwa kaufe, ſo halten, daß Sie mir 25 pro Cent Rabatt davon geben.

Die von Ihnen angewieſenen Exemplare des neuen Almanachs an Bohn ꝛc. kann ich nur roh ſenden, weil ſie nur einen halben Tag vor Abgang des Fuhrmanns aus der Preſſe kommen. Das Broſchieren iſt aber auch nicht ſo nöthig, da man bey dem guten Papier das Exemplar immer ſehr wohlfeil hat.

Bey dem Wallenſtein wollen wir ganz den Druck des GroßCophta in Göthens neuen Schriften[3] zum Muſter nehmen, nur das Format muß viel größer ſeyn und anſtatt 20, 21 Zeilen auf die Seite kommen ohne daß die Proportion verändert wird. Ich wäre dafür daſſelbe Papier wie bey dem neuen Almanach dazu zu nehmen. Nach dem Drucke des Großcophta, und bey größerem Format, wird er höchſtens 17 Bogen enthalten. Vorn auf das Titelblatt kommt als Vignette eine Nemeſis,[4] dazu ich eine Gemme weiß, welche ich nächſtens werde abzeichnen laſſen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

[1] Von Karl Wilh. Ferd. v. Funck. Körner hatte dem Verfaſſer einige „Nachhilfen" für ſeinen [illegible] (Band III, [illegible]). Funck, geb. 15. Dez. 1761 zu Wolfenbüttel, Offizier in der [illegible] Armee, [illegible] in den napoleoniſchen Kriegen eine Rolle [illegible]. Er verfaßte verſchiedene, meiſt hiſtoriſche Werke. Schiller machte ſeine perſönliche Bekanntſchaft im Mai 1790, wo ihm Funck einen Brief Körners überbrachte, [illegible] Körner an Schiller, 15. Mai 1790 [illegible] und Sch. an K. 18. Juni 1790.

[2] Von Körner. Sein Brief vom 11. Okt., in welchem er den Muſenalmanach ſehr eingehend [illegible], wurde von Schiller an Goethe mitgetheilt, worauf Letzterer unter ausſprechendem Dank für den Verfaſſer auch deſſen Anſicht über ſeinen Roman zu erfahren wünſchte. Körner entwickelte hierauf in einem Schreiben vom 5. Nov. ſeine [illegible] Betrachtungen über den Wilhelm Meiſter, die Goethe ſehr [illegible] und von Schiller als „Auszug aus einem Brief an den Herausgeber der Horen" an [illegible] des XII. Stücks aufgenommen wurden (Schiller an Goethe, 19. Nov., an Körner, 21. Nov.). Der Aufſatz geht bis zu dem Schluß [illegible] auf Weglaſſung einer Periode und zwei leichte Veränderungen unverändert. Körner nahm das Stück in ſeine Aeſthetiſchen Anſichten, Leipzig 1808, S. 119 ff., auf.

[3] Berlin, bei Joh. Friedr. Unger. Erſter Band. 1792.

[4] Das Titelblatt des [illegible] erſchienenen erſten Druckes von Wallenſtein hat keine Vignette. [illegible] im zweiten Band der Zerſtreuten Blätter 1786 eine Abhandlung über die Nemeſis veröffentlicht [illegible] mit M. Bernays gelegentlich der Mittheilung eines Goethe'ſchen Briefes an Karl Auguſt im [illegible] Jahrgangs 1872 der Zeitſchrift „Im neuen Reich" bemerkt, das Intereſſe des Weimariſchen

191. Cotta an Schiller.

Tübingen, 30. November 96. [illegible] Dez.]

Hier nun wieder ein Nachtrag zur lezthin geſandten SpeditionsLiſte: die Muſik wird den 8. December in Stuttgart abgeben; da diß wahrſcheinlich zu ſpät in Jena ankommen wird, ſo laſſen Sie den Almanach ohne Muſik ſpediren, die ich ſodann nachliefern werde.

Nun iſt Eine Kupferplatte angekommen, die zweite aber, wovon Sie mir einen Abdruck ſchon längſt ſandten, nemlich Karte des lucini[illegible] Sees mit der umliegenden Gegend, habe ich noch nicht erhalten.[1]

In flüchtigſter Eile unter Beziehung auf mein Vorgeſtriges ꝛc.

J. F. Cotta.

G. H. Nöhden[2] an Schiller.

(Göttingen den 9ten December 1796.) [18. Dez.]

Wohlgebohrner, und Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Es wird Sie gewiſſermaßen überraſchen, von einem Ihnen gänzlich unbekannten Namen ein Schreiben zu erhalten.

Die Abſicht deſſelben iſt, Ihnen eine Engliſche Ueberſetzung von Ihrem Fiesko gehorſamſt zu überreichen.[3]

Der Unterzeichnete war einer von den Herausgebern dieſer Schrift; vor einigen Wochen kam er aus England zurück, und hat mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, Euer Wohlgebohren für Ihre großen Verdienſte ſeine Hochachtung zu bezeugen.

[illegible] für jene mythologiſche Figur [illegible] geworden. In einem Brief aus Rom, 11. Dez. 1788, an den Herzog (Briefwechſel mit Karl Aug. S. 61) erwähnt Goethe einer kleinen Nemeſis in Marmor, die Trippel [illegible] einer größeren im Muſeo gearbeitet hatte, und die er gern als Zimmerzierde für die Herzogin erworben hätte. Die Beſtellung ſcheint nicht gemacht worden zu ſein, und noch in einem Brief aus Rom, 18. Febr. 1788 [illegible] S. [illegible]), ſpricht Goethe keine Hoffnung aus, eine antike Nemeſis zu erwerben. Eine Nemeſis wurde auch im Frühjahr 1798 im [illegible] des ſogenannten römiſchen Hauſes im Park zu Weimar aufgeſtellt. (Riemer, Briefe [illegible] 45 f.) Vgl. auch Schillers Brief an Cotta vom 30. Okt. 1797.

[1] S. 203, Note 2; vgl. dazu die Nachſchrift in Schillers Brief an Goethe vom 12. Dez.

[2] Georg Heinrich Nöhden, geboren am 23. Januar 1770 in Göttingen, ſtudirte dort Philologie und Geſchichte, kam durch Vermittlung der ihm befreundeten Familie des Richard [illegible] 1793 als Erzieher eines Sohnes des Baronet Sir William Milner nach London, von wo er 1796 mit ſeinem Zögling einen Beſuch in Göttingen machte und im Juni 1797 über Braunſchweig nach Berlin reiſte. Im Oktober 1797 kehrte er von da über Hamburg nach England zurück, um mit ſeinem Zögling die Schule in [illegible] zu beſuchen. Nachdem er 1802 und 1804 wiederholt Beſuche in Deutſchland gemacht, übernahm er [illegible] die Erziehung der Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar, wo er Goethe kennen lernte, deſſen Abhandlung über Leonardo da Vinci er 1821 ins Engliſche überſetzte. (Goethe's Werke. Ausg. in 40 Bänden. Bd. [illegible] S. 383; Bd. [illegible]) Später bekleidete er die Stelle eines Beamten im Britiſchen Muſeum und ſtarb in London am 11. März 1826. (Vgl. Neuer Nekrolog der Deutſchen. IV. Jahrgang 1826. S. [illegible].) Schillers einziger Brief, der eine mehrjährige Korreſpondenz einleitete, am 23. Januar 1797.

[3] Fiesco, or the Genoese Conspiracy, a Tragedy, transl. from the German of F. Schiller by G. H. N. and J. Stoddart. London, Miller. 1796. 8°. Angezeigt iſt dieſelbe im [illegible] [illegible] 1798. Nr. 297. (Jördens, Lexikon ꝛc. IV. 479; Goedeke, Schillerbuch Nr. [illegible])

Man ſchätzt Ihre Genie-reichen Werke verhältnißmäßig in England eben ſo hoch wie in Deutſchland. Die gegenwärtige Ueberſetzung iſt die dritte, die man daſelbſt von Ihren dramatiſchen Producten bekannt gemacht hat. Die beiden erſten, nämlich 1. von den Räubern[1] und 2. von Kabale und Liebe,[2] werden Ihnen ſchon vorgekommen ſeyn, die 3te aber, von Fiesko, iſt Ihnen vermuthlich noch neu. Die von den Räubern hat ſchon 5 oder 6 Auflagen gehabt; ſie iſt wohl gerathen, und hat, wenn ich nicht irre, einen Herrn Macpherſon zum Verfaſſer. Mit der 2ten von Kabale und Liebe iſt man weniger zufrieden — und über die 3te endlich, iſt bis jetzt das Urtheil nicht geſprochen.

Mein Mitarbeiter, deſſen in der Vorerinnerung gedacht iſt, nennt ſich John Stoddart. Er iſt ein trefflicher Mann, und mein Freund. Wir waren beide Hofmeiſter auf der großen Schule zu Eton, bey Windſor, wo wir in unſern Nebenſtunden die Ueberſetzung zu Stande brachten. Er lebt jetzt in London, und ich werde mich mit meinem Eleven etwa ein Jahr in Deutſchland aufhalten, und alsdann wieder nach England zurückkehren. Der Herr Stoddart hat mir gleichfalls aufgetragen, Euer Wohlgebohren ſeiner Hochachtung zu verſichern.

Ein Brief wie der gegenwärtige, kann nicht anders als ein ſonderbares Anſehen haben. Ein ganz unbekannter Menſch ſchreibt, um ſich Euer Wohlgebohren bekannt zu machen, bloß darum ſich bekannt zu machen, damit er Ihnen ſagen könne, wie hoch er Ihre Talente ſchätze. Dieß bringt natürlich eine Beſchreibung von ſeinem eigenen Character und andere detaillirte Nachrichten mit ſich. Ich habe dieſe aber, ſo ſorgfältig als möglich, laconiſch abzufaſſen geſucht, damit ich durch einen zu langen Introductions Brief nicht die Grenzen des Wohlſtandes überſchreiten mögte. Hätte ich aber das Glück Euer Wohlgebohren ſchriftliche oder perſönliche Bekanntſchaft zu erhalten, dann würde ich mich, in dieſer Hinſicht, mehrerer Freiheit bedienen. Ich eile jetzt mich Ihnen unterthänigſt zu empfehlen, und beharre mit unumſchränkter Hochachtung Euer Wohlgebohren ergebenſter Diener

Georg Heinrich Nöhden.
Göttingen, bei Madame Spickermann.

Boie an Schiller.

Meldorf 12. Dzmbr. 1795. [10. Dez.][3]

Ihr Schreiben vom 25ſten Novbr.,[4] mein hochgeehrteſter Herr und Freund, hat mir alle die Freude gemacht, die es mußte, und ich beantworte es Ihrem Wunſche gemäß gleich.

Mein Exemplar von Cellini's Leben, das von England aus ſo leicht nicht zu bekommen ſein mögte, weil es ſich ſchon ziemlich ſelten gemacht haben ſoll, ſteht dem Hr. GR. v. Göthe ſehr zu Befehl,[5] und ich will froh ſein, wenn ers als einen Beweis meines

---

[1] The Robbers, a tragedy translated from the German of F. Schiller. London, 1792. Robinsons, 8°. (Vgl. Jördens' Lexikon u. IV. 474, Wurzbach, morg. 1166.)

[2] Cabal and Love, a tragedy translated from the German of Frederic Schiller, Author of the Robbers, D. Carlos, Consp. of Fiesco etc. London 1795. Boosey, 8°. (Der Ueberſetzer iſt J. J. A. Timäus; vgl. Jördens IV, 476. Wurzbach, morg. 1129 u. 30.)

[3] Nach Nr. 392 der SchrP. hatte Schiller den Brief ſchon am 18. in Händen. Schillers Beziehungen zu Boie reichten ſchon aus dem Jahre 1784 her; im II. Bd. von Boie's deutſchem Muſeum 1784 S. 564–570 war die von Schiller unterzeichnete, aus Mannheim, 11. Nov. datirte Ankündigung der Rheiniſchen Thalia erſchienen. SS III, 528–534.

[4] Im Schill.Kal. S. 11 unter dem 25. Nov. verzeichnet.

[5] „Wenn Sie an Boie ſchreiben, ſo fragen Sie ihn doch ob er mir die engliſche Ueberſetzung [von Cellini], die ich von ihm durch Eſchenburg habe, überlaſſen will. Ich will gern bezahlen was ſie koſtet und auch ein Exemplar meiner Ueberſetzung, wenn ſie einmal ganz herauskommt, verſprechen." Goethe an

Andenkens, meiner Verehrung und meiner Dankbarkeit für ſo manche aus ſeinen Schriften geſchöpfte Belehrung und Unterhaltung annehmen will. Seine Ueberſezung ſoll mir künftig ſtatt des Originals dienen, und wird dadurch auch einen gröſſern Werth für mich bekommen, daß ich ſie aus ſeiner eigenen Hand erhalte. Wenn ich ihn jezt einmal wieder ſähe, würden wir vermutlich mehrere Berührungspunkte finden, als vor zwanzig Jahren.[1]

Es war mir ſchon leid, daß ich gewagt hatte, einem Meiſter und Kenner, wie Sie, Reime eines bloſſen Liebhabers, zwiſchen Aktenſtaub und nur dieſen einmal abzuſchütteln verſucht, zuzuſenden,[2] und ihre Einrückung in eine Monatſchrift zu verlangen, die nur Meiſterſtücke enthalten ſolte, und ihrer wirklich ſo manche enthält. Ihre Erklärung, daß Sie ſie aufnehmen wollen, macht mir indeß, was ſoll ich es leugnen? Vergnügen, weil ich dabey vorausſeze, daß dieſe Erklärung, wie Ihr Wunſch, auch einige Stücke von mir in den Almanach aufzunehmen, nicht bloß Höflichkeit iſt. Iſt ſie das, ſo bitte ich Sie, und das ganz ernſthaft, legen Sie ſie ohne alles Bedenken hin.[3] Ich habe wenigſtens nicht mehr die Eitelkeit der mittelmäßigen Reimer, und weis ganz, was meinen Verſuchen fehlt. Ich habe, ſeitdem ich Ihnen ſchrieb, ſo viele Geſchäfte und Zerſtreuungen gehabt, daß auch nicht Eine Stanze mehr von der gröſſeren Erzählung fertig geworden iſt, und ich zweifle ſehr, daß ſie dieſen Winter vollendet werden wird. Im Sommer giebt mir der Garten die Erholung, die ich brauche, und ich bin dann durch die gezogenen Blumen und Pflanzen gewiſſer, als durch Gedichte, auch andern Vergnügen zu machen. Für den Almanach habe ich unter meinen Papieren noch manches, was wenigſtens als Füllſtück dienen kan, und ich will gelegentlich etwas für Sie ausſuchen. Die kriegriſche Geſtalt Ihres lezten[4] hat mich nicht abgeſchreckt, wiewohl ich mit einigen der Gegeiſſelten Mitleid gehabt habe. Uebrigens iſt es mir lieb geweſen, mein Urtheil über ſo manches neue Produkt von dem Meiſter beſtättigt zu finden, von deſſen Hand die Xenien nur ſein können. Anziehender als dieſe ſatiriſchen Diſtichen ſind mir indeß die geweſen, die eine tiefe Empfindung, eine groſſe Wahrheit oft ſo glücklich in zweien wie hingeblaſenen Zeilen ſagen, und die bedeutenden Blicke, die manche andere ins Innere der Kunſt und Wiſſenſchaft werfen. Manche, ich bekenne es Ihnen, verſtehe ich gar nicht, weil mir der Schlüſſel fehlt.

Wegen meines Freundes und Schwagers Voß, an dem, als einem der edelſten Menſchen, die ich kenne, meine ganze Seele hängt, bin ich in groſſer Sorge geweſen. Henslers Kunſt, hoffe ich indeß jezt, hat über ein Nervenfieber geſiegt, das gefährlich zu werden drohte.

Meine Frau freut ſich innigſt des Andenkens von der Ihrigen, und will, wenn nicht mit dieſem Briefe (ihre vier Kinder, von denen ſie immer umringt iſt, laſſen ſie ſo ſelten ans Schreiben kommen,) doch bald einmal die Schuld abtragen, in der ſie bei ihr ſeit Jahren zu ſtehen ſich Vorwürfe macht. Ich bin froh, daß dieſe gegenſeitige Achtung und Freundſchaft unſerer Frauen auch ein Band zwiſchen uns werden zu wollen verſpricht, das zwiſchen Männern nie beſſer und feſter geknüpft wird, als durch gute Weiber, wie die unſrigen gewiß ſind. Ich empfehle mich mit meiner Sara Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin und umarme Sie am Schluß dieſes Briefes als Ihr Freund

Boie

Schiller 19. Okt. 1796; vgl. auch Goethe's Brief vom 18. Nov. und Schillers Brief an Goethe vom [illegible] Dez. Das Exemplar des engliſchen Cellini hatte Hufeland in Jena in Goethes Namen ſich von Eſchenburg erbeten und dieſer es am 21. Mai überſandt. (Vgl. Goethe an Hufeland 1. Juli in Hirzels Goethe-Bibl. 1874. S. [illegible])

[1] Goethe war durch Gotter mit Boie bekannt geworden und hatte dieſem Beiträge in den von ihm bis 1775 redigirten Muſenalmanach geſendet. Als Gegengeſchenk ſandte ihm Goethe am 6. Juni 1797 ſeine Schriften (bei Unger) mit einem freundlichen Brief (vgl. SchGB. Nr. [illegible]).

[2] Am 2[illegible]. Sept. 1796 erhielt Schiller von Boie eine Zuſendung von Gedichten.

[3] Von Boie erſchien im XII. St. der Horen 1796, S. 21–38 eine poetiſche Erzählung: „Der Pilger“. Im Muſenalmanach erſchien nichts von Boie.

[4] Die Xenien.

Dürfen Sie mir den Verfaſſer der trefflichen, leider abgebrochenen Erzählung im letzten Stück der Horen[1] nennen? Auch Nathan iſt dem Boccaz nacherzählt,[2] daß der was ähnliches verſuchen wollte, verzweifeln möge.

---

192. Cotta an Schiller.

Tübingen 13. December 96. [19. Dez.][3]

Ihr geehrtes vom 30. Nov. ſo wie der Reſt des Manuſcripts zu Horen 12tes iſt vor 3 Tagen und geſtern richtig eingegangen. — Ihre Vorſchrift wird genau befolgt werden.

Ich hoffe das Paket mit den Almanachen ſeye nun auch an mich abgegangen; da viele mit Schmerzen auf die neue Auflage warten.

Hr. Rat Becker hat gar zu ſchön im R. A.[4] geantwortet; wenn alle ſo antworteten, ſo hätte man allein hierinnen Stoff für 400 neue Xenien auf 98.

Es iſt mir ſehr angenehm, wenn Sie Ihre Bücherbedürfniſſe von Böhme für meine Rechnung beziehen wollen; die 25 Procent Rabatt ſind bereits bemerkt.

Daß Wallenſtein ſchon ſo weit gediehen iſt[5], daß Sie die BogenAnzahl ſchäzen können, hat mir herzliche Freude gemacht; ich will für das beſte Aeuſſere ſorgen. — Laſſen Sie von der Nemeſis doch eine gute Zeichnung machen, damit der Kupferſtecher auch etwas Schönes liefern kan.

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Koſegarten an Schiller.

Altenkirchen am 15. Decbr. 1796.[6]

Ich danke Ihnen für das köſtliche Geſchenk Ihres Muſenalmanachs. Aber das köſtlichſte unter dem Köſtlichen dünkt mich doch bey weiten Ihre Klage der Ceres zu ſeyn. Wie ſoll ich Ihnen die Würkung beſchreiben, die dieſer unnachahmliche unnachſingbare Geſang auf mich hervorgebracht hat. So wie ich nur die erſte Stanze leſe, wird mir, als ob irgend ein melodiſcher Schwan mich mit ſich in die Höhe höbe, auf weichem, wiegenden Fittig mich durch die ſäuſelnden Lüfte trüge, und endlich ſanft mich niederſenkte auf irgend einem bezauberten Eyland mitten unter wankenden Blumen, rieſelnden Quellen, flüsternden Bächen. — Wahrlich, so voll und tönend auch Ihre Götter Griechenlands, so melodisch verschlungen auch Ihr Reich der Schatten, so leicht und spielend auch Ihre Würde der Frauen fliegen, so dünkt mich doch, daß Sie bis itzt noch nichts gedichtet haben, was jener Klage an Zartheit, Reinheit, Klarheit und Innigkeit gliche. Es ist mir gegangen mit diesem Liede, wie es jenen ehrlichen Abderiten mit der Andromache des Euripides ging[1] — Tage und Nächte hat es um mich und in mir gesungen und geklungen, und nicht eher habe ich wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht gelangen können, als bis ich etwas ähnliches in gleichem Geist und Odem hervorgebracht hatte; was aber freilich nur den alten Spruch bewähren dürfte, daß, wenn gleich Zween das Nehmliche thun, es doch darum nicht Dasselbe wird.

---

[1] Der Agnes von Lilien.

[2] Nathan. Aus dem Dekameron des Boccaz. (Von Sophie Mereau; IX, 86—94.)

[3] Am 19. Dez. trafen in Jena die von Cotta überſendeten Novemberhefte von Poſſelts Annalen und der Flora ein.

[4] Reichsanzeiger von R. Z. Becker, Nr. 251 vom 28. Okt.; Schiller ſchrieb an Goethe über dieſen Angriff: „Sie können ſich nichts Erbärmlicheres denken.“ Die Xeniendichter lernten freilich bald noch viel Erbärmlicheres kennen.

[5] „So weit“ war er denn doch nicht. Schiller ſchrieb am 28. Nov. an Körner: „noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da.“ Wallenſtein war Anfangs in Proſa geſchrieben; erſt im November 1797 entſchloß ſich Schiller für den Vers und mußte alles bis dahin Ausgearbeitete umdichten.

[6] Vgl. S. 128, Note 2.

Ihre Tabulae votivae sind eben so viele geflügelte Siebenmeilensprüche, und auch unter den Xenien sind manche, die ihres tiefen Sinns und ihrer inhaltschweren Bedeutsamkeit halber einen Platz unter jenen verdienten.

Was die strengen, wiewohl, soviel ich weiß, nicht unverdienten Züchtigungen anlangt, welche Sie einigen unserer verlautesten und ruhmseligsten Schriftstellern haben angedeihen lassen, so dünkt mich, daß auch diese gar nicht schaden können. Es werden freilich von den Getroffenen die Einen ein erbärmliches Gezeter verführen, die andern sich gebärden, als ob sie verachten dürften. Aber am Ende wird es wirken; man wird vorsichtiger werden und Sie in Ruhe lassen.

Itzt, nachdem ich Ihrer und der Göthischen Werke gedacht habe, auch meiner eigenen zu erwähnen, möchte mich fast verdrießen; wie ich denn überhaupt von Ihnen und noch einigen Wenigen schwerlich etwas lesen kann, ohne an mir selbst zu verzagen; auch nicht eher wieder Glauben an mich gewinne, als wenn ich die Produkte so Mancher anderer vergleiche, die doch mich an Berühmtheit weit zurücklassen.

Ueber die bewußten Auslassungen[2] bin ich nicht durchweg Ihrer Meinung. Die Harmonie der Sphären[3] hat ganz gewiß durch sie gewonnen; und in dem ersten Liede des Geständnisses[4] haben Sie bald zu Anfange eine oder zwei Strophen gestrichen, deren empörender Doppelsinn mich itzt erschreckt, ob ich gleich bei Verfertigung des Liedes kein Arg aus ihm hatte. Schwerlich aber werden Sie mich überreden, mein verehrungswürdiger Freund, daß die von Ihnen gestrichenen Stanzen im zweyten Liede des Geständnisses,[5] und weniger noch die in dem Gedicht Arkona[6] Ihrer kritischen Scheere bedurften. Dort dünkt mich, haben Sie einige der zartesten Züge vertilgt, und hier einige der unentbehrlichsten. In jenem Liede scheint mir keine einzige Strophe überflüssig; und in diesem scheint es mir nur die sechzehnte. Werden Sie es mir verzeihen, mein Hochgeschätzter, wenn ich mir einbilde, daß Sie sich dießmal nicht Zeit genommen haben (wie es denn freilich Ihre Zeit und Mühe nimmermehr belohnen konnte) den Plan des letztern Liedes zu umfassen. In der That, diese arme Arkona scheint mir itzt einem schwerfälligen, verstümmelten Rumpfe zu gleichen, der mit seiner Mißgestalt die schönen lebendigen Gebilde, die sich rings um ihn her in freudiger Kraft bewegen, beschämt und betrübet.

Es ist übrigens kein Wunder, daß wir über diesen Punkt zweyerley Meinung sind, da ich den Grundsatz, von dem Sie als Kunstrichter ausgehn, nicht schlechterdings anerkenne, vielleicht nur darum weil ich ihn nicht ganz fasse — Doch Sie erwähnen Selbst daß die Unterſuchung dieſer Materie für einen Brief zu weitläufig iſt, und eine Abhandlung zu ſchreiben, habe ich nie gewagt.

---

[1] Wielands Abderiten. III. Buch. 12. Kap.

[2] Goethe rühmt in den Annalen Schillers Kunst, den Werth eines Gedichts durch Auslassen und Streichen des Ueberflüssigen zu erhöhen.

[3] Mus.Alm. f. 1797. S. 53.

[4] Horen 1796. XI. S. 91. Das Geständniß. Erstes Lied. [illegible]

[5] Horen 1796. XI. S. 96. [illegible]

[6] Mus.Alm. 1796. S. 75.

Ich bin itzt in einer Arbeit begriffen, die nicht füglich eine getheilte Kraft und Aufmerkſamkeit verträgt. Mit dem Jenner denke ich ſie zu beendigen; und hoffe dann, für die ſchöneren Sachen wieder aufzuleben; da ich dann nicht mehr ermangeln werde, was mir etwa gelingen ſollte, Ihnen zuzuſenden.

Können Sie ſich vorſtellen, daß ich von Ihren früheren Schauſpielen den Räubern, Kabale und Liebe, und dem Fiesko noch nie einer ächten Ausgabe habe habhaft werden können, ſondern immer nur der verſtümmelten, verſchnittenen verPlümikten![1] Sollten jene noch vorhanden ſeyn und Sie ſie mir verſchaffen können, ſo würden Sie mir einen gar großen Gefallen erweiſen.

Leben Sie wohl, und erfreuen Sie bald wieder mit einigen Zeilen Ihren

Koſegarten.

Wer iſt es denn, der die vortreffliche Agnes von Lilien ſchreibt! Ich habe auf Sie gerathen, und auf Göthe. Zuweilen aber finde ich etwas Fremdes darinn, das ich an Ihnen ſonſten nicht kenne. Ich würde auf den Dichter des Woldemar und Allwill[2] rathen; aber dieſer ſchöne Frühling hätte ſchwerlich mehr Dämmerung hineingebracht. Am Ende wird es doch wohl einer der beyden Erſteren ſeyn — wenn nicht, deſto beſſer! ſo haben wir einen Dritten, der jenen beyden gleich iſt!

193. Schiller an Cotta.

([Jena] 16. Dec. 96.) (49 Bg.)

Ueber einem ſehr beſchäftigten Poſttag hätte ich beynahe zum zweytenmal vergeſſen, was ich Ihnen ſchon vorgeſtern ſchreiben wollte.[3] Ich erſuche Sie nemlich auf Abſchlag des Honorars für den Verfaſſer der Agnes von Lilien 20 Carolins unter der Adreſſe des Pfarrer Hurter zu Schafhauſen in der Neuen Schule abzuſenden. Diß iſt zwar nicht der Verfaſſer, aber dieſer bat mich, die 20 Carolins ohne weiteres an jenen Hurter zu ſenden.[4]

---

[1] Die durch K. M. Plümicke's Bearbeitung verballhornten Schiller'ſchen Dramen.

[2] F. H. Jacobi.

[3] Dieſer, auch im Schill.-Kal. verzeichnete Brief vom 14. hat ſich nicht vorgefunden.

[4] Die Verfaſſerin der Agnes von Lilien lebte mit ihrem Gatten, nachdem die Kriegsſtürme ſie aus Bauerbach vertrieben hatten, ſeit dem 12. Auguſt 1796 in Jena bis zum Herbſt, zu welcher Zeit W. v. Wolzogen, um ſeine Anſtellung zu betreiben, ſich nach Weimar begab. Es erſcheint befremdend, warum Karoline die Honorarzahlung in die Schweiz anweiſen ließ und nicht unmittelbar durch Schiller bezog, in deſſen Nähe ſie wohnte und der durch Empfangnahme des Geldes immerhin die Anonymität der Verfaſſerin bewahrt hätte, wenn man nicht annehmen dürfte, das Wolzogen'ſche Ehepaar habe jene Summe zur Deckung der Erziehungskoſten ihres Sohnes Adolf verwendet. Derſelbe, am 10. Sept. 1795 in der Gemeinde Burg bei Stein a. Rh. geboren, kam bald nach der Geburt auf das zwiſchen Stein und Schaffhauſen gelegene Gut Bibern in die Pflege einer Frau Stiel. Privatmittheilungen zufolge hatte ein Neffe dieſer Frau, Pfarrer Stiel in Hemmishofen, deſſen Schwiegervater, ein Hr. v. Roleden, ſeiner Zeit herzoglich gothaiſcher Miniſter geweſen war, jenen Aufenthalt vermittelt. Pfarrer Hurter in Schaffhauſen, zu dem Schiller auch ſonſt in Beziehungen ſtand — er ließ am 5. Sept. 1798 auf ihn durch Cotta 24 fl. anweiſen und verwendete ſich am 7. Aug. 1802 bei [illegible] für ihn wegen literariſcher Beſchäftigung —, wäre dann der Mittelsmann geweſen, durch deſſen Hände das Koſtgeld bezahlt wurde. Oder war das Wolzogen'ſche Ehepaar während ſeines Aufenthalts in Schaffhauſen im Winter 1794 zu Hurter ſelbſt in ein Verbindlichkeitsverhältniß getreten? (Charl. v. Schiller und ihre Freunde II, S. 189 u. Anmerkung.) — Der in Rede ſtehende Hurter iſt, nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Antiſtes J. J. Mezger in Schaffhauſen, Bibliothekars an

Es liegt mir daran, den Verfaſſer dieſer Erzählung zu verpflichten, da wir Ehre damit eingelegt haben.¹

Heute nichts mehr, denn die Poſt geht ſogleich. Vorgeſtern iſt, wie mir Gerhardt ſagt, ein Paquet mit 70 Almanachen an Sie abgegangen.

Leben Sie recht wohl. Der Ihrige

Schiller.

194. Cotta an Schiller.

Tübingen 25. Dezember 1796. (13. Jan. 1797.)

Der heutige PoſtWagen nimmt das XIIte HorenStük mit, wovon hier ein Vorläufer: Sie finden im Paket den GlasAbdruk von Bolt, der ſich hieher verirrte.²

Aber wo bleibt denn das erſte Kupfer? Bis dieſe Stunde iſt noch die Platte nicht zugekommen.

Ich möchte Sie wol einmal bitten, wenn Sie Zeit und Muſſe haben, mir zu einigen Xenien einen Commentar zu geben; ich möchte gerne alle verſtehen.

Wird die Litt. Zeitg. den 2ten Theil der HorenRecenſion im Reſt bleiben?

Mögen Sie und die Ihrigen das künftige Jahr glüklich beginnen! Die beſten Wünſche begleiten Sie. Mich drükt der Schmerz noch hart, den ich zu Anfang dieſes Jahres erlitt³ — die Zeit iſt ein langſamer Tröſter.

Unwandelbarſte Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Darf ich den Verfaſſer von Agnes von Lilien nicht wiſſen?

195. Schiller an Cotta.

Jena 30. Dec. $\frac{\text{10. Jan. 97.}}{\text{14. Jan.}}$

Hier Manuſcript für I. Horenſtück, das Gedicht wird nach dem Robert Guiscard eingerückt, und bleibt weg, wenn dieſer das Stück ausfüllt.⁴ Da wo

---

der dortigen Stadtbibliothek, der Pfarrer Georg Martin Hurter, geboren 1760, im Jahr 1788 Pfarrer zu Buch, Kanton Schaffhauſen, ſpäter in Schaffhauſen ſelbſt, wo er im Gymnaſialgebäude wohnte, das damals [illegible] die „neue Schule" genannt wurde. Seit 1804 Conrector am Gymnaſium, nach einer Zeit Bibliothekar an der dortigen Stadtbibliothek, ſtarb er im Jahr 1826.

¹ „Agnes von Lilien macht allgemeines Glück". Schiller an Goethe, 12. Dez.; „Agnes von Lilien wirkt hier großes Glück; man fragt ſich nach der [illegible]". Körner an Schiller, 11. März 1797.

² Der Probedruck, vgl. S. 206, Anm.

³ Der am 3. Jan. 1796 erfolgte Verluſt ſeines Töchterchens.

⁴ Nach Robert Guiscard kommt im I. St. kein Gedicht, ſondern [illegible]. Am Schluß (S. 102—104) befinden ſich zwei Gedichte: Der Gefangene und die Freundſchaft, von denen aber keins das gemeinte Gedicht ſein kann. Vgl. S. 226, Anm. 2. „Der Gefangene" iſt von Pfeffel, vgl. S. 243 A. 1; das andere iſt anonym erſchienen. Körner fragte zwar am 18. Febr. 1797 an, ob daſſelbe nicht den gleichen Verfaſſer habe, wie das Lied nach dem Franzöſiſchen im Almanach (S. 185: Amors Schickſale, mit der Chiffre-Unterſchrift W. d. h. Herder), aber Schiller ließ die Frage „unbeantwortet", und im Regiſter der Horen blieb jenes Gedicht unbezeichnet.

ich das Zeichen ☧ gemacht, können Sie dieſen Aufſatz abbrechen laſſen. Weil ich nicht ganz gewiß bin, wie viel Platz das überhaupt geſandte Manuſcript einnimmt, ſo will ich mit nächſter Poſt gleich neues ſenden. Hoffentlich haben Sie beyde Kupferplatten zu dem Fuciniſchen See.

Die 2te Auflage der Horen[1] iſt vergriffen, denn das lezte 100, das ich noch hier gehabt, hat Böhme dringend nachgefodert. Ohne Zweifel würden noch einige hundert Exemplare zu verkaufen ſeyn, wenn wir ſie hätten, da noch nicht einmal der Januar da iſt, und es läßt ſich auch wohl erwarten, daß der Almanach in den nächſten Jahren noch nachgefodert wird. Es kommt alſo auf Sie an, ob Sie, um den Nachdruck zu verhindern, noch eine Auflage machen wollen, die Sie in Ihrer Nähe bequem veranſtalten können. Ich ſende Ihnen in dieſem Fall Umſchläge und Titelkupfer, oder die Kupferplatten ſelbſt zu. Senden Sie mir doch bey Gelegenheit ſchöne PapierProben für den Wallenſtein zu. Ich bin dafür ihn ganz auf Schreibpapier zu drucken.

Adieu. Viel Glückwünſche zum Neuen Jahre! Der Ihrige

Sch.

196. Schiller an Cotta.

[Jena] 2. Jan. 97. 11 Jan. empf.

Aus dem XII. Horenſtück, das ich heute durch Briefpoſt erhalte, erſehe ich, daß Sie das Manuſcript von der Agnes, das ich für zwey Hefte beſtimmt zu haben glaubte, in Einer Folge haben abdrucken laſſen, und alſo für das Januarſtück nichts davon übrig iſt, denn die neue Lieferung hat mir der Verfaſſer noch nicht geſchickt. Wir haben alſo im Januarſtück nicht Mannichfaltigkeit genug, daher ich Sie bitte, die hier folgende Erzählung[2] ja noch darinn abdrucken zu laſſen. Sie wird mit dem, vorgeſtern überſandten, Gedicht ohngefähr einen Bogen ausmachen,[3] der Cellini und Robert Guiſcard dürfen immer gegen 6 Bogen zuſammen füllen.

Den Verfaſſer der Agnes kann ich Ihnen noch nicht nennen. Hier und in der ganzen Gegend hält jedermann Göthen dafür, er iſts aber nicht.

In Straſsburg iſt ein nachgelaſſenes Werk von Diderot La Religieuse[4] herausgekommen, ſeyen Sie ſo gut, mir ſolches zu verſchreiben, ſo wie auch ein anderes Werk von Diderot **Sur la Peinture.**[1] Beyde wünſchte ich bald zu haben. Auch bitte ich wegen **Memoires de M. de Vieilleville Marechal de France**[2] Nachfrage thun zu laſſen, und mir ſolche, wenn ſie zu haben ſind, zu verſchreiben.

---

[1] Verſchrieben ſtatt „des Muſenalmanachs“.

[2] Carl von Anjou, König von Neapel. Nach dem Boccaz, von Sophie Mereau. Die Erzählung kam aber erſt ins II. Stück (S. 34–42).

[3] Das erwähnte Gedicht kann weder eines der beiden kleineren im I., noch die Pindariſche Ode im II. Stück ſein, da das erſtere zu wenig, die letztere zu viel Raum einnimmt, um mit der Mereau'ſchen Erzählung einen Bogen zu füllen. Es iſt alſo das im III. Stück S. 15 abgedruckte Gedicht: „Die Stände“ gemeint, welches 3 Blatt einnimmt und mit den 6½ Blatt der Erzählung nahezu einen Bogen ausmacht.

[4] Goethe hatte Schillern im Dezember 1795 die Anregung gegeben, von Diderots Religieuse für die Horen Gebrauch zu machen, und ihn wegen der Erlaubniß dazu an Herder gewieſen, welcher meinte, ſie ſei ſchon überſetzt, oder werde mit andern Erzählungen von Diderot zu Oſtern erſcheinen. Bei der eingetretenen

Mit der KupferPlatte iſt es äuſerſt fatal. Göthe hat die Beſtellung durch ſeine Mutter machen laſſen, der Himmel weiß wo ſie jezt liegen mag, Göthe iſt zum gröſten Unglück auf 14 Tage verreiſt,[3] ſo daß auch nicht einmal gleich kann geſchrieben werden. Wenn Sie nur in einer Note es dem Leſer angezeigt hätten, warum von zwey Platten geſprochen wird und er nur Eine erhält.

Leben Sie wohl. Wie ſtehts um den Abſaz der Horen? Hier, höre ich von Zeidler, ſind neue Beſtellungen gemacht worden, wenigſtens habe ich der academiſchen Buchhandlung die 2 Jahrgänge verſchaffen ſollen, weil man glaubte daß ich ein Exemplar übrig habe. Ich habe auch die Stücke, die ich noch davon in Händen habe, hergegeben, damit man nicht ſolange, biß die von Ihnen verſchriebenen Exemplare ankommen darauf zu warten brauche. Leben Sie wohl.

Sch.

197. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Jan. 97. (19. Jan.)[4]

Ihre beide gütige Schreiben vom 30 Dec. und 2 Januar habe ich geſtern und heute zu meiner groſſen Freude und Beruhigung erhalten. Der Vorfall mit der Kupferplatte iſt mir leid; wenn ich diſe nicht täglich erwartet hätte, ſo würde ich gewis eine Anzeige auf dem Umſchlag bekannt gemacht haben, allein diſer wird immerhin 8 Tag vor Ende des Heftes gedrukt, um die Ausgabe nicht zu verſpäten, und daher konte ich diß nicht mehr gut machen.

Wegen des MuſenAlmanachs erwarte ich täglich von Böhme Nachricht, und ſo wie ich ſeine Speditionsliſte erhalte und merke, daß eine neue Auflage nötig

---

Manuſkriptnoth für die Horen und da er neuerdings an Diderot (deſſen Schrift: Sur la peinture) gerathen war, der ihn „recht entzückte“ und ſeine „innerſten Gedanken bewegte“ (SchGB. Nr. 257), nahm er wohl den ehemaligen Plan wieder auf.

[1] Später von Goethe für die Propyläen (1799 2. Bd. 1. St. S. 4—47) überſetzt. Eine frühere deutſche Ueberſetzung war ſchon 1796 in Riga von K. Fr. Kramer erſchienen.

[2] Schon am 5. Juli 1796 hatte Schiller Goethen um den Vieilleville für ſeine Frau gebeten; auch wünſchte er ſelbſt eine Nachtlectüre darin zu finden. Goethe ſandte das Buch vor dem 9. Juli, ohne daß weiter davon die Rede geweſen wäre. Bei dem Mangel an Stoff für die Horen kam auch Vieilleville wieder in den Wurf, und Schiller meinte im Februar 1797, Vieilleville wäre als Nachfolger des Cellini, der mit dem VI. Stück ſchloß, brauchbar, nur müßte er nicht ſowohl überſetzt als ausgezogen werden. Dieß geſchah ſpäter durch W. v. Wolzogen, wozu Schiller eine Einleitung ſchrieb. Körner nahm dieſe Ueberſetzung in Schillers Werke auf, wohin ſie nicht gehörte. Vgl. Goedeke in SS. IX, S. XVII—XIX.

[3] Vom 27. Dez. bis zum 10. Jan.; er begleitete den Herzog auf einer Reiſe nach Leipzig und Deſſau.

[4] Der Schill.Kal. verzeichnet noch ein zweites Cotta'ſches Schreiben, das am 19. Jan. in Jena eintraf, wohl mit der Nachricht von der Abſendung der 20 Carolin an den Verfaſſer der Agnes von Lilien resp. Pfarrer Hurter, vgl. S. 240; es iſt nicht vorhanden. Am 9. Jan. kamen die von Cotta geſandten Horenpakete an.

iſt, will ich diſe beſorgen laſſen, denn es darf nicht an Exemplarien felen, beſonders da er noch nach Jahren Abgang finden mus. — Haben Sie doch daher die Güte, mir die Kupferplatten gelegentlich zu ſenden.

Zum 98r MuſenAlmanach habe ich bereits Papier beſtellt: und ich darf hoffen, daß es ſehr gut ausfallen wird. Auch zum Wallenſtein will ich recht gutes Papier beſorgen, wenn Sie mir nur irgend ein Buch angeben wolten, nach welchem es verfertiget ſeyn ſoll. Denn Papiermuſter habe ich keine, als von ſolchem, worauf meine VerlagsArtikel gedrukt ſind, wovon Sie die vorzüglichen kennen. Solte Ihnen das Papier, worauf der GartenCalender gedrukt iſt, nicht zur Angabe dienen können? Es mus etwas recht ſchönes werden. Auf Drukpapier ſolten wir aber doch eine Auflage gegen den Nachdruk machen, mit der man aber ſpäter hervorrüken müßte.

Die franzöſiſchen Bücher laſſe ich noch heute verſchreiben.

Ich wünſchte ſehr Nachricht zu erhalten, was von Jena aus an MuſenAlmanachs ſpedirt wurde, damit ich es den Empfängern notiren könte. Bohme hat mir nur diejenigen Liſten geſandt, die Sie ihm zu ſpediren auftrugen, und da vermiſſe ich folgende, um die ich Sie zur Spedition bat.

Bohn in Hamburg . . .	12
Renger	6
Meyer	6
Herrmann	8
Eichenberg	8
Schubart in Bremen . .	10
Scheidhauer	6
Mylius	6
Nauck	8

Auch wünſchte ich ſehr, daß Hr. Goepfert mir Rechnung und Nachricht gäbe, ob meine Anweiſungen eingegangen ſind? Nebſt ꝛc. ꝛc.

J. F. Cotta.

198. Schiller an Cotta.

Jena, 18. Jan. 97.[1] 27. Jan empf.

Wenn Sie die erſte Kupfertafel zum Hirtiſchen Aufſatz noch nicht erhalten haben, ſo ſeyen Sie doch ſo gut und ſchreiben an die Frau Räthinn Göthe in Francfurt, ob Sie nicht Rechenſchaft davon geben kann. Die zwey Horenſtücke, worinn der Hirtiſche Aufſatz ſteht bitte an Hrn. Hirt Profeſſor der ſchönen Künſte in Berlin zu ſenden.

---

[1] Im Schill.Kal. nicht, oder vielmehr erſt am 20. (Freitag) verzeichnet; an welchem Tag die im Brief angekündigte Manuſcriptſendung (Agnes von Lilien) erfolgte. Am 20. Januar erhielt Schiller von Cotta das Januarheft von Poſſelts Annalen; wohl eine Sendung ohne begleitenden Brief.

Auch wünſchte ich, Sie ſchrieben an Kohl in Wien,[1] ob er nicht die kleine TitelVignette einer Remeſis, zu der ich ihm in 2 Monaten die Zeichnung verſchaffen kann, biß auf den 1 September geſtochen liefern kann.

Manuſcript zum neuen Stück der Horen wird der nächſte Poſttag bringen.

Innliegenden Brief bitte bald möglichſt zu beſorgen, und an meine Mutter nach Leonberg in derſelben Zeit 2 Carolin gütigſt zu ſenden. Sie ſind das Reiſegeld für eine Magd, die ich mir aus Schwaben kommen laſſe, die Schweſter meines KinderMädchens.[2] Wenn Sie mir etwa ein Paquet zu ſchicken hätten, ſo kann das Mädchen es auch bey meiner Mutter abhohlen und mitnehmen.

Nächſtens ein mehrers. Leben Sie recht wohl.

Sch.

---

199. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 24. Jan. 97.) [illegible]

Das Januarheft der Horen folgt mit der nächſten Poſt; ich habe die Fortſezung von Rob. Guiscard und Carl von Anjou nun noch für das Februarheft. Den Abbeſtellungen nach zu urteilen, ſcheint es werden diſe doch noch erträglich ſeyn.

Inlage von Borbeck[3] und eine gleiche von Herrmann — den Brief an Hrn. Hofrat Schüz bitte ich gef. abgeben zu laſſen; er enthält das Avertiſſement von der 3. Auflage des MuſenAlmanachs an der ich wirklich druken laſſe;[4] es ſind zwar noch 50—60 Ex. in Leipzig; wir werden ſie aber dennoch gebrauchen.

Wie ſteht es mit Wallenſtein?

Haben Sie ſchon an Xenien für 98 angefangen? Die Herren ſorgen für reichlichen Stoff.

Hat Göſchen noch nichts von ſich hören laſſen?

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Clemens Kohl, geb. 1754 zu Prag, geſtorben zu Wien 1807; er beſuchte ſeit 1775 die Akademie zu Wien und wurde zum k. k. Hofkupferſtecher ernannt.

[2] Der Chriſtine Wezel, die lange Jahre bei Schiller diente und der die ganze Familie das beſte Zeugnis gab. Sie blieb auch nach Schillers Tod bei deſſen Witwe und ſtarb am 18. März 1814. Cotta beſorgte die Auslieferung ihres Koffers und ihrer in 110 fl. beſtehenden Verlaſſenſchaft an ihren Verwandten den Schullehrer Wezel in Neckarrems.

[3] Aug. Chriſt. Borheck, geb. 1751 in Oſterode, ſeit 1789 Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit in Duisburg; ſtarb 1816.

[4] Bei Wilhelm Heinrich Schramm, demſelben Buchdrucker, auf den Schiller in Kabale und Liebe die Worte gemünzt haben ſoll „Wie er daſteht, der Schmerzenslohn! daſteht dem ſechsten Schöpfungstag zum Hohne, als wenn ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte.“ [illegible] Neue Beiträge, S. 80. Das Avertiſſement ſteht in Nr. 18 des Intelligenzbl. der Allg. Lit.Ztg. und enthält die vom 24. Jan. datirte Mittheilung, daß die 2. Auflage von Schillers Muſenalmanach von 1797 vergriffen ſei und die inzwiſchen darauf eingegangenen Beſtellungen erſt in 6 Wochen wieder ausgeführt werden könnten. Wie der Buchdrucker Schramm mit Cotta in eine preßpolizeiliche Unterſuchung verwickelt wurde, iſt im Anhang mitgetheilt. Schramm iſt der Großvater Hermann Kurz', des Dichters von „Schillers Heimathsjahren“.

200. Cotta an Schiller.

Tübingen, 27. Jan. 97. [6. Febr.]

Der Brief wegen der Magd und die fl. 22 an Ihre Frau Muter ſind heute ogleich nach Eingang Ihres geehrten vom 18. h. beſorgt worden. Ihre Fr. Muter ſchrib mir gerade, daß Sie wegen Ihnen ſehr in Sorgen wäre, da ſie c. 3 Wochen nichts von Ihnen wiße; ich konnte ſie beruhigen und habe es ſo- leich gethan. Das Uebrige an Rätin Goethe und Kohl iſt ſogleich beſorgt. Eiligſt

J. F. Cotta.

Kohls Brief will ich doch noch zuruklaßen, weil ich glaube, daß wir einen eßern Künſtler wählen ſolten, wozu bis zu Eingang Ihrer Antwort immer noch eit iſt. Kohl ſticht zwar angenehm und fürs groſſe Publikum, aber nicht für e Kunſt, und ich möchte Ihrem Wallenſtein gerne alles mögliche Aeuſſere geben.

Wird Engel den Lorenz Stark nicht fortſezen?

G. H. Nöhden an Schiller.

⟨Göttingen, 29. Januar 1797⟩ [2. Febr.]

Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Ihre gütige Zuſchrift[1] machte mir einige Freude. Sie beurtheilen die Ueberſezung es Fiesco mit vieler Milde; und der Beifall, welchen Sie derſelben im ganzen ertheilen, t uns gewiß äußerſt ſchmeichelhaft.

Zwar haben wir uns bemüht, das treffliche Original ſo wenig als möglich zu ent- ellen, aber wir hegten dennoch die Zuverſicht nicht, daß wir einem ſo großen Kenner, tem Grade, ſelbſt mit der geſpannteſten Anſtrengung unſerer Kräfte, Genüge leiſten ürden. Dieſer Beifall iſt uns indeſſen, obwohl vielleicht unverdienter, doch ſüßer Lohn r unſere Arbeit.

Aber wie ſehr überraſchen mich Euer Wohlgebohren durch das Anerbieten am Ende hres vortreflichen Briefes! Ich fühle den ganzen Werth der mir und meinem Freunde durch erzeigten Ehre. Das Wohlwollen eines ſo großen Mannes ſo ſehr zu verdienen ſcheinen, daß er uns ſelbſt zu den Interpreten ſeiner unſterblichen Producte wählt — wahrlich mehr, als wir uns durch die lebhafteſte Einbildungskraft vorſtellen konnten. h beklage in dieſer Rückſicht die Trennung von meinem Freunde; denn erſt nach einem ahre werde ich nach England zurückkehren. Demohngeachtet aber kann ich nicht umhin Wunſch zu äußern, das erwähnte Manuſcript zu ſehen, wenn es Euer Wohlgebohren ht zu viel Ungelegenheit machen ſollte, es mir nach und nach zuzuſchicken.

Obgleich meine Zeit ſchon ziemlich von Geſchäften angefüllt iſt, ſo könnte ich doch leicht ſo viel abmüßigen, als zu der Ueberſezung erforderlich wäre, zumal wenn ich Original ſtückweiſe erhielte. Was ich ausgearbeitet hätte, würde ich alsdenn an inen Freund zur Politur überſchicken; und er würde die Bekanntmachung in England rgen. Die Auslegung und Beſtimmung gewiſſer Stellen, über die wir uns in Briefen verſtändigen müßten, mögte einige Schwierigkeit machen; denn dies geſchieht ohnſtreitig mit mehr Leichtigkeit in mündlicher Unterredung; doch wer wollte bey ſo einem Gewinſte die Schwierigkeiten nicht zu überſteigen ſuchen? Euer Wohlgebohren werden mich daher ſehr verbinden, wenn Sie mir eine Anſicht von Ihrem Werke geſtatten wollen.

---

[1] Schiller beantwortete Nöhdens Zuſendung des engliſchen Fiesco am 23. Jan. 1797 (Schill.Kal. und ſtellte ihm wohl in Ausſicht, daß er ihm das nächſte Drama, an dem er arbeite, ſobald es iſt, ſchon im Manuſcript zur Ueberſetzung zuſenden werde.

Ich habe bereits durch die Mittheilung Ihres Briefes mich Ihrer Aufträge an meinen Freund Stoddart entledigt. Zugleich habe ich ihm Vorſchläge in Anſehung der Ueberſetzung Ihres neuen Werkes gethan; und ich erwarte, daß ſeine Antwort bejahend ſeyn wird.

Wäre ich nicht von England abgereiſt, ſo hätten wir uns auch an den Don Carlos gewagt. Das Project dazu war ſchon halb und halb gemacht; vielleicht wird es in der Zukunft ausgeführt.[1]

Beim Fiesco wurde uns anfangs die Hofnung erweckt, daß wir das Stück, nach den nöthigen Abkürzungen, würden auf die Bühne bringen können. Wir machten einige Anſtalten dazu, allein der Verſuch mislang; vielleicht auch dadurch, daß wir durch die Ankündigung einer andern Ueberſetzung, der wir zuvorkommen mußten, um unſere Arbeit nicht ganz zu verlieren, den Druck der unſrigen zu beſchleunigen genöthigt wurden. Unter der Vorſtellung, daß jener Verſuch vielleicht glücken mögte, hatte mein Freund den Gedanken, den Text des Fiesco in blank verse einzukleiden, weil die meiſten Tragödien in England auf dieſe Art vorgetragen werden; allein, da man doch auch anfing einige in ungebundener Rede darzuſtellen, ſo wurde uns dieſe Arbeit von Urtheilsfähigen Perſonen widerrathen.

Ich ſchmeichle mir, daß ich noch künftig die Ehre haben werde, an Euer Wohlgebohren zu ſchreiben; und will Sie daher nicht durch Verlängerung des gegenwärtigen Briefes ermüden. Erlauben Sie mir aber, daß ich die Verſicherung meiner unumſchränkten Hochachtung hinzufüge, und mich unterzeichne als Ihren Verehrer und gehorſamſt ergebenſten Diener

G. H. Nöhden

---

201 Schiller an Cotta.

Jena, 1. Febr. 1797. 15 Febr. empf.

Von der Erſten Auflage der Almanache iſt, ſoviel ich weiß, und mich erinnere, alles was nicht hier und zu Weimar verkauft wurde, Böhmen zur Beſtellung gegeben worden.

Von der Zweyten hat Göpferdt, nach meiner Vorſchrift die hier beſtellten die Francfurter Exemplare unmittelbar nach F., die übrigen an Böhme abgehen laſſen. Ich habe, nach Ihrem Verlangen, 10 Exemplare an Schubart in Bremen ſelber abgeſendet. Auch an Ettingern in Gotha habe ich von der erſten Auflage jetzt, wo mir recht iſt, 12 Exempl. geſandt. Die Anzahl werden Sie auf der Liſte finden.

Böhme braucht noch immer neue Exemplarien, ich ſende übermorgen die letzten 6 ab, die ich auf den Nothfall zurückbehielt. Ich lege ſeinen Brief vom 28. Januar an Göpferdten bey.

Was den Wallenſtein betrifft, ſo müßen wir ein Papier das hier herum zu haben iſt, dazu nehmen, denn ich weiß nun ſoviel gewiß, daß ich nicht frühe genug damit fertig werden kann, um ihn an einem weit von hier entfernten Ort drucken laſſen zu können. Wäre ich auch ſchon im Julius damit fertig, ſo liegt mir alles daran, ihn eine Zeit lang liegen zu laſſen und dann erſt die letzte Hand daran zu legen. Dieſe letzte Durchſicht, wenn das Ganze ſchon fertig da liegt, iſt an einem ſolchen Werke die wichtigſte und die entſcheidende Operation, und es kommt mir auf jeden Tag an, den ich dafür gewinne. Alle andere bloß typographiſche Rückſichten müſſen dieſer nachſtehen.

---

[1] Vgl. weiter unten G. H. Nöhdens Brief an Schiller vom 26. Juli 1798.

Ich bin daher der Meinung, Sie laſſen den Wallenſtein hier drucken, und zwar mit einer dem Auge angenehmen Schrift und auf recht ſchönem Schreibpapier, aber doch gerade mit keinem Anſpruch auf eine beſondere Eleganz, bloß mit ſchönen deutſchen Lettern, ſo wie die Verſe in den Horen, aber ohne TitelKupfer oder Vignetten. Außer dem daß ich die Correctur habe, gewinne ich auch über 3, 4 Wochen welche über der Verſendung des Manuſcripts nach Schwaben, und der Abſendung der Auflage von dorther nach Leipzig darauf gehen würden.

Ich dächte wenn Sie 2000 Exempl. auf SchreibPapier Median (den Ballen zu 30 Rthlr. hieſigen Courant) 125 auf Velin und 400 auf gutem Druckpapier (für die Reichsgegenden und des Nachdrucks wegen) abdrucken ließen, ſo wärs am beſten. Dieſe dritthalb tauſend dächte [ich] müßten in Zeit von etlichen Jahren können abgeſetzt werden. Er wird 15 Bogen gerade füllen, denn außer dem Trauerſpiel iſt noch ein Dramatiſches Vorſpiel[1] von 2 Bogen dabey, welches zu jenem weſentlich gehört und einen Theil ſeines Innhalts ausmacht. Das SchreibPapierExemplar verkaufen Sie um 1 Rthlr., das VelinEx. um 1 Laubth. und das DruckPapierne, wenn kein Nachdruck einen herabgeſetzten Preiß nöthig macht, um 18 Gr. So denke ich wird Käufer und Verleger zufrieden ſeyn können.

Was mein Honorar dafür betrifft, ſo glaube ich ſoviel dafür verdient zu haben, als für einen Horenbogen im Erſten Jahrgange, denn in der Zeit, die der Wallenſtein mir koſtet, würde ich leicht 30 Bogen Geſchichte und mehr haben ſchreiben können. Dafür ſollen Sie aber auch etwas gutes bekommen.

Leben Sie recht wohl. Neues Manuſcript zu dem 3ten Horenſtück folgt gleich UeberMorgen nach.[2] Ich glaube, daß ich für die ſchönen Abdrücke der Hohenheimer Kupfer[3] noch nicht einmal gedankt habe. Sie haben meine Frau ſehr damit erfreut. Sie empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs beſte.

S.

---

[1] Der „Prolog“ oder „die Wallenſteiner“ (ſpäter „Wallenſteins Lager“), der in ſeiner erſten Geſtalt gegen Ende Mai 1797 fertig wurde, vgl. Goethe an Schiller, 28. Mai.

[2] Mit obigem Schreiben überſandte Schiller noch Manuſcript für das II. Stück: die von W. v. Humboldt überſetzte neunte Pythiſche Ode Pindars (61–74) und für das III.: den Schluß von Funcks Robert Guiscard (III. 1–14). Weiteres Manuſcript folgte, wie angekündigt, am 3. Februar.

[3] ſ. S. 222, Note 1.

[Auf einem beſondern Blatt. Vorſchrift für Göpferdt.]

Exemplare ohne Calender.

Magdeburg	
Scheidhauer Buchhändler	6.
Berlin	
Nolins	6.
Nauk	8.
	20.

Seyen Sie ſo gut und ſenden 114 Exemplare des Almanachs wozu ich hier Decken und Titel ſende unter den hier angeführten Adreſſen per Poſt ab. Es liegen nur 36 Exempl. Muſic bey, denn die 78 Exempl. für Böhme brauchen keine. Sie können auch die Magdeburger und Berliner Paquete an Böhme ſchicken, daß er ſie von Leipzig aus weiter befördert, aber ſie müſſen ſchon paquetiert ſeyn.

Die Francfurter Exemplare bitte geradezu von hier aus nach F. aber unfrancirt gehen zu laſſen.

Sch.

202. Schiller an Cotta.

Jena, 6. Febr. 97. 13. Febr. [illegible]

Ich muß Sie um eine große Gefälligkeit erſuchen, wenn Ihnen jetzt eine ſolche Zumuthung nicht ungelegen kommt. Da ich im Begriff bin, einen Garten und Gartenhaus hier zu kaufen,[1] ſo muß ich nicht nur alles Geld, was ich bereits mein nennen kann, ſondern auch das, was ich in einiger Zeit einzunehmen hoffen kann, zuſammenſuchen, weil ſich die Capitalien meiner Schwiegermutter ſo ſchnell nicht aufkündigen laſſen, und hier keins zu entlehnen iſt. Ich erſuche Sie daher mir die noch bey Ihnen ſtehenden 100 Carolins und, wenn es möglich iſt, noch andre ſechshundert Thaler, als Vorſchuß auf den Wallenſtein und auf den Almanach, gütigſt zu verſchaffen, und zwar in ſo kurzer Zeit als Sie können, da ich zwiſchen jetzt und 4 Wochen die Zahlung zu machen habe, wenigſtens des größten Theils an der Summe. Sollten Sie dieſes Geld nicht wohl von Ihrer eigenen Caſſa nehmen können, und es alſo verintereſſieren müſſen, ſo verſteht ſich, daß ich dieſe Intereſſen trage. Können Sie es mir ganz oder zum Theil in Leipzig anweiſen, ſo kann die Zahlung in Laubthalern geſchehen.

---

[1] Der Garten des am 23. Okt. 1795 verſtorbenen Profeſſors der Rechte Ernſt Gottfried Schmidt zwiſchen dem Engelgatter- und Neuthor, der jetzt der Garten der Sternwarte heißt. Das Wohnhaus, das eigentlich nur eine Sommerwohnung war, lag vorn in der Mitte des Gartens. Auch Profeſſor Hufeland, Mitredakteur der Lit. Ztg., zeigte Luſt, den Garten zu erwerben, trat aber auf Schillers Bitte zurück (vgl. S. 191.); Schiller ſchloß den Kauf im März zu 1150 Thlr. ab und baute ſich im Jahr 1798 zu ſeinen Arbeiten am obern Ende gegen den Leutrabach zu noch ein beſonderes kleines Häuschen („die ſchöne Gartenzinne"). Am 2. Mai bezog er das Gartenhaus. Später wurde daſſelbe zu einem Obſervatorium eingerichtet. Im Juli 1816 ſchrieb Schillers Wittwe an Cotta: „Ich habe den Muth gefunden, unſern ehemaligen Garten zu beſuchen. Das Obſervatorium iſt dort angelegt, und es iſt mir tröſtlich, daß man da, wo Schillers Geiſt ehemals ſich mit dem Höchſten der Poeſie beſchäftigte, auch unmittelbar der Sterne Wort vernehmen ſoll, wie Goethe ſo ſchön ſagt." An der Stelle des kleinen Häuschens befindet ſich jetzt ein großer Stein mit der Inſchrift: „Hier ſchrieb Schiller den Wallenſtein," und daneben wurde am 10. Nov. 1859 Schillers Büſte aufgeſtellt und feierlich enthüllt. (Jena u. Umgegend von H. Ortloff. 1861. S. 17.)

Auf jeden Fall bitte ich Sie mir mit rückgehender Poſt Nachricht zu geben, ob Sie und wie bald? meinen Wunſch erfüllen können. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie durch meine Bitte in Verlegenheit ſezen ſollte, die Gelegenheit zu dem Kaufe kömmt mir ſo unerwartet, daß ich keine andern Anſtalten ſo ſchnell zu treffen weiß. Die Poſt geht, auf den Mittwoch das übrige. Ihr

Sch.

---

203. Cotta an Schiller.

Tübingen, 10. Februar 1797. [10. Febr.]

Ihr gütiges vom 1. h. habe ich mit dem Manuſcript für Herrn Ites heute richtig erhalten, und daraus auch mein Anliegen wegen Spedition der zweiten Auflage beantwortet geſehen. — Mit der dritten Auflage hoffe ich in 14 Tagen fertig zu ſeyn.

Es iſt mir alles recht, wie und wo Wallenſtein gedrukt wird, und ich bin nur froh, daß er ſobald gedrukt werden kan. Wählen Sie nur, ich bitte Sie dringend, aufs baldeſte Format und Lettern; das Papier will ich hineinſenden, da ich es wolfeiler und ſchöner liefern kan. Solte beifolgendes Muſter in der Weiſſe, Feinheit und Gröſſe nicht tauglich ſeyn? Sie ſehen, daß ich auf diſes die neue Auflage des MuſenAlmanachs druken laſſe. Melden Sie mir doch, ob diſes Papier Ihren vollen Beifall hat; und wenn diß nicht wäre, was daran zu ändern iſt: ob Weiſſe, Feine oder Gröſſe? ich muß deßwegen auf baldige Antwort dringen, weil nun die beſte Jahrszeit für die Verfertigung von gutem Papier eintritt. Was die Auflage von Wallenſtein betrift, ſo glaube ich ſolten die Drukpapiernen etwas ſtärker, dafür aber wolfeiler ſeyn, denn wenn ich diſe nicht um 15 kr. gebe, ſo drukt man mir ſie doch nach; doch hierüber können wir ja noch ſprechen. Geben Sie mir nur wegen des Papiers baldige Nachricht.

Was das Honorar betrift, ſo bin ich es gar wol zufrieden, ſo viel für den Bogen als für einen HorenBogen im erſten Jahre zu bezalen: machen Sie nur, daß das Publikum mit mir auf den Herbſt gewis damit erfreut wird.

Hat Goeſchen wegen Don Carlos noch nichts von ſich hören laſſen?

Mad. Goethe hat geantwortet, daß ſie nicht weiter als die eine der geſandten Platten erhalten habe. Wo mag nun diſe Platte ſtecken?

Geſtern hatte ich das Vergnügen Ihren Hrn. Schwager auf ſeiner Durchreiſe nach Moeskirch einen Augenblik bei mir zu ſehen: er befindet ſich mit Ihrer Frau Schwägerin recht wol [1].

Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Sie reiſten nach der Schweiz, wohl um ihren Sohn Adolf abzuholen, den ſie bei ſich zu haben wünſchten, nachdem W. v. Wolzogen durch ſeine am 26. Dezember 1796 erfolgte Ernennung zum weimariſchen Kammerrath wieder eine feſte Stellung erhalten hatte. Am 17. März war W. v. Wolzogen auf der Rückreiſe über Stuttgart durch Meiningen gekommen. (Schill. Briefw. mit ſ. Schweſt. Chriſtoph. ꝛc. S. 106.)

Gerſtert hat nun Rechnung geſandt, die ich in der Anlage tilge. Schicken Sie mir doch aufs eiligſte die Kupferplatten zum Almanach oder doch 50 Abdrüke hiher und 50 nach Leipzig.

---

204. Cotta an Schiller.

Tübingen, 18. Febr. 97. (20. Febr.)

In dem Augenblick erhalte ich Ihr geehrtes vom 6. h. und benuze die umgehende Poſt, Ihnen anzuzeigen, auf welche Art ich Ihrem Verlangen, in Ermanglung der Gelegenheit es Ihnen baar anweiſen zu können, ſogleich Genuge leiſten werde.

Wir ſind Ihnen an Capital vom 8. Mai 96 zu 4 Proc. verzinsbar ſchuldig		fl. 1100. —
Intereſſen von 9½ Monat		„ 42. 17.
Der verlangte Vorſchuß v. Rthlr. 600		„ 1080. —
		fl. 2222. 17.
Hieran tilge ich pr. Anweiſung hiebei auf Hrn. Böhme auf 120 Laubthaler	fl. 330. —	
Von der Andreäiſchen Buchhandlung in Frankfurt erhalten Sie pr. Poſtwagen	„ 462. —	
und ich ſende mit dem morgenden Poſtwagen von hier baar	„ 1430. 17.	
		2222. 17.

Ich laſſe mit Fleiß einen Theil des Geldes von Frankfurt aus geben, damit die Summe pr. Poſtwagen nicht gar zu ſtark wird; auch frankire ich diß Geld nicht, aber ich erwarte von Ihrer Güte, daß Sie mir das Porto anrechnen.

Ich bin ſehr beeilt. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

205. Schiller an Cotta

(Jena, 24. Febr. 1797.)[1] 6. März / 8. März

Eben erhalte ich Ihren Brief nebſt den Einſchlüſſen an Böhme. Nehmen Sie für die große Gefälligkeit die Sie mir durch dieſe prompte Herbeiſchaffung dieſer Summe erweiſen, meinen verbindlichſten Dank an, und zählen Sie auf meine herzliche Bereitwilligkeit zu jedem Gegendienſte der in meiner Gewalt ſteht.

Die 2 Kupferplatten gehen mit der erſten fahrenden Poſt ab nebſt einem Paquet, das die academiſche Buchhandlung bey mir für Sie abgegeben hat.[2]

---

[1] Am 15. Februar hatte Schiller Manuſcript für das III. St. (Cellini) abgeſandt.

[2] 15. Febr. „Leprere [Oberpoſtmeiſter in Stuttgart], Paket und Kupferplatten" (Sch.Kal. 39).

Die letzt überſandte Papierprobe gefällt mir der Feinheit und Weiße nach überaus wohl, aber ich wünſchte großes Papier zum Wallenſtein, weil man da viel weißen Raum laſſen kann, welches die Ausgaben am eleganteſten kleidet. Da wir nichts von Kupferſtichen dazu nehmen[1], ſo können wir dem Drucke ſchon dadurch allein ein Anſehen geben. Wenn Sie alſo das nehmliche Papier, das zu der dritten Ausgabe des Almanachs genommen worden, groß median, bekommen können, ſo haben wir was wir wünſchen. Die Schrift, welche ich dazu gewählt hat Gevierdt ſchon, und es iſt alſo außer dem Papier nichts mehr zu beſorgen.

Wegen des übrigen in meinem nächſten. Leben Sie beſtens wohl.

Sch.

K. W. F. v. Funk an Schiller.[2]

Artern, den 3. März 1797. [5. März.]

Ihr Brief[3] nebſt dem Heft der Horen hat mir eine große und unerwartete Freude gemacht. Sie ſind ſehr gütig, ſo viele Notiz von meinem geringen Beitrage zu nehmen, deſſen Mängel ich ſelbſt jetzt nur zu gut einſehe. Faſt möchte ich mit Ihnen rechten, daß Sie ihn mir nicht im Manuſcript zurückſchickten, ich würde dann gern noch eine Umarbeitung verſucht haben, um die Begebenheiten beſſer zu gruppiren, und manches unnöthige weg zu ſchneiden. Sie entſchuldigen die Fehler des Aufſatzes mit vieler Nachſicht, aber werden das Andre auch thun? Seyn Sie ja künftig, wenn ich noch den Muth haben ſoll, Ihnen etwas vorzulegen, ſtrenger; ich bedarf es, daß man mir zeige, was zu verbeſſern iſt. So lange ich mich ſelbſt mit einer Arbeit beſchäftige, ſehe ich die Mängel derſelben nicht, nehme ich ſie aber nach einiger Zeit wieder vor, beſonders wenn man mich erſt aufmerkſam darauf gemacht hat, dann leuchten ſie mir ſehr deutlich ein, und es verdrießt mich auch die Zeit nicht, die ich auf ihre Verbeſſerung wenden kann. Sie haben nicht nur unſre Freunde in Dresden, ſondern auch mich durch Agnes von Lilien ſehr neugierig gemacht. Körner räth hin und her; ich aber habe auf Sie votirt, gerade deswegen, weil mir noch nichts in der Art von Ihnen bekannt iſt. Alle Welt iſt auf die Fortſetzung geſpannt.

Ihre gütige Erlaubniß, Sie in Jena zu beſuchen, haben Sie mir gewiß nicht umſonſt gegeben, wenn ich nicht wieder gezwungen werde, einen langweiligen Sommer in irgend einer Bauernhütte an unſern Grenzen zu zu bringen. Iſt dieſes nicht, ſo komme ich gewiß ſo bald unſre Frühlingsübungen geendigt ſind, und frage Karle, ob er ſich bald will anwerben laſſen.[4] Leben Sie recht wohl und ſchenken Sie ferner Ihr freundſchaftliches Andenken dem Ihrigen

Funk.

Den Heft der Horen werde ich Ihnen mit meinem beſten Dank zurückſenden ſo bald mir Körner mein Exemplar von Dresden ſchickt.

---

[1] Die Idee mit der Nemeſis als Vignette war hiemit aufgegeben; dagegen regte Schiller in ſeinem Brief an Cotta vom 12. Okt. 96 den Gedanken an, den Wallenſtein mit 2 Kupferſtichen auszuſtatten.

[2] Vgl. S. 217, Note 2.

[3] Schiller hatte Funk das 1. Horenſtück 1797, in welchem der Anfang ſeines Robert Guiskard abgedruckt war, am 13. Febr. mit einem verbindlichen Brief geſandt, der im „Chaos", Nr. 44, S. 173, abgedruckt iſt.

[4] Bezieht ſich auf einen Scherz des Offiziers mit dem kleinen Karl.

G. H. Röhden an Schiller.

(Göttingen, 19. März 1797.)[1]

Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich erhielt geſtern einen Brief aus England von meinem Freunde, dem Herrn Stoddart, worin derſelbe über das ehrenvolle Zeugniß Euer Wohlgebohren von unſerer Ueberſetzung des Fiesco ſeine Freude ausdrückt. Das gütige Anerbieten, ein neues dramatiſches Werk von Euer Wohlgebohren betreffend, nimmt auch er mit dem wärmſten Danke, als ein beſonderes Zeichen Ihres Wohlwollens an; und ich vereinige meine Bitte mit ſeinem Wunſche, daß Sie doch bald etwas davon mittheilen mögten. Wir haben in Anſehung dieſer Arbeit folgende Abrede getroffen: Ich beſorge zuerſt eine buchſtäblich getreue Ueberſetzung, wobey ich die ſchweren Stellen durch Anmerkungen erkläre, damit mein Mitarbeiter ihren Sinn nicht verfehle; ſchicke ihm alsdenn Bogenweiſe zu, was ich fertig habe; er berichtigt, verfeinert und polirt die Sprache, ich revidire nach meiner Rückkehr nach England das Ganze; und ſo wird es denn endlich zum Druck befördert werden.

Meine Abreiſe von Göttingen wird nun wahrſcheinlich in zwey Monathen Statt haben; welches der nächſte Ort meines Aufenthaltes ſeyn wird, kann ich noch nicht mit Gewißheit beſtimmen. Ich wünſchte aber, wenn es Euer Wohlgebohren nicht unangenehm wäre, mit der bewußten Arbeit noch hier anzufangen.[2] Auf jeden Fall mögte ich Sie bitten, mich, wenn es Ihnen gelegen iſt, mit ein paar Zeilen zu beehren, damit ich meinem Freunde fernere Nachricht ertheilen könte.

Es ſcheint als wenn unſere Ueberſetzung in England mit Beifall aufgenommen wird. Der größte Theil der Exemplare iſt bereits verkauft worden. Das Analytical Review hat, wie mir mein Freund ſchreibt, den Wunſch geäußert — that the Translators of this Play (Fiesco) would give the Public a compleat Translation of all Schiller's dramatic Productions. — Die Zukunft wird es lehren, was wir thun können; an Neigung fehlt es ſicher nicht.

Ich empfehle mich Ihrer Freundſchaft, und beharre mit der aufrichtigſten Hochachtung Euer Wohlgebohren ergebenſter

G. H. Röhden.[3]

296. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 28. März 1797.) (5. April.)[4]

Ich bin in zimlicher Verlegenheit, daß ich von Euer Wolgeboren noch keine Nachricht vom Eingang des Gelds habe; ich hoffe zwar diß Stillſchweigen habe eine gute Bedeutung, doch iſt die Summe zu beträchtlich als daß ich nicht bitten müßte, mich vom Empfang zu vergewiſſern.

---

[1] Das im Schill.Kal. S. 40 verzeichnete Datum, unter welchem der Einlauf eines Röhden'ſchen Briefes vermerkt iſt, der 18. März, iſt in Bezug auf dieſen Brief unrichtig. Es ſcheint ein Datum, etwa der 21. März, ausgefallen zu ſein, wenn nicht „19“ für 18 verſchrieben iſt. — Einen frühern Brief Röhdens hatte Schiller am 3. Febr. 1797 erhalten.

[2] Vom Wallenſtein, mit dem ſich Schiller ſeit dem 22. Okt. 1796 beſchäftigte, wurde das Vorſpiel erſt im September 1798, die Piccolomini Ende Dezember und Wallenſteins Tod im März 1799 fertig.

[3] Schiller beantwortete dieſen Brief am 7. April 1797 (Sch.-K. 46), wohl in dem Sinn, daß Röhden ſich mit dem Empfang des Manuſcriptes noch ein wenig gedulden möge.

[4] Am 3. März trafen in Jena von Cotta die neueſten Hefte von Poſſelts Annalen und Flora, am 13. März ein Brief und eine Horenſendung ein; der Brief war die Antwort auf Schillers Schreiben vom 24. Februar und trug das Datum des 9. März. Dieſer Brief ſowie Schillers Antwort vom 15. März (Schill.Kal. 40) iſt nicht mehr vorhanden.

Wenn es Ihre Geſchäfte erlauben, ſo wolte ich wegen der Nähe der Meſſe um eine Rechnung über meine zu leiſtende Bezalungen für die Horen bitten.

Das Kupfer zu der Karte vom Fuciniſchen See iſt immer noch nicht eingegangen. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

207. Schiller an Cotta.

Jena, 4. April 97.[1] 12. April. 13. April.

Aus Ihrem Briefe vom 28. **Mart.**, den ich geſtern erhalte, erſehe ich zu meinem Erſtaunen, daß ich Ihnen von dem richtigen Empfange der Gelder, nehmlich 800 Rthlr. unmittelbar von Ihnen, 120 Laubthlr. von Böhme und 462 fl. aus Frankfurth[2] weder Nachricht noch Schein gegeben. Verzeihen Sie mir dieſe, wirklich unverzeihliche, Confuſion; ich begreife nicht, wo ich den Kopf gehabt habe, denn ich ſezte wirklich als ganz bekannt voraus, daß ichs geſchrieben. Es iſt aber auch ſeit 4 Wochen ſoviel Gelerm in meinem Hauſe geweſen, daß ich mich kaum ſammeln konnte.

Die Berechnung der HonorarGelder für die Horen ſend ich übermorgen, wo auch das weitere Manuſcript für das 4te Horenſtück kommen wird.[3] Heute nur dieſe paar Zeilen, um Sie von dem Empfange des Geldes zu benachrichtigen.

Ganz der Ihrige Schiller.

---

[1] Das Datum „4. April" ſcheint verſchrieben für: 5., für welchen Tag (Mittwoch) der Kalender Schillers Antwort notirt, und womit auch die Ankündigung des nächſten Briefs für „übermorgen", vergleiche den Brief vom 7., übereinſtimmen würde. Wenn es aber im obigen Schreiben heißt, Schiller habe Cotta's Brief vom 28. „geſtern" erhalten, ſo ſteht dieß, nimmt man nun als Datum den 4. oder den 5. April an, mit dem Kalender, der den 5. als Empfangstag nennt, im Widerſpruch.

[2] Die Anweiſung an Böhme traf am 24. Febr. als Einſchluß in Cotta's zulegendem Brief vom 15., die Sendungen aus Tübingen und Frankfurt am 27. Febr. ein.

[3] Am 3. hatte Schiller nach dem Kal. den Schluß des „Schreibens Herren Müllers Mahlers in Rom" an Cotta geſandt. Im Juniheft des „Neuen Teutſchen Merkur" 1795, S. 149–189 war eine aus Rom, 2. Mai 1795 datirte Einſendung Fernows „über einige neue Kunſtwerke des Hrn. Prof. Carſtens" erſchienen, in welcher der Maler Müller eine Herabwürdigung der übrigen in Rom lebenden Künſtler, namentlich der deutſchen, erblickte und gegen die er eine Abwehr, zugleich unter Darlegung ſeiner eigenen Anſichten über Kunſt und Kunſtkritik, veröffentlichen zu müſſen glaubte. Dieſer polemiſche Aufſatz, aus Rom, 16. Dez. 1796 datiert, gieng Goethe Ende Januars zu mit dem Verlangen des Verfaſſers, genannt zu werden, was ſonſt nicht in den Horen gebräuchlich war und wohl nur aus Courtoiſie geſchah, da auch Fernow den Artikel im N. T. M. mit ſeinem Namen unterzeichnet hatte. Goethe, der den „wunderlichen Aufſatz" abſchreiben ließ und am 1. Febr. an Schiller ſandte, befürwortete den Mitabdruck des Namens, wobei man am Schluß eine Note beifügen und ſo ſich in die Mitte ſtellen und eine Art pro und contra eröffnen könne; Fernow könne dann im Merkur, Müller in den Horen ſeine rechtliche Nothdurft anbringen, und man hätte dabei Gelegenheit, die mancherlei Albernheiten, die Herr Fernow mit großer Freiheit im Merkur debitire, mit wenig Worten herauszuheben. Schiller erklärte den Aufſatz, wenn er im Stil gehörig abgeändert ſei, für einen vortrefflichen Beitrag zu den Horen. Er wurde abgedruckt III, 21–64, und IV, 4–16. Die Note unterblieb. Am 21. April 1798, alſo nach dem Aufhören der Horen, ſandte Fernow noch für dieſe einen Aufſatz „über den Zweck der bildenden Künſte", an Cotta, der denſelben dann an Friedrike Brun nach Kopenhagen für das Eggers'ſche deutſche Magazin übermittelte. Hier erſchien er im Aprilheft 1799, S. 307–375.

208. Schiller an Cotta.

Jena 7. April 97. $\frac{\text{16. April.}}{\text{21. April}}$

Nach meiner Berechnung hätten Sie für die zwölf Horenſtücke (vom 5ten 1796 incluſive biß zum 4ten 1797 incluſive gerechnet) mit dem Redactionsgelde auf dieſes Jahr (à 40 Ldors) 385 Ldors zu bezahlen, wovon 20 Carolins an Pfarrer Hurter und 7½ Ldors für Schlegel, die ſchon von Ihnen bezahlt oder angewieſen ſind, abgehen. 3 Ldors werden in Ihrer Gegend bezahlt, (nehmlich 1 Ldor an Hrn. v. Alringer[1] und 2 Ldors an Herrn Horner in Zürich für den Aufſatz aus Platons Theaetet) alſo hätten Sie 352 Louisdor noch mitzubringen.

Ich bitte zugleich Papierproben, wie Sie ſie zum Almanach und zum Wallenſtein beſtimmt haben, mitzunehmen.

Auch bitte ich nachzuſehen, ob 40 Rthlr. hieſig. Courant die ich für die Muſic in Berlin bezahlt habe, in Rechnung gebracht ſind. Einige kleinere Auslagen, die ich für die Zweite Auflage des Almanachs gemacht, können wir abthun, wenn Sie hier ſind. Ohnehin werden Sie ſo gut ſeyn und meine BücherRechnung und was Sie ſonſt für mich ausgelegt mitbringen.

Ich habe gehört, daß Peterſen[2] einen Aufſatz zu den Horen zu geben Luſt hat. Sagen Sie ihm doch von mir, wenn Sie nach Stuttgardt kommen, daß es mir ſehr angenehm ſeyn würde, und ſuchen Sie ihn anzutreiben.

Hier neues Manuſcript. Gern hätte ich den ganzen Reſt dieſes Stücks gleich geſchickt, aber es iſt noch nicht alles in Ordnung. Leben Sie aufs Beſte wohl. Ihr

Sch.

---

209. Cotta an Schiller.

Tübingen 13. April 1797. (21. April.)[3]

Gottlob, daß ich nur wieder etwas von Ihnen geſehen habe. Ihr Schreiben vom 1. h. hat mich aus einer groſſen Sorge, in der ich Ihretwegen war [geriſſen], da ich ſo lange nichts mehr von Ihnen erfuhr.

Hiebei Horen 97 3tes. — Zu der heute eingeſandten Fortſetzung von Müllers

---

[1] Für die Nachahmung der erſten Satire des Juvenals. V. St. 1796 S. 81—96.

[2] Joh. Wilhelm Peterſen, geb. zu Bergzabern 1758, Schillers Jugendfreund und Mitzögling in der Pflanzſchule und Militärakademie, die er 1779 verließ, um eine Stelle als Unterbibliothekar in Stuttgart anzunehmen. Er wurde 1789 zum Profeſſor der Heraldik und Diplomatik, 1794 zum Bibliothekar ernannt und ſtarb 1815. Außer andern literariſchen Arbeiten hatte er früher für Schiller namentlich Beiträge ins Wirtembergiſche Repertorium und in deſſen Anthologie geliefert. Die Horen brachten nichts von ihm. In Leipzig erſchien 1782 ſeine „Geſchichte der deutſchen Nationalneigung zum Trunk“. Cotta nennt ihn in ſeinem Brief vom [illegible] März 1803 „durch Trinken ganz entmenſcht“. Sein literariſcher Nachlaß, aus einer ſehr ausgedehnten Sammlung von Aufzeichnungen, meiſt hiſtoriſchen und culturhiſtoriſchen Inhalts beſtehend, wurde von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erworben und kam, mit Ausſchluß einer Jugendgeſchichte Schillers, im Jahr 1867 durch Schenkung in den Beſitz der kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart.

[3] Der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 12. April einen Brief mit einer Manuſcriptſendung Schillers (Cellini) an Cotta, ſowie unterm 17. den Einlauf eines Briefs von Cotta; dieſelben haben ſich nicht vorgefunden.

Schreiben muß etwas fehlen, zur Vergleichung hibei Copie des erſten Perioden, womit das neue Manuſcript anfangt, und das zum Alten nicht paßt.[1]

Hibei auch Landtag I—V,[2] damit Sie ſehen, wie's im Vaterland hergeht.

Das Papier zum 98ger MuſenAlmanach iſt bereits gelifert, ich will es nächſtens an Goepfert ſpediren, ſo wie diß zum Wallenſtein, das in 3 Wochen fertig wird. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc. J. F. Cotta.

210. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. April 1797. [1. Mai.]

Ihr gütiges vom 2. h.[3] mit der ſummariſchen Rechnung über HorenHonorar habe ich erhalten und werde das erforderliche Geld mitbringen.

Einſtweilen hier meine kleine Gegenrechnung zur Vergleichung.

Das Papier zum Almanach iſt bereits geliefert und ſo wie das eingeſandte Muſter von der 3ten Auflage diſes Jahrs. Das für den Wallenſtein wird erſt Ende May's geliefert.

Die 40 Rthlr. für die Muſik hat Hr. Spener an Hrn. Starke bezalt.[4]

An Peterſen habe ich ſogleich geſchriben. Nebſt ꝛc. J. F. Cotta.

---

[1] Hiezu fügt Cotta dann am Rand die Bemerkung bei: „Es paßt genau, ich wußte nicht, daß vom Alten etwas übrig war".

[2] „Der Landtag in dem Herzogthum Würtemberg von 1797. Eine officielle Zeitſchrift herausgegeben von D. Elias Gottfried Steeb, außerordentl. Profeſſor der Rechte auf der Univerſität Tübingen. Tübingen und Stuttgard 1797, in der J. G. Cottaiſchen und Mezleriſchen Buchhandlung". Das Werk erſchien cenſurfrei in 11 Heften bis zum Jahr 1799 und enthielt eine vollſtändige aktenmäßige Geſchichte des damals verſammelten württembergiſchen Landtags. Die Landesverſammlung hatte durch Beſchluß vom 24. April 1797 dieſer Zeitſchrift die Beſtimmung eines offiziellen Blatts ertheilt und ſich anheiſchig gemacht, dem Herausgeber alle „zur Publicität reife Verhandlungen und Urkunden" mitzutheilen. Der Landtag ſelbſt, der am 17. März 1797, zum erſten Mal wieder ſeit dem 28. Juni 1770, zuſammengetreten war, hatte in Würtemberg nicht geringe Aufregung verurſacht, und über anderthalbhundert Flugſchriften hatten ſeine Aufgaben zum Gegenſtand ihrer Beſprechungen gemacht. Man erwartete von ihm außer einer gerechten Vertheilung der franzöſiſchen Kriegsſteuer, Abſtellung alter Mißbräuche und Mängel in der Staatsverwaltung, Vereinfachung des Staatshaushalts, Reformen in der landſchaftlichen Verfaſſung und namentlich Beſchränkungen der Vorrechte und des Uebergewichts der Ausländer und Adeligen. Zur Vorberathung der Hauptgegenſtände der Kriegsſchadensſache, der landſchaftlichen Organiſation und der eingelaufenen Beſchwerden und Bitten, wurden 3 Deputationen niedergeſetzt. K. J. Lange's Neueſte Staatenkunde urtheilte in ihrem 4. Heft (1798) über die Landtags-Zeitſchrift: „Dieſe Verhandlungen ſind merkwürdig für jeden Teutſchen, der Gefühl hat für Patriotism, für deutſche Kraft und Selbſtändigkeit, für Menſchenrechte und Bürgertugend ꝛc. Man wird darin ein Korps deutſcher Männer reden hören und handeln ſehen, das die Tugend hat, ſeinen Landesherrn vor Irrthümern zu warnen, und den Muth, mit Aufopferung ſeiner eigenen Ruhe, die Ehre, die Sicherheit und die Wohlfahrt des Bürgers zu beſchützen und zu ſichern." Neben dieſer offiziellen Landtags-Zeitſchrift kam noch eine andere heraus, redigiert von dem Kanzleiadvokaten Bunz; ein Privatunternehmen, welches in 8 Bänden ebenfalls die Verhandlungen bis zum Anfang des Jahrs 1799 mittheilt. Am 23. Dez. 1797 ſtarb der Herzog Friedrich Eugen, und unter ſeinem Nachfolger Friedrich wurde nach heftigen Kämpfen die altwürttembergiſche Landesverfaſſung zu Grabe getragen.

[3] Verſchrieben für 18; der Brief ſelbſt fehlt.

[4] Buchhändler Karl Spener in Berlin an Cotta, 6. Dez. 1796: „Hiernächſt hat Schiller auch den Drucker der Muſik zum Almanach, Starke von hier, mit 40 Thlr. an mich gewieſen". Dieſe Summe war vermuthlich das Honorar für die von Spener bei Schiller beſtellten Gedichte; GSP. S. 192 ff.

(Auf einem beſondern Blättchen.)

Herr Hofrath Schiller

				Soll
			An Büchern lt. Rechnung ord. 159 fl. 15. netto	119. 27.
96.	Jan.	13.	An Frau Reinwald bezalt	137. 30.
		16.	„ Profeſſor Dannecker	5. 30.
	Nov.	16.	„ Bendavid, die bereits verrechneten	22.
97.	Jan.	10.	„ Frau Major Schiller	22.
	Merz	13.	„ ebendieſelbe	30.
	Jan.	10.	„ Honorar f. Agnes v. Lilien	220.
				fl. 556. 27.[1]

211. Schiller an Cotta (in Leipzig).

Jena 10. May 97.[2] 14. Mai

Göſchen iſt nicht dahin zu bringen geweſen, eine gemeinſchaftliche Herausgabe des Carlos anzunehmen.[3] Sein früheres Recht an den Carlos kann ich ihm aber nicht nehmen, ich muß ihm alſo denſelben laſſen. Doch habe ich große Luſt, den Carlos noch einmal für das Theater zu bearbeiten,[4] und dieſe Ausgabe kann ich alsdann unſerer Sammlung einverleiben. Ueber das andere mündlich. Ich erwarte Sie mit Verlangen.

Haben Sie noch die Güte mir Ariſtoteles Dichtkunſt von Curtius überſezt, welche zu Hannover bei Richter 1753 herausgekommen iſt,[5] mitzubringen.

---

[1] Auf dem Blättchen befinden ſich — Spuren der ſpätern gemeinſamen Berechnung während Cotta's Anweſenheit in Jena — theils von Schillers, theils von Cotta's Hand verſchiedene Geldſummen aufgezeichnet, deren eine im Betrag von 297. 30 mit dem von Schiller geſchriebenen Vormerk: „Gut" und mit dem Beiſatz von Cotta: „V. Vor. R." (von voriger Rechnung?) vom Geſammtbetrag der Cotta'ſchen Rechnung in Abzug gebracht iſt, ſo daß 258. 57 im Reſt bleiben, die ſich auf Schillers Gegenrechnung S. 242 als Cotta's Guthaben wiederfinden.

[2] Am 3. Mai ſchickte Schiller den Anfang und am 5. die Fortſetzung des „Waldbruder" von Lenz nach Tübingen. Goethe hatte auf Schillers Bitte unter ſeinen Papieren nach Manuſkripten ſeines früheren Straßburger Freundes, des am 24. Mai 1792 in Moskau verſtorbenen J. M. R. Lenz, geſucht. Was er fand, theilte er am 1. Febr. 1797 dem Freunde mit, der den „Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden" in das IV. (S. 85—102) und V. St. (S. 1—30) der Horen, die „Liebe auf dem Lande" und „Tantalus" in den Muſ.Alm. f. 1798 aufnahm. Goethe überließ Schiller bei dieſem Anlaß zur Benützung für die Horen auch das Fragment eines Tagebuchs, das Lenz für ihn im Jahr 1775 geſchrieben hatte. (Hofrath Prof. Dr. Urlichs in Würzburg, der im Herbſt 1875 dieſes Tagebuch im Schillerarchiv zu Greifenſtein wieder aufgefunden, machte darüber in der Sitzung der philol. hiſt. Geſellſchaft zu Würzburg vom 9. Nov. Mittheilung.) Das Honorar für „Lenzens Mumien" ſollte zur Herſtellung einer Karte verwendet werden, durch welche Goethe den ſpäter im weſtöſtl. Divan veröffentlichten Aufſatz über den Zug der Iſraeliten in der Wüſte verſinnbildlichen wollte (SGB. Nr. 298, 309, 311 und 312). Gleichzeitig mit dem Brief an Cotta nach Leipzig gieng auch eine Manuſkriptſendung nach Tübingen ab.

[3] Göſchen hatte in ſeiner Erwiderung vom 26. April den in Schillers Erklärung gemachten Vorſchlag einer gemeinſchaftlichen Herausgabe des Don Carlos gar nicht berührt, ſondern den Gegenvorſchlag gemacht, eine Interimsauflage zu veranſtalten (ſ. S. 212—213).

[4] Geſchah erſt im Jahr 1804.

[5] Ariſtoteles Dichtkunſt, überſetzt, mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen verſehen von Michael Konrad Curtius. Hannover 1753. gr. 8. Schiller hatte ſich erſt eines Exemplars bedient, das Goethe am 3. Mai geſandt hatte, das aber nicht dieſem gehörte, weßhalb Schiller beſchloß, ſich ein eigenes

Auch bitte ich, wenn es Sie nicht beſchwert, mir Zwey Stück Tapeten von beyliegendem Muſter und 96 Ellen Verduren worinn Lilla die verſtechende Farbe iſt, aus der Braunſchweiger Fabrik, die in Leipzig ihre Niederlage hat ausnehmen zu laſſen und mitzubringen. Die Verdure braucht kaum 3 Finger breit zu ſeyn, wenn ſich eine ſolche mit der verlangten Farbe findet. Sonſt aber thut es nichts, wenn ſie auch breiter iſt und höher zu ſtehen kommt, ſobald nur Lilla oder ſchön Violet die Hauptfarbe darinn ausmacht, welche zu paille-gelb ſich am beſten ſchickt. Leben Sie recht wohl, Ich wünſche recht gute Geſchäfte. Der Ihrige

Schiller.

P.S. Können Sie mir die Tapeten und Verduren gleich durch einen Fuhrmann ſchicken, ſo wäre mirs noch lieber.

Der Schiller-Kalender verzeichnet unter dem 12. Mai eine Manuſkriptſendung nach Tübingen für das V. Horen-St.: Phaethon von Voß (S. 31—54) und Agnes von Lilien (S. 55—90). Ein Brief Schillers nach Leipzig vom 17. Mai, auf welchen Cotta in ſeinem Schreiben vom 21. Bezug nimmt, ſowie ein Brief vom 26., den der Schiller-Kalender notirt, und worin Cotta auf ſeine Anfrage vom 17. Mai Beſcheid erhalten haben wird, hat ſich nicht vorgefunden.

212. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 15. Mai 1797.)[1]

Hr. Gaedike[2] ſagt mir ſoeben, Sie wären in Weimar.[3] Ich bin daher ſo frei, anzufragen, ob ich Sie auf den HimmelfartsTag[4] in Jena antreffe, oder ob Sie bis dahin noch in Weimar verweilen? Sie haben wol die Güte, mir in Ihrer Antwort zu bemerken, ob Hr. Geh. Rat v. Goethe an jenem Tag in Weimar oder Jena zu ſprechen iſt?[5] Darf ich bitten, mich diſem zu empfelen? Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

kommen zu laſſen. „Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik, zugleich mit Goethe, geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert . . . Du mußt ihn ſelbſt leſen, ich las ihn nach einer deutſchen Ueberſetzung von Curtius." an Körner, 3. Juni.

[1] Im Original irrthümlich vom 17. April datirt. Das Empfangsdatum im Kal., 17. Mai, iſt, wenn es ſich auf obigen Brief beziehen ſollte, ebenfalls unrichtig.

[2] Buchhändler Gädicke aus Weimar, Bertuchs Aſſocié im Induſtriecomptoir, von dem er ſich an Oſtern 1798 trennte, um eine eigene große Druckerei zu errichten, aus welcher die erſten Auflagen von Wallenſtein, Macbeth und Maria Stuart hervorgiengen und worin u. A. auch die 4 letzten Stücke der Propyläen gedruckt wurden.

[3] Das war nicht der Fall.

[4] 25. Mai.

[5] Goethe kam am 20. Mai nach Jena und blieb bis zum 16. Juni.

213. Cotta an Schiller.

Leipzig, 21. Mai 97. [25. Mai.]

Auf Ihr geehrtes v. 17. h. bringe ich keine Verdur, denn ich habe die Muſterkarten vom ganzen hiſigen Vorrat ſorgfältig durchgegangen und nichts von Violet oder Lilla gefunden.

Den 26. h. Morgens Frühe werde ich gewis in Jena eintreffen[1] und will Sie nur bitten, unſere Rechnung ꝛc. im Voraus zu bereiten, weil ich denſelben Abend noch weiter reiſen mus. Ariſtoteles Dichtkunſt von Curtius iſt nicht mehr zu haben. Mit unwandelbarer Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Schillers Horenberechnung

vom V. Heft 96 – IV. Heft 97.

Ich an Cotta.

Rechnung	258. 57.	
	oder 27	alte Ldors.
Horner und Alxinger	10	
An Honorar für Teuwille	15	
	52	alte Ldors.

Cotta an mich.

	Rthlr.	Gr.
Redaction für 1797	200.	
Göthe für 31	640.	
Reinwald	35.	
Matthiſon	3.	
Alxinger	5.	
Voß	67.	12.
Horner	10.	
Koſegarten	10.	
Burde	10.	
Woltmann	37.	12.
Halem	7.	12.
Knebel	25.	
Meier	9.	
Mereau	22.	12.
Agnes	190.	
Hirt	100.	
Brun	—	

---

[1] Der Beſuch Cotta's in Jena am 26. Mai ſteht im Schiller-Kalender verzeichnet. Die Nr. 319 der GSchB. bezieht ſich auf Goethe's Horenabrechnung.

Herder	5.
Voie	20.
Körner	17. 12.
Funk	130.
Pfeffel[1]	—
Humboldt	17. 12.
Müller[2]	30.
Viertes Stück	140.
Buchbinder für den Almanach	4.
Kupferdrucker zur 2ten Auflage des Almanachs Stark in Berlin	36. 12.
	1822. 12.[3]

Cotta's Schreiben, das am 12. Juni in Jena eintraf (Schill.Kal. 44), worin er Schiller ſeine Ankunft in Tübingen gemeldet haben wird und das wohl die Abſendung der am 2. Januar gewünſchten Schriften von Diderot und Vieilleville anmeldete (ſ. Schillers Brief vom 16. Juni), iſt nicht vorhanden. Ebenſo fehlt Schillers Antwort darauf vom 14. Juni, mit welcher Manuſcript für das VI. Horen-Stück (der Tags zuvor erhaltene Schluß des Cellini, S. 1—17, und der von Goethe corrigirte Aufſatz A. W. Schlegels über Shakeſpeare's Romeo und Julie, S. 18—48) überſchickt wurde. An Schlegels Abhandlung hatte, wie er ſelbſt in der Vorbemerkung zu ſeinen Kritiſchen Schriften I, S. XVII erwähnt, ſeine Gattin weſentlichen Antheil; ſo ſtimmt z. B. Horen VI, S. 34 f. mit dem von Waitz in Caroline I, 197 ff. mitgetheilten Entwurf beinahe wörtlich überein. — Am 29. Mai war aus Tübingen das fertige IV. Stück der Horen in Jena eingetroffen.

214. Cotta an Schiller.

Tübingen 9. Jun. 97. [16. Juni.]

Ein Päckchen mit HorenManuſcript[4] iſt richtig eingegangen; da aber kein Brief dabei war, ſo bin ich ſo frei zu erinnern an

---

[1] Da Schiller die Namen der Autoren verzeichnete, wie ihre Beiträge der Reihe nach in den Horenheften abgedruckt waren, ſo kann Pfeffel nur der Verfaſſer eines der beiden einzigen zwiſchen den Beiträgen von Funk und W. v. Humboldt abgedruckten Gedichte im I. St. 1797 ſein, und von dieſen wieder nur der Verfaſſer des „Gefangenen" (S. 224, N. 4). Vgl. auch Pfeffels Poetiſche Verſuche. 5. Aufl. Tübingen 1817. V. Theil, S. 72, wo ſich der „Gefangene" abgedruckt findet.

[2] Der Maler Friedrich Müller in Rom.

[3] Auch dieſe Berechnung trägt den Stempel gemeinſchaftlicher Durchberathung. Schiller hatte erſt als Geſammtſumme ſeines Guthabens 1933. 12 herausgebracht, bis eine mehrmalige Addition das Richtige ergab. Unter der Rubrik „Ich an Cotta" iſt der Poſten für „Horner und Aizinger" durch Ausſchluß des Letztern von 10 auf 2 d. Ldors vermindert und der ſo gewonnene Betrag des Cotta'ſchen Guthabens von 52 auf 44 d. Ldors herabgeſetzt, ſo daß — dieſe von dem Guthaben Schillers (Thlr. 1822. 12 = 364½ d. L.) abgezogen — Letzterem eine Geſammtſumme von 320½ d. Ldors verblieb, worin die Honorare für ſeine Mitarbeiter miteinbegriffen waren.

[4] Am 31. Mai in Jena abgeſandt.

1) die Zeichnungen zum Titelkupfer und Umſchlag des Almanachs, weil die Zeit zimlich zuſammengeht.

2) Das gütig verſprochene[1] Manuſcript für die Flora.

Nebſt gehorſamer Empfelung

J. F. Cotta.

Das Papier zu Wallenſtein iſt bereits angekommen und ſehr gut ausgefallen.

215. Schiller an Cotta.

Jena 16. Jun. 97.[2]

Hier erhalten Sie die neulich[3] vergeſſenen Zeichnungen zum Titelkupfer und zur Decke des Almanachs. Uebergeben Sie die Sache ja Millern, daß ſie unter ſeiner Aufſicht gemacht wird, weil die Lichter in der, zur Decke beſtimmten Zeichnung beſonders tractiert werden müſſen oder eigentlich aufgehöht werden ſollten.[4] Sagen Sie ihm das, und daß wir uns ganz auf ſeinen guten Geſchmack verlaſſen. Fragen Sie Zumſteeg, ob ich ihm kleine Gedichte zum Componieren ſchicken darf, für den Almanach. Ich wünſchte, daß er ſich zuſammennähme und uns etwas recht gutes lieferte.[5]

Hier ſende ich auch den, von mir corrigierten Aufſatz des Emigrierten.[6]

---

[1] Die Zuſage geſchah wohl mündlich bei Cotta's Beſuch in Jena. Vgl. unten Note 6.

[2] Cotta hat an dem Brief vom 16. Juni das Datum der Abſendung, nicht aber das des Empfangs und der Beantwortung bemerkt.

[3] Bei der Sendung vom 12. Juni.

[4] Die Zeichnungen wurden durch Goethe beſorgt: „Ich lege auch die Zeichnung für die Decke des Muſenalmanachs bei; die Abſicht iſt freilich, daß das Kupfer auf bunt Papier gedruckt und die Lichter mit Gold erhöht werden ſollten", an Schiller, 2. Juni. Der im Brief genannte „Miller" iſt der Vorſteher der Stuttgarter Kupferſtecherſchule Johann Gotthard Müller. Der Zeichner war H. Meyer, vgl. Schillers Brief an Cotta vom 2. Juli 1798. Der Stich wurde von Kupferſtecher d'Argent in Stuttgart, einem Schüler Müllers, ausgeführt.

[5] Im Muſenalmanach für 1798 befinden ſich 9 Compoſitionen: Von Zumſteeg 4, aber keines Schiller'ſchen Gedichts: [illegible] Erinnerung, von Goethe, Sängers Einſamkeit, von Schmidt von Friedberg, Der Traum, von M., und Die Freuden der Gegenwart, von F., unter welchen beiden Chiffern ſich A. v. Imhof verbarg. Von Zelter 4 (2 Goethe'ſche: Der Gott und die Bajadere und An Mignon: Ueber Thal und Fluß getragen; eine Schiller'ſche: Elegie an Emma, und Matthiſſons: [illegible]; Schiller ſandte ſie mit ſeinem [illegible] am 7. Juli an Zelter. Goethe's Archiv 1878, II, 436) und Zahns Compoſition des Reiterlieds.

[6] Das im vorigen Brief erwähnte Manuſcript für die Flora. Es rührte von Hrn. v. Vernon her, einem Protégé und Verehrer der Frau Sophie v. Schardt (Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 374, 377, 378, 383), welche daſſelbe durch Vermittlung ihrer Schwägerin, der Frau v. Stein, an Schiller gelangen ließ. In den Briefen der Charlotte Stein an Frau Schiller (Charl. Schiller II, 317 u. 322) ſind ſogar zwei ſolche Manuſcriptſendungen verzeichnet, eine am 2. Jan. 1797 mit den Worten: „Hier ſchick' ich ein Manuſcript von einem Emigrirten bei, ob es vielleicht Schiller aus Barmherzigkeit an einen Buchhändler anbringen könnte, daß er etwas dafür bekäme; es iſt von einem Protégé meiner Schwägerin, Mr. Vernon; die hat mich darum gebeten", und am 12. April mit den Worten: „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen das beigeſchloſſene Manuſcript zuſchicke, nebſt dem Billet von meiner Schwägerin an mich." Es iſt anzunehmen, daß es ein und daſſelbe Manuſcript war, und daß die erſte Sendung nicht ausgeführt oder daß das Manuſcript [illegible]

Da ich keine Zeit habe, ihn noch abſchreiben zu laſſen, ſo werden Sie ſo gut ſeyn und bei der Correctur deſto mehr aufpaſſen laſſen. Dem armen Schelm von Verfaſſer habe ich weil er nicht warten kann, 2 Ldors bezahlt. Gäbe der Aufſatz mehr als 2 Bogen, ſo kann man ihm verhältnißmäßig nach bezahlen.

Der Vieilleville[1] den Sie mir ſchickten und der Diderot haben mir großes Vergnügen gemacht, ich fürchtete wirklich ſchon, jener wäre nicht mehr zu haben.

Unſer Almanach wird recht hübſch ausfallen, Göthe hat ſchon 3 Bogen Gedichte dazu fertig, und ich bin jetzt auch ſehr dafür beſchäftigt. Es kommen bloß von Göthe und mir 4 biß 5 Balladen, wovon ſchon 3 fertig ſind.[2]

Adieu, meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer lieben Frau beſtens. Ganz der Ihrige

Schiller.

In Ihrem nächſten Brief hoffe ich zu hören, wie bald das Papier zum Almanach hier ſeyn wird, und wie viel Auflage Sie machen wollen.

Der Schiller-Kalender verzeichnet Briefe von Cotta, die Schiller am 21., 26. Juni und am 2., 14. und 18. Juli erhielt, und die alle ſich nicht vorfinden. In die Zwiſchenzeit fällt auch Cotta's gewöhnliche Badereiſe nach Gais.

---

erſte Mal zurückgegeben wurde. Der Aufſatz erſchien dann, nachdem Cotta ihn auf Schillers Verwendung für die Horen angenommen, ohne deſſen und Schillers Wiſſen im Revolutionsalmanach von 1798 S. 140—190 (?): „Geſchichte eines Emigranten: kein Roman. Aus der franzöſiſchen noch ungedruckten Handſchrift überſetzt, vom Herausgeber", worauf Cotta deſſen Aufnahme in die Horen ablehnte, vgl. Cottas Brief vom 18. Nov. 1797. Wenn in den Anmerkungen zu den betreffenden Briefſtellen in Charl. Schiller II, 317, 319 (= 326) geſagt iſt, der Aufſatz habe den Titel gehabt: Republikaniſche Anekdoten (oder: „Anekdoten aus der franz. Revolution") und ſei „durch ein Mißverſtändniß auch in Reichardts Journal gerathen," ſo waltet ein Irrthum vor. Da es kein Reichardt'ſches Journal gibt, ſo könnte nur das vom Kapellmeiſter J. F. Reichardt herausgegebene Journal „Frankreich" gemeint ſein — das Journal „Deutſchland" war mit Ende 1796 eingegangen. Im Jahrgang 1797 von „Frankreich" kommt aber kein Aufſatz: Republikaniſche Anekdoten vor, davon abgeſehen, daß der Emigrant wohl dem revolutionsfreundlichen Journal keinen Beitrag geſandt haben wird. Es iſt vielmehr eine Verwechslung mit Heinrich Aug. Ottokar Reichard, Bibliothekar in Gotha, dem Herausgeber des Revolutionsalmanachs. Die in den Horen 1797 anonym veröffentlichten „Briefe aus der franzöſiſchen Schreckensperiode" (Sept. 212—234, Okt. 1—92 und Nov. 69—110) ſind von Pfeffel verfaßt, wie aus deſſen Briefen an Cotta hervorgeht.

[1] „Cotta hat mir ein Exemplar vom Vieilleville verſchafft, du brauchſt alſo die 3 folgenden Bände nicht in Weimar zu ſuchen". Schiller an W. v. Wolzogen, 19. Juni (Kar. v. Wolz. Lit. Nachl. I, 407).

[2] Die 3 fertigen Balladen waren wohl: Die Braut von Korinth, am 4. Juni begonnen und wahrſcheinlich am 6. beendet; Der Gott und die Bajadere, die im Weſentlichen am 9. fertig ward, und Der Taucher, den Schiller am 5. Juni anfing und am 14. beendigte. Der Zauberlehrling entſtand vermuthlich noch im Lauf des Juni. Von den übrigen Goethe'ſchen Beiträgen — Der neue Pauſias, vollendet am 21. u. 22. Mai, Der Schatzgräber, Lied an Mignon (erſterer am 23., das andere am 28. Mai an Schiller geſandt), Legende vom Hufeiſen, Erinnerung, Abſchied, Der neue Amor — iſt nur der letzte nachweislich ſchon im Dezember 1792 (vgl. Campagne in Frankreich, Bd. 25 der 40bdg. Ausg. S. 183) entſtanden; Düntzer, Goethe als lyriſcher Dichter, Leipzig 1875, I, S. 229 ff. Von Schiller'ſchen Balladen erſchienen außer der ſchon genannten im Muſ.-Alm.: Der Ring des Polykrates, Der Handſchuh, Ritter Toggenburg, Die Kraniche des Ibykus und Der Gang nach dem Eiſenhammer; außerdem noch 10 Gedichte: Das Reiterlied, Die Worte des Glaubens, Nadoweſſiſche Todtenklage, Der Obelisk, Der Triumphbogen, Die ſchöne Brücke, Das Thor, Licht und Wärme, Breite und Tiefe und Das Geheimniß.

716. Schiller an Cotta.

Jena 7. Jul. 97. 17. Jul.[1]

Ich wollte heute den Reſt des Manuſcripts für dieſes Horenſtück mitſchicken, es iſt aber nicht fertig geworden: indeſſen hoffe ich wird es ſoviel nicht zu ſagen haben, da mich das Ausbleiben des vorhergehenden Hefts vermuthen läßt, daß der Drucker noch Arbeit genug habe.

Madame Mereau wird Ihnen bald etwas für den Calender[2] ſchicken. Von meiner Schwägerin iſt es noch zweifelhaft, ob ihr die Ausarbeitung der Agnes,[3] die auf Michaelis ſchon heraus kommen ſoll,[4] Zeit dazu laſſen wird. Ich will aber noch für mehr Beiträge ſorgen, und auch von mir ſelbſt einige Kleinigkeiten ſenden.

Meinen Prolog zum Wallenſtein[5] ſollen Sie nächſte Woche erhalten; ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es unſer beider Intereſſe iſt, daß Sie ihn nicht aus Ihrer Hand geben.

Göpferdt hat noch nichts von ſich hören laſſen, ich weiß auch nicht ob er das Papier erhalten. Doch wenn das Papier da iſt, werde ich ihn tribulieren, daß er in 8 oder 10 Tagen den Almanach anfängt. Die Aushängebogen ſollen Sie unverzüglich durch mich erhalten.

Das Gedicht: der Wanderer[6] laſſen Sie vor dem Vieilleville abdrucken. Wir müſſen dieſes Horenſtück, auf welches das Publicum ohnehin länger warten muß, um einen Bogen gröſser machen, beſonders da wir von den erſten Stücken der noch einige Bogen ſchuldig ſind. Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin beſtens. Ihr Sch.

---

[1] Am 30. Juni ſandte Schiller den Anfang eines Romans in Briefform, die Briefe von Amanda und Eduard, von Sophie Mereau, und am 5. Juli den Reſt an Cotta (Schill.Kal. 44 f., SchuC. Nr. 92). — Der oben mitgetheilte Brief traf am 17. in Tübingen ein; der Vermerk des Einlaufsdatums iſt nicht von Cottas Hand, der des Antwortdatums fehlt.

[2] Der in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen erſcheinende Damenkalender, der 1798 zum erſten Mal herauskam unter dem Titel: „Taſchenbuch auf das Jahr 1798 für Damen". 16°. 1799 erſchien er als „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1799", welche Wortſtellung im Titel er ferner beibehielt. Den Exemplaren, welchen das Calendarium beigebunden wurde, iſt vor dieſem noch der Separattitel „Taſchenkalender für Damen auf das Jahr ****" vorgedruckt. Er kam ununterbrochen bis 1831 heraus, von 1832—37 erſchien er nicht, 1838 erſtand er in größerem Format und erlebte noch 3 Jahrgänge. Als Herausgeber ſind im erſten Jahrgang genannt: Huber, Lafontaine, Pfeffel, [illegible], in den folgenden Jahrgängen bis 1806 ſind nur die drei erſten aufgeführt, dann werden neben Einzelnen von ihnen bald Goethe, bald Richter, Jean Paul, Pichler, im Jahrgang 1806 Schiller auf dem Titel als Beitragender bezeichnet. Die Jahrgänge 1801 bis 1806 und 1812 brachten Gedichte von Schiller; 1804, 1806, 1809 und 10, 1815—19 Gedichte und Novellen von Goethe. Cotta hatte vermuthlich in einem der verloren gegangenen Briefe Schiller von dem neuen Unternehmen Mittheilung gemacht und ihn ſowie ſeine Schwägerin und Madame Mereau zu Beiträgen eingeladen.

[3] Schiller hatte demnach Cotta bei der perſönlichen Begegnung mit ihm, beziehungsweiſe bei der Abrechnung das früher vorenthaltene Geheimniß der Autorſchaft mitgetheilt.

[4] Bei Unger in Berlin. Schiller hatte den Roman am 7. April 1797 dem Buchhändler Spener in Berlin, der den Verlag wegen anderweiter Unternehmungen ablehnte, dann am 26. Juni Unger angeboten und am 6. Juli zuſagende Antwort erhalten. Das Honorar dafür im Betrag von 100 Frdor empfieng er am 11. October, nachdem er Tags zuvor den Schluß des Manuſcripts an Unger abgeſandt hatte.

[5] Gemeint iſt das Vorſpiel: Wallenſteins Lager, welches Schiller erſt Prolog nannte, und das Ende Mai 1797 fertig wurde; der eigentliche „Prolog" zum Lager (geſprochen bei Wiedereröffnung der Weimarer Bühne) entſtand erſt in den erſten Tagen des October 1798.

[6] Von Hölderlin, es ſteht im VI. St. S. 69—74. Hölderlin hatte dieſes Gedicht mit dem „Aether" und mit dem erſten Band des Hyperion am 20. Juni 1797 an Schiller geſandt (Hölderlins Werke, von Chr. Th. Schwab, II, S. 142). Dieſer theilte ſie am 27. Goethe mit, der ſie am 28. beurtheilte und nach deſſen Rath der „Wanderer" in die Horen, der „Aether" in den Muſenalmanach aufgenommen wurde (SchG. Nr. 335 f. 337).

---

217. Schiller an Cotta.

Jena 21. Jul. 97. 1 Aug. empf.

Sie erhalten hier den Prolog, welchen ich mir bald zurück erbitte. Ich brauche Sie nicht zu erinnern, ihn nicht aus der Hand zu geben, denn es iſt Ihr eigenes Intereſſe, wie meins, daſs er in keine unrechte Hand falle.

Die Beilage an Zumſteeg enthält einige Stücke zum Componieren. Einige hat Zelter in Berlin ſchon bekommen und andere ſende ich an Zumſteeg noch nach.

Hier auch der Reſt des Manuſcripts zu dem VIten Horenſtück.[1] Es hat ſich länger verſpätet als mir lieb war, und wenn Sie es möglich machen können, ſo bitte ich Sie das VIIte Stück, wozu ich ganz gewiſs über 8 Tage Manuſcript abſchicke recht beſchleunigen zu laſſen.

Göthe reiſt in etlichen Tagen nach der Schweiz[2] und wird ohne Zweifel bey Ihnen einſprechen. Nehmen Sie ihn freundlich auf, er ſieht auf ſo was, und ſehen Sie daſs Sie ihn mit einigen intereſſanten Perſonen bekannt machen. Schreiben Sie es auch vorläufig an Kaufmann Rapp, ich hab ihm dieſes Haus empfohlen, und denke daſs ſich Rapp dieſer Bekanntſchaft recht erfreuen wird.[3] Auch bitte ich Sie meinen MuſenAlmanach von 97 unter der Addreſſe: Profeſſor Heinrich Meier aus Weimar nach Stäffen[4] bei Zürch abzuſenden.

Heute nichts mehr. Die Poſt geht ſogleich.[5]

---

[1] Perikles (VI 73—106).

[2] Die Abreiſe geſchah am 30. Juli.

[3] Goethe beſuchte ihn am 30. Aug. und fand an ihm „einen ſehr gefälligen Mann von [illegible] Kunſtliebhaber", deſſen „behagliche, heitere und liberale Exiſtenz" er rühmte und an deſſen „verſtändigen und wohlgefühlten Urtheilen er ſich erfreute". Einem Sohn Rapps, Herrn Profeſſor Moriz Rapp in Tübingen, verdanke ich folgende freundliche Mittheilungen: „Als Goethe 1797 nach Stuttgart kam, brachte er ein Schreiben von Schiller und präſentirte ſich meinem Vater auf dem Contor als Geheimerath Goethe. Sie haben auch Ausflüge gemacht, einmal in ein öſterreichiſches Lager bei Neckarrems". (Der aus dem Hauptquartier Neckarrems, 1. Sept. 1797, von Hauptmann Jakardowski ausgeſtellte Erlaubnißſchein: „aus Stuttgard in das k. k. Lager und wieder zurück zu reiſen", wird noch in der Familie Rapp aufbewahrt. Der Beſuch des Lagers fand am 3. Sept. ſtatt; vgl. Goethe ſämmtl. W. 26. Bd. S. 93.) Ueber Goethe's Beſuch in Stuttgart ſchrieb Dannecker am 26. Oktober 1797 an Wilhelm v. Wolzogen: „Täglich waren wir beiſammen, und er machte mir ein Compliment, das ich für groß halte, indem er mir ſagte, nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich ſie in Rom lebte. Unſere gelehrte Männer ſpitzten ihre Naſen, da ſie ihn nur mit einem Bildhauer oder Kaufmann gehen ſahen und ſie nicht einmal von ihm Beſuche erhielten. Für mich waren die Tage, die ich mit ihm durchbrachte, Feſte und bleiben mir unvergeßlich."

[4] Stäfa, wohin Meyer nach dreijähriger Abweſenheit in Italien im Juni zurückgekehrt war. Am 26. Juni meldete er Goethen ſeine glückliche Ankunft auf vaterländiſchem Grund und Boden, zu der ihn Goethe am 7., Schiller am 21. Juli beglückwünſchte. Am 20. Sept. trafen ſich Meyer und Goethe in Zürich und machten mit einander die Reiſe auf den Gotthard.

[5] Der Brief iſt ohne Unterſchrift.

218. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 1. Aug. 1797.) [11. Aug.]

Zu meinem groſſen Vergnügen fand ich nach meiner Rükkehr von Gaiß Ihr gütiges vom 21. Juli mit dem Prolog — auf den ich mich äuſſerſt freue und den ich nicht aus der Hand geben werde.

Die Beilage an Zumſteeg iſt ſogleich abgegangen und für ſchleunigen Abdruk des Hexen-Heftes werde ich beſorgt ſeyn. Wenn nur die Muſik von Zelter bald ankommt, denn wir gebrauchen immerhin 4 Wochen zum Druk.[1]

Goepfert hat mir keine Nachricht vom richtigen Eingang des Papiers für den MuſenAlmanach gegeben.

Rapp und ich werden das Aeuſſerſte anwenden, um Goethe einen angenemen Aufenthalt zu machen.

J. F. Cotta.

219. Cotta an Schiller.

Tübingen, 10. Aug. 1797. [18. Aug.][2]

Meinen herzlichſten Dank für das unendliche Vergnügen, das Sie mir durch den hiebei zurükfolgenden Prolog von Wallenſtein[3] verurſacht haben. — Möchte ich doch bald das Ganze leſen können!

Hiebei einen Brief von Ihrer Frau Mutter.[4] Zumſteeg hat die beiden Gedichte: die Erinnerung und der Zauberlehrling componirt,[5] und erwartet nun die weitere verſprochenen, damit er diſe auch bald componiren kan. Auch wünſchte ich ſehr, daß ich die von Zelter bald bekäme, denn es will vil heiſſen, wenn wir den Druk zur gehörigen Zeit noch vollenden ſollen.

In der Anlage 1 Bogen [illegible]; der PoſtWagen bringt die übrigen. Lebt ꝛc

J. F. Cotta.

---

[1] Wie aus Schillers Brief vom 7. Sept. 1797 hervorgeht, ſollte Cotta's Vater in Stuttgart den Druck der Muſik beſorgen. Es ſcheint, daß der Hof- und Kanzlei-Buchdrucker Chriſtoph Friedrich Cotta (über ihn S. 152), [illegible] die bei der Aufhebung der Karlsſchule entbehrlich gewordene Einrichtung der Notendruckerei erworben hatte, wie im Jahr 1794 die Cotta'ſche Buchhandlung um käufliche Ueberlaſſung der Buchdruckerei der Karlsſchule mit dem Kalenderprivilegium auf 15 Jahre eingekommen war (Wagner, Geſch. d. hohen Karlsſchule III, 127). Die auf den Druck der Muſik durch Chr. Fr. Cotta ſich beziehenden Mitteilungen an Schiller waren wohl in den verloren gegangenen Briefen Cotta's enthalten.

[2] Der Schillerkal. verzeichnet zwei Briefe, die nicht vorhanden ſind: ein Schreiben Schillers an Cotta vom 7. Auguſt und ein Cotta'ſches, das am 15. Aug. in Jena eintraf.

[3] Der Prolog beziehungsweiſe das Vorſpiel zu Wallenſtein hatte damals noch nicht ſeine ſpätere [illegible] Form; dieſe erhielt er erſt im Sept. 1798, wo Schiller das Vorſpiel um die Hälfte vermehrte und mit neuen Figuren, unter andern mit dem Kapuziner, belebte.

[4] Er iſt vom 8. Aug. datirt und in Schillers Beziehungen S. 191 abgedruckt.

[5] Die Compoſition des Zauberlehrlings erſchien nicht im Muſenalmanach.

720. Schiller an Cotta.

[Jena 11. Auguſt 1797.][1] 20. Aug. / 25. Aug.

Hier Fortſetzung des Manuſcripts zum 7 Horenſtück,[2] Beyträge zu Ihrem DamenCalender von Madame Mereau,[3] 4 Melodien von Zelter[4] — Mein Rath wäre die Muſic im Format des Almanachs drucken zu laſſen, daß der Buchbinder ſie gleich mit anbinden kann. Voriges Jahr hat die doppelte Beſorgung beim Verſenden viel mehr Schererey gemacht.

Geſtern habe ich den erſten CorrecturBogen vom Almanach erhalten. Die nächſte Poſt wird Ihnen den Aushängebogen bringen.

Es fragt jemand bey Ihnen an, ob Sie kein leichtes engliſches Werk wiſſen, das Sie gern überſetzt wünſchten und dann verlegen wollten. Man wird ſich Mühe geben, es gut zu überſetzen, und ſehr mäßige Foderungen machen. Ich kenne den Ueberſetzer zwar nicht, aber jemand der es verſteht, ſagt mir für ihn gut.

Leben Sie wohl. Vergeſſen Sie nicht, wenn es noch nicht geſchehen, mir den Prolog bald zurückzuſchicken. Leben Sie recht wohl.

Sch.

721. Schiller an Cotta.

Jena 17. Aug. 97. 30. Aug. / 1. Sept.

Hier die zwey erſten AushängeBogen. Die Sache iſt jetzt im Gang und wir werden zu rechter Zeit fertig. Sorgen Sie nur, daß die Decke, Titelkupfer und MuſicNoten in der letzten Woche Septembers gewiß hier ſind. Vielleicht hat Zumſteeg noch Luſt den Schatzgräber, der auf dem BBogen abgedruckt iſt, zu componieren. Laſſen Sie ihn abſchreiben und ſenden ihm denſelben. Ich habe vor 8 Tagen an ihn geſchrieben und ihm einiges geſchickt.[1] Von Zeltern hoffe ich in ſpäteſtens 8 Tagen das letzte zu erhalten. Ein Transport iſt ſchon an Sie abgegangen.

---

[1] Das Datum aus dem Schiller-Kal. S. 47 ergänzt.

[2] [illegible] (VII, [illegible]). Den Anfang des Manuſcripts zum VII. St., Hirts Aufſatz über das Kunſtſchöne (VII, 1–[illegible]), ſandte Schiller wohl mit dem verloren gegangenen Brief vom 4. Auguſt. Dieſer Aufſatz wurde gegen den Willen des Verfaſſers, der ihn wahrſcheinlich im Juli bei ſeinem Beſuch in Jena und Weimar dort zurückgelaſſen hatte, aufgenommen; A. Hirt an Matthiſſon in Wörlitz, Berlin 14. Okt. 1797: „In den Horen iſt ein Aufſatz von mir über das Kunſtſchöne, den Schiller wider meinen Willen abdrucken ließ, indem derſelbe noch unvollendet iſt, und noch überdem durch ärgerliche Druckfehler entſtellt wurde". Briefe a. Matthiſſons literariſcher Nachlaß, 4 Bd. 1832, S. 15.

[3] Der Damenkalender für 1798 enthält S. 171–175 Bergphantaſie, Im Frühling S. 176–177 Schwermuth, beide Gedichte mit Sophie Mereau unterzeichnet.

[4] Der Eintrag im Schill.-Kal. iſt hienach wie folgt zu berichtigen: „Cotta. Muſic. Damenkalender. Fortſetzung". Die 4 zum Muſenalmanach gehörigen Melodien von Zelter (S. 244, Note 5) waren Schiller am 6. Auguſt durch die HH. Mendelsſohn und Veit überbracht worden. (Goedeke's Archiv 1872, II, 437.) Wenn Hr. v. Loeper vermuthet, die in Schillers Brief an Zelter, 7. Aug., erwähnte „Romanze" ſei die Braut von Korinth, ſo irrt er, es iſt „Der Gott und die Bajadere", was ſchon daraus hervorgeht, daß Schiller ſeine Freude über die Behandlung der 3 Schlußverſe ausſpricht, welche hundert Andere, durch die Versart verführt, nicht raſch und hüpfend gemacht haben würden — was auf die 3 Schlußverſe der indiſchen Legende, nicht aber auf die der Braut von Korinth paßt. Ebenſo irrt Hr. v. Loeper, wenn er glaubt, die „Elegie an Emma" ſei erſt am 7. Auguſt an Zelter geſchickt worden. Sie befand ſich bereits unter den „4 Melodien", die Schiller am 6. Aug. erhielt und am 11. an Cotta ſandte, ſonſt hätte ſie keine Aufnahme mehr in dem 1798er Almanach finden können.

Haben Sie Gelegenheit von Leipzig aus eine Zahlung an mich zu machen, ſo ſeyen Sie ſo gütig mir etwa 200 Rthlr. zu ſchicken, ich habe einige Vorſchüſſe auf den Almanach und die Horen gethan, die mich etwas incommodieren.

Leben Sie recht wohl. Göthe wird wohl bald bey Ihnen anlangen.

Sch.

Goethe an Cotta.

(Frankfurth den 24. Aug. 1797.) 28. Aug.

Da ich in einiger Zeit nach Stuttgard abzugehen[2] und dann auch bald in Tübingen einzutreffen gedenke, ſo habe ich hierdurch mich zum Voraus bey Ihnen anmelden und zugleich verſichern wollen wie angenehm es mir ſeyn werde Sie und die Ihrigen in guter Geſundheit anzutreffen.

Haben Sie die Güte inliegenden Brief weiter zu befördern ſowie ich die Briefe, welche an mich anlangen ſollten bey ſich zu verwahren bitte. Ich wünſche recht wohl zu leben und empfehle mich einem freundlichen Empfang.

J. W. Goethe

---

222. Schiller an Cotta.

Jena 30. Aug. 97. 6 Sept. empf.

Hier 3[3] neue Aushängebogen, für Sie und für Hrn. Geh. Gothe, an den ich ſolche nebſt eingeſchloſſenem Briefe baldmöglichſt abzugeben bitte. Ich hoffe, daß er jetzt bei Ihnen oder in Stuttgardt ſeyn wird.[4]

Erſt heute, den 30, habe ich das Paquet Horen erhalten.

Ein heftiger Catarrh hindert mich, heute Manuſcript für das 8te Stück zu expedieren.[5] Hoffentlich bin ich dazu übermorgen im Stande.

Treiben Sie doch Zumſteeg, daß er das Reiterlied aus dem Wallenſtein, welches im Almanach abgedruckt wird, recht bald ſetze,[6] wenn es noch nicht geſchehen iſt, und wo möglich auch das kleine Lied, das ich ihm in eingeſchloſſenem Briefe ſende.

---

[1] Am 17. Aug., gleichzeitig mit dem obigen Brief an Cotta (Schill. Kal.): „Zumſteeg, 3 Gedichte.“

[2] Goethe reiſte ſchon andern Tags, am 25., von Frankfurt ab.

[3] Vielmehr 4. Am 18. Aug. ſandte er die zwei erſten: A und B, und am 18. Sept. die Bogen G und H, ſo daß für die Expedition vom 30. Aug. die Bogen C—F übrig bleiben. Der Kalender hat denn auch richtig: „Cotta, 4 Auſh.“

[4] Goethe traf in Stuttgart am 29. Auguſt, in Tübingen am 7. September ein.

[5] „Meine Arbeiten haben beinahe 6 Wochen ganz geſtockt, alle Stimmung war weg, weil mir der Kopf ſo angegriffen war“, an Körner, 15. Sept.

[6] Die Compoſition des Reiterliedes im Muſenalmanach iſt von Zahn. Körner und Zelter ſetzten daſſelbe ebenfalls in Muſik. Schillers Urtheil über Zahns Compoſition ſ. in deſſen Brief vom 15. Dez. Auch ſonſt componierte Zahn Schiller'ſche Gedichte; ſo veröffentlicht das Märzheft der Flora von 1798 eine Zahn'ſche Compoſition von Schillers Kindsmörderin, nebſt einem Wiederabdruck dieſes Gedichts, wobei bemerkenswerth iſt, daß derſelbe in der vorletzten Strophe die richtige Lesart: „Deine Küſſe! — wie ſie hochan [illegible]“ aus der Anthologie wiedergibt, die dann in der Cruſius'ſchen Ausgabe und durch ſie bis in die neueſte Zeit in „hochauf lodern“ verderbt wurde.

Göpferdt hat mir geſtern die Correctur des G Bogens geſchickt, es geht mit dem Druck ziemlich ſchnell.

Die 4 Melodien von Zelter haben Sie doch erhalten?

Leben Sie recht wohl.

Sch.

pſ. An Zumſteeg habe ich, um keinen Auffenthalt zu machen, unmittelbar geſchrieben.

Goethe an Cotta.

(Stuttgard d. 31. Aug. 97.)

Ihre gefällige Einladung, die mich, bey meiner Ankunft in Herrn Raffs[1] Hauſe empfing,[2] nehme ich um ſo dankbarer an, als ich dieſe Zeit her, beſonders bey den beiden Tagen in Wirthshäuſern viel gelitten habe[3] und mich in dem häuslichen Kreiſe einer wohlwollenden Familie wieder zu erquicken hoffe. Ich werde wohl noch einige Tage hier verweilen und alsdann das Vergnügen haben Sie zu ſehen. Möchte ich Sie und die Ihrigen recht geſund finden und Ihnen meine Gegenwart nicht läſtig ſeyn.

J. W. Goethe.

---

223. Cotta an Schiller.

Tübingen 1. September 97. [n Jena][4]

Ihr geehrtes vom 17. Aug. iſt geſtern mit den Beilagen zu meiner Freude eingeloffen.

Sie wiſſen bereits, daß die Muſik in Leipzig gedrukt wird, und haben alſo die Güte, was von Zelter noch eintrift, an Breitkopf zu ſenden. Es gibt mehr als voriges Jahr, was bereits abgegangen iſt und noch abgehet. Die 200 Rthlr. ſende ich nächſten Donnerſtag mit dem Poſtwagen als Beiſchluß mit dem Horen Heft, da ich wirklich in Leipzig noch nicht ſovil liegen habe.

Wie bald wird wol Wallenſtein in die Drukerei kommen können! Dörfte ich nicht im Voraus bei den Buchhändlern ein Circular mit der Anzeige diſes Trauerſpils herumgeben laſſen? Ich würde nemlich dadurch einen Theil des Nachdruks-Schadens vermindern, da die Buchhändler ein ſolches Werk wol auf die nemliche Art übernemen können, wie einſt Thümmels Reiſen, die Goeſchen nicht in

---

[1] Geſchrieben für „Rapps".

[2] Vgl. S. 241 Note 2.

[3] „Cotta hat mich freundlich eingeladen bei ihm zu logieren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, beſonders bei dem heißen Wetter, in den Wirthshäuſern mehr als auf dem Wege gelitten habe;" an Schiller 31. Aug. Namentlich beſchwerte ſich Goethe über „eines der ſchlimmſten Wanzenabenteuer im Hauſe des römiſchen Kaiſers zu Stuttgart".

[4] Der Brief Cotta's, deſſen Eingang der Kalender am 1. Sept. verzeichnet, iſt nicht vorhanden. Cotta ſchrieb darin, wie aus ſeinem Brief vom 1. und Schillers vom 8. Sept. hervorgeht, daß er den Druck der Muſik an Breitkopf in Leipzig habe übertragen müſſen, da die Druckerei ſeines Vaters ſie nicht ausführen könne.

Commiſſion gab. Ein ſolches Werk verkauft ſich immerhin, es mag ein Buchhändler ſoviel davon nemen, als er will — gebe ich es ihnen hingegen wie andre Werke in Commiſſion, ſo gebrauche ich fürs erſte eine enorme Auflage und erſcheint ein Nachdruk, ſo gibt man mir wieder einen groſſen Theil zurük. Ihre Meinung hierüber kan aber allein entſcheiden. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Heute erwarte ich Goethen, er iſt ſeit vorgeſtern in Stuttgart.

Goethe an H. Meyer in Stäfa.[1]

Stuttgard den 4 Sept. 1797.

Morgen wird es acht Tage, daß ich hier angekommen bin und übermorgen gedenke ich von hier abzureiſen. Es iſt mir ſehr gut gegangen und ich habe meinen Aufenthalt gar wohl genutzt. Künſtler und Kunſtwerke giebt es hier von verſchiedenen Graden und ich habe Gelegenheit zu mancher intereſſanten Unterhaltung gefunden. Da ich fleißig aufgeſchrieben habe, ſo werden wir aus meinen Acten manchen Anlaß zum Geſpräche nehmen können, der uns überhaupt nicht fehlen wird.

Mehr ſage ich für heute nicht, aber von Tübingen hören Sie nochmals von mir. Wie ſehr freue ich mich meine erſte Reiſeepoche an Ihrem freundſchaftlichen Herzen zu ſchließen.

G.

---

221. Schiller an Cotta.

Jena, 8. Sept. 97.[2] 17. Sept
19. Sept

Ich habe ſogleich, wie Sie mir ſchrieben, wegen der Muſic an Breitkopf geſchrieben, aber noch keine Antwort darauf erhalten, ob es gleich ſchon 8 Tage iſt.[3] Sehr fürchte ich, daß uns dieſe Officin ſtecken laſſen wird, denn ſie iſt nicht im Ruf einer prompten Bedienung, und wenn Sie mir nur früher hätten merken laſſen, daß die Melodien nicht in Ihres Hrn. Vaters[4] Druckerey gedruckt werden können, ſo hätte ich dieſelben ſogleich an Breitkopf beſorgt, wodurch man volle 6 Wochen gewonnen hätte.

Jetzt bitte ich ſo ſehr ich bitten kann um Ueberſendung der Decke und Titelkupfer, denn in 14 Tagen ſpäteſtens wird Göpferdt mit dem Druck fertig ſeyn, da nur noch 3 Bogen zu ſetzen ſind.

ſ

---

[1] Durch die Güte des Hrn. Geh. Hofrath Schöll in Weimar mitgetheilt.

[2] Zugleich mit dieſem Brief giengen die Aushängebogen G und H an Cotta ab.

[3] Der Schill. Kal. verzeichnet unter dem 1. Sept., dem Empfangsdatum des vorletzt gegebenen Briefs Cotta's, ein Schreiben an Breitkopf in Leipzig. Die Antwort darauf erhielt Schiller am 9. Sept.

[4] Der Hof- und Kanzleibuchdrucker Chriſtoph Friedrich Cotta, geboren den 3. März 1730 zu Tübingen als der Sohn des dortigen Buchhändlers Johann Georg Cotta, verehelicht am 28. April 1757 zu Stuttgart mit Roſalie Marianne Pyrker, geſtorben am 14. März 1807. Seine Frau, eine Tochter des württembergiſchen Konzertmeiſters Franz Joſef Pyrker und der Anna Maria, geb. Geiereck, war am 21. Sept. 1738 zu Gratz in Steyermark geboren und ſtarb zu Stuttgart am 1. Mai 1812.

Auch bitte ich, in Ihrem nächſten Briefe wegen der Spedition beſtimmte Anweiſung zu geben; da Gevierdt in ſolchen Dingen nicht exact genug iſt, ſo rieth ich, Bohmen die ganze Beſorgung zu übergeben, an den wir dann die Auflage, zum Theil hier broſchiert, ganz überſchicken könnten. Ich habe 125 Exempl. auf Velin Papier abziehen laſſen (das fehlende Papier ſchoß Gevierdt bey) weil wir 25 gute Exemplare an die Mitarbeiter abzugeben haben. Wir behalten alſo 100 zum Verkauf übrig, und das iſt nicht zuviel, da keine auf holländiſchem Papier da ſind. Meines Erachtens ſind alſo auch nur zweyerley Preiſe nöthig, denn ich bin nicht dafür, daß man die Exemplare auf verſchiedene Art einbindet, ſondern rathe lieber, alle entweder broſchiert oder roh zu verkaufen. Ich denke auch, Sie verkaufen die Exemplare theurer; die ordinairen zu 1 Rthlr. 4 Gr., die Velin Exempl. zu 1. 20 Gr. Doch wie Sie wollen. Leben Sie recht wohl —

Hier ein Einſchluß an G[oethe].[1] Sollte er Ihnen ſeine Adreſſe nicht hinterlaſſen haben, ſo ſenden Sie den Brief an Herrn Profeſſor Heinrich Meier aus Weimar zu Stäfa bei Zürch.

S.

Goethe an H. Meyer in Stäfa.[2]

Tübingen den 11. Sept. 1797.

Es geht nun ſchon ganz anders da ich Ihre Briefe den dritten oder vierten Tag erhalte, und mir alſo denke, daß eine kurze Reiſe mich zu Ihnen führen wird. Hier bin ich bey Herren Cotta ganz bequem einlogirt, und werde noch einige Tage hier verweilen, um ſo mehr als Regenwetter eingefallen iſt. Durch die Gelaſſenheit womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freylich etwas ſpät, noch reiſen. Es giebt eine Methode durch die man überhaupt, in einer gewiſſen Zeit, die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann.[3] Ich ſage gewahr werden weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf, es iſt ſchon genug wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Parthien von Licht und Schatten anzulegen weiß, an das Ausführen muß er nicht denken.

Wenn ich in Zürich anlange ſo will ich, nach Zeit und Umſtänden, entweder Ihnen meine Ankunft melden, oder ein Gefährt nehmen und gerade zu Ihnen hinauskommen. Wie werden wir beyde des langerſehnten Augenblicks genießen! Die Verſicherung, daß Sie ſich wohlbefinden giebt mir Ruhe und Heiterkeit auf meinen Wegen, und die beſte Hoffnung daß wir künftig noch manches zuſammen erfahren und bearbeiten werden. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Frau Schulteß[4] zum ſchönſten, wenn Sie Gelegenheit haben.

G.

---

[1] Schillers Brief an Goethe vom 7. Sept. (SchGBr. Nr. 365) und die Anmerkungen 6 und 8.

[2] Von Herrn Geh. Hofrath Schöll in Weimar mitgetheilt.

[3] Aus dieſem Geſichtspunkt einer methodiſchen und ſchematiſchen Art, zu reiſen, über welche Goethe ſich in ſeinem erſten Bericht aus Frankfurt, 9. Auguſt 1797 (Bd. 26, S. 15 ff. der 40bdg. Ausg.) Rechenſchaft giebt, ſind die verſchiedenen, oft gleichlautenden Relationen an den Herzog, an Voigt, an Schiller, Knebel u. ſ. w. über die dritte Schweizer Reiſe zu beurtheilen.

[4] Frau Schultheß in Zürich, vgl. G. W. Bd. 26, S. 150 und 182.

725. Schiller an Cotta.

Jena 13. Sept. 97. 20. Sept. eod.

Breitkopf verſpricht die Muſic zur rechten Zeit zu liefern, welches mir ſehr tröſtlich iſt.[1] Hoffentlich ſind, wenn Sie dieſen Brief erhalten, die andern Remiſſen zum Almanach unterwegs nach Jena.[2]

Hier Manuſcript für die Horen, nebſt einigen Aushängebogen des Almanachs.[3] Da dieſer 312 Seiten ſtark wird ſo iſt 1 Rthlr. 1 Gr. für ordinaire Exemplarien kein zu großer Preiß.

An Hrn. Geheimerath Göthe geben oder ſenden Sie doch gleich den I und K Bogen vom Almanach, den ich deßwegen doppelt ſende; nebſt meiner beſten Empfehlung. Ich ſchreibe ihm Uebermorgen, heute drängt mich die Poſt.

Leben Sie recht wohl. Die Beantwortung der Frage Wallenſtein betreffend mit nächſtem Poſttag. Der Ihrige

Sch.

726. Schiller an Cotta.

Jena, 15. Sept. 97. 25. Sept. eod.

Brief, Manuſcript und Aushängebogen wird Ihnen die letzte Poſt überbracht haben. Hier ein neuer Bogen. Mit Sehnſucht ſehe ich der Nachricht entgegen, daß die Decke ꝛc. ꝛc. auf dem Wege iſt. Haben Sie die Güte, den Einſchluß[4] baldmöglichſt an G[oethe] zu beſorgen. Er ſchreibt mir, daß Sie ihn freundlich zu Sich eingeladen und er am 7ten d. M. zu Ihnen reiſen werde.[5]

Leben Sie recht wohl. In Eile.

S.

Der Schiller-Kalender verzeichnet vom 18. bis 30. Sept. den Einlauf mehrerer Briefe Cotta's, die ſich nicht mehr vorfinden. Ein am 18. in Jena eingetroffenes Schreiben, am 8. Sept. abgefaßt, Cotta's Antwort auf Schillers Brief vom 30. Auguſt, berichtete ohne Zweifel über Goethes Ankunft in Tübingen am 7. Und wenn auch der Kalender-Eintrag unter dem 21. Sept.: „Cotta. Umſchläge und Decken zu Almanach 1500“ vermuthlich bloß eine Sendung ohne Begleitbrief betrifft, ſo iſt unter dem 25. der Empfang zweier Schreiben notirt, in denen Cotta gewiß über den Verlauf des Beſuchs Goethes in Tübingen und über deſſen am 16. Sept. erfolgte Abreiſe in die Schweiz Mittheilung gemacht haben wird. Leider fehlen alle dieſe Briefe. Ein zweiter Transport von 500 Decken zum Almanach traf am 30. Sept. in Jena ein, der ebenfalls nicht von einem Schreiben begleitet geweſen zu ſein ſcheint.

---

[1] Der Schill.Kal. verzeichnet den Eingang eines Briefs von Breitkopf am 9. September.
[2] Am 21. Sept. trafen von Cotta 1500 Umſchläge und Decken zum Almanach ein.
[3] [illegible] (VIII, 27–61), nebſt den Bogen I und K.
[4] SchGBr. 366 a.
[5] SchGB. Nr. 363 b und c.

Goethe an Cotta.

(Zürich d. 19. Sept. 97.) 23. Sept.
24. Sept.

In der Erinnerung Ihrer gefälligen Aufnahme und ſo mannigfaltiger angenehmen und nützlichen Unterhaltung, nicht weniger in dem Genuß Ihrer Vorſorge, die ſich auch auf meine Reiſe erſtreckte, bin ich glücklich in Zürich angelangt, nachdem ich einen Tag dem Rheinfall gewidmet hatte, bey deſſen wiederholter Beſchauung[1] mich morgens und abends das Wetter höchlich begünſtigte.

Mit Herrn Kolb bin ich recht wohl zufrieden, er hat die Behaglichkeit und den Leichtſinn eines gebohrnen academiſchen Pferdephiliſters, beſſere Qualitäten kann man ſich auf der Reiſe von einem Schwager nicht wünſchen. Wenn er Ihnen ein rothes Portefeuille überreicht, ſo haben Sie die Güte ihm einen großen Thaler[2] zu geben, es iſt unterweges bey Schömberg[3] verlohren worden. Glücklicherweiſe iſt es nicht von ſolcher Bedeutung als das des Herrn von Antraigues,[4] indeſſen, da es doch meine Reiſerechnung enthält, die mir wegen der Erinnerung intereſſant iſt, ſo habe ich gedachten kleinen Preis auf den Fund geſetzt. Sollten Sie es erhalten, ſo haben Sie die Güte es bey ſich aufzuheben und die Auslage zu dem übrigen zu notiren, wegen deſſen ich mich ſchon als Schuldner bekenne. Nehmen Sie nochmals meinen beſten Dank und empfehlen mich Ihrer lieben Gattin, die ich nochmals um Verzeihung bitte daß ich ihren häuslichen Kreis ſo lange geſtöhrt habe. Empfehlen Sie mich auch den übrigen Herren die mich ſo gefällig aufgenommen.[1] Von Stäfa aus hoffe ich mehr zu ſagen. Diesmal nur noch ein Lebewohl

---

[1] Am 18. Sept., vgl. SchGBr. Nr. 368, und Goethe, ſämmtl. Werke in 40 Bdn. Bd 26, S. 111 ff.

[2] Ein großer Thaler, d. h. Kronenthaler, = 2 fl. 42 kr.

[3] Schömberg, ein Städtchen zwiſchen Balingen und Spaichingen; vgl. Goethe, ſämmtl. W. in 40 Bdn. Bd 26, S. 114.

[4] Der franzöſiſche Publiciſt und Diplomat Emanuel Louis Henri Delaunay, Graf von Antraigues, geboren 1765 im Vivarais, hatte ſich, nachdem er in den Generalſtaaten von 1789 als Deputirter eine hervorragende ariſtokratiſche Rolle geſpielt, beim Ausbruch der Revolution an den ruſſiſchen Hof nach Petersburg begeben, wo er bei den Umtrieben für eine bourboniſche Reſtauration als diplomatiſcher Unterhändler verwendet wurde. Als ſolcher auch an der Verſchwörung der ſogenannten „Geſellſchaft von Clichy“ betheiligt, befand er ſich 1797 im Gefolg des ruſſiſchen Geſandten Grafen Mordwinoff, der von Katharina II. namentlich auch an den Prätendenten Ludwig XVIII. in Verona accreditirt worden war. Bei der in Venedig veranſtalteten Revolution hatte er mit Mordwinoff dieſe Stadt verlaſſen und wurde bei ſeiner Durchreiſe durch Palmanuova von General Bernadotte, der dort mit ſeiner Diviſion lag, angehalten und verhaftet. In ſeiner Brieftaſche fand ſich ein eigenhändig von ihm geſchriebener Aufſatz, der den Bericht des Grafen von Montgaillard über eine im Auguſt 1795 zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem General Pichegru ſtattgehabte Unterredung enthielt. Man erſah daraus, daß Pichegru mit dem Prinzen übereingekommen war, bei ſeiner Armee die weiße Fahne aufzuſtecken und den König auszurufen; dafür ſollte er Marſchall von Frankreich und Gouverneur des Elſaßes werden, das rothe Ordensband, Schloß und Park Chambord, eine baare Million, eine Jahresrente von 200000 Livres und andere Belohnungen für ſich und ſeine Familie erhalten. Dieſes Aktenſtück wurde vom Vollziehungsdirectorium der beiden geſetzgebenden Räthe in Paris nebſt anderen bei den Verſchworenen vorgefundenen Papieren am 4. Sept. 1797 veröffentlicht. Die franzöſiſchen Zeitungen, welche den Wortlaut derſelben brachten, trafen während Goethe's Anweſenheit bei Cotta in Tübingen ein und bildeten, wie aus obigem Brief zu ſehen, einen der Gegenſtände der Unterhaltung. Das während der angegebenen Zeit in Tübingen zum Druck vorbereitete Oktoberheft der Poſſelt'ſchen Annalen enthält S. 51–74 eine Darſtellung der Urſachen und des Verlaufs der Verſchwörung und veröffentlicht S. 76–86 den im Portefeuille des Grafen d'Antraigues mit Beſchlag belegten Bericht, an deſſen Schluß ſich nachſtehende Beſcheinigung befindet: „Ich beurkunde, daß obige Schrift in der Brieftaſche des Hrn. d'Antraigues gefunden, in Gegenwart des Ober-Generals Buonaparte und des Generals Clarke eröfnet und von mir paraphirt worden iſt. Montebello, am 6. Prairial des Jahres 5 der Republik. Der Diviſions-General, Chef des General-Stabs, Berthier.“ (Graf d'Antraigues entkam mit Hülfe ſeiner Gemahlin, der einſt gefeierten Opernſängerin St. Huberti, ſeiner Haft und kehrte nach St. Petersburg zurück, wo er zum ruſſiſchen Staatsrath ernannt wurde. Er fand nach einer abenteuerlichen Laufbahn als diplomatiſcher Agent 1812 ſeinen Tod bei London durch die Hand ſeines Kammerdieners Lorenzo, der erſt ihn und ſeine Gemahlin, dann ſich ſelbſt erſtach.)

Goethe

---

227. Cotta an Schiller.

Tübingen 20. September 97. (27. Sept.)

Mit Vergnügen ſehe ich aus Ihrem Werthen vom 13. h. daß Breitkopf einhalten will. — Die Auslieferungs-Zeddel ſind heute an Boehme abgegangen; ich habe den Preis Rthlr. 1. 4 ord. Ex. und Rthlr. 1. 16 Velin geſtellt; es iſt nicht zuviel.

Goethe ſende ich Morgen die Bogen J.u. nach.

Statt der für mich pr. PoſtWagen verlangten 100 Ex. Poſtpap. und 12 Velin will ich mir 150 Ex. Poſtpap. und 12 Velin — aber doch ja mit erſtem Poſtwagen erbitten. Zu diſen mehr beſtellten 50 Ex. muß ich mir aber auch Kupfer und Umſchlag erbitten, da diſe Anzahl ſchon von Müller an Sie geſandt iſt, und er nur 112 für mich zurükbehielt.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Die Jenaer Buchhandlungen habe ich nicht an Böhme ausliefern laſſen; Sie werden ihr Bedürfniß von Goepfert abholen, der mir alsdann die Scheine dafür ſenden ſoll.

---

228. Schiller an Cotta.

Jena, 21. September 97. $\frac{1.\ \text{Oct}}{8.\ \text{Oct}}$

Die 200 Rthlr. habe vor einigen Tagen nebſt den Horen erhalten[2] und danke Ihnen verbindlich für Uebermachung dieſer Summe. Der Abdruck des Avertiſſements[3] ſoll nach Ihrer Vorſchrift beſorgt werden, aber auf einem beſondern Blättchen, denn wir haben auf den 14 AlmanachBogen keinen Platz mehr dafür übrig.

Gethe kann mir von ſeinem Aufenthalt bey Ihnen nicht genug gutes ſagen. Er iſt in Ihrem Hauſe ſehr zufrieden geweſen, ſpricht mir von Ihnen ſelbſt mit wahrem Intereſſe und ſchreibt unter andern:

---

[1] Der Bericht Goethe's in ſeiner „Reiſe in die Schweiz" nennt als Solche, mit denen er während ſeiner Anweſenheit in Tübingen verkehrte, die Profeſſoren: Ploucquet, beide Gmelin, Schott, Kielmeyer, Schnurrer und Mayer.

[2] Am 16. Sept. (Schill.Kal. S. 49).

[3] Die Anordnung Cotta's wegen des Avertiſſements befand ſich wohl in ſeinem zu Verluſt gegangenen Brief vom 8. Sept. Sie betraf die Anzeige des „Damen-Kalenders auf 1798", dieſelbe, die ſich auf dem Umſchlag des Septemberhefts der „Horen" befindet. Es gibt einzelne Exemplare des Muſenalmanachs für 1798, denen ein beſonderes Blatt mit jener Anzeige beigegeben iſt.

„Je mehr ich Cotta kennen lerne, deſto beſſer gefällt er mir. Für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat er ſoviel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſoviel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt.“[1]

Mich freut es nicht wenig, daß Sie bei dieſer Gelegenheit mit G. in ein näheres Verhältniß getreten ſind. Es kann zu etwas ſehr bedeutendem führen, wenn Sie es benutzen.

Es ſind die 3 Jahrgänge des Almanachs von jemand bei mir beſtellt worden.[2] Geben Sie doch Böhmen die Weiſung, daß er mir ein Exemplar des erſten und zweiten hieherſchickt.

Leben Sie recht wohl

Sch.

K. Ph. Conz an Schiller.[3]

(Vaihingen den 21. September 1797.) [22. Nov.]

Herr D. Kapf aus Vaihingen,[4] der Ihnen, verehrungswürdigſter Freund, dieſen Brief zuſtellen wird, iſt ein warmer Verehrer Ihrer Schriften; da er auf ſeiner Reiſe ins Ausland Jena zu ſeinem Winteraufenthalte gewählt hat, um dort ſeiner Liebe zur kritiſchen Philoſophie Genüge thun zu können, ſo wünſcht er auch Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen zu dürfen, und glaubt eine Empfehlung von mir würde ſeiner Abſicht förderlich ſeyn. Ich ſelbſt habe ihn die Zeit über, daß er ſich hier aufgehalten hat, als einen jungen Mann kennen lernen, der durch Wißbegierde, Fleiß und Talent und auch durch ſeinen Karakter die Hofnung erweckt, er werde ſeinem Vaterlande Ehre machen.

Dieſer Brief ſollte meiner Abſicht nach nicht bloß eine *epistola commendatitia* ſeyn; denn ich fühle zu ſehr, daß es immer eine Art Eitelkeit iſt, ſolche Empfehlungen zu übernehmen; Ich wollte ihn mit einigen kleinen Arbeiten meiner Muſe begleiten, allein ſo wie ich mich jezt fühle, da ich ſeit einigen Tagen am Fieber krank bin, zweifle ich, ob ich werde dazu kommen können, und in wenigen Tagen wird Herr Kapf abreiſen.

Nach Ihrem Wallenſtein verlangt mich mit dem ganzen Publikum recht ſehr. Da Sie ſo lange, auch in den Horen, nichts öffentlich uns mitgetheilt haben, ſo ſpannen Sie die Erwartung auf ein neues Meiſterwerk Ihres Genius nur um ſo höher: Und wie ſehr wünſche ich, daß dieſe Erwartung bald möge befriediget werden. Wie Goethe verſicherte, wird auch der Almanach mehrere neue Gaben Ihrer Muſe bringen. Haug und Peterſen haben ihn geſprochen, und beyde, ſo wie das ganze kleine Publikum, dem er ſich in Stutgardt näher mittheilte, rühmen ungemein ſeine Humanität.

---

[1] Jonas Nr. 364.

[2] Dieſelben kamen nach Rudolſtadt, vgl. Schill.Kal. S. 63 unter dem 10. November und Schillers Brief an Cotta vom 22. Dezember, Note.

[3] Vgl. S. 2, Note 5.

[4] Fritz Gottlieb Kapf, geboren in Sindelfingen am 14. Nov. 1772, ſtudirte in Tübingen die Rechtswiſſenſchaft und trat 1797 nach abgelegter Prüfung zu ſeiner Ausbildung eine Reiſe nach Norddeutſchland an, auf welcher er u. A. in Jena Schillers und Fichte's Bekanntſchaft machte. Nachdem er kurze Zeit in Vaihingen, wo ſein Vater kirchenräthlicher Beamter war, ſich aufgehalten, ſiedelte er 1799 als Kanzleiadvokat nach Stuttgart über. Am 30. März 1801 ſandte er von da aus ein Büchlein (Gedichte von F. G. Kapf. Mit Kupfer und Muſik. Stuttgart bei Carl Jakob [illegible], 1801, ſ.) an Schiller: „das nur Ihrem begeiſternden Beifall, deſſen Sie meine erſten Proben in Jena würdigten, ſein Daſeyn zu danken hat.“ (Schill.Kal. 105.) Ueber Kapfs weitere Schickſale konnte nichts Sicheres ausfindig gemacht werden. Kapf ſcheint noch ein zweites Empfehlungsſchreiben, von Abel, überbracht zu haben; unter dem 22. Nov. 1797 verzeichnet der Schill.Kal. Briefe von Abel und Conz.

Erhalten Sie mir Ihr Andenken! Ich bin nebſt gez. Empfehlung an Ihre vortrefliche Gattin, mit unveränderter Hochachtung und Liebe der Ihrige

Conz.

---

229. Cotta an Schiller.

Tübingen 25. Sept. 97. [a. Cn.]

Ihr gütiges vom 15. h. iſt mit den Beiſchlüſſen richtig eingegangen und diſe ſogleich an Goethe befördert. Diſer iſt nun glüklich in Zürch angelangt und von da nach Stäfen abgegangen. Ich ſorge, der leidige Krieg, der nun wieder aufs neue zu befürchten iſt, werde ihm keine lange Abweſenheit von Haus gönnen.

Die Deke und Titelkupfer werden nun in Ihren Händen ſeyn.[1] Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Nun bin ich allein Beſizer von meiner Buchhandlung, da Zahn zu ſeinem SchwiegerVater nach Calw ziehet.[2]

Senden Sie meine MuſenAlm.Anzal ſo bald möglich, da es wirklich ſehr ſtürmiſch bei uns ausſiehet — ich beſorge diſsmal ſchlimme Folgen für Schwaben, wenn der Krieg wieder beginnt.

---

230. Schiller an Cotta.

Jena 27. Sept. 97. $\frac{\text{a. Cn}}{\text{30. Cn}}$

Die Umſchläge nebſt Titelkupfer ſind angelangt,[3] zu meinem groſsen Troſt. Etwas beſſeres Papier und ſchönere Farben hätte ich bei den erſtern gewünſcht, der Umſchlag iſt gerade das erſte, was von dem Buch in die Augen fällt, und bei einem Werke des Luxus, das auch darnach bezahlt wird, ſieht man auch auf dieſe Kleinigkeit. Ich habe deſswegen für nothwendig gehalten, nach dem Beiſpiel der übrigen Buchhändler, die Umſchläge mit gefärbtem Papier füttern zu laſſen, welches beſonders bei der traurigen Violettfarbe, die allein 1000mal da iſt, ſehr nothwendig war. Die paar Thaler ſind wohl daran zu wenden.

Sie ſehen daraus, daſs ich die Stücke hier broſchieren laſſe. Auſserdem, daſs man gewiſs in Leipzig mit den übrigen Calendern ꝛc. ꝛc. ſchon zuviel Arbeit hat, ſcheint es mir auch beſſer, die erſte Erſcheinung des Almanachs in Leipzig recht überraschend zu machen, welches nur durch eine große Anzahl vollkommen fertiger Exemplare die man auf einmal dahin schickt geschehen kann.

---

[1] Schiller erhielt ſie am 27. Sept. (Cal. 50.)

[2] Vgl. S. 10, Note 2. Zahn blieb aber auf Cotta's Bitten noch bis Mai 1798 in Tübingen. Beide unterhielten noch lange einen freundſchaftlichen Briefwechſel, bis die Verfaſſungskämpfe der Jahre 1815–1819 ſie zu politiſchen Gegnern machten.

[3] Am 23.

Göpferdt verspricht mit dem CalenderBogen bis Uebermorgen fertig zu seyn, so daß allenfalls noch 100 Ex. für Sie in der Geschwindigkeit getrocknet und den Tag darauf, den 30, auf den Postwagen gegeben werden können. Auf diese Art erhalten Sie die Exemplare gerade zu derselben Zeit, wo der erste Transport davon in Leipzig eintrifft; denn nach der Abrede mit den Buchbindern können 700 Ex. am 6ten October und eben soviel am 13ten nach Leipzig abgehen. Wo möglich sende ich Ihnen schon am 29, 1 Exemplar mit der reitenden. Hier der MBogen, an Göthe sende ich Freitags den seinigen mit dem ganzen Almanach wenn es möglich ist.[1]

Seien Sie so gut und laßen sowohl von den Umschlägen als Titelkupfern noch eine Anzahl vorräthig abdrucken und senden solche an Bohmen, denn wenn Sie nur 117 zurückbehalten und an mich nur 2000 geschickt haben (500 von diesen sind noch nicht angelangt) so reichen wir nicht. Außerdem sind mehrere Umschläge theils so zerrißen, theils so fleckigt, daß sie ausgeschossen werden müßen. Laßen Sie es daran ja nicht fehlen, und schieben es nicht auf, denn wir wollen hoffen, daß der Almanach in 4 Wochen vergriffen ist.

An Göthen bitte ich gelegentlich 25 Louis für den Almanach zu senden. Alsdann sind noch 10 für Hrn. Rath Schlegel.[2] Die übrigen Mitarbeiter kosten nichts, und auf meine Redactions-Summe haben Sie mir schon 40 Louis avancirt, es bleiben also noch 100 Rthlr. an mich zu bezahlen. Die Buchbinder nebst der Auslage für gefärbtes Papier zum Füttern der Umschläge machen 62 Rthlr. hiesiger Courant, den Laubthaler zu 1 Rthlr. 15 Groschen. Denn es werden 1125 Almanache (das hundert à 4 Rthlr.) broschiert. Für den neulichen Pack Decken und Kupfer habe ich 2 Rthlr. an die Post bezahlt.

Dieß ist meine Rechnung. Göpferdt wird Ihnen die seinige selbst zusenden.

Hier der Anfang des Mscripts zum neuen Horenstück.[3] Leben Sie recht wohl, und möge der Himmel zu unserm Almanach auch dißmal sein Gedeihen geben.

Der Ihrige

Schiller.

---

[1] Die Sendung erfolgte erst am Montag den 2. October.

[2] Von A. W. Schlegel erschienen 5 Gedichte im Musenalmanach: Prometheus, Gesang und Kuß, Sonett, Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia, Die entführten Götter und Arion.

[3] Die Geisterinsel, Singspiel von Gotter (nach Shakespeares „Sturm"), für das IX. Stück. Schiller hatte sich das ihm von A. W. Schlegel angebotene Stück am 9. Juli als einen „sehr angenehmen Beitrag" zu den Horen erbeten (Briefe Schillers an A. W. Schlegel. S. 20), und Schlegel hatte es durch Vermittlung seiner Frau von Luise Gotter aus dem Nachlaß ihres Mannes erhalten. Einsiedel war Mitverfasser der Geisterinsel (G. Waitz, Caroline I, 200 f. 202.) An Goethe schreibt Schiller am 17. Aug. über diesen [illegible], er zwinge so Gottern, noch todt in den Horen zu spuken, mit denen er lebend nichts zu thun gewollt habe. In den Horen St. VIII (S. 1–28) und IX (S. 1–78) erschienen nur 2 Akte, da einem vollständigen Abdruck ein Vertrag mit dem Frankfurter Theater, wo die Oper aufgeführt werden sollte, im Weg stand (Caroline I, 204). Componiert wurde die Geisterinsel von dem meiningischen Kabinetssekretär und Kapellmeister Dr. Fr. A. Fleischmann (gest. 29 Jahre alt am 30. Nov. 1798) und vom Stuttgarter Kapellmeister Joh. Rud. Zumsteeg (geb. 10. Jan. 1760, gest. 27. Jan. 1802).

Goethe an Cotta.

(Stäfa am 27. Sept. 1797.) $\frac{8. \text{Oct}}{6. \text{Oct}}$

Für die mir überſendeten verſchiedenen Briefe und Pakete danke ich recht ſehr. Die ſchnelle Spedition hat mich über einiges beruhigt worüber ich in Sorge war. Haben Sie die Güte, was weiter an Sie gelangt auf eben die Weiſe an mich abgehen zu laſſen. Ich denke die erſten Tage des Octobers in den tiefern Gebirgen zuzubringen da ich ſo nahe bin konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen meine alten Freunde wiederzuſehen, die in früherer Zeit ſo viel Gewalt über mich ausgeübt haben.[1]

Wenn Sie Herrn Rapp gelegentlich ſchreiben ſo erſuchen Sie ihn daß er die Gefälligkeit habe die einundzwanzig oder zweyundzwanzig neue Louisd'or, für das von Herrn Profeſſor Dannecker vielleicht für mich zu erhandelnde bewußte Bild,[2] gefällig auszulegen. Die Nachricht wie es damit ergangen trifft mich bis Hälfte October unter meiner Addreſſe mit dem Zuſatz: Bey Herrn Ott im Schwerdt in Zürch,[3] wohin ich Sie auch die an mich ſpäter einlaufenden Briefe zu addreſſiren bitte.

Leben Sie recht wohl! wie ſehr wünſchte ich daß bey meiner Rückkehr die Jahrszeit mir erlaubte wieder bey Ihnen einzuſprechen. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Gattin beſtens und ſenden mir ſowohl Ihren als den Viewegiſchen Almanach, wenn er zu gedachter Zeit in Zürch eintreffen kann, unter oben bemerkter Addreſſe.[4]

Goethe

231. Schiller an Cotta.

Jena 2. 8br. 97. $\frac{10. \text{Oct}}{12. \text{Oct}}$

Da vorgeſtern der letzte Bogen noch zu naß war, ſo wagte es Göpferdt nicht, Ihnen die 150 Ex. rc. rc. zu ſenden. Sie werden Uebermorgen abgehen. Einſtweilen ſende ich 1 ordinaires Ex. broſchiert; die auf Velin ſind noch nicht trocken.

Den zweiten Transport der Decken habe erhalten.[5] Solche ſind auch auf beſſerem Papier und haben hübſchere Farben.

---

[1] Vom 28. Sept. bis 8. Oct. machte Goethe mit Meyer die Reiſe auf den Gotthard.

[2] Der Kauf des Bildes kam zu Stande. „Für Goethe habe ich von Claude Lorrain eine Landſchaft vom Abel gekauft, die Herr von Goethe ſo ſehr wünſchte". Dannecker an W. v. Wolzogen, Stuttgart [illegible] Oct. 1797 (Lit. Nachl. der Frau Caroline v. Wolzogen I, [illegible]). „Abel" iſt wohl der württembergiſche Legationsrath Conradin Abel in Paris, der ſeine dort erworbene Gemäldeſammlung aus Furcht vor der [illegible] in verſchiedenen befreundeten Häuſern zu Stuttgart untergebracht hatte; eine Abel gehörige Landſchaft von Claude Lorrain ſah Goethe am [illegible] Sept. beim preußiſchen Geſandten v. Madeweiß, eine andere von demſelben Meiſter am 8. Sept. bei Abels Sohn (Goethe's Werke, 26 Bd. S. 92, 94 und 104). Welche von beiden er gekauft hat, war nicht zu ermitteln, da ſonderbarer Weiſe von dieſem Bild nie weiter die Rede iſt. In Goethe's Sammlungen befand ſich kein Gemälde von Claude Lorrain, wohl aber verſchiedene eigenhändige Radirungen deſſelben und Stiche nach ihm (Schuchardt, Goethe's Kunſtſammlungen I, [illegible]). Hr. Bibliothekar Dr. R. Köhler in Weimar berichtet, daß ſich auch weder im Weimariſchen Muſeum, noch im Schloſſe ein Gemälde von Claude Lorrain befinde.

[3] Der Gaſthofbeſitzer Ott zum Schwert iſt derſelbe [illegible] Mann, welcher Fichte als Erzieher ſeiner Kinder, eines 15jährigen Knaben und eines etwa 7jährigen Mädchens, nach Zürich berief. Fichte hielt ſich vom 1. Sept. 1788—1790 in Zürich auf und lernte dort ſeine zukünftige Gattin kennen.

[4] Goethe erhielt die Almanache nicht in Zürich, ſondern erſt auf der Rückreiſe: den Schiller'ſchen in Tübingen (G.-Sch. Nr. 377) und den Vieweg'ſchen mit Hermann und Dorothea in Nürnberg; vgl. unten Goethe's Brief an Rapp vom 8. November. Schiller erhielt ſchon am 18. October durch Böttiger ein Exemplar des Vieweg'ſchen Taſchenbuchs.

[5] Am 30. Sept.

Zu dem Alleinbeſitz Ihrer Handlung gratuliere ich beſtens. Wenn Sie auch Ihre Unternehmungen etwas ſollten einſchränken müſſen, ſo gibt es doch auch deſto mehr Satiſfaction und Freude, alles ſeinen eigenen Kräften zu verdanken.

Daß die Kriegsgerüchte Grund haben, kann ich noch nicht glauben. Wir wollen das beſte hoffen. Das arme Vaterland würde freilich ſchwer darunter leiden.

Leben Sie recht wohl. Ihr

S.

---

232. Cotta an Schiller.

Tübingen, 3. October 97. (11. Oct.)

Sie haben mir durch Ihr Schreiben vom 21 h. eine unbeſchreibliche Freude gemacht, da ich mir nie träumen laſſen konnte, bei Göthe ſo wol angeſchrieben zu ſeyn. Bei einem ſo ſeltenen Mann wie diſer iſt, mus diß doppeltes Vergnügen verurſachen und ich wünſchte nur, ſein günſtiges Urtheil verdienen zu können. Ich werde die Stunden nie vergeſſen, die ich mit ihm zubrachte und nichts bedauern, als daß ich mit Ihnen und ihm nicht mein Leben zubringen kan; man wird in ſolchem Umgang ein ganz andrer Menſch und nie fült man den Werth und Unwerth des Menſchen mehr, als wenn man aus ſolchen Beiſpielen [ſieht], was er werden kan, und aus ſeinem eigenen, was er nicht iſt.

Was Sie von den Vorteilen ſchreiben, wozu diſes nähere Verhältniß mit G. mich führen könte, erkenne ich vollkommen, allein ich war zu ſchüchtern, in diſer Hinſicht etwas zu erwähnen, weil ich für Alles in der Welt nicht wolte, daß mein Benemen gegen G. dadurch den Schein von Eigennuz bekäme, da mich diſer nie leitete, ſondern ich den Mann, den ich hochachtete und verehrte, ehren wolte.

Nur einmal äuſſerte ich den Wunſch, auch in literariſche Verbindung mit ihm tretten zu können, und er ſchien nicht ganz abgeneigt zu ſeyn. — Wenn Sie die vielen Beweiſe Ihres Wolwollens noch dadurch vermehren wolten, daß Sie den Mittelsmann hiebei machen würden, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Ich hege freilich immer den ſtolzen Wunſch, daß ein angefangenes Verhältniß der Art nie getrennt werden möchte, und ich werde daher auch immerhin das Möglichſte thun, es zu erhalten und diejenigen, die ſich mit mir in ſolche Verbindung einlaſſen, es nie bereuen zu machen.

Wenn Sie daher bei G. ſich verwenden wolten, ſo würde ich gerne jede Bedingung eingehen und mich dabei wo es möglich wäre, ſo bezeugen, daß er finden ſolte, daß ich auſſer dem Handlungsintereſſe noch ein anderes kenne.

Daß ich Ihnen neben dem vielen Guten auch diſe Bekantſchaft zu danken habe, kan und werde ich nie vergeſſen, und bei jedem Anlas mit Erkentlichkeit zu bezeugen ſuchen.

Ob ich es Ihnen ſchon geſchriben habe, daß ſich Zahn von mir trennt und nach Calw ziehet? ich rechne diß als einen groſſen Gewinn. In ſichtlicher Eile ꝛc.

J. F. Cotta.

Den MuſenAlmanach wird Boehme von Leipzig ſenden.

G. H. Nöhden an Schiller.

Berlin den 7. October 1797. [11. Oct.]

Euer Wohlgebohren hatte ich die Ehre von Braunſchweig aus zu ſchreiben;[1] und ich nehme mir jetzt die Freiheit, Ihnen anzuzeigen, daß ich morgen Berlin verlaſſen werde, um nach Hamburg zu reiſen, von wo aus ich meine Reiſe nach England fortſetzen werde. In etwa 3 Wochen werde ich, wenn mir Neptun und die franzöſiſchen Caper nicht hinderlich ſind, in dem letztern Lande eintreffen.

Ich muß geſtehen, daß mir Ihr neues dramatiſches Werk gewiſſermaaßen am Herzen liegt; und ich wünſche recht ſehr, es zu überſetzen, beſonders wenn ich es früh, und, könte es geſchehen, noch in der Handſchrift erhielte. Sollten Euer Wohlgebohren etwas an mich zu ſchicken haben, ſo belieben Sie es gütigſt an meinen Bruder in Göttingen („Adolph Nöhden, Doctor der Medicin“) zu richten, bis ich die Ehre haben kann Ihnen meine Addreſſe von England aus mitzutheilen. Mein Bruder hat häufig Gelegenheit, mir Sachen zuzufördern.[2]

Nehmen Sie meine beſten Wünſche für Ihre Geſundheit und Glückſeeligkeit, nebſt der wiederholten Verſicherung an, daß ich mit der aufrichtigſten Hochachtung beharre ꝛc

G. H. Nöhden.

---

233. Cotta an Schiller.

Tübingen 10. October 97. [16. Oct.]

Es iſt mir leid, daß Sie nach Ihrem gütigen vom 27 Sept. ſoviel Urſache haben, mit dem UmſchlagPapier unzufrieden zu ſeyn: ich bin ganz unſchuldig, da ich Auswal des Papiers ꝛc. gänzlich Hrn. Profeſſor Müller überliß. Es iſt mir daher ſehr lib, wenn Sie ſtrenge Auswahl machen liſſen; denn ich bin kein Freund von dergleichen Erſparniſſen.

Die beiden Kupferplatten ſende ich ſogleich an Boehme in Leipzig, damit er alsdann dort die Abdrüke machen kan laſſen, wo es nicht an Kupferdrukern felt und kein Sparen zu beſorgen iſt.

Ich hoffe, die Poſt bringt mir 150 Poſtp. und 12 Velin, ſolte diß nicht ſeyn, ſo ſenden Sie doch gef. das Uebrige nach — aber ich bitte, mit erſter Poſt, weil wahrſcheinlich der Poſtgang auf einige Zeit durch den Krieg gehemmt werden wird.

---

[1] Der Schill.Kal. verzeichnet den Einlauf eines Briefs von Nöhden am 5. Juni, in welchem dieſer wohl ſeine Abreiſe aus Göttingen angezeigt haben wird. Der Brief aus Braunſchweig wäre dann jener den Schiller am 6. Sept. erhielt.

[2] Schiller ſchrieb denn auch am 26. Jan. 1798 (der Eintrag im Schill.Kal. unterm 24. Jan. iſt unrichtig) an Dr. Adolf Nöhden in Göttingen, er werde deſſen Bruder ſein neueſtes Drama unfehlbar im Manuſcript ſenden, ſobald es fertig ſei, was „zuverläſſig im Sommer dieſes Jahres geſchehen“ ſolle (vgl. die Oeſter. Wochenſchrift 1872, Hft. 32, S. 153.) A. Nöhdens Antwort erhielt Schiller am 10. Febr. 1798

An Goethe werde ich ſogleich die Zalung machen, und für Sie und Schlegel folgt meine Schuld mit dem nächſten Poſtwagen nebſt Horen 8[a].

Wenn uns der Himmel doch Frieden ſchenkte! Unwandelbar ꝛc. ꝛc.

J. F. Cotta.[1]

234. Cotta an Schiller.

Tübingen 13. Okt. 1797. [[illegible] Or.]

Ihr Werthes vom 2 h. iſt zu meiner groſſen Freude mit 1 broſchirten Ex. angekommen — ich hoffe, der Poſtwagen bringe mir bald die übrigen, und vermiſſe alsdann nur noch die Muſik. Breitkopf wird ſie doch Ihnen zeitig genug geſandt haben.[2]

Wir ſind immer noch in groſſer Gefahr, und wenn uns ein Deus ex machina nicht hülft, ſo ſtehet uns eine gefärliche Cataſtrophe bevor. Ich gründe diſe Sorge auf gute Nachrichten von erſter Hand — ſie iſt mehr für meine Nebenmenſchen als für mich, denn der Buchhandel iſt ein Ding, das man nach allen Umſtänden drehen und benuzen kan. Auch iſt mein Haupthandel ja Verlag, für welchen Schwaben ein nicht bedeutender VerkaufsSprengel iſt. Für jeden Fall habe ich indeſſen geſorgt, daß ich in Leipzig Gelder liegen habe.

Was ich Ihnen nach Ihrem geehrten vom 27 Sept. für den MuſenAlmanach ſowie Hrn. Schlegel und den Buchbindern ſchuldig bin, folgt mit dem übermorgigen Poſtwagen in fl. 300. 27.

In der Anlage bin ich ſo frei, Ihrer Frau Gemalin den erſten fertigen DamenCalender zu ſenden, Sie wird die Güte haben, ihn unter meinen beſten Empfelungen als ein Zeichen meiner tiefen Verehrung anzunemen. Wäre ich Zeichner vom Titelkupfer[3] geweſen, ſo hätte Ihr Bild diß zieren müſſen, denn wo findet man häusliche Tugenden ſchöner vereiniget? — Ich bin begierig, was Ihre liebe Frau von diſem Produkt urteilet: es ſolte mich auch freuen, wenn Sie ihn ein wenig durchſchauten, und wenn es nicht unter Ihrer Würde wäre, ihn für die Litt.Zeitung recenſirten.[4] Doch hiemit würde ich zuviel bitten. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Wegen der Anzeige von Wallenſtein[5] haben Sie mir noch keine Antwort gegeben.

---

[1] Der Brief Schillers an Cotta vom 11. Oktober, den der Schill.Kal. verzeichnet, und auf welchen ſich Cotta in ſeinem Schreiben vom 1. November bezieht, fehlt.

[2] Schiller erhielt die Muſik am 7. Okt. („Breitkopf 700 Exempl. Melodien;" Schill.Kal. S. 51.)

[3] Das Titelkupfer in dem Dam.Kal. f. 1798 iſt von Catel und ſtellt eine Familiengruppe vor: einen jungen Mann, der im rechten Arm ein kleines Kind trägt und mit dem linken eine junge Frau umfaßt.

[4] Eine Rezenſion der beiden erſten Jahrgänge des Damenkalenders, aber nicht von Schiller, erſchien in Nr. 374 der A. L.-Ztg. vom 8. Dez. 1799, S. [illegible].

[5] Wegen welcher Cotta am 1. Sept. angefragt hatte; Schiller hatte in ſeiner Erwiderung vom 13. die Antwort auf den nächſten Poſttag angekündigt, aber vergeſſen.

235. Schiller an Cotta.

Jena 19. Obr. 97. $\frac{29.\ \text{Okt}}{1.\ \text{Nov.}}$

Da mich Göſchen wegen des Carlos ſo ſehr dringend angeht,[1] ſo werde ich mich wohl entſchließen müſſen, künftiges Jahr auf die Oſtermeſſe ihm dieſes Stuck in ſeiner neuen Geſtalt zu liefern. In dieſem Fall aber iſt es durchaus nöthig, daß auch der erſte Band meiner Trauerſpiele in Ihrem Verlage gleich erſcheine. Ich werde alſo ſuchen, Ihnen gleich zu Anfang des nächſten Sommers die Räuber und den Fiesko fertig zu liefern,[2] ſo daß dieſe 3 alte Stucke, zu gleicher Zeit mit dem Wallenſtein ins Publicum kommen.

Ich rechne darauf, daß die Horen im nächſten Jahr aufhören. Sollten Sie aber meinen, daß ſich dieſes Journal, wenn der Bogen auf 3 Ldors und die Redaction auf 30 geſetzt wird noch ein Jahr ſoutenieren könne, ſo wäre es nicht unklug gehandelt, es noch ein Jahr fortgehen zu laſſen. Doch wie Sie wollen.

Antworten Sie mir, was die Horen betrift, bald, weil ich mich darnach richten muß.

Die Einlage[3] bitte, bald möglichſt zu beſorgen — auch an Zumsteg, der Muſic wegen ein Exemplar des Almanachs zu ſenden.

Für das ſchöne Taſchenbuch und Ihre freundſchaftliche Meinung von ihr wird Ihnen meine Frau ſelber, mit nächſter Poſt, danken.

Leben Sie recht wohl. Möge der Himmel von unſerm Vaterland das drohende Unglück abwenden! Der Ihrige Sch.

Den Beſchluß des Manuſcripts für die Horen kann ich erſt mit der nächſten Poſt ſenden.

Goethe an Cotta.[4]

Zürch am 25. October 1797. 29. Okt

Ihre drey werthen Zuſchrifften habe ich nebſt denen gefällig eingeſchlagnen Briefen erhalten und danke für die vielfachen Bemühungen, wahrſcheinlich habe ich das Vergnügen Sie bald wieder zu ſehen, denn wir wollen nur noch einen Blick auf Baſel thun[5] und dann über Schafhauſen nach Teutſchland zurück kehren, weil es in der jetzigen ungewiſſen Lage nicht räthlich iſt dem Rheine nachzugehen. Haben Sie daher die Güte was ankommt bey Sich liegen zu laſſen. Für die Bemühung wegen des Bildes danke ich und wir werden auf die Schilleriſche Anweiſung abrechnen können.[1]

---

[1] Es iſt der in GSB. S. 200 veröffentlichte Brief Göſchens vom 29. September, den Schiller am 5. Oktober erhielt und am 23. beantwortete. Ueber dieſe Antwort ſchrieb Körner am 7. Nov. an Schiller: „Göſchen war hier und erzählte mir ſehr vergnügt, daß er auf einen Antrag wegen des Carlos von dir eine freundliche Antwort erhalten hätte.“ Indeſſen hatte es mit der neuen Göſchen'ſchen Ausgabe noch Zeit. Den Anfang des Manuſcripts zu derſelben lieferte Schiller erſt am 15. Januar, den Schluß am 14. Mai 1801.

[2] Die Um- oder Ueberarbeitung der Räuber und des Fiesko, wie ſie Schiller beabſichtigt hat, vgl. noch ſeinen Brief vom 14. Nov., kam nie zu Stande, und beide Stücke wurden im „Theater“ von 1805 nach den erſten Ausgaben abgedruckt.

[3] An Goethe; Nr. 374 des Bfw.

[4] In einem Brief an Cotta aus Stäfa, 17. Oktober, hatte Goethe kurzen Bericht über ſeinen bisherigen Aufenthalt gegeben und die von Meyer aus Italien mitgebrachte Copie der Aldobrandiniſchen Hochzeit beſchrieben. Sie hätten ſich nun von den Winterſcenen des Gotthard in das von Meyers Acquiſitionen gebildete Muſeum zurückgezogen und ſeien ſo vom Formloſeſten zum Geformteſten übergegangen.

[5] Die Tour nach Baſel wurde aufgegeben. GCB. Nr. 377.

Erlauben Sie daß wir dießmal im Wirthshauſe abtreten, da wir nunmehr zwey ſind und die Jahrszeit unfreundlich iſt, ſo fürchten wir Sie in Ihrem Hauſe allzuſehr einzuſchränken, wir können uns deſto freyer der Erlaubniß bedienen Sie bey Sich zu beſuchen.

Fragen Sie doch Hrn. Doctor Gmelin ob er nicht einen jungen geſchickten Apotheker wiſſe? der allenfalls Luſt hätte ſich in Weimar zu etabliren.[2] Es war dort bisher nur Eine Apotheke, man will nun die zweyte errichten, wegen der nähern Bedingungen würde man ſich nur unmittelbar an Herrn Geheimde Rath Voigt daſelbſt zu wenden haben und ſich auf meine Anfrage berufen können. Leben Sie recht wohl. Geſtern bringt man uns von Udine, über Baſel, die Nachricht eines vierwöchentlichen Waffenſtillſtandes und eines unausbleiblichen Friedens.[3] Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau recht vielmals.

Goethe.

Charlotte Schiller an Cotta.

Jena den 2. [illegible]ber 97. $\frac{9.\ \text{Nov}}{13.\ \text{Nov.}}$

Sie erlauben mir daß ich Ihnen meine Dankbarkeit durch meine eigne Feder ausdrücken darf. Ob ich gleich weis daß Schiller Ihnen meine Aufträge ausrichten würde, ſo ergreife ich doch gern die Gelegenheit, mich in Ihr gütiges freundſchaftliches Andenken zu empfehlen und auch Ihre liebe Frau um daſſelbe zu bitten.

Sie haben mir viel Freude gemacht durch das Geſchenk des Damenkalenders, der allen Frauen recht willkommen ſein muß, die Aufſäze ſind unterhaltend und nüzlich, die Briefe einer Mutter an ihre Tochter[4] haben mir beſonders gefallen, auch die Geſchichte von Lafontaine.[5] Pfeffels Gedichte[6] nicht zu vergeſſen, der einem immer willkommen iſt, wo er ſich findet.

Sie haben durch die Kupfer, wie durch das Aeußere des Kalenders welches ſehr empfehlend iſt, auch noch für die Verſchönerung geſorgt.

Ich hoffe Sie befinden ſich mit Ihrer lieben Frau und Kleinen wohl, es wäre recht artig wenn Sie uns Ihre liebe Frau, wenn Sie nächſte Oſtermeſſe nach Leipzig reiſen unterdeſſen herbrächten, und Sie holten ſie alsdenn hier wieder ab, und blieben nicht ſo kurze Zeit bey uns als das lezte mal. Suchen Sie es doch ſo einzurichten, es würde uns recht erfreuen. Ich bitte Sie beide um die Erhaltung Ihres gütigen, freundſchaftlichen Andenkens, und füge noch die Bitte hinzu Sie meiner wahren Achtung und Ergebenheit verſichern zu dürfen.

---

[1] Vgl. Goethe's Brief an Cotta, 27. Sept., die Schiller'ſche Anweiſung Goethe's auf Cotta betrug laut Schillers Brief vom 27. Sept. 23, der Preis des Bildes 21—22 Louis.

[2] Goethe an Geh.Rath Voigt, Zürich, 25. Okt.: „Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen ſehr braven Mann in dieſer Kunſt habe kennen lernen". (Jahn, S. 210.)

[3] Der Friede wurde am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio bei Udine zwiſchen Kaiſer Franz II und Frankreich, auf Grundlage der Friedenspräliminarien von Leoben (18. April 1797), abgeſchloſſen.

[4] Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheirathete Tochter (als Beilage zu den Kupfern, von denen 2 von d'Argent, 7 von Karcher in Mannheim geſtochen ſind), S. 113—159, von L. F. Huber. Ueber die Entſtehung dieſer Briefe berichtet Thereſe Huber in der biogr. Einleitung zu den ſämmtl. Werken L. F. Hubers, Tübingen 1806, I, 149: Cotta habe ihrem Gatten die Kupferſtiche geſchickt mit der Bitte, einen Text dazu zu machen. Eben dieſe Briefe, in denen nach Thereſe Huber „mancher Zug aus dem wirklichen Leben" niedergelegt iſt, fanden in der Beſprechung in der A. L.Ztg. eine ausgezeichnete Anerkennung. Der Jahrgang 1799 des Damenkalenders brachte S. 60—107 eine Fortſetzung derſelben.

[5] Die gefährliche Probe, S. 2—77. Von Lafontaine finden ſich außerdem noch 2 Beiträge im Taſchenbuch S. 77—102: Abendgrillen (Aufſätze, angeblich von einer Frau) und S. 161—190 ein Aufſatz über die Hottentotten.

[6] Deren das Taſchenbuch 11 enthält, die am 30. März 1797 an Cotta geſchickt worden waren.

Charlotte Schiller.

---

236. Schiller an Cotta.[1]

Jena 30. 8br. 97. $\frac{\text{8. Nov}}{\text{13. Nov}}$

Nur ein paar Worte, werther Freund, zur Begleitung dieſes Manuſcripts; für den Damencalender, der recht viel ſchönes enthält und ſich ſehr artig auch von außen ausnimmt, wird Ihnen meine Frau ſelbſt danken.

Ich habe das Geld erhalten,[2] und danke Ihnen. Sie haben mir aber, für mich, nur 10 Ld. anſtatt 20 angeſezt. Ich erhalte 60 Ld. Redaction. 40 haben Sie mir vor etwa einem Monat geſendet, es wären alſo noch 10 nach zu zahlen. Dieſe bitte ich, mir gut zu ſchreiben bis ich mich darum melde. Da ich vielleicht nach Weihnachten Geld nöthig habe und Sie darum bitten werde, ſo kann es dann in Einem hingehen.

Beſtimmt verſprechen kann ich das fertige Manuſcript des Wallenſteins nicht vor dem Junius, denn ein beſtimmtes Verſprechen ängſtiget mich, und bei meiner kränklichen Diſpoſition bin ich ſovielen Unterbrechungen ausgeſezt, daß ich nicht Herr meiner Zeit und Stimmung genug bin, um auf einen nahen Termin etwas zuzuſagen. Für die nächſte Michaelis-Meſſe hingegen können Sie beſtimmt auf den Wallenſtein rechnen: ich denke mit Ende Mays damit fertig zu ſeyn. Dann laſſe ich ihn einen Monat liegen, ſehe ihn dann zum leztenmal durch, und Sie erhalten mit Anfang Julius das Manuſcript.

Laſſen Sie mich wiſſen auf welches Papier Sie ihn drucken laſſen wollen. Ich wünſchte recht großes Format, ohne daß deßwegen mehr als 27 Zeilen auf die Seite kommen, damit breite Ränder und breite Stege werden. Wir nehmen eine Nemeſis,[3] davon ich die Zeichnung von Meiern bekommen werde, zur Titel Vignette.

Leben Sie wohl. Einlage[4] bitte ich bald möglichſt an Göthe zu beſorgen.

Der Ihrige

Sch.

---

[1] Das Schreiben Cotta's, das Schiller am 29. October erhielt und am 30. beantwortete (ſ. den folgenden Brief), hat ſich nicht vorgefunden; ebenſo fehlen die Briefe Cotta's, mit denen am 30. Oct. das VIII. St. der Horen und am 1. November das neueſte Heft von Poſſelts Annalen in Jena eintrafen.

[2] Cotta hatte mit dem verloren gegangenen Brief Horenpakete (VII. St.) und 117 Rthlr. geſandt.

[3] S. 117, Note 6. Am 1. Dez. ſchrieb Schiller an Goethe: „Auch wünſchte ich von ihm [Meyer] eine Nemeſis für meinen Wallenſtein, es iſt eine intereſſante und bedeutende Verzierung. Meyer wird ſich eine ausdenken, die einen tragiſchen Charakter hat; ich wollte ſie als Vignette auf dem Titelblatt ſelbſt haben." Goethe verſprach, mit Meyer darüber ſprechen zu wollen.

[4] Nr. 357 der SchGB. Sie traf Goethe, der am 1. Nov. von Tübingen abgereiſt war, nicht mehr dort und wurde von Cotta mit dem Brief vom 13. Nov. zurückgeſchickt.

237. Cotta an Schiller.

Tübingen, 1. November 97.[1] [10. Nov.]

Ihre beide geehrte vom 11. und 19 h. muſte ich Einen Poſttag ſpäter beantworten, da Goethe gerade hier war,[2] leider blieb er nur zwei Tage und iſt heute früh nach Nürnberg abgereiſet.

Böhme hat Umſchläge und Kupferplatte erhalten, ſo wie die angezeigten AutorenExemplare.

Goepfert erhält ſeine Rechnung mit dem Morgenden Poſtwagen bezalt. Diß auf Ihr geehrtes vom 11 h. Was nun das vom 19 h. betrift, ſo hat mir diß unendliches Vergnügen verurſacht, da ich daraus ſah, daß die Herausgabe der Trauerſpiele auf den Sommer beginnen wird. Ich wünſchte nun nur, daß Sie mich recht bald benachrichtigen möchten, auf welche Art der Druck beſorgt werden ſoll — ich möchte nicht gerne etwas typographiſch ſchlechteres liefern als Goeſchen, und dazu gehört doch Vorbereitung. Ich denke, die Sammlung der Trauerſpiele ſetze ich bei Haas in Baſel drucken laſſen, und eine Anzahl auf Velin. Werden Sie den Don Carlos nicht auch in die Sammlung aufnemen, nemlich fürs Theater bearbeitet, wie Sie einſt im Sinn hatten? Bei Wallenſtein wird Druk und Papier nach Abrede genommen, indem er ja erſt nach einiger Zeit in die Sammlung aufgenommen wird.

Was die Horen betrift, ſo möchte ich wol noch Ein Jahr fortmachen: und bei dem vorgeſchlagenen Honorar à 3 Lors und Redaktion à 30 L. läßt es ſich wol machen, wenn wir monatlich $6\frac{1}{2}$ Bogen inclus. des Titels lifern. Meiner Berechnung nach komme ich ſodann ungeſchlagen durch, und weiter braucht es nicht.

Es freut mich, daß Ihrer Frau Gemalin, der ich mich beſtens empfele, der DamenCalender gefiel. — Frieden haben wir nun Gottlob, und laut der Anlage iſt ein kleines Geſchäft weiter.[3] Möchten Sie ſich entſchliſſen können, manchmal Beiträge für diſe Zeitung zu ſenden: was Sie ſchreiben, hat allgemeines Intereſſe.

---

[1] Im Original irrthümlich mit der Jahrzahl 98.

[2] Er traf mit H. Meyer am 29. Oktober ein.

[3] Die von Cotta ſchon vor $3\frac{1}{2}$ Jahren projektirte politiſche Zeitung, über deren Herausgabe zwiſchen ihm und Schiller der Vertrag vom 28. Mai 1794 abgeſchloſſen wurde (S. 9). Als Schiller die Uebernahme der Redaktion ablehnte, wandte ſich Cotta an Poſſelt und traf mit ihm am 28. Auguſt ein Uebereinkommen, demzufolge derſelbe mit dem 1. Januar 1795 zu Raſtatt eine im Cotta'ſchen Verlag erſcheinende „Europäiſche Zeitung" herausgeben ſollte. Die mit dem bezeichneten Zeitpunkt ins Leben tretenden „Europäiſchen Annalen" ließen jenen Plan wieder in den Hintergrund treten, bis er mit Anfang 1797 aufs Neue ernſtlich in Anregung gebracht wurde und ſchließlich zur Begründung der Zeitung führte, die mit dem 1. Januar 1798 unter dem Titel „Neueſte Weltkunde" ins Leben trat. Die im obigen Brief erwähnte „Anlage" iſt der vom 31. Oktober 1797 datirte, einen halben Druckbogen umfaſſende Proſpekt des neuen Unternehmens, der, von Poſſelt entworfen und mit Cotta vereinbart, dem VIII. Horenſtück ſowie dem Oktoberheft der Annalen beigegeben wurde. („Lieber 12 Zeitungen redigieren, als 1 Ankündigung: man iſt wie auf der Folter zwiſchen dem zu viel und zu wenig," ſchrieb Poſſelt, als er den Entwurf des Proſpekts durch den „alten luſtigen Schuſter" Hagelocher, den Boten zwiſchen Tübingen und Karlsruhe, an Cotta ſchickte.) Derſelbe findet ſich im Anhang dieſes Buchs mitgetheilt, welcher eine aktenmäßige Geſchichte der „Neueſten Weltkunde" und der Anfänge der aus ihr hervorgegangenen „Allgemeinen Zeitung" enthält.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Hiebei ein GartenCalender[1] zu gütigem Angedenken.

Goethe an Cotta.

Nürnberg am 9ten Nov. 1797. $\frac{\text{10. Nov.}}{\text{1. Dec.}}$

Durch den rückkehrenden Kutſcher, welchem ich, nach unſrer Abrede, Einhundert Gulden gefällig auszuzahlen bitte, vermelde ich: daß wir, auf dem böſeſten Wege, endlich heute früh in Nürnberg angelangt ſind. Das Wetter war in den letzten Tagen leidlich, wie aber die ſchönen Würtenberger Chauſſeen, von Kannſtadt aus, verdorben ſind, davon wird Ihnen der Ueberbringer die betrübteſte Relation machen können.

Von Weimar aus laſſe ich bald wieder von mir hören, und danke nur indeſſen für die vielen und beſondern Gefälligkeiten womit Sie uns unſere Reiſe haben erleichtern wollen und wünſche recht wohl zu leben.

Goethe.

Goethe an H. H. Rapp in Stuttgart.

(Nürnberg d. 9 Nov. 1797).

Sie erhalten hierbey, werthester Herr Rapp, das Gedicht in ſeiner reinſten typographiſchen Form, gönnen Sie ihm abermals eine gute Aufnahme.[2]

Wenn Sie das Gemählde[3] abſchicken, ſo haben Sie ja wohl die Gefälligkeit mir zu ſchreiben wann und durch wen es gegangen iſt.

Empfehlen Sie mich Ihrem Kreiſe und nehmen für ſo manigfaltige Gefälligkeiten nochmals meinen lebhaften Dank.

Goethe.

---

[1] Für 1798. Derſelbe enthält unter Anderem die dritte Fortſetzung der Beſchreibung des Gartens von Hohenheim, mit 8 Kupfern, die wie die früheren von Duttenhofer geſtochen ſind.

[2] Mit dem Brief wurde ein Exemplar von Hermann und Dorothea (Berlin 1798, bei Friedrich Vieweg dem ältern, ohne Kalendarium und Kupferſtiche, Hirzel Goethe-Bibl. 1874, S. 44) überſandt zum Andenken an den Abend des 5. Sept., an welchem Goethe dieſes Gedicht im Hauſe Rapps vorgeleſen. Frau Regierungsrath Weckherlin in Kannſtadt, eine Tochter Rapps, deren Güte ich die Mittheilung dieſes ganz von Goethe's Hand geſchriebenen Briefes verdanke, erzählte aus den Familien-Erinnerungen jenes Abends: ihr Vater habe ein im Zimmer anweſendes 4jähriges Schweſterchen entfernen wollen, damit es die Vorleſung nicht ſtöre. Goethe legte Fürbitte für das Mädchen ein, das dann bleiben durfte und zu den Füßen der Mutter ſitzend lautlos zuhörte. Da habe es nun den Dichter doch erfreut, als das Kind nach Beendigung des Vortrags bat, „der Herr möge doch weiterleſen".

[3] Vgl. den Brief Goethe's an Cotta vom 27. Sept. S. [illegible]

238. Cotta an Schiller.

Tübingen, 13. Nov. 1797.[1]

Entſchuldigen Sie gütigſt den mir in Ihrem gütigen vom 30. October angezeigten Rechnungsfehler, ich rechne ſoviel, daß ich darüber das Rechnen beinahe vergeſſe. Die 10 vergeſſenen Louisdors habe ich Ihnen indeſſen bis auf Ihre Diſpoſition gutgeſchrieben.

Es freut mich, daß Wallenſtein auf den Herbſt das Publikum erfreuen wird.

Die Inlage an G[oethe] folgt bibei zurük, da er nun wieder in Ihrer Nähe ſeyn wird. Erhalten Sie ſeine gütige Stimmung für mich!

Eine Probe vom Truk des Wallenſteins ſoll nächſtens folgen.

Das September Horenheft ſoll bald folgen. Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

Mit der Fuhre ſende ich ein Bällgen ab franco gezeichnet: H. S. Libri Jena; es enthält ein Pak. an Hrn. Geh.Rat v. Goethe, 1 dito an Hrn. Hofrat Stark zur gef. Abgabe.

Cotta an Charlotte Schiller.

Tübingen, 13. November 97.

Sie, verehrungswürdige Frau, haben mir und meiner Frau, die ſich beſtens empfielt, durch Ihr gütiges vom 28. Oct. eine auſſerordentliche Freude verurſacht, da es uns ein erneuerter Beweiß Ihres uns ſo ſchäzbaren wolwollenden Andenkens iſt. Ich muß meinem Damenkalender, dem ich diß zu danken habe, doppelt gut ſeyn.

Daß diſer Ihren Beifall erhalten hat, bürgt mir für ſeine Aufname und die Güte der darinnen enthaltenen Aufſäze[2]

Was das Aeuſſere betrift, ſo iſt es doch ſo beſchaffen, daß man ihm zum Theil wol anſiehet, er gehöre zu den Treibhauspflanzen; für 99 ſoll es ſchon beſſer werden.

Meine Frau und mein Kleiner ſind ſo wol, daß ich Ihnen nur wünſchen darf, die Ihrigen möchten gleiche Geſundheit und Frohſinn genieſſen, um damit die Fülle meines Herzens auszudrüken. Ihre gütige Einladung iſt zu reizend, als daß wir nicht Gebrauch davon machen würden, wenn diß möglich zu machen wäre. — Wir ſchmeicheln uns dagegen mit der Ausfürung des Projektes, von dem wir leztere Oſtern ſprachen, daß Sie mit Ihrer Familie mich hieher begleiten und wir alsdann eine gemeinſchaftliche Molkenkur genieſſen. Möchte diß doch realiſirt werden können! Laſſen Sie Ihrem gütigen Angedenken meine Frau und mich beſtens empfolen ſeyn.

Mit der reinſten Hochachtung ꝛc

J. F. Cotta.

---

[1] Wohl der Brief Cotta's, deſſen Einlauf der Schill.Kal. am 17. verzeichnet, — in dieſem Fall irrtümlich, da der Brief länger als 4 Tage unterwegs war.

[2] Der Damenkalender für 1798 mußte, ebenſo wie der folgende Jahrgang, zweimal aufgelegt werden.

240. Schiller an Cotta.

Jena 14. Nov. 97. 23. Nov 24. Nov

Hier Manuſcript zu den Horen.[1] Wenn das 9te Stück mit dem bereits geſchickten Manuſcript nicht hinlänglich verſehen iſt, ſo laſſen Sie dieſen Aufſatz noch hineinſetzen, aber ja nicht abgebrochen, man macht alsdann lieber das nächſte Heft kleiner. Daß Sie die Horen noch ein Jahr fortſetzen können und wollen, iſt mir recht lieb. Ich will mein möglichſtes thun, die Liebhaber zu vermehren.

Mad. Mereau, die Ihnen nächſter Tage ſelbſt ſchreiben und für das Geld danken wird, hätte große Luſt, Ihren DamenCalender ganz zu übernehmen und die Herausgeberin zu ſeyn.[2] Wenn Sie mit den dißjährigen vier Herausgebern[3] keinen fortdaurenden Contract gemacht, ſo wäre es nicht übel, die Probe mit der Mereau zu machen. Auch hat es immer ein Intereſſe mehr für viele Leſer, eine Dame an der Spitze eines Werks zu ſehen.

Seien Sie ſo gut und verſchaffen mir ein Exemplar von der erſten Ausgabe der Räuber: wenn es im Buchhandel nicht mehr zu finden wäre, ſo findet es ſich unfehlbar bei einem Ihrer Stuttgardter Bekannten. Ich brauch es, um bei der neueſten Ausgabe das Brauchbare daraus zu benutzen.

Zu der Neuen Zeitung wünſche herzlich Glück und Gedeihen. Mit den Europäiſchen Annalen ſind Sie wohl gefahren; ich zweifle nicht, daß auch bei dieſer Unternehmung Seegen ſeyn wird. Die Vierteljährige Bezahlung und Aufkündigung iſt ſehr gut ausgedacht.[4]

Am Wallenſtein bin ich jetzt recht fleiſſig, und arbeite mit Luſt und Glück; obgleich es wegen der gar häufigen Unterbrechungen, die meine Geſundheit macht, langſam geht. Ich habe mich doch noch entſchloſſen ihn in Jamben zu bearbeiten,[5] um auch die letzte Foderung zu erfüllen die an eine vollkommene Tragödie gemacht wird.

Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie 2 Seiten, etwa vom Carlos oder vom Nathan den weiſen, die beide in Jamben ſind, in dem Format und auf demſelben Papier, das Sie zum Wallenſtein beſtimmt zur Probe abdrucken ließen und mir ſchickten. Ich rechne 28 Zeilen auf die Seite, aber einen ſehr breiten Steg und Rand.

---

[1] Laokoon, von Hirt, abgedruckt im X. St. S. 1—26. Goethe, dem Hirt bei deſſen Anweſenheit in Weimar den Aufſatz perſönlich übergeben haben wird, hatte ihn am 5. Juli 1797 an Schiller überſchickt und fühlte ſich durch denſelben zu einer Darſtellung ſeiner eigenen Anſchauungen über dieſes Kunſtwerk angeregt (SchGBr. Nr. 340. 341 und Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 56 ff.), welche, da die Horen eingiengen, ſpäter die Propyläen eröffnete (I. Bd. 1. St. S. 1—19).

[2] Der Wunſch der Mad. Mereau, ein Taſchenbuch herauszugeben, auf welchen Cotta nicht eingieng, erfüllte ſich bald; von 1799 bis 1801 gab ſie mit A. Lafontaine ꝛc. einen in Göttingen erſcheinenden Romankalender heraus. Im Jahr 1799 erſchien von ihr ein Berliniſcher Damenkalender, und 1802 redigirte ſie den letzten Jahrgang des Göttinger Muſenalmanachs für 1803.

[3] Huber, Lafontaine, Pfeffel und Sulzer (vgl. S. 246, A. 2.)

[4] Nach dem Proſpekt der „Neueſten Weltkunde" betrug der Pränumerations-Preis für ein Vierteljahr 4 fl. 30 kr. Reichsgeld, wofür 91 halbe Bogen in groß Quart geliefert werden ſollten; der Abonnent verpflichtete ſich nur auf 3 Monate, nach deren Verfluß er austreten oder wieder 4 fl. 30 kr. für das nächſte Vierteljahr bezahlen konnte.

[5] „Angefangen, den Wallenſtein in Jamben zu machen", Eintrag im Schill.Kal. unter dem 4. Nov.

Leben Sie recht wohl, und erfreuen Sie Sich wie wir alle des Friedens. Ihr
Sch.

---

241. Schiller an Cotta.

(Jena, 22. Nov. 97.) 6. Dez. / eod.

Wenn es Sie nicht incommodiert, ſo haben Sie die Güte mir gegen Mitte Decembers oder noch was früher 150 Stück Laubthaler zu übermachen. Auch danke ich Ihnen für gütige Auszahlung der Quartale an meine Mutter, davon ſie mir Meldung thut.

Göthe iſt ſeit 3 Tagen wieder in Weimar glücklich angelangt.[1] Mich freut ſehr, ihn wieder zu beſitzen. Von Ihnen ſpricht er mit ungemeiner Achtung und Zuneigung. Daß ich Ihnen bey ihm nicht ſchaden werde, werden Sie mir aufs Wort glauben. Meine Frau dankt Ihnen ſehr für Ihren freundſchaftlichen Brief und empfiehlt ſich mit mir Madame Cotta aufs beſte. Ihr treuer Freund
Schiller.

Goethe an Cotta.

(Weimar am 24. Nov. 1797.) 5. Dez. / 7. Dez.

Vor einigen Tagen[2] bin ich, auf ſehr beſchwerlichen Wegen, glücklich zu Hauſe angekommen, ich gebe Ihnen ſogleich hiervon Nachricht, mit wiederholtem Danke für die vielfachen Bemühungen und Gefälligkeiten die Sie bisher haben übernehmen und mir erzeigen wollen. Dürfte ich Sie erſuchen mir das Packet, wenn es aus der Schweitz angekommen, baldigſt durch den Poſtwagen zu überſenden, auch mir einige Nachricht zu ertheilen ob von dem Schickſale der Uhr Ihnen etwas weiter bekannt geworden.[3] In Nürnberg habe ich mich Ihrer gütigen Addreſſe nicht bedient und bin auch für dieſes Zutrauen dankbar. Leben Sie recht wohl empfehlen Sie mich in Ihrem Kreiſe und gedenken mein
Goethe.

---

242. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Nov. 97. (4. Dez.)

Hiebei das Horenheft Nr. 9 — per PostWagen gieng die gewönliche Anzahl ab. — Das Manuſcript, das Sie mit Ihrem geehrten vom 14 h. ſandten, iſt alſo ins 10te Heft beſtimmt. Wir wollen hoffen, daß auch der künftige Jahrgang der Horen einen guten Fortgang habe.

---

[1] Am 20. weilten er und Meyer einige Stunden zu Jena bei Schiller.

[2] Goethe traf Knebel in Nürnberg an und verweilte deßhalb bis zum 15. Nov., etwas länger, als er ſich vorgenommen hatte. Die Rückreiſe erfolgte dann über Bamberg, Kronach und Jena.

[3] Welche Bewandtniß es mit dieſer Uhr und ihrem Schickſal hatte, konnte nicht ermittelt werden. Von einer „Hahniſchen“ (d. h. von dem Pfarrer Ph. M. Hahn in Kornweſtheim verfertigten) Uhr, welche Knebel gewonnen und, wie es ſcheint, an Lavater überlaſſen hatte, iſt in den Briefen Goethe's an Lavater im Febr. und April 1781 die Rede; vgl. Hirzel neueſtes Verzeichniß einer Goethebibl., 1874, S. 192.

Der Vorſchlag von Madame Mereau gefällt mir wol, allein Jacobi in Freiburg[1] hat mir ſchon das Nemliche angeboten, und ich habe es aus dem Grund nicht angenommen, weil es mich in meinen Verbindungen mit Lafontaine, Pfeffel ꝛc. in etwas geniren wurde, auch in Anſehung des Aufnehmens erhalte ich freiere Hand. Inzwiſchen werde ich, wenn Sie mich mit einem Schreiben beehrt, ſie bitten, mich mit vilen Beiträgen zu erfreuen, und mir uberhaupt ihre Gedanken mitzutheilen, was zur Vervollkommnung dienen kan.

Von der erſten Ausgabe der Räuber folgt mit diſer Poſt ein Exemplar.

Es freut mich, daß Wallenſtein ſo gut fortgehet; ich beſchwöre Sie aber, Ihrer Geſundheit nicht zuviel zuzumuten und ſehe es daher ſehr ungern, daß Sie jezo noch gröſſere Forderungen an ſich machen. Eine Probe des Druks folgt in einigen Tagen.

Daß Ihnen das Zeitungs-Projekt ſo wolgefällt, freut Hrn. Dr. Poſſelt und mich ſehr; es findet allgemeinen Beifall, und ich hoffe Vieles hievon. Nun haben wir den groſſen Wunſch auf dem Herzen, daß Sie uns manchmal mit Beiträgen beehren möchten. Sie würden uns unendlich dadurch verbinden; es gibt des Stoffes ſovil für ein ſolches Inſtitut bei einem Mann von Ihren ſeltenen Talenten. Können Sie uns etwas ſenden, ſo machen Sie uns doch diſe Freude. Ein Friedens-Gedicht! Zuſtand der ſchönen Litteratur in Teutſchland ſeit einigen Jahren ꝛc. ꝛc.

Des Friedens erfreue ich mich um ſo mehr, weil ich eine groſſe Summe durch die Fortdauer des Kriegs aufs Neu Jahr bei den elenden Buchhändlern Schwabens und im Reich verloren hätte.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Die im vorſtehenden Brief erwähnten Verhandlungen zwiſchen J. G. Jacobi und Cotta wurden durch Pfeffel angeregt und vermittelt, der nach einem Beſuch bei ſeinem Freund in Freiburg Cotta am 7. Sept. 1797 eine Verſchmelzung des Damenkalenders mit dem Jacobi'ſchen Taſchenbuch[2] vorſchlug und um einen Wink zur erfolgreichen Unternehmung einer Negociation bat, bei der ſowohl das Publikum gewänne, welches nicht mehr in die Nothwendigkeit verſetzt ſei, entweder zwei Almanache kaufen oder zwiſchen beiden nur einen wählen zu müſſen, als auch das Buch ſelbſt, zumal wenn ein Dichter wie Jacobi ſich dazu verſtünde, als Redakteur aufzutreten. Cotta's Antwort vom 12. Sept. theilte Pfeffel ſogleich an Jacobi mit; ſie ſcheint nicht ablehnend, eher entgegenkommend geweſen zu ſein, denn Pfeffel ſprach am 30. Sept. die Hoffnung aus, Cotta könne mit dem vortrefflichen Manne in Verbindung treten. Jacobi ſchrieb am 17. Nov. an Pfeffel: „So gern ich wollte, darf ich an die Zuſammenſchmelzung der beyden Kalender nicht denken, da in dem meinigen die Beyträge meiner Freunde die zahlreichſten ſind". Dagegen bot er äſthetiſche Aufſätze für die Flora an, z. B. über die Grazie, über das Lächerliche, Wunderbare, die Ironie, Nachrichten von alten berühmten Malern und Bildhauern, Auszüge aus Büchern, die wenig oder gar nicht von Damen geleſen würden, wie aus dem Jean Paul. Letzteren Gedanken griff namentlich Pfeffel als einen glücklichen auf und meinte, er verſpreche unter Jacobi's Händen eine ſchöne Ausbeute, da auch in ſolchen Büchern, die ein Frauenzimmer nicht ganz leſen könne, ohne zu erröthen, oft noch viel Gutes ſei. Cotta ſchrieb zurück, die angebotenen didaktiſchen Aufſätze ſeien nicht für die Flora geeignet, da deren Leſerinnen die hiſtoriſche Einkleidung jeder andern vorzogen. Das Jacobi'ſche Taſchenbuch erſchien für 1799 noch einmal beim alten Verleger in Baſel, dann 1800 bei Perthes in Hamburg als „Ueberflüſſiges Taſchenbuch", dem von 1803—1813 wieder eine Iris (Zürich, Orell) folgte.

---

[1] Der Düſſeldorfer Johann Georg Jacobi, der Bruder Friedrich Heinrichs und Herausgeber der Iris (Düſſeldorf 1774–75, Berlin 1776), in die auch Goethe Beiträge geliefert hatte, lebte ſeit 1784 als Profeſſor zu Freiburg im Breisgau, wo er am 4. Jan. 1814 ſtarb.

[2] Daſſelbe war in den Jahren 1795 und 1796 als „Taſchenbuch von J. G. Jacobi und ſeinen Freunden" bei Nicolovius in Königsberg herausgekommen und erſchien für 1798 bei Flick in Baſel.

Die Stelle im Briefe Cotta's, er wolle in Anſehung des Aufnehmens der Beiträge freie Hand behalten, beweiſt, daß er der eigentliche Herausgeber des Damenkalenders war. Erſt hatte er die Leitung deſſelben Lafontaine angeboten, worauf dieſer in einem Brief aus Halle vom 5. Febr. 1797 erwiderte, er habe geglaubt, Cotta habe die Idee eines Taſchenbuchs für Frauenzimmer längſt wieder aufgegeben, da nicht mehr davon die Rede geweſen ſei; er habe ſich deßwegen ſchon mit Gerhard Fleiſcher in Leipzig für jene Idee eingelaſſen, und ſei jetzt ſehr zufrieden, daß dieß nur halb und halb geſchehen, da er nun freie Hand habe und das Cotta'ſche Inſtitut, wenn es zu Stande komme, thätig unterſtützen könne. Er habe ſogleich die Idee mit Hrn. Fleiſcher aufgegeben und biete einige Aufſätze, die bis auf die letzten Striche fertig lägen, Cotta für ſein Taſchenbuch an. Aber ſich als Herausgeber mit ſeinem Namen an die Spitze des Unternehmens zu ſtellen, ſei ihm unter den angeführten Umſtänden nicht möglich. Es werde doch Cotta nicht an Männern fehlen, die dieß im Stande ſeien, z. B. Hr. Huber in Neufchatel. Er (Lafontaine) und Huber würden Beſſeres liefern, als was Becker in ſeinem Taſchenbuch gebe, das zu wenig gut ſei und doch eine große Menge Käufer finde.

Wie Lafontaine wurde auch Pfeffel ohne ſein Wiſſen als Herausgeber des Damenkalenders auf dem Titel genannt. Am 30. März 1797 hatte Pfeffel 12 Gedichte für den Kalender überſandt und Cotta Vollmacht gegeben, ſie nach Gutbefinden mit andern für die Flora vorräthigen zu vertauſchen; auch hatte er den Wunſch ausgeſprochen, die Namen ſeiner „Mitarbeiter" kennen zu lernen, die ihm dann Cotta im nächſten Brief mittheilte. In einem Brief aus Colmar, 12. Okt. 1797, findet ſich nun folgende Stelle: „So eben leſe ich im hieſigen Wochenblatt die der in der Flora und Straßburger Zeitung gleichſtimmige Anzeige Ihres Damenkalenders, darinn ich als einer der Herausgeber genannt werde. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob ich, der ich bloß meine eignen Beyträge kenne, mit Recht ein Herausgeber deſſelben heißen kann. Dieſe Benennung würde mir nichts weniger als gleichgültig ſeyn, wenn im Kalender Grundſätze oder Urtheile vorkämen, welche dem neueren Geiſte unſrer Revolution widerſprächen weil ich alsdann auch für das verantwortlich würde was meine Mitarbeiter geſagt haben. Ich hätte dieſen Punkt nicht berührt wenn die obige Anzeige nicht in unſerm Lande erſchienen wäre und erwarte den Kalender mit Ungedult um nöthigenfalls meine weiteren Maßregeln darnach zu nehmen". Cotta antwortete am 20. Okt., worauf Pfeffel am 28. erwiderte: „Die Erläuterung, die Sie mir wegen des Damenkalenders gegeben haben, beruhigt mich vollkommen. Sie wiſſen nicht wie gegründete Urſachen ich zu meiner Anfrage hatte". Am 16. Nov. 1797 erhielt er den fertigen Damenkalender, und am 21. meldete er, daß er ihn ganz und mit Vergnügen geleſen. Nur wundere er ſich, warum Sulzers Name unter den Herausgebern ſtehe, da er im ganzen Almanach nichts von ihm gefunden habe.[1] Jene

---

[1] Johann Rudolf Sulzer aus Winterthur veröffentlichte im Oktoberheft der Flora 1798 S. [illegible] unter dem Titel: „Briefe von Julchen Lerle" den Anfang eines Romans, der ſich bis in den Jahrgang 1799

Verwahrung Pfeffel's hatte ihren Grund in einer übertriebenen Aengſtlichkeit, die ſich ein Jahr darauf zu Gunſten des jungen G. Schweighäuſer aus Straßburg [1] geltend machte, der Seite 65 des Damentaſchenbuchs für 1799 unter dem Titel „Das weibliche Leben" ein Gedicht „An Eliſe von Türkheim und Maria von Montbriſon" gerichtet hatte. Pfeffel ſchrieb darüber aus Colmar, 22. Okt. 1798, an Cotta: „Es war ſehr unvorſichtig von Schweighäuſer, daß er das Wörtchen ‚von' vor die Namen der Frauen Türkheim und Montbriſon geſetzt hat; wollte er das, ſo hätte er den ſeinigen weglaſſen ſollen. Selbſt die beiden Damen, die ich ſehr wohl kenne, werden es ihm nicht Dank wiſſen. Ich wünſche, daß ihm keine Verdrießlichkeit daraus erwachſe". Von Pfeffel ſelbſt ſteht S. 81 des Damenkalenders ein Gedicht „Apoll und Minerva" an Hrn. „Staatsrath von Nicolai", aber dieſer war ein Ruſſe, und jenen beiden franzöſiſchen Bürgerinnen hatte die Republik den Adel wegdekretirt.

243. Cotta an Schiller.

Tübingen, 26. November 97. [6. Dez.]

Mit der heutigen Poſt habe ich die 12 VelinExemplare vom MuſenAlmanach richtig erhalten und danke Ihnen gehorſamſt dafür. [2]

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Für die Flora haben Sie mir ein Manuſcript, ich glaube von einem Emigranten, geſandt, das nun im RevolutionsAlmanach 98 vorkommt — ich werde alſo dieſes Manuſcript wol caſſiren dürfen? [3]

6. December.

Obiges war im Voraus geſchrieben, als Ihr gütiges vom 22. November einging. — Ich ſende die 150 Laubthaler mit dem nächſten Poſtwagen an Sie ab, der den 11 h. in Stuttgart abgebet.

---

verſpann. Für den Damenkalender auf 1798 hatte Sulzer einen Beitrag beſtimmt unter dem Titel „Ehſtands-Szenen aus einem früheren Jahrzehend", derſelbe kam aber zu ſpät und wurde in das Januarheft der Flora für 1798, S. 1—83 aufgenommen (ſeine Fortſetzung erſchien im Aprilheft, 3—29), ſo daß allerdings der Damenkalender für 1798 nichts von Sulzer enthielt als einige längere oder kürzere Stellen aus dem Roman Julchen Lerle, die den erläuternden Text zu 6, von J. Penzel gezeichneten und geſtochenen Kupfern bildeten. Johann Rudolf Sulzer war, nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Ziegler in Nürnberg, im Jahr 1749 in Winterthur geboren, ſtudirte Theologie und bekleidete darauf ein Lehramt; im Januar 1798 begab er ſich, nachdem er in Folge der Zeitverhältniſſe ſein Vermögen verloren, nach Pergamo, wo er ſich mit dem Haus Orelli und Steiner aſſociirte, auch politiſche Correſpondenzen für Cotta's journaliſtiſche Inſtitute lieferte. Nach ſeiner Rückkehr verwaltete er verſchiedene Aemter und Stellungen, als Stadtrath, Kantonsrath, Direktor der mechaniſchen Spinnerei in Winterthur; auch verweilte er längere Zeit in Freiburg im Uechtland als Präſident der helvetiſchen Liquidationscommiſſion. Er ſtarb am 19. Mai 1828. Außer dem obenerwähnten Roman, der 1816 unter dem Titel „Familienpapiere" in einem erſten und einzigen Bändchen bei Steiner in Winterthur wieder abgedruckt wurde, war von ihm 1792—95 in gleichem Verlag die Erzählung „Mädchenwerth und Mädchenglück" in 2 Bänden erſchienen.

[1] Vgl. über ihn die Note zum Brief Schillers an Cotta vom 28. Okt. 1798.

[2] Es findet ſich ein nicht datirtes, von Cotta mit dem Einlaufsdatum „25. Nov. 97" verſehenes Blatt des folgenden Inhalts: „Zwölf Exemplarien des MuſenAlmanachs in Velin. Schiller".

[3] Vgl. 144 [3], Note 6. Schiller hatte faſt von Frau v. Schardt, der Schwägerin der Frau v. Stein, auf deren Verwendung er das Manuſcript bei Cotta angebracht, für ſeine Güte noch Undank geerntet, wenn nicht Charlotte v. Stein ſich deren unhöflichen Brief verbeten hätte. (Charl. Schiller II, 328.)

Auf Beilage von Hrn. Pfarrer Eccard[1] erbitte mir eine kurze Antwort. —

Göthe hat mir von Weimar bereits geſchriben, es freut mich, daß ich ſo wol bei ihm angeſchriben bin, und daß ich mir von Ihrer Empfelung noch mehr verſprechen darf. Ihrer Frau Gemalin unſere beſten Empfelungen.

An HorenManuſcript felt es ſehr. Unwandelbar ꝛc.

J. F. C.[2]

244. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 8. Dec. 97.) [18. Dez.]

So eben bekomme ich von Hrn. Böhme die Nachricht, daß der Vorrat von MuſenAlmanachen auf dem Leipziger Lager ſich vergriffen habe; ich bitte daher, alles was noch davon in Jena ligt, das meiner Rechnung nach bei 200 Exemplare ſeyn ſelten, ſogleich an Hrn. Böhme nach Leipzig zu ſenden. Der Beſtellungen ſcheinen mir noch ſo viele zu kommen, daß es wol möglich wäre, wir müſten bald auf eine neue Auflage denken.

Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.

245. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 11. Dec. 1797.) [18. Dez.]

Mit Schmerzen warte ich auf Manuſcript für die Horen,[3] da wir das 10te Heft noch nicht vollenden können; es iſt für mich von groſſen Folgen, wenn meine noble HH. Collegen ſich hinter die noch nicht ganz erfolgte Lieferung bei der Neujahrs-Abrechnung ſtecken konten, um mir diſe zu erſchweren, indem diſe Herrn gern jeden Vorwand benuzen. Doch iſt diß nicht zu verſtehen, als wolte ich damit mehr preſſiren, als Ihre Convenienz es erlaubt. **Unwandelbar** ꝛc.

---

[1] Gedichte. G. C. Eccard iſt ein in den ſüddeutſchen Taſchenbüchern jener Zeit öfter vorkommender Name. So veröffentlicht die Flora im Novemberheft 1799 ein Gedicht Eccards „An eine Freundin. Nach Leſung des Lafontaineſchen Romans: Quinctius Heymeran von Flaming“, worauf die Angeſungene, Wilhelmine Müller, geb. Maiſch, im Märzheft des folgenden Jahrs erwiderte. Schillers Urtheil über ſeine Poeſien vgl. unten S. 278. Der Schil.Kal. verzeichnet Gedichtſendungen von ihm an Schiller unter dem 12. Mai 1798 („Eccard aus Emmendingen, Gedichte“) und 13. Mai 1799. Den freundlichen Bemühungen der Herren Oberkirchenrath F. Behaghel und Archivrath Dr. Fr. v. Weech in Karlsruhe und des Hrn. Vikar Schmithenner in Emmendingen iſt es gelungen, folgende Daten über ihn aufzufinden: Eccard, Gebhard Chriſtian, iſt geboren am 12. Febr. 1758 in Emmendingen als der Sohn des dortigen Bürgermeiſters Emanuel Chriſtian Eccard. Er war 1793 Conrector in Durlach, 1800 Pfarrer in Kappenbach, 1805 Pfarrer in Kleinkems, wo er entlaſſen wurde. Im Jahr 1807 wurde ihm wieder eine Pfarrei, die zu Neuenweg, anvertraut, er zog aber nicht auf und verweilte in dieſer Zeit zu Bügg[illegible]n, 1808 wurde er zum Pfarrer in Eckartsweier bei Kehl, 1817 nach Wolfenweiler bei Freiburg ernannt, von wo er 1820 wieder entlaſſen wurde. Er hielt ſich dann von da an mit Penſion in Karlsruhe auf, literariſch thätig und hiedurch mit J. P. Hebel eng verbunden. Noch im Jahr 1824 ſandte er Arbeiten für Almanache nach Wien. Im Jahr 1837 oder 1839 kehrte er in ſeine Heimath Emmendingen zurück, wo er am 8. April 1839, 81 Jahre alt, ſtarb, im Kirchenbuch bezeichnet als „geweſener Pfarrer und privatiſirender Gelehrter ledigen Standes“. Ein noch lebender Neffe, Rath Eccard in Emmendingen, iſt im Beſitz des ſchriftlichen Nachlaſſes ſeines Oheims.

[2] Der Schiller-Kalender verzeichnet zwei Briefe von Cotta, die am 21. Dez. in Jena eintrafen, ſowie ein Schreiben mit der angekündigten Geldſendung von 150 Laubthalern, die am 24. in Schillers Hände gelangten; vgl. auch Schillers Brief vom 25. Dez.

[3] Schiller hatte am 8. Dez. Horenmanuſcript abgeſandt, das am 18. in Tübingen eintraf. Eintrag im Kal. am 9.: „Cotta ohne Brief“.

J. F. Cotta.

246. Schiller an Cotta.

Jena 15. Dec. 97. $\frac{23.\ \text{Dez.}}{24.\ \text{Dez.}}$

Ich hatte vor einiger Zeit Zumſteegen wegen der Melodie zu dem Reiterlied, die dem Almanach beigedruckt iſt, mein Compliment gemacht, erfahre aber von ihm, daß nicht Er, ſondern Herr Zahn der Verfaſſer derſelben ſey.[1] Ich muß geſtehen, daß mir diſe Melodie äuſerſt wohl gefällt und mich, ſo wie alle die ſolche bei mir ſingen gehört, recht tief bewegt hat. Sagen Sie daher Herrn Zahn recht viel Schönes darüber von meinetwegen.

Für die überſendeten Abdrucke der Hohenheimer Kupfer danken wir beide Ihnen aufs Beſte.

Von dem Almanach liegt noch eine Partie Exemplare bei mir. Ich wollte mit Fleiß nicht alle nach Leipzig ſenden, bis darnach gefragt wird, man ſoll im Publicum die ganze Auflage nicht genau wiſſen, beſonders da ſie in Leipzig und vielen andern Orten wegen der neuen Auflage des Almanachs im vorigen Jahr neidiſch auf uns ſind. Wenn Sie alſo noch Exemplare des Almanachs brauchen, ſo wiſſen Sie, wo ſolche liegen. Haben Sie die Güte mir bei der nächſten HorenSendung den Frankenthaler Nachdruck von Shakeſpear beizulegen.[2]

Leben Sie recht wohl. Ihr Sch.

---

[1] Zumſteegs Brief, dem Schiller am 20. Oktober geſchrieben hatte, traf am 4. Dezember ein; Schiller wurde wohl durch die Chiffre „Z...“ die bei der Compoſition ſteht, irre geführt. In Goedeke's Archiv II, 136, Note, wird dieſelbe von Hrn. v. Loeper irrthümlich Zelter zugeſchrieben, der ſeine Compoſition des Reiterliedes, mit der er „ſeit Jahren nicht zufrieden werden“ konnte, erſt am 3. Febr. 1803 an Goethe ſchickte (Bfw. zwiſchen Goethe und Zelter I, 47).

[2] Schiller, der in den letzten Tagen des Nov. die Shakeſpeariſchen Stücke über den Krieg der zwei Roſen geleſen hatte, regte am 28. Nov. bei Goethe die Idee an, ob man nicht dieſe Suite von 8 Stücken für die Bühne behandeln ſollte: eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden; Goethe erwiderte am 29., er wünſche ſehr, daß eine Bearbeitung der Shakeſpeariſchen Produktionen ſeinen Freund anlocken könnte. — Der „Frankenthaler Nachdruck“ iſt der von Profeſſor Gabriel Eckart in Frankenthal beſorgte Nachdruck der in Zürich 1775—77 erſchienenen Ueberſetzung Shakeſpeares von Joh. Joachim Eſchenburg. Derſelbe kam „mit allerhöchſtem kaiſerlichem Privilegium“ und „hoher obrigkeitlicher Erlaubniß“, als „neue verbeſſerte Auflage“ mit den Jahreszahlen 1778—1783 und den Verlagsorten „Mannheim“ (gedruckt von L. B. F. Gegel in Frankenthal) oder Straßburg (bei Franz Levrault) oder Mannheim und Straßburg in 22 Bänden heraus. Die erſten 3 Bände trugen noch den Namen Eſchenburgs auf dem Titelblatt, und in einem Vorwort war neben dem Vorſatz, Eſchenburgs Ueberſetzung „der Vollkommenheit näher zu bringen“, die Hoffnung ausgeſprochen, Eſchenburg, als patriotiſcher Mann, werde „mit Vergnügen“ ſehen, „daß auch von Andern, wer ſie immer ſind, das Gute zu ſeinem Zwecke fortgeleitet werde“. Mit dem vierten Band verſchwand der Name Eſchenburgs vom Titel, und der Nachdruck unterhielt in verſchiedenen Vor- und Nachreden eine cyniſche Polemik gegen die rechtmäßige Ueberſetzung. In einer ganz umgearbeiteten Ausgabe von 12 Bänden erſchien dann die Eſchenburg'ſche Ueberſetzung bei Orell in Zürich 1798—1806. Den Frankenthaler Nachdruck legte Schiller ſeiner Macbeth-Bearbeitung zu Grunde.

Das bei dem vorigen AvisZettel der Horen bemerkte Paket an Paulus habe ich nicht gefunden.

Einſchluß an meine Mutter[1] bitte gefälligſt zu beſorgen. Der Pack an Dr. Stark[2] iſt angekommen und übergeben.

---

247. Cotta an Schiller.

Tübingen, 19. December 97. [20. Dez.]

Mit der geſtrigen Poſt erhielte ich Manuſcript für die Horen, es reicht aber nicht für das OctoberHeft, inzwiſchen ſcheint diſe Verzögerung die Leute auf den Glauben zu bringen, daß mit diſem Jahr der Beſchluß gemacht werde. Wenigſtens ſteht diſes in mehreren erhaltenen Briefen. Ich glaube Ihnen diſe Anzeige machen zu müſſen, vielleicht ligt doch ein kleiner Wink für uns darinnen, den wir zu befolgen hätten. Was Sie entſcheiden, iſt mir anſtändig. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Gedenken Sie doch der Weltkunde und erfreuen Sie uns mit Etwas — für den Anfang. Die Sache ſcheint ſehr gut gedeihen zu wollen.

---

248. Schiller an Cotta.

(Jena 20. Dez. 97.) $\frac{\text{29. Dez. 1797}}{\text{1. Jan. 1798}}$

Ich habe Sie in einem Brief vom 22. Nov. gebeten, mir gegen Mitte des December 150 Stück Laubthaler vorzuſchießen, und erneuere nun dieſe Bitte, im Fall jener Brief nicht angekommen wäre, oder Sie die Sache vergeſſen hätten.[3]

Wenn mir eine paſſende Idee einfällt und eine gute Stimmung ſich findet, werde ich etwas zu Ihrer Zeitung beiſteuren, zweifeln Sie nicht daran. Aber dieſes Inſtitut wird ohne Hilfe eines andern durch ſeinen verſtändigen Plan und durch den erfahrnen Herausgeber gewiß Glück machen.

Leben Sie wohl für heute. Ein Anfall von Cholera, die hier herumgeht, und die mich vorgeſtern Nacht befallen, hat mich geſchwächt, daß ich kaum die Feder halten kann.[4] Sonſt hab ich mich aber glücklich davon erhohlt. Ihr

S.

---

[1] SchillKal. 55.

[2] Von den zwei Doctoren med. Johann Christian Starke in Jena iſt wohl der jüngere (geb. 1769) gemeint, mit dem Cotta ſchon ſeit einiger Zeit in Verbindung ſtand, vgl. S. 188 ff., und den das Vorleſungsverzeichniß der Univerſität Jena für 1798 als Hofrath aufführt. Der ältere (geb. 1753, geſt. 1811, im erwähnten Katalog als Prof. und Dr. aufgeführt) war Schillers Hausarzt.

[3] Das Geld traf am 26. Dez. ein.

[4] Vgl. SchKBr. IV, 65; SchGBr. Nr. 390.

249. Schiller an Cotta.

Jena 22. Dec. 97. 31. Dez. / empf.

Morgen gehen die Almanache welche noch hier lagen nach Leipzig ab. Es ſind 179 in allem; 4 ſind aus meinem Hauſe noch verkauft und an mich bezahlt worden, welche Sie alſo mir in Rechnung bringen, ſo wie den Almanach von 96 und 97, welche Böhme mir geſchickt hat.[1] Die übrigen ſind an mich, an die Mitarbeiter des Almanachs, an Zelter den Muſicus und an meinen Amanuenſis, der mit der Beſorgung und der Abſchrift ſoviel zu thun gehabt aufgebraucht worden, desgleichen auch drei Ex. Aushängebogen für Sie, für Göthe und mich.[2] An Göthe allein mußte ich 9 Exemplare geben, indeßen verdiente Er es wohl, da er ſoviel für den Almanach gethan. Herzlich lieb wäre mirs, wenn es zu einer zweiten Auflage des Almanachs käme, denn wir könnten keinen glänzendern Triumph über unſre Neider davon tragen, die das Glück der vorigen bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeſchrieben.[3] Wenn Sie die zweite Auflage mit kleinerer Schrift und enger drucken ließen, ſo brächte man den ganzen Almanach auf 9 Bogen, Muſic und Calender ließ man weg und gäb ihn um einige Groſchen wohlfeiler. So könnte die neue Auflage a 500 Exempl. mit Einem Ballen Papier beſtritten werden und würde Ihnen kaum auf 12 Carolin, mit allem zu ſtehen kommen. Verkaufte man das Ex. um 1 reichsth. ſo wär die neue Auflage mit 100 Exemplarien bezahlt.

Die Geſchichte des Emigrierten ſenden Sie mir zurück. Wär ſie nur früher in der Flora abgedruckt, ſo wäre das Unglück nicht mir begegnet, ſondern dem Herausgeber des RevolutionsAlmanachs.[4] Es iſt indeß eine Schlechtigkeit von dem Franzoſen oder ſeinen Freunden in Weimar, durch deren Hände es gieng, daß er mir nicht nur unnöthige Mühe, ſondern auch Unkoſten mit ſeinem Aufſatz macht. Sie können natürlicherweiſe nicht darunter leiden.

Des Herrn Eccardts Gedichte kann ich keineswegs gebrauchen, ſie ſind des Druckes nicht werth, überhaupt nicht, und noch weniger in meine Sammlung. Er hat kein Talent zur Poeſie, und wer es gut mit ihm meint, muß ihm abrathen, ſich damit abzugeben. Wenn ich die Gedichte finde, will ich ſie ſchicken.

---

[1] Sie ſind im Kalender S. 53 unter dem 30 November verzeichnet. Die complette Folge der Muſenalmanache von 1796–98 kam nach Rudolſtadt; vgl. S. 257. Note 2.

[2] Der Kal. verzeichnet folgende Perſonen, welche Almanache erhielten: 2. Ex. Goethe, Körner; 4 Ex. Herder, A. v. Imhof, Dalberg; 6 Ex. Herzogin Luiſe; 10 Ex. Böttiger, Geh.R. Voigt; 13 Ex. Ziegler, Schmidt, Brinkmann, Matthiſſon; 30 Ex. Humboldt.

[3] Vergleiche dazu Schillers Brief an Goethe vom gleichen Datum.

[4] Herausgeber des 1793 bis 1802 in Göttingen bei Dietrich erſchienenen Revolutionsalmanachs, dem 1803–4 noch zwei „Friedensalmanache“ folgten, war Heinr. Aug. Ottokar Reichardt, geb. zu Gotha am 3. März 1751. Er ſtudirte in Göttingen, Leipzig und Jena die Rechte, war ſeit 1774 mit Ekhof Direktor des neu errichteten Hoftheaters in Gotha und ſeit 1775 Privatbibliothekar des Herzogs Ernſt II von Gotha, 1785 Rath, 1799 Kriegskommiſſionsrath, 1825 Kriegsdirektor, geſtorben am 17. Okt. 1828. Außer dem Gothaer Theaterkalender (1775–1800) und dem Gothaer Theaterjournal (1777–1784) gab er noch zahlreiche andere Schriften heraus (vgl. Goedeke, Grundriß II, 650).

ich bekomme aber ſoviel unbrauchbare Gedichte zugeſchickt das Jahr über, daß ich viel zu thun hätte, wenn ich ſie aufbewahren wollte.[1]

Hier der Reſt des Manuſcripts zu dem 10ten Horenſtück.[2] Ich will thun was ich kann, um das eilfte und zwölfte ſchleunigſt zu liefern.

Leben Sie recht wohl. Ihr

Sch.

250. Cotta an Schiller.

Tübingen, 24. Dec. 97. [5. Jan. 98.]

Ihr gütiges vom 15 h. nebſt dem Manuſcript habe ich richtig erhalten.

Zahn, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, hat Ihr Urteil über ſeine Compoſition des Reuterlieds unendliche Freude gemacht.

Wegen des Verrats der MuſenAlmanache habe ich bereits an Sie geſchrieben. Sie ſind beinahe alle beſtellt.

Das Geld wird hoffentlich angekommen ſeyn. In der Anlage durch Peterſens Bemühung, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, ein Exemplar der erſten Ausgabe von den Räubern,[3] und was Ihnen gewis Freude machen wird, eine Abſchrift des einzigen Abdruks Ihrer erſten Vorrede. Das Original ſelbſt bewahrt P. wie ein Heiligthum.[4]

Auch lege ich hier ein von Wien erhaltenes Gedicht bei.

Shakeſpear ꝛc. Mannheimer Nachdruk ſoll nächſtens folgen. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Wenn Sie Z[ahn] für künftige MuſenAlmanache eine Compoſition anvertrauen wollen, ſo wird er ſichs zur Ehre ſchätzen.

---

[1] Bis zum Jahr 1801, von wo an keine derartigen Einläufe mehr eingetragen ſind, notiert der Schiller-Kalender gegen 100 Zuſendungen von Gedichtmanuſcripten, bei einzelnen (S. 29. 48. 49. 62) und nicht einmal den Gerard'ſchen, mit der Bezeichnung: „ſchlechte Gedichte".

[2] Gedichte von Gries, Müller, Eliſe v. d. Recke, Sophie Mereau, Hölderlin, Amalie v. Imhof und Schiller. (Kal. 55.)

[3] Die erſte Räuberausgabe ſcheint demnach damals faſt ſchon ſo ſelten geweſen zu ſein, wie im Jahre 1828, wo Hoffmeiſter, durch Schaffenſteins Angaben irregeführt, ſie mit der 2. Ausgabe, der mit dem aufſteigenden Löwen, verwechſelte (Schillers Leben I, 94). Erſt in der kleinern, durch Viehoff ergänzten und herausgegebenen Biographie Schillers (I, 102) berichtigte er ſeinen Irrthum. Nach Schillers Tode ſandte deſſen Witwe am 2. Sept. 1805 das Räuberexemplar mit folgenden Worten zurück: „Da die Räuber ſelten ſind, ſo ſende ich Ihnen das Exemplar wieder, welches Sie Schiller einſt ſendeten. Keine Veränderungen hat er nicht gemacht, eine weiß ich. Vom Fiesko beſitze ich nur eine Ausgabe in Mannheim herausgekommen. Schiller hat auch nie gegen mich geäußert, daß er Fiesko ändern wolle. Ueberhaupt wäre es ihm ſchwerer geworden, ein altes Stück zu ändern, als ein neues zu machen; er ſagte es auch oft."

[4] Ein Exemplar der Räuberausgabe mit der unterdrückten erſten Vorrede befindet ſich im Beſitz des Buchhändlers A. Cohn in Berlin; ein zweites wurde 1873 von Herrn Simon (Calvary und Co.) in Berlin erworben. Das Original jener Vorrede, von dem oben die Rede, iſt aus Peterſens Nachlaß in den Beſitz des Erben Karl v. Cotta, des Enkels Johann Friedrichs, übergegangen. Die Vorrede ſelbſt iſt im Facſimiledruck durch den Senator Culemann in Hannover allgemeiner bekannt gemacht und außer in den Nachleſen von Hoffmeiſter und Boas neuerdings auch in SS. II, 4—7 wieder veröffentlicht worden.

251. Schiller an Cotta.

Jena, 25. Dec. 97. $\frac{\text{8. Jan. 1798.}}{\text{9. Jan.}}$

Die 150 Laubthaler habe ich geſtern erhalten und danke Ihnen verbindlichſt.[1]

Hoffentlich iſt mein lezter Brief mit dem Reſt des Manuſcripts zum 10. Stück der Horen jezt in Ihren Händen.

Es ſind einige recht artige Beiträge hiſtoriſchen Inhalts für die Flora bei mir abgegeben worden, wofür man 1 Rthlr. Honorar pro Bogen verlangt. Soll ich ſie Ihnen zur Anſicht ſenden?

In Eile. Ihr Sch.

---

252. Cotta an Schiller.

Tübingen, 31. Dec. 97. [8. Jan. 98.]

So eben gehet Ihr geehrtes vom 22 h. ein; es verdient ſchon den Spaß, daß wir eine zweite Auflage machen, und ich bitte Sie, Goepfert ſogleich damit anfangen zu laſſen mit kleinerer Schrift und etwas engerm Druk.

Hier Nr. 1 der Weltkunde[2] zum Gütigen Angedenken — ich lege auch ein Exemplar für Goethe bei,[3] weil ich von Stuttgart aus, wol etwas franco nach Jena, aber nicht nach Weimar bringen kan. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Cottas Brief vom 1. Jan. 1798, die Antwort auf Schillers Schreiben vom 20. Dez. (im Kalender nicht verzeichnet), ſowie der Brief vom 3. Januar, der am 12. in Jena eintraf, die Antwort auf den Schillerſchen vom 25. Dezember, fehlt. Auf dieſe zu Verluſt gegangenen Schreiben nimmt eine Stelle im Schiller-Goethe-Briefwechſel Bezug, die aber freilich in den bisherigen drei Ausgaben unterdrückt iſt. Goethe, der ſich wohl durch die Huldigungen abgeſtoßen fühlen mochte, die Poſſelt in ſeiner Neueſten Weltkunde dem franzöſiſchen Volk und deſſen weltumgeſtaltenden Ideen darbrachte, bemerkte in ſeinem Brief vom 17. Jan. 1798 gelegentlich der Mittheilung, daß man ſich in Paris über den übeln Zuſtand der hingeſchafften Kunſtwerke zu beklagen anfange: „Wie finde ich Herrn Poſſelt glücklich daß er ſich über den Succeß dieſes übermächtigen und übermüthigen Volks bis tief in die Eingeweide freuen kann.“ Schiller erwiderte unter dem 19. Jan.: „die tollen Sprünge, welche Herr Poſſelt vor dem Publikum macht, werden Cotta wahrſcheinlich bereichern, denn er ſchreibt mir, daß er jezt beinahe ſchon ganz gedeckt ſey.“ (Statt des lezten Satzes ſteht in den Ausgaben: „werden dem Verleger nicht zum Schaden gereichen.“) Schiller kam am 23. Jan. auf die Sache zurück. Er munterte Goethe auf, ihm einen Aufſatz Böttigers über jenen Kunſtvandalismus für die Horen zu verſchaffen, und fügte folgende, in den bisherigen Ausgaben unterdrückte Worte bei: „Cotta mag immer aus derſelben Druckerpreſſe kalt und warm blaſen“

---

[1] Die vom 24. Dezember datirte Empfangsbeſcheinigung liegt dem Brief bei.

[2] Sie iſt betitelt: „Neueſte Weltkunde. Band I. Nr. 1. 1. Januar 1798. Einleitung. Ueber die neueſte Politik, und über den Plan dieſes politiſchen Tagblattes.“ (Siehe den Anhang.)

[3] Schiller ſandte daſſelbe am 9. Jan. nach Weimar. „Cotta iſt ſehr artig daß er uns ſeine neue Weltkunde überſchickt, ich werde ihm ſelbſt danken. Das Blatt wird ein großes Publikum finden, ob ich gleich nicht läugnen will daß mir die Manier widerſteht.“ Goethe an Schiller, 10. Jan.

Böttigers Aufſatz erſchien, ſtatt in den Horen, im Februarheft des „Neuen teutſchen Merkurs“ von 1798, S. 144.

Poſſelt zog ſich durch ſeine warme Parteinahme für die Ideen der franzöſiſchen Revolution manche Feindſchaft zu, und im Jahr 1799 bedrohte ihn der öſterreichiſche General Sztaray deßhalb mit ſchwerer Gefangenſchaft. Poſſelt rechtfertigte ſich bei Erzherzog Karl durch Vorlage des inkriminirten Zeitungsblattes und erhielt von dieſem eine goldene Doſe und in einem Handſchreiben volle Genugthuung und Sicherheit. (Gehres, Lebensbeſchreibung von Poſſelt, Mannheim 1827, S. 241.) Auch die Allg. Ztg. theilte die Anfeindungen, die Poſſelt erfuhr; im Novemberſtück des Neuen teutſchen Merkurs v. 1800, S. 292 ff. wird ſie gegen die „kalte Verachtung“ in Schutz genommen, die „manche noch gegen ſie zeigen“, und ihre Klugheit, Unparteilichkeit und Beſcheidenheit mitten unter den politiſchen Stürmen und umringt von feindlichen Heeren gerühmt, in Folge deren alle Klagen gegen ſie weggefallen ſeien und ſie ſich des Schutzes des Erzherzogs Karl erfreue, welcher befohlen habe, daß man ihr die offiziellen Berichte über ſeinen Feldzug zuſende.

Goethe an Cotta.

(Weimar am 1ten Januar 1798.) $\frac{\text{6. Jan.}}{\text{19. Jan.}}$

Mit vielem Dank zeige ich Ihnen, werthester Herr Cotta, hiermit an, daß die verſchiedenen Packete zur rechten Zeit bey mir eingetroffen ſind. Sie haben, durch dieſe gütige Beſorgung, die mancherley Gefälligkeiten, die Sie auf meiner Reiſe für mich gehabt ganz vollſtändig gemacht, und indem ich dasjenige muſtere was ich auf meinem Wege geſammelt, ſo finde ich gar vieles das ich Ihrer zuvorkommenden Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ich wünſche auch bald etwas dagegen überſenden zu können.

In einigen Tagen gedenke ich nach Jena zu gehen um mich von der Zerſtreuung zu erholen in welcher ich hier bisher gelebt habe, vielleicht bringt mir jene Einſamkeit etwas das Sie bei Ihrem Vorhaben brauchen können.

Mit Verlangen ſehe ich den erſten Stücken der neuen Zeitung entgegen, die, ſo wie es ſcheint, auch in unſern Gegenden manchen Liebhaber finden wird. Es iſt eine wahre Attention der Franzoſen für dieſes Blatt daß ſie ſowohl Erklärungen als Thaten bis ins neue Jahr aufgeſpahrt haben; für die erſte Zeit wenigſtens kann es an Stoff nicht fehlen.[1]

Leben Sie recht wohl, gedenken Sie meiner und erneuern gelegentlich mein Andenken in Ihrem Kreiſe.

Goethe.[2]

253. Schiller an Cotta.

Jena 5. Jan. 98. $\frac{\text{15 Jan.}}{\text{empf.}}$

Ich bins recht wohl zufrieden, daß die Horen aufhören, und bitte bloß allen Eclat zu vermeiden, und bei Verſendung des eilften und zwölften Stücks den Buchhandlungen es zu notifizieren, ohne eine öffentliche Erklärung. Da die Verſendung des zwölften Stücks ſich ohnehin bis zu Ende Februars oder noch ſpäter verziehen kann, ſo können wir die Sache um ſo eher einſchlafen laſſen.[1] Wo möglich werde ich den letztern Stücken noch einen Werth zu geben ſuchen. Mich ſelbſt beſchäftigt freilich der Wallenſtein jetzt ausſchließend, und weil ich meine Natur kenne, ſo erlaube ich mir nicht gern eine Diverſion, die mich immer gleich zu ſehr zerſtreuet.

---

[1] Aehnlich hatte Poſſelt am 26. Okt. 1797 an Cotta geſchrieben: „Die Zeiten werden immer wichtiger; wir hätten zu keiner beſſern Epoche anfangen können.“

[2] In einem Brief an Cotta vom 17. Jan. 1798 dankt Goethe für die Ueberſendung der neueſten Weltkunde: „Bey der Art wie das Blatt verfaßt iſt zweifle ich nicht daß es ſein Glück machen werde, ich werde nicht verſäumen, von Zeit zu Zeit etwas dazu beyzutragen.“

Auf den Wallenſtein dürfen ſie ſich freuen, es iſt mir in meinem Leben nichts ſo gut gelungen, und ich hoffe, in dieſer Arbeit, die Kraft und das Feuer der Jugend mit der Ruhe und Klarheit des reiferen Alters gepaart zu haben.

Um uns vor dem Publicum eine Conſolation wegen Aufhörens der Horen zu geben, wär mirs beſonders lieb, wenn in den nächſten 4 Wochen eine zweyte Auflage des MuſenAlmanachs im Intelligenzblatt der Litt. Zeitung und in dem Hamburger Correſpondenten könnte angezeigt werden.[2] Den Wallenſtein wollen wir im März anzeigen, wo ich auch den Theaterdirectionen etwas zu ſagen habe.

Ich habe von der Frau von der Recke ein großes Luſtſpiel erhalten,[3] das in den Horen des nächſten Jahrgangs Platz haben ſollte. Nun wünſchte ich die Mühe, die ich damit gehabt nicht ganz zu verlieren, und möchte es alſo gern um ein ſehr mäßiges Honorar von 1 Carolin pro Bogen beſonders gedruckt haben. Sie will aber und darf wegen politiſcher Verhältniſſe, in denen ſie iſt, nicht genannt werden. Wollen Sie mir dieſes Stück, das ohngefähr 8 gedruckte Bogen geben wird, abnehmen, ſo iſt es mir angenehm, denn ich wende mich nicht gern an einen andern.

Leben Sie recht wohl. Zahn ſoll uns allerdings noch mehr componieren, denn ſo oft ich ſeine Melodie zum Reiterlied höre, macht ſie mir Vergnügen. Peterſen danke ich für ſein Andenken herzlich. Ihr S.

Manuſcript zum XI. Stück bringt die nächſte Poſt.

---

[1] Vergl. SchGBr. Nr. 417: „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomie, Dike und Irene förmlich unterſchrieben. ... Wir werden, wie ſichs von ſelbſt verſteht, beim Aufhören keinen Eclat machen, und da ſich die Erſcheinung des zwölften Stücks 1797 ohnehin bis in den März verzögert, ſo werden ſie von ſelbſt ſelig einſchlafen". Die Daten der beiden, offenbar am gleichen Tag geſchriebenen Briefe an Cotta und Goethe, 5. und 26. Jan., ſtehen in einem unlösbaren Widerſpruch. Der Schill.Kal. verzeichnet allerdings einen Brief an Goethe, 5. Jan., aber dieß iſt der Brief Nr. 406 im SchGBr., auf den Goethes Antwort vom 6. ebenſo gut paßt, wie auf den Brief Schillers vom 26. Jan. die Erwiderung Goethes vom „26. Jan. Abends".

[2] Die neue Auflage kam nicht zu Stande, da ſich noch vorräthige Exemplare der alten vorfanden und Schiller von der voreiligen Veranſtaltung einer zweiten abrieth.

[3] Am 2. Dez. 1797: „Eliſe von der Recke hat mir ein voluminöſes Schauſpiel von ihrer Erfindung und Ausführung zugeſchickt, mit der Plenipotenz, zu ſtreichen und zu zerſtören. Ich werde ſehen, ob ich es für die Horen brauchen kann, der Inhalt iſt, wie Sie leicht denken können, ſehr moraliſch", ſchrieb Schiller am 15. Dez. an Goethe, der ſpottend erwiderte: „Die Horen haben jetzo, wie es ſcheint, ihr weibliches Zeitalter". Das Schauſpiel blieb ungedruckt (Düntzer Erläuterungen zum SchGBr. S. 142. Goedeke Grundr. II, 1115 verzeichnet ein 5aktiges Schauſpiel von E. v. d. Recke: Familien-Scenen oder Entwickelungen auf dem Maskenballe. Zum Beſten des Unterſtützungsfonds für junge in Leipzig ſtudierende Griechen. Leipzig 1827.) Die fromme Reichsgräfin war in Dresden mit dem Körner'ſchen Kreiſe in Verbindung getreten; Dora Stock begleitete ſie und ihre Stiefſchweſter, die Herzogin Dorothea von Kurland, öfter, ſo namentlich in den Sommern 1790, 1791 und 1798 nach Karlsbad und machte auch ſonſt längere Reiſen mit ihnen, z. B. im Jahr 1803 nach Löbichau.

254. Schiller an Cotta.

Jena, 8. Jan. 98.[1] 10. Jan. / 22. Jan.

Für die erſten Blätter der Weltkunde die ich vorgeſtern erhielt, danke ich Ihnen aufs allerſchönſte, ſie verſprechen ſehr viel und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie mit dieſer Unternehmung Glück haben werden. Poſſelt iſt für dieſes Werk unter hunderttauſenden ausgezeichnet, er hat Kenntniß, Beredſamkeit, Feuer und wie es ſcheint eine ſeltene Raſchheit und Fertigkeit des Blicks und der Feder, was zu ſolchen Arbeiten conditio sine qua non iſt, und was ſo wenige Gelehrte beſitzen. Es wird dem Werk eher nützen als ſchaden, wenn die Ereigniſſe ihn drängen, daß er kurz ſeyn muß: dadurch wird er einen gewiſſen Tact erlangen immer gleich das Bedeutende aufzugreifen und es auch auf die bedeutendſte Art zu ſagen, er wird die Declamatoriſche Art wozu er jetzt noch etwas geneigt iſt, vollends ablegen und große Reſultate in wenig Worten hinwerfen.

Meinen Sie nicht daß es der Zeitung auch vortheilhaft ſeyn müßte, wenn Poſſelt zuweilen eine bedeutende Stelle aus politiſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen, ſelbſt poetiſchen Werken des Alterthums und der neuern Zeit auf eine geſchickte Art einſtreute? So etwas gibt einer Erzählung gleich eine piquante Würze, und überraſcht angenehm in einer Zeitung, wo man keine Nahrung für den Geiſt zu erwarten gewohnt iſt.

Ich wünſche Ihnen nun nichts mehr als 3000 Käufer zu dieſer Zeitung, ſo müßten Sie nach meinem Ueberſchlag 2000 Louis daran gewinnen.

Mit der Neuen Auflage des Almanachs wollen wir doch noch etliche Wochen warten. Ich habe mich in den hieſigen Buchhandlungen erkundigt und erfahre, daß ſie noch mehrere Exemplare vorräthig haben. Zu raſch müſſen Sie doch die 80 oder 100 Thaler die die Auflage betragen mag nicht wagen.

Hier der Anfang des Manuſcripts zum XIten Horenſtück.[2] Leben Sie beſtens wohl. Ganz der Ihrige

Sch.

255. Cotta an Schiller.

Tübingen 15. Jan. 98. [22. Jan.]

Nach Ihrem geehrten vom 5. h. ſchliſſen wir alſo mit dem 12ten Stück die Horen. Da ich noch im vorigen Monat in einem Circulare bei den Buchhandlungen anfragte, mit wie viel Ex. meiner 3 Monatsſchriften[3] ſie künftiges Jahr continuiren werden? ſo würde es ſich artig ſchicken, wenn ich mit dem 12ten Heft an die Buchhandlungen ein neues Circulare ergehen ließ, worinnen ich diſen ſagte, ich hätte zwar geglaubt, die Horen würden auch anno 98 fortgeſezt, allein Hr.

---

[1] Derſelbe Brief, den der Schill.Kal. unter dem 10. Jan. nebſt einer Manuſcriptſendung verzeichnet.

[2] Vieilleville (Beſchluß. XI 1–17).

[3] Horen, Flora und Europäiſche Annalen.

Hrn. Schiller habe mir nun geſchrieben, daß er diſe Monatsſchrift nicht weiter fortſezen werde" oder was Sie der Art ſagen zu müſſen glauben.

Es verſteht ſich, daß ich das Luſtſpiel der Frau v. d. Reck für das beſtimmte Honorar uberneme. Solte es nicht villeicht auch für die Flora taugen?

Wegen der zweiten Auflage vom MuſenAlmanach haben Sie ſchon meinen Entſchluß, die Anzeige für die Literatur-Zeitung legte ich bei, an den Hamburger Correſpondenten gebet ſie heute ab; auch ſtand ſie bereits in der Weltkunde.[1]

Die Weltkunde — wie gefallt ſie Ihnen? — Auf den Wallenſtein freue ich mich unendlich. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

256. Cotta an Schiller.

Tübingen 20. Januar 98. [[illegible] Jan.]

Es hat mich ſehr gefreut, aus Ihrem gütigen vom 8. h. Ihren Beifall für die Weltkunde zu erhalten: ich hoffe, er ſolle ihr nie entgehen, und wünſche nur mit P[oſſelt],[2] daß wir auch von Ihnen bald etwas erhalten möchten. — Da Sie nun doch einige Muſſe mehr erhalten, wann die Horen aufhören, ſo wünſchte ich daß Sie diſen Ueberſchuß unſrer Weltkunde [zuwendeten], wir könten auf gleichen Maasſtab oder überhaupt, wie Sie wollen uns berechnen. — Hrn. GeheimeRat v. Goethe bitte ich doch auch hiezu zu vermögen, er hat mir ſchon groſſe Hofnungen dazu gemacht. Durch Ihren beiderſeitigen Beitritt müßte diſes Inſtitut unendlich gewinnen, das bereits einen ſchönen Fortgang hat, da wir ſchon 1400 Abnemer haben. Ob es auf 3000 kommt? weiß ich nicht, aber beinahe ſolte ich es glauben. Mit den 2000 Ldors Gewinſt, den mir Ihre freundſchaftliche Güte berechnete, möchte es aber in diſem Fall nicht ſo ganz richtig ſeyn. Die Hälfte wäre wahr, mehr aber nicht, denn die Koſten ſind ungeheuer;[3] noch gröſſer aber meine Anſtrengung, ich habe wirklich ſelten mehr als 4 Stunden zum Schlaf. Inzwiſchen freut mich das Gluk, das mich begünſtiget, ſeitdem ich mit Ihnen in Verbindung bin, und das mir bei fortdauernder Güte nicht entgehen kan. Ich freue mich ſchon im Voraus auf die Ankündigung des Wallenſteins in der Weltkunde ꝛc.

Mit der neuen Auflage von Schillers MuſenAlmanach wollen wir alſo noch einige Tage zuſehen:[1] ich habe auch wieder einige Exemplare erhalten, doch werden ſie nicht weit reichen.

---

[1] In Nr. 6 der „Neueſten Weltkunde" vom 6. Januar: „Schillers Muſenalmanach auf 1798 hat ſich vergriffen, die neue Auflage davon wird in 3 Wochen zu haben ſeyn. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung." Eine gleichlautende Anzeige ſteht auf dem Umſchlag zum Dezemberheft der Poſſelt'ſchen Annalen. Die für die A. L.-Ztg. beſtimmte Anzeige wurde von Schiller zurückgehalten und erſchien nicht.

[2] Dieſe Stelle, in Verbindung mit der in Nr. 514 der Sch.G.Br. zeigt neben den im Anhang veröffentlichten Schriftſtücken, wie grundlos die aus Lubins „Biographien" (Stuttgart 1826, I. Bd. S. 174) auch in die Lebensbeſchreibung Cotta's im „Neuen Nekrolog der Deutſchen" (X. Jahrgg. 1832. S. 865) übergegangene Angabe iſt, Poſſelt habe nur die zwei erſten Nummern der Neueſten Weltkunde redigirt.

[3] Die Poſt traf in Tübingen nur dreimal in der Woche ein und gieng eben ſo oft ab, weshalb eine eigene Poſt nach Cannſtatt angelegt und durch Eſtafetten unterhalten werden mußte.

Es wird Sie doch auch freuen zu ſehen, wie unſer libes Vaterland nach Grund und Boden in meinen ſchönen Karten ausſiehet; ich ſende Ihnen daher mit dem erſten Transport ein Exemplar, das Sie zu meinem guten Angedenken aufnemen werden.[2] Mit unwandelbarer ꝛc. ꝛc.

J. F. Cotta.

---

251. Schiller an Cotta.

Jena, 11. Febr. 98. $\frac{\text{20. Febr.}}{\text{22. Febr.}}$

Hier der Reſt des Manuſcripts zum Eilften Stück der Horen.[3] Haben Sie die Güte unter die vorhergehende Erzählung Julia Roſalva[4] ſetzen zu laſſen: Fortſetzung folgt. Heute erhielt ich einen offenen Brief von Ihnen, der mir das 10te Stück anmeldet, aber es iſt nichts mit gekommen. Ich lege den Brief bey.[5] Auch erſuche ich Sie mir von der Weltkunde das 12te und 15te Stück gütigſt zukommen zu laſſen. Denn dieſe Stücke habe ich nicht erhalten, das 4te Stück aber doppelt, welches ich hier beilege. Vielleicht beſchwert es Sie am wenigſten, wenn Sie mir die Weltkunde wöchentlich nur Einmal, und dann 7 Stücke zugleich ſenden, denn mir liegt nicht ſo viel an dem Geſchwind erhalten, wenn ich es nur in einer ſichern Folge bekomme. Jezt habe ich es bis auf das 26 Stück incluſ. erhalten, jene fehlenden Blätter abgerechnet.

Beilage an meine Mutter bitte gütigſt zu beſtellen.

Hier iſt auch was ich von Koſegartens Gedichten noch liegen habe.[6]

Leben Sie beſtens wohl. Ganz der Ihrige

Schiller.

Ich habe das Paquet, weil es zu groß wurde getheilt. Sie erhalten alſo das Manuſcript zu den Horen in einem beſondern Paquet, aber es geht zugleich mit dieſem ab.[7]

---

[1] Es war weiter nicht mehr davon die Rede, und die neue Auflage unterblieb.

[2] Im J. G. Cotta'ſchen Verlag erſchien ſeit Anfang Februars 1798 in einer Reihe von Blättern ein großes Kartenwerk: „Charte von Wirtemberg“, trigonometriſch aufgenommen und gezeichnet von Profeſſor J. G. F. Bohnenberger in Tübingen, geſtochen von Abel in Stuttgart, in Fol., nach dem Muſter und Maßſtab der großen Caſſiniſchen Karte von Frankreich. Das Unternehmen, deſſen Ausführung über 15 Jahre in Anſpruch nahm, fand ſo günſtige Aufnahme, daß es unter Beiziehung des Hofkammerraths Ammann, Fürſtl. Augsburgiſchen Landbaumeiſters in Dillingen, zu einer in 50 Blättern erſcheinenden Karte von Schwaben (das heißt: des ganzen ſchwäbiſchen Kreiſes) erweitert wurde.

[3] Die Feſte der Aromanden (von Einſiedel; XI. 45–107).

[4] Von J. (XI. 18–44.) Sie wurde vermuthlich am 24. Januar abgeſandt, an welchem Tag eine Manuſcriptſendung an Cotta im Kal. eingetragen iſt. Die Fortſetzung iſt nun freilich am Schluß der Erzählung im XI. St. angekündigt; im XII. aber, mit dem die Horen aufhörten, erſchien nichts mehr davon.

[5] Er fehlt, iſt auch im Schill.Kal. nicht verzeichnet.

[6] Im XII. St. erſchien nichts mehr von Koſegarten. Die Gedichte ſind vermuthlich dieſelben, welche dann im Septemberheft 1798 der Flora Aufnahme fanden, nämlich: Der Traum, S. 177, Hymne an die Schönheit, S. 204, und Leztes Lied, S. 252.

[7] Der Schill.Kal. notirt unterm 12. Febr.: „Cotta in 3 Paketen“.

258. Cotta an Schiller.

Tübingen 22. Febr. 98. 8 März.

Ihr geehrtes vom 11. h. habe ich mit dem Manuſcript erhalten und es ſogleich in die Druckerei gegeben.

Ueber die fehlende Nr. 12 u. 15 der Weltkunde — wegen der 8tägigen Expedition habe ich ans PoſtAmt Cannſtatt die nöthige Weiſung gegeben.

Darf ich um Abgabe der Beilage bitten?

Iſt Göthe noch in Weimar? Gedenkt er auch noch meiner?

Wir hoffen immer auf einen Beitrag von Ihnen für die Weltkunde!

J. F. Cotta.

---

259. Schiller an Cotta.

Jena, 5. März[1] 98. 14 März
16 März

Sie haben mir erlaubt, wenn ich zu meinem hieſigen Bauweſen[2] Vorſchuß nöthig hätte, mich an Sie wenden zu dürfen. Von dieſer Erlaubniß mache ich jezt Gebrauch und erſuche Sie, mir auf den Anfang Aprils 300 Rthlr.* gütigſt zuzuſenden oder anzuweiſen. Ich habe in dieſer Hofnung meine Beſtellungen ſchon gemacht und rechne auf Ihre Gefälligkeit.

Damit aber unſere Geldrechnung in dieſem Jahre rein möge abgeſchloſſen werden, ſo werde ich, ſobald der Wallenſtein und der neue MuſenAlmanach fertig ſind, ſogleich an die Redaction des Fiesco, der Räuber und Cabale und Liebe mich machen. Der Wallenſtein ſelbſt wird, wie ich jezt beſtimmen kann 20 Bogen, nicht ganz, betragen.[3]

Wenn Sie zur Meſſe reiſen ſo werde ich Ihnen doch noch anrathen einen Verſuch zu einer gütlichen Abfindung mit Göſchen zu machen, denn es wäre mir doch gar lieb, wenn der Karlos noch in die Sammlung käme. Seine Empfindlichkeit hat ſich jezt verloren, und da er, auf einen Brief den ich ihm ſchrieb den Gedanken aufgegeben, eine Prachtedition von dem Carlos zu machen,[4] ſo iſt er vielleicht zu bewegen, daß der Carlos in 3 oder 4 Jahren wenigſtens in unſerer Sammlung, gegen eine Gratification an ihn, mit darf abgedruckt werden.

* Genierte Sies die ganze Summe ſogleich zu ſchicken, ſo kann ich mich auch, ob Sie ſelbſt kommen, noch mit 200 Rthlr. behelfen.

---

[1] Der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 2 März eine Manuſcriptſendung an Cotta, den Anfang des letzten Horenſtücks.

[2] Schiller ließ ſich ein Bad in einer der Gartenhütten einrichten und dieſelbe um einen Stock erhöhen um eine freundliche Ausſicht ins Leutrathal zu gewinnen. Schiller an Goethe, 27. Febr.

[3] Dieſer Umfang wurde bedeutend überſchritten; die erſte Ausgabe des Wallenſteins iſt über 30 Bogen ſtark.

[4] Schillers Brief an Göſchen, die Antwort auf deſſen Schreiben vom 29. Sept. 1797, iſt vom 13. Oktober; die Erwiderung Göſchens, der durch die Erfüllung ſeiner zweiten Bitte um eine Textrevision des Geiſterſehers beſchwichtigt worden war, vom 16. November 1797 (GSB. Nr. 129).

Bei Göthe vergeſſe ich Ihrer gewiß nicht. Er hat jetzt ein großes und bedeutendes Werk über Italien vor, von dem ich aber ſelbſt noch keinen recht deutlichen Begriff habe, weil ich noch nicht mündlich mit ihm darüber habe ſprechen können.[1] Sobald er hieherkommt, welches in einigen Wochen geſchieht[2] und ich aus ſeiner Beſchreibung eine Idee bekomme ob das Werk für den Buchhandel eine glückliche und nicht gar zu koſtbare Speculation iſt, ſo gebe ich Ihnen Nachricht von der Sache, es ſei denn, welches ich nicht glaube, daß er ſeinen Verleger ſchon dazu hat.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich Sie bald wieder zu ſehen, und Ihnen meine bis dahin ziemlich vollendete Arbeit zu zeigen. Ihr aufrichtiger

Schiller.

260. Cotta an Schiller.

Tübingen, 16. Merz 98. [16 März.]

Die Rthlr. 300, welche Sie nach Ihrem gütigen vom 5 h. als Vorſchuß verlangten, habe ich vorgeſtern durch HH. Stahl und Federer, welche meine Geldgeſchäfte in Stuttgart beſorgen, abſenden laſſen; ich hoffe, es ſoll mit oder gleich nach dieſem Brief bei Ihnen ankommen, und es freut mich, Ihnen diſe kleine Gefälligkeit erweiſen zu können.[3]

Auf Wallenſtein wartet alles mit der gröſten Sehnſucht; ich bin keiner der gedultigſten darunter und freue mich ſehr auf Oſtern was davon zu hören.

Mit Goeſchen will ich gerne eine Vereinigung zu treffen ſuchen; ich will im Voraus das Nötige unterlegen.

Daß Sie meiner bei Göthe gedenken und ſo ſorgfältig gedenken, mus ich mit herzlichem Dank erkennen.

---

[1] Goethe beabſichtigte, die Reſultate ſeiner italieniſchen Reiſe, aus der er ſchon im Teutſchen Merkur von 1788 und 1789 eine Anzahl von Einzelaufſätzen veröffentlicht hatte, zuſammenzufaſſen, in ähnlicher Weiſe, wie H. Meyer gleichzeitig ſeine in Italien geſammelten Anſchauungen zu einer Florentiniſchen Kunſtgeſchichte verarbeitete. Schon am 14. Okt. 1797 hatte er aus Stäfa an Schiller geſchrieben, er wiſſe nicht, wo er ſich hinwenden ſolle, um ſowohl Meyers Collectaneen als ſeinen eigenen, alten und neuen Vorrath aufs Bequemſte und Baldigſte zu verarbeiten. Schillers obige Mittheilung an Cotta ſtützte ſich auf eine Stelle in Goethe's Schreiben vom 3. März, worin dieſer, nachdem er über das Vorrücken Meyers in ſeiner Arbeit berichtet, fortfährt: „Nach den neueſten Begebenheiten in Italien und in der Schweiz bin ich vollkommen über unſern Rückzug getröſtet; auch wird es der Sache nichts ſchaden, wenn das was wir geſammelt fragmentariſch heraus kommt. … Die Einleitung dazu wird wohl meine erſte Arbeit in Jena ſeyn, da ich denn auch das Schema ſowohl über das Theoretiſche als über das Erfahrungsganze, das ſchon entworfen iſt, noch beſſer ausarbeiten werde." Schiller erwiderte am 6. März, der Freund müſſe freilich ſeine „vielen und reichen Erfahrungen und Reflexionen über Natur und Kunſt und über das dritte Idealiſche was beide zuletzt zuſammenknüpft", ausſprechen, ordnen und feſthalten, es ſeien ſonſt nur Laſten, die ihm im Wege lägen. „Aber die Unternehmung wird weitläufig werden, und aus Arbeit wird ſich Arbeit erzeugen. Bis jetzt hab' ich noch keinen klaren Begriff von den Gränzen die Sie dem Werk ſetzen werden". Aus dieſen Erwägungen und Planen giengen zunächſt die Propyläen hervor. Vgl. Schillers Brief vom 20. März.

[2] Goethe kam am 20. März und blieb bis 6. April.

[3] Schiller erhielt die Summe gleichzeitig mit dem Brief, am 24. März.

Ich genieſſe ſchon in Gedanken die Augenblicke, die ich auf meiner Reiſe bei Ihnen werde zubringen dörfen. Möchten ſie lange dauern können!

Mit der reinſten Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

---

261. Schiller an Cotta.

Jena 28. Merz 98. 4 April / 14 April

Vor 3 Tagen ſchon habe ich die 500 Rthlr. erhalten, die Sie mir gütigſt übermachten und danke Ihnen verbindlich für dieſe groſſe Gefälligkeit. Die Quittung lege ich hier bey.

Göthe und Meier wollen ein gemeinſchaftliches Werk über ihre Kunſterfahrungen in einer Suite von kleinen Bändchen herausgeben, und dieſen Verlagsartikel kann ich Ihnen anbieten. Die Schrift wird in kleinen Abhandlungen z. B. Ueber den Laokoon, über die Niobe ꝛc. ꝛc. geſchrieben ſeyn. Auch ich werde Antheil daran nehmen und mehrere Aufſätze dazu geben.[1] Von Zeichnungen wird es nicht viel enthalten.[2] Göthe iſt aber entſchloſſen, den Cellini, den er nun ganz überſezt und mit bedeutenden hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet hat, an die Suite dieſes Werks anzuhängen.[3] Es fragt ſich nun ob Sie Luſt dazu haben und welche Bedingungen Sie machen können, denn wohlfeil giebt es Göthe nicht. Auf die nächſte Oſtern 1799 gedenkt er 4 kleine OctavBändchen, jedes etwa zu 12 Bogen, fertig zu bringen, wobey aber noch nichts vom Cellini iſt. Berathen Sie Sich nun mit ſich ſelbſt, ob die Unternehmung Ihnen zuſagt und geben Sie mir bald eine oſtenſible Nachricht von Ihrem Entſchluß.

Den Reſt des Manuſcripts für die Horen bringt die nächſte Poſt. Mein Abſchreiber iſt nicht fertig geworden.

Leben Sie recht wohl, ich freue mich daß wir uns bald wieder ſehen werden.

Ihr S.

---

[1] Goethe hatte bei ſeinem Beſuch in Jena Schiller Näheres über das von ihm erſt nur im Allgemeinen angedeutete Unternehmen mitgetheilt, das ſchließlich als Zeitſchrift unter dem Titel „Propyläen" im Cotta'ſchen Verlag ins Leben trat. Schillers Betheiligung an dieſem Unternehmen war bei ſeiner anhaltenden Beſchäftigung mit dem Wallenſtein und gleich darauf mit Maria Stuart nur eine geringe: er lieferte außer dem Schreiben „An den Herausgeber der Propyläen" (Prop. III. Bd. 2. St. S. 146—162) nur noch die von ihm auf Goethe's Bitte verfaßten Ausſchreiben eines Preiſes von 30 Dukaten für das beſte Intriguenſtück (Prop. III. Bd. 2. St. S. 169—171; SS X. [illegible]). Mit „Laokoon" (von Goethe) wurden die Propyläen eröffnet; „Niobe" (von H. Meyer) erſchien im II. Bd. 1. St. S. 48—91, mit einem Nachtrag im II. 2. St. S. 127—140.

[2] Zeichnungen erſchienen im Ganzen 5 in den Propyläen: zum 1. St. des I. Bd. ein Umriß der Gruppe des Laokoons und 1 Tafel mit drei Darſtellungen etruriſcher Kunſtwerke; zum 1. St. III. Bd. 2 Zeichnungen der zwei beſten Löſungen der Preisaufgabe: Aphrodite führt Paris die Helena zu, und zum letzten Stück ein Grundriß des Palazzo del T in Mantua.

[3] „Eine zweite Ausgabe des Cellini wird an Meyers Arbeiten über Florentiniſche Kunſtgeſchichte mit wenigen bedeutenden Noten angeſchloſſen". Goethe an Schiller, 3. März 1798. Eine „zweite Ausgabe", die Veröffentlichung in den Horen als erſte angeſehen. Dieſelbe erſchien erſt 1803 im Cotta'ſchen Verlag, nachdem auch 1798 in Braunſchweig (d. h. in Wien) ein Nachdruck der in den Horen aufgenommenen Theile erſchienen war (der Braunſchweiger Nachdruck mit der Jahrzahl 1803 iſt nur eine Titelausgabe).

262. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 28. März 98.) [illegible]

Hiebei Nr. XI der Horen — Nun iſt noch Manuſcript zu 2 Bogen für das 12te Heft übrig; ich bitte Sie daher, noch ſovil zu ſenden, daß mit diſem und dem Regiſter 7 Bogen voll werden.

Wäre es Ihnen möglich mir die Rechnung zu ſenden, was ich für die Horen zu bezalen habe, ſo wäre es mir lieb — es müßte aber beinahe mit der nächſt abgehenden Poſt ſeyn, da ich den 23 April hier abreiſe.

Unwandelbar ꝛc. J. F. Cotta.

An der baldigen Abgabe der Beilage an Schuz ligt mir ſehr vil.

Huber iſt nun hier, als Gehülfe bei der Weltkunde.[1]

263. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 11. April 98.) [16. April.]

Meinen herzlichen Dank für den gütig gemachten Antrag und hiebei der ehrwürdige Brief[2] dem ich nun meine eigentliche HerzensMeinung hier beifügen will, da ich von Ihrer Freundſchaft gegen mich ſo ſehr verſichert bin.

Aufs offen zu geſtehen, gefällt mir bei diſer Unternehmung das nicht, daß ſie blos für das KunſtPublikum iſt, diſes ſcheint mir zu klein für den Verleger von Goethe's Schriften, der auf einen ſehr zahlreichen Abſaz muss rechnen können; ſodann Cellini — er iſt noch zu neu in dem Angedenken der HorenLeſer und Käufer, als daß diß nicht einen kleinen Stoß der Sache geben wird, überdiß — was ich mir aber ſchlechterdings nicht zu erklären weiß, da ich ihn als Etwas ganz vorzügliches betrachte — er hat in unſern Gegenden gar wenig gefallen. Dis zuſammen genommen macht mich etwas ängſtlich bei diſer Unternemung, da ich doch wegen des Verhältniſſes mit Hrn. v. G. um keinen Preis aus der Hand laſſen möchte, und die gewiß einzig in ihrer Art ausfallen wird. Ganz beruhigt würde ich daher ſeyn wenn Sie den Hrn. GehRat beſtimmen könnten, daß er mir zugleich die Zuſicherung für ſeine künftigen Producte gäbe, z. B.

---

[1] Huber hatte ſich ſeit ſeinem Weggang von Mainz mit ſeiner Gattin in Bôle bei Neufchatel aufgehalten. Im Sommer 1797 befand er ſich bei einer Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft in [illegible], wo er der dort ebenfalls zu Beſuch anweſenden Poſſelt Bekanntſchaft machte. Da Poſſelt [illegible] ſeine Dienſtverhältniſſe in Karlsruhe [illegible] nicht ganz aufgeben wollte [illegible] Huber verließ, von Cotta zur Mitarbeiterſchaft an der Neueſten Weltkunde aufgefordert, Ende Februar 1798 Neufchatel und traf Mitte März in Tübingen ein. Ueber ſeinen Tübinger Aufenthalt vgl. die ſeinen Sämmtl. Werken (Tübingen 1806) vorgedruckte biographiſche Erzählung, I, 177 ff. Leider fehlen die Briefe Hubers an Cotta im Cotta'ſchen Archiv.

[2] Er iſt nicht vorhanden. Schiller ſandte ihn am 27. April an Goethe.

Fauſt ꝛc. Auch liſſe ſich, wenn der Plan etwas ausgedehnt würde, wenn wenigſtens in jedes Bändchen 1—2 Kupfer kämen, wenn ich eine Subſcriptions Anzeige machen dörfte, ſo gefaßt, wie ſie der Verleger bei ſolchen Produkten faſſen kan, u. ſ. w. manches zu meinem Vortheil bewirken.

Ich gebe die Sache ganz in Ihre Einſichtsvolle und freundſchaftliche Hände — und bin dann beruhiget, weil ich überzeugt bin, Sie thun dabei, was für meine Lage möglich iſt, um die Sachen nicht entgeben zu laſſen und mir diſe theure Verbindung zu erhalten; und mir dabei aber auch die möglichſten Vortheile zu bewirken.

Ich freue mich, Sie recht bald zu ſehen und hoffe in Leipzig Briefe von Ihnen zu finden, wo ich den 29 April eintreffen werde; den 23 h. reiſe ich von hier ab. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Schiller erfüllte Cotta's Wunſch, ihm bei Goethe eine Zuſage wegen des Fauſt auszuwirken, in dem Brief an Letztern vom 27. April, in welchem er erſt in Bezug auf das Verlagsanerbieten erwähnt, Cotta fürchte bei deſſen überwiegendem kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalt ein zu eingeſchränktes Publikum und wünſche deßwegen einen mehr allgemeinen Inhalt. „Ich kann ihm darin" — fährt er fort — „vom buchhändleriſchen Standpunkt aus gar nicht Unrecht geben, da aber auf der andern Seite von dem Plane des Werks nichts erlaſſen werden kann, ſo wäre mein Vorſchlag, ihm die Expectanz auf Ihr nächſtes poetiſches Werk, etwa den Fauſt, zu geben, oder es ihm lieber gleich zu veraccordieren." Die weitere Erörterung wurde vertagt bis zu Cotta's Beſuch, bei dem aber Goethe nicht anweſend war. Was in dieſer Angelegenheit verhandelt wurde, theilte Schiller wohl ſeinem Freunde drei Tage ſpäter mündlich mit. SchGB. Nr. 473. — Der „Fauſt" war damals in der fragmentariſchen Geſtalt bekannt, wie er im 7. Band von Goethe's Schriften (Leipzig, G. J. Göſchen, 1790) erſchienen war. Die Verbindung mit Schiller regte den Dichter an, auch dieſes Drama wieder aufzunehmen. Er ſtellte für das Dezemberſtück 1795 der Horen, wenn es möglich wäre, „etwas von Fauſt" in Ausſicht, und ſeitdem iſt fortwährend in den Briefen der Freunde von ihm die Rede. Am 22. Juni 1797 ſchreibt er an Schiller, er ſei entſchloſſen, an ſeinen Fauſt zu gehen, was freilich bis zum 2. Febr. 1798 noch nicht geſchehen war, erſt am 11. April meldet er, daß er den Fauſt vorgenommen habe, und am 5. Mai, er habe ihn um ein Gutes weitergebracht. Aus Goethe's Briefen an Cotta theilen wir folgende Aeußerungen auf Anfragen wegen des Fauſt mit: 2. Jan. 1799: „Mein Fauſt iſt zwar im vorigen Jahre ziemlich vorgerückt, doch möchte ich bey dieſem Hexenproducte die Zeit der Reife nicht vorausſagen. Wenn die Hoffnung näher rückt ſollen Sie davon hören." — 17. Nov. 1800: „Was den Fauſt betrifft, ſo ergeht es mir damit wie es uns oft bey Reiſen geht, daß ſich die Gegenſtände weiter zu entfernen ſcheinen je weiter man vorrückt. Es iſt zwar dieſes halbe Jahr über manches und nicht unbedeutendes geſchehen; ich ſehe aber noch nicht daß ſich eine erfreuliche Vollendung ſo bald hoffen läßt." — 30. Sept. 1805: „Was ich in den vierten Band [der Cotta'ſchen 12bändigen Ausgabe von 1806—1808] bringe, darüber bin ich mit mir ſelbſt noch nicht einig. Iſt es mir einigermaßen möglich, ſo tret ich gleich mit Fauſt hervor. Er und die übrigen Holzſchnittartigen Späße machen ein gutes Ganze und würden bey der erſten Lieferung ein lebhaftes Intereſſe erregen." Fauſt kam nicht in den 4., ſondern erſt in den 8. Band der Werke. Cotta ſcheint in ſeiner Erwiederung den Ausdruck „holzſchnittartige Späße", womit wohl die in einer Art derber Holzſchnittmanier dargeſtellten, neben Fauſt mit abgedruckten Dichtungen aus Goethe's Jugendzeit

Die Puppenſpiele, Faſtnachtsſpiel, Prolog zu Bahrdt, Hans Sachs ꝛc. bezeichnet waren, dahin mißverſtanden zu haben, als wollte Goethe den Fauſt mit Holzſchnitten illuſtriren; wenigſtens ſchreibt Dieſer unter dem 5. Nov. 1805: „Den Fauſt, dächt' ich,“ gäben wir ohne Holzſchnitte und Bildwerk. Es iſt ſo ſchwer, daß etwas geleiſtet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedichte paßt. Kupfer und Poeſie parodiren ſich gewöhnlich wechſelsweiſe. Ich denke der Hexenmeiſter ſoll ſich allein durchhelfen.“ Spätere Aeußerungen Goethe's verhalten ſich dagegen weniger abwehrend gegen bildliche Darſtellungen aus ſeinem Fauſt, wie er ſich ja auch ſchon 1798 mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß Meyer Zeichnungen dazu verfertige. Sch&G. Nr. 466.

264. Schiller an Cotta.

Jena 13. April 98. 20. April / 26. Mai

Ich lege in aller Eile um Sie noch anzutreffen, das InhaltsVerzeichniß der Horen und noch 2 für das 12te Stück beſtimmte Gedichte bei. Da ich nicht ganz genau weiß, wie viel das überſendete Manuſcript zuſammen ausgiebt, ſo werden Sie es ja ſchon einrichten, daß das letzte Stück volle 7 Bogen erhält. Die heut überſchickten Gedichte können enger und weiter gedruckt werden, je nachdem das Bedürfniß iſt.

Nach meiner Ausrechnung haben Sie für die noch reſtierenden 8 Stücke, denn meines Wiſſens iſt die letzte Rechnung mit dem April 1797 incluſ. abgeſchloſſen worden, 181 Louisdors zu bezahlen. Da es mir lieber iſt, wenn Sie mir erſt auf den Herbſt meine Gegenrechnung machen, ſo ſind Sie ſo gütig, dieſe Summe ganz mitzubringen.

Es freut mich zu hören, daß Huber bei Ihnen iſt, denn in der Schweitz möchte er ſich jetzt doch nicht gefallen. Auch für die Weltkunde wird ſeine Mitwirkung gut ſeyn.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich, Sie bald zu ſehn. In Eile. Ihr
S.

265. Schiller an Cotta [in Leipzig].

Jena 30. April 98.[1] 5. Mai / 6. Mai

Ich wünſche und hoffe, daß Sie in Leipzig nun glücklich angekommen ſeyn werden. Wegen des Göthiſchen Werks wollen wir uns mündlich beſprechen und berathen, denn es hat damit keine Eile. Vielleicht daß er auch gerade hier iſt, wenn Sie kommen.

Da Göſchen auf mein Bitten und Anrathen ſeine ehemalige Idee eine Prachtausgabe von Karlos zu veranſtalten aufgegeben hat, ſo liegt ihm vielleicht nicht mehr ſoviel daran, den Karlos zu verlegen, und er iſt vielleicht geneigt, ja es kann ſein Vortheil ſeyn, dafür etwas ganz neues entweder poetiſches oder hiſtoriſches von mir, von mäßigem Umfang, was ſich zu einer prächtigen Ausgabe qualifiziert zu verlegen. Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, ihm dieſen Beweis meines guten Willens zu geben und könnte gleich nach der Herbſt Meſſe, wenn der Wallenſtein und der Almanach fertig ſind, an die Arbeit gehen. Fragen Sie ihn deßhalb und wenn es nöthig iſt, communicieren Sie ihm meinen Brief, denn ich wünſchte daß er überzeugt würde, es ſey uns nicht darum zu thun ihn zu vervortheilen. Beſteht er aber auf dem Carlos, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ihm ſein Recht daran nicht ſtreitig machen kann. Will er aber in dieſen Tauſch willigen, ſo mag er ſelbſt beſtimmen was er von mir zu haben wünſcht. Ich habe ſchon längſt die Idee gehabt, einen Theaterkalender herauszugeben,[1] auch Göthe würde daran Antheil nehmen. Dieſen ſollte er gleich haben, wenn wir über die Bedingungen einig würden, wie ich nicht zweifle.

---

[1] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet, während im Einlauf vom 30. April ein Brief Cotta's eingetragen iſt, der ſich nicht vorfindet. Vielleicht hat aber entweder ſchon von Schiller beim Eintragen, oder bei der Drucklegung des Kalenders ein Verſehen obgewaltet, ſo daß auf den 30. April nicht ein Brief von, ſondern ein ſolcher an Cotta zu verzeichnen wäre.

Sehen Sie, wie [Sie] dieſe Sache freundſchaftlich abmachen können, und bringen Sie mir dann die angenehme Nachricht mit hieher, daß Sie ſelbſt mit Beiden ſich auf einem freundſchaftlichen Fuße befinden.

Wenn es Sie nicht beläſtigt, ſo möchte ich Sie bitten mir einige Sachen in Leipzig zu beſorgen oder beſorgen zu laſſen. Ich wünſchte einen Toilettentiſch für meine Frau mit einem Spiegel und Zubehör, übrigens nichts weniger als koſtbar, ſo daß er etwa auf eine Carolin zu ſtehen käme. Ohne Zweifel findet ſich einer dergleichen in Leipzig.[2] Alsdann erſuche ich Sie, oder vielmehr meine Frau bittet Sie deßhalb ein Viertel-Centner Melis-Zucker und ¼ Centner Caffee dort für uns einzukaufen, weil man gegen hier am Preiß beträchtlich gewinnt.[3] Sollte Sie aber dieſe Fracht incommodieren in Ihrem Wagen ſelbſt mitzunehmen, ſo ſind Sie ſo gütig ſolche durch einen Fuhrmann abſenden zu laſſen.

Alles übrige mündlich. Ich hoffe in Ihrem nächſten Briefe den Tag Ihrer Ankunft zu erfahren und bitte es ſo einzurichten, daß Sie nicht ſo ſchnell wieder wegzueilen brauchen. Ihr aufrichtigergebener

Schiller

Die Antwort auf dieſen Brief, nach Cotta's Bemerkung auf demſelben, vom 6. Mai am 12. in Jena eingetroffen, hat ſich nicht vorgefunden. Cotta ſelbſt kam am Himmelfahrtstag (17. Mai) nach Jena und brachte [illegible] Thlr mit; da aber Goethe erſt am [illegible], fand keine Begegnung ſtatt. Cotta berichtete Schiller unter Anderem über die ungeheure Ausbreitung von Hermann und Dorothea (SchCB. Nr 473). Jedenfalls kam das von Goethe und Meyer beabſichtigte kunſtwiſſenſchaftliche Unternehmen zur Sprache, dem dann Goethe während ſeiner Anweſenheit in Jena (20. Mai bis 21. Juni, mit kurzer Unterbrechung zweier Tage) die beſtimmte Form einer periodiſchen Zeitſchrift gab, denn ſchon am 24. Mai ſchrieb er an Schiller von einem Auftrag für Cotta und von der Vorbereitung zum erſten Stück der Propyläen und überſchickte Cotta am 28. Mai das Schema derſelben. Auch mit Göſchen ſcheint eine Verſtändigung herbeigeführt worden zu ſein, denn Schiller ſandte am 1. und 8. Juli an denſelben das Manuſcript des überarbeiteten Geiſterſehers, der noch im ſelben Jahr erſchien.

---

[1] Schiller [illegible] ſchon am 12. Dez. 1797 dem Buchhändler Unger in Berlin die Idee zu einem „Theater-Kalender“ (Briefe von Schiller, Goethe und Wieland, herausgeg. von [illegible], [illegible] [illegible], wiederabgedruckt in [illegible]).

[2] Cotta machte der Frau Schiller einen ſolchen Toilettentiſch zum Geſchenk, [illegible] vgl. Schill.Kal. [illegible], der begleitende Brief Cotta's liegt aber nicht vor.

[3] „Ich laſſe mir immer meinen Vorrath von Caffee und Zucker von der Leipziger Meſſe kommen [illegible] eine Carolin des Jahres.“ Charlotte Schiller an Chriſtophine Reinwald, [illegible] (Charl. Schiller I. [illegible]). Noch durch [illegible] ließ Schiller Einkäufe auf der Leipziger Meſſe [illegible] Nr. [illegible] und [illegible]

Schillers Abrechnung und Quittung für Horen 1797 H. XII

17. Juni 1798

		Ld	Rthlr
	Fünftes Stück.		
30	Waldbruder	6	
21	Phaethon	6	
32	Agnes	9	
	Volksrath	—	
	Sechstes Stück.		
17	Cellini	3	
31	Shakespear	8	
20	Amanda	5.	
7	Wanderer	1.	3.
32	Vieilleville	7	
	Siebentes Stück.		
32	Kunst Schöne	8	
23	Amanda	6	
28	Vieilleville	6	
1	an Sie Zuversicht	1	
	Achtes Stück.		
26	Geister Insel	6	
35	Vieilleville	8	
2	Eulalia	—	1.
41	Abdallah	10	
	Neuntes Stück.		
28	Geisterinsel	20.	
1	Gallier in Rom	1.	
16	Vieilleville	5.	
		120.	2.

Zehntes Stück.

		Lr.	Mthr.
	Transport	129.	8.
26	Laokoon	3.	
18	Hertha	3.	4.
15	Amanda	3.	4.
26	Paris	5	
10	Danaiden	2	
1	Stanzen	—	3.
3	Lied f. unsre Zeiten		
3	Lieblingsörtchen		
1	Eichbäume		
1	Schatten		
1	Cosmopoliten	1.	
2	Todtenklage		
1	Hofnung		
1	Reue		
2	Begegnung		

Eilftes Stück.

17	Vieilleville	4.	
28	Julia Reiaina	5.	
63	Arramanden[1]	12.	
		165.	3.

Ferner auf Abrechnung des 12ten Heftes 21 Carolins

richtig erhalten Schiller.

richtig empfangen Schiller.

Jena 17. May 98.

205. Cotta an Schiller.

(Feuchtwangen,[2] 20. Mai 98.) [illegible]

Schätzbarster Freund! Die dankbarsten Gesinnungen für die vielen Beweise der Freundschaft und Liebe, welche Sie mir während meines Aufenthalts in Jena wieder gaben, begleiteten mich auf meiner Reise, und wenn sie durch etwas unterbrochen werden konten, so war es die sorglichste Unruhe wegen Ihrer Garten Wonung, die das am Himmelfarths Abends noch stattgehabte Ungewitter bei mir erzeugte — ich konte keinen Augenblick schlafen, als ich mir Ihre isolirte und hochgelegene Wohnung[1] und Sie und Ihre schäzbare Familie dem nächsten Bliz ausgesezt dachte: mein erster freier Augenblick war also einem Brief an Ihren Hrn. Schwager, Wolzogen gewidmet, in dem ich ihn bat, einen Blizableiter auf Ihre Wohnung zu errichten, von dem Sie mir die Kosten zu tragen erlauben werden, da ich dieses Instrument gern als ein kleines Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit für Ihre Sicherheit errichten möchte. Möchte ich doch einen physischen Bliz von Ihnen und den Ihrigen dadurch ableiten, da Sie so viele moralische Unruhe und Sorge von mir ableiteten. Machen Sie doch daß es recht bald geschiehet! Ihrer lieben Frau Gemalin meine tiefe Verehrung, so wie Ihnen 2c.

---

[1] Die Ziffern bezeichnen die Zahlen der Seiten, welche die einzelnen Beiträge einnehmen. Ueber die Verfasser ist das Verzeichniß im Anhang zu vergleichen. In Betreff der Autorschaft der zwei Gedichte: Cosmopoliten und Die Reue, welche, von Einigen irrthümlich Schiller zugeschrieben, im Horenregister mit „M“ ([illegible]) bezeichnet sind, läßt sich aus obiger Schlußbemerkung nichts entnehmen.

[2] Auf der Straße von Ansbach nach Stuttgart.

J. F. Cotta.

Hrn. Geh.R. v. Goethe meine unterthänigsten Empfelungen.

Cotta an Wilhelm v. Wolzogen.

(Feuchtwangen, Nachts 12 Uhr, den 29. Mai 98.)

Euer Hochwohlgeboren gütigen Vorschlag wegen des bekannten Journals konnte ich während meiner Reise nachdenken und da an einer baldigen Antwort gelegen ist, so benuze ich einen freien Augenblick Ihnen zu melden, daß ich den Verlag übernemen und Hochdieselbe also unterthänig bitten will, den Hrn. v. Lynker zu veranlassen, die näheren Bedingungen mir bald möglichst zu eröffnen.[2]

Noch habe ich eine Bitte, die mich ebenfalls zu einem schnellen Schreiben bedingt: das Gewitter, welches Sie wahrscheinlich auch am Himmelfarth Nacht werden gehabt haben, hat die ängstlichsten Gedanken wegen der Gartenwohnung der verehrungswürdigen Schillerschen Familie bei mir erzeugt: das Haus ligt hoch und allein, und daher dem Bliz sehr ausgesezt; ich wünschte daher einen nach den besten Grundsäzen eingerichteten Blizableiter errichtet, und bin so frei, zu Ihren Kenntnissen und Freundschaft die Zuflucht zu nemen und Sie zu bitten, das Arrangement dieses Geschäftes gnädigst zu übernemen. Da ich diesen Blizableiter als ein Zeichen meines nie erlöschenden Dankes errichten möchte, so haben Sie gewiß die Güte mir die Kosten nach Errichtung anzuzeigen, die ich sodann gleich aufs dankbarste erlegen werde. Je bälder dis geschehen kan, desto angenemer ist es mir des Zweckes wegen. — Ihre Gewogenheit entschuldiget meine Freiheit.

Lassen Sie mich Ihnen und Ihrer Frau Gemalin bestens empfolen sein; ich schmeichle mir, sie wählt künftig keinen andern Verleger[3]. Sie werden gewiß meine erkenntlichen Gesinnungen erproben.

Entschuldigen Sie meine schlechte Nacht[4] mit dem Ermüden der Reise

Mit unterthänigem Respekt Euer Hochwohlgeboren unterthänigster

J. F. Cotta.

---

[1] Die „Gartenwohnung" an der Leutra.

[2] Das bekannte Journal: Eine Zeitschrift über [illegible] der Wälder 2c. gesammelt und herausgegeben von J. J. Freiherr v. Lynker. Dieselbe erschien 1799 in 4 Bänden gr. 8. aber nicht im Cotta'schen, sondern im Verlag des Weimarischen Industrie-Comptoirs.

[3] Ihre Agnes von Lilien erschien, nachdem die Horen Bruchstücke gebracht, in 2 Bänden 1798 bei Unger in Berlin, der am 18. Dez. 1797 6 fertige Exemplare an Schiller schickte. Das nachfolgende Werk der Caroline v. Wolzogen: „Erzählungen von der Verfasserin der Agnes v. Lilien", 2 Bde. kam erst 1826–27 im Cotta'schen Verlag heraus; ebenso ihre Schillerbiographie (1830).

[4] Nicht entschieden der Schrift.

367. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Mai 98. [nicht ver.]

Von Feuchtwangen aus werden Sie meinen Brief erhalten haben, ich wiederhole hiemit die herzlichſte Dankſagung für die mir erwieſene Liebe und Freundſchaft. Möchte ich meine Tage in der Nähe einer mir ſo verehrungswerthen Familie zubringen können!

Hr. Geh.R. v. Goethe wird nun bei Ihnen ſeyn. Ich bin ſehr begierig, was Sie mir in Hinſicht auf meine Wünſche wegen ſeiner literariſchen Producte werden ſchreiben können — Daß Sie mich ihm beſtens empfehlen, darf ich nicht erſt bitten.

Nun wünſchte ich ſobald möglich die Zeichnung zum Umſchlag und Titelkupfer für den MuſenAlmanach, damit wir, bei guter Zeit, Stich und Druck beſorgen können.

Nebſt meiner beſten Empfehlung an Sie und Ihre Frau Gemalin ꝛc.

J. F. Cotta.

An der Abgabe der Beilage an Hrn. Hofrat Hufeland liegt mir ſehr viel. Verzeihen Sie meine Freiheit.

368. Schiller an Cotta.

Jena 29. May 98. $\frac{\text{8 Juni}}{\text{14 Juni}}$

Ich hoffe und wünſche, werther Freund, daß dieſer Brief Sie in dem Kreis der Ihrigen glücklich angelangt finden wird. Noch erinnere ich mich des Tages, den Sie uns hier geſchenkt, mit Freuden, und der neue Beweis Ihrer Freundſchaft und Liebe für mich und meine Familie, den Sie mir noch auf Ihrer Reiſe ſelbſt gegeben, hat mich innig gerührt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß unſer Verhältniß, das anfangs bloß durch ein gemeinſchaftliches äußres Intereſſe veranlaßt wurde, und bei näherer Bekanntſchaft eine ſo ſchöne und edle Wendung nahm, unveränderlich beſtehen wird. Wir kennen einander nun beide gegenſeitig, jeder weiß daß er der eine herzlich und [illegible] mit dem andern meint und unſer Vertrauen iſt auf eine wechſelſeitige Hochſchätzung gegründet; die feſteſte Sicherheit, deren ein menſchliches Verhältniß bedarf.

Nun zu einer dringenden Geſchäftsſache. Göthe ſchickt Ihnen hier das Schema von dem Werk, das er herausgeben will.[1] Sie erſehen daraus, wie ernſtlich und bedeutend die Sache wird, und daß es eine wichtige, auf keinen Fall gewagte Unternehmung für Sie werden muß. Eine Art von Zeitſchrift, die

---

[1] [illegible]

Gethe herausgiebt, muß einſchlagen[1] und muß Ihrem Verlag einen neuen Glanz verſchaffen.

Die Früchte meiner Finanznegotiation mit ihm ſind dieſe, daß er für jedes Stück à 11 Bogen ſechzig Karolin ſich ausbedingt. Der Contract kann von Ihnen auf eine beliebige Anzahl von Stücken geſtellt werden, worauf man ihn wieder erneuern oder, wenn das Werk ſehr gut geht, zu ſeinem Vortheile ſteigern kann. Die Summe wünſchte er nach Ablieferung des jedesmaligen Manuſcripts zu einem ganzen Stück bezahlt zu bekommen, es iſt ihm aber ganz eins, ob in Gold oder Laubthalern. Die Lettern woraus der Haupttext der Horen gedruckt iſt, gefielen ihm am beſten, 21 Zeilen wünſchte er die Seiten ſtark, aber das Format ſo groß wie das der Horen. Alles übrige werden Sie in ſeinem eigenen Schema finden. Das Werk wird wahrſcheinlich den Titel:

Der Künſtler

erhalten, und ſchon dadurch einen weiten Kreis um ſich ziehen.[2]

Jetzt bitte ich Sie aber, ſich ſchnell zu reſolvieren und mir bald möglichſt Nachricht zu geben (in einem oſtenſibeln Briefe) ob Sie die Vorſchläge eingehen wollen. Gethe iſt lebhaft für die Sache intereſſiert und wünſcht bald zu wiſſen wie er daran iſt.

Das letzte Horenſtück habe ich noch nicht erhalten. Wäre es noch nicht auf die Poſt gegeben, ſo bitte ich es baldigſt zu thun.

Meine Frau begrüßt Sie und Madame Cotta freundſchaftlichſt, wie auch ich. Ihr treuer Freund

Schiller.

Goethe an Cotta.[3]

8. Juni.
11. Juni.

Das Werk, welches wir heraus zu geben gedenken, enthält Betrachtungen harmonirender[4] Freunde über Natur und Kunſt.

Was aus Naturgeſchichte und Naturlehre ausgehoben wird ſoll, dem Gegenſtand und der Behandlung nach, vorzüglich von der Art ſeyn daß es für den bildenden Künſtler brauchbar und zu ſeinen Zwecken, wenigſtens in der Folge, anwendbar werde[5], unter Kunſt wird für die erſte Zeit vorzüglich die bildende verſtanden, über deren Theorie, Ausübung und Geſchichte manches vorräthig liegt; doch wird man die Kunſt im allgemeinen jederzeit im Auge haben, daß, wenn nach unſerm Wunſche, ſich auch Freunde der Dichtkunſt und Muſik anſchlieſſen, ſie, was die Grundlagen betrifft, genugſame Vorarbeit finden ſollen.[1]

---

[1] Das Unternehmen ſchlug fehl; am 16. Juni 1799 ſchrieb Cotta an Schiller, daß kaum 450 Exemplare abgehen und er bereits einen Schaden von 2500 fl. habe.

[2] Der Titel „Der Künſtler“ wurde von Schiller vorgeſchlagen, der Titel „Propyläen“ von H. Meyer ([illegible] Nr. 600, 1878. Dr. W. Fielitz in Stralſund hat aus der Kalendernotiz S. 62 das Richtige errathen und in Schnorrs Archiv für Litteraturgeſchichte 1875 IV, S. 475 mitgetheilt.) Endgiltig entſchieden wurde der Titel erſt im Juli; Goethe an Cotta, 25. Juli, an welchem Datum er das erſte Manuſcript überſandte: „Das Werk wird den Titel Propyläen erhalten“.

[3] Dictirt, Unterſchrift und Correctur von Goethe's Hand.

[4] Aus „harmoniſcher“ corrigiert.

[5] Es war hier hauptſächlich die Lehre vom Licht und den Farben ins Auge gefaßt, ſ. unten S. 299 Note 1.

Man kann ſich nicht verbinden ein ſogenanntes Leſebuch zu liefern aber ein lesbares, cultivirten Perſonen willkommenes Werk, das vorbereiten, wirken und nützen ſoll, gedenkt man zu ſtellen. Indeſſen ſoll an der Form des Vortrags nichts verſäumt werden, ſo wenig es an Artikeln vom allgemeinſten Intereſſe fehlen ſoll.

Eine Beylage zeigt was man allenfalls zu erwarten hat.

Wegen der Ausgabe ſelbſt thue ich folgende Vorſchläge.

Ohne daß es eine Zeitſchrifft würde näherte man das Werk einer ſo beliebten und der Zerſtreuung des Publikums gemäſſen Art.

Man gäbe einzelne Stücke heraus, jedes zu 11 Bogen, ſo daß zwey einen Band ausmachten.

Es würde geheftet ausgegeben, man würde für einen in Kupfer geſtochnen, anſtändigen Umſchlag, ohne groſſen Aufwand, ſorgen.

Das Format wäre groß Octav, mit einer mäßigen Zeilenzahl.

Dem erſten Stück würde eine allgemeine Einleitung vorgeſetzt.

Jedes Stück erhielte eine beſondere Einleitung, worin ich Schemata aufzuſtellen hoffe, nach welchen der denkende Leſer die fragmentariſch eingeführten Aufſätze ordnen und näher beurtheilen kann.

Längere Abhandlungen würden Theilweiſe gedruckt, aber gleich im nächſten Stücke fortgeſetzt.

Ueberhaupt in jedes Stück etwas allgemein reizendes und Nachfrage erregendes eingemiſcht.

Manuſcript zum erſten Stücke könnte bald nach Johannis abgeliefert werden und ſo daſſelbe Michael herauskommen.

Man könnte vierteljährig fortfahren.

Doch wird, ſobald die Sache im Gange iſt, die Convenienz des Herrn Verlegers entſcheiden ob er mehr Stücke des Jahrs ausgeben will.

Vielleicht gäbe man künftige Oſtern zwey, und brächte alſo zwey Bände zur Meſſe.

Für acht Stücke iſt gegenwärtig Vorrath, der nur mehr oder weniger durchgearbeitet und redigirt werden muß. Könnte Herr Hofrath Schiller zum dritten oder vierten Stücke etwas auf Poeſie bezügliches ausarbeiten, ſo würde dadurch das Unternehmen ſehr gewinnen, auch die Dauer, ſo wie die weite Ausdehnung deſſelben auſſer Zweifel geſezt werden.

Jena am 27 May 1798. **Goethe.**

(Beilage, auf einem beſondern halben Bogen.)

Arbeiten

die theils fertig, theils, mehr oder weniger, in kurzer Zeit zu redigiren und auszuarbeiten ſind.

1. Einleitung in das ganze Werk.[2]
2. Schema über das Studium der organiſchen Natur.

---

[1] Eigentliche poetiſche Beiträge erſchienen nur 3 in den Propyläen, ſämmtlich von Goethe ſelbſt: Phöbos und Hermes (Bd. II, St. 1, S. 1), Spiegel der Muſe (II, 2, 1) und 2 Scenen aus Mahomet nach Voltaire (III, 1, 171—179); außerdem neben dem dramatiſchen Preisausſchreiben eine Abhandlung „über die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne" (von W. v. Humboldt, III, 1, 66—109).

[2] Propyläen, I. Bd. 1. St. S. I—XXXVIII (von Goethe).

3. Schema über das Studium der bildenden Kunſt.
4. Schema über die Forderungen, welche der Mahler an denjenigen machen würde der ſich anmaßte ihm eine Farbenlehre vorzulegen.[1]
5. Gutachten an einen jungen Mahler, daß er ſich in die Schule eines Bildhauers begeben möge.[2]
   (In dieſer Form wird unverfänglich gerügt was den Mahlerſchulen zu fehlen pflegt.)
6. Ueber Dilettantism, ſeinen Nutzen und Schaden.[3] Rath an Dilettanten und Künſtler.
7. Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt.
   (Eine wichtige und fundamentale Abhandlung.)[4]
8. Ueber Heinrich Fueßli's[5] Arbeiten, bezüglich auf ſein Gemählde in Zürich[6] und die allgemein bekannten Kupferſtiche nach ihm.[7]

---

[1] Dieſes Schema iſt nicht vorhanden, der Gegenſtand wurde auch in den Propyläen nicht ausgeführt. Von welchem Einfluß aber derſelbe darauf war, daß Goethe ſeine Oppoſition gegen die herrſchende Newton'ſche Theorie in ein wiſſenſchaftliches Syſtem brachte, beweiſt die Stelle aus ſeiner Farbenlehre, Tübingen, 1810, Bd. I. S. 239 (Bd. 37, S. 209 der [illegible] Ausg.): „Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie [von den Farben] keine Hülfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können, dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen". In der Einleitung (S. XLVIII) ſpricht Goethe ebenfalls aus, daß er „von der Seite der Malerey, von der Seite äſthetiſcher Färbung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen" ſei, und hofft, für den Maler das Dankenswertheſte geleiſtet zu haben, wenn er in der ſechſten Abtheilung die „ſinnlichen und ſittlichen Wirkungen der Farbe zu beſtimmen geſucht und ſie dadurch dem Kunſtgebrauch annähern" gewollt habe.

[2] Ein Schema dieſes Aufſatzes fand ſich in Goethe's Nachlaß vor und wurde unter dem Titel „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der ſich zuerſt bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe" und mit der Jahrzahl 1797 in den 44. Bd. der Ausg. letzter Hand (4. Bd. der nachgelaſſenen Werke) S. [illegible] aufgenommen.

[3] Das ausführliche Schema zu dieſer Abhandlung iſt ebenfalls erſt aus dem Nachlaß im 44. Bd. der Geſ.-Ausg. S. 258 veröffentlicht mit der Jahrzahl 1799, zu welcher Zeit ſich Goethe und Schiller gemeinſam mit dem Gegenſtand beſchäftigten (S&GB. Nr. 602, 603, 615, 620, 631; Annalen od. Tag- u. Jahreshefte in Goethes W., 27. Bd., S. 71), während obige Stelle zeigt, daß Goethe ſchon ein Jahr zuvor denſelben ins Auge gefaßt hatte. Auch von Schiller iſt ein Schema über den Dilettantismus vorhanden, SS. X. 528.

[4] Sie wurde von H. Meyer im I. Band, 1. St. S. 20–54, 2. St. S. 45–81, ausgeführt, wozu noch im II. und III. Band 3 Abhandlungen über Lehranſtalten zu Gunſten der bildenden Künſte kamen. Goethe hatte mit H. Meyer während ihrer Schweizer Reiſe im Jahr 1797 dieſes Thema in Ausſicht genommen, daſſelbe war ſchon ſchematiſirt und theilweiſe ausgeführt, vgl. ſeine Briefe an Schiller aus Stäfa, 14. und 17. Okt. (S&GB. Nr. 372 und 373.) Auf Meyers Abhandlung, der dieſelbe gleich nach ſeiner Rückkunft in Weimar auszuarbeiten begann (S&GB. Nr. 401), übten Goethe und Schiller ihren Einfluß aus. „Er iſt zufrieden, daß wir ſeine Abhandlung über die Wahl der Gegenſtände nach unſerer Ueberzeugung modificiren, und auch vielleicht [illegible]" Goethe an Schiller, 8. Mai 1798.

[5] Von den drei Züricher Malern mit dem Namen Heinrich Füßli (Heinrich Füßli der Aeltere, Sohn Hans Rudolfs, 1720–1801; Johann Heinrich Füßli der Jüngere, Sohn des Malers Johann Kaspar, und Heinrich Füßli der Jüngſte, Sohn des Erſtgenannten, geb. 1755 zu Horgen) iſt der zweite gemeint. Im Jahr 1742 bei Zürich geboren, kam er, etwa 15 Jahre alt, vom Land nach der Stadt, um ſich theologiſchen Studien zu widmen. Bald aber begann er, wie er ſich von früher Jugend an gewöhnt hatte, mit der rechten Hand zu ſchreiben und mit der linken zu zeichnen, zwiſchen dem geiſtlichen und gelehrten Beruf auf der einen und der Künſtlerlaufbahn auf der andern zu ſchwanken. Durch des Kunſttheoretikers Johann Georg Sulzer Vermittlung kam er mit einigen angeſehenen Engländern in Verbindung und faßte endlich den Entſchluß, ſich ausſchließlich der Malerei zu widmen und einen jener Briten in ſein Vaterland zu begleiten. Dort überſetzte er verſchiedene der kleineren Schriften Winckelmanns ins Engliſche und ward durch Uebernahme der Stelle eines Erziehers bei einem engliſchen Lord in Stand geſetzt, die

(Hier werden die im vorigen Artikel aufgeſtellten Grundſätze auf die Arbeit eines einzigen Künſtlers angewandt.)

9. **Ueber Laokoon.**[8]

10. **Ueber Niobe und ihre Kinder.**[9]

11. **Ueber Etruriſche Monumente.**

Erſter Brief, über plaſtiſche Ueberbleibſel.

Unterſtützungen von Bodmer, Sulzer und andern Freunden entbehren zu können. Im Jahre 1770 ging er nach Rom, ſtudirte dort namentlich die Werke Michel Angelo's, erregte durch ſeine Arbeiten Aufſehen und erhielt mehrere Beſtellungen von reiſenden Fremden. Im Jahre 1778 kehrte er nach England zurück, wo er mit Ausnahme einer 1802 nach Paris gemachten Reiſe bis an ſein Lebensende blieb, und theilte dort mit Reynolds und Weſt den Ruhm der erſten Maler ihrer Zeit. Er wurde Profeſſor und nach Weſt's Tod Präſident der Kunſtakademie zu London und nachher Inſpektor über die Schulen derſelben, in welcher Stelle er bis zu ſeinem am 16. April 1825 in Putney Hill bei London erfolgten Tod verblieb. Ein gedrängter Abriß ſeines Lebens von Uſteri befindet ſich im Cotta'ſchen Kunſtblatt vom 6. April 1826. Seine Bilder, die ſich weniger durch Kolorit als durch Kühnheit und Tiefe der Empfindung auszeichnen, bewegen ſich meiſt auf dem Gebiet des Phantaſtiſchen, Geiſterhaften und Grauſen Erregenden.

[6] Ueber das Gemälde Heinrich Füßli's in Zürich, das Goethe und Meyer am 24. Oktober 1797, zwei Tage vor ihrer Abreiſe, auf dem dortigen Rathhauſe beſichtigten (vgl. Schweizerreiſe im 26. Bd. der Hempel'ſchen Ausg. S. 182) verdanke ich Hrn. Prof. Dr. Gottfried Kinkel in Zürich folgende höchſt ſchätzbare Mittheilung: „Von Johann Heinrich Füßli beſitzt Zürich, ſeine Vaterſtadt, zwei Bilder. Das eine, ihn ſelbſt im Geſpräch mit ſeinem Lehrer Bodmer darſtellend, ſchenkte er 1781 ſeinem Freunde und Bodmer's Verwandten Eſcher im Wollenhof, und es iſt von da in die Gemäldeſammlung der hieſigen Künſtlergeſellſchaft übergegangen. Das zweite iſt das von Goethe erwähnte, und auch dieſes iſt ein Geſchenk, welches F. „für ſeine Vaterſtadt zum dankbaren Andenken verfertigt hat" (ſ. Füßli's Sämmtliche Werke, Zürich 1807). Es hat aber damit eine beſondere Bewandtniß. Als junger Mann, damals Theologie ſtudirend, hatte F. ſich in dem Grebel'ſchen Handel bekanntlich an Lavater angeſchloſſen. Lavater, ſelbſt erſt 21 Jahr alt, griff anfangs anonym, dann mit Nennung ſeines Namens den Landvogt Grebel von Grüningen an, der mit dem Ertrag ſeiner Erpreſſungen ſich nach Zürich zurückgezogen hatte. Der Prozeß gegen denſelben wurde auch wirklich eingeleitet, der Landvogt beſtraft und ihm ſogar Schadenerſatz auferlegt (Mörikofer, Die ſchweiz. Lit. des 18. Jahrh., S. 290 f.). Allein ſo angſt war man in den herrſchenden Kreiſen vor dieſem Freimuth der Jugend, daß Lavater und Füßli vom Rath ein vertrauliches Conſilium abeundi auf unbeſtimmte Zeit erhielten, dem ſich auch beide fügten. Lavater verreiſte auf ein Jahr. Füßli, der ſeitdem die Theologie an den Nagel hieng und Maler wurde, iſt niemals wieder nach Zürich heimgekehrt. Nun theilt mir Herr Nationalrath Profeſſor Vögelin, mein gelehrter College, mit, daß eine Züricher Tradition aus guten Quellen in dieſem Geſchenk des in London ſo berühmt gewordenen Künſtlers an die Züricher Regenten eine Art Satisfaction ſieht, weil er einſt ihre Ruhe ſo unſanft geſtört habe. — Das Bild befindet ſich heute noch über dem Präſidentenſtuhl und den Tribünen des großen Saales im Rathhaus zu Zürich, und unter ihm hat außerdem ſo ziemlich jeder bedeutende Profeſſor unſerer beiden Hochſchulen einmal als Sprecher geſtanden, weil in dieſem Saale bis vor zwei Jahren die öffentlichen Rathhausvorträge vor gemiſchtem Publikum gehalten wurden. Es ſtellt den Schwur im Grütli dar. Die drei angeblichen erſten Eidgenoſſen, nach ihrem Alter charakteriſtiſch verſchieden und in der conventionellen Schweizertracht, die mit dem Koſtüme des 14. Jahrhunderts freilich nicht ſtimmt, heben die Hände zum Schwur empor. Haltung und Zeichnung iſt, wie immer bei Füßli, paſſionirt bis zum Theatraliſchen; die Farbe aber, welche bei den Sachen, die man von ihm in England ſieht, ins Trübe geht, iſt hier zwar auch manierirt, aber dabei brillant, und ſo dürfte doch wohl ein früheres Bild des Künſtlers ſein."

[7] Das oben von Goethe bezeichnete Thema wurde nicht in den Propyläen ausgeführt; dagegen verfaßte H. Meyer eine kurze Charakteriſtik von H. Füßli in ſeinem, Goethe's Buch über Winkelmann eingereihten „Entwurf einer Kunſtgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts" (Winkelmann und ſein Jahrhundert, Tübingen 1805, S. 293—295), wo er ihn zwar den talentvollſten neuern Nachahmer Michel Angelo's nennt, ihn aber doch nur als „geiſtreichen Manieriſten" gelten läßt. Von den meiſten Werken Füßli's exiſtiren durch geſchickte Künſtler größtentheils in Schwarzkunſt geſchabte Reproduktionen; die oben erwähnte in Zürich 1807 angefangene Sammlung derſelben wurde nicht fortgeſetzt.

[8] Von Goethe, vgl. Prop. I, 1, S. 1—19. Veranlaßt wurde die ſchon im Juli 1797 (vgl. SchGB Nr. 340) vollendete Arbeit durch den Aufſatz Hirts in den Horen (ſ. S. 270, Note 1).

[9] Prop. II, 1, St. S. 48—91; II, 2, S. [illegible]—140. Meyer hatte ſie im Mai 1798 vollendet, vgl. SchGB Nr. 468.

Zweyter Brief, über architectoniſche, mit der Beſchreibung von Fieſole und der umliegenden Gegend.[1]

12. Ueber Rafael, ſeine Logen, Stanzen und andere Gemählde.[2]
13. Mantua und der Pallaſt dell T.[3]
14. Ueber Reſtauration,
    a) der Statuen
    b) der Gemählde.[4]
15. Betrachtungen, wie hoch weben, ſticken, Moſaik p. p. zu treiben ſey. Die Grenzen dieſer Operationen, und was ſich durch ſie erlangen laſſe.
16. Briefe eines Reiſenden und ſeines Zöglings, unter romantiſchen Rahmen, ſich an Wilhelm Meiſter anſchließend.
17. Bemerkungen und Betrachtungen über ſittliche, politiſche und militariſche Gegenſtände, während eines Aufenthaltes in Italien 1795, 96 und 97.
18. Etwas über die Schweitz beſonders Schilderung von Stäfa.[5]

Ich ſage nichts von dem vollſtändigen Vorrath zur Geſchichte der Florentiniſchen Schule, weil ich zweifelhaft bin ob man dieſen nicht bey einer neuen Ausgabe des Cellini nutzen ſollte.[6]

Etwas ferner liegt eine Ausarbeitung, enthaltend.
- a) Das ehemalige Italien als Kunſtkörper betrachtet.
- b) Die jetzige Zerſtückelung deſſelben.
- c) Neue Aufſtellung in Paris.
- d) Beſitzungen der übrigen europäiſchen Länder.
- e) Was ein Künſtler künftig zu thun habe um ſich auszubilden und die gegenwärtigen, großen Dislocationen, für ſich wenigſtens, unſchädlich, wo nicht gar nutzbar zu machen.[7]
  (Dieſes letztere könnte eben ſo gut in unſer gegenwärtiges Werk mit eingeſchloſſen werden, als es eine unterhaltende und brauchbare kleine Schrift gäbe.)

---

[1] Von H. Meyer, vgl. Prop. I, 1, erſter Brief S. 66—87, zweiter Brief S. 88—100.

[2] Ebenfalls von Meyer bearbeitet. Prop. I, 1, S. 101—127; 2, S. 97—163.

[3] „Mantua im Jahre 1795". Prop. III, 2, S. 1—66, von H. Meyer.

[4] „Ueber Reſtauration von Kunſtwerken". Prop. II, 1, S. 92 (Reſtauration der Werke plaſtiſcher Kunſt, S. 92—103; Reſtauration von Werken der Malerei, S. 103—140); von H. Meyer.

[5] Die vier letzten Gegenſtände kamen in den Propyläen nicht zur Ausführung; Nr. 15 und 17 wären in Meyers, 16 und 18 in Goethe's Arbeitsgebiet gefallen. Eine kurze ſkizzirte Beſchreibung von Stäfa gab Goethe auf einem, wahrſcheinlich dem Brief an den Herzog Karl Auguſt aus Stäfa, 17. Oct. 1797 (Br 26, S. 1[illegible]) beigelegten beſondern Blatt, das Otto Jahn im Anhang ſeiner Briefe Goethe's an Voigt S. 511, veröffentlicht hat. Einer „verlachten" Beſchreibung von Stäfa gedenkt Goethe auch in den Annalen unter dem Jahr 1797.

[6] Das Material zu einer Geſchichte der Florentiniſchen Schule hatte H. Meyer ſchon bei ſeinem Aufenthalt in Florenz vom Sommer 1796 an bis 1797 geſammelt, vgl. SchGB. Nr. 196, 201, 234; einen Abſchnitt daraus, die Monographie eines hervorragenden Vertreters jener Schule, hat Meyer in Bd. III, St. 1 der Propyläen S. 1—52 unter dem Titel „Maſaccio" mitgetheilt und in der die Kunſtzuſtände vor und zu des Maſaccio Zeiten ſchildernden Einleitung auf eine künftige ausführlichere Arbeit über die Geſchichte der früheren Epoche der neueren Kunſt hingewieſen.

[7] Alle dieſe 5 Punkte ſind am Schluß der Einleitung zu den Propyläen (S. XXXVI—XXXVIII) kurz berührt und in der Inhaltsangabe (S. XLI) in folgender Weiſe zuſammengefaßt: „Italien, als ein großer Kunſtkörper, wie er vor kurzem noch beſtand — Zerſtückelung deſſelben — Kunſtkörper in Paris — Was Deutſchland und England thun ſollte, einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorſchläge künftig".

So viel ſey nur geſagt um zu zeigen daß ein Unternehmen, das ohnehin aufhören kann wenn man will, auf einige Jahre geſichert iſt. Des Stoffs iſt genug und die Behandlung wird man uns zutrauen.

Ausdrücklich erbitte ich mir daß von allen dieſen Aeuſſerungen, die ſowohl das Hauptblatt als die Beylage enthält, nichts ins Publikum gelange.[1]

Das Werk wird nicht eher angekündigt als bis es erſcheint.

Jena am 28 May 1798.

G.

Die allgemeine erſte Ankündigung wie auch die jedesmalige beſondere, welche etwa in die Weltkunde einzurücken wäre, behalte mir vor.

---

269. Cotta an Schiller.

Tübingen 9. Jun. 98. [10. Juni.]

Es hat mich herzlich gefreut, mit Ihrem freundſchaftlichen Schreiben vom 29 Mai die erſte Nachricht von Ihnen und den Ihrigen ſeit jenem vergnügten Tag, den ich in Jena zubrachte, zu vernemen.

Eine zweite Freude machte mir der weitere Inhalt Ihres Schreibens, der die gnädige Aeuſſerung des Hrn. Geheimen Rats v. Goethe enthält, nach welcher er mir den Verlag ſeines neuen Werks überlaßen will. Ich brauche die eben abgehende Poſt, um Ihnen mit ſichtlicher Eile zu ſagen, daß ich alle Bedingungen, welche Sie mir gütigſt anzeigten, mit Vergnügen eingehen und erfüllen werde, und daß ich darüber nur den förmlichen Contract erwarte, um ihn ſogleich unterſchrieben zurükzuſenden.[2] Kan darinnen die Zalung in Laubthaler feſtgeſezt werden, ſo wäre mir diß aus dem Grund angenemer, weil ich diſe GeldSorte gewonlich am meiſten einneme.

Darf ich Sie bitten, dem Hrn. Geh. Rat v. Goethe meinen unterthänigen Dank für ſeine Gewogenheit nebſt meiner tiefen Verehrung zu bezeugen.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin die herzlichſten Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.[3]

---

[1] Auch Schiller ſuchte ſich durch ähnliche Anordnungen gegen vorzeitige Notizenkrämerei Unberufener zu ſchützen, vgl. ſeinen Brief an Cotta vom 21. Juli 1797 (S. 247); die Freunde fürchteten in dieſer Beziehung namentlich den Schnüffler Böttiger und ſeine „Allerweltscorreſpondenz".

[2] „Iſt das erſte Stück in der Ordnung und die Sache im Gange, ſo kann man alsdann einen Contract aufſetzen, der auf denen Papieren, die Sie ſchon in Händen haben, beruht. Es braucht unter uns nicht umſtändlich zu ſeyn", Goethe an Cotta, 21. Aug. 1798. „In den Papieren findet ſich kein förmlicher Contract vor, und es ſcheint auch keiner abgefaßt worden zu ſein."

[3] Zwei weitere Briefe von Cotta, die der Schill.Kal. als am 27. und 29. Juni eingelaufen verzeichnet, finden ſich nicht vor.

270. Schiller an Cotta.

Jena 3. Jul. 98. $\frac{\text{10. Juli}}{\text{21. Juli}}$

Göthe und Meier haben es übernommen für Decke und Titelkupfer zum Almanach[1] zu ſorgen, die Zeichnung iſt ſehr hübſch, für Kupferſtich und Abdruck werden ſie auch Sorge tragen. Wenn Sie nur die Güte haben wollen, zu beſtimmen, was Sie Meiern für das fertige und geſtochene Blatt den Abdruck mit gerechnet bezahlen können und wollen, ſo wird er es immer übernehmen und Sie ſind der Mühe ganz los. Er bezahlt alsdann den Stecher und Kupferdrucker. Für die Zeichnungen, die er zum Kupfer und zur Decke des vorigen Almanachs geliefert, werden Sie ihm dann gelegentlich auch noch eine kleine Vergütung geben. Sie bezahlen ihm bloß ſoviel, als man gewöhnlich an gute Künſtler für dergleichen Kleinigkeiten zahlt.

Von dem letzten Horenſtücke haben Sie noch 6 Louisdors bei mir gut, denn es beträgt nur 19 Ld. und Sie haben mir 25 dafür avanciert.[2] Ich hatte nehmlich vermuthet, daß es viel größer ausfallen würde. Haben Sie daher die Güte, dieſe 6 Ldors nebſt Ihrer Auslage für Zucker und Kaffe in Leipzig, die ich bei Ihrem Hierſeyn ſchändlich vergaß, zu notieren. Auch bin ich ungewiß, ob ich Ihnen für das ſchöne Geſchenk, das Sie meiner Frau gemacht, bei Ihrer neulichen Anweſenheit gedankt habe.[3] Wenn das nicht geſchehen, ſo verzeihen Sie mir dieſe unartige Vergeßlichkeit, aber der Kopf war mir ſo voll von Büchern und Verlagen.

Zum Almanach iſt ſchon großer Vorrath da, Göthe und Matthiſſon haben dißmal beſonders viel geliefert.[4] Das Papier iſt angekommen, wie mir Göpferdt ſagen ließ.

Nächſtens werden Sie den Contract mit Göthe wegen ſeiner Schrift, und auch Manuſcript zum erſten Stücke erhalten. Sie können ſich auf dieſen Verlags-Artikel etwas einbilden und ich ſtehe auch für den Gewinn, denn Göthe hat ſchon ſehr intereſſante Materien darinn für ein ſehr großes Publikum.

---

[1] Für 1799. Im Schill. Kal. iſt unter dem 19. Juni verzeichnet: „Zum Almanach gegangen". Das Titelkupfer, eine den Amor ſäugende Nymphe vorſtellend, iſt von H. Meyer gezeichnet und von H. Guttenberg geſtochen. — Unter dem 25. Juli ſchrieb Goethe an Cotta: „Zur Decke [der Propyläen] werden wir den Verſuch einer neuen Art anaglyphiſcher Arbeiten dem Publiko vorlegen, ich darf mir ſchmeicheln daß dieſe Erfindung manchen typographiſchen Vortheil haben wird, indem man die Zeichnungen, die freylich dazu geeignet ſeyn müſſen, um einen leidlichen Preis in Buchdruckerſtöcke wird verwandeln können. Ich lege hier Probedrücke eines Geſtücks bey. Der Schiller'ſche Almanach ſoll mit einer ähnlichen Decke verziert werden, die, denk ich, noch reicher und beſſer ausfallen ſoll". (Vgl. auch SchGB. Nr. 491.) Ueber dieſe neue Art der Anaglyphik erſchien in Bd. I, 2. St. der Propyläen S. 164—174 unter dem Titel „Ueber den Holzſchnitt" eine kurze Abhandlung, die Strehlke mit einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit Goethe zuſchreibt (Goethe's Werke, Bd. 29 der Hempel'ſchen Ausgabe, S. 633, Note). Beim Muſenalmanach wurde indeß von der neuen Verzierung Umgang genommen und wie früher der Kupferſtich angewendet.

[2] Nach der Abrechnung und Quittirung vom 17. Mai (S. 293 f.) hatte Schiller 21 Carolin dafür erhalten; ein Louisdor betrug 5, eine Carolin 6⅓ Rthlr. ſächſiſch.

[3] Der Theetiſch (S. 292, Note 2).

[4] Matthiſſon ſteuerte 19 Gedichte zum Schiller'ſchen Muſenalmanach für 1799 bei, Goethe 13, unter andern die Elegien: Euphroſyne und Amyntas, Die Metamorphoſe der Pflanzen, Das Blümchen Wunderſchön und die 4 Müller-Balladen, dann unter dem Pſeudonym Juſtus Amman: Die Muſageten, Sängerwürde (in der Ausg. von 1800 „Dithyrambe" betitelt, bis es 1815 die Ueberſchrift „Deutſcher Parnaß" erhielt) und An meine Lieder (von 1800 an mit der Ueberſchrift „Am Fluſſe").

Leben Sie recht wohl und grüße Ihre liebe Frau. Ganz der Ihrige

Schiller.

Goethe an Cotta.

(Weimar am 16 Juli 1798.) $\frac{\text{26. Juli}}{\text{27. Juli}}$

Ueber unſere Angelegenheit welche durch Vermittlung des Herrn Hofrath Schillers zu Stande gekommen will ich doch auch ſelbſt einige Worte ſchreiben:

Vor Ende dieſes Monats geht ein Theil des Manuſcripts an Sie ab und der Reſt ſoll bald folgen.[1]

Ich ſchicke es vorerſt durch die reitende Poſt, erſuche Sie aber mir anzuzeigen wie ich Kupferplatten und den Stock zur Decke am beſten überſenden kann.[2]

Für mich, für Mitarbeiter und Freunde wünſchte ich 16 bis 18 Exemplare, doch würde es ſehr gut ſeyn wenn Sie nach England, Frankreich und Italien einige Exemplare an die Hauptorte zu ſpediren ſuchten, ich würde die Perſonen allenfalls angeben. Da wir weit und breit Intereſſe zu erregen gedenken und man überall mehr deutſch lernt und überſetzt, ſo wird eine ſchnelle und weite Verbreitung, wenn ſie auch mit einiger Aufopferung verknüpft wäre immer vortheilhaft ſeyn.

So viel vor heute vorläufig, mit der Sendung ein mehreres.

Goethe.

---

271. Schiller an Cotta.

Jena 17. Jul. 98.[3] $\frac{\text{27. Juli}}{\text{30. Juli}}$

Meine Schwägerin trägt mir auf Ihnen zu ſagen, daß Sie auf einige Bogen zum Almanach[4] ſicher von ihr rechnen können, und mit Anfang Auguſts das Manuſcript erhalten werden. Ich habe den Anfang ſchon geleſen, es wird eine intereſſante Erzählung,[5] die aber erſt im nächſten Jahrgang geendigt werden kann.

---

[1] Am 25. Juli überſchickte Goethe den erſten „Transport" des Manuſcripts zum erſten Propyläen-Stück, am 9. Aug. gieng die zweite Sendung ab, und am 31. Aug. folgte der Reſt: Titel, Einleitung und Inhaltsanzeige.

[2] Am 15. Auguſt ſandte Goethe die Kupferplatte — beide Octavblätter, Laokoon und die altetruriſche [illegible], befanden ſich des bequemeren Abdrucks wegen auf einer Quartplatte — und gab als deren Preis 12 Thlr. 11 Gr. ſächſ. G. an. Am 14. Sept. giengen die Druckerſtücke zu den Decken ab; Goethe empfahl Cotta, „beim Abdruck auf das ſorgfältigſte verfahren zu laſſen, damit dieſe Probe unſerer neuen [illegible] ſich Ehre mache." Ueber die Behandlung der Form gab Goethe folgende ausführliche Vorſchrift: „Da es manchmal nöthig iſt die Form auszuwaſchen, man den Kitt aber zu ſchonen hat, ſo nimmt man ein kleines Pinſelchen und Terpentinſpiritus um die Form zu reinigen; der Terpentinſpiritus wird zuletzt mit lauem Seifenwaſſer wieder abgewaſchen, weil man heißes Waſſer und Lauge vermeiden muß."

[3] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet.

[4] Das heißt zum „Taſchenbuch für Damen" (Damenkalender) auf 1799, das in Tübingen gedruckt wurde. Im Muſenalmanach befindet ſich nichts von Karoline v. Wolzogen.

[5] „Walther und Nanny", welche kam aber erſt in das Damentaſchenbuch für 1800, wo der Anfang S. 203—238 abgedruckt iſt; der Beſchluß erſchien im Jahrgang 1801. S. 96—171.

Den MuſenAlmanach fängt Göpferdt noch dieſe Woche an zu drucken.

Gethe wird Ihnen nun nächſtens die erſte Lieferung ſeines Werks ſenden.

Meinen Wallenſtein will ich, in Ihrem Nahmen, im Calender und auch in der LitteraturZeitung anzeigen. Haben Sie nur die Güte und ſenden mir ſchriftlich zu, was Sie dem Publicum darüber zu ſagen haben, ſo wie auch den Preiß. Ich will dann den ganzen Artikel, wie er zu inſeriren iſt, aufſetzen und vor dem Abdruck Ihnen zuſchicken. Es liegt daran, daß die Ankündigung ein rechtes Geſchick hat, ohne Anſpruch zu machen. Meine Idee wäre, man verſpräche dem Publikum das Werk bald nach Neujahr und wenn man wirklich etwa ein 1000 Exemplare ſchon im Anfang des März verſendet, ſo wird es gerade verbreitet und bekannt genug, daß die Beſtellungen für die Oſtermeſſe deſto reichlicher gemacht werden.

Leben Sie recht wohl. Ihr aufrichtiger Freund

Schiller.

Die, nach Cottas Notaten vom 21. und 30. Juli datirten Antwortſchreiben auf die beiden Briefe Schillers vom 3. und 17. Juli finden ſich nicht vor. Der Schiller-Kalender verzeichnet Cotta'ſche Briefeinläufe am 6. und 13. Auguſt, welche jenem Datum vom 21. und 30. Juli entſprechen könnten. Auch jenes Schreiben Cotta's, welches Schiller am 29. Auguſt erhielt, iſt nicht mehr vorhanden.

Als Beilage zu einem dieſer verloren gegangenen Briefe iſt ein undatirtes Blättchen zu betrachten, das ſich vorfand und offenbar den von Schiller im obigen Brief erbetenen Entwurf der Buchhändleranzeige des Wallenſtein enthält. Es lautet:

> Da ich ſo glüklich bin, dieſes vortrefliche Werk zu verlegen und es nicht möglich iſt, mit einigem Grad von Wahrſcheinlichkeit die Zahl der Liebhaber auf daſſelbe im Voraus zu beſtimmen, ſo erſuche ich diejenigen, welche es zu beſizen wünſchen, ihre Beſtellungen vor Ende Novembers bei mir zu machen. Das Exemplar auf gutem Poſtpapier wird Rthlr. 1. 8 oder fl. 2. 24 koſten, auf Velin Rthlr. 2 — oder fl. 3. 36. Bei 5 Exemplarien liefere ich das 6te gratis.
>
> J. G. Cotta'ſche Buchhandlung
> in Tübingen.

Dieſe Anzeige wurde nicht gedruckt. Statt ihrer ſandte Schiller am 21. Sept. den Entwurf einer andern, in welcher die Dreitheilung des Wallenſteins angekündigt war. Auch wurden die Preiſe etwas erhöht.

G. H. Nöhden an Schiller.

Eton den 28. Juli 98. [15. Aug.][1]

Ich habe die Ehre, Ew. Wohlgebohren den Don Carlos zu überreichen, wie er von meinem Freunde, Stoddart, und mir, in einer Engliſchen Ueberſetzung, vor kurzem erſchienen iſt.[2] Von unſerer Art, gemeinſchaftlich in dieſem Fache zu arbeiten, ſind Sie ſchon unterrichtet: auch haben wir davon etwas in unſerer Vorrede geſagt. Bey dieſem Werke haben wir wiederum neue Gründe gefunden, den Schwung Ihres Geiſtes, und die Kraft Ihrer Feder zu bewundern, und zu verehren. Wäre die unſrige doch im Stande geweſen, Ihren großen Verdienſten nur im geringſten ſich zu nähern!

---

[1] Der Kalender verzeichnet auch den Einlauf eines Briefs G. H. Nöhdens am 5. März 1799.

[2] Don Carlos, Prince Royal of Spain, from the German of Fr. Schiller, by the Transl. of Fiesco. London 1798. L. Miller. 327 S. 8°. (Vgl. Jördens, Lexikon, IV, 609. Goedeke, Schiller-[illegible] 917.)

Wenige Tage vor der unſrigen erſchien eine andere Ueberſetzung von Don Carlos, die aber ein klägliches Product iſt:[1] ſie ſtellt das Werk in einem ſehr nachtheiligen Lichte dar. Der oft unengliſchen Sprache nicht zu gedenken, wimmelt dieſelbe von Unrichtigkeiten in der Interpretation. Was man auch von unſrer Arbeit urtheilen mag, ſo ſind wir doch überzeugt, daß ſie unmöglich ſchlechter oder ſo ſchlecht ſeyn kann, wie die andere.

Wir fingen unſre Ueberſetzung metriſch an, und ſie würde dadurch unſtreitig vollkommner geworden ſeyn, hätten wir Zeit gehabt, ſie auf die Art auszuführen. Allein die Ankündigung einer andern Ueberſetzung nöthigte uns, die geſchwindere Methode der Proſa anzunehmen, um, wo möglich, zu eben der Zeit mit unſerm Antagoniſten vor das Publicum zu treten. Denn wir hatten zu befürchten daß, wenn wir zu ſpät gekommen wären, man über das Werk ein ſolches Urtheil geſprochen haben würde, das unſerm Unternehmen ganz hätte zuwider ſeyn können.

Ich habe nicht Muſſe gehabt die Ueberſetzung, nachdem ſie gedruckt war, wieder durchzuleſen, und die Druckfehler zu bemerken. Wahrſcheinlich aber werden, wie es zu geſchehen pflegt, ſich wohl einige eingeſchlichen haben. Es iſt mir z. B. aufgefallen S. 311 Dominicians, wofür Dominicans zu leſen.

Wenn Euer Wohlgebohren unſere Bemühung nicht ganz misbilligen, ſo wird dies uns ein erfreulicher Lohn für unſere Arbeit ſeyn.

Das künftige Werk, deſſen Sie in Ihren Briefen an mich gedacht haben,[2] iſt jezt wahrſcheinlich ſeiner Vollendung nahe; und wir ſind bereitwillig, eine Engliſche Ueberſetzung davon zu beſorgen, wenn wir dazu die Fähigkeiten beſitzen. Nur müßte es ſo eingerichtet werden, daß uns kein Anderer ins Spiel kommen könte.

Ich halte mich jetzt mit einem Eleven auf der Schule zu Eton auf; meine Addreſſe iſt Dr. Noehden, Eton near Windsor — England. Mein Bruder (der Dr. Noehden in Göttingen) wird indeſſen immer bereit ſeyn, Ihre Aufträge auszurichten.

Mein Freund empfiehlt ſich Ihnen gehorſamſt, und ich habe die Ehre, mit dem Gefühle wahrer Hochachtung mich zu unterzeichnen als Euer Wohlgebohren ergebenſter Diener

G. H. Nöhden.

---

272. Schiller an Cotta.

Jena, 15. Auguſt 98.[3] 27. Aug. / 3. Sept.

Hier, mein lieber Freund, der Anfang des Manuſcripts meiner Schwägerin zu Ihrem Calender. In ſpäteſtens 5 Tagen folgt der Reſt.[4]

Die erſten Lieferungen von Göthens Schrift werden Sie nun auch haben.[5] Am Almanach druckt Gopferdt. Ein einziger Bogen war biß jezt nur in der Correctur. Seien Sie doch ſo gütig, in Ihrem nächſten Brief einen Probebogen von dem Papier, welches Sie zum Wallenſtein beſtimmen beizulegen.

---

[1] Don Carlos a Tragedy. London, 1798. Richardson. 329 S. 8°. Der Ueberſetzer iſt, wie aus dem weiter unten mitgetheilten Brief Schillers an G. H. Nöhden vom 6. Juni 1799 hervorgeht, Symonds. (Vgl. Allgem. Lit.-Ztg., Intelligenzbl. Nr. 169 vom Mittwoch, den 3. Okt. 1804, Sp. 1347.)

[2] Der Wallenſtein, vgl. S. 229, 236 u. 262.

[3] Im Schill.-Kal. unter dem 17. Aug. (Freitag) verzeichnet.

[4] Vgl. S. 304, Note 5.

[5] „Gerne hätte ich das Manuſcript Ihnen nochmals zugeſendet, indeſſen iſt es mit Meyern, als wie in Ihrer Gegenwart, nochmals durchgegangen worden“. Goethe an Schiller, 25. Juli.

Gleich nach der Meſſe ſoll Göpferdt daran anfangen zu drucken; wenn Sie aber das ganze bei ſich wollen drucken laſſen, ſo habe ich auch nichts dagegen, obgleich es der Correctur wegen mir hier lieber iſt. Der Titel könnte bei Ihnen gedruckt werden.

Herzliche Grüße. Ihr

Sch.

273. Schiller an Cotta.

Jena 26. Aug. 98.[1] $\frac{\text{2. Sept.}}{\text{eod.}}$

So eben ſchickt mir meine Schwägerin beiliegendes. Ich habe nur eben noch Zeit es durchzuſehen, die nächſte Poſt bringt noch einige Blätter.

Aushängebogen vom Almanach wird Ihnen Göpferdt ſelbſt ſenden, es iſt eben der dritte Bogen in der Correctur, wir werden aber noch zu rechter Zeit fertig werden, weil, bei einem engern Druck, nur 11 Bogen, incluſive des [illegible]lender erfodert werden.

Das Papier für den Almanach möchte doch wohl für den Wallenſtein theils nicht groß, theils auch, als Poſtpapier betrachtet nicht ſchön genug ſeyn, denn ob wir gleich keine Prachtedition veranſtalten wollen, ſo erwartet das Publikum bei ſolchen Schriften doch eine mehr als gewöhnliche Eleganz.

Ich weiß nicht, welcher Unſtern auf der Weltkunde haftet, die an mich geſchickt wird. Ich habe ſeit fünf Wochen nur ein einziges Paquet mit 7 Zeitungs Blättern erhalten, ohne den böſen Willen irgend eines Poſtbedienten kann ich es gar nicht begreifen, daß mich allein dieſes Unheil trifft und gerade nur bei dieſer Zeitung, da ich ſonſt alles zur rechten Zeit erhalte. Wir wollen doch die Probe machen, ob eine andre Adreſſe dem Uebel abhilft. Daher bitte ich Sie, künftig die Güte zu haben und dieſe ZeitungsMiſſionen an Hrn. Prof. Niethammer direct und ohne weitere Adreſſe gelangen zu laſſen. Ich werde deßhalb Abrede mit ihm nehmen.

Leben Sie recht wohl, mit den Ihrigen. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beiden aufs Beſte. Der Ihrige

Schiller.[2]

---

[1] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet.

[2] Cotta's Antwort auf dieſen und den vorigen Brief, vom 2. Sept. datirt, nach dem Schill.Kal. den 15. in Jena eingetroffen, iſt verloren. Er wird darin unter Anderm auch angezeigt haben, daß der Beitrag von Schillers Schwägerin zum Damenkalender zu ſpät eingelaufen ſei, um noch im Jahrgang 1799 Aufnahme finden zu können.

274. Schiller an Cotta.

Jena 5. Sept. 98. 11. Sept. empf.

Die letzten Bogen von dem Aufſatz meiner Schwägerin ſind hoffentlich noch zu rechter Zeit angekommen.

Nun iſt auch die Decke zum Almanach fertig und wird recht hübſch ſich ausnehmen.[1] Göthe meint,[2] daß man diejenigen, welche zu den theuren Exemplaren kommen, mit Farben illuminieren ſoll, das Stück zu mahlen koſtet 18 Pfenninge, es ſieht ſehr ſchön aus.

Von Poſſelts Weltkunde habe ich, ſeitdem ich Ihnen ſchrieb, immer noch nichts geſehen. Es mögen mir jetzt ſeit den letztern Monaten gegen 40 Stücke fehlen. Ich wiederhohle meine Bitte, dieſe Zeitungspaquete an Herrn Profeſſor Niethammer zu überſchicken.

Wenn Sie den Wallenſtein in Ihren dießjährigen Calendern und anderen Schriften anzeigen wollen, ſo bitte ich, es ganz einfach ohne irgend ein Compliment für den Verfaſſer zu ſagen.[3] Setzen Sie die Zeit der Erſcheinung in die erſten Monate des Jahrs 1799.[4] Sie können die Anzeige allenfalls größer drucken laſſen, wie es einige Verleger angefangen. Der Titel iſt:-

Wallenſtein. Ein Trauerſpiel.
nebſt einem dramatiſchen Prolog v. S.

Haben Sie doch die Güte 24 Gulden an den Hrn. Pfarrer Hurter in Schafhauſen in der neuen Schule,[5] zu überſchicken und mir in Rechnung zu bringen.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Madame Cotta aufs beſte; wie auch ich. Der Ihrige

Schiller.

275. Cotta an Schiller.

Stuttgart 11. Sept. 1798. [19. Sept.]

Ihr gütiges vom 5. traf mich hier, wohin ich mich begeben mußte, um mein Zeitungs-Inſtitut in Gang zu ſezen. Das kaiſerliche Verbot der Weltkunde nöthigte nemlich den Herzog diſem zuvorzukommen, zur Entſchädigung ließ er mir aber ein andres Privilegium anerbieten, ich verſtand mich dazu, wenn diß in Stuttgart etablirt werden dorfte, und er willigte ein. Ich erſpare dadurch an Staſetten ꝛc. bei 3500 fl. jährlich. Diſes blos mich betreffende Schikſal darf ich nach Ihren freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich wol Ihnen anzeigen, ohne dadurch mich der Gefahr auszuſezen, meinen eigenen Angelegenheiten ein zu großes Gewicht beizulegen.

---

[1] Auf der Vorderſeite ſind vier, ein verſchobenes Viereck bildende Feſtons von Früchten und Laubwerk, die Rückſeite zeigt innerhalb derſelben Verzierung einen auf zwei Leiern ſtehenden Kranz.

[2] Sch.-G. Nr. 508.

[3] Ähnlich ſchrieb Goethe am 31. Auguſt 1798 wegen einer Ankündigung der Propyläen an Cotta: „Die Anzeige des Inhalts und der Kupfer wünſchte ich in die Weltkunde, ſo wie jene Recenſion der Herderiſchen Humanitätsbriefe [als beſondere Beilage zu Nr. 207 vom 26. Juli], eingeſchaltet zu ſehen. Ob Sie ſolches bald thun wollen, oder ob Sie die Zeit abzuwarten gedenken, wenn das Stück völlig gedruckt iſt und zum Ausgeben parat liegt, ſolches überlaſſe ich Ihnen gänzlich. Nur wünſche ich daß Sie weiter kein Wort des Lobes oder der Empfehlung hinzuthun."

[4] Die Anzeige kündigte ihn auf „Oſtern 1799" an.

[5] Vgl. S. 213. Note 7.

Es iſt mir vollkommen recht, wenn die Decke zu den theuren Exemplaren illuminirt wird. Wie bald kan denn das Ganze fertig ſeyn, ich habe erſt 2 Bogen.

Wegen der Weltkunde habe ich ſogleich ans PoſtAmt Canſtatt geſchriben, es iſt gar zu fatal, daß die Poſtämter ſo nachläſſig ſind. Die fl. 24 geben morgen an Hrn. Pfarrer Hurter in Schaffhauſen ab.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs herzlichſte.

J. F. Cotta.

Wäre es nicht rätlich, die Almanache dißmal in Jena brochiren zu laſſen, damit ſie Böhme ſogleich brochirt verſenden kan und es in Leipzig keinen weitern Aufenthalt gibt?

Ueber die Vorgänge, welche zum Verbot der „Neueſten Weltkunde" und zur Erſetzung derſelben durch die Allgemeine Zeitung Anlaß gaben, ſtellen wir auf Grund amtlicher Aktenſtücke Nachſtehendes zuſammen:

Am 11. Dezember 1797 reichte Buchhändler Cotta unter Vorlegung des gedruckten Proſpekts zur Neueſten Weltkunde beim Herzog das Geſuch um Befreiung derſelben von der Zenſur ein. Dieſelbe wurde, von der Mehrheit des Geheimenraths-Collegiums befürwortet, am 29. Dezember durch herzogliches Reſcript an den akademiſchen Senat zu Tübingen vorläufig auf ein Jahr unter der Vorausſetzung gewährt, daß das Blatt ſich dieſer Auszeichnung durch Vermeidung alles Anſtößigen und durch größte Behutſamkeit würdig machen werde. Herzog Friedrich, welcher noch in den erſten liberalen Flitterwochen ſeiner Regierung lebte — er hatte dieſelbe am 24. Dez. 1797 angetreten — war dem jungen Unternehmen, das ihm von der Mehrheit des Collegiums als ein dem Land Ehre und pecuniären Vortheil bringendes geſchildert worden war, günſtig geſinnt. Aber ſchon am 27. Febr. 1798 erhob der öſterreichiſche Geſandte Graf v. Fugger beim Staats- und Conferenzminiſter Grafen v. Zeppelin Beſchwerde über eine, Oeſterreichs Abſtimmung auf dem Raſtatter Kongreß betreffende Nachricht in Nr. 50 der Neueſten Weltkunde vom 19. Febr. 1798. Dieſer Beſchwerde folgte ſchon am 7. März eine zweite wegen zweier Artikel. Der erſte, betitelt: „Frankreich und der Nord", in Nr. 62 vom 3. März ſonderte Europa in einen nördlichen deſpotiſchen und in einen durch Volksſouveränetät beglückten ſüdlichen Theil; der andere, eine Korreſpondenz aus Rom in Nr. 64 vom 5. März, machte ſich angeblich über katholiſche Religionsgebräuche luſtig. Vermehrt wurde das Gewicht dieſer Anklagen, welche vom Herzog eine Zurückziehung der Cenſurbefreiung forderten, durch eine am 8. März eingereichte Beſchwerde des ruſſiſchen Geſandten Herrn v. Maltitz, die ebenfalls den Artikel „Frankreich und der Nord" zum Gegenſtand hatten — offenbar ein verabredetes Vorgehen, um das in ſeiner Cenſurfreiheit friſch aufſtrebende junge Blatt zu vernichten. Der Herzog übergab denn auch, nachdem er die erſteingebrachte Beſchwerde am 1. März ohne weitere Bemerkung ſeiner Regierung zum Bericht hatte zugehen laſſen, die neueingelaufenen gehäuften Klagen am 8. März dem Geheimeraths-Collegium zur gutachtlichen Aeußerung, ob nicht die Neueſte Weltkunde der Cenſur zu unterwerfen oder gar zu verbieten ſei, damit er nicht ihretwegen mit ewigen Klagen beläſtigt werde. Nachdem ſowohl der Verleger Cotta als der Redakteur Poſſelt vernommen worden, erſtattete der Geh.Rath am 24. April Bericht, in Folge deſſen unter dem 14. Mai den Angeſchuldigten zu erkennen gegeben wurde: daß ſie ſich einer Unvorſichtigkeit ſchuldig gemacht hätten, daß man jedoch in Anbetracht ihres Verſprechens größerer Vorſicht, und da man mit Vergnügen den guten Fortgang ihres Inſtituts wahrnehme, von einer ernſtlichen Rüge abſtehen wolle; dagegen erwarte man, daß ſie allen ferneren Anlaß zu Klagen verhindern würden, widrigenfalls die Cenſurbefreiung zurückgenommen werden müßte. Den klagenden Geſandten wurde unter gleichem Datum von dieſer Entſcheidung Mittheilung gemacht. Bald jedoch ſtiegen neue drohende Wetter auf; dießmal war es der Fürſtbiſchof Wilderich von Speier, der ſich durch Korreſpondenzen in den NNr. 195 und 200 der Neueſten Weltkunde vom 14. und 19. Juli 1798, die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den biſchöflich-ſpeieriſchen Landen betreffend, verletzt glaubte und am 6. Auguſt eine fulminante Beſchwerde beim Herzog von Württemberg einreichte. Aber ehe noch die herzogliche Regierung in der Lage war, ſich über dieſe neue Anklage gutachtlich zu äußern, war in Wien die Vernichtung des anſtößigen Zeitungsinſtituts beſchloſſen worden. Der öſterreichiſche Geſandte hatte ſich, wie es ſcheint, bei dem Beſcheid der herzoglichen Regierung vom 14. Mai, welche auf die von ihm beantragte Entziehung der Cenſurfreiheit für die Neueſte Weltkunde nicht eingegangen war, nicht beruhigt, ſondern beim Reichshofrath in Wien Beſchwerde geführt. Dieſe oberſtreichsgerichtliche Inſtanz verfügte denn auch auf ein vom k. k. öſterreichiſchen Hofkanzler unter dem 31. Mai verfaßtes Anbringen am 13. Auguſt „zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen aufrühreriſche Schriften gefährdet würden,“ die Unterdrückung der Neueſten Weltkunde und befahl dem Herzog, den Druck benannter Zeitung ungeſäumt zu unterſagen. Der Herzog, welcher von dieſer Verfügung, die ihm erſt am 27. Auguſt 1798 präſentirt wurde, durch ſeinen Agenten Hofrath Borich jedenfalls ſchon früher Kunde erhalten hatte, ließ am 26. Auguſt ſeiner Regierung die Weiſung zugehen, durch Expreſſen nach Tübingen Befehl zu geben, daß mit dem Druck der N. W. ohne Weiteres aufgehört werde und dem Verleger Cotta ihr Verſchluß in den Herzoglichen Landen verboten werden ſolle. Aber auch Cotta war von dem über ihn verhängten Schlag in Kenntniß geſetzt und richtete am 28. Auguſt an den Herzog ein Geſuch um Schutz ſeines Eigenthums, worin er ſich erbot, ſtatt des bisherigen Titels der N. W. einen andern zu wählen, die Redaktion zu wechſeln und die wirkſamſten Mittel zu ergreifen, daß die neue Zeitung kein ähnliches Verbot zu befürchten habe. Schon am 29. Auguſt erſtattete die Regierung über dieſe Cotta'ſche Eingabe Bericht und ſtellte in Rückſicht auf „die Behauptung der landesherrlichen Rechte ebenſoſehr als auf den Schutz der Eigenthumsrechte eines Herzoglichen Unterthanen“, ſowie darauf, daß die Cotta'ſche Unternehmung auch in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung für die herzoglichen Lande von bedeutendem Vortheil ſei, den Antrag: Cotta die fernere Herausgabe des Tagblatts zu unterſagen, ihm jedoch das Zeitungsprivilegium nicht ganz zu entziehen, ſondern die Herausgabe einer andern Zeitſchrift unter der Bedingung zu geſtatten, daß ſie der Cenſur unterworfen ſei. Demgemäß ergieng am 1. Sept. die Weiſung an das Oberamt Tübingen den Druck und Verſchluß der N. W. zu verbieten, dem Buchhändler Cotta aber zu erklären, daß, wenn er eine neue Zeitſchrift mit Unterwerfung unter die Cenſur herausgeben wolle, der Herzog ihm hiezu die Conceſſion ertheilen werde, wohingegen derſelbe für den Gebrauch des Privilegiums, da der Herzog von der Redaktion keine Notiz zu nehmen gedenke, ganz allein verantwortlich ſei. Dieſer Weiſung entſprechend, richtete Cotta unter dem 4. September eine neue Eingabe an den Herzog, welcher derſelben durch Reſcript vom 6. Sept. willfahrte und die Herausgabe einer Zeitſchrift unter dem Titel „Allgemeine Zeitung“ in Stuttgart unter den angezeigten Beſtimmungen erlaubte. Gleichzeitig erſtattete der Herzog am 17. Sept. Anzeige der Befolgung des kaiſ. Reſcripts vom 13. Auguſt an den Reichshofrath, worauf am 20. Oktober in Stuttgart mit Bericht des Reichshofrathsagenten Borich vom 10. Oktober unter der Formel »Acceptata cautione de exhibendis consuetis octodecim exemplaribus, detur petitum Privilegium impressorium ad decem annos« das vom 8. Oktober datirte auf 10 Jahre ertheilte Privileg für die Allgemeine Zeitung in Stuttgart eintraf. Am Samſtag den 8. September 1798 kam die letzte, noch in Tübingen gedruckte, cenſurfreie Numer (251) der „Neueſten Weltkunde“ heraus, und am Sonntag, 9. September 1798 erſchien die in Stuttgart unter Cenſur gedruckte erſte Numer der „Allgemeinen Zeitung“. Die betreffenden Aktenſtücke werden ausführlich im Anhang mitgetheilt.

276.

99. Schiller an Cotta.

Jena, 21. September 98.[1] g. Ch. / b. Ch.

Ich freue mich, daß der Unfall, der die Weltkunde betraf, ſich noch ſo glücklich gewendet hat, und daß die Unternehmung im ganzen nicht ſo viel leidet. Nun iſt zu wünſchen, daß die Erbitterung der ariſtokratiſchen Parthey nicht aufs neu gereizt werden möge, und hoffentlich werden Sie darüber wachen, wenn etwa Poſſelt in ſeiner Hitze ſich eine Blöße geben möchte.[2]

Der Almanach wird in wenig Tagen vollends gedruckt ſeyn, alles übrige biß zur Spedition nach Leipzig werde ich beſorgen und in Weimar beſorgen laſſen. Schreiben Sie nur ſogleich nach Empfang dieſes, wenn es noch nicht geſchehen, den Speditions-Zettel ab, ich will ſobald Exemplare gebunden ſind, ſolche gleich an Böhme in Leipzig ſpedieren laſſen.

In der Anzeige des Wallenſteins muß ich eine Veränderung machen, die von großer Bedeutung iſt.[3] Haben Sie die ſchon abdrucken laſſen, die ich Ihnen vor einigen Wochen angab,[4] ſo thut es indeſſen nichts, denn die neue widerruft die alte von ſelbſt. Ich lege die neue bey, ſo wie ich ſie auch im Almanach werde abdrucken laſſen. Sie könnten Sie vielleicht in Ihren neuen Verlagsſchriften abgedruckt beilegen. Sie können auf 23 Bogen voll rechnen und werden den

---

[1] Der Schill.Kal. verzeichnet keinen Brief vom 21., dagegen einen vom 20. Sept.; es ſcheint, daß dieß der obige Brief vom 21. iſt, der zwei Poſttage ſpäter abgeſandt wurde.

[2] Poſſelt zog ſich nach dem Aufhören der Neueſten Weltkunde bei deren Nachfolgerin von ſeiner Stellung eines Herausgebers zurück und betheiligte ſich nur noch als Mitarbeiter. An ſeine Stelle trat ſein bisheriger Gehülfe L. F. Huber, über deſſen Leitung der Allg. Ztg. das biogr. Vorwort zu ſeinen ſämmtl. Werken, Tübingen 1806, I, 150 ff. zu vergleichen iſt, wo auch über die Verlegung des Zeitungsinſtituts nach Stuttgart berichtet wird. Goethe ſchrieb in einem Brief vom 14. Sept. über das Verbot der neueſten Weltkunde: „Indem ich Theil an allem nehme was Ihnen begegnet, ſo bedaure ich den Schaden ſehr, der Ihnen durch das Verbot der Weltkunde zuwächſt. Wäre es dem Redacteur möglich geweſen auch nur einen Schein von Unpartheilichkeit ſich zu erhalten und, durch irgend redekünſtliche Wendungen, gelind vorzutragen was diesmal heftig, und für den unterliegenden Theil ſchmerzlich und beleidigend hingeſtellt war, ſo hätte das Inſtitut, das ſo viele Vorzüge hat, lange beſtehen können. Ich wünſche daß Sie ſich auf irgend eine Weiſe entſchädigen mögen. Ich werde nach und nach gern zu Ihren andern periodiſchen Unternehmungen etwas beytragen und erwarte nur welche Wendung Ihre neue Zeitſchrift nehmen wird.“

[3] Die Ankündigung, daß es ſtatt Eines Stückes deren drei ſeien; „Das Stück ſelbſt habe ich nun, nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe in zwey Stücke getrennt. ... Jetzt ſind es mit dem Prolog drei bedeutende Stücke, davon jedes gewiſſermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie iſt“. Schiller an Körner, 30. Sept.

[4] Im Brief vom 5. September; die daſelbſt angegebene Anzeige war noch nirgends abgedruckt.

Preiß der gewöhnlichen Exemplare nothwendig auf 2 Rthlr. ſetzen müſſen, da der Leſer für diß Geld drey Stücke erhält.

Leben Sie recht wohl. Ich ſchreibe diß in Eile um den Brief heut noch fortzubringen. Der Ihrige

Sch.

Anzeige[1]

Zu künftiger Oſtermeſſe erſcheint in meinem Verlage.
Wallenſtein von Schiller, in drey zuſammen hängenden Schauſpielen.
1) Wallenſteins Lager 2) Piccolomini und 3) Wallenſtein.
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Auch iſt es jezt der Mühe werth, es mit zwei oder drey Vignettchen auszuzieren, wozu recht ſchöne Ideen da ſind. Meier wird ſie zeichnen und Guttenberg in N[ürnberg][2] kann ſie ſtechen, ſo kommen ſie nicht ſehr hoch, und zieren das Ganze, rechtfertigen auch den höhern Preiß.[3] Etwas ſchöneres und feineres Papier hätte ich doch zum Wallenſtein gewünſcht, als die Proben ausſehen, es kann aber ſeyn, daß es ſich planiert beſſer ausnimmt.

Der Prolog wird in 14 Tagen zu Weimar geſpielt werden,[4] er iſt um vieles vermehrt und mit neuen Characteren und Zügen bereichert worden,[5] ſo daß er ein eigenes kleines Stück: Wallenſteins Lager genannt ausmachen wird. Die zwey andern Stücken ſind durch eine nothwendige Theilung des alten Wallenſteins entſtanden, und beſteht jedes aus 5 Akten und iſt jedes ein ganzes ordentliches Schauſpiel.

---

[1] Dieß und das Folgende bis zum Schluß ſteht auf dem zweiten Blatt deſſelben Briefbogens. Die Anzeige erſchien mit unweſentlichen Aenderungen auf der letzten Seite des Muſ.-Alm. (vgl. S. 314. Note 1).

[2] Der Kupferſtecher und Kupferätzer Heinrich Guttenberg, geb. 1749 zu Nürnberg, woſelbſt er auch 1818 ſtarb, Gründer der neuen Nürnberger Stecherſchule. Er hielt ſich längere Zeit in Paris auf, das er beim Ausbruch der Revolution verließ, um ſpäter wieder dahin zurückzukehren.

[3] Wie ſchon mehrfach erwähnt, war zuerſt die Abſicht, die Figur einer Nemeſis zur Titelvignette zu nehmen. (Vgl. S. 217, 228 ꝛc.)

[4] Die Aufführung fand am 12. Oktober ſtatt.

[5] Am 18. Sept. ſchrieb Schiller an Goethe, wenn der Prolog ein ſelbſtändiges Stück ſein ſolle, müſſe er als Charakter- und Sittengemälde noch etwas mehr Selbſtändigkeit und Reichthum erhalten, und er ſehe ſich alſo genöthigt, noch einige Figuren hineinzuſetzen. Und am 21. Sept. ſchrieb er, der Prolog ſolle in der Geſtalt, die er jetzt bekomme, als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können. In demſelben Brief findet ſich eine Stelle, die in allen 3 Ausgaben des Schiller-Goethe-Briefwechſels unterdrückt iſt. Schiller berichtet, W. v. Humboldt habe aus Paris geſchrieben und ſich mit den Arrangements der beiden Freunde wegen ſeines Werks (über Hermann und Dorothea, der 1. und einzige Band ſeiner bei Vieweg erſchienenen „Aeſthetiſchen Verſuche“) wohl zufrieden erklärt; dann fährt Schiller fort: „aber er hat keine rechte Zuverſicht zu ſeinem Werke, ſeine natürliche Furchtſamkeit kommt noch hinzu, daß er der wirklichen Erſcheinung mit einer gewiſſen Bangigkeit entgegen ſieht. Er hat auch Vieweg empfohlen, nur 500 Exemplare abziehen zu laſſen, worin ihm dieſer hoffentlich nicht willfahren wird, denn ich zweifle nicht ſowohl daran, daß man die Schrift nicht kauft, als daß man ſie lieſt. Kaufen wird man ſie ſchon des Gedichts wegen.“ Hiezu ſind dann Schillers Aeußerungen über dieſes Buch in ſeinem Brief an Körner vom 25. Mai 1798 und 10. Febr. 1799 zu vergleichen, ſowie Körners Antwort vom 20. Febr., der dem Werk ebenfalls ein ſehr kleines Publikum in Ausſicht ſtellte.

Fragen Sie doch den Hrn. Hauptmann Haſelmeier,[1] ob er die 3 Stücke fürs Stuttgarter Theater will, ihm will ich ſie zuſammen für 25 Lvors laſſen, Berlin, Hamburg und Francfurt müſſen mir das Doppelte dafür geben.

Goethe an Cotta.

(Jena am 29. Sept. 1798.) $\frac{5.\ \text{Okt.}}{7.\ \text{Okt.}}$

Sie haben, mein wertheſter Herr Cotta, gewünſcht daß ich Ihnen etwas zur neuen Zeitung ſenden möchte. Ich glaubte Ihnen nichts angenehmeres erzeigen zu können als wenn ich einige Nachricht vom Wallenſtein ins Publikum brächte. Sie erhalten noch und noch mehr hierüber, vielleicht auch über andere Gegenſtände, beſonders wenn der Ton der allgemeinen Zeitung ſich etwas liberaler als der Ton der Weltkunde erhalten ſollte.

Laſſen Sie dieſen Aufſatz bald möglichſt abdrucken.[2]

---

[1] Richtiger: Lieutenant Haſelmaier, der ſeit Aug. 1797 „Entrepreneur" des herzoglichen Hoftheaters in Stuttgart war. Ueber die Verhältniſſe des letzteren entnehmen wir einem im kgl. württemb. Staatsarchiv befindlichen Memorandum der Hoftheaterdirektion an den Herzog vom 14. Jan. 1798 folgendes Nähere. Nachdem durch den Kammerplan des Herzogs Friedrich Eugen vom Aug. 1796 der bisher zu Gagen beſtimmte Etat für Muſik, Theater und Ballet von 32,000 fl. auf 22,000 fl. herabgeſetzt worden und zu befürchten war, es möchte durch Schmälerung der „ohnedieß geringen Beſoldungen" das Theater gänzlich in Verfall gerathen und das aus Zöglingen der ehemaligen Karlsſchule und aus Landeskindern beſtehende Theaterperſonal dem Staate als Bettler zur Laſt fallen, wurde beſchloſſen, das Hoftheater „in Entrepriſe zu geben". Demgemäß wurde mit Schauſpieldirektor Mihule aus Nürnberg unter dem 23. Dez. 1796 ein Vertrag abgeſchloſſen, kraft deſſen ihm gegen Uebernahme des Gagendeficits und einiger anderer Verbindlichkeiten die Benützung der beiden Schauſpielhäuſer nebſt Dekorationen und Garderobe, ſowie alle Abonnements- und Entréegelder auf 6 Jahre überlaſſen wurden. [illegible] darauf Mihule wegen Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem Perſonal und in Folge der allgemeinen Unzufriedenheit des Publicums und des „öftmaligen Ausziehens ſeiner Frau" um ſeine Entlaſſung eingekommen war, nahm man die Zuflucht zu einer „neuen Entrepriſe", um welche Hauptmann und Regimentsquartiermeiſter Schweickhardt und Lieutenant und Auditor Haſelmaier ſich bewarben und welche dem Letzteren, der für das „herrſchaftliche Intereſſe" vortheilhaftere Vorſchläge gemacht hatte, durch Vertrag vom 27. Aug. 1797 überlaſſen wurde. Haſelmaier trat in allen weſentlichen Punkten in den Mihule'ſchen Contract ein und übernahm als „Gewährſchafts-Adminiſtrator" auf 6 Jahre die Führung des Hoftheaters. Er erhielt Sitz und Stimme in der Theaterdirektion, deren übrige Mitglieder Geheimerath Joh. Georg Kaufmann, Oberſtlieutenant Alberti und Hof- und Domänenrath Hartmann bildeten. Die Oberdirektion des Departements ſämmtlicher Hofſtellen, des Theaters, der Hofkünſtler ꝛc. hatte ſeit 1798 der herzogl. Staats- und Conferenzminiſter Graf v. Zeppelin. Nach deſſen Tod im Juni 1801 gieng die Oberleitung an den Kammerpräſidenten Grafen Mandelsloh über, der noch im Jahr 1802 mit den übrigen oben genannten Direktionsmitgliedern im Staatshandbuch aufgeführt wird. Als der mit Haſelmaier abgeſchloſſene Vertrag abgelaufen war, beſchloß der das Theater ebenſo leidenſchaftlich wie die Jagd liebende Herzog Friedrich, daſſelbe nunmehr wieder in eigene Regie zu übernehmen. Demgemäß erſcheint im Staatshandbuch für 1803 Graf Mandelsloh allein als Intendant, die übrigen ſind aus dem offiziellen Verzeichniß verſchwunden. (Eine Stuttgarter Correſpondenz vom 10. Jan. 1802 in Nr. 20 der Ztg. für die elegante Welt meldet, die bisherige Adminiſtration des Theaters ſei aufgehoben, der Hof übernehme ſie nun wieder ſelbſt, Graf Mandelsloh habe die Intendanz erhalten. Es ſeien viele Mißbräuche abzuſtellen, namentlich müſſe dem Geiſt der Trägheit und Unordnung entgegengearbeitet und der Geſchmackloſigkeit ein Ende gemacht werden. Vgl. auch Goethe's Aeußerungen über das Stuttgarter Theater und deſſen Leitung in dem Bericht über ſeine Reiſe in die Schweiz 1797, Bd. 26 der 40 Bd.-Ausg., S. 75: „Der Entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, ſowohl Schauſpieler als Tänzer, die ſich von dem alten Theater des Herzogs Karl herſchreiben und auf Zeitlebens penſionirt ſind, beyzubehalten;" desgl. S. 93 und 94 f.)

[2] Es iſt der in der Allg. Ztg. vom Freitag, 12. Okt. 1798, Nr. 1—3 abgedruckte Aufſatz: „Weimariſcher, neudekorirter Theater-Saal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller."

Ich ſehe nun mit Verlangen dem erſten Stück der Propyläen entgegen.[1] Manuſcript zu dem zweyten werde ich auch bald ſenden und ſo wird denn dieſe Arbeit im Gange ſeyn. Der ich recht wohl zu leben wünſche.

Goethe.

277. Schiller an Cotta.

Jena, 1. October 98.[2] 11. Oct. 16. Oct.

Der Almanach iſt morgen in der Preſſe fertig. Ein Prolog, der vor der Aufführung des Wallenſteiniſchen Vorſpiels von einem Schauſpieler auf dem Theater in Weimar declamiert werden ſoll,[3] beſchließt den Almanach[4] und wird den 3 Wallenſteiniſchen Stücken zu einer intereſſanten Ankündigung bei dem Publicum dienen. Ich habe mir die Freiheit genommen, ohne Rückſprache mit Ihnen, welches in der kurzen Zeit ganz unmöglich war, den Preiß des Wallenſteins, weil er um einige Bogen größer wird, (da die 3 Stücke zuſammen gewiß 23 bis 24 Bogen betragen) in der Ankündigung zu erhöhen und bei den PoſtpapierExemplaren auf 2 Rthlr. bei denen auf Velin, broſchiert, auf 2 Rthlr. 16 Gr. zu ſetzen, und hoffe daß Sie es gut heißen werden.[5]

---

[1] Am 17. Oct. dankte er für den Empfang des erſten Stücks, „mit deſſen Druck und Einrichtung man im Ganzen recht wohl zufrieden ſeyn kann".

[2] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet. Derſelbe notirt auch den Einlauf zweier Briefe von Cotta am 2. und 9. October, die verloren ſind.

[3] Von Vohs, im Koſtüm des Max Piccolomini.

[4] Er ſteht S. 241—247. Der Muſenalmanach für 1799 war eigentlich mit dem 10. Bogen, Sign. K, fertig gedruckt, dieſes beweiſt ſowohl der das letzte Gedicht: An Louiſe (von Eſchen), und mit ihm die letzte Seite 240 abſchließende, ſonſt nach keinem frühern Gedicht vorkommende Strich, als auch der Cuſtos „In" am Schluß der Seite 240, der auf das die folgende erſte Seite des 11. Bogens beginnende „Inhaltsverzeichniß" hindeuten ſollte. Am 2. Oct. fragte dann Schiller bei Goethe an, ob er nichts dagegen habe, wenn er dieſen Prolog noch an den Almanach „anflicke". Goethe gab am 3. Oct. ſeinen Beifall, und ſo wurde der Prolog noch nachträglich aufgenommen, ſo daß er auf der erſten Seite (241) des neuen Bogens L beginnt. Die Einſendung deſſelben an die Allgemeine Zeitung, wo er in der Nummer vom 21. Oct. erſchien, beſorgte Goethe am 8. Oct. Die Sendung erfolgte unmittelbar an die Redaktion in Stuttgart nicht, wie bei dem Artikel vom 18. Oct., nach Tübingen an Cotta.

[5] Die von Schiller verfaßte Ankündigung nebſt den obigen Preisanzeigen ſteht auf der letzten, unpaginirten Seite (248) vor dem Inhaltsverzeichniß und lautet:

„Anzeige.
In der Verlagshandlung dieſes Muſenalmanachs erſcheint auf Oſtern 1799
Wallenſtein von Schiller
beſtehend aus drey zuſammengehörenden dramatiſchen Stücken.
1) Wallenſteins Lager, in einem Akt.
2) Piccolomini, in fünf Akten.
3) Wallenſteins Abfall und Tod, in fünf Akten.
Das Exemplar auf Poſtpapier koſtet 2 Rthlr. Sächſ. oder 3 Gulden 36 Kr.
Auf Velinpapier und broſchiert 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Gulden 40 Kr.
Bei 5 Exemplaren liefert man das ſechſte gratis.
Die Liebhaber werden erſucht, ihre Beſtellungen noch vor Ende Novembers bei mir zu machen.
Tübingen. Joh. Georg Cotta."

Unmittelbar daran ſchloß ſich noch folgende Anzeige:

„Bei Hrn. Cruſius in Leipzig erſcheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte von mir ſelbſt ausgewählt, verbeſſert und mit neuen vermehrt. Schiller."

Ich vergaß neulich, Ihnen wegen des Aufſatzes meiner Schwägerin zu ſchreiben. Sie wird Ihnen indeß ſelbſt geſagt haben, daß die Verzögerung nichts zu bedeuten hat. Was mich betrifft, ſo halte ich es eher für vortheilhaft, daß Sie die kleine Geſchichte von ihr nicht als Fragment drucken laſſen; ſie wird wenn ſie geendigt iſt dem nächſten DamenCalender gewiß zur Empfehlung dienen.[1]

Es wird ſich dieſer Tage ein junger Mann, nahmens Lacher aus Kempten, bei Ihnen melden und Ihnen eine Empfehlung von mir überbringen.[2] Haben Sie die Güte, ihm über die Anfragen, die er bei Ihnen thun wird, Ihren freundſchaftlichen Rath und Anweiſung zu geben. Er iſt zwar noch ungebildet und höchſt exaltierter Natur, aber gewiß ein recht edler und fähiger Menſch. Er wird Ihnen auch ſagen, daß der Graf Wallſtein, ein Nachkomme unſers Helden, der Domherr in Augsburg oder Regenſpurg iſt, ſich 2 Exemplare vom Wallenſtein, ſobald der erſcheint, dringend ausbittet. Laſſen Sie Sich ſeine Adreſſe geben.

Es wäre mir lieb, wenn ich vor Ende dieſes Monats das Geld für den Almanach haben könnte. Es beträgt (Redaction und Honorar zuſammen) 87 Louisdors, doch können Sie es, wenn es Ihnen lieber iſt, in 2 Terminen ſchicken.

Die Auslagen für die Buchbinder, die Decke und das Titelkupfer und das dazu nöthige Papier werden beſonders verrechnet werden, ich habe die Rechnungen noch nicht.

Der DamenCalender,[3] für den Ihnen meine Frau beſonders danken wird, enthält wieder recht viel hübſches.

Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige

Schiller.

Der in vorſtehendem Brief genannte Lacher iſt der Student aus Kempten, von dem Schiller an Goethe unter dem 5. Oktober 1798 ſchreibt: „Ein ſonderbares Original von einem moraliſch-politiſchen Enthuſiaſten habe ich dieſer Tage kennen lernen, den Wieland und Herder über Hals und Kopf zu der großen Nation ſpediren. Es iſt ein hieſiger Student aus Kempten, ein Menſch voll guten Willens, von vieler Fähigkeit und einer heftig ſinnlichen Energie. Er hat mir eine ganz neue Erfahrung verſchafft." Und aus Paris, wohin Lacher über Stuttgart reiſte, berichtet Karoline v. Humboldt an Charlotte Schiller unter dem 24. Dez. 1798: „Der junge Lacher,[4] der aus Jena hieher gekommen iſt, hat mir viel Freude gemacht. Es iſt ein offenes, naives, gutmüthiges Weſen, in dem, wie ich glaube, viel liegt, was ſich nach und nach entwickeln wird. Ich ſehe ihn zuweilen und immer mit Vergnügen. Er betet Schiller an; von dir ſagte er: ich habe nie ein ſittſameres Frauenzimmer geſehen.'" Und am 25. Nov. 1799: „Von Lacher haben wir nichts wieder gehört. Er ging im Anfang März von Paris, und keiner ſeiner Bekannten hat nachher ein Wort von ihm vernommen. Ich fürchte, er iſt in der Schweiz umgekommen. Wir waren ihm ſehr gut." In Kempten angeſtellte Nachforſchungen ergaben, daß dort noch ein Schweſterſohn Lachers lebe, Hr. Max Köſel, kgl. bayeriſcher Gerichtsſchreiber am Stadt- und Landgerichte Kempten, welcher dem Herausgeber mit dankenswertheſter Freundlichkeit ſämmtliches in ſeinen Händen befindliches Material über den Lebensgang und die Verhältniſſe ſeines Onkels zur Verfügung ſtellte. Außer einzelnen Briefen von und an Lacher war das wichtigſte Dokument ein im Jahr 1808 von ihm niedergeſchriebener, 50 Quartblätter umfaſſender „Philoſophiſcher Ueberblick meines Lebens ſeit 1776 bis 1808," der aber nur bis ins Jahr 1798 ganz ausgeführt iſt, während über das Uebrige bloß eine kurze Skizze vorliegt. Wir entnehmen dieſen autobiographiſchen Blättern folgende Daten, deren Mittheilung wohl durch die Erwägung entſchuldigt werden dürfte, daß eine Perſönlichkeit, für die ſich verſchiedene hervorragende Zeitgenoſſen aufs Wärmſte intereſſirten, wohl auch einigen Anſpruch auf unſere Theilnahme beſitzt, und daß derartige memoirenartige Schilderungen weſentlich zum Verſtändniß und zur Veranſchaulichung einer Zeit beitragen, die ſo zauberhaft auf jugendliche und empfängliche Gemüther wirkte und Charaktere von ſo gränzenloſem Streben an die Oberfläche trieb.

---

[1] Sie erſchien, wie ſchon erwähnt, im Taſchenbuch für Damen auf 1800 und 1801.

[2] Dieſelbe fehlt.

[3] Für 1799.

[4] In Charl. Schiller und ihre Freunde II, 179 u. 183 ſteht irrthümlich: Locher.

Johann Baptiſt Lacher ward geboren am 28. November 1776 in Wurzach (im württembergiſchen Oberſchwaben) als der Sohn eines unbemittelten Muſikus, der ſich mit ſeiner ihm in Aulendorf angetrauten Frau, einer aus Zollreuthe gebürtigen Bauerntochter Anna Nußbaumer, im Jahr 1777 zu Kempten als Mitglied der dortigen fürſtabtlichen Kapelle niederließ. Nachdem der junge Lacher 7 Jahre lang die von Lehrern aus dem Piariſtenorden geleitete Lateinſchule Kemptens beſucht hatte, kam er 1794 an das Lyceum zum St. Salvator in Augsburg und von da nach 3jährigem Aufenthalt voll bitterſter Noth, aber auch voll glühendſter, maßloſeſter Jugendſchwärmerei an die Univerſität Salzburg, um Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren. Er war ein reichbegabter, erſt durch religiöſe Schwärmerei, dann durch Romanleſen entzündeter Jüngling (wollte er doch in Augsburg in das Kloſter zu St. Ulrich treten, um dermaleinſt Papſt zu werden), dem ſchon auf dem Lyceum die zufällige Lektüre von Poſſelts Annalen und die Vergleichung der deutſchen mit den zeitgenöſſiſchen Zuſtänden den Wunſch in die Seele pflanzte, „Deutſchlands Zerſtückelung zur Einheit zu erheben und alle Menſchen darin den Rechten nach gleichzuſtellen." Die deutſche Nation ſollte Daſſelbe erreichen, was damals die fränkiſche, die er „mit aller Eiferſucht, Neid und Haß betrachtete", auf den höchſten Gipfel des Ruhmes brachte. In Salzburg lernte er einen geheimen Orden kennen, in den er zwar nicht ſelbſt trat, aber mit deſſen einzelnen Mitgliedern er ſich aufs Innigſte befreundete. Nachdem er dort ein Jahr geweilt, ſeinen Lebensunterhalt theils Stipendien, theils anderweiter Unterſtützung verdankend, zog ihn der Ruf Fichtes nach Jena, wohin er ſich im Oktober 1797 begab, feſt entſchloſſen, dort eine Schaar Gleichgeſinnter zu finden und mit ihnen „den Grund ſeines Vaterlandes umzukehren". Wenn aber alle ſeine Hoffnungen fehlſchlagen ſollten, wollte er zu Bonaparte gehen, um im Militärſtand bei den Franzoſen ſeine Erziehung für die Zukunft zu verſuchen. Wieland in Oßmannſtedt, an den, als Landsmann er Empfehlungsbriefe hatte, nahm ihn aufs Freundlichſte auf und empfahl ihn an Herder, der ihm zu einer Freiſtelle im Konvict behülflich ſein wollte. Auch mit den Profeſſoren Paulus und Fichte wurde er bekannt. In Jena fand er ſeine Erwartungen nicht erfüllt, und als der ungemein Reizbare und Ehrliebende mit einem Profeſſor wegen des Kollegienhonorars in Konflict gerieth, beſchloß er, ſeinen Plan, in die franzöſiſche Armee zu treten, auszuführen. Zuvor beſprach er ſich aber darüber noch mit ſeinen Gönnern Wieland, Herder und Paulus, von denen namentlich der Erſtere ihn in ſeinem Entſchluß ermunterte und beſtärkte, während Paulus ihm abrieth, ſich in eine fremde Nation zu ſtürzen „ohne Sprache, ohne Geld, mit einem ſo reinen und unſchuldigen Herzen und einem Kopfe, der gewiß zu gut für eine Kugel iſt." Auch von ſeinem „Lieblingsdichter" Schiller, „der ſo bezaubernd auf den geheimſten Saiten meines Gemüths ſpielte", wollte er Abſchied nehmen, führte ſich bei ihm in deſſen Gartenhaus als Paulus' Freund ein und ſtellte ſich ihm als einen Schwaben vor, „der Deutſchland revolutioniren wolle". „Ein langer ſchlanker ſtarker Mann" — ſo ſchildert er Schillers Erſcheinung — „ſtand mitten im Zimmer, ein graugelber Ueberrock bedeckte, bei offenem Hemdkragen ſeinen Leib. Kurz geſchnittene gelbe Haare umflatterten ſeine hohe breite Stirne, blau, ſanft und ernſt ſind ſeine Augen, eine etwas gebogene Naſe, die ſich mit einer Falte in die Stirne verliert, ſein Angeſicht iſt blaß, ein äußerſt reizender, redlicher Mund, und das ganze Weſen ſtrömte eine ernſte Liebenswürdigkeit aus, dem man mit Zutrauen und Vergnügen nahte". Schiller, der „etwas ſanft auf die unſchuldig rohe Weiſe lächelte", mit der ihm der junge Schwärmer ſeinen Plan erzählte, rieth ihm, denſelben aufzuſchieben, damit er doch wenigſtens die franzöſiſche Sprache und einige militäriſche Vorkenntniſſe erlernen könnte. Auf Lacher's Einwendung, daß er dazu keine Mittel habe, erwiderte er, dazu würde er ſchon Wege finden. Als er aber ſah, daß der jugendliche Phantaſt durch nichts von ſeinem Vorhaben abzubringen war, lud er ihn auf den andern Abend, den letzten, den derſelbe in Jena zubrachte, zu ſich zum Nachteſſen, wo er ihn „ſeiner allerliebenswürdigſten Frau und dem vortrefflichen Niethammer" vorſtellte, den er als Landsmann ebenfalls eingeladen, „um ein Schwabenfeſt zu feiern". Während des Eſſens erzählte Lacher, den der Wein geſprächig machte, ſeine Lebensgeſchichte, daß Frau Schiller und Niethammer herzlich lachten. Als er ſeinen frühern Plan auseinanderſetzte: ſich das Vertrauen eines deutſchen Fürſten zu erwerben, der entweder in ſeine Abſichten eingegangen wäre, oder den er zu ſolchen falſchen Maßregeln verleitet hätte, daß das Volk zur Selbſtrache geſchritten und über alle übrigen kleineren Fürſten hergefallen wäre, „um Deutſchland zu der Einheit zu bringen, die ihm nothwendig iſt, ſeine politiſche Unabhängigkeit von außen zu behaupten und Ruhm und Glück im Innern zu genießen" — da „kratzte ſich Schiller öfters hinter den Ohren, indem er ausrief: 'O weh! laſſen Sie mir ja doch mein armes Gartenhäuschen ſtehen!'" Lacher vergaß „in ſeiner Phantaſterei Nachteſſen und Alles, wie ſehr auch Herr und Frau Schiller daran mahnten". Zwiſchen hinein ſchaltete Schiller Sprüche ein, wie: „Haben Sie Ehrgeiz, ſo ſind Sie verloren. Ihr Charakter muß wie ein Amboß werden, auf dem Alles hämmern kann, ohne daß er nachgibt". Es war ſpät in der Nacht, als ſich Lacher von ſeinem „Abgott" trennen mußte; auch war der kleine Karl auf dem Schooß ſeines Vaters ſchon eingeſchlafen. Schiller begleitete ſeinen Gaſt bis auf die Treppe und ſagte ihm zum Lebewohl die Worte, von denen Lacher behauptete, daß ſie ihm in jedem Augenblick ſeines Lebens im Innerſten nachhallten: „Kommen Sie einſt in Ihr Vaterland zurück mit dem franzöſiſchen Kittel und mit dem deutſchen Herzen". Am 5. Oktober verließ er Jena mit einer Baarſchaft von ungefähr 50 fl., dem Erlös aus einer Auktion ſeiner Habſeligkeiten.[1] In Oßmannſtedt verabſchiedete er ſich noch „unter heißen Umarmungen" von Wieland, der ihm Briefe an ſeinen Tochtermann Geßner in Zürich mitgab, und in Weimar von Herder; dann ging's über Erfurt, Gotha, Darmſtadt, Heilbronn, Tübingen, wo er von Cotta Briefe an Stapfer, Uſteri ꝛc. erhielt, über Stockach und Schaffhauſen nach Zürich, woſelbſt er am [illegible] Oktober eintraf. Hier machte er die Bekanntſchaft Lavaters, der ein ganz beſonderes Wohlgefallen an ihm fand und ihn wie ſein Kind liebgewann, ihn auch nach Luzern, dem Sitz der republikaniſchen Regierung, weiter empfahl, die ihm einen Paß nach Frankreich ausſtellte. Lavater ſchrieb ihm noch Lebensregeln auf, unter Andern folgende: „Revolutioniren wollen, Staaten umwerfen iſt nicht der Zweck eines edlen Menſchen; ſich aber fähig machen zu allem, was das liebe gewaltige Schickſal will, und geduldig abwarten, wohin es Sie ſtellt, das liege Ihnen vor Augen. Jetzt ſind Sie noch Kind, Sie eilen Mann zu werden. Viele werden Ihr ſchuldloſes offenes reines Geſicht mißbrauchen wollen, aber was Ihnen an Erfahrung mangelt, wird Ihr guter Genius erſetzen. Sie werden zu Ihrem Ziele gelangen, aber auf eine andere Weiſe, als Sie ſich jetzt vorzuſtellen im Stande ſind." An Schnell in Luzern gab er ihm folgende, vom 22. Oktober 1798 datirte Zeilen mit: „Sie müſſen doch, lieber Bräutigam Schnell — auch dieß ehrliche — Geſicht des geiſtvollen Lacher von Kempten — ſehen. Können Sie Ihn zu Stapfer führen — oder ſonſt ihm einige geiſtige Nahrung geben, ſo thun Sie's". In einem Empfehlungs-Billet an Zſchokke ſtand: „Iſt's nicht, als ob Gott uns in einem ſolchen Menſchengeſichte erſcheine!" Auf einen Brief, den er Lacher an ſeine Nichte Madame Schweizer in Paris mitgab, ſchrieb er die Worte: „Wer Lavatern liebt, liebt Lachern; wer Lachern nicht liebt, von dem will Lavater nicht geliebt ſein!" Am 1. November 1798 gieng der jugendliche Abenteurer, „der auf das ſonderbarſte aufgeputzt war, und deſſen Haare ſeidenartig um ſein Geſicht flatterten", bei Biel über die franzöſiſche Grenze und kam über Beſançon, Dijon und Auxerre nach Paris.[1] Bis hieher reichen die ausführlichen autobiographiſchen Mittheilungen. Das Folgende iſt theils deſſen Lebensſkizze, theils Briefen und anderweiten Berichten entnommen.

---

[1] Johann Georg Lunz, ein Landsmann und Jenenſiſcher Studiengenoſſe Lachers, der bei deſſen Abreiſe ſchon in die Ferien abgegangen war und dem dieſer ſeine Bücher und Hefte übergeben hatte, ſchrieb nach ſeiner Rückkehr nach Jena am 19. Okt. 1798 an ſeinen Vater, den Konſiſtorialrath Lunz, nach Kempten über Lachers Abreiſe: „Er hat gute Recommendationsſchreiben von den hieſigen Profeſſoren: Paulus, Fichte, Schiller, Wieland, Herder, welche ihn alle mit ausgezeichneter Liebe empfiengen, beſonders Schiller, der ihn zum Abendeſſen einlud und ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Schwiegervater Geßner in Zürch (ſic) mitgab. Auch der alte Wieland ſoll vor Freuden geweint und geſagt haben, er ſei nun 65 Jahre alt, aber ein ſolcher Menſch ſei ihm noch nicht unter die Augen gekommen. Prof. Paulus widerrieth es ihm Anfangs, da er aber ſah, daß er nicht davon abwendig zu machen wäre, ſo gab er ihm noch gute Lehren, und was er dabei brauchte, 6 Laubthaler auf den Weg."

In Paris trat er ins 4. Huſarenregiment ein, welches Oberſt Merlin, jüngerer Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte, und machte den Feldzug 1799 mit Aufenthalt in den Depots Saarlouis, Vezoul, Grey und Neufchateau. Feldzug von 1800. Rückmarſch nach Frankreich. Köln, Valenciennes, Paris. Wegen eines Inſubordinationsvergehens gegen einen unfähigen Offizier entließ ihn der Oberſt, empfahl ihn aber an einen Bruder, der Inhaber des 8. Kuiraſſierregiments war, mit einem verſiegelten Brief, der die Worte enthielt: Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute, que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-temps dans les rangs. Il n'y est bon à rien; il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre à sa place." Wenige Monate ſpäter wurde Lacher in dem Kuiraſſierregiment zum erſten Wachtmeiſter befördert, zeichnete ſich von da an vor allen andern aus und erkämpfte ſich das Kreuz der Ehrenlegion. Nach 3jährigem Dienſt als Unteroffizier („Reiſe auf die Krönung nach Paris — Marſch nach Italien — Aufenthalt in Lodi, Brescia — Feldzug in Italien 1805. — Marſch nach Steyermark — Rückmarſch — Aufenthalt in Caſtelfranco, Treviſo, Verona, Venezia, Lodi, Milano — Marſch nach Teutſchland, Polen und Preußen") wurde er zum

---

[1] Aus Paris ſchrieb er an ſeinen Schwager und ſeine Schweſter: „Den 15. November kam ich in Paris an, und das Glück ſaß ſchon bereit da, mich zu empfangen. Ich machte mit den größten Männern Bekanntſchaft, die alles aufbieten, um mir einen 6monatlichen Aufenthalt in Paris möglich zu machen, während der Zeit ich reiten, fechten, exerzieren, franzöſiſche Sprache und Mathematiſche Wiſſenſchaften lernen muß. Und dann werde ich mit dieſen Kenntniſſen ausgerüſtet einem General empfohlen werden. Ich hoffe nun gar nicht, daß Sie etwas gegen die Laufbahn einzuwenden haben. Es war mein früherer Wunſch ein agens auf dem Welttheater zu werden, und nur die Umſtände und das dumme Verhältniß waren im Stande mich auf eine kurze Zeit in eine Stube zum Sitzen einzuſperren, wozu mich die Natur ganz und gar nicht machte, wie mich mein eignes Energiegefühl und das Urtheil der erſten Menſchenkenner überzeugte. Es iſt nun mein ernſter Wille, ein äußerſt ſtrapazenvolles Leben durchzumachen und vom militäriſchen Standpunkte aus auf die Menſchheit zu wirken, wozu jeden Menſchen die Pflicht auffordert. Und auch du liebſte Schweſter! wirſt es vollkommen meiner eignen Willkür überlaſſen einen Stand anzutreten, der zwar gefahrvoll, aber ganz mit meiner Neigung übereinkommt. — Indeſſen weiß ich wohl, daß dieſe Hoffnung auf den Reſpect der Kugeln berechnet iſt, aber ich habe guten Grund vorauszuſetzen, daß mein guter Genius auch fernerhin nicht aufhören wird Wunder zu thun, weil er mich ſchon ſeit ſo langer Zeit die verwickeltſten Paſſagen vorbeyführte! Und ſtreckt mich eine Kugel dahin, ſo haſt du die beſte Gelegenheit auf eine herrliche Weiſe der Welt zu zeigen, daß du durch deine ſtille Gelaſſenheit eines Bruders würdig warſt, der mit der ſtrengſten Wahrheit ſchreiben kann, daß er im Dienſte für andere Menſchen ſein eigenes Wohl ja ſogar ſein Leben auf die uneigennützigſte Weiſe aufzuopfern weiß" u. ſ. w.

Lieutenant befördert. „Winterfeldzug 1807 — Marienburg — Sommerfeldzug 1807 — Rückmarſch nach Heilsberg, Marienwerder, Konitz, Prenzlav, Sankow, Berlin — Rückmarſch nach Franken. Windsheim“. Seit dem Mai 1808 mit ſeinem zur 3. Kuiraſſier-Diviſion gehörenden Regiment in und bei Windsheim ſtationirt, machte er im Auguſt oder September jenes Jahres einen Beſuch in der Heimath, wo er nach den Familien-Ueberlieferungen durch ſeine Liebenswürdigkeit, Bildung, ſeine geiſtreichen Reden und ſeine Anhänglichkeit an ſein Vaterland und alle ſeine Verwandten, Freunde und Studiengenoſſen die Tage ſeines Aufenthalts in der Vaterſtadt zu wahren Jubeltagen für die Beſuchten und den Beſucher ſelbſt gemacht haben ſoll. Zu Windsheim in der Muße des Winterquartiers verfaßte er das Fragment der Selbſtbiographie und ſchrieb er an Schillers Wittwe (die von Schiller bei ſeinem Abſchied aus Jena erhaltene Erlaubniß, ihm ſchreiben zu dürfen, hatte er nie benützt). Wir denken, es gehört zur Vervollſtändigung des Bildes dieſes merkwürdigen jungen Mannes, auch dieſen Brief kennen zu lernen, und ſo möge er hier folgen:

Windsheim in Franken den 10ten Jener 1809.

Unvergeßliche, würdigſte Dame!

Nicht überraſchen wird Sie dieſer Brief, wenn Sie den hohen Grad von Liebe, Ehrfurcht, und Bewunderung bemeſſen wollen, den Ihr gütiger Antheil an meinem Schickſale ſeit 10 Jahren in mir erheben mußte. Zwar hab ich noch nie gewagt, dieſe meine Gefühle Ihnen ſchriftlich zu bekennen, aber da alles ſein Ziel hat, ſo kann ich keinen beſſeren Augenblick wählen, als den gegenwärtigen, der durch ſeine Ruhe eine Art von Pauſe in mein Leben bringt, und deßwegen ſehr geeignet iſt, Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart anzuſtellen. Wie glücklich muß ich mich daher ſchätzen, Ihnen würdigſte der Damen! jenen heiſſen Dank abſtatten zu können, den ich dem verewigten Schiller ſchuldig bin! — — —

Nie hat ein Gott ſo zu einem Sterblichen geſprochen. Alle meine Herzens Reinheit, meine feinſten LebensGenüße, meine hohen Ideen legte Er in mein tiefes Gemüth nieder; kein Tag, keine Minute rollt in die Ewigkeit hinunter, ohne daß mein Geiſt, ohne daß mein Buſen ſich an ſeinen Götterfunken belebe! — —

Wie Feuerzüge flammen noch ſeine letzten Worte in meinem Innern, und lebendiger als am Abend meines Ausfluges aus Jena ſteht ſie noch da vor meinen Augen die hohe Geſtalt des ewig Verklärten! Aber auch heilig ſind Sie mir, die Sie das beneidenswerthe Loos hatten, in Ihrer Perſon unſerm unſterblichen Sänger den überirdiſchen Himmel eröfnet zu haben, worin er nichts erblicken konnte, als jene erhabnen Ideale, die ſein Feuerpinſel der Nachwelt zum Beyſpiele vermahlte! Ein Sternbild erſter Größe ſchimmern Sie mir auf meiner dunkeln Laufbahn, und nur Ihrem Lichte getreu verzage ich nicht an das Ziel zu gelangen, wo die Sonne in vollem Glanze leuchten wird!! Möge der Himmel wollen, daß wir beyde uns noch an ihrem Feuermeere wärmen können!! Dies ſey der einzige Wunſch, den ich mir beym Eintritt eines neuen Jahres zu machen erlaube! — —

Noch immer hauſen wir in dieſer Gegend, und allem Anſcheine nach auf lange Zeit — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich eine ſo ſchöne Gelegenheit benutzte, **ins Landel** zu gehen (Tyroller Ausdruck) um wieder einmal zu ſehen und zu betaſten was meiner Kindheit theuer war! glücklicher Weiſe traf ich meine Verwandte und ehemaligen Freunde im beſten Wohlſeyn, was gewiß unendlich viel zu meiner SeelenZufriedenheit beyträgt, die ich in allen Lebensſtürmen zu retten ſuchte! —

Auf meinen Kreuz und Querſtrichen ſah ich 2 merkwürdige KunſtProduckte — Bey Herrn Dannecker in Stuttgard die koloſſale Büſte unſers göttlichen Schillers — und in Schorndorf die eiſerne Hand des Götzen von Berlichingen.[1] Mein ganzes Weſen zerfloß in heilige Andacht beym Anblick der geliebten Züge des Marmorbildes! — und wild zuckten die Adern bey der Berührung des Weſens mit frommen ſtillen Wünſchen einſtweilen begleitet!!! — —

Haben Sie je eine Minute zu verſchenken, ſo bedenken Sie, meine Gnädige Frau! daß ein paar Federzüge von Ihnen Ihren tiefſten Verehrer in der Ferne glücklich machen würden.

Glauben Sie, daß ich den geliebten Karl und Ernſt aufs zärtlichſte umarme, und erweiſen Sie mir die Gnade, mich dem Andenken des vortrefflichen Herrn von Wohlzogen und deſſen edlen Frau Gemahlin[2] auf's beſte zu empfehlen' —

Uebrigens bitte ich von mir mit Niemanden zu ſprechen — Bene latere muß noch immer mein Grundſaz ſeyn —

Ueberglücklich daß ich mich nennen darf Ihren tiefſten Verehrer

Lacher.

Bald nach Abfaſſung dieſes Briefs brach die franzöſiſche Armee aus Franken auf zum Feldzug gegen Oeſtreich. Obſchon unerſchütterlich im Glauben an ſeine Unverletzbarkeit und in der Zuverſicht, ihn werde nichts treffen, als was ſein müſſe, gab er in einem Brief aus Lauingen, 29. März 1809, ſeinem Schwager, Buchdrucker Köſel in Kempten, Anweiſungen wegen ſeiner Hinterlaſſenſchaft, falls ihm etwas Menſchliches in dieſem neuen Kampf begegne. — Das Nächſte, was ſich nunmehr in den Lacher'ſchen Papieren findet, iſt folgende, wie es ſcheint, halbamtliche ſchriftliche Anzeige, übrigens ohne Unterſchrift: „Der Lieutenant Johannes Lacher wurde in der Schlacht bei Eßling den 21. May 1809 von einer Kanonenkugel, die ihn nicht berührte, dergeſtalt bleſſirt, daß er durch das Vorbeifliegen der Kugel eine ſo heftige Contuſion am linken Oberſchenkel erhielt, daß die Haut augenblicklich ganz ſchwarz war, der Schenkel hoch anſchwoll und ſich ein Abſzeß bildete, an dem er nach wenigen Tagen zu Wien im Spital-Arbeitshaus auf der Leimgrube ſtarb. Bey dem Regimente äußerte er nie etwas von ſeinen Anverwandten, er war ein braver Soldat. Der Commissair ordinateur en Chef, welcher die zurückgelaſſenen Effekten anweiſet, heißt Dumast."

Daß er ein braver Soldat war, auch in anderem Sinne, als dieſe Todesanzeige über ihn ausſagte, wird ihm ſonſt noch bezeugt. Eine Mittheilung K. E. Oelsners aus Jochmanns von Pernau Reliquien (abgedruckt in der Zſchokke'ſchen Zeitſchrift Prometheus, Aarau 1832, 1. Thl. S. 279) berichtet, daß Lacher im Kriege menſchlich fühlte und ſeine Landsleute gegen die Bedrückungen und Raubereien der franzöſiſchen Soldaten und Offiziere, wo es ihm irgend möglich war, in Schutz nahm.

Er muß bei perſönlicher Begegnung ſowohl durch ſeine äußere Erſcheinung, als durch ſein ideales ſchwungvolles Weſen einen höchſt einnehmenden und gewinnenden Eindruck gemacht haben. Das zeigen Schillers Aeußerungen über ihn, die Zeugniſſe der Pariſer Bekannten und Wielands und Lavaters wahrhaft väterliche Zuneigung. Aber einen geradezu bezaubernden Einfluß übte er auf befreundete Altersgenoſſen aus. Dieſe hingen mit ſchwärmeriſcher Hingebung an ihm, und ihre Briefe an oder über ihn ſprechen den unerſchütterlichen Glauben an ſeine Miſſion aus. Wir werden weiter unten dem Schreiben eines ſolchen Lacher-Enthuſiaſten an Schiller begegnen.

Lachers Mutter war im Dezember 1797, ſein Vater 9 Monate darauf, im Auguſt 1798 geſtorben. Eine Schweſter, Veronika, geb. in Immenſtadt am 5. Dez. 1775, verehelichte ſich mit dem Buchhändler und Buchdrucker Joſef Köſel in Kempten und ſtarb am 30. Jan. 1830; ein älterer Bruder, Joſeph, geb. in Aulendorf am 13. November 1774, ſtarb am

---

[1] Götz von Berlichingen hatte für Lacher eine beſondere Bedeutung. Ein mir vorliegendes Stammbuchblatt unterzeichnete Lacher d. d. Kempten, 30. Sept. 1797, mit „Joh. Lacher Götz von Berlichingen" und dem Denkſpruch: „In allem groß".

[2] Die er in Paris durch Vermittlung des Grafen v. Schlabrendorf perſönlich hatte kennen lernen.

11. Auguſt 1848 als k. k. öſterreichiſcher Gubernialrath und Staatsbuchhalter in Graz. Beide Brüder waren politiſche Antipoden und hielten ſich, ohne irgend einen Briefwechſel, ganz getrennt.

Den Schluß dieſes Lebensabriſſes möge eine Charakteriſtik bilden, die Graf Schlabrendorf in einem humoriſtiſch-ſatiriſchen Briefe vom 20. Pluvioſe XI (8. Februar 1803) Lacher verhielt, als dieſer eine ihm zur Equipirung als Wachtmeiſter en chef überſandte Summe von 300 Livres aus Zartgefühl nicht annehmen wollte: „Ihre alten Schulmaximen mochten allenfalls für den ehrgeizigen Schüler paſſen, aber ich will mich einer jeden Jury gern unterwerfen, ob meine Maximen nicht Philoſophie und Welterfahrung, wie ſie der Schüler Johann Baptiſt unmöglich haben konnte, als Grundlage anerkennen. Bleiben Sie doch nicht ein bloßer Imaginations-Menſch, da Sie wirklich mit einiger aushaltenden Anſtrengung etwas erhabeneres werden können. Sie dünken ſich frei und zuweilen faſt allmächtig, weil Ihre Einbildung keine Zügel annimmt; möchten Sie doch endlich erwachen, und Ihren Sklavenſtand verlaſſen, um ſich und die ganze Welt den beiden einzigen Kräften, Naturgeſetz und Vernunftgeſetz, zu unterwerfen, ohne welche alles willkührlich, mithin unordentlich und höchſtverderblich geleitet wird."

Der oben in Schillers Brief vom 5. Okt. erwähnte Graf Wallſtein (oder Waldſtein, wie ihn Lacher, deſſen Bruder damals Sekretär bei ihm war, in ſeinem „Ueberblick" nennt) war erſt Domherr in Augsburg, dann in Salzburg. Lacher war ihm durch Augsburger Gönnerinnen, eine Frau v. Leutrum und ein Fräulein v. Heisdorf, empfohlen und erhielt von ihm während ſeines Aufenthalts in Salzburg eine anſehnliche Unterſtützung, wie ihm der Domherr auch noch nach Zürich einen Reiſebeitrag von 50 fl. ſandte, um ſo willkommener, als die aus Jena mitgebrachte Baarſchaft faſt ganz zuſammengeſchmolzen war.

278. Cotta an Schiller.

Tübingen 5. Oct. 98. [17. Okt.]

Schon vor 14 Tagen habe ich an Goepfert ſchreiben laſſen, wie viel Exemplare er nach Leipzig und wie viel hieher vom MuſenAlmanach ſenden ſolle?

Böhme hat ſchon längſt die SpeditionsZeddel und darf alſo nur die Auslieferung und Paken nach Eingang der Exemplare von Jena beſorgen.

Goepfert hat mir keine Aushängebogen weiter als Nr. 1 und 2 geſandt und mich alſo um manchen Vorgenuß gebracht.

Es freut mich unendlich, daß Wallenſtein ſo weit vorgerükt iſt — die Anzeige will ich ſogleich nach der Angabe beſorgen; ich denke dreierlei Ausgaben, eine auf das gewönliche Poſtpapier, wovon Sie Proben haben, eine auf fein Schweizer Poſt und eine dritte auf Velin.[1] Der Preis von Rthlr. 2 ord. und verhältnißmäßig für die beſſeren Ausgaben mehr iſt gar nicht zu hoch; ſolche Werke können nicht mit andern gemeſſen werden.

---

[1] Demgemäß kündigte die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung auf dem Umſchlag des IX. St. von Poſſelts Annalen 1798 die Veranſtaltung von dreierlei Drucken an: auf gew. Poſtp. zu 2 Rthlr. ſächſ. oder 3 fl. 36 kr., auf Schweizer Poſtp. zu 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. und auf Velin zu 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr., während die Schiller'ſche Anzeige im Muſenalmanach (S. 214) nur von 2 Ausgaben geſprochen hatte. Es blieb ſchließlich bei zweierlei Drucken: auf holländ. Poſtp. zu 3 fl. 36 kr. und auf Velin zu 6 fl. 20 kr.

An Haſelmajer habe ich geſchriben; ſeine Antwort nächſtens.

Ihr Hr. Schwager hat mir die Freude gemacht, Ihren Spazier-Ritt zu melden. Sie ſollten diß öfters wiederholen.

Herzlichſte Empfelungen ꝛc. J. F. Cotta.

Vergeſſen Sie bei den Theatern nicht: Leipzig, Frankfurt, dann Mannheim, Wien? oder ſoll ich an dieſe ſchreiben?

Goepferdt wurde angewieſen 1572 ord. Papier, 88 Velin an Boehme
350 „ „ 12 „ „ mich per Poſtwagen zu ſenden.

279. Cotta an Schiller.

(Stuttgart, 10. Oct. 98.) [17. Okt.]

Hier Haſelmajers Antwort.[1] Was ſein Markten betrift, ſo darf diß nicht ſtattfinden, ich will ihn hierüber ſchon belehren. Nun iſt der gute Mann noch wegen der Jamben beſorgt, wenn Sie daher Ihre erſte Arbeit, die in Proſa war, nicht mehr haben, ſo, dächte ich, man liſſe ihm das Manuſcript unabgebrochen abſchreiben und dann können es ſeine Theaterkünſtler für Proſa halten.

Er wünſcht ſchleunige Antwort. Eiligſt ꝛc.

J. F. Cotta.[2]

280. Schiller an Cotta.

Jena 19. 8br. 98.[3] $^{27.\ \text{Okt.}}_{30.\ \text{Okt.}}$

Es ſind am 17. October 362 Almanache an Sie abgegangen; weil aber die Umſchläge und Titelkupfer dazu noch nicht parat waren, ſo habe ich nur einſtweilen deren 100 mit der reitenden Poſt nachgeſandt, und morgen gehen die übrigen mit der fahrenden Poſt ab; zehen Titelkupfer ausgenommen, die noch fehlen und die die reitende Poſt nachbringen ſoll. Wenn Sie alſo das heutige Paquet erhalten, ſo müſſen die 100 Decken und Titelkupfer in Ihren Händen ſeyn.

Heute hat Göthe auch ein Paquet für die Expedition der Allgemeinen Zeitung abgeſchickt, er rechnet darauf daß es ſogleich und ohne den Umweg nach Tübingen zu machen, als Beilage abgedruckt und ausgegeben werde. Es iſt berechnet daß es gerade ein Blatt von einem halben Bogen füllen wird.[4]

---

[1] Fehlt.

[2] Cotta's Erwiderungsbrief auf Schillers Schreiben vom 4. Oct., nach dem Empfangsvermerk vom 16. Oct. datirt und am 24. in Jena eingetroffen, fehlt; er enthielt eine Anweiſung auf 252 Laubthaler an Hofrath Schütz. Schiller beantwortete denſelben noch am nämlichen Tage.

[3] Im Schill. Kal. nicht verzeichnet.

[4] Goethe hatte bei Schiller den Gedanken angeregt, der Allg. Ztg. einen Bericht über die neueſten Wallenſteiniſchen Produktionen zu ſenden, um dem Allerwelts-Böttiger die Sache aus den Zähnen zu rücken, und am 6. ihm mitgetheilt, daß eine Vorrezenſion der Aufführung ſowie des Effekts, den Wallenſteins

Ich lege auch ein CalenderExemplar bey, wenn die andern etwa noch nicht angekommen ſeyn ſollten. Göpferdt wollte es auf ſich nehmen, alle Aushängebogen an Sie zu ſenden, aber ſeine Beſtellungen ſind nicht die ſicherſten.

Hrn. Haſelmeyer bitte zu benachrichtigen, daß das Vorſpiel nicht anders als in gereimten Verſen geſpielt werden kann und darf, und daß es eine Schande für jedes Theater ſeyn würde, das ſich vor gereimten Verſen fürchtete, nachdem es in Weimar mit Glück ausgeführt werden. Die zwey andern Stücke kann ich ihm in Proſa ſchreiben und ein wenig proſaiſch ſtiliſieren, damit ſein Wunſch erfüllt wird. Sonſt bleibt es bey meinen Bedingungen.

Den Brief worin ich Sie bitte mir das Honorar für den Almanach baldigſt zu übermachen haben Sie hoffentlich erhalten.

Beilage an meine Mutter bitte gütigſt zu beſorgen. Leben Sie recht wohl. Der Ihrige

S.

281. Schiller an Cotta.

(Jena, 26. Oktober 1798.)[1] 6. Nov.

Nur in zwei Worten melde ich Ihnen heute den richtigen Empfang Ihres Briefs,[2] auf welchen mir Hofrath Schüz auch ſogleich 252 Laubth. baar ausbezahlt, und danke Ihnen verbindlich für dieſe baldige Beſorgung.

Die Rechnungen der Buchbinder und das was für Decken und Kupfer iſt ausgelegt werden ſende ich mit nächſter Poſt. Heute nichts mehr. Ich ſchreibe in größter Eile. Leben Sie beſtens wohl. Ihr

Sch.

282. Schiller an Cotta.

Jena 28.[3] Ocr. 98. 7. Nov. / eod.

Haben Sie die Güte, lieber Freund, die Innlage ſobald es möglich, im Einſchluß an den Herrn Henrichs in Paris, mit dem Sie Geſchäfte haben, an

---

[illegible] gemacht, ſchematiſirt ſei und in einigen guten Stunden fertig werden könne. „Da ich mich einmal auf das Element der Unverſchämtheit begeben habe, ſo wollen wir ſehen, wer es mit uns aufnimmt.“ Nach dem glücklichen Gelingen der erſten Aufführung begleitete Goethe Schiller am 14. Okt. nach Jena und arbeitete dort den Bericht über die Vorſtellung aus, den Schiller durchſah (Sch.-G.-Br. Nr. 534), und der dann in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 7. Nov. 1798 unter der Aufſchrift: „Eröffnung des weimariſchen Theaters. Aus einem Brief“ erſchien, nachdem dieſes Blatt, wie bereits erwähnt, ſchon am 18. Okt. einen vorbereitenden Bericht, ebenfalls von Goethe, gebracht hatte. (Vgl. auch noch Schiller an Körner, 29. Okt.) Goethe kehrte am 21. nach Weimar zurück. Der Aufſatz überſchritt übrigens Schillers Voranſchlag: er füllte [illegible] 5 ½ Spalten über einen halben Bogen.

[1] Im Kal. nicht verzeichnet.

[2] Dieſer Brief fehlt, ſ. S. 322, Note 2.

[3] Im Schill.Kal. vom 29. (Montag).

Hrn. v. Humboldt gelangen zu laſſen.[1] Wollen Sie noch zugleich diejenigen zwey Zeitungsblätter wo Wallenſteins Lager angekündigt und das wo es beurtheilt iſt, an Hrn. v. Humboldt beilegen ſo werden Sie mich ſehr verbinden.[2] Das Paquet ſchicke ich deßwegen unverſiegelt an Sie.

Anbei ſchicke ich auch die Künſtler- und Buchbinder Rechnungen[3] über das bereits fertige. Hr. Böhme hat aber von Leipzig aus geſchrieben daß der Reſt der Auflage hier auch broſchiert werden ſoll. Es ſind daher noch zwiſchen 6 und 700 zurück, welche nicht auf dem Zettel ſtehen. Die Buchbinder habe ich bezahlt. Wenn Sie mir den Betrag dieſer Quittung nebſt noch 24 Rthlr. 9 Gr. für die noch übrig zu broſchierenden Almanache, mithin in allem

171 Rthlr. und 30 Laubth. Reſt vom Honorar
macht zuſammen 218 Rthlr.

im November noch hieher ſenden wollen, ſo iſt mirs lieb.

Für das Exemplar der Propyläen danke ich aufs ſchönſte. Sie nehmen ſich ſehr gut aus. Ich wünſche nun herzlich daß Sie recht viel Glück dabey haben mögen.

Goethes lebhafter Antheil an der Allgemeinen Zeitung muß Sie ſehr erfreuen. Dieſe Ehre iſt noch keiner Zeitung von ihm widerfahren.

Wenn der Wallenſtein druckfertig iſt, ſo mögen ſich die Herrn Schweighäuſer,[4] oder die zwey andern[5] daran verſuchen. Ich zweifle aber, ob er das franzöſiſche Joch ſich wird auflegen laſſen.[6]

---

[1] Den Muſenalmanach für 1799, das Exemplar für Herder gab Schiller Goethe am 23. Okt.

[2] Am 24. Dez. 1798 ſchrieb Karoline v. Humboldt an Schillers Gattin, ſie habe den Auszug aus dem Vorſpiel zum Wallenſtein in der Poſſelt'ſchen Zeitung in einem Pariſer Cabinet de littérature allemande geleſen (Charl. Schiller II, 178). W. v. Humboldt war alſo bis zu jenem Tag noch nicht in den Beſitz der Cotta'ſchen Sendung gelangt, die am 8. Nov. abgieng.

[3] Sie fehlen.

[4] Gemeint iſt der junge Johann Gottfried Schweighäuſer, geb. am 2. Jan. 1776 zu Straßburg, der ſich damals zu Paris befand, um Philologie und Archäologie zu ſtudieren, und bei W. v. Humboldt nach Abgang Fiſchers als Lehrer ſeiner Kinder eingetreten war. Er war ein großer Verehrer von Schiller und Goethe und wünſchte nichts ſehnlicher, als nach Deutſchland zurückzureiſen und Beide „von Angeſicht zu ſehen und anzubeten". Karoline v. Humboldt an Charlotte Schiller, Paris, 24. Dez. 1798 (Charl. Schiller II, 179). Auch mit Cotta, dem er für deſſen Unternehmungen (z. B. für die Flora und das Damentaſchenbuch auf 1799) literariſche Arbeiten lieferte, ſtand er ſchon damals in Verbindung und hatte auf einer Reiſe nach Schwaben im Sommer 1797 deſſen perſönliche Bekanntſchaft gemacht. In einem Schreiben an Cotta aus Paris, 1. Jan. 1799, theilt er dieſem mit, er habe die Stelle bei Humboldt angenommen, da er es äußerſt intereſſant gefunden habe, „mit dieſem liebenswürdigen und in meinem Fach grundgelehrten Manne und mit ſeiner ungemein vorzüglichen Gattin die wichtigſten Länder von Europa zu bereiſen und alsdann in den Zirkel ſeiner Freunde in Weimar und Jena eingeführt zu werden, wo ich, wenn ich irgend eine Anlage zu deutſcher Schriftſtellerey habe, dieſelbe aufs ſchönſte ausbilden kann." Humboldts konnten aber Schweighäuſer nicht mit auf die Reiſe nehmen, da ſich die Ausfertigung eines Paſſes für ihn verzögerte und dieſelben, als er Ende Juni nach Straßburg gieng, um dort die Sache zu betreiben, abreiſen mußten. „Seine Verehrung für Schiller und Goethe iſt wie die Verehrung der Alten gegen die Götter" ſchreibt Karoline v. Humboldt am 25. Nov. 1798 an Charlotte Schiller. Im J. 1810 finden wir ihn als Adjunkt und 1824 als Nachfolger ſeines Vaters in der Profeſſur der griechiſchen Sprache zu Straßburg. Er war auch längere Zeit Bibliothekar und ſtarb am 14. März 1844. Einen Brief von einem Schweighäuſer aus Straßburg verzeichnet der Schill.Kal. am 17. Mai 1799; es iſt wohl eben derſelbe, von dem wir ſprechen. Seine Abreiſe nach Paris erfolgte erſt im Okt. 1798.

Wollen Sie an Herrn Buchhändler Bell in London, in Ihrem Nahmen ſchreiben oder ſchreiben laſſen, daß er den Wallenſtein in Manuſcript haben ſoll, zum Ueberſetzen, wenn er für die 3 Stücke zuſammen 60 Pfund bezahlt, ſo iſt mirs lieb. Aber Sie müßten ihn auf Antwort preſſieren.[3]

Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige

Schiller.

---

283. Cotta an Schiller.

Tübingen 30. Oct. 98. (14. Nov.)

Calender und Umſchläge ſind richtig eingegangen, ſo daß nur noch die 10 Titelkupfer, die nach Ihrem geehrten vom 19 h. nachfolgen, fehlen.

Hrn. Geh. R. Göthe's vortreflicher Aufſaz kan erſt übermorgen erſcheinen, da er beinahe einen ganzen Bogen gibt und deßwegen hier gedrukt werden mußte.[1]

---

[1] Wer die „zwei andern" ſind, ob es franzöſiſche Ueberſetzer Schiller'ſcher Dramen, oder ob es Männer aus Cotta's Bekanntſchaft ſind, die ſich gegen dieſen bereit erklärt, ein Schiller'ſches Schauſpiel zu überſetzen, iſt wohl nicht zu ermitteln. Von Solchen, welche bis dahin Schiller'ſche Stücke ins Franzöſiſche überſetzt hatten und hier in Frage kommen könnten, wären zu nennen: Friedel, welcher 1785 die Räuber übertrug und unter dem Titel Les voleurs in dem 12. Bd. ſeines Nouveau théâtre allemand (Recueil des pièces qui ont paru avec succès sur les théâtres des capitales de l'Allemagne. Paris 1782, 6 vol. und ſpäter zuſammen mit N. de Bonneville 12 vol. Paris 1785) aufnahm, dann J. H. F. La Martelière, von dem 1793 unter dem Titel Robert chef des brigands eine Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung der Räuber erſchien, die ſchon 1792 auf dem Théâtre du Marais in Paris aufgeführt worden war; endlich Auguſt Creuzé, Sekretär der parmeſaniſchen Geſandtſchaft in Paris, der 1795 Les voleurs, tragédie en prose en cinq actes, imitée de l'allemand veröffentlichte. Einen Hrn. Colombine als Ueberſetzers von Kabale und Liebe erwähnt Frid. Stein in ſeinem Brief an Schillers Gattin vom 17. Juni 1795 (Charl. Schiller I, 444). Vgl. Wurzbach, Schillerbuch, marg. 1290—93, und Dr. E. Sachs in Brandenburg in Herrigs Archiv f. XVI. Jahrg. 39. Bd. S. 90.)

[2] Die erſte franzöſ. Ueberſetzung Wallenſteins verſuchte Benjamin Conſtant, Genève, Paschoud, 1809, der die Piccolomini und Wallenſteins Tod in ein 5aktiges Stück in Alexandrinern umarbeitete. Seitdem iſt er vielfach überſetzt, vgl. Conſtant Wurzbach Schillerbuch marg. 1407—1408.

[3] Auf welche Weiſe Schiller in die Verbindung mit Bell kam, die ihm ſpäter ſolchen Verdruß bereitete, iſt zur Zeit wohl nicht zu ermitteln. Der Schiller-Kalender enthält keinerlei Aufſchluß und verzeichnet keinen Brief aus England, der allenfalls ein Verlagsanerbieten Bells hätte enthalten oder mittheilen können. An Nochden als Vermittler des Bell'ſchen Verlagsantrags iſt nicht zu denken, da er mit dem Buchhändler Miller in London, bei dem ſeine Carlosüberſetzung erſchienen war, in Verbindung ſtand, und Schiller bei ſeinen ſchon längere Zeit beſtehenden Beziehungen zu Nochden ſich nicht Cotta's als Mittelmannes bei Bell bedient haben würde. Nochden erwähnt in ſeinen Briefen an Schiller, deren letzter, vom 26. Juli 1798 auf S. 305 mitgetheilt iſt, und auch ſpäter niemals des Buchhändlers Bell. Von [illegible], einem der Hauptverleger der engliſchen Ueberſetzungen und Bearbeitungen Kotzebue's, erſchien im März 1799 ein Proſpect, worin gegen 40 deutſche Dramen angekündigt waren, die heftweiſe nach und nach herauskommen ſollten (N. Teutſch. Merkur 1799. I. S. 372); ſchon 1797 war bei Bell eine Ueberſetzung von Kabale und Liebe unter dem Titel The minister, von M. G. Lewis, erſchienen.

[1] Die Beilagen zur Allg. Ztg. wurden, da die Preſſen in Stuttgart nicht ausreichten, bei Schramm in Tübingen gedruckt. Goethes Aufſatz wurde am 15. abgeſendet, vgl. Schillers Brief an Cotta vom 10. Oct. und folgende Stelle aus einem Schreiben Goethes an Cotta vom Mittwoch 17. Oct.: „Unſer Theater iſt nun eröffnet und ich hoffe Freytag die Nachricht davon Ihnen zuſchicken zu können. Wie ſehr verdient nicht Schillers dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte allgemein gekannt und geſchätzt zu werden. Mit Vergnügen werde ich öfters Beyträge zur allgemeinen Zeitung ſchicken. Erhalten Sie darinn wenigſtens den Schein von Unpartheilichkeit. Man erwartet von einem ſolchen Tageblatt die neueſten Nach-

Haſelmeyer habe ich Ihre Aeuſſerung gemeldet; ſeine Antwort erwarte ich ſo, daß ich ſie diſem Schreiben noch werde beilegen können; wo nicht, ſo folgt ſie ſogleich nach.

Hibei mein GartenCalender[1] nebſt den Hohenheimer Kupfern für Ihre Frau Gemalin, der ich mich aufs beſte empfele ꝛc.

J. F. C.

Goethe an Cotta.

(Weimar am 7 Nov. 1798.) 15. Nov. / 20. Nov.

Die 18 Exemplare Propyläen[2] Erſtes Stück, ſind wohlbehalten angekommen, der Druck nimmt ſich ganz gut aus und ich wünſche dem Werk eine gute Aufnahme. Gegenwärtig bedarf ich keiner Exemplare weiter. Sollte ich künftig einige wünſchen, ſo zeige ich es an.

Nach Straßburg an den jüngern Herrn Schweighäuser[3] und nach Paris an den Bürger Millin[4] ſpediren Sie ja wohl Exemplare, in meinem Nahmen; doch ſuchten Sie wohl dieſen Perſonen auf irgend eine Weiſe das Porto zu erſparen. Italien iſt jetzt ſo unruhig daß dahin gar nicht zu denken iſt. Nach London geben Sie ja wohl einige Exemplare an die dortigen deutſchen Buchhändler in Commiſſion. Es ſoll nun bald über Franzoſen und Engländer und ihre Kunſt hergehen.[5]

Hierbey ſchicke ich abermals Manuſcript zum zweyten Stücke.[6] Ich wünſchte daß der Druck ſo bald als möglich gefördert würde. Das dritte Stück ſoll auch gleich folgen

---

richten und, wie das Übrige eingerichtet iſt, allgemeine Ueberſichten; wie kann man aber dazu ein Vertrauen faſſen wenn ein grenzenloſer, einſeitiger Hang die Verfaſſer verdächtig macht. Habe doch jeder ſeine Meynung, neige ſich doch jeder zu irgend einer Parthey, allein wer zu vielen ſprechen will muß ſich zu mäßigen wiſſen, wie man es in jeder guten Geſellſchaft thut. Ganz anders iſt der Fall der Journaliſten und Zeitungsſchreiber die in Frankreich oder England für dieſe oder jene Parthey arbeiten; wir Deutſchen ſollten aber doch endlich wiſſen was uns frommt. Sehr gerne will ich, wie geſagt, an dieſem Inſtitut Theil nehmen, ſo lange es nicht allzu gewaltſam meinen Geſinnungen und meinen Verhältniſſen widerſpricht. Dann es ließe ſich freylich, wenn man es recht ernſthaft und wacker angriffe, noch gar manches thun, wovon vielleicht künftig mehr."

[1] Für 1799; er enthielt unter Anderm den Beſchluß der Beſchreibung von Hohenheim mit 6 dazugehörigen Kupfern.

[2] So viele hatte ſich Goethe in ſeinem Schreiben vom 16. Juli ausbedungen.

[3] Johann Gottfried Schweighäuser, I. S. 521, Note 4.

[4] Der franzöſiſche Archäolog Aubin Louis Millin, geb. in Paris am 19. Juli 1759, einige Zeit lang Diviſionschef im Bureau des öffentlichen Unterrichts, dann Conſervator des Medaillen- und Antiken-Cabinets der Nationalbibliothek; Herausgeber des Magasin encyclopédique und Verfaſſer einer großen Anzahl Schriften über Archäologie und Münz- und Gemmenkunde. Er ſtarb zu Paris am 14. Auguſt 1818. Millins antiquariſcher Thätigkeit gedenkt Goethe in ſeinen Annalen unter dem Jahre 1797 (Bd. 21 der erſten Ausg. S. 63). In Nr. 114 der Allg. Ztg. vom 24. April 1803 wird in einem Artikel „Deutſche Literatur in Frankreich" der „durch die Verbreitung der ausländiſchen Literatur und die literariſchen Zuſammenkünfte in ſeiner Wohnung in Paris rühmlichſt bekannte" Millin erwähnt, der ſich alle erſinnliche Mühe gebe, ſeinen Landsleuten nicht bloß die deutſche Philologie, ſondern auch die ſchöne Literatur jenſeits des Rheins durch Auszüge und Beurtheilungen in ſeinem Magazin genießbar zu machen.

[5] Die Propyläen brachten nichts über franzöſiſche und engliſche Kunſt; nur im III. Bd. 1. St. S. 171–174 erſchien die Beſchreibung der Verſöhnung der Römer und Sabiner, eines Gemäldes von David, und des Blinden von Gerard.

[6] Die erſte Manuſcriptſendung zum 2. St. war um den 26. Oct. abgegangen, Goethe hatte ſie in ſeinem Brief vom 17. Oct. innerhalb 8 Tagen verſprochen.

Denn es wäre gut wenn wir bis Ostern viere zur Messe brächten, um von mehreren Seiten zu zeigen wo wir hinaus wollen.[1]

Melden Sie mir doch bald, wieviel Sie noch Manuscript zum zweiten Stücke brauchen. Für die überschickten Gartenkalender danken wir bestens. Soviel für heute, nächstens mehr.

G.

Hrn. Joh. Escher im Thalacker zu Zürch bitte auch ein Exemplar in meinem Nahmen zu senden.[2]

284. Cotta an Schiller.

Tüb. 7. Nov. 1798. [16. Nov.]

Ihr gütiges vom 28. Oct. erhalte ich soeben und sende daher mit dem Morgenden Postwagen meine Schuld an Sie ab: nemlich

Rest Honorar	50	Laubthlr.	—
An Buchbinder, Kupferstecher 171 Rthlr. .	105	„	9 Gr.
Für Hrn. Prof. Mejer für 4 Zeichnungen zum MusenAlmanach 98 u 99 4 Carol.	16	„	—
	171	Laubthlr.	9 Gr.

oder fl. 470. 56.

Auf Hrn. Prof. Mejers Rechnung habe ich die 4 Carolin oder 26 Rthlr. für die 4 Zeichnungen sogleich ausgeworfen und bitte nun die ganze Rechnung gütigst quittirt zu remittiren.

Ich frankire das Paket so weit es möglich ist, das übrige Porto notiren Sie mir gefälligst.

Das Päkchen an Humbold gehet mit der morgenden Post ab, da ich gerade etwas an Henrichs zu senden habe; die 2 Zeitungen lege ich bei.

Hrn. Geheime Rat Goethe kan ich nicht genug für seinen Antheil verbunden seyn, den er an der Zeitung nimmt; Sie können wohl denken, daß diß mir auch Hofnung macht, Sie werden dises Institut auch noch beehren. Des Anlasses und Stoffes wäre soviel dazu.

An Bell schreibe ich in meinem Namen: Sie vergaßen mir aber seine Adresse anzugeben, ich hoffe indeß, sie im englischen Catalog zu finden.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.[3]

Matthisen war vorige Woche einen Tag bei mir — er empfilt sich herzlich.

---

[1] Das 2. St. erschien zu Ostern, das dritte Ende Juni 1799.

[2] Die Nachschrift und die Unterschrift ist von Goethe's Hand, das Uebrige dictirt.

[3] Der Schill.Kal. verzeichnet den Eingang zweier weiteren Cotta'scher Briefe am 17. u. 22. Nov., die sich nicht vorgefunden haben.

285. Schiller an Cotta.

Jena 21. Nov. 98. 1 Dez. 6 Dez.

Ich wollte Ihnen heute verſchiedenes ſchreiben, was wegen Wallenſteins noch zu beſprechen iſt, aber Göthe der eben da iſt,[1] unterbricht mich und ich melde alſo bloß den Empfang des Geldes,[2] wofür ich beſtens danke. Meiers Quittung werde ſchicken, ſobald ich ſie erhalte.

Hr. Böhme hat es mit Göpferdt übertrieben. Ueber 1300 Exemplare ſind ſchon um die Mitte Octobers nach Leipzig abgegangen. Die Abſendung der übrigen, welche nun alle ſeit 8 Tagen in Leipzig ſind, haben die Kupferdrucker und Buchbinder verzögert.

Daß Haſelmeier nicht ſchreibt mag wohl daher rühren, daß er die Erſcheinung des gedruckten Wallenſteins abwarten und die 25 Ldors ſparen will. Ich finde, daß mir dieſer Umſtand auch bei andern Theatern im Wege iſt und eben darüber habe ich einen Vorſchlag zu thun, doch davon im nächſten Briefe.

Leben Sie beſtens wohl.

S.

J. W. Lacher an Cotta.

Paris, 2[illegible] Nov. 98 [1. Febr. 1799.]

Unvergeßlicher Cotta!

Wie unendlich lieb es mir auch wäre, Ihnen all die Menge hiſtoriſcher Data en detail zu erzählen, die ſich ſeit unſerm Abſchiede in meiner Lebensgeſchichte zuſammendrängten, ſo iſt es mir doch unmöglich auch nur den kleinſten Schattenriß davon zu geben, da mir izt jede Minute ſo koſtbar wie ein Jahr werden muß! Kurz begnügen Sie Sich nur mit dem Reſultate meines Wageſtückes; Alles gelang mir nach Wunſch; Ihre vortreflichen Empfehlungen machten mich mit den erſten Schweizern bekannt, durch deren Briefe ich ebenſo gut in Paris aufgenommen ward. Hier fand ich Leute, wie ſie gerade für meine gegenwärtige Lage ſeyn müſſen; 6 Monathe bleibe ich hier, indeſſen lerne ich reiten, fechten, zeichnen, exerziren, Mathematic und franzöſiſche Sprache, dann geht es zur Armee. Ich werde mich nun ganz zu dem Manne ausbilden, der ich ſeyn muß, wenn ich meine Jugend-Idee (Sie verſtehen mich doch?) durchſezen will. Doch Silentium! Dieſe wenigen Worte werden hinlänglich ſeyn Sie außer allen Zweifel über meine Lage zu bringen. Einſtens mündlich davon mehr! Ihrer würdigen vortreflichen Frau 1000 Herzensgrüße! Und Sie ſind Sie verſichert, daß ich ewig die Ehre zu ſchäzen wiſſen werde ganz nach der Idee zu ſeyn Ihr wahrer Freund

John Lacher.

Mit Gelegenheit bitte ich beyliegendes Billet an ſeine Behörde zu bringen.

---

[1] Er kam am 21. Nov. und verweilte bis zum 28.

[2] 20. Nov.: ‚Cotta 175 Carolinen'. Schill.Kal. 68.

296. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 6. Dec. 98.) [illegible]

Ihr werthes v. 28.[1] November wolte ich nicht eher beantworten, als bis der darinn angezeigte Nachfolger eintreffen würde; da aber Haſelmajer indeſſen geſchriben hat, ſo beeile ich mich Ihnen diß zu ſenden.[2] Ich ſchrib ihm, daß wegen eingetrettenen Umſtänden der Druk ſchwerlich vor Einem Jahr beginnen werde; denn ſo ſehr ich auch mit Ungeduld diſem entgegen ſehe, ſo könte ich es doch nicht ertragen, wann Ihr Intereſſe darunter leiden ſolte, und das wäre unter diſen Umſtänden doch der Fall. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Hat Goethe ſeinen Fauſt nicht geendet? Gedenken Sie doch meiner ſtets bei ihm.

297. Schiller an Cotta.

Jena 16. Dec. 98. 20 Dez. empf.

Der verſprochene Nachfolger meines lezten Briefs hieng von zwey andern Theaterbriefen ab, die ich noch erwartete, und die nicht kamen, darum iſt er ſo lange verzögert worden.

Es iſt allerdings ein beträchtlicher Geldverluſt für mich, wenn der Wallenſtein auf Oſtern erſcheint, und da ich weiß daß Sie mir dieſen gern erſparen, ſo rechne ich auf Ihre freundſchaftliche Nachgiebigkeit. Ich habe Iffland, der mir 60 [illegible] für die drei Stücke giebt,[3] ſchon vorläufig wegen des Druks zu beruhigen geſucht, jedoch in unbeſtimmten Ausdrücken. Die Theater zu Franckfurt,[4] Wien und Grätz[5] haben ſich auch ſchon darum gemeldet, und ich bin gewiß, daß auch die Hamburger, Leipziger und Breslauer das Manuſcript verlangen werden ſobald die verzögerte Herausgabe bekannt wird. Gegen eine ſolche Abänderung kann das Publicum mit Grunde nichts einwenden, ſobald man ihm die Urſache nehmlich den Wunſch und das Intereſſe der Theaterdirectionen ehrlich angiebt. Es fragt ſich nun welcher Termin zur Herausgabe beſtimmt wird. Ich dächte unmaßgeblich das Neujahr 1800. Bis Oſtern 1800 zu warten iſt nicht nöthig der Theater wegen, aber ein früherer Termin wie Michaeli 1799 würde den Theatern zu kurz ſeyn. Wenn Sie mit dieſem Vorſchlag zufrieden ſind, ſo ſoll es unabänderlich dabey bleiben, und ich werde Ihre Geſinnung daraus abnehmen, daß Sie innliegendes Inſeratum in die allgemeine Zeitung ſetzen.[1] Wenn ich es darinn finde, und nicht eher, will ich dann bei den Theatern die Verfügungen treffen.

---

[1] Von Cotta [illegible] für 18.

[2] Haſelmayers Brief fehlt.

[3] Vgl. Ifflands Brief an Schiller vom 7. Nov. 1798 in [illegible] Stuttgart, [illegible] [illegible] Schillers [illegible] Ifflands wegen des Drucks beruhigt, iſt nicht mitgeteilt, denn der Brief vom 16. Dez. [illegible] Schreiben Ifflands vom 18. Dez., worin dieſer den Empfang von Wallenſteins Lager [illegible] Vgl. Seite 331. Note 2.

[4] Vgl. [illegible] Nr. 367.

[5] Von [illegible] Domaratius, dem Direktor des Theaters zu Grätz, war nach dem Schillerkalender am 25. Dec. ein Brief eingetroffen. J. B. Domaratius, ein geborner [illegible], debütierte nach [illegible] Theaterleitung in Weimar, II. [illegible], am 26. März 1788 auf dem Weimarer Theater, [illegible] Oſtern 1791 ab, ward wieder engagiert und debütierte am 25. Mai 1791. Er spielte in Oper und [illegible] jugendliche Liebhaber; [illegible] in ſeinem Tagebuch einen [illegible] Rollen in Goethe'ſchen und Schiller'ſchen Stücken [illegible] Oſtern 1793 von der Weimarer Bühne [illegible] im Jahr 1794 als Mitglied des [illegible] auf, von wo er ſich nach Wien [illegible] und 1797 die [illegible] Direktion des Theaters in Grätz [illegible] Im Jahr 1811 legte er die Bühnenleitung nieder und lebte nach einer [illegible]

Zugleich aber iſt es billig, daß ich Ihnen die Ihnen noch zu zahlende Summe von jezt an ordentlich verintereſſiere oder zurückzahle, denn da ich durch den Aufſchub des Drucks an Einnahme gewinne, Sie aber durch die Ruhloſigkeit Ihres vorgeſchoßnen Capitals verlieren, ſo verſteht ſich jenes von ſelbſt, und Sie nehmen mir eine Laſt vom Herzen, wenn Sie mich hierinn bloß mercantiliſch behandeln. Einen Theil der Summe kann ich hoffentlich in einigen Monaten von den TheaterEinnahmen an Sie zurückzahlen.

Bei Haſelmeiern iſt nun weiter kein Schritt mehr zu thun. Es iſt ein intereſſierter kleinlicher Menſch wie ich ſehe, dem ich nun gute Luſt hätte den Preiß zu erhöhen wenn er ſich noch einmal um das Stück melden ſollte.

Göthe hat an ſeinem Fauſt noch viel Arbeit eh er fertig wird. Ich bin oft hinter ihm her, ihn zu beendigen und ſeine Abſicht iſt wenigſtens, daß dieſen nächſten Sommer geſchehen ſoll. Es wird freilich eine koſtbare Unternehmung ſeyn. Das Werk iſt weitläuftig 20—30 Bogen gewiß, es ſollen Kupfer dazu kommen, und er rechnet auf ein derbes Honorar. Es iſt aber auch ein ungeheurer Abſatz zu erwarten. Es wird gar keine Frage ſeyn, daß er Ihnen das Werk in Verlag giebt, wenn Ihnen die Bedingungen recht ſind, denn er meint es ſehr gut mit Ihnen. Nächſter Tag erhalten Sie auch einen neuen Beytrag von Ihm zur allgemeinen Zeitung.[2] Sobald ich nur erſt die Theater mit-

---

bei Hrn. J. G. [illegible] in Nürnberg, [illegible] [illegible]

[1] Daſſelbe findet ſich in der Nr. vom Freitag, 28 December, [illegible] [illegible] „Wallenſteins Lager, die Piccolomini und Wallenſteins Tod, [illegible] [illegible] J. G. Cotta'ſche Buchhandlung." [illegible] [illegible] „Minna"

[2] Siehe „[illegible]" [illegible]

meinem Wallenſtein verſorgt habe, ſollen Sie auch von mir Beiträge zur Zeitung erhalten.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Mad. Cotta ſowie ich aufs beſte. Ihr

Sch.[1]

Iffland an Schiller

(Berlin, 12. Januar 99.)[2]

Den innigſten Dank, für alle eingeſandte Herrlichkeit! Eine große Herrlichkeit iſt es. Ich kann nicht von dieſem allmächtigen Bilde wegkommen! Welch ein Genuß! Welche Kraft und Wahrheit! Es iſt wie der Friede Gottes, über alle gewöhnliche Vernunft! —

Soll ich Octavio ſein, oder wollen Sie lieber, daß ich Gordon ſei?[3] Oder Buttler? Sagen Sie mir gütig darüber ein Wort. In der That, Fleck als Wallenſtein, wird Viel ſein!

Gruß und Verehrung

Iffland.

---

238. Cotta an Schiller

(Tübingen 5. Febr. 99.) [11 Febr.]

In der Anlage die Fortſezung unſerer Journale. Ich kan mich gar nicht darein finden, daß unſre wirklichen Verhältniſſe die Correſpondenz nicht nothwendig macht und daß ich alſo das Vergnügen, von Ihnen Briefe zu leſen, ſo ſo lange entbehren muß.

Wir ſind gegenwärtig wieder in großen Sorgen wegen des Ausbruchs des Kriegs,[4] deſſen Folgen dißmal, für Schwaben wenigſtens, unberechenbar ſind.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich mit der Meinigen.

Mit bekanter unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

Nr. 234 u. 236. Goethe wollte dieſe Beurtheilung anfänglich der Allg. Ztg. zuwenden [illegible] vom 27. Febr. [illegible] in Goethe's Briefen an Eichſtädt, [illegible] Die Aufforderung an Cotta zur Aufnahme in die Allg. Ztg. geſchah am 24. Dez. 1798 mit folgenden Worten: „Ich überſende einen kleinen Beytrag zu der allgemeinen Zeitung und wünſche daß Sie ihn zweckmäßig finden mögen. [illegible] welche bey einem ſo deutlich geſchriebenen Manuſcript, mit weniger Aufmerkſamkeit, [illegible]" Die zweite Beurtheilung [illegible] erſchien 1799 in [illegible] der Allg. Ztg. vom 12. Jan.

[1] Cotta's Antwort auf dieſen Brief, vom 30. Dez. datirt, fehlt, ebenſo ein anderer Brief, der laut Schillers Kal. am 5. Febr. in Jena eintraf.

[2] Schiller hatte am 30. Nov. 1798 das Lager und am 24. Dezember die Piccolomini an Iffland geſchickt. Obiger Brief iſt Ifflands Empfangsanzeige. Schillers Antwort darauf, vom 25. Jan., findet ſich in Teichmanns Nachlaß S. 165 mitgetheilt.

[3] Schiller hatte in ſeinem Brief vom 24. Dez. Gordon als eine [illegible] Rolle bezeichnet, für die ein guter Schauſpieler aufgeboten werden müſſe.

[4] Auf dem Friedenscongreß zu Raſtatt hatten die franzöſiſchen Bevollmächtigten am 2. Jan. von der Reichsdeputation Erklärungen über den Eintritt ruſſiſcher Truppen auf Reichsgebiet verlangt und am [illegible] Januar an Oeſterreich das Ultimatum geſtellt, daß ſie in Galizien und Mähren einmarſchierten ruſſiſchen Truppen das kaiſerliche Gebiet räumen müßten.

269. Schiller an Cotta.

Jena 10. Febr. 99. 11. Febr. / 22. Febr.

Es däucht mir eine Ewigkeit, daß ich Ihnen, wertheſter Freund, nicht geſchrieben habe, aber wenn ich Ihnen melde, daß ich die vergangenen zwey Monate mich abgequält habe um die Piccolomini auf die Bühne zu bringen und 5 Wochen in Weimar zugebracht habe, um die Repräſentation des Stücks auf daſiger Bühne ſelbſt zu dirigieren, ſo werden Sie mich entſchuldigen.[1] Das Stück iſt nun geſpielt, es hat allgemeinen Beifall erhalten, alles ſpricht davon und ich kann mich der gewünſchten Wirkung erfreuen. In einigen Tagen erhalten Sie von Göthen eine ausführliche Nachricht davon für Ihre Zeitung.[2]

Die Nachricht, die Sie mir von dem Buchhändler Bell geben,[3] iſt mir ſehr angenehm geweſen. Wir wollen ihm fürs erſte das Vorſpiel und alsdann das Manuſcript der Piccolomini ſenden, ſchreiben Sie ihm das. Nur bitte ich, daß Sie immer in Ihrem Nahmen handeln. Das Manuſcript des Vorſpiels lege ich ſogleich bei.[4]

Die [illegible] habe erhalten und danke verbindlichſt dafür. Die Zeit kommt nun heran, wo ich Sie bald wieder ſehe, ich freue mich herzlich darauf. Leben Sie recht wohl, an Madame Cotta die freundlichſten Grüße von uns beiden. Ganz der Ihrige

Schiller.

---

272. Schiller an Cotta.

Jena 19. Febr. 99.[5] 6. März / 8. März

Haben Sie doch die Güte lieber Freund mit erſter Poſt 5 Carolin an den Herrn Baumeiſter Hölzel zu Mannheim im Materialhof wohnhaft in meinem Nahmen zu übermachen. Jene Leute haben mir vor 14 Jahren bei meinem Aufenthalt in Mannheim weſentliche Dienſte erzeigt,[6] jetzt hat ſie der Krieg aus dem Wohlſtand in Noth und Dürftigkeit verſezt und ſie brauchen Hülfe, ſchnelle Hülfe. Ich kann von Ihrem Herzen erwarten, daß Sie meinen Wunſch aufs bäldiſte erfüllen werden. Die fahrende Poſt welche Geld von hier nach Mannheim mitnimmt, geht erſt in 4 Tagen ab, und noch dazu höre ich, daß die Poſten des Waſſers wegen ſehr unrichtig gehen, darum wollte ich lieber dieſen Weg der Zahlung erwählen.

---

[1] Schiller reiſte am 4. Januar nach Weimar, wo am 30. zum Geburtstag der regierenden Herzogin Louiſe die erſte Aufführung der Piccolomini ſtattfand. Am 6. Februar war die zweite Vorſtellung, und am 7. kehrte er in Begleitung Goethe's nach Jena zurück.

[2] Sie erſchien in den Nrn. 84—90 der Allg. Ztg. vom 25. bis 31. März 1799. Nach Schillers Brief an Körner vom 8. Mai 1799 haben Goethe und Schiller den Bericht in Gemeinſchaft abgefaßt. Vgl. auch [illegible] Nr. [illegible] und [illegible] und Hempels Schillerausgabe XV, 772 f.

[3] In einem [illegible] verloren gegangenen Briefe.

[4] [illegible] S. 72 unter dem Datum 11. Febr.

[5] Im Schill.-Kal. vom 19.

[6] Schiller bewohnte [illegible] während ſeiner Anſtellung in Mannheim bei dem Bau- (oder Zimmer-) Meiſter Anton Hölzel, der den Dichter hoch verehrte und deſſen Frau ſich mütterlich um ihn und ſein Wohlſein annahm. Als Schiller im letzten Jahre ſeines Aufenthaltes daſelbſt, um die Mitte Novembers, in Folge ſeiner Schuldverhältniſſe in eine höchſt peinliche Lage gerieth — der Bürge ſeiner Stuttgarter Schuld war, von den Gläubigern [illegible] gedrängt, nach Mannheim geflohen und dort verhaftet worden — war es Anton Hölzel, der dem Dichter aus der Noth half und die erforderliche Summe von

Auf den September werden Sie die Güte haben, dieſelbe Summe noch einmal gegen einen Schein von mir an Hrn. Hölzel auszuzahlen.

Uebermorgen folgt Göthens Anzeige der Piccolomini.[1] Geben Sie Ordre in Stuttgardt, daß ſie gleich gedruckt werde. Nur darum bitten wir beide, daß die angeführten Stellen durchſchoſſen gedruckt werden, weil die aus Wallenſteins Lager ſich nicht gut dem Auge darſtellten.[2]

Wir Grüßen Sie und Ihre liebe Frau aufs beſte. Werden Sie Madame Cotta dißmal nicht mitbringen? Sie ſollte uns recht ſehr willkommen ſeyn. Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.[3]

---

791. Cotta an Schiller.

Tübingen 22. Febr. 99. [1 März]

Es hat mich herzlich gefreut, von Ihnen wieder etwas zu ſehen. Ich habe ſogleich auf Ihr gütiges vom 10ten an Bell geſchrieben, und werde wie bisher die ganze Verhandlung in meinem Namen beſorgen.

Auf Göthe's Anzeige von Piccolomini freue mich auſſerordentlich.

Wir ſind wenigſtens auf einige Zeit dem Sturm wieder entgangen, der uns bedrohete.

Ich freue mich unendlich, Sie und Ihre Frau Gemalin nun bald zu ſehen; ich hoffe Ihre liebe Jugend ſeye recht wol.

Laſſen Sie Ihnen beiden uns beide beſtens empfelen ſeyn. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Darf ich um Abgabe der Beilage bitten!

[illegible] beſchaffte (Streicher, Schillers Flucht, S. [illegible]). Der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 10. Febr. [illegible] den Einlauf eines Briefs der Frau Hölzel, worin dieſe bei Schiller um eine Unterſtützung nachſucht. [illegible] aus dieſem Schreiben veröffentlichte Palleske im II. Bd. ſeiner Schillerbiographie (5. Aufl. S. 577). Frau Hölzel dankte in einem Brief, der am 21. März in Jena ankam.

[1] Dieſelbe gieng laut Schill.Kal. am 24. Febr. ab.

[2] Dieſer Anordnung iſt beim Abdruck entſprochen.

[3] Die Antwort Cotta's auf dieſen Brief, vom 5. März datirt und am 13. in Jena eingetroffen, fehlt ebenſo, wie Schillers Schreiben vom 22. Febr., mit welchem er den Bericht über die Piccolomini für die Allg. Ztg. begleitete.

292. Cotta an Schiller.

Tubingen, 11. Merz 99. [22. März]

Zu meinem groſſen Vergnügen erhielt ich Ihr gütiges mit Goethe's Beitrag für die Zeitung — ich habe ſogleich nach Stuttgart geſchrieben, damit Druk und Einrichtung ganz Ihren Beifall erhält. Ich war ſelbſt mit Wallenſteins Lager Abdruk nicht zufrieden, allein es war zu ſpät zu helfen.

Wir leben wirklich in Sorgen wegen der Zukunft, doch ſind wir von Einquartirungen frei, da ſich die Armee mehr im Schwarzwald lagert und gegen die Schweiz anlehnt.[1] Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

293. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 5. April 1799.) [nicht vor.]

Im Begriff nach Leipzig abzureiſen, will ich Ihnen, ſchäzbarſter Freund, nur meine Freude bezeugen, Sie nun bald, wahrſcheinlich am Abend vor Himmelfarth,[2] zu ſehen.

Darf ich um baldige Abgabe der Inlage bitten — ſie hat Eile —

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfielt ſich

J. F. Cotta.

Goethe an Cotta.

(Jena am 16. April 1799.)[3] 26. Mai / 10. Juni

Die abgedruckte Anzeige der Piccolomini iſt endlich auch zu uns gekommen. Da noch niemand über das Stück öffentlich etwas geäuſſert hat, ſo ſind wir noch immer die erſten und der Verzug, zu dem Sie ſich genöthigt fanden, hat weiter nicht geſchadet.

Hier folgt denn nun auch die Anzeige der Propyläen.[4] Das dritte Stück haben wir ſo gut als möglich war ausgeſtattet.[5] Jedem Stück wird es künftig an einem kleinen

---

[1] Nachdem am 15. Febr. der Termin, den das franzöſiſche Direktorium zur Erklärung über ſeine Anfrage wegen der ruſſiſchen Truppenmärſche anberaumt hatte, verfloſſen war, gieng Jourdan am 1. März bei Straßburg über den Rhein. Der erſte Zuſammenſtoß mit der öſterreichiſchen Armee unter Erzherzog Karl fand am 21. März an der Oſtrach ſtatt, dem am 25. die Niederlage der Franzoſen bei Stockach und ihr Rückzug auf das linke Rheinufer folgte.

[2] Die auf den 2. Mai fiel.

[3] Der Brief traf Cotta, der ſchon zur Meſſe abgereiſt war, nicht mehr in Tübingen.

[4] Abgedruckt in Nr. 119 der Allg. Ztg. vom Montag, 29. April 1799, S. 512–514 in $4\frac{1}{2}$ Spalten. Goethe hatte ſie ſchon am 14. Dez. angekündigt: „Wenn Herr Böttiger, wie ich feſt vermuthe, die Anzeige der Propyläen ablehnt, ſo würde ich allenfalls wohl ſelbſt eine machen; allein freylich müßte es auf eine Weiſe geſchehen, wozu ſich der Herausgeber bekennen dürfte und würde überhaupt nicht im Stande ſeyn, ſie in dieſem Jahr zu liefern."

[5] Die erſten beiden Stücke wurden von Cotta in Tübingen, die folgenden auf Goethe's Wunſch (Briefe an Cotta vom 7. u. 10. Dez. 1798), Redaktion und Druck bequemer beiſammen zu haben, von Gädicke in Weimar gedruckt.

Gedicht nicht fehlen.[1] Der Halbroman, der fürs vierte Stück verſprochen iſt,[2] wird das Intereſſe in ein breiteres Publikum ſpielen.

Was den ausgeſetzten Preis betrifft[3], ſo wünſchte ich daß Sie Ihre Stuttgarder Künſtler zur Concurrenz aufmunterten. Die Sache ſieht jetzt klein aus, doch kann ſie, wenn der Anfang gelingt, und ein Paar Dutzend Zeichnungen eingeſendet werden, künftig für Kunſt und Künſtler bedeutend werden. Wie ich mündlich bald das mehrere mitzutheilen hoffe.

Von den 30 Ducaten liegt der größere Theil ſchon, ſchön gerändert, parat, doch kann ich hoffen daß Sie auch einen Beytrag thun werden. Da Sie nicht allein das Gute gern mit befördern helfen ſondern auch die weitere Verbreitung der Propyläen, welche durch dieſes Mittel bewirkt werden muß, gewiß erwünſcht finden.

Wallenſtein wird den 20ten in Weimar aufgeführt und wir hoffen Sie nun bald daſelbſt oder in Jena zu ſehen, wo es mancherley abzureden geben wird. Der ich recht wohl zu leben wünſche.

Goethe.

Gegenüberſtehende bedeutende und überraſchende Neuigkeit können Sie in die allgemeine Zeitung einrücken laſſen.[4]

294. Schiller an Cotta.

Weimar[5] 13. April 99. $\frac{\text{20. April}}{\text{6. Mai.}}$

Das Arrangement das ich mit dem dießjährigen Almanach gemacht, veranlaßt mich, Ihnen dieſen Brief noch auf die Meſſe nach Leipzig zu ſchreiben.

[1] Vgl. S. 290, A. 1.

[2] In der eben erwähnten Anzeige in der Allg. Ztg. war angekündigt, man werde, um die billige Forderung der Leſer zu befriedigen, gelegenheitlich auch auf eine bequeme Weiſe unterhalten zu werden, im vierten Stück wahrſcheinlich einen kleinen Kunſtroman in Briefen vorlegen, der einen Sammler mit ſeiner Familie darſtellt, wobei dann die verſchiedenſten Liebhabereien und Neigungen zur Sprache kommen und von den verſchiedenſten Seiten dargeſtellt erſcheinen." Vgl. „Der Sammler und die Seinigen", Propyl. II. Bd. 2. St. S. 26–122. In der buchhändleriſchen Anzeige dieſes Stücks in der Beil. zu Nr. 208 der Allg. Ztg. vom 28. Juli 1799 lautet der Titel: „Der Sammler und die Seinigen. Ein Halbroman". Die erſte Hälfte ſchickte Goethe am 27. April zur Preſſe, die zweite beendete er am Pfingſtfeſt, den 12. Mai (Schill.-Br. Nr. 461, Riemer, Briefe u. S. 73). Das fertige Heft ſandte er am 19. Juni an Schiller.

[3] Das neueſte Stück, das erſte des 2. Bd., enthielt ein Preisausſchreiben für Maler und Bildhauer; der aufgegebene Gegenſtand war Venus, die dem Paris die Helena wieder zuführt. Der Preis beſtand in 20 und 10 Ducaten für die zwei beſten Kunſtwerke. Es liefen 9 Zeichnungen ein, von denen die des Malers Ferdinand Hartmann aus Stuttgart den erſten, die des Heinrich Kolbe aus Düſſeldorf den zweiten Preis erhielt (Nr. 123 des Intelligenzbl. d. A. L. Ztg. von 1799, und Prop. III. Bd. 1. St. S. 170–[illegible]).

[4] Die Einſendung iſt außer allem Zweifel die in Nr. 112 der Allg. Ztg. vom Sonntag, 21. April, S. 479 als Originalmittheilung bezeichnete kurze Notiz über einen neuen Incidenzfall in der Fichte'ſchen Angelegenheit. Sie lautet:

„Teutſchland. * Fichte hatte dieſen Winter bei ſeinen Vorleſungen über Logik und Metaphyſik 200 regelmäßige Zuhörer, und es kamen noch ſo viele außerordentliche hinzu, daß ihrer oft gegen 400 waren. Itzt haben ſich mehrere Hundert zu einer Bittſchrift unterzeichnet, daß es Fichten doch erlaubt ſeyn möchte, dieſen Sommer noch zu leſen, weil viele ſeinetwegen nach Jena gekommen, oder ſeinetwegen dort geblieben ſeyn. Ob indeſſen dies zugeſtanden werden, und ob auch dann Fichte ſelbſt ſich darauf einlaſſen möchte, wird gleich ſehr bezweifelt. — Ueber die ganze Dienſtentlaſſungsgeſchichte hängt noch ein dichter Schleyer, an falſchen oder einſeitigen Vorſpiegelungen fehlt es einſtweilen nicht, wie leicht zu erachten. Hoffentlich aber werden über dieſe Sache, bei welcher es augenſcheinlich auf weit mehr als auf das Wohl einer Privatperſon ankommt, bald aktenmäßig genaue Nachrichten geliefert werden können."

[5] Schiller war mit Goethe, der am 21. März nach Jena gekommen, am 9. April nach Weimar gereiſt, um den Vorproben und der Aufführung von Wallenſtein anzuwohnen. Am 15. wurde das Lager,

Ich habe ein kleines epiſches Gedicht, von der Größe wie Göthens Hermann und Dorothea, und von ſehr großem Intereſſe, erhalten, welches ganz dazu qualifiziert iſt, den Innhalt unſers neuen Almanachs abzugeben. Es ſoll ganz allein darinn erſcheinen, und Göthe wird es mit einem darauf bezughabenden kleinen Einleitungsgedichte, ich aber mit einer Vorrede begleiten, vielleicht auch noch einige kleinere Gedichte anhängen.[1]

Damit aber dem Almanach die Mannichfaltigkeit nicht fehle, ſo haben wir ausgemacht, das Gedicht mit 4 Kupfern, außer dem Titelkupfer zu begleiten. Meier macht die Zeichnungen[2] und hat bereits bei dem Kupferſtecher Böttcher angefragt, ob und unter welchen Bedingungen er den Stich übernehmen könne. Dieſer fodert 30 Rthlr. für den Stich.

Sie ſollen nicht mehr Auslagen dafür haben als für den vorhergehenden Almanach, und bezahlen alſo ſoviel Honorar weniger als die vier Kupfer, außer dem Titelkupfer, koſten.

Böttcher will bald eine Reſolution haben, Sie können es alſo, da er in Leipzig ſich aufhält, mündlich mit ihm abthun.

Mir iſt dieſes ſo glücklich eintreffende Gedicht doppelt willkommen geweſen, da Göthe, wegen einer großen Arbeit die er unter Händen hat,[3] dieſes Jahr für den Almanach nicht viel hätte thun können, und ich ſelbſt theils um etwas für die Propyläen thun zu können theils um eine neue Tragödie noch für dieſen Winter fertig zu machen,[4] ſehr froh bin dieſen Sommer frey zu ſeyn.

Leben Sie recht wohl und laſſen Sie mich Ihre Ankunft in Jena wiſſen. Ich bin gegenwärtig in Weimar und reiſe erſt am 23ſten nach Jena zurück,[5] weil der Wallenſtein am 20ſten und 22ſten hier gegeben wird.

Meine Frau grüßt Sie aufs beſte. Haben Sie zugleich die Güte mir die

---

am 17. die Piccolomini und am 20. zum erſten Mal Wallenſteins Tod gegeben, der am 17. März vollendet worden war. Schillers Brief an Cotta wurde durch den Weimariſchen Buchhändler Gädicke nach Leipzig beſorgt. (Schill.Kal. S. 75 unterm 13. April: „An Cotta durch Gädicke“.)

[1] Das epiſche Gedicht ſind die „Schweſtern von Lesbos“, von Amalie v. Imhof, die Goethe erſt an Vieweg, den Verleger von Hermann und Dorothea, verhandeln wollte, um dadurch der Verfaſſerin eine bedeutende Geldſumme zuzuwenden. Schiller aber, der ſich für den nächſten Muſenalmanach jede weitere Laſt abbürden wollte, beſtimmte ſie für dieſen. Goethe bemühte ſich mit deren Durchſicht und Verbeſſerung; als er aber ſah, daß das Gedicht doch zu wenig Maſſe mache und nicht in die Breite wirken werde, erſuchte er Schiller am 17. Aug., noch etwas von dem Seinigen beizuſteuern und auch von Anderen, Steigentesch, Matthiſſon das Mögliche beizubringen. Schiller lieferte den Spruch des Konfucius, die Erwartung und das Lied von der Glocke. Die beabſichtigten einleitenden Beigaben der beiden Freunde kamen nicht zu Stande. Goethe hatte die Idee zu einer Elegie, ähnlich jener über Hermann und Dorothea. „wenn mir die Ausführung gelingt“ ſchrieb er am 27. März an Meyer, „ſo können wir ſie als poetiſche Vorrede vor das Gedicht legen und dadurch eine gute Wirkung hervorbringen“. Aber die Productionsſtimmung hatte ihn dieſen Sommer verlaſſen, und er gab überhaupt nichts in den Almanach. Von Matthiſſon und Steigentesch enthält derſelbe je ein Gedicht.

[2] Goethe's Brief an H. Meyer vom 27. März 1799 in Riemers Briefen, S. 71.

[3] Die Achilleis.

[4] Schiller begann am 26. April den Prozeß der Maria Stuart zu ſtudieren. Er hatte zwar ſchon im März 1783 in Bauerbach an dieſen Stoff als einer dramatiſchen Behandlung fähig gedacht, ihn aber wieder zurückgelegt. (Briefw. mit ſ. Schweſter Chriſtophine ꝛc. S. 10. 31 u. 37.)

[5] Vgl. den folgenden Brief.

Poetiſche Kunſt des Ariſtoteles, überſetzt von Buhle[1] und Euripides Tragödien nach der neueſten Ausgabe von Beck[2] in 3 Bänden mitzubringen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

---

295. Schiller an Cotta.

Jena 25. April 99.[3] (25. April)

In dieſem Augenblick lange ich wieder in Jena an, und eile Sie davon zu benachrichtigen, Göthe wird den erſten, ſpäteſtens zweiten Mai auch hier ſein.

Sollte Iſland gegenwärtig ſich in Leipzig befinden, ſo haben Sie die Güte ihn zu fragen, ob er die bewußten 60 Fridrichsd'ors nicht an Sie auszahlen wolle. Er wollte mir dieſelben in der Meſſe ſchicken, und ich weiß nicht, ob er deßhalb ſchon Verfügung getroffen.[4]

Leben Sie recht wohl. Wir freuen uns ſehr, Sie zu ſehen. Ihr

S.

---

296. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 17. Mai 1799.) (27. Mai)

Mit der angenemſten Rukerinnerung an die in Jena genoſſenen Freuden kehrte ich zurük, und wiederhole Ihnen und Ihrer Fr. Gemalin den herzlichſten Dank für die mir erwieſene Freundſchaft und Gewogenheit.

Von Bell traf ich einen Brief an, worinnen er mich erſucht, Wallenſtein einſtweilen in Abſchrift zu ſenden — möchten Sie mir daher Piccolomini recht bald zukommen laſſen, damit ich einſtweilen diſe mit Wallenſteins Lager ihm kan abſchiken laſſen. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.[5]

---

[1] Ariſtoteles über die Kunſt der Poeſie. Aus dem Griechiſchen nebſt Thomas Twinings Abhandlung über die poetiſche und muſikaliſche Nachahmung. Aus dem Engliſchen von J. Gottlieb Buhle. Berlin, Boß 1798. 8. (Früher hatte Schiller ſich der Curtius'ſchen Ueberſetzung von Ariſtoteles Dichtkunſt bedient, vgl. S. 140, Note 3.)

[2] Euripidis Tragoediae etc. ex Edit. Barnesii rec. Sam. Musgrave, nunc recusae et auctae appendice, observat. a variis doctis viris collect. (Cur. Chr. D. Beck et S. Morus.) Leipzig, Schwickert. 1778—88. III Voll. 4 maj. Eine neuere Ausgabe von Beck kam 1792 in Königsberg heraus, von der aber nur ein Band erſchien. Für Schiller hatte die lateiniſche Ueberſetzung des Barnes in dem Leipziger Nachdruck der Musgrave'ſchen Ausgabe als Original bei ſeinen Ueberſetzungen aus Euripides gedient, [illegible] II, 52, [illegible] 85 f. GS VI, 129—226.

[3] Cotta's Brief aus Leipzig, der am 20. April in Jena eintraf, iſt verloren.

[4] Schiller hatte am 18. Febr. Iffland gebeten, das Geld einem auf die Leipziger Meſſe reiſenden Buchhändler mitzugeben (Teichmanns Lit. Nachl. S. 209). Wie aus Schill.Kal. S. 78 hervorgeht, brachte Göthe das Geld von Iffland mit (4. Mai: Cotta hier geweſen. 60 [illegible] von Iffland"). Schillers Quittung iſt im Schiller-Album der Allg. Deutſch. Nat.-Lotterie, Dresden 1861, S. 49, ſowie GGP Nr. 139 veröffentlicht.

[5] Ein ſpäterer Brief Cotta's, den Schiller am 5. Juni empfing, fehlt.

G. H. Gieſe in London an Schiller.

London den 28ſten May 1799. [11. Juni]

Wolgeborener Herr! Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn die in dieſem Briefe enthaltene Bitte bey Ihnen eine günſtige Aufnahme fände. Sie betrifft die Erhaltung der drey Schauſpiele über Wallenſteins Leben, welche Sie der öffentlichen Bühne kürzlich mitgetheilt haben. Meine Abſicht nemlich iſt, von dieſen Schauſpielen durch meine hieſigen litterariſchen Freunde eine Ueberſezung zu beſorgen und ſie dann der hieſigen Bühne anzuvertrauen. Da ich aber höre, daß dieſe Schauſpiele bis jezt nur in Manuſcripte vorhanden und alſo nicht ohne Ihre gütige Bewilligung und Beyſtand zu erhalten ſind, ſo wende ich mich deswegen an Sie, um mir die Vergünſtigung zu einer Copie oder ein Exemplar ſelbſt zu erbitten. Daß durchaus kein Mißbrauch von Ihrer Güte gemacht werden und kein Menſch das deutſche Original weder ſehen noch aus meinen Händen erhalten ſoll, dies iſt eine feyerliche Zuſage welche ich bey ſo manchen ſchlechten Beyſpielen hinzufügen muß. Vielleicht, daß meine Bitte um die frühere Erhaltung dieſer Werke Sie befremdet; aber laſſen Sie mich hier hinzuſezen daß eben dadurch vielleicht für die beſſere Ueberſezung des Originals gewonnen werden wird, indem der engliſche Schriftſteller von Talent nur dann die Hand zu einer Arbeit bietet, wenn er es hoffen darf, daß kein anderer durch eine gleichzeitige Publication den Lohn ſeiner Arbeit nimmt oder ſchmälert. Auch muß ich anführen, daß das hieſige TheaterDirecktorium nicht gern ſolche Schauſpiele zur Vorſtellung annimmt, die ſchon durch andere Ueberſezungen bekannt worden, welche doch unfehlbar erſcheinen würden, weil alles, was unter Ihrem Namen erſcheint, von dem hieſigen Publiko geſucht wird. Zween Engländer, der eine, ein junger Mann, welcher durch einige anonymiſche Poeſien bekannt iſt, ein Hr. Lloyd, und der andere, Hr. Morris Verfaſſer einiger Schauſpiele, namentlich des neuen Schauſpiels »the Secret« würden die Arbeit mit meiner Hülfe unternehmen; wenn Sie das frühere Bekanntwerden der Schauſpiele in einer Ueberſezung billigen. Vor dem Ende dieſes Jahrs würde indeß keines dieſer Werke erſcheinen, weil während des Sommers die beyden größern Theater Coventgarden und Drurylane geſchloſſen ſind und im November erſt wieder geöffnet werden. Da der Gewinn von einem ſolchen Unternehmen ungewiß iſt, und von Zufällen abhängt, ſo darf ich es nicht wagen, Ihnen hier einige Anerbietungen zu machen, ſondern überlaſſe es Ihnen vielmehr, mir darüber Ihr Urtheil und Willen zu eröffnen, indeſſen hoffe ich durch mein Verhalten dabey mir Ihren Beyfall zu erwerben. Ich erbitte mir Ihre Antwort gehorſamſt und empfele mich Ihrer ſchäzbaren Gewogenheit mit dem vollkommenſten Reſpekt.

G. H. Gieſe Hofprediger bey der Königlichen Kapelle zu St. James.

Addreſſe: Revd Mr. Giese Royal Chaplain
No. 35 Marybone Street; Golden Square London.

Abzugeben bey den Gebrüdern Hahn Buchhändlern in Hannover.

---

297. Schiller an Cotta.

Jena 3.[1] Jun. 99. 13. Juni / 10. Juni

Meinen Glückwunſch zur guten Ankunft bei den Ihrigen. Meine Frau, die ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, fragte gleich bei Erblickung Ihres Briefs ob man Ihnen zur Vermehrung Ihrer Familie gratulieren dürfe. Wir hoffen in Ihrem nächſten Briefe die angenehme Nachricht zu erhalten und nehmen herzlichen Antheil daran.

---

[1] Nach dem Kal. expedirt am 7.

Ich muß Sie bitten Herrn Bell noch einige Zeit ohne beſtimmte Antwort zu laſſen, weil ich in dieſer Sache noch eine Nachricht aus England erwarte, die mich entweder von meinem alten Engagement los macht, oder mir ein anderes günſtiges Verhältniß eröfnet.[1]

Binnen 4 oder 5 Tagen erhalten Sie das Manuſcript meiner Schwägerin zum Calender. Sie hat mirs zugeſchickt und es wird abgehen ſobald ich es durchgeſehen habe. Nur bittet ſie Sie, Geduld mit ihr zu haben, daß ſie nicht ganz ſo viel ſchickt als Sie wünſchen, ſie war nicht Herr ihrer Zeit und ihrer Stimmung, und, wenn ich meine eigene Meinung dabei ſagen ſoll, ſo iſt mirs lieber, daß ſie die Sache ſo ernſthaft nimmt, und lieber weniger giebt, als in der Eilfertigkeit ſchlechtere Arbeit macht. Sie können ſich bei ihr darauf verlaſſen, daß ſie nichts anders macht als mit Luſt und Liebe. Es giebt demungeachtet einen ſehr beträchtlichen Beitrag, der einen guten Theil des Calenders füllt.[2]

Haben Sie vielleicht bei Göſchen wegen des Carlos angefragt, ob er ihn jetzt ſo abdrucken laſſen will wie er iſt, mit dem Verſprechen von uns, daß wir den veränderten Carlos erſt in 5 Jahren drucken laſſen wollen. Ich will dann nichts für die Auflage von ihm haben.

Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige **Sch.**

P S. Den Einſchluß bitte, gefälligſt und bald an meine Mutter zu beſorgen.

Schiller an G. H. Nöhden.[3]

Jena 5. Juni 1799.

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihr gütiges Schreiben vom vorigen September nebſt dem angenehmen Einſchluß[4] ſo ſpät beantworte, aber ich ließ es anſtehen, weil ich noch nichts Beſtimmtes über den Wallenſtein ſagen konnte. Empfangen Sie meinen verbindlichſten Dank für Ihre Bemühungen um den Carlos. So weit ich das Engliſche verſtehe und den Werth einer Ueberſetzung beurtheilen kann, iſt er ſehr gut übergetragen, aber wie die Poeten ſind, auch den kleinſten Ausdruck mögen ſie ſich nicht gern nehmen laſſen, und ſo kann ich nicht leugnen, daß es mir um verſchiedene Stellen leid thut, wo die Kraft und Eigenthümlichkeit dem Genius der fremden Sprache hat aufgeopfert werden müſſen. Dann kann ich auch nicht leugnen, daß ich das Sylbenmaß in dieſer Ueberſetzung ungern vermißte.

---

[1] Schiller fragte gleichzeitig bei G. H. Nöhden an, ob ihm deſſen Verleger, L. Miller in London, für die Ueberlaſſung der Wallenſtein-Ueberſetzung ähnliche Vortheile wie Bell, nämlich 60 Pfd., bewilligen würde (vgl. den folgenden Brief); die Nachricht über das Reſultat dieſes Anerbietens wollte Schiller erſt abwarten, ehe er mit Bell weiter unterhandelte.

[2] Es iſt die ſchon erwähnte Erzählung „Walther und Nanny", deren Anfang im Damen-Calender für 1800 S. 203–238 abgedruckt iſt.

[3] Dieſer Brief Schillers an G. H. Nöhden vom 5. Juni (expedirt am 7., Kal. 77), ſowie der weiter unten mitgetheilte vom 26. Auguſt 1799, ſchon im Morgenblatt, Nr. 215 vom 7. Sept. 1850, S. 857–860 veröffentlicht, werden hier wieder abgedruckt, weil ſie, erſt hier im Zuſammenhalt mit den übrigen einſchlägigen Briefen recht verſtändlich, auch zum Verſtändniß des Verkehrs Schillers mit England weſentlich beitragen, über den in unſerer Publikation zum erſten Mal ausgiebigere Nachrichten gegeben werden.

[4] Vgl. S. 303 f.; der „Einſchluß" war die engliſche Ueberſetzung des Don Carlos. Es iſt auffallend, daß Schiller auf jenen Brief Nöhdens vom 20. Juli 1798, den er am 15. Sept. empfangen hatte, Bezug nimmt, ohne doch eines Schreibens von Nöhden, das er laut Kal. am 31. Mai 1799 erhielt, Bezug zu nehmen. Nöhden hatte wohl in dem letzterwähnten Brief angefragt, ob Schiller keine frühere Sendung erhalten, und ſeinen Antrag wegen Wallenſteins wiederholt.

Nun aber zum Wallenſtein. Dieſes dramatiſche Werk iſt nun fertig, aber in einer Suite von drei Stücken iſt es ausgeführt, einem Vorſpiel von Einem Akt, „Wallenſteins Lager“ betitelt, einem Schauſpiel in fünf Akten, welches von den zwei Hauptperſonen nach dem Wallenſtein, die Piccolomini, den Namen führt, und endlich dem eigentlichen Trauerſpiele Wallenſtein, gleichfalls in fünf Akten. Das Vorſpiel iſt in kurzen gereimten Verſen geſchrieben, nach dem Geiſt des Jahrhunderts, in welchem die Geſchichte ſpielt. Die zwei andern Stücke ſind in Jamben. — Es ſind durch meinen Buchhändler Cotta in Tübingen aus England Anträge[1] an mich geſchehen, daß ich dieſe Stücke im Manuſcript dahin ſenden möchte und man will ſechzig Pfund dafür bezahlen. Auch hat vor etlichen Wochen ein Herr Symonds, in Paternoſter Row wohnhaft, der, wie Ihnen bekannt ſeyn wird, auch eine Ueberſetzung des Carlos herausgab, an mich geſchrieben[2] und ſich meine künftigen Stücke ausgebeten. Da ich nun in meinen Verhältniſſen gegen merkantiliſche Vortheile nicht ganz gleichgültig ſeyn darf, ſo werden Sie mir nicht übel deuten, wenn ich zu wiſſen wünſche, ob mir der Verleger Ihrer Ueberſetzung ähnliche Vortheile bewilligen kann. Freilich wäre mir's angenehm, wenn die Ueberſetzung meiner künftigen Stücke ſowohl als des Wallenſtein in Ihre und Ihres Freundes geſchickte Hand fiele und wenn ich auf dieſe Art den innern weſentlichen Vortheil einer guten Ueberſetzung mit jenem äußern merkantiliſchen Vortheil vereinigen könnte.

Auch habe ich erfahren, daß Hr. Sheridan,[3] unter deſſen Aufſicht das Theater zu Drurylane ſteht, deutſche Originalſtücke dafür annimmt und ſie überſetzen läßt, um ſie ſpielen zu laſſen. Wenn es nicht zu unbeſcheiden von mir iſt, Sie mit einem Auftrage zu bemühen, ſo wünſchte ich wohl zu wiſſen, ob dem wirklich ſo iſt und ob ich ins künftige ſolche Stücke von mir, die auf den theatraliſchen Effekt berechnet ſind, an ihn ſenden kann. Auch die Wallenſteiniſchen Schauſpiele bin ich geſonnen in ein einziges Theaterſtück zuſammenzuziehen, weil die Trennung derſelben tragiſchen Handlung in zwei verſchiedene Repräſentationen auf dem Theater etwas ungewöhnliches hat und die erſte Hälfte immer etwas Unbefriedigendes behält. In Ein Stück vereinigt bilden beide aber ein ſehr wirkungsreiches Theaterſtück, wie mich die Repräſentation in Weimar belehrt hat. Auch dieſes Stück möchte Hrn. Sheridan alsdann vielleicht brauchbar ſeyn.

---

[1] Die Bell'ſchen.

[2] Der Schill.-Kal. verzeichnet den Eingang eines Briefs von Symonds am 4. Juni 1798, alſo einen Tag vor Abfaſſung obigen Schreibens; es iſt dennoch zweifelhaft, ob dieß der „vor etlichen Wochen“ erhaltene Brief iſt. Ueber die Ueberſetzung des Don Carlos vgl. S. 306, A. 1.

[3] Richard Brinsley Sheridan, der berühmte Theaterdichter und Parlamentsredner (geb. 30. Okt. 1751 in Dublin, geſtorben in London 7. Juli 1816), war ſeit 1776 Mitbeſitzer des Drurylane-Theaters, wo er 1798 Kotzebue's Menſchenhaß und Reue, ſowie deſſen Sonnenjungfrau und Rolla's Tod mit beiſpielloſem Erfolg zur Aufführung brachte. Seine Bearbeitung der letztgenannten Stücke unter dem Titel „Pizarro“ brachte ihm nach einem engl. Blatt in Einem Winter mehr ein, als Goethe, Schiller und Kotzebue bis dahin durch ihre Dramen eingenommen hatten. Die Anfrage bei Sheridan ſollte eine Aufführung des Wallenſtein und der künftigen Schiller'ſchen Stücke auf dem Drurylane-Theater bezwecken, bevor dieſelben in engliſcher Sprache im Druck erſchienen und ſo den Bühnen allgemein zugänglich geweſen wären.

Lüdger an Schiller.

(Bremen, 9. Juni 1799.) (16. Juni.)

Wohlgeborner Herr!

Schon vor einiger Zeit meldete mir mein Sohn aus London, daß mir von Ihnen ein verſiegeltes Päckchen für den hieſigen Buchhändler Beil zugeſchickt werden ſollte[1]. Noch iſt keines bey mir erſchienen, und mit der letzten Poſt fragt man wieder darum an. Euer Wohlgebohren werden mich verpflichten, wenn Sie mich je eher je lieber in den Stand ſetzen wollen, dieſe Anfrage beantworten zu können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung nenne ich mich Euer Wohlgebohren gehorſam Ergebenſten Diener

Lüdger.

---

798. Schiller an Cotta.

(Jena 14. Jun. 99.) $\frac{20. \text{Juni}}{\text{eod.}}$

Ich ſende einſtweilen die erſten Hefte von der Erzählung meiner Schwägerin, der Reſt folgt in 3 Tagen. Haben Sie nur die Güte, dem Corrector einzuſchärfen, daß er der Orthographie nachhilft, wenn etwa ein **m** für ein **n** oder dgl. Frauenzimmerliche Unrichtigkeit eingeſchlichen wäre, ich habe zwar ſorgfältig darauf acht gegeben.

Dieſer Tage ſprach ich einen Fremden, der ſich glaube ich Zander nennt und aus dem Walliſerland iſt.[2] Er rühmte mir ſehr Ihre Güte gegen ihn. Es iſt ein ſehr verſtändiger, wohl unterrichteter Mann und von einem bedeutenden Aeuſſern. Ich wünſchte wohl ihn genauer zu kennen. Es freut uns immer von Ihnen zu hören, und ich habe noch jeden Fremden, der mir von Ihnen erzählte, mit großer Hochachtung von Ihnen ſprechen hören.

Ich ſitze jetzt ſchon ganz ernſtlich in meinem neuen Stück und wenn die Stimmung und Luſt ſo anhält, ſo muß ich es nach Neujahr ſchon auf der Bühne ſehen.[3]

Aus London habe ich indeſſen wieder 2 Anträge wegen einzuſendender Manuſcripte meiner neuen Stücke erhalten,[1] da ſie aber noch von keinen beſtimmten Geldanträgen begleitet waren, ſo habe ich noch nichts darüber verfügen können, ſondern warte noch eine Antwort von meinem erſten Correſpondenten[2] ab. Don Carlos iſt ſchon die dritte Ueberſetzung,[3] wieder in einer ſehr ſchönen Ausgabe erſchienen.

---

[1] Das von Schiller am 10. reſp. 11. Febr. 1799 an Cotta geſandte Manuſkript von Wallenſteins Lager, S. [illegible]; wozu noch S. [illegible], Gerns's Brief an Schiller vom 23. Aug. zu vergleichen iſt.

[2] Von dieſem „Fremden aus dem Walliſerland“, den Melliſh am 10. Juni bei Schiller einführte und am 14. wieder zu ihm brachte, iſt auch in den Briefen an Goethe vom 14. und 18. Juni 1799 die Rede. Ueber dieſe Perſönlichkeit, die Schiller in SchGB. Nr. 429 als eine myſteriöſe behandelt, konnte [illegible] in Erfahrung gebracht werden. Es iſt wohl Derſelbe, der in Düntzers Charlotte v. Stein II, [illegible] unter dem Namen Zander erwähnt iſt, und man könnte verſucht ſein, beſonders da er mit Melliſh befreundet war, als ſeine Heimath nicht das ſchweizeriſche Wallis, ſondern das engliſche Wales, anzunehmen (Montgomery kommt aus dem „ſchönen Lande Wallis“, Jgfr. v. Orl. II, 7), wenn ihn nicht Schiller im Brief an Goethe vom 18. Juni einen Franzoſen nennen würde.

[3] Am 4. Juni hatte Schiller angefangen, die Maria auszuarbeiten; am 24. Juli war der erſte, am [illegible] Aug. der zweite Akt fertig, und wenn das Stück in dieſem Verhältniß Fortſchritte gemacht hätte, wäre Schillers Wille in Erfüllung gegangen. Aber ſchon vom 3. bis 20. Sept. iſt im Schill.Kal. eine „Pauſe in der Maria“ verzeichnet, und die bald darauf eintretende ſchwere Erkrankung von Schillers Gattin, ſeine eigene Erkrankung und die Beſchäftigung mit Macbeth, den er zwiſchen hinein überſetzte, verzögerten die Vollendung. Am 14. Mai 1800 wurde Macbeth zum erſten Mal aufgeführt, und am 16. gieng Schiller an den letzten Akt der Maria, die am 14. Juni zur erſtmaligen Aufführung gelangte.

Leben Sie recht wohl und ſagen Sie Ihrer Frau von uns beiden recht viel freundſchaftliches. Ganz der Ihrige

Sch.

299. Cotta an Schiller.

Tübingen, 16. Juni 99. [26. Juni.]

Meine Frau iſt mit einem Knaben glüklich entbunden[4] und empfielt diſen mit ſich und mir Ihrer und Ihrer Frau Gemalin Freundſchaft und Gewogenheit.

An Bell ſchreibe ich alſo fürs erſte nicht — ob aber an Sheridan[5] der Verſuch ebenfalls unterbleiben ſoll? wünſchte ich zu wiſſen; wir dörfen nicht mehr viel Zeit damit verlieren.

An Göſchen habe ich wegen des Don Carlos ſchon geſchriben, ſowie er antwortet, melde ich diß Ihnen.

Göthen mußte ich über den Stand des Abſazes der Propyläen ſchreiben: denken Sie ſich daß kaum 450 abgehen, und ich bereits einen Schaden von 2500 fl. habe — es iſt mir eine äuſſerſt unangeneme Geſchichte, wegen der ich aber keinen Entſchluß faſſen, ſondern diſen ganz Göthe'n überlaſſen will.

Begierig wäre ich über ſeine Aeuſſerungen, ob ihm mein Brief nicht misfallen habe? wie ich nicht beſorgen will, da er gerade und offen geſchriben iſt.[6]

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Es waren die Anfragen von Symonds und Giele, die am 6. und 14. Juni eingetroffen waren. Schiller an Goethe, 14. Juni: „Ich habe binnen acht Tagen zwei Anträge aus London erhalten, Stücke im Manuſcript hinzuſchicken, zwar nur von Buchhändlern und von Ueberſetzern, und noch mit keinen beſtimmten Geldverſprechungen begleitet". Vgl. auch SchKB. IV, 147. Auch Mellish hatte Luſt, den Wallenſtein zu überſetzen. SchGB Nr. 632.

[2] G. H. Nöhden.

[3] Da bis zum Juni 1799 nur die zwei S. 305 f. erwähnten engliſchen Ueberſetzungen des Don Carlos von Nöhden-Stoddart und Symonds erſchienen waren, die Schiller ohnedieß ſeit dem 15. Sept. 1798 kannte, wo er ſie von Nöhden zugeſchickt bez. angezeigt erhalten hatte, ſo iſt vielleicht unter der dritten die franzöſiſche des Adrien Lezay-Marnezia: Don Carlos, tragédie, trad. de l'allemand. Paris 1799 gemeint, die, mit kritiſchen Noten und einer Einleitung verſehen, in Frankreich ſehr geſchätzt iſt. (Der Schill.-Kal. verzeichnet ein Schreiben von einem Hrn. Lezay aus Lauſanne, das Schiller am 12. Aug. 1799 erhielt.) Eine vierte Ueberſetzung des Carlos, auch ins Franzöſiſche, erſchien noch im Jahr 1799 im 2. Band von J. H. F. La Martelière's Théâtre de Schiller suivi d'Abelline ou le grand Bandit de Venise, tragédie de Zschokke. Paris, Renouard. (Wurzbach, Schillerbuch, Nr. 918 und 763.)

[4] Er erhielt den Namen Adolf, ſtarb aber ſchon am 22. Juni 1805.

[5] Von dieſem iſt wohl in dem verloren gegangenen Brief Cotta's, den Schiller am 5. Juni empfieng, die Rede geweſen.

[6] Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 5. Juli. Nach Cotta's Empfangsvermerk auf Goethe's Brief vom 10. April wäre Cotta's Schreiben an Goethe über den Abſatz der Propyläen erſt am 18. Juni ge-

300. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 25. Juni 1799.) (nicht verz.)

Ihr gütiges vom 14. h. habe ich mit dem Anfang des Manuſcripts von Ihrer Frau Schwägerin zu meinem groſſen Dank erhalten: ich werde für pünktliche Correctur ſorgen.

Zander iſt ein intereſſanter Mann, mündlich will ich Sie einſt näher mit ihm bekannt machen: ich habe viele vergnügte Stunden mit ihm zugebracht, er iſt von Kopf und Herz vorzüglich.

Es freut mich unendlich, daß Sie mit Ihrem neuen Stück ſchon ſo weit fortgeſchritten ſind: wenn ich nur auch ſo glüklich wäre, in der Nähe eines Theaters zu wonen, wo man nicht ſo lange den Genuß diſer Meiſterwerke entbehren müßte.

In meinem lezten frug ich an, ob ich nun nicht an Sheridan mich wenden ſolte? Auch meldete ich Ihnen, daß ich an Göſchen wegen des Don Carlos geſchriben hätte; ich hoffe nächſtens auf eine Antwort.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfelen wir uns aufs beſte, meine Frau iſt nun gottlob auſſer Gefahr; allein ſie war dem Tode nahe, gleich nach der Geburt und 10 Tage darauf.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

---

301. Schiller an Cotta.

Jena 5. Jul. 99.[1] $\frac{\text{11. Juli}}{\text{2. Aug}}$

Bei meiner Zurückkunft aus Weimar, wo ich etliche Tage geweſen bin, um der Vorſtellung des Wallenſteins beizuwohnen, den man in Anweſenheit des Königs und der Königin von Preußen gab,[2] finde ich Ihren Brief und beantworte ihn ſogleich. Unſern herzlichen Glückwunſch fürs erſte zu der glücklichen Entbindung Ihrer lieben Frau und dem jungen Stammhalter Ihres Hauſes. Möchten Mutter und Kind ſich nun auch recht wohl befinden. Auch meine Schwägerin, die dieſer Tage von ihrer Dresdner Reiſe zurückgekommen, nimmt herzlichen Antheil an Ihrem Glück.

ſchrieben oder abgegangen. Neben jene Empfangs- und Erwiderungsnotiz hat Cotta die Zahl 450 geſchrieben: die Zahl der abgeſetzten Exemplare der Propyläen. Schiller fand ſich von dieſem Fehlſchlag des Unternehmens aufs Unangenehmſte berührt und ſprach ſich in den ſtärkſten Ausdrücken gegen die „ganz unerhörte Erbärmlichkeit des Publikums“ aus, von dem ihm nichts ſonſt „einen ſo niederträchtigen Begriff“ gegeben habe. Gelinder äußerte ſich Goethe ſelbſt in ſeinem weiter unten eingereihten Brief an Cotta vom 5. Juli.

[1] Im Kal. nicht verzeichnet.

[2] Schiller reiſte mit ſeiner Schweſter Chriſtophine und ſeinem Schwager Reinwald, die am 24. Juni zu Beſuch gekommen waren, am 30. nach Weimar. Die Wallenſtein-Aufführung in Gegenwart des preußiſchen Königspaares, dem Schiller ſich vorſtellen mußte, war am 2. Juli, und am 3. kehrte Schiller nach Jena zurück.

Göthe hat mir über die bewußte Sache noch kein Wort geſagt, ob ich gleich mehrere Tage in Weimar mit ihm zuſammen geweſen.[1] Auch Meiern, der bei ihm wohnt, hat er von der Sache nichts entdeckt. Vielleicht daß er Ihnen unterdeſſen ſchon ſelbſt geantwortet, inwiefern er unwillig ſeyn kann ſehe ich nicht, denn der Verluſt iſt ein viel zu großes Objekt, als daß man dazu ſchweigen könnte, freilich iſt es eine ſchreckliche Erfahrung, die man hier wieder in Abſicht auf den Geſchmack des deutſchen Publikums, und ins beſondere, des kunſttreibenden und kunſtliebenden Publicums macht. Ich habe zwar nie viel auf daſſelbe gehalten, aber ſo höchſt erbärmlich hätte ich mir die Deutſchen doch nicht vorgeſtellt, daß eine Schrift, worinn ein Kunſtgenie vom erſten Rang die Reſultate ſeines lebenslänglichen Studiums ausſpricht, nicht einmal den gemeinen Abſatz finden ſollte.

Das neue Stück der Propyläen wird zwar einen größern Eindruck machen als die vorigen, weil es einen kleinen, auf Kunſt ſich beziehenden Roman von Göthe enthält,[2] aber wenn dieſes Stück nicht zum allerwenigſten 1000mal abgeſezt wird, ſo ſehe ich nicht, wie das Journal fortgehen kann. Es iſt nicht genug, daß Sie bei den folgenden Stücken nichts verlieren, Sie müſſen auch den alten Verluſt nach hohlen.

An Sheridan habe ich, des Wallenſtein wegen durch einen Engländer[3] ſchreiben laſſen, und erwarte binnen 4 Wochen ſowohl von ihm als auch von dem andern, mit dem ich in Unterhandlung ſtehe,[4] Antwort. Alsdann können wir mit Bell richtig machen, oder aufheben.

Leben Sie recht wohl und empfehlen uns beide Ihrer Frau Gemahlin aufs beſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

Goethe an Cotta.[5]

(Weimar, d. 5. Juli 1799) $\frac{\text{18. Juli}}{\text{20. Juli}}$

Die beyliegende Anweiſung[6] war ſchon vor einigen Tagen geſchrieben und zwar in Augenblicken guter Laune und Zuverſicht. Denn indem ich, nach Verlauf eines Jahrs, unſer Unternehmen gut gegründet glaubte, hoffte ich durch das vierte Stück die alten Leſer der Propyläen zu unterhalten und zu ergötzen, ja vielleicht neue der Schrift zu gewinnen; ſo wie durch die Aufopferung des ausgeſetzten Preiſes das Werk mehr zu verbreiten und ihm Anſehn zu verſchaffen. Aus dieſen Träumen weckt mich Ihr letzter Brief und ich muß mich erſt wachend wieder zuſammen nehmen.

---

[1] „Die kurzen Augenblicke unſers letzten Zuſammenſeyns wollte ich Ihnen mit der Geſchichte nicht verderben, die Ihnen nun auch einen unangenehmen Eindruck gemacht hat". Goethe an Schiller, 6. Jul

[2] Der Sammler und die Seinigen.

[3] Mellish. SchGB. Nr. 632.

[4] Sohden-Meiſter.

[5] Goethe's Antwort auf Cotta's Brief über den Stand des Abſatzes der Propyläen. Der Brief iſt ganz von Goethe's Hand.

[6] Sie liegt nicht bei.

Uebrigens bedarf dieſe Eröffnung keiner Entſchuldigung da die Nothwendigkeit ſie Ihnen abdringt, und mir iſt dabey das erfreuliche daß ich, bey dieſem unangenehmen Fall, in Ihnen den Mann gleichfalls ſehe der mir eine ſo vorzügliche Hochachtung abgewonnen hat.

Wenn man im Kriege einen echec erleidet; ſo ſucht man die nächſte gute Poſition zu gewinnen, um entweder, wenns glückt, wieder vorwärts zu gehen, oder, wenn es ſeyn muß, ſich auf eine leidliche Weiſe zu retiriren. Laſſen Sie uns daher bedenken was zu nächſt zu thun iſt, laſſen Sie uns einander unſre Ueberlegungen mittheilen.

Das vierte Stück wird nächſtens ausgegeben. Hier einſtweilen eine kurze Anzeige. Eine ausführlichere ſoll auch bald folgen.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein geneigtes Andenken.

Goethe.

G. H. Nöhden an Schiller.

Eton near Windſor England.
Den 24ſten Juli 1799. [7. Aug.]

Euer Wohlgebohren Zuſchrift vom 5. vor. M.[1] erhielt ich erſt vor wenigen Tagen, und beantworte dieſelbe mit dieſer Poſt, welches die erſte Gelegenheit iſt, die ſich mir nach der Beſorgung des in dem Briefe enthaltenen Auftrages darbietet. Er beſteht nämlich in der Frage an den Verleger der Ueberſetzung von Fiesko und Don Carlos, ob er ſich dazu verſtehen will, für das Manuſcript eines noch nicht öffentlich bekanntgemachten dramatiſchen Werkes, zum Behuf einer Engliſchen Ueberſetzung, ſechzig Pfund Sterlinge an Euer Wohlgebohren als den Verfaſſer des Originals, zu bezahlen. Die Antwort des beſagten Verlegers, Hrn. Miller, in Old Bond Street, iſt Ja, unter folgenden Bedingungen:

1. daß ihm Euer Wohlgebohren den Gebrauch der Handſchrift von Wallenſtein ausſchließlich zuſichern; damit er in ſeiner Unternehmung, eine Ueberſetzung davon beſorgen zu laſſen, durch keinen Rival beeinträchtigt werde. — Er verlangt daher
2. als eine natürliche Folge der erſten Bedingung, daß Sie ſich anheiſchig machen ſollen, daß kein Exemplar von demſelben Werke, irgend einer Art, geſchrieben oder gedruckt, oder in irgend einer Sprache, nach England kommen ſoll, bis vierzehn Tage nachdem ſeine Ueberſetzung erſchienen iſt.
3. Wenn die beiden vorhergehenden Bedingungen auf Ihrer Seite erfüllt ſind; ſo verpflichtet er ſich, die beſagte Summa von 60 Pf. Sterl. auf Ihre Ordre ohne Verzug auszuzahlen. Hierüber will er Ihnen einen Schein, oder ſichere Verbürgung geben, wie Sie es verlangen werden.

Wenn dieſe Bedingungen Euer Wohlgebohren annehmlich ſcheinen, ſo empfehle ich Ihnen den Hrn. Miller vor allen andern Buchhändlern, da er bereits in dem Verlage des Fiesco und Don Carlos intereſſirt iſt, und auch jetzt, wie er mir ſagt, eine Ueberſetzung von Ihren hiſtoriſchen Werken bearbeiten läßt. Mit dieſem letzten Geſchäfte habe ich nichts zu thun; auch wird es meine jetzige Lage ſchwerlich erlauben, die Ueberſetzung des Wallenſteins ganz, oder zum Theile, zu übernehmen. Hr. Stoddart möchte dazu Zeit und Neigung haben; allein, ohne Gehülfen wird er aus Mangel an Kenntniß der Teutſchen Sprache ſich nicht dazu verſtehen können. Euer Wohlgebohren werden bemerkt haben, daß aus den beiden erſten Bedingungen folgt, daß Sie das Original nicht können drucken laſſen, bis die Ueberſetzung erſchienen iſt. Dies erwähnt auch Hr. Miller ausdrücklich; und darauf müſſen Sie bey Ihrem Contracte Rückſicht nehmen. Nach der

---

[1] Vgl. S. 329 f. Schiller hatte unterdeß am 16. Juni wieder ein Schreiben von Nöhden empfangen.

Bekanntmachung der Ueberſetzung ſollen vierzehn Tage verſtreichen, ehe das Origina herausgegeben werden darf.

Ich werde in wenigen Tagen an Hrn. Sheridan ſchreiben und ihm Ihre Anträg mittheilen.[1] So bald er mir dann antwortet, will ich Ihnen ſchreiben.

Es wird mir immer Vergnügen machen, auch ohne eigene Rückſichten, Euer Wohlgebohren zu dienen, und Beweiſe von der Hochachtung zu geben, mit welcher ich verharr Ihr Verehrer und ergebenſter Diener

G. H. Röhden.

N. S. Es würde nützlich ſein, wenn Sie Ihre Vorſchläge an den Buchhändle Franzöſiſch oder Engliſch abfaßten, daß er verba ipsissima leſen könnte. — Wenn Si mit ihm übereinſtimmen, ſo wünſcht er das Manuſcript ſo bald als möglich zu haben Und wenn Sie es überſchicken, ſo erwartet er zugleich eine eigenhändige Beſcheinigun von Ihnen, daß es das authentiſche Werk ſey. — Er bittet auf jeden Fall um eine unverzügliche Antwort.

---

302. Schiller an Cotta.

Jena 10. Aug. 99. $\frac{21\ \text{Aug}}{22\ \text{Aug}}$

Meine Frau und ich nehmen herzlichen Antheil an der Wiederherſtellun Ihrer Frau Gemahlin[2] und wünſchen daß Kind und Mutter ſich immer zunehmend beſſer befinden mögen. Meine Frau ſieht jetzt gleichfalls binnen 2— Monaten ihrer Entbindung entgegen und iſt deßwegen auch nicht ganz wohl Ich gottlob befinde mich wohl auf und benutze dieſe gute Jahrszeit, auch ſchreit ich in meiner Arbeit fleißig fort,[3] die ich mit Ende dieſes Jahrs, wenn nicht dazwiſchen kommt zu endigen hoffe.

Mit Göthen habe ich der Propyläen wegen Conferenzen gehalten und es i auf meinen Rath[4] geſchehen, daß er dieſes Journal für ein mäßiges Honorar, i einer kleinern Auflage und nach längern Zwiſchenzeiten noch eine Zeit lang fortſetzen will.[5] Es ſogleich aufzugeben ſchien mir auch darum nicht zu rathen, wei Sie dadurch die Hofnung ganz verlören, von den erſten Stücken noch etwas abzuſetzen.

Aus London habe ich nun endlich von Einer Seite Antwort wegen des Wallenſtein.[6] Weil man mir aber darinn zur Bedingung machte, daß die engliſch Ueberſetzung 14 Tage früher als das deutſche Original im Druck erſcheinen ſollte ſo will ich bei Bell bleiben, der uns keine ſolche Bedingung gemacht hat. Sen den Sie ihm alſo mit erſter Poſt das Vorſpiel;[1] in 4 Wochen, höchſtens 6 ſollen die Piccolomini und der Wallenſtein nachfolgen. Machen Sie ihm aber die Bedingung daß die 60 Pfund unmittelbar nach Empfang des ganzen Manuſcripts ausbezahlt werden. Denn es ſollte mir doppelt leid thun, die Stücke umſonſt hingegeben zu haben, da ich bei dem andern Buchhändler Miller in London wegen der Zahlung ziemlich ſicher ſeyn könnte.

---

[1] Wegen einer Aufführung des Wallenſtein auf dem Drurylane-Theater.

[2] Cotta's Brief vom 2. Aug., worin er dieſes meldet, die Antwort auf Schillers Schreiben vom 5. Juli, fehlt.

[3] Am 4. Juni wurde die Ausarbeitung der Maria Stuart begonnen, am 26. Juli war der er Akt beendigt, der zweite am 26. Auguſt als fertig bezeichnet.

[4] Schillers Brief an Goethe vom 9. Juli. Goethe antwortete am Tag darauf zuſtimmend. Am 12. u. 15. Juli machte Schiller noch Vorſchläge zur beſſern Verbreitung und Bekanntmachung der Propyläe

[5] Vgl. den unten mitgetheilten Brief Goethe's an Cotta vom 22. Sept.

[6] Röhdens Brief vom 14. Juli, der am 7. Aug. eingetroffen war.

Den Druck des Wallenſteins dächte ich brauchten wir nicht eher als im Februar anzufangen, wo ich mich in Weimar bis Oſtern aufhalten werde, und wo Gädike ihn drucken könnte, wenn es Ihnen recht iſt. Allenfalls könnte man das Vorſpiel früher drucken. Wenn alsdann jede Woche 2 Bogen fertig werden oder nur alle 3 Wochen 5 Bogen ſo ſind wir zu rechter Zeit fertig. Alles zuſammen, mit dem Prolog, ſchätze ich auf 26 Bogen.

Leben Sie recht wohl lieber Freund und behalten mich in freundſchaftlichem Andenken. Ganz der Ihrige

Schiller.

303
~~167.~~ Cotta an Schiller.

Tübingen, 23. Aug. 1799. [2 Sept.]

Für Ihre Sorgfalt wegen der Propyläen bin ich Ihnen ſehr verbunden; ich erkenne auch hieraus Ihre groſſe Freundſchaft gegen mich.

An Bell habe ich nun den Prolog abgeſandt:[2] die Abſchrift von Piccolomini und Wallenſtein bitte ich in lateiniſche Lettern für ihn machen zu laſſen, und damit das Manuſcript keine Hin- und HerReiſe machen darf, ſo bitte ich es von Jena aus per Poſt auf nachfolgende Art zu beſorgen:

1) Adreſſe: **John *Bell*, British Library *London* Strand.**

Dann 2) Couvert: **A Monsieur *Ludger* beym Dohm *Bremen*.**

Auf welchem Weg Bell es am ſicherſten und ſchnellſten erhält.

Für ſichere Bezalung will ich ſchon ſorgen.

Es iſt mir ſchon recht, wenn Gaedike den Wallenſtein druckt; er ſoll mich nur auch billig halten: ich habe bereits vor 3 Wochen deßwegen bei ihm angefragt.

Ihm und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs herzlichſte mit der meinigen 𝔦𝔠. 𝔦𝔠.

J. F. Cotta.[3]

---

[1] Das Schiller ſchon am 10. Febr. 1799 an Cotta geſchickt hatte, vgl. S. 332.

[2] Die Sendung gieng durch Ludger in Bremen, der das Paket zurückhielt, vgl. ſeinen Brief an Schiller vom 16. Sept. und Schillers Brief an Cotta vom 12. Oct.

[3] Der Brief Cotta's, mit welchem er den Damenkalender für 1800 überſchickte und der am 16. Sept. in Jena eintraf (Kal. S. 91), fehlt.

Schiller an G. H. Nöhden.[1]

Jena 24. Auguſt 1799.

Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank für die freundſchaftlichen Bemühungen die Sie meinetwegen zu übernehmen die Güte hatten. Ich würde die Vorſchläge des Hrn. Miller mit vielem Vergnügen annehmen, wenn mein Engagement gegen meinen Verleger Cotta in Tübingen mir erlaubte, die Erſcheinung des Wallenſtein in Deutſchland noch länger zu verzögern. Dieſe iſt aber auf Oſtern 1800 feſtgeſezt und ich kann mein Wort nicht zurücknehmen. Sonſt aber wäre es mir ſehr angenehm, denſelben Contrakt, welchen Herr Miller in Abſicht auf den Wallenſtein eingehen wollte, auf meine künftigen Stücke und zunächſt auf mein neueſtes Stück, Maria Stuart, das mit Ende dieſes Jahrs fertig wird, zu übertragen. Zugleich wollte ich Hrn. Miller vorſchlagen, im Fall Ihre Zeit und Neigung Ihnen ſelbſt dieſes Geſchäft nicht erlaubte, die Ueberſezung der Maria dem Hrn. Melliſh[2] aufzutragen, der das Goetheſche Gedicht Hermann und Dorothea neuerdings überſezt und Hrn. Bell zum Verlag gegeben hat.[3] Dieſer Herr Melliſh, ein ſehr gebildeter, in alter und neuer Literatur vollkommen erfahrener Mann, wohnt ſeit einigen Jahren ohnweit Jena[4] und wir hätten den Vortheil einer ſchnellen und leichten Communikation. Er hat auch ſchon verſchiedenes aus Wallenſtein überſezt, das nach meinem Urtheil vollkommen genau und, nach dem Urtheil der Kenner des engliſchen Sprachgeiſtes, auch ſehr ſchön gelungen iſt.[5] Wir würden auch den Vortheil haben, daß das Stück viel früher überſezt werden könnte, und ich könnte das engliſche Manuſcript Hrn. Miller mit Anfang des März verſprechen, weil ich das deutſche Original Aktweiſe zum Ueberſezen geben kann.[6] Wenn Hr. Miller es verlangte, ſo würde ich mich, mit Hrn. Melliſh, auch in der engliſchen Ausgabe als Mitherausgeber nennen und in der Vorrede dem Publikum von dem Werk und von der Ueberſezung Rechenſchaft geben.

---

[1] Aus dem Morgenblatt 1850 Nr. 215; vgl. S. 339, Note 3. Der Brief, Schillers Antwort auf Nöhdens Schreiben vom 16. Juli, wurde am 26. Aug. expedirt (Schill.Kal. 80).

[2] Joſeph Charles Melliſh, geb. 1768 in England, lebte ſchon ſeit längerer Zeit in Thüringen, wo er zu den Gelehrten- und Schriftſtellerkreiſen in Jena und Weimar, namentlich zu Schiller, der 1802 ſein Haus in Weimar ankaufte, und zu Goethe in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand. Er ſtarb am 18. Sept. 1823 in London als britiſcher Generalkonſul für die freien Hanſeſtädte. Der Schiller-Kalender verzeichnet in den Jahren 1799–1803 12 Briefe von ihm an Schiller und 5 von dieſem an ihn. — In den „Vierteljährlichen Unterhaltungen“, 1805, III. Bd. S. 173–178 ſtehen 5 Gedichte von Melliſh, darunter eines auf Schillers Tod; desgl. ein Gedicht „An Schiller“ im Dam.Cal. für 1806, S. 231.

[3] Von Melliſh's engliſcher Ueberſezung der Dorothea iſt im Brief Goethe's an Schiller vom 2. Mai 1798 die Rede. Ob ſie auch im Druck bei Bell in London erſchienen, iſt mir nicht bekannt. Die engliſchen Literaturberichte aus jener Zeit melden nur von Th. Holcroft's Ueberſezung bei Longman und Rees (Engl. Mag. 1801, IV, 57), die im N. T. Merkur 1801, III 65, als mißlungen bezeichnet iſt; wogegen daſelbſt eine andere bei Geißweiler angekündigt wurde. Auch Goethes Paläophron und Neoterpe wurde von Melliſh ins Engliſche überſezt. Goethe an Cotta, 19. Jan. 1801: „Uebrigens iſt es recht ſchade daß wir ſo weit auseinander wohnen, in der Nähe könnte man manche Gelegenheit, und wäre es nur zu artigen Kleinigkeiten, nutzen. Das kleine Drama, das jezt in dem Seckendorfiſchen Taſchenbuche ſteht, nebſt einer engliſchen Ueberſezung deſſelben, von Hrn. Melliſh, und dem Kupfer, welches mit der Zeitung für elegante Welt ausgegeben wird, hätte, in eins gefaßt, und ſplendid gedruckt und mit einigen Scherzen und Galanterien noch verziert, einen artigen Artikel gegeben; allein über ſo was läßt ſich nicht correſpondiren, weil alles vom Augenblick abhängt und ſo muß man es denn zerſtreut hinfahren laſſen.“

[4] Melliſh wohnte damals in Dornburg.

[5] Schiller an Goethe, 24. Juli 1799: „Melliſh hat mir von ſeiner Burg einige Fragmente aus den Piccolomini in der Allgemeinen Zeitung, in Jamben überſezt, zugeſchickt, die, wenn ſie der engliſchen Sprache ganz gemäß ſind, die Gedanken gut ausdrücken und auch das Eigenthümliche der Diction gut nachahmen. Er hat Luſt das Ganze zu überſezen, wenn für ihn und mich der gehörige Vortheil dabei zu gewinnen iſt, und hat deswegen an Sheridan geſchrieben.“ (Vgl. S. 344, Note 3.)

[6] Dies geſchah denn auch; vgl. weiter unten Melliſh's Brief an Schiller vom 9. April 1800.

Sollte Hr. Miller meine Propoſition annehmen, ſo wird er die Güte haben zu erklären, was er für die Ueberſetzung zu bezahlen geneigt iſt. Um Ihre Gefälligkeit nicht zu mißbrauchen, erſuche ich denſelben, ſich perſönlich und in engliſcher Sprache nur an mich ſelbſt zu wenden, worauf ich ihm unſern Contrakt gleichfalls engliſch und von Hrn. Melliſh aufgeſezt, ſogleich zufertigen will.[1] Den Wallenſtein habe ich an Hrn. Bell überlaſſen, da dieſer nichts dagegen hat, wenn das Original früher herauskommt.

F. Schiller.[2]

Goethe an Cotta.[3]

(Weimar d. 22 Sept. 99.) 1. Ch / 7. Ch

Für Ihren Brief vom 29 Jul. muß ich Ihnen, wertheſter Herr Cotta, vielen Dank ſagen, indem er meinen Entſchluß in unſerer Angelegenheit beſtimmte. Ich trete völlig Ihrer Meynung bey. Wir wollen uns noch auf zwey Stücke einrichten und zwar das erſte etwa auf Weynachten, das zweyte, wann es ſich ſchicken will, herausgeben, und durch dieſe Zögerung einen Abſchnitt vorbereiten.[4] Es verſteht ſich daß der Schade, der dabey eintritt, nicht ganz auf Ihre Seite fallen kann; wir werden uns jede billige Verminderung des Honorars gerne gefallen laſſen.[5]

Was meine übrigen Verhältniſſe als Autor betrift davon kann ich Ihnen vertrauliche Eröffnung thun. Hr. Unger wird als 7ten Band[6] meine kleinen zerſtreuten Gedichte zuſammendrucken, zu dem achten findet ſich vielleicht was ähnliches[7]. Weiter habe ich keine Verbindungen. Daß Hr. Vieweg **Hermann und Dorothea** auch als erſten Band neuſter Schriften ausgiebt daran thut er nicht wohl, indem hierüber zwiſchen uns nichts verabredet worden.[8]

---

[1] Der Handel wegen Maria Stuart mit Miller zerſchlug ſich ebenſo wie der wegen des Wallenſtein, wie ſich aus dem Verfolg, namentlich aus Schillers Brief an Melliſh vom 16. März 1800, ergibt. Nach von ſeiner Abſicht, ſich in der engliſchen Ausgabe als Mitherausgeber zu nennen und in einer Vorrede über Stück und Ueberſetzung Rechenſchaft zu geben, kam Schiller zurück, da ihm die ganze Angelegenheit in Folge des Einmiſchens und Einredens unberufener und eigennütziger Dritter verleidet wurde.

[2] Mit dieſem Brief ſcheinen die unmittelbaren Beziehungen Schillers zu G. H. Nöhden aufgehört zu haben. Unter dem 15 Sept. 1801 ſchrieb ihm Adolf Nöhden aus Göttingen im Auftrag ſeines Bruders, er ſende ihm deſſen German Grammar (London, 1800), derſelbe wolle ihm „einen geringen Beweis ſeiner beſtändigen innigen Hochachtung geben und ſich wieder in Erinnerung bringen." Schiller ſcheint Buch und Schreiben erſt am 13. Jan. 1802 empfangen zu haben (Kal. S. 110). Sonſt ſind keine Briefe zwiſchen den Nöhden'ſchen Brüdern und Schiller vorhanden oder verzeichnet. Außerdem notirt der Kal. unter dem 12. Aug. 1799 noch ein Schreiben Schillers an Sheridan.

[3] Ganz von Goethe's Hand geſchrieben.

[4] Das 5. Stück (das 1. des III. Bd.) erſchien im Dez. 1799, das letzte (das 2. des III. Bd.) im November 1800. Ein weiteres erſchien nicht mehr, obſchon Goethe laut Brief an Cotta vom 25. Jan. 1802 noch nicht beſtimmt wußte, ob er das periodiſche Unternehmen ganz eingehen laſſen wolle.

[5] In einer, Leipzig, 14. Mai 1800 ausgeſtellten Quittung beſcheinigt Goethe den Empfang von 60 Carolin für das fünfte Stück der Propyläen. Laut einer, Weimar 8. Jan. 1799 datirten Berechnung erhielt Goethe für das 1. u. 2. Propyläenſtück je 60 Carolin, das von Schiller in ſeinem Schreiben an Cotta, 29. Mai 1798 (S. 297), namhaft gemachte Honorar.

[6] Der „neuen Schriften", 1792—1800. Ueber die Verhandlungen, welche der Redaktion dieſes 7. Bandes vorausgiengen, vgl. GSW. S. 211 f. Am 4. Nov. 1799 ſandte Goethe den Anfang, am 10. April 1800 den Schluß des Manuſkripts an Unger.

[7] Ein achter iſt nicht erſchienen.

[8] Die von Friedrich Vieweg von Hermann und Dorothea veranſtaltete „Neue Ausgabe mit zehn Kupf[illegible]ſchweig 1799, welche 231 S. in 8. zählt hat noch den Titel: „Göthe's neue Schriften" (Hirzel, [illegible] Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, 1874, S. 40). Am 24. Jan. 1800 ſchrieb Goethe u. A. an Cotta: „Sie fragten in einem Ihrer vorigen Briefe was es für eine Bewandtniß haben möchte

Was alſo diejenigen größeren Arbeiten betrifft, ſowohl epiſcher als dramatiſcher Form die mich gegenwärtig beſchäftigen, ſo habe ich über dieſelbe völlig freye Hand, und, ob man gleich für die Zukunft, wegen ſo mancher eintretenden Zufälligkeiten, nichts verſprechen ſoll, ſo glaube ich doch in mehreren Rückſichten die Zuſage ſchuldig zu ſeyn: daß ich Ihnen, wie etwas zur Reife gedeiht, davon Nachricht geben, Ihre Gedanken vernehmen und, unter gleichen Bedingungen, Ihnen den Vorzug gern zugeſtehen werde. Dieſes war bey mir ſchon früher ein ſtiller Vorſaz, den mir Ihr Charakter und Ihre Handelsweiſe abnöthigten eh mir die letzten Ereigniſſe noch mehr Verbindlichkeit gegen Sie auferlegten.

Zur Wiedergeneſung Ihrer lieben Frauen, der ich mich beſtens empfehle, wünſche von Herzen Glück. Ich hoffe daß indeß ihre Geſundheit ſich recht wird beſtätigt haben.

Für den Damen Calender danke ich ſchönſtens und bitte beykommendes in die allgemeine Zeitung ſetzen zu laſſen. An einem Plaz und auf eine Weiſe daß es hübſch in die Augen fällt.[1]

Der ich recht wohl zu leben wünſche

Goethe.

(Adreſſe:) An Herrn **Cotta** angeſehenen Buchhändler in Tübingen. fr. Nürnberg.

Lüdger an Schiller.

(**Bremen**, 16. 7br 99.) [23. Sept.]

Euer Hochedelgeboren geehrtes Schreiben vom 25ten Junii hab ich am 2ten Julii erhalten. Die vorige Woche ſchickte mir Hr. Wilmanns,[2] Buchhändler Alhier, ein auf dem inwendigen Umſchlag an John Bell in London gerichtetes Päckchen zu. Es war keine weitere Weiſung dabey; ich vermuthe aber, daß es das nehmliche iſt, welches ich von Ihnen für bemeldten Hrn. Bell zu erwarten habe.

Ich hatte einen Sohn in London; der wurde zufälliger Weiſe mit Hrn. Bell bekannt, und bot ihm eine Ueberſetzung Ihres **Wallenſteins** an, die ich damals noch in Proſa geſchrieben zu ſeyn glaubte, und um deren Handſchrift ich mich an Sie zu wenden gedachte, wenn ein Londener Buchhändler die Herausgabe übernehmen wollte. Dieſes Anerbieten geſchah von Seiten meines Sohnes an Hrn. Bell, nachdem dieſer ihn gebeten hatte, ein Päckchen von Ihnen hieher an mich richten zu laſſen, damit ich es dann mit Schiffsgelegenheit weiter an Ihn beförderte. Sobald er den Namen **Wallenſtein** vernahm, geſtand er gleich, daß beſagtes Päckchen die Handſchrift dieſes Stückes enthalte, und hatte die Unverſchämtheit, meinem Sohne zu ſagen, er befürchtete, daß ich es bey Ankunft erbrechen, es ſelbſt überſetzen, und ihm zuvorzukommen trachten würde. Davon vernahm ich nichts bis daß mein Sohn, ohngefähr vor einem Monate, hieher kam, und mir den Vorgang erzählte.

Seit Ihrem vorerwähnten Briefe hatte ich weder von Hrn. Bell noch von Ihnen nichts mehr vernommen. Mittlerweile ſah ich in den Jahrbüchern der Preuſſiſchen Monarchie, die mir ein Freund zum leſen lieh, eine Beurtheilung Ihrer vortrefflichen Arbeit

---

mit der neuen Ausgabe von Hermann und Dorothea durch Vieweg. Es iſt eine bloße Freibeuterey. Er hat gar kein Recht dazu und hat mich auch deßhalb nicht einmal gegrüßt; welches freylich ganz natürlich iſt."

[1] Die auch in Nr. 123 des Intell.-Bl. der Allg. Lit.-Ztg. veröffentlichte Anzeige: „Künſtler und Kunſtfreunde benachrichtiget man hiemit" ꝛc. Sie ſteht in Nr 275 der Allg. Ztg. vom Mittwoch, 2. October, S. 3112, aber ohne Datum.

[2] Buchhändler Friedrich Wilmans, ſpäter in Frankfurt, bei welchem ſeit 1800 ein Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft erſchien, zu deſſen Jahrgänge 1800 u. 1805 Schiller Beiträge lieferte. Einen mit einer Sendung von einer Kiſte Wein begleiteten Brief Wilmans' an Schiller aus Bremen, 13. März 1800 veröffentlicht Geiger, Geſchäftsbr. S. 221.

und einige Auszüge daraus.[1] Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen könnte hier als eine Schmeicheley angeſehen werden, und dieſen Verdacht mag ich nicht auf mich laden. Genug ich wurde von ſo vielen Schönheiten hingeriſſen, und zu gleicher Zeit überzeugt, daß eine Ueberſetzung ins Engliſche unmöglich bliebe, ſo lang ſich nicht ein Mann dazu fände, der beyde Sprachen vollkommen beſitzt, und zugleich Dichter iſt. Ihre Räuber, Don Carlos ꝛc. ſind in Proſa überſetzt, daß Sie damit zufrieden ſeyn ſollten kann ich mir kaum vorſtellen. Ich bin meinerſeits Deutſcher genug um zu wünſchen, daß Ihre Wallenſteine entweder gar nicht, oder in beſſerm Gewande in England erſcheinen mögen.

Ich ſelbſt kenne mich nicht im Stande, das Werk zu übernehmen, obſchon ich mich unterſtehe zu behaupten, daß ich, was ich davon geleſen habe, nach ſeinem ganzen Sinne verſtehe.[2] Ich habe einen Freund in England, der durch ſeine Hiſtoriſche und Poetiſche Schrifften, nicht allein zu Hauſe, ſondern auch im Auslande, ſich den Ruhm erworben hat, den ſeine ausgezeichnete Talente mit Recht fordern können. Sein Name würde Sie gleich von meiner Unparteylichkeit überzeugen.[3] — Das Stillſchweigen des Hrn. Bell und das Ausbleiben des Päckchens für ihn, ließen mich vermuthen, daß die Sache ganz ins ſtecken gerathen ſey; und des Herrn Bell niedriger Verdacht empörte meine Gefühle. Ich ſchrieb daher vor etwa 14 Tagen an meinen Freund, daß ich Sie um die Handſchrift bitten, und, wenn ich ſie erhielte, eine getreue, faſt buchſtäbliche, Ueberſetzung davon liefern wollte, wenn er ſie dann mit ſeiner bekannten Geſchicklichkeit in die angemeſſene Dichterſprache übertragen wollte. — Wenn er meinen Vorſchlag nicht annimt, ſo iſt ein großes hiſtoriſches Werk ſchuld daran, für welches er eben jetzt die Materialien ſammelt. Ehe ich ſeine Einwilligung habe, darf ich, aus Delicateſſe, ihn nicht nennen. Willigt er aber ein, ſo ſollen Sie ſeinen Namen hören; und ich ſchmeichle mir, daß Sie dann nichts dawider haben werden, wenn Ihr vortreffliches Werk durch ſeine Meiſterhand ein neues Gewand erhält.

Während dieſer Unterhandlung kam das Päckchen an, wovon ich vermuthe, daß es Ihren Wallenſtein enthält. Herr Bell hat an mir nicht verdient, daß ich ihm's zuſende. Jedoch braucht es nur Ihres Winkes, und es geht gleich ab. Sollten Sie aber nicht mit Hrn. Bell in ſolchen Verhältniſſen ſtehen, die es Ihnen unmöglich machten zurückzutreten, und geneigt ſeyn, mir zur obbemeldter Abſicht die Handſchrift zukommen zu laſſen, ſo bitte ich mir — wenn mein Freund mir ſeinen Beyſtand leiſten kann — Ihre Bedingungen und die Erlaubniß aus, das Päckchen hierzubehalten und zu erbrechen.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung Euer HochEdelgeboren Gehorſamſter Diener

C. Lüdger
in der großen krummen Straße.

---

[1] Jahrbücher der preußiſchen Monarchie. 1799. Berlin, bei J. F. Unger. I. Bd. S. 278–313: Ueber das Schauſpiel, die Piccolomini, und die Vorſtellung deſſelben auf dem Nationaltheater zu Berlin (von Woltmann); und II. Bd. S. 135–166: Wallenſteins Tod (von F. L. W. Meyer von Bramſtädt). Vgl. Trömel, Schillerbibl. S. 60 f., ſowie SchGP. Nr. 618.

[2] Jedenfalls ſcheint Lüdger Kotzebue verſtanden zu haben, falls die 1799 bei L. Jordan in London erſchienene Ueberſetzung von deſſen „Ueble Laune" unter dem Titel The peewish man, a Drama from the German of Kotzebue, transl. by C. Ludger, von ihm herrührt. Aus ſeinem Brief an Schiller vom 17. Juli 1803 geht hervor, daß er ſelbſt dramatiſcher Schriftſteller war.

[3] Man iſt hier verſucht, an Coleridge zu denken, der ſich ſchon damals durch ſeine Dichtungen einen Namen gemacht hatte und der in der That 1800 den Wallenſtein überſetzte — aber Lüdger berichtet am 17. Juli 1803 an Schiller, ſein poetiſcher Freund in Liverpool habe „die Muſen für den Merkur verlaſſen" und ſei Bankier geworden, was nicht auf Coleridge paßt, und Lüdger konnte Coleridge auch die Manuſcripte von Piccolomini und Wallenſteins Tod nicht ausliefern, da dieſelben nicht mehr durch ſeine Hand, ſondern unmittelbar an Bell geſandt wurden.

304. Schiller an Cotta.

Jena 12. 8br. 99.[1] 1. Nov / empf

Wundern Sie ſich nicht wertheſter Freund, daß ich das Paquet für Bell, welches ich nach Ihrer Anweiſung unmittelbar an Lüdger ſollte gelangen laſſen, Ihnen zuſende.[2] Hr. Lüdger hat vor einiger Zeit an mich geſchrieben, daß er das erſte Paquet zurückbehalten, und mir Anträge gethan, meinen Contract mit Bell aufzuheben und einen andern mit ihm ſelbſt einzugehen, weil er auf Bell böſe geworden, der ihm ein kränkendes Mistrauen bezeugt. Weil ich aber bei meinem einmal gegebenen Worte bleiben wollte, ſo ſchrieb ich ihm,[3] das Paquet unverzüglich an Bell abzuſchicken, hielt aber fürs ſicherſte, ihm das übrige Manuſcript nicht anzuvertrauen, da er aus Bosheit gegen Bell es leicht zu lang könnte liegen laſſen. Haben Sie nun die Güte, es aufs ſchleunigſte zu befördern, und mit einem Briefe zu begleiten.

Mein neues Stück die Maria Stuart von Schottland iſt ſchon ſehr weit gediehen,[4] und ich lebe ſchon wieder in 2 neuen Planen,[5] die nächſtes Jahr noch ſollen ausgeführt werden. Alles iſt jetzt meinen theatraliſchen Beſchäftigungen günſtig, denn ich werde ins künftige die Wintermonate förmlich in Weimar wohnen mit meiner ganzen Familie,[6] der Herzog hat mir, um es zu befördern, 200 Rthlr Zulage gegeben.[7] Die Nähe des Theaters wird begeiſternd auf mich wirken und meine Phantaſie lebhaft anregen. Auch kann ich auf dieſe Art mehr mit Gethen zuſammen ſeyn.

Meine Familie iſt geſtern auch mit einem neuen Bürger vermehrt worden, meine Frau hat mir eine Tochter geſchenkt.[8] Kind und Mutter befinden ſich recht wohl, letztere läßt Ihnen aufs ſchönſte für den Damen-Calender[1] danken und ſich Ihnen und Madame Cotta beſtens empfehlen.

---

[1] Im Schill.Kal. unter dem 16. Okt. aufgezeichnet; der Brief blieb bis dahin liegen. Es iſt nicht anzunehmen, daß das Datum im Kal. irrig ſei, da die Expedition an Cotta nach dem Eintrag der am 15. ſtattgehabten Taufe Karolinens und des an Goethe abgeſandten Briefs vom 15. Okt. verzeichnet iſt.

[2] 16. Okt. „Cotta, beide Stücke“. Kal. 83.

[3] Am 8. Okt. (nach dem Kal. am 9.). Um Lüdger geſchmeidig zu erhalten, vertröſtete er ihn auf die Maria Stuart; vgl. den ſogleich unten folgenden Brief Lüdgers an Schiller vom 24. Okt.

[4] Am 27. Auguſt war der 3. Akt begonnen worden, und am 3. Sept. war Schiller bis zum 4. Auftritt der Zuſammenkunft der beiden Königinnen gelangt. Dann trat 3wöchentlicher Stillſtand bis zum 20. Sept. ein.

[5] Warbeck (vgl. an Goethe, 20. Aug.); welches der zweite Plan iſt, ob Narbonne, das Schiff, die Begebenheit zu Famaguſta, die Polizei oder ein anderer der im Anhang zum Schill.Kal. verzeichneten Stoffe, iſt ſchwerlich zu ermitteln. Vielleicht darf man das Wort: „neue“ Plane nicht ſo ſtreng auffaſſen und iſt zu vermuthen, daß die Malteſer wieder im Wurf waren; wenigſtens kann man dieß nach dem Brief Schillers an die regierende Herzogin vom 20. (nach dem Kal. 21.) Okt. und an Goethe, 22. Okt. annehmen, in welchem Schiller verſpricht, bei ſeiner Ankunft in Weimar dem Herzog den Plan zu den Malteſern vorzulegen. Auch in ſeinem Brief an Iffland, 19. November 1800, kommt Schiller wieder auf den Plan der Malteſer zurück. Die Braut von Meſſina, von welcher er am 30. Mai 1801 an Körner ſchreibt, iſt jedenfalls nicht gemeint.

[6] Schiller hatte gegen Goethe ſchon am 12. Aug. ſeinen beſtimmten Entſchluß ausgeſprochen.

[7] Durch Zuſchrift vom 11. September.

[8] Karoline Henriette Louiſe; ſie verehelichte ſich am 26. Juli 1836 mit dem thüringiſchen Bergrath Junot und ſtarb 19. Dez. 1850 in Würzburg.

Der MuſenAlmanach wird heut oder Morgen hoffe ich zum Abſchreiben fertig ſeyn, Gaedike ſcheint ein ſehr gutes Subject zur Beſorgung zu ſeyn, und ich muß ſeine Geſchwindigkeit und Sorgfalt loben.[2] Für den Almanach habe ich glücklicherweiſe ſelbſt noch etwas bedeutendes thun können,[3] ich wünſche daß Sie mit meinem guten Willen möchten zufrieden ſeyn. Auch Herder hat unter den Schiffern E, D und F[4] ſich dißmal wieder darinn hören laſſen, Göthe ſelbſt hat zwar nichts beigeſteuert, er hat aber das groſe Gedicht von Fräulein Imhof, das den Haupttheil des Almanachs ausmacht, zur Redaction übernommen, und einen recht glücklichen Einfluß darauf gehabt. Und ſo hoffe ich ſoll dem Almanach auch dieſes Jahr der gute Abſatz nicht fehlen.[5]

Nun werden Sie doch wohl thun, das Papier zum Wallenſtein zu beſorgen. Eine Anzahl von 300 Exemplaren auf Velin möchte wohl nöthig ſeyn, und weil die Velinpapiernen Exemplarien ſo erſtaunlich dick werden, ſo bin ich geſonnen, das Werk in zwei Theile zu trennen. Im I. Theil a) der Prolog aus dem vorigen Almanach zu Wall. Lager b) Wallenſteins Lager 3) die Piccolomini. Im II. Theil a) Eine Abhandlung über die Wallenſteiniſchen Schauſpiele b) Wallenſtein ſelbſt c) Hiſtoriſche Anmerkungen.[6] So entſtehen zwey mäßige Bände jeder zu 14 Bogen etwa, wozu man, wenn es Ihnen gefällt, zwey Kupfer könnte ſtechen laſſen.

Ich frage nun noch bei Ihnen an, ob ich Ihnen die 6 Erzählungen für die Flora, wovon ich bei Ihrem Hierſeyn ſprach zuſenden ſoll und ob Sie auf ſolche abſchläglicher Weiſe gleich etwas bezahlen wollen, den Bogen 1 Carolin gerechnet, denn jetzt muß ich ſie weggeben, um ſie zu Gelde zu machen an Sie oder an Unger,[7] denn der Ueberſetzer hat bißher aus meinem Beutel gelebt.

Wenn Bell bald bezahlen wollte, wäre mirs ſehr lieb, oder wenn Sie, ohne Sich zu beſchweren, mir etwas darauf bezahlen könnten, denn meine neue Einrichtung in Weimar koſtet mir viel und ich kann die Maria erſt im Januar auf die Theater bringen[1]. Haben Sie die Güte, mir darüber bald eine Auskunft zu geben.

---

[1] Für 1800; vgl. S. 347, A. 3.

[2] Vgl. Gädicke's Brief an Schiller vom 28. Sept. 1799 (GGB. Nr. 141).

[3] Das Lied von der Glocke erſchien am Schluß des Almanachs, S. 243–264.

[4] Auch im Brief vom 19. Nov. 1799 erklärt Schiller dieſe 3 Chiffern ausdrücklich für Herder zugehörig, wie auch Düntzer (Schiller als lyriſcher Dichter, S. 230 und Einleitung zu Herders Gedichten, Berlin, I, 8) das Richtige ermittelt hat.

[5] Außer den erwähnten hat der Muſenalmanach für 1800 je ein Gedicht von Gries, v. K. [Knebel], Koſegarten, Matthiſſon und v. Steigenteſch.

[6] Dieſe ſowohl als die beabſichtigte Abhandlung ſind ausgefallen.

[7] An Unger, der ihn um Beiträge für ſeine Sammlung Romane gebeten hatte, ſchrieb Schiller am 26 Mai 1799: „Findet ſich unter den kleinen Erzählungen, die ich in Händen habe, und die mir für die Horen zu ſpät ſind eingeſendet worden, etwas paſſendes für Ihren Zweck, ſo werde ich es Ihnen zuſchicken.“ Zwei der oben erwähnten 6 Erzählungen ſandte Schiller am 5. Febr. 1800 an Cotta, die dritte, „Autun und Manon“, mit Brief vom 17. April am 20. an Unger, der ſie in ſein Journal der Romane, 3. Stück 1800, S. 217–330 aufnahm. Eine vierte, „der Prozeß“, welche Schiller am 29. Auguſt 1800 an Unger ſchickte, erſchien im 4. Stück S. 67–101. Der „Ueberſetzer“ war — Charlotte Schiller. Die Erzählung, von welcher Charlotte am 15. März 1801 an Schiller ſchreibt (Charl. Schiller I, S. 279), iſt eine andere

Auch ſchreiben Sie mir doch beiläufig, ob es ſich mit dem Abſatz der Propyläen nicht gebeſſert hat, da das vierte Stück[2] einen ſo vortreflichen Aufſatz von Göthen enthält.

An Herrn Profeſſor Abel bitte ich mich beſtens zu empfehlen. Ich habe ſeinen Brief erhalten[3] und freue mich ſehr ſeines Andenkens, ich werde ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben.

Noch habe ich vergeſſen, wegen der Kupfer von Wallenſtein, die wie Sie ſchrieben[4] in einem Taſchenbuch welches Steinkopf verlegt ſich befinden ſollen, Ihnen zu ſchreiben. Von dieſen Kupfern weiß ich nichts, wohl aber hat dieſer Steinkopf an mich geſchrieben und um Beiträge für ſein Journal gebeten. Ich habe ihm aber nicht geantwortet.[5]

Leben Sie beſtens wohl. Ganz der Ihrige Schiller.

---

[1] Vgl. S. 341, Note 3.

[2] Vom erſten Band an gerechnet, eigentlich des zweiten Bandes zweites Stück. Goethe's Aufſatz iſt der mehrerwähnte „Sammler".

[3] Am 6. Oktober. Abel ſchrieb ihm unter Anderem, er habe Schillers Mutter in Leonberg geſprochen (Boas, Nachtr. 2, 474).

[4] In dem verloren gegangenen Brief, S. 347, N. 3.

[5] J. F. Steinkopfs Brief an Schiller um Beiträge für das von Hölderlin beabſichtigte äſthetiſch humaniſtiſche Journal iſt vom 27. Juli datirt und wird von Goedeke im Geſchäftsbriefw. S. 214 veröffentlicht. Steinkopf erinnerte Schiller daran, daß ſein Großvater jener Antiquar Petulius geweſen ſei, der den Vater Schillers unter ſeine Freunde gezählt und mit dieſem ſelbſt wegen der Räuber ehemals „einige Geſchäfte" gemacht habe. Schiller erhielt den Brief am 5. Auguſt. Hölderlin ſelbſt hatte ſich in dieſer Angelegenheit ebenfalls an Schiller gewendet, der deſſen am 17. Juli empfangenen Brief am 24. Auguſt (reſp. am 26.; Schill.Kal. S. 80) ablehnend erwiderte; der von A. v. Keller in ſeinen „Beiträgen zur Schillerliteratur" S. 60, Nr. 44 veröffentlichte Brief iſt eben dieſe Antwort Schillers vom 24. Aug. und wie die vorausgehende Nr. 43, an Hölderlin gerichtet. Das Journal, an welchem Theil zu nehmen der damals in Hamburg wohnende Dichter auch Schelling eingeladen, und für das er erſt den Titel „Sympoſium", dann „Iduna" gewählt hatte, kam nicht zu Stande, da die unbedeutendern Mitarbeiter der Sache weder Name noch Gewicht verſprachen, die bedeutendern, mit Ausnahme Schellings, ſich nicht bereiten, thätig mitzuhelfen (Chr. Th. Schwab in Hölderlins Werken II, 299 f.). — Das im obigen Brief erwähnte Taſchenbuch hat den Titel „Taſchenbuch für Frauenzimmer von Bildung, auf das Jahr 1800. Herausgegeben von C. L. Neuffer. Mit Kupfern von Chodowiecky, Kuffner und d'Argent. Stuttgart bei Joh. Frid. Steinkopf." 16. Kalendarium. 7 unpag. Bl. XXII u. 295 S. Es enthält im Ganzen 11 Kupfer, darunter 4, von Kuffner gezeichnet und geſtochen, zu Wallenſtein: Aus Wallenſteins Lager, der Bauer und ſein Sohn; Auftritt des Kapuziners; Max Piccolomini weigert ſich, den Revers zu unterſchreiben; Unterredung der beiden Piccolomini. Der Erklärung der Kupfer zufolge wurden zu denſelben, da das Schauſpiel noch nicht gedruckt war, „die herrlichen Notizen benützt, welche Goethe in der Allg. Ztg. Beil. vom 7. Nov. 1798 und in dem 84.–90ten Stück 1799 gegeben hat." Das Taſchenbuch, welches u. A. Gedichte von Conz, [illegible] Gerning, Haug, Hölderlin, v. Knebel, Neuffer, Reinhard und Werthes, aber nichts von Schiller enthält, wurde mit verändertem Titel und Kalendarium als „Taſchenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1802. Herausgegeben von C. L. Neuffer", ſonſt aber mit demſelben Inhalt, Druckfehlern und Druckfehlerverzeichniß 1802 wieder ausgegeben. (Es exiſtiert indeß noch eine andere Ausgabe des Neuffer'ſchen Taſchenbuchs für 1803 mit anderem Inhalt: Kalendarium, XVI und 314 S. 16°.) — Der Antiquar Johann Friedrich Steinkopf (geb. am 17. Mai in Ludwigsburg als Sohn des Hofmalers Joh. Friedr. Steinkopf und der Barbara geb. Petulius, geſtorben in Stuttgart am 4. April 1852) verfaßte 1796 eine Flugſchrift „über die Umlegung der franzöſiſchen Contribution in Württemberg."

Lüdger an Schiller.

(Bremen, 20. 8ber 99. [28. Oct.]

Am 16ten dieſes erhielt ich Euer Wohlgebohren geehrte Zuſchrift vom 8ten nehmlichen Monats, und Tags darauf ſandt ich Ihre Handſchrift mit dem Packetboot von Yarmouth an Hrn. John Bell in London. Die Aeuſſerung Ihres Zutrauens bey dieſer Sache hat mir ſehr geſchmeichelt, und es thut mir doppelt weh, daß ich durch die Umſtände verhindert werde, mir daſſelbe noch weiter durch eine Ihres ſchönen Werks würdige Ueberſetzung zu verdienen.

Für Ihr ſchäzbares Anerbieten der Maria Stuart dank ich Ihnen recht ſehr. Ich werde gleich darüber an meinen Freund ſchreiben, und Ihnen das Reſultat davon zu ſeiner Zeit mittheilen; ich fürchte aber ſehr, daß Er aus Mangel von Zeit meinen Vorſchlag nicht wird annehmen können. — Wenn dieſes Stück in ungebundener Rede geſchrieben iſt, oder ohne Schaden in ſolche übertragen werden kann, ſo glaub ich, daß ich auf alle Fälle der Ueberſetzung ſelbſt und allein gewachſen bin; und wenn's nicht zu viel gefordert iſt, ſo wünſchte ich wohl über dieſen Umſtand je eher je lieber näher durch Sie unterrichtet zu werden. Sie können ſich allemahl darauf verlaſſen, daß Gewinnluſt mich nie verführen wird das Werk zu unternehmen, wenn ich mich zu ſchwach dazu fühle.

Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc. Lüdger.

---

305. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Oct. 99. [4. Nov.]

Vor einigen Tagen war ich in Stuttgart, wo ich Hrn. Lieutenant Haſelmeyer ſprach, und von ihm hörte, wie leid es ihm thue, daß er in Hinſicht auf Wallenſtein indiscret gehandelt hätte: ſeine Schuld ſeye es aber nicht geweſen, ſondern in der damaligen Zeitperiode habe gerade die Theaterdirection die Aufführung aller Ihrer Schauſpiele verboten[1] und da ſeye er beſorgt geweſen, den Wallenſtein möchte ein gleiches Schikſal treffen. Er hoffe nun, diſe Furcht ſeye gehoben und wünſche daher noch einen Accord ſchlieſſen zu können, um wenigſtens die 3 Monate vor der Erſcheinung im Druk diſes Trauerſpil auffüren zu können. Da er im Januar damit auftretten möchte, ſo wünſchte er ſogleich wenigſtens Wallenſteins Lager und Piccolomini zu erhalten und Wallenſteins Ende ſo bald nur möglich. Ob bei dem für ihn nun kürzern BenuzungsZeitraum nicht allenfalls 15 Carolin genug wäre, überlaſſe er Ihrer Billigkeit, ſo wie er auch verſichert ſey, daß falls gegen alle Erwartung die Cenſur die Aufführung verbiete, Sie ihn der Zalung entledigten, weßwegen aber das Manuſcript in ſeiner Gegenwart vom Cenſor geleſen und falls es nicht approbirt würde, mir ſogleich wieder zugeſtellt werden müßte. Ich wünſchte, daß Sie für mich und das Stuttgarter Publikum die Güte hätten, auf ſein Anliegen zu entriren und bitte Sie daher, mir ſobald möglich Wallenſteins Lager und Piccolomini für dieſen Zweck zu überſenden. — Es wäre auch für Ihre künftigen Arbeiten ein guter Anfang damit gemacht.

---

[1] Es war nicht möglich, Näheres über dieſes Verbot in Erfahrung zu bringen.

Ich hoffe nach London ſeyen die Abſchriften abgegangen[1], und bitte mich ſogleich davon gütigſt zu benachrichtigen, indem ich bei den wirklichen ZeitUmſtänden die möglichſte Vorſicht beobachten mus, damit nicht die Bezalung gerade wieder in eine Periode fällt, wo der Sterling ſo niedrig iſt, wie vor 4 Wochen.

Geſtern ſandte mir Böttger einen Abdruk von den Kupfern zum MuſenAlmanach, die mir beinahe einen Schlag zuzogen, indem ſeine Arbeit gar zu ſchlecht ausgefallen iſt.[2] Da ich diß beſorgt, ſo habe ich Hrn. Profeſſor Meyer gebeten, er möchte ihm doch ja ſeine Probedruke corrigiren, ich glaube aber Hr. Böttger hat es vermieden, die Correctur einzuſenden — es iſt eine fatale Sache, die mir ſehr wehe thut; man muß ſich eben damit tröſten, daß es nicht jeder Libhaber verſtehet.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich aufs dringendſte. Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

Was ich Ihnen zu zalen habe, werde ich in Leipzig anweiſen, und warte daher auf Ihre Ordre: es iſt wohl möglich, daß wir wieder nächſtens ein wenig in unſrer Communication geſtört werden, da wir die Franzoſen wahrſcheinlich in die WinterQuartiere erhalten.[3]

306. Schiller an Cotta.

Jena 1. Nov. 99. $\frac{\text{9. Nov}}{\text{10. Dez}}$

Seit meinem lezten Briefe, wertheſter Freund, habe ich ſehr viel Leiden ausgeſtanden. Meine Frau iſt am 9ten Tag nach ihrer Entbindung von einem Nervenfieber befallen worden, wozu ſich der Frieſel ſchlug und liegt ſchon 8 Tage lang ohne Beſinnung darnieder. Sie können ſelbſt denken was ich bei dieſem Unglük gelitten habe und noch leide. Zwar erklärt unſer Arzt, daß die Gefahr ihres Lebens vorbei ſei und daß auch ihr Verſtand nicht dadurch leiden werde, aber das kann uns nicht ganz beruhigen, daß wir uns nicht mit den ſchreklichſten Beſorgniſſen quälen.[4]

---

[1] Schiller hatte ſie ſchon abgeſchickt, vgl. deſſen Brief vom 12. Okt., aber nicht nach London, ſondern nach Tübingen an Cotta, der ſie am 1. Nov. erhielt und ſofort die Spedition an Bell beſorgte.

[2] Schon am 17. Auguſt hatte Goethe gegen Schiller ſeine Befürchtung wegen der Kupfer ausgeſprochen: Böttger ſei ein bloßer Punktierer, und aus einem Aggregat von Punkten entſtehe keine Form. Schiller meinte, er habe ſeine Hoffnung nicht auf die Güte des Kupferſtichs gebaut, da das Publikum hierin [illegible] nicht verwöhnt ſei.

[3] Dieſe Beſorgniß erfüllte ſich nicht: die franzöſiſche Armee unter Lecourbe wurde, nachdem ſie ſich Mitte Oktobers in Folge der Erzwingung des Neckarübergangs bei Heidelberg und Mannheim im nordweſtlichen Theil Württembergs auszubreiten begonnen hatte, am 3. Dez. von den Oeſtreichern unter Mitwirkung der Württemberger geſchlagen und zog ſich aufs linke Rheinufer zurück. Schwaben blieb den Winter über von franzöſiſcher Beſetzung verſchont.

[4] Ueber die ſchwere Erkrankung von Schillers Gattin vgl. noch SchGB. Nr. 665 ff., SchKB IV [illegible] Briefwechſel mit Chriſtophine Reinwald, S. 221 und den Brief der Geneſenden an Fritz v. Stein (Cha[illegible] Schiller I, [illegible]

Meine eigne Geſundheit hat biß jezt gottlob nicht gelitten, ob ich gleich eine Nacht über die andere bei meiner Frau wache[1] und den Tag über wenig von ihrem Bette komme. Wie es in die Länge gehen wird, weiß Gott, denn wenn es auch noch ſo gut geht, ſo wird der Zuſtand ſo ſchnell nicht vorüber gehen.

Hoffentlich haben Sie mein Paquet mit den 2 Schauſpielen für Bell erhalten.[2] Der Sicherheit wegen hab ich einen Valor an Geld darauf geſchrieben, um einen PoſtSchein darüber zu empfangen.

Auch hoffe ich daß Sie die Güte gehabt haben werden, wegen des Geldes darum ich Sie erſuchte, Verfügung zu treffen. Ich erwarte mit großem Verlangen Ihre Antwort, denn in den jezigen traurigen Tagen habe ich keine anderweitigen Anſtalten treffen können.

Leben Sie recht wohl, werthester Freund, der Himmel gebe daß ich Ihnen bald mit froherem Herzen wieder ſchreiben könne.

Leben Sie ſelbſt mit den Ihrigen geſund und glücklich. Ihr ganz ergebener

Schiller.

---

307. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 1. Nov. 99.) (6. Nov.)

Eben da die Poſt gehen will, bringt mir der Poſtwagen Ihr werthes vom 12. h.[3] ich benuze noch den Augenblick, um Ihnen und Ihrer Frau Gemalin den herzlichſten Glükwunſch zur glüklichen Vermehrung Ihrer Familie zu bezeugen in meiner Frau und meinem Namen. Möge der Himmel diſen neuen Sprößling eben ſo zu Ihrer Freude aufwachſen laſſen wie die zwei Vorgänger. Ihrer Frau Gemalin wünſche ich gar nichts, denn ich neme zu ſehr an Ihrem Schikſal Theil, als daß mir noch etwas zu wünſchen übrig wäre, das ich nicht realiſirt hoffe. Empfelen Sie Ihr uns aufs herzlichſte.

An Bell beſorge ich ſogleich das Paquet, und mit gehöriger Vorſicht. Daß Maria Stuart ſo avancirt, daß Sie überhaupt an Ihren theatraliſchen Beſchäftigungen ſo viele Freude finden, und den Winter nun in Weimar zubringen, mußte mir vieles Vergnügen machen.

Es war mir ſehr lib, daß der MuſenAlmanach noch von Ihnen ausgeſteuert wurde. Melden Sie mir doch, was ich an Honorar ꝛc. zu entrichten habe.

Das Papier zu Wallenſtein iſt ſchon beſorgt, ich warte nur noch auf den Fuhrmann, Velin gehet von Baſel nach Weimar, und ich bin ganz mit Ihren Einrichtungen zufrieden. Wegen der 2 Kupfer wünſchte ich bald gef. Anzeige, was dazu gewählt werden ſoll, und ob ich Zeichnung und Stich beſorgen ſolle? ich möchte gerne etwas Vorzügliches haben, und das braucht Zeit.

---

[1] Der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 25., 27. und 29. Oct., 1. und 6. November Nachtwachen [illegible] bei ſeiner kranken Frau.

[2] Schiller ſandte ſie am 16. Oct. an Cotta. Kal. S. 89.

[3] D. h. vom 12. Oct.

Bell ſoll hoffentlich bald bezahlen, doch gehen immer einige Monate hin, ich habe daher gleich nach Leipzig geſchriben, daß Ihnen von dort aus 200 Laubthaler geſandt werden. Was Sie mehr gebrauchen, bitte ich doch ja immer zu beſtimmen, ich ſehe diß als einen Beweiß Ihrer Freundſchaft an.

Abel will ich morgen das Aufgetragene melden.

Mit den 6 Erzählungen können Sie es ganz nach Ihrem Belieben halten und mir doch gewis mit umgehender Poſt zu melden, was auſſer obigen 200 Laubthalern noch geſandt werden ſoll?

Mit den Propyläen gehet es etwas beſſer, es mögen etliche 60 indeſſen abgegangen ſeyn. Goethe hat mir indeſſen äuſſerſt freundſchaftlich geſchriben, und ich bitte Sie, ihn in diſer günſtigen Stimmung zu erhalten.

Mit den herzlichſten Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

Graf Narbonne[1] wünſcht ſehr eine franzöſiſche Ueberſezung von Wallenſtein zu beſorgen, er würde Ihnen diſe gerne zur Prüfung vorlegen: was ſoll ich ihm deßwegen ſchreiben? Nach Paris will ich mich indeſſen wenden, um zu ſehen, ob ich nicht dort einen vortheilhaften Accord für Sie über eine ſolche Ueberſezung ſchlieſſen kan? und Ihnen ſodann das Nähere melden.

308. Schiller an Cotta

Jena 18. Nov. 99. $\frac{6\ \text{Dec}}{10\ \text{Dec}}$

Seit meinem lezten Brief an Sie, wertheſter Freund, habe ich noch ſehr viel Noth und Sorge ausgeſtanden, aber endlich fängt es an, ſich mit meiner Frau etwas zu beſſern, ſie beſinnt ſich wieder mehr, das Gedächtniß kommt auch wieder, und obgleich die kranken Einbildungen ſich noch in alles miſchen, ſo nimmt ſie doch wieder Notiz von den Dingen, die ſie umgeben, fühlt ihren Zuſtand und hat recht gute Augenblicke. Innerhalb der nächſten 10 Tage läßt der Arzt mich eine glückliche Veränderung hoffen. Ich ſelbſt habe mich, gottlob, in dieſer traurigen Zeit immer noch wohl befunden, und jetzt, da es beſſer geht, ſtellt ſich auch meine Thätigkeit wieder ein.

---

[1] Graf Louis Narbonne-Lara, geb. 1755 im Herzogthum Parma, Kriegsminiſter unter Ludwig XVI.; am 10. Auguſt 1792 proſkribirt, entfloh er nach London, lebte nach einander in England, der Schweiz, Schwaben und Sachſen, benüzte dann die Amneſtie und kehrte 1800 nach Frankreich zurück, wo er von Napoleon bald im diplomatiſchen, bald im militäriſchen Dienſt beſchäftigt wurde und am 17. Nov. 1813 an den Folgen eines Sturzes bei einem Ausfall aus der Feſtung Torgau ſtarb. An Schiller kam der Antrag Narbonne's auch noch durch Rittmeiſter Thielemann vermittelſt Körners (SchKB IV, 150). Der Schiller-Kalender notirt unter dem 22. Jan. 1800 Briefe von Narbonne und Thielemann und am 23. April 1800 einen zweiten Brief Narbonne's aus Eiſenach. Unter den im Cotta'ſchen Archiv befindlichen 21 Briefen Narbonne's an J. F. Cotta, die vom Nov. 1799 bis Jan. 1811 reichen und theils aus Eiſenach, theils aus München und Paris datirt ſind, befindet ſich keiner, der auf den oben ausgeſprochenen Wunſch Bezug hätte. Narbonne's Ueberſezung kam nicht zu Stande.

Empfangen Sie meinen beſten Dank für die 200 Laubthaler die ich, durch Ihre Güte, vorgeſtern von Frege in Leipzig erhalten habe. Die Erzählungen werden zuſammen 18 biß 20 Bogen ausmachen und ſoviel Carolin würde ich mir alſo, wenn Sie das Manuſcript erhalten haben noch ausbitten.

Was den Almanach betrifft, ſo bleibt es bei dem was wir ausgemacht, daß Sie daſſelbe Honorar bezahlen, was für den vorigen bezahlt worden und was Sie in Ihrem Buch finden werden. Ich weiß es nicht auf den Thaler zu beſtimmen, ſoviel weiß ich nur daß es zwiſchen 480 biß 490 Rthlr. betrug. Wenn Sie die ganze Summe franco an Profeſſor Meier in Weimar ſenden wollen, ſo wird dieſer ſich ſelbſt, Fräulein Imhof und den Kupferſtecher davon bezahlen. Nur die Decke und das Titelkupfer (alſo das Eine von den fünfen) werden nicht von dieſer Summe bezahlt, weil wir mit Ihnen ausmachten, daß dasjenige was auch an die vorigen Almanache für Verzierungen gewendet worden, nicht von der Honorar Summe abgezogen werden ſollte.

Für meine dißjährigen Beiträge zum Almanache verlange ich nichts; es hat mich nichts dabei geleitet als der Wunſch, Ihnen meinen guten Willen zu beweiſen, und Sie ſollen den heurigen Almanach nicht theurer bezahlen als den vorigen. Wollten Sie aber gelegentlich Herdern für die von ihm geleiſteten Beiträge unter der Schiffre D E und F eine Erkenntlichkeit bezeigen, ſo wird es nicht übel ſeyn.

An Haſelmeier will ich, da Sie es wünſchen, meine Stücke um 15 Carolin überlaſſen, es verſteht ſich daß, wenn er ſie nicht ſpielen darf, mir die Abſchreibe Gebühren für die drey Manuſcripte und für die Melodien zu den Liedern gut gethan werden. Mit dem nächſten Poſttag folgen die Abſchriften[1], ich habe noch die Mühe dabey übernommen, diejenigen Stellen auszuſtreichen, an denen ein Stuttgardter Cenſor, der politiſchen Verhältniſſe wegen,[2] Anſtoß nehmen könnte.

Für einige gute Zeichnungen zum Wallenſtein will ich ſorgen. John in Wien[3] wäre mir freilich der liebſte Kupferſtecher, wenn er Zeit hat und nicht zu theuer iſt.

Leben Sie recht wohl. Möge Sich alles bei Ihnen wohl befinden! Ganz der Ihrige

Schiller.

---

[1] Sie wurden erſt am 6. Dezember abgeſandt.

[2] Der neuen Allianz mit Oeſterreich.

[3] Friedrich John, geboren 1769 zu Marienburg, ſeit 1798 in Wien, wo er ſeine ſchönſten Werke verfertigte. Im Jahr 1832 zog er ſich nach Marburg in Steiermark zurück, wo er 1843 ſtarb.

369. Schiller an Cotta.

Weimar 8. Dec. 99. $\frac{14.\ \text{Dez}}{18.\ \text{Dez}}$

Endlich mein theurer Freund kann ich wieder mit erleichtertem Herzen ſchreiben. Seit 8 Tagen beſſerte es ſich mit meiner Frau entſcheidend, ſie hat ihre Beſinnung vollkommen wieder, ihre Kräfte ſtellen ſich ein und kein Rückfall iſt mehr gekommen. Ich darf an die überſtandene ſchreckliche 7 Wochen nicht zurückdenken. Wir ſind ſeit 4 Tagen hier eingezogen[1] und ich verſpreche mir von dieſem Aufenthalt auch für meine Frau ſehr viel Gutes.

Ich habe den erſten freien Tag benutzt die Abſchrift meiner Stücke durchzugehen und, für das Stuttgardter Theater, die verfänglichſten Stellen daraus wegzuſtreichen. Wenn die Stücke die Cenſur nun noch nicht paſſieren, ſo iſt es wenigſtens meine Schuld nicht. Das dritte Stück folgt mit der nächſten Poſt, einſtweilen mag Haſelmeier die zwey erſten der Cenſur vorlegen. Das dritte wird ohnehin die allerwenigſte Schwierigkeit bei der Cenſur machen.[2] Auf jeden Fall verſteht ſich, daß mir Haſelmeier die Schreibgebühren für die 3 Stücke und für die Partitur der Melodieen erſezt, wenn das Theater die Stücke auch nicht geben darf.

Am Drucke gedenk ich in ſpäteſtens 3 Wochen hier anfangen zu laſſen.

Vielleicht könnte ich vom Frankfurther Theater noch ein hundert Thaler für die Wallenſteine erhalten, wenn es durch Ihre Hände gienge. Die Stücke ſind ſchon vor Einem Jahr von dort aus von mir verlangt worden,[3] ich hielt ſie aber damals zu hoch, weil ich die Frankfurther für liberaler hielt und foderte 60 Ducaten, was man nicht geben wolte. Wenn Sie einen Brief daran wenden wollten und in Ihrem Rahmen ſchrieben, daß Sie Herr über die Stücke ſeien, ſo wären doch vielleicht 30 Ducaten zu bekommen.

Gegen die franzöſiſche Ueberſetzung meiner Stücke[4] habe ich nichts einzuwenden und da kein Zweifel iſt, daß die Stücke doch nächſtens ins franzöſiſche werden überſezt werden, ſo hat der Buchhändler, der ſie noch im Manuſcript erhält, den großen Vortheil, der erſte auf dem Markte zu ſeyn und keinen Concurrenten zu haben. Dafür denke ich könnte er mir auch 400 oder 500 Livres bezahlen. Machen Sie dieſes ab, lieber Freund, wie Sie ſelbſt wollen, es wird mir alles lieb ſeyn was Sie thun.

---

[1] Der Umzug geſchah am 3. Dezember.

[2] Die Ueberſendung des Wallenſteinmanuſcripts an das Stuttgarter Theater gieng demnach durch Cotta's Hände: der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 8. Dezember: „Paquete an Cotta. reitende Poſt." Cotta ſandte ſie durch Haug an Haſelmeier. Das Manuſcript wurde im Jahre 1864 von der königlichen Bibliothek in Berlin aus der Hinterlaſſenſchaft des Staatsraths Kielmeyer in Stuttgart erworben. Auf dem Titelblatt des Lagers iſt von Schillers Hand beigefügt: „Nach meiner Handſchrift richtig copiert und von mir durchgeſehen. Schiller", desgleichen auf dem Titelblatt von Wallenſteins Tod: „Nach meiner Handſchrift copiert und von mir durchgeſehen. Jena 4. Nov. 99. Schiller". Die vom Dichter aus Rückſicht auf die Stuttgarter Cenſur vorgenommenen Abſtriche und Abänderungen ſind in W. v. Maltzahns „Wallenſtein". Stuttgart 1861, beſchrieben.

[3] Vgl. Schill.Br. Nr. 567 u. 580 und Schillers Brief an Cotta vom 16. Dez. 1799. S. [illegible]. Director des Frankfurter Theaters war ſeit 1796 Bernard aus Offenbach.

[4] Durch Narbonne. vgl. S. 350.

Die 200 Laubthaler habe ich durch Fregen erhalten und danke Ihnen verbindlichſt dafür. Wenn ich nun noch gegen die Mitte Januars für 20 Bogen Erzählung, die ich binnen 14 Tagen abſenden werde, 20 Carolin von Ihnen erhalte, ſo werde ich mich Ihnen ſehr verpflichtet achten, denn es iſt freilich ſeit den letzten Monaten viel über meinen Beutel hergegangen.

Mögen Sie das alte Jahrhundert[1] mit den Ihrigen glücklich und heiter beſchließen!

Ganz der Ihrige

Schiller.

310. Cotta an Schiller

Tübingen, 9. Dec. 1799. [10 Dez.]

So eben komme ich von einer nothgedrungen unternommenen Reiſe nach Paris zurük, und treffe Ihre beide gütige vom 1. und 18. November an. Wie froh bin ich mit der Nachricht von der gefärlichen Krankheit Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemalin zugleich die der Beſſerung leſen zu können. Sie iſt uns zu theuer, als daß wir nicht hoffen ſie ſeye bei Eingang diſes gänzlich hergeſtellt, und wir bitten Sie unſre herzlichſte Theilname und Freude über ihre Geneſung unter unſern beſten Empfelungen zu melden.

An John habe ich ſogleich wegen des Stiches der Kupfer zu Wallenſtein ſchreiben laſſen, allein da diſer Künſtler Zeit haben mus, ſo bitte ich Sie um möglichſte Beſchleunigung der Zeichnung, und was mir noch mehr am Herzen ligt, diſe doch gewis von einem vorzüglichen Künſtler verfertigen zu laſſen. Wüßte ich diejenigen Stellen, die Sie geſtochen wünſchten, ſo wolte ich Hetſch[2] die Zeichnungen machen laſſen, der diß Geſchäft Ihnen und mir zulieb gewiß übernemen würde. Wir dörfen aber keinen Augenblick Zeit verlieren, wenn bis Ende Aprils etwas gutes geliefert werden ſoll.

Das Manuſcript von Wallenſtein für Haſelmayer hoffe ich heute zu erhalten, und will ſodann alles beſorgen.

---

[1] Schiller gehörte mit Goethe am Weimarer Hofe zu den „Neunundneunzigern", die mit dem 1. Januar 1800 den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts feierten (SchGBr. Nr. 696).

[2] Der Hiſtorienmaler Philipp Friedrich v. Hetſch, geb. 10. Sept. 1758 zu Urach, wurde am 7. April 1773 in die Pflanzſchule aufgenommen, widmete ſich der Kunſt, erhielt verſchiedene Kunſtpreiſe, darunter den erſten Preis in der Landſchaftsmalerei, trat 1780 aus der Akademie, machte in Paris 1781 unter J. Vernet Studien, wurde nach ſeiner Rückkehr 1782 Hofmaler, lebte mit herzoglichem Stipendium von 1785–87 in Rom, wohin er auch 1796 noch einmal auf kurze Zeit reiſte, wurde 1795 Profeſſor, 1798 Galeriedirector und ſtarb am 1. Jan. 1839. Goethe beſuchte ſein Atelier am 30. Aug. 1797, und H. Meyer gedenkt ſeiner in ſeinem Entwurf einer Kunſtgeſchichte des 18. Jahrhunderts in Goethe's Winckelmann, Tübingen 1805, S. 320. Eine Zuſammenſtellung ſeiner vorzüglichſten Werke theilt Wagner in der Geſchichte der hohen Karlsſchule I, 463 f. mit.

An Hrn. Profeſſor Mejer will ich 300 Rthlr. ſenden, 220 Rthlr. habe ich nemlich ſchon dem Kupferſtecher bezalt; 130 Rthlr., 475 Rthlr. hat der Muſen Almanach gewönlich betragen, was alſo Ueberſchuß iſt, kan für Decke und Titelkupfer ꝛc. verwendet werden. Herdern werde ich meine Erkentlichkeit bezeugen, und gegen Sie bleibe ich ohnedis der immerwährende Schuldner.

Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

(J. F. Cotta's Reiſe nach Paris.) Wie ſchon früher erwähnt, hatte Württemberg am 7. Auguſt 1796 mit der franzöſiſchen Republik einen Separatfrieden abgeſchloſſen, worin es ſich verpflichtete, ſein Contingent von der Reichsarmee hinwegzuziehen und während des Kriegs Neutralität zu beobachten. Als nach Auflöſung des Raſtatter Congreſſes im April 1799 die Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wieder ausbrachen, ergriff der am 22. Dez. 1797 ſeinem Vater in der Regierung Württembergs nachgefolgte Herzog Friedrich die Partei Oeſterreichs, ſchloß Subſidienverträge mit England ab, entließ die dem Frieden zugeneigten Mitglieder ſeiner Regierung, die Geheimenräthe Wöllwarth, Helmann und Uexküll, hob ohne Genehmigung der Landſchaft 6000 Mann aus, ordnete die Organiſation eines Landſturms an und ließ ein Truppencorps zur Verſtärkung der kaiſerlichen Armee marſchiren. Dieſe Geſinnungsänderung ſtand im Zuſammenhang mit einem Wechſel ſeines ganzen politiſchen Syſtems. Nachdem er erſt im Reſcript vom 17. März 1798 die Abſtellung verſchiedener Landesbeſchwerden zugeſichert und den Landſchafts-Conſulenten Georgii, nach anfänglicher Weigerung, als landſchaftlichen Abgeordneten zum Friedenscongreß in Raſtatt anerkannt hatte, waren ihm die im alten Verfaſſungsrecht begründeten Forderungen der Landſchaft, namentlich auf Mitleidenſchaft der herzoglichen Kammer (des Kronguts) bei dem Kriegsſchaden, läſtig geworden, und er ſuchte ſich der unbequemen, von demokratiſchem Geiſt angehauchten Mitregierung zu entledigen. In der franzöſiſchen Republik haßte der abſolutiſtiſch geſinnte, gewaltthätige Mann gleichermaßen die Trägerin der modernen Ideen, und gegen den innern wie den äußern Feind ſchien Oeſterreich und der Kaiſer, der ihm die Kurwürde in Ausſicht geſtellt hatte, den beſten Schutz zu gewähren. So ward denn mit jedem Tag, an dem ſich in Raſtatt die Hoffnungen zu einem allgemeinen Reichsfrieden minderten, der Ton in den herzoglichen Signaturen an die Landesvertretung ſchärfer, und mit jedem Tag wurde es ſichtbarer, daß der Herzog ſich von den beim Regierungsantritt ausgeſprochenen Grundſätzen entfernte und zu dem Syſtem, dem er als Erbprinz angehangen hatte, zurückkehrte. Nachdem er erſt, als in Stuttgart die Nachricht vom Rheinübergang Jourdans eingetroffen war, einer landſchaftlichen Deputation erklärt hatte, er ſei bereit, die im Separatfrieden eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſchritt er ſofort, als Jourdan geſchlagen worden und die ruſſiſche Armee näher rückte, zum offenen Anſchluß an den Kaiſerhof in Wien und zu den Eingangs berichteten Feindſeligkeiten gegen Frankreich. Die Landſchaft machte vergebens Vorſtellungen über die Folgen, welche für das Land aus dieſem Friedensbruch erwachſen müßten[1], und als ſie die verfaſſungswidrige einſeitige Organiſation des Landſturms rügte und erklärte, ſie würde nie in eine offenſive Anſtalt gegen Frankreich willigen, wurde die Landesverſammlung am 30. November 1799 aufgelöst und, als ſie deſſungeachtet ihre Sitzungen fortſetzte, am 2. Dez. unter Androhung milithätlicher Gewalt davon verhindert. Mittlerweile hatte ein franzöſiſches Armeekorps unter General Lecourbe von Heilbronn her bereits einen Theil Württembergs beſetzt und war im Anmarſch gegen Stuttgart, ſo daß der Herzog ſchon zur Flucht Anſtalten traf. Die feindlichen Generale und Truppen hatten offen gedroht, das Land nicht bloß als ein feindliches, ſondern als ein friedens- und bundesbrüchiges zu behandeln, das ihrer Rache preisgegeben ſei, namentlich war eine dreiſtündige Plünderung der beiden Reſidenzen Ludwigsburg und Stuttgart in Ausſicht geſtellt worden. Als Anfangs November die Gefahr aufs Höchſte geſtiegen ſchien, die dringendſten Bitten beim Herzog, von der Fortſetzung des Kriegs und der Allianz mit Oeſterreich abzuſtehen und das Land vor Brand, Plünderung und perſönlicher Mißhandlung zu bewahren, kein Gehör fanden, die Deputationen der Landſchaft vielmehr gar nicht vorgelaſſen wurden, beſchloß der engere Ausſchuß, um das Aeußerſte von dem geängſtigten Lande abzuwenden, am 3. November, einen eigenen Geſandten nach Paris zu ſchicken, der von der franzöſiſchen Regierung möglichſte Schonung des Herzogthums erwirken ſollte.[1] Hiezu ward der Buchhändler J. F. Cotta in Tübingen auserſehen, der zu dem damaligen franzöſiſchen Miniſter Reinhard, einem gebornen Württemberger, in vielfachen freundſchaftlichen Beziehungen ſtand. Cotta nahm die Miſſion an und reiſte am 6. November nach Paris ab. Indeß hatte der 18. Brumaire (9. Nov.) die bisherige franzöſiſche Regierung geſtürzt, und Reinhard war außer Stand, ſich für ſein Vaterland anders als durch eine Empfehlung an ſeinen Nachfolger zu verwenden. Das Land blieb übrigens vor Mißhandlungen bewahrt, da der franzöſiſche Oberbefehlshaber die Gewaltthaten und Drohungen der Unterkommandirenden und Truppen mißbilligte, und die Armeen bald darauf ihre Winterquartiere bezogen. Ausführlicheres und Weiteres über dieſen Gegenſtand, namentlich auch über die Berechtigung der württembergiſchen Landſchaft zu einer Sondermiſſion nach Paris wird im Nachtrag zu Cotta's Brief vom 18. April 1800 ſowie im Anhang mitgetheilt.

---

[1] Auf die Vorſtellung der Landſchaft von den nachtheiligen Folgen des Bündniſſes mit Oeſterreich erwiderte Graf v. Zeppelin: In ein paar Monaten werde es der König von Frankreich ſchwerlich übel nehmen, daß Württemberg den Frieden mit der Republik gebrochen habe. (Pfaff, Geſchichte Wirtembergs. Stuttg. 1839. III. Thl. 2. Abth. S. 544.)

---

311. Cotta an Schiller.

[Tübingen, 18. Dezember 1799.][2] (nicht vorh.)

Ihr Brief vom 8. h. hat uns durch die angeneme Nachricht von der volkommenen Wiederherſtellung Ihrer Frau Gemalin unendliche Freude gemacht: bezeugen Sie ihr unter unſern beſten Empfelungen den herzlichſten Glükwunſch.

Wallenſteins Lager und Piccolomini habe ich durch Haug an Haſelmejer geſandt; die nächſte Poſt muß mir das Reſultat wegen der Cenſur bringen. Ans Frankfurter Theater habe ich geſchriben; die Antwort theile ich Ihnen ſogleich mit.

---

[1] Dieſes Auskunftsmittel hatte der preußiſche Hof vorgeſchlagen und ſeine Mitwirkung verſprochen. Vgl. die in der Erläuterung zum Brief Cotta's vom 18. April 1800 mitgetheilte Stelle aus dem Schreiben Ludwig Hoſackers an Cotta. Für die Maßregel ſelbſt berief ſich der engere Ausſchuß auf den Satz, den der württembergiſche Staatsrechtslehrer J. J. Moſer aufgeſtellt hatte: „In Kriegszeiten heißt es oft: Necessitas non hat legem, und wann der Regent ſein Land nicht beſchützen kann, oder es ſelbſt vorſetzlicher oder unvorſichtiger Weiſe in Gefahr oder wirklichen Schaden gebracht hat, und nicht helfen kann oder will; ſo dürfen und müſſen die Landſtände ſeine Stelle mitverſehen, und das Land retten, ſo gut man kann, der Herr mag befehlen, was er will, z. B.: man ſolle dem Feind keine Contribution zahlen, ſondern lieber ſengen und brennen laſſen." (Von der teutſchen Reichsſtände Landen, deren Landſtänden ꝛc. 11. Bd., 20. Kap. § 15. S. 966.)

[2] Das im Original fehlende Datum iſt aus dem Empfangsvermerk Cotta's auf dem Brief Schillers vom 8. Dezember ergänzt.

Wegen der franzöſiſchen Ueberſezung ſchrib ich an Narbonne und werde auch hiebei Ihr Intereſſe möglichſt zu vertretten ſuchen; leider iſt der franzöſiſche Buchhandel wirklich ganz im Zerfall.

Da Sie in der Mitte Januars zwanzig Carolins verlangen und ich das Geld an Mejer noch nicht abſenden konte, ſo habe ich ſogleich beides vereiniget und das Ganze an Sie addreſſirt. Sie erhalten nemlich: 65 Carolins oder 260 Laubthaler und einige Beiſchlüſſe an Goethe, Herder (mit 10 Ducaten), Imhof, Boettiger, an Sie und Frau v. Wolzogen. Von diſen 65 Car. wären nun 20 für die Erzählungen beſtimmt, das übrige für den Almanach. Langt es nicht, ſo können Sie ja ſuppliren, und ich erſeze Ihnen diß augenblicklich. Was ich ausgelegt habe, iſt nemlich:

an Boettiger in Leipzig	202
für Kupfer Druk Pap.	16
an Herder 10 Duc.	30
an Müller	26
	274

Nun iſt die gewönliche Auslage für den Almanach zwiſchen Rthlr. 120 und 180 geweſen. Es iſt natürlich, und Sie kennen mich ſchon ſo weit, daß hier das Mehr und Minder nicht in Betracht kommt, ich wünſchte nur, daß Sie das Ganze nach Ihrer mir erprobten Freundſchaft und Billigkeit ausgleichen, da es ſich nicht wohl ſchickt, daß ich diſe Geſchichte mit Mejern ſelbſt ausmachte, und da ich ja Supplementa immer ſo früh wie Sie nur verlangen, ſuppliren kan.

Der Himmel führe Sie und die Ihrigen ſo glüklich in das Neue Jahr als ich es wünſche, ſo haben Sie ſich ſodann gewiß über Nichts zu beklagen. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Wegen der Zeichnungen zu Wallenſtein beſchwöre ich Sie, diſe doch ja einem vorzüglichen Künſtler anzuvertrauen, da ich auch für diſes einen ſehr groſſen Meiſter in Wien habe,[1] und alſo der glükliche Umſtand hier einträte, Zeichner und Stecher beiſammen zu haben, ſo wünſchte ich, daß Sie mir auch die Zeichnung überlieſſen, und mir alſo nur ſo ſchleunig als möglich die gewählten Stellen anzeigen möchten.

Rudolph an Schiller.[2]

Am Jvar 21 Jenn.[3]

Vernim das Wort eines Unbekannten nicht mit Entübrigung Mann meiner Seele! Mein Herz mißtraut dir nicht, ob ich gleich nur deinen Kiel kenne, nicht deinen Charaſter, denn wenn es wahr iſt, daß dieſer in jenem ſich abbildet, ſo bedarf ich deiner perſönlichen Kunde nicht, um dich höher zu achten und inniger zu lieben, als es bereits geſchieht. Hinter all deinen Worten liegt ein magiſcher Talisman. Ich fühl' ihn, aber ich kenn' ihn nicht. Er weiſt mich hin zu Bildern der Weihe. —

---

[1] Wie aus Cotta's Brief vom 21. Jan. hervorgeht, hatte er den Maler Eberhard Wächter im Auge.

[2] Vgl. S. 320. Einzelne Eigenthümlichkeiten der Schreibweiſe laſſen in dem Verfaſſer einen Bayern, vielleicht einen Salzburger Studienfreund Sachers vermuthen.

[3] Eine Localität dieſes Namens, Fluß oder Berg, war nicht aufzufinden. Das Datum iſt mit rother Tinte geſchrieben, der Brief findet ſich im Schill. Kal. nicht angemerkt.

Du, wie ich dich mir denke, wirſt mir die Gewährung einer ſo geringen Bitte, als die Meine iſt, nicht verweigern.

Meine Seele iſt im Bunde mit einem Jüngling, der im kühnen Fluge ſeiner Kraft die Bahne des Tages überflogen hat, und auf außer-ordentlichen Pfaden wandelt. Wir beſtreben ein Ziel, aber — auf entgegengeſetzten Wegen. Ihn geleitet das Glück auf dem Seinigen. Ich ringe mich müde im erſchlaffenden Klima alltäglicher Ereigniſſe auf dem Meinigen.

Er kennt dich. Ich nur deine Schriften. Du liebſt ihn, und biſt wahrſcheinlich in Germanien der Einzige, der mir einige Kunde von ihm mittheilen kann. Es iſt Bucher, der vor 2 Jahren unter Fichte in Jena Philoſophie hörte, und dann über Helvetien nach Paris gieng. Eben iſts ein Jahr, daß ich daher von ihm ein Blatt erhielt. Seitdem weiß ich nichts mehr von ihm. Vermuthlich wechſelt er noch Briefe mit dir. Du biſt's allein, an den ich mich wenden kann, einigen Aufſchluß über ſeine Verhältniſſe zu erhalten. Wirſt du ihn mir verſagen? — Ich erwarte ſtets Alles, und hoffe — Nichts im unteren Gewühle des Lebens. Aber wünſchen muß ich doch, daß du meinen Geſuch befriedigeſt. Ich lege dir deßhalb eine Addreſſe bey.[1]

Ich habe im letzten Michaeliscataloge mit Sehnſucht, aber vergebens deine Gedichte erwartet die du im 99r Almanach verſprachſt. Werden ſie doch dieſen Frühling erſcheinen! Und wird ſich auch deine unſchätzbare „Reſignation" und dein hoher „Lebenswerth"[2] darinn finden! —

Vergieb, daß ich bitte, fordre, frage von dir. Die Lage des Objekts entſchuldigt mich. Meine Meinung von dir berechtigt mich hiezu, und — Verfehlung beugt den Gefaßten nie. Leb wohl. Mit ſtrebender Einigung umarmt dich

Rudolph.[3]

---

169. Schiller an Cotta.

Weimar 13. Jan. 1800.[4] $\frac{20.\ \text{Jan.}}{27.\ \text{Jan.}}$

Verzeihen Sie mein langes Stillſchweigen lieber Freund, ich ſteckte ſo tief in Arbeiten und Zerſtreuungen, daß ich mich nicht recht beſinnen konnte. Eine ſo große Veränderung der Exiſtenz als ich durch meine Verſetzung nach Weimar vorgenommen, zieht, in den erſten Monaten wenigſtens, eine Menge von Zeitverderbenden Verhältniſſen nach ſich, die man vorher nicht in Anſchlag brachte.

Das überſchickte Geld habe ich erhalten und danke Ihnen ſehr. Von den 45 Carolin, die für den Almanach übrig blieben habe ich 40 an Fräulein Imhof bezahlt und Meiern für 5 Zeichnungen und die Zeichnung zum Umſchlag 6 Carolin daß alſo noch 1 Carolin heraus zu bezahlen iſt, den ich an meiner Rechnung abzuſchreiben bitte. So iſt nun dieß in Ordnung gebracht.

---

[1] Fehlt.

[2] Welches angeblich Schiller'ſche Gedicht damit gemeint ſei, iſt mir nicht bekannt.

[3] Dem Namen iſt ein eigenthümlich in einander geſchlungener Zug von Strichen beigefügt, der ſich ähnlich auch an Buchers Briefen findet und wohl ein verabredetes Handzeichen gleichgeſinnter Freunde war.

[4] Nicht im Schill.Kal. verzeichnet.

Die Zeichnung zum Wallenſtein anderswo als hier machen zu laſſen iſt gar zu bedenklich, weil eine gute Bekanntſchaft mit dem Stücke dazu gehört um etwas verſtändiges zu componieren, und was ich von den berühmten Wieneriſchen Künſtlern ſah, erweckt mir, in Rückſicht auf den Gedanken und den Gehalt der Compoſition eben keine große Erwartung. Was hilft aber die geſchickteſte Ausführung, wenn der Gedanke gemein iſt. Wir laſſen es alſo, da Sie zu Meiern kein Vertrauen zu haben ſcheinen, lieber gar bleiben. Zum Ueberfluß ſende ich Ihnen eine Zeichnung in etwa 14 Tagen zu, welche Meier aus dem Wallenſtein, für mich, angelegt hat. Sie haben das Anſehen umſonſt und brauchen ſie gar nicht zu wählen, wenn Sie nicht wollen oder wenn es zu ſpät damit iſt. Die Zeichnung iſt beſtimmt im großen ausgeführt zu werden, ſobald noch mehrere beiſammen ſind.[1]

Wegen der Erzählungen bitte ich nur noch vierzehn Tage Geduld zu haben, ich bin hier gar geniert, da ich keinen rechten Copiſten habe, und die wenigen Schreiber die wir hier haben, beſchäftigt das Theater.

Haben Sie die Güte, da Sie meinetwegen Sich ſovielen Mühſeligkeiten ſchon unterzogen, gelegentlich beim Theater zu Stuttgardt und Francfurt anzufragen, ob man Luſt hat, den Macbeth von Shakeſpear, den ich für die Bühne umgearbeitet und überſezt habe,[2] zu kaufen. 12 Ducaten iſt der Preiß, das Manuſcript kann gleich verabfolgt werden.

In einigen Wochen ſoll der Druck der Wallenſteiniſchen Stücke angefangen werden. Herzlich empfehlen wir uns Ihnen und Ihrer lieben Frau. Bei mir iſt alles wohl und ich hoffe ein gleiches von Ihnen zu hören. Ganz der Ihrige

Schiller.

314. Cotta an Schiller.[3]

(Tübingen 17. Jan. 1800.) [21. Jan.]

In der Anlage die Antwort vom Frankfurter Theater.[4] Haſelmeyer hat ſich eben zur Annahme erklärt; ich erwarte nun täglich die Bezalung und von Ihnen, lieber Freund, die Diſpoſition darüber. Ich ſehne mich nach Briefen von Ihnen, noch mehr nach meiner Reiſe nach Leipzig, und werde dißmal ſogleich über Weimar kommen. Würde es wohl, falls der Krieg von Russen und Türken bei uns fortgesezt würde, ein kleines Plätzchen für meine stille Familie in Weimar geben? Das Getümmel ist mir bald zu ungestüm, als daß ich nicht vielleicht einige Monate Ruhe in Sachsen suchen möchte.

---

[1] Von dieſer Zeichnung ſpricht auch Goethe in einem Brief an Schiller vom 14. Febr. 1800.

[2] Den ich umzuarbeiten und zu überſetzen begonnen habe. Nach Nr. 718 des Goedeke hatte Schiller am 29. Januar 1800 erſt „die zwei erſten Aufzüge des Macbeth aus dem Rohen gearbeitet", und am 11. Febr. lädt Goethe Schiller zu ſich ein, um den Macbeth [illegible], nachdem in einem [illegible] (vermuthlich auf den 10. Februar zu ſetzenden Billet, Nr. 727) Schiller ſeine Hoffnung ausgeſprochen hatte, „morgen Abend mit ſeiner Arbeit fertig zu ſein" und ſie Goethe vorzutragen. Am 4. April ſchickt Goethe den Schluß des (durchgeſehenen) Macbeth an Schiller zurück.

[3] Der Schiller-Kalender verzeichnet Briefe von Cotta, die am 20. und 23. Jan. in Weimar eingetroffen ſind und die ſich nicht mehr vorfinden. Cotta's Schreiben aus Tübingen, 10. Dez., kann nicht dazu gehören, da Schiller daſſelbe ſchon am 14. Jan. beantwortete.

[4] Wegen Wallenſteins, ſie fehlt.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfelen wir uns aufs herzlichste ꝛc.

J. F. Cotta.

---

315. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 23. Jan. 1800.) [illegible]

Werthes Conradin[1] — werden Sie doch lesen wollen, ich sende ihn daher mit der Bitte, ihn gütig aufzunemen. Werthes thut sich vil darauf zu gut; was wird er sagen, wenn er den Wallenstein zu lesen bekommt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

316. Cotta an Schiller.

Tübingen, 27. Jan. 1800. [illegible]

Was Sie, schäzbarster Freund, mir in Ihrem gütigen vom 12 h. bemerkt, habe ich notirt, bis wir uns einst mündlich darüber näher besprechen.

Auf die Zeichnung von Wallenstein von Meyer bin ich äusserst begierig: ich hatte ungeduldig Sie haben ihm meine Meinung über seine Zeichnungen nicht gesagt: diese gründet sich auf Marcks, Danneckers, Hetsch und anderer Urtheil. Mir selbst ist der gute Meyer zu lieb, als daß ich ihn auch nur im Mindesten kränken möchte, allein Ihr Wallenstein ligt mir auch zu sehr am Herzen, als daß ich ihn nicht nach allen Theilen mit dem Vorzüglichsten zieren möchte. Was ich Ihnen von Wiener Künstlern schrib, hatte Bezug auf Wächtern, unsern Landsmann, der gegenwärtig sich dort aufhält und ein wahrhaftig großer Künstler ist,[2] disen hätte ich die Zeichnungen machen und John ſtechen laſſen. Mir iſt aber nur um das Gute zu thun, und daher wird mir dieß willkommen ſeyn, es mag herkommen wo es will.

---

[1] Conradin von Schwaben. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von F. A. C. Werthes. Tübingen 1800. — Friedrich August Clemens Werthes, geb. 12. Okt. 1748 zu Buttenhausen im Württembergischen, [illegible] in Mannheim, Düsseldorf, Venedig, Italien, [illegible] eine Zeit lang Hofmeister [illegible] in Göttingen, von 1782–1784 Professor der italienischen Literatur an der Karlsakademie in Stuttgart, dann Professor in Pest bis 1791, von wo an er erst in Ludwigsburg, dann in Stuttgart bis zu seinem Tod 5. Dez. 1817 lebte. [illegible] Werthes' in [illegible] Wieland [illegible] „[illegible]", [illegible] S. [illegible]

[2] Der Historienmaler Georg Friedrich Eberhard v. Wächter, geboren 29. Februar 1762 zu Balingen im Württembergischen, trat 13. Dez. 1773 in die Pflanzschule, wo er 1779 einen [illegible] erhielt, nachdem er erst, als der Sohn eines höheren Beamten, 5 Jahre lang hatte den Cameralwissenschaften obliegen müssen. In Paris, wohin er sich im Jahre 1785 begeben, bildete er sich unter J. L. David [illegible], bis ihn die Revolution nach Rom führte, wo er gemeinschaftlich mit Carstens die Werke der alten Kunst studirte, und später nach Wien, wo er auf die jüngeren Künstler bedeutend einwirkte. Erst 1809 in Württemberg angestellt, aber bewegt mit sehr eingeschränktem Gehalt und lange nicht nach Verdienst und Wert beschäftigt, starb er am 14. Aug. 1852 als Mitglied der Direktion der Stuttgarter Kunstschule. (Wagner, Geschichte der Karlsschule I, 464 ff.)

An Haſelmeyr und Frankfurter Theater-Direction habe ich heute ſogleich geſchrieben, und melde Ihnen die Antwort nach Eingang.

Meine herzlichſten Empfehlungen ꝛc.

J. F. Cotta.

Wenn Sie nur Eine Erzählung und bald entbehren könnten! ſo wäre mir dieß ſehr lieb.

317. Schiller an Cotta.

(Weimar 3. Febr. 1800.) $\frac{\text{21. Februar.}}{\text{5. April}}$[1]

Theurer Freund,

Ich überſende Ihnen einſtweilen zwey Erzählungen,[2] und bitte nur, das Manuſcript, der Orthographie wegen noch durchſehen zu laſſen, weil mir ſelbſt die Zeit dazu gefehlt hat.

Ich danke Ihnen für die überſchickten litterariſchen Novitäten. Werthes hat zwar eine gute, gewählte und ſich dem Klaſſiſchen annähernde Sprache, aber zum dramatiſchen Dichter hat ihn die Natur nicht beſtimmt, ſein Werk iſt an dramatiſchem Gehalt leer und hat keine Kraft. Dabey iſt gegen alle Wahrſcheinlichkeit geſündigt und in dieſer Rückſicht iſt das Produkt ganz verunglückt.

Alins Abentheuer[3] haben hier leider auch nirgends anſchlagen wollen. Niemand weiß was Matthiſſon wollte und ich ſelbſt weiß aus dem Produkt nichts zu machen. Mögen übrigens dieſe beiden Stücke nur wenigſtens als Waaren gut gehen, daß Sie von dieſer Seite damit zufrieden ſeyn können.

Durch die Hofnung die Sie uns machen einige Zeit mit Madame Cotta hier zuzubringen, haben Sie uns große Freude gemacht. Platz werden Sie ſchon finden, und wenn Sie darüber Ihren Entſchluß gefaßt haben, ſo ſchreiben Sie es uns nur, mein Schwager wird mit Vergnügen Ihre Aufträge beſorgen. Sie werden es hier zwar etwas theurer finden als es in Schwaben ſeyn mag, weil die Anhäuffung vieler Fremden in dieſer Stadt alles geſteigert hat.

Ich danke Ihnen ſehr für Ihre gütige Beſorgung meiner theatraliſchen Angelegenheiten. Wenn Haſelmeier Ihnen das Geld bezahlt, ſo haben Sie die Güte es mir zu ſenden, und — da Sie mir erlauben, Ihnen meine Wünſche hierüber zu erkennen zu geben, — mir auf die Oſtermeſſe 25 Carolin mitzubringen.

---

[1] Die Notiz bei dem Beantwortungsvermerk; es iſt wohl der 5. März gemeint, obſchon ein Brief Cotta's von dieſem Datum ſich nicht vorfindet. In ſeinem Schreiben vom 16. März nimmt Cotta auf dieſen Brief Schillers vom 3. Febr., den letzten, den er bis dahin empfangen hatte, Bezug.

[2] „Die [illegible]", abgedruckt im Märzheft der Flora von 1800 S. 183–221, und „Die Neue Pamela", [illegible] Erzählung, die Schiller nach der Heldin „Roſalie" betitelt hatte, [illegible] (Vgl. [illegible] S. XIX.)

[3] Matthiſſon, Alins Abentheuer. gr. 8. Tübingen 1800. Dieſes Buch wurde wohl von Cotta mit einem der verloren gegangenen Briefe überſandt, die am 21. und 22. Jan. in Jena eintrafen (S. 366, Note 3).

Meier wird in etwa 8 Tagen mit der Zeichnung fertig ſeyn und ich werde ſie Ihnen dann ungeſäumt zu ſenden. Von Hrn. Wächter habe ich ſehr viel Gutes gehört und auch Meier ſagt mir, daß ſehr viel Schönes von ihm zu erwarten ſeyn würde.[1] Indeſſen haben Sie das Anſehen der Meieriſchen Zeichnung umſonſt und ich zweifle nicht, daß ſie Ihnen gefallen wird.

An Wallenſteins Lager iſt der erſte Bogen fertig gedruckt, und nun wird Gädike raſch vorwärts gehen.[2] An Ihren Arrangements und Beſtimmung der Auflage des Wallenſtein habe ich nichts verändert.

Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen, meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beiden aufs beſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

---

318. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 9. Febr. 1800.)[3]

Liebſter Freund!

Die Frankfurter TheaterDirection will den Macbeth für 12 Ducaten[4] unter der gewönlichen Bedingung, daß der Druk deſſelben erſt nach Jahr und Tag erſcheine — Haben Sie daher die Güte, das Manuſcript unter Adreſſe:

Löbl. Oberdirection des Theaters in

Frankfurt a. Mayn

aufs ſchleunigſte abzuſenden und mich vom Abgang zu benachrichtigen, damit ich für Sie das Geld eincaſſire.

Vom Stuttgarter Theater habe ich noch keine Antwort. Haſelmeier iſt ſehr ſchläfrig, auf 3 Mahnbriefe habe ich noch nicht einmal das Geld zum Wallenſtein.

Unwandelbar ꝛc. ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Hr. Meyer gedenkt in ſeinem mehrerwähnten Entwurf einer Kunſtgeſchichte des 18. Jahrh. (Goethe, Winckelmann, Tübingen 1805, S. 326) Wächters und F. Hartmanns als zweier Maler, die ſich unter Carſtens' Anhängern als die beſten auszeichneten. Eine eingehende und liebevolle Würdigung Wächters findet ſich in einem Eſſay von David Friedr. Strauß in deſſen Kleinen Schriften. Leipzig 1862. S. 313–369; ebendaſelbſt ſind auch in der Abhandlung über Leben K. F. E. v. Uexküll und deſſen Gemäldeſammlung, S. 274–302 mannichfaltige Mittheilungen über Eberhard Wächter eingeflochten.

[2] Die Handſchrift, nach welcher Gädike das „Lager“ und die „Piccolomini“ druckte, das ſogenannte Cotta'ſche Manuſkript, iſt nunmehr im Beſitz der kgl. öffentl. Bibliothek in Stuttgart.

[3] Im Schill.Kal. nicht verzeichnet, in welchem ſich unter dem 18. Febr. der Eintrag findet: „Bin ich krank geworden.“

[4] Vgl. S. 366; am 11. Februar ſandte Schiller das Macbeth-Manuſcript auch Iffland an (Teichmanns Nachlaß S. 270), der es aber damals nicht erworben zu haben ſcheint, da es bei Teichmann S. 440 nicht unter den angekauften Manuſcripten aufgeführt wird. Erſt am 11. Dez. 1800 wurde Macbeth auf dem Berliner Nationaltheater zum erſten Mal nach Schillers Bearbeitung mit Muſik von Kapellmeiſter Weber aufgeführt.

Melliſh an Schiller.[1]

Nordheim[2] 17. Febr. 1800.

Lieber Schiller!

Ich habe mit Sehnſucht auf das mir verſprochene Manuſcript[3] gewartet — Heute habe ich einen Brief (den beyliegenden) von Herrn Millar[4] erhalten, welcher Sie wahrſcheinlich aller weiteren Mühe überheben wird. Ihren Wünſchen gemäß hatte ich ihm geſchrieben, daß er Ihnen noch, im Falle einer 2ten Auflage, ein deßfallſiges Honorarium geben, und daß, wann die Antwort von Sheridan[5] günſtig ausfallen ſollte, er noch einen Winter mit dem Drucke warten müſſe. — Dieß ſcheint ihn ſtutzig gemacht zu haben — denn er bietet jetzt nur ſo viel für eine perfect Ueberſetzung als er Ihnen ſchon für das deutſche Original gebothen hatte — Er hat alſo wahrſcheinlich jemanden in England der das Stück umſonſt perfect überſetzen will — und Herr Nöhden wird wohl dieſer ſeyn — Ich rathe Ihnen alſo, Ihr Manuſcript unverzüglich nach England zu ſchicken — Mit meiner Ueberſetzung von Maria Stuart werde ich nun warten bis das Stück im deutſchen Drucke erſchienen iſt. Meine Frau empfiehlt ſich Ihrer Frau Gemahlin beſtens.

Sollten Sie etwas an Millar ſchreiben wollen, ſo will ich, wenn Sie mir Ihre Gedanken ſchriftlich geben, ſolche für Sie gerne überſetzen — oder mein Freund Lawrence[6] macht ſich ein Vergnügen daraus. Halten Sie mich immer für Ihren aufrichtigen Freund

Melliſh.

Ich habe Ihnen noch den Brief beygelegt, den ich geſonnen bin an Millar zu ſchreiben — Haben Sie die Güte und ſchicken mir den Brief wieder zurück.

Charlotte Schiller an Cotta.

Weimar den 28. Feb. 1800.

Es war ſchon längſt mein Wunſch und Vorſatz Ihnen zu ſchreiben werther Freund und Ihnen für Ihre Güte und Ihren Antheil meinen Dank zu ſagen. Meine Geſundheit iſt jezt ſehr viel beſſer, und ich habe Kräfte mehr als ich erwarten konnte. Auch den Kummer zu ertragen wie die Freude.

Vorige Woche hatte ich eine harte Probe zu überſtehen, denn Schiller war recht krank und wir fürchteten Alles. Jezt iſt er auf dem beſten Wege das Fieber iſt ganz vorbey und nur der Huſten plagt ihn noch, und dabey eine große Erſchöpfung. Die Aerzte ſind ganz außer Sorgen und geben die beſte Hofnung zur baldigen völligen Geneſung, und hoffen ſogar daß eine glückliche Criſis vorgegangen ſey die vielleicht die ältern Uebel auch vermindern könnte.

Sie theilnehmender Freund können mit mir fühlen was ich litte. Es gab Momente wo ich zweifelte, daß mir das Leben daß ich wieder erhalten habe, eine Wohlthat ſey

---

[1] Vgl. S. 369, Note 2 und 6. Der Brief iſt im Kalender nicht verzeichnet.

[2] Bei Meiningen.

[3] Der Maria Stuart.

[4] Der mehrerwähnte Buchhändler C. Miller in London, dem Schiller vermuthlich durch Melliſh einen Antrag wegen Verlags der engliſchen Ueberſetzung ſeiner Maria Stuart gemacht hatte.

[5] Wegen einer Aufführung der Maria Stuart auf dem Drurylane-Theater. Melliſh hatte ſchon im Juli 1799 an Sheridan wegen einer Aufführung des Wallenſtein geſchrieben, S. 344, Note 3.

[6] Vgl. [illegible] S. 365.

Jezt habe ich aber allen Muth und alles Vertrauen wieder und pflege mich doppelt gern um mit Schiller das Leben wieder recht genießen zu können.

Zu den frohen Ausſichten des Frühlings gehört auch die Hofnung, die wir haben Sie auf längere Zeit in unſrer Nähe zu wiſſen, und ich hoffe gewiß Sie und Ihre liebe Frau führen den Plan gern aus. Wenn ich im Stande bin Beſtellungen für Sie zu dieſem Aufenthalt bey uns zu machen, ſo wiſſen Sie hoffe ich daß ich von ganzem Herzen bereitwillig bin dazu.

Einen Vorſchlag habe ich Ihrer lieben Frau zu machen, der ihr vielleicht angenehm ſeyn könnte. Ich habe zwey ſchwäbiſche Mägde wiſſen Sie, die jüngere Schweſter der Chriſtine, die mir treu diente, kann ich jezt nicht mehr behalten, weil ich ein Mädchen brauche, die auch für meinen Staat etwas ſorgen muß, weil ich hier mehr ausgehen muß, und mehr dafür ſorgen als in Jena. Die übrigen Eigenſchaften die die Schwäbin beſizt ſind mir alſo nicht mehr anwendbar. Nun wollte ich ſie wieder zurück nach Schwaben reiſen laſſen, aber es fiel mir ein, ob es vielleicht ihrer lieben Frau gelegen wäre, eine Perſon hier zu finden, die alle Gelegenheiten kennt, und der doch wieder ihre Sprache nicht fremd iſt, und ſie nicht gar zu ſehr an das Ausland erinnert. Wenn Sie auf der Rückreiſe einen Plaz übrig hätten, ſo machte ſie hernach die Reiſe mit zu Ihnen, und Sie erlauben mir meinen Beytrag dazu zu geben. Dieſes Mädchen hat bey mir 12 Thaler jährlich bekommen, ohne Weinachten, und würde auch für die Monathe keine größern Bedingungen machen können. Mit Kindern verſteht ſie umzugehen, und näht und wäſcht gut. Wollen Sie die Güte haben und mir bald in einigen Zeilen darüber antworten daß ich meine weitern Maasregeln darnach nehmen kann. Ich fiel darauf Ihnen dieſen Vorſchlag zu thun, den vielleicht Ihre liebe Frau anzunehmen geneigt wäre. Ich ſchicke ſonſt wahrſcheinlich auf Oſtern das Mädchen mit der Poſt fort, weil ſie doch an ihr Vaterland ſehr gebunden iſt, ſo wird ſie ſich nicht an anderswo vermiethen, im Ausland.

Ich freue mich ſehr über dieſen Plan Sie mit der lieben Frau bey uns zu ſehen. Auch ſie genießt mit ihrer kleinen Familie hoffentlich jezt einer erwünſchten Geſundheit. Meine Kinder ſind wohl, Karl iſt fleißig, und brav. Er wird Ihnen jezt wohl etwas aus dem blauen Buche leſen können. Die andern beyden machen uns auch große Freude. Die kleine Caroline iſt ſtark und geſund, und hat nichts von meiner Kränklichkeit geerbt, hoffe ich.

Leben Sie wohl werther Freund. Schiller grüßt Sie herzlich, und Ihre liebe Frau. Ich bitte Sie beyde um Ihr freundſchaftliches Wohlwollen.

Charlotte Schiller.

Dieſes Blättgen hat mir Hr. Meyer zur Einlage gegeben.

Cotta an Charlotte Schiller.

Tübingen 9. Merz 1800.

Je gröſſer meine Sorge und Unruhe über die Geſundheitsumſtände Ihres theuren Gatten durch die Gerüchte, welche Thouret[1] in Stuttgart verbreitete, waren, deſto erfreulicher mußte mir das Schreiben ſeyn, womit Sie, verehrungswürdige Freundin, mich unter 28. Febr. beehrten. Ich kan nun keiner andern Idee in meinem Herzen Raum laſſen, als der, daß Ihre beiderſeitige Krankheiten das Mittel waren, Ihre Geſundheit deſto unerſchütterlicher für die Zukunft zu gründen. Wie würde ich mich freuen, wenn ich einige Zeit diſe frohe Ausſicht in Ihrer Mitte haben könte! Allein diſe Freude kan ich nur genieſſen, wenn der leidige Krieg mich dazu nötiget; denn nur diſer, falls er wieder ausbricht und villeicht für uns ſchröklicher als je ausfällt, kan meinen Plan, einige Zeit in Weimar zuzubringen, realiſiren, da ich wegen meiner andern Verhältniſſen nur unter dringenden Umſtänden diſen Schritt thun darf, den ich ſonſt meinen Wünſchen nach ſo gerne machen würde. Sie ſehen aus dem Angeführten, daß Ihr gütiger Vorſchlag wegen der Magd, für den Ihnen meine Frau und ich aufs herzlichſte danken und der uns im eintrettenden Fall ſo erwünſcht ſeyn müßte, nicht ausführbar iſt, da unſer Projekt ſelbſt noch von ſo manchen bis jezt im Dunkeln ſchwebenden Umſtänden abhängt.

---

[1] Nikolaus Friedrich Thouret, geb. in Ludwigsburg 1767 als Sohn eines herzogl. Kammerdieners, trat 1778 in die Militärakademie, wo er ſich der Malerkunſt widmete und aus der er 1788 als Hofmaler mit einem Reiſe-Stipendium entlaſſen wurde, um ſich in Rom weiter auszubilden. Dort ſtudirte er hauptſächlich Architektur und dekorative Baukunſt, wurde nach ſeiner Rückkehr aus Italien zum Hofbaumeiſter, 1817 zum Profeſſor, 1829 zum Vorſtand der Kunſtſchule ernannt und ſtarb zu Stuttgart am 17. Jan. 1845. Goethe lernte 1797 ſeine Thätigkeit und Leiſtungen kennen und bewirkte ſeine Berufung nach Weimar, um

Da ich meine Hin- und Herreiſe auf die Leipziger Meſſe dißmal über Weimar machen werde, ſo wünſchte ich ſehr, Ihre Magd wenigſtens mit mir herausnemen zu können, allein bei meinem Wagen iſt es ſchwer, diß ſchicklich einzurichten. Für einen guten Dienſt wolle ich ihr in unſrer Gegend ſorgen.

Daß Ihre liebe Familie ſo wohl fortfährt, hat uns viele Freude gemacht, ſo wie das Angedenken an die Unſrige, die herzlich gedeiht.

Empfehlen Sie mich Schiller aufs herzlichſte und ſchildern Sie ihm unſre Freude über ſeine Wiedergeneſung. Ich werde erſt in einiger Zeit an ihn ſchreiben, da er wirklich noch nicht mit Geſchäften behelliget werden darf; aus diſem Grund bitte ich Sie, eine Copie von ſeinem Macbeth ſo bald als möglich an Hrn. Lieutenant Haſelmeyer in Stuttgart abſenden zu laſſen; die ans Frankfurter Theater wird auf mein leztes Schreiben wahrſcheinlich auch beſorgt ſeyn? Mit dem nächſten Poſtwagen gehet in Verfolg des lezten Briefes von Ihrem Hrn. Gemal 15 Louis ab — über alles diſes ſchreibe ich, ſo bald ich glaube, daß es räthlich ſeye. Tauſend Entſchuldigungen über mein ſchlechtes Schreiben — die herzlichſten Empfelungen von meiner Frau und mir an Sie und all die Ihrigen.

Schenken Sie uns Ihr freundſchaftliches Wohlwollen in dem Maaße, wie wir es von einer Dame von ſo ſeltenem Talent und Herzen wünſchen müſſen.

Cotta

An Hrn. Profeſſor Meyer bitte ich unter meinen Empfelungen zu ſagen, daß die Zeichnung noch nicht angekommen ſeye.

319. Cotta an Schiller.

Tübingen 14. Merz 1800. [illegible]

In der Anlage erhalten Sie, ſchäzbarſter Freund, fl. 165 — da Sie nach Ihrem lezten auf diſe Summe, als von Hrn. Lieutenant Haſelmeyer zu empfangen, gerechnet haben.

Aus der Anlage erſehen Sie, daß Haſelmeier den Wallenſtein nicht auf

---

den Umbau des Schloſſes und die Umänderung des dortigen Schauſpielhauſes zu leiten. Er traf im Ju- 1798 in Weimar ein, blieb bis zum Dezember und brachte den Winter 1799 auf 1800 wieder in Weimar zu. (Vgl. Wagner, Geſch. d. Karlsſch. I, 454 ff.; Goethe's ſämmtl. W. Bd. 26, S. 77 f., 82, 87; Bd. 27 S. 64, 67; SchwB. Nr. 638. 692. 671.)

füren durfte,[1] und alſo auch ſich zu keiner Zalung verſtand: da er aber ſolange mich ohne Nachricht hierüber liß, ſo wolte ich diß nicht ungeahndet hingeben laſſen, und ihn daher zur Bezalung der 15 Louis anhalten. Haug, der bis daher der Mittelsmann war, verſicherte mich ſeiner Unſchuld, ich wußte daher für Ihr Intereſſe nichts beſſer zu thun, als Haſ. wenigſtens zur Annahme von Macbeth zu beſtimmen, wozu er ſich ſodann entſchloß, und wogegen er mir gleich nach Empfang des Manuſcripts die 12 Duc. bezalen wird. Mündlich einſt über diß Alles umſtändlicher, indeſſen glaubte ich Ihnen jene fl. 165 ſenden zu müſſen, da Sie darauf rechneten.

Nebſt herzlichen Empfelungen

J. F. Cotta.

Schiller an Mellish.[1]

Weimar 16. März 1800.

Verzeihen Sie mir, lieber theurer Freund, daß ich ſo ſchlecht Wort gehalten, Ihnen die übrigen Akte der Maria nicht geſchickt und Ihre beiden lezten Briefe[2] ſo lang unbeantwortet gelaſſen habe. — Der Einfall, den Macbeth auf das Theater zu bringen, hatte mich veranlaßt die Maria auf einige Wochen zurück zu legen[3]. Ich glaubte jene Bearbeitung des Macbeth für unſre Bühne würde ein Werk von 8 oder 14 Tage ſeyn, wie ich aber die Sache ernſtlich anfaßte, ſo fand ich, daß keine der alten Ueberſezungen in Proſa[4] zum Grund gelegt werden können, und daß ich das Stück ganz neu und zwar in Jamben überſezen müßte. So kam ich unerwartet und faſt wider meinen Willen in dieſe Arbeit hinein und an die Maria wurde in der Zeit nicht gedacht. — Zum Unglück überfiel mich am Ende dieſes Geſchäfts eine ſchwere Krankheit, die mich nun ſchon 4 Wochen in die völligſte Unthätigkeit verſezt und von der ich mich noch nicht erholt habe. Es war eine Art von Nervenfieber, das ſich zugleich mir auf die Bruſt warf und mich einige Tage in große Gefahr ſezte.

Herrn Millars Brief hat auch mich abgeſchreckt mich mit ihm einzulaſſen und ich halte es für das Rathſamſte, daß die Ueberſezung nach dem ungedruckten Manuſcript erſt vollendet und alsdann ein ſolider Verleger dazu geſucht wird. — Dieſes wird mein deutſcher Buchhändler Cotta gern übernehmen, und wenn es ſeyn müßte, würde er auch ſelbſt die Druckkoſten der engliſchen Ausgabe beſtreiten, welches aber gewiß nicht nöthig ſeyn wird. Auf jeden Fall hebe ich alles Negoce mit Millar auf, deſſen Zweideutigkeit mir alles Vertrauen genommen hat. — Doch wir werden ſchon mündlich über dieſe Angelegenheit conferieren; einſtweilen ſende ich Ihnen den erſten Akt der Maria

---

[1] Die Beilage fehlt. Ueber das Verbot der Aufführung Wallenſteins konnte nichts weiter ermittelt werden. Der Konzipiſt F. W. Kapf ſchrieb am 30. März 1803 an Schiller: „Allgemein ward es bedauert, daß der Wallenſtein aus übertriebener Furcht vor den Kaiſerlichen nicht aufgeführt wurde“.

[1] Nach einer von Herrn Heinrich Ullrich in Würzburg aus den Papieren des Schloſſes Greifenſtein erhaltenen Abſchrift. Der Brief iſt im Schill.Kal. nicht verzeichnet.

[2] Außer dem S. 338 mitgetheilten vom 17. Febr. vielleicht der im Kal. verzeichnete vom 30. Jan. 1800.

[3] Am Abend des 6. Jan. waren Goethe und Schiller übereingekommen, den Macbeth und die Iphigenie für die Bühne zu bearbeiten; die leztere übernahm Goethe ſelbſt, den erſteren Schiller. Von der Maria Stuart hatte er ſchon drei Akte vollendet, die er am 24. Dezember Hrn. Mellish vorlas. SchGB. Nr. 694.

[4] Wieland, Zürich 1765; J. J. Eſchenburg, Zürich 1776; G. Eckert, Straßburg 1779; H. L. Wagner, Frankfurt 1779; G. A. Bürger, Göttingen 1783.

Wenn dieſer überſetzt iſt, wird der dritte auch nachfolgen und ſo nach und nach das Ganze —

Ich wünſche Ihnen und den Ihrigen die beſte Geſundheit und bitte mich, nebſt meiner Frau, der Frau von Mellish gehorſamſt zu empfehlen. —

Laſſen Sie doch recht bald etwas von ſich hören und geben mir unmittelbar oder durch Herrn Lawrence nur in 2 Worten Nachricht über den richtigen Empfang dieſes Manuſcripts, worauf ich um es der Poſt zu empfehlen und einen Schein darüber zu erhalten einen willkührlichen Valor geſetzt habe . . .[1]

N. S. In dieſem Augenblick fällt mir ein, daß ich Ihren Wunſch, meinen Wallenſtein zum leſen zu erhalten, noch nicht beantwortet. Es wird gerade jetzt an den Piccolominis hier in Weimar gedruckt und außer dem Theaterexemplar, das nicht weggegeben wird, beſitze ich keine Copie als die in der Druckerei iſt. Aber in 14 Tagen ſind die Piccolominis gedruckt, da ſollen Sie die Aushängebogen davon erhalten, nebſt dem Manuſcript vom Wallenſtein. — Es iſt mir auch lieber das Werk in der neuen Geſtalt aus der Hand zu geben, denn in der Form, worin es geſpielt wurde waren viele Lücken und bedeutende Züge weggelaſſen.

320. Schiller an Cotta.

Weimar 24. März 1800. 1 Apr. / 4 Apr.

Ich kann endlich einmal wieder die Feder ergreifen, theurer Freund, um Ihnen für Ihren herzlichen Antheil an meiner Krankheit zu danken, und die Nachricht von meiner Beſſerung ſelbſt zu geben. Es geht zwar ſehr langſam mit der Erhohlung, ich kann nur mit Mühe die Treppen ſteigen, und der Huſten dauert noch anhaltend fort; leider war ich ſehr hart angegriffen, denn die lange traurige Krankheit meiner Frau hatte meine Geſundheit ſehr untergraben. Dieſer Winter wird uns lange im Andenken bleiben fürchte ich. Mit Sehnſucht erwarte ich den Frühling, wo meine Erhohlung, hoffe ich, ſchneller gehen ſoll.

Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie Sich in der Haſelmeyeriſchen Sache meines Vortheils ſo freundlich angenommen haben, zugleich danke ich Ihnen für die getroffene Auskunft und daß Sie die Sache nicht weiter getrieben haben. Es iſt einmal ein Fluch auf meinen Unterhandlungen mit Haſelmeyern. Ich ſtand anfangs bei mir an, ob ich überhaupt nicht jedes Verhältniß, für jetzt und immer, mit ihm aufgeben und folglich auch den Macbeth zurückbehalten ſollte. Könnte ich ganz nach meinen Grundſätzen handeln, ſo geſchähe das gewiß, aber die Verbindung mit einem Theater *mehr* iſt für meinen Beutel doch nicht ganz unbedeutend, und ſo will ich denn, wie die größten und kleinſten Männer in der Welt von jeher thun mußten, meine Empfindlichkeit dem Vortheil aufopfern. Der Macbeth ſoll noch dieſe Woche abgeſchickt werden.[2]

---

[1] Hier fehlt ein Stück des Briefes, wie es ſcheint, die Unterſchrift.

[2] Das von Schiller überſandte Manuſcript des Macbeth befindet ſich noch in der Bibliothek des Stuttgarter Hoftheaters. Es zählt mit dem Titel 80 Quartblätter, trägt den Stempel „Kgl. Hof-Theater“ auf dem Einband den Titel: „Macbeth. Trauerſpiel in fünf Akten. Herzogl. Hof-Theater“, und eine

Haben Sie auch verbindlichen Dank für Ihre freundſchaftliche Aufmerkſamkeit mir, ungeachtet der Theateraccord ſich zerſchlug, das Geld zu überſenden, indem ich wirklich auf jene Einnahme gerechnet hatte. Ich erſuche Sie nun, die ſtipulierte Summe für den Macbeth von dem Stuttgardter und Franckfurther Theater (an das der Macbeth ganz kürzlich abgegangen iſt) einzukaſſieren. Mein Schwager hat mich erſucht, die Auszahlung eines Poſtens den er noch an Hrn. Rapp den ältern zu bezahlen hat zu übernehmen, da ich in Schwaben Geldgeſchäfte habe. Ich bitte Sie daher, Sich die Rechnung von Hrn. Rapp geben zu laſſen und auszubezahlen. Sie wird, wie Wolzogen glaubt, etwa 80 fl. betragen. Was Sie alsdann von dieſem TheaterGeld und der andern Vorſchußweiſen Summe, warum ich neulich gebeten, nach Abzug der 66 Laubthaler und der Wolzogiſchen Rechnung noch übrig behalten, ſind Sie ſo gütig mir mitzubringen. Mündlich über alles dieſes ausführlich.

An meinen Stücken wird fleißig gedruckt, und der Eilfte Bogen iſt jezt in der Correctur. Meiers Zeichnung zum Wallenſtein iſt, hoffe ich, angekommen und hat Ihren Beifall erhalten. Ich wünſchte ſehr, daß ſie geſtochen würde.

Nun noch einen guten Rath. Ich fürchte, Göthe läßt ſeinen Fauſt, an dem ſchon ſo viel gemacht iſt, ganz liegen, wenn er nicht von außen und durch anlockende Offerten veranlaßt wird, ſich noch einmal an dieſe große Arbeit zu machen und ſie zu vollenden. Der Fauſt wird, wie er mir ſagte, wenn er vollendet iſt zwey beträchtliche Bände, über 2 Alphabethe betragen. Er rechnet freilich auf einen großen Profit, weil er weiß, daß man in Deutſchland auf dieſes Werk ſehr geſpannt iſt. Sie können ihn, das bin ich überzeugt, durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, dieſes Werk in dieſem Sommer auszuarbeiten. Berechnen Sie Sich nun mit ſich ſelbſt, wieviel Sie glauben, an ſo eine Unternehmung wagen zu können und ſchreiben alsdann an ihn. Er fodert nicht gern und läßt ſich lieber Vorſchläge thun, auch accordiert er lieber ins Ganze als Bogenweiß.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Madame Cotta aufs freundſchaftlichſte. Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige

Schiller.

321. Cotta an Schiller.

Tübingen, 4. Apr. 1800. (nicht vorh.)

Es hat mich herzlich gefreut, Ihre Hand wieder zu erblicken und von Ihnen, ſchäzbarſter Freund, Ihre Wiederherſtellung ſelbſt zu vernemen: ich hoffe, der nun

---

rechts in der Ecke den Namen „Haſelmeier“. Der innere Titel lautet: „Macbeth. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen nach Shakeſpeare neu bearbeitet. Von Schiller. Weimar 2 April 1800“. Die geſperrt gedruckten Worte ſind von Schillers Hand, der auch einmal im Manuſcript eine Correctur angebracht hat, alles Uebrige von der Hand eines Abſchreibers.

beginnende schöne Frühling werde bald das Angedenken an den vergangenen Winter in bloſſe angeneme Rükerinnerung verwandeln.

Eben diſe Ausſicht des dauernden Verkehrs mit einem Theater mehr beſtimmte mich zu meinem Benemen mit Haſelmajer: ich caſſire nun von diſem und dem Frankfurter Theater die 12 Ducaten ein und berechne auch auf Oſtern — wo Sie über meine Caſſe wie jederzeit ganz nach Willkühr disponiren: mündlich das Mehrere. An Rapp habe ich die Rechnung für Hrn. v. Wolzogen mit fl. 87. 12 bezalt, und bringe die Quittung mit.

Meyers Zeichnung, mit der ich zimlich zufrieden bin, iſt bereits an John nach Wien abgegangen.

Wegen Ihres freundſchaftlichen Raths in Hinſicht auf Göthe meinen wärmſten Dank: ich ſchreibe ſogleich heute an ihn und hoffe durch Ihre Verwendung ein günſtiges Reſultat.

Könten Sie mir nicht zwei der Erzählungen ſo ſenden, daß ſie noch vor meiner Abreiſe eintrafen, da ich Mangel an FloraMannſcript habe.

Ihre Frau Schwägerin, der ich mich unterthänig empfele, wird mich ſehr verbinden, wenn ſie die Fortſezung von Robert und Ranny[1] mir noch vor meiner Abreiſe ſenden möchte.

Ich hoffe den Samſtag vor Jubilate[2] in Weimar zu ſeyn.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfelen wir uns aufs herzlichſte.

J. F. Cotta.

322. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 7. April 1800.) [illegible]

In meinem lezten habe ich ſchändlich vergeſſen, Ihnen, ſchäzbarſter Freund, mein Anerbieten an Goethe zu melden, da mich die Poſt eilte.

Es ſind fl. 4000 die ich als Grundhonorar offerirt, mit dem Zuſaz, daß ich über die Gröſſe des Ganzen nicht urtheilen könne, und daß ich mir ſchmeichle, er kenne mich von der Seite, daß, wenn der Erfolg der Erwartung entſpreche, ich jene Summe blos als erſtes Anerbieten anſehe und mich für verbunden halte, nach der günſtigen Aufname meine weitere Schuld abzutragen.

Haben Sie nun die Freundſchaft und Güte, bei Goethe den Commentator und Stellvertreter zu machen. Nebſt ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] [illegible] für „Walter und Nanny", die im Damenkalender [illegible] der Karoline v. Wolzogen. [illegible] Die Erzählung iſt vollſtändig wieder abgedruckt in den „Erzählungen von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien". Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1826 I, 141–438.

[2] D. h. am 3. Mai.

377

Mellish an Schiller.[1]

(Nordheim, 9 April 1800.)

Lieber Schiller

Meine zwey Zeilen vom 25ten März werden Sie empfangen haben, wodurch ich Ihnen die richtige Ankunft Ihres Manuscripts meldete[2]. Ich habe nun zu melden, daß ich mit der Uebersetzung fertig bin. — Ich habe ſie zwar noch nicht abgeschrieben, und werde mich mit dem [illegible] beschäftigen bis der dritte Akt ankommt. Ihre Uebersetzung von Macbeth erregt meine sehnsuchtvollste Neugierde.

Sie werden nun hoffentlich von Ihrer Krankheit und deren Folgen völlig hergestellt seyn. — Ich sehne mich nach Ihrem Urtheil über meine Uebersetzung des zweyten Akts der Maria, die ich Ihnen durch den Lawrence schon gesandt habe[3] — Ein trauriges Schicksal scheint unsere arme Maria noch nicht verlassen zu haben — Nicht genug daß Herr Miller sie chicaniren wollte, auch Herr Cotta möchte bald nicht im Stande seyn sie zu protegiren, denn die letzten Bamberger Zeitungen bemerken, daß er in einer sehr gefährlichen Streit-Sache mit dem Herzog von Würtenberg verwickelt ist[4]. Sollte er diese verlieren, so könnte der ganze Untergang seines Vermögens die Folge sein.

Lawrence hat mir eine sehr gegründete Kritik über einige meiner Verse geschickt die ich Ihnen bei unserer Zusammenkunft mittheilen werde. Meine Rückreise ist für die erste Woche im May bestimmt. —

Bitten Sie den Göthe, nebst vielen freundschaftlichen Empfehlungen von mir, mir seine Bemerkungen über meine Uebersetzung[5] zu geben, und schicken Sie mir gleich wieder Manuscripte. —

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank wegen „die Piccolomini"[6] und „Wallenstein."

Meine Frau vereinigt sich mit mir in den schönsten Empfehlungen an Sie und Ihre liebe Gemahlin, und ich bin unveränderlich Ihr aufrichtigster Diener und Freund

Mellish

378

Schiller an Cotta.

Weimar 11. April 1800.[7] 16 April. 19 April.

Die Nachrichten von Ihnen werthester Freund haben mich und meine Frau und alle Ihre hiesige Freunde äuserst beunruhigt, und erst heute erfahre ich, zu meinem großen Troste durch einen jungen Schweizer aus Schafhausen, der in

---

[1] Die mutmaßliche Antwort auf Schillers Brief vom 18. März.

[2] Der ersten Akte der Maria Stuart. Der Empfang des Briefs vom 25. März ist im Schill. Kal. nicht vermerkt, auch nicht der des obigen Briefs.

[3] Der zweite Akt war demnach zuerst an Mellish geschickt worden.

[4] Gemeint ist wohl die „Bamberger Zeitung", in deren Nr. 97 vom Montag den 7. April das [illegible] im Auszug mitgetheilte reichshofräthliche Conclusum vom 18. März 1800 abgedruckt war.

[5] Von Hermann und Dorothea. Die Uebersetzung war schon im Mai 1799 fertig, und Mellish wollte sie vor ihrem Erscheinen Goethe zeigen, der Schlegel zu einem Urtheil darüber veranlassen wollte. (Goethe Br. [illegible]). Die Uebersetzung scheint nicht gedruckt worden zu sein.

[6] Nämlich wegen der am 18. März vom Dichter erhaltenen Beilage. [illegible] beide Stücke, das erstere in der [illegible], das andere im Manuscript bekommen zu haben. Schiller sandte die Piccolomini laut Kal. am 16. April.

[7] Hier läßt sich auch das undatirte Billet Schillers an Goethe Nr. 736 der 4. (734 der 3.) Auflage, das offenbar am gleichen Tag wie obiger Brief geschrieben ist, datiren. Es ist zwischen Nr. 741 u. 742 der 4. (738 u. 739 der 3.) Auflage zu stellen.

Tübingen ſtudiert hat und ſeit 14 Tagen von dort weg iſt,[1] daß wir Ihrentwegen außer Sorgen ſeyn und hoſſen können Sie zur Meßzeit zu ſehen. Haben Sie die Freundſchaft mir dieſe gute Nachricht ſobald es möglich, ſchriftlich zu beſtätigen.

Unſrer herzlichſten Theilnahme ſind Sie verſichert. Ihr ganz ergebener

Schiller.

---

321. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 18. April 1800.) [25. April.]

Ihr theilnemendes Schreiben vom 11 h. hat mich ſehr gerürt. Sie, libſter Freund, können mit Allen, die ſich für mich intereſſiren, ganz beruhiget ſeyn. Das Aufinden meines Paſſes und Inſtruction bei Baz Arretirung iſt ein wahres Glük fur mich, indem dadurch das mir von den Landſtänden auferlegte Gelübde der Verſchwiegenheit uber meine Pariſer Reiſe gehoben und der Zweck derſelben als ein edler und bloß aus Vaterlandsliebe entſproſſener an den Tag kam. Die Landſtände waren nemlich bei der Annäherung der Franzoſen unter Lecourbe in äuſſerſter Sorge für Wirtemberg da der Herzog ſeine Truppen gegen die Franzoſen hatte marſchiren laſſen. Als diſe daher in Begriff waren ſtündlich abzureiſen, baten ſie mich wegen meiner Bekantſchaft mit einigen der erſten am Ruder in Paris[2] dahin zu reiſen, um den Vermittler zu machen, und das dem Lande bevorſtehende Unglük zu mildern. Die Bitte wurde ſo dringend wiederholt, die Noth war ſo nahe, daß ich nicht mehr widerſtehen konte und meinem Vaterland zulibe meine Geſundheit, einen Theil meines Vermögens, villeicht ſelbſt mein Leben wagte.

Meine Reiſe war ſelbſt für den Herzog nicht nachtheilig, denn mein Auftrag an die franzöſiſche Regierung war teutſchen Männern würdig — die Landſtände ſchrieben nemlich dem Directorium, daß diſer Marſch durch die Greuel der Franzoſen veranlaßt als Policeimaßregel anzuſehen ſey, daß das Land aber den Frieden halten wolle, wenn man diſen von franzöſiſcher Seite reſpektiren werde.

---

[1] Nach einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Prof. A. v. Keller in Tübingen wurde von 1798 bis 1800 nur ein einziger Schaffhauſer auf der dortigen Univerſität immatrikuliert, nämlich am 15. Nov. 1798 „Conrad Ziegler von Schaffhauſen. Pater: Ehrengeſandter Ziegler. Stud. theol. bezahlt 3 fl. 15 kr.“ Ueber die Zeit des Abgangs enthalten die Matrikeln keine Angaben.

[2] Es iſt, wie ſchon S. 263 erwähnt, Karl Friedrich Reinhard, der nachmalige Graf und Pair von Frankreich, der ſeit dem 20. Juli 1799 als Talleyrands Nachfolger das Miniſterium des Auswärtigen leitete. Geboren am 2. Okt. 1761 in Schorndorf als der Sohn des dortigen Pfarrers, ſtudirte er im Tübinger Stift Theologie, erlangte 1780 den Magiſtertitel, verließ 1783 die Univerſität, um ſeinem Vater in Balingen als Vicar in der Seelſorge zu helfen, gieng 1786 nach der Schweiz, wo er in Vevey eine Hofmeiſterſtelle annahm, die er 1787 mit einer ähnlichen Stellung in Bordeaux vertauſchte, kam im Sept. 1791 mit den Girondiſten Vergniaud und Roger Ducos als Erzieher des Sohns des Letzteren nach Paris, gewann bald die Stellung eines Legationsſekretärs bei dem franzöſiſchen Geſandten Chauvelin in London, nach dieſem bei dem Geſandten Mackau zu Neapel, 1795 franzöſ. Geſandter bei den Hanſeſtädten in Hamburg, 1799 unter dem Direktorium Miniſter des Auswärtigen, dann bis 1801 franzöſ. Geſandter in der Schweiz. Er ſtarb nach mancherlei Schickſalswechſeln in Paris am 25. Dez. 1837. Zu Cotta ſtand er in ſehr vertraulichen Beziehungen und unterhielt mit ihm einen langjährigen Briefwechſel; vgl. auch Cotta's Brief an Schiller vom 4. Auguſt 1800.

Auch war bei meiner Abreiſe noch kein Reichskrieg erklärt, mithin konte alſo auch von Wien aus meiner Reiſe kein Hinderniß in Weg gelegt werden.

Den Zweck diſer Reiſe erreichte ich vollkommen, und ich habe nur zu bedauern, daß meine geſammelten Reſultate nicht benuzt wurden.

Die Poſt gehet. Samſtags vor Jubilate bin ich in Weimar.

J. F. Cotta.

(Unterſuchung gegen J. F. Cotta wegen der Reiſe nach Paris.) Gleich nach der gewaltſamen Auflöſung des württembergiſchen Landtags im November 1799 (ſ. S. 362) reichte Herzog Friedrich eine Offizialanzeige beim Reichshofrath in Wien ein, in der er ſich beſchwerte, daß die Landesverſammlung durch Verweigerung einer Aushebung von 4000 Mann ihn außer Stand ſetze, ſeine Pflicht als Reichsfürſt zu erfüllen, und dadurch, daß ſie der Organiſation eines Landſturms gegen die Franzoſen Hinderniſſe in den Weg lege, einen Eingriff in ſeine landesherrlichen Rechte begehe. Der Herzog erklärte in dieſer Offizialanzeige, ſein Land ſei durch die bisherigen Kriegsdrangſale ſo erſchöpft, daß er von der Gerechtigkeit kaiſerlicher Majeſtät und des Reichs eine Exemtion in Aufſtellung ſeines Kontingents, ſowohl in natura als in Geld, erwarte; allein ſeine Anhänglichkeit an kaiſerliche Majeſtät und die gute Sache ſei ſo groß, daß er auch die äußerſten Kräfte bei der faſt ſichtbaren Unmöglichkeit aufzubieten entſchloſſen ſei.[1] Schon am 17. Dez. 1799 erfolgte ein kaiſerliches Dekret, worin das bisherige Benehmen der Stände in Abſicht auf die Verweigerung der geforderten Truppenaushebung und Volksbewaffnung als unverantwortlich und vermeſſen bezeichnet und ihnen aufgegeben wurde, ſich den herzoglichen Abſichten nicht länger zu widerſetzen, widrigenfalls man gegen ſie als ungehorſame Reichsunterthanen verfahren werde.[2] Da die Landesverſammlung noch vor ihrer Auflöſung den landſchaftlichen Ausſchuß ermächtigt hatte, falls er ſich mit dem Herzog über die Landesbeſchwerden nicht gütlich vergleichen könne, gegen denſelben den Rechtsweg einzuſchlagen, ſo ſandte der engere Ausſchuß ſein Mitglied, den Hofgerichtsaſſeſſor Baz von Ludwigsburg, nach Wien, um dieſe Klage, zu der noch der weitere Punkt der Verfaſſungsverletzung wegen einſeitigen Abſchluſſes eines Subſidienvertrags mit England kam, und zu welcher ihm die Materialien nachgeſchickt werden ſollten, an Ort und Stelle abzufaſſen. Zugleich ſollte er den zum Theil ſehr boshaften[3] Inſinuationen, welche man beim kaiſerlichen und Reichsminiſterium über den Geiſt der Stände und der Ausſchüſſe gemacht hatte, durch eine wahrheitsgetreue Darſtellung der Lage des Landes und ſeiner Beſchwerden gegen den Regenten entgegenwirken. Offenbar in der Beſorgniß vor dieſer Thätigkeit des Aſſeſſors Baz ließ der Herzog denſelben durch einen außerordentlichen Geſandten, den geheimen Rath und geheimen Kabinetsdirektor Jahn, in Wien unter der Anſchuldigung der Theilnahme an einer Staatsverſchwörung polizeilich verhaften, deſſen eigene und alle landſchaftlichen, zum künftigen Prozeß dienenden Papiere in Beſchlag nehmen und den Arretirten nach der württembergiſchen Feſtung Hohenaſperg abführen, von wo er im Juni 1800, nachdem in Folge eines neuen Siegs der republikaniſchen Waffen die Franzoſen Württemberg beſetzt hatten und in Stuttgart einmarſchirt waren, von dem mit den öffentlichen Kaſſen nach Erlangen entflohenen Herzog auf die bayeriſche Feſtung Rothenberg bei Nürnberg verbracht wurde.[1] Zuvor ſchon waren der Beiſitzer des landſchaftlichen größern Ausſchuſſes, Gerichtsverwandter Gerſt von Balingen nebſt weiteren 10 bis 11 Perſonen in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1800 aus ihren Betten aufgehoben, ohne vorher verhört worden zu ſein, in herrſchaftlichen Wägen nach Hohenaſperg abgeführt und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeſperrt worden. Erſt auf der Feſtung wurden durch eine vom Herzog unmittelbar hiezu niedergeſetzte Commiſſion, beſtehend aus dem Geheimerathspräſidenten Grafen Zeppelin, Geh.Rath Normann, Regierungsrath Mohl und Oberamtmann Günzler, ohne Zuziehung einer weitern Urkundsperſon die Verhöre vorgenommen. Wie der Herzog in einer Signatur vom 2. Februar an den größern Ausſchuß, in welcher er wiederholt die Einwilligung zu einer Aushebung von 4000 Mann forderte, vorgab, handelte es ſich bei dieſen gewaltthätigen Maßregeln um die Erhaltung des Staats, „welche äußere feindliche Gefahr und innere verderbliche mit auswärtigen Revolutionärs unterhaltene Verbindungen bedrohten.“[2] Vergebens erhob der größere Ausſchuß unter dem 11. Januar und dem 3. Februar Vorſtellungen wegen der ungeſetzlichen und verfaſſungswidrigen Verhaftungen; nach den klaren Beſtimmungen der Landesgrundgeſetze, namentlich des Tübinger Vertrags vom Jahr 1514 und des Erbvergleichs von 1770 dürfe Niemand, ſelbſt wenn bereits erwieſen ſei, daß ein Verbrechen vorliege „ohne rechtliche Vorerkenntniß“ verhaftet werden. Der Landesherr dürfe Niemand den ordentlichen Richtern entziehen und könne ebenſowenig parteiiſchen Kommiſſionen die Unterſuchung übertragen, daß unmittelbare herzogliche Verfügungen in Juſtizſachen als verfaſſungswidrig zu betrachten ſeien, gehe namentlich aus dem Erbvergleichs-Prozeß von 1770 hervor, in welchem feſtgeſetzt ſei, daß alle in Feſtungen, im Zuchthaus oder anderem Verhaft befindlichen Perſonen innerhalb 14 Tagen nach Schließung des Vergleichs losgelaſſen werden oder ihnen ſchleunige und unparteiiſche Juſtiz widerfahren ſolle. Der Herzog erklärte ſeine „äußerſte Indignation über den ebenſo übertriebenen als unwahrhaften Inhalt und über die, alle Ihrem Landesherrn ſchuldige Ehrfurcht verletzende, in jeder Rückſicht höchſt beleidigende und die ganze Sache auf das gehäſſigſte darſtellende Form, worein auch dieſe landſchaftliche Eingabe wiederum eingekleidet worden,“ ſowie daß er es „ganz unter ſeiner Würde“ finde, in die Widerlegung einzelner Sätze und in die Rügung der darin auf einander gehäuften Beleidigungen einzugehen.

---

[1] Häberlin, Staatsarchiv, 10. Heft, S. [illegible]

[2] Reyſcher, Sammlung der württemb. Geſetze, Stuttg. [illegible] I. Bd. S. [illegible]

[3] Häberlin a. a. O. S. 40[illegible]

---

[1] Er wurde erſt nach mehr als 13monatlicher Haft entlaſſen, als der Herzog am 13. Mai 1801 in Folge des Friedens von Lüneville in ſein Land zurückkehrte.

[2] Das angebliche Reſultat der kommiſſariſchen Unterſuchung wurde ſpäter vom Herzog in einem Ausſchreiben vom 3. April 1800 dahin präciſirt, daß eine ‚dem Staat gefährliche Verſchwörung beſtanden hat und daß der wirkliche Ausbruch ſchon im verfloſſenen Jahr auf den Zeitpunkt feſtgeſetzt war, da die franzöſiſche Armee den Neckar erreicht gehabt hätte‘. Nachdem das Waffenglück der öſterreichiſchen Truppen dem Vorrücken jener Armee ein Hinderniß geſetzt, ſei die ſtrafbare Verbindung zwiſchen den einzelnen Mitgliedern dieſ- und jenſeits des Rheins bis zum Januar, wo die Unterſuchung ihren Anfang nahm, fortgeſetzt worden. Von letzteren hätten einzelne Inkulpaten erklärt, „daß das Benehmen der Landſchaft bei ihnen die [illegible] einer von derſelben durch franzöſiſche Hülfe zu bewirken geſuchten Revolution erregt und ſie vorzüglich bewogen habe, auf die Staatsumwälzung ohne unmittelbare Hülfe der Franzoſen, blos mittelſt Benutzung eines allenfalls eintretenden franzöſiſchen Waffenglücks, zu denken.“ Dieſe und ähnliche Anſchuldigungen, in welchen ſogar der Abgeordnete der württembergiſchen Landſchaft zum Raſtatter Kongreß, Landſchaftskonſulent Georgii, als der vorausbeſtimmte Präſident der „alemanniſchen Republik“ bezeichnet war, wurden von beſonnenen und vorurtheilsfreien Männern als Erfindungen des weltlichen und geiſtlichen Obſcurantismus verlacht, der es von jeher auf ſein Gewiſſen genommen, durch Lüge und Verleumdung ſein Ziel zu erreichen. In ihrer ganzen Nichtigkeit erſchien aber das große Aufheben, das man von der Sache gemacht hatte, im Feldzug von 1800, in welchem die Franzoſen das ganze ſüdliche Deutſchland vom Rhein bis jenſeits der Enns eroberten, ohne daß auch nur auf Einem Punkt der Verſuch gemacht worden wäre, das republikaniſche Geſpenſt, das allerdings in manchen jugendlich exaltirten Köpfen ſpukte, vor dem Volk erſcheinen zu laſſen. Vgl. J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Tübingen 1840. S. [illegible]

vielmehr auch dieſen „wiederholten ſträflichſten Beweis der Handlungsart der Landſchaft" kaiſerlicher Majeſtät zur weitern allergerechteſten Verfügung vorzulegen ſich entſchloſſen habe.[1] Die landſchaftlichen Ausſchüſſe wandten ſich nunmehr in einer am 27. Febr. präſentirten Eingabe ebenfalls an den Reichshofrath mit der Bitte, dem Herzog anzubefehlen, er möge von dem mittelſt unmittelbarer Kabinetsbefehle eingeſchlagenen faktiſchen Weg abſtehen, die geſetzlichen Formen beobachten, alles wegen der Feſtungsgefangenen Verhandelte dem Regierungsrathscollegium als der verfaſſungsmäßigen Behörde zur Einleitung in den geſetzlichen Weg übergeben und die Verhafteten mit oder ohne Caution entlaſſen oder, wo dieß nicht thunlich, bis zum Austrag in leidentlichem Verhaft halten. Dieſe Beſchwerde wurde durch reichsoberſtrichterliches Dekret vom 18. März als unbegründet abgewieſen, die Ausſchüſſe „ernſtgemeſſenſt" erinnert, „ſich aller ferneren Behelligung des Herrn Herzogs und unbefugter Einmiſchung in die von demſelben zur Sicherſtellung ſeiner eigenen und der angrenzenden Reichslande verhängten Unterſuchung ſchlechterdings zu enthalten"; zugleich wurde ihnen die in der Eingabe an den Herzog vom 3. Febr. gebrauchte „vermeſſene Schreibart in Kaiſerlichen Ungnaden verwieſen."

Der Herzog hatte mittlerweile einen neuen Gewaltakt ausgeführt. Am 27. Februar wurde einer in das Geheimerathscollegium berufenen landſchaftlichen Deputation eröffnet, der Herzog ſei aus wichtigen Urſachen genöthigt geweſen, den Landſchaftsaſſeſſor Baz in Wien zu verhaften und auf die Feſtung abführen zu laſſen, und da es zur Erleichterung der Unterſuchung nöthig ſei, ſich nun auch der im Landſchaftshaus befindlichen Papiere deſſelben zu verſichern, ſo möge es die Landſchaft als Schonung anſehen, daß man ihr geſtatte, hiezu ein landſchaftliches Mitglied abzuordnen. Während die Deputation hierüber dem engern Ausſchuß Bericht erſtattete, erſchien der geheime Sekretär Regierungsrath Frommann mit einem Schloſſer in der Landſchaft, um die Beſchlagnahme der im Baziſchen Zimmer befindlichen Papiere zu vollziehen. Vom engern Ausſchuß wurde ihm zu erkennen gegeben, man könne bei der jetzigen Sachlage nicht entgegen ſein, wenn die in Baz' Zimmer befindlichen landſchaftlichen Akten von deſſen Privatpapieren abgeſondert und letztere nach vorheriger gemeinſchaftlicher Verſieglung hinweggenommen würden. Sollte aber auch die Wegnahme der landſchaftlichen Akten beabſichtigt ſein, ſo müſſe der Ausſchuß erklären, daß durch die Aushändigung der Privatpapiere der Sache ein vollkommenes Genüge geſchehe, daß er aber, ohne ſeine Pflicht zu verletzen, zur Hinwegnahme der landſchaftlichen Akten ſeine Einwilligung nicht geben könne. Regierungsrath Frommann beharrte bei ſeinem Auftrag, und ſchließlich kam man überein, ſämmtliche Papiere in Gegenwart einer landſchaftlichen Urkundsperſon unabgeſondert zu verſiegeln und, bis der Kommiſſär weitere Inſtruktion erhalten, an Ort und Stelle zu belaſſen. Abends um 7 Uhr erſchien Frommann wieder in der Landſchaft, ließ aller Proteſtationen ungeachtet durch einen herbeigeholten Schloſſer das Baziſche Zimmer erbrechen und die in 12 Faszikeln zuſammengepackten Akten durch ſeine Leute in das alte Stuttgarter Schloß tragen.[2]

Unter dieſen Papieren fanden ſich auch einige auf die Sendung Cotta's nach Paris bezügliche Aktenſtücke vor: nämlich das Concept ſeiner Inſtruction und ſeines Paſſes. Nunmehr wurde eine eigene Staatscommiſſion, beſtehend aus dem Geh. Raths-Präſidenten Graf Zeppelin, den Geh. Räthen Fiſcher, Normann, Kaufmann, Wächter und Mohl niedergeſetzt, um auf Grund jenes Concepts gegen den Ausſchuß eine Unterſuchung zu führen und die einzelnen Ausſchußmitglieder ſowie die Landſchaftsconſulenten zum Verhör vorzuladen. Die Vorſtellung des Ausſchuſſes, daß er nach ſeiner zwiſchen Herrſchaft und Land vereinbarten Verfaſſung nur vor dem Kaiſer und einer allgemeinen Landesverſammlung Rechenſchaft über ſeine Collegialhandlungen ablegen dürfe, was jede Vernehmung eines einzelnen Mitgliedes über eine ſolche ausſchließe, wurde vom Herzog mit Hindeutung auf ſeine landesherrlichen Rechte zurückgewieſen, die ihm ein Einſchreiten gegen den Ausſchuß zur Pflicht machten, wenn dieſer unerlaubte Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten pflege. Mit gewaltſamen Maßregeln bedroht, wenn die einzelnen Mitglieder der Landſchaft der Vorladung nicht Folge leiſteten, erſchienen ſie vor der Hofcommiſſion und proteſtirten gegen die Form der Unterſuchung, aber der Sekretär durfte dieß nicht ins Protokoll nehmen. Ueber die Cotta'ſche Sendung nach Paris befragt, erwiderten ſie, ſie dürften darüber keine Auskunft geben, würden aber die Motive derſelben getreu vorlegen, wenn ſie auf verfaſſungsmäßigem Weg darüber gehört würden. Der engere Ausſchuß reichte darauf unter dem 26. März 1800 die im Anhang abgedruckte Erklärung über die Sendung des Buchhändlers Cotta nach Paris ein.

---

[1] Landtagsſchriften, Signatur vom 11. Februar.

[2] Die Darſtellung dieſes Vorgangs folgt der Eingabe des größern Ausſchuſſes vom 1. März 1806 an den Herzog, worin jener gegen das Verfahren proteſtirt und die Rückgabe der der Landſchaft zuſtändigen Schriften verlangt, welche Forderung auch auf die in Wien mit in Beſchlag genommenen landſchaftlichen Aktenſtücke ausgedehnt wird. Der Bericht in Häberlins Staatsarchiv, 30. Hft. S. 411, weicht in mehrfachen Punkten ab.

Gleichzeitig mit der Niederſetzung jener Staatskommiſſion hatte der Herzog in einer neuen Offizialklage beim Reichshofrath in Wien die Kaſſation der Ausſchüſſe beantragt. Durch kaiſerliches Reſcript vom 18. März wurde reſolviert:

> „Nachdem unter den Papieren des zur Haft gebrachten Landſchaftlichen Ausſchußbeiſitzers Baz, nebſt dem Konzept oder einer Abſchrift eines von den ſich ſo nennenden Mitgliedern des geheimen Ausſchuſſes der Stände von Würtemberg, dem unlängſt nach Paris abgegangenen Tübingiſchen Buchhändler Cotta unterm 6ten November vorigen Jahres mitgegeben ſeyn ſollenden Paſſes, worinn vorkommt, daß gedachter Cotta mit Aufträgen der würtembergiſchen Stände an die franzöſiſche Regierung verſehen ſey, auch das Konzept oder eine Abſchrift einer dem mehr erwähnten Cotta zu einer geheimen Unterhandlung in Paris Namens der würtembergiſchen Landſtände unterm vierten beſagten Monats ertheilt ſeyn ſollenden Instruction vorgefunden worden; ſo haben Dr. Liebden hierüber unverzüglich von den Mitgliedern der beiden Ausſchüſſe deren Verantwortung abzufordern, und ſolche an Uns in Zeit Zweier Monate gehorſamſt einzuſenden."

Zugleich wurde der Herzog ermächtigt, „zur Wiederherſtellung des Vertrauens zwiſchen Herrn und Ständen" durch eine einzuberufende allgemeine Landesverſammlung die Beſetzung beider Landſchaftsausſchüſſe mit andern Mitgliedern zu veranlaſſen.

Auch Cotta wurde wegen ſeiner Reiſe nach Paris zur Verantwortung gezogen und vor die Unterſuchungscommiſſion vorgeladen, wo er ein mehrſtündiges Verhör beſtand, nach welchem er wieder nach Tübingen zurückkehren durfte. Die weſentlichen Geſichtspunkte, die er angab, faßte er nachher in einem Memorandum zuſammen folgenden Inhalts:

Cottas Memorandum über ſeine Reiſe nach Paris.

> „Die Verbindlichkeit, welche mir von den Landſtänden auferlegt wurde, über den Zweck meiner im vorigen Jahr nach Paris unternommenen Reiſe zu ſchweigen, hat ſich nun, da diſe die dazu gehörigen Papiere haben bekannt werden laſſen, in eine andre verwandelt, die Reiſe ſelbſt zu rechtfertigen.
>
> „In [illegible] Hinſicht läge mir eigentlich nichts ob als der Beweiß, daß die Stände [illegible] ſeyen, dergleichen Sendungen zu verfügen. Die neueſten Beiſpiele begründ[illegible] diſen, indem nicht nur zur Abſchließung des Separatfriedens neben dem herzoglichen GeheimenRat Baron von Wöllwarth auch der Landſchaftsconſulent Abel abgeſandt wurde, ſondern lezterer auch allein in Paris zurükblieb, während er ſeine Beſoldung als LandſchaftsConſulent fort bezog und aus der landſchaftlichen Caſſe noch eine beſondere Gehaltsvermehrung für die Zeit dieſes Auf-

enthalts erhielt, alſo nothwendig diſes Corps, das ihn beſoldete, auch vertretten mußte. Deßgleichen wurden von der Landſchaft, der RegierungsRat Georgi und Aſſeſſor Baz nach Raſtatt zum FriedensCongreß und lezterer auch nach Paris geſandt, mithin die Befugniß der Landſtände zu dergleichen Sendungen vor dem Publikum hinlänglich begründet.

„Ich konte alſo keinen Zweifel haben, daß diſes Recht einem Corpus, das geſezmäßig conſtituirt iſt, zuſtünde, beſonders da der Zweck meiner Sendung einzig und allein in dem Geiſt geſchahe, der die Pflicht diſer Stände in ſich faßt, nemlich das Beſte des durch ſie vertrettenen Landes.

„Meine Berufung zu dieſer Reiſe und meine Abſendung fiel nemlich zwiſchen den 4. und 6. November, mithin in die Epoche, wo die franzöſiſche Armee unter Lecourbe bereits einen Theil Wirtembergs beſezt hatte und ſich der Reſidenz ſchon ſo genähert hatte, daß Se. Herzogl. Durchl. die Poſtpferde ſchon mehrere Tage zu Höchſtihrer Wegreiſe bereit zu halten in den Stall geſprochen hatten. Jede Hülfe zur Rettung des Landes ſchien alſo entfernt, das franzöſiſche Heer begieng die größten Greuel, das Gleiche war alſo auch fürs Ganze zu beſorgen, wenn es vordringen würde. In diſem Gedränge der Umſtände glaubten die Ausſchüße der Landſtände kein anderes Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu finden, als durch einen Abgeordneten der franzöſiſchen Regierung die ſchrecklichen Mishandlungen, die ſich ihre Generale erlaubten, und die Ungerechtigkeit dieſes Benemens gegen ein Land, das bisher im Frieden mit ihnen gelebt hatte, vorzuſtellen, und die dringende und ernſtliche Frage dem franzöſiſchen Directorium vorzulegen, ob es Wirtemberg fernerhin feindlich behandeln und das Volk zur Verzweiflung bringen oder ob es den theuer genug erkauften Frieden beobachten und die geſchehenen Unordnungen gut machen wolte.

„In diſem Auftrag konte ich nichts verfängliches finden, da er, wie ich bereits angefürt habe von einer geſezlich conſtituirten Behörde kam und nichts in ſich ſchloß, als was gerade die Pflicht diſer Behörde iſt — das Beſte des Landes. Er ſprach zum Beſten eines Landes und für die Erhaltung eines Friedens, den eben dieſes Land mit Millionen erkauft hatte, die alſo wenn die ſo nahe Gefahr wirklich eingetretten wäre, nicht nur verloren gegangen wären, ſondern noch mehrere erfordert haben würden, wenn man nicht jeden Schein von wirklich feindſeliger Behandlung von Seite Wirtembergs zu entfernen geſucht hätte. Diſer Auftrag war aber dabei auch ganz im Sinn des herzoglichen Intereſſes abgefaßt, indem er gegen die Verfügung Sr. H. D., das herzogliche Militär an die Gränzen vorrücken zu laſſen, nicht nur nicht ſprach, ſondern diſe ſelbſt als eine Policei Masregel darſtellte, zu welcher die Mishandlungen, die ſich ſchon General Jourdan und nun auch Gen. Lecourbe gegen das Land erlaubten, S. H. D. genötiget hätten.

„Ich konnte alſo ſchlechterdings nicht beſorgen, daß die Ausfürung eines Auftrags, der zum Beſten des Landes ſo deutlich ſprach und der die Verfügungen des Regenten keineswegs tadelte, irgend etwas Verfängliches haben ſolte; der ſelbſt in dem Fall, daß die Abſicht der Landſtände vollkommen erreicht und der Separatfrieden vom franzöſiſchen Gouvernement mithin reſpektirt würde, dem Herzog bei ſeiner Rückkehr nach der vorgehabten Wegreiſe ſein Land in einem ungleich beſſern Zuſtand wieder gezeigt hätte, als wenn es als feindliches Land von der franzöſiſchen Armee wäre verheert worden.

„Daß S. H. D. zur ſelbigen Zeit den Separatfrieden diplomatiſch aufgekündet hätten, wußte ich nicht und konnte es um ſo weniger annemen, da es notoriſch iſt, daß Sr. H. D. es eine Ihrer erſten Regentenhandlungen war, dieſen Frieden unaufgefordert anzuerkennen, ich mußte daher um ſo mehr annemen, daß die oben angeführte Erklärung des Abmarſches der herzoglichen Truppen die wirklich gegründete ſeye, als die Hofzeitung dieſes Abmarſches noch gar nicht gedacht hatte und ſelbſt die Cenſoren der in Stuttgart erſcheinenden Zeitungen keine Erwähnung dieſer Truppen geſtatteten.

„Es bliebe nach dem Angeführten nun kein anderer Geſichtspunkt übrig, aus welchem eine ſolche Reiſe getadelt werden könte, als wenn ſie zu einer Zeit gemacht worden wäre, wo bereits der Reichskrieg erklärt geweſen wäre, allein auch diß fällt bei meiner Abſendung den Landſtänden nicht zu Laſt, indem die kaiſerl. Ratification des Reichskrieges den 31. Oct. datirt erſt den 14. November in Stuttgart als vorläufige Nachricht eintraf, das wirkliche Decret aber den 15., mithin 9 Tage nach meiner Abreiſe.“

Unter dem 5. April reichte Cotta bei der Unterſuchungscommiſſion mittelſt Schreibens an deren Vorſitzenden Grafen v. Zeppelin noch folgende ſchriftliche Vorſtellung ein:

„Hochpreißliche Commiſſion!

„Durch die Publicität, welche das gegen den Landſchaftlichen engern Ausſchuß erlaſſene Allerhöchſte Reichshofrats-Decret d. d. 18. März erhielt, hat zugleich die Sendung, die mir von jenem im vorigen Spätjahr übertragen wurde, eine Oeffentlichkeit erlangt, welche mich erwarten läßt, daß die Reſultate desjenigen, was ich vor einer Hochpreißlichen Commiſſion mit aller Offenheit vorzutragen die Ehre hatte, dem höchſten Reichsrichter unterthänigſt vorgelegt werden dörfte. So beruhigt ich aber über die ganze Sache vor meiner innern Ueberzeugung bin, und ſo ſehr ich mir bewußt bin, keine meiner Pflichten verlezt zu haben, eben ſo ſehr glaube ich es mir ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, alles dasjenige, was ich damals in der Geſchwindigkeit einer unvorbereiteten Vernehmlaſſung in der Kürze zu meiner Rechtfertigung unterthänigſt anführte, in einer gedrängten Darſtellung aufs neue mit der ſubmiſſeſten und rechtlichen Bitte vorzutragen, daß ſolches als ein Theil desjenigen, was von jener Unterſuchung dem Höchſten Richter vorgelegt werden dörfte, mit aufgenommen und behandelt werden möchte.

„Zu einer Zeit, da der Reichskrieg durch das erſt den 14. November 1799 zu Stuttgart angekommene Allerhöchſte Ratificationsdecret vom 31. October noch nicht für Wirtemberg entſchieden war, reiſete ich, den 6. November nach Paris. Mein eigener gnädigſter Landesherr hatte zuvor mit Frankreich in den Verhältniſſen eines Separatfriedens geſtanden und denſelben wenigſtens noch nicht in diplomatiſcher Form aufgehoben, welches ich ſelbſt daraus am beſten ſchließen muſte, daß die Hofzeitung des Marſches Herzoglicher Truppen noch nicht erwähnte und die Cenſur den öffentlichen Blättern überhaupt das Einrücken einer Nachricht von demſelben damals noch unterſagte. Seine Herzogliche Durchlaucht ſelbſt hatten, wie aus mehreren franzöſiſchen öffentlichen Blättern zu erſehen geweſen war, bei dem Antritt Höchſtihrer Regierung die Acte des Wirtembergiſch-franzöſiſchen Friedens Höchſtſelbſt unterzeichnet nach Paris abgeſchickt und während des Feldzuges vom März bis zum November 1799 glaubte ſich ganz Wirtemberg noch in den Verhältniſſen des Friedens. Ganz Wirtemberg bedauerte freilich die Rohheit der franzöſiſchen Truppen, die dieſe Verhältniſſe ſo häufig verlezten, und aus dieſem Geſichtspunkt ſahe ich die Abſendung Herzoglicher Truppen als eine Policeimaasregel an, die zur Sicherheit der Unterthanen in jenen Gegenden, wo franzöſiſche Truppen ſtanden, landesherrlich angeordnet worden ſeye. Da jedoch die Gefahr für dieſe Sicherheit immer zunahm, und Seine Herzogliche Durchlaucht Höchſtſelbſt auf dem Punkte der Abreiſe von Stuttgart ſich befanden, ſo glaubte der Landſchaftliche engere Ausſchuß die drohende Gefahr von dem Vaterlande abwenden zu müſſen und ſandte mich mit dem Auftrag nach Paris, um daſelbſt ſoviel möglich jenen Zweck zu bewirken. In der Ueberzeugung, daß unter den oben angegebenen Umſtanden, wo der Friede als förmlich gebrochen noch nicht betrachtet, wenigſtens von dieſer Seite noch dargeſtellt werden konte, in der Gewißheit, daß noch ganz keine Nachricht von dem erklärten Reichskrieg vorhanden war, die ſonſt gewiß von den Zeitungen gegeben worden wäre, glaubte ich nun dieſe für meine Perſon ſelbſt ſo gefährliche Reiſe antreten zu müſſen, um einen Zweck zu bewerkſtelligen, den ich recht eigentlich als eine Angelegenheit der Landſchaft, die für das gemeine Wohl zu ſorgen die amtliche Verpflichtung hat, und ſelbſt als Erfüllung einer Pflicht gegen Seine Herzogliche Durchlaucht betrachtete, von Höchſtdeſſen Landesväterlichem Herzen ich es gewis erwarten durfte, daß die Rettung des Vaterlandes vor feindlicher Behandlung durch unſchuldige Mittel bewerkſtelliget, wenn ſie ſolte erreicht werden können, ein Gegenſtand der Freude und Höchſten Zufriedenheit ſeyn würde. Dieſe Ueberzeugung und dieſe Abſicht leitete jeden meiner Schritte auch zu Paris, welchen ſelbſt von der rechtlichen Seite in meinen Augen keine Einwendung entgegenſtand, da die eingetrettenen Verhältniſſe im Fall daß die ſo nahe Gefahr einer franzöſiſchen Invaſion wirklich ſtatt hätte, einen glüklichen Erfolg noch nicht unmöglich machten und dieſer glükliche Erfolg ſodann doch das höchſte Bedürfniß für das Land war, und da ich von einer Stelle dazu beauftragt wurde, welche ihrer Beſtimmung nach dazu aufgefordert iſt, für die gemeine Wohlfarth des Landes zu ſorgen, und welche zuvor unter den Augen Sr. Herzoglichen Durchlaucht mehrere Männer mit Aufträgen ins Ausland und ſelbſt nach Paris abgeſchickt hatte.

Mit unterthänigem Reſpekt

unterthäniger
Cotta.

Tübingen, 8. April 1800.

Cotta irrte ſich wohl, wenn er glaubte, dieſe Eingabe werde an das oberſte Reichsgericht in Wien gelangen. Sie wird daſſelbe Schickſal gehabt haben, wie die von Wien eingeforderte Rechtfertigung des engern Ausſchuſſes vom 28. März, die in Wien nicht vorgelegt wurde.[1] Der Grund lag in ihr ſelbſt. „Unſere Apologie über dieſe Sendung“, ſchrieb ein Mitglied dieſes Ausſchuſſes[2] am 10. April an Cotta, „iſt nunmehr dem Herzog übergeben worden, er wird ſich aber wohl hüten, ſie dem Reichshofrath zu übergeben, da man ſich von Seiten des Ausſchuſſes bewogen geſehen hatte, verſchiedene Facta und beſonders die Inſtructionen der herzoglichen Geſandten zu Paris und Raſtadt anzuführen, die mit ſeinem gegenwärtigen politiſchen Syſtem in einem ſolchen Widerſpruch ſtehen, daß für ihn bei dem Kaiſerlichen Hof wegen ſeiner damals geäuſſerten Geſinnungen und entamirten Verſuche gewiß nichts erſprießliches zu erwartten iſt. Wir haben zwar keine groſſe Urſache über die Juſtizadminiſtration des Reichshofraths uns zu erfreuen, aber doch ſind wir aufs lebhaffteſte überzeugt, daß, die Stimmung gegen uns möchte auch noch ſo widrig ſeyn, ſchlechterdings auſſer höchſtens einem Verweiß nichts zu erwartten iſt. Uebrigens dürfen Sie überzeugt ſeyn, daß auch der Preuſſiſche Hof in dieſer Sache ſich annehmen wird, weil er es iſt, durch den ein Theil der Negotiationen betrieben wurde, und der ſelbſt dieſes Auskunftsmittel vorſchlug, und mitzuwirken verſprach, wovon wir redende Beweiſe in Händen haben. Alles dieſes leitet mich zu dem Reſultat, daß die Folgen ſchlechterdings nicht von dem Grad ſeyn können, auf die Sie in Ihrem Schreiben hindeuten.“

Die Unterſuchung blieb in der That ſowohl in der Richtung gegen Cotta, als gegen den Ausſchuß ohne Folgen — hatte der Herzog ja doch durch das kaiſerliche Dekret vom 18. März erreicht, was er zunächſt erreichen wollte: die Genehmigung der oberſten Reichsſtelle zur Kaſſation der landſchaftlichen Ausſchüſſe, das heißt zur Beſeitigung der Männer, die ihm in ſeinen Planen zur Lahmlegung und zum ſchließlichen Umſturz der altwürttembergiſchen Verfaſſung im Wege ſtanden. Er vollzog denn auch jenes Dekret auf ſeine Weiſe: die Ausſchüſſe wurden am 12. April vor den geheimen Rath vorgeladen, ihnen dort ihre Auflöſung angekündigt und ſie von allen Amtsverrichtungen ſuſpendirt; die ſämmtlichen landſchaftlichen Offizialen wurden ihres Amtseids gegen die Ausſchüſſe entlaſſen und ihnen bei Strafe aufgegeben, dieſelben nicht mehr anzuerkennen, ſowie den Regiſtratoren die landſchaftlichen Akten unter Androhung von Gewalt abgenommen; zugleich wurde durch ein ſchon ſeit 3 Wochen gedrucktes[1] Reſcript vom 12. April die allgemeine Landesverſammlung auf den 29. April zur Wahl neuer Ausſchüſſe einberufen und die Mitglieder der bisherigen aus landesherrlicher Machtvollkommenheit zur Wiederwahl für unfähig erklärt; endlich wurden am 28. April, alſo kurz vor Eröffnung des Landtags, die deſſen Geſchäfte führenden Conſulenten Abel und Kerner ſuſpendirt, der Landesverſammlung in der Perſon des penſionirten geheimen Legationsraths Stockmayer ein gefügiges Werkzeug der Regierung als Landſchaftsconſulent octroyirt und der nicht minder der Hofpartei ergebene Prälat Wildt von Murrhardt als Vorſitzender berufen und beauftragt, ſtatt des engeren Ausſchuſſes die Vollmachten der ankommenden Deputirten zu prüfen — eine Reihe von Handlungen, deren jede eine ſchreiende Verletzung der vom Herzog feierlich beſchworenen Landesverfaſſung war.

---

[1] Häberlin, a. a. O. S. 414.

[2] Der Hofgerichtsaſſeſſor Ludwig Hoſacker von Nagold.

Aber noch war der Conflict nicht zu Ende; die Landesverſammlung wurde, nachdem ſie einen neuen Ausſchuß gewählt, trotz aller Proteſtationen am 15. Mai wieder entlaſſen, ohne daß von einer Beilegung der alten Irrungen die Rede war; und der neue Ausſchuß, welcher einen auf dem Lande laſtenden Kriegsſchaden von 24 Millionen Gulden antraf, zu welchem gleich darauf die von der franzöſiſchen Occupationsarmee unter Moreau dem Land wegen Friedensbruchs auferlegten 6 Millionen Livres kamen, befand ſich bald dem Herzog und deſſen neuen Eingriffen in die Landesrechte ebenſo feindſelig gegenüber, wie nur je der frühere. Die einſeitigen Erhebungen von Steuern und Kriegsmannſchaft, die Wegführungen mißliebiger Mitglieder der Landſchaft, die gewaltſamen Einbrüche in landſchaftliche Gebäude, zu denen noch die Erbrechungen landſchaftlicher Kaſſen kamen, wiederholten ſich, nur zum Theil mit ungeſcheuterer Hinwegſetzung über die Schranken der Landesgrundgeſetze, bis endlich in Folge des mit Kaiſer Napoleon abgeſchloſſenen Brünner Vertrags durch Reſcript vom 30. Dez. 1805 die ſtändiſche Verfaſſung Württembergs gänzlich aufgehoben wurde.

325. Schiller an Cotta.

Weimar 9. May 1800. 13. Mai.
16. Mai von Leipzig[2]

Ich benutze eine Gelegenheit, die heute von hier nach Weimar[3] abgeht, um Ihnen einen ſchönen Gruß zu ſagen, und Sie zugleich zu bitten mir durch Gothen der auf den Dienſtag oder Mittwoch von Leipzig abreißt[4] 25 oder 30 Carolin zu ſenden, weil ich vor meiner Abreiſe aufs Land, die auf den 16ten erfolgt,[1] allerlei zu berichtigen habe. Vorausgeſezt, daß es Sie nicht incommodiert, denn ſonſt kann es auch anſtehen.

---

[1] Huber an Cotta, 16. April (ungedruckt).

[2] Schillers im Kal. S. 98 verzeichneter Brief an Cotta vom 20. April fehlt. Am 3. Mai kam Cotta auf ſeiner Reiſe zur Meſſe durch Weimar.

[3] Schreibverſehen für: Leipzig.

[4] Goethe war Ende Aprils nach Leipzig zur Meſſe abgereiſt. Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 5. Mai, zu welchem bei dieſem Anlaß eine noch ungedruckte Stelle hier nachgetragen werden möge. Nach dem Satz: „Die Schützische Replik auf Schellings Angriff wird Ihnen gleichfalls bekannt geworden ſein. Leider iſt vorherzuſehen, daß Schelling die Majorität nicht auf ſeiner Seite haben wird; es iſt gar übel, wenn man angriffsweiſe verfährt, ſich viele Blößen zu geben. Er iſt jetzt nach Bamberg abgereiſt“, folgen

Richten Sie es nur ein, daß Sie bei Ihrer Zurückkunft einige Tage hier zubringen können, ſo wollen wir Ihnen Weimar angenehm zu machen ſuchen. Ihrer lieben Frau die freundſchaftlichſten Empfehlungen von uns beiden. Ganz der Ihrige

Schiller.[2]

326. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 3. Juni 1800.) (nicht verz.)

Nur mit zwei Worten, ſchäzbarſter Freund, daß wir glüklich und ungefährdet hier angekommen ſind, ſtets begleitet von der Erinnerung an die bei Ihnen genoſſene Freundſchaft und Güte und dem Wunſch, unſer Leben in Ihrer Nähe zubringen zu können.

Beifolgenden Brief fand ich bei meiner Rükkehr — die Worte des Wahns wünſchte ich gar zu ſehr, im DamenCalender aufnemen zu dörfen.[3]

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich mit meiner Frau aufs herzlichſte. J. F. Cotta.

Hrn. Geheime Rat v. Goethe kan ich erſt die nächſte Poſt ſchreiben, da ich ihm etwas zu ſenden habe, was ich erſt morgen erhalte.[4] Darf ich Sie bitten, mich ihm einſtweilen zu empfelen.

---

noch die in den bisherigen Ausgaben unterdrückten Worte: „und wie ich höre, iſt Madame Schlegel nachgezogen, die in Franken ein Bad beſuchen will". (Schelling war nach Bamberg abgereiſt, um in dem dortigen, von Röſchlaub und Marcus geleiteten Spitale die Krankheiten zu ſtudiren, und die aus ſchwerer Krankheit kaum geneſene Karoline Schlegel reiſte nach Bad Bocklet, wo ihre Tochter Auguſte Böhmer, die ſie begleitete, nach wenigen Wochen einer heftigen Ruhr erlag, woraus für Schelling, der ſie erfolglos mit Opium behandelte, die unangenehmſten Nachreden erwuchſen." (Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig 1869. I, 250.)

[1] Nach dem eine Stunde von Weimar entfernten herzoglichen Jagdſchloß Ettersburg, wo er mit ſeinem Diener allein lebte, um Maria Stuart zum Abſchluß zu bringen. Die Abreiſe dorthin erfolgte nach dem Kal. am 15., und ſchon Tags darauf nahm Schiller den 5. Akt der Maria vor. Als Goethe mit den 30 Carolin von Cotta am 16. (Charl. Schiller I, 262) nach Weimar kam, traf er Schiller nicht mehr an, welcher nur vom 23. bis 25. Mai nach Weimar kam, um mit Cotta, der am 24. eintraf, beiſammenzuſein. Am 2. Juni kehrte Schiller, von ſeiner Frau abgeholt, nach Weimar zurück, und am 9. Juni wurde Maria Stuart beendigt.

[2] Cotta's Antwort vom 16. Mai, die er nebſt den gewünſchten 30 Carolin wahrſcheinlich Goethe mitgab, und welche Charlotte Schiller am 17. in Empfang nahm (Charl. Schiller I, 263), iſt nicht vorhanden.

[3] Schiller hatte Cotta bei deſſen Beſuch die „Worte des Wahns" mitgetheilt, die, 1799 entſtanden, für den erſten Band der Gedichte, der eben im Cruſius'ſchen Verlag bei Göpferdt gedruckt wurde, beſtimmt waren. Er überließ ſie in ſeinem Brief vom 10. Juli Cotta für das Damentaſchenbuch für 1801, in dem es S. 197 erſchien. In der Cruſius'ſchen Gedichtausgabe, in welcher Körner ſie im Anfang Sept. 1800 las, ſtehen ſie Bd. I, S. 298—99.

[4] Was Cotta an Goethe zu ſenden hatte, waren wohl die Kupfer zum Damenkalender für 1801, die Karikaturen der böſen Weiber vorſtellend. Vermuthlich hatte Goethe bei deſſen Anweſenheit zur Oſter-

327. Cotta an Schiller.

Tübingen, 16. Jun. 1800. [26. Juni.]

Schäzbarſter Freund!

Nachdem meine dringendſte Geſchäfte etwas ins Reine gebracht ſind, habe ich Ihre RechnungsBemerkungen[1] unterſucht und alle gegründet gefunden. Ihr Brief vom 10. Aug. 99 ſpricht nemlich ausdrüklich von 60 Pf.[2] und nach diſem ſchrib ich auch an Bell unterm 20. Auguſt — Verzeihen Sie diſes Verſehen — Wenn nur der ſchöne Hr. Bell zalt, ich bin ihm nun zu Leib geſtiegen.

Unſre Rechnung wäre nun:

Nach meinem Auszug	fl.	3177.	28.
An Hölzel ferner	„	55.	—
1 Euripidis Opera durch Boehme	„	24.	—
April 28. an Ihre Frau Muter Quart.Gevgi	„	30.	—
	„	3286.	28.
Von Bell ſtatt 40 — deren 60 zu empfangen, alſo 20 Pf. mehr	„	220.	—
bleibt mein Guthaben	fl.	3066.	28.

Euripides war in der BucherRechnung vergeſſen.

Nebſt herzlichen Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

Ein Brief Cotta's an Schiller, der nach dem Schill.Kal. am 1. Juli in Weimar eintraf, findet ſich nicht vor, es müßte denn der Brief vom 3. Juni erſt am 26., und der vom 16. Juni am 1. Juli in Weimar angelangt ſein, was nicht wohl anzunehmen iſt.

---

meſſe in Leipzig Cotta verſprochen, jene Charakterbilder zu kommentiren und ſo, wie ſchon L. F. Huber beim Damenkalender für 1798 gethan, zu den Kupfern nachträglich einen Text zu machen. Goethe ſchrieb am 9. Juli an Cotta: „Sie erhalten, wertheſter Herr Cotta, in der Beylage den kleinen Aufſatz über die Kupfer, ich hätte gewünſcht daß derſelbe heiterer, geiſtreicher und unterhaltender geworden wäre, indeſſen läßt ſich eine Ausführung, nicht wie man wünſcht, leiſten, wenn die Arbeit zu einer beſtimmten Zeit fertig ſeyn ſoll. Möge, dieſe ſeyn auch gerathen, wie ſie will, wenigſtens der Zweck erreicht werden, den unangenehmen Eindruck der Kupfer einigermaßen abzuſtumpfen." Nicht immer gelang es Cotta, zu ſeinen meiſt im Voraus angefertigten Kupfern nachträglich einen paſſenden Text zu erhalten, ſo daß dieſelben dann außer allem Zuſammenhang mit dem Taſchenbuch ſtanden. Ueber dieſen Umſtand äußerte ſich Goethe in einem Brief an Cotta vom 24. Jan. 1808: „Für den DamenCalender müßte ſich denn wohl etwas finden; doch erlauben Sie mir eine Apprehenſion zu äußern, die ich gegen dieſes Büchelchen hege. Es iſt die Einrichtung, daß Kupfer, die nicht zum Text gehören, eingeſchaltet werden. Es kann ſeyn, daß andere nicht ſo empfindlich ſind; aber ich läugne nicht, ſchon bei fremden Arbeiten macht mir's ein peinlich Gefühl, wenn ich mit willigem Antheil einen artigen kleinen Roman leſe und auf einmal ein ganz heterogenes Muttergottesbild, oder eine Scene aus Wallenſteins Lager mir die Quere kommt."

[1] Die Schiller Cotta bei deſſen Beſuch in Weimar mitgetheilt haben wird.

[2] Die Forderung von 60 Pf. St. für den Wallenſtein war um ſo mäßiger, als es notoriſch war, daß Kotzebue für jedes Stück, das er nach England ſchickte, 100 Pfd. St. in Leipzig ausbezahlt erhielt (Nr. 156 der Allg. Ztg. vom 5. Juni 1799).

328. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 1. Juli 1800.) [10. Juli.]

Matthiſon ſchreibt mir ſo eben, daß er das Ihnen, ſchäzbarſter Freund, zugeſandte Manuſcript [1] noch nicht zurükerhalten hätte, damit er dasjenige was des Druks werth wäre, wieder umarbeiten könte, denn ſo wie die Sachen jezt ſeyen, können und ſollen ſie nicht ins Publikum kommen, ich ſoll Sie daher um baldige Ueberſendung und Bemerkung deſſen was Sie für den MuſenAlmanach [2] tauglich finden, bitten, er wolle diß ſodann gleich vornemen, und nach der Bearbeitung deſſelben zum Vollkommnern ſogleich wieder remittiren. Haben Sie die Güte, diß doch bald möglichſt zu thun, da ich auch noch einiges davon für den Damen Calender erhalten ſoll, der ſchon weit im Druk vorgerükt iſt. [3]

Haben Sie mit Göthe wegen der Propyläen geſprochen?

Herzliche Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin.

J. F. Cotta.

Ich hoffe immer noch auf einen Beitrag zum DamenCalender von Ihnen.

---

329. Schiller an Cotta.

Weimar 10. Jul. 1800. [4] 23. Juli. / 4. Aug.

Verzeihen Sie mein langes Stillſchweigen wertheſter Freund. Die Unentſchloſſenheit in der ich war wegen des Almanachs verſpätete mein Schreiben von einem Poſttag zum andern. Jezt aber kann ich Ihnen nicht länger verbergen, daß es mir nicht möglich iſt, Ihnen dieſes Jahr den Almanach zu verſprechen. [5] Zum lyriſchen fehlt es mir gänzlich an Neigung und ohne dieſe kann ich nichts leiſten. Alle meine Aufmerkſamkeit hat ſich auf einen neuen dramatiſchen Stoff gewendet [6] (nicht die Maltheſer) dieſer beſchäftigt mein ganzes Intereſſe und läßt mich an nichts anders denken. Werden Sie alſo nicht ungehalten auf mich daß ich ſo ſchlecht auf meiner Entſchließung beharrte. Sie müſſen einmal den Poeten etwas zu gute halten, denn der Wille und die Vernunft ſelbſt vermögen über Laune und Phantaſie nicht viel.

---

[1] Die im Schill.Kal. verzeichnete letzte Gedichtſendung Matthiſſons an Schiller iſt vom 15. Juni 1799 datirt und war wohl für den Muſenalmanach für 1800 beſtimmt. Das Schreiben Matthiſſons, das Schiller am 30. Juni 1800 erhielt, wird wohl auch ein Mahnbrief wegen der Gedichte geweſen ſein. Schiller beantwortete ihn am ſelben Tag und ſandte gleichzeitig die Gedichte zurück.

[2] Schiller hatte ſchon am 9. Auguſt 1799 gegen Körner ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, den Muſenalmanach, zu dem er auch nicht einmal mehr den Sporn der Finanzen habe, nicht mehr fortzuſetzen.

[3] Der Damenkalender für 1801 enthält nichts von Matthiſſon.

[4] Nicht im Kal. verzeichnet.

[5] Wie weiter unten aus Cottas Brief an Schiller vom 5. Sept. hervorgeht, war bei Cotta's Anweſenheit in Weimar im Mai für 1801 dennoch ein Muſenalmanach in Ausſicht genommen worden und hatte Schiller verſchiedene Stoffe, unter Anderm auch die „Johanniter“ (Malteſer) in Vorſchlag gebracht.

[6] Die Jungfrau von Orleans, für die er ſich am 1. Juli entſchieden hatte; die erſte Spur findet ſich im Brief an Körner, 16. Juni. Am 3. Juli ſchreibt Schiller an ſeine Frau nach Rudolſtadt: „Der Plan zu meiner neuen Tragödie iſt bald fertig“, und am 28. Juli an Körner: „Der Plan iſt bald fertig; ich hoffe binnen 14 Tagen an die Ausführung gehen zu können.“

Indeſſen wenn Sie den Almanach nicht gern ganz fallen laſſen ſo proponiere ich Ihnen die Maria Stuart dazu. Das iſt ganz Ihre Sache, und vielleicht iſt es ſogar für die kunftige Sammlung meiner Theaterſtücke in merkantiliſcher Hinſicht beſſer, wenn die neuherauskommende Stücke in verſchiedenen Formaten erſcheinen, weil alsdann die Sammlung ſelbſt um ſo nöthiger wird.

Mit dem neuen Stück, an das ich eben jezt gehe, kann ich vor Ende des Decembers nicht fertig werden, es würde alſo zu dem Almanach damit zu ſpät ſeyn.[1]

Wegen der Propyläen habe ich mit Göthen geſprochen, und er proponiert vor der Hand, daß Sie ihm für das Stück, welches jezt gedruckt werden ſoll geben können, was Ihnen beliebe. Sie brauchen ihm alſo nicht mehr zu geben, als Ihnen nach Abzug der Druckkoſten von dem Gelde, das dafür einkommt noch übrig bleibt; ſo daß Sie alſo bei dieſem Stück keinen Verluſt erleiden. Was die kunftige Fortſetzung betrift, ſo will er den Abſatz der Propyläen noch ein halbes Jahr abwarten, und vor den nächſten Oſtern kein neues Stück mehr herausgeben.

Zum Damencalender kann ich Ihnen außer den Worten des Wahns, die Sie in Händen haben, nichts mehr liefern, wenigſtens nichts gewiß verſprechen. Sollte ich binnen 2, 3 Wochen noch etwas finden, ſo ſende ichs zu beliebigem Gebrauch.

An Matthiſſen habe ich die Gedichte vor einigen Wochen[2] abgeſchickt.

Meine Frau iſt ſeit mehreren Wochen nach Rudolſtadt verreißt.[3] Sie erfreut ſich mit mir Ihrer glücklichen Ankunft zu Stuttgardt und grüßt Sie und Ihre liebe Frau, ſo wie ich, aufs herzlichſte.

Leben Sie recht wohl und möge ſich das Kriegsgewitter glücklich von Ihnen und dem lieben Vaterlande wegziehen.[4] Ganz der Ihrige

Schiller.

---

[1] Die „Jungfrau“ wurde nach manchen Unterbrechungen am 16. April 1801 beendet; Schiller verſprach am 26. Juli 1800 Unger, da er die Maria Stuart ſchon vorlängſt Cotta zugeſagt, ein „anderes Stück für den Calender von 1802“ — eben die Jungfrau — deſſen Titel er aber vorerſt geheim hielt. Die Korreſpondenz zwiſchen Schiller und Unger iſt abgedruckt in GGB., S. 262 ff.

[2] Am 30. Juni.

[3] Seit Ende Juni; Schillers erſter Brief an ſie iſt vom 29. Juni datirt, am 30. meldete ſie ihre Ankunft.

[4] Die franzöſiſchen Armeen waren am 25. April unter den Generalen St. Suſanne und St. Cyr über den Rhein gegangen, hatten den an Stelle des Erzherzogs Karl kommandirenden öſterreichiſchen Feldzeugmeiſter v. Kray in Oberſchwaben in mehreren Treffen geſchlagen und ſchließlich aus ſeiner feſten Stellung bei Ulm verdrängt, ſo daß ſie am 19. Juni durch den Uebergang auf das linke Donauufer auch Herren des nördlichen Schwabens wurden.

330. Schiller an Cotta.

Weimar 27. Jul. 1800.[1] $\frac{\text{6. Aug.}}{\text{9. Aug.}}$

Meinen Brief werden Sie nun erhalten haben lieber Freund. Die engliſche Ausgabe der Maria Stuart[2] überlaſſe ich Ihrem Gutbefinden ganz, und mir ſcheint die Entrepriſe recht vielverſprechend. Es kommt nur darauf an, ob Herr von Melliſch ſich dazu verſteht, die Ueberſetzung für ein billiges Honorar zu liefern, denn ich zweiſle nicht, daß die Ueberſetzung gut wird und da er ſeine ganze Zeit darauf verwenden kann, auch ſchon 2 und ½ Acte überſezt hat,[3] ſo könnte das engliſche Manuſcript Ende Septembers gewiß zum Druck abgehen, ja die erſten Akte könnten ſchon Ende Auguſts abgeliefert werden. Schreiben Sie mir, ob Sie glauben 4 Ldors an den gedruckten Bogen Ueberſetzung wenden zu können ſo will ich ihn darüber hören. In England ſelbſt würden Sie wahrſcheinlich noch mehr für eine gute Ueberſetzung bezahlen müſſen. Was nach Abzug des Honorars und der ſämmtlichen Druckkoſten und Speſen an dem Werke gewonnen wird, das theilen wir dann miteinander, und wenn der Abſatz vorzüglich gut iſt, finde ich es billig, daß auch der Ueberſetzer noch etwas dabey zu hoffen habe. Mein Rath wäre, nicht über 1500 Auflage zu machen, den Commiſſionair aber zu inſtruieren, daß er ſogleich für eine zweite Auflage ſorge, wenn er merkt, daß das Werk große Nachfrage erregt.[4]

Haben Sie doch die Güte in Stuttgardt anzufragen, ob man die Maria Stuart für 12 Ducaten haben will.[5] Sie hat hier ſowohl als in Lauchſtädt eine ungeheure Senſation gemacht, und auch Opitz[6] ſchreibt mir aus Leipzig, daß er ſich von der Vorſtellung dieſes Stücks alles verſpreche. Wenn Sie gelegentlich an den Theaterdirecteur Damaratius nach Grätz[7] ſchreiben wollen, ob er die Maria Stuart um 15 Ducaten haben wolle, ſo werden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen.

Es iſt recht verdrießlich, daß das Glätten der guten Exemplarien des Wallenſteins ſo langſam geht. Noch iſt immer nichts davon zu ſehen und ich fürchte ſehr, daß dieſe Verzögerung dem Werke ſchaden möchte.

---

[1] Expedirt am 29. (Kal. 97.) Ein Brief Cotta's, deſſen Einlauf unter dem 24. der Schill.Kal. verzeichnet, fehlt.

[2] Von der wohl im verloren gegangenen Brief Cotta's (ſ. vorhergehende Note) die Rede war.

[3] Vgl. Melliſh's Brief vom 9. April.

[4] Dieſe ſanguiniſchen Erwartungen, zu denen Schiller nach den beiſpielloſen Erfolgen der Kotzebue'ſchen Werke in England einigermaßen berechtigt war (von „Menſchenhaß und Reue“, die in mehrfachen Bearbeitungen erſchien, erlebte die Ueberſetzung eines Ungenannten innerhalb eines Jahrs 7, die Ueberſetzung ſeines „Kindes der Liebe“ von Miß Anna Plumptree in Einem Jahr 6 Auflagen), giengen nicht in Erfüllung.

[5] Die Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters zog es vor, zu warten, bis Maria Stuart gedruckt erſchien, wo ſie dann kein Honorar zu zahlen brauchte. Die Maria Stuart wurde in Stuttgart am Donnerſtag, den 25. März 1802, zum Feſt der Mariä Verkündigung, wie die Anzeige in der Schwäb. Kronik lautet, zum erſten Mal gegeben, die erſte Wiederholung fand Montag, den 29. März ſtatt. Nach einer Stuttg. Korreſpondenz vom 20. April in Nr. 61 der Ztg. für die eleg. Welt war der Zulauf ungewöhnlich. Bei der zweiten Aufführung mußte mit Mariens Abgang der Vorhang fallen, weil Leſters Auftritt den Herzog zu ſehr erſchütterte.

[6] Dem Schiller ſie am 30. Juni geſchickt hatte.

[7] Vgl. S. 329, A. 5.

Ein Exemplar des Wallenſtein, auf Druckpapier, bitte ich Sie an meine Mutter zu ſenden.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau, die kürzlich erſt von Rudolſtadt zurückgekommen,[1] empfiehlt ſich Ihnen beiden aufs freundſchaftlichſte.

Fräulein Imhof iſt mit dem Hofe jezt verreißt und allen dichteriſchen Beſchäftigungen abgeſtorben.[2]

Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige Sch.

331. Cotta an Schiller.

Tübingen, 1. Aug. 1800. [14. Aug.]

Der Vorſchlag, den Sie, ſchäzbarſter Freund, mir in Ihrem gütigen vom 10. Jul. machen, die Maria Stuart im Almanach abdruken zu laſſen, gefällt mir ganz wohl und Sie dörfen daher nur das Manuſcript an Gaedike abgeben, dem ich deßwegen in der Anlage ſchreibe. Glauben Sie aber nicht, daß der Almanach zu voluminös dadurch werde?

Wann wird mit der Samlung Ihrer Theaterſtücke der Anfang gemacht werden können? Es ſollten doch billig Kupfer dazu, und gute Dinge wollen Zeit haben. John kan z. B. vor 2 Jahren nicht verſprechen.

Mit meiner Frau habe ich eine kleine Schweizer Reiſe nach Bern zu unſerm Landsmann, dem Miniſter Reinhard[3] gemacht; wir brachten dabei einen vergnügten Tag auf der Peters-Inſel im Bieler See zu, der uns durch Leſen des Wallenſteins beſonders angenem vergieng. Reinhard hat mir aufgetragen, Ihnen ſeine Bewunderung und Hochachtung zu bezeugen.

In unſerm Vaterland ſiehet es ſehr trübe aus; wir erwarten den Frieden mit Sehnſucht, um nicht Alles zu Grunde gehen zu ſehen.[4]

Herzliche Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin von meiner Frau und Ihrem J. F. Cotta.

---

[1] Am 13. Juli.

[2] Cotta hatte wohl in dem verloren gegangenen Brief nach ihr gefragt und weitere Beiträge für ſeinen Verlag von ihr erbeten. Amalie v. Imhof, die ſeitdem zur Hofdame der Herzogin Louiſe beſtimmt worden war, hatte indeß nicht aller Poeſie entſagt. Ihre Tante, Frau von Stein, ſchreibt über ſie aus jener Zeit: „Sie hat in Wilhelmsthal einige hübſche Gedichte gemacht, aber ſie iſt ſo in ſich ſelbſt verliebt, daß es einem zum Ekel iſt, und macht ſich damit lächerlich … die ſchönen Geiſter ſind und bleiben einmal närriſches Volk" (Düntzer, Charl. v. Stein, II, 131).

[3] S. 378, A. 2; über Schillers Beziehungen zu Reinhard vgl. Nr. 197 u. 198 der Beilage zur Allg. Ztg. vom 16. u. 17. Juli 1875.

[4] Die Franzoſen hatten nach Vertreibung der Oeſterreicher aus Schwaben einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, Cantonnirungen bezogen und dem Herzog und den Ständen eine Brandſchatzung von 6 Millionen Livres auferlegt. Herzog Friedrich, der durch ſeine Politik dieſes Unheil verſchuldet, hatte ſich, nachdem

332. Cotta an Schiller.

Tübingen, 8. Aug. 1800. [18. Aug.]

Auf Ihr gütiges vom 27. Jul. habe ich ſogleich nach Löndon geſchriben, um die nötigen Erkundigungen von dort einzuziehen. Wegen des Honorars für Hrn. v. Meliſch weiß ich nichts zu ſagen — wäre es nicht rätlicher, wir lieſſen ihn diß beſtimmen, da uns die Data dazu felen.

Nach Stuttgart und Gräz iſt geſchriben worden, die Antwort werde ich Ihnen ſogleich mittheilen, allein wenn Sie diſes Stük auf die Theater geben, ſo iſt der Abdruk ſo bald nicht rätlich! Ich weiß alſo nicht, wie Sie diß wegen Ihres leztern Vorſchlags in Hinſicht auf den MuſenAlmanach werden vereinigen können. Sie wiſſen, Ihr Intereſſe iſt mir immer theurer als das meinige, ich mus Ihnen daher diſe Bemerkung machen.

Liſſen Sich die Johanniter[1] nicht in Almanach nemen?

Eiligſt. Unwandelbar

J. F. Cotta.

---

333. Cotta an Schiller

(Tübingen, 26. Aug. 1800.) [4. Sept.]

Freude und Leid wechſelt bei uns Sterblichen mit einander. Während eine Beſtellung nach der andern auf Wallenſtein kommt, und wir nächſtens keine Exemplare mehr haben werden, ich mich alſo mit Ihnen wegen einer neuen Auflage beraten mus[2] — kommt eine HiobsPoſt aus London wie die Anlage zeigt.[3]

---

er die durch den Subſidienvertrag mit England gefüllten öffentlichen Kaſſen und auch die vorräthigen landſchaftlichen Gelder an die Hand genommen, nach Erlangen auf neutrales preußiſches Gebiet geflüchtet und erbot ſich nun, „aus landesväterlicher Gnade“ an der Contribution 50,000 fl. mittragen zu wollen; das Uebrige ſolle durch eine allgemeine Vermögens- und Beſoldungsſteuer aufgetrieben werden. Selbſt als ihm Moreau die Hälfte der Brandſchatzung zuſprach, und der General St. Suzanne durch Exekutions-Einquartierung bei den 5 geheimen herzoglichen Räthen in Stuttgart die Bezahlung von 1½ Millionen aus den herrſchaftlichen Kaſſen erzwungen hatte, erklärte der Herzog die Zahlung für ungültig und behielt ſich die Schadloshaltung vom Lande vor. Vergebens ſtellte der Ausſchuß am 19. Sept. den elenden Zuſtand und die allgemeine Verarmung des Landes vor; der Herzog verwies ihm ſeine „unziemliche Sprache“, verweigerte die Bezahlung aus den Rentkammern, ſo daß der Reſt, nachdem eine halbe Million erlaſſen worden, vom Land aufgebracht werden mußte. Erſt am 9. Febr. 1801 gewährte der Friede von Lüneville dem tieferſchöpften Land einige Erleichterung.

[1] Die „Maltheſer“.

[2] Cotta's Brief kam am 4. in Weimar an; Schillers Brief an Körner, worin er dieſem die Anſtalten zu einer zweiten Auflage des Wallenſtein meldet, iſt alſo nicht vom 3., ſondern vom 4. zu datiren, wie auch der Kalender das richtige Datum verzeichnet. An Goethe berichtete Schiller den glücklichen Abſatz Wallenſteins am 5. Sept.

[3] Cotta's Korreſpondent iſt ohne Zweifel der Schriftſteller Johann Chriſtian Hüttner, geb. 1766 in Guben; er begleitete 1792—93 den Baronet Staunton als Legationsſekretär auf deſſen Reiſe nach China, lebte dann in London vom Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten (er gab u. A. von 1800—1807 die Monatſchrift „Engliſche Miscellen“ im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Tübingen heraus), wurde 1809 zum Dolmetſcher und Sekretär in der Staatskanzlei des Departements des Auswärtigen ernannt und ſtarb in London am 24. Mai 1847. J. Chr. Hüttner war es, der Goethe Mittheilungen über Luke Howard machte

Wer ums Himmelswillen hat Ihnen zu diſem ſchlechten Mann gerathen? Ich habe nun gleich wieder nach London geſchrieben, die nötigen Documente dahin übermacht, allein ich ſorge, das ſeye ein weitläufiger Proceß. Ich kan Ihnen nicht ſagen, wie mich diſer Unfall verdrießt.

Ich bin ſehr begierig auf Ihre Antwort, und bitte diſer doch Ihre Meinung wegen einer neuen Auflage von Wallenſtein beizuſezen.

Mit unwandelbarer Hochachtung

J. F. Cotta.

331. Schiller an Cotta.

Weimar 29. Aug. 1800. 6. Sept. 5. Sept.

Ich überſende Ihnen hier die drey erſten und den halben vierten Act der Marie in der Engliſchen Ueberſetzung nebſt einem Brief des Hrn. v. Melliſh.[1] Wenn Ihnen 4 Ldors pro Bogen zu viel ſcheinen, ſo können Sie ihm ohne alles Bedenken den Vorſchlag thun, das Honorar einſtweilen, bis der Abſaz des Werks entſchieden, auf die Hälfte herabſezen. Auch iſt mein Rath, daß Sie zu dem Stück nicht ſo große Schrift nehmen, um wenigſtens 30 Zeilen auf eine Seite zu bringen, damit ſowohl an Papier und Druck als an Honorar erſpart wird. Uebrigens bitte ich, den Druck bald möglichſt beſchleunigen zu laſſen, damit das Stück ſpäteſtens gegen Ende des Jahrs in England erſcheinen könne. Melliſh wird einem ſeiner Freunde den er in London hat, die Correctur auftragen,[2] ſobald er von Ihnen weiß, ob das Manuſcript abgegangen und wo es gedruckt wird. Auch will er für einige öffentliche Blätter einige Anzeigen machen, um die Aufmerkſamkeit des Publicums zu erregen. Dieſe Anzeigen werden eine ſehr gute Wirkung thun, wenn ſie zu einer Zeit erſcheinen, da das Stück aus der Preſſe iſt.

Ich habe, Ihrem Rathe gemäß, noch nichts an der deutſchen Maria Stuart drucken laſſen, theils der Theater wegen, theils auch weil Gaedike keine paſſende Schrift für ein ſo kleines Format hat, als der Almanach erfodert. Denn die lateiniſche Schrift, welche zum vorigen Almanach genommen worden, iſt zu gro-

---

und handſchriftliche Berichte über engliſche Literaturzuſtände einſandte (Goethe's W., vollſtändige Ausg. 27. Bd. S. 387; 40, 241). Aus den Jahren 1800—1807 haben ſich im Cotta'ſchen Archiv nur 2 Briefe von Hüttner vorgefunden, der erſte mit dem Verlagsanerbieten der Engliſchen Miszellen, der zweite aus London 6. Jan. 1801 (vgl. weiter unten) mit einem Bericht über Melliſh's Ueberſetzung der Maria Stuart. Ein weiterer Brief Hüttners an Cotta, der unten abgedruckt iſt, liegt nur in einer von dieſem an Schiller geſandten Abſchrift vor, die mir durch Vermittlung des Hrn. Hofrath Urlichs aus dem Schiller-Archiv auf Schloß Greifenſtein mitgetheilt wurde. Ueber den Inhalt des von Cotta in ſeinem obigen Schreiben vom 16. Aug. erwähnten Briefs läßt ſich aus Schillers Schreiben vom 4. Sept. die Vermuthung aufſtellen, Bell habe darin die Zahlung der 40 Pf. St. verweigert, weil eine andere engliſche Ueberſetzung Wallenſteins von Coleridge erſchienen ſei, wobei Bell, um den Verdacht, er habe an Coleridge das deutſche Original geliefert, von ſich abzuwehren, verſicherte, Coleridge habe daſſelbe unmittelbar aus Deutſchland bekommen.

[1] Wohl derſelbe, den Schiller am 19. Aug. erhielt. (Schill.Kal. S. 88.)

[2] Vielleicht Hr. Lawrence, vgl. Hüttners Brief an Cotta vom 6. Jan. 1801.

und man würde die Verſe zu oft brechen müſſen. Wir wollen alſo den Gedanken aufgeben, die Maria Stuart zum Almanach zu nehmen, und das Stück lieber in dem Wallenſteiniſchen Format auf Oſtern herausgeben. Sobald Sie wollen, kann der Druck angefangen werden, und Sie haben die Güte, Gaedicken Ihre Ordres zu geben.

Was die Sammlung meiner Stücke betrifft, ſo wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, auf Oſtern 1802 den erſten und zweiten Band herausgeben. Das Sujet zu 2 Kupfern ſoll noch in dieſem Monat entſchieden und Ihnen mitgetheilt werden. In Rückſicht auf das Papier bitte ich Sie aber aufs inſtändigſte ein andres als das zum Wallenſtein oder zu den Almanachen beſtimmt worden iſt, auszuwählen, weil es gar nicht gut conditioniert iſt. Das Format aber wünſchte ich ſo groß als beim Wallenſtein, die Schrift lateiniſch und wo möglich dieſelbe, welche bei der kleinen Edition von Wielands Schriften gebraucht worden.

Wenn Sie Hn. Böhm in Leipzig auftragen wollen, daß er mir gegen Ende Septembers 30 Carolin bezahlt, ſo wird mir ein großer Gefallen geſchehen.

Möchten Sie uns bald mit erwünſchten Friedensnachrichten vom Vaterland erfreuen! Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihnen beiden aufs beſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

335. Schiller an Cotta.

Weimar 30. Aug. 1800.[1] 10. Sept

Haben Sie die Güte lieber Freund ein Exemplar meines Wallenſtein auf Druckpapier an meinen Schwager den Pfarrer Frank in Clever-Sulzbach zu überſenden. Ich habe dafür eins von den Poſtpap.Exemplarien die ich von Gaedicken erhalten hier an jemand verkauft, welches Sie mir mit 2 Rthlr., die ich dafür eincaſſiert in Rechnung bringen werden.

Meinen Brief vom 29. Aug. haben Sie hoffe ich erhalten. Ganz der Ihrige

Schiller.

336. Schiller an Cotta.

Weimar 4. Sept. 1800.[2] 10. Sept. / 12. Sept.

Die gute Nachricht, die Sie mir von dem ſchnellen Abſatz des Wallenſtein geben überwiegt bei weitem die üble Poſt aus London. Vielleicht haben wir mit dem Wallenſtein noch ſoviel Glück um jene Wunde zu verſchmerzen. Mein

---

[1] Dieſer Brief war in ein Schreiben Schillers an ſeinen Schwager Pfarrer Francks zu Cleverſulzbach eingeſchloſſen. Der Brief an Franck ſteht in Boas Nachtr. II, 478.

[2] Im Kal. nicht verzeichnet.

Rath wäre, vor der Hand genaue Kundſchaft von Herrn Coleridge[1] ſelbſt einziehen zu laſſen, auf welchem Weg er das deutſche Original erhalten und es ihm als eine Ehrenſache vorzuſtellen, daß er die Wahrheit ſagt. Hat derſelbe das deutſche Manuſcript wirklich unmittelbar aus Deutſchland und nicht durch Bell erhalten, ſo wird mit dem leztern freilich nicht viel zu machen ſeyn. Doch entſchließt er ſich vielleicht zu Einem Theil der Summe oder es iſt möglich im Buchhandel Repreſſalien gegen ihn zu gebrauchen. Sollte aber wirklich nichts mit ihm zu machen ſeyn, ſo müſſen wir ſuchen, mit der Maria mehr Glück zu machen.

Ich ſende Ihnen hier den Brief des Hrn. v. Melliſh, der neulich beizulegen vergeſſen wurde. Wenn Ihnen aber nun dieſe Entrepriſe zu weitläuftig vorkäme, ſo iſt es vielleicht noch möglich, mit dem engliſchen Manuſcript in der Hand einen guten und billigen Verleger in London zu finden, welcher aber freilich ſogleich einen Theil der Summe baar zahlen müßte damit man vollkommene Sicherheit hätte — Uebrigens läugne ich nicht, daß ich Ihnen zu dem Selbſtverlag des Stücks in England immer noch rathen würde, ſobald Sie Sich auf Ihre Commiſſionairs verlaſſen dürfen.

---

[1] Coleridge's Name wird in dieſem Handel an dieſer Stelle zuerſt genannt, da der Brief aus London, worin er erwähnt iſt und aus dem Schillers Brief ſeine Angaben ſchöpft, verloren iſt. Auffallend iſt es, daß Schiller nicht ſchon früher durch eine Notiz im Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Ztg., Nr. 47 vom 21. Mai 1800, Sp. 359 aufmerkſam gemacht wurde. Es heißt daſelbſt: „Auch ſind von Schiller's neueſte Stücke von dem beliebten Dichter Coleridge aus der Handſchrift überſezt worden; die Piccolomini ſind bereits ausgegeben, und Wallenſteins Lager und Tod ſind unter der Preſſe. Die Ueberſezung wird mit einem Verſuch über Schillers dramatiſchen Geiſt vermehrt.“ Oder ſollte Schiller dieſe Notiz entgangen ſein? Ja, noch früher, in Nr. 115 der Allgemeinen Zeitung vom 25. April 1800, S. 474 befindet ſich unter der Ueberſchrift „Miscellen aus England“, deren Verfaſſer der oben erwähnte J. Chr. Hüttner war, folgende Notiz: „Unſere deutſche Litteratur blüht täglich mehr auf, je mehr ſich Männer von Kopf und Kenntniſſen damit abgeben, die beſten Produkte der Deutſchen auf engliſchen Boden zu verpflanzen. So hat Coleridge, ein beliebter junger Dichter, aus Schillers Handſchrift die Piccolomini und Wallenſtein überſezt, und ſie erſcheinen in London vielleicht eben ſo bald in der Ueberſezung, als in Deutſchland die Original-Ausgabe. Coleridge war lange in Deutſchland, ſpricht und ſchreibt unſere Sprache mit vieler Vollkommenheit.“ Es iſt geradezu unbegreiflich, daß Cotta, unter deſſen Augen gewiſſermaßen dieſe Notiz gedruckt wurde, nicht ſchon damals ſich zur Nachfrage veranlaßt ſah, auf welche Weiſe Coleridge in den Beſiz des deutſchen Originalmanuſcripts kam. Noch mehr: in der Nr. 128 der Allgemeinen Zeitung vom 8. Mai, S. 515 berichtet derſelbe Korreſpondent unter den Miſcellen aus England mit dem Datum vom 12. April: „Vor einigen Tagen iſt Schillers Stük die Piccolomini, bei Longman ausgegeben worden, und erregt ſelbſt in den höhern Zirkeln große Aufmerkſamkeit. Coleridge hat es aus einem Manuſcript des Verfaſſers mit deſſen Bewilligung überſezt; Wallenſteins Tod und Wallenſteins Lager, die den zweiten Theil ausmachen, ſind auch ſchon unter der Preſſe, und dem Ganzen wird der Ueberſezer einen Verſuch über Schillers dramatiſchen Geiſt beifügen, wozu er intereſſante Data aus Deutſchland erhalten hat. Man erwartet, daß künftigen Winter Verſuche gemacht werden, es auf beiden großen Londoner Theatern aufzuführen, wodurch eine höchſt merkwürdige, und in neuern Zeiten ſeltne Konkurrenz entſtehen würde.“ Welche Bewandtniß es mit der „Bewilligung“ des Verfaſſers hatte, erhellt aus der obigen Aeußerung Schillers an Cotta. Samuel Taylor Coleridge iſt geb. zu Ottery St. Mary in Devonſhire am 21. Oktober 1772, geſtorben zu Highgate am 25. Juli 1834. Seine Freunde Joſiah und Thomas Wedgwood verſchafften ihm die Mittel, durch eine Reiſe nach Deutſchland ſeine Bildung zu vollenden. Er reiſte in Begleitung ſeiner Schweſter und ſeines Freundes Wordsworth am 16. Sept. 1798 von Great Yarmouth nach Hamburg ab, wo er mit Klopſtock zuſammenkam, und hörte in Göttingen bei Blumenbach, Eichhorn, Tychſen Vorleſungen. Obwohl ein großer Verehrer von Schiller, deſſen Räuber ihn im Jahre 1794 zu einem Sonnet „an den Verfaſſer der Räuber“ begeiſtert hatten, kam es doch nicht dazu, von Göttingen einen Beſuch in Jena zu machen. Im November 1799 kehrte Coleridge nach England zurück, und ſein erſtes litterariſches Werk, mit dem er ſich dann beſchäftigte, war die metriſche Ueberſezung Wallenſteins.

Bei der neuen Auflage des Wallenſtein will ich nur erinnern, daß ich, wenn keine lateiniſchen Lettern dazu genommen werden, die jetzige Schrift ganz wie ſie iſt beibehalten wünſche. Sollten Sie Luſt haben zu lateiniſcher Schrift, ſo wünſchte ich daß ſie von der Größe wäre, wie bei Matthiſſons Gedichten, welche in Zürch gedruckt werden;[1] Sie könnten dann vielleicht drei Bogen im Ganzen erſparen, wenn man 30 Zeilen auf die Seite rechnete.

Uebrigens wollte ich unmaßgeblich rathen, ehe Sie an die neue Auflage des W. gehen, erſt an die Buchhandlungen zu ſchreiben, daß ſie die noch nicht abgeſetzten Exemplarien der erſten Auflage jezt zurückgeben weil nachher keines mehr remittiert werden dürfe. Ohne dieſe Vorſicht könnten doch mehrere Exemplarien der alten Auflage noch zurückbleiben, weil der Abſaz in den verſchiedenen Provinzen ungleich ſeyn kann.

Wollten Sie den Druck der neuen Auflage beſchleunigt wiſſen, ſo gienge es vielleicht an, jeden Theil in einer andern Officin zu drucken, wodurch 6 Wochen Zeit gewonnen würden; denn die Schrift bei der erſten Auflage iſt überal zu haben.

Leben Sie recht wohl lieber Freund. Es ſollte mich herzlich freuen, wenn der Wallenſtein Sie endlich einmal für das viele belohnte was Sie an mich und meine Werke ſchon gewendet.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

337. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 5. Sept. 1800.) [12. Sept.]

Mit Ihrem gütigen vom 29. Aug. erhielt ich das angezeigte engliſche Manuſcript und ſende diß ſogleich nach London.

Es wäre mir lieb, wenn fürs erſte 2 Lvors per Bogen Honorar hinreichte, da ich mit diſer Speculation noch ganz in eine unbekante Gegend gerathe. Geht die Sache gut, ſo gebe ich gerne noch 2 Lvrs nach. Die ganze Sache laſſe ich durch Hüttner in London beſorgen, deſſen Adreſſe ich hier beilegen laſſe,[2] damit H. v. Mellish ſeinen Freund davon benachrichtigen kan.

Maria Stuart erſcheint alſo erſt auf Oſtern 1801 — ich werde wie gewöhnlich gerne alles nach Ihrem Wunſch dabei beſorgen, und es wäre mir daher gar lieb, wenn Sie mir einen ProbeBogen aus irgend einem Werk ſendeten, wie Sie das Papier zu haben wünſchten.

---

[1] Friedrich Matthiſſon's Gedichte, herausgegeben von Johann Heinrich Füßli. Vermehrte Auflage. [„Lieder" von Matthiſſon waren 1781 in Breslau, in zweiter vermehrter Auflage in Deſſau 1783; „Gedichte" in Mannheim 1787 erſchienen.] Zürich 1792. 8°. Eine dritte vermehrte Auflage kam in Zürich 1794, eine vierte 1797 und ein Nachtrag 1799 heraus. Die frühern Ausgaben ſind mit deutſcher, die Zürcher mit lateiniſcher Schrift gedruckt.

[2] Fehlt.

Nun ſcheint es aber komme kein Almanach zu Stand; ich wünſchte ſehr, daß Sie mit den Johannitern ꝛc. oder was Sie ſonſt mir an Oſtern verſchlugen, aushulfen, damit wir nicht leer dieſes Jahr ausgiengen: wenn er auch erſt Ende Octobers fertig wurde, iſt es Zeit genug.

Durch Hrn. Frege und C. werden Sie Ende Septembers 30 Car. erhalten.

In der Anlage den neuen DamenCalender;[1] das ſchönſte der Gedichte kennen Sie ſchon — ich bin begierig, was Ihre Frau Gemalin, der ich mich aufs beſte empfele, uber das Uebrige ſagen wird.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

In der Anlage[2] was mir aufs neue aus London geſchriben wurde: ich verſuche nun alles, hinter den Abſender des Manuſcripts[3] zu kommen — ob Hr. v. Mellish nicht etwa durch ſeine Freunde gleiche Nachſpürung machen möchte?

Da meine MeßGelder vor October nicht eingehen, ſo lege ich Ihnen lieber eine Anweiſung von 120 Laubthaler auf Hrn. Frege und Comp. bei, die Sie Ende September verwerthen konnen.

---

338. Cotta an Schiller.

Tubingen, 9. Sept. 1800. [19 Sept.]

In meinem Schreiben vom 5. h. vergaß ich Ihnen zu melden, daß das in Ihrem werthen vom 29. Aug. erwähnte Schreiben des Hrn. v. Mellish ſich nicht bei demſelben befand.

12. September.

Obiges war im Voraus geſchriben; Ihr gütiges vom 4. [ſic] mit jenem Schreiben angekommen: in der Anlage antworte ich nun Hrn. v. M., ich hoffe zu ſeiner Zufriedenheit.

Es hat mich herzlich gefreut, daß Sie wegen des Vorfalls mit der engliſchen Ueberſezung von Wallenſtein den nemlichen Rath gaben, den ich nach meinem lezten bereits befolgte:[4] wir wollen nun den Erfolg erwarten. Auf meinen Cemmiſſionair in London glaube ich mich verlaſſen zu können und habe deßwegen das Manuſcript[1] zum SelbſtVerlag bereits abgeſandt.

---

[1] Auf 1801 (mit den „Worten des Wahns").

[2] Die leider ebenfalls fehlt.

[3] Das heißt des Manuſcripts, das Coleridge zu ſeiner Ueberſetzung benützte (vgl. auch den Brief Cotta's vom 9. reſp. 12. Sept.); denn der Abſender des Bell'ſchen Manuſcripts iſt ja Cotta ſelbſt. Der Londoner Correſpondent meldete vermuthlich, Bell habe wiederholt Zahlung verweigert, da eine andere, die Coleridge'ſche, Ueberſetzung nach einem andern Manuſcript erſchienen ſei.

[4] „Hinter den Abſender des (Coleridge'ſchen) Manuſcripts zu kommen", d. h. ſich durch Cotta's Commiſſionair unmittelbar bei Coleridge zu erkundigen, woher er das Manuſcript zu ſeiner Ueberſetzung habe.

Ehe nach Ihrem ſehr guten Rat die vorrätigen Exemplare von Wallenſtein von den Buchhändlern nicht reclamirt ſind, kan nicht wol zu einer neuen Auflage geſchritten werden. Einige Hundert Ex. ſind immer noch vorrätig, mit denen man ſolange ausreicht. Ich würde die neue Auflage gern hier machen laſſen, da diß immer eine Oekonomie von 20 Carolin betragt: doch hangt diß von Ihnen ab.

Ich beziehe mich übrigens auf mein leztes, beſonders in Hinſicht auf den MuſenAlmanach.

Darf ich um gütige Abgabe der beiden Anlagen bitten? Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

So eben erhalte ich noch Ihr gütiges vom 30. Auguſt: Das Exemplar vom Wallenſtein gieng ſogleich an Ihren Hrn. Schwager ab.

339. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 19. Sept. 1800.) [nicht verz.]

Die Anlage enthält in Copie, was mir ſo eben Hüttner aus London meldet;[2] ich wünſchte, daß Sie Hrn. v. Melliſh darüber hörten. Meiner Meinung nach muß ein Irrthum zum Grund liegen, denn wenn man nach dieſer Berechnung für Honorar noch 2½ Pfd. rechnet, ſo wäre bei einem Abſaz von 1000 Auflage der reine Gewinn 5 Pfd., die Zinſen von wenigſtens Einem Jahr, welche doch zu Grund giengen, nicht einmal gerechnet.

Nebſt herzlichen Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

340. Cotta an Schiller.

Tübingen, 23. Sept. 1800. [nicht verz.]

Nun haben wir auf einmal mit zwei Nachdrukern zu kämpfen: Goebhard von Bamberg hat bereits eine Ausgabe, die ſehr ſauber gedrukt ſeyn ſoll, für fl. 1. 24 verſendet,[3] und Doll in Wien hat ein Privilegium, den Wallenſtein nachzudruken, erhalten nur ſine loco impreſſionis.[4] Ich ſuche Himmel und

---

[1] Der Maria Stuart, vgl. Schillers Brief vom 4. und Cotta's vom 5. Sept.

[2] Fehlt; die Meldung betrifft die Antwort Hüttners auf die Anfrage Cottas wegen der Druckkoſten der engliſchen Maria Stuart. S. Schillers Brief vom 27. Juli und Cotta's vom 9. Aug. Cotta's Schreiben an Hüttner fällt zwiſchen den 6. und 9. Auguſt.

[3] Wallenſtein ꝛc. Bamberg 1800 (Wurzbachs Schillerbuch, Nr. 1409).

[4] Einen Wiener Nachdruck des Wallenſtein verzeichnet Nr. 1411 des Schillerbuchs.

Erde zu bewegen, um diſen Menſchen entgegenzuarbeiten, habe an den Fürſtbiſchof von Bamberg[1] und an die Behörde in Wien geſchriben. Wir wollen ſehen, ob etwas fruchtet; inzwiſchen mus ich ſelbſt für eine noch wohlfeilere Ausgabe ſorgen, um wenigſtens den Menſchen zu ſchaden, und da ich keinen Augenblick verſäumen darf, ſo kan ich keine Antwort mehr von Ihnen abwarten. Ich habe daher bereits die 2te Auflage geſtern in eine hieſige Drukerei gegeben. Da wir durch Oekonomie des Raums die Wohlfeilheit erzwingen müſſen, ſo wählte ich das hiebeiliegende Format; ich werde 1000 auf Drukpapier und 500 auf Poſtpapier machen laſſen; leztres wäre ſodann eine HandAusgabe für Sachſen und den Norden, wohin kein Nachdruk kommt, und die wir dort gewiß abſezen, da immer noch ſehr ſtarke Nachfrage iſt, und mein Vorrat nur noch 150 Exemplare. Das Ganze gibt 21—22 Bogen.[2]

Eiligſt. In der Hofnung baldiger Antwort und Gutheiſſung meines Schrittes!

J. F. Cotta.

Göthe ſchreibt mir gar nicht mehr; er iſt doch nicht ungehalten auf mich?[3]

311

310. Schiller an Cotta.

Weimar, 25. Sept. 1800.[4] 7. Okt. / 10. Okt.

Ihre zwey lezten Briefe mit dem DamenCalender und mit der Aſſignation an Frege habe erhalten, und danke Ihnen für beides aufs beſte. Dem DamenCalender wünſche ich das beſte Glück; was man auch gegen die Kupfer einwenden mag, ſo erregen ſie doch Neugier durch ihre Mannichfaltigkeit, unter den vordern Kupfern befinden ſich recht artige, obgleich in allen der Gedanke leer und trivial iſt.[5] Pfeffel fängt nachgerade an zu radotieren und mit Hubers Erfindungen will es nicht recht fort.[6] Ich wünſche, daß die erſtaunliche Menge von Taſchenbüchern ꝛc. die in dem dießjährigen Meßcatalog figurieren, das Publicum nicht zu ſehr in parten theile und den Abſatz des Ihrigen dadurch verringern möchte. Vieweg thut mit ſeinem Taſchenbuche ſehr groß.[1] Dieſe Calendermacherey iſt jezt auf einer ſo übertriebenen Höhe, daß ſie ſinken muß, und ich läugne nicht, daß ich mich mit einer gewiſſen innern Zufriedenheit aus dieſem Felde zurückziehe. Denn an meinen MuſenAlmanach iſt dieſes Jahr nicht mehr zu denken, ich habe erſt vor 8 Wochen ein neues Stück angefangen, aber nicht die Malteſer; es iſt weitläuftig und kann vor Ende des Winters nicht fertig werden.[2]

---

[1] Seit 1795 war dort Fürſtbiſchof Chriſtoph Franz v. Buſeck, der letzte Fürſtbiſchof von Bamberg, der zweimal, 1796 nach Prag und 1799 nach Saalfeld, vor den franzöſiſchen Invaſionen fliehen mußte und nach ſeiner zweiten Rückkehr 1802 ſeinen Neffen, den Fürſtbiſchof Georg Karl v. Fechenbach in Würzburg zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger beſtimmte; aber noch vor ſeinem Tod wurde in Folge des Lüneviller Friedens das Hochſtift Bamberg ſäculariſiert und kam an das Kurfürſtenthum Bayern.

[2] Die beiden Theile der 2. in Tübingen gedruckten Auflage des Wallenſtein zählen 168, reſp. 175 Seiten, zuſammen 21 Bogen (die der erſten, in Weimar gedruckten 238, reſp. 250 Seiten).

[3] Vgl. Schiller an Goethe, 1. Okt.

[4] Nicht im Kal. verzeichnet.

[5] Dieſelben ſind von Jury in Düſſeldorf geſtochen und zeigen die Hauptepochen des weiblichen Lebens, Braut, Gattin und Mutter, in je zwei kontraſtierenden Darſtellungen. Die in der Mitte des Kalenders befindlichen 6 Kupfer mit je 2 Darſtellungen illuſtrieren Goethe's Beitrag „Die guten Frauen, als Gegenbild der böſen Weiber, auf den Kupfern des vorjährigen Damenalmanachs“ (vgl. S. 387, N. 4).

[6] Von Pfeffel enthielt das Taſchenbuch 24 Gedichte, von Huber eine Erzählung: Das mißlungene Opfer (S. 1—64). Goethe ſchrieb über den Damenkalender, beziehungsweiſe über deſſen Kupfer an Cotta: „Die Einrichtung des Damenkalenders ſcheint mir ſehr günſtig. Sie haben vorzüglich nächſt der Tendenz [illegible] häusliche Feſte, den Romanleſern, Briefſtellern betrafen, einſames Spazieren, und beſonders das Kind in der Wiege. Solche Gegenſtände möchte ſich [illegible] Gemüther, in Ehen, ſo gerne ergeben, glücklich [illegible]

Die Berechnung, welche Ihnen Küttner[3] über die Maria macht, finde ich unglaublich und übertrieben. Wären die Druckkoſten ſo beträchtlich als er ſchreibt, das Papier ſo theuer und doch 33 pro Cent Rabatt ſo begreife ich nicht, wie in England viele Bücher können gedruckt werden und mit theuren Honorarien bezahlt, denn jedes Buch müßte einen Abſatz von mehr als 1000 Auflagen haben, nur um die Verlagskoſten heraus zu bringen. Und wie kann er Ihnen unter ſolchen Umſtänden 15 Pfund Netto Profit herausbringen. Wäre es aber wirklich ſo, wie ich nicht glauben kann, ſo wollte ich lieber rathen das Buch in Teutſchland drucken zu laſſen und gedruckt nach England zu ſchicken, weil an Papier und Druckkoſten in Teutſchland über 200 Thaler erſpart würde und das Porto nicht 60 Thaler koſten kann. Und wenn dieß nicht angienge, ſo möchte ich lieber von der ganzen Unternehmung abrathen, denn ich fürchte ſehr daß die Commiſſion in ungeſchickten Händen iſt. Da Herr v. Mellish nicht hier iſt und ich dieſen Brief nicht länger aufſchieben wollte, ſo habe ich mich mit ihm noch nicht darüber beſprechen können.

Ich habe mit verſchiedenen Engländern über den Handel mit Bell geſprochen und alle ſagen mir, daß er ganz poſitiv zur Zahlung angehalten werden könne, ſobald Sie ſein Wort ſchriftlich aufzeigen können, und er nicht beweiſen kann, daß das andere nach England gekommene Manuſcript[4] von Ihnen oder

---

[illegible] Georg III. [illegible]

[1] [illegible]

[2] [illegible] Jungfrau von Orleans.

[3] [illegible]

[4] [illegible]

von mir herrühre. So ſchnell alſo müßte man die Sache doch nicht aufgeben. Wer weiß wie ſich der Commiſſionär dabey benommen haben mag.

Leben Sie recht wohl lieber Freund. Möge Ihnen der Himmel in Ihren Gegenden Ruhe und Glück zu Ihren Unternehmungen ſchenken. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau. Mit dem nächſten Poſtwagen erhält ſie meine Gedichte, als ein kleines freundſchaftliches Andenken von mir. Meine Frau will heute ſchreiben.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Charlotte Schiller an Cotta

Weimar den 26. 7ber 1800. $\frac{8.\ \text{Ot}}{10.\ \text{Ot}}$

Ich wünſche Ihnen werther Freund, recht viel Gutes und Schönes zu ſagen, und Ihnen für dies neue Geſchenk des Damenkalenders zu danken wie es dieſem Geſchenk gebührt. Die Mannichfaltigkeit des Innhalts und das Beſtreben der Mitarbeiter intereſſante Beyträge zu liefern iſt in reichlichem Maaße erfüllt. La Fontaines Erzählung[1] iſt ſehr artig, und unterhält das Intereſſe lebhaft. Pfeffels Beyträge ſind allen die ihn ſchätzen und ehren wie ich, willkommen, er ſucht uns jezt auf eine eigne rührende Weiſe die Zeit in Bildern darzuſtellen, von deren traurigen Begebenheiten ſein Herz manche Wunde mag erhalten haben. Ich leſe immer mit Rührung ſeine Produkte, weil er mir nicht allein als Dichter werth iſt, er mag wohl nichts mehr von mir wiſſen, aber die Zeit wo ich ihn kennen lernte[2] iſt mir unvergeßlich, und die wenigen Tage die ich ihn ſah, haben eine lange Erinnerung in mir erhalten. Hubers Erzählung iſt rührend und lebendig dargeſtellt, aber ſie kann das Gepräge ſeines eignen gedrückten Gemüths nicht verbergen, dünkt mir, da ich ſeine Verhältniſſe kenne.

So fein und zierlich Sie alle Mittel anwandten um die Eindrücke zu verdrängen die die Sechsblätter über die Frauen[3] bey dem Leſer erwecken möchten, ſo möchten Ihnen doch die Frauens ein wenig den Krieg machen, denn Sie wiſſen wohl daß wir lieber Ideale vor uns ſehen die wir zu erreichen wähnen können, als ſchwache Seiten an unſerm Geſchlecht aufdecken zu ſehen. Die vordern Kupfer die ſo gut gezeichnet ſind, und ausgeführt können den Frieden wohl wieder herſtellen, und Sie haben ſie mit rechter Klugheit gewählt. Auch das Titelkupfer[4] iſt als Sujet ſehr anziehend, und gut ausgeführt. Die Leſerinnen erwarten freilich nicht von dem glänzenden ehrenden Antrag, was am Ende ihrer wartet. Ich werde Ihre liebe Frau bitten ſich ein ander mahl recht ernſtlich dagegen zu erklären wenn Sie wieder ſo einen Einfall hätten. Sie ſelbſt da Sie durch ſie unſer Geſchlecht von einer achtungswürdigen Seite kennen, haben keine Gefahr zu befürchten, ſich durch dieſe Bilder irren zu laſſen aber das Heer der Nachahmer und Nachbeter ſucht nun vielleicht in der Zukunft ſich auch wichtig zu machen durch Ausfälle, und am Ende leiden doch die Frauens auch, die es nicht verdienen, wenn ſich einmal die Männer den Witz erlauben auf ihre Rechnung. Laſſen Sie ſich es zu Herzen gehen, und ſollten Sie wieder ſo etwas im Schilde führen gegen uns, ſo ſollten mir billig verlangen, daß jedem Blatt ein Gegenſtück zugefügt würde, wo auch etwas gegen die Männer geſprochen wird. Nur unter dieſer Bedingung ſoll es Ihnen erlaubt ſeyn, die Frauens wieder zum Ziel des Wizes zu machen.

---

[1] „Die [illegible]“, S. [illegible]
[2] [illegible] auf ihrer Rückreiſe aus der Schweiz im Sommer 1783.
[3] Die [illegible]
[4] [illegible] von [illegible] mit den Söhnen des [illegible] bei einer ländlichen Arbeit [illegible] ihren Töchtern überraſcht.

Ich muß über alles was das Taſchenbuch betrift etwas ſagen, der Einband mit den Vignetten darauf iſt gewiß auch nicht zu vergeſſen, weil auch dadurch das artige Gedicht von Reinhardt[1] entſtanden iſt. — Ich habe wohl recht gerathen?

Ich hoffe Sie ſind mit den Ihrigen wohl, und haben den Genuß eines ſchönen Herbſtes. Daß Sie Wallenſtein auf dem Bieler See geleſen haben, hat mich doppelt erfreut, denn ich mag mir gern alle Vorſtellungen, die meinem Herzen wohlthun vereinigen. Ich freue mich innig wenn ſich Menſchen die ich achte, über Schillers Geiſt erfreuen, und zugleich lebt die Erinnerung der hohen ſchönen Gegenſtände unvergeßlich in mir, die ich in der Schweiz[2] ſah, und ich kann mir denken wie das Gemüth höher und reiner und empfänglicher für das Große iſt, in einer ſolchen Umgebung. Ich blicke oft mit Sehnſucht nach der Vergangenheit, wo die Natur ſo unauslöſchlich auf mich wirkte. Mit Schiller eine Reiſe in die Schweiz zu machen iſt einer meiner ſchönſten Plane, denn ich genöße die Schönheiten aufs neue und erhöhter durch den Eindruck den ſie auf ihn machen würden. Der Friede könnte vielleicht einſt dieſen Wunſch in Erfüllung bringen!

Leben Sie wohl werther verehrter Freund. Ich fühle daß Ihre liebe Frau meiner herzlich denkt, und mir ihre Freundſchaft erhält denn ich beurtheile ihre Gefühle für mich nach den meinigen für ſie. Grüßen Sie ſie herzlich, und empfangen Sie die Verſicherung meiner unwandelbaren Hochachtung und Freundſchaft.

Charlotte Schiller.

---

312. Cotta an Schiller.

Tübingen 10. Okt. 1800. [Freitag]

Es iſt mir recht leid, daß Ihr Almanach diß Jahr nicht in Stand kommt — die Guten müſſen nicht abtretten, wenn der ſchlechten mehr werden. Ich ſchmeichle mir dagegen, daß Sie den künftigen Jahrgang meines DamenAlmanachs mit demjenigen zieren werden, was Ihre Muſe auſſer den theatraliſchen Producten hervorbringen wird. Diſe Bitte, mir vor andern den Vorzug zu geben, iſt nun nicht mehr blos Sache der Ehre, ſondern bei der groſſen Concurrenz wird ſie auch von der Klugheit erfordert.

In 4 Wochen bin ich mit der neuen Auflage des Wallenſteins fertig — wie viel Vergnügen bereiten Sie mir durch das Leſen und Wiederleſen diſes vortreflichen Werks, wovon jede Strophe ein Meiſterwerk iſt.

Hüttner habe ich indeſſen ſchon um nähere Auskunft geſchriben und daß das Manuſcript indeſſen ungedrukt bliebe.

Wie es mit Tell ſtehet, zeiget die Anlage.[3] Ob Hr. v. Mellish nicht zu rathen wüßte?

Meine Frau empfielt ſich mit mir aufs dringendſte und bezeugt Ihre groſſe Dankſagung für das ihr zugedachte Geſchenk.

---

[1] [illegible] „[illegible]“ [illegible]. Das Taſchenbuch [illegible] kein Gedicht von Reinhardt.

[2] Die [illegible] Reiſe vom April 1783 bis Juni 1784.

[3] Fehlt.

Ihre liebe Frau hat uns eine Hoffnung gemacht, die uns ſchon in dem Ideal groſſe Freude gewährt — wie wird es erſt in der Erfüllung ſeyn! Suchen Sie ſie doch zu realiſiren. Unwandelbare Hochachtung ꝛc.

J. F. Cotta.

Haben Sie keine Erzählung mehr für die Flora?
Wann laſſen Sie Macbeth drucken?

---

313. Schiller an Cotta

Weimar 29. Obr. 1800. 3. Nov
7. Nov

Die Nachdruckergeſchichte hat mich ſehr verdroſſen, und für künftige Fälle rieth ich Ihnen an, ſich zu Wien um ein kaiſerliches Privilegium ſolcher Schriften, denen die Wiener Nachdrucker gefährlich werden können, zu bewerben. Wenn es mit dem Bamberger nicht zu ſpät iſt, ſo ſchreiben Sie doch an den FürſtBiſchoff von Conſtanz, der jezt zu Erfurt iſt[1] und berufen ſich dabei nur auf mich. Ich habe ihm den Fall vor etlichen Tagen vorgelegt, als er hier war, und er wollte ſich in Bamberg gern dafür verwenden, wenn er von den Umſtänden mehr unterrichtet ſeyn würde.

Wegen Bells Sache urtheilen alle hieſigen Engländer, auch Herr Mellish, daß man ſich in ſo klarem Fall, als Herrn Hüttners lezter Brief angiebt, Gerechtigkeit verſprechen könne. Mir ſcheint der Umſtand, daß der engliſche Herausgeber ſich ausdrücklich damit groß macht, nach einem vom deutſchen Autor eigenhändig ſanctionierten Mannſcript überſezt zu haben, unſerer Sache ſehr günſtig zu ſeyn.

Könnte man nicht durch irgend einen vornehmen Engländer, einen Geſandten oder ſelbſt eine Perſon die Sache betreiben? Könnte man nicht, wenn die Gerechtigkeit nicht hilft, ſich ſelbſt helfen, und dem Bell Bücher oder eine Zahlung in Deutſchland in Beſchlag nehmen?

Ich bin erwartend, wie Sie es noch mit der Ueberſetzung meiner Maria halten werden? Mellish iſt jezt ganz damit fertig und erwartet von Ihnen Briefe, wie er es mit dem Abſchicken des Heftes halten ſolle. Seine Arbeit iſt wirklich vortrefflich gerathen. Die Ueberſezung des Wallenſteins ſoll ganz ſchändlich ſeyn.

Für die Flora ſollen Sie bald wieder neue Beiträge erhalten, und was ich in Zukunft für Ihren DamenKalender thun kann, ſoll mit Vergnügen geſchehen.

Macbeth kann auf nächſte Oſtern gedruckt werden.

Möchte die Friedenshofnung die Sie uns geben, wahr werden! Dann ließe ſich ſchon an Reiſeplane denken und das Vergnügen in Ihrer Geſellſchaft zu reiſen, würde uns ſehr in Verſuchung führen.

---

[1] Der Koadjutor Dalberg war am 17. Januar [illegible] dem Fürſtbiſchof Maximilian Chriſtoph von [illegible] nach deſſen Ableben gefolgt.

Leben Sie wohl theurer Freund und empfehlen Sie mich Madame Cotta aufs ſchönſte. Den Abgang der Gedichte, die ich hier überreiche, hat der Buchbinder verſpätet.[1]

Von der neuen Auflage des Wallenſtein bitte ich mir einige Exemplare aus.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Leider fehlt Hüttners Schreiben an Cotta, welches, nach Schillers Aeußerung in vorſtehendem Brief, die Sache „klar" gemacht hätte. Indeß, denke ich, iſt ſie auch ohne jenes letzte Zeugniß durchſichtig genug: Das Wallenſteinmanuſcript, welches Coleridge bei ſeiner Ueberſetzung vorlag, iſt das Manuſcript, welches Schiller durch Cotta an Bell um 60 Pf. St. verkaufte. Sei es, daß Bell zahlungsunfähig war und das Verlagsgeſchäft mit der engliſchen Wallenſteinüberſetzung nicht ausführen konnte oder daß ihm, wie es ſpäter bei Mellishs Ueberſetzung der Maria Stuart gieng, konkurrenzneidige Kollegen Angſt machten — er verkaufte das Wallenſteinmanuſcript, das Schiller am 16. Okt. an Cotta und das dieſer am 1. Nov. an ihn nach England geſchickt hatte, an einen Dritten, die Buchhändler und Verleger T. N. Longman und O. Rees in London. Dieſe, die wohl im guten Glauben handelten, Bell habe das Recht, das Manuſcript, das er rechtmäßig erworben, auch zu veräußern, übertrugen die Ueberſetzung an Coleridge.

Dieſelbe erſchien in 2 Abtheilungen, der erſte Theil unter dem Titel: *The Piccolomini*, or the firſt part of Wallenſtein, a Drama in five Acts. Translated from the German of *Frederick Schiller* by *S. T. Coleridge*. London: Printed for T. N. Longman and O. Rees, Paternoſter Row, 1800, 3 Bl., 211 S. und 1 unpag. Bl. gr. 8°. Das erſte Blatt nach dem Haupttitel iſt ein Schmutztitel folgenden Inhalts: Translated from a Manuſcript Copy atteſted by the Author. The Piccolomini, or the firſt part of Wallenſtein. Printed by G. Woodfall, Paternoſter Row. Das 2. Blatt enthält auf der Vorderſeite ein Verzeichniß anderer im Verlag von Longman und Rees erſchienener Bühnenſtücke, auf der Rückſeite befindet ſich das Perſonenverzeichniß zu den Piccolomini. Das 3. Blatt endlich enthält die Vorrede des Ueberſetzers: Er habe erſt beabſichtigt, ſeine Ueberſetzung mit dem Leben Wallenſteins einzuleiten, habe aber bald gefunden, daß er entweder damit einen unverhältnißmäßigen Raum hätte in Anſpruch nehmen müſſen, oder daß er nur ein mageres Verzeichniß von geſchichtlichen Thatſachen hätte geben können, die nicht viel vollſtändiger geweſen wären als die im Drama ſelbſt aufgezählten. Auch die jüngſt erſchienene Ueberſetzung von Schillers dreißigjährigem Krieg[2] habe das Bedürfniß einer ſolchen Einleitung vermindert. Die Ueberſetzung ſei, wo die Sprache keine abſolute Schwierigkeit geboten habe, buchſtäblich; nur bei zwei oder drei kurzen Stellen habe er das Original erweitert und, ängſtlich beſorgt, den vollen Sinn zu geben, die Kraft derſelben abgeſchwächt. Im Versmaß habe er ſich keine andere Freiheit erlaubt als die, welche ſich Schiller ſelbſt geſtattet habe. Das letzte Blatt des erſten Theils iſt mit buchhändleriſchen Anzeigen angefüllt, an ihrer Spitze folgende: In the Preſs, and ſpeedily will be published. From the German of Schiller. *The Death of Wallenstein*; also *Wallenstein's Camp*, a Prelude of One Act to the two former Dramas: with an *Essay* on the *Genius of Schiller*. By S. T. Coleridge. N. B. The Drama will be embellished with an elegant Portrait of Wallenstein, engraved by Chapman.[1] Dieſer erſte Theil wurde ſchon einige Tage vor dem 12. April ausgegeben, wie die oben, S. 396, N. 1 mitgetheilte Stelle aus der Allgemeinen Zeitung beweiſt, und aus dieſem erſten Theil und der an deſſen Schluß abgedruckten buchhändleriſchen Ankündigung ſchöpfte der Verfaſſer der Notiz in Nr. 67 der Allg. Lit.Ztg., ſowie J. Ch. Hüttner, der Londoner Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung, ſeine Angaben. — Der zweite Theil erſchien im Juni oder Juli 1800 (F. Freiligrath in The Athenaeum Nr. 1755 vom 15. Juni 1861, S. 79[illegible]) unter dem Titel: *The Death of Wallenstein.* A Tragedy in five Acts. Translated from the German of *Frederick Schiller* by *S. T. Coleridge.* London: Printed for T. N. Longman and O. Rees, Paternoster Row, By J. Woodfall, No. 22, Paternoster Row. 1800. 2 Bl. (S. 1—3: Vorrede des Ueberſetzers, S. 4: Perſonenverzeichniß); 157 S. gr. 8. Ein Schmutztitel mit der Angabe, daß auch dieſe Tragödie nach einer vom Verfaſſer beglaubigten Abſchrift des Manuſcripts überſetzt ſei, fehlt dieſem Theil, wenigſtens in dem Ferdinand Freiligrath zugehörigen, mir freundlichſt zur Verfügung geſtellten Exemplar. Für beide Theile iſt dann ein Haupttitel beigegeben: *Wallenstein.* A Drama in two Parts. Translated etc. Die in der oben mitgetheilten Anzeige angekündigte Ueberſetzung von Wallenſteins Lager ſowie der verſprochene Eſſay über Schillers Genius fehlen. Ueber den Ausfall der Ueberſetzung des Vorſpiels rechtfertigt ſich Coleridge in der Vorrede, auf die ich weiter unten zurückkommen werde. Von dem Eſſay iſt nicht weiter die Rede.

---

[1] Schon am 21. Auguſt verlangte Schiller eine größere Partie des bei Cruſius 1800 erſchienenen erſten Bandes ſeiner Gedichtſammlung.

[2] The hiſtory of the thirty years war in Germany. Translated from the original german by Capt. Blaquiere. London 1799. 8.

Daß auch Coleridge in gutem Glauben handelte und gewiß nicht die Hand zu einem Betrug an dem von ihm hochverehrten Dichter des Wallenſtein geboten hätte, iſt wohl ſicher anzunehmen und geht ſchon daraus hervor, daß er offen erklärte, er habe nach einem vom deutſchen Autor eigenhändig ſanctionirten Manuſcript überſetzt. Wenn Coleridge nicht nach Bells Manuſcript überſetzte, ſo bleiben 2 Fragen unbeantwortet: 1) Wohin kam das Bell'ſche Manuſcript hin? 2) Auf welche Weiſe kam Coleridge in den Beſitz eines von Schiller eigenhändig verificierten Manuſcripts? Die Schwierigkeit der Beantwortung beider Fragen löſt ſich ſofort, wenn man die Identität beider Handſchriften annimmt, für die noch überdieß ein poſitiver Beweis beizubringen iſt.

Ferdinand Freiligrath hatte 1860 die Tauchnitzer Ausgabe der Dichtungen Coleridge's mit einer biographiſchen Skizze des Dichters eingeleitet und in derſelben, theils durch eine Notiz J. Gillmans in deſſen Lebensbeſchreibung Coleridge's angeregt, theils durch eigene Vergleichung aufmerkſam gemacht, darauf hingewieſen, daß Coleridge nicht nach dem erſten Druck des Wallenſtein, ſondern nach einem handſchriftlichen Original überſetzt habe. Aus der 1861 erſchienenen, oben erwähnten Publikation W. v. Maltzahns erſah Freiligrath, daß der engliſche Wallenſtein in Manchem mit der dort beſchriebenen (Stuttgart-) Berliner Handſchrift übereinſtimme, und erließ in Nr. 1750 des Londoner Athenäum vom 11. Mai 1861 eine öffentliche Anfrage nach dem Verbleib des Manuſcripts, welches Coleridge benützt hatte. Schon in der Nr. 1751 vom 18. Mai erklärte James Gillman, der Sohn des Freundes und Biographen Coleridge's, er ſei im Beſitz einer handſchriftlichen Copie von „Wallenſteins Tod", welche S. T. Coleridge ſeinem verſtorbenen Vater geſchenkt habe und auf deren letzter Seite Schiller dieſelbe als eine Copie ſeiner eigenen Handſchrift beglaubigt habe. Gillman meinte, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß Profeſſor Blumenbach in Göttingen der Vermittler zwiſchen Dichter und Ueberſetzer geweſen, da keinerlei Briefe von Schiller an Coleridge vorhanden ſeien. Gillman geſtattete

---

[1] Dem von J. Chapman geſtochenen Portrait Wallenſteins, welches der engliſchen Ueberſetzung [illegible], iſt folgende Notiz beigedruckt: London Published April 1800 by Mess. Longman and Rees Paternoster Row.

Freiligrath eine genaue Ein- und Durchſicht des Manuſcripts, auf deren Grund dieſer in Nr. 1755 des Athenäums eine Beſchreibung und Vergleichung deſſelben mit der von Maltzahn collationirten Berliner Handſchrift veröffentlichte. Er beſchreibt ſie als ein dünnes Folio von 24 Blatt, Propatriaformat, jedes Blatt zwei Seiten und jede Seite zwei eng geſchriebene Spalten in engliſchen Buchſtaben enthaltend. Auf der letzten Seite der Handſchrift ſtehe mit engliſchen Buchſtaben in den bekannten großen und kräftigen Zügen des Dichters die Beglaubigung: „Dieſes Schauſpiel iſt nach meiner eigenen Handſchrift copiert und von mir ſelbſt durchgeſehen, welches ich hiemit atteſtiere. Jena, 30. September 1799. Fridrich Schiller“. Aus der Vergleichung mit der Berliner Handſchrift geht eine nahezu völlige Uebereinſtimmung beider hervor. Am Schluß ſeiner Abhandlung ſpricht Freiligrath die Hoffnung aus, daß auch das Manuſcript des Lagers und der Piccolomini zum Vorſchein kommen möge. In der That konnte er ſchon am 12. Aug. in der Nr. 1766 des Athenäums vom 31. Aug. 1861 die Mittheilung machen, daß ſich auch die Handſchrift der Piccolomini vorgefunden habe, wenn ſich ihre Herkunft auch nicht unmittelbar bis zu Coleridge verfolgen laſſe. Ihr gegenwärtiger Beſitzer, Hr. Henry A. Mark, erhielt ſie vor ungefähr 30 Jahren von einem Hrn. Clarke, Kaufmann in der City, zum Geſchenk, der ſie hinwiederum vor mindeſtens 15 oder 20 Jahren von einem Hrn. Winter in Lothbury bekommen hatte. Ob dieſer Letztere ein Bekannter Coleridge's war oder nicht, konnte Hr. Mark nicht ermitteln. Das Manuſcript, dem die engliſche Ueberſetzung mit der größten Treue, faſt Zeile für Zeile folgt, iſt ebenfalls ein dünner Folioband von 70 doppelſpaltigen Blättern, wie das Gillman'ſche, ebenfalls in engliſchen Buchſtaben, aber von einer andern Hand als jenes geſchrieben — ein wahres Muſter von Kalligraphie. Auf dem letzten Blatt ſteht, ebenfalls in lateiniſchen Buchſtaben, in des Dichters kühnen und ſchwungvollen Zügen folgende Beglaubigung: „Dieſes Schauſpiel iſt nach meiner eigenen Handſchrift copiert und von mir durchgeſehen. Solches bezeuge hiemit. Jena, 30. September 1799. Fridr. Schiller.“ Auch dieſes Manuſcript ſtimmt in allen wichtigen Stellen, die ſich nicht im erſten Druck finden, mit dem Berliner überein; wo Abweichungen ſind, iſt es in der Regel das Berliner, das den ſchlechtern Text bietet. Die im Berliner ausgeſtrichenen Stellen ſind im Mark'ſchen Manuſcript nicht geſtrichen, und von den 51 Stellen, die der erſte Druck hat und die nicht in der Berliner Handſchrift ſind, fehlen in der Mark'ſchen nur 17. Außerdem bietet die letztere an wenigen Stellen — Freiligrath zählt deren 4 und eine Bühnenweiſung auf — einen erweiterten Text, der ſich weder im erſten Druck, noch im Berliner Manuſcript findet.

Stellt man nun dieſen Beſchreibungen beider in England aufgefundener und unzweifelhaft von Coleridge als Vorlagen ſeiner Ueberſetzung gebrauchter Manuſcripte jene Angaben gegenüber, die ſich in den Briefen zwiſchen Schiller und Cotta über die an Bell geſandten Stücke des Wallenſtein finden, ſo ergibt ſich ſofort eine Uebereinſtimmung beider. Cotta wünſcht am 23. Aug. 1799, die Abſchrift von Piccolomini und Wallenſtein möge in lateiniſchen Lettern gemacht werden. Die von Freiligrath aufgefundenen Manuſcripte ſind in engliſchen, d. h. lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben. Das faſt gleichzeitig mit den Londoner Copien angefertigte Berliner Manuſcript (jene ſind am 30. Sept., dieſes iſt am 4. Nov. 1799 verificiert) iſt in deutſchen Lettern geſchrieben, wie die auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche, dem Druck zu Grund gelegte Wallenſteinhandſchrift, und wie alle die vielen Schiller'ſchen Theaterhandſchriften, die ich in den Händen gehabt. Keine einzige ſonſt iſt lateiniſch geſchrieben. Die Stücke für Bell ſendet Schiller am 12. reſp. 16. October an Cotta. Die Coleridge'ſchen Handſchriften ſind am 30. Sept. verificiert. Vom 30. Sept. 1799 bis zum Jahresſchluß verzeichnet der Schillerkalender nur 2 Verſendungen von „Stücken“ oder „Paqueten“: am 16. October „Cotta, beide Stücke“ und am [illegible] December „Paquete an Cotta, reitende Poſt“. Die letzterwähnte Sendung iſt die an Haſelmaier und betrifft das am 4. Nov. beglaubigte Berliner Manuſcript, das urſprünglich für das Stuttgarter Theater beſtimmt war; die am 30. Sept. verificierten leben die im Jahr 1861 aufgefundenen ehemaligen Coleridge'ſchen Handſchriften ſind alſo keine andern, als jene, welche am 16. Oktober an Cotta und durch dieſen an Bell geſandt wurden. Die Thatſache der Beglaubigung durch Schiller ſpricht ebenfalls für die Identität der Coleridge'ſchen Manuſcripte mit dem Bell'ſchen. Aus Röhdens Brief vom 24. Juli 1799 erſah Schiller, daß der Verleger Miller in London eine eigenhändige Beſcheinigung der Authenticität der Handſchrift erwarte. Was war natürlicher, als daß Schiller, der alle Forderungen erfüllen wollte, die ein engliſcher Verleger billig ſtellen konnte, nun dem Buchhändler Bell, den er auch in Bezug auf das verlangte Honorar mit Miller gleichgeſtellt hatte, ein als authentiſches verificiertes Manuſcript ſandte. Vorausgeſetzt, die Stücke, welche Schiller am 16. Oktober an Bell ſandte, ſeien nicht dieſelben, nach welchen Coleridge überſetzte, ſo müßte man annehmen, Schiller habe nach dem 30. Sept. eine zweite Handſchrift zu einer zweiten engliſchen Ueberſetzung nach England geſandt — eine Annahme, die man nur auszuſprechen darf, um ſofort deren Unmöglichkeit einzuſehen[1]. Die etwaige Vermuthung aber, das Coleridge'ſche Manuſcript ſei urſprünglich eine Bühnenhandſchrift geweſen und durch Vermittlung einer Theaterdirektion in den Beſitz Longmans gekommen, erweiſt ſich durch die äußere Beſchaffenheit desſelben als unhaltbar; wer nur ein einziges Bühnenmanuſcript geſehen, weiß, daß ſie in Quart und in großen und weitläufigen Schriftzügen hergeſtellt werden: Die Stuttgarter Theaterhandſchrift des Macbeth umfaßt z. B. 90, die Hamburger der Jungfrau v. Orleans 125 Blatt, während im Coleridge'ſchen Manuſcript Piccolomini und Wallenſteins Tod zuſammen nur 50 Blatt zählen, und Buchſtaben und Format auf Alles eher hinweiſen als auf eine Kopie zu Bühnenzwecken.

Betrachtet man nach all Dieſem noch einmal die Stelle im letzten Briefe Schillers vom 20. Okt., ſo läßt ſich aus derſelben nunmehr der Inhalt des verloren gegangenen Briefs Hüttners vollſtändig ergänzen. Hüttner verfügte ſich auf Schillers Rath (vom 4. Sept.) und Cotta's Anweiſung (12. Sept.) zu Coleridge und fragte ihn nach dem Urſprung reſp. dem Abſender ſeiner Ueberſetzungsvorlage. Coleridge erklärte, dieſelbe ſei ihm von ſeinem Verleger anvertraut worden und ſei vom deutſchen Autor eigenhändig ſanktioniert. Dieſe Erklärung erſcheint Schiller für ſeine Sache „ſehr günſtig" — natürlich, denn nun weiß er, daß Coleridge's Vorlage das von ihm eigenhändig beglaubigte, durch Cotta an Bell geſandte Manuſcript iſt, da ſonſt kein anderes, von ihm verificiertes, nach England geſandt wurde. Jetzt iſt für Schiller der Fall klar: Bell iſt zahlungspflichtig und muß auf gerichtlichem Wege oder durch Selbſthülfe zur Zahlung herangezogen werden. Hätte Schiller nicht die Gewißheit gehabt, Coleridge's Vorlage ſeien die an Bell geſandten Stücke geweſen, ſo bliebe es geradezu unbegreiflich, wie er nicht, da Bell die Zahlung verweigerte, ſich wenigſtens ſeine Wallenſteinhandſchrift zurückgeben ließ. Wäre Bell kein Betrüger und ſeine Ausſage wahr geweſen, wonach durch eine zweite Ueberſetzung nach einem nicht von ihm herrührenden Manuſcript ſein eigenes Verlagsgeſchäft hinfällig geworden ſei, ſo hätte er die von ihm erworbene, nun nutzlos gewordene Handſchrift an Cotta zurückſenden müſſen. Das konnte er nicht, denn er hatte ſie an die Herren Longman und Rees verkauft, die ſo ſammt Coleridge zu — gewiß unbewußten — Werkzeugen eines an Schiller begangenen ſchmählichen Betrugs wurden.

Wie verhält es ſich nun aber mit Wallenſteins Lager? Das Manuſcript desſelben wurde von Schiller, wie aus den mitgeteilten Briefen erſichtlich iſt, am 16. Febr. 1799 an Cotta und von dieſem im Auguſt an Lüdger in Bremen zur Beförderung an Bell geſandt. Lüdger hielt aber das Paket zurück, um Schiller von ſeinem Handel mit Bell abſpenſtig zu machen und das Geſchäft ſelbſt auszuführen. Seiner ſpätern Verſicherung, er habe das Manuſcript dann am 17. Okt. auf Schillers Weiſung hin an Bell abgeſandt, iſt wohl Glauben beizumeſſen, da, auch wenn er unredliche Abſichten gehabt hätte, mit dem Lager allein nichts anzufangen war. Auch hatte Bell, der das Lager vor den beiden andern Stücken erhielt, keinen Grund, es bei ſeinem ſchmählichen Handel mit Longman und Rees nicht mitzuverkaufen. Aber Coleridge hat das „Lager" nicht überſetzt. Und zwar nicht etwa, weil es ihm nicht im handſchriftlichen Original vorgelegen, ſondern, wie er in ſeiner einleitenden Vorrede zu Wallenſteins Tod verſichert, wegen der Schwierigkeit einer treuen Ueberſetzung und der Unvereinbarkeit der äußerlichen Form mit dem damaligen Geſchmack des engliſchen Publikums. Dieſer Theil der Vorrede lautet:

---

[1] Die irrige Angabe in Nr. 156 der Allg. Ztg. 1900: Coleridge habe die Piccolomini „aus einem Manuſcript des Verfaſſers mit deſſen Genehmigung" überſetzt (S. 406 A. 1), ſtützt ſich nebſt den übrigen Mitteilungen, wie oben angedeutet, lediglich auf die der engliſchen Ueberſetzung der Piccolomini vorgedruckte Notiz: translated from a Manuscript Copy attested by the Author und auf die buchhändleriſche Ankündigung am Schluß des Buchs.

„Die beiden Dramen — die Piccolomini, oder der erſte Theil des Wallenſtein, und Wallenſteins Tod — werden in der Originalhandſchrift durch ein Vorſpiel in Einem Akt, Wallenſteins Lager, eingeleitet. Dieſes, das Lager, iſt im Reim und in neunſilbigen Verszeilen geſchrieben, — in demſelben hüpfenden Metrum (wenn der Ausdruck erlaubt iſt), dem wir in der zweiten Ekloge von Spenſer's Shepherds Calendar begegnen. Dieß Vorſpiel beſitzt einen gewiſſen derben Humor, und es fehlt ihm nicht an Charakter; eine Ueberſetzung in Proſa jedoch oder in irgend einem andern Versmaß als dem des Originals würde einen falſchen Begriff von ſeinem Stile nicht nur, ſondern auch von ſeiner Tendenz gegeben haben, wogegen eine Ueberſetzung in demſelben Metrum, wegen der vergleichungsweiſen Reimarmuth unſerer Sprache, mit einem getreuen Anſchluß an den Sinn des Deutſchen unverträglich geweſen wäre. Auch ſchien eine ſolche Ueberſetzung nicht räthlich, ſchon weil ſeine laxen Verſe dem gegenwärtigen Geſchmack des engliſchen Publikums nicht entſprechen.[1] Schillers Abſicht ſcheint lediglich geweſen zu ſein, ſeine Leſer durch ein lebendiges Gemälde der lockeren Disciplin und der meuteriſchen Dispoſition von Wallenſteins Soldateska auf die Tragödie vorzubereiten. Als vorläufige Erklärung iſt das Vorſpiel überflüſſig. Aus dieſen Gründen hat man es für paſſend gehalten, daſſelbe nicht zu überſetzen."

Verräth nun auch dieſe Vorrede eine allgemeine Kenntniß des Inhalts und der Form von Wallenſteins Lager, ſo ließe ſich doch darauf allein ein Beweis, Coleridge ſei im Beſitz der Handſchrift des Vorſpiels geweſen und habe aus derſelben jene Kenntniß geſchöpft, kaum ſtützen, da Coleridge auch auf anderem Wege jenes Wiſſen erlangt haben konnte, ja höchſt wahrſcheinlich auch erlangt hat. Wie ſchon an ſeinem Ort erwähnt wurde, brachte die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 7. November 1798 einen von Goethe verfaßten Bericht über die erſte Aufführung von Wallenſteins Lager, in welchem in 11½ Spalten der Gang des Vorſpiels bis ins Einzelnſte geſchildert und bald kürzere, bald längere Stellen aus dem Dialog (aus der Kapuzinerpredigt z. B. 67 Zeilen) wörtlich angeführt waren. Ein neues Drama von Schiller war ein literariſches Ereigniß, und die Kunde davon iſt Coleridge, dem ſchwärmeriſchen Verehrer des Dichters, der gerade damals in Göttingen verweilte, jedenfalls nicht entgangen. Einen poſitiven Beweis, daß dem engliſchen Ueberſetzer auch die Handſchrift des Lagers vorlag, dürfte die oben mitgetheilte Anzeige von Longman und Rees am Schluß der Piccolomini geben, die ſo beſtimmt wohl nur gefaßt ſein konnte, wenn Coleridge auch wirklich im Beſitz des zu überſetzenden Manuſcripts war.

Das von Cotta nach England geſandte Manuſcript des „Lagers" iſt noch nicht wieder entdeckt. Daſſelbe iſt nicht in lateiniſchen, ſondern in deutſchen Buchſtaben geſchrieben (Cotta's Bitte, die zwei andern Stücke in lateiniſcher Schrift anfertigen zu laſſen, datirt erſt vom 23. Auguſt) und ermangelt wohl der eigenhändigen Beglaubigung Schillers (von der, als einer von einem engliſchen Verleger erwarteten Förmlichkeit, der Dichter erſt am 7. Auguſt Kenntniß erhielt) — zwei äußerliche Umſtände, welche das Auffinden der Handſchrift, falls ſie ſich wirklich in England befindet, in etwas erſchweren dürften.

---

[1] Auch in dem Proſpect des Buchhändlers Bell, worin die Ueberſetzung von gegen 40 deutſchen Dramen angekündigt wurde (vgl. S. 105, A. 1), war verſprochen worden, aus dieſen Stücken Alles wegzulaſſen, was den feinen engliſchen Geſchmack beleidigen könne und eine Schande für England ſein würde (N. D. Merkur 1799, I, 172). — Freilich ein ſeltſamer „feiner" Geſchmack, der an Wallenſteins Lager Anſtoß nahm und ſich über die elenden Kotzebuiaden bis zur Thränerie begeiſterte.

Zum bequemern Ueberblick des Verlaufs dieſer Angelegenheit möge ſchließlich hier noch ein kurzer Auszug aus den dieſelbe betreffenden Briefen folgen:

26. Juli 1798.	G. H. Nöhden ſendet aus Eton ſeine Ueberſetzung des Don Carlos und erklärt ſich mit ſeinem Freund Stoddart bereit, eine engliſche Ueberſetzung des Wallenſtein zu beſorgen.
28. Oct. „	Schiller gibt Cotta den Auftrag, dem Buchhändler Bell in London die drei Stücke des Wallenſtein im Manuſcript, zum Ueberſetzen, um 60 Pf. St. anzubieten.
7. Nov. „	Cotta antwortet, er wolle in ſeinem Namen an Bell ſchreiben.
10. Febr. 1799.	Schiller an Cotta: ſeine Nachricht über Bell (in einem verloren gegangenen Brief Cotta's) ſei ihm ſehr angenehm geweſen. Sie wollten ihm fürs Erſte das Vorſpiel und dann das Manuſcript der Piccolomini ſenden. Cotta möge Bell dieß ſchreiben, aber immer in ſeinem (Cotta's) Namen handeln. Schiller legt gleich das Manuſcript des Vorſpiels bei.
22. Febr. „	Cotta meldet, er habe ſogleich an Bell geſchrieben und werde wie bisher die ganze Verhandlung in ſeinem (Cotta's) Namen beſorgen.
17. Mai „	Cotta ſchreibt, Bell erſuche ihn, Wallenſtein einſtweilen in Abſchrift zu ſenden, und bittet Schiller, ihm (Cotta) die Piccolomini recht bald zukommen zu laſſen, damit er einſtweilen dieſe mit Wallenſteins Lager an Bell könne abſchicken laſſen.
31. Mai „	Schiller erhält ein Schreiben von G. H. Nöhden, worin ihm dieſer den Vorſchlag macht, die engliſche Wallenſteinüberſetzung dem Londoner Buchhändler Miller in Verlag zu geben.
3. Juni „	Schiller gibt Nöhden den Auftrag, ſich bei Miller zu erkundigen, ob er für das Manuſcript des Wallenſtein zum Behuf einer engliſchen Ueberſetzung, die er (Schiller) gern in den Händen Nöhdens und ſeines Freundes ſähe, 60 Pf. St. an den Verfaſſer des Originals bezahle. Deßgleichen fragt er an, ob er Sheridan ſeine Theaterſtücke zum Behuf einer Aufführung auf der engliſchen Bühne ſenden dürfe.
5. Juni „	Schiller bittet Cotta, Bell noch einige Zeit ohne beſtimmte Antwort zu laſſen, weil er noch eine Nachricht aus England erwarte, die entweder das alte Engagement aufhebe oder ein anderes günſtiges Verhältniß eröffne.
14. Juni „	Schiller erhält einen Brief von Gieſe aus London, welcher durch ſeine Freunde Morris und Lloyd eine Ueberſetzung des Wallenſteins beſorgen laſſen will.
14. Juni „	Schiller erhält einen Brief von Lüdger aus Bremen, welcher wegen eines Päckchens anfragt, das durch ihn an Bell in London ſpedirt werden ſoll.
16. Juni „	Cotta meldet, er werde fürs Erſte nicht an Bell ſchreiben, und fragt an, ob auch mit Sheridan der Verſuch (Wallenſtein auf der engliſchen Bühne aufführen zu laſſen) unterbleiben ſoll.
[illegible] Juli „	Schiller antwortet Cotta, er habe an Sheridan durch einen Engländer ſchreiben laſſen und erwarte binnen 4 Wochen ſowohl von ihm als

von dem Andern, mit dem er in Unterhandlung ſtehe (Nöhden). Antwort: je nachdem könne man mit Bell richtig machen oder aufheben.

7. Aug. 1799. Schiller erhält Meldung von Nöhden: Miller wolle den ausſchließlichen Gebrauch des Wallenſteinmanuſcripts und verlange, Schiller ſolle ſich anheiſchig machen, daß 14 Tage vor dem Erſcheinen der engliſchen Ueberſetzung kein Exemplar des Wallenſtein, geſchrieben oder gedruckt oder in irgend einer Sprache, nach England komme. Seien dieſe beiden Bedingungen erfüllt, ſo zahle er ohne Verzug 60 Pf. St. Zugleich erklärt Nöhden, ſeine jetzige Lage erlaube es ihm nicht, die Ueberſetzung des Wallenſtein ganz oder zum Theil zu übernehmen, ſein Freund Stoddart, der dazu Zeit und Neigung habe, werde ſich allein und ohne Gehülfen bei ſeiner Unkenntniß der deutſchen Sprache nicht dazu verſtehen können.

10. Aug. „ Schiller an Cotta: er habe aus London Antwort von Einer Seite, weil man ihm aber die Bedingung mache, daß die engliſche Ueberſetzung 14 Tage früher als das deutſche Original im Druck erſcheinen ſolle, wolle er bei Bell bleiben, der keine ſolche Bedingung gemacht habe. Cotta möge alſo mit erſter Poſt das Vorſpiel (das er ſeit Februar in Händen hat) an Bell ſchicken, in 4, höchſtens 6 Wochen ſollen die beiden andern Stücke folgen. Er ſolle Bell die Bedingung machen, daß die 60 Pf. St. unmittelbar nach Empfang des ganzen Stücks ausbezahlt werden.

20. Aug. „ Cotta an Bell: 60 Pf. St. ſei der Preis des Manuſcripts (vergl. Cotta's Brief an Schiller vom 16. Juni 1799).

23. Aug. „ Cotta meldet, er habe das Vorſpiel (an Lüdger) abgeſandt; Schiller ſolle die Abſchriften von den zwei andern Stücken in lateiniſchen Lettern anfertigen laſſen und ſie von Jena aus gleich an Lüdger, mit Unteradreſſe an Bell, zur Spedition an dieſen, ſchicken.

24. Aug. „ Schiller an G. H. Nöhden: Er habe den Wallenſtein an Bell überlaſſen, da dieſer nichts dagegen habe, wenn das Original früher herauskomme, und da ſeine (Schillers) Verpflichtung gegen Cotta ihm nicht erlaube, Wallenſteins Erſcheinen in Deutſchland länger zu verzögern.

25. Sept. „ Schiller erhält einen Brief von Lüdger, worin dieſer meldet: er habe das Manuſcript des Vorſpiels empfangen; er wolle es aber vorläufig zurückbehalten, da Bell wegen ſeines kränkenden Mißtrauens gegen ihn nicht verdiene, daß Lüdger daſſelbe an ihn abſende; er (Lüdger) mache vielmehr Schiller den Vorſchlag, das Manuſcript ihm zu überlaſſen, er wolle durch einen renommirten engliſchen Literaten eine Ueberſetzung davon veranſtalten.

[illegible] Oct. „ Schiller an Lüdger: Er ſolle ſofort das Packet mit dem Manuſcript des Vorſpiels an Bell ſenden.

11. Oct. „ Schiller ſchickt das Packet für Bell, mit den Handſchriften von Piccolomini und Wallenſteins Tod, unmittelbar an Cotta, ſtatt an Lüdger, da dieſer es aus Bosheit gegen Bell zu lange liegen laſſen könnte. Er wünſcht, Bell möchte bald bezahlen.

25. Oct. „ Schiller erhält von Lüdger die Meldung, er habe am 9. die Handſchrift (des Vorſpiels) an Bell nach London abgeſandt.

1. Nov. „ Schiller an Cotta: er hoffe, dieſer werde das Paquet mit den 2 Schauſpielen für Bell erhalten haben.

1. Nov. 1799. Cotta meldet Schillern, er habe ſo eben Brief und Paket erhalten und werde letzteres ſogleich mit gehöriger Vorſicht an Bell beſorgen; hofft, Bell ſolle bald bezahlen, doch giengen immer noch einige Monate hin.

16. Juni 1800. Cotta ſchreibt, wenn nur Hr. Bell bezahle; er ſei ihm nun zu Leib geſtiegen.

23. Aug. „ Cotta ſchickt Schiller einen Brief aus London mit einer Hiobspoſt; fragt Schiller, wer ihm zu dieſem ſchlechten Mann gerathen habe; er habe nun gleich nach London geſchrieben und die nöthigen Dokumente dahin übermacht, allein er befürchte, es ſei ein weitläufiger Prozeß.

4. Sept. „ Schiller räth, vorderhand genaue Kundſchaft von Coleridge ſelbſt einziehen zu laſſen, auf welchem Weg er das deutſche Original erhalten, und es ihm als eine Ehrenſache vorzuſtellen, daß er die Wahrheit ſage. Habe derſelbe das deutſche Manuſcript wirklich unmittelbar aus Deutſchland und nicht durch Bell erhalten, ſo werde mit dem Letztern freilich nicht viel zu machen ſein. Vielleicht entſchließe er ſich zu einem Theil der Summe, oder ſei es möglich, im Buchhandel Repreſſalien gegen ihn zu gebrauchen.

[illegible] Sept. „ Cotta ſchickt an Schiller, was ihm aufs Neue aus London geſchrieben wurde, er will nun Alles verſuchen, hinter den Abſender des Coleridge'ſchen Manuſcripts zu kommen.

10. Sept. „ Cotta meldet Schiller, er habe deſſen Rath bereits befolgt und wolle nun den Erfolg ſeiner Schritte abwarten.

25. Sept. „ Schiller ſchreibt, Engländer hätten ihn verſichert, Bell könne zur Zahlung angehalten werden, ſobald er nicht beweiſen könne, daß das Coleridge'ſche Manuſcript von Schiller oder Cotta herrühre.

10. Okt. „ Cotta ſendet neue Nachricht von Hüttner aus London, wie es mit Bell ſtehe. Vielleicht wiſſe Mellish zu rathen.

24. Okt. „ Schiller antwortet, in ſo klarem Fall, wie Hüttners letzter Brief angebe, müſſe man ſich Gerechtigkeit verſprechen können. Der Umſtand, daß der engliſche Herausgeber ſich ausdrücklich damit groß mache, nach einem vom deutſchen Autor eigenhändig ſanktionirten Manuſcript überſetzt zu haben, ſei ihrer Sache ſehr günſtig. Könne man nicht, wenn die Gerechtigkeit nicht helfe, dem Bell Bücher oder eine Zahlung in Deutſchland in Beſchlag nehmen?

7. Nov. „ Cotta meint, Bells Sache ſei freilich klar, aber das Schlimmſte ſei, daß der Mann nichts habe. Inzwiſchen werde er nicht ruhen, zu bewirken, was möglich ſei.

28. Dez. „ Cotta hat Hoffnung, von Bell etwas zu erhalten; Hüttner habe deſſen Advokaten ausgekundſchaftet und von ihm die Zuſage erhalten, in 2 Monaten eine Abſchlagszahlung zu empfangen.

16. Jan. 1801. Schiller meint, vielleicht wäre von Bell etwas an Büchern zu bekommen, wenn ein Theil der Schuld in baarem Geld bezahlt ſei.

26. Jan. „ Cotta erhält einen Brief von Hüttner, worin dieſer mittheilt, die Herren Longman und Rees hätten ihm gelegentlich eines Angebots der Maria Stuart geſagt, ſie hätten beim Wallenſtein baare [illegible] Pfund verloren.

344. Cotta an Schiller.

[Tübingen, 7. November 1800.][1] [nicht verz.]

Zuvörderſt muß ich Ihnen in meiner Frau Namen den herzlichſten Dank für die geſandten Gedichte machen, die aus Ihrer Hand einen doppelten Werth erhalten muſten.

An den FürſtBiſchoff von Conſtanz habe ich mit der heutigen Poſt wegen des Bamberger Nachdruks geſchrieben — diſer iſt zwar ſchon verbreitet, allein diß hindert nicht die Erfüllung meiner an den Fürſtbiſchoff von Bamberg gemachten Bitte um Entſchädigung des dadurch verurſachten Schadens für Sie und mich.

In Wien habe ich bereits für künftige Fälle geſorgt; beim Wallenſtein hätte ich es mir aber nicht träumen laſſen, daß er ſo frei verkauft werden dörfte.

Bells Sache iſt freilich klar, aber das Schlimmſte, daß der Mann Nichts hat — inzwiſchen ruhe ich nicht, zu bewirken, was möglich iſt.

Von der Maria Stuart können Sie in der Anlage den erſten Bogen der Ueberſezung ſehen, den ich Hrn. v. Mellish zu communiciren bitte: ich habe ihm bereits wegen weiterer Abſendung des Manuſcriptreſtes geſchriben.

Ihre gütige Zuſage wegen des DamenCalenders hat mir viele Freude gemacht: gedenken Sie meiner nur recht bald.

Es freut mich, daß auch Macbeth bis Oſtern gedrukt werden ſoll: wollten Sie nicht Gaedike zu ſich rufen laſſen, um mit ihm das Nöthige zu beabreden, damit er mir bei Zeiten wegen Papier und Druk ſchreiben kan.

Die Anlage erhielt ich von London.[2]

Unſere beſte Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin ꝛc.

J. F. Cotta.

---

345. Cotta an Schiller.

Tübingen, 13. Nov. 1800. [28. Nov.]

Aus der Anlage erſehen Sie, ſchäzbarſter Freund, was ich von Gräz[3] zur Antwort erhielt; ich erwarte nun Ihre Aeuſſerungen hierüber nebſt dem Brief zurük.

Mit dem Poſtwagen werden Sie 6 Exemplare der neuen Auflage von Wallenſtein erhalten, worunter 1 Ex. auf Drukpapier, das ich in Wien für 48 kr. verkauffen laſſe, wer darauf dort unterzeichnet, ſonſt koſtet diſe Ausgabe fl. 1. 12.

---

[1] Das im Original fehlende Datum iſt aus dem Empfangsvermerk Cotta's auf dem Schiller'ſchen Brief vom [illegible] Okt. ergänzt.

[2] [illegible]

[3] Vom Theaterdirector [illegible]; die Anlage fehlt.

Ich bin begierig, was Dalberg bewirkt; ich klagte auf fl. 1500 Entſchädigung, ⅔ für Sie, ⅓ für mich.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

316. Schiller an Cotta.

Weimar, 24. Nov. 1800.[1] [illegible]

Wegen Macbeth und Maria Stuart proponiere ich folgendes.

1) Maria Stuart gerade ſo wie den Wallenſtein zu drucken. Sie wird in dieſem Format 14 bis 15 Bogen betragen.[2]

2) Weil Macbeth kein neues Werk und folglich auch kein ſo großer Abſatz davon zu pränumerieren iſt, ſo rieth ich an, dieß Stück, das zwiſchen 9 und 10 Bogen betragen dürfte, elegant auf ſchönem Papier und mit einem Titelkupfer verziert, zu drucken.[3] Zu dieſem würde Füßlis ſchönes Blatt, wo die 3 Hexen dem Macbeth erſcheinen, durch einen geſchickten Kupferſtecher kopiert werden können.[4] Eine Auflage von 1500 Exemplar ſcheint mir beim Macbeth genug zu ſeyn.

3) Wegen des Papiers zur Maria Stuart will ich Ihnen zwar nichts vorſchreiben; doch da das vorige zum Wallenſtein ſo ungleich und unrein ausgefallen, ſo wollte ich einmal für allemal gerathen haben, zur Baſis der Auflage gutes weißes **Schreibpapier** zu nehmen. Sie gewinnen dabey gewiß 5 bis 6 Carolin an Koſten, und erhalten ein egaleres Papier, bekommen es auch viel leichter.

4) Statt des Schweizerpapiers zu den ſchönen Exemplaren würde ich Engliſches Papier vorſchlagen, weil die großen Koſten des Glättens dabei wegfallen.

5) Macbeth könnte, wenn es Ihnen recht iſt, mit lateiniſchen Lettern gedruckt werden. Doch beſtehe ich für meine Perſon gar nicht darauf.

An Tamaratius haben Sie die Güte ganz kurz zu ſchreiben, daß das Manuſcript unter 10 Ducaten niemals gegeben wird und daß ich mich auf das Hin und Her fragen wegen der Cenſur nicht einlaſſen könne.

Meier wünſcht ſeine Zeichnung zum Wallenſtein zurück zu erhalten, wenn Sie keinen Gebrauch davon machen.

Den Bogen der Engliſchen Maria habe ich erhalten, er iſt hübſch und auf ſchönem Papier gedruckt, aber in Deutſchland kann doch eben ſo gut und noch beſſer gedruckt werden. Daß die Verſe ſo oft gebrochen worden und daß die

---

[1] Im Kal. nicht verzeichnet.

[2] Der erſte Druck der M. St. zählt 237 S., ein Blatt weniger als 15 Bogen.

[3] Die erſte Cotta'ſche Ausgabe des Macbeth iſt 161 S. ſtark, 1 Blatt über 10 Bogen.

[4] Gemeint iſt der S. 299, Note 5 und 6 erwähnte Johann Heinrich F.; das Blatt mit den 3 Hexen iſt aus Boydells Shakeſpeare-Galerie und wird auch von H. Meyer in ſeiner Charakteriſtik (Winckelmann von Goethe, Tübingen 1805, S. 297) mit drei andern Kupferſtichen nach Füßli, Oedipus, Lear und [illegible] erwähnt. Von dem Titelkupfer für Macbeth wurde Umgang genommen.

Rahmen in Einer Reihe mit dem Text und nicht über demſelben ſtehen, iſt nicht gut ausgedacht; beſonders, da nicht einmal an Raum dadurch gewonnen wird, weil die Zeile worauf der Rahme ſteht, gewöhnlich gebrochen werden muß. Den Druckpreiß ꝛc. ꝛc. welchen Huttner berechnet hat, finden Engländer, welche hier ſind und ſchon in England haben drucken laſſen, exorbitant.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Madame Cotta, ſowie ich, aufs beſte.

Sch.

347. Cotta an Schiller.

Tubingen 5. Dec. 1800. (20 Dez?)

Was Sie mir in Ihrem gütigen vom 21. Nov. in Hinſicht auf Truk und Papier der Maria Stuart und Macbeth melden, hat meinen vollen Beifall, nur wird es wegen des weiſſen Schreibpapiers beinahe zu ſpat ſeyn; denn wenn ich es auch nun ſogleich beſtelle, ſo bedarf es doch 8 Wochen bis ich die erſte Lieferung erhalte, und dann würde vor Ende Februars diſes Papier nicht in Weimar ſeyn, mithin zu ſpat, um das Ganze noch mit der gehörigen Sorgfalt auf die Meſſe vollenden zu können. Wenn alſo Gaedike dort kein ſolches Papier findet oder auf den gehörigen Zeitraum noch beſtellen kan, ſo werden wir uns an das PoſtmedianPapier halten, das bereits mit der nächſten Fuhre an Gaedike abgeht, und das weit beſſer und gleicher als das zum Wallenſtein ſeyn ſoll: ich ſende Gaedike eine Probe.

Was das Velin betrift ſo beſorge ich, daß auch diſes, das engliſche nemlich was Sie vorſchlagen, nicht zeitig genug aus London wird zu beziehen ſeyn. Das Glätten darf aber dißmal nicht aufhalten, denn man kan es nun ſogleich Bogenweis ſenden und iſt Frommann nicht im Stand es zeitig genug zu liefern, ſo kan Göſchen diß übernemen: auch mache ich heute Gaedike einen Vorſchlag, der ihn, wenigſtens meiner Meinung nach, in Stand ſezen ſoll, diß Hexenwerk ſelbſt in Weimar zu beſorgen.

Macbeth könten wir ſodann ebenfalls auf diß Poſtmedian druken laſſen. Das Kupfer dazu will ich ſogleich von einem geſchikten Künſtler ſtechen laſſen; können Sie mir das Original dazu verſchaffen, oder wenigſtens melden, wo es erſchienen iſt?

Die Auflage von Macbeth würde blos auf elegant Papier gedrukt: ob mit lateiniſchen oder deutſchen Lettern? überlaſſe ich Ihnen.

Die Auflage von Maria Stuart wäre die nemliche wie bei Wallenſtein. Dißmal werde ich ein öſterreichiſches Privilegium darauf nachſuchen.

An Damaritius habe ich ſchreiben laſſen. John habe ich 2 Jahre zum Stich von Meyers Gemälde Zeit laſſen wollen, allein er iſt ſo wenig damit zufrieden, daß er es gar nicht übernemen will; ich habe ihm daher geſchriben, das Gemälde gelegentlich an Meyer zu ſenden. Wächter wird mir nächſtens 2—3 Zeichnungen aus dem Wallenſtein ſenden, womit wir Ihre theatraliſchen Schriften ſeiner Zeit zieren können.[1]

Bulwer drukt die Stuart und wird für 80 Pfd. das Ganze liefern: inzwiſchen habe ich gehört, daß Philipps Luſt zu diſem Verlag habe, weßwegen ich ihn nun ſondiren laſſe.

Der Biſchoff von Bamberg hat mir geantwortet, wornach einige Hofnung zum Erſaz des zugefügten Schadens wegen Gebhards Nachdruk zu hoffen wäre — ich ſende Ihnen das nächſtemal Copie und meine Replik.

Herzliche Empfelungen ꝛc. J. F. Cotta.

---

348. Cotta an Schiller.

Tübingen, 26. Dec. 1800. [5. Jan. 1801.]

Nun habe ich doch Hofnung, von Bell etwas zu erhalten: Hüttner war ſo glüklich, deſſen Advokaten auszukundſchaften, einen ehrlichen Mann an ihm zu finden, und die Zuſage zu erhalten, in 2 Monaten eine Abſchlags Zalung zu empfangen.

Hier die Copie von des Biſchoffs von Bamberg Antwort;[2] meine Replique mochte ich noch nicht abſenden, weil der Biſchoff wegen der Franzoſen auf der Flucht iſt, — indeſſen ſammle ich noch mehrere Data, und hoffe auch hier nicht vergeblich zu arbeiten.

Schlegel und Tiek, die wie Sie wiſſen, ſchon diſes Jahr einen Muſen Almanach herausgeben wolten, den ich aber zurükwieß, bis der Ihrige nicht mehr erſcheine, haben mich nun beim Wort genommen.[3] Die Zuſage war kaum abgegangen und ich eben im Begriff Sie und Hrn. v. Göthe um Ihre Beiträge zu bitten, als mir Hr. D. Vermehren[4] ſchrieb, er wolle künftiges Jahr einen

---

[1] Zwei Kupferſtiche nach dieſen Zeichnungen (aus den Piccolomini, die eine, Thekla im Monolog III. Aufz., 9. Auftr.; die zweite, Octavio und Max, V. Aufz., 1. Auftr., darſtellend) wurden dem von Goethe und Wieland herausgegebenen Taſchenbuch für 1804 beigegeben.

[2] Sie fehlt.

[3] Die Beziehungen zwiſchen Cotta und A. W. Schlegel wurden durch einen Brief aus Jena, 4. Aug. 1799 eingeleitet, worin Schlegel Cotta den Verlag einer Sammlung ſeiner in den verſchiedenen Jahrgängen der Göttingiſchen Blumenleſe von 1789 an, ſowie in den Schiller'ſchen Muſenalmanachen, in andern Taſchenbüchern, endlich im Athenäum gedruckten Gedichte anbot. Cotta ging auf den Antrag ein, und die Gedichte erſchienen zur Oſtermeſſe 1800 im Cotta'ſchen Verlag und bei Frommann und Weſſelhöft in Jena gedruckt. Von dem Schlegel-Tieck'ſchen Muſen-Almanach iſt zum erſten Mal die Rede in einem Brief Schlegels an Cotta aus Braunſchweig, 21. Dez. 1800: „Für das poetiſche Taſchenbuch wird fleißig geſammelt und gearbeitet. Eine Zeichnung von Goethe's Portrait [als Titelkupfer für das Taſchenbuch] habe ich noch nicht bekommen können, weil das Gemälde in Hannover, der Künſtler aber in Berlin iſt. Ein gewiſſer Vermehren in Jena hat ſich in den Kopf geſetzt, nächſtes Jahr einen Muſenalmanach herauszugeben, und die Unverſchämtheit gehabt, mit angeblich zu erwartenden Beiträgen von Tieck, meinem Bruder und mir, [illegible] einem Buchhändler anzutragen, der es aber ablehnte." Vgl. auch Holtei, Briefe an Tieck, III, 229 ff.

[4] Dr. Johann Bernhard Vermehren, geb. 1774 zu Lübeck, Privatdozent zu Jena, verfaßte mehrere belletriſtiſche Schriften, darunter auch eine poetiſche Abhandlung über Maria Stuart und Briefe über Fr. Schlegels Lucinde (beide bei [illegible] in Jena 1800). Sein Muſenalmanach kam 1802 zu Jena

MuſenAlmanach in die Fußſtapfen des Ihrigen herausgeben, und hätte bereits von Ihnen und Göthe die Zuſage Ihrer beiderſeitigen Beiträge.[1] Unter ſolchen Umſtänden konte ich mich nicht weigern, auch den Vermehrſchen zu übernemen und alſo die Probe diſer beiden Nebenbuhler ſelbſt zu beſtehen.[2] Da ich Hrn. D. Vermehren nur bedingt die Zuſage gab, wenn nemlich Sie und Hr. v. Göthe ſeinem Almanach allein Ihre poetiſchen Arbeiten weiheten, ſo wünſchte ich ſehr, recht bald von Ihnen eine gefällige Auskunft hierüber.

Daß Sie meinen DamenCalender mit einigen Beiträgen zieren werden, verſpreche ich mir dabei ohnediß von Ihrer Güte.

Mit einem intereſſanten Projekt trage ich mich auch ſchon lange: nemlich Jahrbücher der Literatur und Kunſt — von Ihnen, Göthe, Fichte, Schelling und einigen andern würdigen Männern ausgefürt[3] — Auf Oſtern würden wir mehreres darüber ſprechen können, wenn der Gedanke Ihnen gefällt.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfelen wir uns aufs nachdrüklichſte. Möge der Himmel Sie beide mit Ihren Familien lange im künftigen Jahrhundert erhalten! Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Haben Sie nicht bald wieder Geld nötig?

J. Chr. Hüttner an Cotta [1]

London d. 6. Januar 1801. 27. Jan. empf.

Ich ſchreibe dießmal mit ſchwerem Herzen an Sie, weil ich Ihnen den völlig unglüklichen Ausgang der Speculation mit Maria Stuart zu melden habe. Sie verlieren dabei gegen 25 bis 30 £, die gedrukten Bogen müſſen vernichtet werden, und das übrige Manuſcript iſt eine Waare die weder Ihnen etwas nüzt noch anderen hieſigen Buchhändlern anſteht.

[illegible] und erlebte 1803 einen zweiten Jahrgang. Vermehren ſtarb am 29. Nov. 1803. „Der arme Vermehren iſt geſtorben. Wahrſcheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr, mittelmäßige Verſe zu machen. Die Redaction iſt ihm tödtlich geworden.“ Goethe an Schiller, 2. Dez. 1803.

[1] Vgl. Schillers Brief vom 10. Jan. 1801.

[2] Der Vermehrenſche konnte freilich die Probe nicht aushalten. Am 5. Dez. 1801, als neben ihm der Schlegel-Tieck'ſche (bei Cotta) erſchienen war, ſchrieb Goethe an Schelling: „Für die Abbildung des Parnaſſus danke vielmals, der eine Art von Purgatorio darſtellt. Die Theilnehmer befinden ſich weder im Leben, noch im Himmel, noch in der Hölle, ſondern in einem intereſſanten Mittelzuſtand, welcher [illegible] theils erfreulich iſt. Der Vermehriſche nimmt ſich denn freilich nicht zum beſten daneben [illegible].“ (Aus Schellings Leben. In Briefen I, 350.)

[3] Nach dem Brief A. W. Schlegels an Tieck vom 14. Sept. 1800 (Holtei, III, 235) war damals der Vertrag über das „kritiſche Inſtitut“ bereits abgeſchloſſen. Es ſolle im Verlag Cotta's, der 3 Louis für den Bogen bezahle, Anfang 1801 erſcheinen. Es wäre damals ſchon eine Ankündigung gedruckt worden, wenn man nicht noch auf Fichtes Entſchließung gewartet hätte, ob er die Redaktion gemeinſchaftlich mit A. W. Schlegel übernehmen wolle. Das Unternehmen wurde wieder fallen gelaſſen, da Schlegel ſah, daß er auf anhaltende Mitarbeiterſchaft ſeiner Freunde, die zu ſehr mit eigenen Werken beſchäftigt ſeien, nicht rechnen könne.

[1] Vgl. die Note zu Cottas Brief vom 28. Sept. 1800.

Ich ſchrieb Ihnen ſchon vor geraumer Zeit, daß man allerley gegen die Ueberſetzung des Hrn. v. Melliſh einwende. Indeß ſchienen Sie doch den SelbſtVerlag übernehmen zu wollen. Ich hielt es nun für meine Pflicht genauer nachzufragen und etlichen Freunden, deren Urtheil ich trauen darf, das engliſche Manuſcript zu zeigen; — leider fiel ihre Meynung dergeſtalt aus, daß ich glauben mußte, Sie würden das anſehnliche Capital welches der Druck erfodert, faſt gänzlich verlieren, wenn ich die Sache auf Ihre Koſten fortſetzte.

Aber was hat man denn wider die Ueberſetzung? „Sie ſey voll Germaniſmen, ſagt „man; an manchen Stellen ſey ſie ungrammatiſch; an andern fehle der Zuſammenhang. „mitunter gäbe es Widerſprüche; unzählige Stellen ſeyen bloße Proſa; kurz ſo wie ſie „ſey würde ſie beym Publico keinen Beyfall erhalten."

Ob dies eigenſinnige Einwürfe, oder ob ſie gegründet ſeyen, deshalb verweiſen Sie Hrn. Melliſh auf ſeine Freunde die Herren Lawrence. Ich habe dieſen das Manuſcript und die gedruckten Bogen mitgetheilt und ſie haben zwar gegen mich nicht geäußert was andre ſagten; allein ich glaube, daß ſie ziemlich einerley Meynung mit andern waren und ich habe Urſachen dies zu glauben. Indeß erboten ſich dieſe Herren, welche mit großer Achtung und Freundſchaft von Herrn Melliſh ſprachen, die erforderlichen Correctionen zu übernehmen, im Falle ich die Ueberſetzung auf Hrn. Cotta's Rechnung drucken ließe.

Wohl, ſagte ich zu einem Freunde mit dem ich die Sache debattirte, denkſt du nicht daß ich mit Hülfe dieſer Correcturen die kleinen Flecken wegwiſchen und ſo das Stück hier einführen könnte? — Du überlegſt nicht, antwortete er, daß die Buchhändler bald ausfindig machen werden, daß dieſe Correcturen nicht in Schillers Meiſterwerk gehören ſondern daß ſie fremde Flicklappen ſind: da kommt dir denn gleich einer mit einer Klage ans Publicum „die Ueberſetzung des Hrn. Melliſh ſey nicht treu, man werde alſo eine genauere herausgeben" und ſo wird der Verlag deines Hrn. Cotta mit einemmal Maculatur. — Dieſer Fall war mehrmal dageweſen, folglich ließ ſich nichts einwenden.

Je nun, ſprach ich zu mir ſelbſt, ſo verkaufe ich das Manuſcript. Longman und Rees waren die erſten, denen es gewieſen wurde. Sie ſagten aber gleich beym erſten Anblicke: „Wir haben beym Wallenſtein baare 60 Pf. verloren. — Das Publicum hat „Vorurtheile gegen die deutſchen Stücke eingeſogen. — Doch laſſen Sie uns das Manuſcript durchſehen." — Den Morgen darauf lief beyfolgende[1] abſchlägliche Antwort ein. (aus Privatquellen weiß ich, daß der Gelehrte, dem dieſe Buchhandlung das Manuſcript zur Durchſicht gab, dieſelben Einwendungen wider die Ueberſetzung machte, welche ich eben erwähnt habe.)

Sofort ging es zu Phillips, mit dem Hr. Geisweiler, auf mein Anſuchen, die Sache hatte zu unterhandeln. Er behielt einen Theil des Manuſcripts zwey Tage und „dankte dann für den Antrag — er könne nicht davon Gebrauch machen" (laut des beykommenden Billets von ſeinem Diener). Der Gelehrte, welchen er deshalb um Rath fragte, hat auf die gedruckten Bogen allerley Zeichen und Striche gemacht, um, wie ich vermuthe, bey einer perſönlichen Zuſammenkunft dem Hrn. Phillips einen Commentar darüber zu geben. Daß dieſer nicht günſtig ausgefallen ſey, ſchließ ich aus der Ablehnung des Hrn. Phillips, der ſchon 30 Pfund vorläufig (ehe er das Manuſcript ſah) geboten hatte.

Zwey andre Buchhändler, denen ich davon ſagte, wollten gar nichts davon wiſſen, und das Manuſcript gar nicht anſehen.

Wenn ich nun aus allem dieſen den Schluß ziehe, daß eine Speculation, die Longman und Phillips um keinen Preis (denn ich hätte gern 30 oder gar 40 Pf. genommen) machen wollen, auch für Cotta nachtheilig ausfallen werde, bin ich da wohl in Gefahr fehl zu ſchließen?

---

[1] Iſt nicht vorhanden.

Wenn ich Ihnen ferner anrathe den Druck nicht fortzuſetzen, weil es beſſer iſt 30 als 80 Pfund[1] zu verlieren, läuft das wohl wider Ihr Intereſſe?

Aber, werden Sie ausrufen, ſoll ich außer den 30 Pf. für das weggeworfene Druckerlohn und Papier noch ein anſehnliches Honorarium an den Hrn. v. Mellish für eine Ueberſetzung bezahlen, die mir von keinem Nutzen iſt? — Ich darf darüber meine Meynung nicht äußern, aber ich habe ſo viel von dem Edelmuthe des Hrn. v. Mellish rühmen hören, daß ich nicht zweifle, er werde kein Honorar fodern, bis ſeine Ueberſetzung die nun bey mir zu Ihrer oder Seiner Diſpoſition liegt, gedruckt iſt.

Ich darf nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß man mir zwey Umſtände aus der Vorrede des Hrn. v. Mellish anführt, welche, im Fall es hier noch zum Drucke damit käme, wegbleiben ſollten 1) daß die Ueberſetzung in Teutſchland verfertiget ſey,[2] 2) daß man ſie beyden Theatern angeboten und nicht einmal eine Antwort erhalten habe[3] — Letzteres (ſo ſagt man mir) würde eben ſo viel ſeyn, als dem Stücke einen Schandzettel anhängen der den Leſer abſchrecken könnte.

Nachdem ich Ihnen die Sache weitläuftig gemeldet habe, kann ich wohl hinzuſetzen, daß ſie mir unglaublich viel Zeitverluſt, Unruhe und Verdrüßlichkeit verurſacht hat; denn die Größe Londons, die Selbſtwichtigkeit mancher hieſigen Buchhändler, und die Erniedrigungen, welche man ſich bey ſolchen Gelegenheiten gefallen laſſen muß, werden Sie ſich kaum vorſtellen. Jedoch zähle ich Sie von aller Schuld los. Ich bitte Sie blos, wenn Sie glauben daß mir Ihr Intereſſe am Herzen liegt, bey allen Sachen, wobey Sie auf London rechnen, hinfüro ehe Sie einen ſolchen Handel abſchlieſſen, entweder andere Ihrer hieſigen Bekannten, oder mich deswegen zu befragen. — Wie ſehr wünſchte ich Sie hätten dies in Abſicht auf Mounier's Werk[4] gethan! — Es ſteht Ihnen ja immer frey zu handeln wie Sie wollen. Ihre Deutſchen und Engliſchen Freunde in Deutſchland ſehen England, wie ich nun finde, aus einem falſchen Geſichtspunkte an ſobald es auf deutſche Literatur ankommt. Barruel und Robiſon haben dieſer einen empfindlichen Stoß verſetzt.[5]

---

[1] Soviel war dem Drucker, Bulmer, für das Ganze verſprochen; vgl. S. 416.

[2] In der Vorrede, wie ſie gedruckt vorliegt, iſt dieß nicht geradezu ausgeſprochen; der Ueberſetzer bemerkt nur, er ſei Zeuge des Eindrucks geweſen, den die Aufführung des Stücks vor einer deutſchen Zuſchauerſchaft gemacht habe.

[3] Dieſe Stelle lautet in der gedruckten Vorrede: »The Author, as well as myself, wished this Piece to be acted upon the English Stage. It was not yet finished, when we made the offer of it, which was not even answered. I hope, however, that my translation will not be found to have so mutilated the merits of the original, that the principle of Aristotle will not here too maintain its grounds etc. etc.

[4] Mounier, J. J., de l'influence attribuée aux philosophes, aux Franc-Maçons et aux Illuminés sur la révolution de France. Tübingen, Cotta, 1801.

[5] In London war ſeit Anfang 1798 die deutſche, namentlich die dramatiſche Literatur, und zwar in einem ihrer am Meiſten angefochtenen Vertreter, Mode geworden. Nachdem erſt „Menſchenhaß und Reue" einen unglaublichen Erfolg gehabt, wußte Sheridan, trotz ſeiner oppoſitionellen Stellung im Parlament, den Hof von St. James für „die Sonnenjungfrau" und „Rolla's Tod" zu intereſſiren, und als ſich dieſe unter beiſpielloſem Beifall und unendlichen Thränen als „Pizarro" über die Bühne gegangen, wurde jedes neue Stück Kotzebue's gleich bei ſeinem Erſcheinen überſetzt und bearbeitet, und die beiden großen Theater Londons Coventgarden und Drurylane wetteiferten, dasſelbe ſo raſch und ſo prachtvoll als möglich zu inſceniren. Auch Goethe und Schiller, Leſſing und Iffland begannen an dieſem Umſchwung zu Gunſten der deutſchen Literatur Theil zu nehmen, als mitten aus dem britiſchen, durch politiſche Erfolge geſteigerten Nationalgeiſt heraus eine Reaktion erfolgte: die deutſchen Schauſpiele und Romane wurden der Immoralität und Sittenloſigkeit bezichtigt, die deutſche Literatur als Ausfluß einer gottesleugneriſchen Philoſophie angeklagt und die ausgezeichnetſten Dichter und Denker der Deutſchen als Freimaurer, Illuminaten und verkappte Jakobiner verdächtigt. Vor allem war es die Antijacobinical Review, welche dieſe [illegible] Verleumdungen zu wiederholen nicht müde ward und dabei von dem ſchottiſchen Naturforſcher und Naturphiloſophen John Robiſon (geb. 1739, geſtorben zu Edinburg am 30. Jan. 1805) unterſtützt wurde, von dem im Jahr 1797 eine Schrift erſchien: Proofs of a conspiracy against all the religions

Beygeſchloſſen finden Sie zu meiner Rechtfertigung a) Bulwers Rechnung b) Longman's Billett c) Phillips' Billett d) ein Vorſchlag von Geisweiler[1].

Ihr ergebenſter Diener Hr.

N. S. Ich weiß daß Ihnen dieſer Brief unangenehm ſeyn muß. Laſſen Sie ſich aber kein graues Haar über dieſe geſcheiterte Speculation wachſen. Wenn nur der goldne Friede erſt wiederkehrt, dann giebt es hier verſchiedenes für Sie zu unternehmen, wobey Sie ſchöne Procente gewinnen können. Der deutſche Buchhandel wird hier erbärmlich geführt, von lauter armen Teufeln. Mit einem großen Büchervorrathe von 6 bis 7 tauſend Rthlr könnte man in kurzem eben ſo viel verdienen — aber davon ein andermal.

Geisweiler an Cotta.[2]

London, 8 Jany 1801.

Mit Beziehung auf das, was Ihnen Hr. Hüttner wegen Schiller Mary Stuart ſagen wird, iſt es mir ſehr leid, daß ich Ihnen nicht, wie ich es gern gewünſchen hätte von Nutzen wäre. Ihnen und Hrn. Hüttner zu dienen befaßte ich mich damit, und in dieſer Rückſicht — und damit doch keine andre Ueberſetzung ſo leicht erſcheinen würde, wenn das Original heraus iſt, erbiethe mich, Wenn Sie oder Hr. Hüttner alles verſucht haben, das Werk für meine Rechnung zu verlegen, und Ihnen ſeiner Zeit den halben Profit genießen zu laſſen. Da aber muß es mir gänzlich anheimgeſtellt ſeyn damit zu verfahren wie ich es für gut finde. C. Geisweiler.

349. Schiller an Cotta.

Weimar 10. Jänner 1801.[3] 17. Jan. 26. Jan.

Ich begrüße Sie herzlich zum neuen Jahrhundert. Möge es Ihnen alles Gute nachholen, was das verfloſſene ſchuldig blieb. Laſſen Sie uns daſſelbe

---

and governments of Europe carried on in the secret meetings of freemasons, illuminati and reading societies. (Um die Zeit hatte der französische Abbé Augustin de Barruel (geb. 2. Okt. 1741, gest. zu Paris 5. Okt. 1820), welcher seit 1792 in England, wo er als Emigrant lebte, und seit [illegible] in Paris, wo ihm nach dem 18. Brumaire der erste Konsul ein Kanonikat an der Notredame-Kirche [illegible], eine Reihe von Schmähschriften, wie seine Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme gegen die Freiheitsbewegung des Jahrhunderts schrieb und die Schriftsteller des Continents, namentlich Deutschlands als Jakobiner und Anarchisten verketzerte. Mounier's oben erwähnte, auch in's Deutsche übersetzte Schrift ist eine Widerlegung jener Pamphlete. Eine unparteiische und leidenschaftslose Besprechung der Barruel'schen Schriften erschien in Nr. [illegible] der Allg. Lit.-Ztg. von 1801. Vgl. auch R. Z. Becker [illegible], I [illegible], II [illegible], sowie Wielands Erklärung im Aprilheft desselben Jahrgangs. [illegible] verloren ihre Hauptstütze mit dem 1801 erfolgten Abgang des Ministers Windham.

[1] Vgl. das nachstehende Billet.

[2] Der Brief liegt nicht im Original, sondern in der von Cotta an Schiller am 26. Jan. gesandten Abschrift vor. Constantin Geisweiler, ein Schweizer, war Buchhändler und Verleger in London. Er [illegible] auch literarisch thätig war, er übersetzte unter Andern den Pizarro ins Deutsche zurück, Leipzig [illegible], während seine Frau Maria Geisweiler mehrere Kotzebue'sche Stücke ins Englische übersetzte. (Vgl. Allgem. Lit.-Ztg. Intell.-Bl. Nr. [illegible] Sp. [illegible]; Jördens, Lexikon IV, [illegible].) Auch erschien bei ihm ein German Museum, erst vierteljährlich, dann seit 1801 in größeren Zwischenräumen.

[3] [illegible]

thätig und fleiſſig beginnen, und noch recht viel darinn unternehmen und ausführen.

Für die gute Hofnungen aus London und aus Bamberg danke ich beſtens. Was Bell betrift, ſo wäre vielleicht etwas an Büchern von ihm zu bekommen, wenn nehmlich ein Theil der Schuld in baarem Gelde bezahlt iſt, denn eher müßte man nicht davon reden.[1]

Die Regierung zu Bamberg verdient wirklich ein recht ſchönes Compliment von uns, weil ſie ſo geſunde und billige Grundſätze den Nachdruck betreffend an den Tag legt. Schreiben Sie mir doch den Nahmen und Titel desjenigen unter den Räthen, der dabei am meiſten zu ſagen hat, ſo will ich an ihn ſchreiben und ihm meine Dankſagung machen.

Auf den Vorſchlag des D. Vermehren laſſen Sie Sich ja nicht ein. Es iſt durchaus nichts mit ihm, und daß Göthe und ich ihm Zuſagen gethan iſt eine baare Lüge.[2] Vielmehr habe ich es ihm in einer neulichen Unterredung rund abgeſchlagen und ihn von der ganzen Unternehmung abzuſchrecken geſucht. Ich lege Ihnen den Brief bei, den er geſtern an mich geſchrieben.[3]

Außer einem längſt an **Unger** verſprochenen Almanach, von dem ich Ihnen ſchon öfters geſagt, und den ich dieſes Jahr endlich halten muß,[4] werde ich mich durchaus auf nichts mehr einlaſſen, was nicht dramatiſche Arbeiten ſind, doch hoffe ich Ihnen zu Ihrem DamenCalender dieſes Jahr etwas beitragen zu können.

Von Ihrem Project eines LitteraturWerks läßt ſich mündlich ein mehreres reden.

Leider iſt Göthe in dieſem Augenblick ſehr krank, und ſeine Aerzte ſind nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs. Auch wenn er für jezt der Gefahr entrinnt, ſo könnte ihm doch eine große Schwäche und kränkliche Diſpoſition übrig bleiben, die ſeine Thätigkeit hemmen würde. Es iſt ein Catarrhaliſches Fieber[1] mit einem heftigen Rothlauf, welches ſich ins linke Auge geworfen, und mit einem ſchmerzhaften Krampfhuſten verbunden. Der Arzt fürchtet daß die äußere Entzündung ins Gehirn ſchlagen, oder daß ein Steck- und Schlagfluß dazu kommen könnte. Heut iſt der 6te Tag und ich ſchreibe Ihnen mit der nächſten Poſt, wie es um ihn ſteht.

---

[1] Der Name Bell kommt nun nicht mehr in den Briefen Schillers vor; dagegen findet ſich derſelbe im Schill.Kal. S. 119 im Etatsvorſchlag für das Jahr 1802 unter den Einnahmen mit der Bemerkung: ‚Bell in London 200 [illegible]‘, vielleicht als das eventuelle Ergebniß aus einem gegen Bell anzuſtrengenden oder einzuleitenden Prozeß verzeichnet.

[2] Goethe ſchrieb an Cotta, 19. Jan. 1802: „Wie der gute Vermehren dazu kommt mich als einen beſtimmten Theilnehmer an ſeinem Almanach anzugeben, begreife ich nicht. Ich erinnere mich wohl daß ich, als er mit von dieſem Vorſatz ſprach, ihm nicht ohne Hoffnung eines Beytrags für die Zukunft ließ; allein für dieſes Jahr iſt, beſonders unter den gegenwärtigen Umſtänden, gar nicht daran zu denken. Ich werde mich hüten die Muſen früher zu verſuchen bis ich mich wieder bey Kräfften fühle, ich wünſche nur daß ich Ihnen etwas zum Damenkalender liefern kann.“

[3] Der Kal. verzeichnet unter dem 7. Jan. den Einlauf eines Briefs von Vermehren.

[4] Die als ‚Kalender auf das Jahr 1802‘ bei J. F. Unger in Berlin erſchienene „Jungfrau von Orleans“. Schiller erhielt dafür 100 Carolin. Der Berliner Buchhändler J. D. Sander ſchrieb in einem ungedruckten Brief vom 3. Juli 1802 an Schiller, worin er dieſen um ein Verlagswerk anging: „Nach Ihrem eigenen Anſchlag hat er (Unger) zuerſt 4000 Exemplare gedruckt; da dieſe ſchnell abgegangen ſind, ſo hat er eine neue Auflage — wie er ſagt, von 1500 — veranſtaltet. Ich nehme dieſe Data als richtig an. Nun hätte ich, in Hrn. Ungers Stelle, zu Ihnen geſagt: ‚Ich drucke 4000. Werden ſie gänzlich verkauft, ſo bezahle ich Ihnen, außer dem eigentlichen Honorarium, noch etwa 100 Ducaten. Kommt es zu einer zweiten Auflage, ſo muß auch bei der ein Theil des Gewinns Ihnen gehören.‘ So würde ich gegen einen Schriftſteller Ihrer Art immer handeln; denn, wenn ich gar keine Gefahr laufe, etwas zu verlieren, ſo iſt es nach meiner Denkungsart höchſt billig, daß der, durch den ich gewinne, mit mir gewinnt.“ Ueber den zweiten Druck der Jungfrau, den Unger veranſtaltete, ohne Schiller darum zu begrüßen, iſt in SS XIII, Einleitung S. IX—XI ausführliche Mittheilung gemacht. Wegen ähnlicher verlegeriſcher Manipulationen entzweite ſich A. W. Schlegel während des Drucks ſeiner Shakeſpeare-Ueberſetzung mit Unger.

Innliegenden Brief bitte ich an meine Mutter nach Leonberg zu befördern.[2] Leben Sie geſund und glücklich mit den Ihrigen. Ihr

Sch.

J. Ch. Hüttner an Cotta.

[London, Mitte Januar 1801.][3]

Wie ſehr ſchmerzt es mich, daß Ihr Brief an Phillips nun von keinem Nuzen mehr ſeyn wird![4] Man hat bey dieſer Sache Ihre Güte zu ſehr gemißbraucht — oder man hat das Londoner Publikum verkannt. Ich hoffe, daß Ihnen Hr v. Melliſh nicht einen Pfennig abfodern wird — Ich habe mich verbindlich machen müſſen an Bulwer[5] £ 27. 2. 6. zu zahlen indem der Corrector zwey Guineen fordert und weil fünf Bogen abgedruckt ſind. Der Wechſel iſt auf den erſten Merz fällig. — Ich habe ſeit der abſchläglichen Antwort ſowohl von Phillips als von Longman andere Buchhändler zum Kaufe des Manuſcripts zu vermögen geſucht: aber was jenen beyden nicht verkäuflich ſcheint, will kein anderer haben. — Sollte ſich indeſſen noch irgend ein Ausweg zeigen, ſo werden Sie mir zutrauen daß ich ihn einſchlagen werde. Allein die Ueberſezung iſt zu ſchlecht.

350. Cotta an Schiller.

Tübingen 26. Jan. 1801. [1 Febr.]

Da Sie mir ſeit Ihrem gütigen vom 10. h. nichts mehr wegen Gothe ſchrieben, ſo lebe ich der ſüſſen Hofnung, die Gefahr ſeye überſtanden und die Seine wegen der Wiedergeneſung ſeye des groſſen Mannes wegen ängſtlicher geweſen als nöthig war. Laſſen Sie mich doch bald die erfreuliche Beſtätigung erfahren.

---

[1] Goethe hatte ſich daſſelbe im herzoglichen Schloß zu Jena zugezogen, wo er ſich Ende Dezember mit einer Ueberſetzung des Tancred beſchäftigte. Er ſelbſt berichtet darüber in den „Annalen". An Cotta ſchrieb er darüber in dem oben erwähnten Brief vom 29. Jan.: „Das neue Jahrhundert hat ſich nicht gar freundlich gegen mich erwieſen, denn ich bin in den erſten Tagen von einer ſehr heftigen, obgleich nicht ganz unvorgeſehenen Krankheit überfallen worden, welche neun Tage lang, indeſſen ich wenig von mir ſelbſt wußte, die Fortdauer meiner Exiſtenz ſehr zweifelhaft machte. Indeſſen habe ich mich in der letzten Hälfte dieſes Monats wieder ſo ziemlich erholt und fange an die Lebensfäden wieder anzuknüpfen."

[2] Der vom 26. Jan. datirte Brief iſt im Kal. S. 103 verzeichnet. Schiller hatte an ſelbem Tag ein Schreiben nebſt 30 Ellen Leinwand von ſeiner Mutter erhalten.

[3] Der Brief iſt undatirt und liegt nicht im Original, ſondern nur in der von Cotta am 4. Febr. 1801 an Schiller geſandten Abſchrift vor, die ich der Mittheilung des Hrn. Hofraths v. Urlichs verdanke.

[4] Cotta hatte am 8. Dez. an Schiller geſchrieben, er wolle den Buchhändler Phillips in London, der Luſt zum Verlag der (engliſchen) Maria Stuart zeige, ſondiren laſſen.

[5] Dem Drucker.

Hrn. D. Vermehren habe ich abgeſchriben.

Das Bamberger Reſcript war von Pabſtmann, Löhe, Püle und Werner unterſchrieben; eine zweite Abſchrift iſt unterſchriben von Künsberg jun., von Oberkamp, Moliter, Hack.

Ich hoffe gewiß, daß Sie meinen DamenCalender mit einigen Beiträgen zieren, und ich bitte recht dringend darum.

Von London erhalte ich ſo eben inliegenden Brief, der mich in größte Verlegenheit bringt:[1] was iſt hier zu thun? Diſes Schreiben gründet ſich nemlich auf ein älteres, wovon ich Ihnen ſchrib, und nach welchem es mir räthlich ſchien, das Ganze zu verhandeln. Was iſt nun zu thun? Hüttner iſt ein redlicher und getreuer Commiſſair — ich glaube, daß man ſich ganz auf ihn verlaſſen kan, auch ſolte meiner Meinung nach Hr. v. Melliſh von ſeinen Freunden Nachricht erhalten haben. Der Druk des Ganzen kommt immerhin auf 9[illegible] 1000 fl., hiezu Hrn. v. Melliſh's Honorar — Alſo kein geringes Capital!

Nun hat ein Buchhändler Geißweiler[2] inliegenden Vorſchlag mir gemacht, diß wäre ſchon annemlich, allein die bereits aufgewandten 30 Pfd., und das Honorar an Hrn. v. Melliſh möchten dabei Gefahr laufen — ich weiß daher nicht zu rathen und erwarte hierüber Ihre Geſinnungen. Ihr Wille iſt der meinige — Nur bitte ich mit umgehender Poſt um gefällige Nachricht, da keine Zeit zu verlieren iſt. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Das Bedenklichſte iſt die Weigerung Philipps, der direct an mich ſchrieb, um den Verlag zu übernemen, den ich darauf an Hüttner wieß, und der im Voraus 70 Pfd. anbot, und bei Anſicht des Manuſcripts nun gar nicht mehr entriren will.

351. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 4. Febr. 1801.) [nicht verz.]

Ein zweiter Brief von Hüttner,[3] wovon die Anlage Copie enthält, wiederholt deutlich, daß die Arbeit des Hrn. v. Melliſh eben zu ſchlecht war — ich muß nun einſtweilen Bulmer für das bereits Gedrukte mit 27 L. 2. 6. bezalen. Hr. v. M. ſolte diß uns eigentlich erſezen, und wir ſendeten ſodann Geisweiler eine

---

[1] Hüttners Brief vom 6. Januar, vgl. oben S. 417.

[2] Cotta hatte zuerſt „Eicher" geſchrieben und corrigirte dann: „Geißweiler". (Eicher und Geisweiler ſind auf dem Titelblatt der engliſchen Maria Stuart als die Buchhändler genannt, bei welchen dieſelbe zu haben ſei; Geisweilers „Vorſchlag" iſt auf S. 420 mitgetheilt.

[3] Der oben S. 422 mitgetheilte.

Abſchrift des deutſchen Manuſcripts, damit diſer nach ſeinem Vorſchlag handeln, eine Auflage beſorgen und den Gewinn mit uns theilen würde.

Mit Sehnſucht ſehe ich Ihrer Erklärung entgegen. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

352. Schiller an Cotta.

Weimar, 6. Febr. 1801. 15. Febr. / 18. Febr.

Göthe iſt wieder hergeſtellt und befindet ſich recht wohl. Seine gute Natur und die Geſchicklichkeit des D. Starke ſeines Arztes haben ihn gerettet.

Ich verſäume keine Zeit, Ihren Brief wegen der Londner Angelegenheit zu beantworten. Melliſh muß noch kein Wort aus England erfahren haben, denn er erwartete längſt die fertig gedruckte Maria, ſo wie auch ich ſie erwartete. Ich kann Ihnen in dieſer Sache nicht rathen, lieber Freund. Nach meiner Ueberzeugung müßten Sie den Druck ohne alles Bedenken fortſetzen; denn die Einwendungen gegen die Maria gründen ſich ſichtbar theils auf Unwiſſenheit, theils auf niedrige Kabale. Der gute Hüttner, den ich für einen ehrlichen Mann halte, hat ſelbſt kein Urtheil und hat ſich von gemeinen krämermäßig denkenden Buchhändlern und den ſoidiſant Gelehrten, welche dieſe an der Hand haben, ins Bockshorn jagen laſſen. Wie konnte Ihnen Geisweiler die Propoſition machen, die er Ihnen that, wenn das Manuſcript nicht zu brauchen wäre? Und ein gebildeter gelehrter Engländer, der erſt ſeit wenigen Jahren in Deutſchland iſt, der alle neue und alte klaſſiſche Litteratur aus dem Grunde kennt, ſollte ſeine Mutterſprache nicht ſchreiben können, Er, der mir ſelbſt die ſchändlichſten Ueberſetzungsfehler in den Piccolominis die Coleridge überſezte nachgewieſen hat?[1] Und welche abgeſchmackte Meinung, daß es dem Werk zum Präjudiz gereichen könnte, daß es von einem Engländer in Deutſchland überſezt iſt, der unter des Verfaſſers Augen gearbeitet hat. Wenn ich zum Beiſpiel ein engliſches Werk in England überſezt, würde man meine Ueberſetzung darum in Deutſchland nicht leſen? Und wie ſollte es ein Vorurtheil gegen das Werk erregen, wenn in der Vorrede geſagt wird, daß man es einem engliſchen Theater angeboten und keine Antwort erhalten? Man hat ja das Manuſcript nicht hingeſchickt, ſondern nur angefragt, ob man daſſelbe anſehen wolle, und Hr. Sheridan, denn an dieſen iſt geſchrieben worden, kann ja ein Werk nicht verurtheilen, das er nicht zu Geſichte bekam, und das er wahrſcheinlich darum nicht kaufen wollte, weil er es nach der Herausgabe umſonſt haben konnte. Sie ſehen aus dieſem, wie ſeicht von den Herren, denen wir unſere Sache in London übergeben haben raiſonniert wird.[1] Mir thut in der That leid, daß durch dieſe Tracaſſerien eine gute Speculation ganz zu Grunde geht, und der Erfolg wird Ihnen in wenigen Jahren zeigen, daß wir mit der Maria Stuart ein anſehnliches Glück in England hätten machen können. Wenn Sie dem Hrn. v. Melliſch die Sache ſchreiben, wie ſie iſt und ihm das Manuſcript zurückgeben ſo wird er auf kein Honorar dringen; die abgedruckten Bogen rathe ich, einſtweilen nur liegen zu laſſen, denn es könnte leicht geſchehen, daß man das Werk doch zu Ende druckte, ſobald man das Urtheil eines ſachkundigen engelländiſchen Gelehrten über den Werth der Ueberſetzung eingezogen. Sollte aber das Gedruckte Maculatur bleiben, ſo trage ich, als die unſchuldige Veranlaſſung des Verluſtes recht gern die Hälfte deſſelben mit Ihnen; übrigens finde ich es ſonderbar von Hüttnern, daß er den Druck des Werks ſoweit hat kommen laſſen, da er doch ſoviel Uebles von der Ueberſetzung hörte. Machen Sie ihm mit dieſem Werk doch ja keine Mühe mehr, da er ſoviele ſchon damit gehabt hat. In Geisweilers Vorſchlag würden Melliſch und ich nie willigen, weil wir zu erwarten hatten, daß eine fremde grobe Hand das Werk verpfuſchte.

---

[1] Henry Crabb Robinson erzählt in ſeinem Diary, Reminiscences etc. London 1869: Bei einem Beſuch bei Schiller in Jena 1801 habe er Coleridge's Ueberſetzung des Wallenſteins erwähnt; Schiller, der vom Ueberſetzer eine günſtige Meinung zu haben ſchien, habe Coleridge als einen Mann von Talent bezeichnet, welcher aber einige lächerliche Mißgriffe begangen habe. (Aufzeichnungen Crabb Robinſons, von K. Eitner, Weimar 1871. S. 198.) Einzelne Ueberſetzungsfehler wies Freiligrath in ſeiner Einleitung zur Tauchnitz-Ausgabe der Dichtungen Coleridge's, ſowie in ſeinen Athenäumartikeln nach.

Nun bitte ich Sie, werther Freund, Melliſchen bald von der Sache Nachricht zu geben und das Manuſcript zurückkommen zu laſſen.

Dieſe leidige Geſchichte hat mich ſo verdrießlich gemacht, daß ich lieber den ganzen Verluſt tragen, als mich noch einmal darüber explizieren möchte. Die Deutſche Maria ſoll uns wie ich hoffe über dieſen Fehlſchlag der engliſchen Speculation tröſten; leid ſollte mirs wenigſtens thun, wenn Sie nur einen Augenblick Ihre Freude an dieſem Verlag verlören, den Ihnen zwey andere Buchhandlungen gern entriſſen hätten.

Leben Sie recht wohl lieber Freund. Ihrer lieben Frau die beſten Grüße von unſerm Hauſe. Ganz der Ihrige

Sch.

353. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 16. Febr. 1801.) [27. Febr.]

Sie haben, liebſter Freund, den Sinn meines Briefs mit der Antwort aus London wegen der Maria Stuart nicht ſo verſtanden, wie ich es meinte, und wie Ihnen mein Endbeiſaz: Ihr Wille ſey immer der meinige — hätte zeigen können.

---

[1] Schiller hat hier unzweifelhaft das Richtige getroffen; namentlich erſcheint ſein Urtheil über Hüttner durchaus begründet, der ſich von Geisweiler hetzen ließ. Wenn man erwägt, daß es der Letztere war, der die Verhandlungen mit dem erſt willigen Buchhändler Phillipps führte und, nachdem dieſe geſcheitert waren, Cotta den Vorſchlag machte, die Maria Stuart ſelbſt in Verlag zu nehmen, iſt man zu der Annahme berechtigt, er habe das Mißlingen des Geſchäfts mit Phillipps abſichtlich herbeigeführt, um dieſes ſelbſt in die Hand zu bekommen und ſelbſt eine Ueberſetzung zu verfertigen oder — da die eben S. 420 mitgetheilte Äußerung ihn als hiezu nicht ſonderlich befähigt erſcheinen läßt — durch ſeine Frau, die ja auch Schiller ins Engliſche überſetzte, verfertigen zu laſſen.

Wie mir die Sache vorgetragen wurde, glaubte ich ſie Ihnen darſtellen zu müſſen und Ihre Meinung darüber zu hören. Ich habe nun nach Empfang Ihres gütigen vom 6. h. ſogleich nach London die Ordre gegeben, fortzufahren und den Druk möglichſt zu beſchleunigen.

Hrn. v. Melliſh habe ich von der ganzen Sache gar nichts gemeldet.

Daß es mir nach diſer Anſicht, wie ich ſie auffaßte, herzlich leid thun muß, Sie durch den Vortrag der Sache beläſtigt zu haben, können Sie ſich wohl vorſtellen, denn meine Meinungen waren die beſten.

Vergeſſen Sie diſe unangeneme Geſchichte und bewegen Sie doch Gaedike, daß er mich durch Zuſendung der AushängeBogen doch bald in den Stand ſezt, mich an diſem Werk für den Jammer der Lage unſres Vaterlandes zu laben.

Nebſt unſern herzlichen Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

Dringende Umſtände nöthigen mich zur Wiederholung meiner Bitte, meinen DamenCalender doch gewiß durch Ihre Beiträge zu zieren; ich weiß, ich bitte nicht vergeblich.

A. W. Schlegel an Cotta.

Berlin, 31. März 1801. $\frac{10\ \text{April}}{14\ \text{April}}$

Unſer gemeinſchaftlicher Freund Fichte trägt mir auf Ihnen zu melden, daß das hieſige Oberconſiſtorium, da man ohne ſein Vorwiſſen demſelben ſeine Flugſchrift: Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen ꝛc.[1] zur Cenſur vorgelegt, dieſe verweigert habe. Dieſer unerwartete und ſeltſame Vorfall hat ihm die weitere Beſchäftigung mit dieſer Sache gänzlich verleidet, und er wollte ſeine Hand von der Schrift abziehen und ſie zurücklegen. Ich habe daher die Herausgabe übernommen, meinen Namen auf den Titel geſezt, eine Vorrede dazu geſchrieben, und das Manuſcript, das mir Fichte zu jedem beliebigen Gebrauche überlaſſen hatte, nach Jena geſchickt. Dort bin ich als Profeſſor cenſurfrey, und habe Auftrag ertheilt, den Druck in einer Auflage von 1000 Exemplaren ſchleunigſt zu beſorgen, wo möglich bey Frommann, damit dieſe Brochure, die durch die verweigerte Cenſur natürlich in hieſigen Landen doppeltes Aufſehen machen wird, noch auf die Meſſe gebracht werden kann. Wir haben vorausgeſezt daß dieſer Vorfall in Anſehung deſſen was Sie über den Verlag mit Fichte verabredet, keine Aenderung machen würde, nur will F. vor dem Publikum durchaus nicht den Schein haben, jetzt noch einigen Theil an der Erſcheinung der Schrift zu nehmen: eine Maßregel, die Sie bey einer vollſtändigen Kenntniß von der Lage der Sachen gewiß richtig finden würden.

---

[1] Fichte ſchrieb darüber in einem Brief aus Berlin, 11. Febr. 1801 an Cotta: „Der unverſchämte [illegible] Nicolai hat mich endlich durch einen neuerlichen plumpen Angriff gezwungen, ein paar Worte mit ihm zu reden. Sie ſind ſo ausgefallen, dieſe zwei Worte, daß ich hoffen darf, das Zwerchfell der Leſer werde ſich wohl dabei befinden. Leiden es Ihre Convenienzen, daß dies auf Ihre Rechnung abgedruckt werde? Es wird eine kleine Brochüre von ohngefähr 8 bis 9 Bogen. Die Cenſur wird ſie, denke ich, nicht verweigert werden. In 14 Tagen kann ich auf dieſe Anfrage Antwort haben; und ſo lange werde ich warten, ohne andere Verfügungen über den Abdruck zu treffen. Uebrigens erbitte ich mir darüber das ſtrengſte Geheimniß, denn ich habe unter anderm auch darauf gerechnet, daß es den alten Sünder [illegible] Tod in die Nacht." Cotta antwortete am 23. Febr. zuſagend, und Fichte ſchrieb am 20. April, der Druck der Schrift gegen Nicolai gehe raſch vor ſich, und dieſelbe werde bald in Cotta's Händen ſein. Er wünſchte, Schlegel möge für ſeinen Namen, den er hergegeben, und für ſeine Vorrede ein angemeſſenes Honorar vom Buchhändler erhalten.

Die nähern Beſtimmungen wegen der Einrichtung des Drucks habe ich, wie ich ſie mit meinem Freunde verabredet, nach Jena geſchrieben. Sollten Sie darüber noch Aufträge zu geben haben, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie an Frommann oder meinen Bruder in Jena zu ſchreiben. So viel von dieſem Geſchäfte.

Für das poetiſche Taſchenbuch[1] haben Tieck und ich fleißig gearbeitet und geſammelt, und wir haben ſchon einen beträchtlichen Theil des Manuſcriptes beyſammen.

Da Schiller dießmal keinen Muſenalmanach geben wird, ſo iſt dieſer Name dadurch gewiſſermaßen erledigt, und wir überlaſſen es Ihrer Entſcheidung, ob Sie glauben, daß der Titel poetiſches Taſchenbuch, oder der: Muſenalmanach mehr Gunſt beym Publikum haben wird.

Eine Ankündigung in unſerm Namen aufzuſetzen, haben wir bey näherer Erwägung theils unnöthig, theils bedenklich gefunden. Es wird hinreichen, wenn Sie in Ihrem Namen anzeigen, mit Nennung der Herausgeber, daß ein ſolches Taſchenbuch bey Ihnen erſcheinen werde.

Hr. Vermehren ſcheint zwar das ſeinige dringend zu betreiben, und hat an uns Alle Einladungen ergehen laſſen. Indeſſen denke ich wird es damit nicht viel auf ſich haben und wir behalten das Feld wohl ziemlich frey.

Wir ſind beyde für den Druck mit deutſchen Lettern, und wenn es Ihnen einerley wäre, am liebſten mit Ungerſchen Lettern[2], die ja ſchon in vielen Offizinen angeſchafft ſind. Wird es in Jena oder Berlin gedruckt, ſo könnte einer von uns oder unſern Freunden die Correctur beſorgen. In Leipzig oder anderswo müßte für ſaubre und deutliche Abſchriften der Gedichte geſorgt werden.

Ich habe von Bury immer eine verkleinerte Zeichnung von Goethe's Bildniß[3] zu erhalten gehofft. Allein er glaubt, das Oelgemählde, welches er auch nicht hier hat, würde nicht recht dazu paſſen, und die große Zeichnung von Weimar kommen zu laſſen iſt er durch Goethe's Krankheit verhindert worden. Er meynt aber, ein geſchickter Kupferſtecher brauche gar keine verkleinerte Zeichnung, um nach dieſer zu arbeiten, und Sie dürften ſich nur an Goethe ſelbſt wenden, um ſie zu dieſem Behuf zu erhalten. Auf jeden Fall kommt nicht viel darauf an, wenn der Almanach auch den Zierrath eines Kupferſtichs entbehren müßte. Tieck wird Sie in der Leipziger Meſſe ſprechen.[4] Leben Sie wohl. Ihr

A. W. Schlegel

Der Almanach kam zur Michaelismeſſe 1801 heraus; das Grundhonorar betrug einſchließlich der Honorare für die Beiträge der Mitarbeiter, 60 Ldor. „Von Goethe“, ſchrieb Schlegel am 30. Sept. 1801 an Cotta, „habe ich keinen Beitrag bekommen, er hat ſchlechterdings nichts einzelnes vorräthig, er intereſſirt ſich aber ſehr, und hat über vieles ſeinen

---

[1] S. 416, A. 1.

[2] Schriften, mit welchen Goethes Neue Schriften gedruckt waren und die ſpäter hauptſächlich von Achim und Bettina von Arnim für ihre Publikationen angewendet wurden.

[3] Vgl. S. 416, A. 3.

[4] Am 17. April ſchrieb Schlegel an Cotta: „Tieck wird während der Meſſe nach Leipzig kommen und kann alles das nöthige über den Druck des poetiſchen Taſchenbuchs oder Muſenalmanachs mit Ihnen verabreden.“ Vgl. dazu noch die Briefe Schlegels an Tieck vom 29. April und 7. Mai 1801 bei Holtei III, 244 ff.

Beifall lebhaft geäußert“. Die in der 21. Beilage der Allg. Zeitg. vom Jahr 1801 erſchienene Anzeige des Muſenalmanachs iſt von A. W. Schlegel ſelbſt verfaßt. Wegen einer Fortſetzung deſſelben, um die „Freunde“ zur Thätigkeit dafür auffordern zu können, fragte er am 13. Mai 1802 an, wie ſich der Abſatz geſtaltet habe. Die Antwort ſcheint aber nicht ermuthigend ausgefallen zu ſein, denn ein zweiter Schlegel-Tieck'ſcher Almanach iſt nicht erſchienen. Am 21. April 1801 erzählte A. W. Schlegel Cotta ſeinen Handel mit Unger, der vom 1. Band der Shakeſpeare-Ueberſetzung eine neue Auflage hatte drucken laſſen, ohne den Autor zu befragen, und dieſem, als er ſich beſchwerte, den ferneren Verlag vom Ende des 8. Bandes an kündigte. Schlegel bot Cotta den Verlag der projektirten übrigen 12 Bände des Unternehmens an, den Bogen zu 3 Carolin. Er habe bisher 2½ Louis erhalten, den Band mit je 2 Schauſpielen zu durchſchnittlich 20 Bogen gerechnet: „Da das Publikum für meine Arbeit ſo dankbar zu ſein ſcheint, ſo iſt es wohl billig, daß ich auch einigen Vortheil davon genieße, und ihn nicht der Verleger allein an ſich zieht, wie es ſein Ungers Abſicht zu ſein ſchien.“ Die Unterhandlung mit Cotta zerſchlug ſich aber, da Unger, der gerichtlich zur Vernichtung von 300 Exemplaren des 1. Bandes verurtheilt worden war, annähernde Schritte zu einem gütlichen Vergleich that.

Mit Cotta wurde Tieck durch Fichte bekannt, der ihm aus Berlin, 1. Nov. 1800, unter Anderem ſchrieb: „Möchte ich einem Verleger, dem ich wohl will, irgend einen Schriftſteller mit vollkommenſter Sicherheit empfehlen, ſo wäre es Ludwig Tiek! Dieſer junge Mann hat an ſeiner Genovefa ſchon jezt etwas geliefert, das an Feuer und Innigkeit wohl alles übertreffen möchte, was unſre Sprache aufzuweiſen hat; und nur etwa an reiner Schönheit von Göthe's lezten Meiſterwerken übertroffen werden möchte. Ich kenne ſein rattloſes Streben, ſeine unerſchöpfliche poetiſche Ader, ſein unermüdetes Studium der Meiſter aller Zeitalter. Was wird dieſer Mann in der Folge nicht noch leiſten! Welch eine Acquiſition für einen Verleger, der ſich ihn jezt auf immer attachirte! An ſeine Verſchrienheit bei den geiſtloſen Berlinern, und die ihres Gelichters ſind, hätte man, glaube ich, ſich nicht zu kehren. Theils iſt dies von jeher allen, z. B. Göthen, ſo gegangen, die da neue Wege brachen; theils weiß ich auch, wie ſehr Tiek ſchon in das Zeitalter eingegriffen, und die Bewunderung des beſſern Theils der Zeitgenoſſen auf ſich gezogen hat; nur daß dieſe nicht ſo ſchreien wie die Haſſer. Es kommt dazu die Beſcheidenheit und Mäßigkeit ſeiner Wünſche. Zur nächſte OſterMeſſe dürfte ich Ihnen in ſeinem Nahmen anbieten: „Ein altes Mährchen von Fortunatus“. Die Art der Behandlung können Sie aus ſeinen Romantiſchen Dichtungen erſehen. Späterhin denkt er ein Spaniſches Theater (wovon der erſte Band zur MichaelisMeſſe erſcheinen könnte) herauszugeben, und worinn er die Werke eines Cervantes (deſſen Numantia an die Spitze kommen ſoll), Calderons, Lope de Vega ꝛc. getreulich copiren, und unter damit faſt ganz unbekanntes Publikum bekannt machen will. Dann aber müßte ich Sie dringend erſuchen, mir für ihn ſo bald es möglich 100 Rthr Vorſchuß zu übermachen. Er hat mich darum erſucht. Ich bin jezt ſelbſt außer dieſer Lage. Es zerſchneidet mir das Herz, den wakern Mann in Noth zu wiſſen. Ich habe, in Uebereinkunft mit ihm, das Auskunftsmittel erdacht, uns an Sie zu wenden. Wegen des Honorars, das Sie ihm zugeſtehen wollen, erwarten wir Ihre Vorſchläge. Der wakre Mann iſt bisher nicht immer zum beſten auch in dieſer Rükſicht behandelt worden; und darum kann er, ohnerachtet ſeines Fleißes, doch nie in Ordnung mit ſeinen Finanzen kommen.“

Cotta leiſtete den Vorſchuß und erſuchte Tieck um Vorſchläge in Anſehung ſeiner Arbeiten. In Betreff des „ſpaniſchen Theaters“ glaubte Cotta, es möchte beſſer ſein, die Ausführung dieſes Planes noch aufzuſchieben. Tieck quittirte am 27. Dez. 1800 den Empfang der 100 Thlr., bot zur Oſtermeſſe ſeinen Fortunatus an und entwickelte den Plan einer Sammlung von ſpaniſchen Theaterſtücken. Tieck ſcheint nicht Wort gehalten zu haben, der Fortunat erſchien erſt 1817 zu Berlin im 3. Bd. des Phantaſus, das ſpaniſche Theater kam nie zu Stande. Auf Oſtern 1810 verſprach Tieck Cotta die Lebens-

und Liebesgeſchichte des Ritters Ulrich von Lichtenſtein, die aber, da das Manuſcript verſpätet abgeliefert worden war, erſt 1812 gedruckt wurde.[1] Am 12. Oct. 1816 bot er Cotta auf die Oſtermeſſe 1817 den Verlag zweier „ſchon ſeit lange" von ihm überſetzter[2] Stücke Shakeſpeare's an, des Oldcaſtle und Cromwell, „deren Aechtheit man immer ohne Noth bezweifelt hat", ſowie eines ebenfalls von Shakeſpeare herrührenden Eduard III., „den in England nur wenige geleſen haben und den in Deutſchland vielleicht Niemand kennt", desgleichen einen Muſenalmanach für das Jahr 1818. Statt des verſprochenen Manuſcripts jener angeblich Shakeſpeariſchen Ueberſetzungen traf am 17. Febr. die Anzeige ein, daß ihm die Ueberarbeitung viele Zeit wegnehme und daß er eine für ſeine Shakeſpeareſtudien förderliche Reiſe nach London vorhabe. Am 9. Mai 1819 verſprach er, das Manuſcript der 3 Schauſpiele 8 Wochen vor Michaelis zu liefern, damit es zur nächſten Meſſe erſcheinen könne; am 15. Februar 1822 ſtellte er die Ueberſendung des Manuſcripts „gleich nach Oſtern oder im Sommer" in Ausſicht; am 17. Juli bat er um Geduld bis Michaelis; am 7. April 1824 meldete er, das Manuſcript der altengliſchen Theaterſtücke, die er mit Gründen Shakeſpeare zuſchreibe, ſei nun bald vollendet, und bot Cotta den Verlag ſeiner ſämmtlichen Werke an, für die ihm ein Buchhändler 8000, zwei andere bis gegen 10000 Thaler geboten hätten, während Reimer bedeutend weniger geben wolle. Am 10. Aug. 1830, im letzten Brief, der ſich vorfindet, ſchrieb er endlich an Cotta, er habe dieſem ſchon vor zwei Jahren die engliſchen Schauſpiele übergeben wollen, aber in Baden, wo er die Abſchriften durchſehen wollte, entdeckt, daß er von dem einen Schauſpiel die erſte Handſchrift vergeſſen habe. Er verſprach, die Vorrede und Einleitung[3] im Herbſt, nach der Zurückkunft von ſeiner Badereiſe zu liefern. Dieſe Ablieferung ſcheint ſich ebenfalls wieder länger hinausgezögert zu haben, denn erſt 1836 erſchienen jene Stücke, um eines vermehrt, im Cotta'ſchen Verlag. Durch alle dieſe Briefe geht zugleich die Bitte um Nachſicht wegen jener „veralteten Schuld".

Am 26. April kam Cotta auf der Reiſe nach Leipzig durch Weimar, hielt ſich aber nur einige Stunden auf. Er brachte den Kupferſtecher Müller aus Stuttgart mit. Schiller an Goethe, 28. April, und Cotta an Schiller, 11. Mai.

351. Cotta an Schiller.

(Leipzig, 5. Mai 1801.) (7. Mai.)

Zur Erholung bei meinem widerlichen Geſchäft habe ich Maria Stuart geleſen, und Sie, lieber Freund, können ſich daher vorſtellen, wie dringend mein Wunſch ſeyn muß, ſie in Weimar aufgeführt zu ſehen. Samſtag nach Himmelfahrt[4] bin ich gewiß gegen Morgen dort und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo bitte ich die Vorſtellung auf dieſen Tag für mich zu bewirken. Göthe hat mir ſchon voriges Jahr Hofnung zu Wallenſtein gemacht, die nicht realiſirt wurde, ich ſchmeichle mir nun dafür heuer glüklicher zu ſeyn.

---

[1] Frauendienſt oder Geſchichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein, von ihm ſelbſt beſchrieben, nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Tübingen 1812.

[2] Das heißt: durchgeſehen, der Ueberſetzer war nach Goedeke's Grundr. III. S. 21 Graf Wolf Baudiſſin.

[3] Die Schauſpiele ſelbſt waren alſo im Manuſcript endlich abgeliefert worden.

[4] Am 16. Mai. Wallenſtein wurde aufgeführt.

Ich bin nun lebhaft überzeugt, daß Maria Stuart auch in England groſſes Glük machen muß, und wenn diß nicht iſt, ſo fehlt es blos an der Ueberſezung. Es iſt freilich eine groſſe Arbeit ein ſolches Werk zu überſezen.

Herzliche Empfelungen an Ihre Frau Gemalin ꝛc. J. F. Cotta.

Gedenken Sie doch mein für den DamenCalender! — wo möglich neben dem anfangs Zugeſagten mit 1 oder 2 Gedichten! Halten Sie meine Bitte nicht für unbeſcheiden.[1]

355. Cotta an Schiller.

Leipzig 13 Mai 1801. [14 Mai]

Sie haben mir durch Ihr gütiges vom 11. d. eine groſſe Freude gemacht.

Freitag Abends gegen 5 Uhr reiſe ich mit Müller ab und werde alſo Sonnabend gegen 11 Uhr in Weimar ſeyn.

Ich möchte gern ſo lang als möglich in Ihrem Umgang ſeyn und werde daher vor Sontags Abends 7 Uhr nicht abreiſen.

Erhalt. Liebe ꝛc. J. F. Cotta.

Cotta traf, wie angekündigt, am 16. Mai in Weimar ein. Schiller notirte unter dieſem Datum in ſeinen Kalender: „Heut iſt Wallenſtein gegeben. Cotta von Leipzig zurükgekommen und mir 50 Karolin mitgebracht. Ich habe an ihn zu bezahlen 219 Gulden ihm. Er hat mir noch die Maria Stuart, den Macbeth und die zweite Auflage Wallenſteins zu bezahlen." Schiller hatte am 12. Mai Schelling eingeladen, zu dieſer Wallenſteinvorſtellung zu kommen und nach dem Stück mit Cotta und Goethe bei ihm zu Abend zu eſſen (Aus Schellings Leben. Leipzig 1869. I. S. 331.) Wallenſtein wurde „Cotta zu Ehren" aufgeführt (Waitz, Caroline II. 92). In dieſelbe Zeit fällt ein Billet Schillers an den Geh. Rath Voigt, worin er dieſen zu einem Mittageſſen auf dem Stadthaus in Weimar für etwa 12 Perſonen einladet, wozu Goethe den Profeſſor Genz und er (Schiller) den Kupferſtecher Müller aus Stuttgart und den Buchhändler Cotta aus Tübingen als Gäſte mitbringen werde (Schnorrs Archiv 1880, X. S. 171).

356. Cotta an Schiller.

Tübingen 9. Juni 1801. [18 Juni]

Seitdem ich Sie verließ, hätte mir Hr. v. Mellish ſchon 8mal die verſprochenen[2] Verbeſſerungen in der Maria Stuart zuſenden [können], allein es kam nichts an. Ich habe zwar gleich nach meiner Rükkehr davon aviſirt, allein es war ſchon zu ſpat, denn wie Sie aus der geſtern angekommenen Anlage[3] erſehen, ſo iſt die Ueberſezung bereits bekant gemacht. Hüttner iſt hiebei unſchuldig, da Hr. v. Melliſh jene 4 Bogen ja ſchon über 5 Monate in den Händen hat und alſo ſchon lange dieſe Anzeige hätte machen ſollen.

---

[1] Schillers Antwort auf dieſen Brief, vom 11. Mai datirt, Schill.Kal. 106, fehlt.

[2] Wohl bei Cotta's Beſuch in Weimar.

[3] Ein Brief Hüttners, der nicht mehr vorhanden iſt.

Was iſt nun zu thun? Das Beſte würde, glaub ich, ſeyn, wenn Hr. v. M. durch ſeine Freunde ſogleich direct nach London ſchribe, um die ärgſten Fehler durch die geleſenſten Journaux bekant zu machen.

Lebt ꝛc. J. F. Cotta.

Exemplare für Sie und Melliſh ſind unterwegs.

357. Schiller an Cotta.

Weimar 17. Jun. 1801. 26. Juni. / 14. Juli.

Anſtatt der Abhandlung über die weiblichen Charactere der Griechen,[1] die mir für den Zweck und übrigen Innhalt Ihres Calenders zu ernſthaft ſchien und auch Ihnen ſelbſt, wie mir däuchte, nicht recht zuſagte, habe ich einige Gedichte ausgeführt, die Ihrem Wunſch wahrſcheinlich mehr entſprechen werden. Ich bitte nur, daß ſie nicht gar zu enge gedruckt, und daß ſie von einander getrennt abgedruckt werden. Wenn es Ihnen ſo gefällt, ſo können Sie das kleine Gedicht Das Mädchen von Orleans betreffend, in den Schlegeliſchen MuſenAlmanach ſetzen. Doch iſt es mehr Ihre als meine Sache.[2]

Die VelinExemplare der Maria Stuart ſind noch immer nicht fertig. In den lezten Wochen hat Fromman zwar eine äuſere Verhinderung erhalten, weil man in Jena ſeine Glattmaſchine nicht dulden wollte, aber er hätte billig, wenn er Eifer für Ihren Vortheil gehabt hätte, ſchon vor einem Monat fertig ſeyn ſollen, da der lezte Bogen des Stücks ſchon am 20 April abgedruckt und die vorhergehenden Bogen ihm einzeln überliefert worden waren. Ich möchte Ihnen nicht rathen, ſich ſeiner in künftigen Fällen zu bedienen.

An Humboldt in Paris bitte ich ein Exemplar der Maria zu ſenden; wenn aber ſchon überhaupt Exemplare dorthin gekommen ſind, ſo iſt dieſe Weitläuftigkeit nicht nöthig.

Göthe iſt in Pyrmont[3] und nur mit Wiedererlangung ſeiner Geſundheit beſchäftigt; von ihm dürfen Sie für den Calender dißmal nichts erwarten, denn er iſt ſeit lange ganz unproductiv, und es iſt nur zu wünſchen, daß er nicht ganz alle ſeine poetiſche Thätigkeit verlieren möge.

---

[1] Eine Abhandlung dieſes Inhalts hatte Schiller demnach Cotta bei deſſen Anweſenheit in Weimar für den Damenkalender verſprochen.

[2] Der Damenkalender für 1802 enthält von Schiller: S. 153—160: Hero und Leander, S. 167—168: An *** (ſpäter: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ betitelt) und S. 171: Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans (ſpäter: „Das Mädchen von Orleans“). Hero und Leander war nach dem Kal. am 17. Juni, dem Datum des obigen Briefs, fertig geworden. Der Schlegel-Tieck'ſche Muſenalmanach f. 1802 enthält nichts von Schiller.

[3] Seit 5. Juni.

Meine Frau grüßt Sie und Madame Cotta aufs freundſchaftlichſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

Meine Schwägerin, die ſich Ihnen empfiehlt, giebt mir beiliegendes zum Einſchluß.[1] Die zweite Hälfte der Erzählung wird in den nächſten Poſttagen nachfolgen.

---

358. Schiller an Cotta.

Weimar 22. Jun. 180..[2] $\frac{\text{1. Juli}}{\text{24. Juli}}$

Hier die Fortſetzung der Zigeuner von meiner Schwägerin; ſpäteſtens in 8 Tagen kommt der Schluß, der noch einige geſchriebne Bogen beträgt.

Ich habe nichts hinzuzuſetzen als einen herzlichen Gruß von mir und den Meinigen. Ganz der Ihrige

Sch.

---

359. Schiller an Cotta.

Weimar 29. Jun. 1801. $\frac{\text{5. Juli}}{\text{24. Juli}}$

Ich habe mich endlich reſolviert, die längſt projectierte Reiſe nach der Oſtſee auszuführen und dort das Seebad zu verſuchen. Ich werde etwa in 21 Tagen von hier mit meiner Frau abreiſen und alsdann über Berlin und Dresden zurückkehren. Ich erſuche Sie daher, lieber Freund, weil meine Caſſe zu dieſer außerordentlichen Unternehmung nicht ganz zulangt mir etwa 40—50 Carolin entweder noch hieher zu übermachen, oder ſolche bei Ungern in Berlin niederzulegen, daß ich ſie bei meiner Rückreiſe von Dobberan dort finde. Auf alle Fälle aber bitte ich mir noch vor meiner Abreiſe einige Zeilen von Ihnen aus.

Von den neuen Gegenſtänden verſpreche ich mir neue Nahrung für den Geiſt, und von dem Seebad eine heilſame Wirkung auf meine Geſundheit, und dann kann mit erneuerter Luſt und Thätigkeit zu meinen Arbeiten zurück zu kehren. Auch meiner Frau wird dieſe Veränderung wie ich hoffe, wohlthuend ſeyn.[3]

---

[1] Die Erzählung „Der Zigeuner", abgedruckt im Damenkalender für 1802, S. 84–158.

[2] [illegible] im Brief weggelaſſen.

[3] [illegible] etwa 8 Wochen an die Oſtſee ins Seebad zu reiſen, nach [illegible] Berlin [illegible] vom 18. [illegible] Schiller [illegible] Am 8. Juli war [illegible] Schiller [illegible] Berlin und Dresden [illegible] Seebad [illegible] nach Dresden. [illegible]

Die an Sie abgegangenen Beiträge zum DamenCalender werden Sie erhalten haben. Meine Schwägerin freute ſich, aus einem heut erhaltenen Briefe von Ihnen zu erfahren, daß ihr Beitrag noch zu rechter Zeit kommt. Sie werden den Schluß deſſelben nächſtens erhalten.

Wegen der Engliſchen **Mary Stuart** habe ich Melliſchen gerathen, vor der Hand keinen Schritt zu thun, damit man das Werk durch Aufdeckung der begangenen Fehler nicht in übeln Ruf bringe. Es iſt Zeit, wenn der Abſatz einmal geſchehen, nachher ein Wort davon zu ſagen.[1]

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald von Ihnen hören.

Sch.

Cotta's Brief vom 21. Juli, die Antwort auf die Schiller'ſchen Schreiben vom 17. und 22. Juni, ſowie der Brief vom 28. Juli, die Erwiderung auf den vorſtehenden vom [illegible], ſind nicht mehr vorhanden. Der Schill.Kal. verzeichnet Cotta'ſche Briefeinläufe vom 11. und 16. Juli, deren Daten keinem der beiden vermißten Briefe entſprechen und die ebenfalls nicht aufzufinden ſind. Ebenſo fehlt der Brief Cotta's, der am 28. September in Weimar eintraf.

[illegible] Juli [illegible] Goethe, der erſt am 12. Juli das [illegible] Schreiben [illegible] Juli an Meyer, [illegible] Wanderung [illegible] nach Dresden und nicht an die Oſtſee [illegible] Von Weimar [illegible] Naumburg [illegible] Leipzig [illegible] „In Dresden angekommen." [illegible] Kinder [illegible] Rudolſtadt.

[1] Die engliſche Maria Stuart erſchien im Jahre 1801 im Cotta'ſchen Verlag und in Commiſſion [illegible] mit dem Titel: Mary Stuart, a Tragedy. By Frederick Schiller. Translated into English by J. C. M. Esq. London: Printed by G. Auld, Greville-Street, Holborn, for Cotta, Tübingen; Sold by Escher, Gerrard-Street, Soho, and Geisweiler, Parliament-Street. 1801. XVI S. (Preface of the Translator), 1 Bl. (1. Seite: Persons of the Drama, [illegible]) [illegible] Auf der letzten Seite [illegible] genannt, [illegible] Das Buch ſelbſt [illegible] J. C. M. Esq. [illegible] Maria Stuart [illegible] Dem Stück iſt auf Koſten des Herrn Cotta [illegible]

Johann Chriſtian Reinhart an Schiller.[1]

Rom den 1. Aug. 1801. [? Sept.]

Mein lieber Freund!

Ich habe mich alſo nicht geirrt, daß mein alter guter Schiller immer derſelbe geblieben, bis zum weiland vertraulichen Goliſer Er.

Sieht Er, ich ſtellte mir Ihn wirklich mit etwas von der Gravität der teutſchen Profeſſoren vor, die es den alten Kommeraden leicht übel nehmen, wenn ſie den alten jugendlichen Ton anſtimmen, und brauchte Reſpekt in meinem lezten Brief. (Gewiß iſt, Dr. Platner würde einem alten Bekanndten der ſich ſo was zu Schulden kommen lies, ſeine Aphoriſmen ums Maul ſchlagen.) Da Er nun den alten Accord gegriffen, ſo fahre ich wie billig darinn fort.

Aeuſerſt erfreulich war es mir einmal wieder ein Blatt in Händen zu haben, daß Er, an dem ich immer ſo gern gehangen habe, für mich voll geſchrieben. Es hat Ihn mir wieder ſo ganz vergegenwärtigt, und ich wünſche nichts, als Ihn von Angeſicht wieder zu ſehn. Deßhalb bitte ich Ihn recht ſehr, den ſchönen Vorſatz Italien zu ſehen, doch ja nicht wie einen leichten Traum verwehen zu laſſen. Nein, ſo was muß realiſirt werden! O Freund wie viel Genuß ſteht Ihm bevor! Was wollen wir auf den ſchönen lateiniſchen und Sabiner Bergen herumſteigen und recht ächt patriarchaliſch leben. Komm in das Land wo die Zitronen blühn — ꝛc. Er glaubt nicht, wie ſchön es iſt. Mir ſcheint was man von den Lotophagen ſagt nicht fabelhaft mehr, denn ich ſehne mich wirklich nicht nach Teutſchland zurück, — es ſey denn blos für ein Jahr. Da würde ich manchen alten Freund wieder ſehen, und Ihn würde ich vor Allen beſuchen, wenn er auch am äuſerſten nördlichen Theil davon lebte. Und das hoffe ich auch noch einmal ins Werk zu richten.

Beſſer iſts aber daß Er vor der Hand hieher kommt, und das mit Weib und Kind: denn davon würde Er ſich doch nicht trennen können, und daran thut Er Recht. Wie oft hab ich und Fernow zuſammen geſagt — Es iſt doch eine Schande, daß Schiller nicht hieher kommt für den gerade Rom eine rechte GoldMine ſeyn würde! Es nicht zu thun würde Er auch am jüngſten Tag nicht verantworten können. Alſo allen GewiſſensSkrupel zu vermeiden, friſch auf die Reiſe. Laß Ers vor zwey Jahre ſeyn, den groſen Jenaiſchen Jungens den Präzeptor zu machen, und komm Er hieher, auch wir wollen gern was von Ihm hören, und Er könnte bei der Gelegenheit den Kardinälen ein Collegium über die Moralität leſen, deren manche wol bedürfen. Ich wohne auf einer der ſchönſten und geſundeſten Höhen von Rom — ſehe über die Stadt vom Quirinal bis zur Porta del Popolo, wo Er hereinfahren wird — ſehe den Einfluß und Ausfluß der Tyber — und nahe hier bey will ich Ihm ein Logis finden — will Ihm ſeinen Maestro di Casa machen und Fernow den ambulirenden Antiquar — und das alles gratis. O wenn ich Ihm doch das Maul nach Rom recht wäßricht machen könnte!

Ich begreife wol, daß ſo was ſeine Schwierigkeiten hat und groſen Aufwand erfordert ſo ein ganzes Haus in Bewegung zu ſetzen wo man nicht blos ſeinen Körper hin füttern will, ſondern, wie ich glaube daß Ers gerne hat, alle Bequemlichkeit haben will. Indeſſen iſt dem Menſchen, der nur will, alles möglich.

---

[1] Der Maler Johann Christian Reinhart, geb. am 24. Jan. 1761 bei Hof, [illegible] Theologie in Leipzig und wandte sich dann unter Oesers Leitung der Kunst zu. Eine Pension des Markgrafen von Bayreuth setzte ihn 1789 in Stand, nach Rom zu reisen, wo er am 9. Juni 1847 starb. Schiller hatte ihn bei seinem Aufenthalt in Leipzig und Gohlis kennen lernen und blieb in brieflichem Verkehr mit ihm, bei welchem [illegible] Freunde [illegible] wurde. [illegible] Dieser Brief ist gedruckt. Reinharts ganzes Leben [illegible]. Er ist die Antwort auf einen noch nicht wieder aufgefundenen Brief Schillers vom 30. Juni 1801 [illegible]. Den 2. Juni hatte Schiller einen „Kupferstich aus Rom von Reinhardt“, den 8. einen Brief von „Reinhardt aus Rom“ erhalten. (Kalender.) Schillers Antwort auf obigen und auf einen andern, vom [illegible] März 1803 erhaltenen Brief, vom [illegible] März ist in der Weimarer Sammlung II. [illegible] abgedruckt, [illegible] vom 7. März [illegible].

Da leider die Lieblinge der Muſen nicht immer die Lieblinge des Plutus ſind, ſo giebts ja doch manchen reichen Kauz manchen teutſchen Fürſten, der ſonſt weiter zu nichts gut iſt, als daß er ſich eine Ehre daraus macht Genie zu unterſtützen, von ſolch einem laß Er ſich ein paar tauſend Scudi auf Credit geben, und Er wird in Kurzem 4—5 tauſend daraus machen. Fand ich doch da ich vor ohngefähr 4 Jahren eine Reiſe durch Sicilien machen wollte und ſelbſt zu einer ſo koſtbaren Reiſe nicht Geld genug hatte in einem teutſchen Kunſthändler einen Mann, der mir gegen Abtretung einer gewiſſen Anzahl von Zeichnungen, (die er hernach publiciren wollte und wovon ich 2 ſelbſt radiren ſollte) Wechſel bis auf 2000 Zechinen offerirte. — Die Reiſe mußte unterbleiben, weil es mir troz aller angewandten Mühe ohnmöglich war die dazu erforderlichen Päſſe von Neapel zu erhalten.

Freund! mach Ers doch möglich und komm Er. O was wollen wir göttlich vergnügt leben. Meine Familie kann ich Ihm nicht preſentiren als meine farbigten und ſchwarzen Kinder auf Leinwand und Pappier — aber einen braven neapolitaniſchen Hengſt — der jung und luſtig iſt — und den ſoll Er reiten ſo viel Er will. O komm Er doch bald, und beſinne Er ſich nicht lang.

Leb Er indeß wol und behalt Er fernerhin in freundſchaftlichem Andenken ſeinen treuergebenen

Reinhart.

---

360. Schiller an Cotta.

Weimar 21. Sept. 1801. 26 Sept
1 Okt

Seit geſtern ſind wir von Dresden wieder nach Weimar zurückgekommen,[1] und ich verſäume keinen Augenblick Ihnen, mein werther Freund, wieder ein Lebenszeichen zu geben. Die Reiſe hatte mich zum Briefſchreiben ganz unfähig gemacht, und Sie werden mir, wie meine andern Freunde, mein langes Stillſchweigen vergeben. Aus einer Reiſe nach der Oſtſee, die wir vor hatten, iſt bloß eine Reiſe nach Dresden geworden, wo ich mit meinem alten Freund Körner 6 angenehme Wochen zubrachte und mich der ſchönen Kunſtwerke[2] erfreute. Wir ſind alle geſund zurückgekommen und ich eile nun, das Verſäumte in meinen dramatiſchen Arbeiten hereinzubringen. Nach Berlin kam ich nicht, habe aber die 500 Carolin, die Sie ſo gütig waren, bei Ungern für mich anzuweiſen,[3] erhalten.

Mit großem Vergnügen habe ich aus dem Meßkatalogus erſehen, daß eine zweite Auflage von Maria Stuart und Macbeth zu Stande gekommen.[4]

---

[1] Ueber die Rückreiſe verzeichnet der Schill.Kal. folgende Daten: „15 September. Von Dresden abgereiſt. Zu Hubertsburg übernachtet. — 16. In Hohenſtädt übernachtet. — 17. Nach Leipzig gekommen. Jungfrau von Orleans in Leipzig gegeben (wo die bekannte Ovation für Schiller ſtattfand). — 19. In Weißenfels übernachtet. — 20. Von der Dresdner Reiſe zurückgekommen."

[2] Wie Caroline v. Wolzogen erzählt, beſonders der plaſtiſchen im Saal der Mengs'ſchen Abgüſſe.

[3] Vergleiche Ungers Brief an Schiller vom 8. Aug. 1801 in GSP S. 387. Unger fragte darin an, ob er die ihm von Cotta aufgetragenen 500 Laubthaler an Schiller ſchicken oder in Berlin auszahlen ſolle. Schiller, der den Brief am 3. Sept. in Dresden erhielt, antwortete am 4.

[4] Die erſten Auflagen beider Dramen ſind von Gädicke in Weimar, die zweiten von Cotta in Tübingen beſorgt. Die erſten Auflagen hatten 257, reſp. 181, die zweiten 200, reſp. 138 Seiten.

Die engliſche Maria Stuart habe ich noch nicht erhalten.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Madame Cotta aufs freundſchaftlichſte, und ich bin mit der aufrichtigſten Ergebenheit der Ihrige

Sch.[1]

361. Schiller an Cotta.

Weimar 13. Octob. 1801. [illegible]

Sie wollen wiſſen, lieber Freund, was Sie auf Oſtern von mir zu erwarten haben; dieſe Anfrage führt mich auf eine Erklärung, die ich Ihnen ſchon mündlich habe thun wollen, aber ich weiß nicht aus welcher Scheu vor allem Mercantiliſchen bis jezt verſchoben habe.[2]

Endlich glaube ich mich, was die Schriftſtellerei betrifft, auf dem Punkte zu befinden, wohin ich ſeit Jahren geſtrebt habe. Der ſchnelle und entſchiedene Erfolg, den meine neueſten Stücke, zu denen ich auch die Jungfrau von Orleans rechnen darf, bei dem Publicum gehabt haben, verſichert auch den künftigen Unternehmungen in dieſem Fache einen ungezweifelten Succeß, und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preiße ſteigern zu können. Sie kennen mich genug um zu wiſſen, daß Gewinnſucht nicht unter meine Fehler gehört, und eben ſo wenig iſt es ein unanſtändiger Dünkel, wenn ich meine Producte höher als ſonſt taxiere. Es hat eine edlere Urſache, deren ich mich keineswegs ſchämen darf, es entſteht aus der Begierde, meinen Arbeiten einen höhern innern Werth zu verſchaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße, und ich kann bei meiner abwechſelnden Geſundheit, nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes neues Stück iſt alles, was ich in Einem Jahre liefern kann, und ich will alſo nicht meine Lage ſondern meine Werke dadurch verbeſſern wenn ich ſie höher taxiere.

Indem ich annehme, daß Sie von meinen künftigen Stücken eine größere Auflage wagen können, beſonders wenn Sie das Stück in der Form eines Calenders geben; indem ich vorausſetze, daß der Abſatz von theatraliſchen Exemplaren gewiß und ein höherer Abſatz ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo glaube ich den Preiß von 300 Ducaten auf ein neues großes Originalſtück, ſo wie die Maria oder die Jungfrau iſt, ſetzen zu dürfen. Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anſpruchs an einen weitern Gewinn, der Abſatz mag ſo groß ſeyn als er will und der Auflagen ſoviele, als während drei Jahren davon erfolgen können; und reſervire mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterſchriften.

---

[1] [illegible]

[2] [illegible]

Ich führe Ihnen nicht an, daß andre Schriftſteller, denen ich nicht glaube weichen zu müſſen, eben ſo vortheilhafte Contracte geſchloſſen;[1] oder daß andre Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Diß ſind keine Argumente, die zwiſchen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie ſind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu laſſen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß einen beſtimmten Etat gründe, daß ich weiß woran ich bin und mich aller merkantiliſchen Rückſichten, die mir bei meinen Arbeiten nur ſtörend ſind, einmal für allemal entſchlage.

Wenn der Calender durch kein koſtbares Papier oder unnöthige Kupferverzierungen vertheuert wird, ſo ſind mit 1800 Exemplarien die abgeſezt werden, alle Koſten bezahlt.

Dieß iſt meine Erklärung und nun mögen Sie als Kaufmann und als Freund darüber verfügen.

Für die überſchikten Calender[2] wird Ihnen meine Frau noch beſonders Dank ſagen; Leben Sie recht wohl und meiner herzlichſten Freundſchaft für immer gewiß.

Schiller.

362. Cotta an Schiller.

Tübingen, 27. Oct. 1801. [illegible]

Mit dem größten Vergnügen willige ich in Ihren Vorſchlag vom 13. h. 300 Ducaten für jedes neue große Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen[3] und es würde mich betrüben, wenn Sie von mir nicht überzeugt wären, daß durch den Erfolg des Abſazes ein gleiches Reſultat herausgekommen wäre. Ich ſchmeichle mir, Sie kennen mich ſo weit und die Zukunft wird fürs Vergangne die Wahrheit hievon belegen; inzwiſchen ſehe ich wohl ein, daß eine feſt ausgemachte Summe etwas Angenemeres iſt. Wir wären alſo hierüber ganz im Reinen; was ich noch ſonſt thun kan, wird demunerachtet nach Möglichkeit geſchehen. Hätten wir nur 2 Feinde vom Leib! — die ſchlechten Buchhändler und die Nachdruker.

---

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] [illegible]

Da wir einmal auf diſem Gegenſtand der Abrede ſind, ſo wünſchte ich, Sie beſtimmten auch das Honorar für die Sammlung Ihrer Theatraliſchen Schriften. Sie werden dabei immerhin finden, daß Sie es mit einem Mann zu thun haben, der neben der Ueberzeugung, daß bei Schriftſtellern wie Sie das Honorar nie ein Aequivalent für die Arbeit ſeyn könne und daß mithin ein Accord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem ſolchen Falle erſchöpfe, ſobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt, auch Ihre Freundſchaft zu ſchäzen weiß. In dieſer leztern Hinſicht darf ich Ihnen daher auch wiederholen, daß es mich ſehr ſchmerzen würde, wenn ich nicht ſtets der einzige bliebe, der Ihre Werke verlegt, und daß es mich freut, Ihre bisherigen Zuſagen nun erfüllt zu ſehen. Auch in Hinſicht auf Ihre poetiſchen NebenArbeiten hoffe ich werde mein Damen Almanach immer den Vorzug haben. Sie kennen mich, ich darf Ihnen daher diß wohl ſagen, da es einen Theil meines Glükes ausmacht, mich in diſem Verhältniß zu ſehen. Außerdem iſt es auch Wunſch und Bitte des Intereſſes, für uns beide in gleichem Grad.

Wann darf ich nun auf etwas Neues rechnen? Wäre eine Abſchrift 3 Monate vor dem Druk möglich, ſo wäre diß gut, weil ich ſodann den Nachdruk im Oeſtreichiſchen durch Nachſuchung des Imprimatur in Wien niederſchlagen könnte.

Wann ſoll der erſte Band Ihrer Theatraliſchen Werke erſcheinen?

Iſt Göthe für mich ganz todt?

Inlage mein franzöſiſcher DamenCalender[1] für Ihre Frau Gemalin nebſt den herzlichſten Empfelungen von meiner Frau und mir an Sie beide ꝛc.

J. F. Cotta.

363. Schiller an Cotta.

Weimar 10. Dec. 1801. $\frac{1\cdot.\ \text{Dez}}{2\cdot.\ \text{Dez}}$

Entſchuldigen Sie mein langes Stillſchweigen lieber Freund auf Ihren lezten, ſo verbindlichen Brief. Ich war aber eine Zeitlang nicht wohl[2] und in den lezten Wochen war ich durch dringende Geſchäfte verhindert. Ich habe ein Stük von Gozzi, Turandot, ganz neu in Jamben für das Theater bearbeitet, das im nächſten Monat hier geſpielt werden ſoll; und über dieſer Arbeit blieb denn alle Correſpondenz liegen.[3]

---

[1] Der Almanach des Dames, der seit 1802 im Cotta'schen Verlag mit französischem Text [illegible] erschien und bis zum Jahr 18[illegible] fortgesetzt wurde.

[2] Er litt an einem [illegible] Katarrh.

[3] Schiller an Körner 2. und 16. Nov. Der Bearbeitung der Turandot legte Schiller die Uebersetzung von Werthes (Bern 1777) zu Grunde. Die erste Aufführung fand 1802 am 30. Jan., dem Geburtstage der regierenden Herzogin, statt.

Ich freue mich, wertheſter Freund, daß die mercantiliſche Angelegenheit zwiſchen uns ſo glücklich berichtigt iſt. Was die Sammlung meiner Schauſpiele betrift, ſo überlaſſe ich es Ihnen, ob Sie glauben, daß mir für den Band (der nicht über 30 und nicht unter 27 Bogen haben darf, denn die erſte Größe hat der Wallenſtein und die zweite der Carlos) 100 Carolins können bezahlt werden. Was jezt fertig iſt beträgt volle 5 Bände und dazu könnte am Ende des nächſten Jahrs Vorrath zu einem ſechsten Bande kommen. Der Anfang des Drucks könnte gleich im nächſten Herbſt gemacht werden, ſo daß Oſtern 1803 der erſte oder auch die zwey erſten Bände, wie Sie für gut finden, erſchiene. Ueber die Einrichtung wollen wir mündlich conferieren.

Sie fragen mich nach Gethen und ſeinen Arbeiten. Er hat aber leider ſeit ſeiner Krankheit gar nichts mehr gearbeitet und macht auch keine Anſtalten dazu. Bei den trefflichen Planen und Vorarbeiten die er hat, fürchte ich dennoch daß nichts mehr zu Stande kommen wird, wenn nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht. Er iſt zu wenig Herr über ſeine Stimmung, ſeine Schwerfälligkeit macht ihn unſchlüſſig und über den vielen LiebhaberBeſchäftigungen, die er ſich mit Wiſſenſchaftlichen Dingen macht, zerſtreut er ſich zu ſehr. Beinahe verzweifle ich daran, daß er ſeinen Fauſt noch vollenden wird.[1]

Es iſt gut, daß Sie wegen der Propyläen ſich erklärt haben,[2] doch hätte ich gewünſcht, daß Böttiger[3] nicht darein gemiſcht worden wäre.

Von Hamburg aus habe ich ein Exemplar der Engliſchen **Mary Stuart** erhalten; ich finde, daß es in einer andern Officin gedruckt iſt als Hüttner in ſeinem Brief angegeben.[4]

Den Treſſan, von dem Sie mir ſchrieben,[5] habe ich nicht erhalten. Sollten Sie ihn bei der Hand haben, ſo bitte ich darum.

Die Maſern ſind jezt hier in der Stadt und auch in meiner Familie.[6] Es iſt aber biß jezt gottlob recht gut damit gegangen.

Möchten wir immer von Ihnen und den Ihrigen erfreuliche Nachrichten hören. Meine Frau, die eben jezt auch nicht ganz wohl iſt, empfiehlt ſich Ihnen Beiden aufs herzlichſte. Ganz und immer der Ihrige

Schiller.

---

[1] Goethe hatte den Fauſt im Jahr 1801 nur wenig gefördert; daneben beſchäftigte er ſich mit der Ausführung der Natürlichen Tochter, von der er aber gegen Schiller nichts verrieth.

[2] Schon am 26. Juni hatte Schiller an Goethe nach Pyrmont über den Stand der Sache berichtet und deren Weiterführung auf die nächſte Zuſammenkunft Cotta's mit Goethe verſchoben.

[3] Der bekannte „Magiſter Ubique“, über den ſich die Freunde fortwährend wegen Klatſchereien, Indiſcretionen und rohen Schmeicheleien (vgl. Schiller II, 14. 225. 227., Sch.-G.-B. Nr. 574 ff.) zu beklagen hatten.

[4] S. S. 432, Z. 1. Die Sendung erfolgte durch den Commiſſionär, Buchhändler Hoffmann in Hamburg.

[5] In einem der verloren gegangenen Briefe. Der Treſſan, d. i. die vom Graf Louis Eliſabeth de la Vergne de Treſſan verfaßten Auszüge alter Ritterromane in der Bibliothèque universelle des Romans. Schon im März hatte Schiller durch Goethe eine Rittergeſchichte von Treſſan zu leſen bekommen. Vgl. Vorbemerkung in Goedeke's Schiller-Ausgabe, XVI. Bd. S. 314.

[6] Anfangs wurde nur Ernſt davon befallen. Später, nach dem Datum des obigen Briefs auch die beiden andern Kinder und Charlotte.

364. Cotta an Schiller.

Tübingen, 29. Dec. 1801. [8. Jan. 1802.]

Schäzbarſter Freund! Unſerm Wünſchen und Hofnungen nach ſind Maſern und alle WinterBeſchwerden glüklich an Ihrem Hauſe vorbeigegangen.

Es hat mich herzlich gefreut, unſre merkantiliſche Verhältniſſe nun ganz ins Reine geſezt zu ſehen. Die 100 Carolin für Einen Band Ihrer Schauſpiele ſind richtig bemerkt worden — auf Oſtern nemen wir alſo Abrede, wie und wann der Druk beginnen ſoll?

Wegen eines neuen Stükes und wann von dieſem der Druk angefangen werden könnte, ſchreiben Sie mir aber nichts. — Erfreuen Sie mich in Ihrem nächſten Brief damit. Noch bitte ich meines DamenCalenders doch eingedenk zu ſeyn! Von Ihrer Frau Schwägerin, der ich mich zu empfelen bitte, hoffe ich in gleicher Hinſicht nicht vergeſſen zu werden.

Was Sie mir von Göthe ſchreiben, iſt mir gar nicht erfreulich, und [illegible] einer Erklärung von meiner Seite in Hinſicht auf die Propyläen, welche Sie wünſchten daß Böttiger nicht darein gemiſcht worden wäre, ganz unerklärlich — hat etwa B. ſich etwas auf meinen Namen erlaubt? Geben Sie mir doch hierüber gefälligſt Auskunft.

Die Oeuvres de Treſſan ſind ſchon an Sie abgegangen.[1]

Von der Mary Stuart iſt von England aus eine Ueberſezung angezeigt, worüber ich nächſtens Auskunft erhalten werde.[2] Hrn. v. Melliſchs Ueberſezung findet gar keinen Abſaz.

Erhalten Sie doch Göthe in den beſten Geſinnungen für mich.

Haben Sie auch noch eine ächte Abſchrift von Ihrer vortreflichen Elegie auf Wekherlins Tod — ich beſize eine,[3] die uns viele Thränen koſtet; in der Anthologie iſt ein Abdruk, dem aber einige der ſchönſten Stellen fehlen.[4]

Ihre Jungfrau von Orleans[5] hat uns bis zum Entzüken ergözt: meine Frau hält Sie für einen Halbgott. „Sie wüßten einem Dinge aus dem Herzen und der Seele zu reißen, Sachen in Worten zu ſagen, die man nicht ausdrükbar glaubt, Sie ſeyen nicht im Stand, etwas zu ſchreiben, was nicht groß wäre ꝛc.“

---

[1] Mit einem verloren gegangenen Brief, [illegible]

[2] Melliſch berichtet in ſeinem [illegible] „Mary Stuart, a tragedy, tranſlated [illegible] London [illegible] [illegible]

[3] [illegible] S. 1, 266.

[4] Vgl. [illegible] S. 279–283 [illegible]

[5] Die Jungfrau [illegible] Schill.-Kal. [illegible]

Letzthin hatten wir einen Streit über folgende Stelle aus „Melancholie an Laura“:

Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —

Iſt der Sinn dieſer? Deiner Thränen Perlenflut hat zur Mutter das Entzücken — — Verzeihen Sie dieſe Frage, ſo wie, ob der Roman: Julius an Raphael nicht bald ins Publikum kommen werde?[1]

Die herzlichſten Empfehlungen an Sie und Ihre verehrungswürdige Frau und unſre beſten Wünſche bei dem Jahreswechſel.

J. F. Cotta.

365. Schiller an Cotta.

Weimar 2.[2] Jannar 1802. 11. Jan. 16. Jan.

Nebſt meinen beſten Wünſchen zum neuen Jahr, welches nunmehr das neunte unſerer mir ſo erfreulichen Freundſchaft iſt, ſage ich Ihnen den ſchönſten Dank für die überſchickten mir ſo angenehmen Sachen. Müllers ſchönes Geſchenk[3] hat mich und meine Frau auf das höchſte überraſcht; oft ſchon hatte ich meinem Schwager den Beſitz dieſes Werks beneidet, und nun ſehe ich mich wider alle Erwartung ſelbſt in ſeinem Beſitz. Haben Sie die Güte, Ihm, bei gefälliger Ueberſendung des Einſchluſſes,[4] meinen und meiner Frau herzlichen Dank für dieſes meiſterhafte Werk zu verſichern.

Treſſan iſt um den Preiß von 2 Carolin eine ſehr wohlfeile und ſchöne Acquiſition, für deren Beſorgung ich Ihnen aufs beſte danke.

Meine neue Bearbeitung der Turandot von Gozzi iſt fertig[5] und wartet auf

---

[1] Die Briefe „Julius an Raphael“ waren erſt unter dem Titel „Philoſophiſche Briefe“ in der Thalia von 1786, 3. Heft, S. 100—139 (mit einer Fortſetzung von Körner im 7. Heft der Thalia von 1789) erſchienen, dann in den 1. Band der Kleineren proſaiſchen Schriften, 1792, S. 99—162 aufgenommen worden. Aber nicht dieſe „Philoſophiſchen Briefe“ hatte Cotta im Auge, aus denen er auch nicht die Bezeichnung derſelben als „Roman“ hätte ſchöpfen können, ſondern das in den Philoſophiſchen Briefen mit Weglaſſung zweier Strophen und einzelnen Veränderungen wieder abgedruckte Gedicht „Freundſchaft“, das in der Anthologie von 1782 S. 148—151 mit der Titelbemerkung veröffentlicht worden war: „aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman“ (SS. I, 256). Auch das weiter oben erwähnte Gedicht „Melancholie an Laura“ hatte Cotta in der Anthologie (S. 166—172; SS. I, 295—298) geleſen; auf die [illegible] derſelben kam er durch die Vergleichung des Separatdrucks der Elegie auf Weckherlin mit dem Abdruck in der Anthologie.

[2] Expedirt am 3. Jan.; Schill.Kal. 117.

[3] Prof. Johann Gotthard v. Müller in Stuttgart hatte Schiller ſeinen Stich der Schlacht bei Bunkershill nach Trumbull zum Geſchenk gemacht, an welchem er bei Goethe's Beſuch in Stuttgart 1797 beſchäftigt war und worüber der Letztere am 30. Aug. an Schiller berichtete (Sch.G.B. Nr. 367 a). Für Glas und Rahmen zu Müllers Kupferſtich bezahlte Schiller am 15. Jan. 1802 8 Rthlr. 12 Gr. (Schill.Kal. 117).

[4] Beſtehend in einem Brief an Müller vom 3. Jan. 1802 (mitgetheilt von A. v. Keller in ſeinen Beiträgen zur Schillerliteratur, 1859, S. 61) und einem, mit einer eingeſchriebenen Dedikation verſehenen Exemplar der Maria Stuart. Schillers Gegengabe.

[5] Seit dem 27. Dezember; Sch.G.B. IV, 253.

Ihre Verfügung. Da ich das Manuſcript aber an die Theater verkaufen kann, ſo iſt es beſſer mit der Herausgabe bis auf Michaelis zu warten, und es hat alſo mit dem Druck bis nach Oſtern Zeit. Es wäre vielleicht zur Veränderung nicht übel eine zierliche Edition in ganz kleinem Octav, wo es alsdann etwa zwölf Bogen betragen wird, davon zu veranſtalten und das Werkchen mit einem Kupfer zu verzieren.[1] Da man 9 Monate dazu Zeit hat, ſo kann etwas Gutes zu Stande kommen. Vielleicht macht **Ramberg**[2] die Zeichnung und wählt das Sujet ſelbſt (er kann ſich ganz nach der proſaiſchen Ueberſetzung des Gozzi richten, welche Werthes gemacht hat, weil in dem weſentlichen nichts von mir abgeändert iſt.) **Kohl** in Wien liefert Ihnen vielleicht den Kupferſtich.

Zu Ihrem DamenCalender ſollen Sie zu rechter Zeit einen Beitrag von mir erhalten.

Mein Schwager iſt ſeit ſeiner Zurückkunft von Petersburg hier ſehr glücklich geweſen. Er iſt wirklicher Geheimer Rath des Herzogs und Oberhofmeiſter worden, und hat alſo wirklich Urſache, ſeinen guten Sternen zu danken, die ihn aus Wirtemberg nach Sachſen geführt haben.[3]

Da ich höre, daß meine Mutter ſich nicht wohl befindet und deßwegen nach Stuttgardt gegangen, ſo bitte ich Sie, Ihr auf meine Rechnung, außer der Ordnung 25 Gulden gütigſt zu überſenden. Ich lege dieſen Brief an ſie bey und bitte ſolchen aufs baldigſte zu befördern.[4]

Meine Frau empfiehlt ſich nebſt mir Ihnen und den Ihrigen aufs freundſchaftlichſte.

Schiller.

---

[1] Turandot erſchien 10 Bogen ſtark, in klein Octav, aber ohne Kupfer.

[2] Vgl. S. 14, A. 1.

[3] Vgl. SchB. IV, 230 und Weim. Jahrb. S. 238, wonach Schiller an Göſchen ſchrieb, er befinde ſich jetzt durch die 3 geheimen Räthe: Goethe, Voigt und ſeinen Schwager, in den beſten Verhältniſſen. Bereits gegen Ende des Jahrs 1799 hatte ſich Wolzogen im Auftrag des weimariſchen Hofes nach Petersburg begeben, um die Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürſtin Maria einzuleiten. Nach dem Tod des Kaiſers Paul I. am 24. März 1801 wurde er wieder hingeſandt, brachte die Verlobung mit der Schweſter des neuen Zaren glücklich zu Stande und wohnte der Krönung Alexanders in Moskau bei. Schon am 1? Aug. 1801 wurde ihm der Charakter als Oberhofmeiſter der künftigen Erbprinzeſſin ertheilt, und mittelſt Decrets vom 4 Dez. deſſelben Jahrs erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rath, der oberſten Landesbehörde zu Weimar. Im Frühjahr 1802 begleitete er im Auftrag des Herzogs den Erbprinzen nach Paris und an mehrere deutſche Höfe.

[4] Schill.Rel. S. 117. In einem Brief vom 19. Dez. 1801 an ihre Tochter Luiſe ſprach Schillers Mutter den Entſchluß aus, weil das beſchwerliche Uebel noch nicht aufhören wolle, und da Dr. Jacobi, ein Freund ihres Sohnes, es zu ihrer beſſern Herſtellung wünſche, in Stuttgart eine Kur zu gebrauchen. Bei der Wittwe und Tochter eines Lieutenants Stoll, die ſie bei der Nachricht von ihrer Erkrankung von Leonberg abholten, fand ſie freundſchaftliche Aufnahme und Koſt und Wohnung. Da ſich indeß ihr Krankheitszuſtand verſchlimmerte, holte Luiſe Franckh ſie am 12. Februar 1802 von Stuttgart ab und brachte ſie nach Kleversulzbach, wo ſie von Dr. Hehl aus Neuſtadt behandelt wurde, der beſtändige Berichte über ihr Befinden an Dr. Jacobi nach Stuttgart und Hoven nach Ludwigsburg ſchrieb. (Schillers Beziehungen 285 f.) An Chriſtophine ſchrieb Schiller am 18. Jan., und am 4. Febr. an Hoven, in deſſen Hilfe und Pflege er ſeine Mutter gern gegeben hätte. (Hoven, Selbſtbiogr. S. 388.)

Chr. G. Schütz an Schiller.

Jena den 17. Jan. 1802 (18. Jan.)

Indem ich Ihnen, Verehrungswürdigſter Herr Hofrath, ſowohl für Ihre Bemerkungen über die Recenſion der Maria Stuart,[1] als für die Communication der ſchönen Ueberſetzung von Hrn. Melliſh verbindlichſt danke, lege ich Ihnen nun auch die Rec. von der Jungfrau von Orleans vor, von einer andern Hand, die ich ſelbſt noch nicht weiter als aus dieſer Rec. kenne. Denn ihr Verfaſſer iſt mir durch einen unſerer Mitarbeiter in Leipzig als ein ſehr guter Kopf empfohlen worden, er wollte ſich nicht eher nennen, bis wir uns entſchloſſen hätten die Rec. aufzunehmen. Er geht nun allerdings tiefer in äſthetiſche Theorien ein als jener; iſt aber freilich auch weniger populär, und wird an einigen Stellen gewiß von nur wenigen verſtanden werden. Ich wünſchte freilich daß ich dem erſten noch mehr von der Tiefe, und dem lezten mehr von der Eleganz und Klarheit geben könnte, die in der Abhandlung über Anmuth und Würde herrſcht. Indeſſen iſt eine Verbindung beider Vorzüge immer etwas höchſt ſeltenes. Doch können Winke über das was beiden abgeht, gewiß beiden nützen; und ich wünſchte daher ſehr von Ihnen ein Paar Worte auch über dieſe Recenſion zu erhalten; welche dieſen Kritiker ermuntern und belehren könnten.

Ihre Bemerkung über das HauptIntereſſe in der Maria Stuart hat in mir wieder den Wunſch erneuert, daß eminente Dichter in einer Vorrede, oder Selbſtrecenſion von Ihrem Plane Rechenſchaft geben möchten. Sie thäten damit nichts anders, als was ein Künſtler thut, der einem den Standpunkt anweiſet, aus welchem ſein Gemälde am beſten betrachtet werden könnte.

Ich wünſchte in Ihrer Antwort zugleich zu erfahren, ob man Hrn. Melliſh wohl als Ueberſetzer nennen dürfe, da er ſich ſelbſt auf dem Titel hinter die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens verſteckt. Mit innigſter Verehrung Ihr gehorſamſter Diener

Schütz.[2]

Goethe an Cotta.

(Jena[3] am 25. Jan. 1802.) 1. Febr.
5. Febr.

Nachdem ich das neue Jahr beſſer als das vorige angefangen habe, ſo ſehe ich mich, beym Ordnen meiner Geſchäfte, auch nach den alten Briefſchulden um; da ich denn finde daß ich ſchon gar zu lang verſäumt habe auch Ihnen ein Lebenszeichen zu geben.[4]

---

[1] In Nr. 1 und 2 der Allg. Lit.-Ztg. 1802, Sp. 1—16.

[2] Schillers Antwort auf dieſen Brief, zu welchem auch Schill.-B. Nr. 536 zu vergleichen iſt, findet ſich in Chr. G. Schütz, Darſtellung ſeines Lebens &c. von ſeinem Sohne Fr. K. J. Schütz, II, 412 mitgetheilt, wo ſie irrthümlich vom 20. Oct. datirt iſt, während das Datum in den Jan. fällt. (Der Schill. Kal. verzeichnet einen Brief an Schütz unter dem 22. Jan.) Schillers Antwort enthält eine entſchiedene Ablehnung jener Recenſion der Jungfrau von Orleans; er will die ganze leſende Welt auffordern, ob dieſelbe auch nur die geringſte Anſchauung ſeines Trauerſpiels enthalte, und ob ihr Verfaſſer, als welchen er J. A. Apel bezeichnet, auch nur in Einem Stücke in die innere Oekonomie deſſelben eingedrungen ſei. Ebenſo weiſt er es ab, ſelbſt das Amt eines Kritikers bei ſeinen Werken zu übernehmen. Früher, wo er noch an die Möglichkeit einer allgemein gültigen Kunſttheorie glaubte, hätte er dieß vielleicht gethan; jetzt aber müßte er nur fürchten, zu ſehr von der Produktion abzukommen, wenn er ſich noch mehr auf die Theorie einlaſſen wollte. Die Recenſion erſchien in Nr. 14—16 der Allg. Lit.-Ztg. vom Jahr 1802. Joh. Aug. Apel, geb. zu Leipzig 1771, geſtorben daſelbſt als Rathsherr am 9. Aug. 1816, iſt hauptſächlich durch ſein „Geſpenſterbuch“ und ſeine Metrik (Leipzig 1814—1816) bekannt.

[3] Goethe war ſeit 17. Januar in Jena, mit der Büttner'ſchen Bibliothek beſchäftigt.

[4] Goethe's letzter Brief an Cotta war vom 11. Mai 1801.

Indem ich mich nun alſo gegenwärtig dazu entſchlieſſe, ſo fange ich damit an daß ich für die verſchiedenen, aus Ihrem Verlag mir verehrten Schrifften, als die allgemeine Zeitung, die engliſchen Miscellen, beyde Almanache[1] u. ſ. w. vor allen Dingen meinen beſten Dank abſtatte.

Was die Propyläen betrifft, ſo denken wir damit eine Zeit lang um ſo mehr zu pauſiren, als meine gegenwärtige Lage mir einen lebhafteren Betrieb unmöglich macht und eine periodiſche Schrifft, davon jedes Jahr nur allenfalls Ein Stück herauskäme, bey dem ohnehin ernſten und beſchränkten Inhalt, kein groſſes Glück zu machen verſpricht.

Wir haben daher den recenſirenden Aufſatz, über die dießjährige Kunſtausſtellung, welche beſonders intereſſant geweſen, als eine der vierteljährigen Beylagen zur Litteraturzeitung beſtimmt.[2]

Da Sie eine vorläufige Anzeige von dieſer Ausſtellung in die allgemeine Zeitung eingerückt,[3] ſo hätten Sie ja wohl die Gefälligkeit einen kurzen Auszug aus gedachtem Aufſatz, der nunmehr auch zu Ihnen gekommen ſeyn wird, gleichfalls einrücken zu laſſen.[4]

Die Mionnetiſchen Paſten, deren Beſorgung Sie mir vor geraumer Zeit gefällig verſprochen, habe ich bisher, wie ich nicht läugnen will, mit einiger Ungeduld erwartet, indem ich zu gewiſſen Studien derſelben äuſſerſt bedürfte. Wäre es nicht möglich dieſe Acquiſition zu beſchleunigen?[5]

Ich würde auch alsdann mir die Freiheit nehmen Sie um eine Berechnung zu erſuchen, wie wir eigentlich zuſammen ſtehen? Damit das Vergangene berichtigt werde, wie ich denn für die Zukunft nichts ſo ſehr wünſchte, als Ihnen bald etwas bedeutendes zum Verlag anbieten zu können.

Empfehlen Sie mich den Ihrigen beſtens und erneuern Sie mein Andenken in Ihrem Kreiſe, der ich recht wohl zu leben wünſche.

J. W. Goethe.

---

[1] Damenkalender und Schlegel-Tieck'ſcher Muſenalmanach.

[2] Nach der von Schiller in ſeinem Brief an Goethe [illegible] Juni 1801 [illegible] Der Bericht erſchien in der Extrabeilage zum 4. Quartal der Allg. Lit. Ztg. Jahrgang 1801, S. I–XXVIII, mit [illegible] Abbildungen auf einer Kupfertafel. Unterzeichnet: „Weimar den 1. Januar 1802. Die Weimariſchen Kunſtfreunde. J. W. Goethe." (Vgl. Kippenbergs Goethe-Katalog [illegible])

[3] „Weimariſche Preisaustheilung in Weimar" in Nr. [illegible] der Allg. Ztg. vom [illegible] Okt. 1801, [illegible]

[4] Die Allgemeine Zeitung brachte keinen Auszug.

[5] Am 11. Mai 1801 hatte Goethe an Cotta geſchrieben: „Die Sammlung von Münzabgüſſen in Schwefel, welche der Bürger Mionnet in Paris beſitzt, iſt bekannt genug, der darüber ausgegebene Catalog beläuft ſich auf 1412 Nummern. [illegible] Le prix de [illegible] empreintes, prises à Paris, est de [illegible] francs. [illegible] à ceux qui prendront la collection complète. [illegible] 1412 Nummern. [illegible] des Neuen Teutſchen Merkurs" von 1799, S. [illegible] [illegible] Eine Anzeige der Gebrüder [illegible] in Weimar, [illegible] Mionnet'ſchen Münzabgüſſe betreffend, [illegible] Stück [illegible] angeboten werden, [illegible] vom N. T. Merkur 1800 [illegible] S. XII.

366. Cotta an Schiller.

Tübingen, 26. Jan. 1802. [4. Febr.]

Jch bin Jhnen noch meinen herzlichen Dank für Jhren freundſchaftlichen Brief vom 2. ſchuldig und wünſche, daß wir noch manche Jahre in dieſem für mich ſo glüklichen Verhältniß zubringen möchten. Müller iſt durch Jhr gütiges ſehr erfreut. Jhrer Frau Muter habe ich ſogleich die fl. 25 nebſt Jhrem Brief einhändigen laſſen.

Die Nachricht von Jhres Hrn. Schwagers Beförderung hat mir groſſe Freude gemacht: ſein Genius führte ihn ſehr glüklich von uns weg, wo er nie ſo nach Verdienſt wurde belohnt worden ſeyn, unerachtet Männer von ſeiner Art bei uns gerade am meiſten fehlen.

Wegen des Druks von Turandot nemen wir alſo auf Oſtern Abrede — ſolte er nicht ganz wie die Jungfrau von Orleans in Almanachs-Format herauskommen? Da ich mit Ramberg in keiner Verbindung bin und ſelbſt ſeinen Aufenthalt nicht kenne, ſo laſſe ich von Wächter eine Zeichnung machen.

Sie haben mir nichts in Hinſicht auf meine Anfrage wegen Böttichers Einmiſchung in die PropyläenAngelegenheit gemeldet: ich wäre Göthe's wegen ſehr begierig darauf.

Wie viel Geld ſoll ich Jhnen auf Oſtern mitbringen? Falls Sie nichts früher verlangen.

Erhalten Sie doch mein Andenken bei Göthe — ich hoffe durch Jhr Fürwort auch von ihm etwas für den DamenCalender zu erhalten.

Unſre herzl. Empfelungen an Sie und Frau Gemalin

J. F. Cotta.

367. Schiller an Cotta.

Weimar 5. Febr. 1802. $\frac{12. \text{Febr.}}{15. \text{Febr.}}$

Sie haben mir ehmals erlaubt, werthester Freund, im Falle daß ich zum Ankauf eines Hauſes einen Vorſchuß an Geld nöthig haben ſollte, mich an Sie wenden zu dürfen. Dieſer Fall iſt jezt gekommen, und da ich die Gelegenheit nicht aus der Hand laſſen möchte, ſo mache ich von Jhrer Güte Gebrauch.[1] Jch kann zwar einen Theil der Summe von meiner Schwiegermutter erhalten und auch etwas auf dem Hauſe ſtehen laſſen, aber eine Summe von 2600 Gulden brauche ich doch, weil mich das Haus mit den nöthigen Reparaturen auf 8000 Gulden zu ſtehen kommt; ſo theuer wohnt man in unſerm ſchlechten Neſt. Meinen Garten in Jena, von dem ich jene Summe nehmen könnte, wollte ich nicht gern mit Nachtheil verkaufen.[1]

---

[1] Schon am 6. November 1800 hatte Schiller an Körner geſchrieben, er hoffe zu Anfang des nächſten Jahres den Ankauf eines Hauſes zu Stande [illegible] und müſſe dazu alles baare Geld, das er eingenommen habe, [illegible]. Das Haus, welches er ankaufte, war jenes, welches Mellish vor wenigen Jahren an der Esplanade hatte bauen laſſen. Nach dem [illegible] erbat ſich Schiller am 10. Febr. das Honorar für die neue Ausgabe der [illegible] auf den Oſtermeßzahltag, da er alles, was er hatte und zuſammenbringen konnte, habe auf den Hauskauf verwenden müſſen. Das Haus koſtete 4200 fl., wie er an Chriſtophine ſchrieb, oder nach dem Schill.Kal. (S. 124) 4200 Rthlr. Paſtor [illegible] in Nieder-Roßla gab am 1. März 1802 [illegible] Rthlr. auf Hypothek, und auch Goethe leiſtete einen Vorſchuß (Gst 122. 123; [illegible] [illegible]).

Da ich wahrſcheinlich einen vortheilhafteren Contract ſchließen werde, wenn ich dem Verkäufer, der etwas derangiert iſt, gleich eine Summe baar auszahlen kann, ſo wäre es mir freilich ſehr lieb jene Summe oder doch die größere Hälfte derſelben ſobald als möglich zu erhalten. Mein Schwager reiſt in der Mitte dieſes Monats mit unſerm Prinzen ab, um eine Tour nach Wien und nach Paris mit ihm zu machen. Er wird gegen Ende dieſes Monats in Stuttgardt mit ihm eintreffen. Wenn ich alſo recht bald Nachricht von Ihnen erhalte, daß meinem Schwager jene Summe oder ein Theil derſelben gegen Ende Februars dort ausgezahlt werden kann, ſo kann ich mir das Geld von hieſiger Kammer auf Ihre Verſchreibung auszahlen laſſen und Zeit und Porto wird erſpart. Doch verſteht ſich, daß Sie dadurch nicht geniert werden dürfen.

Ich zahle meiner Schwiegermutter für ihren Vorſchuß 4 pro Cent; und muß Sie bitten, werthester Freund, ſich dieſe Einrichtung gleichfalls gefallen zu laſſen; denn da ich jene Summe nicht von meinen neuen Arbeiten, davon ich das Honorar zu meiner Subſiſtenz brauche, ſondern von der Sammlung meiner theatraliſchen Schriften und folglich nur langſam abtragen kann, ſo würden Sie dabei zu viel verlieren, wenn das Capital Ihnen ganz todt daläge. Bei 4 pro Cent aber habe ich gar keinen Verluſt.

Ich danke Ihnen recht ſehr für die gütige Beſtellung meines Auftrags an meine Mutter.

Bei Göthen will ich thun was ich kann, um Ihnen einen Beitrag von ihm für den DamenCalender zu ſchaffen. Aber noch ſehe ich nicht, wo es herkommen ſoll, da er in ganz andern als poetiſchen Beſchäftigungen ſteckt. Es hatte ihn verdroſſen, daß Sie Böttigern wegen des Gangs der Propyläen Eröfnungen gethan, weil er nicht gut gegen ihn geſinnt iſt und B., deſſen Indiſcretion bekannt iſt, mit Begierde alles ergreift und verbreitet, was der guten Sache, für welche Göthe ſtreitet, Nachtheil bringt.

Uebrigens könnte es nicht ſchaden, wenn Sie Sich Göthen durch ein paar Zeilen ſelbſt wieder in Erinnerung brächten.

Meine Schwägerin denkt im April auch nach Paris zu gehen, und es wird ſchwer halten, daß Sie für den dißjährigen DamenCalender etwas beträchtliches leiſtet. Doch hat ſie mir verſprochen, das mögliche zu thun.[1]

---

[1] Garten und Gartenhaus in Jena bot Schiller am 19. Februar Hufeland an; 1150 Rthlr. habe ihn der Ankauf gekoſtet, und über 300 Rthlr. habe er darein verbaut. Im Sommer 1802 vermiethete er es nebſt den übrigen Parthien an Prof. Thibaut um 50 Rthlr.; den Garten räumte er dem aus dem Kloſter Banz entflohenen Prediger J. B. Schad ein, der in Jena promovirte und ſich als Docent niederließ. Düntzer, Erläuterungen zum Schiller-Cotta'ſchen Briefwechſel, S. 214. [illegible] Nr. 214. Profeſſor Thibaut kaufte dann Schiller das Gartenanweſen ab und bezahlte ihm am 27. April 1803 515 Thaler, wie es ſcheint die Hälfte der Kaufſumme, deren andere Hälfte auf dem Haus ſtehen blieb.

Leben Sie wohl mein wertheſter Freund. Meine Frau, die ſich nebſt den Kindern wohl befindet, grüßt Sie und Ihre liebe Frau aufs beßte. Ganz der Ihrige Schiller.

---

368. Cotta an Schiller.

Tübingen, 15. Februar 1802. [25. Febr.]

Ihr werthes vom 5 h. kam leztern Poſttag kaum 1 Minute vor Abgang der Poſt, und da ich diſe wegen der kurzen Zeit vor der Abreiſe Ihres Hrn. Schwagers nicht verſaumen mochte, ſo mußte ich mit meiner Antwort ſehr eilen.[2] Um diſe alſo zu beſtätigen und für den möglichen Fall, daß ein ſolcher Brief verloren ging, wiederhole ich alſo, daß die fl. 2600 zu Ihrem Hauskauf, wozu ich herzlich Glük wünſche, Ende Februars in Stuttgart bereit liegen ſollen; auch kan ich, wenn diß Ihrem Hrn. Schwager zuträglicher ſeyn ſolte, die ganze Summe oder einen Theil derſelben bei Recamier in Paris anweiſen. Wollen Sie ihm diß einſtweilen nebſt meinen unterthänigen Empfehlungen ſagen und mir doch ſogleich ſeine wahrſcheinliche Ankunft in Stuttgart melden, um mich zu rechter Zeit dort einzufinden.

Wenn Sie es ſo haben wollen, ſo berechne ich alſo diß Capital zu 4 Procent.

Was ich Ihnen auf die OſterMeſſe ausbezalen ſoll, zeigen Sie mir gef. bei Zeiten an, damit ich meine Rechnung darnach mache — übrigens habe ich auch immer Geld in Leipzig.

Ich kan nicht begreiffen, daß Göthe, der mich doch kennen ſolte, glauben kan, ich hätte Böttiger Eröfnungen wegen der Propyläen gethan: alles was ich in diſer Sache weiß, iſt, daß B. fragte, ob ich die Propyläen fortſeze,[3] und daß ich ihm hierauf erwiderte, diß hange von Göthe ab, und als er mir erwiderte: „aber Sie haben doch keinen großen Gewinn daran?" ſo antwortete ich ihm: „ich habe die Unternemung nicht des Gewinns ſondern der Sache wegen gemacht." Es wäre ſonderbar von mir geweſen, wenn ich eine andre als diſe Antwort gegeben hätte, denn bei einem Werk, das in Weimar gedrukt und ſpedirt wird, läßt ſich aus der Anzahl der den Buchbindern abgegebenen Exemplare ohne groſſe Mühe berechnen, daß ich wenigſtens nichts gewinne, wenn man das Honorar auch noch ſo mäſſig berechnete. Ich bitte Sie mein Vertreter bei Göthe zu ſeyn; es wäre doch ſonderbare Fügung, wenn ein Opfer von fl. 2500, das ich durch diſe Unternemung G. brachte, einen Gegenſtand beträfe, der mich um deſſen Gunſt brächte oder ſie verminderte. Ich kan diß nicht bergen, da er mir Anfangs diſes Jahrs ſehr freundſchaftlich ſchrib, und ich kan ganz ſorglos ſeyn, wenn Sie für mich ſprechen. Beantwortet habe ich ihm ſeinen Brief auf der Stelle und meine Bitte wegen des DamenCalenders vorgetragen.

---

[1] Sie reiſte am 13. Mai auf den Wunſch ihres Gatten zu ſeiner Pflege von Bauerbach nach Paris, wo ſie am 2. Juni eintraf. Wegen eines Beitrags zum Damenkalender ſchrieb ſie an ihre Schweſter: „An den Cotta werde ich wohl noch etwas zuſammenbringen, ich habe in dieſen Tagen Plane zu unſäglichen Stücken gemacht, die ich in zehn Leben nicht ſchreiben könnte, doch bleibt nur etwas davon." (Charl. Schiller. II. 66.) Der Damenkalender für 1803 enthält nichts von Karoline v. Wolzogen.

[2] Er iſt nicht vorhanden. Nach dem Schill.Kal. traf er am 19. in Weimar ein.

[3] Unter den Briefen Böttigers an Cotta, die von 1798 bis zum Juni 1834 gehen, finden ſich keine aus den Jahren 1801—1803. In anderen Briefen kommen mehrfache anerkennende Aeußerungen über die Propyläen vor. Am 3. Nov. 1798: „Die Propyläen ſind herrlich. Aber es muß den Harthörigen doch ins Ohr geſchrieen werden, ſonſt werden ſie nur gelobt und nicht geleſen, noch gekauft." 21. Nov.: „Die Propyläen müſſen Sie nicht ſinken laſſen und ja nicht aus dem Abſatz der erſten 2 bis 3 Stücke ſich wegen der Chancen irre machen laſſen. Schiller will ja künftig, wie ich höre, in Rückſicht auf die Horen auch ſo. Es muß gehen." Am 2. Dez.: „Herzlich gern wollte ich von den 2 erſten Stücken der Propyläen eine beſondere Anzeige für eine Beilage (der Allg. Ztg.) machen. Allein Goethe iſt äußerſt häklich zu behandeln. Ich habe abſchreckende Erfahrungen davon."

Erhalten Sie mich bei Ihrer Frau Schwägerin in gutem Angedenken: Sie wird doch auf Ihrer Reiſe nach Paris auch Stuttgart beſuchen? Von hier bin ich nie ſo kühn zu ſchreiben, da wir auſſer unſerer Natur nichts haben.

Die herzlichſte Empfelungen an Ihre Frau Gemalin und die lieben Kinder.

J. F. Cotta.

Von Wallenſtein's Portrait habe ich einen vortreflichen Kupferſtich nach einem Gemälde von Van Dyk — durch Rapp erhalten, ſoll ich diß nicht gelegentlich ſtechen laſſen?

369. Schiller an Cotta.

Weimar 23. Febr. 1802. $\frac{\text{9. März}}{\text{13. März}}$

Nehmen Sie, werthester Freund, meinen herzlichen Dank für Ihre groſſe Gefälligkeit an; ſie ſezt mich in Stand meinen alten Wunſch endlich zu realiſieren. Mein Hauskauf iſt vor ſich gegangen, und Sie werden mich, wenn Sie von der Meſſe zurückkommen ſchon unter meinem eignen Dache finden.[1]

Mein Schwager reiſt Morgen früh mit dem Erbprinzen von hier ab und wird am ſiebenten März zu Ludwigsburg eintreffen, wo er vermuthlich bis zum Neunten bleibt. Es würde ihm ſehr angenehm ſeyn, Sie zu ſprechen; aber er zweifelt ob es ihm möglich ſeyn wird, nach Tübingen zu kommen. Briefe und Beſtellungen an ihn können durch Hrn. Geheimerath und Kammerherrn von Uexküll[2] beſorgt werden. Ohne Zweifel wird er es mit Ihnen arrangieren, daß dem die 2600 fl. in Paris ausbezahlt werden. Hier hat er einen Schein zurückgelaſſen, gegen den mir im April, von hieſiger Kammer das Geld ausbezahlt wird.[1] Ich lege Ihnen aber, der Ordnung wegen, einen Empfangſchein bey; wenn er nicht die gehörige Form hat, ſo haben Sie die Güte, mir einen Aufſaz zuzuſchicken, den ich alsdann unterſchreiben will.

---

[1] Am 19. März wurde der Kaufvertrag abgeſchloſſen, und am 29. April zog Schiller in ſein neues Haus, am ſelben Tag, an welchem ſeine Mutter ſtarb.

[2] Karl Friedrich Emich Freiherr v. Uexküll-Gyllenband in Stuttgart, damals noch „Geheimer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Stuttgart [illegible] [illegible] Schiller II, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 1771 [illegible] [illegible] [illegible]

Außer dieſer Summe von 2600 Gulden für mein Haus, wünſchte ich noch etwa 50 Carolin zu haben; doch damit hat es keine Eile und kann anſtehen bis nach Himmelfahrt.

Von dem übrigen in einem andern Brief, denn ich muß eilen, um dieſen auf die Poſt zu bringen. Von ganzem Herzen der Ihrige

Sch.[2]

---

370. Schiller an Cotta.

Weimar 16. März 1802.[3] 1. April / 6. April

Ich überſende Ihnen hier einige Gedichte für den DamenCalender, wenn ich Zeit finde, folgt vielleicht noch etwas nach.[4]

Auch ſchicke ich eine Erzählung, die mir zur Anſicht iſt mitgetheilt worden und die Sie vielleicht für die Flora brauchen können.[5] Sie iſt nicht ohne Intereſſe und hat eine reine moraliſche Tendenz. Der Verfaſſer iſt mit 4 Rthlr. für den gedruckten Bogen zufrieden. Steht ſie Ihnen nicht an, ſo haben Sie die Güte, ſie gleich wieder zurückzuſchicken.

Sie haben jezt ohne Zweifel meinen Schwager geſehen und das bewußte

---

im beſten Mannesalter in Folge Krankheit und einer ſich bis zur Taubheit ſteigernden Schwerhörigkeit ſeinen Austritt aus dem Staatsdienſt. Dann widmete er ſich faſt ausſchließlich der Literatur und Kunſt. In den Jahren 1804 bis 1811 führte er drei Reiſen nach Italien aus und befreundete ſich mit den deutſchen Künſtlern in Rom, namentlich mit den Malern Müller, Schick, Koch, Wagner und Reinhart, aufs Innigſte. Er war auch ſchriftſtelleriſch thätig und verfaßte namentlich eine Ueberſicht der württemb. Kunſtgeſchichte von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs bis zum Jahr 1816. Mit Eberhard Wächter ſtand er in fleißigem Briefwechſel. Er war Mitbeſitzer der in Baden gelegenen, früher zum Kanton Kraichgau der ſchwäbiſchen Reichsritterſchaft gehörigen Güter Mönchzell und Spechbach. Nach ſeinem in Ludwigsburg am 23. Febr. [illegible] erfolgten Tode kam ſeine an Schätzen, die er namentlich in Rom erworben, ungemein reiche Kunſt- und Gemäldeſammlung, da er kinderlos war, an ſeinen Neffen, den Kammerherrn und Oberforſtrath Freiherrn v. Uexküll in Karlsruhe. (Vgl. D. Strauß, Kleine Schriften, Leipzig 1862, S. 274–[illegible].)

[1] Laut dem Eintrag im Kal. am 25. März.

[2] Cotta's Antwort auf dieſen Brief, vom 23. März, am 1. April in Weimar eingetroffen, fehlt.

[3] Im Kal. unter dem 15. verzeichnet.

[4] Die von Schiller überſandten Gedichte ſind: „An die Freunde“ (Dam.Kal. S. 1–[illegible]) und „Die vier Weltalter“ ([illegible]). Er hatte ſie am 6. Febr. 1802 an Körner geſchickt, damit dieſer ſie componire und ſie im Mittwochskränzchen am 17. Febr. geſungen werden könnten. Das Kränzchen wurde aber auf den 22. Febr. verſchoben, an welchem Tag Goethe zu Ehren des ſcheidenden Erbprinzen eine Abendgeſellſchaft gab; auch wurden nicht die beiden Schiller'ſchen Lieder nach den Körner'ſchen Melodien geſungen, welche die Damen erſt hätten einüben müſſen, ſondern das von Schiller nach der Melodie des Rheinweinlieds gedichtete Abſchiedslied an den Erbprinzen. Die beiden andern im Damenkalender für 1803 abgedruckten Gedichte ſandte Schiller mit dem Brief vom 8. Juli.

[5] Sie erſchien im dritten Vierteljahrsheft S. [illegible] unter dem Titel: Die Brüder.

Geſchäft mit ihm abgemacht. Laſſen Sie mich doch in Ihrem nächſten Briefe wiſſen, wie Sie ihn gefunden, denn er war nicht ganz wohl, als er abreiſte.

Können Sie eine genaue SpecialCharte von dem Waldſtättenſee und den umliegenden Cantons mir verſchaffen, ſo haben Sie die Güte ſie mit zu bringen. Ich habe ſo oft das falſche Gerücht hören müſſen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete, daß ich endlich auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam worden bin, und das **Chronicon Helveticum** von Tſchudi ſtudierte.[1] Diß hat mich ſo ſehr angezogen, daß ich nun in allem Ernſt einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das ſoll ein Schauſpiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen. Sagen Sie aber niemand kein Wort davon, denn ich verliere die Luſt an meinen Arbeiten, wenn ich zuviel davon reden höre. Iſt das **Chronicon** von Tſchudi um etliche Gulden zu bekommen, ſo bringen Sie mirs auch mit, denn ich möchte es wohl eigen beſitzen.[2]

Ein anderes kleineres Schauſpiel[3] wird gegen den Herbſt fertig und könnte allenfalls auf neu Jahr herauskommen.

Leben Sie recht wohl mein wertheſter Freund. Die herzlichſten Grüße von meiner Frau an Ihre liebe Gattin. Ganz der Ihrige

Sch.

---

[1] Aegidii Tschudi gewesenen Landammans zu Glarus Chronicon Helveticum, oder Beſchreibung der in der Schweiz merkwürdigen Begegniſſe, herausgegeben von Johann Rudolff Iſelin. Zwei Theile. Baſel 1734—36. fol.

[2] Dieſelbe Darſtellung der Entſtehung ſeines Tell gab Schiller in ſeinem Brief an Iffland vom 22. April 1803 (Teichmanns Nachlaß, S. 217). Schon am 6. März 1802 ſchrieb Unger an Schiller: „Verſchiedene Gerüchte, auf die freilich nicht zu bauen iſt, ſagen, Sie arbeiteten an zwei hiſtoriſchen Trauerſpielen, Wilhelm Tell, und Herzog Bernhard von Weimar. Iſt dieſes wahr, ſo wünſchte ich eines von beiden zu einem Kalender, wo ich Ihnen die Ehre haben würde, 1000 Thaler Geld dafür zu übermachen und zwar ebenfalls das Recht, es nur auf 3 Jahre zu benutzen;" GSP S. 288 (vgl. S. 437, Note 1). Sogar ſchon vor ſeiner Dresdener Reiſe (im Sommer 1801) wurde bei Schiller aus Berlin und Hamburg wegen der Bearbeitung eines Wilhelm Tell angefragt (SchKP IV, 292), wozu die Stelle aus Fritz Steins Brief aus Breslau, 31. Okt. 1801, an Charlotte Schiller (Charl. Schiller und ihre Freunde I, 662) zu vergleichen iſt: „Man fragt mich hier, ob ich nichts von Schillers Wilhelm Tell wiſſe. Iſt dieſer ſchon ſeiner Vollendung ſo nahe?" Auch die Stelle in Carol. Schlegels Brief an Schelling, 13. Febr. 1801: „Wir wollen den Wilhelm Tell zuſammen ſehn. Er kann recht ſchön werden, und Iffland ſoll mich auch erkennen" (Waitz, II, 47) bezieht ſich auf eine „ſonſtige Sage" von einem Schiller'ſchen Tell, deren Grundlage war, daß Schiller damals mit der für den Unger'ſchen Kalender beſtimmten Jungfrau beſchäftigt war (Carolinens Brief an A. W. Schlegel vom 27. Febr.).

[3] Die Braut von Meſſina, über deren Idee er ſchon am 13. Mai 1801 an Körner geſchrieben und mit ihm auch im Sommer bei ſeinem Aufenthalt in Dresden geſprochen hatte, wie er auf der Reiſe dahin ſeiner Frau und Schwägerin viel von den „feindlichen Brüdern" vorerzählte. Doch ſcheint der Plan erſt Anfang Februars 1802 ernſthaft aufgenommen worden zu ſein, wie aus SchKP. Nr. [illegible] hervorgeht. Schillers Abſicht, das Stück bis zum Herbſt zu beenden, wurde bei ſeiner ſchwankenden Geſundheit nicht erfüllt: Mitte November waren 1500 Verſe fertig, und noch im Januar zweifelte er, ob er das Werk auf den 8. Februar, den Geburtstag des Erzkanzlers Dalberg, vollenden werde, der ſich am 7. Januar mit einem Neujahrspräſent von 650 Rthlr. eingeſtellt hatte. Um das Stück zu Ende zu bringen, faßte er ſich in der Kataſtrophe kürzer, als er erſt gewollt hatte, und am 1. Febr. findet ſich endlich im Kalender der Eintrag: „Heute habe die Braut vollendet." Am 4. Febr. las er ſie bei ſich, am 11. bei der Herzogin vor, und am 13. (oder am 14.) ſandte er ſie an Cotta. Am 19. März 1803 wurde ſie in Weimar zum erſten Mal aufgeführt, und im Juni desſelben Jahres erſchien ſie bei Cotta gedruckt.

Zelter an Schiller.

(Berlin den 7. April 1802.) [19. April.][1]

Ich ſende Ihnen eine Compoſition Ihrer vier Zeitalter[2] und kann dazu nichts weiter ſagen, ich müſte es Ihnen ſelber vorſingen können. Herr Ehlers,[3] der meine Art kennt, wird wohl ſein Beſtes daran thun und ſich beſonders mit dem Gedichte vorher recht bekannt machen um die mehrſylbigen Zeilen gehörig unter die Muſik legen zu können. Zu dem Liede an die Freunde habe ich noch nichts gethan und es bleibt vielleicht gar von mir unkomponirt, indem ich Ihnen keine Compoſition ſenden mag, die mir nicht ſelber gefällt;[4] indeſſen fahren Sie fein fort mir Ihre Gedichte zu ſenden an denen ich gern arbeite, ſchon deswegen, weil jedes derſelben eine neue Aufgabe für den Muſikus iſt. Ihr Versbau und Ihre Accentſtellung ſind allerdings muſikaliſch und ich kann mich einer entſchiedenen Herzhaftigkeit rühmen, die dabei eintretenden Schwierigkeiten anzugreifen, indem die Compoſition Ihrer Verſe nicht auf dem allgemeinen Wege der italieniſchen Cantilena liegt. Ich habe die Beyfälligkeit, womit Sie den Taucher angehört haben[5], für baar angenommen und mit meinem nächſten Briefe ſollen Sie die Muſik zu einem Ihrer Gedichte vollendet erhalten. In dieſen Tagen habe ich den Kampf mit dem Drachen in Muſik geſetzt, welches der zwölfzeiligen Strophen wegen eine ſchwierige Aufgabe für die Modulation war, vielleicht iſt es das erſte Stück welches ich Ihnen nun wieder ſende.[6] Wenn ich nun gleich die von mir componirten noch ungedruckten Ihrer Gedichte, meinen Freunden hier vorſinge, ſo können Sie doch ſicher ſeyn, daß ſie niemand aus meinen Händen erhält, ſie müſten mir denn geraubt werden. Wenn ich Ihnen alſo Compoſitionen Ihrer noch ungedruckten Gedichte zuſende; ſo hat ſie außer uns beiden niemand, als der dem Sie ſolche geben wollen. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Frau, ſo gut Sie können und verſichern Sie allen die mir in Ihrem Kreiſe wohlwollen meine innigſte Hochachtung, für alle die Freundlichkeit welche ich in Weimar auf Glauben genommen habe. Meine Seele iſt noch ſtündlich bey Ihnen. Es würde bald ein anderer Geiſt in mir aufleben, wenn ich länger ſo ſein könte als ich in Weimar war. Doch ſoll ein jedes ſein Feld bauen und nicht murren, und ſomit leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre ewig theure Freundſchaft Ihrem

Zelter.[7]

---

[1] Der Brief blieb mit einem ebenfalls vom 7. April datirten Schreiben an Goethe liegen und wurde erſt am 19. April expedirt. (Goethe-Zelter'ſcher Brw. Nr. 11.)

[2] Brw. zwiſchen Goethe und Zelter I, S. 41; Schiller an Zelter, 28. Febr. 1803: „Ihre Melodie zu den vier Weltaltern und An die Freunde iſt vortreflich und hat mich höchlich erfreut" (Goethe's Archiv 1872. II, 439, wo ſtatt: Freude „Freunde" geleſen werden muß. Das „Lied an die Freude" iſt von Zelter ſchon im Jahr 1795 componirt worden. Wurzbach Schillerbuch, marg. 721.)

[3] Ueber Ehlers vgl. die Note zu Cotta's Brief an Schiller vom 24. Sept. 1802.

[4] Zelter hat das „Lied an die Freunde" doch noch componirt (vgl. oben die zweite Note). Goethe berichtet in ſeinem Brief an Zelter vom 22. Jan. 1808, daß das Lied: „Lieben Freunde, es gab beßre Zeiten" Tags zuvor den Weimariſchen Fürſtinnen vorgetragen worden ſei.

[5] Bei Zelters Beſuch in Weimar, Ende Februar 1802.

[6] Am 2. Febr. 1803 ſchrieb Zelter an Goethe, der Kampf mit dem Drachen habe die letzte Hand bekommen, er ſollte am 9. März vorgetragen werden, nach Goethe's Brief vom folgenden Tag ſcheint aber von Zelter'ſchen Compoſitionen Schiller'ſcher Gedichte nur das Reiterlied geſungen worden zu ſein.

[7] Der Schill.-Kal. verzeichnet erſt am 28. Febr. wieder ein Schreiben Schillers an Zelter; daſſelbe iſt in Goethe's Archiv a. a. O. S. 434 abgedruckt.

371. Cotta an Schiller.

Tübingen, 9. April 1802. [19. April.]

Sie haben mir, ſchätzbarſter Freund, eine unendliche Freude durch die Ueberſendung Ihrer beiden Gedichte mit Ihrem geehrten v. 16 Merz gemacht. Wenn es Ihnen möglich iſt, mir noch etwas nachzuſenden, ſo wiſſen Sie, wie mich diß freuen muß.

Die Erzählung hat mir ſehr wohl gefallen, nur kan ich ſie erſt im lezten Quartalheft der Flora diſes Jahrs abdruken, da das zweite Quartal eine franzöſiſche Ueberſezung enthält,[1] die ſehr preſſirt, und das Manuſcript, das indeſſen eingieng von Pfeffel und andern, fürs 3te Heft verwendet werden muß.

Daß ich mit Ihrem Hrn. Schwager alles abgemacht habe, wiſſen Sie bereits,[2] und ich kan nun noch nachholen, daß ich ihn recht wohl gefunden und verlaſſen habe.

Daß Sie Tell bearbeiten, freut mich unendlich — ich werde alles mitbringen was Sie dazu verlangen. Gerning[3] ſchrib an Haug: „Schillers Tell iſt eine Erzählung" — ich habe nun H., der mich hierüber befragte, erwidert, daß diß eine Erzählung von Hrn. Gernings Manier ſey — der ſich mit dergleichen Dingen ein Anſehen geben wolle, ohne daß ſie gegründet ſeyen.

Die herzlichſten Empfelungen an Ihre Frau Gemalin und Sie von meiner lieben Frau und Ihrem

J. F. Cotta.

Am 8. Mai kam Cotta auf der Reiſe nach Leipzig durch Weimar. Schiller ſchrieb darüber an Goethe, 12. Mai: „Cotta kam vorigen Sonnabend hier durch; er hofft Sie, bei ſeiner Zurückkunft, welche nächſten Sonnabend über vierzehn Tage ſeyn wird, hier zu finden. Mir trug er auf, Sie zu bitten, daß Sie ihm erlauben möchten Mahomed und Tankred in Schwaben zu drucken. Gädike hat ihn auf eine undankbare Art ſitzen laſſen. Den Druck wolle er ganz nach Ihrer Vorſchrift einrichten und die ſtrengſte Correctur beobachten laſſen." Goethe, der Mahomet und Tancred am 30. März Cotta zum Verlag angeboten hatte, wünſchte ſie auf die Weiſe wie Wallenſtein gedruckt, „da ſie denn zuſammen einen Band ausmachen und, wenn nicht dem innern Werth, doch wenigſtens dem Format nach, neben jenen Schilleriſchen Meiſterſtücken ſtehen könnten."

---

[1] „Charles und Maria". Aus dem Franzöſiſchen der Verfaſſerin von „Adele von Senange" [überſetzt von L. F. Huber] II, S. 25–117; außerdem enthält das 2. Quartal eine Erzählung „Das Schloß Stamberg" S. 141–200, von Pfeffel nach dem Franzöſiſchen der Frau v. Genlis frei bearbeitet.

[2] Aus dem verloren gegangenen Brief vom 22. März.

[3] Johann Iſaak v. Gerning aus Frankfurt, geb. am 14. Nov. 1767, reiſte auf Einladung des neapolitaniſchen Königspaars, das in ſeinem väterlichen Hauſe der Kaiſerwahl und Krönung Leopolds II angewohnt hatte, über Weimar nach Neapel, von wo er nach manchen Unterbrechungen ſeines Aufenthaltes, unter anderm durch einen Gelegenheitsbeſuch im Winter 1794–95 in Jena, auf den Raſtatter Congreß gekommen. Nach deſſen Scheitern zog er ſich ins Privatleben zurück und brachte bis 1802 die Wintermonate mit literariſchen Beſchäftigungen in Weimar zu. Nach dem Tod ſeines Vaters wohnte er zu Frankfurt und wurde ſpäter von Heſſen-Homburg mit diplomatiſchen Aemtern betraut. Er ſtarb im Febr. 1837.

m 6. Mai hatte Goethe an Cotta aus Jena geſchrieben, er hoffe ihn auf alle Fälle in eimar zu ſehen, wo er die Pfingſtfeiertage gewiß zubringen werde. (Pfingſten fiel auf n 6. Juni.)[1]

---

372. Schiller an Cotta in Leipzig.

Weimar 18. May 1802.[2] [7. Juni.]

Ich habe mit Goethen Ihrentwegen geſprochen und kann Ihnen nun ſeine eſtimmte Meinung wegen der zu verlegenden Werke geben. Es iſt durchaus öthig, daß Sie mit einem beſtimmten Entſchluß hieher kommen, wie weit Sie it ihm gehen wollen und Ihnen dieſen Entſchluß zu erleichtern iſt die Abſicht eines heutigen Schreibens.

Göthe will aufs nächſte Jahr einen Almanach von Liedern, welche zu be- nnten volksmäßigen Melodien von ihm gemacht ſind herausgeben.[3] Ich habe inen Theil dieſer Lieder gehört, ſie ſind vortreflich und man kann ſagen, daß e die Melodien ſelbſt mit ſich erheben und dieſen beſſer ſogar anpaſſen als die urſprünglichen Lieder, zu denen man ſie erfunden hatte. Der innre Werth dieſes iederalmanachs, der Nahme Goethens und der Umſtand, daß jedermann die Lieder gleich ſingen kann, weil die Melodien dazu ſchon alt und im Gange ſind läßt inen großen Abſatz dieſes Almanachs ſicher erwarten. Es wäre alſo keine Frage, aß Sie ihm die 1000 Rthlr. die er dafür haben will, geben könnten, obgleich iele Exemplare verkauft ſeyn müßten, ehe die Koſten heraus kämen.

Hiebei aber iſt nun eine Bedingung welche mir bedenklich ſcheint. Goethe ill nehmlich, daß Sie auch zwey andere Werke, vielleicht noch mehrere, binnen er nächſten Jahre verlegen, welche bei weitem dieſen Cours nicht haben können, nd die das Schickſal der Propyläen haben dürften. Das eine davon iſt eine Geſchichte der Kunſt im verfloſſenen Jahrhundert welche Meier aufge- zt hat und begleitet von eignen Aufſätzen Goethens.[4] Es läßt ſich von dieſem

---

[1] Mahomet und Tancred erſchienen 1802 im Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Tübingen. Das Honorar für beide Stücke betrug 600 Thaler Sächſiſch, deren Empfang Goethe am Mai 1802 quittirte.

[2] Im Kal. unter dem 25. verzeichnet.

[3] Am 21. Dez. 1802 war Göthe noch nicht recht ſchlüſſig, er ſchrieb an Cotta: „Die lyriſche Muſe t mir zwar dieſe Zeit über nicht ſonderlich günſtig geweſen; doch hoffe ich noch immer, daß zu einem ſchenbuche Rath werden ſoll, das, wenn es auch nicht ganz aus Liedern beſtände, vielleicht mit andern lichen Productionen ausgeſtattet werden könnte. Sobald ich darüber etwas feſt zu ſetzen weiß gebe ich chricht." Am 28. März 1803 ſchrieb Goethe an Cotta: „Zu einem Taſchenbuche, denke ich, ſoll es auch ch Rath werden, ob mich gleich die lyriſche Muſe, nicht, wie ich hoffte, begünſtigt hat." Der Almanach chien 1803 bei Cotta als „Taſchenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe." ie Seiten 87–152 füllen „Der Geſelligkeit gewiedmete Lieder. Von Goethe", im Ganzen 22 Gedichte, meiſt n den Jahren 1801–1803 für das Mittwochskränzchen gedichtet, einige entſtanden im Februar 1802 zu na. Vgl. die Noten zu Cotta's Brief an Schiller vom 24. Sept. 1803.

[4] Dieß Werk iſt das 1805 im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Tübingen erſchienene Buch: „Winkelmann nd ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von Goethe." Meyers Kunſtgeſchichte mt über die Hälfte ein, ſie füllt S. 161–346 unter dem Titel: „Entwurf einer Kunſtgeſchichte des

Werk etwas wahrhaft vortrefliches dem innern Gehalt nach erwarten, aber die große Frage iſt, ob der höchſte innre Werth, den doch gewiß die Propyläen haben, auch ein ſichres Unterpfand für den Abſatz iſt. Die Aufſätze in den Propyläen über die alten Mahler u. dgl. zeigen den Geiſt, in welchem jene Geſchichte der Kunſt geſchrieben ſeyn wird.[1] Goethe wird zwar dieſe Schrift noch mit einem ſehr merkwürdigen Beitrag begleiten, aus dem er jezt noch ein Geheimniß macht, das ich Ihnen aber, damit Sie alles wiſſen, im Vertrauen eröfnen will ſobald Sie hier ſind. Er verlangt ferner nur ein verhältnißmäßiges Honorar für dieſe Schrift, wird ſich aber, wie ich ihn kenne, mit 100 Carolin kaum begnügen.[2]

Nun glaube ich zwar nicht, daß Sie bei dieſem Werk in Verluſt kommen würden, obgleich ich keinen großen Gewinn voraus ſehe; beſonders auch darum nicht, weil in den nächſten 6 bis 8 Jahren gewiß ſeine ſämtlichen Werke geſammelt herauskommen, worinn alle jene Schriften wieder erſchienen; aber von einem andern Werke, das er gleichfalls von Ihnen verlegt haben will, wenn er Ihnen irgend etwas poetiſches zum Verlag geben ſoll, iſt weit mehr zu befürchten. Dieß Werk iſt der Cellini, den er, nun vollſtändig und mit Noten begleitet herausgeben will.[3] Er erkennt zwar, daß er dafür beträchtlich weniger als für ein Originalwerk fodern kann, und nimmt auch darauf Rückſicht, daß Sie ihm für einen Theil deſſelben in den Horen ſchon ein gutes Honorar bezahlt haben. Dieſes Werk das etwa 1 Alphabeth betragen wird überließ er Ihnen vielleicht um 50 Carolin; aber mit Druck und Papier würde es Ihnen doch auf mehr als 100 Carolin zu ſtehen kommen, und dieſe möchten ſchwer dabei zu gewinnen ſeyn, da ſelbſt die Horen, zum Theil dieſer Celliniſchen Aufſätze wegen, von ihrem Abſatz verloren haben. Sie würden alſo den Verluſt, welchen Sie bei dieſem

---

achtzehnten Jahrhunderts.“ Von Goethe rührt die Widmung an die Herzogin Amalie, die einleitende Vorrede (S. IX–XVI) und der erſte, Winckelmann nach ſeiner allgemein menſchlichen Entwicklung ſchildernde Theil der „Skizzen“ (S. 387–440) her. Bei der Anweſenheit Cotta's in Weimar am 29. u. 30. Mai ſcheint aber dieſes Werk zwiſchen ihm und Goethe Abrede getroffen worden zu ſein; am 24. Dez. 1802 ſchrieb Goethe an Cotta: „Den Entwurf zu der Kunſtgeſchichte des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts [illegible] hoffe ich auch noch zur rechten Zeit ſchicken zu können, ſo daß die Ausgabe auf die nächſte Meſſe ſtatt haben kann. Ich wünſche daß alles zuſammen den Druck und Format des Cellini erhalte. Hierüber zu Ende Januars Gewißheit.“ Das Erſcheinen des Buchs verzögerte ſich indeß noch bis in Oktober 1805, obſchon ein Theil ſchon im Sept. 1804 gedruckt war. Goethe an Cotta, 22. Sept. 1804: „Die winckelmanniſchen Briefe ſind gedruckt, die Kunſtgeſchichte iſt unter der Preſſe. Die Vollendung des Ganzen wird ſich bis nach Michaelis verziehen, wodurch aber das Werk nur gewinnen kann. Herr Profeſſor Wolf in Halle intereſſirt ſich für die Sache und wird mich in den Stand ſetzen Winckelmannen auch ſeinen philologiſchen Verdienſten nach zu ſchildern.“ Letztere Stelle beſtätigt M. Bernays' Bemerkung in ſeinen Briefen Goethe's an Wolf, S. 12, Note 19. Goethe's und Wolfs Beiträge, der erſtere durch Krankheit verzögert, entſtanden erſt im März 1805, und am 20. April meldete Goethe Schiller die Abſendung der drei Skizzen.

[1] „Sein Winckelmann, das ſind wieder verkleidete Propyläen, die alſo das Publikum doch auf alle Weiſe hinunterwürgen ſoll“; A. W. Schlegel an Fouqué, 12. März 1806.

[2] Das Honorar, deſſen Empfang Goethe am 26. Mai 1805 beſcheinigte, betrug 400 Laubthaler (was genau der Summe von 100 Carolin entſpricht).

[3] Schon am 28. März 1798 hatte Schiller Cotta darüber Mittheilung gemacht, vgl. S. 288.

Werke erleiden können, in den LiederAlmanach einrechnen müſſen, und ſich folglich wohl fragen, ob jener Almanach unter beſagten, Umſtänden eine gute Speculation iſt.[1]

Vielleicht könnten Sie aber alle dieſe Riſicos nicht achten, in der Hofnung, ſich auf einmal an dem Goethiſchen Fauſt für alle Verluſte zu entſchädigen. Aber außerdem, daß es zweifelhaft iſt, ob er dieſes Gedicht je vollendet, ſo können Sie Sich darauf verlaſſen, daß er es Ihnen, der vorhergehenden Verhältniſſe und von Ihnen aufgeopferten Summen ungeachtet, nicht wohlfeiler verkaufen wird, als irgend einem andern Verleger, und ſeine Foderungen werden groß ſeyn. Es iſt, um es gerade heraus zu ſagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er ſeinen Werth ganz kennt und ſich ſelbſt hoch taxiert, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rückſicht nimmt. Es iſt noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben, Er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden ſeyn. Liberalität gegen ſeine Verleger iſt ſeine Sache nicht.

So ſtehen nun die Dinge, und ich war es unſerm Verhältniſſe ſchuldig, Ihnen die ſchwürige Seite dieſes Handels vorzuſtellen, ſelbſt wider meine eigene Wünſche, indem ich gerade dieſe Schriften, von deren Verlag ich Ihnen abrathe, gedruckt wünſche, weil ſie die gute Sache fördern müſſen. Aber einen Verleger werden ſie ja wohl finden, der ſich daran verkauft; nur mein Freund ſoll nicht darunter leiden.

Wie ich nun glaube, daß Sie Sich mit G. zu explicieren haben, will ich Ihnen mündlich ſagen. Er wird Ihrentwegen am Sonnabend nach Himmelfahrt zuverläßig hier ſeyn.[2]

Und nun leben Sie wohl biß auf Wiederſehen.[3]

Ganz der Ihrige

Sch.

---

[1] Auch in Betreff der Uebernahme des Verlags Cellini's wird Cotta mit Goethe Ende Mai's einig geworden ſein. Am 15. Nov. 1802 gieng das Manuſcript des erſten Buchs nach Tübingen ab. Das Honorar für Cellini, Die natürliche Tochter, das Vorſpiel: Was wir bringen, und den Liederalmanach zuſammen betrug 400 Carolin.

[2] Goethe war am Abend des 15. Mai von Jena, wo ihn das Büttner'ſche „Bibliothekswesen" fortwährend beſchäftigte, zur Aufführung ſeiner Iphigenie in Weimar eingetroffen. Hier bereitete er die Aufführung des Schlegel'ſchen „Alarkos" vor, die denn auch am 29. Mai, dem Tag, an welchem Cotta in Weimar anweſend war, ſtattfand.

[3] Im Brief ſtand hier erſt noch folgende, dann von Schiller ausgeſtrichene Stelle: „Dieſen Brief bringt Ihnen Hr. Scheler [? Schelter, Schaller, der Name iſt in Folge der Tilgungsſtriche undeutlich], von dem ich Ihnen ſchon geſagt, der Verfaſſer der Erzählung, der Ihre perſönliche Bekanntſchaft und Aufträge nach England wünſcht." Wegen des Namens Scheler iſt auf S. 450 Note 3 zu verweiſen; die Erzählung iſt vermuthlich die von Schiller Cotta am 10. März für die Flora angebotene, und über die Autorſchaft wird bei Cotta's Anweſenheit in Weimar am 9. Mai mündliche Mittheilung ſtattgefunden haben.

373. Schiller an Cotta.

Weimar 9. Juny 1802.[1] 23. Juni / 29. Juni.

Von Herzen wünſchen wir von Ihnen zu hören wertheſter Freund, daß Sie glücklich bei den Ihrigen angelangt ſeyn und alles im beſten Wohlſeyn mögen gefunden haben!

Hier ſende ich das Manuſcript der Turandot, einige Blätter die ich als Vorrede dazu geben möchte, können zulezt gedruckt werden,[2] daher ich Sie bitte, auch den Titel und das Perſonenverzeichniß auf dem erſten Bogen noch wegzulaſſen.

Die verſprochenen Scenen aus der Dido[3] und meine übrigen kleinen Beiträge zum DamenCalender ſollen auch in dieſem Monat noch abgeben.

Wilmans aus Bremen war neulich bei mir und zeigte mir 10 Kupfer, die er zu ſeinem Taſchenbuch hat ſtechen laſſen![4] Er ſcheint viel Geld daran gewendet zu haben. Mir fiel ein, daß wenn Sie, Vieweg, Unger und Wilmans,[5] anſtatt einander jezt durch Rivalität Abbruch zu thun, ihre Kräfte zu Einem Calender vereinigten, ſo müßte jeder von Ihnen ſich beſſer dabei befinden. Es müßte ein Almanach zu Stande kommen, den alles ſchlechterdings kaufen müßte und mit welchem kein anderer Buchhändler concurrieren könnte. Auch die Autoren, welche jezt getrennt ſind, würden dadurch vereinigt und für Einen Zweck arbeiten. Man könnte in Rückſicht auf Kupferſtiche etwas ganz trefliches leiſten ꝛc. Es haben ſich öfters mehrere Autoren zu einem Werke vereinigt, aber noch nicht mehrere Buchhändler. Der Verſuch wäre ganz neu, und könnte noch einen ſehr großen NebenVortheil haben, nehmlich dieſen, daß ſich 4 oder 5 thätige und ſolide Buchhändler in die Hände arbeiten, und für Einen Mann ſtehen lernten. Wilmans wird Ihnen vielleicht darüber ſchreiben.[6]

---

[1] Im Schr.Kal. nicht verzeichnet.

[2] Die Vorrede unterblieb.

[3] Das Trauerſpiel der Frau v. Stein. Vgl. darüber: „Dido. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Charlotte v. Stein-Kochberg. Im Auftrag des Freien deutſchen Hochſtifts herausg. von H. Düntzer, Frankfurt 1867.“ und Düntzer, Charlotte von Stein II, 18, 57, 61 f., 90–92. Schon im Jahr 1796 wollte Schiller einzelne Szenen aus Dido für ſeinen Muſenalmanach haben, aber Frau v. Stein konnte ſich nicht entſchließen, ſie drucken zu laſſen. Mit Cotta wurde Charlotte v. Stein bei deſſen Anweſenheit in Weimar am 29. Mai bekannt, am Abende nach der Aufführung des Alarkos. Damals ſcheint Cotta ſich anheiſchig gemacht zu haben, den Verlag der Dido zu übernehmen; auch verſprach Schiller Cotta einige Szenen aus Dido für den Damenkalender, die aber nicht erſchienen.

[4] Es befinden ſich darunter: zwei Darſtellungen aus der Jungfrau v. Orleans, je eine aus Maria Stuart und Wallenſtein, ſämmtlich von J. H. Ramberg in Hannover.

[5] Ueber das Vieweg'ſche Taſchenbuch vgl. S. 401, A. 1; bei Unger erſchien ſeit 1798 ein Berliner Kalender für Damen und bei Friedrich Wilmans (erſt in Bremen, dann in Frankfurt) ſeit 1801 das Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.

[6] Schiller ſcheint den Plan bei Wilmans angeregt zu haben, wie aus des Letztern Aeußerung gegen ihn im Brief vom Okt. 1801 (GGB Nr. 222) hervorgeht: „es ſoll nun mein erſtes Geſchäft ſeyn, den mir gütigſt mitgetheilten Plan Hr. Cotta, Unger und Vieweg vorzulegen.“ Der Vorſchlag mußte an der Unluſt der betheiligten Verleger ſcheitern, wie ſchon Cotta's Antwort vom 29. Juni, trotz aller Anerkennung des „großen und originellen“ Gedankens, eine entſchiedene Ablehnung enthielt.

Leben Sie wohl, meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Frau aufs freundſchaftlichſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

374. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Jun. 1802. [11. Juni.]

In der angenemen Rükerinnerung der von Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemalin genoſſenen Freundſchaft und Güte konte ich das ſchlimme Wetter vergeſſen, das ich auf der Reiſe hatte und kam glüklich bei den meinigen an.

Ihrer Frau Schweſter habe ich in Meinungen das Aufgetragene[1] gemeldet, und nach Leonberg bereits geſchrieben.

Wenn Sie mir das Bewußte[2] zum DamenCalender ſenden, ſo wird es ohne die Mittheilung der alten Urkunden[3] für heuer hinreichen, nur bitte ich Sie noch um ein Gedicht, deßgleichen wünſchte ich, daß Sie bei Göthe für mich mahnen, und wenn Voß kommt, auch diſem den gleichen Wunſch nach Ihrer groſſen Freundſchaft für mich vortragen möchten.

Aus dem Meßkatalog erſehe ich erſt, daß zwei unverſchämte Skribler den Wallenſtein fürs Theater bearbeitet haben: das mag eine Arbeit ſeyn![4]

Das Nächſtemal wegen der Rechnung.

Unſre herzlichen Empfelungen an Sie, Ihre liebe Frau und Jugend ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Wegen der Erbſchaftsangelegenheit. Schiller wollte erſt den Onkel ſeines Schwagers, Bürgermeiſter Schweizer in Leonberg, zu ſeinem Mandatarius ernennen (Brief an Pfarrer Franckh vom 23. Mai 1802), übergab aber dann Cotta bei deſſen Beſuch in Weimar die Sache zur Bereinigung. Er ſchreibt im oben angeführten Brief: „Da ich in drei Tagen den Buchhändler Cotta … erwarte, ſo werde ich mit dieſem das Weitere beſprechen wegen der Verlaſſenſchaft, und wie es etwa anzuſtellen, daß ich und meine Schweſter in Meinungen keine Abzugsgelder zu bezahlen brauchen. Dieſer wird Ihnen alsdann von Stuttgart aus Nachricht von mir geben, wo er wahrſcheinlich am 6. Juni wieder eingetroffen ſein wird." (Boas, Nachtr. 3, 400.)

[2] Die Scenen aus der Dido.

[3] Solche ſcheint Schiller Cotta in Weimar verſprochen zu haben; vielleicht waren es Urkunden zur Geſchichte der Jungfrau v. Orleans. Die folgenden Jahrgänge des Damenkalenders brachten keine derartigen Beiträge.

[4] Gemeint iſt: „Wallenſtein. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller. Zur Aufführung eines Abends für die Bühne bearbeitet. Mannheim 1802, im Verlag bei Tobias Löffler." 183 S. kl. 8. Der Bearbeiter iſt der Schauſpieler Wilhelm Vogel (geb. in Mannheim 24. Sept. 1772, geſt. in Wien 15. März 1843), über den Goedeke Grundriß III, 907 Näheres mittheilt. Unter dem zweiten „Skribler" dürfte wohl der Schauſpieler Karl Friedr. Wilhelm Fleiſcher (geb. 12. Juni 1777 zu Braunſchweig, geſt. 27. Mai 1837) gemeint ſein, der ſich 1802 bei einer Schauſpielergeſellſchaft in Königsberg befand und von dem (nach Goedeke's Grundriß III, S. 200, im Jahr 1802, nach Wurzbachs Schillerbuch Nr. 1182 im Jahr 1803) bei Fleming in Glogau erſchien: „Wallenſtein. Ein Trauerſpiel in 5 A. Nach Schillers Original für die Bühne bearbeitet." Ueber eine abkürzende Arbeit, die Körner für den Dresdener Theaterdirektor Racknitz anfertigte, die aber ſelbſtverſtändlich nicht im Druck erſchien, iſt Körners Brief an Schiller vom 31. Dez. 1802 (in der 2. Ausgabe des Briefwechſels) zu vergleichen.

375. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. Jun. 1802. [1. Juli]

Ich habe nun unsre Rechnung geprüft und hinten an Lit. A. beigesezt, woher die fl. 109 rürten.[1]

Nach Ihrer Angabe hatte ich gut	fl. 6024. 16
Sie hingegen	fl. 5980. —
Folglich blieb mir noch gut	fl. 44. 16
Hiezu die nun angegebenen	fl. 109. —
Blieb mein ganzes Guthaben	fl. 153. 16

Je delicater Sie, schäzbarster Freund, aber gegen mich handeln, desto mehr bin ich zu einem gleichen Benemen verbunden, und ich halte es daher für meine Schuldigkeit Ihnen an der ersten Auflage von Wallenstein noch

[illegible]	fl. 1100.
So daß ich nun Ihr Schuldner mit	fl. 946. 44

wäre.

Bei der zweiten Auflage, von der ich wegen der Eile und Mangel an Papier nur 1500 machen konte und die Hälfte auf Drukpapier zu 32 und 48 kr. abziehen genötiget war, werde ich ausser dem berechneten Honorar für dise und die dritte Auflage nichts wohl thun können. Die dritte Auflage hingegen, die ich zu 2500 machte, wird mich in Stand sezen, noch einen Zuschuß zu machen. Was würde sich thun lassen, wenn der verzweifelte Nachdruk nicht wäre!

Schiken Sie mir von Turandot nur bald das Manuscript, damit ich ein kaiserliches Privilegium darauf einholen kan.

Griesinger[2] hat mir in der Anlage eine vorläufige Antwort gegeben: die zu erwartende sende ich Ihnen sogleich.

Ihrer Frau Gemalin bitte ich unter unsern herzlichen Empfelungen zu sagen, daß von Scheler[3] noch keine Sammlung seiner Gedichte erschienen seye: die Anlagen zeigen aber ſeine Geiſtes- oder Papierprodukte von ihm ſelbſt aufgeſezt — er ſeye dabei erbötig, ſogleich auf Verlangen ſeine Gedichte druken zu laſſen.

---

[1] Der Rechnungsbeleg fehlt, die Differenz war wohl bei Cotta's Besuch in Weimar zur Sprache gekommen.

[2] Christoph Maximilian Griesinger, J. U. C., Oberamtmann in Leonberg; er hatte die Nachlassenschaft der Mutter Schillers zu bereinigen.

[3] Es gibt zwei Scheler, die hier in Betracht kommen können, beide Söhne des württemb. Generalmajors Scheler, der 1789 als Kommandant auf dem Hohenasperg starb. Der Aeltere, Karl Ernst Friedrich, geb. am 6. März 1769 in Stuttgart, betrat die militärische Laufbahn und führte ein abenteuerliches und gefahrvolles Leben. Im Jahre 1802 ließ er sich in Heilbronn nieder, das er aber noch im selben Jahr wieder verließ. Der Jüngere, Eugen Karl Ludwig, geb. in Stuttgart am 18. Dez. 1770, widmete sich gelehrten Studien und wurde, nachdem er mehrere Reisen in Deutschland gemacht, von Herzog Karl zum Offizier und Lehrer an der Karlsschule ernannt. Auch über ihn reichen die Nachrichten nur bis zum Jahre 1802, wo er als correspondirendes Mitglied der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens aufgenommen wurde. Wahrscheinlich ist aber der Letztere gemeint, von dem Gradmann in seinem gelehrten Schwaben Gedichte und eine größere Anzahl poetischer Beiträge in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften aufzählt, während sein älterer Bruder außer einer Operette und einigen dramatischen Stücken nichts Poetisches verfaßt zu haben scheint. Gradmann, S. 537 ff., 969.

Herzliche ꝛc. J. F. Cotta.

376. Cotta an Schiller.

Tübingen 29. Jun. 1802. [5. Juli.]

Mein lezteres war kaum abgegangen, als der Poſtwagen mir Ihr gütiges vom 9. h. mit „Turandot“ brachte, den ich mit vielem Vergnügen durchlas. In einer Stelle ſcheint mir ein Schreibfehler zu ſeyn, daher ich diſe hier zur Durchſicht in der Abſchrift beilege.[1]

Mit Verlangen ſehe ich den gütig zugeſagten DamenCalenderBeiträgen entgegen.

Ihre Gedanken, ſchäzbarſter Freund, haben immer etwas Groſſes und Originelles, alſo auch der, die Vereinigung mehrerer Buchhändler zu einem gemeinſchaftlichen Almanach — wenn nur diſe zu vereinigenden Glieder auch groß dächten! — ſo würde aber hierinn die HauptSchwierigkeit liegen. Auch würde diſe Vereinigung der Beſſern zum Theil Vortheil für die ſchlechtern Calender werden, weil unſer Publikum leider aus vielen Menſchen beſteht, denen Ein Vortrefliches nicht genügt, ſondern die Mehreres haben wollen, und in Ermanglung der beſſern Calender von Vieweg, Unger ꝛc. nun dann an die ſchlechtern gerathen würden. Vereinigten ſich die beiden Schriftſteller blos zu Einem Almanach, ſo kan der Verleger deſſelben, wenn er auch nur einzeln iſt das Nemliche leiſten, was die Mehrere leiſten würden, ich möchte ſagen, noch Mehr, und wenn ich es bin, ſo darf ich ſagen, er kan nicht noch mehr, ſondern er wird noch mehr leiſten.

Herzliche Empfelungen an Sie, Ihre liebe Frau und die Jugend von uns beiden. Die Früchte verzehrende Geſellſchaft hat doch die Becher durch Geiſt erhalten?[2] J. F. Cotta.

---

[1] Dieſelbe fehlt.

[2] „Geiſt“ iſt Goethe's Diener, der die Becher, vielleicht ein durch Cotta von Leipzig mitgebrachtes oder nachträglich von Stuttgart überſchicktes Meßgeſchenk, zu beſorgen hatte. Mit der „Früchte verzehrenden Geſellſchaft“ ſind Goethe's Sohn und Schillers Kinder gemeint, die eine kleine Ordensgeſellſchaft bildeten. Goethe ſchreibt in einem Brief an Cotta, 28. Juli 1802: „Von meinem Kleinen, der ſich über die Ankunft der Becher heimlich erfreute, liegt ein dankbares Blättchen bei.“ Der Brief Auguſt Goethe's, in großer, knabenhafter, kalligraphiſcher Schrift, iſt noch erhalten. Er iſt vom 27. Juli datirt und lautet: „Lieber Herr Cotta! Ich danke Ihnen im Namen unſerer kleinen Geſellſchaft für die ſchönen Becher, die Sie uns geſchickt haben. Ich bekam ſie den Tag nach meiner Ankunft von einer Luſtreiſe. Die Geſellſchaft wird ſich einmal, wenn Sie Weimar wieder beſuchen ſollten, die Freiheit nehmen, Ihnen den Geſellſchaftsorden umzuhangen. Ich bin jezt mit meinem lieben Vater in Lauchſtädt, Halle und Giebichenſtein geweſen. In Lauchſtädt wurde das neue Schauſpielhaus eingeweihet, das ziemlich groß und gut eingerichtet iſt. Es wurde von den Badegäſten, die ſich beſonders in der leztern Zeit ſehr vermehrten, fleißig beſucht. Das Baden iſt mir ziemlich gut bekommen und ich bin immer herumſpaziert. In Halle habe ich von den Halloren das Schwimmen zu lernen angefangen. Hier lernte ich die mehreſten Profeſſoren kennen, beſonders Wolfen, Gülderen und Niemeyern. Leben Sie recht wohl. Weimar d. 27. Juli 1802. Auguſt Goethe.“

377. Schiller an Cotta.

Weimar 1. Jul. 1802.[1] 7. Juli. empf.

Ein böſer Krampfhuſten der mich ſchon ſeit 10 Tagen mit meiner ganzen Familie plagt, iſt ſchuld, mein wertheſter Freund, daß ich Ihnen heute das verſprochene zu dem DamenCalender noch nicht mit ſchicken kann, denn unter dieſen Umſtänden war an nichts poetiſches zu denken. Ich hoffe jedoch binnen 8 Tagen Wort halten zu können.

Turandot wird nun in Ihren Händen ſeyn.

Wie ſehr wünſchte ich, daß meine Muſe fruchtbarer ſeyn möchte, wär es auch nur, um Ihres Vortheils willen, da Sie ſo ſehr auf den meinigen denken und mir in Ihrem lezten Brief wieder einen neuen und über alle meine Erwartung gehenden Beweis davon gegeben. Dafür aber bin ich auch überzeugt, daß unſer beiderſeitiges Verhältniß in der ſchriftſtelleriſchen Welt das einzige ſeiner Art ſeyn wird. Warum können wir nicht an demſelben Ort zuſammen leben und uns, bei ſolchen Geſinnungen für einander, zu einer gemeinſchaftlichen großen Unternehmung vereinigen!

Ich danke Ihnen für Ihre gütigen Bemühungen in Betreff meiner Erbſchafts-Angelegenheit. Was jene Verzichtleiſtung betrift, von der Ihnen Grieſinger ſchreibt, ſo erinnere ich mich zwar, auf die Erbſchaft meines Vaters, aber nicht auf die meiner Mutter Verzicht gethan zu haben. War aber meine Erklärung damals ſo abgefaßt, daß ſie meinen Schweſtern einen ausſchließenden Anſpruch an die ganze Erbſchaft giebt, ſo wäre es gegen meine Denkart, zu retractieren. Daß ich mir auch durch jene frühere Erklärung das Recht ſollte benommen haben, das meiner Mutter gegebene Jahrgeld als ein Darlehn zurück zu fodern, davon weiß ich nichts.

Weil aber dieſer Fall von einer delicaten Art iſt, und ich nichts ſo ſehr ſcheue und haſſe, als darüber zu Erörterungen mit meinen Schweſtern oder gar in rechtliche Diſcuſſionen zu gerathen, ſo übergebe ich Ihnen wertheſter Freund, dieſe Sache ganz uneingeſchränkt. Iſt der Fall ſo, daß ich ohne einen Widerſpruch zu befahren, nichts von der Erbſchaft weder als MitErbe noch als ein Creditor meiner Mutter in Anſpruch nehmen kann, ſo entſcheiden Sie ſogleich ſtatt meiner wie es die Ehre fodert, und ſo wie Sie Sich in einem ähnlichen Falle ſelbſt verhalten würden. Ich wünſchte wenn es angeht, gar nicht weiter darein melirt zu werden, als um das, was Sie in meinem Nahmen gethan, zu genehmigen. Uebrigens weiß ich, daß es meiner Mutter nie eingefallen, mich und meine Kinder als von der Erbſchaft ausgeſchloſſen zu betrachten, und eben ſo wenig haben meine Schweſtern und mein Schwager an ſo etwas gedacht, da der leztere noch vor kurzem wegen meiner Erbſchaftportion meine Aufträge verlangte.[1]

---

[1] Nicht im Brf. Verzeichniß.

Verzeihen Sie mir die viele Mühe, die ich Ihnen ſchon gemacht theurer Freund; aber niemand kann mir in dieſer Sache Ihre Stelle vertreten.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Gattin aufs herzlichſte.

Ganz und immer der Ihrige

Sch.

---

378. Cotta an Schiller.

Tübingen, 7. Juli 1802. [18. Juli.]

Schäzbarſter Freund! Gerade, als ich nach Gais abreiſen will, habe ich noch die Freude, Ihr gütiges vom 1. h. zu erhalten.

Wegen des Manuſcripts zum DamenCalender habe ich das Nötige hinterlaſſen. Wenn es nur etwas von Ihnen iſt, ſo darf es nicht mehr viel ſeyn, da ich ſchon ziemlich den Raum auszufüllen habe.

Wegen der Erbſchaftangelegenheit erwarte ich noch Ihre Antwort auf mein leztes und beſorge ſodann das Nötige aufs beſte.

Es freut mich ſo ſehr, als es mich freuen muß, [mich] von Ihnen mit ſo vieler Freundſchaft behandelt zu ſehen: ich weiß ein ſolches Glük in jeder Hinſicht zu ſchäzen.

Die herzlichſten Empfelungen an Ihre liebe Frau und Jugend von unſerm treuen Rapp, der wirklich hier iſt und mit nach Gaiß geht, und Ihrem

Cotta.

---

379. Schiller an Cotta.

Weimar 9. Jul. 1802.[2] 16. Juli 6. Aug.

Nur einen freundlichen Gruß zu Begleitung dieſer Gedichte, die ich wohl aufzunehmen bitte.[3] Ich bin noch immer nicht frei von meinem Krampfhuſten, auch meine Kinder leiden noch daran, leider pflegt dieſes Uebel ſeine 6 Wochen lang zu dauern.

Sie haben mir in Ihrem lezten nicht geſchrieben, ob Sie die Scenen aus dem Schauſpiel Dido, wovon ich Ihnen geſagt, noch zu dem DamenCalender wünſchen oder ob dieſer ſchon ſein gehöriges Maaß von Beiträgen enthält. Indeß werde ich ſolche parat halten, daß ſie Ihnen gleich können verabfolgt werden.

---

[1] Vgl. hiezu noch Schillers Brief an ſeine Schweſter Chriſtophine vom 24. Mai (Schillers Briefe mit d. Schweſter Chriſt. S. 124), ſowie den Brief der Karoline v. Wolzogen an ihre Schweſter aus Bauerbach, 10. Mai (Charl. Schiller II, 67).

[2] Nicht im Kal. verzeichnet.

[3] Es ſind: „Thekla. Eine Geiſterſtimme“ und „Kaſſandra“, abgedruckt im Damenkalender für 1803 S. 201–202 und 210–214. Kaſſandra war ſchon im Februar begonnen worden, SchGPr. Nr. 530; Schillers Mittheilung an Körner vom 9. Sept., ſie ſei im „vorigen Monat“ entſtanden, iſt demnach nur mit dieſer Einſchränkung aufzufaſſen. Thekla war am 6. Juni noch nicht gedichtet, an welchem Tag Schiller an Körner ſchrieb: „Einen kleinen Vorrath habe ich im Kopf für Cotta's Kalender.“

Auch das ganze Stück von derſelben Dame, worüber wir überein gekommen ſind, ſoll dieſen Monat noch folgen.

Mit herzlicher Freundſchaft der Ihrige

Sch.

---

380. Schiller an Cotta.

Weimar 16. Jul. 1802. $\frac{\text{24. Juli}}{\text{5. Aug}}$

Ihre Briefe[1] mein wertheſter Freund habe ich erſt geſtern und beide an Einem Tage erhalten, und um Zeit zu gewinnen ſende ich unter dem heutigen Dato Ihre gerichtliche Vollmacht als Mandatarius[2] nebſt meiner, jene CeſſionsUrkunde betreffenden Erklärung, unmittelbar an Hrn. O.Amtmann Grieſinger ab mit der Bitte, ſolche nach Belieben entweder ſogleich zu erbrechen und Gebrauch davon zu machen, oder wenn dieſes nicht thunlich das Paquet ungeſäumt an Sie zu befördern. Ich habe dieſen Weg für den kürzeſten gehalten, weil Hr. Grieſinger ein guter Freund von Ihnen iſt, und weil Ihre Entfernung nach Gais mich ungewiß machte, was zu thun wäre, da der Termin der ErbTheilung auf den 3 Auguſt angeſezt iſt. Im Fall Sie ihrer Entfernung wegen einen andern ſubſtituiren müßten, habe ich den Hrn. BürgerMeiſter Schweitzer, der ein Oncle meines Schwagers Franckh iſt,[3] vorgeſchlagen.

In Rückſicht auf jene CeſſionsUrkunde auf meine väterliche Erbſchaft vom 19ten Sept. 1796 habe ich erklärt, daß „ich ſolche auf Verlangen meiner Mutter und in der Abſicht ausgeſtellt, um meine Mutter in den Beſiz alles deſſen zu ſezen, was mir unmittelbar nach meines Vaters Tod an ſeiner Verlaſſenſchaft zufallen müßte, daß ich mich aber keineswegs meines Rechts an die mütterliche Erbſchaft dadurch begeben. Sollte aber, ſeze ich hinzu, in jener CeſſionsUrkunde etwas unbeſtimmt und einer Zweideutigkeit unterworfen ſeyn, ſo proteſtiere ich gegen jede Auslegung die meinem Recht an die mütterliche Erbſchaft präjudizierlich ſeyn könnte — und ſchließlich überlaſſe ich es der eignen Entſcheidung meiner Schweſtern, ob ſie ſelbſt oder meine Mutter jene Erklärung jemals als eine Verzichtleiſtung auf mein mütterliches angeſehen hätten u. ſ. w.“

---

[1] Im Schillerkal. S. 144 iſt nur der Einlauf eines einzigen Cotta'ſchen Briefs, des vom 7. Jul. verzeichnet; gleichzeitig kam am 15. auch ein Schreiben Grieſingers an.

[2] J. F. Cotta war vermöge ſeiner Eigenſchaft als Hofgerichtsadvokat, als welcher er 1785 vereidigt wurde, zur Vornahme von Rechtsgeſchäften für Dritte befugt. Im „Herzoglich Wirtembergiſchen Adreßbuch“ für 1786 erſcheint „Johann Friedrich Cotta in Tübingen“ zum erſten Mal in der Liſte der Hofgerichtsadvokaten und iſt in derſelben fortgeführt bis 1806. Im „Königlich Württembergiſchen Staatshandbuch“ für 1807 ſind die Hofgerichtsadvokaten verſchwunden und erſcheinen als „Königliche Advokaten“ in der Liſte der [illegible]. In dieſer wird er fortan bis 1814 aufgeführt, von 1815 an verſchwindet Cotta's Name unter dieſer Liſte aus dem Staatshandbuch.

[3] Jakob Heinrich Schweizer, Bürgermeiſter in Leonberg, vgl. S. 157, A. 1.

Fräulein v. Imhof ſagt mir, daß ſie eine Erzählung für Ihren Damen Calender parat habe und mit erſter Poſt durch mich ſchicken wolle. Ich vermuthe aber daß ſie für den dießjährigen Calender zu ſpät kommen wird, doch will ich ſie, ſobald ich ſie erhalte, abgeben laſſen.[1]

Leben Sie wohl mein theurer Freund und ſtärken Sie nebſt Ihrer lieben Frau ihre Geſundheit in der wohlthätigen Schweizerluft.

Herzlich empfehlen wir uns Ihnen.

Sch.

Göthe iſt ſeit 3 Wochen in Lauchſtädt.[2]

*

[Vollmacht für Cotta]

In Rückſicht auf eine unterm 19. Septbris 1796 von mir ausgeſtellte Urkunde, nach welcher ich allem Antheil an der Väterlichen Verlaſſenſchaft entſagte und meine Rechte daran meiner ſeligen Mutter abtrat erkläre ich und erſuche meinen Herrn Mandatarius von meinetwegen zu erklären, daß jene Urkunde auf Verlangen meiner ſeligen Mutter und in der Abſicht von mir ausgeſtellt worden, um ſolche in den Beſitz alles deſſen zu ſetzen was mir unmittelbar nach dem Abſterben meines ſeligen Vaters von ſeiner Verlaſſenſchaft auf meinen Antheil zugefallen ſeyn würde, keinesweges aber um mich meines Rechts an die mütterliche Erbſchaft zu begeben. Sollte daher in jener erſt erwähnten Urkunde etwas unbeſtimmt oder einer Zweideutigkeit unterworfen ſeyn, ſo proteſtiere ich gegen jede Auslegung, die meinem Recht an die mütterliche Erbſchaft präjudizierlich ſeyn könnte, indem ich es zugleich meinen beiden Schweſtern anheimſtelle zu entſcheiden, ob jene von mir ausgeſtellte Verzichtleiſtung auf die väterliche Erbſchaft von meiner ſeligen Mutter oder auch von ihnen ſelbſt ſo angeſehen worden als ob ich mich dadurch auch meines Anſpruchs an die mütterliche Erbſchaft begeben hätte.

Uebrigens und ſchließlich erſuche ich meinen Herrn Mandatarius von meinetwegen zu erklären, daß ich weder bei meiner Verheirathung noch nach derſelben etwas von meinen ſeligen Eltern empfangen, das ich in die Erbſchaft einzuwerfen hätte, indem der Herr Mandatarius ſelbſt vielmehr Beweiſe in Händen hat und nöthigenfalls aufzeigen kann, daß ich von meiner Seite möglichſt verhindert habe, daß ſolche nicht vermindert worden iſt.

So gegeben Weimar d. 16. Jul. 1802.

J. C. F. Schiller.

---

[1] Vgl. den folgenden Brief.

[2] Wohin er in der letzten Hälfte des Juni mit Meyer gegangen war, um die auf den 26. Juni feſtgeſetzte Eröffnung des dortigen Theaters zu betreiben. Er kehrte erſt am [illegible] Juli nach Weimar zurück.

381. Cotta an Schiller.

Tübingen 5. Aug. 1802. (16 Aug.)

Bei meiner Rukkehr von Gaiß fand ich zu meinem Vergnügen Ihre beide Briefe vom 9. und 16. Juli und danke Ihnen aufs herzlichste für die gesandten Gedichte.

Wegen der Scenen aus Dido und der Erzählung der Fräulein von Imhof ist Ihnen zwar auch von meiner Handlung geschriben worden,[1] allein aus Mißverstand, denn der Raum ist voll; wenn sie ankommen, bewahre ich sie eben auf den nächsten Almanach auf.[2]

Ich muß Ihnen, libster Freund, doppelt Dank für die gesandten Gedichte wissen, da Gethe mich ganz vergaß, unerachtet es ihm gewiß nicht schwer geworden wäre, mir wenigstens eines zu senden. Werde ich das Lauchstädter Vorspiel[3] bald verlegen dörfen?

Griesinger hat in der falschen Meinung, ich kehre nicht bald genug von Gaiß zurük, den Termin der Erbschaftsteilung auf den 28. Aug. hinausgesezt, wo ich sodann nach Leonberg reisen und Ihr Interesse bestens besorgen werde.

Ich hoffe, der Krampfhusten habe nun aufgehört, und die Gesundheit Ihrer Familie seye gänzlich wiederhergestellt und empfele mich Ihnen und Ihrer Fr. Gemahlin nebst der lieben Jugend mit meiner Frau aufs herzlichste. Unwandelbar ꝛc

J. F. Cotta.

382. Schiller an Cotta.

Weimar, 7.[4] Aug. 1802. 17 Aug. 20 Aug.

Ich eile, Ihnen noch einige Gedichte von Amalia von Imhof für den Damenkalender zu überschiken, wenn es damit noch Zeit ist; sie würden eine Zierde desselben seyn.[5]

---

[1] Der Brief fehlt.

[2] In den folgenden Briefen ist von der Dido nicht mehr die Rede; der Damenkalender brachte keine Scenen aus derselben.

[3] „Was wir bringen“, bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt. Goethe hatte es zum größten Theil in Jena vom 6. zum 8. Juni gedichtet, die letzte Zeile und die Schlußstanzen dem Stück aber erst an Ort und Stelle gegeben. Die Aufführung fand am 26. Juni statt. Am 10. Aug. sprach er gegen Schiller seine Geneigtheit aus, das Manuscript Cotta zum Druck zu geben. Da in den bisherigen Briefen dieses Vorspiel nicht erwähnt wurde, so ist anzunehmen, Cotta habe von der Absicht Goethe's, ein solches zu dichten, bei seinem Besuch in Weimar Kunde erhalten.

[4] Im Kal. unter dem 9. Aug. (Montag) verzeichnet.

[5] Die Gedichte erschienen, da der Raum für den Damenkalender für 1803 schon voll war, im Kalender für 1804. Es sind S. 190 Frühlingswünsche, und S. 192 Weihnacht, beide mit der Chiffre A. v. I. Doch brachte der Damenkalender keine Beiträge mehr von der Imhof.

Herr Hurter in Schafhauſen,[1] der Ihnen durch verſchiedene ſehr ſchätzbare Schriften biographiſchen Innhalts bereits bekannt ſeyn wird, hat ſich an mich gewendet, ihn einem ſoliden Buchhändler zu Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen u. dgl. zu empfehlen. Er wünſchte nur Arbeit und die Ausſicht auf eine billige und ſolide Bezahlung. Die Unglücksfälle der Schweiz, die ſo manchen trefflichen Mann niedergebeugt, haben auch ihn getroffen, daß er Mühe hat, mit dem beſten Fleiß für ſeine Familie Brod zu finden. Ich darf Ihnen dieſen Mann redlich empfehlen, da ihm etwas gründliches und tüchtiges anzuvertrauen iſt und man dergleichen Männer jezt nicht im Ueberfluß findet. Denken Sie doch darauf, ihn zu beſchäftigen, und wenn ich Sie bitten darf, ſchreiben Sie nur ein paar Zeilen an ihn, daraus er ſieht, daß ich an ihn gedacht, denn ich möchte einem ſo würdigen Mann gern meinen beſten Willen beweiſen.

Ganz der Ihrige

Schiller.[2]

Goethe an Cotta.[3]

(Jena den 13 Aug. 1802.) 27. Aug. empf.

Da nach dem Vorſpiele, zu Eröffnung des Lauchſtedter Schauſpielhauſes, zeither, ſowohl von denen die es geſehn, als von andern die es nicht geſehn, vielfache Nachfrage geweſen, ſo entſchließe ich mich es hierbey zu überſchicken, damit es, je eher je lieber, gedruckt werde, wobey ich auf die Bemerkungen, welche ich beylege,[4] zu reflectiren bitte.

Was das Honorar betrifft, ſo wird ſich deshalb ſchon eine Uebereinkunft treffen laſſen, und da es mir ſelbſt ſchwer fällt einen Preis zu beſtimmen, ſo kompromittire ich von meiner Seite gern auf Herrn Hofrath Schiller.[5]

Eine kurze Anzeige für die allgemeine Zeitung erhalten Sie nächſtens.[6]

Der Mahomet iſt nun ganz in meinen Händen, deſſen ſauberer und ſorgfältiger Druck mir Freude macht.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Vom Empfang dieſes erbitte mir baldige Nachricht.

Goethe.

Der von mir Ende Juli[7] abgeſendete Tancred wird wohl glücklich angekommen ſeyn.

---

[1] Es iſt der ſchon in Schillers Brief an Cotta vom 16. Dez. 1798 erwähnte Pfarrer Georg Martin Hurter (vgl. S. 317, A. 2); er hat, wie Hr. Antiken- und Stadtbibliothekar J. J. Mezger in Schaffhauſen mittheilt, die „Erinnerungen merkwürdiger Männer“ von Joh. Georg Müller (Bruder des Geſchichtſchreibers und Herausgeber von Herders und ſeines Bruders Werken) fortgeſetzt (Bd. 4–6, Winterthur 1802–1808), ſonſt aber nichts geſchrieben. Er war kein bedeutender Mann, war aber allzeit ängſtlich in ökonomiſchen Dingen.

[2] Die Antwort Cotta's auf dieſen Brief, nach dem Empfangsvermerk vom 20. Aug. 1802, iſt auch im Archive nicht vorhanden.

[3] Ganz von Goethe's Hand mit Ausnahme der Nachſchrift.

[4] Fehlen.

[5] Vgl. Schillers Brief an Cotta vom 10. Sept. 1802.

[6] Mit dem Brief vom 20. Sept.; vgl. S. [illegible]

[7] Am 29.

383. Cotta an Schiller.

Tübingen 19. Auguſt 1802. [illegible]

Geſtern war ich in Leonberg, um das Theilungs-Geſchäft ins Reine zu bringen, deſſen Reſultat das Nachfolgende iſt:

Die Renunciation auf die Verlaſſenſchaft Ihres ſeeligen Herrn Vaters zu Gunſten Ihrer ſeeligen Frau Muter war unbedingt — hier war alſo nichts zu machen.

Der Vorſchuß an Ihre Frau Muter wurde der Geſtalt als Geſchenk betrachtet, daß ohne Beleidigung der Delikateſſe ich auch hier nicht wohl etwas machen konte. Um alſo Ihr Intereſſe auf andre Art zu berathen, ſprach ich von der Maſſe fl. 500 für Ihren Antheil an, weil jede Ihrer Frau Schweſtern bei der Verheurathung eben ſo viel erhielt, Sie aber nichts und Ihre Studien Ihre Eltern auch nichts koſteten, weil jene Renunciation eigentlich blos Renunciation einer eventuellen Abtheilung, um zu wiſſen, was väterliches Erbe war, zu Gunſten Ihrer Fr. Muter ſeyn ſolte, und von Ihnen nur mißverſtanden wurde, und weil drittens Ihr Vorſchuß ſo beträchtlich war, daß ohne diſen von CapitalVermögen wenig übrig geblieben ſeyn würde. Die Billigkeit diſer Gründe wurde allgemein anerkant und Ihnen alſo der Anſpruch auf diſe fl. 500 zuerkant, wornach Ihr ganzer Erbtheil fl. 920 betrug, wovon ſodann die Leichen- und Krankenkoſten, die Sie allein zu tragen ſich anheiſchig machten, mit pp fl. 40 abgezogen,[1] noch fl. 880 übrig bleiben werden.

Ich glaube, daß Sie mit diſem Reſultat zufrieden ſeyn werden; die ganze Maſſe betrug nemlich bei fl. 2800 — alſo wäre auf $^1/_3$ — fl. 933 gefallen — Was mithin durch Ihre Renunciation verloren gieng, erhielt ich durch jene fl. 500 mit dem kleinen Unterſchied von etwa fl. 13 — und erhielt auf diſem Weg den allgemeinen Beifall Ihrer Generoſität, während Ihr Intereſſe doch nicht hintangeſezt wurde.

Ich erhalte nun über alles einen Theil-Zeddel und ſo wie ich diſen habe, wende ich mich, aber blos in meinem Namen an die Regierung, um den Abzug von 10 Procent nachgelaſſen zu erhalten.[2]

---

[1] „Den Betrag der Doktor- und Apothekerrechnungen bitte ich nicht von der ganzen Erbſchaftsmaſſe, ſondern bloß von meinem Antheil abzuziehen, denn ich hatte darüber ſchon eine Summe beſtimmt gehabt [illegible] dieſen Artikel zu beſorgen, welche ich mir gleich Anfangs zur Pflicht gemacht", Schiller an Frankh [illegible]. [illegible] Beitrag ſchon aus dem lezten Quartal [illegible] geſchickt hatte, hat [illegible] Schiller [illegible] bei derſelben gelegentlich zurückerhalten. [illegible]

[2] Der Bericht der herzogl. württembergiſchen Regierung an den Herzog über das Geſuch um Nachlaß [illegible] lautete:

„Durchlauchtigſter Herzog, Gnädigſter Herzog und Herr!

[illegible] herzogliche Durchlaucht werden aus dem unterthänigſt angeſchloſſenen Exhibito das Geſuch [illegible] Cotta zu Tübingen, als Mandatar des Hofraths Schiller zu Weimar um gnädigſten [illegible] von dem ſeinem Mandanten auf das Ableben ſeiner Mutter angefallenen Erbantheil [illegible] gnädigſt zu erſehen

Die Mobilien waren in Beiſeyn Ihrer Frau Schweſter Frank ſchon längſt verkauft, ein Fingerring iſt Ihnen aber zum Angedenken vorbehalten, auch wird noch einiges Weniges zu verlooſen ſeyn. Ich habe nun Grieſinger, der ſich Ihnen empfelen läßt, und der alles aufs freundſchaftlichſte einleitete, gebeten, nach Beendigung des ganzen Geſchäfts mir das Ihnen Zufällige zuzuſenden, worüber ich ſodann Ihre Verfügung erwarte: Die HauptSache beſteht in CapitalBriefen. Ob dieſe abgelöſet werden ſollen? oder Ihnen in Natura übermacht? werden Sie mir anzeigen. Im Voraus erhielt ich die Verſicherung, daß ſie alle ſehr gut angelegt ſeyen.[1]

Nebſt unſern herzl. Empfelungen

J. F. Cotta.

---

384. Cotta an Schiller.

Tübingen, 9. Sept. 1802. [[illegible] Sept.]

Lieber ſchäzbarſter Freund,

6 Turandot Velin
12 „ Poſtp.

mehrere Exemplare kann ich von Leipzig ausliefern laſſen.

Als Fundament zu gnädigſter Gewährung ſeiner unterthänigſten Bitte führt Cotta den Umſtand an, daß er auf Antrag des Hofraths Schiller der Mutter deſſelben während ihres Wittwenſtandes nach und nach die Summe von 697 fl. zur Unterſtützung ausbezalt habe, welche Schiller bei der Erbſchafts-Theilung als ein Anlehen hätte anſprechen können, daß auch ſein Mandant als einer der erſten und berühmteſten Schriftſteller bekannt ſei.

Gehorſamſt Unterzogene finden nun zwar nicht, daß die vom Hofrath Schiller ſeiner Mutter von Zeit zu Zeit durch Cotta zur Unterſtützung zugeſandten auf die Summe von 697 fl. ſich belaufenden Gelder, da ſolche blos als ein Geſchenk anzuſehen ſind, wie denn auch Schiller ſolche bei der Erbſchafts-Theilung nicht als Anlehen zurückgefordert hat, ſo geeignet ſind, daß hierdurch ein Abzugs-Nachlaß für Schilleriſchen Erbantheil begründet werden könnte, da hingegen aber doch immer anzunehmen iſt, daß der Nachlaß der Mutter von Schiller, ohne die ihr von ihrem Sohn zur Unterſtützung nach und nach zugeſandten 697 fl. um ſo viel geringer wäre, und der ſchriftſtelleriſche Ruhm des Hofraths Schiller wirklich ſowohl in als außerhalb Teutſchland weit entſchieden iſt, ſo haben gehorſamſt Unterzogene es der höchſten Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht in Unterthänigkeit anheimzuſtellen, ob Höchſt Dieſelben aus dieſer Rückſicht den Abzug aus dem, dem Hofrath Schiller angefallenen Vermögen nachzulaſſen gnädigſt geruhen wollen.

Die haben ꝛc.

Den 15. Sept. 1802.

Otto. Schmidlin. Mohl.

Die herzogliche Reſolution lautete:

„Seine Herzogl. Durchlaucht haben dieſes u. Anbringen über das Geſuch des Advokaten Cotta zu Tübingen, ſeinem Mandanten Hofr. Schiller zu Weimar, den Abzug von dem ihm angefallenen mütterlichen Erbantheil nachzulaſſen, erſehen, da aber ganz kein Grund obwaltet, warum dieſer Abzug nicht ſtatt haben ſollte, ſo iſt Advokat Cotta mit dieſem ſeinem Geſuch abzuweiſen.

Decretum Ludwigsburg, den 21. Sept. 1802.

Friedrich.“

(Wagner, Geſchichte der Hohen Karlsſchule, Ergänz. Bd. 2. S. 1.)

[1] Aus dem Nachlaß ſeiner Mutter erbat ſich Schiller als Andenken nur den Ehering. Für Charlotte hatte Schillers Mutter noch zu Lebzeiten ihr ſchwarzes Seidkleid beſtimmt, in welchem ſie ihren Enkel Karl aus der Taufe hob. (Beziehungen S. 164; Charl. Schiller I. 148.)

Tancred und Mahomet lege ich Ihnen zu gütigem Angedenken bei; so wie den DamenCalender für Ihre Frau Gemalin, der ich mich so wie Ihnen mit meiner Frau aufs herzlichste empfele.

J. F. Cotta.

Goethe und Fräulein Imhof erhielten Turandot.

Ich bin begierig, was Sie zu Hubers Commentar zu den Kupfern von Maria Stuart sagen.[1]

Hiebei auch der Theilungs-Zettel.[2]

385. Schiller an Cotta.

Weimar 10. Sept. 1802. 17. Sept. / 21. Sept.

Sie haben, theurer Freund, das so gütig übernommene Geschäft völlig meinen Wünschen gemäß beendigt, und ich sehe mich auch hier, wie in allen andern Verhältnissen, Ihrer Gunst und freundschaftlichen Sorgfalt unendlich verpflichtet. Wahrlich, ich darf mich eines Freundes rühmen, wie ihn wenige besitzen, der meine Angelegenheiten völlig zu den seinigen macht und in dessen Händen sich alles, was er übernimmt, zu meinem Besten wendet.

Da ich jezt noch nicht in den Umständen bin, um ausstehende Capitalien zu haben und mein Hausbau mich baares Geld kostet, so würde ich die auf mich fallende Summe am liebsten mir baar auszahlen lassen und bitte Sie also, solche vor der Hand aufzukündigen.

Die Anweisung auf 600 Laubthaler[3] habe ich erhalten und mir hier auszahlen laßen, für welche Summe ich also Ihr Schuldner bin. Gegen die Mitte Novembers ersuche ich Sie, werthester Freund, mir, auf unsere Rechnung, noch 200 Rthlr. zu senden oder anzuweisen, doch ist es mir auch ganz recht, wenn ich diese Summe in zwei Terminen eine Hälfte im November, die andre im Januar erhalte. Bis dahin werde ich mit meiner neuen Tragödie[4] fertig seyn, welche auch zugleich in der Ostermesse heraus kommen soll.

Goethe hat Ihnen sein Drama[5] angeboten, wie er mir sagt, und das Honorar Ihnen überlaßen. Auf eine Anfrage, die er vorher bei mir gethan, was er ohngefähr dafür erwarten könne, habe ich ihm von 60 Carolin geschrieben, und er ſcheint damit zufrieden. Es ſteht bei Ihnen ob Sie dieſes Honorar um etwas überſteigen wollen. Das Stück, welches natürlicherweiſe im Druck auf die möglichſt gröſte Bogenzahl muß ausgedehnt werden, kann, wie ich es nach einer flüchtigen Ueberſicht taxiere 6 Bogen, klein Octav und etwas weit gedruckt ausmachen.[1] Die Buchhändler aus Berlin und Leipzig haben ſich, wie ich von guter Hand weiß, darum geriſſen, und es iſt ein gutes Zeichen, daß Göthe ſich nicht durch ihre Anerbietungen blenden ließ.

---

[1] Der Damenkalender [illegible] Maria Stuart [illegible]

[2] Ist nicht erhalten.

[3] [illegible]

[4] Die Braut von Messina [illegible]

[5] „Was wir bringen."

Leben Sie wohl theurer Freund. Von meiner Frau an Sie beide die herzlichſten Grüße. Ganz der Ihrige

Schiller.

---

386. Cotta an Schiller

Tübingen, 16. Sept. 1802. [illegible]

Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich beauftragten, mich zu erkundigen, ob Tell nicht eine Art von Schimpfname bedeute?[2] Ich habe bei einigen Schweizern nachgefragt, die es verneinten, mir aber ſagten, daß Tell einen Austheiler bedeute: einem ſeinen Tell bekommen — es ſcheint alſo urſprünglich einen Theil bedeutet[3] zu haben.

In der anliegenden Flora ſind die „Brüder" abgedruckt,[4] die ich nur damit hineinzwingen konnte, daß ich das Heft ſtatt zu 12 Bogen auf 16 ausdehnte. Das Honorar habe ich Ihnen gutgeſchrieben. Hat ſich der Hr. Verfaſſer nicht erklärt, daß es kein Original, ſondern die Ueberſezung eines bereits überſezten Romans ſeye?

Herzliche Empfehlungen

J. F. Cotta.

Wir müſſen nun ſchon für die OſterMeße ſorgen, und ich bitte daher gef. zu melden, welche Einrichtung dem erſten Band Ihrer theatraliſchen Schriften gegeben werden ſolle? und ob es Ihnen nicht entgegen iſt, wenn ich ſie hier drucken laſſe.[5]

---

[1] [illegible] im Druck [illegible] Goethe [illegible] 26. Sept. [illegible] 5 Bogen. [illegible] Honorar vgl. Goethe's Brief vom 16. Mai 1802.

[2] [illegible] Erklärung des Namens „Tell". [illegible]

[3] [illegible] „bedeutet". [illegible]

[4] [illegible] Die Brüder [illegible]

387. Cotta an Schiller

Tübingen 21. Sept. 1802. (28. Sept.)

Es freute mich sehr, aus Ihrem gütigen vom 10. h. zu ersehen, daß Sie mit meinem Leonberger Geschäft zufrieden waren. Die Capitalien werde ich aufkünden. Den Theilzeddel haben Sie indessen erhalten; ich wünschte eine Copie davon. Durch Hrn. Böhme werden Sie Ende Octobers 250 Laubthaler erhalten.

Ihre freundschaftliche Aeusserung wegen Göthe's Drama kam gerade noch recht, um dem bereits gesezten ersten Bogen noch die Ausdehnung geben zu können, die bei disem Honorar nöthig ist; ich will nemlich 70 Carolin anbieten.

Die herzlichsten Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin von uns beiden.

J. F. Cotta.

Beinahe hätte ich vergessen, meine grosse Freude über die zur OsterMesse erscheinende Tragoedie zu bezeugen. Solten wir diese nicht wieder wie die erste Ausgabe von Wallenstein druken? damit keine Gleichheit in disen einzelnen Ausgaben statt fände.

Noch eine Nachschrift: Mit aller Ausdehnung gibt Göthe's Drama nur 5 Bogen klein Octav, wie mir der Buchdruker so eben sagen läßt: soll ich nach disen Angaben bei den 60 Car. bleiben, oder meinen Vorsaz von 70 — ausführen? ich erwarte Ihre gef. Antwort hierüber, weil es mit meiner Antwort an Goethe nicht pressirt, indem wir beide es auf Sie ausgesezt haben.[1]

Goethe an Cotta.

(Weimar am 28. Sept. 1802.) 8. Oct. / 14. Oct.

Vor einigen Tagen werthester Herr Cotta, ist eine Anzahl Exemplare von Mahomet und Tancred angekommen, ingleichen ein Exemplar Turandot, wofür ich schönstens danke. So viel ich in meine beyden Stücke hineingesehen habe, finde ich den Druck völlig correct, worüber ich mich besonders freue und diesen Vorzug auch unsern übrigen typographischen Unternehmungen wünsche.

Zugleich sende ich einen Prolog, der bey Wiederholung des Vorspiels in Weimar gehalten worden, um denselben am Ende des gedachten Vorspiels mit abdrucken zu lassen.[2]

Ferner finden Sie eine Anzeige für die allgemeine Zeitung[3] und erhalten nächstens die erste Abtheilung von Cellini.[4] Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Goethe.

---

[1] Ein Brief von Cotta, der nach dem Schill.Kal. am 6. October in Weimar eintraf, ist nicht mehr vorhanden.

[2] Wiederholt wurde das Vorspiel nach der Rückkehr der Schauspieler von Lauchstädt und Rudolstadt am 27. Sept. in Weimar.

[3] [illegible] in der Nummer [illegible] der Allgemeinen Zeitung vom [illegible], den [illegible] October [illegible] Goethe [illegible] [illegible] [illegible] „Weimar. Die hiesige Schauspielergesellschaft [illegible]

388. Schiller an Cotta.

Weimar 8. October 1802.[1] [illegible]

Aufs ſchönſte danke ich Ihnen, wertheſter Freund, für die überſchickten Exemplare der Turandot und des DamenCalender. Jene nimmt ſich im Druck ganz gut aus und ich habe nur wenige Druckfehler bemerkt, die auch wohl Schreibfehler ſeyn konnten. Der Calender, für den meine Frau Ihnen aufs beſte dankt, hat an Hubers Erzählung[3] beſonders einen ſehr ſchätzbaren Beitrag. Ich geſtehe daß ich ſie ſeinen vorhergehenden Erzählungen um vieles vorziehe wegen der Simplizität und Klarheit. Was er über meine Stücke ſagt, erkenne ich mit Dank, es macht mich aber immer verdrüßlich ich läugne es nicht, daß ſich die Poeſie erſt durch die Proſa muß rechtfertigen laſſen.[4] Die zweite Zeichnung zur Maria iſt nicht übel, aber die erſte iſt nicht gut gewählt noch ausgeführt.

Für das Göthiſche Stück, da es nur 5 kleine Bogen giebt, werden 60 Carolin vollkommen hinreichen, vergreift es ſich ſchnell, nun ſo können Sie immer noch ein übriges thun.

Jezt beſchäftigt ihn die Ausgabe des Cellini ſehr ernſthaft, er thut ſehr viel für die Ueberſetzung und erhöht den Werth des Buchs durch vortrefliche Anmerkungen und Beilagen.[5] Aber da er dieſes Werk mit Liebe und vielem Studium bearbeitet, ſo will er es nicht mit Nachtheil verkaufen, und freilich wär es

---

zum zweitenmal der Weltbühne, in einem neuen Theaterſaale zu ſpielen. Im Lauchſtädt wurde, ſtatt einer alten geringen Hütte, ein neues geräumiges Haus erbaut, und zu Anfang des vergangenen Sommers eröffnet. Bei beiden Gelegenheiten iſt die Aufmerkſamkeit gereizt, die Neugierde geweckt, und die Gelegenheit nicht verſäumt, das Verhältniß der Bühne und des Publikums zur Sprache zu bringen. Man verkannte daher [illegible] nicht, und [illegible] in einem Vorſpiel, auf ſymboliſche und allegoriſche Weiſe, [illegible], was in der letzten Zeit auf dem deutſchen Theater überhaupt, beſonders auf dem Weimariſchen, geſchehen war. Das Luſtſpiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das [illegible], [illegible], producirten ſich nach und nach in ihren Eigenheiten, ſchilderten und erklärten ſich ſelbſt, [illegible] der Gehalt eines Werkes das Ganze zuſammenknüpfte, [illegible]. Ob nun gleich dieſes Drama eigentlich zu einer beſondern Gelegenheit beſtimmt geweſen, auch einen großen Theil ſeines Effekts dem [illegible] der Schauſpieler zu danken hatte, ſo glaubt man doch, daß es noch allgemeines Intereſſe genug für den Leſer behalten dürfte, und wird es daher, unter dem Titel: Was wir bringen, [illegible] in dem Cottaiſchen Verlag herausgeben.“

[1] Sie wurde am 18. Nov. abgeſchickt.

[2] Im Schill.-Kal. unterm 11. (Montag) verzeichnet.

[3] S. 49–193: Das Urtheil der Welt, eine [illegible] Erzählung.

[4] Caroline v. Wolzogen, die auf ihrer Rückreiſe von Paris ſich im October 1802 in Stuttgart aufhielt, ſchrieb am 13. Oct. an ihre Schweſter Charlotte: „Huber ſah ich [illegible] bei einem [illegible], [illegible] mit mir. [illegible] Er ließ ganz unter dem Pantoffel ſtehen, ſie [illegible] im Geiſt der Madame Schlegel aus. Die Urſache haben Huber aber mit mir [illegible]; ich bin begierig ſie mehr zu ſehen. Er fragte nicht nach Schiller. Mit dem Aufſatz im Almanach hat er ſich wohl wieder nähern wollen; ſie mochten ſich dadurch die Finger abſchneiden, [illegible]“ (Charl. Schiller II, [illegible].)

[5] Schon am [illegible] hatte Goethe Schiller das erſte Buch des umgearbeiteten Cellini vor[illegible], und am [illegible] [illegible], daß er mit dem [illegible] Anhang beinahe fertig geworden. Die eben erwähnten „Anmerkungen und Beilagen“ bilden eben jenen „Anhang zur Lebensbeſchreibung, bezüglich auf Sitten, Kunſt und Technik“.

ſchade, wenn er oder Sie dabei zu kurz kommen ſollten. Das Werk iſt in der That von der höchſten Bedeutung ſowohl in pſychologiſcher Rückſicht, als die Selbſtbiographie eines gewaltigen Naturells und eines charaktervollen Individuums, als auch in hiſtoriſcher und artiſtiſcher, weil es eine Zeitperiode aufklärt, die für die neuere Kunſt die wichtigſte war und ſelbſt ſchäzbare Winke über Kunſt und Kunſtgeſchichte verbreitet. Sollte es auch für den Moment keinen großen Abſaz finden, ſo wird es immer ein ſchäzbarer Artikel auf Ihrem Lager ſeyn und immer geſucht werden. Auch läßt ſich durch zweckmäßige Anzeigen deſſelben vielleicht doch eine ſchnellere Verbreitung bewirken.

Was die Ausgabe meines Theaters betrift, ſo überlaſſe ich Ihnen ganz das wo und wie. Bloß das bemerke ich, daß wir uns von der Druckform des Wallenſtein und der Maria etwas entfernen müſſen. Zu lateiniſcher Schrift kann ich aus vielen Gründen nicht rathen, nun giebt es aber leider keine ſchönere deutſche Schrift für ſolche Werke als gerade die des Wallenſtein. Solche iſt zwar noch um etwas weniges zu klein, aber diejenige größere, welche zunächſt darauf folgt, iſt für Verſe ſchon zu groß und zu plump. Ich hätte immer gewünſcht, daß Prillwiz oder ein anderer Schriftgießer eine mittlere gießen möchte, welche zwiſchen der des Wallenſtein und zwiſchen der welche in den lezten Jahrgängen der Horen vorkommt, die Mitte hielte, und bei welcher wir dann für immer bleiben könnten.

Was das Papier betrift ſo möchte ich anſtatt des theuren Poſtpapiers ein gutes weißes Schreibpapier, den Ballen etwa 45—50 Gulden im Werth, dazu empfehlen.

Das Format wäre natürlicherweiſe Median wie der Wallenſtein und auf eine Seite müßte man etwa 25—26 Zeilen rechnen.

Vor den erſten Theil wäre es vielleicht ſchicklich mein Bild zu ſezen, und dieſes könnte nach Danneckers Büſte von einem guten Kupferſtecher geſtochen werden, wenn Sie die Koſten daran wenden wollen. Es verſteht ſich von ſelbſt ohne alle Aufſchrift mit möglichſter Beſcheidenheit, da ich das Buch ſelbſt herausgebe.

Mein neues Stück, die Braut von Meſſina, wird nicht über 8 Bogen ausmachen. Dieſes könnte alſo zur Veränderung mit etwas größerer Schrift etwa wie die in den Horen gedruckt werden.

Anbei ſende ich Ihnen den Theilungszettel und bitte Sie um fernere gütige Beſorgung dieſes Geſchäfts.

Mit den herzlichſten Grüßen von uns beiden an Sie und Ihre Fr. Gemahlin
Ganz der Ihrige Schiller.

389. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 12. Oct. 1802.) [illegible]

In der Anlage den franzöſiſchen Almanach und das neueſte Produkt von Göthe zum gütigen Angedenken.

Ich bin sehr begierig auf Nachrichten, besonders auch auf die Ursache, weswegen der Kaiser Sie in Adelstand erhoben hat?[1] wahrscheinlich wegen des Wallensteins.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Das zweite Exemplar von Göthe bitte ich der Fr. v. Imhof in meinem Namen gütig mitzutheilen.

391. Schiller an Cotta.

Weimar 21. 8br 1802.[2] 1 Bog. 1 Bog.

Meinen Brief, worinn ich Ihnen von Cellini schrieb, haben Sie wohl erhalten, werthester Freund; hier schicke ich Ihnen nun ein kurzes Schema, welches Goethe darüber aufgesetzt hat, und welches Sie mit seinem Werk näher bekannt machen wird.[3]

Wenn ich in dieser Sache meinen unmaßgeblichen Rath geben sollte, so würde ich Ihnen proponieren „Goethen selbst zu einer runden Erklärung zu vermögen, „was er für das Werk erwartet, und hat er diese gegeben, bloß als Kaufmann „zu berechnen und zu entscheiden, ob Sie Sich darauf einlassen können oder nicht."

Ich habe dieser Tage einen Hrn. v. Mandelsloh und einen jungen Schweizer Nahmens Wiß[4] kennen lernen, die von Tübingen kamen und mir einen Brief von Hrn. Professor Abel überbrachten.[5] Sagen Sie diesem meinen herzlichsten Gruß, und daß mich sein Andenken innig erfreute. Die beiden jungen Männer haben mir recht viel Freude gemacht und auch hier jedermann gefallen. Der junge Schweizer beſonders ſchien mir ein trefflicher Jüngling, der ſeinem Vaterland gewiß noch Ehre machen wird.

---

[1] Cotta hatte die Nachricht wohl aus der Stuttgarter Zeitung; der Schwäbische Merkur berichtete in seiner Nr. [illegible] vom [illegible] Sept. 1802: „Ihro kaiserliche Majestät haben aus eigener Bewegung den berühmten Dichter Schiller in den Reichsadelstand erhoben", und Tags darauf meldete die Stuttgartische privilegirte Zeitung (Nr. [illegible]): „Der Hofrath und Professor Schiller in Jena ist von Sr. Kaiserlichen Majestät aus eigener Bewegung in Reichs-Adelstand erhoben worden." Die Allgemeine Zeitung hatte von der Nachricht keine Notiz genommen.

[2] Im [illegible] nicht vorgefunden.

[3] Dieses Schema oder „Cellini Promemoria", welches Goethe am 16. Oct. Schiller zur einstweiligen Kommunikation an Cotta übersandte, scheint leider verloren zu sein.

[4] So schreibt Schiller für Wyß.

[5] Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. A. v. Keller aus der Tübinger Universitäts-Matrikel war der Eine: Friedrich August v. Mandelsloh, aus Stuttgart, alt 19 J., Sohn des herzogl. württembergischen Generalmajors Friedrich v. Mandelsloh, inskribirt als jur. stud. am 24. Oct. 1799, der nachmalige königl. württemb. Justizminister und Präsident des Geheimenraths, gestorben zu Ludwigsburg am [illegible] Januar 1870. Der Andere: Johann Rudolf Wyß, geb. zu Bern 1781, Sohn des im Jahr 1818 verstorbenen Münsterpfarrers Johann David Wyß in Bern, inskribirt als stud. theol. am 22. Okt. 1801. Er erhielt 1805 eine Anstellung als Professor der Philosophie zu Bern und Oberbibliothekar und starb am 21. März 1830. Schillers Prophezeiung, er werde seinem Vaterland Ehre machen, ging in Erfüllung; Wyß machte sich durch eine Anzahl Schriften über schweizerische Sagen, Lieder und Erzählungen bekannt, und er dichtete das Schweizerlied „Herz, mis Herz, warum so trurig", sowie als Herausgeber und Fortsetzer des „Schweizerischen Robinson" wird sein Name noch lange fortleben. Den Empfang von Abels Brief hat Schiller unter dem 11. Oct. im Kal. vermerkt.

Wenn meine Schwägerin Wolzogen noch in Stuttgardt ſich befindet,[1] ſo bitte ich Sie, werthester Freund, ihr auf meine Rechnung 8 Carolin auszuzahlen, die meine Schwiegermutter ihr zu ſchicken gehabt hätte und an mich hier auszahlte. Sie können dieſe Summe von den 250 Laubthalern abziehen, um welche ich Sie neulich gebeten, im Fall Sie ſolche noch nicht angewieſen haben.

Mit herzlicher Freundſchaft der Ihrige

Schiller.

391. Schiller an Cotta.

Weimar 29. Okt. 1802. 5. Nov. / 11. Nov.

Für die überſchickten Sachen danke ich und meine Frau aufs allerſchönſte. Möge der beſte Erfolg Ihre Unternehmungen begleiten. Goethens kleines Stück wird in der Gegend von Halle die ſtärkſte Nachfrage erregen, weil die dortige Univerſität, Studenten und Lehrer, eine große Freude an der Aufführung deſſelben gehabt, es wird alſo gut ſeyn, wenn Sie gleich eine anſehnliche Parthie dahin ſenden.

Die Zeitungen haben mir den Adel gegeben, mir ſelbſt aber iſt von Wien aus noch nichts zugekommen.[2] Uebrigens mag etwas an der Sache ſeyn, weil der Herzog von Weimar die Idee gehabt, mir ein Geſchenk damit zu machen. Erkundigen wollte ich mich hier nicht näher, aus leicht begreiflichen Urſachen.

Leben Sie wohl, mein werthester Freund. Die ſchönſten Grüße von uns an Madame Cotta. Ganz der Ihrige

Sch.

392. Cotta an Schiller.

Tübingen, 29. Oct. 1802. [15. Nov.]

Nach Ihrem gütigen vom 8. h. laſſen wir es alſo bei den fl. 660 für, was wir bringen.

Was Cellini betrifft, ſo weiß ich bei dieſem ſo wie bei allem andern, daß Ihre Entſcheidung die billigſte ſeyn wird.

Zu den theatraliſchen Schriften laſſe ich alſo ſehr gutes weißes Schreibpapier beſtellen. Wegen der Schrift will ich trachten, Ihren Wünſchen zu entſprechen.

---

[1] Sie war am 25. Mai von Bauerbach auf den Wunſch [illegible] nach Stuttgart gereiſt, wo ſie am 8. Juni ankam. Am 18. Sept. [illegible] über Straßburg nach Frankfurt zurück [illegible] II. [illegible] vgl. auch die Note 1 zu S. 447.

[2] Das Adelsdiplom traf erſt am 16. November in Weimar ein.

An Müllern habe ich geſchrieben, ob er nicht Ihr Portrait nach Danneckers Büſte ſtechen wolle? Ich bin auf ſeine Antwort begierig.

Den Druk würde ich hier beſorgen laſſen. Wann glauben Sie, daß ich mit der „Braut von Meſſina" könte zu druken anfangen laſſen? Es wäre mir gar lieb, wenn ich etwas Zeit gewänne; man könte die Ausgabe immerhin, ſo lange Sie verlangten, anſtehen laſſen.

Soll der erſte Band der theatraliſchen Schriften auf Oſtern erſcheinen?

Frau v. Wolzogen habe ich vorgeſtern in Stuttgart geſprochen und recht wohl gefunden.

Die Abtheilungs-Angelegenheit laſſe ich mir angelegen ſeyn; werde Ihnen aber nicht von jedem Vorfall Nachricht geben, ſondern wenn das Ganze im Reinen iſt.

Herzliche Empfelungen J. F. Cotta.

1. Nov. Die Poſt wollte eben abgehen mit diſem Schreiben, als Ihr freundſchaftliches vom 25. Oct. eintraf: ich ſchreibe alſo an Göthe directe, und bitte Sie nur, wenn Sie ihn ſprechen, ihm zu bedenken zu geben, daß wir ſchon an Oſtern wegen Cellini abtreten, und daß er dem Verleger der Propyläen kein zu großes neues Opfer zumuthen möchte.

Ihrer Frau Schwägerin ſende ich Morgen die fl. 88 — die 250 Rthlr. hoffe ich ſeyen nun von Böhme überſandt.

An Abel werde ich das Aufgetragene melden: Mancler und Weiß ſind ſehr brave junge Männer, der leztere iſt mir beſonders ſehr wohl bekant. Ihr

J. F. C.

393. Cotta an Schiller.

Tübingen 12. Nov. 1802. (21. Nov.)

Ich habe nun, Schäzbarſter Freund, eine Schrift gefunden, die vielleicht Ihrer Abſicht entſpräche, was die Größe betrift. Ich ließ zwei Seiten davon nach meiner erſten Ausgabe von Wallenſtein abdruken, um den Unterſchied deutlich zu machen, und lege das Blättchen bei, damit Sie es genau prüfen können.

Mit dem Schnitt der Schrift bin ich freilich nicht ganz zufrieden.

Die Wiener haben die Turandot, Mahomet und Tancred ſchon zweimal nachgedruckt: ich habe zwar auch eine ebenſo wohlfeile Auflage von einigen hundert machen laſſen und nach Wien geſandt — allein das hindert nichts. Ich will nun künftig ein Privilegium mit Geiſtingers Firma ſuchen, wozu ich aber das Manuſcript immer einſenden muß, und daher ſehr wünſchte, diſes bald möglichſt zu erhalten — ich ließe ſodann eine Copie nemen und ſende diſe mit der nöthigen Vorſicht ein. Mit der Braut von Meſſina möchte ich die erſte Probe machen.

Adieu!

J. F. Cotta

Goethe an Cotta.

(W. d. 19 Nov. 1802.) 25. Nov / empf.

Die Exemplare des Vorspiels sind schon vor einiger Zeit angekommen wofür ich wie für den gestern erhaltenen Calender danke.

Heute ist das erste Buch Cellini abgegangen, einige Bemerkungen wegen des Drucks liegen hier besonders bey.[1] Nur muß ich aber und abermahls sorgfältige Correctur empfehlen, weil dieses Werk, bey den vielen fremden Nahmen und technischen Ausdrücken, besonders entstellt werden könnte. Das Manuskript kann nach und nach folgen, wie Sie es brauchen.

Da Sie aus dem Promemoria, welches Herr Hofrath Schiller überschickte[2], die ganze Stärke des Manuskripts kennen, so ließe sich ja vielleicht berechnen wann ohngefähr der Druck vollendet seyn könnte.[3]

Wegen des Honorars wollen wir schon einig werden. Wenn meine Gesundheit und meine Lage mich ferner wie bisher begünstigen, so werden wir nächstes Jahr manches an's Licht fördern.

Mögen Sie mir zwischen hier und Weynachten etwa 500, sage fünfhundert Thaler sächsisch übermachen, so geschieht mir ein Gefalle.

Leben Sie recht wohl.

Bitte um Nachricht wenn das Manuskript ankommt.

Goethe

---

391. Schiller an Cotta.

Weimar 27.[1] Nov. 1802. 1 Dez / 4 Dez

Die 150 Rthlr. sind mir von Hrn. Böhme zu rechter Zeit zugestellt worden, wofür ich Ihnen aufs verbindlichste danke. Auch für Auszahlung der 50 Rthlr. an meine Schwägerin danke ich Ihnen bestens.

Die Braut von Messina hoffe ich Ihnen spätestens Anfang Februars zusenden zu können, so daß Sie das Manuscript zu rechter Zeit noch in Wien einschicken können. Daß Sie um ein Privilegium ansuchen, billige ich sehr. Bei der Sammlung meiner Schauspiele halte ich es für weniger nöthig, weil diese keine neuen und ungedruckten Stücke enthält, als worauf die Nachdrucker doch allein Jagd machen.

Der Druck des letztern Werks kann gleichfalls, wenn es Ihnen recht ist, vor Ostern, etwa im Januar angefangen werden. Ich läugne zwar nicht, daß mir lieber wäre, wenn der Erste Band meines Theaters erst in der Michaelis-Messe erſchiene, damit dieſer erſte Band und die Braut von Meſſina nicht in Einer Meſſe erſchienen. Ich würde überhaupt auch für alle folgenden Bände dieſe Maaßregel beobachten, ſo daß in der Oſtermeſſe ein neues Stück und in der Herbſt-Meſſe ein Band der Sammlung erſchienen, oder umgekehrt, wie es ſich ſchickt, nur nicht beide in Einer Meſſe.

---

[1] Zu lesen.

[2] Vgl. S. 475, A. 1.

[3] Die beiden [illegible] von Goethe's Hand. — Am 14. Dez. schickt Goethe das zweite, am 2. Jan. 1803 das dritte und vierte Buch ab. Am 7. Febr. zeigt er die Ankunft der ersten neun Bogen, am 26. März [illegible] der neun Bogen des zweiten Theils an. Der Druck scheint Ende April oder Anfang Mai beendet worden zu sein.

[1] Im [illegible] ist [illegible] 29. Nov. (Montag) eingegangen.

Die mir überſchickte Schriftprobe kann ich nicht gut heißen, ſie iſt erſtlich noch zu groß und dann hat ſie keinen ſchönen Schnitt. Die Schrift, womit das Göthiſche Stück Was wir bringen gedruckt iſt, würde allenfalls gut ſeyn, nur müßte das Arrangement eleganter ſeyn, als bei lezterem Stücke geſchehen, und beſonders müßten die Ränder und der Steg breiter ſeyn. Ich will Ihnen bei nächſter Gelegenheit eine Probe zuſenden, wie meine Meinung deßwegen iſt; vorher aber wünſchte ich eine Papierprobe von Ihnen zu erhalten, weil ich mich nach der Größe des Papiers zu richten habe.

Die Braut von Meſſina könnte alſo wieder ſo wie der Wallenſtein und die Maria Stuart gedruckt werden.

Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich ein Exemplar der Räuber und von Cabale und Liebe (jene in ihrer erſten Geſtalt und nicht nach der Mannheimer Ausgabe)[1] zu übermachen.

Von Wien habe ich jezt mein Adels-Diplom in optima forma erhalten.[2] Die Anregung zu dieſer Sache iſt vom Herzog von Weimar geſchehen, der mir dadurch etwas angenehmes erzeigen und meine Frau, welche bisher nicht nach Hof gehen konnte, auf einen gleichern Fuß mit meiner Schwägerin ſezen wollte; denn es hatte etwas unſchickliches, daß von 2 Schweſtern die Eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andre gar keinen Zutritt zu demſelben hatte. Wäre meine Frau nicht von adelichem Stand, ſo würde ihr mein Adel nichts geholfen haben; ſo aber iſt es anders und es könnte auch in der Folge auf die Verſorgung meiner Kinder einen guten Einfluß haben. Sie können übrigens leicht denken, daß mir, für meine eigene Perſon, die Sache ziemlich gleichgültig iſt.[3]

Meine Frau und ich empfehlen uns Ihnen beiden aufs freundſchaftlichſte.
Ganz und immer der Ihrige

Sch.

---

[1] Joachim Meyer hatte in der „Vervollſtändigung" S. 53 zum 1. Band der von ihm revidirten Schiller-Ausgabe [illegible] die [illegible] ausgeſprochen, Schiller hätte, wenn er am Leben geblieben wäre, zur Aufnahme der Räuber für das „Theater" die Bühnenbearbeitung gewählt, da ſeine geläuterten Anſichten [illegible] ihm nicht erlaubt haben würden, zur [illegible] zurückzugreifen. Die obige Stelle zeigt nun im Gegentheil, daß Schiller ſeiner beabſichtigten Ueberarbeitung der Räuber die erſte Geſtalt, des „Schauſpiels", und nicht die unter Dalbergs Vermittlung entſtandene Bühnenbearbeitung, des „Trauerſpiels", zu Grunde legen wollte.

[2] Die bezüglichen Urkunden ſind in Wurzbachs Schillerbuch, Wien 1859, S. [illegible] f. aus dem Wiener Archiv mitgetheilt; andere hierauf bezügliche Schriftſtücke veröffentlichte O. Jahn in ſeinen Briefen Goethe's [illegible] S. [illegible]. [illegible] in den „Grenzboten" 1875, I. S. [illegible] ff. und dazu W. [illegible] [illegible] 1876, S. [illegible] ff.

[3] Vgl. dazu die ähnliche Darſtellung im Brief an Körner vom 29. Nov.

395. Cotta an Schiller.

Tübingen 9. Dec. 1802. (22 Dez.)

Sie haben mir durch die gütige Zuſage der „Braut von Meſſina" Anfangs Februars eine große Freude gemacht: auf diſe Art gewinne ich noch Zeit gegen den Nachdruk ein Privilegium zu erhalten.

Bei der Samlung Ihrer Schauſpiele möchte diſe Verkehrung wohl nicht nöthig ſeyn: inzwiſchen will ich mich doch diſerwegen erkundigen. Mit dem Druk des erſten Bandes wird es allerdings beſſer ſeyn, ihn für die Michaelis-Meſſe einzurichten. In der Anlage eine Papierprobe von der Größe.

Die Räuber und Kabale und Liebe, ſollen mit erſter Gelegenheit folgen ob ich aber jene in der erſten Ausgabe noch erhalten werde, zweifle ich.[1]

Zu dem Adels-Diplom meinen herzlichen Glükwunſch, da es Ihnen als Beweiß der gefälligen Geſinnungen des Herzogs und der Form wegen doch ſehr angenem ſeyn muß. Es iſt eine ſeltne Erſcheinung, daß das Diplom durch den geadelt wird, dem es ertheilt wurde!

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfelen wir uns herzlich

J. F. Cotta.

Das Papier iſt Wallenſteins Papier und Größe, ich laſſe zugleich eine Probe mit der Schrift: Göthe, was wir bringen — aus Wallenſtein darauf abdruken. — Sollen wir die Braut von Meſſina nicht auf diſe Art druken?

396. Schiller an Cotta.

Weimar 7. Jänn. 1803.[2] 18. Jan. 21. Jan.

Laſſen Sie mich, wertheſter Freund, dieſes Jahr wie bisher Ihrer Freundſchaft empfohlen ſeyn.

Mein neues Stück hoffe ich in ſpäteſtens 4 Wochen überſenden zu können. Sie können ſich immer auf 11 Bogen einrichten;[3] übrigens wünſche ich daß es ganz wie die Erſte Auflage des Wallenſtein und Maria Stuart gedruckt würde.

Die überſchickte Schriftprobe zu der Sammlung meiner Stücke will mir noch nicht einleuchten. Wenn es mit der Wahl Anſtand haben kann bis zur Meſſe, ſo wollen wir dieß mündlich mit einander arrangieren. Das Papier und das Format iſt gut.

---

[1] Schiller hatte ſchon am 16. Nov. 1797 von Cotta eine erſte Räuberausgabe verlangt und hatte ſie ihm am 24. Dezember „durch Peterſens Bemühung" zugeſandt. Im nächſten Brief vom 7. Januar erinnert ſich Schiller, daß er ſchon im Beſitz eines Exemplars iſt.

[2] Im Kalender mit den Briefen an Körner, [illegible] Iffland, Reinwald und Chriſtophine (durch Frau Oberſt von Marſchall), die alle ebenfalls vom 7. Jan. (Freitag) ſind, unter das Datum 10. Jan. (Montag) gemeldet. Es ſcheint, daß die geſammte Briefexpedition einen Poſttag liegen blieb.

[3] Die Braut von Meſſina füllt mit den 14 Seiten Einleitung „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie" und 162 Seiten Text gerade 11 Bogen.

Die alte Ausgabe der Räuber iſt in meinen Händen, Sie brauchen Sich alſo nicht mehr darum zu bemühen.

Ich bin verlangend zu erfahren, ob Sie Müllern haben bereden können, mein Bild nach Danneckers Büſte für die Samlung zu ſtechen. Wenn er es nicht ſelbſt ſtechen kann und will, ſo möchte ich nicht dazu rathen, da das erſte Portrait einmal von ihm iſt,[1] und ein zweites von einer fremden Hand nicht die Vergleichung damit aushalten würde. Wenn wir das Bild nicht von ihm erhalten, ſo würde mir das liebſte ſeyn, wenn Wächter oder ein anderer guter Zeichner 2 Sujets eins aus den Räubern und eins aus dem Fiesko bearbeitete. Die Wahl ſtünde ihm frei, nur müßte ſie beſſer ausfallen als Rambergs bei der neuen Edition des Carlos.

Leben Sie wohl werthester Freund. Ich hoffe bald von Ihnen zu hören. Ganz der Ihrige

Sch.

---

397. Cotta an Schiller.

Tübingen 21. Jan. 1803.[2] [1. Febr.]

Es freut mich aus Ihrem gütigen vom 7. h. die Hofnung der baldigen Ankunft der Braut von Meſſina zu erhalten. Ich laſſe alſo Druk und Alles wie bei Wallenſtein erſte Ausgabe einrichten.

Wegen der Schrift zur Samlung Ihrer theatraliſchen Schriften hat es ja wohl noch Zeit, bis ich die Ehre habe, darüber mündlich mit Ihnen die nöthige Abrede zu nemen.

Mit Müller habe ich vorgeſtern in Stuttgart geſprochen: er hat tauſend Bedenklichkeiten, die ich ihm zu heben ſuchte — Eile hat es ja nicht, denn wir können es liefern, wann wir wollen, und daher ſagte ich ihm auch, als er von mehreren Jahren zur Vollendung ſprach, daß diß ganz in ſeinem Belieben ſtehen ſolle. Inzwiſchen will ich bei Wächter eine Scene aus den Räubern und Fiesko beſtellen, mit der Sie zufrieden ſeyn werden.

Unter unſern herzlichſten Empfelungen J. F. Cotta.

---

[1] Johann Gotthard Müller hatte im Jahr 1793 das von Graff gemalte Bildniß Schillers, der zum Beſuch des Stechers um jene Zeit in der Heimath war, geſtochen (vgl. Haakhs Beiträge aus Württemberg u. Stuttg. 1863). Der im Auftrag des Kunſthändlers Frauenholz in Nürnberg ausgeführte, in Wurzbachs Aufzählung der Schillerportraits (Schillerbuch, Marg. 2487–2556) fehlende Kupferſtich iſt 12½ Zoll hoch und 9½ Zoll breit und koſtete 2 fl. 45 kr. = 1 Laubthlr. (Intelligenzbl. zum Journal des L. u. d. Moden 1794, S. XI.)

[2] Ein Brief Cotta's, nach dem Kalender am 17. Jan. in Weimar eingetroffen und wohl Cotta's Reiſeprogramm enthaltend, iſt nicht mehr vorhanden.

398. Schiller an Cotta.

Weimar 10. Febr. 1803.[1] 19. Febr.
21. Febr.

Jageman[2] hat mir vor einigen Tagen die Zeichnung der Johanna übergeben. Weil ich aber fürchtete daß Sie in Ihren Gegenden keinen guten Kupferſtecher für den kurzen Termin dazu finden möchten und durch das Herumſchicken zuviel Zeit verloren werden könnte, ſo habe ich die Zeichnung unmittelbar nach Leipzig an den Kupferſtecher Böhm[3] beſorgen laſſen und ihm ſolche durch Hrn. Schnorr[4] der mein guter Freund iſt angelegentlichſt empfohlen. In dem Fall daß Böhm den Stich nicht auf die Oſtermeſſe fertigen könnte, habe ich Hrn. Schnorr aufgetragen, die Zeichnung mit erſter Poſt Ihnen zuzuſenden. Durch dieſes Arrangement glaubte ich einigermaßen den Zeitverluſt zu compenſieren, den uns Jagemann verurſacht hat.

Die Zeichnung iſt ſehr ſchön gerathen und wird Ihnen gewiß gefallen. Auch wird dieſes ächte Bildniß der Johanna, welches durch ſeine außerordentliche Wahrheit und ſein Characteriſtiſches zugleich den Glauben erweckt, daß es ächt ſei, eine ſehr willkommene Verzierung des erſten Bands von meinem Theater ſeyn.

Wir ſind hier alle noch mehr oder minder krank. Goethe lag einige Tage gefährlich an einer Lungenentzündung, iſt aber jezt wieder außer Gefahr.

Mein lieber Freund, ich erwarte mit Ungedult Nachricht von Ihnen und den erſten Bogen meines Theaters. Mein ganzes Hauß grüßt Sie aufs beſte.

S.

---

[1] Im Kalender nicht verzeichnet.

[2] Der Maler Ferdinand Jagemann, geb. 1780 zu Weimar, bereiste Paris und Rom und wurde später Hofrath und Professor in Weimar. Seine letzte Arbeit ist das Bild des Herzogs Karl August; auch malte er die Porträts von Goethe, Wieland, Gall und zeichnete Schiller im Tode. Er starb in Weimar [illegible]. Goethe nannte ihn einen vorzüglichen Künstler, der zum Bekannten von Weimar [illegible] [illegible] Bd. [illegible]. Sein Vater, der Rath und Bibliothekar der Herzogin Amalie, Christian Joseph Jagemann, [illegible] der Akademie in Florenz, [illegible] nach eine [illegible] Uebersetzung von Cervantes und Torquato in [illegible] [illegible] [illegible] Verlagsunternehmen er an die [illegible] Cotta [illegible]. Er [illegible] 1804 an Cotta.

[3] Der kursächsische Kupferstecher Wenzel Böhm, geb. 1771 zu Prag, bildete sich unter [illegible] und arbeitete später hauptsächlich für Buchhändler. Er starb in Leipzig 1848.

[4] Johannes Veit Schnorr v. Carolsfeld, geb. 1764 zu Schneeberg im Erzgebirge, ursprünglich für die Rechtswissenschaft bestimmt, ein Schüler Oesers, war seit 1803 Lehrer der Zeichenkunst an der Leipziger Akademie, zu deren Director er 1816 ernannt wurde. Er starb im Jahre 1841. Von Schnorr, der durch Goethe mit Schiller bekannt wurde, rühren die 5 Zeichnungen zu der beabsichtigten Prachtausgabe der Schiller'schen Gedichte (vgl. Schillers Brief an Cotta vom 25. Febr. 1803) her, die im [illegible] S. [illegible] Bd. 1 [illegible] erwähnt werden: Kassandra, Hero, die Glocke, das Geheimniß und die Erwartung. [illegible] die [illegible] erhielt wegen des [illegible] Schillers Billigung nicht. Jene 5 Zeichnungen sind noch vorhanden.

[5] Sie befindet sich vor dem 1. Bd. des Theaters mit folgender Unterschrift: Johanna d'Arc nach einem alten Gemälde auf dem Rathhause zu Orleans. Ferd. Jagemann del. Weimar 1803. [illegible]

399. Schiller an Cotta.

Weimar 11. Febr. 1803.[1] 24. Febr. / 28. Febr.

Hier, lieber Freund, erfolgt die Braut von Meſſina, davon Sie in aller Eile eine Abſchrift müſſen machen laſſen um es nach Wien zu ſchicken, denn mein Original das ich Ihnen hier ſchicke iſt für den Setzer ſorgfältigſt eingerichtet und berechnet und von allen Schreibfehlern möglichſt gereinigt. Das Stück muß völlig ſo im Druck eingetheilt werden, wie im Manuſcripte,[2] und übrigens wird die Form des erſten Wallenſtein beibehalten.

Den eigentlichen Titel nebſt einer Vorerinnerung[3] ſende ich nach, Sie können völlige Eilf Bogen rechnen.

Ich habe mir mit dieſem Werke eine verteufelte Mühe gegeben, es iſt das erſte ſoviel ich weiß, das in neueren Sprachen nach der Strenge der alten Tragödie verfaßt iſt. Da es um einige Bogen kleiner iſt als die Maria Stuart und alſo um etwas wohlfeiler verkauft werden muß, ſo laſſe ich 50 Ducaten von unſerm neuen Contracte nach.

Aber ich muß Ihnen eine rechte Strenge bei der Correctur empfehlen, nehmen Sie ja einen exacten Mann dazu. Göthe klagt ſehr über die Druckfehler im Was wir bringen und auch im Cellini[4] und will nichts mehr im Reich drucken laſſen. Bei bedeutenden Druckfehlern muß ich darauf beſtehen, daß Cartons eingelegt werden und bitte mir daher die Aushängebogen zu überſenden.[5]

Leben Sie recht wohl. Nächſtens mehr, die Poſt geht ſogleich.

Sch.

---

400. Schiller an Cotta.

Weimar 19. Febr. 1803. 1 März / 3. März

Ich danke Ihnen, wertheſter Freund, für den gegebenen Avis wegen der Bothnanger Schuldleute,[6] und erſuche Sie zugleich beikommenden Brief, den ich an Sie gerichtet, dieſen beiden Leuten zur Antwort auf das an mich erlaſſene Schreiben gelegentlich zuzuſtellen.

---

[1] Im Kalender unterm 14. Febr. (Montag) verzeichnet. Gleichzeitig mit der Sendung an Cotta gieng auch die Braut von Meſſina an Körner ab; das betreffende Schreiben iſt ebenfalls vom 14. Febr.

[2] Es hat bekanntlich weder eine Akt-, noch eine Scenen-Eintheilung; die neuen Auftritte ſind nur durch größere Zwiſchenräume und vorangeſtellte Aufzählung der redenden Perſonen angedeutet.

[3] „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie."

[4] Goethe zeigte in einem Brief an Cotta vom 7. Febr. dieſem die ſchlimmſten Druckfehler in den erſten neun Bogen des Cellini an.

[5] Die Braut von Meſſina iſt im Ganzen ziemlich correkt gedruckt; die einzelnen vorkommenden Druckverſehen ſind theils auf S. 161, der letzten Seite des letzten Blatts, welches das erſte des 11. Druckbogens bildet, theils, in einzelnen Exemplaren, auf einem beigedruckten Carton berichtigt. Schiller revidirte den Text mehrmals, in Folge deſſen eben das letzte Blatt mit dem Druckfehlerverzeichniß mehrfach gedruckt wurde. Es gibt demnach Exemplare — alle mit einem in den erſten 10 Bogen identiſchen Text — in welchen ſich auf der Schlußſeite 7, andere, in welchen 3 Errata verzeichnet ſind und denen ein Schlußblatt beigedruckt iſt, auf welchem weitere 10, resp. 11 Druckfehler angezeigt ſind, und endlich ſolche, in welchen ſich auf der Schlußſeite zehn Druckfehler verzeichnet finden.

[6] Der Brief Cottas, in welchem dieſer Avis enthalten war, am 19. in Weimar eingetroffen, fehlt. Die „Bothnanger Schuldleute" ſind die Bauern Epple und Ungeltler aus Bothnang, einem zwiſchen Stutt-

Wegen der Braut von Meſſina die jezt hoffentlich angekommen muß ich Sie noch bitten, den Debit und die Verſendung bis in die Mitte des Junius zurückzuhalten, weil die Theater mir ſonſt nichts dafür bezahlen. Das Stück kann ja doch auf der Oſtermeſſe verrechnet werden, weil es 6 Wochen nachher abgeliefert wird.

Ganz der Ihrige
in Eile

Sch.

101. Cotta an Schiller.

Tübingen 21. Februar 1803. [nicht verz.]

Ich kan, verehrungswürdigſter Freund, nun Ihre beiden Briefe vom 3.[1] u. 10. h. beantworten. Die Noth wegen des Theaters war nicht gering: der Papiermacher, welcher das Schreibpapier liefern ſoll, liferte es zu ſchlecht: ich mußte alſo andres haben, und diß war bei der großen Kälte eine ſchwere Aufgabe; gottlob nun iſt alles im Reinen und das Möglichſte geſchieht zur Vollendung. Ich bin Ihrer Sorgfalt daher ſehr verbunden, daß Sie den Stich des Kupfers in ſo gute Hände gaben: möchten Sie mich nicht belehren, was ich Jagemann für die Zeichnung ſchuldig bin, damit ich diß berichtigen kan.

Es ligt für mich übrigens gar kein Intereſſe darinn, ob der erſte Band auf die Meſſe kommt; ich betreibe es nur, weil Sie es wünſchen, und es wäre mir daher ſehr lib, zu vernehmen, daß auch Sie keinen beſondern Werth darauf ſezen, wenn der erſte Band allenfalls erſt ein paar Wochen nach der Meſſe vollendet würde.

Hier die 2 erſten Bogen auf Drukpapier,[2] ich hoffe zu Ihrer Zufriedenheit — Wegen der Orthographie bin ich verlegen, Sie ſchreiben, Prinzeſſinn, Königinn ꝛc.; im Gedrukten kommt diſe weibliche Endigung aber gewönlich nur mit Einem n — der Gleichheit und Richtigkeit wegen ſeze ich überall das doppelte nn.

Ich hoffe, diſes trift Sie und Ihr mir ſo theures Haus nun wohl an; im

---

gart und der Solitude gelegenen Hof, denen ein von Schillers Eltern ausgeliehenes Kapital von 100 fl. zu 5 % im Auftrag Schillers von Cotta gekündigt worden war. Vgl. im Anhang den Auszug aus Cotta's Kapital-Conto. Der Schill.Kal. verzeichnet unter dem 14. Febr. den Empfang eines Schreibens von „Sohle und Fosthaag“. Schillers Antwort an dieſelben liegt nicht vor.

[1] Der Brief vom 3. fehlt, der Kalender verzeichnet keinen Brief von dieſem Datum, was aber kein Beweis dafür iſt, daß ein ſolcher nicht exiſtiert.

[2] Zum „Theater“. Es waren übrigens nur Probebogen, und die Worte „Prinzeſſin, Königin“ deuten darauf hin, daß ſie aus Don Carlos gedruckt waren. Wie Schiller am 16. Juni 1803 dem auf Herſtellung des erſten Bandes zur Michaelismeſſe drängenden Cotta ſchrieb, wollte er den Druck nicht übereilen und erſt zur Jubilatemeſſe 1804 damit hervortreten. Auch wurde der erſte Band, der erſt nach Schillers Tod erſchien, nicht mit Don Carlos, ſondern mit der „Huldigung der Künſte“ eröffnet. Ein neuer Probebogen vom Theater wurde von Cotta am 29. Dez. 1803 und, als Schiller ſeine Anweiſungen wegen der zu wählenden Schriftzeichen gegeben hatte, nach dieſen ein zweiter Probebogen am 5. Febr. 1805 überſchickt.

unſerm Land iſt beinahe auch alles catharrkrank: nur gottlob mein Haus iſt verſchont, was mir wegen meines kleinen Adolphs, der noch immer Fieber-Patient iſt, doppelt lib ſeyn muß — Es iſt eine wunderbare Krankheit: 8 Monate ein ſtetes Fieber, und doch nemen ſeit 6 Wochen die Kräfte wieder zu und alſo auch unſre Hofnung zur völligen Geneſung.

Herzlich ꝛc. J. F. Cotta.

---

402. Cotta an Schiller.

Tübingen, 25. Februar 1803. [7. März]

So eben bringt mir der Poſtwagen zu meiner unbeſchreiblichen Freude Ihr gütiges vom 11. h. mit der Braut von Meſſina, wofür ich Ihnen herzlich danke. Ich laſſe bereits die Abſchrift anfangen, um ſie übermorgen nach Wien ſenden zu können.[1]

Für den Druk ſtehe ich: Sie ſollen gewiß keinen weſentlichen Fehler darinnen finden, wäre diß je verſiehet ſich die Einlegung von Cartons, die ich auch Hrn. v. Gœthe ſogleich angeboten habe.[2]

Mit innigem Dank erkenne ich Ihre Generoſität in Hinſicht des angebotenen Nachlaſſes von 50 Dukaten, allein ich würde unedel handeln, wenn ich davon Gebrauch machen wolte.

Nun habe ich wiederum bald die Ehre Sie zu ſprechen, und freue mich innigſt darauf. Ihnen und Ihrer Frau Gemalin empfele ich mich mit meiner Frau aufs nachdrüklichſte ꝛc. J. F. Cotta.

---

403. Cotta an Schiller.

Tübingen, 3. Merz 1803. [16 März]

Ihr freundſchaftliches vom 19. Febr. traf mich ſchon in vollem Zug, die „Braut von Meſſina" bis zur Meſſe zu erzwingen, wovon Sie in der Anlage die Erſtlinge ſehen. Nun habe ich aber die Sache ſo eingerichtet, daß die Spedition erſt Mitte Junius erfolgt, und alſo vor Mitte Julius nicht in Leipzig eintrift.

Den Schuldienten habe ich den Brief zugeſtellt.

Unwandelbar ꝛc. J. F. Cotta.

---

[1] Die „Braut von Meſſina" iſt nicht mit einem kaiſ. Privileg verſehen ausgegeben worden; warum, iſt aus dem Briefwechſel, in dem von dem Privileg nicht mehr die Rede iſt, nicht zu ermitteln. Um aber den Wiener Nachdruck zu begegnen, veranſtaltete Cotta eine „Wohlfeile, mit Bewilligung des Verfaſſers veranſtaltete Original-Ausgabe. Wien bei Geiſtinger, 1803," welche der Cotta'ſche Originaldruck der erſten Ausgabe iſt, nur mit umgedrucktem Titelblatt. (P. Trömel, Schillerbibliothek, S. 97.)

[2] Durch Brief vom 19. Februar, worauf Goethe am 26. März erwiderte: „Ich ſollte denken man erſpare ſich viel Mühe und Reden. Haben Sie nur die Gefälligkeit die Ihnen bekannt gewordenen Druckfehler am Ende anzuzeigen."

Wie behandeln die Theater die Chöre, als Geſang? oder Recitirt? Ich wünſchte hierüber ſo wie was das Theater angeben kan, mit umgehender Poſt Nachricht, da ich ſuchen will, Ihnen „die Braut von Meſſina" aufs Stuttgarter Theater noch zu verhandeln.

---

404. Schiller an Cotta

Weimar 13. März 1803. 17. März / 20. März

Da Sie lieber Freund, die Braut von Meſſina beim Theater zu Stuttgardt anbringen wollen, ſo ſende ich Ihnen ein Schema zu,[1] wie es mit dem Chor gehalten werden muß. Ich habe ihn nehmlich in ſpecifiſche Perſonen aufgelöſt und dieſen eigene Nahmen gegeben, damit man ſie ordentlich austheilen kann.[2] Die Reden werden bloß mit einer pathetiſchen Declamation recitiert, nicht geſungen noch mit Muſik begleitet. Die übrigen kleinen Erinnerungen habe ich auf dem Zettel noch beigeſchrieben.

Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie Sich mein Arrangement wegen der ſpätern Erſcheinung der Braut v. M. haben gefallen laſſen wollen. Wenn ſolche mit Anfang July auch in Leipzig iſt, ſo hat es gar nichts mehr zu ſagen. Die entfernten Exemplarien nach Liefland, Rußland, Dänemark und dem Norden überhaupt können noch früher ausfliegen. Empfehlen Sie dem Corrector ja rechte Sorgfalt, es ſind in dem mir überſchickten Bogen verſchiedene kleine Fehler, von denen ich nicht weiß, ob ſie an dem Abſchreiber oder dem Setzer liegen. rothlicht ſtatt röthlicht pag. 16. ferner: Staaten anſtatt Saaten pag. 15.[3] Saaten getragenes ſollte ein Wort ſeyn.[4] Sonſt iſt der Druck und das Papier ſehr hübſch.

Ich eile, dieſen Brief noch auf die Poſt zu bringen und empfehle mich Ihnen mit den meinigen aufs beſte. Ihr

Sch.

---

405. Schiller an Cotta

Weimar 29. März 1803. 1. April / 6. April

Hoven in Ludwigsburg[5] iſt zu einer mediciniſchen Profeſſur in Jena, ne andern, in Vorſchlag gebracht worden, und da ich ihn ſehr geneigt weiß, ein ſolche Stelle anzunehmen, weil ſeine Verhältniſſe in L. nicht die günſtigſten ſind, ſo ergeht meine Bitte an Sie, wertheſter Freund, den Hrn. Profeſſor Plouquet[1] in Tübingen, bei welchem man vermuthlich Nachfrage thun wird, zu ſeinem Vortheil zu ſtimmen. Ich weiß daß Sie mit Plouquet ſehr gut ſtehen und viel über Ihn vermögen. Wahrſcheinlich wird der Geh. Hofrath Loder in Jena ſich bei Plouquet nach demſelben erkundigen und ein gutes Zeugniß von dieſem wird ſeine Sache ſehr befördern. Uebrigens bitte ich die Sache möglichſt verſchwiegen zu halten, und auch Hn. Plouquet um Verſchwiegenheit zu bitten, daß dem Hoven nicht dadurch Schaden erwächſt.

---

[1] Tabelle fehlt.

[2] Die Namen und die Vertheilung, wie ſie ſich in den Theatermanuſcripten finden, ſind in SS XIV. 18 ff. in den Noten mitgetheilt. Vgl. auch [illegible] IV. 313 und [illegible] Nr. 867.

[3] Beide Druckfehler ſind im Text ſtehen geblieben und am Schluß berichtigt. Vgl. SS. XIV. S. [illegible] S. 307, 327. (Die Br. v. Meſſ. wurde in [illegible] bei [illegible] in Tübingen gedruckt, aus den Cotta'ſchen Honorarbüchern geht hervor, daß Bl. [illegible] umgedruckt wurde.)

[4] Ebenfalls ſtehen geblieben, aber nicht berichtigt. Vgl. ebenda S. 20, S. 136.

[5] Friedrich Wilhelm v. Hoven, geb. in Stuttgart am 11. März 1760, Schillers Jugendfreund [illegible] der Pflanzſchule und Akademie, aus der er am 14. Dez. 1780 trat, um ſich als praktiſcher Arzt in Ludwigsburg niederzulaſſen. Da der Ruf nach Jena ſich verzögerte, nahm Hoven auf Paulus' Zureden [illegible]

Mit herzlicher Freude ſehe ich und meine Frau Ihrer Ankunft entgegen. Es iſt das zehente mal, daß wir dieſe Freude genießen. Dieſer lange Zeitraum hat uns einander werther gemacht und jedes neue Jahr das ſich an dieſe Reihe anſchließt, wird uns nur noch feſter verbinden.

Leben Sie wohl mein wertheſter Freund mit Ihrer lieben Gattinn und bleiben Sie uns nahe, wie wir Ihnen.

Sch.

406. Cotta an Schiller.

Tübingen, 29. Merz 1803. [8. April.]

Denken Sie ſich, liebſter Freund, meinen Verdruß! Ich hatte mit der „Braut von Meſſina" alle Hofnung ſie beim Stuttgarter Theater unterzubringen, als mir der durch ſein Trinken ganz entmenſchte Peterſen, der darüber von der Direktion zu Rath gezogen wurde, durch ſein einfältiges Urtheil alles verderbte. Es iſt mir nur leid, daß ich Ihnen jezt durch meinen guten Willen nichts als Mühe gemacht habe.

Sollten wir aber nicht zum Behuf der Theater Ihre Anweiſung, wie die Chöre zu behandeln ſind, in einem Anhang geben?

Für punktliche Correctur ſoll geſorgt werden.

Den 26. April hoffe ich die Ehre zu haben, Sie zu ſehen und Ihre ganze

---

Berufung an die Univerſität Würzburg an, deren Curator, Graf v. Thürheim, ſein Jugendfreund war. Er gieng im Oct. 1803 dahin ab und trat nach kurzer Wirkſamkeit von 1803–1806, als Würzburg an den Kurfürſten von Salzburg, Erzherzog Ferdinand, kam, als Kreismedicinalrath in bayeriſche Dienſte und zog nach Ansbach, dann nach vier Monaten in das [illegible] an die Krone Bayern gelangte Nürnberg. Im Jahr 1817 ließ er ſich [illegible] verſetzen, zog zu ſeinem Schwiegerſohn [illegible] nach Nördlingen und ſtarb daſelbſt am 6. Febr. 1838. Schon am 27. Oct. 1801 lud ihn Schiller ein, indem er ihm von einer Bewerbung um eine Stelle an der Jenaer Univerſität abrieth, als praktiſcher Arzt nach Weimar zu kommen. Ueber die Schritte, welche Schiller im Jahr 1803 in Verbindung mit Loder that, Hovens Berufung nach Jena an Stelle des nach Göttingen abgegangenen Himly zu erwirken, iſt Hovens Selbſtbiographie S. 143 und [illegible] zu vergleichen.

[1] Wilhelm Gottfried Ploucquet, geb. 25. Dezember 1744 in [illegible] im Württembergiſchen, ſeit 1782 Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät in Tübingen. Er ſtarb am 13. Januar 1814. Auch an Hoven ſchrieb Schiller, er ſolle ſich um Ploucquet's Verwendung bewerben. Vgl. über ihn Hovens Selbſtbiographie S. 77. [illegible]

theure Familie im beſten Wohlſeyn zu treffen. Ich freue mich unendlich auf di Vergnügen.

Sie und Ihre Frau Schwägerin vergeſſen mich doch nicht beim Almanac für die Damen? — Da ich ihnen gerne das Schönſte vorſezte, ſo bin ich ſo frei, die Bitte zu wagen, ob Sie mir nicht noch vor meiner Abreiſe hieher ein Gedicht ſenden könten?

Unter unſern herzlichſten Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin

J. F. Cotta.

407. Cotta an Schiller.

Leipzig 13. Mai 1803.[1] [17 Mai.]

Da ich nun dem Ende der MeßGeſchäfte mich nähere, ſo kan ich mit Beſtimmtheit Ihnen, liebſter Freund, ſchreiben, daß ich Samſtag den 21. h. gegen 10 Uhr Morgens in Weimar eintreffen werde; ich hoffe Sie reiſefertig zu finden ſo daß wir Sontag Morgens gegen 11 Uhr abreiſen könten,[2] indem wir trachten müſſen, Schmalcalden noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Narr, dem ich die angeneme Nachricht von Ihrer Herausreiſe im Vertraue meldete, ſchreibt mir, ich ſolle Sie doch dringend bitten, bei ihm in Stuttgar zu logiren, er habe alles ſo eingerichtet, daß Sie gewiß nach Ihren Wünſche bei ihm ſollen ſeyn können.

In Stuttgart gehet das Gerücht: Gothe komme dahin, um für immer daſelb zu privatiſiren!!

Sie geben mir doch noch mit zwei Worten hieher die beſtätigende Zuſag der Mitreiſe.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin mich aufs dringendſte empfelend.

J. F. Cotta.

Cotta traf, wie angekündigt, auf der Rückreiſe am 21. Mai in Weimar ein u brachte Schiller 20 Louis mit (Kal. 141.) Goethe befand ſich ſeit 14. Mai bis Ende d Monats in Jena, wo er außer den kleinern Gedichten zum Taſchenbuch für 1804 haup ſächlich mit Ausarbeitung der Farbenlehre beſchäftigt war. In ſeinen Briefen vom 1 18. u. 20. Mai gibt er Schiller Aufträge für Cotta, und zwiſchen den leztern wurde d Druck und Verlag der Natürlichen Tochter (Schiller an Goethe vom 21. Mai) ſowie a der der „zwei Emilien“ (Schillers Brief an Cotta vom 14. Okt.) abgeredet. In Betr der Natürlichen Tochter und dreier anderer Goethe'ſcher Werke findet ſich nachſtehender, ganz von Goethe's Hand geſchriebener Verlagsvertrag vor:

---

[1] Cotta kam am 20. April auf der Reiſe nach Leipzig durch Weimar. Schillers Brief an ihn v 12. Mai (Kal. S. 144) hat ſich nicht vorgefunden.

[2] Schiller hatte wohl erſt mündlich und dann in ſeinem verlorenen Brief vom 12. Mai gegen C die Abſicht ausgeſprochen, ihn auf ſeiner Rückreiſe nach Stuttgart zu begleiten, vielleicht mit ihm die R in die Schweiz zu machen, mit der er und ſeine Frau ſich ſchon länger trugen (vgl. den Brief Charlott an Cotta vom 26. Sept. 1800), und von der er am 9. Nov. 1803 an Iffland ſchrieb: „Ich habe be entſchloſſen, ehe ich das Stück (den Tell) drucken laſſe, nach der Schweiz zu gehen.“

„Unterzeichneter überläßt zum Verlag, für Eine Auflage, Hrn. Cotta nachſtehende Arbeiten:

Was wir bringen, Vorſpiel,
Benvenuto Cellini überſetzt,
Die natürliche Tochter, Trauerſpiel in fünf Aufzügen,
Eine Anzahl neuer Lieder.

Das erſte und zweyte iſt ſchon gedruckt, das dritte wird als Taſchenbuch, das vierte als Theil eines Taſchenbuchs gedruckt, wozu Hr. Hofrath Wieland den andern Theil verfaßt. Mit welchem Hr. Cotta das nöthige beſprechen wird.

Beyde Taſchenbücher werden bey Hrn. Frommann gedruckt, mit welchem Hr. Cotta das nöthige wird in Leipzig abgeredet haben.

Hr. Cotta zahlt dagegen an Unterzeichneten die Summe von vierhundert Carolin, in Laubthalern, vier auf den Carolin gerechnet. Hievon gehet ab der von Hrn. Cotta verſchiedentlich geleiſtete Vorſchuß nebſt Auslagen weßhalb man ſich eine ſchließliche Abrechnung erbittet.

Ferner zahlt Hr. Cotta gegenwärtig einhundert Carolin in Laubthalern, worüber Quittung beyliegt[1] und giebt, wegen des Ueberreſtes Anweiſung auf Hrn. Kammerrath Frege in Leipzig, zu ſucceſſiver, gelegentlicher Erhebung.

Mit dem Abdruck kann alsbald angefangen werden.

Ferner überläßt Hr. Ehlers[2] 24 Lieder zur Guitarre eingerichtet an Hrn. Cotta für funfzig Thaler in Golde. Wovon er ſich die Hälfte gegenwärtig erbittet. Gedachte Lieder werden mit den Liedern des Taſchenbuchs in Bezug geſetzt. Angenehm wäre es daher wenn auch dieſer Notendruck bey Hrn. Frommann geſchehen könnte.

Jena den 15. May 1803. **Goethe.**"

408. Cotta an Schiller.

Tübingen 3. Juni 1803. [17. Juni]

Glüklich und wohl kam ich bei den Meinigen an und bezeuge Ihnen ſchäzbarſter Freund, und Ihrer verehrungswürdigen Gemalin wiederholt den herzlichſten Dank für die viele Freundſchaft und Güte, die Sie mir wiederum auf ſo mancherlei Weiſe erfahren ließen. Möchte ich doch das Glük genieſſen, uns näher zu ſeyn! ich ſolte denken, daß dis ſich noch ausfüren laſſe.

Hrn. v. Hoven konte ich nicht ſprechen und meldete ihm daher das Aufgetragene ſchriftlich.

Mit Sehnſucht ſehe ich dem Ende des Manuſcripts zur Braut von Meſſina entgegen, ſo wie dem gütigſt zugeſagten Gedicht.

Noch lebe ich in einem Strudel von Geſchäft, das aber nächſtens im Reinen ſeyn wird.

Ihnen und Ihrer Frau Gemalin die herzlichſten Empfelungen von Rapp,

---

[1] „Ein hundert Carolin in Laubthalern in Abſchlag einer convenirten Zahlung erhalten zu haben beſcheinige. Weimar, den 15. May 1803. Goethe."

[2] Vgl. I. 406, A. 1.

Danecker, meiner Frau und mir: ich fand überall eine üble Aufname, daß ich ohne Sie kam: machen Sie, daß ich Sie mit Ihrer liben Frau im A.[1] abholen kan.

J. F. Cotta.

409. Schiller an Cotta.

Weimar, 7. Jun. 1803. $\frac{15.\ \text{Juni}}{16.\ \text{Juni}}$

Sie ſind nun wieder, wie wir hoffen, glücklich in dem Schooß der Ihrigen mein wertheſter Freund, und wir erwarten mit jedem Poſttag willkommene Nachrichten von Ihnen zu hören.

Hier ſende ich die Vorrede zur Braut von Meſſina. Ich wollte rathen, ſie mit derſelben Schrift wie den Text zu drucken nur ein wenig enger, daß ſie gerade den Titelbogen ausfüllt. Sobald ein Exemplar fertig, ſo erbitte ich mirs mit der nächſten Poſt.

Anbei folgt auch das Gedicht, welches Sie für den DamenCalender wünſchten.[2]

Die Erzählung, welche Ihnen meine Schwägerin verſprochen, wird heute in der Abſchrift fertig und ſoll mit dem erſten Poſttag abgehen; ſie möchte wohl gegen 80 gedruckte Seiten füllen. Es iſt ein ſchäzbarer Beitrag für den Calender.[3]

Leben Sie recht wohl mein theurer Freund. Herzliche Grüße von meiner Frau an Sie beide, wie auch von Ihrem treuergebenen Freund

Sch.

N. S. Laſſen Sie das Gedicht nicht gar zu eng, ſondern etwa ſo wie die Caſſandra im vorigen Jahr drucken.

410. Schiller an Cotta.

Weimar, 10. Jun. 1803. $\frac{17.\ \text{Juni}}{18.\ \text{Juni}}$

Hier, wertheſter Freund, ſende ich Ihnen im Nahmen meiner Schwägerin, die nach Leipzig verreißt iſt, die Erzählung für den DamenCalender, und empfehle

---

[1] Im August?

[2] Im Damenkalender für 1804 ſtehen zwei Schiller'ſche Gedichte: S. 1–5: Der Graf von Habsburg, und S. 116–122: Das Siegesfeſt. Da Schiller am 7. Juni nur eines, dann nichts mehr überſchickte, ſo wird er den am 25. April (Kal. 143) fertig gewordenen Grafen von Habsburg Cotta bei deſſen Anweſenheit in Weimar am 1. Mai mitgegeben haben, und ſomit iſt das am 7. Juni überſandte Gedicht „das Siegesfeſt", das am Tag nach Cotta's Abreiſe fertig wurde (Kal. 144: „22. Mai 1803: Helden vor Troja fertig") und von dem Schiller Cotta mündliche Mittheilung gemacht haben wird. Am 24. Mai ſandte er es an Goethe. Nach einer Korreſpondenz der Allg. Ztg., Nr. 105 vom 14. April 1804, aus Preußen, überſezte Frau v. Staël bei ihrer erſten Anweſenheit in Weimar Goethe's Bajadere und „Schillers Abſchied der Griechen von Troja" mit ungemeinem Glück und einer ſeltenen Treue bis auf die Verszahl und ſelbſt das antike Sylbenmaaß ins Franzöſiſche.

[3] Es iſt „Edmund und Emma", „v. d. Verf. v. Agnes v. Lilien", abgedruckt auf S. 124–190 des Damenkalenders für 1804.

Ihnen, eine gute Correctur davon zu beſorgen, da leicht noch einige Schreibfehler darinn möchten ſtehen geblieben ſeyn.

Meine Vorrede zur Braut von Meſſina nebſt dem Gedicht, das Sie ſchon kennen, habe ich vorgeſtern abgeſchickt.

Seien Sie nun ſo gut, mir eine Anweiſung an Frege auf 600 Laubthaler zu ſchicken, daß ich das Geld Ende dieſes Monats eincaſſieren kann.

Grieſingern werde ich meine Gedichte mit nächſter Gelegenheit zuſchicken. Haben Sie die Güte mich ihm einſtweilen beſtens zu empfehlen.

Die Liſte der Zweibrücker Claſſiker, die hiſtoriſche Tabellen, die Landcharten von Kruſe, und den Atlas der neuen Welt bitte nicht zu vergeſſen.[1] Ganz der Ihrige

Sch.

411. Cotta an Schiller.

Tübingen, 18. Jun. 1803.[2] [20. Juni.]

Sie haben mich, theuerſter Freund, nun doppelt erfreut mit den Beilagen Ihrer beiden herzlichen Briefe vom 7. u. 10. h. Das Gedicht kan ich nicht genug leſen. Die Erzälung Ihrer Frau Schwägerin, der ich den unterth. Dank zu machen bitte, iſt gleich in die Drukerei abgegangen; ich werde für genaue Correctur ſorgen.

Hier Braut von Meſſina — der Titelbogen noch aus der Form abgezogen — Ein Titelbogen und Nr. 10 liegen beſonders bei zur Ergänzung des an Hrn. Geh. R. v. Wolzogen pr. Poſtwagen abgegangenen Exemplars.

In der Anlage die Anweiſung auf Frege von 600 Laubthaler.

Die Bücher ꝛc. folgen mit den Exemplaren der Braut von Meſſina.

Laſſen Sie uns Ihnen beiden aufs nachdrüklichſte empfolen ſeyn.

J. F. Cotta.

Der 4te Mai iſt der Jahrstag unſerer Spazierfarth auf den Kahlenſtein bei Canſtadt.[3]

Hier die TheaterbibliothekAnzeige — die typographiſche Geſellſchaft hat inzwiſchen auf Verwenden meiner Freunde auf den Nachdruk des Wallenſteins Verzicht gethan, doch fragt ſie bei mir an, wie ich ihr die Aufname geſtatten würde, zu 1000 Fr. blos für die Schweiz? Man kan aber, denkt mich, dergleichen Dinge nicht wohl erlauben.[1]

---

[1] Wie es ſcheint, lauter Aufträge, die Cotta von Schiller bei ſeinem Beſuch in Weimar empfangen hatte. Die hiſtoriſchen Tabellen ſind wohl Chriſtian Kruſe's ([illegible]) „Tabellen zur Ueberſicht der Geſchichte aller europäiſchen Länder und Staaten von ihrer erſten Bevölkerung an bis 1800 n. Chr. Geb." 1. Liefrg. Oldenburg und Halle 1802. fol. Dazu vom nämlichen Verfaſſer und im ſelben Verlagsort ein Atlas (1. Liefrg. 1802). Die Zweibrücker Klaſſiker ſind die in Schillers Brief vom 9. Auguſt bezeichneten. Wahrſcheinlich wollte Schiller dieſe Bücher für den Unterricht ſeiner beiden Söhne benutzen. Vgl. R. Boxberger in Schnorr's Archiv II, 198.

[2] Cotta's Brief, am 18. in Weimar eingetroffen, vermuthlich ein Empfehlungsbrief, von Dr. Schnurrer überbracht (Kal. 146), iſt nicht vorhanden.

[3] Vgl. S. 7.

Möchten Sie gelegentlich über den Plan einer ſolchen Theaterbibliothek unter Ihrer Direktion nachdenken!

J. F. C.

---

412. Schiller an Cotta.

Weimar, 20. Juny 1803. 28. Juni 30. Juni

Hier überſende ich — hoffentlich noch zu rechter Zeit — das Verzeichniß der in den erſten 9 Bogen bemerkten Schreib- und Druckfehler. Sehr viele weniger bedeutende, die aber doch den Druck entſtellen und beim Leſen ſtören, habe ich nicht einmal anmerken wollen, um den Schandzettel nicht zu groß zu machen. Wenn auch die meiſten darunter Schreibfehler waren, ſo hätte Ihr Corrector doch aus dem Zuſammenhang der Gedanken die wahre Leſart errathen ſollen.

Ich empfehle Ihnen nun die allerſtrengſte Reviſion der noch übrigen Bogen, wenn es nicht mehr Zeit wäre, ſie an mich zu ſchicken, ehe das Stück ausgegeben wird.

Eben geht die Poſt, ich ſchließe mit den herzlichſten Grüßen. Der Ihrige

Sch.

---

413. Cotta an Schiller.

Tübingen, 19. Juli 1803.[2] [28. Juli.]

Von Bremen werden Sie eine Kiſte mit weiſſem PortWein erhalten, von dem wir lezte Oſtern ſprachen, die ich zu meinem Angedenken zu trinken und Ihre Geſundheit damit zu ſtärken bitte.[3]

In einer Stunde will ich nach Gais reiſen, wohin Sie mich, wie ich hoffe, künftiges Jahr mit Ihrer Frau Gemalin begleiten werden.

Unter unſern dringenden Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] In Bern erſchien von 1803—1804 in 3 Bänden im Verlag der „Typographiſchen Societät" unter dem Titel „Theaterbibliothek" eine Sammlung klaſſiſcher deutſcher Theaterſtücke. Bei der Typogr. Geſellſchaft, die ſchon 1761 beſtand, wurde alles literariſch Bedeutende, was in Bern geſchrieben wurde, gedruckt. Da in Bern der Nachdruck ausländiſcher Werke nicht verboten war, ſo druckte ſie alle namhaften deutſchen Klaſſiker nach. Sie ſcheint mit dem Jahr 1830, alſo mit dem Sturz des berniſchen Patriziats aufgehört zu haben. (Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. F. Vetter in Bern.)

[2] Cotta's Brief vom 20. Juni, am 28. in Weimar eingetroffen, fehlt. Ob die am 18. an Schiller gelangte Sendung des Pianos von Mellina (Kal. 148) von einem Schreiben begleitet war, iſt nicht zu ermitteln. Jedenfalls iſt kein ſolcher Brief vorhanden.

[3] Der Schill.Kal. enthält unter dem 13. Juli folgenden Eintrag: „Port-Wein 30 Bouteill. von Bremen 4 Rthl. Fracht in Conv.Geld."

Lüdger in Bremen an Schiller.

(Bremen, 17. Juli 1803.) [26. Juli.]

Wohlgeborener, hochzuverehrender Herr Hofrath!

Euer Wohlgeboren erinnern ſich vielleicht noch, daß Sie mir im September 99. das Manuſcript Ihres Wallenſteins zur Beförderung an Bell in London zuſandten, und dann ruft Ihnen dieſer Umſtand den Nahmen eines Mannes in's Gedächtniß zurück, der Euer Wohlgeboren ſonſt wohl von keiner Seite bekannt iſt, als daß er ſich zu der Zeit an die Ueberſetzung in's Engliſche des obbemeldten Werkes wagen wollte, welches Euer Wohlgebohren jedoch aus Delikateſſe gegen Bell ablehnten, und ihm dagegen die Handſchrift der Maria Stuart zum nehmlichen Zwecke anboten, ſobald ſie fertig wäre; deren Uebertragung er ſich aber nicht mehr gewachſen zu ſeyn glaubte, als er erfuhr, daß ſein poetiſcher Freund in Liverpool die Muſen für den Merkur verlaſſen hatte, und Bankier geworden war.

Ob es nicht Zudringlichkeit ſey, Euer Wohlgebohren auf ſo eine ſeichte Bekanntſchaft um eine Gefälligkeit zu bitten? Darüber entſcheide Ihr gutes Herz. Ganz gewiß wird dieſes durch den edeln Trieb gelenkt, welchen der große Schriftſteller immer fühlt, das geringere Talent zu unterſtützen, wo er es antrifft. — Ob in mir ein Funken davon liegt? Davon werden Euer Wohlgebohren urtheilen können, wenn Sie mir gütigſt die Erlaubniß ertheilen wollen, Ihnen die Abſchrift eines Schauſpiels zuſenden zu dürfen, welches eben aus meiner Feder gefloſſen iſt. — Hätte es das Glück Euer Wohlgeboren Beyfall zu erhalten, ſo würde ich es Ihrem fernern Schutze empfehlen, Sie gehorſamſt bitten, es auf die Weimariſche Bühne befördern zu helfen, und des beſten Erfolgs ſicher ſeyn.[1]

Verzeihen Euer Wohlgebohren mir eine Freyheit, die aus dem Zutrauen quillt, welches Ihre vortrefflichen Schriften dem Verehrer derſelben gegen das Herz ihres Verfaſſers einflößen müſſen, und erlauben Sie mir mich mit vorzüglicher Hochachtung zu nennen Euer Wohlgebohren gehorſamſt ergebenen

C. Lüdger.

---

111. Schiller an Cotta.

Weimar 9. Aug. 1803.[2] 20. Aug. 17. Sept.

Ich habe aus Bremen einen delikaten weißen Portwein erhalten, wofür ich Ihnen, werthester Freund, aufs verbindlichſte danke. Es iſt ein wahres Lebensöl, das Herz und Eingeweide ſtärken wird.

Sie werden nun wohl wieder aus der Schweitz zurück ſeyn. Möchten Sie mit Ihrer lieben Gattin recht viel Freude da genoſſen haben! Mich würde es bei meinem jetzigen Geſchäft ſehr fördern, wenn ich auch die Alpen und Alpenhirten in der Nähe geſehen hätte!

Wenn Ihnen einige Proſpekte von Schweitzeriſchen Gegenden, beſonders aber von dem Schweizerufer des Waldſtätteſees, dem Rütli gegenüber, in die Hände fallen ſollten, ſo ſenden Sie mir ſie doch.[1] Auch wünſchte ich Füßlis Erdbeſchreibung,[2] Zſchockes Werk von der Schweiz[3] und die Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland,[4] ſo wie auch von Ebels Schrift über die Gebirgsvölker die Fortſetzung[5] zu beſitzen. Alle dieſe Werke könnte ich in 14 Tagen zurückſchicken, wenn ich ſie geliehen bekommen könnte. Auch was in Bern über Wilhelm Tell neuerdings herausgekommen iſt,[6] wünſchte ich zu leſen, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht, mirs zu verſchaffen.

---

[1] Da dieſer Lüdger ſich hier ſelbſt als dramatiſcher Schriftſteller entpuppt, ſo ſcheint er wohl identiſch mit jenem C. Lüdger zu ſein, welcher 1814 in Bremen eine Thalia Anglo-Germanica; Original-Schauſpiele zur Unterhaltung freundſchaftlicher Familienzirkel, um ſich der Geſellſchaftsſprache beider Nationen zu bemächtigen, herausgab, von der 2 Theile erſchienen. Auch iſt von demſelben eine Ueberſetzung des Lebens der Bianca Capello ins Engliſche, Bremen 1815, ſowie eine deutſche Grammatik für engliſche Reiſende und Geſchäftsleute, Bremen 1815, erſchienen.

[2] Im Kal. nicht eingetragen.

Von Straßburg bitte ich mir zu verſchreiben

1. Julius Caesar in II Volumes.
2. Valerius Flaccus.
3. Perſius u. Juvenalis.
4. Petronii Satyricon.
5. Salluſtii Opera.
6. Silii Italici Punicorum Libr.
7. Vellejus Paterculus.[7]

Ferner die Stereotypen

1. Cornel. Nepos. pap. fin. broch.	28 kr.
2. Virgilius pap. velin. bro.	1. 27 kr.

---

[1] Schiller hatte ſich endlich für den Wilhelm Tell entſchieden, nachdem er noch im März ſeine alten Papiere über die Malteſer vorgenommen und Luſt bezeigt hatte, ſich gleich an dieſes Thema zu machen. Ein Eintrag in ſeinem Kalender vom 25. Aug. 1803 beſagt: „Heute Abend an den Tell gegangen."

[2] Staats- und Erdbeſchreibung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Von Johann Conrad Füeßlin. 4 Thle. Schaffhauſen bey Benedikt Hurter. 1770—72. 8.

[3] Von Heinrich Zſchokke waren an ſchweizeriſchen Schriften bis dahin erſchienen: Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, eine hiſtoriſche Skizze, 2 Bde., Zürich 1798; Geſchichte vom Kampf und Untergang der ſchweizeriſchen Berg- und Waldkantone ꝛc. Bern und Zürich 1801; Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung. 3 Bde. Winterthur 1803—1805.

[4] Gemeint ſind die „Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland" (von K. V. v. Bonſtetten), Baſel 1782. Bonſtetten hatte ſie urſprünglich im Jahr 1779 an Johannes Müller franzöſiſch geſchrieben, der ſie nachher ins Deutſche überſetzt, im Teutſchen Merkur 1781 einrücken ließ (Zſchokke, Prometheus II, 71). Die „Briefe" ſind die Quelle zu Schillers „Alpenjäger"; vgl. S. S. XIV, 441 und Düntzer Erläuterungen zu Schillers Ged. 2. Aufl. I, 48.

[5] Ebel, J. G., Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. 1. Theil (Appenzell). Tübingen, J. G. Cotta, 1798. gr. 8. und 2. Theil (Glarus) 1802. Ein 3. Theil, den Schiller unter der „Fortſetzung" meinte (Brief vom 16. Oct.), iſt nicht erſchienen. Vgl. noch A. Vogberger in Goedeke's Archiv II, 483 ff. — Auch von Körner wünſchte Schiller am 12. Sept. gute Schriften über die Schweiz zu bekommen. „Ich bin genöthigt, viel darüber zu leſen, weil das Locale an dieſem Stoffe ſo viel bedeutet, und ich möchte gern ſo viel möglich örtliche Motive nehmen."

[6] Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Hidber in Bern erſchien daſelbſt 1803—1804 bei der Typogr. Societät das G. Heinzmanns „kleine Schweizer-Chronik" mit Kupfern. Im 1. Theil S. 16 befindet ſich eine hiſtoriſche Darſtellung über W. Tell mit dem Bild „Tell und ſein Knabe", dem die „drei Bundesbrüder" und andere Darſtellungen, u. A. auch von Stauffachers Frau folgen. Bei Tells Bild ſteht:

Kein' vor dem aufgeſteckten Huth,
Du Wüther-Angeſicht!
Buckt ſich kein Mann voll Heldenmuth,
Buckt Wilhelm Tell ſich nicht!

[7] Sämmtlich ſog. editiones Bipontinae, von 1792—96 bei Treuttel u. Würz in Straßburg gedruckt.

3. Fables de La Fontaine 2 vol. bro. . . . . 39 kr.
4. Boileau 2 vol. broch. . . . . 50 kr.
5. Molière 8 Volumes . . . . 2. 32 kr.
6. Racine 5 Volum br. . . . . 1. 30 kr.
7. Oeuvres Choisies de Rouſſeau 2 Vol. br. . . . . 44 kr.

Herzlich empfehle ich mich nebſt meiner Frau, Ihnen beiden. Schreiben Sie mir doch bald ob Sie zurückgekommen ſind. Ganz der Ihrige

Schiller.

1 Ex. der Braut von Meſſina bitte ich, in meinem Nahmen, mit erſter Poſt an Herrn von Humboldt Preuſſiſchen Reſidenten in Rom[1] abgehen zu laſſen.

---

415. Cotta an Schiller.[2]

Tübingen, 7. September 1803. [10. Sept.]

Unſern herzlichen Dank für die guten Wünſche Ihres gütigen vom 9. Aug. — die Schweizer Reiſe hat uns ſehr wohl zugeſchlagen, möchten Sie uns doch begleitet haben!

Was ich von dem Verlangten auftreiben kan, ſoll mit nächſtem folgen. Die Braut von Meſſina für Humboldt habe ich Schelling mitgegeben.[3]

Geh. Rat v. Uexkull ſagt mir ſo eben, daß Ihre Frau Gemalin Ihre Frau Schwägerin nach Heidelberg begleiten wolle, ich hoffe Sie ſeyen auch von der Geſellſchaft, und Sie erlauben mir, Sie in Heidelberg abzuholen, wir könten dann einen kleinen Sprung nach Regensburg zu Dalberg machen, während die Frauen hier ausruhten.

Der DamenCalender geht durch Hoffmann an Ihre Frau Gemalin und Frau Schwägerin ab — An diſe hier eine Anlage, die eine Anweiſung enthält.

---

[1] Seit Oktober 1802, als Nachfolger Uhdens. Karoline v. Humboldt ſprach in einem Brief an Charlotte Schiller vom 18. Mai ihre Sehnſucht nach Schillers neuem Trauerſpiel aus. Humboldt hatte unterdeſſen daſſelbe aus der Schweiz beſtellt und bekommen (Schiller-Humboldt'ſcher Briefw. S. 265).

[2] Der nach dem Schill.Kal. am 30. Aug. in Weimar eingetroffene Brief Cotta's fehlt.

[3] Schelling beabſichtigte im Sommer 1803 mit ſeiner präſumtiven Gattin Caroline nach deren Scheidung von A. W. Schlegel eine italieniſche Reiſe, die aber wegen des ausgebrochenen Kriegs (Waitz, Caroline II, 243) nicht ausgeführt wurde. Sie verließen Jena in den letzten Tagen des Mai, wurden am 26. Juni von Schellings Vater in Murrhardt getraut und begaben ſich am 28. nach Cannſtadt, von wo Schelling am 11. Juli an Hegel ſchrieb, er ſei bis zu dieſem Augenblick noch zur Reiſe nach Italien entſchloſſen. Nach einem längeren Aufenthalt in Murrhardt reiſte er am 8. Sept. nach München, um ſeine Berufung nach Würzburg zu betreiben, wohin er am 31. Okt. von Murrhardt abreiſte. (Aus Schellings Leben. In Briefen. I, 463. 467 ff.) Ueber die beabſichtigte Zuſammenkunft Schellings mit W. v. Humboldt in Rom findet ſich in Schillers Brief an Goethe vom 24. Mai 1803 folgende in den bisherigen Ausgaben des Briefwechſels unterdrückte Stelle: „Humboldt hat wieder geſchrieben und läßt Sie ſchönſtens grüßen. Es iſt ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem überſinnlichen und unſinnlichen ſchmachtet, ſo daß Schellings Schriften jetzt ſeine heftigſte Sehnſucht ſind. Er wird ihn nun bald ſelbſt zu ſehen bekommen und dann wahrſcheinlich im Vatican die Geſpräche beim Jenaiſchen Fuchsthurm erneuern. Ich zweifle, ob er lange dort aushalten wird.“

Was ſagen Sie zu dem Vorſchlag des Göttinger Recenſenten: Sie möchten den Euripides überſetzen?[1] Unwandelbare Verehrung ꝛc.

J. F. Cotta.

116. Schiller an Cotta.

Weimar 11. Sept. 1803. 19. Sept. 22. Sept.

Für das überſchickte Taſchenbuch von Wieland[2] danke ich Ihnen verbindlich wertheſter Freund. Die Erzählung iſt in ſeinem alten Geiſt wie der Ariſtipp geſchrieben und hat alle Tugenden und Fehler deſſelben. Wer Wielands Proſa einmal liebt, findet ihn ganz in dieſen Briefen wieder, ich hoffe ſein Nahme ſoll dem Calender ſchon Abgang verſchaffen. Die Verzierungen ſind artig gedacht.

Beiliegenden Artikel bitte ich in die Allgemeine Zeitung einzurücken. Sie erſehen daraus, daß mir der König von Schweden einen königlichen Beweis ſeiner Zufriedenheit gegeben.[3] Wenn Sie etwa denſelben Artikel franzöſiſch in das Mannheimer Journal einrücken laſſen wollten, ſo wäre mirs lieb, da die Achtung gegen den König erfodert, dieſe Liberalität auf mehreren Wegen bekannt zu machen.

Fernow[4] hat mir geſagt, daß Sie die Braut von Meſſina noch nicht an

---

[1] Schillers Braut von Meſſina wurde in den Göttinger gelehrten Anzeigen 155. Stück, vom 22. Aug. 1803, S. 1545—1548 recenſirt, und am Schluß war der Satz beigefügt: „Sollten wir hier gelegentlich einen Wunſch äußern dürfen, ſo wäre es der, die vorzüglichſten Stücke des Euripides durch Hrn. v. Schillers Meiſterhand überſetzt zu haben. Die Scene aus den Phönicierinnen im zweiten Band ſeiner Gedichte erregten auf das lebhafteſte dieſen Wunſch, der nur in ſeiner Vollkommenheit durch ein ſo großes tragiſches Genie, das zugleich unſere Sprache zu dieſem Zwecke ſo trefflich zu behandeln weiß, erreicht werden kann." Einen ähnlichen Vorſchlag hatte Schiller am [illegible] März 1794 Cotta gemacht; vgl. S. 2.

[2] „Menander und Glycerion von C. M. Wieland. Als Taſchenbuch auf 1804. 16. Tübingen. In der Cotta'ſchen Buchhandlung."

[3] Nach dem Eintrag im Schiller-Kalender S. [illegible]: „Den Brillantring vom Könige von Schweden" am 21. Auguſt.

[4] Der Kunſtſchriftſteller Karl Ludwig Fernow, geb. 9. Nov. 1763 zu Blumenhagen in der Uckermark, Sohn eines Ackerknechts, Apothekerlehrling, widmete ſich der Zeichenkunſt, ging nach Weimar und Jena, 1794 mit Baggeſen nach Rom, wo er Vorleſungen über die Kunſt nach Kantiſchen Grundſätzen hielt; erhielt 1802 einen Ruf nach Weimar, verließ aber erſt Anfangs Auguſt 1803 Rom und kam über Tübingen, wo er Cotta traf (Schillers Br. Nr. [illegible]), Anfangs September in Weimar an. Schiller, der ihn im März durch W. v. Humboldt hatte grüßen laſſen, ſchrieb über ihn am 12. Sept. an Humboldt, er ſei über Fernows Ausſehen erſchrocken. So veraltert ſei er ihm erſchienen und habe vor ſeinem vierzigſten Jahr ſchon graue Haare. Freilich habe er ein Fieber mitgebracht, aber man ſehe doch, wie ihm das Klima zugeſetzt habe. 1804 wurde er zum Bibliothekar der Herzogin Amalie in Weimar ernannt und ſtarb in Weimar am 4. Dez. 1808. Goethe ſchrieb 2 Tage vor deſſen Tod, am 2. Dez. 1808 an Cotta: „Unſer guter Fernow leidet viel und ſein Zuſtand läßt uns wenig Hoffnung. Indem ſeine Freunde durch Berichtigung ſeiner ökonomiſchen Zuſtände, durch Vorſorge für ſeine Kinder, ihn wenigſtens einigermaßen zu beruhigen ſuchen, ſo erfahren ſie, daß er auch Ihrer Güte und Gefälligkeit noch manches abzutragen hat. Möchten Sie mir vertraulich eröffnen, wieviel er Ihnen ſchuldig iſt, damit man bey einer Convention über ſeine Nachlaſſenſchaft darauf Rückſicht nehmen könne." Cotta ſcheint in ſeiner Antwort vom 16. Dez. auf ſein Guthaben verzichtet zu haben, denn Goethe ſchrieb unter dem 22. Jan. 1809: „Ihre Erklärung wegen der Fernowſchen Schuld entſcheidet das Schickſal ſeiner Kinder. Niemand mag einen kleineren Verluſt anrechnen und wenn ſeine Verlaſſenſchaft frey bleibt, ſo wird ſich für dieſe armen Waiſen und ihr Schickſal wohl etwas vortheilhaftes thun laſſen." Fernow's Schuld betrug [illegible] fl. 27 kr. und findet ſich 1809 in Cotta's Hauptbuch mit der Bemerkung getilgt: „Nachlaß wegen Armuth der Kinder."

H[umboldt] abgeſendet. Thun Sie es ja wenn es noch nicht geſchehen, er mahnt mich ſehr darum.

Sie werden ſchon gehört haben, daß die LitteraturZeitung nach Halle emigriert. Aber ſie wird nichts deſtoweniger unter einer neuen Regie in Jena fortgehen. Ich hatte anfangs an Sie gedacht, ob Sie vielleicht dieſes Unternehmen, welches freilich ſehr weitläuftig iſt und große Auslagen erfodert, friſch gewagt hätten. Die Allg. Zeitung hätte freilich alsdann aufhören müſſen. Die Concurrenz mit der halliſchen wäre nicht ſehr zu fürchten, da die thätigſten Mitglieder auf unſerer Seite ſeyn würden. Wie ich aber höre, iſt der Contract ſchon mit einem Particulier gemacht, der das Geld dazu herſchießt, und dem dann die Vortheile zufallen.[1] Eichſtädt und Fiedler[2] in Jena werden die Redaction und den Verkauf beſorgen, von Weimar aus aber wird man die Anſtalt dirigieren.[3]

Wir grüßen Sie beide aufs freundlichſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

*

(Auf einem beſondern Blatt.)

Weimar vom 4. Sept. 1803.[4]

In höchſter Anweſenheit Ihrer königlichen Majeſtäten von Schweden zu Weimar iſt der Wallenſtein aufgeführt, und der Verfaſſer dieſes Stücks und der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von des Königs Majeſtät mit einem koſtbaren Brillantring beſchenkt worden.

417. Cotta an Schiller.

Tübingen, 22. Sept. 1803. [5. Oct.]

Ich gratulire von Herzen zum königlichen Geſchenk, deſſen Bekanntmachung ich beſorgt habe.

---

[1] Nach Gädickens Brief an Schiller vom 28. Mai 1804 wäre dieſer Particulier der Schwager Gädickens, Karl Gottfried Samuel Heun, als Romanſchriftſteller unter dem Namen Clauren bekannt, geweſen: „Dieſer Heun iſt der Compagnon des Buchhändlers Rein und der Commiſſarius oder Unternehmer oder Director der Jenaiſchen Literatur-Zeitung Eichstaedii et sociorum", GSP. Nr. 246.

[2] Hofrath Dr. Heinrich Karl Abraham Eichſtädt, geb. am 8. Aug. 1772 in Oſchatz, war von Leipzig, wo er eine außerordentliche Profeſſur bekleidete, im Jahre 1796 als Gehülfe bei der Herausgabe der Allg. Lit.-Ztg. nach Jena übergeſiedelt; 1804 wurde er an Stelle des Hofraths Schütz zum Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt, ſowie zum Oberbibliothekar der Univerſität Jena ernannt. Er ſtarb auf ſeinem Rittergut [illegible] am 4. März 1848. — Georg Friedr. Fiedler war Buchhändler, Auctionator und fürſtl. Hofcommiſſär in Jena.

[3] Bezüglich der Ueberſiedlung der Jenaer Lit.-Ztg. nach Halle und deren Erſetzung durch die „Allgemeine Jenaiſche Literaturzeitung" ſind Goethe's Annalen zu vergleichen, über die Betheiligung der Weimarer, namentlich Goethe's, deſſen Briefe an Eichſtädt, herausgegeben von W. Frhrn. v. Biedermann, Berlin 1872.

[4] Dieſer Artikel, nachweislich der einzige, den Schiller für die Allg. Ztg. geſchrieben, erſchien dort 1803, Donnerſtag 22. Sept. Nr. 265. S. 1059. Ueber den Beſuch des Königs von Schweden vgl. noch SchAPr. IV, 337, und Lit. Nachl. der Frau v. Wolzogen II, 207.

Die Braut von Meſſina habe ich für Hrn. v. Humboldt Schelling mitgegeben, ihn ſelbſt aber um eine Adreſſe nach Mailand gebeten, vermittelſt deren ich ihm noch manches andre gerne ſenden möchte.

Die neue LiteraturZeitung wäre allerdings etwas für mich geweſen. Ich wünſche ihr viel Gedeihen, wenn Sie und Gothe allein wirken können, allein ſchmerzen ſolte es mich doch, wenn Ihre Thätigkeit auf ein ſo undankbares Inſtitut verwendet würde.

Mit unwandelbarer Verehrung

J. F. Cotta.

Heute gehen in 1 Bällchen

H. v. S. Libri Weimar

die verlangten Bücher ab.

Möchten Sie Hrn. Geh. R. v. Goethe nicht bewegen, daß er mir über die natürliche Tochter[1] und den LiederAlmanach[2] ein paar Worte zur Anzeige aufſezte; beſonders erinnere ich mich nicht mehr genau, in welcher Verbindung Ehlers Geſänge mit dem LiederAlmanach ſtehen.[3]

---

[1] Dieſelbe war laut dem Verlagsvertrag vom 15. Mai (S. 487) als „Taſchenbuch auf das Jahr 1804" im Cotta'ſchen Verlag bei Frommann und Weſſelhöft in Jena gedruckt worden. Die Anzeige derſelben in den gewöhnlichen buchhändleriſchen Inſeratblättern, ſowie in den Cotta'ſchen Zeitſchriften geſchah ohne weitere Bemerkung. Im Damenkalender für 1805 iſt derſelben folgende Reclame angehängt, die hier veröffentlicht wird, damit man nicht allenfalls aus obiger Briefſtelle die Vermuthung ſchöpfe, Goethe könne ſelbſt einige empfehlende Worte für ſeine natürliche Tochter verfaßt haben. Sie lautet: „Es war nur Eine Stimme bei Erſcheinung dieſes Trauerſpiels, die der größten Bewunderung — und nur Ein Wunſch, der nemlich, daß der berühmte Verfaſſer die Folge davon baldigſt möchte erſcheinen laſſen."

[2] Auch der Liederalmanach (richtiger: Taſchenbuch auf das Jahr 1804 von Wieland und Goethe) iſt bei Frommann und Weſſelhöft in Jena gedruckt. Vgl. S. 487. Goethe ſandte am 15. Juni die Lieder an Schiller mit der Bitte, dem fünften (alſo wohl dem jetzt „Generalbeichte" betitelten) eine Ueberſchrift zu geben. Vom Liederalmanach ſowie von der Nat. Tochter wurden je 3000 Ex. gedruckt.

[3] „Geſänge mit Begleitung der Chitarra, eingerichtet von Wilhelm Ehlers. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1804. 64 S. quer kl. Fol." Urſprünglich hatte Cotta ſie unter dem Titel angekündigt: „Muſikaliſcher Almanach auf 1804 enthaltend Compoſitionen für die Guitarre, für die in Goethe's LiederAlmanach enthaltenen Gedichte." (Intelligenzblatt zum Wieland-Goethe'ſchen Taſchenbuch auf das Jahr 1804.) In der ſpäteren buchhändleriſchen Anzeige dieſer Geſänge heißt es: „Die Geſänge, von denen nicht alle Strophen abgedruckt ſind, ſtehen vollſtändig in Goethe's Liederalmanach für 1804", und in der Anzeige dieſes Liederalmanachs wird auf jene andere Publikation mit den Worten hingewieſen: „Mehrere dieſer Lieder können auf bekannte Melodien geſungen werden, ein Theil davon befindet ſich in den Geſängen, mit Begleitung der Chitarra von Wilhelm Ehlers." Von Goethe's Liedern aus dem Taſchenbuch für 1804 kommen darin vor: Schäfers Klage (Alm.: Schäfers Klagelied) S. 24; Notturno (Alm.: Nachtgeſang) 31; der Rattenfänger von Hameln (Alm.: der Rattenfänger) 48; Troſt in Thränen 56; Sehnſucht 11; Frühlingsorakel 64. Außerdem: Aus Egmont: Freudvoll und leidvoll und Die Trommel gerühret; Tieck's Abſchied und der Jäger. Von Schiller'ſchen Gedichten befindet ſich darin S. 40 die Zelter'ſche Compoſition von Teklas Klage (der Jüngling am Bache). W. Ehlers, geb. 1774 zu Weimar, war Mitglied des Weimariſchen Theaters und trat mit ſeinen Geſängen zur Guitarre öffentlich auf (Goethe's Annalen 1801). Schiller empfahl ihn an Körner mit einem Brief vom 26. April (Körner, Andenken an F. [illegible] 1845. S. 104), und auch von Goethe bekam er auf ſeine Kunſtreiſe durch Deutſchland einen Empfehlungsbrief, der nur die Worte enthielt: „Den Hrn. Ehlers, der deutſche Lieder zur Guitarre zu ſingen verſteht, empfehle ich allen Freunden eines herzerfreuenden Geſanges." (Kohlrauſch, Erinnerungen aus meinem Leben. Hannover 1863. S. 78 f.)

418. Schiller an Cotta.

Weimar 14. Okt. 1803. 21. Okt. / 22. Okt.

Das Paquet mit Büchern habe ich richtig empfangen, mein werthester Freund, und danke Ihnen für gütige Besorgung. Von Ebels Gebirgsvölker besize ich aber schon 2 Theile durch Ihre Güte, und habe also dieses Werk zwiefach erhalten. Ich hatte die folgenden Theile gemeynt, es scheint aber, daß noch kein dritter Band davon heraus ist. Schreiben Sie mir ob ich diese Schrift etwa nach Leipzig schicken soll.

Hier die Nota von Göpferdt über das Lustspiel, das ich bei ihm habe druken lassen. Wenn Sie das Exemplar für 1 Gulden verkaufen, so werden die Auslagen mit 1000 Exempl. Absaz ziemlich bezahlt seyn. Hoffentlich ist das Stück schon durch Göpferdt Ihnen zugekommen.

Schreiben Sie mir doch ob Sie Wiener Bancozettel und mit [wie] viel Abzug anbringen können? Es hat ein Freund von mir 1222 Wiener Gulden in solchen Bancozetteln, die er gern mit dem wenigst möglichen Schaden los werden möchte. In hiesiger Gegend werden 27 auf 100 verloren, diß ist doch gar zu viel.[1]

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen beiden bestens.
Ihr ganz ergebener

Sch.

Das im vorstehenden Brief erwähnte Lustspiel ist jener Verlagsartikel, den Göpferdt für Cotta druckte (Brief Göpferdts an Schiller vom 1. Dezember 1803. GGB Nr. 257) und über welchen Goedeke keine Auskunft zu geben vermochte. Das „Lustspiel“ sind „Die zwey Emilien. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Englischen. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1803.“ 142 S. kl. 8. Düntzer sprach in Charlotte v. Stein, II. 188, die Vermuthung aus, das Stück sei eine Originaldichtung; der Zusatz auf dem Titel „Nach dem Englischen“ sollte wohl nur die Frage nach dem Dichter abwehren, da es den angestellten Untersuchungen nicht gelungen sei, ein englisches Stück dieses Namens ausfindig zu machen. Doch läßt er der Möglichkeit Raum, daß eine englische Erzählung zu Grunde liege. Dies ist nun allerdings der Fall. Das Drama ist die Bearbeitung einer Erzählung der Miß Sophia Lee. In den Jahren 1797 bis 1799 erschienen in 5 Bänden bei G. G. und J. Robinson in London von den Schwestern Misses Harriet und Sophia Lee Canterbury tales — eine Art Nachahmung des bekannten Chaucer'ſchen Meiſterwerks. Aus zwei Landkutſchen kommen, durch ein ſchreckliches Wetter genöthigt, 7 Perſonen in einem Gaſthof zu Canterbury zuſammen und vertreiben ſich die Zeit, indem jedes eine Erzählung vorträgt.[1] Im I. Band, von Harriet Lee, befinden ſich vier Erzählungen: Des Reiſenden: Montford; des Dichters: Arundel; des Franzoſen: Conſtance; der alten Frau: Lothar, eine Legende. Im II. Band, von Sophia Lee, befindet ſich nur Eine Erzählung, der jungen Dame: Die zwei Emilien.[2] Im III. Band endlich, von Sophia und Harriet Lee, folgen die 2 übrigen Erzählungen, des Offiziers: William Cavendish, und des Geiſtlichen: Henry. Das Drama lehnt ſich in allen Hauptperſonen und den Hauptbegebenheiten ziemlich genau an die Erzählung an. Eine nähere Vergleichung des Originals und der Bearbeitung liegt jedoch außerhalb der Aufgabe dieſer Publikation. In der Buchhändleranzeige (Damenkalender für 1803; Umſchlag zu Poſſelts Annalen, 1804, VIII. St.) wird das Drama in nachſtehender Weiſe angekündigt: „Wir verdanken dieſe Ueberſetzung einer geiſtvollen Dame, und daß dieſe ſich einer ſolchen Arbeit unterzog, ſpricht für die Güte des Originals." Goedeke's SS. IX, S. XIX, und XI, S. 450 ausgeſprochene Vermuthung, Charlotte v. Schiller ſei die Ueberſetzerin, iſt unhaltbar, ſowie ſeine Annahme, Schiller habe im Oktober 1803 das Honorar dafür bezogen und es ſeiner Frau am 7. Nov. in der Summe von 50 Species ausbezahlt, eine irrige, da Schiller nach ſeinem Brief an Cotta vom 29. März 1804 das in 12 Lou'is oder Carolin beſtehende Honorar ſchon „in vorletzter Meſſe", alſo an Oſtern 1803, an die Verfaſſerin bezahlt hatte und von Cotta erſt am 21. Mai 1804 dieſen Betrag erſetzt erhielt. Das Richtige trifft Goedeke in GGB. S. 295, wenn er den Eintrag im Schill. Kal. vom 29. Mai 1803 „Fr. St. f. C. R. 12 Karolin" zu deuten verſucht: Frau Stein für Cotta's Rechnung 12 Karolin,[3] aber er nimmt ſofort wieder irrthümlich an, Cotta habe das Honorar für die zwei Emilien am 22. Oktober an Schiller bezahlt. Es iſt allerdings richtig, daß in den Honorarbüchern der Cotta'ſchen Buchhandlung unter dem 22. Oktober 1803 unter Schillers „Haben" ſich folgender Eintrag von Cotta's Hand findet: „Für die beiden Emilien 9 Bogen fl. 132"; aber dieſer Eintrag beweiſt nicht, daß Schillern dieſe Summe unter dem bezeichneten Datum ausbezahlt, ſondern nur, daß ſie ihm gutgeſchrieben wurde. Abgeſehen davon, daß Baarzahlungen oder Baarſendungen im Honorarbuch unter dem „Soll" mit den Worten eingeſchrieben ſind: „zahlte ihm" oder „ſandte ihm", wußte ja Cotta laut ſeinem Brief von eben demſelben Datum (vgl. den folgenden Brief) noch nicht einmal den Betrag des Schiller gutzuſchreibenden Honorars, und Schiller hätte, wenn er das Honorar für die zwei Emilien mit 12 Carolin ſchon am 22. Okt. 1803 empfangen hätte, am 29. März 1804 nicht ſchreiben können: „Für das Schauſpiel die 2 Emilien habe ich ſchon in vorletzter Meſſe an die Verfaſſerin 12 Carolin bezahlt, welche mir alſo bei Ihnen zu gute kommen." Düntzer hat in Charlotte v. Stein, II. 188 f., nachgewieſen, daß Frau v. Stein die Verfaſſerin der Emilien iſt; ſie ſandte das Stück am 18. Febr. 1804 an ihren Sohn Fritz nach Breslau, wo es vielleicht aufgeführt werden könne, nur dürfe der Herzogin wegen ihr Name nicht genannt werden (Düntzer, a. a. O. II. 191). — Göpferdts Note, die dem obigen Brief Schillers beigelegt war, fehlt; dieſelbe findet ſich aber in dem erwähnten Honorarbuch unter dem 2. Oktober 1803 unter Göpferdts „Soll": „druckte d. zwey Emilien

---

[1] Die „Bancozettel“ — Schiller hatte, dem nach dem Kalender, S. 152, am 10. Okt. „anonym von Regensburg“, d. h. vom neuwürdigen Kurfürst-Erzkanzler Dalberg, als Gegengabe für die Braut von Messina „Bancozettel = 650 Rthlr.“ zugeschickt worden waren. Schiller schrieb darüber noch am nämlichen Tag an seine Frau nach Rudolstadt: „Der Schatz [so oder zum „Goldschatz“ hieß im Lengefeld-Wolzogen-Schillerschen Kreise der frühere Coadjutor] hat uns alle doch in gutem Gedächtniß, nur will er, wie es scheint, seinen eigenen Weg einschlagen und sich an nichts bestimmtes binden. Auch das ist gut, daß wir nun das Mittel gefunden haben, ihn an uns zu erinnern, und davon wollen wir es künftig nicht fehlen lassen, so oft es etwas an ihn zu schicken gibt.“ (Charlotte v. Schiller I. 294.) Schillers Dank an Dalberg bestand in der Ueberreichung des Wilhelm Tell am 25. April 1804 mit den bekannten Huldigungsstrophen. Schon am 1. Juni 1803 waren Schiller von Dalberg 650 Rthl. zugegangen. (Kal. S. 139: „Habe 650 Rthl. von Frankfurt anonym erhalten.“) Vgl. Jahrbücher der Erfurter Akademie. Neue Folge, Hft. XI. S. 80—90.

---

[1] Vgl. Intelligenzbl. z. Allg. Lit. Ztg. Nr. 33 vom 20. Febr. 1799. Sp. 262.

[2] Canterbury tales. Volume the second. By Sophia Lee. And here there seem of human kind etc. [Motto von] Shenstone. The second edition. London: Printed by S. Hamilton, Falcon-Court, Fleet-Street; for G. G. and J. Robinson, Paternoster-Row. MDCCXCIX. 564 S. gr. 8. S. 1: The young Lady's tale. The two Emilys.

[3] Mit dem Datum 29. Mai ſtimmt auch die Aeußerung der Frau v. Stein in ihrem Brief an Fritz vom 1. Juni: „Ich habe ſchöne Louisd'or für eines meiner Manuſcripte bekommen, aber meinen Namen habe ich verſchwiegen" (Düntzer, Charl. v. Stein II. 152). Das Manuſcript iſt das der „zwei Emilien", und die ſchönen Louisd'or ſind die 12 „neue Lou'is oder Carolin", die ihr Schiller dafür am 29. Mai vorausbezahlte.

v. Schiller 2. Th. 3. Aufl. 500 Gr. fein Poſtp. und 100 Gr. ord. Poſtp. ꝛc.“ Die Rechnung beträgt im Ganzen — Rthlr. 10 gr. Göpferdt hatte das Stück noch nicht an Cotta geſchickt, wie aus deſſen letztern Brief vom 22. Okt. hervorgeht; Schiller gab dann nach Jena die nöthige Weiſung, worauf ſich Göpferdt am 1. Dez. entſchuldigte, er habe nicht gewußt, daß er das Stück für Cotta drucke, da ihm Schiller den Verleger weder ſchriftlich noch mündlich genannt und er denſelben erſt aus dem Manuſcript zum Titel erſehen habe (GSA. Nr. 237). — Ein Nachdruck erſchien ohne Jahrzahl in Augsburg unter dem Titel: „Die zwey Emilien. Ein Drama in vier Aufzügen. Nach dem Engliſchen, von Friedrich Schiller. Augsburg, bey Chriſtoph Friedrich Bürglen, Buch- und Kunſthändler.“ 100 S. 8. — Die Erzählungen der Miſſes Lee kamen 1798—1799 (2. Aufl. 1800) in Leipzig in deutſcher Ueberſetzung von Friedrich v. Oertel heraus. Vgl. Nr. 278 des Reichsanz. vom 13. Okt. 1798.

419. Cotta an Schiller.

Stuttgart 22. October 1803. [31. Oct.]

Ihr gütiges vom 14. h. traf mich hier, wo mich meine Zeitungs-Angelegenheit noch feſthält.[1]

Das Ueberflüſſige von Ebel behalten Sie bis auf Oſtern, wo ich die Ehre haben werde, Sie zu ſehen.

Göpfert hat mir keine Silbe vom Druk des Luſtſpiels geſchriben, auch nicht einmal einen Aushängebogen geſandt, ſo daß ich nun die Speditionen zur gehörigen Zeit für die Meſſe nicht machen konte; ich muß diſe nun bis zur Oſtermeſſe anſtehen laſſen, und will nur hoffen, er habe das Ganze mir nicht herausgeſchikt, ſondern bei ſich behalten oder an Böhme zu meiner Diſpoſition geſandt — denn ſonſt verlöre ich die Fracht, da doch alles über Leipzig gehen muß.

Wegen des Honorars erinnere ich mich nicht mehr, was ich Ihnen gutzuſchreiben habe?[2]

---

[1] Die Allg. Ztg. war von einem Verbot betroffen worden. Ueber die nächſte Veranlaſſung hiezu konnte nichts in Erfahrung gebracht werden, da die hierauf bezüglichen Aktenſtücke im Archiv des württembergiſchen Miniſteriums der innern Angelegenheiten nicht aufzufinden waren. Die Churfürſtlich privilegirte Stuttgarter Zeitung veröffentlichte im 163. Stück, Samstag den 15. Okt. 1803, S. 786 folgende amtliche Mittheilung: „Seine Churfürſtliche Durchlaucht haben Sich bewogen gefunden, den Verlag und Druck des unter dem Titel der „allgemeinen Zeitung“, bisher allhier herausgekommenen Blattes, nachdem alle Erinnerungen, die den auswärtigen Gouvernements gehörige Achtung genau zu beobachten, fruchtlos geweſen, in Höchſtdero Landen zu verbieten. Stuttgart den 13. Okt. 1803.“ Aus der Allg. Ztg. ſelbſt iſt ein Anlaß zum Verbot nicht erſichtlich; möglicherweiſe erregte der in Nr. 286 vom 13. Okt. unter der Rubrik Frankreich mitgetheilte Auszug aus einer Rede bei der Eidesleiſtung der Ehrenlegionäre zu Paris Anſtoß, in welchem es heißt: „Die Ehrenlegion hat nichts gemein mit jenen Orden, welche erſonnen worden ſind, um der Eitelkeit zu ſchmeicheln und dem Unwerth Werth zu geben“ u. ſ. w. Die bereits gedruckte Nr. 287 vom Freitag den 14. Okt. 1803 durfte nicht mehr ausgegeben werden und wurde mit der nächſten, am 17. November 1803 in Ulm unter dem Titel „Kaiſerlich und Kurpfalzbayriſch privilegirte Allgemeine Zeitung“ erſcheinenden Nr. 288 vereinigt.

[2] Die Abmachung über Druck, Verlag und Honorirung der „zwey Emilien“ geſchah mündlich bei Cotta's Anweſenheit in Weimar.

Die Wiener Bankozeddel stehen auch bei uns schlecht: fl. 100 W. W. betragen nach dem Augsb. Cours Zeddel nur fl. 80⅞, also verlieren sie im Grund auch bei uns 19⅛ und dabei sind sie noch schwer anzubringen.

Herzliche Empfehlungen von uns beiden

Cotta.

120. Schiller an Cotta.

Weimar 27. Okt. 1803. [illegible]

Daß die Allg. Zeitung verboten worden, habe ich mit wenigerer Unruhe erfahren, weil Sie mir selbst gesagt, daß dieses Institut Ihnen nichts eintrage. Es schien mir also eher eine günstige Gelegenheit, diese Unternehmung mit Anstand abzubrechen, die Ihnen doch viele Sorgen machte und wenig Nutzen versprach. Auch würde ich Ihnen recht sehr ans Herz legen, sich recht zu bedenken ehe Sie Sich auf etwas neues und weit aussehendes politisches Werk einlassen. Auch ist ein solches immer eine Quelle von Verdruß und welches den übelwollenden Menschen im Vaterland immer einen Vorwand darbieten wird, Sie zu incommodieren.

Schelling hat, soviel ich weiß, an der neuen allg. Litt.Zeitung die in Jena herauskommen wird, keinen nähern Antheil, als daß er vielleicht zuweilen eine Recension einschickt.[1] Auch ich habe mich jedes Antheils an derselben ganz begeben, und die Nachrichten in den Zeitungen deßwegen waren ganz aus der Luft gegriffen.[2] Ein anderes wär' es gewesen, wenn Sie diese neue Zeitung verlegt hätten, dann hätte ich es für möglich gehalten, das Unternehmen in Schwung zu bringen und mit Vergnügen dazu gewirkt.[3]

Herzlich umarme ich Sie mein werthester Freund, und wünsche Ihnen [illegible] allen Dingen ein bürgerliches Verhältniß von außen, weil man bei diesen fatalen Schikanen immer böses Blut macht. Ganz der Ihrige

---

[1] Diese Stelle bezieht sich wohl auf eine Anfrage in einem verloren gegangenen Brief Cotta's. [illegible] [illegible] Schellings Leben II, S. [illegible] ist der Brief abgedruckt, mit welchem [illegible] [illegible] Jena [illegible] [illegible] [illegible] in der Zeitung [illegible]

[2] Vgl. [illegible] Brief vom [illegible] Sept. und Schillers Antwort vom 10. Okt. 1803.

[3] Schiller sprach auch gegen Körner in seinem eben erwähnten Brief sein [illegible] über das Mißlingen des Unternehmens aus. Noch am 4. Sept. hatte er sich gegen seinen Schwager Wolzogen [illegible] (Lit. Nachl. der Frau Karol. v. Wolzogen. I, S. 411) [illegible] Goethe seine Mitwirkung zugesagt. Letzterer schrieb am 28. Aug. an Voigt: „Mit Schillern habe ich [illegible] Materie auch abgehandelt, dessen Mitwirkung viel verspricht.“ Am 4. April sprach Goethe gegen [illegible] [illegible] Hoffnung auf einen bedeutenden Beitrag Schillers aus [illegible] [illegible] Schiller war nicht zu bewegen [illegible] [illegible] „[illegible] Sie nicht für jetzt das [illegible] Theil [illegible]“ [illegible] Goethe's Briefe an Eichstädt. S. 35, 274, 281.

Sch.

421. Cotta an Schiller.

Tübingen, 11. Nov. 1803. [21. Nov.]

Sie haben mir durch Ihren freundschaftlichen Brief vom 27. Oct. einen neuen Beweiß gegeben, wie herzlich gut Sie's mit mir meinen, und wie richtig Sie alle Verhältnisse auffassen. Mein Entschluß, die A. Z. ganz aufzugeben, war auch Anfangs ziemlich fest gefaßt, allein als ich erfahren mußte, daß die PostÄmter mir für das 1te Quartal gar nichts vergüten wolten, als ich sogar fürs 3te Schwierigkeiten entgegen sahe, so war der Verlust doch 6—8000 fl. nahe und diser nebst der Allgemeinen Aufforderung zur Fortsezung nötigten mich zu diser.

Baiern und Baden machten mir die schönsten Anträge, ohne daß ich einen Schritt that, das Preussische Ministerium in Ansbach, einige Glieder des Reichshofrates, zwei kleinere Fürsten und ein Partikulier buhlten eigentlich um diß Institut. Eitel kan mich natürlich diß nicht machen, Ersaz war es aber doch für das unartige Betragen meines Churfürsten und in Verbindung mit dem eben berührten Schaden Aufforderung zur Fortsezung. Dise soll nun in etlichen Tagen in Ulm als bairischer GrenzOrt erfolgen,[1] ich sichre dadurch jene Summe, und bei der Nähe des Orts und den gefundenen Localitäten kan ich in der Folge thun, was ich will. In dem Ort selbst liegt viele Hofnung eines grösern Absazes und künftigen Gewinns, der bisher freilich fehlte. Auch erreiche ich durch dise Verlegung die wahrscheinliche fixe Anstellung Hubers in bairischen Diensten.[2]

Außer disen Gründen hatte ich noch folgende zur Fortsezung:

Mein Churfürst kan nur durch Entgegensezung von Kraft gebändiget werden, mein persönlicher Feind ist er ohnediß,[3] und also will ich, muß ich einen Kampf bestehen.

---

[1] Sie erschien, wie schon oben erwähnt, am 17. Nov. 1803. Cotta hatte erst bei'm plötzlichen Verbot der Allg. Ztg. in Stuttgart den Abonnenten für den Rest des laufenden Vierteljahrs, den er schuldig bleiben zu müssen fürchtete, Bücher aus seinem Verlag zur Deckung ihres Schadens angeboten; als er dann den Plan in Ulm festhalten konnte, gab er zur Entschädigung Ergänzungsblätter heraus, welche die in der Zwischenzeit der Unterbrechung gefallenen Korrespondenzen nebst Uebersichten über die Zeitereignisse enthielten.

[2] Huber wurde im Jahr 1804, kurz vor seinem Tode, vom Churfürsten von Pfalzbayern zum Landesdirektionsrath in der Provinz Schwaben bei der Sektion des Schulwesens ernannt mit 1000 fl. Gehalt, einer Pension für seine Wittwe und Kinder und der ausdrücklichen Erlaubniß, die Allg. Ztg. fortzuredigiren. (Vgl. Hubers Biogr. in s. sämmtl. W., Tübingen 1806, I. 182 f.)

[3] Wie schon S. 304 erwähnt, war der Herzog Friedrich seiner Zeit gegen Cotta und dessen literarische Unternehmungen durchaus nicht unfreundlich gesinnt. Aus freier Entschließung, da im Geheimen Rath die Stimmen getheilt waren, bewilligte er der Neuesten Weltkunde Censurfreiheit und verlieh dem Verleger, als dieselbe durch einen Machtspruch aus Wien verboten wurde, um ihn in seinem Eigenthum zu schützen, ein neues Privilegium auf die Allg. Ztg. Die Aenderung seiner Gesinnung gegen Cotta fällt mit der Aenderung seines politischen Systems zusammen und schöpfte ihren Grund aus der Parteinahme des Letztern für den dem Herzog feindlich gegenüberstehenden landschaftlichen Ausschuß, die Cotta durch die in dessen Auftrag nach

Die A. Z. hat, wie ich gefunden habe, meinen Credit bei vielen Menschen in merkantilischer Hinsicht so begründet und vergrößert, daß ich auch in diser Rüksicht auf ihre Fortdauer denken und zeigen mußte, daß man vieles kan, wenn mans will.

So möge denn der Himmel sein Gedeihen dazu geben, das nicht fehlen [kan], wenn meine angeführten Gründe Ihren Beifall haben.

Man sagt mir, wir würden bald etwas Neues fürs Theater von Ihnen vernemen — ich bin sehr begierig auf Bestätigung diser Sage und ob ich auf unsern künftigen JahrsTag zur nächsten OsterMesse mit disem Product erscheinen darf.

In der Anlage der Almanach **des Dames**[1] für Ihre verehrungswürdige Frau Gemalin unter unsern beiden herzlichen Empfelungen an Sie beide ꝛc.

J. F. Cotta.

122. Schiller an Cotta.

Weimar 3. Jan. 1804.[2] $\frac{15.\ \text{Jan.}}{17.\ \text{Jan.}}$

Ich bin lange nicht zum Schreiben gekommen, werthester Freund, aber da ich jezt bis über die Ohren im Wilh. Tell stecke und ich Ihnen auch nichts neues zu berichten hatte, so hat die Faulheit ihr Recht behalten. Doch das neue Jahr kann ich nicht eintreten sehen ohne Ihnen von Herzen alles Erfreuliche zu wünschen und mich der Fortdauer Ihrer Liebe zu empfehlen.

Frau v. Stael ist seit 4 Wochen hier[3] und belebt durch Ihren Geist und ihre Beredsamkeit die ganze Gesellschaft. Sie ist in der That eine seltene Erscheinung, und die Welt mag wenig Weiber von dieser Vorzüglichkeit besitzen.

Der allgemeinen Zeitung in ihrem neuen Zustand wünsche ich allen möglichen Succeß. Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie den Neidern und Feinden so gut obgesiegt haben.

Wenn Sie hieher kommen sollen Sie den Tell fertig finden[4] — Ich denke er wird sich am besten zu einem Neujahrsgeschenk, wie die Jungfrau von Orleans

---

Paris unternommene Reise beschäftigt hatte. Schon wenige Tage nach seiner Rückkunft aus Frankreich bekam Cotta [illegible] seinen Prozeß zu führen. Durch Edikt vom 10. Dez. 1799 wurde die Allg. Ztg. [illegible] auf 8 Tage (vom 16. bis 23. Dez.) suspendirt, und am 14. Mai [illegible] in der Beilage zur Allg. Ztg. erschienene Buchhändleranzeige [illegible] Cotta als Verleger um 10 Reichsthaler [illegible] wurde.

[1] Der mit obigem Brief von Cotta übersandte **Almanach des Dames pour l'an 1804** enthält [illegible] Beiträge von **Clotilde de Surville, Delille, Favre d'Olivet, Mad. Montesson, Parny, Vanderbourg** und **Vigée**.

[2] Im Schillerkal. vom 3. datirt; der am gleichen Datum geschriebene Brief an Körner trägt im Briefwechsel das Datum vom 4. Jan.

[3] Sie kam am 14. Dez. in Weimar an. Über ihren Aufenthalt und ihre mannigfachen Beziehungen zu Schiller und Goethe sind namentlich der Sch.-G. Briefwechsel und Goethe's Annalen zu vergleichen.

[4] Schon am 18. Febr. war Tell vollendet.

und wie die natürliche Tochter qualifizieren, und wie ich hoffe, wollen wir Freude, Ehre und Vortheil davon haben.[1]

Empfehlen Sie uns Ihrer lieben Frau aufs beſte und bleiben im neuen wie im alten Jahr mein Freund wie ich der Ihrige

Schiller.

---

423. Cotta an Schiller.

Tübingen 16. Jan. 1804. [20. Jan.]

Sie haben mich, ſchäzbarſter Freund, durch Ihr herzliches Schreiben vom 3. h. ſehr gerührt und beſchämt. Denn was ich nur in Gedanken beobachtet, die wohlgemeinteſten Wünſche für Ihr und der Ihrigen Wohl, führten Sie ſchriftlich aus. Am Abend vor dem Neuen Jahr, den ich immer mit dem Rükblick aufs Vergangene zubringe, mußte mich natürlich unter ſo manchem Glück dasjenige Ihrer Bekantſchaft und Freundſchaft beſonders erfreuen: ich wolte Ihnen diſe heitere Stimmung mit meinem innigen Dank am Neujahrstag ſchriftlich mitteilen; allein ich bin um diſe Zeit ſo ſehr mit Geſchäften überhäuft, daß nicht nur der erſte, ſondern noch ſo mancher Tag diſes Jahres vergieng, ohne daß ich diſen Vorſaz ausfüren konte. Nun hole ich es zu meiner Beſchämung nach und freue mich in dem Gedanken, daß der Himmel der Ihre Geſundheit nun über die wichtigſte Periode gefriſtet hat, ſie uns dauernd erhalten und das Beſte überhaupt Ihnen und den Ihrigen ſchenken werde.

Die Nachricht von Wilhelm Tell und die Art, wie er erſcheinen ſoll, mußte mir ſehr angenehm ſeyn; kein Gegenſtand iſt Ihrer ſo würdig als diſer. — Ich freue mich beſonders, daß am Decennium unſrer Bekantſchaft diſes Product erſcheinen wird — Diß feyern wir alſo auf Oſtern?

Was macht Gethe? Wird der zweite Theil der natürlichen Tochter aufs Spatjahr erſcheinen?

Ihre Frau Schwägerin läßt nichts von ſich hören: ich hoffe Sie bewirken mir dißmal einen Beitrag in DamenCalender von Ihr — Empfelen Sie mich Ihr aufs beſte.

Aber von Ihnen ſelbſt hoffe ich gewiß auch wieder einen Beitrag in DamenCalender: Ihre Freundſchaft entſpricht gerne diſer meiner Hofnung.

Durch Grießingers Mitwirkung ſind nun alle Erbſchafts-Capitalien heimgezahlt: ich ſende ſobald möglich eine Rechnung übers Ganze oder bringe ſie auf die OſterMeſſe mit.

Für wie viel Geld ſoll ich für Sie ſorgen?

---

[1] An ſeinen Schwager Wolzogen ſchrieb Schiller am 27. Sept. 1803 nach Petersburg: „[ich] arbeite an dem Wilhelm Tell, womit ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke. Sie ſind auf ſolche Volksgegenſtände ganz verteufelt erpicht, und jetzt beſonders iſt von der ſchweizeriſchen Freiheit deſto mehr die Rede, weil ſie aus der Welt verſchwunden iſt.“ (Lit. Nachl. der Frau K. v. Wolzogen I. S. 415.)

Seit Anfangs dieſes Jahrs laſſe ich ſtatt an Niethammer[1] die Allgemeine Zeitung nun an Sie unter Göthe's Couvert gehen, dem immer 2 Ex. nun auf dieſe Art zukommen müſſen; es macht auf dieſem Weg weniger Verſtoß, und da Sie mit G. täglich zuſammenkommen, ſo wird Ihnen dieſe Uebermachungs-Weiſe auch recht ſeyn.[2]

Wie befindet ſich Ihre theure Frau Gemalin? Ihre liebe Jugend? Reiſen wir heuer in die Schweiz?

Laſſen Sie ſich und Ihrer Frau Gemalin mich und meine Frau aufs herzlichſte empfohlen ſeyn 2c.

J. F. Cotta.

Charlotte Schiller an Cotta.

Weimar, 24. Febr. 1804. 27. Febr / 8. März

Schon oft wollte ich Ihnen verehrter Freund ſchreiben, und Ihnen meinen Dank ſagen für alle die ſchönen Gaben, die mir Ihre Güte ertheilte. Sie haben dieſes Jahr die Welt mit Almanachen aller Art und Innhalts reich beſchenkt, und da Augusta[3] eben anfängt ihren Gehalt ſowohl als ihrer Erſcheinung nach, ſo muß ich Ihnen zuerſt dafür danken. — Der Damen-Almanach hat nichts von ſeinem Werth verlohren in dieſem Jahr, und man findet mit Freude die Geiſter der vorigen wieder, und Pfeffels Originalität ändert nicht, ſeine Hubers[4] Form und Gebindung, auch die Erzählung von Lafontaine[5] hat eine artige Ausführung. Kurz es iſt ein angenehmes Geſchenk für die leſende Welt. — Schillers beyden Gedichte betrachte ich wie meine Schooskinder, die ich mit inniger Liebe pflege, und ich möchte ſagen daß ich beyde oft leſe, und nie ohne Rührung bey Seite lege. —

Die Veranlaſſung dieſes Briefs iſt eine Bitte und Anfrage an Sie werther Freund, daß ich meinen ſpäten aber gewiß eben ſo warmen Dank zuerſt Ihnen ausſprechen mußte, vergeben Sie mir, auch wenn ich Ihnen mit dieſer Bitte Angelegenheit machen ſollte, ſo hoffe ich auch Vergebung. — Eine Geſellſchaft in Rudolſtadt wünſchte das Franzöſiſche Roman Journal deſſen Annonce ich Ihnen beylege, um mehrerer Deutlichkeit wegen zu halten. Haben Sie es ſelbſt ſchon in Beſtellung, oder könnten Sie die Güte haben und die Beſorgung davon übernehmen, ſo würden Sie mich und meine Mutter ſehr verbinden. Unter deren Addreſſe ich Sie auch bitte wenn Sie die Beſorgung übernehmen wollten, die herauskommenden Hefte immer zu überſchicken. Die Addreſſe iſt

Madame de Lengefeld née de Wurmb

à Rudolstadt en Thüringen.

Es iſt noch ein Ort dieſes Nahmens in Schleſien, deswegen iſt es beſſer Thüringen hinzuzuſetzen. — Sie haben die Güte die Note hinzuzufügen was der Jahrgang beträgt, und auch was die vorhergehenden Hefte zuſammen betragen, wenn die Geſellſchaft vielleicht wünſchte, den Anfang des Journals auch zu beſitzen. Meine Mutter wird Ihnen mit vielem Dank ihre Schuld abtragen. Auch was Sie für Porto für den Transport von Paris auslegen. Ich ſehe aber noch einmal die Annonce an und finde daß man es nur in Paris haben kann, doch wäre es auch vielleicht in Strasburg wohl zu haben. Sie werden mir ſchon den beſten Rath geben, wo es zu bekommen und wie, wenn Sie es nicht ſelbſt übernehmen wollen. Ich dächte wohl, daß von Oſtern an der Termin wo man ſubſcribiren kann beginnt, daß man auf die Hefte von Neujahr an rechnet in Rudolſtadt brauche ich nicht erſt zu ſagen — Verzeihung für die Weitläuftigkeit meines Auftrags.

---

[1] Der am 15. Dez. nach Würzburg abgegangen war; vgl. S. 419, A. 4.

[2] Vgl. Goethe Nr. [illegible]

[3] [illegible]

[4] Von ihm iſt S. [illegible] abgedruckt: „[illegible]"

[5] „Der Koſack" S. 178–[illegible]

Schiller iſt eben mit dem Schluß des Tell beſchäftigt, ich hoffe das Stück wird den Nachkommen Tells eine frohe Empfindung machen. Möchte es in einer Zeit erſchienen ſeyn, wo ſie noch mit reinem Gemüth ſich der vergangenen Zeit hätten freuen können! wo nicht Zerſtörung der alten Formen, an den Wandel des heiligſten und ſchönſten in menſchlichen Verhältniſſen ſie ſo grauſam aus einer ſüßen Sicherheit erweckt hätte! — Ich hoffe jezt auf Ruhe für das Land, damit wir Tells Schatten wieder begegnen wenn wir an ſeinen Denkmählern wandeln.

Wir ſind [ſeit] zwey Monaten in einer Lebhaftigkeit des Geiſtes, die beynah für uns ruhigen deutſchen Gemüthern eine Anſtrengung heißen könnte, erhalten worden. — Dieſe Woche wird Frau von Staël abreiſen,[1] ſie iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, man muß ihrem ſeltnen Geiſt huldigen, und ihr reines Beſtreben nach dem Hohen und Edlen in der menſchlichen Natur lieben. — Ich liebe ſie unendlich, und möchte ſagen können wie ſie mir erſcheint, um die ſchwerfällige pedantiſche Anſchauung, die ein Correſpondent in der Allg. Zeitg. von ihr hat,[2] zu mildern. Wie eine geſchmackvolle elegante Frau, die ſo ſpricht, wie ſie, nicht mehr begeiſtern kann, begreife ich nicht, und wie ſie ſolche geſchmackloſe Vergleichungen[3] hervorbringen kann noch weniger. — Ich hoffe Ihre liebe verehrte Frau iſt wohl, und begleitet Ihnen dieſe Oſtermeſſe nach Leipzig, die lieben Kinder aber heute mit. Meine Kinder ſind wohl und fleißig. Ernſt ſchreibt jezt brav und wird bald ein Werk ſchreiben wollen. Carl iſt auch fleißig im Lateiniſchen. Die ganze Familie iſt Ihnen ergeben mit wahrer Achtung und Freundſchaft

Charlotte Schiller.

Cotta an Frau Charlotte Schiller.

Tübingen, 9. Merz 1804.

Sie haben mir, verehrungswürdige Freundin, eine große Freude durch Ihren ſchönen Brief vom 29. Febr. gemacht, und mir einen Vorgenuß der angenehmen Stunden gegeben, die ich bald in Ihrer Geſellſchaft werde zubringen dürfen.

Auf „Wilhelm Tell" bin ich ſehr begierig: nicht nur für die Schweiz, ſondern für die ganze Welt iſt dieß gegenwärtig ein Werk zu ſeiner Zeit.

Wenn „Moreau" nicht zu nahe uns läge, ſo möchte ich dieſen großen Mann auf gleicher Art geſchildert wiſſen — Kein Unglück der neuern Zeit und Zeitgenoſſen hat mich ſo tief gerührt, als das dieſes edeln Mannes, der ſo ſchändlich nun fallen ſoll, und der Schillers Feder würdig wäre, wir mögen ihn als Republikaner, als Soldat oder als Gatten betrachten.[1] Der gute Camille[2] wird dieß Ereigniß tief fühlen und wenn ich an ſeiner Stelle wäre, ſo erbäte ich mir Urlaub aus dem Land der Freiheit. Verzeihen Sie dieſe Abſchweifung meinem Schmerz, den Sie mit mir theilen, wenn Sie Moreau ſo genau wie ich kennten.

---

[1] Sie verließ Weimar am 29. Febr., um nach Berlin zu reiſen. Schiller war es nach ihrer Abreiſe zu Muth, als ob er eine große Krankheit ausgeſtanden. Am 23. April kam ſie auf die Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters in Begleitung A. W. Schlegels, der die Erziehung ihrer Söhne übernommen, neuerdings wieder in Weimar an und blieb, da ſie hier die Nachricht vom Tod ihres Vaters erhielt, bis zum 30. April.

[2] Der Bericht über ſie erſchien in Nr. 51 der Allg. Ztg. vom Dienstag, 21. Jan. 1804, S. 203 f.

[3] Sie war in dem erwähnten Bericht eine „geiſtige Hebamme fremder Ideen" genannt worden. Der Correſpondent ließ ihr übrigens alle Ehre widerfahren und ſchloß ſeine Mittheilungen mit der Bemerkung: „Möge die geiſtige Frau bedenken, wohin ſie ihr Geiſt ſtreift; ſo iſt überall der Hochſchätzung und Bewunderung aller gutunterrichteten und freidenkenden Menſchen gewiß. Wegen der übrigen mag ſie ſich mit Dante ſagen: *Non ragionar di lor, ma guarda e passa*." Der Aufſatz wurde übrigens angeſtrichen.

Es war freilich eine kalte Natur, die die Schilderung der Mad. Stael für die A. Z. lieferte — Man ſchreibt mir, ſie werde ein Werk über die deutſche Literatur herausgeben, das durch ihren Aufenthalt in Weimar ein ſehr zur Ehre der Teutſchen gereichendes Werk werden muß.

Was Sie mir von Ihrer lieben Jugend gütigſt ſchreiben, hat mich ſehr erfreut; mein Georg wird auch ein fleißiger Knabe, der Kleine lebt aber noch gerne in der freien Welt. Wahrſcheinlich werde ich beide mit meiner Frau nach Leipzig nemen, wenn anders das Wetter nicht zu ungünſtig wird. Möchten Sie ſich entſchließen können, uns herauszubegleiten?

Von Ihrer Frau Schweſter höre ich gar nichts; ich hoffe, daß ich auf Oſtern mit recht ſchönen literariſchen Ausſichten von ihr erfreut werde, beſonders auch für den Damen

---

[1] Moreau war am 15. Februar 1804 als angeblicher Mitſchuldiger an der [illegible] Verſchwörung verhaftet und in den Temple gebracht worden. [illegible]

[2] Camille iſt der franzöſiſche Publiciſt Camille Jordan, geb. in Lyon am 11. Jan. 1771. [illegible] *Fragments choisis et traduits de l'allemand de Klopstock et de Schiller.*

Calender — Darf ich Sie bitten, unter meinen dringendsten Empfehlungen diesen Wunsch vorzutragen?[1]

Daß Schiller hiebei mein Schooskind nicht vergessen werde, darf ich von seiner Güte hoffen, besonders wenn Sie meine Fürsprecherin sind.

Auf die Bibliothèque des Romans &c annee habe ich sogleich in Paris unterzeichnen lassen — den 1ten Jahrgang besize ich selbst, und wenn der 2te nicht gleich einige Bände liefert, so will ich einstweilen jenen nach Rudolstadt senden, damit die Gesellschaft Lectüre hat; ich kan diesen Jahrgang wohlfeil erlaßen. Mein beständiger Verkehr mit Paris sezt mich übrigens in Stand alle französischen Werke schnell zu verschaffen.

Wir feiren heuer das Decennium unserer Bekanntschaft, an die ich immer mit großer Rührung denke und mich also doppelt meiner ehmaligen Reise erfreue.

Laßen Sie Ihnen beiden uns beide aufs beste empfolen seyn! Mit der reinsten Verehrung

Cotta

424. Schiller an Cotta

Weimar 29. März 1804. 8 April / 10 April

Mit großem Verlangen, werthester Freund, sehen wir Ihrer und Ihrer lieben Frauen Ankunft bei uns, und der Jubelfeier unsers Freundschafts-Decenniums entgegen. Schnell sind diese 10 Jahre verstrichen, aber nicht unthätig, und, da ich zurücksehe, freue ich mich über das Geleistete.

Wilhelm Tell ist seit 14 Tagen dreimal hier gespielt worden[2] und mit dem größten Erfolg. Vielleicht kann ich Sie bei Ihrer Rückkunft von Leipzig mit dieser Vorstellung unterhalten.

Ich bleibe bei der Idee, den Tell in Almanachsform Ende dieses Jahrs herauszugeben. Zur Verzierung könnten vielleicht Schweizerische Gegenden gewählt werden. Doch davon mündlich ein weiteres.

Zu dem Damenkalender will ich gern wieder ein Scherflein beitragen, was die Muse beschert.

Von Geld brauchen Sie mir nur soviel mitzubringen, als ich, nach Abzug der von Ihnen letztem erhaltenen Summen von meiner mütterlichen Erbschaft noch heraus bekomme; die große Summe, die Sie mir auf mein Haus vorgeschoßt und welche an der Sammlung meiner Stücke abzurechnen, ausgenommen. Für das Schauspiel für 2 Emilien habe ich schon in vorletzter Messe an die Verfasserin 12 neue Drs oder Carolin bezahlt, welche mir alle, so wie das was ich an Schall und Ettore[3] vorgeschossen, bei Ihnen zu gute kommen.

---

[1] Der Damenkalender für 1805 erhielt nichts von Karoline v. Wolzogen.

[2] Zum ersten Mal am 17. März, am 19. und 24. März wiederholt.

[3] Am 27. Mai 1801 hatte Schiller auf Cotta's Rechnung [illegible] F. G. Schall [illegible] in Weimar am 1. März [illegible]

Hier eine Einlage von Ehlers.[1]
Herzliche Grüße von mir und meiner Frau. Ganz der Ihrige

Sch.

Meine Schwägerin, die ſich Ihnen beſtens empfiehlt, läßt Sie erinnern, die Rechnung für die nach Rußland beſorgten Bücher mitzubringen.[2]

Cotta's Antwort vom 16. April, am 19. in Weimar eingetroffen, fehlt. Am 22. April kam Cotta auf der Reiſe zur Leipziger Oſtermeſſe durch Weimar, und am 26. April trat Schiller ſeine Reiſe nach Berlin an. In Leipzig, wo er am 27. Mittags eintraf und bis zum 29. blieb, traf er mit Cotta zuſammen. Am 21. Mai kam er wieder in Weimar an. Die Daten der Reiſe ſind im SchillKal. S. 162—164 zu vergleichen. In Weimar fand er von Cotta [illegible] Rthlr. vor.

425. Schiller an Cotta.

Weimar 22. May 1804. 28 Mai / 4 Juni

Geſtern, mein theurer Freund, ſind wir von unſrer Berliner Reiſe glücklich hier eingetroffen und mein erſtes Geſchäft iſt, Ihnen Nachricht zu geben. Von Berlin aus dachte ich, Ihnen noch nach Leipzig zu ſchreiben, aber ich war 8 Tage in Berlin krank und für alles verdorben.[3] Die Reiſe, das üble Wetter, und die Zerſtreuungen der erſten Tage hatten mir eine gänzliche Erſchöpfung und ein catarrhaliſches Fieber zugezogen. Indeſſen habe ich das Nothwendige, um deſſentwillen ich die ganze Reiſe unternommen, geſehen und ausgeführt und meinen Zweck nicht verfehlt. In einigen Monaten werde ich Ihnen mehr darüber ſagen können.[4]

---

[1] Fehlt.

[2] [illegible]

[3] Schiller war vom 1. bis 17. Mai in Berlin. [illegible]

[4] [illegible]

Berlin hat mir wohl gefallen und ich würde mich in die dortigen Verhältniſſe ſchon zu finden wiſſen. Aber es iſt ein theurer Aufenthalt, und wenn ich hier in Weimar mit 2000 Thalern gut auskomme, ſo könnte ich in Berlin nicht mit 3000 reichen. Ich bin freundlich aufgenommen worden und habe viel Zuneigung erfahren.[1]

Sie, mein wertheſter Freund, haben mir ſoviele Proben Ihrer edeln Freundſchaft gegeben, daß mich das Andenken daran während dieſer ganzen Zeit nicht verlaſſen hat. Ich konnte es Ihnen in Leipzig nicht ſo ſagen, wie mich Ihre Güte rührte und wie tief ich den Werth Ihres Handelns gegen mich fühlte. Aber es iſt tief in meinem Herzen, und wird nie daraus erlöſchen. Gebe mir nur der Himmel Geſundheit und Thätigkeit, daß ich noch recht viel leiſte, und daß mein Fleiß Ihnen ſo wie ich wünſche, Früchte trage!

Meine Frau wird Ihnen ſelbſt einige Worte ſagen, und für Ihre Güte danken. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau aufs herzlichſte. Die erſten Akte des Tell ſollen binnen 8 Tagen folgen, und das ganze in 3 Wochen in Ihren Händen ſeyn. Hier ſende ich Ihnen das Berglied,[2] das Sie kennen, und ich hoffe bald noch etwas für den DamenCalender nachzuſenden. Die 12 Coſtümes, die wir aus meinen Schauſpielen für den Tell geben wollen, will ich hier beſorgen. Nun wünſchte ich, daß etwa noch einige hübſch radierte Schweizerlandſchaften, gleichfalls illuminiert, in Aberlis Geſchmack,[3] zugleich mit gegeben würden, und an der Spitze des Ganzen eine Scene aus dem Tell. Dazu würde ich die wählen, wenn Tell geſchoſſen hat und der Knabe mit dem Apfel, worinn der Pfeil ſteckt, in ſeine Arme geſprungen kommt. Freilich müßte ſie von einem guten Meiſter erfunden und ausgeführt werden. Hetſch[4] dächte ich wäre der Mann dazu.

Nun theurer Freund leben Sie herzlich umarmt! Geben Sie mir bald Nachricht von Ihnen und den Ihrigen.

Von ganzer Seele Ihr Freund

Schiller.

---

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] Der Maler und Kupferſtecher Johann Ludwig Aberli [illegible]

[4] [illegible]

426. Schiller an Cotta.

Weimar 28. May 1804. 16. Juni / 13. Juni

Hier, mein werthester Freund, die ersten Bogen vom Tell, jeder Posttag soll Ihnen neues Manuscript bringen bis alles geliefert ist.

Was den Druck betrifft, so überlaſſe ich es Ihnen ganz ob Sie gleich 2 Editionen eine in lateiniſcher, die andre in deutſcher Schrift machen wollen. Weil der Saz mehr koſtet, könnte am Papier erſpart werden, wenn die deutſche Edition um ſoviel enger gedruckt wird. Wollen Sie aber bei Einer Ausgabe bleiben, ſo wird ſie wohl mit deutſchen Lettern am beſten ſeyn, weil der Tell doch auch vom Volke wird geleſen werden. In dieſem Fall bitte ich Sie aber die alte Schrift von der Braut von Meſſina &c. beizubehalten, und dafür zu ſorgen, daß etwa 18 oder 19 Zeilen auf die Seite kommen.[1] Die mit Bleiſtift unterſtrichene Handlung wird mit kleinerer Schrift, die Nahmen aber über dem Text mit der Schrift des Textes, nur geſperrt gedruckt. Sorgen Sie dafür daß der Saz möglichſt breit werde, ſoweit es geſchehen kann ohne die Verſe zu brechen oder den Rand zu ſchmal zu machen. Uebrigens bleibt es bei meiner alten Bitte, die Correcturen an mich zu ſenden. Es können, um die Sache zu beſchleunigen, immer zwey Bogen zuſammen geſchickt werden, wenn genug Vorrath von Lettern da iſt und zwey Setzer arbeiten.

Kraus[2] zeichnet bereits an den Schauſpielern und ich werde ſehr treiben daß dieſe Bildniſſe fertig werden. Wenn Sie auch für die, nach fernen Gegenden beſtimmten Exemplare nicht alle fertig bekommen ſollten, ſo iſt es auch an 6 oder 8 genug und dieſe werden im Auguſt gewiß illuminiert ſeyn.

Leben Sie wohl beſter Freund. Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

---

427. Cotta an Schiller.

Tübingen 1. Jun. 1804. (6. Juni.)

Es war mir, ſchäzbarſter Freund, eine der angenehmſten Erſcheinungen, als ich geſtern Ihre Aufſchrift ſah und den Brief vom 22. Mai erhielt, denn ich war beſorgt, als ich in Weimar[3] hörte, Sie wären in Berlin nicht wohl geworden, und freute mich nun unendlich, Sie wieder hergeſtellt zu wiſſen.

Ich wünſchte ſehr, daß Sie von Berlin aus dieſe ſchöne Verhältniſſe begründeten, die Sie Ihren Wohnsitz an jedem Ort aufschlagen ließen: denn ich hoffe immer auf die gute Zeit, wo Sie in unsre Gegenden kommen sollen.

---

[1] Im erſten Druck befinden ſich 20 Zeilen auf der Seite.

[2] Gemeint iſt der Zeichner und Kupferſtecher Georg Melchior Kraus, geb. 1737 zu Frankfurt a. M., der bei Johann Heinrich Tiſchbein gelernt hatte und 1775 an den Hof der Herzogin von Weimar gekommen war. 1776 wurde er zum Rath und Director der dortigen Zeichen- und Kunſtſchule ernannt und gab mit Bertuch das Journal des Luxus und der Moden heraus. Er ſtarb am 5. November 1806 an den Folgen des Schreckens bei der Plünderung von Weimar.

[3] Auf der Rückreiſe von der Meſſe.

Ihre herzlichen freundschaftlichen Aeußerungen sind mir ein wahrer Ersaz für das viele Unangenehme meines Buchhändlerlebens, worunter ich besonders auch Göschens gemeine Behandlung rechne. Er sagte nach Ihrer Abreise in Leipzig aus, ich hätte Sie allenthalben begleitet, damit man mit Ihnen kein freies Wort hätte sprechen können ꝛc. Auch wegen meines Verhältnisses mit Wieland[1] hat er gleich einfältig sich geäussert, so daß ich nun mit ihm fertig bin. Nur Schade, daß ich selbst nicht so weit über mich Meister werden kan, dergleichen Vorfälle mich nicht kränken zu lassen: allein meine DenkungsArt ist so entfernt von diesen, daß ich freilich mich nicht darein finden kan.

Für das Verzeichniß und die weitere Zusage meinen wärmsten Dank.

Auf **Tell** freue ich mich ungemein: mit Krause sprach ich; allein er wird Ihnen schon gesagt haben, daß er nur 6 Costumes für die bestimmte Zeit fertigen kan. An Reinhart[2] habe ich wegen Landschaften geschrieben, und Hetsch trage ich die Zeichnung auf, so wie ich das Manuscript habe.

Göthe traf ich bei meiner Rükreise nicht an und hinterließ ihm meine Wünsche schriftlich: dörfte ich Sie, lieber Freund, nicht bitten, sie bei ihm zu unterstüzen? besonders wünschte ich auch wenigstens nur Ein Gedicht von ihm für den DamenCalender.

Ihrer Frau Gemalin empfehlen wir uns aufs herzlichste: Wir hoffen bald die angenehme Nachricht zu erhalten, daß sie glüklich entbunden seye.

Mit unwandelbarer ꝛc.

J. F. Cotta.

Wenn wir den ersten Band Ihrer TheaterSchriften auf die MichaelisMesse bringen wollen, so müsten wir doch bald anfangen lassen: ich wollte ihn hier druken, er soll gewiß gut ausfallen.

Frau Cotta an Frau Schiller

den 1. Juni 1804.

Ihr herzlicher Theilnehmender Brief[3] Theuerste Freundin! versezte mich in die angenehmste Stimmung, ich glaubte mich an Ihrer Seite — aber aus Ihrem Munde zu hören — vernehmen Sie dankbar von mir, und erhalten Sie, wie ich schon als ich bitte — Ihr unvergleichlicher theurer Mann — unsre Dank — die Sorge für Ihn und

---

[1] Neben Menander und Glycerion (1804) und dem gemeinschaftlich mit Goethe herausgegebenen, auf 1804 erschienenen Taschenbuch erschien noch von Wieland bei Cotta im Jahr 1804: Krates und Hipparchia, ein Taschenbuch auf 1805.

[2] Vgl. S. 498, A. 4. Ueber Reinhart als Landschaftsmaler ist der Brief der Frau v. Humboldt an Goethe, Rom, 30. April 1805, zu vergleichen (Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, S. 190 f.).

[3] Derselbe ist nicht vorhanden.

Sie machte mich — bis ich von der Besserung in Weimar hörte —. Die gute libe Caroline [illegible] ich beinahe ich kante sie nicht mehr, weil sie mich aber so freundlich ansah, fragte ich wer das niedliche Mädchen wäre und vernahm das Sie Ihnen angehöre — Daß Sie meine Prophezeiungen in Erfüllung gehen sahen freute mich unendlich — und weiß gewiß Sie werden die gute Wirkung der Reise noch im Wochenbett empfinden —. Ueberhaupt wenn ich eine Person libe [illegible] ich nie etwas für Sie — ich denke immer es [illegible] Ihr gut gehen — und bis jezt war ich auch noch zimmlich glüklich in meinen Wünschen — so daß ich immer [illegible] werde — finden Sie mich darin nicht von anderen Menschen vollkommend verschiden? —

Ihre Reise war freilich ein [illegible] Unglük für mich — denn einen halben Tag hätte ich doch mehr in Ihrer angenehmen Gesellschaft sein können — Indessen baue ich schon auf die Zukunft wo ich Sie einmahl recht in Ruhe [illegible] darf — und da ist die Hoffnung schon so [illegible] — daß ich einige Schadloshaltung dadurch habe. Das Carl sich überall [illegible] zeigt sein heller Kopf — er [illegible] nicht zu früh mit dem Hoff vertraut werden er ist zu gut dazu — [illegible] ihn wohl bei der Mutter, das beweist seinen einfachen herrlichen Sinn — grüßen Sie mir Ihre libe Kinder recht herzlich. — Adolph ist [illegible] wieder wohl — und Georg [illegible] nach dem Gesund — der Himmel erhalte uns [illegible] haben Sie die Güte — recht vile freundliche Empfehlungen zu machen. Ich bin mit herzlicher Anhänglichkeit und Hochachtung Ihre Freundin

Wilhelmine Cotta.[2]

178. Schiller an Cotta.

[Weimar 1. Juni 1804.][3] 9. Juni / 12. Juni.

In Nr. [illegible] der Gemeinnützigen schweizerischen Nachrichten die zu Bern herauskommen[4], steht ein Artikel über den Tell, der Sie interessieren wird. Es wird darinn ernstlich darauf angetragen dieses Stück, wenn es gedruckt ist, unter den Schuz der Gesetze zu nehmen und den Nachdruck zu verhindern — Auch erfahre ich aus einem Privatbrief, den D. Höpfner[5] an Bertuch schrieb,

---

[1] [illegible] mit seinem Vater und seinem Bruder in Berlin.

[2] Christiane Wilhelmine Cotta, geb. Haas, Tochter des Pfarrers Johann Konrad Haas in Tübingen, [illegible] mit Cotta verheiratet. [illegible] Sie starb am 11. August 1821.

[3] Das Datum ist aus dem [illegible] Der Brief besteht aus einem Oktavblättchen ohne Datum und Unterschrift, [illegible] 12. Juni noch auf andere Punkte [illegible]

[4] [illegible] des Dr. Höpfner.

[5] Ueber Dr. Höpfner verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Hidber in Bern [illegible] Dr. Johann Georg Albrecht Höpfner, geb. in Bern 1759. Sein Vater, ein [illegible] Dann zog er nach Biel, wo er eine Apotheke [illegible] Im Jahr 1778 kam er als [illegible]

daß man Ihnen und mir von Seiten der Schweiz, eine Ehre zugedacht hat. Man verlangt zu dem Ende vorläufig ein Exemplar des Tell, um es in der Tagsatzung zu Bern zu produzieren. Da man sehr damit pressiert und das Stück noch nicht gedruckt ist, so stelle ich Ihnen anheim, ob Sie ein geschriebenes Exemplar davon an D. Höpfner (quasi in Ihrem Nahmen) beiorgen wollen. Man darf allerdings diese gute Gesinnung der Schweizer nicht gleichgültig ansehen, und ein Mißbrauch ist unter diesen Umständen nicht wohl zu fürchten. Wenn Sie eine Abschrift davon machen lassen, so empfehle ich Ihnen sehr, sie einem aufmerksamen Corrector zur Durchsicht zu geben.

479. Schiller an Cotta.

Weimar 8. Jun. 1804. 15. Juni / 19. Juni

Hier, mein werthester Freund, erfolgt der ganze Rest des Manuscripts zum Tell,[1] nichts fehlt jezt mehr als Titel, Personenverzeichniß, Zueignung und Erklärung der Kupfer, welches zusammen 6 Blatt oder einen halben Duodezbogen füllt.[2] Es wird in etwa 14 Tagen folgen. Ich erwarte nun nächstens Correcturbogen von Ihnen; illuminirte Abdrücke von den ersten Kupfern sollen Sie in 8 oder 10 Tagen erhalten.

Meine Absicht ist nicht, lieber Freund, mich in Berlin zu fixieren, aber einige Monate im Jahr dort zuzubringen, kann mir vortheilhaft seyn, und nach den Anträgen, die man mir dort gemacht kann ich hoffen, daß man mich dazu auf eine königliche Art in den Stand sezen werde, ohne mir zuzumuthen, meine hiesigen Verhältnisse aufzugeben. Diese leztern sind mir neuerdings noch vortheil-

---

die medizinische Doktorprüfung mit Auszeichnung bestand. Er wohnte in Leipzig bei dem Schriftsteller Ch. Fr. Weiße, der ihn mit der deutschen Literatur bekannt machte und bei dem er sich zum Gelehrten und Schriftsteller ausbildete. Nach seiner Rückkehr nach Bern verband er sich dort mit einer Anzahl Gleichgesinnter zu einer Privatgesellschaft, die besonders die Naturwissenschaften pflegte, und übernahm 1785 nach dem Tod seines Vaters dessen Apotheke, die, sowie sein ererbtes Vermögen ihn in den Stand setzte, eine bedeutende Bücher-, Pflanzen- und Mineraliensammlung anzulegen. Er unterstützte mittellose Studierende, schrieb geschätzte Aufsätze in das Magazin für die Naturkunde Helvetiens und führte einen ausgedehnten gelehrten Briefwechsel. Jedoch schmolz sein Vermögen zusammen, 1800 gab er seine Apotheke auf, um vom schriftstellerischen Erwerb zu leben. Im Jahr 1801 gab er die Zeitschrift „Gemeinnützige schweizerische Nachrichten“ heraus. Seine Schriften, worunter eine Abhandlung über den Einfluß der schweizerischen Eidgenossenschaft und eine Monatsschrift, die für die Geschichte jener Zeit wertvolle Aufsätze enthält, fanden wenig Leser. Er starb in Bern am 20. Jan. 1813 und hinterließ einen unter seinen Mitbürgern geachteten Namen.

[1] Weiteres Manuskript war am 6. Juni an Cotta abgegangen. Schill.Kal. 163.

[2] Titelblatt und Personenverzeichniß übersandte Schiller am 16. Juli, die Zueignung, sowie die Erklärung der Kupfer unterblieb. Es geht aus obigen Worte hervor, daß Schiller es beabsichtigt hatte, der ersten Ausgabe des Tell die bekannten Widmungsstrophen an den Erzkanzler Dalberg vorbeifinden zu lassen, dem er das Stück am 25. April überschickt hatte. Dalberg lehnte diese „sehr schätzbare Ehre“ mit der Bemerkung ab: „Schillers erhabene Muse huldige der Tugend, und keinem Sterblichen“.

halter geworden, da mir der Herzog eine ſehr anſehnliche Gehaltsvermehrung bewilligt hat.[1]

Göſchens Benehmen iſt mir ganz unbegreiflich, da er mit Ihnen doch auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße zu ſtehen ſchien. Ich muß glauben, daß gemeine Menſchen dabei im Spiele ſind, die ihn hetzen. Intereſſe kann es nicht ſeyn, da er, nach den geſchehenen Aeußerungen, kein Verlagswerk mehr von mir erwarten kann, und auch keinen Verſuch dazu gemacht hat.

Kann ich aus Goethen einen poetiſchen Funken herausſchlagen, ſo ſoll es an mir nicht fehlen, aber leider ſehe ich jetzt wenig Anſchein dazu, da ihm andre Sachen den Kopf warm machen.[2]

Meine Frau grüßt Sie und Mad. Cotta herzlich, und iſt von den freundlichen Zeilen der letztern ſehr erfreut worden. Leben Sie wohl theurer Freund. Ganz der Ihrige

Schiller.

130. Cotta an Schiller.

Tübingen 12. Jun. 1804. [12 Juni.]

Ihr gütiges vom 1. h.[3] erhielt ich vorgeſtern, aber der Anfang von Tell[4] iſt mir noch nicht zugekommen; ich bin daher in großen Sorgen. Vielleicht haben Sie ihn auf den Poſtwagen gegeben und dann erhalte ich ihn erſt übermorgen.

Was Sie, ſchätzbarſter Freund, in Hinſicht auf die Kupfer ꝛc. bemerkten, hat meinen vollen Beifall; auf dieſe Art können wir noch zur rechten Zeit mit allem fertig werden. Hr. Krauſe ſoll nur von Zeit zu Zeit das Fertige ſenden.

---

[1] Am 5. Juni wendete ſich Schiller an den Herzog „wegen einer Zulage“, und am 8. notirte er in ſeinem Kalender: „Vom Herzog die Zulage von 400 Rthlr. offiziel bekommen“. An Körner ſchrieb Schiller am 2. Juli: „Der Herzog hat ſich ſehr generös gegen mich betragen und mir meine Beſoldung auf 800 Rthlr. erhöht, auch verſprochen, bei erſter Gelegenheit das 1000 voll zu machen.“ (Die Briefe des Herzogs an Schiller vom 6. und 8. Juni ſind veröffentlicht in Karl Auguſts [illegible] Beziehungen mit Schiller. Stuttgart 1857 Nr. 11 und 12.)

[2] Der erſte Beitrag, den Goethe dem Damenkalender ſeit 1801 wieder zuwendete, waren — ſeine Stanzen zum Andenken des dahingeſchiedenen Freundes im Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1806. Der Epilog zu der am 10. Aug. 1805 in Lauchſtädt zum Andenken Schillers veranſtalteten dramatiſchen Aufführung des Liedes von der Glocke wurde eingeheftet, als der Druck des Taſchenbuchs beinahe beendet war, und wurde daher, mit Titel und Vorblatt zuſammengedruckt, ohne Paginirung zwiſchen S. XXIV und S. 1 eingeſchoben. Goethe's Begleitſchreiben zu der Sendung (ganz von ſeiner Hand geſchrieben) iſt vom 21. Juli 1805 und lautet:

„Ein ſo eben entſtandenes Gedicht ſende eilig für den Damenkalender. Ich wünſche daß es, gerade wie es geſchrieben iſt, auf vier Blätter abgedruckt und wie man es mit Dedicationen zu thun pflegt dem Kalender vorgeheftet werde.

„Ich wünſche glückliche Rückkunft von der Reiſe. Neben [illegible] Geſchäfte nächſtens.

„Lauchſtädt d. 21. Juli 1805. G.“

Und aus Lauchſtädt 12. Aug.: „Mein Brief vom 21. Juli wird Ihnen den Epilog gebracht haben.“

[3] Schillers Eintrag im Kal. beim 1. Juni: „An Cotta Manuſcr. . . . angekommen.“ iſt inſofern unrichtig, als am 12. nicht die Sendung vom 1., ſondern die vom 2. Juni in Tübingen ankam. Die Ziffer 1 iſt allerdings im Cotta'ſchen Brief durch das Ausbrechen des Siegels ſehr undeutlich geworden.

[4] Am 29. Mai abgeſendet; er kam erſt am 14. Juni an.

So wie ich den ganzen Tell habe, will ich wegen einer Abſchrift an die Tagſazung das Nötige beſorgen.

Für den ſchönen Beitrag zum DamenCalender[1] meinen herzlichen Dank.

Die Anlage an Ihren Hrn. Schwager wünſchte ich ihm ſo ſchleunig als möglich zugefertigt. Unter unſern herzl. Empfelungen an Sie und Frau Gemalin

J. F. Cotta.

Ich war ſo frei, Ihnen meinen Neven Gmelin[2] zur gütigen Aufname zu empfelen. Frau v. Humbolt wird ihn Ihnen als einen braven talentvollen Mann ſchildern.

---

431. Cotta an Schiller.

Tübingen, 15. Jun. 1804. [22. Juni.]

Zur Beruhigung kan ich Ihnen, ſchäzbarſter Freund, melden, daß der Anfang zu Tell ſo eben mit dem Poſtwagen bei mir eintrift — ich werde in Hinſicht auf die DrukVorſchrift alles genau beſorgen.[3]

Empfelen Sie uns Ihrer Frau Gemalin und laſſen Sie uns doch bald etwas Gutes und Erfreuliches von ihrer Entbindung erfahren. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

---

432. Schiller an Cotta.

Weimar, 15. Juny 1804.[4] 22. Juni. 26. Juni.

Hiebei, wertheſter Freund, empfangen Sie 2 illuminierte Abdrücke der fertig gewordenen Kupfer, die nicht übel ausgefallen ſind.

Wenn Sie die Koſten der Unternehmung, wie ſie in beiliegender Nota[5] angeſchlagen werden, zu hoch finden ſollten, ſo könnte man es allenfalls auch bei 1000 oder 1500 Abdrücken bewenden laſſen, und für die übrigen Exemplare allenfalls nur Ein illuminiertes Bild als Titelkupfer nehmen, denn jedes hundert von ſechs Kupfern vermehrt die Ausgabe um 6 Carolin. Zu denjenigen Exemplarien die in der Schweiz verkauft werden, würde ich ohnehin rathen nur dieſe beiden hier folgenden Bilder zu nehmen, und zwar ſo, daß damit in den verſchiedenen Exemplarien abgewechſelt würde.

---

[1] Der demnach am 1. Juni überſandt wurde; der Beitrag war nichts Neues. Außer dem am 12. Mai eingeſandten „Berglied" enthält der Damenkalender nur noch auf S. 1 das Gedicht aus dem Paraſit: „Der Jüngling am Bach", das ſchon im Jahr 1803 entſtanden und im nämlichen Jahr in den bei Cotta erſchienenen „Geſängen mit Begleitung der Chitarra, eingerichtet von Wilhelm Ehlers" (vgl. S. 488, A. 1) S. 62–64 veröffentlicht worden iſt. Der Paraſit ſelbſt wurde erſt 1806 gedruckt.

[2] Auguſt Hermann Gmelin, Sohn des med. Dr. und Apothekers Chriſtian Gottlieb Gmelin in Tübingen. Letzterer war in zweiter Ehe mit Friederike Charlotte Haas, einer Schweſter von Cotta's Frau, verheiratet. Auguſt Hermann Gmelin, geboren in Tübingen 1786, ſtarb im Jahr 1812 als Oberjuſtizrath in Eßlingen.

[3] Tell wurde in einer Auflage von 7000 Ex. (2000 Druck-, 5000 Poſtp.) bei Buchdrucker Hopffer in Tübingen gedruckt. Für „Nacht Arbeiten der 4 letzten Bogen" berechnete der Drucker 2 fl. Die 2. Auflage wurde in 3000 Ex. gedruckt.

[4] Schillers Brief vom 8. Juni, mit welchem der Reſt des Tellmanuſkripts abgeſchickt wurde, fehlt.

[5] Fehlt.

In dem übrigen Teutſchland hingegen wo das Nationalintereſſe nicht mitwirkt, wird es gut ſeyn, wenn auch Bilder aus meinen andern Stücken als z. B. Johanna d'Arc, Iſabella in der Braut von Meſſina, Beatrice, Calaf in Turandot, Capuziner im W. Lager, Queſtenberg, ꝛc. mit dazu genommen werden, und weil in jedem Exemplar nur 6 zu ſeyn brauchen, ſo könnte man gleichfalls in den verſchiedenen Exemplaren mit den Kupfern abwechſeln und die Käufer dadurch recht confus machen, ſo daß mancher 2 Exemplare bloß deßwegen kaufte um die Bilder vollſtändig zu beſitzen. Die Koſten würden dadurch gar wenig vermehrt, weil die Anzahl der illuminierten Exemplare immer dieſelbe bliebe. Gezeichnet hat Kraus bereits 13 Bilder, doch was dieſes Jahr nicht gebraucht wird, kann fürs künftige zurückgelegt werden. Einſtweilen bis Antwort von Ihnen kommt, laſſe ich die 6 Platten durch den Kupferſtecher fertig machen, und etwa 500 von jeder abziehen und mahlen.

Der Tell iſt nun ganz in Ihren Händen, ich wünſche, daß er Ihnen mein Vergnügen gemacht haben. Wenn Sie indeſſen etwas von D. Höpfner erfahren, ſo theilen Sie mirs mit.

Die Samlung meiner Theaterſtücke noch in dieſem Jahr anzufangen, ſcheint mir doch unausführbar, denn die Sache will Zeit und der Druck darf, wenn er gut werden ſoll, nicht übereilt werden. Aber dieſen Winter wollen wir ernſtlich daran und dann auf Jubilate damit hervortreten.

Leben Sie wohl mein wertheſter Freund. Ganz der Ihrige

Sch.

433. Cotta an Schiller

Tübingen, 19. Juni 1804. ([illegible])

Mit Ihrem gütigen vom 8. h. erhielt ich den Reſt vom Tell, für den ich Ihnen herzlich danke. Ich kan Ihnen nicht ſchreiben, welchen Eindruk dieſes Stük auf mich machte; ich glaubte noch nie was gröſſer gedachtes und ſchöner Geſagtes von Ihnen geleſen zu haben. Es iſt alles erſchöpft, was zu wünſchen war, und es muß eine auſſerordentliche Senſation beim Publikum machen.

Was Sie, ſchäzbarſter Freund, mir wegen Berlin gütigſt eröfnet, war mir ſehr angenem, beſonders da ich hoffe, die Reiſe falle nicht in die Monate, wo ich Weimar paſſire.

Peſells Tod werden Sie vernommen haben[1]; er hatte ſein trauriges Schikſal ſich ſelbſt durch eine Kleinmüthigkeit zugezogen, die freilich Folge eines kranken Körpers war. Am Menſchen verliere ich nicht viel; unerachtet er herzlich gut war, ſo hat doch das Gemeine ſeiner Frau¹ ihn ſo ſehr ins Tiefe herabgezogen, daß er dadurch viel verlor; am Schriftſteller iſt mir viel geſtorben, wenn ich anneme, welche Talente und Fähigkeiten in ihm lagen — aber wie ſchwer es hielt, ihn zu etwas zu beſtimmen, das habe ich nur zu gut erfahren. Mein dringendes Beſtreben muß nun ſeyn, die Annalen möglichſt zu heben — ob Sie wohl unter Ihren Papieren nicht noch einige Aufſäze hätten, die Sie mir für dieſelben überlaſſen könten? und ob Sie mir nicht Ihre Ideen über die Vervollkommnung eines ſolchen Inſtituts gütigſt mittheilen möchten? Ich habe zu oft erprobt, daß Ihre Anſichten immer groß und weitumfaſſend ſind, ſie mögen ſich auf einen Gegenſtand erſtrecken, welcher es ſey! Verzeihen Sie daher meine freimüthige Frage und Bitte.

---

[1] Vgl. S. 10 N. 2.) In der Allg. Zeit. Nr. 173 vom 21. Juni findet ſich folgende Meldung über den Todesfall: „Einen äußerſt empfindlichen Verluſt [illegible] hatte dem Hamb. Correſp. die Nachricht [illegible]

Mit großer Erwartung ſehen wir täglich der Nachricht von der glüklichen Entbindung Ihrer Frau Gemalin entgegen und empfelen uns Ihnen und Ihr aufs herzlichſte.

Hier noch der erſte in der Eile erzwungene Bogen des Tells, den ich ſobald möglich zurükerwarte. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

434. Cotta an Schiller.

Tübingen 26. Jun. 1804. [28. Juni.]

Schäzbarſter Freund!

Ihr gütiges vom 15. h. mit den 2 Proben traf den 22. zu meiner Freude ein; zugleich kamen auch Briefe von Humbold und Reinhard, der die Landſchaften fertigen will, an und wir haben nun nur zu wählen.

[illegible] Alexander von Humboldt zu [illegible] am gelben Fieber geſtorben ſei; [illegible] das gebildete Publikum Deutſchlands von Sorgen um Poſſelt, in welchem auch die [illegible] Zeitung ihren erſten Leiter zu betrauern hat. Der unglückliche Zufall gab ihm in ſeinen beſten Jahren einen gewaltſamen und ſchrecklichen Tod: er ſtürzte am 11. Juni zu Heidelberg, wie es ſcheint von einem Schwindel befallen, aus einem Fenſter zwei Stock hoch auf die Straße, und verſchied bald darauf, ohne zum Bewußtſein zurückgekehrt zu ſeyn. Das Schickſal Moreau's, bei der Prozeß gegen ihn eingeleitet war, hatte Poſſelt ungewöhnlich beſchäftigt und er befürchtete das Schlimmſte für ſeinen Freund. In großer Aufregung und von heftigen melancholiſchen Vorſtellungen gequält, war er in den letzten Wochen ruhlos von einem Ort zum andern getrieben worden, zuletzt von Nürnberg nach Durlach, wo er ſich von [illegible] durch eine Abreiſe zu befreien ſuchte. Von Durlach begab er ſich am 10. Juni nach Heidelberg, und am Morgen des folgenden Tages, an welchem er in Geſellſchaft ſeines Schwagers einen Ausflug nach Weinheim machen wollte, zu dem ſchon der Wagen bereit ſtand, geſchah das Unglück, als Poſſelt aus dem Fenſter ſeines Zimmers einen Vorübergehenden grüßen wollte. Er zerſchmetterte die ganze linke Seite des Schädels auf dem Straßenpflaſter und ſtarb nach einer erfolgloſen Trepanation 4 Stunden nach dem Sturz.

[1] Poſſelt lebte ſeit dem Jahr 1788 mit der Tochter eines badiſchen [illegible] in Karlsruhe, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar und welche er erſt nach dem Tod ſeines Vaters heirathete — eine Verbindung, die ihm vielen Verdruß und ſeinen Kindern auch den Ausſchluß aus der „guten Geſellſchaft“ in Karlsruhe zuzog.

Fürs erſte bin ich wegen der Krauſe'ſchen Zeichnungen ganz Ihrer Meinung und ich denke wir könten es auf folgende Art einrichten:

Von allen 6 Platten 1000 illum. Abdrüke, von 2 Platten, die Schweiz oder Tell betreffend, noch 500 von jeder — ſo daß wir alſo 1000 complett mit 6 Kupfern geben könten, und 1000 jedes mit 1 Kupfer — die übrigen 7 Zeichnungen laſſen wir für künftiges Jahr ruhen, denn ſo artig Ihre Idee iſt, abwechſelnd 6 Kupfer zu geben, ſo daß mancher 2 Almanachs nur wegen der Kupfer kaufte, ſo würde diß doch für ein andres Jahr geniren, da man nicht hinreichend genug bemerken könte, wie die Kupfer an Buchhändler geſandt wurden rc. Auch würden 12 Kupfer zur rechten Zeit zu vollenden, zu ſchwierig ſeyn.

Wir erhielten auf diſe Art 3 Ausgaben in CalenderFormat

1	ganz ohne Kupfer	à	Rthlr.	1. —	netto oder	Rthlr.	1. 8	ord.
1	mit 1	" à	"	1. 4	"	"	1. 12	"
1	" 6	" à	"	1. 21	"	"	2. 12	"

Ich muß die Preiſe ſo hoch ſetzen, weil jedes Hundert von 6 Kupfern inclus. Fracht, Geldübermachung rc. auf Rthlr. 55 kommt.

Liefert uns Reinhard noch zu gehöriger Zeit die Landſchaften, ſo könten wir eine vierte Ausgabe machen, die aber freilich ſehr hoch kommen würde.

Reinhard war nie in der Schweiz und hat alſo nur italieniſche Gegenden oder Phantaſien zu geben, inzwiſchen hat er mit zwei von jener angefangen —

Krauſe vergaß doch nicht, jedem Kupfer eine Unterſchrift zu geben, damit es keines Commentars bedarf.

Für die 13 Zeichnungen würde ich ſogleich meine Schuld mit 130 Thlr. übermachen, allein ich weiß nicht, ob die Thaler ſächſiſch oder nach Weimar. Währung Carolin 6½ Rthlr. zu verſtehen ſind: ich bitte mir diß gütigſt anzuzeigen und auch Krauſe's Karakter anzugeben: ich glaube, er iſt Hofrat, doch weiß ich es nicht gewiß.

Hier wieder ein neuer Bogen von Tell — C T — ich habe Tell nun zum Drittenmal geleſen und gefunden, daß jemehr man ihn liſet, deſto mehr mag man ihn wieder leſen.

Das Exemplar an die Tagſazung gehet in 10 Tagen ab: von [illegible] habe ich noch nichts weiter gehört, aber die nötigen Vorſchritte bereits gemacht.

Die Samlung der Theaterſtüke laſſen wir alſo bis aufs Spätjahr.

Frau v. Humbolt, der ich mich unterth. zu empfelen bitte, hat mir aufgetragen, die intereſſanteſten neuen Bücher mit der nächſten Sendung, die in [illegible]land bei ihrer Ankunft bereit liegen ſolle, zu übermachen — um nicht unglüklich zu wählen, laſſe ich hier anliegend ein Verzeichniß verlaſſen[1]; möchten Sie ſo gütig ſeyn, es ihr zur Auswahl mitzuteilen.

Ihr Hr. Schwager würde mir eine große Gnade erweiſen, wenn er der

---

[1] [illegible]

General Klinger bewegte, mir ſeine Betrachtungen[1] ꝛc. für die Annalen zu überlaſſen.

Wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemalin. Mit der reinſten Verehrung

J. F. Cotta.

---

435. Schiller an Cotta.

Weimar 27. Juny 1804. 6. Juli / 6. Juli

Es freut mich mein wertheſter Freund, daß Ihnen der Tell Vergnügen machte. Ich hab ihn mit Liebe gearbeitet, und was aus dem Herzen kommt, geht zu Herzen. Die Schwierigkeit war nur, ein Volk und Land zu ſchildern, wo ich nie geweſen, und wo doch das Locale und Individuelle ſo ſehr mit in Anſchlag kommt. Ich bin daher ſehr zufrieden, wenn Schweizer und andre, die die Schweiz beſucht haben, das Land und Volk in meiner Schilderung erkennen.

Der Druck nimmt ſich ſehr gut aus, und der Setzer ſcheint mit Sorgfalt zu arbeiten. Ich habe nur weniges zu corrigieren gefunden.

Es geht mir noch immer im Kopf herum, daß an die bloße Verzierung ſo viel Geld ſoll verſchleudert werden. Ich habe Ihnen daher einen Vorſchlag zu thun, der Ihnen eine unnöthige Ausgabe erſparen kann. Ich dächte, Sie nähmen für dieſe Ausgabe nur höchſtens 3 Kupfer, die zwey ſchon überſchickten und den Landvogt, der auch ſchon geſtochen iſt; doch könnte auch dieſer fürs erſte wegbleiben. Von dieſen Kupfern ließen Sie etwa 2000 Abdrücke zu den guten Exemplaren illuminieren und ſetzten einen LadenPreiß von 1 Rthlr. 18 Gr. auf das Exemplar. Zu allen übrigen Exemplarien gäben Sie dann entweder gar kein oder bloß unilluminierte Kupfer, und welche auch nicht auf ſo theurem VelinPapier abgedruckt würden.

Alle übrigen Bilder, welche ſchon gezeichnet und zum Theil geſtochen ſind könnten nächſtes Jahr in einem beſondern TheaterAlmanach, den ich mich anheiſchig mache, Ihnen zu liefern, und der bloß zu einer Ueberſicht des deutſchen TheaterWeſens beſtimmt wäre,[2] nachgeliefert werden. Ein ſolcher Almanach gienge dann vor ſich, und für den Text brauchte nicht ſoviel aufgewandt zu werden, weil die Kupfer das Werk verkauften.

Jetzt haben Sie nur die Güte, aufs eheſte zu beſtimmen, wieviele Kupfer und wieviel Exemplare von jedem abgedruckt und illuminiert werden ſollen, denn wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Proviſoriſch habe ich Ordre gegeben 300 bis 1000 von den beiden, die Sie kennen, zu illuminieren. Auch habe ich vielleicht noch 1 Rthlr. vom 100 herunter handeln, denn 6 Rthlr. ſcheint mir doch viel zu ſeyn.

---

[1] [illegible] „Betrachtungen und Gedanken [illegible]“ [illegible]

[2] [illegible] Schiller am [illegible] Juni [illegible] Buchhändler Unger in Berlin [illegible]

Den Calender rieth ich ganz und gar weg zu laſſen, und bloß zu ſetzen: Wilhelm Tell ꝛc. ꝛc. ꝛc. zum Neujahrsgeſchenk auf 1805 (für die Schweiz oder überhaupt könnte vielleicht gleich geſezt werden: zum fünften Jubeljahr der ſchweizeriſchen Freiheit)

Auch an den Einband würde ich nicht viel zu wenden rathen. Alle Exemplare ließe ich in eine ſaubere Decke, welche dazu erfunden werden müßte, bloß broſchieren.

Auf Velin-Papier ließe [ich] auch nichts abdrucken, da Sie ja ein ſehr ſchönes Papier zu den übrigen haben.

Wenn Sie dieſes beobachten, th. Freund, ſo können Sie, hoffe ich, von dem Tell viel größre Vortheile ziehen, denn eben dieſe wünſche ich Ihnen von Herzen, und das Stück ſollte mir noch einmal ſo lieb ſeyn, wenn es auch Ihnen ſchöne Früchte trüge, und ein Mittel werden könnte, mich meiner ſo großen Verpflichtungen gegen Sie zu entledigen.

An Poſſelt verlieren Sie allerdings, denn ſeine Annalen ſind ein ſehr ſchätzbares Inſtitut, das Sie ja ſuchen müſſen im Gange zu erhalten. Leider habe ich in politiſchen Dingen nichts, weder im Schreibpult noch im Kopfe, vorräthig. Aber wäre es nicht möglich, Johannes Müller für dieſe Unternehmung zu intereſſieren. Da er jezt in Berlin leben wird, ſo hat er völlige Freiheit und alles politiſche geht ihm ohnehin durch die Hände.[1]

Meine Frau rechnet erſt im Auguſt auf ihre Niederkunft. Sie iſt für ihre Umſtände erträglich wohl und wir hoffen das Beſte.

Herzlich empfiehlt ſie ſich, mit mir Ihnen beiden. Ganz der Ihrige

Sch.

436. Cotta an Schiller.

Tübingen 6. Jul. 1804. [illegible]

Es freut mich, daß Sie nach Ihrem freundſchaftlichen vom 27ſten mit der Druck-Einrichtung von Tell zufrieden waren. In Hinſicht auf die Kupfer-Auswahl haben ſich unſre Briefe durchkreuzt[2] und ich weiß nun nicht, ob Sie nicht indeſſen das Arrangement nach meinem lezten gemacht haben. Da mir Ihr neuer Vorſchlag mit 7 Kupfern ꝛc. auch wohl gefällt, ſo iſt es mir nun gleich, wie Sie die Einrichtung treffen wollen, nur bitte ich alles ſo zu veranſtalten, daß Anfang

---

[1] Johannes v. Müller war, [illegible], auf der Reiſe nach Berlin, wo er zum Mitglied der Akademie und [illegible] ernannt wurde, am 18. Juni 1804 in Weimar [illegible] bis zum 7. Juli; [illegible]

[2] Cotta's Brief vom 26. und Schillers vom 27. Juni.

Auguſts der erſte, Mitte Auguſt der zweite und Ende Auguſts der dritte Transport in meinen Händen iſt.

Den Calender laſſe ich alſo weg, ſo wie die Velin-Ex. und dem Einband gebe ich eine paſſende Decke; ich erkenne auch aus dieſen vorgeſchlagenen Einrichtungen Ihre theilnehmende Freundſchaft mit dem herzlichſten Dank.

Wir ſehen dem Auguſt nun mit den beſten Hofnungen entgegen und empfelen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemalin aufs herzlichſte.

J. F. Cotta.

Das Nothwendigſte habe ich faſt vergeſſen: Ich erkundigte mich bei einem Sachkundigen nach der Art, wie ich den Tell der Tagſazung zu übermachen hätte; ſeine Antwort iſt folgende:

> „Es gehört ohne Zweifel zu D. Höpfners Windbeuteleien und dummen „Streichen, daß er S. engagiren will, ſeinen Tell an die Tagſazung zu „ſenden. Wahrlich S. compromittirt ſich nur dadurch. Ich kenne das „Perſonale allzugut, um zu irren, wenn ich die ſcandalöſe Vota, die da „fallen werden, vorausſehe. Ein Landammann ſpöttelt über den Philo„ſophen und Dichter, eine alte Perücke von Baſel meint, es wäre nur um „ein paar Dukaten zu thun und ſo geht es die Reihe durch — etliche „helvetiſch Geſinnte ſprechen mit Achtung vom Verfaſſer und bringen ihn „dadurch vielleicht in Miscredit. Dadurch will ich nicht ſagen, daß nach „vollendetem Scandal der Diſcuſſion Reuſſen[1] nicht vielleicht ein „hübſches Dankſchreiben aufſezt; aber wozu ſich jenem preisgeben? . . .“ —

Nun kenne ich Höpfner zu gut als einen ehrlichen Menſchen[2], und den Schreiber des obigen als einen klugen Mann; es iſt D. Uſteri[3], als daß ich nicht diß Ihnen mittheilen müßte und fragen, ob bei dieſer Geſtalt der Sache die Ueberſendung nicht unterbleiben ſolte?

---

[1] Der [illegible] zu Bern.

[2] Dieſe Bemerkung iſt vielleicht zu hart und zu einſeitig. [illegible]

[3] Der ſchweizeriſche Staatsmann und Schriftſteller Paul Uſteri, geb. am 14. Febr. 1768; er ſtudirte zu Göttingen Medizin und ließ ſich dann in ſeiner Vaterſtadt Zürich als Lehrer am medizinisch-chirurgiſchen Inſtitut nieder. Seit 1789 Mitglied des großen Raths, trat er beim Wechſel der Staatsverfaſſung als Abgeordneter des Kantons Zürich in den Senat der helvetiſchen Regierung. Wurde 1814 Staatsrath des Kantons und ſtarb am 9. Apr. 1831, kurz nach ſeiner Ernennung zum erſten Bürgermeiſter und Präſidenten des großen Raths. Er ſtand bis zu ſeinem Tode mit Cotta, für deſſen Zeitſchriften Neueſte Weltkunde, Allgemeine Zeitung, Europäiſche Annalen, Morgenblatt u. ſ. w. er ebenfalls ungemein thätig war, in regem Briefwechſel.

437. Schiller an Cotta.

Weimar, 16. Jul. 1804. $\frac{23.\ \text{Juli}}{31.\ \text{Juli}}$

Die Correctur, die hier zurückfolgt, wertheſter Freund, erhalte ich erſt heute früh. 20 Tage alſo war ſie unterwegs, nach dem Datum Ihres Briefs zu rechnen.[1] Noch nie war ein Brief von Ihnen ſolange unterwegs, und daß es uns gerade in dieſem dringenden Falle begegnet macht mir allerlei Gedanken. Bei künftigen Sendungen möchte es gut ſeyn, die CorrecturBogen in mehrere Briefe zu vertheilen, daß keine dicken Briefe daraus werden.

Aus heutiger Correctur erſehen Sie, wie nöthig es war, daß mir eine Reviſion zugeſchickt wurde. Lieg es nun an dem Abſchreiber oder dem Sezer, ſo iſt pag. 16 ein ganzer Vers ausgelaſſen der pag. 17 an einer ganz unrechten Stelle eingeſchoben iſt.

Ich laſſe alſo nur 3 Kupfer illuminieren und zwar von den zweyen, die Sie kennen, 1500 Abdrücke von jedem, und 1000 von dem dritten.[2] Die Lieferungen ſollen Sie zu den geſezten Terminen erhalten, früher iſt nichts zu bezahlen. Der Rath Krauſe wird ohnehin jezt auf ein paar Wochen verreiſen.

Für Ihren Avis wegen Hörfner danke ich Ihnen. Da der Mann ein ſo ſchlechtes Lob hat, ſo wollen wir uns ja nicht mit ihm einlaſſen und das Manuſcript in Händen behalten.

Univ. Bibl. München

Das Bücherverzeichniß für Mad. v. Humboldt ſoll beſorgt werden, eben ſo Ihr Wunſch wegen Klinger. Doch, fürchte ich, werden Sie durch ſeine Beiträge zu den Annalen nicht ſonderlich profitieren, wenn nicht etwa ſeine andern Verhältniſſe Ihnen Vortheil bringen.

Mit Reinhards Arbeiten wird es nun wohl zu ſpät werden. Aber da er Ihnen gewiß etwas Gutes liefert, ſo werden Sie immer zu andern Zwecken guten Gebrauch davon machen können.

Der Preiß des Tell iſt ſo wie Sie ihn angegeben, auch bei wenigeren Kupfern, nicht zu hoch, da Buchhändler Maurer in Berlin für die Schmiererei des Veit Weber noch mehr fodern darf.[3] —

Eben leſe ich in einer Berliner Zeitung, daß der Tell dort mit erſtaunlicher Wirkung ſei aufgeführt worden.[4] Selbſt Merkel, der immer mit mir im Streit lag, hat es mit vollen Backen angekündigt.[5]

---

[1] Vgl. Schill.Kal. S. 170.

[2] Bei dieſen, ſowie bei den übrigen Anordnungen Schillers in Bezug auf den Titel (Brief vom 27. Juni) blieb es. Demzufolge gab es eine Ausgabe mit 3 Kupfern (Tell, der Schwur auf dem Rütli, Geßler), eine mit 1 Kupfer (der Schwur), eine ohne Kupfer, eine Ausgabe kl. 8° Schreibpapier und eine Ausg. kl. 8° Druckpapier.

[3] „Wilhelm Tell. Ein Schauſpiel in Jamben. Berlin 1804." 8. Veit Weber iſt Pſeudonym für Leonhard Wächter.

[4] Am Mittwoch den 4. Juli. Er mußte in 8 Tagen dreimal wiederholt werden. Am gleichen Tag den 16. ſchrieb Schiller an Zelter: „Sagen Sie mir etwas über die Vorſtellung des Tell in Berlin, von der ich aus Zeitungen höre, daß ſie ziemlich gut gegangen". Ueber den Erfolg berichtete Iffland unter

Hier das Titelblatt und Perſonenverzeichniß zum Tell. — Dedication[1] bleibt weg — auch keine Vorrede kommt dazu.

Uebermorgen ziehen wir nach Jena wo meine Frau ihre Niederkunft erwarten wird.[2]

Herzlich grüßen wir Sie und die Ihrigen. Ihr treuer Freund

Schiller.

---

438. Schiller an Cotta.[3]

(Jena den 27. Jul. [1804].) $\frac{\text{8. Aug.}}{\text{7. Aug.}}$

Ich ſchreibe Ihnen durch Freundes Hand, weil ich von einer ſtarken Kolik bettlägerig wurde, nachdem ich nach Jena gezogen war.[4] Die Krankheit iſt im Abnehmen und hat für meine Frau glücklicherweiſe keine üblen Folgen gehabt, da ſie vor drei Tagen[5] von einer Tochter glücklich entbunden wurde. Mutter und Kind ſind wohl, welches meine Frau mir aufgetragen hat Ihnen zu melden und Sie beide herzlich zu grüßen. Das angenehme Ereigniß in meiner Familie wird auch mir hoffe ich bald Geſundheit und Kräfte wieder geben.[6] Die Korrectur hat ein Freund beſorgt, weil ich ſelbſt dazu unfähig bin. Sie geht mit dem ſelben Tage wieder ab, wo ich ſie erhielt, welches ich bei allen vorigen beobachtet habe, aber Ihre Paquete an mich ſind immer ſehr lange unterweges geblieben. Dem Kupferſtecher habe ich aus meinem Beutel dreißig Karolins vorgeſtreckt, damit er ſeine Arbeiter befriedigen kann. Er verſprach mir die beſtellten 1000 Abdrücke zu gehöriger Zeit zu liefern, nur haben Sie die Güte zu ſorgen, daß nach gelieferter Arbeit der Reſt des Honorars ihm bald ausgezahlt werde. Herzlich umarme ich Sie und hoffe bald ſelbſt wieder zu ſchreiben.

Schiller.[7]

---

dem 17. Juli an Schiller ([illegible] Nachl. S. 490): „Ich eile, Ihnen zu melden, daß Tell mit Entzücken aufgenommen worden iſt, und einen gleichen Zulauf hat“.

[3] Im Freimüthigen Nr. 136 u. 137; dann 207.

[1] Schiller begnügte ſich damit, die Dedikation in das dem Erzkanzler Dalberg beſtimmte handſchriftliche Exemplar des Tell einzutragen.

[2] Nach dem Kalender erfolgte die Reiſe am 19. Juli. Schiller wollte ſich für die Entbindung ſeiner Frau des bewährten Beiſtandes des Hofraths Stark verſichern.

[3] Der Brief, auch die Unterſchrift, von fremder Hand, vgl. Schill. Kal. S. 171.

[4] Schiller erkältete ſich bei einer Abendfahrt durch das Dornburger Thal und wurde nach dem Eintrag im Kal. am 24. von der Kolik befallen.

[5] Eigentlich vor zwei — am 25. Juli. Die Tochter wurde am 3. Auguſt auf den Namen Emilie getauft (vermählt am 29. Juli 1828 mit Heinrich Adelbert Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm, geſtorben am 25. Nov. 1872).

[6] Wie Schiller am 5. Sept. an Körner ſchrieb, dauerte die Krankheit nur 3—4 Tage, hatte aber ſo ſchlimme Nachwirkungen, daß er nach 4 Wochen kaum eine Zunahme von Kräften ſpürte, vgl. auch [illegible] Nr. [illegible]. Und nach ſeinem Tod, am 12. Juni 1805, ſchrieb Charlotte Schiller an ihre Schwägerin Luiſe Franckh: „Seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß H. R. Stark ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er ſich nicht wieder recht erholt“. (Charlotte Schiller I, 331; 465.)

[7] Cotta’s Antwort auf Schillers Schreiben vom 16. Juli, vom 31. Juli datirt und am 10 Aug. in Weimar eingetroffen, fehlt.

439. Cotta an Schiller.

Tübingen, 7. Aug. 1804. [17. Aug.]

Mein und meiner Frau herzlichſten Glükwunſch zur Entbindung Ihrer Frau Gemalin — Möge der Himmel Mutter und Kind mit ſeinem beſten Segen erfreuen! Wie gerne hätte ich diſe frohliche Nachricht durch Ihre Feder vernommen! Warum ſoll das Angeneme immer mit dem Sorglichen verbunden ſeyn? Doch ich will hoffen, daß die nächſte Poſt mir die erfreuliche Nachricht von Ihrer Wiederherſtellung und von dem fortdauernden Wohlſeyn Ihrer Frau Gemalin bringe.

An Hrn. Frege u. Comp. habe ich heute ſchreiben laſſen, Ihnen die gütigſt ausgelegten dreiſſig Karolins ſogleich franko zu übermachen; ſo wie der Künſtler die Arbeit ſendet, möchte er die Rechnung beilegen, die ſodann mit umgehender Poſt berichtigt würde, wie ich es mit allen meinen Sachen gewohnt bin. Auch von Hrn. Rath Krauſe wünſchte ich Rechnung zu erhalten.

In der Anlage wieder eine Korrectur!

Unwandelbare Verehrung ꝛc.

J. F. Cotta.

10. Aug.

Der Buchdruker konnte mit der Korrektur nicht früher als heute fertig werden. Ich ſehne mich jeden Poſttag nach guten Nachrichten von Ihnen.

J. F. C.

440. Schiller an Cotta.

Jena 10. Aug. 1804. 20. Aug.

Mit meiner Beſſerung geht es noch langſam und ich fühle mich noch ſehr matt und angegriffen. Meine Frau aber iſt ganz wohl und wird bald wieder ausgehen können. Auch das Kleine iſt wohl auf.

Nach einer 14tägigen Pauſe erhalte ich den ſechsten Correcturbogen.[1] An mir liegt es nicht, wenn die Bogen nicht ſchnell retour kommen, denn ich habe ſie immer noch an dem nehmlichen Tag abgeſchickt, wo ich ſie erhalten.

Des Preiſes, den Sie auf den Tell ſetzen wollten erinnere ich mich jezt nicht ſogleich, und Ihren Brief, wo davon die Rede iſt, habe ich in Weimar liegen. Doch ſollte ich denken, daß Sie auf das Exemplar auf Poſtpapier mit drey Kupfern und broſchiert den Preiß von 1 Rthlr. 20 Gr. ſetzen können. Im Reich und in der Schweiz würde ich das Exemplar (mit 1 Kupfer) zu 2 Gulden anſetzen.

Da ich in 8 Tagen wieder nach Weimar zurückgehe, ſo laſſen Sie Ihre Briefe den gewöhnlichen Weg nehmen.

Leben Sie recht wohl. Herzliche Grüße von den meinigen.

Sch.

---

[1] Der Kal. verzeichnet unter dem 8 Aug. die Abſendung eines Correcturbogens (wohl des 5., „G“ [illegible] an Cotta.

441. Schiller an Cotta.

Jena 17. Aug. 1804. $\frac{23 \text{ Aug}}{31 \text{ Aug}}$

Herzlich danken wir Ihnen für Ihren Antheil, theurer Freund. Mit meiner Frau und dem Kleinen geht es nach Wunſch, wir werden nächſtens wieder nach Weimar abreiſen.[1] Meine Erholung geht ſehr langſam und ich merke kaum eine Zunahme von Kräften. Der Anfall war gar zu ſtark und in der heißen Jahrszeit ſchwächte er mich doppelt.

Weil ich nicht wußte, daß Sie mir die ausgelegten 30 Carolins durch Frege ſenden würden, ſo habe ich an D. Paulus[2] in Würzburg, dem ich für Bücher ꝛc. Geld zu ſchicken habe, eine Aſſignation an Sie wegen dieſer Summe geſchickt, um ſoviel an Porto zu erſparen. Er wird Ihnen alſo dieſe Anweiſung präſentieren, und da er das Geld bald möglichſt zu haben wünſcht, ſo ſind Sie ſo gütig ihm die 30 Carolin in Laubthl. zu ſenden.[3] Ich will alsdann von dem Fregiſchen Geld Krauſen und den Kupferſtecher vollends bezahlen.

Meine Frau und Schwägerin empfehlen ſich Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs beſte. Ganz der Ihrige

Sch.

(Auf einem beſondern Blatt.)

Hr. D. Cotta in Tübingen belieben an die ordre des Herrn D. Paulus in Würzburg dreißig Carolins auszuzahlen und mir in Rechnung zu bringen. Weimar 14. Auguſt 1804.

Fr. v. Schiller.

Obige 30 Carol. bitte ich An Meinen Bruder, Kirchenräthl. Reviſions Commiſſarius zu Stuttgart auszubezahlen.

Würzburg 28. Aug. 1804 Prof. Paulus, KR.

---

[1] Schiller kehrte am 19., ſeine Frau am 23. Auguſt nach Weimar zurück.

[2] Der mit Niethammer, Hufeland und Schelling von der bayeriſchen Regierung nach Würzburg berufen worden war.

[3] Schiller hatte an Paulus 223 Thlr., an Niethammer 17 Thlr., zuſammen alſo 240 Thlr. zu bezahlen. Da Cotta's Anweiſung 30 Carolin (195 Thlr.) betrug, ſandte Schiller die fehlenden 45 Thlr. am 2. April 1805 an Paulus mit der Bitte, ſich wegen der Abrechnung mit Niethammer zu vergleichen. (Schillers Briefe mit geſchichtlichen Erläuterungen. Berlin. Allg. Deutſche Verlagsanſtalt. II, 1174 f. Nach der Aufzeichnung im Kalender S. 187 ſetzte ſich jene Summe von 240 Rthlr. aus folgenden Poſten zuſammen: „An Paulus für Bücher 70 Rthlr., von Niethammer baar 106 Rthlr., von Körner 24 Rthlr., für 1 Eimer Wein 40 Rthlr." Der Auktionator [illegible] hatte nämlich den Verkauf der Paulus'ſchen Bücher beſorgt und das hierfür eingekommene Geld an Profeſſor Niethammer in Jena bezahlt; nach deſſen Abgang von Jena am 25. Sept. aber lieferte er die zuletzt eingehenden 24 Rth. direkt an Schiller ab, welcher die Aushändigung der ganzen Summe an Paulus übernommen hatte.)

442. Cotta an Schiller.

Tübingen 31. Auguſt 1804.[1] [6. Sept.]

Wenn ich nur Ihre Hand ſehe, ſo freut ſich mein Herz und ſo mag Ihr gütiges vom 17. h. indeſſen als Vorläufer einer beſtimmten Verſicherung Ihrer völligen WiederGeneſung mir ein guter Bote heiſſen.

In dieſen Zeiten des Kummers iſt mein Herz doppelt empfindlich und fürchtet leicht das Aeuſſerſte. Groß's Abführung auf den Asberg[2] iſt mir ein ſchreklicher Schlag und würde es auch Ihnen ſeyn, da Sie ihn kennen und ſchäzen, wenn ich Sie gleich verſichern kan, daß er unſchuldig leidet.

Hier das Ende Ihres unſterblichen Tell's — da lebten noch Männer!

Die herzlichſten Empfelungen an Sie und Ihre Frau Gemalin von meiner Frau ꝛc. J. F. Cotta.

---

[1] Außer Cotta'ſchen Correkturſendungen, die am 23. und 30. Auguſt in Weimar eintrafen und die nicht auch von Briefen begleitet waren, verzeichnet das Schill.Kal. einen Brief, der am 5. September in Schillers Hände gelangte und mit dem „T. Almanache" überſchickt wurden. Kein ſolcher Brief findet ſich vor.

[2] Gros, ſeit 1796 Prof. in Erlangen, wurde am 14. Jan. 1802 vom größern Ausſchuß des Herzogthums Württemberg zum landſchaftlichen Conſulenten gewählt und übernahm ſein Amt im März deſſelben Jahres. Der Herzog Friedrich, der Vater ſeiner früheren Zöglinge, verweigerte aber unter den nichtigſten Vorwänden die Beſtätigung: erſt erklärte er, die Wahl ſei unnöthig geweſen, da die Geſchäfte recht gut von den andern Conſulenten verſehen werden könnten; dann, als die Erledigung einer der übrigen Conſulentenſtellen eintrat und er jene Ausflucht nicht mehr gebrauchen konnte, erklärte er, er könne aus den ehemaligen mit Gros beſtandenen Privatverhältniſſen [als Erzieher ſeiner Söhne] kein Vertrauen zu ihm haben. Darauf erhob der Ausſchuß Klage beim Reichshofgericht in Wien gegen den Landesherrn, der inzwiſchen die Kurfürſtenwürde angenommen hatte. Der vom Ausſchuß längſt erbetene, vom Kurfürſten auf Befehl des oberſten Reichsgerichts auf den 17. März 1804 einberufene Landtag ſcheiterte an der hartnäckig vom Kurfürſten verweigerten Beſtätigung Gros', welche die Prälaten und die verſammelte Landſchaft einſtimmig als Präliminarpunkt jeder Verhandlung aufgeſtellt hatten, und wurde ſchließlich am 20. Juni entlaſſen. Gleichzeitig wurde gegen den Ausſchuß unter verſchiedenen Gewaltmaßregeln eine Anklage auf Verſchleuderung der Landesgelder erhoben. Der Ausſchuß hatte nämlich dem wegen unleidbarer Zwiſtigkeiten mit ſeinem Vater nach Paris geflohenen Kurprinzen (dem nachmaligen König Wilhelm) auf Verwendung des erſten Conſuls eine Anleihe von 200,000 fl. verſchafft und ein jährliches Donativ von 20,000 fl. bewilligt. Als nun gar noch ein Brief des Kurprinzen aus Paris, 22. Juli, eintraf, welcher gegen die Mitwirkung des Geheimen-Raths als oberſter Landesbehörde an den Gewaltmaßregeln ſeines Vaters und an den Verfaſſungsverletzungen proteſtirte, wurde Gros in der Nacht vom 23. auf den 24. Auguſt, gerade als ein Befehl des Reichshofraths aus Wien an den Kurfürſten eingetroffen war, die Wahl des Gros anderweit zu beſtätigen, verhaftet, auf den Asperg abgeführt und inquirirt, ob er bei dem kurprinzlichen Schreiben als Verfaſſer, Verbreiter und Wiſſenſchafthabender Antheil habe. Vergebens verwendete ſich der Ausſchuß für die Aufhebung der rechts- und verfaſſungswidrigen Verhaftung, vergebens bot er Cautionen an. Der Kurfürſt wies ſolche Vorſtellungen „wegen ihres unbefugt anmaßenden und [illegible] Inhalts" unter „geſchärfter [illegible]" und „mit tiefer Verachtung" ſowie „mit Vorbehalt weiterer ſachgemäßer Verfügungen" zurück und verbat ſich alle weiteren Eingaben in dieſer Sache. Gros wurde ſchließlich, da er wieder in preußiſche Dienſte zurücktreten wollte, auf preußiſche Verwendung gegen Unterzeichnung eines Reverſes, daß er ſich nie mehr in die württembergiſchen Verfaſſungshändel miſchen wolle, im Anfang Oktober freigelaſſen und ging wieder nach Erlangen. Im Jahr 1817 kam ſein ehemaliger Zögling an die Regierung und rief [illegible] in dankbarer Erinnerung an das von dieſem für ihn erduldeten Leiden in ſein Land zurück, wo er ihn mit den höchſten Ehrenſtellen überhäufte. Vgl. [illegible]

143. Schiller an Cotta.

Weimar 31. Aug. 1804.[1] 9. Sept./11. Sept.

Es geht noch immer ſehr langſam mit meiner Erhohlung und meine ganze Thätigkeit ſtockt noch, leider habe ich dieſe lezten 6 Wochen ganz aus meinem Leben verloren. Zum Glück hat ſich meine Frau in ihren Umſtänden gut gehalten und auch das Kleine iſt wohl, dieß beruhigt mich und ich nehme es als eine Entſchädigung vom Himmel an.

Die heutige Correctur empfehle ich, weil einige Stellen verändert ſind zu ſorgfältiger Reviſion.

Napoleon Bonaparte wird Herrn v. Humboldt ohne Zweifel ſchon bekannt ſeyn und ich glaube nicht, daß ihm um dergleichen Schriften politiſchen Innhalts ſehr zu thun iſt. Das Verzeichniß, welches Sie mir geſendet, habe ich durch meine Schwägerin an Frau v. Humboldt nach Paris befördern laſſen, von wo aus Ihnen die leztere wohl Nachricht geben wird.[2]

Um die Reiſebeſchreibung des andern Herrn v. Humboldt wird unter den Buchhändlern ein großes Reißen ſeyn, und es iſt auch von Seiten des Publicums eine große Erwartung.[3] Aber Hr. v. Humboldt hat keine gute Gabe zum Schriftſteller, und ſeine Reiſe möchte leicht intereſſanter geweſen ſeyn als die Beſchreibung derſelben ausfallen dürfte.[4]

Adieu theurer Freund. Herzliche Grüße von meinem ganzen Hauß.

Sch.

144. Schiller an Cotta.

Weimar 6. Sept. 1804. 16. Sept./17. Sept.

Der Unfall, der Groß betroffen geht mir ſehr nahe und um ſo mehr, da er, ſo wie ich ihn kenne, nichts begangen haben kann, was dem redlichen Mann nicht ziemte. Beruhigen Sie mich doch recht bald, theurer Freund, daß andre Perſonen, die mich noch näher intereſſieren[1], nichts zu befürchten haben!!

---

[1] Ein Brief Schillers an Cotta vom 26. Auguſt, den der Schill.Kal. verzeichnet, fehlt; vielleicht bezieht ſich die Notiz bloß auf eine Correcturſendung.

[2] Dieſe Stellen beziehen ſich wohl auf Anfragen Cotta's in einem der verloren gegangenen Briefe vom 23. oder 30., in deren zweitem Cotta auch anfragte, ob er ſich nicht um den Verlag der von Alexander v. Humboldt zu erwartenden Beſchreibung ſeiner Reiſe nach den Tropenländern bewerben ſolle.

[3] Hatte doch ſchon im Jahr 1805 ein Hamburger Buchhändler ein von J. W. Schütz aus Humboldt's Mittheilungen und einzelnen Briefen mit fremden Zuthaten zuſammengeſtoppeltes Machwerk als „Reiſe um die Welt und in Südamerika von Alexander v. Humboldt" dem erwartungsvollen Publikum geboten. (Vgl. Bruhns, Alexander v. Humboldt, II, 411, Nr. 164.)

[4] Alexander v. Humboldt war auf der Rückkehr von ſeiner Reiſe nach Südamerika am 3. Aug. 1804 in Bordeaux angekommen und lebte, mit der Ordnung ſeiner Sammlungen und Manuſcripte und der Vorbereitung zu ſeinem großen amerikaniſchen Reiſewerk beſchäftigt, bis zum März 1805 in Paris. Ähnliche abfällige Urtheile Schillers über Alexander v. Humboldt finden ſich auch in ſeinen Briefen an Goethe und namentlich an Körner.

Mit meiner Geneſung geht es noch immer ſehr langſam zu und ich vegetiere nur ſo hin, da mein Kopf noch ſehr angegriffen iſt. Aber mit meiner Frau und den Kindern geht es gottlob ganz gut und ich bin von dieſer Seite beruhigt.

Endlich ſind wir denn mit dem Tell zu Ende. Es hat ſich freilich in die Länge gezogen, aber bei einem größern Vorrath von Lettern und wenn 2 Setzer gearbeitet hätten, möchte es raſcher vorwärts gegangen ſeyn. Möge das Schifflein nun mit ſchwellenden Segeln in die Welt fliegen!

Adieu lieber Freund, herzliche Grüße von uns allen an die Ihrigen.

S.

Für die gütigſt überſchickten Calender[2] ſagen wir Ihnen den ſchönſten Dank. Wieland hat ſich, in ſeiner Manier, ganz gut gehalten, das Romänchen[3] lieſt ſich gut weg. Den andern Poſſeltiſchen Calender[4] habe noch nicht durchleſen können, aber die Charten und andern Zugaben ſcheinen mir ſehr gut gewählt und ſind dem Leſer zum Behuf der neueſten Zeitgeſchichte überaus bequem.

445. Cotta an Schiller.

[Tübingen 11. September 1804.][5] [14. Sept.]

Es iſt mir ſehr leid, daß nach Ihrem gütigen vom 31. Aug. Ihre Erholung ſo langſam ſtatt hat und ich freue mich nur, daß das Wohlſeyn Ihrer Frau Gemahlin und des Kleinen Ihnen zur Entſchädigung dienen kan. Möge dieſer Sturm zur Befeſtigung Ihrer Geſundheit für die Folge dienen!

---

[1] Das heißt: Cotta ſelbſt.

[2] Vgl. die Note 1 zu S. 526.

[3] Seine Erzählung „Krates und Hipparchia", als Taſchenbuch auf 1805.

[4] Poſſelts „Staatsgeſchichte Europa's vom Tractat von Amiens bis zum Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England. Mit 6 Karten und 6 Kupfern" (Porträts von Alexander, Bonaparte, Erzherzog Karl, Moreau, Nelſon, Pitt). In der buchhändleriſchen Anzeige dieſes Werks heißt es: „Der berühmte Verfaſſer hat die Herausgabe dieſes Taſchenbuchs nicht mehr erlebt; ſelbſt die Vollendung deſſelben mußte einer fremden Feder anvertraut werden, die dieſe aber ſo gut [illegible], daß das Ganze mit dem ungetheilten Beifall aufgenommen wurde. Der nächſte Jahrgang wird die Fortſetzung [illegible]." Dieſes Taſchenbuch erſchien in 7 Jahrgängen von 1805—1811. Der Verfaſſer war Stegmann, der ſeitherige Mitherausgeber von Poſſelts europäiſchen Annalen und Gehülfe und Fortſetzer, bald auch Nachfolger L. F. Hubers in der Redaction der Allg. Zeitung (vgl. [illegible]). Karl Joſeph Stegmann, geb. 1767 in [illegible], ſtudierte in Halle Rechtswiſſenſchaft und [illegible], nachdem ſein Vater in [illegible] geworden war, in Berlin eine Verwaltungsſtelle, lebte dann nach längerem Aufenthalt in Italien, 6 Jahre in der Schweiz, 1798 als [illegible] in Zürich, von wo er 1804 nach Ulm an die Redaction der Allg. Zeitung überſiedelte, deren Leitung er nach Hubers Tode [illegible] und nach deren Ueberſiedlung 1810 nach Augsburg bis an ſeinen Tod im Jahre [illegible] fortführte.

[5] Das Datum aus dem Empfangsvermerk Cotta's zum Schiller'ſchen Brief vom 31. Auguſt [illegible]

Sechs Wochen aus Ihrem Leben verloren, ſind freilich für die Welt ein unerſezlicher Verluſt — In ökonomiſcher Hinſicht, denke ich ſoll Tell den Erſaz geben.

Was Sie mir wegen Humbolds Reiſe ſchreiben, finde ich ſehr gegründet und ich will alſo davon abſtehen.[1] An Joh. Müller habe ich dagegen eine wichtige Acquiſition gemacht, da er mich zu ſeinem Verleger nun gewählt hat.

Möchte ich mein kummervolles Herz über das Schikſal des unglüklichen Groß in Ihren freundſchaftlichen Buſen ausſchütten können! Noch hat er keine gröſſere Erleichterung als die Erlaubniß eine Stunde auf der Veſtung ſpazieren gehen zu dörfen. Unter unſern herzlichen Empfelungen Cotta.

Reinhart hat 6 artige Landſchaften, von ihm geſtochen, geſandt.[2]

17. September.

Obiges war gerüſtet und blib liegen, weil ich nicht wußte, ob ich ihn nicht ſelbſt überbringen würde;[3] nun hat ſich der Sturm gelegt, und ich kan ruhig bei den Meinigen bleiben, und ich beeile Ihnen diß nebſt meinem herzlichen Dank für Ihre freundſchaftliche Aeuſſerung vom 6. d. anzuzeigen.

In 8 Tagen folgt Tell.

Die Beziehungen zwiſchen Cotta und **Johannes v. Müller** wurden eingeleitet durch eine Zuſchrift Cotta's an den Letztern vom 12. April 1803, worauf Müller aus Wien, 6. Mai, erwiderte: ein an ihm von einem 22jährigen Jüngling, der ſeine Wohlthaten genoſſen, verübter beiſpielloſer Betrug und in Folge desſelben ein beträchtlicher

---

[1] Cotta wandte ſich dennoch mit einer Anfrage an A. v. Humboldt und erhielt unter dem 24. Jan. 1805 aus Paris eine bald zuſagende Antwort: „Mit wem würde ich mich lieber einlaſſen, als mit Ihnen, der der Freund meiner Freunde iſt. Meine Reiſe wird Schillern dedicirt, ein Grund mehr, daß wir uns vereinigen.“ Das große amerikaniſche Reiſewerk kam aber zunächſt in Paris, unter Mitwirkung J. G. Cotta's heraus, der ſich zu dieſem Zweck mit dem Buchhändler Schöll in Paris aſſociirt hatte. Es war ein äußerſt großartiges Unternehmen, das, vom Jahr 1807 angefangen, mit häufigem Wechſel der Verlagsfirmen bis in die Dreißiger Jahre fortgeführt, in der Folio- und Quart-Ausgabe in 6 Abtheilungen 29 Bände nebſt 1425 geſtochenen, zum Theil farbigen Karten umfaßt. Der Titel des Ganzen, von dem ein vollſtändiges Exemplar zu den größten Seltenheiten gehört, lautet: Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent fait dans les années 1799 à 1804 par A. de Humboldt et A. Bonpland. Bei Cotta erſchienen einzelne Theile in deutſchen Ueberſetzungen, ſo von Humboldt ſelbſt bearbeitet und Goethe gewidmet: „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“, Tübingen, J. G. Cotta, 1807, 4° (mit einer Kupfertafel und einem von Thorwaldſen gezeichneten Dedicationsblatt an Goethe), „Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie“, Stuttgart u. Tübingen, J. G. Cotta, 1807—1809, gr. 4° („Dem großen Phyſiologen Reimarus gewidmet“; die Ueberſetzung blieb unvollendet und beſchränkte ſich nur auf 2 Lieferungen); „Verſuch über den politiſchen Zuſtand des Königreichs Neuſpanien u.“, Stuttgart u. Tübingen, 1809—1814, gr. 8°; „Pittoreske Anſichten der Cordilleren“ u. Tübingen, Cotta, 1810, gr. 8° (2 Hefte); „Reiſe in die Aequinoctialgegenden des Neuen Continents in den Jahren 1799—1804, 6 Thle. Stuttgart, Cotta, 1815—1832 gr. 8° (eine ſehr ungenügende und fehlerhafte, von Thereſe Huber unternommene, von Humboldt nicht als authentiſch anerkannte Ueberſetzung des großen, Paris 1814—1825 in 3 Quartbänden erſchienenen Werks: Relation historique du Voyage etc., das erſt 1859—60 von H. Hauff nach der Anordnung A. v. Humboldts in neuer Bearbeitung erſchien). (Bruhns, Alex. v. Humboldt II, 17 ff., 496 ff.)

[2] Cotta bezahlte dafür an Reinhart 300 fl.

[3] Vermuthlich hatte Cotta für den Fall, daß die Unterſuchung gegen [illegible] größere Verhältniſſe annehmen und ſich gegen mehrere Perſonen richten würde, eine Flucht außer Landes in Ausſicht genommen.

Geldverluſt hindere ihn, zu reiſen und ſo ſchön e Plane, die auch dem Publikum Ver-
gnügen und Nutzen gebracht hätten, auszuführen . Am 18. Juni 1804 ſchrieb ihm Cotta
wieder und bat ihn, wie es ſcheint, um einen Verlagsartikel oder um Beiträge zu den
Europäiſchen Annalen. Müller antwortete aus Berlin, 26. Juli, er ſei ſeither im Stand
geweſen, an ſeinem Geldverluſt in Wien 10,000 Gulden zu bezahlen, und werde nun um
den Reſt von 2500 Rthlr. gedrängt, weßhalb ihm die Idee gekommen ſei, zu verſuchen,
ob er nicht mit Jemand um dieſe Summe auf ſeine Schriften kontrahiren könnte. Er
würde demſelben, was er von Zeit zu Zeit ausarbeite, auf Abrechnung überlaſſen, auch
an deſſen literariſchen Inſtituten ſich betheiligen ; für den Fall ſeines Todes vor gänz-
licher Abzahlung würde er dem Contrahenten die ſchon exiſtirenden Werke im Voraus
als Eigenthum zuſichern. Er habe ein Manuſcript von 1000 Seiten über die Univerſal-
hiſtorie, wofür ihm bereits 4 Ldor per Bogen geboten ſeien. Er wolle ſie noch nicht
herausgeben, da er ſie noch recht ſehr zu vervollkommnen gedenke, aber im Fall ſeines
Todes fiele das weg. Cotta möge beurtheilen, ob ſeine übrigen Unternehmungen ihm
erlaubten, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen. Cotta antwortete am 7. Aug. zuſagend
und mit der Aufforderung, einen Vertragsentwurf einzuſenden, und erhielt am 20. die
Erwiderung, er (Müller) ſende keinen Vertragsentwurf, weil er Ausſicht habe, in Betreff
eines guten Theils der benöthigten Summe ſich ſelbſt zu helfen, und weil er wegen der
zu liefernden Schriften in einiger Unſchlüſſigkeit ſei. Auf ſeine Schweizergeſchichte be-
haupte die Weidmanniſche Buchhandlung, mit welcher er 1783 einen Verlagskontrakt zu
ganz unverhältnißmäßig niedern Preiſen geſchloſſen, ein ausſchließliches Eigenthumsrecht.
Vielleicht könne man dem Werk eine ſo ganz andere Geſtalt geben, daß es für ein neues
gelten könne? Was Cotta davon halte, und wie viel er, falls er es in Verlag bekäme,
allenfalls dafür in Abrechnung bringen könne? Die Univerſalhiſtorie liege ihm ſehr am
Herzen, aber er hätte damit noch einige Jahre zurückhalten mögen, um ihr eine größere
Vollendung zu geben. Ehe er alſo nicht genauer beſtimmen könne, was er bedürfe und
was er unmittelbar dafür anzubieten habe, vermöge er keinen Contrakt aufzuſetzen. Zu-
gleich zeigte er an, daß er von Weimar den hiſtoriſchen Theil der Herder'ſchen Schriften
zur Reviſion bekommen habe, und fragte, ob Cotta zufrieden wäre, zum neuen Jahr mit
dem Abdruck des Werks über Perſepolis, welches das erſte werden ſolle, zu beginnen.
Auch bat er Cotta um ein vollſtändiges Exemplar von Poſſelts Annalen mit Angabe des
Preiſes und an wen er ihn bei Meßgelegenheit in Leipzig entrichten könne: das häufige
Verbot einzelner Stücke in Wien und ſeine Reiſen hätten ihn abgehalten, ſie im Zu-
ſammenhang zu leſen. Cotta antwortete am 7. Sept. Aus Johannes v. Müllers Erwie-
derung vom 18. Okt., welche unten vollſtändig abgedruckt iſt, geht hervor, daß für dieſes
Mal Cotta's Verſuch, ein Hauptwerk von ihm in Verlag zu bekommen, mißlungen und
ſeine Aeußerung gegen Schiller, Johannes Müller habe ihn zum Verleger gewählt, eine
allzu langwierige war. Aber die Grundlage zu einer engſten freundſchaftlichen Verbin-
dung Beider war geſchaffen, und nahe an 30 Briefe des geiſtreichen Hiſtorikers, deren
letzter aus Kaſſel, 18. Mai 1809, datirt iſt, an Cotta geben davon Zeugniß, ſowie auch
von des Letztern Seite unverminderter Bereitwilligkeit, dem in fortwährenden Geldver-
legenheiten ſich befindenden Freunde aus der Bedrängniß zu helfen. Zwar ward die
durch Müllers Berufung auf eine Profeſſur nach Tübingen beiderſeits mächtig erregte
Hoffnung, ſich noch näher treten zu können, in Folge des Eintritts deſſelben in die Dienſte
des Königs von Weſtfalen vereitelt, aber was Müller im Jahr 1804 Cotta nicht zuſagen
konnte, den Verlag aller ſeiner künftigen Schriften, das that er ſpäter, als ſein Freund,
dem er am 1. Jan. 1808 wieder einmal eine Schilderung ſeiner Lage gemacht hatte, ihn
mit beglückenden Worten tröſtete. Da ſchrieb er tiefgerührt aus Kaſſel, 9. Jan.
„Stiller der Menſchen, Seligmacher, was ſoll ich ſagen, als daß ich lang (und noch-
Tübingen vergeblich habe, nun aber weit mehr Ihren Umgang, unſere perſönliche Freund-
ſchaft und die herrlichen Stunden, die ſie uns gewährt haben würde. Es kan keine Frage

mehr ſeyn über Verlagsartikel; es verſteht ſich von ſelbſt, daß, was meine Feder noch hervorzubringen im Stunde iſt, Ihnen gehört. Für die 3000 fl. vermag ich einſtweil nichts als dieſen Schein zu ſtellen." Müllers Hauptwerk, die 24 Bücher allgemeiner Geſchichte, erſchien erſt 1810, ein Jahr nach deſſen Tod, im J. G. Cotta'ſchen Verlag.

446. Cotta an Schiller.

Tübingen 5. Oct. 1804. [17. Oct.]

Tell hoffe ich ſeye in ihren Händen;[1] aber Hr. Müller hält mich ſchändlich mit den Kupfern auf, heute erſt erhielt ich den Transport, den er auf den 1. Sept. verſprochen, und dennoch felt noch etwas daran — ich bin deßwegen in groſſer Verlegenheit, denn alles will Tell und die Exemplare mit Kupfern müſſen doch den Verläufer machen.

Warum ich Ihnen eigentlich ſchreibe, iſt die Ertheilung der auch Ihnen angenemen Nachricht von Groß Freilaſſung auf preuſſiſche Vermittlung — er geht wieder als Profeſſor nach Erlangen.

Ich würde mich ſehr freuen, auch wieder einige Zeilen vom Wohlſeyn von Ihnen und Ihrer Familie zu erhalten. Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

Charlotte Schiller an Cotta.

Weimar den 5. 8ber 1804. $\frac{\text{11. Oct.}}{\text{21. Oct.}}$

Ich wollte ſchon längſt Ihnen verehrter Freund, ein Lebenszeichen geben, denn es iſt mir als müßte ich mich als eine zum Leben wiedergekehrte anſehen, da dieſe Periode der Angſt nun vorüber iſt, und ich nur das vergangene Uebel zu betrauern habe. Die Erinnerung an Ihre Güte, Ihre Freundſchaft iſt mir in jedem Moment des Lebens erfreulich und wohlthuend, und indem ich überrechne was ich beſitze ſo gedenke ich Ihrer und der lieben Frau als einen werthen Beſiz mit doppelter Freude. Die kleine Emilie die ich auch Ihnen beyden empfehlen möchte iſt ſehr wohl und macht mir durch ihr Gedeihen meine Sorgen um Schiller vergeſſen. Was ich fühlte als Er ſo krank war, bey meiner Niederkunft, werden Sie ohne Worte verſtehen! —

Jezt iſt er durch einen ſtarken Catharr noch angegriffen, und verwindet deswegen der Folgen ſeines heftigen Anfalls auch ſchwerer. Die rege thätige Kraft ſeines Geiſtes ſchlummert noch, aber er fängt doch an langſam wieder ſelbſt zu arbeiten, und ich hoffe dies iſt mir ein gutes Zeichen ſeiner wiederkehrenden Kraft.

Er iſt eben ſpazieren gefahren, mit Goethe und geht auch dann und wann aus, Sie ſehen alſo aus dieſer Relation daß ich hoffen kann, es geht nun immer beſſer.

Meinen und meiner Schweſter Dank für die ſchönen überſendeten Taſchenbücher müſſen Sie auch erſt hören. Wieland[2] hat mich ſehr angenehm überraſcht, ich wußte nicht, daß er wieder etwas geben würde. Es iſt eine Grazie in dieſem Werk, die ſein Alter nicht erwarten ließ, wenn man von einem ewig jungen und regen Geiſt nicht alles hoffen könnte. Er altert eigentlich gar nicht, und wird nur milder und liebenswürdiger im Leben. —

---

[1] Am 8. October trafen 18 Tell-Exemplare von Cotta in Weimar ein, von denen Schiller 11 an im Kalender S. 174 namentlich bezeichnete Perſonen vertheilte.

[2] Eines der beiden überſandten Taſchenbücher (Vgl. Note 1 zu S. 526) war Wielands Erzählung Krates und Hipparchia, als Taſchenbuch auf 1805.

Nun zu meiner Bitte, die die Rudolſtädter leſende Welt betrifft. Jezt da der Winter naht fühlt dieſe Geſellſchaft recht lebhaft das Intereſſe der Lektüre, und meine Mutter bittet mich ſehr, Ihnen werther Freund dies Anliegen zu empfehlen, und Sie zu bitten daß die ſchnelle Abſendung des Journal des Romans befördert werde, meine Mutter bittet Sie, unter ihrer Addreſſe mit der Poſt die cahiers zu ſenden, von dieſem Jahr fehlen noch mehrere Hefte auch. Auch die frühern Jahrgänge wünſcht die Geſellſchaft zu beſizen, und Sie werden gebeten ſie mit dem Poſtwagen zu ſenden.

Haben Sie die Güte und ſenden ſo bald wie möglich meiner Mutter dieſe verlangten Bücher und die Rechnung dazu, was Sie für den Transport von Paris auch auslegten, die Fürſtin wünſcht es ſehr zu wiſſen, und meine Mutter, die den Auftrag hat wünſcht ihre Schuld abtragen zu können.

Auch möchte ich da ich einmal unbeſcheiden bin, und Ihnen ſo viel Ungelegenheiten mit meinen Aufträgen mache, noch etwas für mich hinzufügen. Sie hatten die Güte uns ein paar Hefte von dem archive litteraire zu ſenden. Es iſt ein Werk was einen ſehr ergözt, und was man gern erwartet, wir beſizen zwey Hefte von Ihrer Güte, und dieſe machen nach der Fortſezung begierig.

Ich hoffe Sie genießen den ſchönen Herbſt im eigentlichen Sinn und der gute George und freundliche Adolf ergözen ſich an den Trauben und übrigen ſchönen Gaben des Herbſtes. Ich möchte wohl meinen Knaben gönnen, daß ſie dieſe Freude mit ihnen theilten! Grüßen Sie die lieben braven Kinder von Carl und Ernſt, und auch von mir recht herzlich. Sie ſelbſt und die liebe verehrte Freundin ſind unſern Herzen wie unſrer Erinnerung nicht fremd, und ſo wird es ſtets bleiben hoffe ich.

Meine Schweſter die nun hoffentlich bald Wollzogen[1] wieder ſieht ſagt Ihnen auch das Freundlichſte und trägt mir auf, Sie werther Freund zu erſuchen ihr die Note über die Bücher die Sie Gen. Klinger ſendeten noch einmal zu ſchicken, ſie hat ſie nach Petersburg geſchickt, und der Brief iſt nicht angekommen. Mit wahrer Achtung und Freundſchaft Ihre ergebene

Charlotte Schiller.

---

447. Cotta an Schiller.

Tübingen 6. Oct. 1804. [17. Oct.]

Kaum hat die geſtrige Poſt meinen Brief an Sie abgeholt, ſo erfahre ich, daß Sie, ſchäzbarſter Freund, mit einem lyriſchen Bewillkommungs-Gedicht: der Zug des Bacchus aus Indien für die Erbprinzliche Eheleute beſchäftiget ſeyen.

Zuvorderſt muß ich hiebei wünſchen, daß diſe Arbeit zur Erholung Ihrer Geſundheit dienen möchte, und dann, falls ſie gedrukt würde, daß Sie mich dabei nicht vergeſſen möchten. Man könte eine ſchöne Verzierung aus der bildenden Kunſt: der alte Bacchustriumph aus und nach den herrlichen Denkmälern des Alterthums — zur äuſſern Ausſtattung wählen.

Herzliche Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

---

[1] Der ſich ſeit dem Herbſt 1803 zum dritten Mal in Petersburg befand, um die Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürſtin Maria Paulowna einzuleiten. Die Verlobung fand am ruſſiſchen Neujahr 13 Jan. n. St., die Vermählung am 3 Auguſt 1804 ſtatt.

448. Cotta an Schiller.

Tübingen 12. Oct. 1804. [17. Oct.]

Müller hat mir nun geſtern den Reſt der Kupfer geliefert, ſo daß heute vollends der Tell in alle Welt gehen kan.

Da ich ihm heute den Reſt ſeiner Rechnung übermache, und für 3 Zeichnungen 30 Rthlr. darunter begriffen ſind, die alſo Hrn. Rat Krauſe gehörten, ſo wünſchte ich, daß Sie die Güte hätten, gelegentlich diß Krauſe zu wiſſen zu thun und ihn zu bitten, mir den ganzen Stand meiner Schuld anzuzeigen. Müller ſchreibt mir auch, er habe die Jungfrau von Orleans zu ſtechen angefangen, ob er ſie auch ſoll abdruken laſſen? Ich kan hierüber keinen Entſchluß faſſen, ohne daß wir eine Abrede hierüber nämten. Wir haben nun die 6 Landſchaften von Reinhard und was Krauſe an Coſtumes gezeichnet hat; wie viel deren ſind? weiß ich aber nicht.

Groß läßt ſich Ihnen herzlich empfelen, er wird in einigen Tagen nach Erlangen abgehen, und hat mich noch vorher beſucht. Er verdankt blos Preuſſen, und daß er in Preuſſiſche Dienſte trat, ſeine Befreiung, ohne diſen Umſtand hätten wir ihn villeicht nur geſehen, wenn ſein Körper in ſeinem Kerker verſchmachtet wäre geweſen.

Herzliche Empfelungen ꝛc.

J. F. Cotta.

---

449. Schiller an Cotta.

Weimar, 16. October 1804.[1] $\frac{\text{19. Oct.}}{\text{26. Oct.}}$

Für die Exemplare vom Tell danke ich Ihnen herzlich, theurer Freund, ſie nehmen ſich ſehr gut aus und haben mich recht gefreut. Ich habe keines mehr nöthig, da Sie mir eine ſo reichliche Anzahl geſchickt haben.

Mit meiner Geſundheit fängt es ſeit 8 Tagen an merklich beſſer zu gehen. Vorher fühlte ich mich immer ſehr ſchwach und muthlos, jezt aber kommt mit den Kräften auch die Luſt zur Thätigkeit zurück.

An ein Gedicht auf unſre Erbprinzeſſin habe ich nie gedacht und ich erſtaune, wie man eine ſolche Lüge ohne alle Veranlaſſung erfinden kann. Denn einen Zug des Bacchus aus Indien zu dichten iſt mir weder bei dieſer Gelegenheit noch ſonſt jemals in den Sinn gekommen. Ueberhaupt möchte ich mich bei dieſer Veranlaſſung, wo ſich ſoviele ſchlechte Federn in Bewegung ſetzen am allerwenigſten rühren.

---

[1] Da dieſer Brief die Antwort auf Cotta's Schreiben vom 12. Oct. iſt, welches laut Kal. am 17. in Weimar eintraf, ſo iſt entweder dieſer Kalendereintrag oder obiges Datum (Dinstag) unrichtig; wahrſcheinlich letzteres. Der Kalender notirt als das Datum der Abſendung des obigen Briefs den 19. Oct. (Freitag), wobei nur zu bemerken iſt, daß dann das Schreiben, ebenſo wie das folgende, nur 5 Tage unterwegs geweſen wäre.

Die Befreiung unſres Freundes habe ich mit großem Antheil vernommen, und ich bitte Sie, wenn Sie ihm etwa ſchreiben, es ihm in meinem Nahmen zu bezeugen.

Goethe denkt jezt an eine Herausgabe ſeiner ſämtlichen Schriften in einer HandAusgabe, ohne Pracht und Verzierung. Nach den Erkundigungen die ich darüber bei ihm eingezogen iſt er geſonnen, das Werk ſo zu veraccordieren, daß die ſämtlichen Bände im Verlauf von drittbalb Jahren erſcheinen ſollen und in 5 Jahren, von Erſcheinung des erſten Transports an gerechnet, das Recht einer neuen Auflage an ihn heim fallen ſoll. Der Verleger müßte ſich alſo freilich tummeln, um in dieſem kurzen Zeitraum das Werk zu verkaufen. Wie ich ihn ſondiert habe, ſo ſcheint er nicht weniger als 4 Carolin für den gedruckten Bogen zu erwarten, und er rechnet das Ganze auf etwa 380—400 Bogen.[1] Einige ungedruckte Sachen aus ſeiner frühern Jugend ſind darunter,[2] auch denkt er vom Fauſt ſoviel dazu zu geben als er fertig hat, wenn er auch nicht dazu käme ihn ganz zu vollenden.

Ueberlegen Sie Sich nun, ob Sie auf ſeine Vorſchläge eingehen wollen, und wenn Sie dazu Luſt haben, ſo wäre es gut ihn einmal, doch ganz im allgemeinen, um ein Verlagswerk zu erſuchen, daß er dadurch veranlaßt würde, Ihnen ſeine ſammtliche Werke anzubieten.

Man ſagt hier, daß Sie die Herderiſchen Schriften verlegen würden. Wenn dieß der Fall iſt ſo wünſche ich nur, daß Sie Sich durch einen guten Accord gedeckt haben mögen, denn die Unternehmung ſcheint mir doch ein wenig riſkant zu ſeyn.

Leben Sie wohl mein werthester Freund. Meine Frau grüßt Sie beide herzlich. Ganz der Ihrige Sch.

Johannes v. Müller an Cotta.[3]

(Berlin 16. Oct. 1804.) 24. Oct. / 6. Dec.

Ich bitte ſehr um Vergebung, höchſt ſchätzbarer lieber Herr Cotta, für den langen Verzug; ich habe während der Zeit eine Wohnung bezogen und meine nicht wenigen Bücher aufſtellen, auch die Fortſetzung meiner Arbeiten endlich einmal wider in Gang bringen müſſen.

Hätte das Schikſal meinen Wunſch nach einer innigen und ſtäten Verbindung mit Ihnen jezt begünſtiget (wol mag es einſt noch geſchehen) ſo würde ich mit ſehr vielem Dank die mir angekündigten politiſchen Annalen angenommen haben, als eine erſte beſſere der uns beyden, erſprießlichen Verhältniſſe. Da es mir aber vor der Hand ſo gut noch nicht hat werden wollen, ſo ſcheüe ich dieſen Mißbrauch Ihrer Güte, mein wertheſter Herr, und werde das Buch, wenn es ankömt, zwar mit dem Vergnügen, dem gewiß groſſen Vergnügen annehmen, welches ſein Werth, ſein verewigter Hauptverfaſſer und Ihre freündſchaftliche Güte in mir erregen, aber nicht anders als auf Rechnung; weswegen ich Sie auch bitte, mir den Preis gelegenheitlich melden zu wollen. Zugleich danke ich Ihnen für den überſchickten hiſtoriſchen Kalender, den ich als Poſſelts, der mir ſehr werth war, lezte Arbeit nicht ohne Rührung empfieng und worüber ich Ihnen mehr ſagen werde, wann ich die Leſung vollendet habe.

---

[1] Mit dieſer Summe ſtimmt das Honorar, welches Goethe für die erſte Cotta'ſche Ausgabe ſeiner Werke in 12 Bänden (1806–1808) erhielt, nämlich 10 000 Thaler, ſo ziemlich überein.

[2] Von größern ungedruckten Sachen kommen in der oben erwähnten Ausgabe vor: Die Laune des Verliebten, Elpenor, der zweite Theil der Zauberflöte und die Achilleïs. Außerdem eine Vermehrung des Fauſtfragments, der Puppenſpiele und verwandter Dichtungen, ſowie der vermiſchten Gedichte.

[3] Vgl. S. [illegible]

Solche Arbeiten, Sie haben recht, ſind für Publicum, Verfaſſer und Verleger gleich nützlich, haben aber mehr als je nicht minder groſſe, aus dem Zuſtand der Welt herrührende Schwierigkeiten. Durch Fehler die wir alle kennen, durch falſche Politik, durch die Unmännlichkeit und Kurzſichtigkeit unſerer europäiſchen Groſſen, iſt alle Macht in die Hand von Einem gefallen; die goldenen Traüme ſind hin, und, wer ſie auch nie hatte, findet ſelbſt von gemäßigteren Hofnungen ſich zurückgeworfen. Leſen Sie die 8iſte S. des 1ſten Theils meiner Geſchichte der Schweiz, wie ſie 1786 zu Leipzig erſchien, um zu erkennen was ich von der Ordnung der Dinge, die nun iſt und wird, von je her gehalten; auch als Joſeph alles zu verſchlingen drohete, dachte ich ſo.[1] Wenn ich die alte Kraft, welche 1552, 1631, und unter Wilhelm III. half, bis auf den lezten Keim entwurzelt ſehe, ſo kan ich nicht anders als vermuthen, daß die Zeit gekommen iſt, wo die ſchöne Blüthe europäiſcher Cultur, die ſeit 300 Jahren unſerm Welttheile die Oberhand gab, in jedem andern beſſer als künftig bey uns gedeihen wird. Soll nun der Verfaſſer politiſcher Zeitſchriften ſich verſtellen? So wird er jezt den Lohn der Schmeichler und einſt den der Verräther einer groſſen und guten Sache einärndten. Soll er ein wahrhafter und freyer Mann ſeyn? Wo iſt das Land, in dem er ſchreiben dürfte, ohne von dem, den alle ſcheüen, ſeinem Landesfürſten oder ſich ſelbſt unangenehme Verlegenheiten zuzuziehen? In den ſcythiſchen Steppen, auf den Inſeln der Britten (bisher noch), und weit jenſeits der Meere. Aber in Weſteüropa? Sie können nicht ja ſagen. Wir ſind, wie jene Weiſen der Vorwelt, reducirt, in Fabeln, Mythen, Hiſtorien, zu hüllen, was unaufhaltbar heraus muß. So werde ich auf Oſtern durch die Weidmanniſchen Preſſen das XVte Jahrhundert meines Volks manchmal zur Lehre des XIXten etwas inſinuiren laſſen. Im übrigen und was dieſe Zeit betrift, erinnre ich mich derjenigen, wo auch Tacitus ſchwieg. Iſt die Sache anders geſtaltet?

Aber über Perſepolis[2] ſollen Sie, wenn Sie wünſchen, mit Ende Novembers, die gröſſere Hälfte, ich hoffe das ganze Manuſcript bekommen. Millin hatte Herdern Abgüſſe mehrerer Altertümer zukommen laſſen; von deren wichtigſten, die das Werk zieren oder erläutern würden, ſende ich Ihnen Zeichnungen, welche Sie vielleicht in der Flaxmanniſchen Manier am beſten darſtellen laſſen könnten. Hievon ausführlich ſpäter. Wenn Sie das Ganze haben, ſo ſchäzen Sie was abgehen mag, um auf Oſtern 2 Bände auch dieſer Abtheilung erſcheinen zu machen; Sie ſollen es haben. Ich habe dieſe Beſorgung aus Verehrung des Schattens und aus Liebe der Ueberlebenden auf mich genommen; und dieſes Stük Arbeit über Perſepolis iſt nicht eines der geringſten.

---

[1] Die Stelle lautet im Weſentlichen: „Wenn man bedenkt, auf der einen Seite, welche Männer die alten Helvetier in ihrem guten und böſen Glück . . ., wie kriegeriſch, wie erfindungsvoll, zahlreich und mächtig die Städte der Griechen, wie frey, muthig und wichtig die geringſte Völkerſchaft, welches Leben im ganzen Süden, und was die Stadt Rom ſelber war, auf der andern Seite, was Rom wurde, wie knechtiſch-barbariſch und ſchwach, wie entvölkert und verödet ſo viele gewichtige Städte und Länder, was Kunſt, Weisheit und Ruhm, was die ganze gebildete Welt wurde: ſo iſt leicht einzuſehen, daß wir kein Unglück mit entſchloſſenerem [illegible] und angeſtrengterer Gewalt verhindern ſollen, als die Herſtellung [illegible] einer Weltmonarchie.“

[2] Von Herder, in deſſen „Zerſtreuten Blättern“, 6. Sammlung. Gotha 1797. S. [illegible]–[illegible]. Sie erſchien im 1. Theil von Herders Schriften zur Philoſophie und Geſchichte. Tübingen 1806. S. [illegible]

Im übrigen kann die gute Herderin Sie nicht genug loben. Sie fürchtete, ihr Vertrauen auf Sie war unbeſchränkt, aber die Vormünder krittelten ſo viel an dem Contracte,[1] daß ſie von Ihnen verkannt zu werden beſorgte. Nun iſt alles, wie ich höre, in Ordnung, und ſie nebſt den Kindern voll Vergnügen, mit Ihnen in Verhältniß zu ſeyn. Ich verſichere Sie, daß es gute, biedere, edle Menſchen ſind. Die Frau iſt vortrefflich, ihr Herz nur ſehr verwundet, nicht ohne Urſache. An das Ihrige glaubt ſie, wie ich auch.

Ich ſende Ihnen die Beylage mit Dank wider.

Mit der Univerſalhiſtorie kan ich jezt mich unmöglich beſchäftigen. Ich liefere auf Oſtern den 4ten, mit Ende Jahrs den 5ten Theil der Geſchichte der Schweiz und eine revidirte Ausgabe der 3 vorigen, bey dem alten Verleger, weil es ſo der Moralität gleichwohl am gemäßeſten ſchien. Ueber dem habe ich eine Menge Artikel für die jenaer und halliſche ALZ. ꝛc. Wenn Sie von der Univerſalhiſtorie irgend etwas haben, ſo bitte ich Sie als Mann und Freund, keinen Gebrauch davon zu machen; dieſes Buch muß durchaus umgearbeitet werden.

Mit jenem Geld iſt nun geholfen![2] ich hätte gern es von Ihnen genommen; der Zufall entſchied anders, und es kam mir auch vor, daß Sie bey ſo manigfaltigen groſſen Unternehmungen wohl nicht ſo leicht es mir auf einmal würden haben geben können. Genug: wir ſind uns doch näher gekommen, und ich weiß Ihnen für vieles Dank; über kurz oder lange kommen wir doch noch zuſammen; wer vermag, die Wendungen der Zeitumſtände voraus zu berechnen? Wo Wille iſt, findet ſichs endlich. Ganz der Ihrige

Joh. v. Müller.

450. Schiller an Cotta.

Weimar, 22.[3] 8br. 1804. 27. Oct. / 30. Oct.

Von den 30 Carolin, welche ich Sie gebeten an Paulus in Würzburg zu bezahlen, und wofür ich alſo Ihr Schuldner bin, habe ich 10 Carolin wieder an Müller bezahlt und erwarte wegen der übrigen 20 Ihre Anweiſung.

Nun wollte ich Sie aber bitten lieber Freund, mir gegen die Mitte Novembers 100 Carolin abſchläglich auf den Tell zu ſenden oder anzuweiſen. Die Ankunft unſrer Erbprinzeſſin kann mir verſchiedene außerordentliche Ausgaben machen, auf die ich mich verſehen muß, ſonſt hätte ich gern dieſen ganzen Poſten bis zu Ihrer Anherkunft im May anſtehen laſſen.

Jene 20 Carolin, die noch bei mir ſtehen, giengen alſo von den 100 ab, wenn Sie die Rechnung des Kupferſtechers ſelbſt berichtigen wollen, und Sie hätten mir alſo nur noch 80 Carolin zu ſchicken, wofür ich Ihnen 100 gut ſchreibe, und ſo wäre ich für den ganzen Winter in Ordnung.

Mit meiner Geſundheit geht es jezt wieder recht ordentlich und ich komme wieder in Thätigkeit. Leben Sie recht wohl; ganz der Ihrige

Sch.

---

[1] Ueber den Verlag der geſammelten Werke ihres verſtorbenen Gatten.

[2] Bertuch gab die noch benöthigte Summe her.

[3] Im Kal. nicht verzeichnet.

451. Cotta an Schiller.

Tübingen, 26. Oct. 1804. (5. Nov.)

Schäzbarſter Freund!

Wenn das Sprichwort wahr wird, daß die Verbreitung von dem Tod eines Mannes deſſen langes Leben bedeute, ſo will ich den Kummer gerne erlitten haben, den mir die durch eine Wirzburger Zeitung verbreitete Nachricht von Ihrem Abſterben verurſachte.[1] Unerachtet es mir unmöglich war, diß zu glauben, ſo koſtete es mich doch drei ſchrekliche Tage und ich kan Ihnen nicht ſchildern, wie erfreut und verbunden ich Ihnen für Ihren Brief vom 16. h. war. Es ſoll ein Jubeltag für meine Familie bleiben, denn alles auch der Kleinſte theilte den Kummer, unerachtet er ſelbſt noch bettlägrig war.

Seyen Sie alſo herzlich gegrüßt, Sie mir Wiedergekehrt in das Leben, der Sie nie ſterben können!

Von Bremen wird etwas ſtärkender MagenWein kommen, den ich zum beſten Wohlſeyn zu trinken bitte.[2]

Groß habe ich noch vor ſeiner Abreiſe geſprochen und ihm Ihre Theilname bei ſeiner Arretirung bezeugt: er war ſehr gerührt darüber und trug mir auf, Ihnen ſeinen herzlichen Dank und Empfelung zu melden. Es war ein groſſes Glük für ihn, daß er noch vor ſeiner Arretirung mit dem Preuſſiſchen Hof in Unterhandlungen trat, die ſo weit gediehen waren, daß man ihn von dort aus reclamiren konte; denn ſonſt würden wir ihn ſchwerlich wieder geſehen haben, da ſeine Geſundheit ſchwerlich einen WinterArreſt erlaubt hätte. Uebrigens betrug er ſich in ſeinen Verhören ſeines Karakters und ſeiner Unſchuld würdig und ſeine Feinde ſelbſt muſten ihn bewundern.

Für Ihre freundſchaftliche Güte in dem, was Sie mir von Göthe's Plane eröfnet, danke ich aufs herzlichſte: ich darf und mag freilich diſe Speculation nicht aus der Hand laſſen und bitte Sie mich nach Ihrer Freundſchaft dabei zu vertretten — ich bin alles zufrieden, was Sie mir vorläufig meldeten, und was Sie entſcheiden werden, nur ſoll G. den Termin nicht von Anfang der Herausgabe, ſondern von der Vollendung rechnen und diſen ſtatt auf 5 — auf 7 oder doch 6 Jahre ſezen. Auch würde ich hoffen, daß nach diſem Zeitraum ich das VorzugsRecht hätte.[3] Nach Ihrem gütigen Rath würde ich gleich an ihn ſchreiben, allein ich muß eine Antwort noch abwarten, da in ſeinem lezten Schreiben eines beigelegten Zeddels erwähnt war, der wegen Göz von Berlichingen etwas enthalten ſoll, und der ſich nicht dabei befand.[1] Ich ſchrib alſo um diſen und ehe ich hierüber nicht Antwort habe, ſchikt es ſich nicht wohl, daß ich an ihn ſchreibe. Sie werden übrigens das Ganze am beſten einzuleiten wiſſen.

---

[1] „Die durch ein Fränkiſches Blatt verbreitete Nachricht von Schillers Tode iſt ungegründet. Man kann ſogar aus zuverläſſiger Quelle verſichern, daß ſich die Geſundheits-Umſtände deſſelben ſeit Kurzem wirklich zu beſſern ſcheinen". Churfürſtlich privilegirte Stuttgartiſche Zeitung Nr. 172 vom 25. Okt. 1804.

[2] Laut Eintrag im Kalender trafen am 15. Dezember ein „Von Bremen 40 Bout. Portwein, 10 Malaga". Vgl. auch S. 546.

[3] In einer aus Lauchſtädt, 11. Aug. 1805, datirten Erklärung, in welcher Goethe ſeine und Cotta's Bedingungen zuſammenfaßte, wurde feſtgeſetzt, daß das Verlagsrecht Cotta's ſich von Oſtern 1806, dem feſtgeſetzten Termin zur Herausgabe der erſten Lieferung, auf 8 Jahre, alſo bis Oſtern 1814 erſtrecken ſolle. Bezüglich des Vorzugsrechts wurde beſtimmt, daß Cotta „nach Verlauf der 8 Jahre das Vorrecht vor jedem andern Verleger bey Eintretung in gleiche Verbindlichkeit" haben ſolle.

Herders Schriften habe ich übernommen, nachdem man ſo an mich kam, daß ich nicht anders konte: mein Accord iſt aber von der Art, daß ich bei 500 Ex. Abſaz meine Auslagen habe, indem ich das Honorar nur nach dem Abſaz beſtimmte, und erhält das Werk nicht 500 Abnemer, ſo bin ich auch nicht zur Fortſezung verbunden. Im Grunde wage ich alſo gar nichts.[2]

Auch hierinn erkenne ich den theilnemenden Freund mit inniger Rührung. Tell findet den allgemeinen verdienten Beifall und ich werde in Stand geſezt, Ihnen meine groſſe Erkentlichkeit bezeugen zu können.

Empfelen Sie uns Ihrer Frau Gemalin aufs dringendſte und laſſen Sie bald wieder ein Paar Zeilen von Ihnen ſehen. Schon das Couvert von Ihrer Hand macht Freude. Herzlichſt ꝛc.

J. F. Cotta.

152. Cotta an Schiller.

Tübingen 29. Oct. 1804. [? Nov.]

Hiebei, ſchäzbarſter Freund, auf Ihr werthes vom 22. h. Anweiſung auf 80 Carolin, 12. Nov. von Hrn. Frege u. Comp. zalbar. Ich bitte Sie meine Caſſe doch ja nie zu ſchonen, erkenne übrigens auch hierinnen Ihre groſſe Freundſchaft.

Da ich Müllern ſeine ganze Rechnung bezalte, ſo hat er Ihnen die 10 Car. wieder zurükzubezalen: es wäre denn diſe Zalung für Hrn. Rat Kraus weitre Zeichnungen. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir hierüber Aufklärung verſchaffen, damit ich doch ja gegen Niemand in Rukſtand bleibe; am wenigſten gegen den gefälligen Kraus.

---

[1] Die betreffende Stelle in Goethe's Brief an Cotta vom 22. Sept. 1804 lautet: „Von der neuen Bearbeitung des Götz von Berlichingen lege ich einen Zettel bey. Es war mancherley zu thun, die [illegible] Aufführung zu Stande zu bringen. Indeſſen denke ich, ſoll er ſich eine Weile auf dem Theater halten.“ Cotta beantwortete dieſen Brief am 5. Oktober. Goethe kam aber in ſeinem nächſten, vom 13. Jan. 1805 datirten Brief nicht mehr auf die Sache zurück, wahrſcheinlich betraf ſie eine beabſichtigte Anzeige der neuen Bearbeitung und Aufführung des Götz.

[2] Herders Werke erſchienen von 1805 bis 1820 in [illegible] Lieferungen oder 45 Bänden [illegible]

Abel, Kapf, Dannecker, Haug laſſen Ihnen die zärtlichſten Wünſche zu Ihrer WiederGeneſung ſagen — auch für diſe waren es ſchrekliche Trauertage, ſo wie für ganz Wirtemberg, und wo ſich die falſche Nachricht verbreitete. Haug ſchrib mir: Ja verehrter Schiller,

Di tibi dent annos! A te nam caetera sumes!

Herzlichſte Empfelungen an Sie beide von Ihrem

J. F. Cotta.

---

453. Schiller an Cotta.

Weimar, 21. Nov. 1804. e. Dez. b. Dez.

Die Ankunft der Großfürſtin[1] hat uns in den lezt verſtrichenen 10 Tagen in ſoviele Zerſtreuungen verwickelt, daß ich keine Zeit gefunden, Ihnen mein wertheſter Freund zu ſchreiben. Jezt rücken wir wieder in unſer altes Lebensgleis und ich eile, Ihnen Nachricht zu geben.

Mit unſerer neuen Prinzeſſinn iſt wirklich ein guter Engel bei uns eingezogen. Sie iſt im höchſten Grade liebenswürdig, verſtändig und gebildet, ſie zeigt einen feſten Charakter und weiß die Dignität ihres Standes mit dem verbindlichſten Weſen zu vereinbaren. Kurz, ſie iſt ſo, daß wenn wir die Wahl gehabt hätten uns eine Fürſtin zu verſchreiben, wir ſie gerade ſo wie ſie iſt und nicht anders beſtellt haben würden. Ich verſpreche mir eine ſchöne Epoche für unſer Weimar, wenn ſie nur erſt bei uns einheimiſch wird geworden ſeyn.[2]

Es iſt uns kaum ein paar Tage vor ihrer Ankunft aufgegeben worden, ihr eine TheaterFête zu geben, und da habe ich denn in aller Eile noch ein kleines Drama gedichtet, welches über alle Erwartungen gut reuſſierte und executiert wurde.[3] Es iſt nur einen gedruckten Bogen ſtark und Sie können darüber diſponieren. Freilich weiß ich nicht, wie wir es am ſchicklichſten in die Welt bringen; einzeln gedruckt iſt es zu wenig, in einer Zeitung oder einem Journal wollt ich es nicht gern haben, und wenn wir es liegen laſſen bis zum neuen Damen Calender ſo veraltet es zu ſehr. Hätten wir nur noch einige Bogen guter Arbeit mehr, ſo würde ich rathen, noch in der Geſchwindigkeit einen kleinen Calender ausfliegen zu laſſen, beſonders da Sie mit den Reinhardtiſchen Landſchaften verſehen ſind. Hätten Sie wirklich noch Luſt dazu, ſo ſchreiben Sie mirs mit erſter Poſt, ich ſuche dann noch etwas kleines auszuarbeiten, finde vielleicht noch etwas bei Goethe, Wieland und meiner Schwägerin und bringe ein kleines Werkchen von 5 bis 6 Bogen zu Stande — Es kann hier oder in Jena bei Fromann ſchnell und ſauber gedruckt werden, nur müßten Sie für dieſen Fall das Format der Kupferſtiche, nebſt ihren Ordres, ſchleunigſt überſenden.

---

[1] Am 9. Nov.

[2] [illegible] damit lautete das Urtheil Schillers im Brief an Körner vom 22. Nov. 1804 und von Charlotte Schiller vom gleichen Datum an die Frau Griesbach (Charl. Schiller I, [illegible] f.).

[3] Die Huldigung der Künste. Der Kalender enthält folgende Daten: „6. Nov. An den [illegible] [illegible] — 9. [illegible] fertig." Schiller übergab das von ihm [illegible] Manuskript am 14. Nov., dem Tag der Aufführung, seinem Schwager Wolzogen, dem Oberhofmeiſter der Frau Großfürſtin, damit [illegible] es ihr noch vor der Komödie mittheile.

Krauſe ſagt mir daß er nichts mehr an Sie zu fodern habe. Ihre Anweiſung an Frege habe ich erhalten und danke beſtens dafür.[1] Sie haben mir alſo auf den Tell 110 Carolins bezahlt (80 durch Frege und 30 an Paulus).

Eben fällt mir ein, daß ich das von mir überſezte franzöſiſche Luſtſpiel (welches vor 6 Wochen mit ſehr großem Beifall in Berlin geſpielt worden)[2] mit jenem kleinen Feſtſpiel, als Neujahrsgeſchenk könnte drucken laſſen. Beides würde ohngefähr 8 Bogen betragen.

Entſcheiden Sie wertheſter Freund, es iſt ganz Ihre Sache.

Herzlich empfehlen wir uns Ihnen und den Ihrigen. Ihr treuer Freund

Sch.

451. Cotta an Schiller.

Tübingen 1. December 1804. [12 Dez.]

Wenn ich nicht die Ankunft der Großfürſtin gewußt hätte, ſo würde ich freilich in Sorgen geweſen ſeyn, ſo lange nichts von Ihnen, ſchäzbarſter Freund, zu hören. Deſto erfreulicher war mir Ihr gütiges vom 21. Nov., da es zugleich ein neues literariſches Leben anzeigt. Es freut mich ſehr, wenn diſes neue Produkt mit der Ueberſezung gedrukt wird, mit oder ohne die Reinhardtiſchen 6 Landſchaften, denn da bis zu Eingang diſes Briſs der halbe Monat ſchon vorbei iſt, ſo kan fürs Neujahr die Ausgabe doch nicht mehr erfolgen und ich weiß alſo auch nicht, ob es ſodann rätlich iſt, mit Kupfern das Ganze auszugeben. Entſcheiden Sie hierüber in Ihrem nächſten Brief, ſo ſollen ſogleich KupferAbdrüke folgen. Das Format iſt wie Tell. — Fromann erhält in der Anlage die nöthige Inſtruktion.

Solte der Druk Ihnen auch hier nicht unangenehm ſeyn, wo ich ihn in 14 Tagen vollenden könte, ſo wäre mir diß doppelt angenehm.

Herzliche Empfelungen von uns allen. Unſer kleiner Adolph iſt eben immer noch krank. Unwandelbar ꝛc. J. F. Cotta.

Von Göthe ſchriben Sie mir nichts: Sie haben doch mein leztes erhalten.

---

[1] Schill.Kal. S. 177: „20. Nov. Für Cottas Rechnung 520 Rthl. erhalten.“

[2] Der Paraſit, nach Picards Médiocre et rampant, ou le moyen de parvenir; Schiller hatte das Stück mit dem andern „Der Neffe als Onkel“ im Frühjahr 1803 überſezt. Der Paraſit wurde am 12. Okt. 1803 zum erſten Mal in Weimar aufgeführt. Nach Berlin wurde das Stück am 23. Mai 1803 geſandt, kam aber erſt am 15. Oktober 1804 zur Aufführung. Im Druck erſchien der Paraſit 1806 im 2. Band des Theaters.

455. Schiller an Cotta.

Weimar, 13. Dec. 1804. 21 Dez / 24. Dez

Da es jezt allerdings zu ſpät iſt, mein kleines Vorſpiel nebſt dem überſezten Luſtſpiel in Form eines Neujahrsgeſchenks herauszugeben, ſo habe ich Ihren Brief an Fromman zurückbehalten und ſchicke ihn hier zurück. Von jenem Vorſpiel können wir einen noch beſſern Gebrauch machen, wenn wir die Sammlung meiner Theaterſtücke damit beginnen.[1] Und von dieſer Sammlung will ich heute mit Ihnen reden.

Es wäre mir nicht lieb, wenn der Anfang abermals um ein Jahr hinausgeſchoben würde, woran ich bisher ſelbſt ſchuld war. Wenn es aber im Jahr 1805 zu Stande kommen ſoll, ſo müſte man eilen den Erſten Band noch auf die Oſtermeſſe zu bringen. Es fragt ſich alſo, iſt es dazu noch Zeit und kann binnen 4 Monaten ein ſchöner Druck von 38 Bogen geleiſtet werden?

Ich habe nehmlich nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß es beſſer iſt, die Bände größer zu machen, ſo daß jeder Band mehrere Stücke auch wenn dieſe noch ſo groß ſind, faßt. Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo würden Wallenſtein und Carlos, jedes einen eigenen Band füllen, und ſich alſo in nichts von derjenigen Geſtalt unterſcheiden, in welcher man ſie ſchon beſizt.[2] So aber werden die Bände, wenn ſie größer werden, zwar beträchtlich theurer, aber auch dafür ſehr gehaltreich und mannichfaltig und es werden der Bände weniger. Ich ſchlage Ihnen alſo vor, die Sammlung nach folgendem Schema zu ordnen.

I. Band.

Die Huldigung der Künſte. Vorſpiel	1 Bogen.
Don Karlos	25 Bogen
Die Jungfrau von Orleans	12 Bogen
	38. —

II. Band.

Räuber	12
Fiesko	10
Cabale und Liebe	10
Der Paraſit. Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen	8
	40. —

---

[1] Im März erſchien von dem Vorſpiel ein Separatdruck in Quart im Cotta'ſchen Verlag und bei Frommann und Weſſelhöft in Jena gedruckt; vgl. S. 554, A. 1.

[2] Bei dieſer von Schiller getroffenen Anordnung mag wohl auch eine Rückſichtnahme auf Göſchen maßgebend geweſen ſein, an welchen Schiller Anfangs März 1805 ſchrieb: „Da jezt eine Sammlung meiner Theaterſtücke bei Cotta herauskommt und ich mit dem Carlos anfangen muß, ſo habe ich, um mit Ihrer Edition des Carlos in keine Colliſion zu gerathen, die Einrichtung getroffen, daß der Carlos mit der Jungfrau v. Orleans und noch einem kleinen Vorſpiel einen Band ausmacht und auch nicht einzeln darf verkauft werden. Alle Liebhaber, welche alſo den Carlos einzeln beſitzen wollen, müſſen ihn aus Ihrem Verlag beziehen. Ich wünſche, mein lieber Freund, durch dieſes Arrangement Ihre Wünſche erfüllt zu haben; auch Cotta hat dieſen Ausweg mit Vergnügen ergriffen, um nicht mit Ihrem Intereſſe zu colidieren" (GGB. Nr. 256).

III. Band oder IV.

Wallenſtein	30
Braut von Meſſina	10
	40 —

IV. oder III.

Maria Stuart	12
Macbeth	10
Turandot	10
Iphigenia in Aulis nach Euripides	7
	39 —

V.

Wilhelm Tell	13
Demetrius	13
Zwey kleine Luſtſpiele nach dem Franzöſiſchen[1]	10
	36. —

Nach meinem Dafürhalten ſollten die 3 erſten Bände raſch aufeinander folgen, daß der Käufer in Athem geſezt würde und dieſe 3 erſten Bände müßten alſo in 3 aufeinander folgenden Meſſen herauskommen. Nachher wenn das Werk auf dieſe Art in ordentlichen Gang gebracht worden, folgte jedes Jahr ein neuer Band nach.

Was die Form der Schrift und des Drucks betrift, ſo könnte man ganz bei der alten bleiben, worinn der Wallenſtein und die Braut von Meſſina gedruckt ſind. Bloß um ein weniges compreſſer müßten die Zeilen ſeyn, ſo daß anſtatt deren 24 wie jezt, 27 auf eine Seite kämen. Das Format des Papiers bliebe aber daſſelbe, wenn es nicht um etwas größer zu haben wäre. Der Druck könnte füglich bei Ihnen geſchehen, doch würde rathſam ſeyn, einen recht accuraten Reviſor des Drucks zum Ueberfluß zu beſtellen, weil doch verſchiedene weſentliche **Errata** in der Braut von Meſſina ſich eingeſchlichen. Als Verzierung könnte ich Ihnen zum 1. Band eine Jungfr. v. Orleans ſchaffen, die der junge Jageman von hier, ein vortreflicher Künſtler, in Paris nach einem alten Gemählde copiert hat.[2]

Mir würden Sie für den Bogen 4 Carolin bezahlen, welches auf unſre erſte Verabredung hinausläuft, wo Sie mir für einen kleineren Band von 25—26 Bogen 100 Carolin beſtimmten.[3] Der Ladenpreiß eines ſolchen 36—40 Bogen ſtarken Bandes wäre dann ohngefähr 2 Rthlr. 18 Gr. wobey Käufer und Verleger beſtehen könnten. Statt des theuren Poſtpapiers würde ich zu einem ſchönen egalen Schreibpapier rathen, wie man es den Ballen zu 4 Carolin oder doch zu 50 fl. haben kann.

---

[1] Welches neben dem „Neffen als Onkel" das zweite kleine Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen hätte ſein ſollen, iſt wohl nicht zu entſcheiden; daſſelbe ſcheint zunächſt dazu beſtimmt geweſen zu ſein, den V Band zu einem dem der übrigen 4 Bände ſich annähernden Umfang anzuſchwellen.

[2] Vgl. S. 490.

[3] Bezüglich der Honorare für das „Theater" iſt Schillers Brief an Cotta vom 10. Dez. 1801 und Cotta's Antwort vom 29. Dez. zu vergleichen. Da indeß die damaligen Schiller'ſchen Vorſchläge (100 Karolin für einen Band nicht über 30 und nicht unter 27 Bogen) nicht völlig mit der oben erwähnten Stipulation (100 Karolin für einen kleinen Band von 25—26 Bogen) übereinſtimmen, ſo darf man annehmen, daß dieſe auf einer an der Oſtermeſſe 1803 getroffenen mündlichen Abrede beruhen. Cotta bewilligte am 28. Mai 1805 Schillers Wittwe für das „Theater" ein Geſammthonorar von 10,000 fl.

Schreiben Sie mir nun mit dem ſchnellſten Ihre Meinung hierüber, damit ich zu Ueberſendung des Manuſcripts ſchleunigſt Anſtalt mache. Ich überſende einſtweilen das kleine Vorſpiel, mit deſſen Abdruck Sie ſogleich, wenn Sie entſchloſſen ſind, den Anfang können machen laſſen. Die erſten Bogen der Jungfrau von Orleans ſollen noch vor dem Einlaufen Ihrer Antwort abgeſchickt werden.

Im Nothfall können 2 Setzer und 2 Preſſen an dem Werk arbeiten, denn da es Verſe ſind, ſo läßt ſich auf die Zeile ausrechnen, wie viel auf eine Seite kommt und da die Schrift welche ich dazu vorſchlage gar nicht rar iſt, ſo wird auch dieſe keine Schwierigkeit machen. Mir liegt gar zu viel daran (und Ihnen ſelbſt kann es nicht gleichgültig ſeyn), daß wir auf nächſte Oſtermeſſe mit dem erſten Band heranrücken, deßwegen bitte ich alles aufzubieten, um es möglich zu machen.

Von Goethen habe ich in Abſicht auf ſeine heraus zu gebende ſämmtliche Schriften ſchon lange nichts mehr gehört, wenigſtens für jezt ſcheint er nicht daran zu denken.[1]

Leben Sie wohl, beſter Freund, möchte dieſer Brief Sie alle recht wohl finden.

Sch.

---

[1] Anläßlich des zu erwartenden Oſtermeßbeſuchs Cotta's, bei dem von einer Herausgabe ſeiner Werke die Rede ſein könnte, machte Goethe am 19. April 1805 Schiller Mittheilung über ſeine ältern Verhältniſſe zu Göſchen und behielt ſich nähere gelegentliche Beſprechung der Sache vor. Dieſelbe wurde denn auch in den Grundzügen, Beſtimmung der Anzahl Bände ꝛc. feſtgeſetzt. Am 14. Juni überſandte Goethe an Cotta ein zwiſchen ihnen vereinbartes, vom 1. Mai 1805 datirtes Promemoria über die Vertheilung des Stoffs in 12 Bänden und forderte 10,000 Thaler (1000 bei Ueberſendung des erſten Manuſkripts, die übrigen in je 3000 Thaler ſächſ. an den drei Oſtermeſſen 1806, 1807 und 1808). Am 12. Auguſt 1805 überſandte er ſodann die ganz von ſeiner Hand geſchriebene S. 537, A. 3 erwähnte Erklärung, in welcher er die von Cotta abgefaßten Verlagsbedingungen, mit ſeinen eigenen Bemerkungen gloſſirt, zuſammenſtellte, denen am 28. Sept. auf Cotta's Wunſch noch eine weitere erläuternde Beſtimmung folgte. Dieſe Briefe bildeten, da ein förmlicher Contract nicht abgeſchloſſen wurde, gewiſſermaßen das Vertragsinſtrument, deſſen Beſtimmungen bei ſpäteren Anläſſen, z. B. als es ſich um Vorbereitung einer neuen Ausgabe handelte, als maßgebend angeführt wurden. In Betreff des Honorars wurde die von Goethe geforderte Summe mit den von ihm gewünſchten Zahlungsmodalitäten bewilligt, mit der Einſchränkung, daß der Termin der letzten Ratenzahlung von 3000 Thalern an die Ablieferung des letzten Manuſcriptreſts geknüpft wurde. Ueber die Verhältniſſe zu den frühern Verlegern Goethiſcher Schriften iſt in der Erklärung vom 12. Auguſt 1805 folgendes niedergelegt. Cotta hatte als Punkt 4 bey[illegible] „Sie vertreten mich bei den bisherigen Verlegern, Göſchen, Unger". Hiezu machte Goethe die Bemerkung: „Als mich Schiller zu Herausgabe meiner Werke aufforderte machte ich ihn mit allen meinen früheren Verhältniſſen bekannt, da er denn äußerte daß kein gegründeter Einſpruch geſchehen könne, worüber ich noch ein Blat von ſeiner werthen Hand beſitze. Sollte indeß dergleichen vorkommen ſo erlauben Sie daß ich es mittheile und mich Ihres Rathes bediene." Auf eine Anfrage Cotta's wegen Göſchen ſchrieb Goethe unter dem 24. Febr. 1806: „Hr. Göſchen hat an mich noch gar nichts gebracht, welches doch das erſte geweſen wäre. Irre ich nicht, ſo fühlt er daß ich ihm eine Frage zu thun habe die ſich nicht gut beantworten läßt." Die erſte Manuſcriptſendung Goethe's (Wilhelm Meiſter für den 2. und 3. Bd.) erfolgte am 30. Sept. 1805; am 24. Febr. 1806 ſchickte Goethe den „ſorgfältig durchgearbeiteten" 1. Bd.

456. Cotta an Schiller.

(Tübingen, 23. Dez. 1804.) [nicht verz.]

Ich habe noch einen ſonderbaren Almanach — einen KartenAlmanach[1] zur Welt gefördert, den ich ſeiner Originalität wegen ſo frei bin, auch Ihnen, Verehrungswürdigſter als ein kleines Zeichen meiner unwandelbaren Hochachtung zu überſenden. Ich lege dieſem ein Exemplar für Ihren Erbprinzen bei, vielleicht macht es ihm oder ſeiner hohen Gemalin einige Freude, wenigſtens wird diß nicht fehlen, wenn es durch Ihre Hände ihm zukommt — ich wolte weiter nicht dazu ſchreiben, Sie können doch alles ſchöner ſagen und dann möchte man einem Schreiben auch einen andern Zwek beilegen, als den ich dabei habe.

Mit unterthänigem Reſpekt ꝛc.

Cotta.

---

457. Schiller an Cotta.

Weimar 23. Dec. 1804. $\frac{\text{31. Dez. 1804}}{\text{16. Jan. 1805}}$

Von Bremen iſt eine Kiſte mit Porto vnd Malaga Wein an mich angekommen,[2] woraus ich abermals Ihre liebe Sorgfalt für mich erkenne werthester Freu[illegible] Auch ſcheint der Himmel einen eigenen Segen darauf zu legen, denn, nachdem ich ſchon ſeit meiner lezten Krankheit im Julius den Wein nur mit Widerwillen getrunken obgleich meine Aerzte mir ihn verordneten und ich es mit allen möglichen Sorten, ſüßen und ſauern, weißen und rothen, deutſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen umſonſt verſucht, ſo fange ich nun an den rothen Porto Wein den Sie mir geſchickt mit Vergnügen zu trinken. Haben Sie auch dafür herzlichen Dank, ich will mich ſtets dabei Ihrer Liebe erinnern, die ſo unermüdet für mich ſorgt.

Noch immer herrſcht der Catarrh bei mir in einem ſchrecklichen Grade, und zwingt mich, da ich meinen Kopf ſchlechterdings nicht zu einer Hauptarbeit brauchen kann, zu Nebenarbeiten meine Zuflucht zu nehmen, die jedoch auch für unſere Zwecke dienen, und mit meiner übrigen Thätigkeit ein Ganzes machen.

Für die überſchickten Miſcellen[3] danken wir Ihnen aufs ſchönſte. Die

---

[1] Ein mit einem kurzen Kommentar begleitetes vollſtändiges Kartenſpiel, deſſen jede einzelne Karte eine bildliche Darſtellung enthält und deſſen 12 Figuren Perſonen aus Schillers Jungfrau von Orleans darſtellen: König Karl VII., König René von Anjou, Talbot und Philipp von Burgund; Agnes Sorel, Louiſon, Iſabeau und Johanna; Montgomery, Lyonel, Raimond und LaHire. Der Almanach war L. F. Hubers Idee, „deſſen feiner Sinn dieſen zarten Gedanken ausbilden half, und der mit ihnen vom Leben Abſchied nahm" (Ztg. f. d. elegante Welt, Nr. 1 vom 1. Jan. 1805). Er erhielt dafür, reſp. für ſeinen 1 Bogen betragenden Kommentar dazu von Cotta ein Honorar von 55 fl.

[2] Am 15. Dez., vgl. S. 537, A. 2.

[3] Seit dem Jahr 1800 erſchien unter dem Titel „Engliſche Miſcellen" im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Tübingen heft- oder bandweiſe eine deutſche Monatſchrift mit Auszügen aus engliſchen Zeitungen, Magazinen und Revuen über alles Neue und Wiſſenswürdige im gelehrten, literariſchen, artiſtiſchen und merkantiliſchen Fach — eine Art Fortſetzung von Archenholz' Annalen der brittiſchen Geſchichte der neueſten Zeit. Ihr Herausgeber war J. Ch. Hüttner, vgl. S. 393, A. 3. Im Jahr 1803 folgten, auf ähn-

Engliſchen haben wir einen entſchiedenen Vorzug über die Franzöſiſchen, welche leztere nicht in den beſten Händen zu ſeyn ſcheinen. Aus den italieniſchen kann etwas werden, doch möchte der Stoff aus jenem Lande bald verſiegen, weil eigentlich nur eine lebhafte Induſtrie und eine Rührigkeit im Geſellſchaftlichen Leben Stoff zu Schilderungen giebt, was ſich nicht ſehr in Italien findet.

Wenn Sie Bücher aus Frankreich kommen laſſen, ſo bitte ich Sie mir la Place Weltſyſtem[1] zu verſchreiben, mich verlangt ſehr nach dieſer Schrift.

Göſchen will ein Journal für Frauen, und welches auch nur von Frauen ſoll geſchrieben ſeyn herausgeben. Rochlitz wird es redigieren, mich und wie ich höre auch Wieland hat er gebeten, dabei Rath zu geben und in vorkommenden Fällen ein Votum zu geben, welches ich, da es ſehr wenig iſt, nicht habe abſchlagen wollen.[2] Mit Rath dien ich jedem gern, mit der That möcht ich nur Ihnen dienen.

Adieu mein theurer Freund. Der Himmel führe Sie mit den Ihrigen fröhlich und geſund in das 1805te Jahr Chriſti, und das Eilfte unſrer Freundſchaft! Ganz der Ihrige

Sch.

---

458. **Cotta an Schiller.**

Tübingen 24. Dec. 1804. [nicht vorh.]

Sie haben mir, ſchäzbarſter Freund, durch Ihren Entſchluß vom 13. h. eine groſſe Freude gemacht, und ich habe ſogleich alles veranſtaltet, daß bis Oſtern der erſte Band Ihrer Theaterſtüke nach der vorgeſchriebenen Form ſoll erſcheinen können.[3] Wo möglich ſoll die nächſte Poſt eine Probe bringen, und

---

ſche Weiſe eingerichtet, im ſelben Verlag die „Miscellen aus Frankreich“ in Monatsheften, erſt von Frau Hel. Haßler, geb. v. Kienle in Paris, dann von Schweighäuſer (vgl. S. 384, N. 4) herausgegeben, und im Jahr 1804 „Italieniſche Miscellen“. Alle drei Unternehmungen wurden bis zum Schluß des Jahres 1806 fortgeführt, und an ſie ſchloß ſich dann gewiſſermaßen als Fortſetzung das vom 1. Jan. 1807 an täglich erſcheinende Morgenblatt an.

[1] La Place, P. S., Exposition du système du monde. II Vols. Paris, 1796.

[2] Die buchhändleriſche Anzeige des Göſchen'ſchen Journals lautet: „Bei G. J. Göſchen in Leipzig erſcheint und iſt im Anfange des Jahrs 1805 in allen Buchhandlungen zu haben: Journal für deutſche Frauen, geſchrieben von deutſchen Frauen, beſorgt von Wieland, Schiller, Rochlitz und Seume. 1. Heft, Januar. Mit dem Bildniſſe der regierenden Königin von Preußen, nach Caroline Tiſchbein, und mit Muſik von einer Dame“ ꝛc. Göſchen war am 14. Nov. 1804 bei Schiller in Weimar zu Beſuch, wobei die Verabredung über das Journal getroffen wurde. In einem Brief an Rochlitz vom 24. Jan. 1805 wünſcht er dieſem zum Anfang ſeines Journals Glück und gibt ihm einen Fingerzeig über die Leitung des Blattes, und noch am 24. April, alſo kurz vor ſeinem Tod, gratulirte er dem Verleger „zum friſchen Fortgange des Frauen-Journals“ und legte einen Beitrag bei, der ihm als Mitredakteur von einem Frauenzimmer für daſſelbe überſchickt worden. Er könne ihn eben nicht loben, doch ſende er ihn nach Pflicht und Gewiſſen, Rochlitz möge darüber Gericht halten. (Weim. Jahrb. VI, 299.) Weitere Briefe zwiſchen Schiller und Göſchen über das Frauenjournal finden ſich in GGB. S. 326 ff. Das Journal erlebte 4 Jahrgänge: 1805—1808.

[3] Das „Theater“ wurde in einer Auflage von 6000 Ex. bei Hopffer in Tübingen gedruckt.

bis dieſe zurükkommt, iſt auch das benötigte Papier vorhanden und alles gehörig arrangirt.

Die „Jungfrau von Orleans" von Ihrem geſchikten Jagemann ſoll mir willkommen ſeyn: je bälder deſto lieber, damit ich auch noch für einen guten Stich ſorgen kan.

Das Uebrige verſteht ſich alles nach Ihrem Verlangen.

Mit dem heutigen Poſtwagen ging unter Adreſſe der Hoffmannſchen Buchhandlung mein KartenAlmanach an Sie und Ihren Hrn. Schwager ab, auch ein Fr. Trenck[1] nebſt Brief an Ihre Frau Schwägerin — ich hoffe, Alles ſoll Sie und die Ihrigen wohl antreffen. Meine beſten Wünſche begleiten Sie in das Neujahr!

Meine Eile bitte zu entſchuldigen — ich wollte die Poſt nicht verſäumen.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

459. Cotta an Schiller.

Tübingen 28. Dec. 1804. [nicht vorh.]

In der Anlage ſchäzbarſter Freund, zwei Proben, die eine vom Titul, die andre vom Text, diſe wird glaub ich, Ihrem Verlangen entſprechen; es ſind zwar 29 Zeilen, und man kan diſe auf 27 reduciren, wenn man von der Länge abbricht — jene iſt blos eine Probe; ob die ſogenannten Schmuztitel auf diſe Art recht wären, das unten weggeſtrichene blib weg.

Durch die Allgemeine Zeitung werden Sie den ſchnellen Tod Hubers bereits erfahren haben:[2] ich verlor an ihm einen warmen Freund, und wenn ich die

---

[1] Vermuthlich die Lebensbeſchreibung des vornehmlich durch die Leiden ſeiner Gefangenſchaft bekannten Frhrn. Friedrich v. d. Trenck, die, von ihm ſelbſt geſchrieben und auch ins Franzöſiſche überſetzt, in verſchiedenen Drucken mit verſchiedenen Verlagsorten erſchienen war und viele Theilnahme gefunden hatte. Wilhelm v. Wolzogen hatte 1793 während ſeiner Anweſenheit in Paris als württembergiſcher Geſchäftsträger den Freiherrn, der unter Robespierre 1794 guillotinirt wurde, kennen gelernt. (Karol. v. Wolzogen Lit. Nachlaß II, 104.)

[2] Die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung Nr. 360 vom Dienstag, 25. Dez. 1804, S. 1440 lautet: „Am 24. Dez. Morgens um 8 Uhr verſchied in Ulm, an einer dreiwöchentlichen Bruſtkrankheit, Ludwig Ferdinand Huber, kurpfalzbairiſcher Landesdirektionsrath, und ſeit 1798 Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, in einem Alter von 40 Jahren. So vielſeitig auch die Bildung und die Talente dieſes Mannes von ſeltener Thätigkeit und Geiſtesſtärke waren, ſo wurde ſie doch durch ſeine rein menſchliche Güte und Treue im Leben und in der Freundſchaft aufgewogen. Sein Name wird unvergeßlich in den Annalen unſerer Literatur und Kulturgeſchichte ſeyn; aber auch in der Bruſt ſeiner vertrauteren Freunde lebt ihm ein unvergängliches Denkmal. Heilig ſey uns die Erinnerung an ihn! Das Leben des Individuums läßt ſich nicht verewigen, wohl aber deſſen Tugend, wenn wir groſe Vorbilder uns gegenwärtig erhalten." Dieſer Anzeige fügte die Expedition die vorläufige Erklärung bei, daß die Allgemeine Zeitung auch im künftigen Jahr ununterbrochen werde fortgeſezt werden, und in der lezten Nummer (366 vom 31. Dez.) gab Cotta „als Verleger" die Verſicherung, daß ſich die Redaktion in den Händen eines verdienſtvollen Gelehrten befinde, der ſchon ſeit 8 Monaten Mitarbeiter und ſeit Hubers Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland im lezten Sept. — von der Lezterer kaum zurückgekehrt, geſtorben ſei — beinahe alleiniger Verfaſſer der Allg. Ztg. geweſen ſei. Auch habe er ſeither an der Herausgabe der europ. Annalen Theil genommen und habe Poſſelts hiſtoriſchen Almanach für 1805 (deſſen „Staatsgeſchichte Europa's") vollendet.

Geſchichte von Dresden[1] nicht wüßte, würde ich ihn einen der edelſten Männer nennen. Ich glaube auch daß er diſe in der Folge ſehr bereute und daß in dem Zeitraum, wo ich ihn kennen lernte, er ſich in der That die hohe moraliſche Bildung gab, die ich an ihm verehrte.

Ein ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden iſt es zu nennen, daß ich, ſeitdem er LandesDirectionsRat wurde, ihm einen Gehülfen[2] beigeſellte, der nun ganz in ſeine Stelle tretten kan und das mich gleichſam zur Fortſezung diſes Inſtituts nötigte. Von diſer merkantiliſchen Seite konte ich ohnediß nie an ihm einen Verluſt leiden. Das einzige für was ich ihn in literariſcher Seite vermiſſe, iſt der DamenCalender, und da möchte ich Ihnen nun recht dringend meine Bitte wiederholen, mir doch ja alle Ihre Gedichte für diſen Almanach zukommen zu laſſen: ich hoffe, Sie ſchlagen mir diſe Bitte gewiß nicht ab —

Ihrer Frau Schwägerin wünſchte ich durch Ihre Güte die gleiche Bitte für den Almanach vorgetragen — es iſt ein weſentliches Anliegen für mich.[3]

Unwandelbare Verehrung und mit den beſten Wünſchen Ihr

J. F. Cotta.

160. Schiller an Cotta.

Weimar, 6. Januar 1805. 14. Jan. / 20. Jan.

Hubers Tod hat mich innig betrübt ja erſchreckt, und diß eben ſowohl in Rückſicht Ihrer als meiner alten Freundſchaft für ihn, die ſich zwar erkältet aber nichts weniger als verloren hat. Ja ich zweifelte nicht, daß die Zeit uns wieder vereinigen würde. Wie iſt dieſe Hofnung mir nun auf einmal zerſtört, und wie beklag ich es, daß er gerade jezt, wo es ihm wieder glücklich zu gehen anließ, dahin mußte![4]

Huber ſelbſt habe ihm ſchon dadurch, daß er ihn zu ſeinem Gehülfen und Stellvertreter bei der Redaktion wählte, die vollſtändigſte Legitimation dazu gegeben. Bei dieſem Anlaß iſt darauf hinzuweiſen, daß die in Nekrologen, Encyklopädien u. ſ. f., auch neueſtens im SchwB. (2. Aufl.) S. 130, aufgeführte Mittheilung, Huber ſei in Leipzig geſtorben, ſich nach obigen Angaben als irrig erweiſt.

[1] Hubers Verhältnis zu Körners Schwägerin, Dora Stock.

[2] Stegmann I. S. 529, A. 4.

[3] Im Damenkalender für 1806 finden ſich von Schiller nur 3 Räthſel ſammt deren Auflöſungen S. 61 bis 63, und zwar: Die Farben, der Schatten an der Sonnenuhr und die chineſiſche Mauer, ſowie S. 64 das Gedicht ins Stammbuch des Hrn. v. Mecheln aus Baſel 1805. Letzteres wurde nach Schillers Tode von deſſen Wittwe für den Damenkalender beſtimmt. Von Karoline v. Wolzogen enthält der Kalender nichts, von Huber S. 4—50 eine nachgelaſſene Erzählung: Reichsſtädtiſche Jugend. — Bezüglich der von L. F. Huber (beziehungsweiſe ſeiner Frau) an Stelle der Flora ſeit 1804 redigirten „Vierteljährlichen Unterhaltungen“ erklärte die Verlagshandlung, es habe ſich nach des Verfaſſers Tode noch ſo viel Manuſcript vorgefunden, daß die Fortſetzung dieſer Quartalſchrift in ſeinem Geiſte herausgegeben werden konnte. Sie hörte Ende 1805 auf. Der von Huber mitbegründete Damenkalender erhielt ſich ununterbrochen bis 1821.

[4] Vgl. damit auch die milden Worte Schillers über den Dahingeſchiedenen im Brief an Körner vom 20. Jan. — Goethe ſchrieb an Cotta, 15. Jan. „Hubers Tod hat uns unangenehm überraſcht. Sein

Sie mein lieber Freund ſind dieſes vergangne Jahr oft mit dem wahren oder erdichteten Verluſt Ihrer Freunde erſchreckt worden, möchte die Zukunft Ihnen für dieſe Bitterkeit wieder Freude ſchenken!

Jezt zu unſerm Geſchäfte. Es freut mich ſehr, daß Sie den erſten Band meines Theaters noch auf die nächſte Oſtermeſſe liefern können. Zum Anfang ſende ich die 4 erſten Bogen des neu durchgeſehenen Karlos,[1] der gleich auf das kleine Vorſpiel folgen kann. Von der Jungfrau von Orleans ſollen in 8 Tagen ebenfalls die erſten Bogen folgen, daß ſogleich wenn es nöthig wäre der zweite Setzer daran arbeiten kann. Nur muß die Pagina durch den ganzen Band durchlaufen, daher es nöthig iſt, daß jemand die Mühe nehme auszurechnen, wieviel Blätter und Seiten der Karlos einnehmen wird (es verſteht ſich daß ein kleiner Verſtoß in der Berechnung ſich immer gut machen läßt).

Bei näherm Anblick des Probedrucks finde ich, daß eine etwas größere Schrift doch den meiſten Leſern willkommener ſeyn würde, und ſchlage daher vor, die Schrift auf dem Titelbogen, die ich mit NB bezeichnet zur Textſchrift zu erwählen, und mit der kleinern, welche wir bisher zum Text gebraucht, die in Parentheſen geſezte Handlung drucken zu laſſen. Sonſt habe noch zu erinnern, daß zu den Titeln keine ſo große Schrift zu nehmen weil es nicht elegant ausſieht. Huldigung der Künſte z. B. iſt in allzugroßer Schrift gedruckt. Wenn Sie keine mittlere Schrift zwiſchen A und B haben, ſo müßte der Haupttitel des ganzen Werks nehmlich Theater freilich mit A gedruckt werden und die Titel der einzelnen Stücke wie Don Carlos. Jungfrau von Orleans. Huldigung der Künſte mit B. Haben Sie aber eine ſolche mittlere Schrift, ſo können wir jene Schrift A ganz vermeiden.

Noch bemerke ich, daß in den gedruckten Bogen des Karlos, die ich hier ſchicke, die einzelnen Verſe nicht mit großen Buchſtaben angefangen ſind, welches eine Neuerung iſt die ich nicht billige. Der Setzer ſoll ſich alſo in dieſem Stück nicht darnach richten, ſondern jeden Vers ohne Unterſchied mit einem großen Buchſtaben anfangen.

Auf dem Probebogen bemerke ich einen Schreibfehler, der ſich gewiß auch im Manuſcripte findet. Es iſt nehmlich ein Comma hinter Früchte (im fünften Vers) welches nicht hingehört und den Sinn entſtellt.[2]

Verluſt muß Ihnen bey mancher Unternehmung eine große Lücke machen. Ich will um ſo mehr auch von meiner Seite ſehen, ob ich Ihnen nicht auf eine oder die andere Art förderlich ſeyn kann." Johannes v. Müller ſchrieb am 28. Jan.: „Um Huber'n iſt's mir recht ſehr, ſehr leid; er war ein trefflicher Kopf."

[1] Schill.Kal. S. 185: „7. Jan. Cotta 4 Bogen des Carlos." Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung iſt noch im Beſitz dieſes Manuſcripts des Carlos für das Theater, eines von Schiller mit großer, kräftiger Hand durchcorrigirten Exemplars des gedruckten Don Carlos (Leipzig 1801, kl. 8. 480 S.), ebenſo des in ähnlicher Weiſe für das Theater durchrevidirten Exemplars der Jungfrau von Orleans (des Unger'ſchen Kalenders für 1802).

[2] Aus dem Vorſpiel, im Theater I, S. 5:

Fülle ſüßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Den Titel zum ganzen Werke lege ich bei. Ich hab ihn ſo einfach als möglich eingerichtet.[1]

Was aus meiner Feder kommt, ſei es von großen oder kleinen Sachen, gehört Ihnen, nur hie und da einen kleinen Lappen für Becker in Dresden abgerechnet, den ich vielleicht noch dahin geben muß zu Erwiederung alter Höflichkeiten.[2] Doch wird es immer wenig ſeyn und vielleicht weiß ich mich ganz frei zu machen. Was mir alſo für den DamenCalender ſich irgend anbietet, ſoll Ihnen gewidmet ſeyn.

Adieu mein lieber Freund. Mögen Sie recht thätig und froh in das neue Jahr hinübergehen!

Ganz der Ihrige Sch.

NS. So eben erhalte ich den GartenAlmanach, der ſehr grazios gemacht iſt und überaus ſchön erfunden. — Mein Schwager und Schwägerin empfehlen ſich nebſt meiner Frau aufs beſte.

---

461. Schiller an Cotta.

Weimar 18. Jan. 1805. $\frac{26.\ \text{Jan.}}{6.\ \text{Febr.}}$

Nur einen Gruß, mein werthester Freund, zur Begleitung dieſer Bogen.[3] Der Catarrh plagt mich leider noch ſehr und verſtimmt mich zu eignen Arbeiten.[4] Doch habe ich, um doch die Zeit nicht ganz zu verlieren, Racines Phaedra überſezt,[5] die wir auf den 30. Januar, als den Geburtstag der Herzogin ſpielen werden. Wieder ein neuer Beitrag zu meinem Theater und vielleicht können Sie auch etliche Scenen daraus in den DamenCalender ſetzen. Ich habe mir Mühe gegeben und bin mit der Arbeit zufrieden.

Meine Schwägerin denkt auf etwas, was Sie Ihnen zum DamenCalender geben will. Ich hoffe mich auch mit etwas einzuſtellen.[6]

---

[1] Er lautet: „Theater von Schiller. Die Huldigung der Künſte. Don Karlos. Die Jungfrau von Orleans. Erſter Band. Mit dem Porträt der Johanna d'Arc. Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1805."

[2] In W. G. Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen waren für das Jahr 1803 vier Schiller'ſche Gedichte: „Die Gunſt des Augenblicks. Die Antiken in Paris. Sehnſucht. Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiſte"; für 1804 eines: „Punſchlied. Im Norden zu ſingen", erſchienen. Vgl. auch Schillers Brief an W. G. Becker vom 2. Mai 1803 in GGB. S. 309.

[3] „An Cotta bis zum 14ten Bogen Carlos", Kal. 186.

[4] „So lang der Winter nun dauert, bin ich unaufhörlich von einem Katarrh geplagt, der mich in der That ſehr angreift und faſt allen Lebensmuth ertödtet. An eine glückliche freie Thätigkeit war bei ſolchen Umſtänden gar nicht zu denken", Schiller an Körner, 20. Jan. 1805.

[5] Er begann ſie am 17. Dezember und wurde mit ihr am 14. Januar, nach 28 Tagen, fertig. Schill.Kal., 185, vgl. auch SchKB. IV, 383.

[6] Vgl. S. 547, A. 3.

Möchten Sie mit den Ihrigen geſund durch dieſen fatalen Winter ſich durchſchlagen![1] Herzliche Grüße von uns allen. Ihr

Sch.

462. Schiller an Cotta.

Weimar 3. Febr. 1805.[2] 14. Febr / 21. Febr.

Jageman hat mich mit der verſprochenen Zeichnung noch immer hingehalten und läßt mich auch heute im Stich, wo er ſie mir gewiß liefern wollte. Es wird alſo wohl nichts andres übrig bleiben, als das Kupfer nachzuliefern, wie es ja oft geſchieht, und mit dem zweiten Band zwey Kupfer auf einmal abzuliefern. Ohnehin verkauft ſich ja das Werk nicht als Novität in der erſten Meſſe, ſondern als ein ſtehender Artikel nach und nach.

Ich ſende hier neue Bogen von Carlos und den Anfang der Jungfrau von Orleans,[3] wenn Sie etwa einen zweiten Setzer für dieſes Stück wollen eintreten laſſen. Nach meiner Ausrechnung werden die 2 erſten Stücke zuſammen 23 Bogen einnehmen. Mit dem 24. Bogen kann alſo die Jungfrau von Orleans angefangen werden und folglich mit pag. 369.[4] Sollten einige Seiten weniger auf die zwey erſten Stücke gehen, ſo können wir dieſen leeren Raum leicht mit Anmerkungen, hiſtoriſchen Notizen u. dgl. ausfüllen, ſobald ich ihn weiß.

Ich ſehe dem erſten Bogen des Theaters mit Verlangen entgegen.

Meine Geſundheit iſt beſſer, aber meine Kinder waren dieſe lezten 3 Wochen ſämmtlich an den Windblattern krank und das kleinſte lag hart darnieder. Jezt iſt alles wieder auf gutem Weg.

Herzliche Grüße von uns allen Ihr treuer Freund

Schiller.

463. Cotta an Schiller.

Tübingen 5. Febr. 1805.[5] [11. Febr.]

Ich habe, libſter Freund, es lange müſſen anſtehen laſſen, um Ihr gütiges vom 18. Jan. zu beantworten, da ich den erſten Bogen mit der neuen Schrift geändert, Ihnen überſenden wolte, und bei dem kalten Winter die Papiermacher einen unangenemen Aufenthalt gemacht haben.

---

[1] „Leider geht's uns allen ſchlecht, und der iſt noch am beſten daran, der durch die Noth gezwungen ſich mit dem Krankſeyn nach und nach hat vertragen lernen. Ich bin jezt recht froh, daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſezung zu beſchäftigen. So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen“. Schiller an Goethe, 14. Jan. 1805.

[2] Nicht im Kal. verzeichnet.

[3] Vgl. S. 548, N. 1.

[4] Sie beginnt ſchon mit pag. 355.

[5] Cotta's Brief vom 18. Jan., am 28. in Weimar eingetroffen, die Antwort auf Schillers Schreiben vom 23. Dezember 1804, fehlt; ebenſo Schillers Brief an Cotta vom 11. Februar, die Antwort auf Cotta's Schreiben vom 5.

Hier nun ein ProbeBogen, blos abgezogen und noch nicht die zweite Reviſion paſſirt — blos zur Anſicht. Ich habe dabei alle Ihre Vorſchriften befolgt, und hoffe alſo Sie werden ihn ſo geordnet billigen. Der zweite Bogen Don Carlos iſt auch ſchon fertig, allein unerachtet der gröſſern Schrift gibt Don Carlos doch nur 20—21 Bogen. Dieß verſchlagt ja aber nichts im Ganzen.

Göſchen drukt Ifflands Werke ſo, daß er auch einzelne Stüke abgeben kan: ich möchte diß ohne Ihre Einwilligung nicht auch ſo. Da aber bei denjenigen Stüken vorzüglich,. die aufgeführt werden, diß doch für uns Intereſſe haben könte, und ich bei meinem Vortheil den Ihrigen gewiß nie aus den Augen laſſe, ſo erbitte ich mir Ihren Endſchluß darüber. Den Carlos denke ich, ſolten wir, blos Göſchens wegen, damit er mir nicht noch mehr zürnt, nicht einzeln geben,[1] aber die Jungfrau von Orleans ꝛc. ſcheint mir es rätlich zu machen.

Es freut mich, daß Sie doch etwas beſchäftiget ſind und ſoll mich noch mehr freuen, wenn ich recht bald erfahre, daß der fatale Catharr nachgelaſſen hat und in Ihrer werthen Familie Geſundheit herrſcht: bei uns glimmt nun endlich eine Hofnung wegen unſres Adolphs auf, ſein nun 6monatliches Fieber ſcheint ſich zu mindern und ſeine Kräfte zu ſammeln.

Gebe der Himmel, daß wir uns nun bald wohl und vergnügt ſehen.

Soll ich Ihnen vor der Meſſe kein Geld anweiſen?

Unwandelbare Verehrung ꝛc.

J. F. Cotta.

An Göthe hatte ich ein italieniſches Werk[2] zu ſenden und legte für Sie Laplace[3] und ein andres für Ihre Frau Schwägerin bei.

---

464. Schiller an Cotta.

Weimar, 25. Febr. 1805. $\frac{\text{3. März}}{\text{11. März}}$

Schnorr[4] ſchreibt mir aus Leipzig, daß er für das Bildniß der Johanna keinen Kupferſtecher habe finden können und daher die Zeichnung, meiner Vorſchrift gemäß, an Sie geſendet. Wenn ſolche auch nicht bis Oſtern fertig werden kann, ſo hat es nicht viel zu ſagen, da man ſie ja mit dem 2ten Band nachliefern kann. Ich ſende hier den Reſt des Manuſcripts zu beiden Stücken und hoffe bald von Ihnen zu hören, daß es mit dem Druck raſch vorwärts geht. Mit dem Werke haben Sie vollkommen freie Hand und können die Stücke auch nach Gutbefinden einzeln verkaufen, wenn ein Vortheil dabei herauskommt. Auf jeden Fall kann mit jedem neuen Stück eine neue pagina angehen wodurch man auch gewinnt, daß mehrere Setzer daran arbeiten können.[1]

---

[1] Vgl. S. 541, Note 1.

[2] Numismata Romanorum Pontificum Praestantiora a Martino V. ad Benedictum XIV. per Rodulphinum Venuti; Romae 1744. Der Beſtellzettel, von Goethe's Hand geſchrieben und von Cotta mit dem Vermerk „OM (Oſter-Meſſe) 1804“ verſehen, liegt noch vor. Auf Cotta's Anzeige, daß er eines Exemplars habhaft geworden, ſchrieb Goethe, 15. Jan. 1805: „Für die Anſchaffung des Venuti danke ich ſehr. Den für ein italiäniſches Buch billigen Preis (11 fl.) bitte zu notiren und mir das Werk wohleingepakt auf dem Poſtwagen baldigſt zu überſenden.“

[3] Das Buch kam am 16. Febr. in Weimar an; der Kal. hat den Drukfehler: La Glace.

[4] Schill.Kal. S. 187: „18. Febr. Schnorr.“ Vgl. S. 490, N. 4.

Geben Sie uns bald gute Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Befinden. Alle meine Kinder war dieſen Winter an den Windblattern krank und das kleinſte ſehr hart angegriffen. Jezt geht es wieder gut, ob ich gleich noch immer ſelbſt an den Folgen meines Catarrhfiebers leide und ſehr entkräftet bin.[2] Goethe war auch ſehr krank an einer Lungenentzündung und es ſtand einige Tage mißlich um ihn, jezt iſt er aber wieder hergeſtellt.[3]

Wollen Sie nicht Dannecker bitten, daß er das Geſicht von meiner Büſte abgießen laſſen und direct an Hrn. Profeſſor Tiſchbein nach Leipzig ſchicken möchte. Dieſer hat mich gezeichnet, weil er aber keine Zeit zu einem ausgeführten Bild hatte (da ich krank war) ſo wünſcht er ſeine Zeichnung an der Büſte zu berichtigen. Das Bild ſoll für die Prachtausgabe meiner Gedichte, welche Cruſius veranſtaltet[4], geſtochen werden. Alle Auslagen Danneckers wird Tiſchbein erſtatten und ſich deßfalls mit Ihnen zu Leipzig auseinander ſetzen.[5] Grüßen Sie Danneckern herzlich von mir.

Den La Place habe erhalten und danke für gütige Beſorgung.

Von ganzem Herzen der Ihrige Schiller.

---

[1] In Separatausgaben erſchienen von den im „Theater" veröffentlichten Stücken: Die Jungfrau von Orleans, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, der Paraſit, Iphigenie in Aulis, der Neffe als Onkel. Die drei letztgenannten Stücke waren zugleich die erſten Einzeldrucke derſelben.

[2] Am 9. und 11. Febr. verzeichnet der Kalender „Fieberanfall in der Nacht".

[3] Goethe hatte ſich ſchon ſeit Mitte Dezembers unwohl befunden, und beide Freunde konnten nicht wie ſonſt den Silveſterabend zuſammen feiern. Gegen den 7. Febr. erlitt Goethe wieder einen ſchweren Krankheitsanfall, den Hofrath Stark für eine mit heftigen Krämpfen verbundene Nierenkolik erklärte. Schiller, der im obigen Brief die Krankheit eine Lungenentzündung heißt, nennt ſie in ſeinem Brief vom 25. April an Körner, bis wohin der Anfall zweimal, am 7. März und 10. April, zurückgekehrt war, ebenfalls eine Nierenkolik. Auch zu Anfang Mai wiederholte ſich der Anfall bei Goethe, ſo daß er von Schiller ſchon längere Zeit vor deſſen Tod getrennt blieb.

[4] Cruſius hatte Schiller am 8. Jan. 1803 die Veranſtaltung einer Prachtausgabe der Gedichte in groß Format vorgeſchlagen, ein Antrag, auf welchen Schiller in ſeiner Antwort vom 10. März einging. Er ließ 1804 das (noch vorhandene) Manuſcript dazu herſtellen; die darüber zwiſchen Schiller und Cruſius gepflogene Korreſpondenz findet ſich in GSB. NN. 226, 230, 236, 239, 247, 248, 254. Die Prachtausgabe kam nicht zu Stande.

[5] Es gibt 3 Reproduktionen von Tiſchbeins Schillerporträt: Ein Kupferſtich von Brückner, Oval 4°, ein Stich von Roßmäßler, 8°; und ein lithographirter Tondruck, Fol. (Conſt. Wurzbach, Schillerbuch, Morg. 2493, 2525 u. 2542). Joh. Friedrich Auguſt Tiſchbein (nicht zu verwechſeln mit dem u. A. aus Goethes ital. Reiſe bekannten Joh. Heinr. Wilhelm Tiſchbein) war 1750 zu Maſtricht geboren und wurde nach einer 1780 nach Paris und Italien unternommenen Kunſtreiſe 1800 zum Profeſſor und Direktor der Leipziger Akademie ernannt. Er malte hauptſächlich Porträts, deren meiſte durch den Stich bekannt geworden ſind, ſo Dalberg, Hufeland, Herder, Wieland u. a. Er ſtarb zu Heidelberg 1812. Schillers Originalporträt von Tiſchbein (ein Kniestück in Oel) befindet ſich im ſtädtiſchen Muſeum zu Leipzig.

465. Schiller an Cotta.[1]

Weimar, 1. März 1805. $\frac{\text{9. März}}{\text{11. März}}$

Die Aushängebogen habe heute erhalten, und finde Papier und Druck recht ſauber. Was die Erſcheinung des Werks zur Oſtermeſſe betrifft, ſo brauchen Sie Sich meinetwegen gar nicht zu übereilen, denn es iſt Ihres und nicht Meines Vortheils wegen, warum ich darauf antrug. Sobald es Ihnen keinen Nachtheil bringt, wenn das Werk erſt nach der Meſſe verſandt wird, ſo habe ich gar nichts dagegen, und bin für meinen Theil völlig zufrieden, wenn nur auf die Michaelismeſſe die zwey erſten Bände ins Publicum kommen. Ich will daher auch bald möglichſt auf ein Kupfer zum zweiten Band ſinnen, daß gleich nach der Meſſe daran kann angefangen werden.[2] Zum dritten Band der den Wallenſtein enthalten wird habe ich ein trefliches Bildniß Wallenſteins aus einer Wiener Gallerie, wovon die Herzogin von Weimar eine Copie beſizt.[3] Dergleichen wahre Portraits haben einen bleibenden Werth und ſind gewiß jedermann willkommen.

Es wäre mir lieb wenn Sie von dem kleinen Vorſpiel *Huldigung der Künſte* einen aparten Abdruck machen ließen, der aber ſehr elegant und in Quart mit ſchöner lateiniſcher Schrift müßte gedruckt werden. Ich wollte ein 25 Stück davon nach Rußland an die Kaiſerin ſchicken, auch könnten Sie eine Partie davon einzeln verkaufen, weil doch viele beſonders von der großen Welt dieſes Stück einzeln gern beſitzen möchten. Doch würde ich nicht wünſchen, daß mehr als etwa 100 davon gedruckt würden, denn das Publicum ſoll das ganze Werk kaufen. Dieſen beſondern Abdruck wünſchte ich Ende März zu erhalten, daß ich ihn ſogleich nach Petersburg ſchicken könnte. Auf den Titel könnte geſezt werden:

Aus Schillers theatraliſchen Schriften beſonders abgedruckt.

Da Sie ſo gütig ſeyn wollten, mir noch vor der Meſſe Geld anzuweiſen ſo habe ich mit meinem Schwager arrangiert, daß er mir eine Summe von 32 Carolin, die er ſeinem Bruder Louis[4] in Stuttgardt zu bezahlen hat, hier auszahlt, und Sie dagegen die Güte haben dem Hrn. von Wolzogen, in Stuttgardt, der bei dem Prinzen von Wirtemberg Cavalier iſt dieſe Summe zu bezahlen.

---

[1] Schillers letzter Brief an Cotta, im „Kal.“ auf den 28. Febr. eingetragen.

[2] Dem II. Band des Theater iſt das Porträt Fiescos, geſtochen von Autenrieth, beigegeben; es wurde aber nicht rechtzeitig fertig, ſondern erſt mit dem III. Bande nachgeliefert.

[3] Es befindet ſich vor dem III. Band des Theater mit der Unterſchrift: »**Wallenstein. Jagemann del: Autenrieth sc.**«

[4] Der jüngſte der vier Söhne der Henriette v. Wolzogen: Wilhelm, Karl, Auguſt und *Ludwig*; geb. 4. Febr. 1773 zu Meiningen, er trat 1781 in die Militärakademie, ward dann, nach mehrmaligem Wechſel des Militärdienſtes zwiſchen Württemberg, Preußen und Rußland, während deſſen er u. A. von 1802–1806 Erzieher des älteſten Sohnes des Herzogs Eugen von Württemberg war, auch in der ruſſiſchen Armee die ſpätern Feldzüge mitmachte, 1819 zum preußiſchen Militärbevollmächtigten beim deutſchen Bund ernannt, bis er 1836 als General der Infanterie in Ruheſtand trat. Er ſtarb in Berlin am 4. Juli 1845.

Ich hoffe daß ich bald von Ihrer Familie gute Nachrichten erhalte. Bey mir fängt es wieder an ordentlich zu gehen.

Mit unſern herzlichſten Grüßen der Ihrige

Schiller.

---

466. Cotta an Schiller.

Tübingen 11. Merz 1805. [19. März]

Ihr gütiges vom 25. Febr. wolte ich nicht früher beantworten, bis ich von Danecker Nachricht hatte, und nun kan ich zugleich das Nachgefolgte vom 1. h. erwidern.

Es iſt mir angenehm, daß Sie, ſchäzbarſter Freund, auf die Vollendung des erſten Bandes vom Theater nicht ſo ſehr dringen: Ende Mays wird er übrigens gewiß fertig, und der zweite kan ſchon Ende Auguſts folgen.

Es freut mich, daß Sie zum dritten Band das Portrait von Wallenſtein beſtimmt haben und ich bitte nur zum zweiten Band etwas gleich ſchikliches ausfindig zu machen. Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß Cruſius mir Ihr Portrait weggenommen hat.

Von Wächter beſize ich, wie Sie wiſſen, mehrere Zeichnungen aus Ihrem Theater — eine davon aus Wallenſtein iſt von John ſehr ſchön geſtochen — welchen Gebrauch rathen Sie mir davon zu machen?

Danecker läßt ſich empfelen: er wird den Abguß bald möglich beſorgen: der ſchon gemachte ſey ihm geſtolen worden und daher müſſe er einen neuen verfertigen laſſen.

Hrn. v. Wollzogen ſende ich die 32 Carolins nach Stuttgart.

Was den Truk der Huldigung der Künſte, den Sie Ende diſes Monats dort zu haben wünſchen, betrift, ſo finde ich, da ein Poſtpaket von hier nach Weimar 14 Tage lauft, und ich alſo unmöglich in diſem Monat das Ganze fertigen und Ihnen zubringen könte, es rätlicher, in der Anlage[1] Fromann den Auftrag hiezu zu geben: diſer kan es wohl noch vollenden, und ich habe dabei noch die Beruhigung alles nach Ihrem Wunſch ausgefertiget zu wiſſen.[2]

Ich laſſe Fromann ſchreiben, über die von Ihnen benötigte Anzahl nur noch 100 zu druken, und erſuche Sie alſo ihm diſe ſo zu beſtimmen, daß Sie auch Exemplare für Ihre Frau Schwägerin und Göthe miteinrechnen.

Es freute uns herzlich, daß bei Ihnen nun alles wohl ſtehet, wir ſehen täglich dem Frühlingswetter mit kummervoller Sehnſucht entgegen, ob diſes nicht uns unſern liben Adolph noch retten werde?

---

[1] Fehlt

[2] Die Huldigung der Künſte erſchien denn auch, den von Schiller in ſeinem Brief vom 1. März getroffenen Anordnungen gemäß, mit lateiniſchen Lettern, elegant ausgeſtattet, in 4°, im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung und „gedruckt bey Frommann und Weſſelhöft“ in Jena. Der von Schiller gewünſchte Beiſatz auf dem Titel blieb weg. Vgl. Trömel, Schillerbibl. Nr. 294 und SS. XV. 1. S. 1.

Unter unſrer aller herzlichſten Empfelungen

J. F. Cotta.

---

467. Cotta an Schiller.

Tübingen 26. April 1805.

Schon lange habe ich von Ihnen, libſter Freund, nichts geſehen: ich hoffe es habe keine üble Bedeutung, und werde diß über 8 Tag, wo ich bei Ihnen eintreffen werde, um etliche Stunden zu verweilen, beſtätiget finden. Ich reiſe mit doppelter Eile wegen der fortdauernden Krankheit meines Kindes.

Unwandelbar ꝛc.

J. F. Cotta.

*

[Auf einem beſondern undatirten Blatt von Cotta's Hand.]

	Honorar für Tell 300 Dukaten à fl. 5. 24.		fl. 1620. —
	„ „ 3 Seiten DamenCal. 1805		16. 30.
			fl. 1636. 30.
1804.	Sept. 7 pr. Anweiſung an Hrn. D. Paulus .	fl. 330.	
„	Oct. 29 „ „ „ Hrn. Frege u. Comp.	fl. 880.	
1805.	Merz 12 „ „ „ „ v. Wohlzogen	fl. 352.	
	1 Systeme du Monde p. Laplace	fl. 5. 30	
„	Febr. 23. An Zins v. fl. 1600 v. 23 Febr. $180^4/_5$ à 4 Proc.	fl. 64. —	fl. 1631. 30.
		Reſt	fl. 5. —

Cotta reiſte zur Oſtermeſſe nach Leipzig über Weimar, wo er Schiller ſchon erkrankt antraf. Der folgende, bald darauf von Charlotte Schiller an Cotta nach Leipzig gerichtete Brief gab wieder einige Hoffnung.

Charlotte Schiller an Cotta in Leipzig.

Weimar den 6. Mai 1805, Abends. $\frac{8.\ \text{Mai}}{10.\ \text{Mai}}$

Nach einigen recht ſtürmiſchen Tagen kann ich Ihnen verehrter Freund! doch beruhigendere Nachrichten geben. — Heut früh und dieſe vorige Nacht war es noch ſehr, ſehr beunruhigend, denn es hatte ſich ein heftiger Krampf auf der Bruſt eingeſtellt, der uns mit der trocknen Hitze ſehr angſt machte. Dieſen Nachmittag aber, hat Schiller ein Kräuterbaad genommen, worauf er gleich Linderung ſpürte. Ich habe ihn auch in eiordentlich zubereitetes Bett gebracht, auf Bitten des Arztes, und die Tranſſpiration und beſſeres Ausdehnen des Körpers thut ihm wohl. Der Huſten iſt ſehr mäßig dieſen Abend, Schiller hat auf's neu Glauben an ſeine Geſundheit und guten Muth. Ihrer theilnehmenden Freundſchaft darf ich alle dieſe Details ſagen. Ich fühle mit welchem Herzen Sie es aufnehmen, und deswegen theilt es Ihnen das meinige auch mit, und es thut mir wohl.

Gebe Ihnen der Himmel auch gute Nachrichten von Ihrem Adolf damit wir uns dieſen [?] zum zweiten mahl wieder ſehen können.[1] — Schiller ſagt tauſend herzliche Grüße. Der Glaube an Ihre theilnehmende Freundſchaft iſt ſeinem Herzen wohlthätig.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner Achtung und Freundſchaft, verehrter Freund, Ihre Freundin

Charlotte Schiller.[2]

Cotta an Charlotte Schiller.

Leipzig, 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das lezte Lebewohl, das ich unſerm verewigten Freund ſagen durfte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über dieſen unerſezlichen Verluſt beinahe niederdrükt, wie muß es erſt Ihnen, theuerſte Freundin ſeyn, die Sie in ihm Alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Troſtes gibt es hier keine. Selbſt der Blick in die Zukunft iſt nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden iſt. Dieſen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den erſten Momenten nicht Stärke genug hat, das Markverzehrende des herben Schmerzens zu lindern, ſo hoffe ich die Mutter wird die Gattin ſo weit zur Faſſung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verluſt zu erleiden haben. Ja beſte Freundin ich ſpreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie ſich zu faſſen wiſſen — Was kann nicht Mutterliebe über den Menſchen! Sie werden dieſe Ihren Kindern bleiben, laſſen Sie mich nach meinen Kräften derſelben Vater ſeyn. Die Erziehung der beiden Knaben, wünſchte ich, überlieſſen Sie mir, ich würde ſie mit mir nemen, und damit Ihnen diß nicht ſchwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen! — Wir wolten dann im Angedenken an unſern Freund und in der Erziehung ſeiner Kinder unſre trauernden Tage dahin bringen!

Ueber alles Uebrige ſeyen Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Plane genug.

Da Sie nun dringende Ausgaben haben, ſo bitte ich auf jedes Bedürfniß per Wechſel auf mich zu ziehen. —

Samſtag oder Sonntag nach Himmelfarth[3] können wir unſern gepreßten Herzen durch gegenſeitige Mittheilung einige Linderung geben! Der Himmel ſchenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe! er möge uns Muth geben, alles zu tragen.

Könten Sie ſich genug faſſen, mir einige Zeilen zu ſchreiben, ſo würde mich diß ſehr tröſten. — Noch weiß ich bloß von Dritten daß unſer Freund nicht mehr unter uns iſt.

Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre redlichſten Freunde zälen!

Mit der innigſten Verehrung Ihr

J. F. Cotta.

---

[1] Am 21. Juni meldete Cotta der Freundin das am 12. Juni erfolgte Ableben ſeines Sohnes Adolf.

[2] Cottas Antwort vom 10. Mai fehlt.

[3] Himmelfahrt fiel auf den 23. Mai.

Goethe an Cotta.

(Weimar den 1. Juni 1805.) 10. Juni. / 21. Juni.

Auf Ihre Anfrage, wertheſter Herr Cotta, ob man nicht unſerm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutſchen Theater ſetzen ſollte, kann ich gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß ich auf mannichfaltige Weiſe dazu aufgefodert bin. Nach meiner Ueberzeugung ſoll die Kunſt, wenn ſie ſich mit dem Schmerz verbindet, denſelben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröſtliche Gefühle aufzulöſen; und ich werde in dieſem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das was uns übrig bleibt darzuſtellen ſuchen.

Mein Plan iſt gemacht[1] und ich hoffe ihn nächſtens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu beſtimmen.[2] Gelingt es mir eine der Aufgabe nicht ganz unwürdige Aufgabe[3] hervorzubringen; ſo bin ich wohl geneigt ſolche auch andern Theatern abzulaſſen und würde zu dieſem Zweck Manuſcript und Partitur Ihnen mit Vergnügen zuſtellen. Ich wünſche bald mehr ſagen zu können,[4] indeſſen aber zu vernehmen, daß Sie glücklich nach Hauſe gekommen ſind.

Goethe.

* * *

Die beiden Briefe vom 6. und 12. Mai eröffnen einen lebhaften ſchriftlichen Verkehr zwiſchen Cotta und Schillers Wittwe, der erſt in den Zwanziger Jahren etwas ſpärlicher wird, wo Cotta's Zeit fortwährend von ſeiner politiſchen Thätigkeit in Anſpruch genommen war und Charlotte Schiller an den Augen zu leiden begann, ſo daß ihre Briefe kaum mehr lesbar wurden und ſie ſich ſchließlich zum Schreiben einer dritten Hand bedienen mußte. Ihre Briefe reichen bis ins Jahr 1824, Cotta's bis 1825, ein Jahr vor dem Tod ſeiner Freundin. Sie bilden nicht nur gewiſſenhafte Berichte über die Vorgänge im engern Kreis der beiderſeitigen Familien, ſondern ſie ſind auch treue Spiegel der Ereigniſſe im großen öffentlichen Leben. Charlotte, ſtets die Trauer um den geliebten Todten im treuen frommen Herzen tragend und eiferſüchtig über die Reinhaltung ſeines Andenkens wachend, erweist ſich darin als die liebende, für die Erziehung und Bildung, die Zukunft und das Wohlergehen ihrer Kinder unermüdlich beſorgte Mutter, als eine theilnehmende Freundin und als hochherzige, opfermuthige Tochter ihres Volkes. Rührend iſt, wie ſie einmal wegen des Vorwurfs des Vormunds ihrer Kinder, des Raths Völkel, daß ſie eine zu gute Mutter ſei, und daß die Studienzeit ihrer Söhne zu viel Geld verſchlungen habe, ſich gegen Cotta entſchuldigen zu müſſen glaubt: Alles, was ſie gethan, ſei mit Ueberlegung geſchehen; ſie habe gemeint, nichts verſäumen zu dürfen, was zur Ausbildung ihrer Söhne dienen könnte. Wenn ſie einſt tüchtig und brauchbar ſeien, würden ſie in ihren Dienſtverhältniſſen für Das entſchädigt werden, was von ihrem Vermögen aufgeopfert worden. Auch habe ſie es nicht für gut gehalten, den friſchen Muth durch kümmerliche Eintheilung zu hemmen; denn die Jugend ſei ja die einzige glückliche, ſorgenloſe Zeit des Lebens. Ungemein ergreifend ſind Charlottens Briefe, als ihre Söhne ſich bei der Volkserhebung im

---

[1] Ueber die Pläne Goethe's zu einer Todtenfeier für Schiller, zunächſt einer Vollendung des Demetrius, vgl. ſeine Annalen unter dem Jahr 1805.

[2] „Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und ſeinen Freunden bereitet hätte.“ (Goethe's W. in 40 Bd. 27, 105.)

[3] sic.

[4] Der nächſte Brief Goethe's, in welchem dieſe Sache zur Sprache kommt, iſt das S. 614. N. 2 mitgetheilte Schreiben aus Lauchſtedt, 31. Juli, mit welchem der Epilog zu Schillers Glocke überſandt wurde.

Jahr 1813 ſich der großen Sache des Vaterlandes anſchließen wollen und ihr Herz den ſchweren Conflict zwiſchen Mutterliebe und Patriotismus zum Austrag bringen muß. Und ſpäter, als der Anſtellung ihrer Söhne im Weimariſchen ſich übermächtige feindliche Einflüſſe am Hof Karl Auguſts entgegenſtellten, gegen welche ſelbſt die Huld der Großherzogin und die freundliche Fürſprache der noch von Schiller durch die Huldigung der Künſte gefeierten Großfürſtin ſich unwirkſam erwieſen, bleiben ihre Klagen, wie tief verwundet auch ihr Mutterherz war, fern von aller verletzenden Bitterkeit in den Grenzen des Maßvollen. Von welch überſtrömendem Dankgefühl zeugen ihre Briefe, als erſt Karl, durch gemeinſame Verwendung der weimariſchen Erbgroßherzogin bei ihrer Schweſter Katharina von Württemberg und Cotta's, in Schwaben als Forſtbeamter, und Ernſt durch Vermittlung W. v. Humboldts und des Generals L. v. Wolzogen in Köln als Kollegialrichter Anſtellung findet. Mit mütterlichem Stolz berichtet ſie ihrem Freunde, Ernſt ſei bei ſeiner Anweſenheit in Berlin im Jahr 1824 vom Juſtizminiſter und allen Räthen mit der größten Wärme nicht allein des geliebten Vaters, ſondern auch ſeiner eigenen Tüchtigkeit wegen aufgenommen worden; der Juſtizchef habe ihn dem Miniſter mit den Worten vorgeſtellt: „Er iſt einer unſerer beſten Inſtruktionsrichter in den Rheinprovinzen"; und als er darauf nach Weimar gekommen, wo ſein Erſcheinen „ordentlich Epoche gemacht" habe, hätten ihn der Großherzog und die Großherzogin, die ehmals ſein Weggehen aus Weimar getadelt, aufs Redlichſte ausgezeichnet. Mit innigſtem Danke war ſie Schwaben, dem Vaterland Schillers, zugethan, das deſſen Andenken in ſo hohen Ehren hielt und ihrem geliebten Karl eine neue Heimath und angenehme und wohlwollende Dienſtverhältniſſe geboten hatte.

In gleichem Maß, wie die Bedeutung Cotta's in der politiſchen Geſchichte ſeines engern Vaterlandes, wächst auch ſein Bild, wie es uns aus den Briefen von und an Charlotte Schiller entgegentritt. Aber welche Rolle ihm auch in der öffentlichen Wirkſamkeit zugewieſen war, gegen Schillers Wittwe und Kinder blieb er, ſeinem gegebenen Worte getreu, unverändert der brave, treufeſte, hülfbereite und hülfreiche Freund. Ein herzliches Gaſtrecht waltete zwiſchen beiden Häuſern, und Freude und Leid der einen Familie wurde in der durch die vertrauteſten Bande verknüpften befreundeten mit gleich inniger Theilnahme aufgenommen und getragen. In allen Anforderungen, die das fortſchreitende Leben und deſſen wachſende Bedürfniſſe an die Familie des Dichters ſtellten, fand dieſe bei ſeinem überlebendem Freund ein vorahnendes Verſtändniß; nie that ſie eine Fehlbitte; in allen Anliegen war ſie ſeiner einflußreichen und wirkſamen Unterſtützung ſicher.

Im Nachſtehenden folgende einzelne Auszüge aus dem gegen 300 Nummern umfaſſenden Briefwechſel.[1]

12 Juni 1805 (Ch. Sch.). Die Copie, die ich eben von dem kleinen Gedicht an Hrn. v. Mecheln machte, hat mein Gemüth bewegt.[2] Der alte lebendige Mann machte Schiller Freude vorigen Winter, er ſprach ſo lebendig von der Schweiz mit ihm, ſah ſeine Kupfer mit großem Intereſſe, freute ſich, die Gegenden zu ſehen! und nun!.. Die Räthſel zu Turandot, die ungedruckt ſind, lege ich auch bei für den Damenkalender.[3]

21 Juni 1805 (J. F. C.). Ja wohl, verehrungswürdigſte Freundin, haben Sie ſchön geſagt: „Glücklich, wer hoffen kann!" Leider iſt auch für uns das Hoffen vorbei, unſer guter Adolf hat nach einem harten Anfall am Tage, wo Sie an mich ſchrieben, vollendet... Seine letzte Unterhaltung und Freude war, daß wir ihm Stundenweiſe das Reuterlied vorſingen mußten. Sie können ſich vorſtellen, mit welcher Stimmung.

2. Sept. 1805 (Ch. Sch.). Rudolf wird morgen oder vielleicht heute ſchon bei Ihnen

---

[1] Bei dieſen Auszügen iſt die Schreibweiſe und Interpunktion der Originale nicht mehr feſtgehalten.

[2] Das Gedicht: „Einem Freund ins Stammbuch", vom 16. März 1805, abgedruckt im Damenkalender für 1806, S. 64. SS. XI. S. 404.

[3] 1806 S. 61–63; SS. XI Nr. 115, N. 13. 14. 15.

intreffen.[1] Es hat mir weh gethan, ihn zu verlieren, denn es war eine Art ſüßer
Traurigkeit in meinem Gefühl, den Menſchen zu ſehen, der Schiller in den bängſten
Momenten noch die kleinen Dienſte erzeigte, die er als Menſch forderte. Es war mir,
ls ſei die Urſache warum Rudolf von uns gieng, noch aufs neue mir ſchmerzlich gegen-
wärtig... Karl zeigt jetzt eine Tiefe der Empfindung, die mir wohl macht, ſo ſehr ſie
mich auch aus Mitgefühl ſchmerzt. Aber es iſt mir lieb, dieſes in ihm zu wiſſen. Er
ſpricht mit mir noch nicht von ſeinem Vater, ich kann es noch nicht mit der Faſſung, die
mir nöthig iſt, aber mit ſeinem Freund Profeſſor Voß ſpricht er von ihm, aber immer
mit einer Heiligkeit und Rührung, daß ſelbſt der jüngere Bruder nicht zugegen ſein darf.
Dieß rührt mich innig. Er wird fühlen, hoffe ich ſicher, was ſein Vater war... Goethe
ſt jetzt zurück von ſeiner Reiſe[2] und iſt geſünder und ſtark im Gemüth, ich habe ihn
inigemal geſehen, und er kann jetzt mit Faſſung mich ſehen. Sein Umgang iſt mir wohl-
huend, er ſpricht über wiſſenſchaftliche Dinge mit uns und Naturgeſchichte. Es ſcheint,
r hat jetzt mehr als je das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, und ich höre ihn gern. Es that
ir ſeiner ſelbſt willen weh, daß ich ihn nicht ſah, denn es zeigte mir, daß ſein Gemüth
och nicht ſo gefaßt war, als es ihm gut iſt. Es iſt ja das einzige, was uns bleibt, mit
nſern Freunden zu leben und in der Erinnerung an das, was wir verloren. Ueber
Schiller hat er mir noch nicht geſprochen, aber ich fühle, daß ſein Andenken ihm nahe iſt,
nd daß es ihm auch ſchmerzlich, doch aber wohl iſt mich zu ſehen.

21. Sept. 1805 (J. F. C.). Rudolf iſt glücklich 14 Tage vor Ihrem Brief ange-
ngt und hat mir eine rührende Freude durch ſeine Ueberraſchung bewirkt. Er hat ſich
chon in Alles gefunden, und ich hoffe, er ſei ſo gern bei mir, als ich ihn gern habe.
lbends laſſen wir uns Schillers Gedichte ſingen[3] und verfallen dann in eine ſchwer-
üthige Stimmung. Ach, theuerſte Freundin, wenn ich die Herausgabe der ſämmtlichen
Werke noch erlebt und dadurch in etwas für Ihre lieben Kinder geſorgt habe, dann
öchte ich gar zu gerne heimkehren, wo uns nur allein wohl werden kann.

11. Oct. 1805 (J. F. C.). Daß Sie Goethe öfter ſehen, freut mich innig, ich habe
s zu oft und zu vielſeitig von ihm erfahren, wie groß ſeine Verehrung und Liebe zu
chiller war. Ich habe nun auch ſeine Werke übernommen und ſchwimme ſo im Sturm
eſes ſchrecklichen Ungewitters dahin, habe aber alles ſo eingerichtet, daß meine Freunde
ch bei dem größten Unglück nichts befahren können.

18. Novemb. 1805 (Ch. Sch.). Eine freundliche ſchöne Erſcheinung hatten wir hier,
aiſer Alexander kann einem noch Muth und Vertrauen einflößen auf die Menſchheit...
ch habe den Wohlklang ſeiner ſchönen Stimme noch tiefer gefühlt, da er mir mit Rüh-
ng über Schiller ſprach... Carl rührt mich oft tief, heut hat er mit Rudolfs Vater
rzlich geweint, der gute Mann liebte Schiller mit Wärme... Wie ſelten war dieſe Güte,
nbefangenheit und Liebenswürdigkeit, mit der er in jedes einzelnen Menſchen Lage und
ntereſſe ſich denken konnte und immer mild und freundlich ſich und ſeine Schmerzen ver-
ß. So ſchmerzlich es mir iſt, wenn meine Kinder weinen, ſo thut es mir doch wohl,
ß ſie fühlen, was ſie zu beweinen haben. Die Knaben ſind gar gute Weſen, ſo ſorg-
m für mich, auch die kleine Schweſter lieben ſie zärtlich, und es rührt mich oft, wenn

---

[1] Cotta hatte Schillers langjährigen treuen Diener in Dienſt genommen. Es iſt rührend, wie er
bei Charlotte Schiller nach deſſen kleinen Bedürfniſſen erkundigte, damit er bei ſeiner neuen Herrſchaft
hts vermiſſe. Rudolf konnte ſich indeß nicht angewöhnen, ſchied im März 1806 wieder aus dem Cotta'-
n Hauſe und trat als Diener in die Kanzlei der Erbprinzeſſin von Weimar ein.

[2] Goethe war am 3. Juli nach Lauchſtädt und zwiſchen hinein nach Halle zu Wolf gegangen und
chte dann mit dieſem vom 14. bis 25. Auguſt den Beſuch bei Beireis in Helmſtädt und beim tollen Hagen.
Goethe erſt nach dem 5. Sept. von Lauchſtädt nach Weimar zurückkehrte, wird auch das Datum des
iefs, der am 19. in Tübingen eintraf, ſpäter zu ſetzen ſein, als auf den 2. Sept.

[3] Rudolf hatte auf Cotta's Bitte ſeine Guitarre mitgebracht.

ich ſehe, welche Vorſicht ſie brauchen: ſie führen ſie, tragen ſie mit der größten Liebe. Emilie hat ganz den wohlwollenden Ausdruck ihres Vaters, und ihre Züge werden ihm immer ähnlicher.

1. Dez. 1805 (J. F. C.). Mit dem „Theater“ geht es raſch vorwärts: haben Sie von Kabale und Liebe kein Manuſcript, worin einiges verbeſſert wäre, oder nur einen erſten Abdruck? Iſt von Wallenſtein nicht ein verbeſſertes oder corrigirtes Exemplar da? Soll man das Soldatenliedchen[1] nicht aufnehmen?

10. Jan. 1806 (Ch. Sch.). Ich habe Übereinkunft getroffen, daß ich meine Einquartierung außer dem Hauſe anbringen konnte. Aber die Unkoſten muß ich wohl tragen und habe gewiß ſeit ein paar Monaten den König von Preußen eine Compagnie erhalten … Es finden ſich keine Verbeſſerungen und Aenderungen der Manuſcripte, und ich glaube, es war Schillers Intention, die alten Sachen zu laſſen, wie ſie einmal waren. Die Ausgabe von Kabale und Liebe, die ich habe, iſt von Ihnen, es iſt die Mannheimer, bey Schwan und Göz von 1802. Von Wallenſtein iſt nichts anderes im Manuſcript zu finden. Das Soldatenlied haben Sie völlige Freiheit aufzunehmen. Goethe war auch einige mahl dieſen Winter krank, doch iſt er wieder ſo wohl, daß wir Mittwoch früh bey ihm waren. Seine Vorleſungen ſind ſehr bedeutend. Seine Blicke ſind einzig, ſo tief und reich.

17. Februar 1806 (Ch. Sch.). Unſere Gaſte haben uns verlaſſen, ich habe viele gute Menſchen kennen lernen … ſie haben mir und dem Ort, wo Schiller wohnte, Aufmerkſamkeit aller Art gezeigt. Wie würde Er ſelbſt dieſen Menſchen erſchienen ſein! Dieſe Zeit würde ſein Gemüth tief geſchmerzt haben! und wie es mich ſchmerzt, würde er es auch empfunden haben, ſo wenig Energie, Würde und Feſtigkeit unter der Nation zu finden. Ich habe mir ſonſt ſo viel gewußt, eine Deutſche zu heißen!

28. März 1806 (Ch. Sch.). Goethe iſt jetzt recht heiter, ſeine Anfälle kommen leider regelmäßig, und er hat viel Schmerz dabei, doch ſah er beſſer aus als lange nicht, und man ſah ſeinen Zügen an, daß ſie lang keinen Schmerz empfunden hatten. Stark hofft viel vom Karlsbad, wo er ſchon voriges Jahr hätte hingehen ſollen, aber dieſes Jahr gewiß hingehen wird.

9. Nov. 1806 (Ch. Sch.). Mein Herz trieb mich wieder [von Rudolſtadt] hieher, wo ich manches erlebt habe, was ich nie wieder zu erleben hoffe … Es muß mir gut ſein, weil es ſo iſt, daß ich zu ſo vielen Erfahrungen aufbewahrt bin; aber ich hoffe nicht, daß der geliebte Geiſt meines Freundes ſich unzufrieden mit mir weggewandt hätte, wenn er an den Begebenheiten des Lebens ſo nahen Antheil nehmen könnte.

26. Dez. 1806 (Ch. Sch.). Demetrius kann nie ein intereſſantes Ganzes werden, mehr zum Kunſtſtudium, als zum Genuß der großen Leſewelt, und in der Ausgabe aller hinterlaſſenen Schriften würde er, wie mich dünkt, den beſten Effekt machen.

30. Januar 1808 (Ch. Sch.). Ein anderes Anliegen habe ich, welches das Leſen des Morgenblatts bei mir erweckt hat. Ich finde es indiskret von Madame Huber, daß ſie Schillers Briefe drucken läßt, ohne vorher mir eine Frage zu thun.[2] Ich hebe die Briefe, die ich von Huber vorgefunden, ſorgfältig auf und werde ſie nur hergeben und in ihre Hände, wenn ich Schillers Briefe zurück habe. Ich geſtehe überhaupt, daß ich meinem Gefühl nach nicht gern ſolche perſönliche Verhältniſſe vor ein größeres Publikum gebracht ſehe und zumal in keinem Zuſammenhang. Ich finde, daß man aus einzelnen Bruchſtücken in einer Welt, die ſo oberflächlich genug urtheilt, nur Gefahr läuft, ver-

---

[1] Das Lied: „Es leben die Soldaten“, mit welchem das „Lager“ eröffnet wurde. Es rührt zum größten Theil von Goethe her. Vgl. SS. XII. 12.

[2] Bis zum 20. Jan. 1808 waren im Morgenblatt veröffentlicht: Schillers Brief an die 4 Leipziger Freunde und Freundinnen, Mannheim, 7. Dez. 1784 (1807, Nr. 313), Brief an Huber, Mannheim 25. März 1785 (Morgenbl. 1808, Nr. 8.)

kannt zu werden. Als Beiträge zu einer Charakteriſtik finde ich es ſehr angemeſſen, einen Menſchen wie Schiller von allen Seiten kennen zu lernen. Aber dazu iſt die Zeit nicht und die Nation nicht mehr, die erſten heiligen Eindrücke einer ſchönen Natur rein auszudenken, Einzelne werden es tief fühlen, aber der größere Theil wird es nicht leſen, und noch ein anderer Theil kritiſiren. Man muß Schillers einfaches Weſen ganz kennen, um jede naive Aeußerung ſo tief auffaſſen zu können, als es ſein Geiſt werth war, aber wenn Madame Huber ſolche Dinge aushebt, wie in dem zweiten Brief,[1] wo Schiller über ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe ſich zu ſcherzen erlaubt, ſo muß ſie ihn ſelbſt niemals durch ihren Mann (denn ſie ſelbſt kannte ihn nicht) von der rührenden hohen Seite ſeines Weſens haben kennen lernen, ſonſt würde ſie es fühlen wie ich, daß man, auch nur menſchlich betrachtet, dieſe Züge wohl in ein ganzes Tableau von ſeinem Charakter aufnehmen könnte, aber nicht als ein einzelnes für ſich beſtehendes Ganze. Ich lege es Ihnen ans Herz und bitte Sie, es in Zukunft lieber abzuwenden. Die Briefe an Dalberg, die von Schillers äſthetiſcher Bildung zeugen, ſind zu ſolch einem Zweck viel tauglicher, ob ich wohl auch freimüthig bekennen möchte, weil ich zu Ihnen als einem Freund ſpreche, der mich verſteht, ſo möchte ich ſie auch lieber in einer ganzen Sammlung ſehen. In ein Journal, dünkt mir, ſollten nur Erſcheinungen des Geiſtes gehören, die den Moment bezeichnen, und Sachen, die ein Ganzes bilden, es ſei auch noch ſo klein. Ob die Huber auch den erſten Brief, der eigentlich an Körners gerichtet war, mit Körners Bewilligung mittheilt, möchte ich wiſſen? Uebrigens lege ich Ihnen dieſe Gedanken ans Herz und bitte Sie nur für mich und Schillers nähere Freunde, in Zukunft dieſen Mittheilungen vorzubeugen. Sie helfen dem Ganzen gar nichts und ſchaden vielleicht in Zukunft. Auch möchte ich, wenn ich mein Herz frage, durch ein anhänglicheres Herz an Schiller und Körner dieſe Verhältniſſe bekannt werden ſehen, als durch dieſe Hand, die keinen guten Willen haben kann; ſie hat allen Verſtand und alle Bildung, zu fühlen, was Schiller als Dichter und Schriftſteller war, aber in den menſchlichen Verhältniſſen möchte ich ihre Hand nicht die Feder führen laſſen. Ich rechne auf Ihre Freundſchaft bei dieſen Geſtändniſſen, die mir aus dem Herzen kommen, weil ſie das Heiligſte, was in mir lebt, berühren, das Andenken unſeres Freundes. Es könnte mir nicht leicht Jemand zu glänzende Farben auftragen, wenn von einer Schilderung ſeines Weſens die Rede wäre, aber doch fühle ich, auch ohne den Enthuſiasmus geſprochen, den ich in mir berge, daß nur wenig Menſchen über Schiller ſprechen können und es würdig ſind. Solche Blicke in ſein Weſen und Treiben ſehe ich eben wie einen Verſuch an, ſeinen Charakter zu enträthſeln, und dieſes Geſchäft möchte ich nur Körners Händen eigentlich anvertrauen, wenn ich es beſtimmen könnte.

31. Jan. 1808 (J. F. C.). In Hinſicht auf die Briefe von Schiller an Huber habe ich ſogleich, als die erſten Briefe im Morgenblatt abgedruckt waren, an die Redaktion geſchrieben, nichts mehr aufzunehmen, ohne daß ich vorher davon belehrt worden wäre, da ich entfernt nicht dulden könne, daß auch die leiſeſte Empfindlichkeit bei Ihnen erregt würde. Ich habe nun alle Briefe in meinen Händen, und es bedarf nur ein Wort, ſo bleiben ſie auch von Mad. Hubers Seite ungedruckt. Es wäre aber doch für einzelne Schade, die ganz allgemein verfaßt ſind und unſern verewigten Freund auf einer ſeltenen Seite zeigen, wenn ſie ungedruckt blieben — ich laſſe ſie daher abſchreiben und ſchicke Ihnen dieſe Abſchriften, damit Sie ſodann über den Druck oder Nichtdruck entſcheiden mögen. Schiller hat ſo viele Verehrer, daß man allgemein mit dem größten Intereſſe jene Briefe las. Der erſte Circularbrief[2] iſt von Huber in Abſchrift beigelegt.

19. Febr. 1808 (J. F. C.). Hiebei, meine verehrungswürdige Freundin, die Briefe unſers Verewigten an Huber — und zwar im Original, denn ich wollte ſie ungeweihten

---

[1] Wiederabgedruckt im Schiller-Körner'ſchen Briefwechſel, 2. Aufl. I. Bd. S. 13—16.

[2] Mannheim, 7. Dez. 1784.

Händen nicht zu copiren anvertrauen, und mir ſelbſt fehlte es an Zeit. Prüfen Sie nun und entſcheiden Sie! Haug[1] hat mit einem Strich diejenigen Briefe bemerkt, die er ganz annehmbar hält, mit einem Kreuz diejenigen, die nur theilweiſe gegeben werden konnten. Allein von Ihnen hängt das Ganze ab, und zum Beweis, wie hierüber auch Madame Huber denkt, ſo hat ſie mir die Briefe geſchenkt[2] und freie Willkür gelaſſen — ich wünſchte, Sie ſchenkten mir nun Hubers Briefe, und ich wollte dann das Ganze als ein ſeltenes Heiligthum bewahren. Sie werden bei der Prüfung immer vor Augen haben, daß unſer verewigter Freund der ganzen Welt angehört, daß man mit Begierde Alles, was von ihm kam, verſchlingt und daß alſo bloß das Perſönlich-Bezügliche uns bewegen ſollte, die Publicität zu vermeiden. Da wir im Morgenblatt mit zwei Briefen den Anfang machten und mehrere verſprachen, einige darunter aber gewiß der Art ſind, daß ſie gegeben werden können und ſollen, ſo bin ich auf Ihr Urtheil und Entſcheidung ſehr begierig.

6. April 1808 (Ch. Sch.). Ueber die heiligen Zeilen aus Schillers Feder war ich zu gerührt, um Ihnen anfänglich etwas zu ſagen. Aber eine Bitte habe ich, wollen Sie die Madame Huber bitten, daß ſie es gutheiße, wenn ich Ihnen Hubers Briefe auf Ihrer Reiſe zu uns einhändige, ſie ſind alle geſammelt. Aber da ich ſie nicht als mein Eigenthum anſehe, ſo muß ich erſt ihrer Genehmigung gewiß ſein.

7. Juni 1808 (J. F. C.). In Stuttgart, wo mich meine Familie abholte, verlebte ich mit Dannecker, Rapp und Haug einen vergnügten, rührenden Abend! Dannecker weihte ſeinen Antikenſaal ein, in dem die Büſte unſers verewigten Freundes eine ſchöne Stelle einnimmt. Er war der Hauptpunkt unſerer Unterhaltung, und als zwei der geſchmackvollſten Tonkünſtler „Freude, ſchöner Götterfunken“ uns vorſangen, wer konnte da die Thränen der Wehmuth, Verehrung, Sehnſucht zurückhalten? Ach, er lebt ewig unter uns!

9. Febr. 1809 (Ch. Sch.). B. Conſtant hat die Artigkeit gehabt, mir ſeinen Wallenſtein zu ſenden. Kein anderer wie er kann das Ganze ſo auffaſſen und ſo wiedergeben, das bin ich überzeugt, aber die Nationen ſind in ihren Kunſtanſichten zu verſchieden. Ich habe es aufgegeben, zu hoffen, daß man je gegen Produkte fremder Schriftſteller gerecht ſein wird, weil die Ideen zu ſehr verſchieden ſind, die bei dem Erfinden ſelbſt zur Baſis dienen ... Als Poeſie iſt es ſehr ſchön, und manche Stellen ſind prächtig. Da der Bearbeiter ſo viel Verſtand hat, ſo ehre ich auch ſeine Gründe, aber zuweilen hätte ich wünſchen mögen, daß er den Charakter des Wallenſtein ſelbſt mehr durch leiſe Züge angedeutet hätte. Denn es iſt ein anderer Wallenſtein, als den ſich Schiller dachte.

2. März 1809 (J. F. C.). Baggeſen war gerade bei mir und las mir B. Conſtants Wallenſtein vor — das Stück rührte uns in einigen Scenen bis zu Thränen, ſei's, daß wir unſern Wallenſtein mit hinein trugen, oder ſei's wirklich das Verdienſt Conſtants. Denken Sie ſich mein Erſtaunen, als ich hierauf Reinbecks Recenſion im Morgenblatt las — ich war tief betrübt, und als ich ihm meine Meinung freundlich öffnete, war dieſer Menſch wie beſeſſen — ich hatte großen Verdruß, wahren Kummer. Mich hat daher Ihre Aeußerung innig gefreut, um ſo mehr als ich wegen dieſes Streites mit Reinbeck gegen Baggeſen voraus verkündete, Sie würden gewiß ſo urtheilen, wie Sie — ich darf es wohl ſagen — wörtlich urtheilten ... Wenn doch Goethe mit ſeinem Roman herausrückte, anfangs ſagte er's mir zu, nun iſt er aber wieder abgeneigt, ihn ſogleich zu publiciren.

22. Aug. 1809 (J. F. C.). Was macht denn Körner mit den Schriften des Verewigten — ich höre gar nichts von ihm. Auch Goethe hat mir ſeit meiner Anweſenheit nicht geſchrieben.

---

[1] Mitredakteur des Morgenbl.

[2] Dieſelben ſind ſeitdem Eigenthum der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

20. Okt. 1809 (J. F. C.). Goethes Wahlverwandtſchaften, die ich leider noch nicht ganz beſitze, ſind mir ein Schatz von Weisheit, ein wahres Lebensbuch wie Alles von Goethe. Aber nun müſſen wir doch ernſtlich an die Herausgabe denken, beſonders wegen der fatalen 3 Nachdrucke, 2 in Wien und 1 in Cöln; ich habe zu dieſem Ende in dem Meßkatalog eine Anzeige gemacht, und es iſt gewiß gut, wenn wir nun bald anfangen.

27. Okt. 1809 (Ch. Sch.). Ich hoffe, daß, wenn wir uns künftiges Jahr ſehen, wir uns über Ihre Ideen über die große Ausgabe beſprechen und entſcheiden werden, oder ſoll es früher geſchehen? Körner iſt jetzt auch durch viele Begebenheiten in ſeiner Thätigkeit dieſe Zeit über gehemmt geweſen, ich werde ihm bei der erſten guten ſichern Gelegenheit noch Manuſcript ſchicken zum Durchſehen. Es iſt recht gut, daß Sie einſtweilen die Menſchen durch die Ankündigung aufmerkſam machten ... Wiſſen Sie Details über die Krankheit und den Tod der Schelling,[1] ſo ſagen Sie mir etwas. Ich glaube wohl, er wird ſie beklagen, denn er iſt eines der menſchlichſten und weichſten Gemüther. Aber für manche ſeiner Freunde iſt es doch, als wäre ein Gefeſſelter befreit.

16. Nov. 1809 (J. F. C.). Vom Tod der Frau Schelling weiß ich nichts Näheres, als daß ſie einer epidemiſchen Ruhr unterlag — ihn habe ich geſprochen und ſehr niedergeſchlagen gefunden — er hat viel an ihr verloren, da er einmal mit ihr verbunden war ... Wenn Körner nur den Entwurf der Werke, wie ſie herauskommen ſollen, bald machen möchte!

27. Nov. 1809 (Ch. Sch.). Goethe iſt jezt wieder friſch und kräftig nach ſeinem letzten Anfall vorigen Sommer, und Meyer verſicherte mich neulich, daß er ihn beinah ſeit zehn Jahren nicht ſo aufgeregt und kräftig geſehen habe. Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen! Er iſt ſo mittheilend und inſtruktiv jetzt und ſpricht ſich gern aus — dadurch gibt er uns allen Freude und Troſt. Alle Sonntag Morgen hat er Muſik bei ſich, wo wir Damen dazu geladen, übrigens ſehe ich ihn im kleinen Cirkel alle-Woche, wo er lieſt und ſich mittheilt über Alles, was ihn eben intereſſirt. So eine Erheiterung des Geiſtes iſt jetzt mir doppelt wohlthätig, denn mein Herz iſt oft zerriſſen von dem ungewiſſen traurigen Schickſal meiner geliebten Verwandten ... Ich fürchte, es dauert nicht lang mehr mit meinem Schwager, nach den neuern Briefen heute.[2] Alsdann wird meine Schweſter müſſen zurückkommen, dann wollen wir auch die Conferenz, die Körners Ausarbeitung betrifft, nicht verſchieben. Er hat noch Papiere von mir zu erhalten über das Trauerſpiel die Malteſer, die ich ſchon längſt ſenden wollte, durch einen Mißverſtand nahm der Mahler Kaaz das Paket nicht mit.

14. Dez. 1809 (J. F. C.). Wir hatten letzten Sonntag hier — ich ſchreibe dieß in Stuttgart — eine große Freude, da Wallenſteins Lager zum erſten mal und recht brav gegeben wurde.

26. Aug. 1810 (Ch. Sch.). Körner hat mir neulich geſchrieben. Er wünſchte ſehr nähere Nachrichten über Schillers Leben in Stuttgart, ſeine Erziehung in der Akademie, ſein Leben nachher dort und ſeine Entfernung aus Würtemberg, vielleicht könnte Peterſen oder Haug noch Data angeben. In Mannheim[3] ſah ich Schillers älteſten Freund, Geheimerath Klein. Dieſer zeigte mir im Theater ſeinen Platz! es war mir ſo ein traurig wehmüthiger Anblick — dort wurden die Räuber zuerſt gegeben.

15. Febr. 1811 (Ch. Sch.). Ich wollte Sie, verehrter Freund, ſchon längſt fragen, wie es mit der Biographie Schillers von Peterſen ausſieht. Mein Wunſch und Rath wäre, daß Alles an Körner vorher geſchickt würde, ehe es gedruckt wird. In der Biographie, die Körner ſchreiben wird, wird dieſe keine Aenderung bewirken, weil Körner und Peterſen ganz verſchiedene Zwecke und Anſichten haben. Aber wenn es Ihre Plane

---

[1] Am 7. September zu Maulbronn.

[2] Er ſtarb am 17. Dez.

[3] Charlotte Schiller war im Sommer 1810 in Heidelberg zu Beſuch.

nicht ſtört, ſo wäre es doch beſſer, Körner ſähe ſie nur als Material an und benützte daraus, was er brauchbar fände; denn ich geſtehe, die Proben, die ich davon im Morgenblatt ſah, haben mir ſchon einige Zweifel erregt, weil er die Charaktere der Eltern ganz unwahr nahm. Ich möchte, er ſammelte ſeine Erinnerungen der Jugendjahre, die er mit Schiller durchlebt hat, damit ein Anderer dieſe Data ordnen könnte. Denn ich geſtehe, daß ich wohl glaube, daß Körner Schiller am beſten in der Welt kannte, weil ſich beide in einer Periode ihres Lebens fanden, wo die erſte Jugendbildung ſchon vorüber und der Geſchmack wie das Urtheil ſich geläutert ... Seine eigene Lage, der Kampf mit den vielen Hinderniſſen hatte Schiller mehr noch gebildet, als ſeine frühern Umgebungen, und dieſen Weg des Geiſtes machten ſeine ſchwäbiſchen Freunde nicht mit ihm. Denn ſo ſehr er ihren Geiſt und Talent ſchätzte, ſo fand er ſich doch bei ſeinem letzten Aufenthalt in Schwaben nur mehr in der Erinnerung glücklich, und deswegen ſchätzte er ſeine Freunde innig, obgleich ſein Genius ihm eine andere Bahn vorgezeichnet hatte. Von Scharfenſtein denke ich mir wohl auch, daß er ſich täuſcht und richtigere Data zu haben glaubt als er hat ... Wenn es einen zweiten Dannecker gäbe! der ſo ſeinen Geiſt aufzufaſſen vermöchte und darſtellen in Worten!

22. Mai 1811 (Ch. Sch.). Dieſer Monat iſt mir immer ſo ſchmerzlich! In dieſem Jahr doppelt, denn ſogar der Tag war derſelbe, an dem er uns entriſſen wurde... Goethe ſchrieb mir ein Billet an dieſem Tage, einen Auftrag![1] Aber er hatte auch den Datum vermieden. Aus manchen Aeußerungen in ſeinen Geſprächen fühlte ich in dieſer vergangenen Zeit tief, wie er eigentlich niemals wieder Jemand findet, der ihm Schiller erſetzen kann, wie er trauert, daß er ohne dieſe Art von Mittheilung ſein und leben muß.

19. Juli 1811 (Ch. Sch.). Goethe iſt glücklich aus Karlsbad wieder in Jena angelangt, wir haben ihn beſucht, er iſt fleißig, und wenn er in Jena iſt, iſt er immer produktiv. Ich habe ihm müſſen den Aufſatz von Körner über Schillers Leben bringen. Noch weiß ich nicht, was er dazu ſagt, Körner hat ſich ganz ſeinem Urtheil unterworfen.

26. Juli 1811 (J. F. C.). Körners Plan nach ſollen die Werke 12 Bände füllen, die ſo ziemlich wie Goethes Werke ausfallen möchten, und da dächte ich, da Sie ein Wort für den Vormund wiſſen müſſen,[2] wir ſetzten zunächſt den nämlichen Maßſtab wie bei Goethe feſt, zehntauſend Thaler ſächſiſch. Das Uebrige findet ſich ſeiner Zeit unter uns. Ich glaube, Sie trauen mir gewiß das Mögliche von Rechtlichkeit zu.

2. Sept. 1811 (Ch. Sch.). Ich habe Körner wie auch dem Vormund meiner Kinder Ihr Anerbieten mitgetheilt, und Beide glauben wie ich, daß wir alles Vertrauen in Ihre Handlungsweiſe ſetzen können. Sie wiſſen es von mir ohne meine Verſicherungen. Der Rath Völkel hat mir hierüber ein Billet geſchrieben, welches ich Ihnen mittheile.[3] Sie wiſſen wie er, daß in ſolchen Verhandlungen die Form der Verhältniſſe wegen beobachtet werden muß, ich trage alſo kein Bedenken, Ihnen dieſes Billet zu ſenden, da er ſo gut nach Erwägung ſeiner Pflicht als Vormund der Kinder ſeine Gedanken vorträgt.

24. Sept. 1811 (J. F. C.). In Hinſicht des Verlags der ſämmtlichen Werke theile ich ganz die Meinung Hrn. Völkels und ich bitte, ihn zum Aufſetzen des Contrakts zu veranlaſſen, den ich mit Vergnügen unterſchreibe. Richten Sie die Zahlungstermine ganz nach Ihrer Convenienz ein, mir iſt Alles recht.

27. März 1812 (J. F. C.). In der Anlage ſende ich Ihnen, ſchätzbarſte Freundin, einige Exemplare der erſten Lieferung von unſers Verewigten Werken.

29. Dez. 1813 (Ch. Sch.). Auch mein Herz bringt ein Opfer, das ich ihm hoch an-

---

[1] Vermuthlich das Billet auf S. 250 u. 251 des II. Bandes von Charl. Schiller und ihre Freunde.

[2] Charlotte Schiller hatte im Namen des Raths Völkel, des Vormunds ihrer Kinder, wegen der ſämmtl. Werke und ihrer Berechnung angefragt.

[3] Es liegt dem Brief bei; Hr. V. nimmt die angebotene Summe an, bittet Cotta, die näheren Bedingungen anzugeben, und ſchlägt vor, nach erfolgter Einigung einen Contract abzuſchließen.

rechne, aber dabei die Pflicht, die heilige Pflicht tief fühle. Carl wird einige Jahre ſeines Lebens den Militärdienſt ergreifen, nach ſeiner Neigung hätte er ihn ſchon voriges Frühjahr gewählt, aber er hat ſich in meine Wünſche, in die Rückſichten, die er als älteſter Sohn der Familie hat, mit Gutmüthigkeit ergeben. Doch jetzt kann ich dieſes Opfer ſeiner Liebe für mich nicht mehr fordern. Ich fühle, was er dem Vaterlande, was er ſeiner Nation ſchuldig iſt. Schillers Sohn ſoll ſich würdig zeigen und ſich ſagen können, daß er auch ſeine Kräfte, ſeinen Willen dieſem edlen Zweck hingab.

15. Febr. 1814 (J. F. C.). Unſere Kinder werden noch das Beſſere genießen, deß bin ich gewiß. Auch uns Württembergern ſteht eine ſchöne Zukunft in Wiederherſtellung der alten Verfaſſung bevor. Sie wiſſen, wie glücklich wir bei dieſer waren und wie glücklich muß dann auch ein Regent ſeyn, wenn er zufriedene Unterthanen zu ſeinen Bürgern hat. Wahrſcheinlich wird Ihnen auch eine Flugſchrift Württembergs Recht zukommen; ſie iſt hier ſtreng verboten und mir noch unbekannt. Sie ſoll ſtarke Dinge enthalten. Was uns entzogen wurde, muß uns wieder werden, dafür bürgt der hohe Zweck der 3 edlen Monarchen.

23. März 1814 (Ch. Sch.). Meine treue alte Schwäbin, Chriſtiane Wezel,[1] iſt den 12. d. geſtorben... Schon längſt ſehnte ſie ſich nach ihrem Vaterland, und es war ein feſter Vorſatz geworden bei mir, es möglich zu machen, ſie dieſes Jahr die Reiſe thun zu laſſen, und nun hat ſie das bleibende Vaterland gefunden. Sie hat ſo viel Freude wie Schmerz mit mir getheilt und hat meine Kinder alle mit Geduld und Liebe gepflegt, ſo daß ſie wie ein Mitglied unſers Hauſes war... Carl iſt nun über den Rhein... Daß der Rhein frei iſt und gebe Gott nicht die Gränze bleibt, ſondern durch deutſche Länder künftig fließt, iſt einer meiner erfreulichſten Gedanken. Wie würde Schiller dieſe Idee bewegt und erfreut haben.

7. Febr. 1815 (J. F. Cotta aus Wien).[2] Für den Menſchenfreund iſt dieſer Congreß das traurigſte Schauſpiel. Nie mochte man noch ſo genau geſehen haben, wie leichtſinnig mit dem Wohl und Wehe von Tauſenden geſpielt wird. Das Schickſal Sachſens, das nun getheilt wird, bekümmert mich ſo tief, als wäre es das meinige. Von andern Gegenden wollen wir nicht ſprechen und uns nur mit dem Gedanken tröſten, daß dieſer Congreß das große Gute doch bewirkt hat, daß wir in vielen Staaten Verfaſſungen erhalten und alſo zum Guten fortſchreiten können. Auch die Württembergiſche gibt uns Hofnung, da ich behaupte, man müſſe mit Wenigem zufrieden ſeyn, und das Gute ſey der Weg zum Beſſern. In wenigen Tagen reiſe ich zurück.

3. März 1815 (Ch. Sch.). Während die großen Intereſſen der Welt beſeitigt werden, haben wir im kleinen literariſchen Kreis manche Fehden, und manches Halbgenie, das es auch nur zu ſein wähnt, will ſich emporſchwingen. Ich möchte Ihnen Alles erzählen können, aber nur vor der Hand bitte ich Sie, nichts aufzunehmen, was man Ihnen zuſendet, was nicht von Goethe kommt. Es ſind hier allerlei Sünden gegen den guten Geſchmack begangen worden, die man nicht aufkommen laſſen muß, die Goethe auch ſehr empört haben. Auch ſeinetwegen bitte ich Sie darum, ob er es gleich nicht weiß und dieß ganz unter uns bleibt.

21. April 1815 (Ch. Sch.). Kaum hatte ich neue Ruhe gewonnen über meine Söhne, ſo kommen neue Stürme! Carln kann ich nicht abhalten, er muß von neuem dem Ruf der Ehre folgen! Ernſt läßt ſich noch zurückhalten, doch ſchwebt mein Herz immer zwiſchen Furcht und Hoffnung, denn wenn er darauf beſtände, könnte ich ihn doch nicht mit Gewalt davon abhalten, und doch fühle ich, würde mein Herz brechen. Der Anblick der Welt

---

[1] Aus Neckar-Rems.

[2] Cotta befand ſich in Wien, um beim Congreß zunächſt für die Intereſſen des deutſchen Buchhandels thätig zu ſein. Dabei nahm er auch bedeutenden Antheil an den Bemühungen, für die Staaten des neu zu gründenden deutſchen Bundes die Errichtung ſtändiſcher Verfaſſungen herbeizuführen.

iſt ſo ſchreckhaft, welche abſcheuliche Treuloſigkeiten, welche Frevel haben wir erfahren müſſen. Die franzöſiſche Nation hat das Heiligſte im Herzen getödtet, den Glauben an Wahrheit. Wie kann man Eide ausſprechen, ohne ſie halten zu wollen? Möge Gott unſere Teutſchen ſchützen, möge er Kraft und Segen ihnen verleihen, daß ſie zeigen können, was ein Volk mit dem Glauben ans Rechte und Heilige vermag. Daß Sie für das Wohl Ihres Vaterlandes thätig ſind, freut mich. Gott ſegne alles Gute, was Sie wirken können. Württemberg iſt mir immer auch mein Vaterland, und ich rechne mich gern zu den biedern Schwaben, da ich durch Schiller daran gebunden wurde.

28. April 1815 (Ch. Sch.). Ich fürchte zuweilen, Ernſt wird ſein Vaterlandsgefühl auch nicht ruhen laſſen. Ich ehre ſein deutſches Herz, aber ich fühle auch, daß die Nation, die Schillers Andenken ſo ehrt, nicht dieſes Opfer auch von mir fordern wird. Alle meine Hoffnungen könnten zwei Kugeln vernichten, wenn ich beyde Söhne in Krieg müßte geben laſſen.

2. Mai 1816 (J. F. C.). Ein neuer ſchändlicher Nachdruck in Karlsruhe droht und bringt neuen Nachtheil; zum Theil ſollte man dieſen mindern durch eine wohlfeile Taſchenausgabe, der man durch erläuternde Anmerkungen einen eigenen Werth geben könnte. Wären Sie damit zufrieden? Und welchen Gelehrten könnte man dafür intereſſiren? Böttiger, Docen haben viele Materialien, wenn ich dieſe aufforderte und ihre Mittheilungen Ihnen zur Prüfung zuſendete? Welches Honorar würden Sie beſtimmen?

8. Mai 1816 (Ch. Sch.). Sie werden am beſten beurtheilen, ob Sie den Zeitpunkt für eine gewöhnliche Ausgabe von Schillers ſämmtlichen Werken wählen müſſen. Nur wünſche ich, daß wir keinen fremden Herausgeber nähmen, ohne Körners Einwilligung könnte es gar nicht geſchehen. Auch muß ich ſagen, daß ich keine fremden, ungleichartigen Namen mit Schiller genannt wiſſen möchte, wie der Eine Bekannte, den Sie nennen; den Andern kenne ich perſönlich und literariſch nicht, ich weiß nur, daß er exiſtirt. Auch wünſche ich nicht, daß ein Anderer als Goethe, Körner oder Humboldt, und die letztern Beiden werden ſo etwas nicht übernehmen, in Schillers Werken Einfluß und Wahl hätte, weil nur dieſe drei Männer ihn recht verſtanden. Auch finde ich meiner Einſicht nach, daß, wie die Ordnung und Eintheilung von Körner gemacht iſt, ſo ſollte ſie bleiben, ſo wünſchte ich es auch, wenn es möglich.[1]

29. Juli 1816 (Ch. Sch.). Ueber Ihre Vorſchläge der Ausgabe wegen kann ich keine Einwendungen machen, da Sie Alles laſſen wollen, wie es iſt.

24. Sept. 1816 (Ch. Sch.). Je älter meine Kinder werden, je mehr ich ſie ihrer Ausbildung nähern ſehe und ſelbſtändiger werden, je tiefer fühle ich, daß mein Tagewerk vollendet iſt und daß ich die Sehnſucht nach Dem, was ich verlor, immer ſchmerzlicher empfinde, je länger die Wunde blutet. Indem meine Kinder der Welt mehr angehören, hört meine Sorge und Leitung auf, und in ihrem kindiſchen Leben und Treiben fühlten ſie nur die Kraft der Liebe für ſie in meinem Herzen und nicht, welchen Schmerz ich in mir bewahrt. Jetzt, da ſie mich verſtehen lernen, da ſie immer tiefer fühlen lernen, welchen Vater ſie verloren, iſt es mir auch, als verlöre ich ihn von neuem ... Der Geh. R. v. Beulwitz, den Sie in Baden kennen und ſchätzen lernten, hat mir durch meine Mutter wiſſen laſſen, wie ſehr ihn Ihre Bekanntſchaft erfreut hat. Ich glaube wohl, daß Sie es wiſſen, daß er der erſte Mann meiner Schweſter war? — mir iſt es immer, als gehörte er noch zu meinen Verwandten, und obgleich die Neigungen ſich nicht gebieten laſſen, ſo ſchätze ich ihn immer und finde, daß beide durch ihre Trennung gewonnen haben in ihren Familienverhältniſſen. Die Getrennten haben ſich natürlich noch nicht geſehen und werden ſich wohl auch nie wiederſehen, doch meine Mutter und ich ſind in dem nämlichen freundlichen Verhältniß geblieben mit ihm.

10. Oct. 1816 (J. F. C.). Wenn Sie, verehrteſte Freundin, aus der Allg. Ztg

---

[1] Cotta: Antwort auf dieſen Brief iſt nicht vorhanden.

vernommen haben, in welchen Kämpfen ich mich befunden habe,[1] ſo werden Sie wohl mein langes Stillſchweigen entſchuldigen. Was Sie mir über Ihren lieben Ernſt ſchrieben und was Sie dabei angereiht haben, hat mich tief ergriffen, und ich kann mich ſo ganz in Ihre ſchwere Stimmung hineinempfinden, da auch mir durch des Verewigten Tod etwas aus meinem Leben genommen iſt. Froh kann ich nicht mehr werden ſeit jenem Verluſt. Alles, was wir ſeitdem erlebt — möchte ich nur auch ihn darüber vernehmen; und wenn vollends die Stürme perſönliche werden, ſo ſehe ich immer ſein Bild vor mir, wie er einſt als ein Weſen aus anderer Welt, da ich ihm meine perſönliche Gefahr und Entſchluß erzählt, entwickelte, wann und wo der Menſch über alle Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens ſich hinausſetzen dürfe. Ich weiß nicht mehr, ob Sie ſich dieſer Unterredung erinnern, es war, als ich mit meiner lieben Frau und Georg nach dem Geſandten Merd und einem Vorfall mit Hrn. Starray zu Ihnen kam.[1]

---

[1] Cotta war nach ſeiner Rückkehr vom Wiener Kongreß vom Oberamtsbezirk Böblingen zum Abgeordneten in die württembergiſche Ständeverſammlung gewählt worden, welche eine Verfaſſung für das Land zu berathen hatte, und war mit unter den Erſten, welche die alten Rechte des Stammlandes zurückverlangten. Beim Ausbruch der Verfaſſungsſtreitigkeiten trat er auf die Seite der Partei des Freiherrn v. Wangenheim. Ueber die Scene, auf welche er in ſeinem obigen Schreiben anſpielt, gibt Nr. 282 der Allg. Ztg. vom 8. Okt. 1816 Aufſchluß. Die ſtändiſche Unterhandlungskommiſſion hatte den Entwurf einer Heerverfaſſung ausgearbeitet, welcher von den königlichen Deputationsmitgliedern als unannehmbar zurückgewieſen wurde. Cotta glaubte nun, die Ständeverſammlung ſei ſich ſelbſt die Erklärung ſchuldig, daß dieſer Plan, welcher unter Anderem für die gebildeten Stände die Befreiung von der Militärpflicht verlange, nie ihre Genehmigung erhalten habe, ſondern nur von den ſtändiſchen Commiſſarien herrühre. Es dürfe nicht den Anſchein haben, als wolle die Landesverſammlung eins der wichtigſten Volksrechte — die Gleichheit vor dem Geſetz, welchem der Bürger und Bauer ſo heilig ſei, wie der Honoratior und der Adel — aufopfern und Exemtionen für ganze Stände ſanktioniren. Zu dieſem Zweck verlas Cotta die ihm über jenen Entwurf zugegangenen Bemerkungen eines ſachkundigen Mannes. Hiegegen erhoben ſich aus der Verſammlung Stimmen, welche ſolche Vorträge „frech“ und „pasquillantiſch“ fanden und die perſönlichen Verhältniſſe des Vortragenden in die Debatte ziehen wollten. Ein neuer Sturm erhob ſich in der folgenden Sitzung. Gegen die Beſchwerde der Ständeverſammlung über ein ohne ihre Mitwirkung von König Friedrich errichtetes Schuldentilgungsinſtitut hatte ein ungenannter Verfaſſer (Frhr. v. Wangenheim) eine Gegenſchrift: „Würdigung“ 2c. im 8. Stück der Europäiſchen Annalen für 1816 veröffentlicht, welcher auch die Allg. Ztg. durch Abdruck in den Beilagen Nr. 105—113 noch größere Verbreitung verſchafft hatte. In der Sitzung vom 16. Sept. machte der Deputirte Lang dieſe „Würdigung“ zum Gegenſtand eines Vortrags und provozirte einen Beſchluß auf „Niederſetzung einer Commiſſion über die zu nehmenden Maßregeln gegen den Verfaſſer und gegen den Verbreiter des famoſen Libells.“ In derſelben Sitzung wurde auch Cotta angegriffen, indem die Frage erhoben wurde, wie es möglich ſei, daß der Eigenthümer der Allg. Ztg. noch in dieſer Landesverſammlung ſitzen könne? Hiegegen gab nun Cotta in der Sitzung vom 21. Sept. nachſtehende Erklärung ab: „Unverkennbar neigt ſich in dieſem Augenblicke in einer Verſammlung, die nur das Allgemeine im Auge haben ſollte, Alles auf das Perſönliche hin. Gehäſſige Leidenſchaft iſt an Stelle der ruhigen, patriotiſchen Ueberlegung getreten. Nicht ich auch will in dieſen Fehler fallen, ob ich gleich nicht leugnen mag, daß ich mich in allen meinen Verhältniſſen als Repräſentant, als Bürger, als Vater, als Freund und als Menſch über allen Ausdruck verletzt fühle. Aber ich will, ſo weit es mir möglich, die ſo natürliche Empfindlichkeit niederkämpfen, indem ich meinen Blick auf die große Aufgabe richte, welche zu löſen wir berufen ſind. Darum hier nur einige Fragen: Wer im Staate hat die Pflicht, Staatsangelegenheiten mit Ruhe, Unbefangenheit und Würde zu behandeln, wenn dieſe Verſammlung ſie nicht hat? Wem im Staate wollen wir zumuthen, von uns das anzuhören und zu beherzigen, was wir unſere Wahrheit nennen, wenn dieſe Verſammlung ſich im Sturm und Drang erhebt gegen das, was Andere als ihre Wahrheit geben? Mit welcher Stirne kann eine Verſammlung von dem Regenten Preßfreiheit verlangen, welche den Preßzwang für ſich in Anſpruch nimmt? Mit welchem Rechte will eine Verſammlung die Handlungen einer Regierung öffentlich beurtheilen und tadeln, welche jene patriotiſche Männer, die aus reiner Liebe zum Vaterland auch unſere Handlungen beurtheilen und tadeln, mit dem Namen der Pasquillanten brandmarkt und ihren Zorn ſogar auf den Eigenthümer öffentlicher Blätter ausdehnt? Was wird, was muß Deutſchland, das ſeine Augen auf uns richtet, von einer Verſammlung denken, in welcher ungeſtraft gefragt werden kann: „„wie es möglich ſey, daß der Eigenthümer der Allgemeinen Zeitung noch hier in der Verſammlung ſitzen könne?““ Er wird darin ſitzen, und einſt mit jenem ruhigen Bewußtſeyn, mit jenem freien Geiſt aus ihr ſcheiden, die demjenigen nicht fehlen können, welcher ſeine Pflicht ſtets im Auge, nur Gott und ſein Gewiſſen zum Leitſtern hat.“

23. Nov. 1816 (J. F. C.). Nach meiner Anſicht möchte es das Räthlichſte ſeyn, durch Ihre verehrte Großfürſtin unſerer Königin[2] (die, wenn es möglich wäre, ſeitdem ſie auf dem Throne iſt, noch liebenswürdiger iſt) ganz Ihre Wünſche vorzutragen. Schiller war ein Württemberger, daß ſeine Kinder hier wieder eine Heimath ſuchen, iſt ein ſehr natürlicher Anſpruch; daß es Württemberg ehren muß, dieſe Gelegenheit zu haben, den Einzigen auf dieſe Art wenigſtens anzuerkennen, verſteht ſich.[3] Unſere Königin wird dieß gewiß nach Kräften zu realiſiren ſuchen, und iſt es einmal in ihre Bruſt gelegt, ſo wird es Früchte bringen, ſollte es auch nicht gleich geſchehen können. Beim nächſten Anlaß will ich der Sache erwähnen, und ich weiß gewiß ein geneigtes Ohr zu finden, aber durch die Schweſter an die Schweſter gebracht, iſt natürlich in ſo vielen Beziehungen wichtig.

9. Juni 1817 (Ch. Sch.). Nun kann endlich Karl ſeine Reiſe antreten, verehrter Freund! ... Mit allem Streben und gutem Willen naht er ſich ſeinem neuen Wirkungskreis, und ich hoffe, der edle König wie die braven Württemberger werden es nicht bereuen, das Andenken des Vaters in dem Sohn zu ehren... Ein Brief vom 19. April, den der König meinem Schwager[4] geſchrieben, in welchem er ſich ſo edelmüthig und rührend ausdrückt, wie er von Schiller ſpricht, dieß alles hat mich tief innig ergriffen, hat mir ſelbſt in dieſen Zeiten noch beſonders Troſt gegeben... Wie edel, zart und liebend die geliebte Großfürſtin das Wohl meiner Kinder empfindet und wie ſie Antheil zu nehmen weiß... Sie allein hat mir gezeigt, wie ſie unſere Zufriedenheit am Herzen trägt. Dieſes werde ich nie, nie vergeſſen. Auch die Art, wie ſie Karl entlaſſen hat, wie ſie ihm ihren Segen gab, iſt wahrhaft mütterlich. Daß ſie, die Schiller nur ſo kurz kannte, ſo für uns alle denkt, als wäre ſie immer mit uns geweſen, dieß erkenne ich gewiß. Sie will mir einen Brief an die verehrte Königin ſenden.

12. Nov. 1818 (Ch. Sch.). Ein treuer Freund unſerer Familie, den Sie vorigen Sommer ſahen, den ich immer noch wie einen Verwandten lieben muß, hat einen Schritt für Ernſt anderwärts gethan, wir wollen das Reſultat erwarten.

18. Januar 1819 (Ch. Sch.). Ernſts Schickſal hat ſich ſehr glücklich entſchieden. Er wird in den Rheinprovinzen bei den neuen Juſtizcollegien angeſtellt. Und gleich mit Gehalt. Der Großkanzler von Beyme hat ſich ſehr ſchön und theilnehmend gezeigt. Er hat verſichert, daß es ihm eine Ehrenſache ſei, Schillers Sohn anzuſtellen. Daß Ernſt der Großfürſtin nicht dienen kann und daß keiner meiner Söhne ihr durch Eifer ſeinen Dank bringen kann, das iſt nicht unſere Schuld... Indeſſen ſehe ich es als einen Zug des Schickſals an, das Ernſt zu größern Verhältniſſen ruft und daß die Herren, die ihm hier ſchaden und ihn unterdrücken wollten, zu ſeinem Beſten gewirkt haben. In Köln vielleicht wird Ernſt zuerſt leben, doch wird die nähere Beſtimmung ſich noch ausweiſen. Der Großkanzler hat ihm nur vorläufig zu verſtehen gegeben, daß er ihn als Aſſeſſor anzuſtellen hoffe. Humboldt, mein Schwager,[4] dieſen beiden habe ich es zu danken... Die Beſſern hier beklagen ſehr, daß Ernſt geht. Auch der Geheimerath Goethe; doch freut er ſich, daß man Schiller in ſeinen Kindern noch liebt; aber er hat Ernſt verſichert, es ſchmerze ihn ſehr, da er in der ſpätern Zeit ſeines Lebens auf ſeinen Umgang ſehr gerechnet habe, daß er nicht hier bleibe.

---

[1] Wohl an der Jubilatemeſſe 1800. Graf Sztarray war öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant und operirte am Ende des Jahres 1799 unter Erzherzog Karl in Baden und Elſaß gegen die franzöſiſchen Heere. Wahrſcheinlich gerieth Cotta auf der Rückkehr von ſeiner Pariſer Reiſe unter das Corps des Grafen Sztarray und mochte eine Zeit lang ernſtlicher perſönlicher Gefahr ausgeſetzt ſein.

[2] Katharina von Württemberg, Königin ſeit 30. Okt. 1816.

[3] Charlotte Schiller hatte Cotta über die Schwierigkeiten geſchrieben, die ſich einer Anſtellung ihres Sohnes Karl im Weimariſchen entgegenſtellten.

[4] Dem General Ludwig v. Wolzogen.

19. Febr. 1819 (J. F. C.). Daß ich Ihnen, verehrteſte Freundin, ſo ſpät Ihr geehrtes vom 18. v. M. beantworte, iſt eben der traurige Gegenſtand ſchuld, der deſſen Inhalt ausmacht. Wer die verewigte Königin[1] kannte, weiß wohl im Ausland, was im Allgemeinen Großes und Herrliches durch ihren Tod verloren gieng; wer ihr aber ſo nahe ſtand, wie ich, wer all ihr Dichten und Trachten gleichſam aus ihrem Innern hervorgehen ſehen konnte, der kann nicht genug für uns jammern. Noch nie hat der Thron eine ſolche Frau beſeſſen; ſo viel reinen, guten, kräftigen Willen bei einem ſolchen Verſtand und Gewalt über ſich; ſo viele Thätigkeit und Ueberblick, ſo große Gewandtheit, die Menſchen zu beherrichen durch die Macht eines engliſchen Wollens finden wir nicht wieder. Sie vertraute mir zuerſt ihre Wohlthätigkeitsplane, ſie war's, die alle die meinigen ſo unterſtützte, daß ſie Früchte bringen konnten als Hülfekaſſen, Sparkaſſen, Landesviſitationen,[2] ſie wollte noch alle ins Leben rufen, die ich ihr in ihrem Geiſt vorgetragen hatte — ſie war Königin, Miniſterin, Freundin, Weib, Mutter — alles, alles, dem König und uns. Ich habe ihre Thränen geſehen und getrocknet; ſie ſagte mir, ich gehöre von nun an zu ihrer Familie, nichts von ihr dürfe mir mehr fremd ſein — Was Gutes unter uns zu wirken war, durch ſie konnte man es ausrichten, Wille, Klugheit, phyſiſche und finanzielle Kräfte ſtanden ihr zu Gebot — und ſie iſt nicht mehr. Der König fühlt den Verluſt ſehr tief, ſie war ihm Alles, er lebte nur mit ihr — er hat mir ſelbſt geſchildert, was er zu betrauern habe — es iſt für ihn ſo unerſetzlich wie für das Land — Er hat ſich nun in die Arbeit geworfen, und dieß iſt das Beſte.

19. Nov. 1819 (Ch. Sch.). In Marbach[3] ſah ich meine gute Schwägerin Reinwald mit inniger Rührung, denn ſie hat ſo viel Aehnlichkeit in ihren Mienen und der halb leiſen Sprache des geliebten Bruders ... Man hat uns hier [Weimar] mit großer Freundlichkeit aufgenommen, die verehrte Großherzogin und die Frau Großfürſtin. Geheimerath Goethe hat ſich Ihres Andenkens erfreut. Ich war mehrere Stunden bei ihm und fand ihn heiter und wohl, das Karlsbad iſt ihm gut bekommen. Möchte nur der Winter ihn ſo lebendig erhalten und ſeinen reichen Geiſt über den Körper ſiegen laſſen ... Wenn man ſeinem Geiſt folgt und ſein vielſeitiges Intereſſe an Natur und Kunſt anſchaut, ſo fühlt man wohl, daß eine ſolche Erſcheinung ſich nicht oft wiederholen kann, und deßwegen möchte man ihm lange Jahre noch wünſchen und für uns und ihn hoffen.

11. Mai 1821 (J. F. C.). Ihr werthes traf mich auf dem Krankenlager, worauf ich durch Kummer wegen der Leiden und des unrettbaren Zuſtandes meiner lieben Frau und durch Mißhandlung von Oben, weil ich die Wahrheit wegen des Militärunweſens ausſprach, ſehr ſchwer geworfen wurde — es war meine erſte Krankheit, und ich ſtand dem Tod ſchon ſehr nahe aber nicht mit betrübtem Herzen, denn er wäre mir willkommen geweſen. Die Vorſehung wollte es anders! Möchte ſie mir auch meine Frau erhalten können, allein leider iſt dieß unmöglich, und ſo muß ich das Schwerſte erleben, das geliebteſte Weſen vor meinen Augen abſterben zu ſehen.

23. Nov. 1821 (J. F. C.). Ihr herzliches theilnehmendes Schreiben vom 15.[4] beantworte ich theuerſte Freundin mit dem innigſten Dank ... Mein Kummer und Schmerz iſt gränzenlos, und was mir ſonſt Erleichterung geben konnte, das Arbeiten, wird mir ſehr ſchwer — es hat nichts mehr Intereſſe für mich ... Schon wie Sie hier waren, kränkelte ſie an ihren Leiden, im Jan. 1820 wurde es zur ſchweren Krankheit, im Jan. 1821 wußte ſie, daß ſie ohne Rettung leide. Die fürchterlichſten Schmerzen, die qual-

---

[1] Katharina von Württemberg ſtarb am 9. Januar 1819.

[2] Namentlich während des Hungerjahrs 1817.

[3] Auf der Rückkehr von Altshauſen, wo Charlotte Schiller mit ihren Töchtern ihren dort angeſtellten Sohn Karl beſucht hatte.

[4] Charlotte Schiller hatte in ihrem Brief vom 15. Nov. Cotta ihr Beileid über den Verluſt ſeiner (am 21. Aug. verſtorbenen) Gattin ausgeſprochen.

vollſten Leiden, das Bitterſte gegen die weibliche Zartheit — Alles, was den Menſchen zur Verzweiflung bringen könnte, mußte ſie erleiden und trug es mit himmliſcher Geduld. Nie eine Klage entſchlüpfte ihrem Mund ... Nur als ich ihr die liebe Enkelin brachte, weinte ſie und ſagte: „Nun ich die Freude genießen könnte, muß ich euch verlaſſen.“ Ihre letzte Stunde ſah ſie nach ihren Aeußerungen gegen einen treuen Dienſtboten ganz genau vor ſich — gegen mich aber handelte ſie hierin mit der ſchonendſten Zartheit — die vier letzten Tage waren das Höchſte, was dem Menſchen an Leiden begegnen kann, nur in der letzten Stunde wurde es ihr leichter, und ſie ſchlief ſo ſanft ein, daß wir mit Rührung Gott dafür danken konnten.

4. Januar 1822 (Ch. Sch.). Die Töchter ſind recht brav und beſorgen mit recht viel Einſicht und Sparſamkeit das Hausweſen. Ihr Erſcheinen in der Geſellſchaft fordert aber doch Manches, ſo einfach ſie ſind. Ich bin es meinen Verhältniſſen hier ſchuldig, ihnen alle Vortheile eines geſellſchaftlichen Lebens zu verſchaffen, die ich den Söhnen auch verſchafft habe... Sie ſehen, wie ich auf Ihre Güte, Ihre Freundſchaft immer ſicher baue, und fühle, Sie verſtehen mich nicht unrecht.

7. März 1823 (Ch. Sch.). Wir waren in vielen Sorgen in dieſer Zeit, denn Goethens Krankheit hat uns alle beunruhigt, mehrere Tage konnte man ſchnelle Auflöſung befürchten. Seine Natur hat geſiegt, und er hat ſich emporgearbeitet, doch iſt er noch ſchwach... Mir hat dieſe Ahnung eines neuen Verluſts ſehr wehe gethan.... Ich habe Gelegenheit gefunden, dem König[1] meinen Dank auszuſprechen, daß er Carl von ſeinem frühern Platz verſetzt hat, und habe ihn zu fernerer Gnade und Antheil empfohlen. Und der König hat es freundlich angehört. Gott wird weiter helfen und mir die Beruhigung geben, über meine Kinder beruhigt das Leben verlaſſen zu können.

29. Dez. 1823 (J. F. C.). Wenn ich Sie verſichere, daß ich ſeit Empfang Ihres erſten vom 12. Sept. bis jetzt ſelten mehr als 3—4 Stunden ſchlafe, nur um neben den vielen ſtändiſchen Geſchäften das Unaufſchiebbare wegarbeiten zu können, ſo weiß ich gewiß, daß ich auf Ihre Nachſicht rechnen darf. Zweimal war ich auch ſo erſchöpft, daß ich wirklich mich dem Tode nahe glaubte und mein Haus beſtellte, wobei ich auch Ihrer nicht vergaß — Dabei hatte ich, durch viele Gründe beſtimmt, noch in Fräulein Liſette v. Gemmingen eine Lebensgefährtin für meine wenigen Jahre gewählt — ein Muſter häuslicher Tugenden, gebildeten Geiſts und bewährter Herzensvorzüge — eine Freundin, wie ich ſie in meinen alten Tagen bedarf.[2]... Ihrer Freundſchaft empfehle ich meine Freundin aufs herzlichſte.

25. Januar 1824 (Ch. v. Sch.). Vor allen Dingen ſollen Sie meinen innigen Glückwunſch empfangen, mit der Bitte, mich in das Wohlwollen und Freundſchaft Ihrer verehrten Freundin zu empfehlen. Ich hoffe, daß ich in ihr auch eine Freundin gewinne und daß ſie, wenn ſie Sie glücklich macht, einen angelegenen Wunſch meines Herzens erfüllt.[3] Carl, der das Glück hatte, Sie täglich zu ſehen, ſchreibt mir auch ſehr erfreut über Ihre Wahl. Auch von Carl hoffe ich bald Gutes zu hören. Der Segen meiner Liebe, der Segen des geliebten Vaters wird auf den geliebten Kindern ruhen.

⁂

---

[1] Wilhelm von Württemberg.

[2] Cotta's Vermählung mit Liſette, geb. Freiin v. Gemmingen-Guttenberg fand am 24. Febr. 1824 ſtatt. Nach Cotta's Ableben vermählte ſich dieſelbe mit dem württemb. Gen.-Lieutenant und Frhrn. v. Hügel.

[3] Goethe ſchrieb Cotta am 1. März 1824: „Euer Hochwohlgeboren haben mir durch die Nachricht einer vor ſich hervorthuenden glücklichen Ausſicht Ihrer Lebensbahn viele Freude gemacht; möge dieſer bedeutende Entſchluß Ihnen ſoviel Gutes bringen als ich an dem Beyſpiel eines treuen Freundes hier zu Land erblicke, der in einer vor kurzem eingegangenen zweyten Verbindung ſeinen häuslichen Zuſtand aufs beſte gegründet hat. Erhalten Sie mir auch die Wohlgewogenheit Ihrer Frau Gemahlin und gedenken mein im glücklichen Zuſammenleben vertraulicher Stunden.“

Charlotte Schiller an Cotta.

Weimar d. 26ten Maerz 1824. 30. März / 1. April

Hochverehrter Freund!

Der gegenwärtig leidende Zuſtand meiner Augen nöthigt mich, meiner Tochter[1] den Auftrag zu geben, Ihnen hierbey einen Vorſchlag mitzutheilen, worüber ich Ihre Meynung zu wiſſen wünſchte.

Nach einer durch Goethe, mit Herrn von Humbolt, im November vorigen Jahres angeknüpften, und durch meine Schweſter fortgeſetzten Negociation, über die Herausgabe der Coreſpondenz,[2] von der ſo lange die Rede war, ſende ich Ihnen anbey das Reſultat in einer Erklärung Goethe's mit.[3] Wenn Sie dieſen Antrag annehmen, und uns alſo die Hälfte des Honorares, wie die des Antheils an künftigen Auflagen garantirt iſt, geben wir die Goethiſchen Briefe ſogleich an ihn heraus.

Goethe iſt in dem Augenblick ſehr warm über dieſes Unternehmen;[4] ſeine Geſundheit iſt ſo hergeſtellt, daß er hoffen kann, er werde dieſes, und noch mehreres Andere vollenden; und nach der Meynung unſerer Freunde iſt es das günſtigſte, was wir unter den vorliegenden Umſtänden thun können, darauf einzugehen. Was er, wie Goethe ſelbſt geſteht, an der Maſſe durch meines ſeeligen Mannes Briefe zuvor erhält, erſetzt er durch die Mühe und Auslage der Redaktion; und da ſeine Hand und ſein Nahme freilich beym Publikum von hoher Bedeutung dabey ſind, für Sie, wie für uns, ſo finden wir im Ganzen dieſe Propoſition ſehr billig und annehmbar.

Ihre ſo vielfach erprobte treue Freundſchaft gegen meinen ſeeligen Mann und die Hinterbliebenen läßt mich hoffen, daß Sie auch hierbey in Rückſicht unſerer, das Möglichſte thun werden.

Ein einzig intereſſantes Werk für alle Zeiten wird dadurch entſtehen.

Haben Sie die Güte mir Ihren Entſchluß hierüber ſobald als möglich mitzutheilen, damit wir die Goethiſchen Briefe mit Sicherheit abliefern können.

In der Hoffnung, daß Sie, ſowohl als die lieben Ihrigen ſich im beſten Wohlſeyn befinden möchten, bitte ich Sie zugleich, mich und die Meinigen in Ihrem ſämmtlichen freundſchaftlichem Andenken zurückzurufen. Ich verbleibe ſtets mit unveränderter Freundſchaft Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld.

Charlotte Schiller an Cotta.

Weimar d. 16ten April 1824. 20. April / 6. Mai

Da Sie verehrteſter Freund! den angetragenen Verlag nach Goethe's Bedingung zu übernehmen ſich bereitwillig erklärt,[5] ſo habe ich ſeine Briefe an Schiller ihm übergeben.

---

[1] Karoline.

[2] Zwiſchen Schiller und Goethe.

[3] Sie iſt nicht vorhanden.

[4] Schon am 11. Juni 1823 hatte Goethe an Cotta geſchrieben: „Hiebey muß ich geſtehen daß ich mich umſehe nach jungen Männern, denen man Redaction von Papieren übertragen könnte, welche ſelbſt zu leiſten man wohl die Hoffnung aufgeben muß. Bis jetzt that ich das Möglichſte um auszuſondern und ſodann wieder zu verſammeln was zuſammengehört. (Wie ich denn in den letzten Wochen die ſämmtlichen Schilleriſchen Briefe von 1794 bis 1805, von der erſten Einladung zu den Horen an bis wenige Tage vor ſeinem Abſcheiden, als den größten Schatz den ich vielleicht beſitze zuſammengebracht und geordnet habe.) Allein die Zeit reicht nicht zu und man muß nach und nach fremden Beyſtand einzuleiten ſuchen. Nun beobachte ich längſt einen jungen Eckermann von Hannover, der mir viel Zutrauen einflößt."

[5] Cotta's Brief fehlt.

Er wird ſogleich die Redaktion beginnen und eine reine Abſchrift fertigen laſſen. Wir freuen uns beyderſeits der Erneuerung früherer Verhältniſſe. Die Ueberlaſſung des Original-Manuſcripts nach Vollendung des Drucks findet jedoch manches Bedenken, und erſt im Gefolge der Redaktion wird es ſich ausweiſen, in wiefern ſolches thunlich ſey. Das Uebrige was in dieſem Geſchäft noch näher zu beſtimmen wäre, haben Sie die Güte mit Goethe, mit welchem wir jederzeit Rückſprache nehmen, weiter zu verhandeln; da wir dann zu dem Verabredeten unſere Zuſtimmung zu geben, nicht ermangeln werden.

Uebrigens freue ich mich ſehr aus Ihren Aeußerungen Ihrer immer gleichen Freundſchaft und Antheil an Schiller und uns. Mit den beſten Wünſchen für Ihr Wohlſeyn ſo wie für das der lieben Ihrigen bleibe ich ſtets erfüllt Ihre ergebenſte Freundin

Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld.

Cotta an Charlotte Schiller.

Stuttgart d. 8ten Mai 1824.

Wie glüklich wäre ich, wenn ich verehrteſte Freundinn ſtatt dieſes Briefes ſelbſt meine Leute nach Leipzig begleiten könnte;[1] aber ich bin durch die ſtändiſchen Geſchäfte ſo auſſerordentlich angelegt, daß ich kaum den Augenblick finden konte, diſe paar Zeilen niederzuſchreiben.

Mit Göthe werde ich nach Ihrem werthen v. 10ten v. M. das Nähere wegen der Correſpondenz bereden, ſo wie ich mich ſeiner Zeit wegen der Originalien auf Ihre Güte verlaſſe.

Wegen Carl ſind wieder Schritte gemacht worden zunächſt des Titels wegen, und der König ließ mich wiſſen, daß ſeine Wünſche erfüllt werden ſollen. — Werden wir Sie diſen Sommer nicht in unſern Gegenden ſehen? Wenn diß nach meinen Wünſchen der Fall wäre, ſo bitte ich mich doch davon zu benachrichtigen, damit ich meine nothwendigen Reiſen möglichſt darnach einrichte, da ich nach Augsburg, an den Bodenſee und nach Baden muß und vielleicht im Spätjahr noch nach London.

Unter den herzlichſten Empfehlungen an Sie und Fräulein Tochter von meiner Frau und Kindern und mir mit der unwandelbarſten Verehrung

Cotta.

Goethe an Cotta.

(Weimar, 30. Mai 1824.)

Euer Hochwohlgeboren überſende hiebey die Rechnung bis auf die letzte Zeit. Sie wird im Ganzen mit der Ihrigen zuſammentreffen, nur könnt ich einige Kleinigkeiten z. B. eine Auslage für Ulmer Spargel[2] ſchuldig ſeyn, welches zu bemerken bitte. Was mir hiernach noch zukommt, gedenke vor meiner Sommerreiſe einzukaſſieren.[3]

Das neueſte Heft von Kunſt und Alterthum[4] naht ſich ſeinem Abſchluß; möchten

---

[1] Cotta beſuchte ſchon ſeit einigen Jahren die Oſtermeſſe nicht mehr, ſondern ließ ſich durch ſeinen Geſchäftsführer vertreten.

[2] Goethe hatte ſich im Frühjahr 1822 von der Wittwe des Gärtners Joh. Friedr. Weiz in Ulm für 2 fl. 2 kr. Spargelpflanzen „zur Vergleichung" kommen laſſen.

[3] Laut der beiliegenden Rechnung hatte Goethe vom 20. April 1822 bis April 1824 an Cotta eine Honorarforderung von 3272 Rthl. 15 Sgr., wogegen er vom 7. April 1822 bis April 1824 2771 Rthl. 5½ Gr. empfangen hatte. Der ihm noch zukommende Reſt belief ſich demnach auf 501 Thl. 9¾ Gr.

[4] V. Bd. 1. Heft. 1824.

Sie wohl eine kurze Anzeige die ich nächſtens überſenden werde, in eignen und fremden Blättern abdrucken laſſen. Es iſt dieſes in dem rauſchenden Getümmel der deutſchen Tagesbewegung allerdings nothwendig, um nur einigermaßen zum Wort zu kommen.

Das Naturforſchende Heft[1] wird zunächſt folgen, um vor meiner Abreiſe verſendet zu werden, weshalb ich die nächſten Anordnungen deshalb erbitte und gleichfalls die nöthige Anzeige zu rechter Zeit überſchicken werde.

Die Redaction meiner Correſpondenz mit Schiller iſt ein höchſt bedeutendes und in manchem Sinne wohl erfreuliches Geſchäft; allein die Bemühung iſt größer als ich mir denken konnte, und eine etwas leicht-gemüthlich übernommene Laſt. Die Originale betreffend läßt ſich nichts vorausſagen; zu ſekretiren, iſt der Maſſe nach wenig, allein im Ganzen ſind, man darf wohl ſagen, die tiefſten Geheimniſſe der Freundſchaft zerſtreut; Aeußerungen über Perſonen und Verhältniſſe, vielleicht manchmal im augenblicklichen Humor, die man kaum ſpäter irgend jemand vertrauen dürfte; auch bin ich nicht einmal bis zur Hälfte der Durchſicht gekommen und läßt ſich alſo noch manches überdenken und überlegen.

Die Sicherung meines literariſchen Nachlaſſes,[2] wozu ich ſämmtliche privat Correſpondenz, Reiſeakten und ſo manches andere rechne, iſt auf einen bedeutenden Punct gediehen. Das Archiv wovon früher die Rede war, umfaßte zwar in einem ſorgfältigen Verzeichniß ſchon gar vieles, allein der Inhalt ſtand an mehreren Orten zerſtreut; gegenwärtig iſt alles in ein Local zuſammengebracht; mein Sohn und junge Gehülfen ſind mit dem Ganzen und Einzelnen jeder nach ſeiner Weiſe damit bekannt. Doctor Eckermann ſonderte und redigirte am Brauchbaren, bis zu ſeiner vor wenig Tagen angetretenen Reiſe und wird nach glücklicher Rückkehr ſeine Arbeit fortſetzen.

Indeſſen fördere ich das was ich die Chronik meines Lebens nenne,[3] in Abſicht die, an mich immerfort eingehenden Fragen über gar mancherley Umſtände zuſammen, folgerecht und bloß dadurch verſtändlich zu beantworten; nicht weniger vorhandenen einzelnen Blättern und Notizen die ſonſt von keinem Intereſſe ſeyn könnten, auch künftig in der Sammlung einen ſchicklichen Platz zu verſchaffen.

Daß hiedurch zugleich die Vorarbeit zu einer neuen Ausgabe meiner Werke dem Ziele immer näher rückt, iſt eine wünſchenswerthe Folge. Ich ſetze voraus daß eine neue Sach- und zeitgemäßere Eintheilung und Reihe der Bände ſtatt finden werde, worüber denn auch mit Sorgfalt unter uns verhandelt wird.

Alles dieſes hätte freylich Euer Hochwohlgeboren perſönlich vorzuzeigen und vorzutragen gewünſcht; denn die weitgreifende Bedeutſamkeit dieſer Bemühungen läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken. Möchten Sie inzwiſchen bedenken wie dieſe heranwachſende Maſſe dem Autor und Verleger zu Gute kommen könnte, wie und zu welcher Zeit man allenfalls hervorträte, ſo würde mir hoffentlich die Freude werden daß ein für die Zukunft geſichertes Geſchäft noch durch mich ſelbſt eingeleitet und begonnen werden könnte.

---

[1] II. Bd. 2. Heft. Goethe bekam für ein Heft Kunſt und Alterthum 600, für ein Heft zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft 400 Th. Honorar.

[2] Vgl. zu dieſer Ausführung die Mittheilungen in Kunſt und Alterthum IV. Bd. 2. Heft 1823. S. 194; 3. Heft 1824. S. 151–156, unter der Ueberſchrift: Sicherung meines literariſchen Nachlaſſes.

[3] In den Werken unter dem Titel: „Annalen oder Tages- und Jahreshefte". „Das Hauptſächlichſte vorerſt aber wird ſeyn, die bereits ſchematiſch von der Zeit an wo die ausführlichern Bekenntniſſe aufhören bis auf den heutigen Tag niedergeſchriebene Chronik im Ganzen näher zu bearbeiten und im Einzelnen epochenweiſe auszuführen. . . . In Bezug auf die Chronik wird beſonders von 1797 an ſich kaum eine Lücke finden." (Sicherung meines literariſchen Nachlaſſes, K. und Alt. IV. Bd. 2. Heft, S. 185.) An Cotta ſchrieb Goethe unter dem 14. Januar 1824 über dieſe biographiſchen Aufzeichnungen: „In dem nächſtfolgenden Hefte wird Erwähnung einer Chronik geſchehen, welche die Lücken der früheren umſtändlichen Bekenntniſſe, wie ich ſie wohl nennen kann, einigermaßen ausfüllt, von Anno 1792 aber an, bis auf den heutigen Tag, mehr oder weniger ausführlich die durchlebten Jahre behandelt; ſie dient ſchon in ihrer jetzigen Geſtalt zur Norm wie meine ſämmtlichen Papiere, beſonders der Briefwechſel, dereinſt verſtändig benutzt und in das Gewebe von Lebensereigniſſen mit verſchlungen werden könne. Sogar läßt ſich dadurch dasjenige was im Vaterlande und auswärts für und wider mich geſchehen beſſer beurtheilen, indem eins wie das andere, aus der Staubwolke einer leidenſchaftlichen Empirie, in den reineren Kreis hiſtoriſchen Lichtes tritt."

Schließen will ich jedoch für diesmal und nur anfragen ob Sie etwa auf den jungen Feldjäger Seite 161 des neueſten Stückes Kunſt und Alterthum[1] aufmerkſam geworden. Das ſehr reinliche und ſtarke Manuſcript iſt in meinen Händen; haben Sie einige Anmuthung ſolches herauszugeben, ſo ſchicke es zur Prüfung;[2] mir war es, nach meiner Art ſehr willkommen, denn da man die ſpaniſche Verwirrung doch ſobald nicht los wird, ſo iſt es auch im kleinen ſehr unterhaltend und belehrend zu ſehen daß es zwiſchen 1808 und 1816 eben ſo verworren ausſah, wie heute; ſelbſt Alonzo,[3] das höchſtbedeutende Werk, weiß uns in der Hauptſache auch nichts weiter vorzutragen.

Ich füge nur noch die beſten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und den Wunſch hinzu, daß Sie meiner wohlwollend gedenken und das für beyde Theile, beſonders aber für mich ſo wichtige Geſchäft in beharrliche Ueberlegung ziehen mögen.

Hochachtungsvoll gehorſamſt

J. W. v. Goethe

Charlotte v. Schiller an Cotta.[4]

Reichenberg den 2ten Juli 1824

. . . Es thut mir überaus ſehr wohl in dem ſchönen Lande die Natur zu genießen. Ich fühle daß meine Kräfte zunehmen, und hoffe es wird immer beſſer noch gehen. Meine Augennerven werden ſich an dem unbeſchreiblich ſchönen Grün der Wälder und Wieſen wieder ſtärken. Meine Töchter ſind auch ſchon wieder viel kräftiger, denn ſie haben mit mir dieſen Winter tief den Schmerz des Verluſts ihrer geliebten Großmutter empfunden . . .

Sie haben vielleicht indeſſen Nachrichten von GehRath v. Goethe? Er hat mir noch viel Empfehlungen aufgetragen. Seine Thätigkeit iſt recht lebendig wieder erwacht, und im September erſcheint gewiß Ein Band.[5] Es iſt mir eine große Beruhigung, daß wir uns darüber verſtändigt haben. Denn es wird gewiß ein Werk ſeltener Art. Es iſt mir ſehr lieb, daß es noch zur Sprache bey Goethens Lebzeiten kam, denn ſo kann es niemand anders drucken,[6] als Goethe ſelbſt. Seine Liebe und wahre Anhänglichkeit an

---

[1] V. Bd. 1. Heft.

[2] Es erſchien nicht im Cotta'ſchen Verlag, ſondern, mit einem einführenden Vorwort von Goethe, bei Friedrich Fleiſcher in Leipzig 1826. Der Verfaſſer Johann Chriſtian Maempel ſandte das Manuſkript von Goethe's Vorrede und Titel am 9. Juni 1826 an Fleiſcher.

[3] An die Beſprechung der Schickſale des jungen Feldjägers ſchloß ſich in Kunſt und Alterthum S. 169 die Anzeige des Don Alonzo, ou l'Espagne, eines hiſtoriſchen Romans von N. A. de Salvandy. Derſelbe erſchien 1825—1826 in 5 Bänden in deutſcher Ueberſetzung, der die Anzeige Goethe's vorgedruckt war, bei Joſeph Max und Komp. in Breslau.

[4] Der vorliegende Brief von Schillers Wittwe an Cotta, aus Reichenberg im württembergiſchen Oberamt Backnang datiert, wo ihr Sohn Karl eine Forſtdienſtſtelle bekleidete und von wo ſie in ihrem letzten vorhandenen Briefe an Cotta vom 14. Oktober 1826 deſſen Verlobung meldete. Obiger Brief iſt von Charlottens eigener Hand geſchrieben, faſt unleſerlich, die Zeilen gerathen in einander hinein, und die einzelnen Buchſtaben ſind hie und da halb erloſchen und faſt kaum erkennbar. Es werden darum nur einzelne Stellen mitgetheilt, namentlich jene, die von Herſtellung des Schiller-Goethe'ſchen Briefwechſels handeln.

[5] Der erſte Band des Schiller-Goethe-Briefwechſels erſchien nach mancherlei Verzögerungen von Seite Goethe's erſt im Jahr 1828.

[6] (deuten?)

Schiller rührt mich tief. Es iſt mir auch als hätte ich mehr Theil an ſeinem Leben und Zuſtänden zu nehmen, da ich ſeine Freundſchaft erkenne . . .

Meine Töchter und Sohn möchten Ihnen empfohlen ſeyn. Mit immer gleicher Hochachtung und Freundſchaft

Charlotte v. Schiller, geb. v. Lengefeld.

Cotta an Charlotte v. Schiller.

Stuttgart 17. Mai 1825.

Sie werden, liebſte Freundin, ſchon von der ſchönen Gedächtnißfeyer vernommen haben die der Liederkranz unſerem Verewigten hier brachte.[1] — In der Anlage die nähere Beſchreibung — welche Sie, ſowohl das Gedicht als die Rede gewiß innig erfreuen werden

Mit den herzlichſten Empfehlungen von meiner Frau und Ihrem

Cotta.

Frau v. Cotta an Charlotte Schiller

Stuttgardt 25. Mai 1825.

Unter den mancherley Briefen, die mir mein Mann in dieſen lezten, mit Geſchäften überfüllten Tagen vor unſerer Abreiſe übertrug, iſt mir keiner ein ſo lieber und angenehmer Auftrag als dieſer, der mir die Gelegenheit giebt, Ihnen herzlichſt verehrte Frau! noch ein freundliches Lebewohl zu ſagen. — Cotta weiß wie liebreich Sie mich — die Neue — in Ihren alten Freundſchaftsbund aufgenommen, und deshalb erlaubt er ſich durch meine, ſtatt ſeiner Feder Ihren werthen Brief beantworten zu laſſen. Vor allen Dingen bittet er recht ſchön, in Allem was Ihnen für Sie oder die Ihrigen angenehm ſeyn kann, über ihn disponiren zu wollen und iſt demnach herzlich gerne erbötig, Ihre Wünſche in Hinſicht auf die liebe Caroline zu erfüllen. Ich habe ſie ſelbſt ſchon oft recht dringend gebeten, ihr volles Vertrauen in allen Fällen in mich zu ſetzen, ſie kann hierzu Niemand finden, der es, dem Willen nach, würdiger wäre, und ich möchte ihr dadurch ſo gerne wenigſtens etwas reelles ſeyn können, weil mir meine öftern Abweſenheiten und die verſchiedenen Lebenswege auf denen wir beide gehen ſo ſelten den geſelligen Verkehr mit Ihrer guten Tochter geſtatten.

Wir werden nun Morgen nach Paris abreiſen um dort vielen Herrlichkeiten entgegenzugehen. Hier ſind gar Manche die uns um dieſe Reiſe beneiden, und ſtellen Sie ſich vor, ich einfältige Perſon würde es lieber ſehen wenn die Farth einem Lande zugienge das uns mehr Schönheiten der Natur als der Kunſt darböte.

Ihre Caroline wird Ihnen manches überbracht haben das die Wehmuth, aber auch die Freude theurer Erinnerungen in Ihnen vermehrt hat, auch mein Mann ſandte Ihnen in dieſer Abſicht die ſo ſchön gedachte als gefühlte Rede die im Morgenblatt abgedruckt worden. — Was für ein ſchöner Segen ruht auf Ihnen Allen! — Alle Wünſche für Ihr Wohlergehen müſſen davor verſtummen — und doch drängt mich mein Herz, Ihnen die innigſten zuzurufen, ehe unſere Wege ſich wieder weiter trennen. Ich bitte fahren Sie fort ſo liebevoll wie bisher an uns Theil zu nehmen und unſer zu gedenken und bleiben Sie unſerer innigſten Anhänglichkeit verſichert.

---

[1] Am 9. Mai 1825 veranſtaltete der Stuttgarter Liederkranz zum erſten Mal eine ſeitdem alljährlich wiederholte Feier zum Gedächtniß Schillers, mit welcher die Unterzeichnung zu dem Denkmal verbunden war, das 1839, von Thorwaldſen modellirt, in Stuttgart errichtet wurde. Einen ausführlichen Bericht über die Gedächtnißfeier, bei welcher Guſtav Schwab den Prolog und der Vorſtand der Geſellſchaft Dr. Schott die von Wolfgang Menzel verfaßte Feſtrede vortrug, enthält die Doppelnummer 116 und 117 des Morgenblatts vom 18. Mai 1825.

Den Ihrigen recht freundliche Empfehlungen

v. Cotta, geb. v. Gemmingen.

Cotta an Ernſt v. Schiller in Köln.

Stuttgart 18. Juli 1826.

Es iſt unmöglich, Ihnen, verehrter Freund, den Schmerz zu ſchildern, den uns die unerwartete Trauerpoſt von dem Tode Ihrer theuern, theuern liben Mutter verurſachte. Als Dannecker dieſe Jammernachricht uns heute brachte,[1] waren wir wie vernichtet.

Wir haben Alle, die wir der Verewigten näher ſtanden, unendlich verloren und unſere alte Wunde blutet aufs Neue.

Ihr iſt wohl, doppelt wohl bei dem Verklärten, der Ihr längſt vorangieng — Ich bin der Nächſte, der nun folgen wird — laſſen Sie uns, ſolange es mir noch beſtimmt ſeyn wird, hienieden zu ſeyn, die freundſchaftlichen Bande durch die lieben verewigten Eltern zukünftig deſto feſter umſchlingen und uns redlich zur Seite ſtehen. Von meiner Seite dürfen Sie deß gewiß ſeyn.

Meine libe Frau theilt unſern Kummer; ſie iſt gegenwärtig bei Ihrer Fräulein Schweſter, und da die Poſt geht, ſo kan ich nicht abwarten, Ihnen zu ſchreiben, wie weit es ihr gelingen wird, Troſt in dieſe arme Seele zu bringen.

Das Herzlichſte an Ihre liebe Frau, Carl, Schweſter und Sie von Ihrem

Cotta

Ernſt v. Schiller an Cotta.

Köln am Rhein den 2^{ten} Auguſt 1826.

Hochgeachtetſter Innigſtverehrter väterlicher Freund,

Ich glaube es gern und bin es von Ihrem fühlenden Herzen überzeugt, daß auch Sie der große Verluſt den wir erlitten, tief ergriffen hat. Ich kann es oft gar nicht begreifen, wie die Vorſehung unſere vortreffliche Mutter mitten in den ſchönſten Hoffnungen und in einem Zuſtande hinweg nehmen konnte, der ihr noch ſo ſehr gut ein langes Leben geſtattete. Es iſt mir indeſſen tröſtlich, daß ſie ſelbſt das bittere Gefühl des Scheidens nicht empfand und hinüber ging unter wohlthätigen Bildern ihrer Phantaſie. In dieſer hörte ſie einen ſanften Regen, der nach der großen Hitze die Blumen erquicken würde! und freute ſich darüber. Ach Gott! ſie ſtarb einen herrlichen Tod; ihr edles tadelloſes Leben verdiente ſo zu enden . . .

Die rührende Theilnahme, welche Euer Hochwohlgeboren und Hochverehrteſte Frau

---

[1] Bei Dannecker war gerade Schillers Tochter Karoline zu Beſuch, welche die erſte Nachricht erhielt. Ueber die letzten Lebenstage Charlottens gibt der Brief Emiliens an ihre Schweſter nach Stuttgart, Köln, 16. Juli 1826, ausführliche Mittheilung (Charlotte Schiller und ihre Freunde III, XXI—XXVI).

Gemahlin meiner guten Schweſter Karoline bewieſen haben und noch beweiſen fordert mich zum innigſten Danke auf. Ich erkenne darin die Unwandelbarkeit Ihres Wohlwollens. Es dient uns zur ſicherſten Beruhigung, daß Karoline, bevor ſie den wichtigen Schritt zu dem von ihr gewählten Berufe thut,[1] die Stimme einer Frau gehört hat, deren hohen Verſtand und innige Gemüthlichkeit für eine umfaſſende Kenntniß des Lebens und menſchlicher Verhältniſſe bürgen. Ew. Hochwohlgeboren bitte ich noch beſonders in dieſer Hinſicht Hochdero Frau Gemahlin unſerer ganzen Anerkennung zu verſichern.

Ich gehe nunmehr zur Behandlung unſerer Familienangelegenheiten über, in ſo ferne ſie Ew. Hochwohlgeboren von Intereſſe ſeyn können. Ew. Hochwohlgeboren Einſicht und Güte wird es eben ſo gut und beſſer als ich unterſcheiden, daß, wenn von Verhandlungen zwiſchen Schillers Hinterbliebenen und Ihnen die Rede iſt, ich als Vertreter meiner Geſchwiſter Verpflichtungen nachzukommen haben, welche von denen wohl zu trennen ſind, die Ew. Hochwohlgeboren edle Hülfe und Wohlthaten mir auferlegt haben. Ich bin ſo feſt davon überzeugt, daß Euer Hochwohlgeboren, dem ſtets wahre Ehre am Herzen gelegen, meine Verpflichtungen aus jenem doppelten Geſichtspuncte betrachten werden, ſo feſt, ſage ich, daß ich fürchten muß durch eine Ausführung dieſes Punctes das Zartgefühl Ew. Hochwohlgeboren zu beleidigen.

Der letzte Vertrag, welchen Hochdieſelben im Auguſt 1816 mit unſerer Mutter über den Verlag der Schilleriſchen Werke abgeſchloſſen, dehnte, wie Ihnen bekannt, das durch den Vertrag von 1812 auf 7 Jahre erworbene Verlagsrecht noch auf längere ſechs Jahre aus; und beide Verträge enthielten unter andern auch die Beſtimmung, daß nach Ablauf der in denſelben für die Dauer des Verlagsrechtes beſtimmten Zeit, Ew. Hochwohlgeboren bei anderweit zu veranſtaltenden neuen Auflagen eine Präferenz unter gleichen Bedingungen zuſtehen ſollte. Ew. Hochwohlgeboren haben die in dieſen Verträgen übernommenen Verpflichtungen treu und redlich erfüllt, und wir beehren uns dieſes anzuerkennen. Nunmehr wo Ihr, durch jene Verträge erworbenes, Verlagsrecht wegen Ablaufs der für daſſelbe beſtimmten Zeit erloſchen iſt, und wir eine von den bisherigen Auflagen verſchiedene neue Ausgabe der väterlichen Werke zu veranſtalten beabſichtigen, iſt es an uns auch unſererſeits die in jenen Verträgen von uns übernommene Verbindlichkeit, Ihnen nämlich unter gleichen Bedingungen die Präferenz einzuräumen, zu erfüllen. — Zweifeln Ew. Hochwohlgeboren nicht, daß wir auch ohne die vertragsmäßige Beſtimmung, zuerſt und vor allen uns an Sie gewendet haben würden um mit Hochdenenſelben ein ſolches Geſchäft einzugehen! Denn wir ſind überzeugt, daß es Ihnen unangenehm ja bitter geweſen ſeyn würde, wenn die Werke Schillers, Ihres perſönlichen Freundes, anderswo als bei Ihnen erſchienen wären; und unſer Gefühl der innigſten Hochſchätzung, welches uns für Sie belebt, würde es uns nie geſtattet haben Ihnen etwas unangenehmes zuzufügen, ſolange dieſe Pflicht dieſes zu vermeiden mit derjenigen nicht kollidirt, welche wir, und namentlich nun ich, als erwählter Vorſtand meiner Geſchwiſter gegen dieſe zu erfüllen habe.

Die öffentliche Kundwerdung der uns von mehreren hohen Monarchen Teutſchlands verliehenen Privilegien hat mehrere der Herrn Buchhändler bewogen bei mir wegen Veranſtaltung einer neuen Ausgabe der väterlichen Werke anzufragen und mir in dieſer Hinſicht Anträge zu machen. Ich habe indeſſen dieſelben noch zur Zeit von der Hand gewieſen, weil ſowohl Pflicht als Neigung es mir auflegten Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſt zu befragen, ob Hochdieſelben die Abſicht haben den Verlag der Schilleriſchen Werke nach zwiſchen uns noch zu verabredenden Bedingungen an Sich zu halten? Sobald Hochdieſelben Sich über dieſe Frage auszuſprechen die Güte gehabt haben werden, wird es an der Zeit ſeyn zu den Verhandlungen im Detail zu ſchreiten und ich zweifle nicht, daß dieſelben Ew. Hochwohlgeboren hohe Rechtlichkeit wiederholt beweiſen und auch mich Ihnen von einer Seite darſtellen werden, welche mir das Glück Ihrer Achtung verſchaffen kann.

---

[1] Sie trat in eine Stelle als Erzieherin bei der Herzogin Eugen von Württemberg, die in Schleſien wohnte.

Am 24ten d. M. reiſe ich nach Weimar, ſowohl um Emilien zu Tante v. Wolzogen zu bringen als auch daſelbſt mich der Ordnung der unſere Familie betreffenden Papiere und Geſchäfte zu unterziehen . . .

Mit unwandelbarer Ergebenheit und der aufrichtigſten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren als Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſter

Ernſt von Schiller.

Ernſt v. Schiller an Cotta.

Weimar den 1ſten October 1826. 13. Oct. / 16. Oct.

Verzeihen Sie hochverehrter Herr Geheimer Hofrath, daß ich Ihre ſchätzbare letzte Zuſchrift erſt ſo ſpät beantworte. Die vielen Geſchäfte, die ich hier in unſren betrübten Familienangelegenheiten gehabt und meine Anweſenheit zu Berlin, wo ich etwas für meine Karriere zu thun hoffte, haben mich abgehalten Ihnen früher zu ſchreiben.

Was die Angelegenheit einer neuen Ausgabe der väterlichen Werke betrifft, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß ſich zu einer gründlichen Bearbeitung einer Biographie des Vaters nach und nach äußerſt ſchätzbare Quellen aufgefunden haben, ſo wie auch, daß die geiſtreiche Correſpondenz mit Wilhelm von Humbolt eine ganz vorzügliche Vermehrung darbietet.

Mit erſterer wird ſich die geübte Feder der Frau von Wolzogen beſchäftigen und die Ordnung und Zuſammenſtellung der anderen werde ich ſelbſt mit Zuziehung geſchickter Litteraturfreunde vornehmen.

Auch andere Zeitgenoſſen und Freunde des Vaters werden intereſſante Briefe des letzteren aushändigen und können ſelbige ſodann entweder als Ganzes ſich anreihen oder in den betreffenden Zeitperioden der Biographie ſchicklich eingeſchaltet werden. Bei einer andern Eintheilung dürften im ganzen zwiſchen 16 und 18 Oktavbände herauskommen: ein Format welches doch auch der allgemeine Wunſch eines großen Theils des Publikums zu ſeyn ſcheint.

Was die Zeit betrifft, auf wie lange wir ein neues Verlagsrecht abtreten würden, ſo wäre dieſelbe 20 Jahre vom Tage der Ueberlieferung an gerechnet, und für ein ſolches Verlagsrecht ſind mir von einem der ausgezeichneten Buchhändler Deutſchlands Siebenzig tauſend Thaler preußiſch geboten, wobei natürlich noch unſerer Seits ſowohl die Mitwirkung bei Beſtimmung des äußern, ſo wie der Eintheilung, als auch die übliche Anzahl der Freiexemplare vorbehalten iſt.

Wollen Sie ſehr verehrter Herr Geh. Hofrath auf obige im Allgemeinen angedeutete Bedingungen eingehen, ſo ſteht Ihnen in Gemäßheit der frühern Verträge das Vorzugsrecht unter gleichen Bedingungen zu und es würde uns alle ſehr erfreuen auch fernerhin mit Ihnen in dieſer freundlichen Verbindung zu bleiben. Die Ueberzeugung, welche Sie von den ſo ſehr bedeutenden Vortheilen, die Ihnen aus dem bisherigen Verlag entſprungen, nothwendiger Weiſe haben müſſen, wird Ihnen oben geſagte Forderung um ſo billiger erſcheinen laſſen, als Ihr edles Gefühl Ihnen ſagen muß, daß das bisherige, zwar contractmäßige, Honorar mit dem für Sie erwachſenen Nutzen in einem ſehr großen und uns nachtheiligen Mißverhältniſſe geſtanden. Wenn wir hier, wie auch Ihre freundlichen Geſinnungen nicht anders zulaſſen werden, auf die Billigkeit uns ſtützen müſſen, ſo müſſen wir die ganze bisherige Zeit zuſammenfaſſen und es wird alsdann Ihnen gewiß keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, daß meine obige Forderung unter dieſen günſtig veränderten Umſtänden eben nur billig erſcheinen kann. Bei Gewährung dieſer Forderung ließe

dann erſt ſagen, daß der große Dichter mit ſeinen außerordentlichen Anſtrengungen
etwa für das Schickſal der ſeinigen gearbeitet.
Ich werde in 11 bis 12 Tagen in Frankfurth ſeyn, wo ich beim Generallieutenant
Wolzogen zu erfragen bin. Dort hoffe ich von Ihnen, verehrteſter Freund, wenig-
ns im Allgemeinen darüber eine Antwort zu erhalten, ob Sie unter den vorſtehenden
ingungen etwa den Vorſatz auch fernerhin den Verlag der Schilleriſchen Werke zu
en aufgeben oder nicht, in welchem erſteren Falle ich ſogleich als Bevollmächtigter
ner Geſchwiſter mit dem gemeldeten Bieter abſchließe.
Sollten Sie aber, wie ich nicht anders vermuthen kann, Ihrem, uns ſehr ſchätz-
en, Vorſatze getreu bleiben, ſo werde ich ſodann ſogleich nach meiner am 24ten d. M.
lgenden Zurückkunft nach Köln Ihnen, Hochverehrteſter, den ganzen Plan der neuen
sgabe mittheilen und denſelben mit Ihnen berathen, da natürlicher Weiſe Ihre er-
rene und freundliche Stimme von uns nur ſehr gerne gehört werden kann.
Mit der gehorſamſten Bitte mich der gnädigen Frau unterthänigſt zu Füßen zu legen
in der frohen Hoffnung auf die Fortdauer Ihrer wohlwollenden Geſinnungen habe
die Ehre zu verharren als Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorſamſter Diener

Ernſt v. Schiller.

Cotta ging auf die Vorſchläge ein und ſchloß Anfangs Dezember 1826 mit Ernſt
Schiller als Bevollmächtigtem der Schiller'ſchen Erben einen Vertrag ab, demzufolge
ür das neue Verlagsrecht der Schilleriſchen Werke auf 25 Jahre 70,000 Rth. bewilligte,
von 1827 an in jährlichen Ratenzahlungen von 10,000 Rth. (nur im Jahr 1832 wur-
20,000 Rth. bezahlt) bis zum Jahr 1833 abgetragen und zu gleichen Theilen unter
t Geſchwiſter vertheilt wurden.
Den Abſchluß des geſammten Briefwechſels mögen die nachſtehenden Briefauszüge
Briefe bilden:
Ernſt v. Schiller an Cotta. (Köln, 3 Dec. 1826.) Es hat mich innig erfreut,
Ew. Hochwohlgeboren den Erwartungen auf eine ſo ſehr edle Weiſe entſprochen haben,
he die Hinterbliebenen Ihres ſo früh geſchiedenen Freundes an die Großartigkeit
er Geſinnungen zu machen hatten, und mit der aufrichtigſten Dankbarkeit verehre ich
wahrhaft ausgezeichnete Denkungsweiſe, welche Ew. Hochwohlgeboren hier abermals
ieſen haben, eine Denkungsweiſe, welche durchaus geeignet iſt, die Neider eines Beſſeren
überzeugen, wenn es irgend dienlich ſeyn ſollte.
General Ludwig von Wolzogen an Cotta. (Frankfurt a. M. 6. Dec. 1826.)
em ich Euer Hochwohlgeboren in Beifolgendem den Contrakt über den Verlag der
ller'ſchen Werke wieder zurückſende, habe zugleich die Ehre, auf Ihr hochgeehrtes
reiben vom 29. v. M. ganz ergebenſt zu erwiedern, daß nach meinem Bedünken Euer
wohlgeboren eben ſo edel als gerecht für die Schiller'ſchen Kinder ſorgen, indem Sie
den Verlag der gedachten Werke eine ſo bedeutende Summe als in dem Contrakt aus-
rochen iſt, mit dieſen eingegangen ſind. . . Somit hoffe denn, daß die neue Auflage
Schiller'ſchen Werke den beſten Erfolg haben wird, und hätte nur gewünſcht, daß
ller bei ſeinen Lebzeiten dieſe Perſpective für das Wohl ſeiner Kinder noch hätte
nehmen können, denn oft war er in den letzten Tagen über das Schickſal derſelben
rgt. Nun aber durch Ihren großmüthigen und kräftigen Beiſtand, werden ſeine
ſche noch übertroffen und ſein Fleiß und eminentes Talent wird durch Sie an ſeinen
ern belohnt, wofür Sie Gott ſegnen wolle.
Karl v. Schiller an Cotta. (Reichenberg, 8. Dez. 1826.) Aus Ihrem werthen
eiben ſowie aus meines Bruders Brief habe ich mit großem Vergnügen erſehen daß
den Verlag der Schriften unſers ſeligen Vaters auf eine für unſere Familie ſo
lige Weiſe übernommen und uns dadurch einen neuen Beweis Ihrer ſchon ſo viel-

thätig bewieſenen freundſchaftlichen Geſinnungen gegen unſre Familie gegeben, und uns dadurch in den Stand geſetzt haben, einer frohen Zukunft entgegenſehen zu können. Möge Gott Ihnen das vergelten, was Sie an unſerer Familie gethan haben.

Ernſt v. Schiller an Cotta. (Köln, 1. Januar 1827.) Recht herzlich danke ich Ihnen für die definitive Annahme meiner Vertragspunkte und freue mich, daß dieſes Geſchäft, bei welchem Sie ſo edel und großartig zu Werke gegangen, in Ordnung gebracht iſt.

Karoline v. Wolzogen an Cotta. (Jena, 28. Januar 1827.) Ihre gütige Zuſchrift mit der Nachricht der Feſtſtellung der Verhältniſſe hat mich ſehr erfreut. Sie iſt erprobter Freundſchaft werth, und Sie handeln würdig und edel gegen die Kinder Ihres Freundes, der Segen wird den fernern Unternehmungen nicht fehlen, und ſein letzter Wunſch, den Seinen ein Vermögen, das ſie vor Abhängigkeit ſchützt, zurück zu laſſen, iſt erfüllt.

Goethe an Cotta.

(Weimar 26. Jan. 1827.) 2. Febr. / 8. März.

Ew. Hochwohlgeboren

wünſche in dem Augenblicke da Sie Gegenwärtiges erbrechen eine frohe ruhige Stunde, denn ſo möcht ich mich gern wieder einmal mit Ihnen unterhalten. Immer muß ich Sie in den wichtigſten Geſchäften zu Hauſe und auf der Reiſe denken und ſcheue mich zu melden was nicht dringend nothwendig iſt. Die Vermittelung unſeres Boiſſeree beruhigt mich dabey, ich ſende ihm gar manches daß er es zu gelegener Zeit mittheile.

Zuvörderſt danke ſchönſtens für den Rechnungsauszug. Das Geſchäft iſt nun einmal im gehörigen Gange und man kann den Erfolg mit Beruhigung abwarten, die große Genauigkeit Ihrer ſämmtlichen Einrichtungen bürgt ja aufs vollſtändigſte für alles.

Die zugeſagten Exemplare Fauſt erwarte mit Vergnügen; auf den pariſer Abdruck bin ich neugierig. Auch bereiten ſie dort eine neue Ausgabe der franzöſiſchen Ueberſetzung Stapfers, begleitet von lithographirten Blättern von de la Croix. Zwey Probedrücke liegen vor, die wild und geiſtreich genug ſind.

An Freund Boiſſeree habe ich dieſe Tage geſendet was zwiſchen Ernſt von Schiller und mir bey ſeinem letzten Hierſeyn verhandelt worden. Unſere Vorſchläge ſind der früheren Verabredung gemäß und ich darf wohl ſagen daß die Maſſe Manuſcript wie ſie da liegt einen tüchtigen Schlußſtein macht meine und Schillers Werke zuſammen zu halten und zu ſteigern. Der Begriff, was wir beyde gewollt, wie wir uns aneinander gebildet, wie wir einander gefördert, was uns gehindert, wie weit wir mit unſern Leiſtungen gediehen, und warum nicht weiter? wird alles klarer und muß denen die auch beſtrebſam ſind zur guten Leuchte dienen.

Alle Freunde die ich in dieſe Bände hinein ſehen laſſen wünſchen baldigſten Abdruck und ich mit ihnen, beſonders um der älteren Mitlebenden willen, denen dergleichen höchſt willkommen iſt.

Auch über das neue Stück von Kunſt und Alterthum laſſen Sie mich ſprechen; ich ſuchte abermals und zwar von der theoretiſchen Seite den Blick auf gedachte Correſpondenz hinzuleiten und ſodann die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf uns in ihrer innern Bedeutung, den immerfort an frühern Eindrücken haftenden Deutſchen einigermaßen aufzuklären, und ſo würde fortfahren.

Für meine literariſche Thätigkeit iſt dieſes Heft von großem Werth und da ich mich nun für meine künftigen Lebenstage nur in Verbindung mit Ihnen wirkſam denken kann, ſo ſcheint mir kein Zweifel, daß wenn Sie bei Ihrem unbegränzten Einfluſſe auch dieſe

Unternehmen zunächſt kräftig begünſtigen, gewiß in der deutſchen Literatur unſere Bemühungen immermehr von Bedeutung ſeyn werden. Wie ich darüber denke läßt ſich nicht in wenig Worte faſſen und wünſchte lieber ſolches wirkſam an den Tag zu legen. Auf die ausländiſche Literatur muß man beſonders jetzt hinweiſen da jene ſich um uns zu bekümmern anfangen.

Das Manuſcript der Helena geht in dieſen Tagen vollſtändig ab; ich hoffe Sie werden demſelben anſehen daß ein vieljährig intentionirtes Werk auch beym Abſchluß mit möglichſter Sorgfalt behandelt worden.

Die letzte Abtheilung der zahmen Xenien folgt alsdann; ich habe das neuſte Intereſſe darin zu berühren geſucht, auch mit Gefahr hie und da anzuſtoßen.

Und ſo ſehen wir denn der erſten Sendung zu Oſtern entgegen; die zweyte liegt parat und kann ſobald ſie verlangt wird abgehen, wobey ich bemerke daß ich den zweyten Termin des Honorars in der zweyten Hälfte März zu erhalten wünſchte, indem die Rechnungen unſerer Staats-Caſſen mit dem 1^{ten} April angehen und ich den dort eingegangenen Verbindlichkeiten genügen möchte.

Indem ich nun zum Schluß meinen früheren Wunſch um Zuſendung der Aushängebogen und des Originals nach gemachten Gebrauche, wiederhole füge meine treuſten Wünſche hinzu und bitte mein bey der Frau Gemahlin zu guter Stunde, mich beſtens empfehlend zu gedenken, mich hochachtungsvoll unterzeichnend

Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſten Diener

J. W. v. Goethe.

Goethe an Cotta.

(Weimar d. 17. Dec. 1827.) 23 Dez 1827. / 11. Febr. 1828.

Euer Hochwohlgeboren

in irgend einem Punkt durch ein offenes Geſtändniß beruhigt zu haben iſt mir vom größten Werthe, denn welcher Freund möchte nicht gerne beytragen, Ihnen, der in ſo großen wichtigen Geſchäften verſchlungen iſt etwas Unangenehmes aus dem Wege zu räumen.[1]

Ich werde ſorgen daß wo möglich jederzeit über die andern unſerer Lieferungen etwas auffallend Neues angeſchloſſen werde; eine immer lebhaftere Theilnahme des Publicums muß uns freylich höchſt erwünſcht ſeyn.

Hiezu wird die Schilleriſche Correſpondenz gewiß das Ihrige beytragen; es iſt dieſes wunderſame Manuſcript wie es vor mir liegt von größter Bedeutung; es wird im Augenblick die Neugierde befriedigen und für die Folge in literariſcher, philoſophiſcher, äſthetiſcher Hinſicht, ja nach vielen andern Seiten hin höchſt wirkſam bleiben.

Da nun Ew. Hochwohlgeboren dieſe Angelegenheit wieder in Erinnerung bringen, ſo habe ich jenes Aufſatzes zu gedenken, welchen im Januar des laufenden Jahrs durch Herrn Sulpiz Boiſſerée an Dieſelben geſendet und von welchem ich auf jeden Fall eine Abſchrift beylege.[2] Ihre Einſtimmung in die gethanen Vorſchläge wird dem Geſchäft ſogleich die erwünſchte Richtung geben. Einer Aſſignation auf die verlangte Summe von Acht Tauſend Thalern auf die Hrn. Frege und Comp. ſoll ſodann die Abſendung des Manuſcripts nachfolgen, welches eine weit größere Maſſe enthält als ich jemals vermuthete.

---

[1] Goethe hatte in der Ankündigung der letzten Ausgabe ſeiner Werke ausgeſprochen, daß ein Mitwirken des lebenden Autors der Ausgabe ſeiner Schriften vortheilhaft ſein müſſe, was Cotta als einen leiſen Vorwurf gegen die jüngſte Taſchenausgabe von Schillers Werken anſah.

[2] Original und Abſchrift ſind nicht vorhanden.

Ich lege, damit ſich Dieſelben davon ſelbſt überzeugen können, einige Blätter bey[1] und bemerke daß ſolcher einzeln gezählter Blätter [illegible] ſind, nicht gerechnet die vielen ſpäterhin nach und nach eingeſchobenen; woraus denn hervorgeht daß gar wohl 5 bis 6 ſchickliche Octavbände damit gefüllt werden.

Daß ich ohne vorgängigen Abſchluß des Geſchäftes das Manuſcript nicht ausliefere, werden Dieſelben in der Betrachtung billigen, daß ich den Schilleriſchen Erben, worunter ſich zwey Frauenzimmer befinden, reſponſable bin und ich mich daher auf alle Fälle vorzuſehen habe. Der hieſige Schilleriſche Anwalt Herr Rath Kuhn übernähme den jenſeitigen Antheil am ſchicklichſten und ich würde, nachdem ich nicht allein ſelbſt befriedigt, ſondern auch von dorther geſichert wäre, das ſchon längſt eingepackte Käſtchen auf die Poſt geben und ein Geſchäft, das mir viele Mühe, Sorgen und Koſten gemacht, käme doch endlich zu Stande.

Denn ich will nur geſtehen daß mir ein gutmüthiger Leichtſinn bey unentgeltlicher Uebernahme der Redaction zu einem unberechenbaren Zeitaufwand und zu einem nicht geringen Schaden gereichte.

Von einer frühern Uebereinkunft mit Frau von Schiller, welche blos Bezug auf die Schilleriſche Familie hatte, findet ſich nichts unter meinen Papieren. Ich übernahm ohne Weiteres die gemeinſame Angelegenheit und führte ſie treulich einem gedeihlichen nunmehr zu hoffenden Abſchluß entgegen. Möge derſelbe durch Ew. Hochwohlgeboren Zuſtimmung uns zunächſt erfreuen.

Mit den treuſten Wünſchen Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſter Diener

J. W. v. Goethe.

Cotta an Goethe.[2]

(Stuttgart den 11. Febr. 1828.)

E. E.

geehrtes Schreiben vom 17. Dec. darf ich nicht länger unbeantwortet laſſen. Der Eindruck den daſſelbe auf mein durch ſehr bittere Erfahrungen ohnedieß ſehr ſchwer geſtimmtes Gemüth machte, will ich nicht zu beſchreiben ſuchen, genug, daß es der Schlußſtein eines ſehr kummervollen Jahres war.

Ich betrachte zunächſt die Thatſache, ſo wie ſie durch gedachtes Schreiben ſich mir darſtellt: ein Manuſcript von den erſten Schriftſtellern iſt mir für Rthl. [illegible] angeboten — die Einſicht deſſelben wird mir nicht zugeſtanden, denn nur wenn ich die verlangte Summe übermache, ſoll dieß Manuſcript abgehen.

Ich gebe gerne zu, daß ein Werk von ſolchen Meiſtern, durch Ihre Redaction ſanctionirt eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel — eine Waare vorher zu beſchauen ehe man ſie kauft und bezahlt — rechtfertige, und, daß die in dem Schreiben angegebenen Daten zur Berechnung der Ausdehnung des Werkes genügen konnten und würden, wenn Vertrauen gegen Vertrauen geſezt wäre. — Wie aber wenn von der einen Seite Vertrauen vorausgeſezt wird, von der andern Seite ein Mißtrauen gezeigt wird, das zu den ungewöhnlichen gehört? Sollte, vorausgeſezt es wäre ein ganz fremder, unbekannter Verleger, dieſem es verdacht werden können, wenn er, ehe er die Rthl. [illegible] zahlte, den Wunſch ausſpräche, das Manuſcript einzuſehen, um nach ſeinen buchhändleriſchen Erfahrungen ſeinen Calcul darnach zu machen, da ein Honorar von ſolcher Bedeutung, (der Factor der Druckerei ſchäzt das Ganze nach den gegebenen Daten auf 4 mäßige etwas weitlauf gedruckte Bände) — doch gewiß einiges Bedenken rechtfertigt.

---

[1] Fehlen.

[2] Aus der Abſchrift von Georg v. Cotta's Hand.

Wenn aber ein ſolches Mißtrauen nicht einem fremden unbekannten Verleger gezeigt wird, ſondern einem Mann der mehr als dreyßig Jahre in Verbindung ſteht und der nie, nur einen Tag ſeine Geld-Obliegenheiten unerfüllt ließ, wie unerwartet muß dieſem ein ſolches Mißtrauen erſcheinen!

Aber mir bey meinem reinen Bewußtſeyn, bey meinem rechtlichen Gefühl mußte es mehr als unerwartet, es mußte mir die ſchmerzhafteſte Erfahrung ſeyn.

Denn ich darf und muß mir das Zeugniß geben, daß ich auch nicht den entfernteſten Anlaß auch nur zum leiſeſten Verdacht oder Mißtrauen Ihnen gegeben, ja, daß ich mein Benehmen der ganzen Welt vorlegen darf, und daß mir das Zeugniß nicht entſtehen kann, mit Rechtlichkeit, Edelmuth und Aufopferung die Verhältniſſe des Verlegers gegen Verfaſſer beachtet und behandelt zu haben.

Denn während der mehr als dreyßigjährigen Verbindung wurde mit der größten Gewiſſenhaftigkeit jede Verbindlichkeit erfüllt, jedem Wunſch entgegengekommen; galt es wirkliche vorausgeſehene Opfer, ich brachte ſie gerne, denn ich ſchäzte das Verhältniß höher als bloße Finanzſpeculanten es betrachten würden. Beweiß nur der Verlag von Morphologie, und Kunſt und Alterthum, von welchen ich einen Verluſt von fl. [illegible] nachweiſen kann — und welches Opfer brachte ich damals, als ich im Jahr 1811 noch 2 Jahre das Verlags-Recht hatte und daſſelbe zur Herausgabe einer Taſchenausgabe benuzen wollte? — Auf Ihren Wunſch verzichtete ich auf dieſe Speculation. — Weigerte ich mich im Jahr 1812, zu den vertragsmäßigen Rthlr. 1500 für den Band des Biographiſchen Werkes noch Rthlr. 500 nachzutragen?

Doch wir wollen dieß Alles nicht betrachten, wir wollen nur die Vorgänge bey dem lezten Vertrag zur Beurtheilung meiner Denk- und Handlungsweiſe uns ins Gedächtniß rufen:

als mir geſchrieben wurde, es hätten ſich mehrere Gebote für die Herausgabe der ſämmtlichen Werke angemeldet und, daß ich das Meinige zu machen hätte — Welche Antwort hätte ich darauf geben können? Krafft des Contracts folgende: es möge mir das höchſte Gebot mitgetheilt werden, und ich würde mich dann darauf erklären, ob ich in daſſelbige einſtehen wolle, da mir bey gleichem Gebot nach dem Vertrag das Vorzugsrecht gebühre. — Welche Antwort gab ich aber: ich könnte dieſes Recht anſprechen, ich erbiete mich aber, Rthlr. 10,000 mehr als das höchſte Gebot zu geben — ich konnte, ich durfte erwarten, mit umgehender Poſt dieß höchſte Gebot zu erfahren und, daß mir mit Rthlr. 10,000 Aufſchlag das Verlags-Recht wieder zuſtehe — Jeder Tag der verzögerten Antwort war für mich bedenklich — Monate aber vergiengen, ohne daß ich Antwort erhielt, und ich entzog mich dennoch auch weiteren Wünſchen nicht. —

Die erhaltenen Briefe ſprechen für mich, und in meiner Bruſt trage ich ein ſtolzes Gefühl über den Grund meiner damaligen Handlungsweiſe — Sollte dieß und Alles in ſittlicher und ökonomiſcher Hinſicht nicht hinreichend geweſen ſeyn ein ſolches Mißtrauen niederzuſchlagen? —

Zwar wird bemerkt, die Verbindlichkeit gegen die Schiller'ſchen Erben, worunter ſich zwey Frauenzimmer befanden, erfodere, ſich vorzuſehen — Was die auf dieſen Theil fallenden Rthlr. 4000 betrifft, ſo hat der Vormund Rthlr. 2200 — der Sohn Ernſt Rthlr. 700, Carl Rthlr. 1132. 8, die beyden Töchter Rthlr. 400 u. fl. 800 = 444. 10 erhalten, die ganze Familie bereits Rthlr. 5026. 18 — mithin Rthlr. 1026. 18 mehr als ihren Antheil.

Ob der Mann der bey bisherigen mehr als fl. 160,000 betragenden Zahlungen[1] nie im geringſten Rückſtand blieb, der ſtets einen offenen Credit bey Frege verfügte und erhielt, ſo ängſtlich zu behandeln war! — will ich nur berühren und bemerken, daß ich mir das Zurückrufen aller dieſer Thatſachen, das Durchleſen und Berühren der darauf Bezug habenden Briefe erlauben mußte, weil der Menſch, wenn er ſich durch ein Ereig-

[1] An Goethe.

mit tief ergriffen und unglücklich fühlt, ſich — je ſchuldloſer und unbefleckter er ſein Leben wünſcht — an ſeinen inneren Richter wendet, ſich fragend und prüfend: womit haſt Du dieß verdient? und findet er im Ganzen und Beſonderen nichts, was auf ihm ſchuldet, die Tropfen dieſes ſtillen aber wichtigſten Troſtes gerne in den Kelch fallen läßt, deſſen bitteren Trank er nicht an ſich vorbeygehen laſſen konnte, weil er unbewußt und unabwendbar eingegeben wurde.

Ich habe dieſen Troſt, aber die bittere Erfahrung wird mich in's Grab geleiten. Was die früheren Beſprechungen betrifft, ſo habe ich auf die gegebene Nachricht „daß ſich nichts in den Papieren der Frau v. Schiller vorfinde" die meinigen nachgeſucht. Die erwähnten Anlagen von der vorgeſchlagenen und von mir genehmigten Uebereinkunft vom 2. März 1828 ſo wie die Copie der Schreiben von F. v. Schiller beweiſet, daß wir längſt übereingekommen und, daß erſt nach dieſer Uebereinkunft die verewigte Freundin die Briefe abgab.

Ich muß dieſe mir theure Erklärung als ein Vermächtniß heiliger Art anſehen und wie wir ſchon vor 3½ Jahren dieſe Sache als ausgemacht betrachteten, ſo muß ich ſie noch betrachten und erbitte mir daher die Termine der Zahlung und Ablieferung.

Mögen Sie nun nach dieſer offenen vor meinem Inneren gleichſam abgelegten Erklärung auch Ihr Inneres ſprechen laſſen — denn bey allem meinem Kummer kann ich mich doch und will ich auch nicht mich eines Gedankens entſchlagen, dem nämlich, daß Ihr Inneres in jenem Schreiben ſich nicht ausſprach.

Mit den herzlichſten Wünſchen für Ihr Wohl und den unwandelbarſten Geſinnungen

G. C.[1]

Karoline v. Schiller an Frau v. Cotta.

(Carlsruh in Schleſien, 28. April 1828.) $\frac{\text{1. Mai}}{\text{18. Mai}}$

Verehrte Freundin!

Laſſen Sie mir die Freude mich in Ihrem Gedächtnis wieder zu erneuern, und Ihnen aus vollem Herzen auszuſprechen, daß ich mit der unwandelbarſten Dankbarkeit Ihrer Freundſchaft gedenke. Sehr lange Zeit ſchon entbehrte ich den Genuß eine freundliche Kunde von Ihnen zu vernehmen, und faſt verlohr ich die Hoffnung daß Sie meiner noch gedächten. Doch zu feſt von Ihrer Güte überzeugt unterdrückte ich leicht jede Beſorgnis, und ſchmeichelte mir gern, daß Sie meiner immer ſo freundlich wie Sie es mir ausſprachen gedenken würden. — Wie viel und oft rufe ich mir Ihre freundlichen Ermahnungen im Herzen zurück, und wie vielmehr noch möchte ich Sie zur Zeugin meines Wirkens haben, um von Ihrem freundlichen Rath geleitet meine Pflicht beſſer vollführen zu können. Man iſt zwar hier ſehr gütig gegen mich, und macht mir durch Zeichen der Zufriedenheit Muth, doch in meinem eigenen Herzen ſteht das Ideal meines Wirkens ganz anders, als es meiner ſchwachen Kraft gelingt. Ich genieße das Glück ein herrliches Gemüth meiner Leitung anvertraut zu ſehen, und ſchnell und kräftig von allen Seiten lobend unterſtützt zu werden. Das unbedingte Vertrauen meiner verehrten Frau Herzogin iſt der größte Lohn meiner ſchwachen Bemühungen. Beſonders jetzt empfinde ich dieſes Glück noch viel mehr, da durch die zweyte Verheirathung unſers Herzogs, doch manche neue Anſicht wenn auch nicht hemmend, doch ſtörend in meinen Plan eingreifen könnte, Gott ſey gelobt, daß die Frau Herzogin Mutter unumſchränkt die Erziehung leitet, und daß mir der Weg zu ihrem Herzen immer offen ſteht. — Wir leben hier ſehr ſtill, und ein Tag vergeht faſt wie der vorige; doch troz dem komme ich ſehr wenig zur Ruhe. Mit meiner Geſundheit habe ich in dem vergangenen Winter viel zu tragen gehabt, überhaupt war es ja wohl bey jedem Menſchen der Fall. Gott gebe nur daß es mir dieſes Jahr beſſer gehe, ſonſt könnte mir manche trübe Sorge für die Zukunft nicht ausbleiben. — Unſer Herzog Eugen iſt nach Rußland abgerufen worden, dies erfüllt uns auch mit mancher Sorge, da doch die politiſchen Verhältniſſen dort vieles befürchten laſſen. Es war ein höchſt rührender Abſchied, als der verehrte Herzog abreiſte, beſonders im gegenwärtigen Zuſtand unſerer jungen Frau Herzogin, und der Frau Herzogin Mutter welche leider ſehr kränklich iſt. Die Verantwortung für die Kinder iſt durch dieſe Trennung auch wohl noch erhöht worden; doch mit frohem Vertrauen auf Gott will ich meine Pflicht erfüllen, und ſo wird es ja auch gehen. — Verzeihen Sie daß ich Ihnen ſo viel von mir erzählte, doch es war mir als ſäße ich Ihnen gegenüber, und vernähme aus Ihrem Munde die freundliche theilnehmende Frage wie es mir gienge. — Ihr liebendes Herz öfnet mir immer auch das meinige, und ſo ſprechen ſich wohl mehr Worte als man wollte. — Wenn Sie mir es erlauben ſo möchte ich Ihnen gern von Zeit zu Zeit ſchreiben.

---

[1] Eine Antwort Goethe's auf dieſen Brief iſt nicht vorhanden.

Dann möchte ich noch eine Bitte ausſprechen: nämlich wenn die Correſpondenz zwiſchen meinem **Vater** und **Goethe** erſchienen iſt mir doch gefälligſt einige Exemplare davon zukommen zu laſſen, ſo wie auch von den Novellen meiner Tante.

Verzeihen Sie gütigſt dieſe unbeſcheidne Bitte, doch durch ihre freundliche Nachſicht verwöhnt, und durch meine weite Entfernung entſchuldigt, wage ich es ſie auszuſprechen. Erlauben Sie daß ich mich mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und der innigſten herzlichen Liebe unterzeichne als Ihre treu ergebene

Karoline von Schiller.

Emilie v. Schiller an Cotta.

(**Jena**, 30. Juni 1828.) $\frac{\text{7. Juli.}}{\text{10. Juli.}}$

Von Ew. Hochwohlgeboren Theilnahme überzeugt, erlaube ich mir Ihnen meine Verlobung mit dem Baron Adelbert v. Gleichen mitzutheilen — eine Wahl welche ganz nach dem Wunſche meines Herzens iſt, und in der feſten Ueberzeugung glüklich zu werden ſehe ich mit Vertrauen meiner Zukunft entgegen.

Obgleich meine Verlobung noch nicht bekannt iſt, konnte ich mir doch unmöglich die Freude verſagen ſie Ihnen, als einem ſo treuen Freund meiner Eltern mitzutheilen und um Ihren Seegen zu bitten, wie um Ihr Wohlwollen für meinen Verlobten.

Mit inniger Dankbarkeit habe ich immer Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen für unſere Familie erkannt, und gewiß werden Sie mir auch Ihr ferneres Wohlwollen nicht verſagen.

Meine geliebte Tante, welche mir eine zweite Mutter geworden, billigt meine Verbindung und Ihre Zuſtimmung macht mich ſehr glücklich.

Haben Sie die Güte Ihrer verehrten Frau Gemalin mich zu Füſſen zu legen und ihr meine Verlobung mitzutheilen. Die Güte und Freundlichkeit, welche ich ſchon öfters von ihr erfahren laſſen mich Ihre gütige Theilnahme an meinem Glücke hoffen. Mit der innigſten Verehrung Ihre ergebene

Emilie von Schiller.

Karoline v. Wolzogen an Cotta.

Jena 2. Juli 1828. $\frac{\text{7. Juli}}{\text{26. Juli}}$

Mit wahrer Zufriedenheit, Verehrteſter Freund, füge ich dieſe Zeilen Emiliens Einlage bei, denn ſie hat eine würdige Wahl getroffen. Der Baron Gleichen iſt durch Charakter, Verſtand und liebenswürdige Perſönlichkeit ausgezeichnet. Er iſt der Sohn eines meiner liebſten Freunde der auch Schiller ſehr werth war. Die noch lebende Mutter iſt von der größten Herzensgüte. Die Familie beſizt ſchöne Güter in Sachſen und Baiern. Emiliens Verlobter hat als der Aelteſte der drei Brüder den vernünftigen Lebensplan die unter der Vormundſchaft und durch den Zeitenlauf heruntergekommene Landwirthſchaft wieder in gehörigen Stand zu ſetzen. Er wird das Baieriſche Gut annehmen, Bonland, ohnweit Würzburg und da mit Emilien, in einem freundlich gelegenen Schloſſe wohnen. Eines der Schilleriſchen Kinder wird alſo dem König von Baiern angehören, deſſen inniges Andenken mir immer rührend iſt ... Wie lebendig Schiller in allen deutſchen Herzen wohnt, hat ſich bei Emiliens Berliner Aufenthalt ſehr bewährt. In der Hof- und Gelehrten Welt, wie im Publikum, iſt ſie mit der größten Theilnahme aufgenommen worden.

Ich wende meine heiterſten Momente zum Zuſammenſtellen der Biographie an, zu der ich ſeit langer Zeit Materialien ſammelte, und denke gegen Ende dieſes Jahrs ziemlich im Reinen damit zu ſein. Fürs Techniſche werde ich einen ſichern Gelehrten zu Hülfe nehmen, durch den das Unternehmen in jedem Fall ſicher ſteht wenn Krankheit oder Tod einen Abſchnitt machen ſollten. Körners Nachrichten dienen zum Fundament aus freundſchaftlicher Rückſicht und als wirklich treuſter Leitfaden. Mit den Auszügen aus Briefen, und der Humboldtſchen Correſpondenz wird es zu einer beträchtlichen Maſſe anwachſen. Der Hauch der Liebe und Gemüthlichkeit kann nur aus einer Freundes-Seele wehen, tauſend liebenswürdige Charakterzüge konnten nur mir und meiner ſeligen Schweſter bekannt ſein. Alle Einzelnheiten müſſen im großen Ganzen verſchmolzen ſein, dazu bedarf es bei unſrem Freund nur ein reines treues Auge, denn ſo war es in ſeinem Weſen. Der Gedanke giebt mir Muth bei dieſer Arbeit die ich ungern fremder Hand überlaſſen hätte wenn ſich auch leicht eine geſchicktere dafür fände. Es freut mich daß die Göthiſche Correſpondenz nun erſcheinen wird. Ich wünſchte ſie ſobald als möglich zu haben, da Schillers eigne Ausſprüche mich von allem Zwang in der Darſtellung des perſönlichen Verhältniſſes mit mehreren Litteratoren befreien wird. Ich wollte Göthen nicht um das Manuſcript bitten. Sie wiſſen wie man in ſolchen Dingen ſeine Laune walten laſſen muß.

Empfelen Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin. Mein herzlicher Antheil an der Dauer Ihres Glükes iſt unveränderlich ſo wie die alte Freundſchafts-Treue und Achtung Ihrer ergebenſten

K. v. Wolzogen

Goethe an Factor Wilhelm Reichel in Augsburg.

(Weimar den 28. Octbr. 1828.)

Ew: Wohlgebohren

vermelde, auf Veranlaſſung des Herrn von Cotta, in Betreff der Schilleriſchen Correſpondenz folgendes: daß ich mit der von Ihnen vorgeſchlagenen Eintheilung des Manuſcripts in Sechs Bände gar wohl zufrieden bin, nämlich:

1794 und 1795	18	Bogen
1796	17	„
1797	24	„
1798	25	„
1799 und 1800	29	„
1801 bis 1805	18	„

Da nun Herr von Cotta derſelbigen Ueberzeugung iſt, ſo werden Sie hiernach den Abdruck einzurichten wiſſen.

Es iſt auch von einer Dedication an Ihro des Königs von Bayern Majeſtät die Rede, ſolche kann aber gegenwärtig noch nicht erſcheinen, ſondern wird ſeiner Zeit auf eine ſchickliche Weiſe zu publiciren ſeyn; deshalb der erſte Band ſobald er abgedruckt iſt ungeſäumt ins Publicum treten kann. Die Aushängebogen erbitte mir baldigſt; ſo wie ich denn auch den Abſchluß der vierten Lieferung meiner Werke zunächſt hoffen darf.

Das Beſte wünſchend mich zu geneigtem Andenken empfehlend ergebenſt

J. W. v. Goethe.

Goethe an Cotta (in München).[1]

(Weimar den 30. November 1828.)

Möge dieſe gegenwärtige, einigermaßen verſpätete Erwiederung auf drey von Ew. Hochwohlgeb. an mich erlaſſene Schreiben, Denenſelben in glücklicher Stunde zu Handen kommen, bey Rückkehr von einem ſo bedeutenden und, hoffentlich nach Wunſch, eingeleiteten Geſchäft.

Der erſte Band der Correſpondenz, angenehm gedruckt iſt nunmehr in meinen Händen; den zweyten erwarte zunächſt, und das Uebrige wird, wie ein jedes Geſchäft das Sie unternehmen, ſeine gemeſſene Folge haben.

Wie ich die Widmung dieſer Briefſammlung an Ihro Majeſtät den König[2] verſtehe, möchte ich mich gern deutlich ausdrücken. Es iſt hier von keiner gewöhnlichen Dedication die Rede, ſondern, wenn die Sechs Bände vollendet vor uns liegen, ſoll mir hoffentlich etwas gelungen ſeyn was, darauf Bezug habend, das Allgemeine, Würdige und Schickliche ausſpräche. Es klingt dieſes freylich einigermaßen myſtiſch, mehr kann ich jedoch nicht ſagen und wünſche nur indeſſen daß man das was ich mir vorſetzte als etwas Selbſtſtändiges betrachten und erwarten möge.

Daß Herrn Stieler das Portrait glücklich gelungen und ſowohl dem höchſten Anordnenden als ſonſtigen Beſchauenden Freude macht, bis zu einem Enthuſiasmus der Theilnahme, dies iſt ein höchſt ſchätzbares Ereigniß,[4] freylich war es zu hoffen und zu erwarten von einem ſolchen Talente. Ich bin der gültigſte Zeuge von ſeiner Ueberlegſamkeit, ſorgfältiger Wahl und, zwar nicht raſchem aber entſchiedenen Handeln. Hiezu nun die Unermüdlichkeit das Erfaßte durch und auszuführen; wobey denn die Zeit die darauf verwendet werden mußte glücklicherweiſe durch anmuthig-belehrende Unterhaltung auch mir zu Gute kam. Grüßen Sie den wertheſten Mann zum allerbeſten.

Was den Stich des Bildes betrifft ſo wüßte nur ſoviel zu ſagen: daß ich mich auf die Künſtler über den Alpen bey dieſer Gelegenheit am liebſten verlaſſen würde. So giebt Toſchi in Pavia, durch ſeinen Einzug Heinrichs IV. nach Gerard, ſo wie durch das Probeblatt einer Nachbildung des Rafaeliſchen Spasimo di Sicilia, das beſte Zeugniß von ſeinen Talenten und einer Mitbewerbung um den Ruhm des vortrefflichen Longhi. Auch iſt Anderloni als vorzüglich anzuſehen.

---

[1] Das Original dieſes Briefs iſt nicht vorhanden; es ging verloren, und Goethe ſandte auf Cotta's Wunſch am 19. Febr. 1829 eine Abſchrift deſſelben.

[2] von Bayern.

[3] Der bayriſche Hofmaler Stieler war im Mai 1828 nach Weimar gekommen, um auf Anordnung des Königs Ludwig von Bayern Goethe's Portrait zu malen.

Ob aber ſolche Männer, mit wichtigen Arbeiten immerfort beſchäftigt, dergleichen Unternehmen ſelbſteigenhändig ausführen würden iſt noch eine Frage; doch werden Sie ja hierüber noch manche Erkundigung einziehen.

Die von dem guten Neureuther zu erwartenden Blätter geben mir die angenehmſte Ausſicht; laſſen Sie mir die jedesmaligen Probedrücke nicht fehlen. Zugleich aber Verzeihung einer Anfrage: Sollte denn keine Hoffnung ſeyn, den belobten und beliebten Charon auf irgend eine Weiſe anſtändig und eindringlich vervielfältigt zu ſehen; ſollte denn ein, auf eine ſo fördernde Anregung, glücklich entſtandenes Kunſtwerk im Verborgenen bleiben da ſo vieles an den Tag kommt das man anſieht und nicht weis warum oder wozu es da iſt.

Herrn Baron von Hormayr[1] bitte, mit den ſchönſten Empfehlungen, mich möglichſt zu entſchuldigen. Es bleibt mir bey genauſter Ueberſicht, zu Neujahr nichts übrig als mich, in Bezug auf Briefwechſel, für inſolvent zu erklären. Der große Unfall der uns betraf[2] hat mir zwey Monate fortſchreitender regelmäßiger Thätigkeit geraubt die ſich nicht wieder einbringen laſſen. An welche Stelle des Königl. Staats-Dienſtes iſt dieſer würdige Mann aufgenommen worden?

Nun aber laſſen Sie mich eine wichtige Betrachtung mittheilen, zu welcher ich durch Ihre neuliche erwünſchte Gegenwart veranlaßt werden. Männer die in ſo bedeutenden Lebensverhältniſſen verbunden ſind ſollten nicht ſo lange anſtehen ſich perſönlich zu nähern und mündlich zu beſprechen. Entfernung entfernt die Gemüther, es ſey wie ihm wolle; ein Augenblick der Gegenwart hebt alle die Nebel auf, die ſich in der Weite nur gar zu leicht vermehren und verdichten.

Ihrer Frau Gemahlin bitte von uns die angelegentlichſten Empfehlungen zu vermelden, mit der Verſicherung es ſey unſer beſter Wunſch: Sie möge die gleichen Eindrücke mitgenommen haben, die Sie bey mir, nicht weniger bey meiner guten Schwiegertochter zurückgelaſſen hat.

Ew. Hochwohlgeb. auf Ihrer Rückreiſe von Berlin bey uns zu ſehen wäre freylich von dem höchſten Werthe geweſen, doch durfte ich es nicht einmal wünſchen weil in dieſer Jahrszeit die Wege über den Thüringer Wald ſchwer und unbequem zu paſſiren ſind.

Mich aber und abermals angelegentlichſt empfehlend

J. W. v. Goethe.

Goethe an Cotta (in München).

(Weimar den 25. Octbr. 1828.) [illegible] / 27. Nov.

Ew. Hochwohlgeboren

geneigtes Schreiben vom 7. October hat einen meiner dringendſten Wünſche erfüllt, indem es mir Nachricht von der Wiederherſtellung einer ſo ſchätzbaren Geſundheit mittheilt. Die wichtigſten Verhandlungen welche die Manneskräfte zu erſchöpfen allein wären geeignet geweſen, noch verbunden mit körperlichen Anſtrengungen mußten freylich manche ſchädliche Wirkung befürchten laſſen. Nun aber ſey, wie im Allgemeinen, ſo auch von unſerer Seite Glück gewünſcht, da wir ja auch, wie es den Anſchein hat, in der Folge von Ihren ſo bedeutenden Bemühungen gleichfalls günſtigen Einfluß zu hoffen haben.

---

[1] Miniſterialrath Frhr. Joſeph v. Hormayr in München.

[2] Karl Auguſts Tod am 14. Juni.

Auf Ew. Hochwohlgeboren Gegenwart und mündliche Unterhaltung aber hatt' ich um ſo mehr gehofft als manches umſtändlich zu erklären war, was ſich zu ſchriftlicher Ausgleichung nicht wohl anläßt. Da mir jedoch jene intentionirte höhere poetiſche Widmung[1] nicht wie ich wünſchte gelingen wollte; ſo ſende, zum Abſchluß gegenwärtiger Angelegenheit, eine Proſaiſche, deren gnädigſter und geneigter Aufnahme ich mit Sehnſucht entgegen ſehe. Wobey ich geziemend bitte, daß was in Förmlichkeit und Titulatur vielleicht noch nachzubringen ſeyn möchte einſichtig zu bewirken.

Mich dem verehrten Freundes-Paare[2] hiedurch zum allerbeſten empfehlend, füge auf einem beſondern Blatte noch einiges Geſchäftsmäßige bey[3] und habe die Ehre mich mit vorzüglichſter Hochachtung zu unterzeichnen Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſten Diener

J. W. v Goethe.

Goethe an Cotta (in München).[4]

(Weimar d. 24. Sept. 1831.) $\frac{\text{24. Sept.}}{\text{3. Oct.}}$

Indem ich die Epoche meines, zu Weimar dieſes Jahr auf eine ſo heitere als für mich ehrenvolle Weiſe gefeyerten, Geburtstags, in der Bergſtadt Ilmenau am Thüringerwalde, zubrachte und mich vergangener Zeiten dortiger Thätigkeit, im Stillen erinnerte, konnte mir nichts erquicklicher ſeyn als auch dort von ſolchen, weit in der Ferne gewonnenen Freunden, die Verſicherung zu erhalten, daß Sie gleichfalls in dieſen Tagen meiner freundlichſt eingedenk ſeyn.

Die verehrten Gatten ſind überzeugt daß ich Ihre freundliche Zuſchrift, nach dem ganzen Werthe derſelben, zu ſchätzen weiß und mir aufs höchſte erfreulich ſeyn muß, ein ſo vieljährig fruchtbares Verhältniß in ſeiner Blüte und an reifen Früchten zu erkennen, wogegen manche andere, kräftig neben mir ſonſt Lebende und Strebende, ſich ſchon früher ein beſchränkendes Ziel geſtellt ſehen mußten. Wenn nun bisher Ihre Geneigtheit unveränderlich geblieben iſt, ſo darf ich auch für die Zukunft hoffen, mit den Meinigen zum beſten empfohlen zu ſeyn. Da es denn keiner Verſicherung bedarf, daß mein Denken und Empfinden ſich immer gleich bleibt und es mir das größte Vergnügen macht mich aufrichtig unterzeichnen zu können

des verehrten Paares angeeigneter Freund und Diener

J. W. v. Goethe.

Ernſt v. Schiller an Georg v. Cotta.

Trier d. 11ten Januar 1833. $\frac{\text{16. Jan.}}{\text{17. Jan.}}$

Mein lieber Freund

Ich will und brauche Dir wohl nicht auszuführen, wie tief auch mich Dein und der Deinigen unendlicher Verluſt[5] ergriffen hat! den ich auch im entfernteſten nicht ahnen konnte, da mir von einem bedeutenden Unwohlſeyn des Verewigten gar nichts bekannt geworden war; was ich um ſo mehr beklagen muß, als ich ſonſt den Vater in der letzten Zeit nicht behelligt haben würde.

---

[1] An den König von Bayern, vor dem 6. Band des Schiller-Goethe-Briefwechſels.

[2] So nannte Goethe Cotta und deſſen Frau.

[3] Unter der Ueberſchrift: „Geneigteſt zu gedenken", vornehmlich Sorets Ueberſetzung der Metamorphoſe der Pflanzen betreffend.

[4] Goethes letzter vorhandener Brief an Cotta.

[5] J. F. v. Cotta's Ableben am 29. Dez. 1832.

Euer Aller Verluſt iſt unendlich groß und Euer Troſt kann nur der ſeyn, daß dem edlen Dahingeſchiedenen in einem fortdauernden Seelenzuſtande mit Danke für die vielen Wohlthaten gelohnt werde, die ſein umfaſſender Geiſt überall hin verbreitet hatte; und Euer Schmerz muß durch das Mitgefühl gelindert werden, welches die Mit- und Nachwelt dieſem bedeutenden und vortrefflichen Manne dann zollt und zollen wird, wenn ſie ſich zu einer reinen Beurtheilung des erhabenen emporſchwingt.

Ich bitte dich, lieber Freund, auch deiner hochverehrten Familie meine umfaſſendſte Theilnahme auszudrücken und namentlich deiner edlen Frau Mutter zu ſagen, daß ich am beſten ſchweigend ihren großen Schmerz anerkennen zu müſſen glaubte, daß ich aber ihrem Wohlwollen auch ferner meine Geſchwiſter zur Theilnahme empföhle.

Was uns, edler Freund, anbelangt, ſo bin ich feſt überzeugt, daß die klaſſiſche Freundſchaft unſerer Väter, die Erinnerung an unſere eigene ſich oft näher berührte Jugend und vorzüglich unſere Charactere ſelbſt eine ſichere Bürgſchaft für die Fortdauer unſerer gegenſeitigen Zuneigung ſein werden, und kann auch die Ueberzeugung ausſprechen, daß meine Geſchwiſter von einer gleichen Geſinnung beſeelt ſind, die ich noch insbeſondere auch Deinem fortdauernden Wohlwollen empfehle ... Ganz der Deinige

Ernſt Schiller.

Ernſt v. Schiller an Georg v. Cotta.

(Antwort auf die Einladung zur Feier der Enthüllung des Schillerſtandbildes in Stuttgart am 8. Mai 1839.)

Köln, 21. April 1839.

... Sodann bin ich der Meinung, daß, wenn ein geſellſchaftliches Subſcriptions-Diner Statt findet, Du mit Schillers Söhnen zuſammen ſitzeſt, damit Deutſchland und Würtemberg das innige Verhältniß auch ſehe, in welchem Cotta und Schiller ſtanden und ſtehen. Die Geiſter unſerer Väter würden auch jenſeits ſich darüber freuen ...

◆

Anhang.

I.

Erklärung des landſchaftlichen engern Ausſchuſſes an den Herzog von Würtemberg über die Sendung Cotta's nach Paris.

(Vgl. S. 362 f., 379 ff.)

An Ihro Herzogliche Durchlaucht

Der Verordneten des landſchaftlichen Engern Ausſchuſſes unterthänigſte Erklärung, die zu Anfang Novembers vorigen Jahrs von dem Buchhändler Cotta von Tübingen nach Paris gemachte Reiſe betreffend.

d. d. 26ten Merz 1800.

Sereniſſime!

Dem landſchaftlichen Engern Ausſchuß iſt von einigen keiner vor die niedergeſezte herzogliche Commiſſion geforderten Mitgliedern referirt worden, daß die ihnen vorgelegten Fragen vorzüglich die Sendung des Buchführers Cotta nach Paris zum Gegenſtand gehabt hätten.

Unterthänigſt Subſignirte ſehen ſich zwar Pflichten halber gedrungen, nochmals die unterthänigſte Verwahrung der Rechte des Landes gegen jeden Verſuch, die landſchaftlichen Mitglieder zu Veroffenbarung der kollegialiſchen Deliberationen und Schlüße zu veranlaſſen, und ſogar durch Drohungen zu nöthigen, andurch zu wiederholen. Was aber den in Frage ſtehenden Gegenſtand ſelbſt betrifft, ſo nehmen Sie, da Sie das Licht nicht zu ſcheuen haben, ganz keinen Anſtand, von Collegii wegen auf dem verfaſſungsmäßigen ſchriftlichen Wege Eurer Herzoglichen Durchlaucht über dieſe Sache vollſtändige Auskunft zu ertheilen, bey welcher Sie nur allein die Pflicht vor Augen gehabt hatten, nichts zu verſäumen, was in der damaligen Lage der Umſtände dazu beitragen konnte, bey weiterem Vordringen der franzöſiſchen Truppen das Land von dem gänzlichen Verderben zu retten.

Um aber alles in das gehörige Licht zu ſezen iſt es vorderiſt nothwendig, dasjenige, was ſeit dem Jahr 1796. in Beziehung auf Frankreich vorgefallen war, hier kürzlich zu recapituliren, indem dieſer und andere Gegenſtände ſolcher Art billigerweiſe nicht in abstracto und auſſer dem Zuſammenhang mit den vorhergegangenen und den begleitenden Umſtänden, beſonders wenn ſolche von ſo auſſerordentlicher Art ſind, als alles iſt, was ſeit 4. Jahren vorfiel, beurtheilt werden können.

Im Anfang des Jul. 1796. hatten E.H.D. höchſtſeeliger Herr Vater mit Zuthun der Landſchaft Sich zu dem Entſchluſſe gedrungen geſehen, zu Rettung des Landes vor feindlicher Verheerung dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber der RheinArmee Anträge zu einem Waffenſtillſtand machen zu laſſen.

Dieſer Entſchluß war jedoch nicht eher zur Ausführung gebracht worden, als bis von des Herrn Erzherzogs Karl Königl. Hoheit dem Lande der gebetene Schutz nicht mehr zugeſagt werden konnte, wie das landſchaftliche Protokoll vom 12. Jul. 1796. ausweißt, nach welchem dem in das herzogl. GeheimeRathsCollegium berufenen LandſchaftConſulenten Hochſtetter eröffnet wurde:

> „daß, da der Herr Erzherzog Karl des Schutzes, um welchen derſelbe in generalen terminis in einem Schreiben erſucht worden ſey, in ſeiner Antwort mit keinem Wort gedacht habe, des Herrn ErbPrinzen Durchl. Sich nun geäuſſert hätten, wie ſie unter dieſen Umſtänden den Schritt zu Erlangung eines ParticularFriedens nicht nur für billig und räthlich, ſondern auch für nothwendig hielten.“

Es wurde hierauf den 17ten Jul. zu Baaden wirklich eine WaffenſtillſtandsConvention, unterm 7ten Aug. aber durch die in Gemäsheit der in dem 6. Art. dieſer Convention enthaltenen ausdrücklichen Bedingung nach Paris abgeordnete Geſandſchaft ein DefinitivFriede abgeſchloſſen, und von Seiner Herzoglichen Durchlaucht ratifizirt.

Dieſer ParticularFriede wurde von des höchſtſeeligen Herrn Herzogs Durchl. aller anfänglich dagegen entſtandenen Widerſprüche ungeachtet feſtgehalten, auch wurde derſelbe, wie die ParticularFriedensSchlüſſe überhaupt, im Frieden zu Campo Formio, nahmentlich dem 12. Art. deſſelben, mehr als ſtillſchweigend anerkannt.

Als E.H.D. die Regierung angetreten hatten, erfolgte auch von Höchſtdero Seite, wie davon mehrere Beweiſe angeführt werden könnten, eine förmliche Anerkenntniß des SeparatFriedens, und Höchſtdieſelben nahmen keinen Anſtand, Sich auf dem Kongreß zu Raſtadt bei den EntſchädigungsForderungen darauf zu berufen, verſchiedener Erklärungen auf dem ReichsTag nicht zu gedenken.

Zugleich aber mißkannten auch Höchſtdieſelbe die VerfaſſungsmäßigeConcurrenz, und Betheiligung der Landſtände bey dieſem ParticularFrieden nicht, und es können von dieſer Anerkenntniß unter anderem vorzüglich die bei einer gemeinſchaftlichen Deputation zu Anfang des Jahrs 1798. gepflogenen Verhandlungen als redende Beweiſe angeführt werden.

Es wurden nemlich bei dieſer gemeinſchaftlichen Deputation die auf dieſen SeparatFrieden Beziehung habenden Gegenſtände wie z. E. die Entwürfe der Inſtructionen der herzogl. Geſandſchaften gemeinſchaftlich deliberirt und behandelt, auch machte man in Hinſicht auf einige HauptGegenſtände derſelben von Seiten der herzoglichen Deputirten eine Diſtinction unter dem, was herzogl. Seits allein, und unter dem, was gemeinſchaftlich, oder was (inſoferne es entweder das Land directe tangire, oder E.H.D. aus gewiſſen Conſiderationen nicht wohl Selbſt directe betreiben laſſen könnten) landſchaftlicher Seits allein anzubringen und zu betreiben ſeyn werde.

Aus eben dieſen Motiven floß auch der Innhalt der herzoglichen Signatur vom 3ten Febr. 1798., nach welcher die Landſchaft aufgefordert wurde, aus ihrer Mitte ein vertrautes Mitglied der herzogl. Geſandſchaft zu Raſtadt beizugeben und der Landſchaft zugleich zu erkennen gegeben worden, wie E.H.D. Ihrer Geſandſchaft zu Raſtadt bereits den Befehl gegeben hätten, mit dieſem Mitglied der Landſchaft vertraulich und communicative in alle Herrn und Land gemeinſchaftlich betreffende Gegenſtände einzugehen.

Noch nach der Auflöſung des Raſtadter Congreſſes und nach dem Wiederausbruch des Kriegs erklärten E.H.D. den Entſchluß, bey dem SeparatFrieden und der Neutralität zu beharren, nicht nur durch die fortdaurende Reſidenz eines franz. Geſandten an Dero Hoflager, durch die den Beamten beim Anrücken der Franzoſen anbefohlene Verhaltung der ihnen extractive communicirten Artickel des SeparatFriedens und durch andere facta, ſondern auch durch die Zuſicherung hierüber, welche die unterm 31. Merz an die Landſtände wegen einer Auswahl von 1600 Mann zur Manutenirung der Neutralität erlaſſene Signatur enthält auf die unzweideutigſte Weiſe.

Das Land hatte auf alle dieſe Thatſachen die zuverläßigſte Hoffnung gegründet, daß E.H.T. gleich Dero höchſtſeeligem Herrn Vater und andern in ähnlichen Verhältniſſen ſtehenden ReichsFürſten Sich bemühen würden, dem ſeiner geographiſchen Lage nach den KriegsUnfällen ſo ſehr ausgeſetzten Lande den einzigen Vortheil, den es durch die groſſen zur Erlangung eines Waffenſtillſtands und Friedens gemachten Aufopferungen erkauft hatte, nemlich die Fortdauer eines neutralen Zuſtandes bis ans Ende dieſes Kriegs zu erhalten und zu verſichern, und es war weit von irgend einer Beſorgniß entfernt, daß Höchſtdieſelben den Frieden aus eigener Bewegung ohne Rückſprache mit den Landſtänden, welche hieran Verfaſſungsmäßig Antheil genommen hatten, ausdrücklich oder durch facta aufheben würden.

Am allerwenigſten aber konnte es beſorgen, daß ehe noch durch die allerhöchſte kaiſerliche Ratification der ReichsKriegsZuſtand neuerdings Reichskonſtitutionsmäßig erklärt war, von Höchſtdero Seite directe Schritte geſchehen würden, welche das von hinlänglichem Schutze entblößte Land den erſten feindlichen Einfällen blos ſtellen könnten.

Als daher erſtmals in öffentlichen Nachrichten von SubſidienUnterhandlungen Erwähnung geſchehen war, ſo hatten ſich, da dieſe Unterhandlungen den Bruch des Friedens mit Frankreich zur nothwendigen Folge haben mußten, ſogleich große Beſorgniſſe im Lande verbreitet, und die Beſtürzung wurde allgemein, als gegen Ende Auguſts die Entſchlieſſung E.H.T. den SeparatFrieden aufzuheben, nicht mehr als zweifelhaft angeſehen werden konnte.

Die Lage des Augenblicks mußte dieſe Beſtürzung noch mehr erhöhen, und zugleich den Wunſch noch dringender machen, daß es noch möglich ſeyn möchte, eine Abänderung jener Entſchlieſſung zu bewirken, und den daraus für das Land zu befürchtenden ſchrecklichen Folgen zuvorzukommen.

Die Landſchaft gelangte nemlich zur Gewißheit über die SyſtemsVeränderung zu der Zeit, als ſchon die franzöſiſchen Truppen von Mannheim aus Bewegungen gegen das Land her zu machen angefangen hatten, in einem Augenblick, in welchem die kaiſerlichen Truppen in dieſer Gegend ſo ſchwach an Zahl waren, daß wenn die Franzoſen ernſtlich vordringen wollten, kein das Land deckender Wiederſtand erwartet werden konnte, wie dann, als die franzöſiſchen Truppen den Grenzen des Landes näher rückten, ſogleich alle Anſtalten einen ſchleunigen Rückzug der K. K. Völker ankündigten.

Zu dieſer Zeit (Ende des Auguſts) war die Reaſſumirung des ReichsKriegsZuſtands noch nicht geſetzmäßig erklärt, ja es war noch nicht einmal auf dem Reichstag die Deliberation über das hierauf ſich beziehende Allerhöchſte kaiſerliche CommiſſionsDecret eröffnet.

Noch beſtund alſo nach der Ueberzeugung der Landſtände das Verhältniß des

Wirtembergiſchen ParticularFriedens, und bey dem noch unbekannten Reſultat des Reichs-Schluſſes konnte gegen E.H.T. auch in Dero Reichsſtandiſchen Qualität kein gerechter Vorwurf ſtatt finden, wenn Höchſtdieſelben bis zu jenem Reſultat bey gedachtem Verhältniß ſtehen blieben, und da, wie oben ausgeführt worden iſt, der SeparatFriede mit Zuthun der Landſtände geſchloſſen war, ſo glaubten dieſe mit Recht erwarten zu dürfen, daß die Landesherrſchaft weit entfernt ſeyn würde, durch eine einſeitige nicht durch einen ReichsSchluß autoriſirte Abweichung davon, das von einer hinlänglichen Vertheidigung entblößte Land ohne Noth der verheerenden Rache eines ſchon in der Nähe ſtehenden feindlichen TruppenKorps auszuſezen.

Die Landſchaft hatte ſchon in ihrer unterthänigſten Erklärung vom 17. Aug. E.H.T. darauf aufmerkſam gemacht, welch ein groſſer und weſentlicher Unterſchied in Anſehung der Folgen für das Land zwiſchen einem ſolchen willkührlichen durch keinen Reichs=Schluß noch legitimirten FriedensBruch und dadurch zu erkennen gebender directer und particularer Theilnahme am Kriege und zwiſchen der bloſſen Befolgung eines künftigen Reichs=Schluſſes ſtatt finde, und ſie erſuchte noch unterm 20. Nov. das herzogliche GeheimeRathsCollegium dieſen wichtigen Unterſchied gegen E.H.T. zu releviren.

Allein alle landſchaftliche Bitten konnten nicht hindern, daß E.H.T. dem Particular Frieden entgegen und ohne vorgängige Aufkündigung deſſelben, Dero Truppen bis Lauffen dem anrückenden franz. Corps d'Armee entgegen ſtellten, ungeachtet die allgemeine Meynung ſelbſt bei den K. K. Truppen das weitere Vordringen der Franzoſen nicht bezweifelte und ungeachtet ſelbſt die von dem GeheimenRathsCollegium unterm 29. Aug. auf Höchſtdero Befehl der Landſchaft zugeſandte Note zeigt, wie gering die Hoffnung war, die Franzoſen von weiterem Vordringen in das Land abzuhalten.

Durch dieſen Vorgang wurde ſchon das Land vis à vis von Frankreich in groſſen Tort geſezt. Inzwiſchen hatte die Landſchaft, da zumal verlautete, es ſey von E.H.T. nicht gebilligt worden, daß Dero Truppen Angriffsweiſe agirt hätten, noch immer Hoffnung, daß Höchſtdieſelben durch eine Explication bey weiterem Vorrücken der Franzoſen das Land wenigſtens vor gänzlichem Verderben zu ſchützen trachten würden, um ſo mehr als in der Folge und bis in den November die Zuruckhaltung der kaiſerlichen Ratification des Reichs Gutachtens die allgemeine Vermuthung von FriedensUnterhandlungen begründet hatte, mithin es nur darauf anzukommen ſchien, ſich noch am Schluſſe des Kriegs von augenblicklicher Plünderung und Verheerung ſicher zu ſtellen.

In dieſer Hoffnung, daß E.H.T. Selbſt für Dero Land Maasregeln hierunter ergreifen würden, nahmen die Landſtände keine Rückſicht auf die Stimme des Publikums, welches damals allgemein erwartete, daß die Landſchaft bey dem franz. Gouvernement und den Generalen Schritte thun würde, um die Folgen des Vorgangs bei Lauffen abzuwenden, und die damaligen Ausſtreuungen, daß dieſes geſchehen ſey, waren gänzlich grundlos. Inzwiſchen aber wurde nach der Mitte des Octobers die Gefahr der Annäherung der Franzoſen aufs neue dringend, und kam dem Centrum des Landes näher als jemals.

Auch dießmal wendete ſich die Landſchaft mit der dringenden und anhaltenden Bitte an E.H.T., daß Höchſtdieſelben doch auf den Fall des wirklichen Eindringens franzöſiſcher Truppen Maasregeln zu Rettung des Landes gegen Raub und Plünderung nehmen und ſich darüber gegen die Landſchaft auf eine beruhigende Weiſe äuſſern möchten.

Man war hierzu um ſo mehr aufgefordert, als aus den untern Gegenden täglich

Nachrichten von den Drohungen einlieſen, welche die Franzoſen wegen des Friedens Bruchs gegen den Landesherrn und das Land ausſtieſſen, indem ſie die Abbrennung der herzoglichen Schlöſſer und allgemeine Plünderung ankündigten.

Man bat, als die Nachricht ſich verbreitete, daß die herzoglichen Truppen bey weiterem Vordringen des Feindes gegen die Donau zu marſchiren befehligt werden ſollten, unterm 29ten Oct., daß S.H.D. das Land hiedurch nicht von ſeiner lezten Schutzwehr entblößen möchten.

Als die Gefahr noch näher kam, und die franzöſiſchen Truppen bereits Lauffen, Brackenheim und Bönnigheim occupirt hatten, wurde den 1. Nov. eine landſchaftliche Deputation in das GeheimeRathsKollegium geſandt, um die gehorſamſte Anfrage zu machen:

> „welche Maasregeln Sereniſſimus zu ergreifen gedächten, um Dero Lande gegen Plünderung und den äuſſerſten Ruin zu ſichern"

Man bat das GeheimeRathsKollegium dringend:

> „ſich der Sache anzunehmen, um in einer Angelegenheit, wo von Erhaltung des Landes und von dem künftigen Wohl des ganzen herzoglichen Hauſes die Rede ſey, ſich eben ſo, wie die Landſchaft zu beeifern, zu zwekmäßigen Rettungsmaasregeln zu concurriren, und ſich von nun an mit derſelben vertraulich zu benehmen."

Man machte dabey bemerklich:

> „daß es um ſo mehr zu bedauren ſeyn würde, wenn hierunter etwas verſäumt und dadurch das Land einer Gefahr ausgeſezt werden ſollte, als die ganze Lage der Umſtände einen baldigen Frieden wenigſtens zwiſchen dem Kaiſer und der franzöſiſchen Republik erwarten ließ."

Als auf dieſen dringenden Vortrag das herzogliche GeheimeRathsCollegium erklärte:

> „daß ihm von den Geſinnungen Sereniſſimi wegen der zur Sicherſtellung des Landes in dem gegenwärtigen Augenblick zu nehmenden Maasregeln nichts bekannt ſey, und daß es daher nicht vermöge hierüber mit der Landſchaft in Communication zu treten."

ſo wurden die landſchaftlichen Deputirten angewieſen, den GeheimenRathsPräſidenten Grafen von Zeppelin ſchriftlich zu erſuchen, bey S.H.D. ihnen eine gnädigſte Audienz zu verſchaffen,

> „um Höchſtdenſelben das Anliegen des Landes perſönlich vorzutragen."

Allein die Antwort gieng dahin, daß die begehrte Audienz ohne weiteres abgeſchlagen werde.

In dieſer ängſtlichen Lage des Landes vernahm man noch am nehmlichen Tage, den 1. Nov., daß ſämmtlichen Truppen Ordre zum Marſch in die obern Gegenden ertheilt worden ſey, und daß S.H.D. in der nehmlichen Nacht die Reſidenz zu verlaſſen gedächten.

Die allgemeine LandesVerſammlung wendete ſich daher noch Abends um 8 Uhr mit einem BittSchreiben an S.H.D., und bat Höchſtdieſelben, noch einmal einen Blick des Mitleidens auf das dem äuſſerſten Unglück und Elend ausgeſezte Land zu werfen, und Sich dadurch bewegen zu laſſen, den gefaßten alle Hoffnung niederſchlagenden Entſchluß, die Truppen wegzuführen, zu ändern, und Sich mit Dero getreuen Landſtänden über die Maasregeln, welche das Land noch retten könnten, gnädigſt zu vereinigen.

Man gab zugleich dem GeheimenRathsCollegio von dieſem neuen Schritte Nachricht, und bezeugte,

> „da der Landſchaft über die Maasregeln, welche wegen der in ſo fürchterlicher Nähe drohenden Gefahr zu ergreiſen ſeyn möchten, ihrer wiederholten dringendſten Vorſtellungen ohngeachtet, bis jezt nicht die allermindeſte Eröffnung geſchehen, und ihre ſubmiſſeſte Bitte, das Militär nicht aus dem Lande hinwegzuziehen, gar keiner Antwort gewürdiget worden ſey, ſo vermehrten ſich durch die Nachricht von der beſchloſſenen Abreiſe Sereniſſimi und dem Wegzug der Truppen bey der Landſchaft und dem geſammten Publikum die Beſorgniſſe mit jedem Augenblick, daß ſolche Schritte geſchehen möchten, wodurch das Land dem gänzlichen Ruin und Verderben blos geſtellt werden könnte."

Man hatte ſich daher nochmals mittels eines unterthänigſten Schreibens an Sereniſſimum gewendet, und gebeten, daß Höchſtdieſelben den flehentlichen Bitten Ihrer getreuen Unterthanen Ihr Herz nicht verſchließen, und das Wohl des Landes, des fürſtlichen Hauſes nicht auf die Spize ſtellen möchten, und man hat das GeheimeRaths Collegium, daß daſſelbe ſeine Bemühungen zur Rettung des Vaterlandes von der ſo augenſcheinlichen Gefahr mit der Landſchaft vereinigen möchte.

Es erhellet auch aus einem der allerunterthänigſten OfficialAnzeige Sub Nr. 22. angelegenen Anbringen des herzoglichen GeheimenRathsCollegii, daß dieſes hohe Collegium die landſchaftliche Bitte um eine beruhigende Aeußerung unterſtüzt habe, indem daſſelbe in dieſem Anbringen ſagt:

> „wenn die Landſchaft aus der eilfertigen Wegſchaffung des K. K. Magazins zu Canſtadt und aus der von daſigem VerpflegAmt dem LandesKommiſſar Schott gemachten Eröffnung,
>
> daß man dasjenige von dieſem MagazinsVorrath, was nicht mehr fortgebracht werden könne, dem Land gratis überlaſſen werde,
>
> den Schluß auf eine dem Vaterlande drohende große Gefahr und dahin gezogen hat, daß der den franzöſiſchen Truppen zu leiſtende Widerſtand nur noch dazu benuzt werden wolle, um einen größern Theil dieſes Magazins retten zu können; ſo dürfte hiebei in allweg in gnädigſte Betrachtung zu ziehen ſeyn, daß den Landſtänden, welche auf die möglichſte Sorgfalt und für die Erhaltung und Rettung des Landes beſonders verpflichtet ſind, bisher weder von den von E.H.D. zum Beſten des Landes getroffenen Maasregeln, noch von der Beſtimmung der herzoglichen Truppen noch auch von andern auf das Land Bezug habenden KriegsEreigniſſen eine gnädigſte Eröffnung gemacht worden ſey."

Jn dieſer Hinſicht nun und auf den Fall, daß dem landſchaftlichen Engern Ausſchuß auf dieſe ſeine unterthänigſte Vorſtellung und Bitte eine Antwort zu ertheilen für nöthig erachtet werden ſollte, beglaubigen ſich gehorſamſt Unterzogene,

> „daß ſolche in nicht verweiſenden ungnädigen Ausdrücken zu verfaſſen, und demſelben von E.H.D. getroffenen Maasregeln von Zeit zu Zeit wenigſtens ſo viel zu eröfnen ſeyn möchte, als zu deſſen und des Landes Beruhigung und zur möglichſten Entfernung ſo mancher für Herrn und Land gleich ſchädlichen Mißverſtändniſſe und Beſorgniſſe dienen könnte."

Allein das unterm 2. Nov. an den landſchaftlichen Engern Ausſchuß hierauf erlaſſene herzogliche Decret benahm dieſem alle Hoffnung ſeine Bitte hierunter erhört zu ſehen.

Inzwiſchen aber waren die feindlichen Truppen bis auf etliche Stunden von der Reſidenz Ludwigsburg und etwa 5 Stunden von der erſten Reſidenz Stuttgardt vorgerükt. Alle Anſtalten, wie in der Note vom 1. Nov. bemerklich gemacht wurde, lieſſen befürchten, daß die K. K. Truppen ſich zurückziehen möchten. Die Nachrichten aus dem Unterlande von dem feindſeeligen Betragen der franz. Truppen lauteten täglich beunruhigender und trauriger. Es hatte ſich insbeſondere die niederſchlagende Nachricht verbreitet, daß der den Vortrab kommandirende General ſeinen Truppen eine dreyſtündige Plünderung der beiden Reſidenzien Ludwigsburg und Stuttgardt verſprochen hatte. Von allen Seiten, von einzelnen, von ganzen Städten und Aemtern, durch die Stimme des ganzen Publikums wurde die Landſchaft aufgefordert, ſich des Landes in dieſer Noth anzunehmen, ſie vom Publikum bitter getadelt, daß ſie nicht früher Maasregeln hierunter ergriffen hatte. Da ihr alle vertrauliche Communication mit der Landesherrſchaft über die Mittel das Land zu retten beſtimmt verweigert und abgeſagt war, ſo wurde es endlich dem landſchaftlichen Engern Ausſchuß zur dringenden Pflicht, zu überlegen, ob und was Er unter ſolchen Umſtänden auf ſeiner Seite einſeitig zu thun ermächtiget, was Er auf ſeiner Seite zu thun verpflichtet ſey, und welche Mittel ſich ihm darböten, zum Beſten des Landes noch mit Hoffnung eines Erfolgs zu wirken.

Man überzeugte ſich in Abſicht auf die rechtliche Anſicht der Sache von der Wahrheit des Sazes, den Moſer

von der Teutſchen Reichsſtände Landen, deren Landſtänden ꝛc.
2. B. 20. Kap. §. 15. pag. 844.[1]

behauptet, und der auf die Naturgeſeze ſich gründet.

Man ſah ſich in dem damaligen Augenblick gänzlich und in terminis in dem von dieſem Staatsrechtslehrer vorausgeſezten Falle, in welchem es Landſtänden zur Pflicht gemacht wird, für die Rettung des Vaterlandes Sorge zu tragen; man konnte alſo von Staatsrechtlicher Seite kein Bedenken mehr darüber haben, ob man hiezu ermächtiget ſey, fühlte es vielmehr lebhaft, verpflichtet zu ſeyn, auf Mittel zu Rettung des Landes und der herzoglichen Beſizungen, die hauptſächlich bedrohet wurden, den Bedacht zu nehmen.

In Abſicht auf die Wahl der Mittel hatte man lange geglaubt, dabei ſtehen bleiben zu können, daß ſobald der Feind ſo weit vorgerükt ſeyn würde, daß das Centrum des Landes ihm offen ſtünde, man eine Deputation an den kommandirenden General abſenden wollte, um mittels eines Geld Sacrifice Brand und Plünderung und perſönliche Mißhandlungen abzuwenden.

---

[1] Endlich ſo haben auch die Landſtände in Anſehung dritter Perſonen, Reichs-Stände und Mächte, gewiſſe Rechte nicht, wohl aber ſonſtige Befugniſſe.

Sie ſeynd nemlich ordentlicher Weiſe nicht befugt, ſich in fremden Schuz und Schirm zu begeben, oder ſich ſonſten an andere Reichs- oder Landſtände, oder auswärtige Mächte, zu hängen, oder, ohne Wiſſen und Willen des Landesherrn, Tractaten mit ihnen zu ſchlieſſen, u. ſ. w.

Wohl aber dörffen ſie, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſelbige um eine güttliche Vermittlung in den mit ihrem Landesherrn habenden Streitigkeiten angehen, u. ſ. w.

In Kriegszeiten endlich heißt es oft: Necessitas non habet legem, und wenn der Regent ſein Land nicht beſchüzen kann, oder es ſelbſt, vorſezlich oder unvorſichtiger Weiſe, in Gefahr oder wirklichen Schaden geſezt hat, und nicht helfen kann oder will; ſo dörfen und müſſen die Landſtände ſeine Stelle mit verſehen, und das Land retten, ſo gut man kann, der Herr mag befehlen, was er will, z. E. man ſolle dem Feind keine Contribution zahlen, ſondern lieber ſengen und brennen laſſen, ꝛc.

Allein bei den bereits angeführten übereinſtimmenden Nachrichten von den Geſinnungen der franzöſiſchen Generale und Truppen, welche das Land nicht blos als feindliches, ſondern als ein bundbrüchiges Land betrachteten, das ihrer Rache Preis gegeben wäre, mußte man ſich überzeugen, daß ohne höhere Ordre hierunter bey den Generalen mit Erfolg nichts würde bewirkt werden können.

Man mußte alſo, wenn man eine Schonung von Seiten der Generale erwirken wollte, ſich zu dem vorläufigen Schritte entſchlieſſen, eine ſie hiezu anweiſende Ordre ihres Gouvernement nachzuſuchen. Man gieng jedoch auch hierinn mit möglichſter Vorſicht zu Werk.

Man ſuchte den Umſtand zu benuzen, daß damals ein Wirtemberger in das franzöſiſche Miniſterium getreten war, und alſo in dem Fall zu ſeyn ſchien, ſeinem Vaterlande einige Dienſte thun zu können.

An dieſen wandte man ſich, und zwar wie man ihm ausdrüklich erklärte, an ihn nicht als franzöſiſchen Miniſter, ſondern als Landsmann und Freund ſeines ehemaligen Vaterlandes, in einem in dieſer Hinſicht deutſch verfaßten Schreiben, worinn man ihn bat, zu erwirken, daß Befehle welche ohnehin die Gerechtigkeit und Billigkeit fordert, zur Schonung des Landes an die mit Plünderung und Verheerung drohenden Generale erlaſſen werden möchten.

Man führete alle denkbare Motiven an, welche bei dem franzöſiſchen Gouvernement, um möglichſte Schonung des Landes zu erhalten, etwa Eindruck machen könnten, indem man, ob man gleich vollkommen fühlte, daß nunmehr an eine neutrale Behandlung nicht mehr zu denken wäre, und die Bitte hierum ganz vergeblich, und eine neue Kriegs-Contribution unabwendbar ſeyn würde, dieſe Motiven, unter welchen die erſte Veranlaſſung des Friedensbruches von Seiten der Franzoſen durch das Betragen ihrer Armee im Frühjahr nicht vergeſſen wurde, doch ſo beſchaffen hielt, daß ſie das, was man eigentlich bezweckte, erwirken konnten, nemlich eine ſtrenge Ordre an die Armee, von Brand, Plünderung und perſönlichen Mißhandlungen ſich zu enthalten.

Man war entſchloſſen den Erfolg dieſes Partikular-Schreibens lediglich abzuwarten. Allein die in den erſten Tagen des Novembers aufs höchſte geſtiegene Gefahr mit den begleitenden Umſtänden, die oben geſchildert worden, beſonders aber der Umſtand von der beſorglichen Plünderung der Reſidenzien überwog endlich dieſen Entſchluß, und beſtimmte den Engern Ausſchuß, weil die höchſte Gefahr auf dem Verzug haftete, zu dem den 3. Nov. gefaßten Entſchluſſe bei dem Miniſter Reinhardt die möglichſt ſchnelle Erwirkung einer Ordre an die Generale perſönlich ſollicitiren zu laſſen, und hiezu den Buchhandler Cotta, der mit dem Minſter Reinhardt vorhin in litterariſcher Verbindung geſtanden hatte, zu beauftragen.

Zu dieſem und zu keinem andern Zweck wurde dieſer nach Paris geſandt, er wurde zu keiner Unterhandlung beauftragt, und ihm daher keine Vollmacht mitgegeben, ſondern blos die Abſchrift des Schreibens an den Miniſter, und in Erwägung, daß, wenn er keine weitere im Nothfall zu producirende Beweiſe der Abſicht ſeiner Reiſe hätte, er in Frankreich perſönlicher Gefahr ausgeſetzt ſeyn, auch der Miniſter nach ſeinen Verhältniſſen Bedenken tragen könnte, auf ein bloſes Privat-Schreiben ſich für die Rettung ſeines Vaterlandes zu verwenden, wurde Ihm eventualiter ein nur in einem dieſer beiden Fälle zu producirendes Schreiben an das franzöſiſche Directorium, das bei Cotta's Ankunft in Paris bereits nicht mehr exiſtirte, zugeſtellt, das die Bitte enthielt, daß die Truppen eine ſtrenge Ordre erhalten möchten, bei erfolgender Occupation des Landes, von Brand, Plünderung, perſönlichen Mißhandlungen und particular Contributionen ſich enthalten.

Dieſe Cottaiſche Reiſe hatte aber ganz keinen Erfolg, indem bald nach ſeiner Ankunft eine Veränderung im Miniſterio erfolgt war, welche den Miniſter Reinhardt auſſer Stand ſezte, für ſein Vaterland ſich weiter als durch eine Empfehlung an ſeinen Nachfolger zu verwenden, ſo, daß Cotta ſogleich, ohne die gewünſchte Ordre an die franzöſiſchen Generale extrahirt zu haben, von Paris abreiſte, und hiemit die ganze Sache beendiget war.

Aber ſchon vor ſeiner Rückkunft hat der landſchaftliche Engere Ausſchuß, nachdem man durch die zurückgekommenen Geiſel erfahren hatte, daß der franzöſiſche Oberbefehlshaber die Gewaltthaten und Drohungen der Unterbefehlshaber und Truppen nicht billige, aller Rückſicht auf eine directe Ordre vom franzöſiſchen Gouvernement an die Generale entſagt und ſich aufs neue dahin beſchränkt, im Falle einer feindlichen Occupation des Landes das herzogliche GeheimeRathsCollegium aufzurufen, bey dem Oberbefehlshaber gemeinſchaftlich die Abwendung der Plünderungen und Mißhandlungen zu ſollicitiren und, falls lezteres hiezu nicht bevollmächtigt ſeyn ſollte, ſolches von Landes wegen zu verſuchen, wie dieſe Geſinnung deutlich aus der in Hinſicht auf dieſen Gegenſtand der allgemeinen Landes-Verſammlung von Seiten des Ausſchuſſes proponirten und von dieſer genehmigten Inſtruction vom 2. Dec. erhellet, welche wörtlich dahin lautet:

„Endlich

„1) befinden Wir bei dem von Sr.H.D. neuerlich ergriffenen politiſchen Syſtem für „höchſtnöthig, Fürſehung zu treffen, daß wenn die franzöſiſche Armeen in das Land, als „an deſſen Grenzen ſie bereits ſtehen, wirklich vorrücken ſollten, Raub, Brand, Plünderung abgewendet werden, Perſonen und Eigenthum geſichert bleiben, und wenigſtens „landſchaftlicher Seits zu Erreichung dieſes Zwecks alles dasjenige geſchehen möge, „was nur immer geſchehen kann. Wenn daher dieſer Fall wirklich eintreten ſollte, „haben unſere bevollmächtigten Gewalthaber, da in der Lage, in welcher ſich Wirtemberg „durch die herzoglichen Vorſchritte befindet, nichts weiter übrig bleibt, als jene äuſſerſte „Kalamitäten des Kriegs abzukaufen, vorderiſt das herzogliche Geheimeraths Collegium „aufzurufen, in Gemeinſchaft mit dem Land Deputirte an den franzöſiſchen General „abzuſchicken, und an der zu bezahlenden Brandſchatzung einen mit dem herzoglichen „Eigenthum im Verhältniß ſtehenden Antheil auf die herzogliche Rennt-Kammer und „Kammerſchreiberey zu übernehmen. Sollte jedoch das herzogliche GeheimeRathsCollegium „zögern, oder ſich mit dem defectu mandati entſchuldigen, ſo hätten alsdann Sie „unſere Gewalthaber für ſich in der Sache fürzugehen, einige redliche und dem Lande „zugethane Männer, deren Wahl wir Ihnen überlaſſen haben wollen, an den commandirenden General abzuordnen, und mit dieſem durch dieſelbe dahin abſchlieſſen zu „laſſen, daß gegen eine an ihn zu bezahlende beſtimmte Summe von den unter ſeinem „Commando ſtehenden Truppen die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums nicht „verlezt, den einzelnen Städten und Aemtern oder Ortſchaften keine GeldAnſäze, unter „welchem Nahmen ſolches auch ſeyn möchte, gemacht, und überall ſtrenge Mannszucht „gehalten werden ſolle."

Diß iſt der wahre und Actenmäßige Hergang dieſer Sache; diß waren die Beweggründe, aus welchen das landſchaftliche Engere AusſchußCollegium handelte, und handeln zu müſſen ſich für verpflichtet hielt.

Dieſes Herzogthum fand ſich in den lezten 8. Monathen des verfloſſenen Jahrs unter allen Teutſchen Ländern allein und einzig in dem traurigen Fall, von den franzöſiſchen Truppen nicht blos als feindliches Land ſondern als Friedens- und Bundbrüchiges behandelt zu werden.

Alle übrige teutſchen Lande in- und auſſer der DemarcationsLinie waren entweder durch die fortbeſtehende NeutralitätsVerhältniſſe gedeckt, oder es hatte nie Friede zwiſchen ihrem Landesherrn und der franzöſiſchen Republick exiſtirt.

Dieſes Herzogthum allein war daher von den franzöſiſchen Truppen als der Gegenſtand einer eclatanten Rache auserſehen und ausgezeichnet, die Verbrennung der Landesherrlichen Schlöſſer und Gebäude, die Plünderung des Privat Eigenthums und die Mißhandlung der unglücklichen Einwohner waren, wie bei den franzöſiſchen Corps öffentlich gedrohet wurde, die Strafe, welche dieſem Land zugedacht war.

Und dieſe Rache war nicht etwa ferne.

Der Vorgang, der als Friedensbruch betrachtet wurde, war erfolgt, als der Feind ſchon innerhalb der Grenzen des Landes ſtund, und nachher 4. angſtvolle Monathe hindurch die Angriffe von Zeit zu Zeit ſich erneuerten, und die Landesherrſchaft und Individuen in die Nothwendigkeit ſezten, ihre beſten Effekten durch die Flucht zu retten.

Der Bruch des wirtembergiſchen ParticularFriedens war ferner mehr als zwei Monathe eher erfolgt, als durch die allerhöchſte kaiſerliche den 4. Nov. zur Dictatur gekommene Ratification des Reichs-Gutachtens der ReichsKriegsZuſtand legal erklärt wurde, war alſo in der Zwiſchenzeit zwiſchen ReichsWaffenſtillſtand und der ReichsKriegsErklärung erfolgt; in einer Zwiſchenzeit, in welcher das lange Ausbleiben der kaiſerlichen allerhöchſten Ratification, wie die damaligen öffentlichen Nachrichten beweiſen, die beſte Hoffnung gab, daß FriedensUnterhandlungen im Werke ſeyen, wo alſo das Land noch am Schluſſe des Kriegs der Gefahr des Verderbens ausgeſezt war, wie dann noch den Tag vor der Abreiſe des Buchhändlers Cotta nach Paris die Nachricht erſchollen war, daß ein Waffenſtillſtand zu Stande gekommen ſey, und daher Cotta angewieſen worden war, wenn er unterwegs die Beſtätigung dieſer Nachricht erhalten würde, ſogleich wieder umzukehren.

Die Wirtembergiſchen Landſtände konnten ſich nie überzeugen, daß unter dieſen Umſtänden vor einer erfolgten ReichsErklärung ein einſeitiger Bruch des mit Concurrenz der Landſtände zu Rettung des Landes geſchloſſenen vom Lande mit ſo großen Aufopferungen erkauften ParticularFriedens rechtmäßig geweſen ſey.

Nachdem aber ſolches geſchehen war, ſo mußten ſie nun wenigſtens darauf bedacht ſeyn, die Extremitäten des Kriegs, die Folgen der Rache eines gereizten Feindes, Brand, Plünderung und Verheerung dennoch vom Lande abzuwenden.

Sie wandten ſich zu dieſem Ende an ihren Landesherrn, und baten um gemeinſchaftliche Berathung, wie dieſer Zweck bei weiterem Vordringen des Feindes erreicht werden könnte, und Sie blieben bei dieſem Schritte ſtehen, ſo lange Sie nur die geringſte Hoffnung hatten, daß die Landesherrſchaft ſich des Landes hierunter annehmen würde; Sie würden ſich ganz beruhigt und in Geduld das Schickſal des Landes abgewartet haben, wenn die höchſte Landesherrſchaft nur zu dem Verſuche hätte concurriren wollen, durch ein GeldSacrifice Brand, Plünderung und perſönliche Mißhandlung abzuwenden.

Erſt nachdem Sie durch die beſtimmten und peremtoriſchen Landesherrlichen Erklärungen aller Hoffnung gemeinſchaftlich vertraulicher Maasnehmungen zu Rettung des Landes beraubt worden waren, glaubten Sie, zumal von mehreren Communitäten des Landes officiel aufgefordert, durch die einmüthige Stimme des Publikums, durch ihren Staat, durch die Meinung und Auctorität bewährter StaatsrechtsLehrer dazu gedrungen, nicht mehr ausweichen zu können, von ihrer Seite die Maasregeln zu nehmen, welche zur Rettung des Landes, wenigſtens von den äuſſerſten Folgen des Kriegs führen könnten.

Da aber die durch übereinſtimmende Nachrichten bekannt gewordenen Aeuſſerungen der feindlichen Generale keine Hoffnung ließen, bey dieſen auch durch Geld-Aufopferungen Schonung von Plünderung zu erwirken, ſo blieb nichts übrig, als eine höhere Ordre an dieſelbe zu ſollicitiren.

Mit welcher Vorſicht diß geſchahe, wie man in keine Unterhandlungen ſich eingelaſſen, ſondern ſich beſchränket, durch Gründe der Gerechtigkeit und Billigkeit die erforderliche Ordre zu bewirken, wie man auch dieſen, ehe man von der erfolgten kaiſerlichen Ratification hier Nachricht haben konnte, mithin **vor** feyerlich erklärtem ReichsKriegsZuſtand, und da man vielmehr noch immer einen nahen Frieden hoffte, beſchloſſenen Verſuch, ſobald nur ein Schimmer von Hoffnung ſich zeigte, daß der feindliche Befehlshaber von Brand und Plünderung abſtehen würde, gänzlich fallen laſſen, ohne ſolchem die allermindeſte Folge zu geben, ſondern nun in Gedult das weitere Schickſal des Landes, das noch im December-Monath neuen Gefahren ausgeſetzt war, erwartet habe, iſt bereits mit mehrerem angeführt worden.

Unterthänigſt Subſignirte überlaſſen billiger Beurtheilung, ob gleichwohl jener ſchuldloſe durch die ſchrecklichſte Lage des Landes abgedrungene Verſuch, das Land von gänzlichem Verderben, die landesherrlichen Reſidenzien von Brand und Zerſtörung zu retten, ob die Bemühung, das landesherrliche Verfahren durch das Betragen der franzöſiſchen Armee zu entſchuldigen, und überhaupt die Anführung aller Motive, von welchen man glaubte, daß ſie einigen Eindruck auf das franzöſiſche Gouvernement machen könnten, die Qualification einer Verfehlung verdienen, welche der Sache auſſer allem Zuſammenhang mit den vorhergegangenen und begleitenden Umſtänden und beſonders ohne alle Rückſicht auf die dabey alleinig zum Grund gelegene Sorge und Eifer für die Rettung Herrn und Landes nun gegeben werden will.

Unterthänigſt Subſignirte glauben ſich auf das Gefühl und zugleich auf die Erinnerung aller herzoglichen Diener in jenen Tagen des Schreckens und der allgemeinen Noth berufen, und ſie zu der gewiſſenhaften Beantwortung der Frage auffordern zu dürfen, ob ſie unter jenen Umſtänden das Beſtreben des landſchaftlichen Ausſchuſſes für das Land zu ſorgen, oder ob ſie nicht ſeine Unthätigkeit tadelhaft gefunden haben würden.

Von E.H.D. erleuchteten Einſicht und GemüthsBilligkeit aber glauben unterthänigſt Subſignirte mit voller Zuverſicht ſich verſichert halten zu dürfen, daß Höchſtdieſelben durch dieſe der Wahrheit gemäße Ausführung dieſe Sache in einem milderen Lichte zu betrachten werden bewogen und ſich beſonders zu überzeugen geruhen werden, daß die Intention des landſchaftlichen Engern Ausſchuſſes die ſchuldloſeſte und beſte, daß ſie blos auf die Abwendung des äuſſerſten Unglücks nicht nur vom Lande, ſondern auch von den Landesherrlichen Beſizungen gerichtet geweſen ſey.

Uebrigens haben unterthänigſt Subſignirte in Beziehung auf all jenes, was aus dem mit Frankreich geſchloſſenen ParticularFrieden hergefloſſen und nahmentlich auf das, was während und beſonders im Anfange des Raſtadter FriedensCongreſſes auf Seiten gnädigſter Herrſchaft ſowohl als der Landſchaft in Hinſicht auf jenen Frieden verhandelt wurde, wovon bei der herzoglichen Commiſſion die Rede entſtanden iſt, nur *eine aber ganz entſcheidende* Betrachtung unterthänigſt beizufügen.

In jenem Zeitpunkt nemlich wurde nicht nur hier zu Lande, ſondern allgemein geglaubt und angenommen, daß nachdem in dem Frieden zu Campo Formio das Breisgau von dem allerhöchſten Erzhaus abgetreten worden, auch deſſen übrige Beſizungen in Schwaben gegen anderwärtige den neuen Acquiſitionen und den HauptLanden näher gelegene Lande vertauſcht und ſodann nebſt den geiſtlichen Ländern und den Reichsſtädten in Schwaben zur Entſchädigung wegen des Verluſts der weltlichen Reichsſtände auf dem linken RheinUfer verwendet werden würden.

Auf dieſe Vorausſetzung war die damals von Seiten gnädigſter Landesherrſchaft zu Wien entamirte Negociation und die in Gefolge derſelben zwiſchen gnädigſter Herrſchaft und der Landſchaft vertraulich verabredete Plane gebaut, welche auf die möglichſte Vergrößerung des herzoglichen Hauſes abzielten.

Man hielt beyderſeits dafür, daß zu vorzüglicher Begünſtigung des herzoglichen Hauſes und des Landes hierunter die Aſſiſtenz des franzöſiſchen Gouvernement hauptſächlich erforderlich ſey, an welches und an deren Geſandſchaft in Raſtadt ſich auch die übrigen EntſchädigungsForderungen habenden Reichsſtände addreſſirten.

Hiebei aber konnte die Landſchaft ſich nicht verbergen, daß eine TotalVeränderung der TerritorialHerrſchaften in dem ſchwäbiſchen Kreiſe und die Entfernung des allerhöchſten Erzhauſes aus Schwaben die Verhältniſſe des ſüdlichen Teutſchlands gegen Kaiſer und Reich ſehr ſchwächen würden; ſie konnte ſich nicht verbergen, daß eine ſo bedeutende Vergrößerung des herzoglichen Hauſes als damals intendirt wurde, die Macht des Regenten ſehr vermehren würde, dagegen durch den Zuſatz fremder und zum Theil ſehr heterogener Theile die LandesVerfaſſung mehr geſchwächt als conſolidirt werden könnte, zumal, wenn das franzöſiſche Gouvernement, das man unter der obigen Vorausſetzung als den nächſten mächtigen Nachbar betrachten mußte, und das Theils durch die von ihm erwartete Begünſtigung in den Entſchädigungen, theils durch den Beſiz des linken RheinUfers in der Folge auf ganz Vorder-Teutſchland großen Einfluß haben müßte, die Landesherrſchaft vorzüglich begünſtigen würde.

Wenn unter dieſen Umſtänden bey der Landſchaft einige Beſorgniſſe entſtunden, und man daher glaubte, auf alles was vorging, mehr als jemals aufmerkſam ſeyn und ſich von dem Gange der Negociationen directe Kenntniß verſchaffen zu müßen, wenn man einen Augenblick lang glaubte, daß es nöthig ſey, dafür zu ſorgen, daß das franzöſiſche Gouvernement dem Lande unter ſolchen Umſtänden wenigſtens nicht abgeneigt ſey, und daß beſonders die bezweckte bedeutende Vergrößerung an Land und Leuten nicht der LandesHerrſchaft als PrivatEigenthum und Domaine überlaſſen, ſondern dem Lande als integrirender Theil incorporirt werden möchte: ſo wird jeder unpartheyiſche Richter und Beurtheiler, ſolches durch die Umſtände der Zeit und des Augenblicks um ſo mehr entſchuldigen, als durch beſſere Belehrung dieſe Beſorgniß bald wieder gehoben, der nach Paris geſandte landſchaftliche Deputirte aus dieſem Grunde ſogleich wieder zurückberufen, und das gemeinſchaftliche Intereſſe Herrn und Landes der dortigen herzoglichen Geſandſchaft allein zu beſorgen überlaſſen wurde.

Insbeſondere aber wird es dem landſchaftlichen Collegio zur vollſtändigen Rechtfertigung gereichen, wenn daſſelbe, wie es aufs überzeugendſte und vollſtändigſte geſchehen kann, darzuthun im Stande iſt, daß die Abſicht deſſelben niemals auf etwas anders, als auf die unverrückte Aufrechterhaltung der Wirtembergiſchen LandesKonſtitution bey allen auf derley Gegenſtände Bezug habenden Collegial Handlungen gegangen ſey, und daß es beſonders alles revolutionaire verabſcheut, und ſolches von dem Lande abzuwenden ſeine angelegenſte Sorge ſeyn ließ.

Aus dieſem factiſchen Hergang der Sache vor und nach E.H.D. Regierungs Antritt, deſſen Höchſtdieſelben und Dero Miniſterium und andere hiebei adhibirte herzogliche Räthe ſich wohl entſinnen werden, werden E.H.D. zu entnehmen geruhen, daß das landſchaftliche Collegium ganz kein Bedenken tragen dürfe, coram competente ſeine damalige kollegialiſche Handlungen unterſuchen zu laſſen; hingegen wird daſſelbe ſich vermüſſiget ſehen, hiebei zu ſeiner Rechtfertigung auf die bei der ehemaligen gemeinſchaftlichen VergleichsDeputation über dieſe Gegenſtände verhandelte ſämmtliche Acta und auf deren Edition, auch auf die legalen Zeugniſſe der bei allen dieſen Verhandlungen adhibirten herzoglichen Miniſter und Räthe vor einer allerunterthänigſt zu erbittenden unmittelbaren Kaiſerlichen LocalUnterſuchungsCommiſſion ſich zu berufen, auch alles vorzulegen, was damals mit Vorwiſſen gnädigſter Herrſchaft durch einzelne landſchaftliche Mitglieder hie und da mit Benachbarten verhandelt worden iſt.

Hingegen müſſen unterthänigſt Subſignirte nochmals unterthänigſt bitten, daß E.H.D. die landſchaftlichen Mitglieder, die, zumal extra acta, ganz auſſer Stande ſind, von factiſchen vor beinahe drei Jahren vorgefallenen Dingen aus dem Gedächtniß ſtatthafte Red und Antwort zu geben, mit weitern Fragen hierüber vor einer herzoglichen Kommiſſion gnädigſt zu verſchonen geruhen, indem Sie in Beziehung auf alle, jene kollegial Handlungen betreffende, Gegenſtände, wenn ſolche weiter verfolgt werden wollen, auf eine unpartheyiſche unmittelbare kaiſerliche LocalCommiſſion, vor welcher allein das landſchaftliche Collegium im Stande iſt, ſeine Rechtfertigung und Defenſion gegen die von Seiten der Landesherrſchaft gegen daſſelbe machenden Beſchuldigungen behörig und beſonders durch die hiezu, wie oben gedacht worden, unumgänglich erforderlichen legalen Zeugniſſe und Vernehmlaſſung mehrerer herzoglichen Miniſter und Räthe zu etabliren, andurch feierlichſt provociren müſſen, in der allerunterthänigſten Zuverſicht, daß Seine Kayſerliche Majeſtät nach Allerhöchſtdero weltbekannten GerechtigkeitsLiebe nicht gemeint ſeyn können, dem landſchaftlichen Collegio die Mittel zu verweigern, welche zu Begründung ſeiner rechtlichen Defenſion unentbehrlich ſeyn würden.

Womit Sie ſich zu höchſten Hulden und Gnaden ſubmiſſeſt empfehlen und in tiefſtem Reſpeckt beharren. Stuttgardt den 26. Merz 1800.

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſt treugehorſamſte
Verordnete des landſchaftlichen
Engern Ausſchuſſes.

II.

Zur Geſchichte der Entſtehung und Entwicklung der Allgemeinen Zeitung

von 1798 bis 1803.

Nachdem Schiller in ſeinen Briefen an Cotta vom 4. u. 14. Juni 1794 die Uebernahme der Redaktion einer politiſchen Zeitung abgelehnt hatte und dadurch der Vertrag vom 28. Mai deſſelben Jahrs hinfällig geworden war, wandte ſich Cotta an den Oberamtmann **Dr.** E. L. Poſſelt in Gernsbach, der ſich bereits durch eine Reihe hiſtoriſcher und publiciſtiſcher Schriften einen Namen gemacht. Es kam ein, Tübingen den 28. Auguſt 1794 datirter, von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung: J. F. Cotta und C. J. Zahn, einer- und **Dr.** E. L. Poſſelt anderſeits unterzeichneter Vertrag zu Stande des weſentlichen Inhalts:

Poſſelt ſchreibt im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen „eine Zeitung und vielleicht auch das sub Nr. 14 entworfene politiſche Journal.“ Für die eigentliche Zeitung ſind wöchentlich 3 halbe Bogen beſtimmt, nebſt monatlichen 2 Bogen Zulage, welche die monatliche Ueberſicht der politiſchen Lage Europens enthalten ſollen, mithin jährlich 102 Bogen. Das Grundhonorar beträgt per Bogen 12 fl. Zu Zeitungen ſind vorgeſchlagen: **Moniteur** — **Journal de Paris** — **Annales de la Republique** — **London Chronicle** — **European Magazin** — **Gazette de Leide** — Hamburger — Berliner — Wiener — Breslauer — Zürcher oder Berner — Brünner — Cöllner — Frankfurter — Münchner — Baireuther — Clever — Stuttgardter — Carlsruher — Mannheimer — **Gazette de Deux Ponts** — Miniſterial-Zeitung — Petersburger — Schirachs politiſches Journal — Niederelbiſches Magazin. Außerdem theilt der Verleger dem Verfaſſer nach Möglichkeit alle neuen politiſchen Schriften, Karten ꝛc. mit. Die bei einer Auflage von 2000 Exempl. zu 4000 fl. veranſchlagten Geſammtauslagen (Druck per Bogen 10 fl., Papier per Ballen 25 fl.) erſcheinen bei einem Abſatz von 1000 Ex.

gedeckt, wenn der Jahrgang netto zu 4 fl. angeſetzt wird. Von den über 1000 abgeſetzten 500 Exempl. verbleibt der Gewinn dem Verleger allein; von jedem über 1500 abgeſetzten Ex. erhält der Verfaſſer außer dem feſtſtehenden Grundhonorar die Hälfte des Gewinns. Die Zeitung erſcheint zu Raſtatt, als dem am Schicklichſten gelegenen Verlagsort unter dem Titel: „Europäiſche Zeitung, herausgegeben von Dr. Poſſelt." (§. 14:) Sollte es räthlich gefunden werden, die monatliche Ueberſicht der politiſchen Lage Europa's als eine eigene politiſche Monatſchrift in einer größeren Ausdehnung herauszugeben, ſo gilt hier fürs Erſte das Grundhonorar von 12 fl. p. Bogen, Druck wie beim Hamburger politiſchen Journal, Format MedianOctav, und monatlich 7 Bogen. Bei einem Nettopreis von jährlich 4 fl. und der Annahme einer Auflage von 2000 wären die 3000 fl. betragenden Unkoſten mit 750 Ex. gedeckt. Was darüber bis zu 1000 Ex. abgeſetzt wird, iſt Gewinn des Verlegers, der Gewinn von jedem über 1000 abgeſetzten Exemplar wird zwiſchen Verleger und Autor getheilt. Vierteljährige Kündigung; der Theil, welcher aufkündigt, darf innerhalb 2 Jahren kein der Zeitung oder dem politiſchen Journal ähnliches Inſtitut übernehmen.

Die „Europäiſche Zeitung" kam nicht zu Stande; dagegen erſchien im Januar 1795 das in §. 14 vorgeſehene „politiſche Journal" unter dem Titel: „Europäiſche Annalen", herausgegeben von Poſſelt, als Monatſchrift von 6 bis 7 Bogen 8°. Poſſelt verhieß in der Ankündigung eine vollſtändige, unparteiiſche, beſcheidenfreimüthige Darſtellung aller wichtigern Begebenheiten in allen Staaten Europa's — ein treues hiſtoriſches Gemälde von Europa, ſowie jedesmal deſſen neueſte Geſtalt ſei, eine fortlaufende Geſchichte aller der verſchiedenen Länder dieſes Welttheils.

Wegen einer Zeitung wurde am 13. Januar 1797 zwiſchen denſelben Contrahenten wie am 28. Auguſt 1794 ein neuer Vertrag abgeſchloſſen, wornach dieſelbe unter dem Namen „Allgemeine Zeitung" mit dem Verlagsort Tübingen vom 1. April 1797 an täglich in einem halben Bogen, mithin jährlich in 183 Bogen erſcheinen ſollte. Für den Herausgeber war ein Grundhonorar von 2196 fl., für 2 Gehülfen (als deren einer Profeſſor Schreiber in Karlsruhe engagirt wurde) je 500 fl., für Staffetten 1464 fl. ausgeſetzt. Die auf 10,000 fl. berechneten Unkoſten waren mit einem Abſatz von 1000 Ex. gedeckt, bei weiteren 250 Ex. blieb der Gewinn dem Verleger allein, von jedem weitern über die Zahl von 1250 abgeſetzten Exemplar erhielt der Herausgeber die Hälfte des Gewinns. Falls der Verfaſſer die Hauptdirektion einem Andern überlaſſen ſollte, fiel das Grundhonorar weg, für ſeine Beiträge aber erhielt er dann ſtatt des hälftigen Antheils am Gewinn ein Drittel. Auch am 1. April erſchien die neue Zeitung noch nicht, dafür aber am 31. Oktober 1797 die einen halben Druckbogen ſtarke, von Poſſelt verfaßte und von Cotta amendirte Ankündigung der „Neueſten Weltkunde", deren erſte Hälfte von Dr. Poſſelt, die zweite von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung unterzeichnet war. Wir theilen dieſelbe in Nachſtehendem vollſtändig mit:

Die neueſte Weltkunde.

Daß jedem denkenden Menſchen daran liegen muß, die Welt zu kennen, worinn er lebt;

Daß diß Intereſſe, ſeitdem es eine Geſchichte gibt, nie gröſer war, als izt, in der Epoche von Ereigniſſen, welche ſo auſſerordentlich ſind, daß wir über ihren bisherigen kühnen Lauf nur ſtaunen können, und ihre weitere Entwikelung kaum zu ahnen wagen; ſo weitgreifend in ihren Grundſäzen und Folgen, daß ſie das ganze, jezige und künftige, Schikſal des MenſchenGeſchlechts umfaſſen;

Daß die ZeitBlätter, welche dieſe Ereigniſſe uns, den Zeitgenoſſen, erzählen, und für die Nachwelt, (für die einſt jeder nur irgend charakteriſtiſche Zug, aus dieſer Epoche ohne gleichen, ſo viel Intereſſe haben wird,) aufbewahren ſollen, beinah alle auſſer allem Verhältniß mit der Würde und Wichtigkeit ihres Gegenſtands ſtehen —

ſind Wahrheiten, wovon jeder überzeugt ſeyn muß, der unſre jezige Welt und unſre bisherigen Zeitungen kennt.

Dis Misverhältniß zwiſchen Stoff und Bearbeitung iſt ein Vorwurf, der nicht nur unſre teutſchen Zeitungen, ſondern ſelbſt auch die des glüklichen Englands trift, wo die politiſche Schriftſtellerei doch von jeher mehr als ſonſt irgendwo zu Hauſe war. Von den fränkiſchen, die ſich faſt ausſchlieslich um die Achſe ihrer unermeßlichen innern Angelegenheiten drehen, und das Ausland kaum hie und da, und immer nur in Beziehung auf ſich, eines flüchtigen Blikes würdigen, iſt hier ohnehin die Rede nicht.

Und doch erfodert es nur teutſchen Fleis, teutſche Gerechtigkeit gegen das Ausland, teutſche Achtung für das Publikum, mit etwas brittiſcher Freimüthigkeit tingirt, um auf unſerm Boden, der GottLob gleichfrei von der eiſernen Geiſel des Deſpotiſm und von der faſt noch ſchreklichern der Demagogie iſt, eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa ſie nicht aufweiſen kan: ein politiſches TagBlatt, das wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Geſtalt unſrer Zeit zurükſtrahle, ſo vollſtändig, als ob es der ganzen Menſchheit angehörte, ſo untergeordnet den groſen Grundſäzen der Moral und bürgerlichen Ordnung, als ob es ganz auf das Bedürfniß einer Welt voll GährungsStoff berechnet wäre; ſo edel in Sprache und ſo unparteyiſch in Darſtellung, als ob es auf die Nachwelt fortdauern ſollte.

Welch ein Gewinn für die Geſchichte, wenn ſchon von dem groſen welthiſtoriſchen StuffenJahre 1789 an eine in dieſem Geiſte verfaßte fortlaufende ZeitGeſchichte, oder — wenn man will — Zeitung, geſchrieben worden wäre! Inzwiſchen gilt auch hier das: „beſſer ſpät, als nie.“

Um dieſe groſe Lüke in unſrer laufenden hiſtoriſchpolitiſchen Literatur auszufüllen, hat die Cotta'ſche **Buchhandlung** in Tübingen den Entſchluß gefaßt, vom 1ſten Januar 1798 an, ein nach dem hier angegebenen groſen Masſtab ausgearbeitetes politiſches TagBlatt, unter dem Namen: Neueſte WeltKunde, herauszugeben.

Da ein ſolches Unternehmen für Einen Mann, auch wenn er ſich demſelben ausſchlieslich weyhen könnte, immer zu gros ſeyn würde, ſo haben mehrere Gelehrte, die mit allen dazu nöthigen Kenntniſſen zugleich Eifer für die Sache ſelbſt einigen, ſich zu deſſen Ausführung verbunden, und nach ihrem Wunſche und auf das Anſuchen der VerlagsHandlung habe ich die groſe, aber, wie ich mir ſchmeichle, nicht unverdienſtliche Mühe der Direction übernommen.

In dieſer *Neueſten WeltKunde*, wovon täglich ein halber Bogen in groſem QuartFormat erſcheinen wird, verbürgen wir dem Publikum:

1. *Vollſtändigkeit.* Alle hiſtoriſchwichtige Facta, in allen Ländern und Erd Theilen, in ſo weit ſie durch Correſpondenz oder durch gedrukte Nachrichten zu unſrer Kenntniß gelangen, ſollen darinn erzählt werden. Und *hiſtoriſchwichtige Facta* ſind keineswegs nur die, welche im Kabinet, oder in VolksSenaten, oder auf dem SchlachtFelde verhandelt werden; nicht ſelten bringt eine Erfindung, die ſich ganz leiſe in die Welt einſchleicht, mehr Veränderungen darinn hervor, als die Donner von zwanzig Schlachten: dieſe ſo wichtigen *ſtillern* Facta, die nur ein geübter hiſtoriſcher Sinn aufzufaſſen verſteht, werden zuverläſſig nicht der geringhaltigſte Theil unſers Stoffes ſeyn. Ferner wird izt bekanntlich ein groſer Theil der WeltAngelegenheiten *öffentlich* verhandelt: dieſe Verhandlungen nun (ſey es im brittiſchen Parlament, oder in den beiden geſezgebenden Räthen der fränkiſchen Republik, oder in der Bataviſchen NationalVerſammlung ꝛc.) werden wir in einem, je nach der Wichtigkeit des Gegenſtands, kürzern oder ausführlichern, immer aber befriedigenden Auszuge darſtellen. Auch werden wir die *politiſche Literatur* in ſo weit mit in unſern Plan ziehen, daß wir, und zwar jedesmal ſo *neu* wie möglich, alle Werke, welche entweder für die Aufklärung in der Politik mehr oder minder Epoche machen, oder als Gelegenheits Schriften, die laufenden WeltHändel betreffend, merkwürdig ſind; ferner diejenigen einzelnen literariſchen Begebenheiten, welche auf Charakter und Verfaſſung eines Volkes, oder des Ganzen, von Einfluß ſind oder künftig werden können, ſo wie alle wichtigern Schriften über neueſte ErdKunde und neueſte Geſchichte der einzelnen Staaten der Welt, je nach ihrer Wichtigkeit, mehr oder minder ausführlich anzeigen.

2. *Unparteylichkeit*, im weiteſten Sinne des Wortes, d. h. gleiche Achtung für alle Verfaſſungen und für alle Länder; treue Darſtellung deſſen, was geſchieht, ohne Haß noch Gunſt. Uiberall, wo *mehrere* in Einem Factum verſchlungen ſind, (z. B. bei Schlachten, beim Abbruche von Unterhandlungen ꝛc.) werden wir jeden Theil mit ſeiner eignen Darſtellung auftreten laſſen.

3. *Wahrheit*, ſo weit dieſe bei einem Stoffe, den man ſchon im erſten Moment ſeines Werdens aufgreifen muß, nur irgend gedenkbar iſt. Immer ſoll genau unterſchieden werden, was zuverläſſiges, bis zu einer bleibenden Stelle in der Geſchichte erprobtes *Factum*, was bloſe *Muthmaſung*, oder *Raiſonnement*, oder gar nur *Kannengieſerei* iſt, welche leztere nur dann einer Erwähnung gewürdigt werden wird, wenn ſie hie und da ſich accreditirt hat, oder zu vermuthen iſt, daß ſie ſich accreditiren möchte. Ein Factum, das in der erſten Zeit allgemein für wahr galt, aber in der Folge falſch befunden wird, ſoll jedesmal ausdrüklich widerrufen werden.

4. Eine *Darſtellung*, die jedes Ereigniß unter den Geſichtspunkt zu ſtellen ſucht, aus dem es am richtigſten und deutlichſten aufgefaßt werden kan; wirkliche Widerſprüche aufdekt, oder ſcheinbare hebt; Lüken rügt, oder ergänzt; das Dunkle aufzuhellen, das Zweideutige näher zu beſtimmen, die minder auffallende Wichtigkeit eines Factums mehr in's Licht zu ziehen, und die nur ſcheinbare auf ihren eigentlichen Gehalt zurükzuführen ſucht. Dabei

5. eine *Sprache*, von der es zwar, unter dem Zwange der Schnelligkeit, dem Arbeiten dieſer Art unterworfen ſind, ungerecht ſeyn würde, *die* Vollendung zu fodern, die nur eine ſtete Feile geben kan; aber welche doch rein, männlich, ihres Stoffes und ihres Zwekes würdig ſeyn ſoll.

Dis, ohngefähr, iſt das Ideal, dem wir nachzueifern mit all der Anſtrengung bemüht ſeyn werden, die eine unbegränzte Achtung für das teutſche Publikum — an wahrer Aufklärung unſtreitig das erſte in der Welt — uns zur Pflicht macht. Wir fühlen tief, was es heiſt, ſich unter einen ſolchen Maſſtab ſtellen; aber mit ganzer Kraft wollen, iſt ſchon ein groſer Theil des Thuns.

Da ich, der Verfaſſer der Europäiſchen Annalen, ſelbſt die Direction der Neueſten WeltKunde übernommen habe, ſo bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß dieſes TagBlatt mit jener MonatSchrift durchaus nicht in Colliſion kommen wird. Die Europäiſche Annalen, welche gröſere raiſonnirte Aufſäze, Parallelen aus der ältern Geſchichte, erläuternde Tafeln und Plane liefern; welche nicht vereinzelte Facta, ſondern eine ganze Maſſe von Factis, die unter Eine Rubrik gehören, oft von einem ganzen Jahre, ſyſtematiſch geordnet, unter den leichteſten Uiberblik ſtellen, und immer nur dann ſtellen, wann ſolche durch den Verlauf einer gewiſſen Zeit, nach vorgängiger ſorgfältigen Aufſammlung des Für und Wider aller handelnden Theile, hinlänglich debattirt ſind; ſo daß die einzelnen Aufſäze darinn faſt ſchon wie Theile einer ausgearbeiteten Geſchichte betrachtet werden können — werden neben der Neueſten WeltKunde ihre davon weſentlich verſchiedene Bahn fortgehen. So wenig wird die eine dieſer Unternehmungen durch die andre an Wichtigkeit verlieren, daß ſie vielmehr beide, durch ihre gegenſeitige Verbindung, nicht anders als gewinnen können; und beide zuſammen werden ein Ganzes ausmachen, wodurch der Leſer den groſen Zwek:

—— to shew
the very age and body of the time,
its form and pressure — —

auf das vollſtändigſte erreichen wird.

Poſſelt D.

Es muß uns zur beſondern Freude gereichen, das Publikum durch obige Ankündigung mit der Ausführung eines Planes bekannt zu machen, mit dem wir uns ſchon längſt in der Stille beſchäftigten, da dadurch einem der erſten literariſchen Bedürfniſſe abgeholfen wird; an den wir uns aber nicht früher wagen durften, als bis wir unter ſo glüklichen Auſpicien, wie die angezeigten, beginnen konnten. Nun da wir ſo glüklich ſind, alles vereinigt zu finden, was wir nur wünſchen konnten, werden wir mit doppelter Anſtrengung unſre Bemühungen einem Inſtitut widmen, das noch keine Nation in dem Grad von Vollkommenheit beſizt, wie der Gegenſtand erfodert, und das Teutſchland zur Ehre gereichen muß. Wir dürfen daher dem Publikum noch nachfolgendes zuſichern:

1. Damit das Inſtitut weder durch Krankheit des Directeurs noch durch irgend einen Zufall eine Stockung zu befürchten haben möge, ſo ſind die dafür intereſſirten Männer in hinlänglicher Anzahl gewählt.
2. Werden wir alles anwenden, um keine der HülfsQuellen unbenuzt zu laſſen, die zur Vervollkommnung dieſes Inſtituts etwas beitragen können: wir machen uns daher verbindlich, jeden, der die Güte haben will, uns mit Nachrichten zu beehren, nach ſeinen Wünſchen dafür zu honoriren.
3. Werden wir beſorgt ſeyn, daß die möglichſte typographiſche Schönheit und Correctheit dieſe Zeitung auszeichne: ſie wird auf gutes Papier und mit ſchönen Lettern gedrukt, und dieſe, ſo wie das Format, ſind ſo gewählt, daß bei möglichſter

Oekonomie des Raums das Ganze doch ein angenehmes Aeuſſere erhält, und daß das Auge durch keinen zu zarten und zu kleinen Druk beleidiget wird.

1 So wie wir bei den Europäiſchen Annalen den groſen Beifall, welchen das Publikum denſelben ſchenkte, dadurch zu erwiedern ſuchen, daß wir mehr liefern, — nemlich eine gröſere BogenZahl, Tabellen, Karten, Portraite — als wir verſprachen, und als das Publikum bei dem mäſſigen Preis derſelben erwarten konnte; eben ſo werden wir bei der Neueſten WeltKunde durch dergleichen NebenAusgaben mehr zu leiſten ſuchen, als wir für's erſte verſprechen.

Dieſe Verſprechungen und dieſe dadurch übernommene Verbindlichkeiten laſſen ſich, wie leicht einzuſehen iſt, ohne einen äuſſerſt beträchtlichen KoſtenAufwand, ohne unſägliche Mühe und Arbeit nicht erfüllen; wir dürfen daher vom Publikum erwarten, daß es unſre beide Unternehmungen, die ſeit 1795 beſtehende Europäiſche Annalen und die mit 1798 nun beginnende Neueſte Weltkunde, beſtens unterſtüzen werde. Beide Inſtitute werden Hand in Hand gehen, jedes durch das andre an Vollſtändigkeit gewinnen, keines das andre entbehrlich machen, vielmehr durch ihre gegenſeitige Beziehung auf einander, eines das andre ergänzen, und beyde dem, der ſich für das Ganze der politiſchen Conſtellation intereſſirt, gleich nothwendig ſeyn. In jenen erhalten wir die wirkliche ZeitGeſchichte ſchon zuſammengeſtellt, geprüft, berichtiget, in dieſen die Data dazu, ſo wie ſie die TagesNachricht liefert, noch nicht durch die Folge der Zeit bewährt; was Zubereitung von Materialien, Abwartung von Erfolgen, Berichte von verſchiedenen Gegenden erfodert, das kan in der Neueſten Weltkunde nicht vorkommen, aber die Annalen werden es liefern; (ſo iſt bereits eine Karte für die Annalen in der Arbeit, die nach einer eben ſo ſinnreichen, als in die Augen fallenden Anordnung die ganze Geſchichte des jezigen Krieges nach ſeinem Laufe in den verſchiedenen Feldzügen und nach ſeinem endlichen Reſultat darſtellen wird, die aber erſt künftiges Jahr geliefert werden kan;) Aktenſtüke die ſehr weitläufig und doch von hiſtoriſchem Intereſſe für die jezige und Nachwelt ſind, können nur in den Annalen vollſtändig erſcheinen, die Weltkunde gibt blos den Inhalt; hier findet alſo der GeſchichtForſcher das Reſultat, dort die Quellen; wenn die Weltkunde alles umfaßt und alles erzählt, was allgemeines Intereſſe hat, ſo findet das kleinſte Moment ſeine Stelle darinnen, während für die Annalen nur das brauchbar iſt, was hievon für die Darſtellung des Ganzen taugt; die Annalen können rükwärts gehen, die Weltkunde nur das laufende Neueſte liefern; ſo wird, um den Wünſchen vieler Abonnenten zu entſprechen, Herr D. Poſſelt in den Annalen nach und nach die Geſchichte der drei erſten Feldzüge des jezigen Krieges, die nicht mehr in den Anfang der Annalen fielen, nachliefern, und wir werden damit die Plane der HauptSchlachten ausgeben, ſo daß die Liebhaber der Annalen in dieſen die vollſtändige Geſchichte dieſes ewig merkwürdigen Krieges erhalten werden. — So lieſſe ſich über die Verſchiedenheit beider Inſtitute noch Vieles angeben, noch mehr die Nothwendigkeit von zwey Inſtituten der Art zeigen, die gegenſeitig durch einander gewinnen, und davon keines durch das andre entbehrlich gemacht werden kan; das Angeführte wird aber genügen und jeden überzeugen, daß dieſe beiden Unternehmungen in ſchweſterlicher Eintracht und mit Rükſicht von einem auf das andere verfaßt, beinahe nur auf die Art, wie ſie ausgeführt werden, denjenigen Grad von Vollkommenheit und Vollſtändigkeit erreichen können, der des Zweks und Gegenſtandes wegen zu wünſchen iſt! Und wer wird dann das Bedürfniß und den Nuzen dieſer beiden Unternehmungen nicht anerkennen? Welche Bibliothek wird dieſe Werke entbehren können? Wo iſt der Staatsmann, der ihrer nicht bedarf? der Geſchichtſchreiber, der ſie nicht zu ſeinem Handbuch haben? der GeſchichtsLiebhaber, dem ſie nicht unendliches Vergnügen gewähren ſollte? der cultivirte Menſch, der nicht Unterhaltung und Belehrung daraus ziehen könnte?

Aber auch auf eine ſolche zahlreiche Claſſe von Leſern mußten wir calculiren, wenn wir Allen Alles leiſten wollen; auf ihre billige Erwägung und Beurtheilung aller der Erforderniſſe, die ſolche Unternehmungen erheiſchen, rechnen wir, wenn wir ihnen die nachfolgende Bedingungen eröfnen, unter welchen man auf die Neueſte Weltkunde unterzeichnen kan.

1. Kan ſchlechterdings kein Blatt ohne Vorausbezahlung abgegeben werden.
2. Der Preis für die Pränumeranten auf 3 Monate iſt 4 fl. 30 kr. Reichsgeld.
3. Dafür liefern wir mithin 91 halbe Bogen in gros Quart — man vergleiche dieſen Preis mit den gewöhnlichen BücherPreiſen, und dem Aufwand unſers Inſtituts!
4. Iſt kein Abonnent auf mehr als 3 Monate verbunden, nach welcher Zeit er abgehen kan, oder wieder 4 fl. 30 kr. für das nächſte Vierteljahr bezahlt.
5. Für dieſen Preis können und müſſen die Neueſte Weltkunde alle Liebhaber erhalten, die ſie ſelbſt aus der dritten Hand, von der HauptSpedition an gerechnet, empfangen, namentlich alle diejenige, welche in dem PoſtSprengel von nachfolgenden Orten liegen: Augsburg, Bamberg, Baſel, Bern, Bremen, Carlsruhe, Conſtanz, Dillingen, Elberfeld, Frankfurt, Freiburg, Gotha, Hamburg, Heilbronn, Kehl, Leipzig, Lindau, Mainz, Mannheim, Meersburg, Nürnberg, Regensburg, Schafhauſen, Schweinfurt, Straßburg, Ulm, Wirzburg, Zürich.
6. Da die Proviſion, welche die löbl. PoſtAemter an dem angeſezten Preis genieſſen, ſo anſehnlich iſt, daß ſie ſich gewis damit begnügen können, ſo dürfen wir erwarten, daß ſich keines einen weiteren Aufſchlag erlaube; ſollte diß wider Vermuthen geſchehen, ſo bitten wir um gefällige Anzeige. Nur ganz entfernte Liebhaber, die an den Gränzen Teutſchlands ſich aufhalten, werden etwas weniges mehr bezahlen müſſen.
7. Die HauptSpedition haben die k. k. OberPoſtämter Stuttgart und Canſtatt übernommen.

   Für Sachſen wendet man ſich an Herrn PoſtCommiſſair Scharf in Leipzig, für die Schweiz an das löbliche OberPoſtAmt Schafhauſen.
9. Wer dieſe Zeitung von 14 zu 14 Tagen durch den Buchhandel beziehen will, kan ſie bei jeder ſoliden Buchhandlung für den angeſezten Preis, ohne weitern Aufſchlag erhalten, indem wir ſie franco Leipzig liefern werden.
10. Jedem der ſich mit der Spedition dieſer Zeitung abgeben will, werden wir bei der löbl. HauptSpedition ſolche Bedingungen bewirken, daß er mit Vortheil ſich dieſem Geſchäft unterziehen kan.

Zum Schluß bitten wir aufs dringendſte keinen Augenblik mit der Beſtellung zu zaudern, damit wir in Anſehung der Auflage uns nach der Zahl der Abonnenten richten können. Es wäre wohl möglich, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wer ſich nicht bei Zeiten meldet, die erſten Stüke nicht ſogleich bei ihrer Erſcheinung erhalten könnte — Auch möchten wir, es iſt ohne Eigennuz geſagt, jedem rathen, nicht erſt einige Monate vorbeigehen zu laſſen und ſolange zuzuwarten bis man ſiehet, wie dieſe Zeitung bearbeitet werde, und dann erſt die Beſtellung zu machen, in der Hofnung das Erſchienene noch nachholen zu können, die Erfahrung vom the Star, Moniteur ꝛc. beweiſet hinlänglich, wie ſchwer es oft hält, eine ſolche Sammlung vollſtändig zu erhalten, wenn man nicht gleich Anfangs ſich unterzeichnete.

Tübingen, den 31 Oct. 1797.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Eine neue Uebereinkunft zwiſchen Verleger und Herausgeber vom 16. Jan. 1798, von Cotta allein und Poſſelt unterzeichnet, modificirte den Vertrag vom 13. Jan. 1797 dahin, daß Titel und Preis der politiſchen Zeitung nach den Beſtimmungen der gedruckten Ankündigung vom 31. Okt. 1797 abgeändert werden ſollen. Von Seiten des Verlegers ſollte, ſo lange er das Unternehmen aufrecht erhalte, gegen den „Miturheber des Plans und Directeur" Dr. E. L. Poſſelt, keine Aufkündigung ſtattfinden können, und Letzterer verpflichtete ſich, im Fall eines Rücktritts von der Hauptdirektion an keiner politiſchen Zeitung außer der Neueſten Weltkunde mitzuarbeiten oder eine ſolche zu unternehmen. Für die Reiſen, die derſelbe von Zeit zu Zeit wegen ſeiner Dienſt- und ökonomiſchen Verhältniſſe nach Karlsruhe und Durlach machen mußte, wurden ihm jährlich 30 Ldor bezahlt und auf Koſten des Inſtituts verrechnet. Die Gehülfen des Inſtituts ſollten jedesmal unter gemeinſchaftlichem Verabreden und Gutfinden des Directeurs und Verlegers angenommen und verabſchiedet werden.

Am 11. December 1797 richtete Cotta unter Vorlegung des gedruckten Planes an den Herzog das Geſuch um Diſpenſation der Neueſten Weltkunde von der Cenſur, da der Druck meiſt erſt in der Nacht angefangen werden könne, mithin die Cenſur für den Cenſor mit der größten Beſchwerlichkeit verbunden wäre; dagegen wolle ſowohl er als der Redakteur ſich der Verantwortlichkeit für jeden aufgenommenen Artikel unterziehen, wobei es ihr eigenes höchſtes Intereſſe ſei, daß nichts bekannt gemacht werden würde, was irgend anſtößig ſein könnte.

Die Regierung, hierüber vom Herzog zum Gutachten aufgefordert, konnte ſich zu einem Geſammt-Antrag nicht vereinigen, ſondern legte in einem Bericht an den Herzog vom 20. Dez. die verſchiedenen Meinungen zur höchſten Entſcheidung vor. Nach der Anſicht der Minorität, deren Referent v. d. Lühe war, lag kein Grund vor, der „neueſten Weltkunde" eine Begünſtigung angedeihen zu laſſen, welche der allgemeinen Verordnung, daß alle im Herzogthum herauskommenden Zeitungen und Journale der Cenſur unterworfen ſein ſollen, zuwiderliefe; vielmehr ſei die neue Zeitung um ſo weniger von der Cenſur zu befreien, als ſich, bei dem Vorurtheil des Publikums für den berühmten Verfaſſer, ein ſtarker und ausgebreiteter Verſchluß derſelben mit Zuverläſſigkeit vorausſehen laſſe und hiebei die gegründete Beſorgniß erweckt würde, daß durch dieſes Blatt, wenn es aller Cenſur-Aufſicht enthoben ſei, manche unangenehme Verhältniſſe mit dieſem oder jenem Hof bereitet und nicht unbedeutende Verlegenheiten erzeugt werden könnten.

zum [illegible]. Deßen wurde die vormalige Beſchwerde des Kaiſerlichen und Reichshofräthlichen Fiscals über die früher in Stuttgart herausgegebene Schubart'ſche Chronik als ein noch nicht vergeſſenes unangenehmes Beiſpiel angeführt. Außerdem könnten die Stuttgarter Zeitungsverfaſſer, bei deren Blättern der große Wirkungskreis nicht einmal zutreffe, eine ähnliche Cenſurexemtion beanſpruchen. Die Majorität des Regierungscollegiums ſtellte durch ihren Referenten Elſäßer den Minoritätsgründen zunächſt die allgemeine Erwägung gegenüber, daß der oberſten Staatsgewalt die Befugniß zuſtehe, da, wo ein auf das Sorgfältigſte für das allgemeine Wohl berechnetes Geſetz in einem individuellen Falle bisweilen hart und unbillig und dem gemeinen Beſten nachtheilig erſcheinen könne, eine Ausnahme von der Regel, d. h. eine Dispenſation eintreten zu laſſen, ohne daß darin eine Beeinträchtigung der Rechte anderer Unterthanen liege, die ſich nach dem Geſetz achten müſſen, da ihre Lage ſie nicht zu einer Dispenſation qualificire. Bei der Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze auf den vorliegenden Fall handle es ſich darum, ob die Cotta'ſche Unternehmung zu einer Ausnahme von den an ſich ſehr guten vaterländiſchen Cenſurgeſetzen ſich eigne.

„Es hat aber — fährt der Bericht fort — dieſe Unternehmung

1) offenbar eine, wenigſtens in Teutſchland dermalen noch, neue Art von Verſuch, und wenn die Ausführung dem Plane in der Maaße entſpricht, wie es ſich, nach dem bisher behaupteten litterariſchen Ruhm der dabey intereſſirten Männer allerdings erwarten läßt, ſo kann man mit Recht hoffen, daß die Unternehmung dem Vaterlande nicht nur große Ehre, ſondern auch ſolche pecuniäriſche Vortheile bringen wird, welche eine gut eingerichtete Staatswirthſchaft niemal in Anſchlag zu bringen vergeſſen darf.

Von ſo bewandten Umſtänden verdient ſie daher

2) gewiß eine vorzügliche Begünſtigung von Seiten der höchſten Gewalt, und da man ihr ſolche auf eine poſitive Art weder angedeyhen laſſen kann, noch ſolche von ihr verlangt wird, ſo dürfte man um ſo mehr Urſache haben, wenigſtens durch Wegräumung der Hinderniſſe, die ſich ihrem Fortgange entgegenſetzen könnten, zu ihrer Beförderung beyzutragen.

Nun iſt es aber

3) einleuchtend, daß die Unternehmer durch die Nothwendigkeit jedes ihrer Blätter cenſiren zu laſſen, ohne allen Zweifel nicht ſelten gehindert werden würden, die politiſchen Nachrichten ſchnell genug mitzutheilen, und mit ihren Blättern in der verſprochenen Ordnung einzuhalten. Es würde daraus natürlich ein Nachtheil entſtehen, der für eine Schrift, welche durch baldige Mittheilung der politiſchen Neuigkeiten einen großen Theil ihres Intereſſe erhält, von unkalkulablen Folgen ſeyn könnte, und von den Unternehmern mit Recht für ſo wichtig angeſehen wird, daß ſie ſich durch mancherley mit beträchtlichem Aufwand gemachte Einrichtungen bemühen, ſich ſoviel möglich gegen denſelben ſicher zu ſtellen.

Und in eben dieſem Wunſch liegt dann auch wohl der einzige Grund ihrer Bitte um Cenſur-Freyheit, ſo daß man die in dem Cottaiſchen Exhibito vorkommende Wendung, welche auf den erſten Anblick, nicht ſowol auf den Vortheil der Unternehmung, als auf die Bequemlichkeit des Cenſors Rückſicht zu nehmen ſcheint, nicht wohl für ein exceptio de jure tertii anſehen kann, ſondern vollkommen überzeugt ſeyn darf, daß nichts anderes, als ein ganz gut berechnetes eigenes Intereſſe die Triebfeder des ganzen Geſuchs geweſen iſt.

Nächſtdem wird wohl

4) ſchwerlich mit Grund zu beſorgen ſeyn, daß die Befreyung dieſes Blattes von der gewöhnlichen Cenſur als ein Vorgang, auf welchen andere Perſonen gleiche Prätenſionen gründen möchten, angeſehen werden und in dieſer Rückſicht unangenehme Folgen haben könnte: denn die in Frage ſtehende Unternehmung unterſcheidet ſich ſo auffallend von andern Inſtituten, welche ihr auf den erſten Anblick ähnlich ſcheinen möchten, und beſonders von gewöhnlichen Zeitungen, daß es wohl ſchwerlich Jemand beygehen dürfte, auf das, was für ſie geſchehen iſt, gleiche Anſprüche und Hoffnungen zu bauen.

Es iſt auch

5) nicht wohl ein Misbrauch dieſer Cenſur-Freyheit zu beſorgen, durch welchen Eure Herzogliche Durchlaucht auf eine unangenehme Weiſe compromittirt werden oder ſonſtige Nachtheile entſtehen könnten. Denn, wenn man auch diejenigen Gründe, welche von den bekannten perſönlichen Eigenſchaften des Haupt-Unternehmers Cotta gegen jede Beſorgniß von der Art hergeleitet werden möchten, kein entſcheidendes Gewicht legen will; ſo gebietet doch gewiß ihr eigenes Intereſſe dem Verleger und den Theilhabern an dem Inſtitut die größte Vorſicht in dieſem Betracht. Die Unternehmung iſt ſo groß, erfordert einen ſo beträchtlichen Aufwand, und verſpricht, wenn ſie glückt, ſo anſehnliche Vortheile, daß den Intereſſenten alles daran liegen muß, ihrem Blatt einen ſehr ausgebreiteten Abſaz zu verſchaffen und zu ſichern. Sie müſſen alſo nothwendig mit der größten Sorgfalt alles vermeiden, was es irgend Jemand verhaßt machen, und dadurch ſeiner Verbreitung weſentlich nachtheilig werden, ihm vielleicht ganze Länder verſchließen könnte. Zu dem iſt der Preiß des Blatts ſo ſehr für die wohlhabendere und gebildetere Claſſe von Liebhabern der Lectüre berechnet, daß es ſich, wenn anders ſeine Exiſtenz von einiger Dauer ſeyn ſoll, durch große Vorzüge in Darſtellungs-Art und Ton empfehlen muß, und nicht in die Abwege verfallen darf, durch welche ſo manche Verfaſſer politiſcher Schriften ihren wohlfeileren Produkten unter einem weit gemiſchteren Publikum Abgang zu verſchaffen ſuchen.

Da ſich nun endlich

6) der Unternehmer Cotta noch dazu ausdrücklich verbindlich macht, für jeden Misbrauch der ihm gnädigſt zu bewilligenden Cenſur-Freyheit perſönlich zu haften, ſo glauben gehorſamſt Subſignirte nach reifſter Ueberlegung ſämmtlicher Umſtände, daß der gegenwärtige Fall allerdings zu einer Diſpenſation vom Geſez geeignet ſeye und dem Cotta in ſeinem Geſuch willfahrt, jedoch, um alles zu erſchöpfen, was die Vorſicht nur immer erfordern mag, der Diſpenſation noch die ausdrückliche Clauſel angehängt werden könnte: wie man ſich zu ihm, Cotta, verſehe, daß er ſich dieſer, ſeinem Blatte widerfahrenden Auszeichnung, durch beſonders vorſichtige Vermeidung alles deſſen, was irgend anſtößig ſeyn könnte, würdig machen und nie durch Mangel an Behutſamkeit in ſeinen Darſtellungen, oder dem Ton ſeines Blattes, zur Widerrufung des gegenwärtigen Privilegiums, als deſſen er ſich nur ſolange zu erfreuen haben könnte, als er der gnädigſten Erwartung, auf welche daſſelbe gegründet ſeye, entſpräche, ſelbſt Anlaß geben würde."

Anweſend waren in der Sizung die Mitglieder: v. d. Lühe (Corref.), v. Bühler, Haſelmeier, Gloßer (Ref.), Heyd, Feuerlein, Otto, Mohl, Danz. Unterzeichnet iſt der Bericht von: v. d. Lühe, Gloßer, Danz.

Die herzogliche Entſchließung auf den Bericht lautete:

„Unſeres Gnädigſten Herrn Herzogliche Durchlaucht haben dieſes Anbringen eingeſehen, und wollen hierauf zwar den Druck des in dem Verlag der Cottaiſchen Buchhandlung zu Tübingen herauskommenden Tagblattes: die neueſte Weltkunde betitelt, ohne Cenſur für dißmal aus beſonderen Rückſichten gnädigſt geſtattet haben, jedoch außer der — von den Majoribus der Herzoglichen Regierung angetragenen Clausul noch die weitere Beſtimmung hinzugefügt wiſſen, daß dem Herausgeber dieſe Cenſur-Freyheit vor der Hand nur auf Ein Jahr verwilliget, und derſelbe nicht allein in Betreff Württembergs, ſondern auch in Abſicht auf alle übrigen Staaten, zur Beobachtung der größten Behutſamkeit angewieſen werden ſoll, indem Höchſtdieſelbe nicht geſonnen ſind, irgend etwas zu geſtatten, was auf die entfernteſte Art zu Weitläuftigkeiten mit anderen Staaten führen könnte. Decretum, Stuttgardt den 29. Decbr. 1797.

Ex ſpec. Reſol. S^{mi} D^{ni} Ducis
Seckendorff.
Hoffmann."

Demgemäß ergieng nachſtehendes Herzogliche Reſcript an den academiſchen Senat zu Tübingen, 29. Dez. 1797 [11. Jan. 1798].[1]

„Es hat bei Uns der Buchhändler Cotta zu Tübingen das unterth. Geſuch vorgetragen, das in ſeinem Verlag herauskommende politiſche TagBlatt, die neueſte Weltkunde betitelt, von der Cenſur [gnädigſt] zu befreien.

Da wir nun, in Rückſicht des von der Unternehmung des Supplikanten zu erwarten ſtehenden guten Erfolgs die dem Fortgange deſſelben entgegenſtehenden Hinderniſſe gerne beſeitigt wiſſen, ſo gedenken wir das gedachte Blatt, welches bei einer täglich vorzunehmenden Cenſur, wegen der damit für den Cenſor, Redakteur und Verleger verknüpften Schwierigkeiten öfters in Druck und in der Verſendung verſpätet und dadurch der ganzen Unternehmung großer Nachtheil zugefügt werden könnte, von den beſtehenden CenſurVerordnungen in der Maße auszunehmen, daß daſſelbe vorläufig zu einer Probe Ein Jahr lang [vorläufig Ein Jahr lang zur Probe] von der Cenſur frey bleiben ſolle.

Gleichwie Wir hingegen niemalen zugeben werden, daß durch den Ton oder die Darſtellung in dieſem Blatt auf die entfernteſte Art Weitläuftigkeiten mit andern Staaten erzeugt werden, ſo haben wir daſſelbe vor der Hand nicht länger als auf Ein Jahr von der Cenſur befreit und behalten uns bevor, dieſe beſondere Vergünſtigung im Fall unſeren gnädigſten Erwartungen nicht entſprochen werden ſollte, ſogleich zurückzunehmen.

Wir ertheilen euch nun den gnädigſten Befehl, dem Buchhändler Cotta dieſe unſere [gnädigſte] Willensmeinung zu eröffnen und ihm dabei zu erkennen zu geben, wie Wir Uns zu ihm verſehen, daß er ſich der ſeinem Blatte widerfahren[d]en Auszeichnung durch beſonders vorſichtige Vermeidung alles deſſen, was irgend anſtößig ſein könnte, würdig machen, nicht allein in Anſehung Württembergs, ſondern auch in Abſicht auf alle übrigen Staaten die größte Behutſamkeit beobachten und nie durch deren Mangel in den Darſtellungen ſowohl als in dem Ton ſeines Blattes zur Widerrufung des gegenwärtigen Privilegiums Anlaß geben werde ꝛc.

---

[1] Aus dem Concept, collationirt mit einer Abſchrift im Cotta'ſchen Archiv.

Mit dieſer Vergünſtigung ausgerüſtet, erſchien am 1. Januar 1798 die Neueſte Weltkunde, Band I, Nr. 1.

Der durch die erſten zwei Nummern gehende Eröffnungsartikel, in welchem das neue Organ die politiſche Weltlage beſprach und ſeine Stellung zu derſelben bezeichnete, lautet:

Würden plözlich, durch irgend eine Erneurung der erſten SchöpfungsSzenen, die Alpen vom MontBlanc bis nach Iſtrien in Abgründe hinuntergeſtürzt, ganz England vom Ozean verſchlungen, die Quellen des Rheins und der Donau verſchüttet, und durch einen Herauswurf von Land Afrika wieder an Spanien gefügt: ſo würde dieſe Revolution in der phyſiſchen Welt nicht gröſer ſeyn, noch die ganze bisherige Geſtalt von Europa dadurch eine entſchiedenere Umformung leiden, als die Revolution, von der wir ſeit dem Jahre 1789 Augenzeugen waren, in der politiſchen Welt hervorgebracht hat.

Der aſiatiſche Koloß bis an die Weichſel vorgerükt; Warſchau der Siz eines preußiſchen Gouverneurs; Oeſtreich eine SeeMacht, durch den Erwerb von Venedig; in Holland der ErbStatthalter zugleich mit der Utrechter Union verbannt; am Po eine neue Republik, die ſchon in ihrem Entſtehen unter den Mächten von Europa figurirt; keine Nobili's mehr in Genua; kein Savoyen und Nizza mehr für den König von Sardinien; kein Belgien, kein Mailand und Mantua mehr für Oeſtreich; wie alles droht — kein linkes RheinUfer mehr für Teutſchland, und eben dadurch die uralte Verfaſſung dieſes Staats, worauf bisher das Gleichgewicht Europens zu ruhen ſchien, und die unter allen Stürmen, zwar nicht durch innere Kraft, die kein Syſtem weniger als dieſes hat, aber doch durch eine gewiſſe Ehrfurcht für ihr Alterthum und durch die allgemein accreditirte Idee von ihrer Wichtigkeit ſich erhalten hatte, einer gänzlichen Umformung nahe, welche ſo gefährlich iſt für ein aus ſo vielen und ſo verſchiedenartigen BeſtandTheilen ſo loſe verbundenes Ganze.

Alle dieſe hier aufgezählten neuen Züge, die ſeit ſechs Jahren dem gothiſchen Europa eingegraben wurden — dis immer tiefere Herabſenken Rußlands nach Süden, dieſe immere weitere Ausdehnung Preuſſens, dieſe Vernichtung eines ganzen groſen Königreichs und einer uralten Republik, dis Umtauſchen von Ländern, wodurch der Pole ruſſiſch oder preuſſiſch, der Venetianer öſtreichiſch, der Lombarde Republikaner, und der Breisgauer modeneſiſch wird — alle dieſe Veränderungen, dergleichen ſonſt nur die hinſchleichenden Jahrhunderte mild und unbemerkt herbeiführten, ſind izt das Werk von ein paar Jahren, und bilden eben daher in dem neueſten politiſchen Syſtem von Europa ſo ſchreiende Kontraſte.

Und noch iſt hier unter allen Ereigniſſen unſrer Tage des gröſten nicht erwähnt; desjenigen, welches die Quelle aller übrigen iſt, und ſchon allein das ganze vorherige politiſche Syſtem aus ſeinen bisherigen Fugen geriſſen haben würde. Mitten in Europa liegt ein ſehr groſes Land, gleichſam der VereinigungsPunkt aller cultivirten Theile deſſelben, das reichſte an innerer Kraft und HilfsQuellen, das ausgerundeſte und mobilſte, ſchon von der Natur zum Spiele der erſten Rolle in den WeltAngelegenheiten berufen, von einem geiſtreichen, bis zum Ungeſtüm lebhaften, für jede Art von Enthuſiaſm empfänglichen Volke von 26 Millionen Menſchen bewohnt, das die Welt ſchon öfters durch ſeine Waffen ſchrekte, immer durch ſeinen Wiz und ſeine Moden beherrſchte.

Dies Volk vergißt auf einmal ſeines vieljahrhundertigen Stolzes, an Treue gegen ſeine Könige alle andern zu übertreffen, und will [illegible] mit einer Art von Wuth, das freieſte Volk auf Gottes Erdboden ſeyn. Von nun an kennt man es nicht mehr. Die ſanften, gefälligen, wie man glaubte weichlichen, Menſchen werden nun an Energie, an Troz, an unbezwinglichem Ausdauern mehr als Römer und Spartaner; und was ſie ſtärker und gefährlicher macht, als je ein Volk in der Geſchichte war, ſind ihre Grundſätze. Vergebens waffnen gegen ſie faſt alle Könige Europens. „Grundſätze" — ſagen ihre Philoſophen — „werden nicht durch Bajonette vernichtet." „Je mehr Feinde" — ſagen ihre kühnen jungen Bürger, die itzt vom Pfluge zu den Waffen eilen — „deſto mehr Triumphe." Und ſo war's auch. Man will ſie zwingen, ihrem Könige, dem ſie ſo viel Macht gelaſſen hatten, als ihnen mit ihrer Freiheit verträglich ſchien, wieder ſeine vorige AllMacht zu geben; aber nun erſt, mit gereiztem Stolze, proclamiren ſie die Republik. Frankreich eine Republik! wie lächelten die wohlerfahrenen Diplomatiker zu dem Paradoxon! Es war ihnen, als ob man „ein FieberTraum" oder „eine ZeitenPlage" ſagte; und in der That paßte dieſe neue Republik ſo gar nicht in das bisherige Europa, daß eines von beiden erfolgen mußte: die Republik mußte vernichtet, oder Europa mußte umgeformt werden. Es gieng hier, wie mit allen großen Werken des Genies und der Begeiſterung. „Deutſchland wird Ihre Sprache nicht verſtehen" ſagte man Klopſtocken, als er die erſten Geſänge ſeines Meſſias ausgearbeitet hatte; „ſo mag Deutſchland ſie lernen," antwortete Klopſtock. Eben ſo wollte die neue Republik, daß Europa von nun an eine ganz neue Politik lernte. Der Kampf war heiß und ſchrecklich und ſo, wie er ſeyn mußte; denn hier galt es keinen Status quo, kein Schleſien oder Baiern, ſondern eine alte oder eine neue Welt. Hier zum erſtenmal war Oſſian's LieblingsVergleichung mehr als bloß poetiſches Bild; es war in der That das Hadern zweier Geiſter. Denke man ſich einmal den Fall, daß das Glük in dieſem Kriege eine andre Parthei ergriffen hätte, als die es nahm; daß die fränkiſche Nation erdrükt worden wäre, wie die polniſche: welch ein von dem jezigen total verſchiedenes Europa, welch eine ganz andre moraliſche und politiſche Welt würden wir izt haben! Zwei entgegengeſezte Syſteme, entgegengeſezt wie Tag und Nacht, wie Feuer und Waſſer, hatten um dieſe Zeit, das eine im Nord, das andre im Süd, ſich gebildet. Das eine hieß: „Einer darf gegen Alle, was er will;" das andre: „Alle dürfen gegen Einen, was ſie wollen." An Polen ward jenes, in Frankreich dieſes angewandt. Wenn jenes für die Völker gefährlich war, ſo war es dieſes in noch weit höherm Grade für die Monarchen; denn jenes haftete nur auf der DenkArt von ein paar Individuen; dieſes auf der von Millionen Menſchen, deren Zahl ſich ſo leicht mit neuen Millionen vermehren konnte; denn wie man unendlich mannichfaltiger auf den Geiſt wirken kan, als auf den Körper, ſo iſt die Contagion (im guten wie im böſen Sinne) in der moraliſchen Welt noch ohne Vergleich ſchneller, als in der phyſiſchen. Gegen die leztere kan man einen Cordon ziehen, Quarantainen anordnen &c.; aber kein Wall von Bajonetten wird je dicht und ſtark genug ſeyn, um Meinungen den Durchgang zu wehren.

Die Franken ſtritten für Grundſätze; ſie ſtritten, ein ganzes Volk gegen Armeen. Das Reſultat war, wie es in ſolchem Falle ſeyn mußte. Keine Angriffe, die durch eine Wolke von Feinden, gleichzeitig, auf allen Gränzen geſchahen, kein Mangel an Zucht bei ihren eignen Truppen, kein Verrätherei ihrer Generale, kein

Komplotte und kein BürgerKrieg vermochten in die Länge etwas gegen den Enthuſiasm eines Volkes, das für die gröſte und edelſte Sache zu fechten glaubte. Es hatte ſo verächtlich geſchienen; und es zeigte ſich nun ſo furchtbar! In ſeiner HauptStadt hatte man ihm das Geſez der Unterwerfung dictiren wollen; und es ſelbſt trug nun bald den Schreken ſeiner Waffen bis nach Amſterdam, bis in die Nähe von Madrid, Turin, Rom und Wien! Aus einem Kriege, der auf ſeine Verkleinerung berechnet war, trat Frankreich mit Eroberungen hervor, die ſeinen FlächenRaum, ſeine Bevölkerung und ſeine Einkünfte um ein volles Fünftheil vermehren. Den Plan, welchen Ludwig XIV mit ſeinen Turenne's, Villars und Luxemburg's nicht durchzuſezen vermochte, überall ſein Gebiete mit feſten und ewigen NaturGränzen zu umgeben, führte es zu einer Zeit aus, da ſein Inneres, von Grund aus zerwühlt, einer völlig neuen Schöpfung bedurfte, mit ungeübten Truppen, unter Generalen, die nur erſt noch die Muskete getragen, oder kaum ihre Studien geendiget hatten, und wovon die meiſten noch keine 30 Jahre zählten, gegen die erfahrenſten Feldherren und die beſten Truppen des ZeitAlters, gegen eine Macht, wie noch kein Volk ſie zu bekämpfen hatte. Nur der Rhein in ſeinem weiten Laufe und die höchſten AlpenGipfel umſchreiben izt ſeine Gränzen in Oſt und Süd. Von da an durch die ganze unermeßliche Fläche bis zu den Pyrenäen hin, iſt izt auch nicht eine Scholle Erde mehr, die nicht alleiniges fränkiſches Eigenthum wäre. Durch die weiland Venetianiſchen Inſeln der Levante hält es Italien und Sizilien im Rüken, die neuen öſterreichiſchen Erwerbungen in der Flanke, und ſteht in unmittelbarer Communication mit den noch immer nicht ganz vom Geiſte ihrer Vorfahren ausgearteten Griechen. Nicht zufrieden ſelbſt frei, und durch die unermeßliche VolksZahl von 32 Millionen Menſchen und die ſtärkſten Kunſt- und NaturGränzen für ſich unangreifbarer und für die andern Staaten furchtbarer geworden zu ſeyn, als es jemals ſelbſt war, oder als irgend ein anderer Staat der Welt es iſt, wälzte es einen Gurt von umgeſchafnen oder neugeſchafnen Republiken um ſich her: im Norden die Bataviſche, im Süden die Liguriſche und Ciſalpiniſche. Durch es iſt eine ganz neue Denk- und EmpfindungsWeiſe, iſt (wenn man ſo ſagen kan) ein neuer WeltGeiſt erwacht. Zu einer Epoche, wo die monarchiſche Gewalt die lezte Stufe von Höhe und Ausbildung erreicht zu haben ſchien, und wo man es ſelbſt für ſo entkräftet hielt, daß man es bei den groſen politiſchen Kalkulen faſt gar nicht mehr mit in Rechnung brachte, daß unſre Statiſtiker in ihren LehrBüchern von ſeiner „ehemaligen, nun aber vernichteten Macht" ſprachen, daß einer der berühmteſten politiſchen Schriftſteller Englands es eine ungeheure Lüke in der Karte von Europa nannte — wafnet es ſich mit der ZauberFormel Freiheit und Gleichheit; und innerhalb ſechs Jahren rufen ihm unter den 116 Millionen Menſchen, die Europa in ſich faßt, über 49 Millionen mit Enthuſiasm das LoſungsWort nach, und bilden, zu Angrif und Vertheidigung, nicht blos einen Bund, ſondern in der That faſt nur Ein Volk. Welch ein Gewicht muß nicht eine ſolche Maſſe, die in unmittelbarer Berührung, in der engſten Identität von Intereſſen und Grundſäzen ſteht, in der politiſchen WagSchale von Europa bilden! Wann war je, im ganzen Umfang der Geſchichte, eine Macht wie dieſe? Die ganze wahre Macht des alten Roms beruhte nur auf Italien; ſeine Herrſchaft über die übrige Welt war unnatürlich und precär, da ſie ſich nur auf die Stupidität der andern Völker gründete. In neuern Zeiten hatten die kühnern Plane der Philippe, Ferdinande und Ludwige, auſſer dem Miß- [illegible], noch den Haß des MenſchenGeſchlechts gegen ſich, und dieſe vorzüglich machte ſie ſcheitern. Aber gerade der HauptNerf des *neuen Syſtems* liegt in ſeiner verführeriſchen Popularität; es hat ſo ſehr die moraliſchen Triebfedern für ſich, unter allen die ſtärkſten, und denen der Widerſtand, weit entfernt ſie zu ſchwächen, nur erhöhte Elaſtizität gibt. Schon iſt, durch ſeine fürchterliche Macht, aus unſern ſtatiſtiſchen Compendien die ganze Rubrik: *Ariſtokratien* verſchwunden, ein paar helvetiſche Cantons und die, wie es ſcheint zu einem andern Schikſal aufbewahrte, Republikette Lucca ausgenommen. Schon iſt es ſo weit gediehen, daß ſelbſt Könige, die ſo dringende Gründe hätten, mit der neuen RieſenRepublik zu grollen (der nächſte StammsVetter des unglüklichen *Ludwig's*, und der durch ſie faſt des fünften Theils ſeiner Staaten beraubte König von Sardinien) nichts Beſſeres thun zu können glaubten, als um die betrogene Allianz mit ihr zu buhlen. Und das alles that dieſe Republik im *Moment ihrer großen politiſchen WiederGeburt*, im Kriege mit neun Mächten, im gänzlichen Mangel von GeldMitteln, da unter den Schreknißen und Stößen der Revolution, wodurch ſie ihr Daſeyn erhalten hatte, AkerBau, Induſtrie, Handlung, *alles*, was ſonſt die LebensSäfte eines Staats in Umlauf ſezt, in tödtlicher Lähmung lag. Was wird ſie ſeyn, wenn ihre unermeßlichen, izt ſo ſehr verſehrten innern HilfsQuellen, ſchon nach einem kurzen Genuß von Ruhe, neues Leben und eine nie zuvor gehabte Kraft erhalten werden?

Aus allem Bisherigen erhellt, daß wir ſeit dem Jahre 1789 in Wahrheit wie in eine *neue Welt* entrükt worden ſind. Faſt unſer ganzer *geographiſcher Atlas* iſt izt Antiquität. Unſre *Statiſtik* iſt um einige Abſchnitte kürzer, um andre größer, in allen verändert. Unſre *Politik* wandelt auf einem ganz neuen Boden. Wer in dieſer terra incognita ſeinem *bisherigen* Gange folgen wollte, würde beinahe in keinen geringern, und zuverläßig in einen weit gefährlichern Anachronism fallen, als wer bei einer Reiſe auf den Küſten von Anadoli noch izt ſeinen *Homer* zum WegWeiſer wählen wollte. So bis zum Unkenntlichen verwandelt iſt die Politik im Ganzen ſeit *neun*, beſonders aber ſeit *ſechs* Jahren, daß man ſie faſt vergeſſen, und ſich ganz neu einſtudiren muß. Frankreich hat hierinn den StaatsMännern noch mehr Arbeit gemacht, als der Königsberger Denker den Philoſophen.

Freilich giengen wir auch in dieſem verhängniß- und wundervollen lezten JahrZehend des achtzehnten Jahrhunderts unter Extremen, Paradoxen und Einzigkeiten hin, die zu nichts anders, als einer ſolchen Entwiklung in etwas *ganz Neues* führen konnten. Wir ſahen Oeſtreich und Preußen im engſten Bunde. Wir ſahen *Friedrich Wilhelm II* Eroberungen machen, die dem koloſſalen Geiſte *Friedrich's II* nie gelungen ſeyn würden. Wir ſahen die *nemlichen* Mächte mitten im Frieden einen König abſezen, und zu gleicher Zeit Krieg führen, um einen andern wieder einzuſezen. Wir ſahen alle Monarchen Europens mit beiſpielloſer Eintracht in *einen* Bund zuſammentreten; und dieſen Bund, den größten, wovon die Geſchichte weiß, unmerklich theilweiſe aufgelöst, nur die Quelle neuer Erbitterungen werden. Wir ſahen zu gleicher Zeit den *glüklichſten* und den *unglüklichſten* Kampf, den je ein freigewordnes Volk beſtand; *Polen* bis auf den Namen vernichtet, *Frankreich* zu einer allesüberflügelnden Größe aufſteigend. Wir ſahen ewige Thaten, wie Rom und Griechenland, ſelbſt in ihren heroiſchen Zeiten, ſie nicht erlebten; die Thronen wanken, die Völker ſtaunen, alle Wunder der Freiheit. Aber wir ſahen auch UnThaten, wie ſie nie die Blätter der Geſchichte beflekten, Gräuel, die die ErfindungsKraft der Satane beſchämen konnten; die nemlichen Menſchen zugleich an der Seine *Sklaven* des feigſten urannen, und Helden auf den Alpen, den Pyrenäen und am Rhein. Wir ſahen n Enthuſiasm ungeübter Schaaren aller Manövres der Taktik, aller Künſte der olitik ſpotten und, zum erſtenmal in der Geſchichte, ein Volk erobern, um frei- umachen; uralte Staaten zerſtört, ganz neue erſchaffen, dieſe faſt auf Nichts herab- ebracht, andre rieſenmäſig verſtärkt, faſt alles von ſeiner Stelle gerükt.... Und och iſt der groſe Knoten geſchürzt; das Schikſal Teutſchlands iſt noch nicht entſchieden: ndeß deutet alles, daß auch hier groſe Veränderungen, vom entſchiedenſten Einfluß uf deſſen Beſtand und Verfaſſung, in Raſtadt, izt unſtreitig dem wichtigſten Punkte Europa, werden debattirt werden.

Welch eine Zeit alſo, unſre jezige! Wie ſehr verdient ſie, daß nicht blos der olitiker von Profeſſion, ſondern überhaupt jeder denkende Menſch ſo genau wie öglich ihren Geiſt und Gang ſtudire! Es gilt ja nicht mehr blos geheime Cabinets- achen. Jeder von uns iſt unmittelbar und auf's weſentlichſte dabei intereſſirt. Jeder en uns, wenn er nicht Feind der Menſchheit und ſein eigner iſt, muß, je nachdem as Schikſal ihn in eine Sphäre geſezt hat, zwar nicht dem Geiſte der Zeit durch inen ohnehin unmächtigen, immer nur im entgegengeſezten Sinne wirkenden Wider- and in den Weg treten, aber auch aus allen Kräften arbeiten, ihm eine Richtung zu eben, daß er nie in Revolutionen, das gröſte und den Inbegrif aller Arten von nglük, ausſchlage. Jeder muß ſich und andre von der Wahrheit zu durchdringen uchen, daß vorzüglich die StaatsVerwaltung es iſt, die das Wohl oder Weh der ndividuen beſtimmt; daß auch unter der ungebundenſten AlleinMacht, wenn ſie wohl erwaltet wird, beſſer wohnen iſt, als in einer von einem Collegium von Platonen nd Montesquieu's gemodelten Republik, wenn ſie nach Leidenſchaft und durch aſter regiert wird; daß nie eine Zeit war, wo jeder gewaltſame Schritt auf Seiten er Herrſcher und der Beherrſchten ſo leicht zu einer unabſehbaren Reihe von mißlichen olgen führen konnte; daß überall nichts Vollkommenes, überall das gewiſſe, wenn uch mit manchen dunklern Partien nüoncirte Gute dem noch ungeprüften, wenn auch och ſo ſchimmernden Neuen vorzuziehen iſt; daß es mit einer Welt von lauter publiken faſt nicht beſſer als mit einer Welt von lauter Philoſophen ſeyn würde, und aß die Menſchheit dann erſt glüklich ſein wird, wann alle StaatsVerfaſſungen neben inander exiſtiren, und jede Regierung den edlen und weiſen Ehrgeiz haben wird, die hrige am beſten zu verwalten.

In dieſem Geiſte ſoll die Neueſte WeltKunde geſchrieben werden.

Wie ſie durch ihre Bearbeitungen von den gewöhnlichen Zeitungen, dieſen erwirrten und verwirrenden Rhapſodien voll Widerſprüchen, voll Uiberflüſſigkeiten und oll Lüken, ſich unterſcheiden ſoll, iſt zwar ſchon in der Ankündigung geſagt worden: nzwiſchen dürfte hier, an der Schwelle eines ſolchen Unternehmens von neuer Art, och recht eigentlich der Ort ſeyn, den Leſern zu ſagen, was ſie alles zu erwarten und was ſie nicht zu erwarten haben.

Nicht erwarten dürfen ſie gerade das, was der HauptStoff der meiſten andern Zeitungen iſt: zerſezte, oft im nemlichen Blatte mehr als einmal ſich widerſprechende BriefAuszüge, Aufzählung der anweſenden Kammerherren, oder der KanonenSchüſſe bei irgend einer Vermählung oder andern Feſtlichkeit; überhaupt nicht Facta, die keine Spur des Seyns hinter ſich laſſen.

Erwarten dürfen ſie ferner nicht, wodurch man ſonſt die geſchriebnen, oder wie Manuſcript gedrukten Zeitungen zu würzen ſuchte: beiſſende Anekdoten, oder hinter die Larve tiefer Einſicht in die innerſten StaatsGeheimniſſe verkappte Kannengießerei. Die Chroniques scandaleuses waren nur der Behelf und die Rache unterdrükter Zeitalter: unſre Zeit liefert eine ſo überreiche Aerndte des weſentlichſten, auf Jahrhunderte hinaus wichtigen Stoffes; eines Stoffes, der gröſtentheils vor unſern Augen ſich entwikelt, daß man, ſelbſt auch um die bloſe Neugier zu reizen und zu büßen, weder der ſchmuzigen Szenen hinter den Couliſſen, noch der Windbeutelei der Geheimnißvollheit mehr bedarf. Es iſt ein charakteriſtiſcher Vorzug der Welt, worin wir leben, daß faſt alle die groſen Angelegenheiten, die das Wohl oder Weh der Menſchheit betreffen, öffentlich verhandelt werden. Zuweilen jedoch wird es wahre, und eine der erſten Pflichten des hiſtoriſchen Berufs, auch geheimen, auch ganz kleinen Dingen nachzuſpüren, wenn man ahnen kan, daß ſie die erſte GrundUrſache, oder doch der erſte Anlaß von oft allgemein angeſtaunten Ereigniſſen ſeyn möchten.

[Nr. 2.] Einem Geſandten entfällt unbemerkt ein Blättchen Papier aus der Taſche. Friedrich II trit ſchnell mit dem Fuße darauf, bricht dann die Unterredung ab, liest das Blättchen — und behält ganz Schleſien. Wie oft niſteten nicht ſchon, von Kleopatra an bis auf die Pompadour, die Finger einer Venus im geheimſten UhrWerk der Staaten! Und das alles iſt ja nicht blos in Monarchien der Fall: ſelbſt in den berühmteſten VolksStaaten alter und neuer Zeiten hieng oft eine ganze Kette der gröſten Ereigniſſe zulezt an einem elenden Ringelchen feſt, das eine ſolche Laſt gar nicht tragen zu können ſchien: die Vertreibung der Könige im alten Rom, der Sieg der Demokratie durch Zulaſſung der Plebeier zum Konſulat ꝛc. welche winzige Anläſſe hatten ſie! Zuweilen gewinnt eine derartige Bagatelle eine ſchrekliche retroactive Kraft. Der Schauſpieler Collot d'Herbois wird in Lyon ausgepfiffen — gewiß kein Factum für die Geſchichte; aber es wird es hintennach, da dieſer Menſch, aus Rache, die blühendſte ManufacturStadt Frankreichs auf ein halbes Jahrhundert hinaus verwüſtet. Solche einzelne Beiſpiele ſind jedoch immer nur ſeltne Ausnahmen von der Regel, und dürfen uns ſo wenig zu der, meiſt zu einer ſo ſchiefen Anſicht der Dinge führenden, GeheimnißRiecherei verleiten, daß ſie uns vielmehr nur überzeugen müſſen, daß die groſe Regel der LebensWeisheit, die in Horazens **nil** *admirari* liegt, auch billig eine der erſten Maximen des GeſchichtSchreibers ſeyn ſoll.

So viel über das, was man in der Neueſten WeltKunde nicht erwarten darf.

Was man hingegen in derſelben zu ſuchen berechtigt iſt, ſind: wahre Facta hiſtoriſchwichtige Facta — ſo viel wie möglich alle wahre und hiſtoriſchwichtige Facta.

I. **Wahre Facta.** Es gibt eine doppelte Art von UnWahrheit, die wir mit gleicher Sorgfalt zu vermeiden ſuchen werden: eine abſichtliche, die aus Parteilichkeit, und eine unabſichtliche, die aus Nachläſſigkeit begangen wird.

Wir werden die Facta, ſo, wie ſie ſich zugetragen haben, gleichfern von Lob und Tadel, in ihrer nakten Geſtalt darlegen. Wie der Geſchichtſchreiber das Urtheil in lezter Inſtanz der NachWelt vorbehalten muß, ſo der politiſche Journaliſt dem groſen GerichtsHofe ſeines gleichzeitigen Publikums. Wir werden nur die Acten vortragen, ohne die eine Partie mit Vorliebe in's Licht, die andre mit Ungunſt in Schatten zu ſtellen. Bei wichtigen StreitFragen (z. B. über den 18 Fructidor, worinn die einen die Rettung der Republik, die andern den Umſturz der Conſtitution ſahen) werden wir jeden Theil ſelbſt ſprechen laſſen, mit allen ſeinen Gründen, nur abgekürzt.

Oft giebt es Facta, über die eine Zeitlang der ganze WeltTheil im Irthum ſeyn kan, z. B. KriegsOperationen in OſtIndien ꝛc. Dergleichen Facta werden hintennach immer berichtiget, und jedes Factum, deſſen Unwahrheit ſich in der Folge bewährt, jedesmal ausdrüklich widerrufen werden.

Wie es ein moraliſches Gefühl des Guten und Böſen gibt, ſo gibt es auch einen gewiſſen politiſchen Tact des Wahren und Unwahren, das in dem Kopfe eines mit gehöriger SachKenntniß ausgerüſteten Mannes ſich ſchnell bildende Reſultat von öfterm Nachdenken und eignen Erfahrungen und dem Studium des groſen LagerBuchs der Menſchheit, der Geſchichte.

2. Hiſtoriſchwichtige Facta. Was wir unter ſolchen verſtehen, haben wir bereits in der Ankündigung geſagt. „Hiſtoriſchwichtige Facta ſind keineswegs nur die, welche im Kabinet, oder in VolksSenaten, oder auf dem SchlachtFelde verhandelt werden; nicht ſelten bringt eine Erfindung, die ſich ganz leiſe in die Welt einſchleicht, mehr Veränderung darinn hervor, als die Donner von zwanzig Schlachten: dieſe ſo wichtigen ſtillern Facta, die nur ein geübter hiſtoriſcher Sinn aufzufaſſen verſteht, werden zuverläſſig nicht der geringhaltigſte Theil unſers Stoffes ſeyn.“

3. Alle hiſtoriſchwichtige Facta, in allen Ländern und ErdTheilen, in ſo weit ſie durch Korreſpondenz oder durch gedrukte Nachrichten zu unſerer Kenntniß gelangen.

Das erſte Geſez der Geſchichte iſt, nach Cicero, daß ſie nichts Falſches zu ſagen wage; daß ſie alles Wahre zu ſagen wage, claſſifizirt er nur als das zweite.* Aber wenn dieſes leztere Geſez den Geſchichtſchreiber, der, auch wenn er nicht urtheilt, doch ſchon durch die Zuſammenſtellung der Begebenheiten ſein Urtheil durchbliken läßt, oft in quälende Verlegenheit ſezen muß, ſo kan diß nie bei dem Journaliſten der Fall ſeyn, der nur iſolirt das Factum erzählt, ohne daß dabei irgend ein, auch noch ſo entfernter, Schluß auf ſeine Billigung oder Misbilligung deſſelben ſtatt findet. Und in ſo fern kan eine im gehörigen Geiſte verfaßte gleichzeitige Zeitung in der That mehr leiſten, als eine gleichzeitige Geſchichte.

Die Vollſtändigkeit, die wir bei der Neueſten WeltKunde uns als GrundRegel vorgeſchrieben haben, ſoll dieſelbe vorzüglich mit zu dem machen, was jede Zeitung ſeyn ſollte, und was ihr Titel von ihr zu erfodern berechtigt — zu einer fortlaufenden Chronik unſerer Zeit. Sie ſoll nicht ein Blatt ſeyn, das man in einem leeren Augenblike zur Hand nimmt, und dann auf immer von ſich wirft, ſondern ein Buch, das man während ſeines fragmentariſchen Entſtehens aus Neugier lieſt, aber nach dem Ablauf eines Jahrzehends oder eines Jahrhunderts als hiſtoriſche Quelle ſtudirt.

Vor der fränkiſchen Revolution war nur ein Staat in der Welt, worinn die ſein Wohl oder Weh betreffenden Angelegenheiten öffentlich verhandelt wurden: GrosBritannien. Seit derſelben ſind vier neue RepräſentatifRegierungen hinzugekommen, durch die Entſtehung der fränkiſchen und ciſalpiniſchen, und durch die Umformung der bataviſchen und liguriſchen Republiken. Die Verhandlungen des brittiſchen Parlaments (ſolange ſolches verſammelt iſt,) ſo wie die Verhandlungen der (fortdauernd verſammelten) geſezgebenden Räthe der vier nurerwähnten FreiStaaten werden eben ſo viel ſtehende Rubriken in der Neueſten WeltKunde ſeyn. Auch die Regierungen derſelben, obgleich ſie (beſonders die fränkiſche, durch Erfahrungen, die dem übrigen Europa nur allzutheuer zu ſtehen kamen) bewieſen haben, daß auch in FreiStaaten für ihre Operationen ein undurchdringlich Geheimniß möglich iſt, müſſen doch, da ſie vom Volke originiren und ſich immer mit dem Schilde der öffentlichen Meinung deken müſſen, weil in den meiſten Fällen öffentlich handeln, ſo daß auch von ihren Operationen ein gedrängtes, aber vollſtändiges Tag-Buch zu liefern möglich wird.

---

* Prima historiae lex est ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat.

Man ſieht hieraus, welch einen Reichthum an Stoff, und zwar an allgemein-intereſſantem Stoff, ſchon dieſe fünf Staaten, worunter zwei (Frankreich und GrosBritannien) gegenwärtig die gröſten, nicht blos für die Neugier, ſondern ſelbſt für das Schikſal der Menſchheit entſcheidenden Rollen ſpielen, für die Neueſte WeltKunde liefern; und daß es keineswegs der mercantile Kalkul, „daß das Publikum jeden Tag unterhalten zu ſeyn liebe", ſondern wenn man anders etwas Vollſtändiges liefern wollte — wahre Bedingung ohne die nicht war, jeden Tag ein Blatt zu liefern.

Noch gibt es in den nur erwähnten Staaten ein ſehr inconſequentes, aber ſehr furchtbares Ding, an Ungedult, Schnelle und Veränderlichkeit faſt Virgil's Fama gleich, „das Einrichtungen, die es verworfen hatte, fodert, und Einrichtungen, die es „gefodert hatte, verwirft; gelehriges Werkzeug aller, die ihm ſchmeicheln, wär's auch, „um es in dem entgegengeſezteſten Sinne zu leiten; das alles, was es befiehlt, für gerecht „hält, als wär's allgemeiner Wille, und mit einer Gewalt vollzieht, als wär's nur der „Wille einer Faction; das klagt, als ob man es unterdrükte, und droht, als ob es „allmächtig wäre",[*] genannt öffentliche Meinung. Das Leben in Republiken (wenigſtens in verfeinerten, oder in groſen, und am meiſten, wenn ſie beides ſind) iſt ein Leben voll Drang und Raſtloſigkeit: alles ſtürmt und ſtößt und reibt ſich da, man könnte ſie den FechtBoden der Menſchheit nennen, die ſich hier, bei dem freien SpielRaum, worinn jeder mit ſelbſtbehaglichem Troze ſich bewegt, in allen ihren Muskeln ausarbeitet, und in einer Generation mehr koloſſale Formen bildet, als in Jahrhunderten nicht aus dem Schooſe der Monarchie hervorgehen. Aber je mehr Gröſe ſie bieten, deſto weniger darf man Ruhe in ihnen ſuchen; ſogar kan man, wenn ſie je in dieſe verſinken, immer mit Gewißheit ſchlieſſen, daß irgend ein Sylla oder Robespierre im Hinterhalt lauert, um ihnen den tödlichen Stoß zu verſezen. Wie rumorten nicht in der alten Welt die Handvoll Athener! Das römiſche Volk, dis Meer von Stürmen bewegt, wer kennt es nicht aus ſeinem Livius? Und dieſe antike Welt iſt nun wieder, ſeit der Epoche der fränkiſchen Revolution, unter uns zurükgezaubert; von nun an erſcheinen uns die Klagen der alten Redner und Geſchichtſchreiber über die „Gewitter der Comitien",[**] über die „kurze und unglükliche Gunſt des Volkes"[***] nicht mehr wie die leeren Floskeln, wofür wir ehedem ſie hielten. Wir haben nun gelernt, daß öffentliche Meinung, VolksGeiſt, in Republiken nicht blos Etwas, ſondern Alles iſt, zumal in Republiken, die, wie unſre neueſten, auf ein kurzabwechſelndes RepräſentativSyſtem gegründet ſind. Einer der groſen GeſichtsPunkte, den die Neueſte WeltKunde auffaſſen ſoll, wird daher vorzüglich mit der Esprit public ſeyn in den Staaten, wo ein Esprit public gedenkbar iſt. Wir werden ſehen, daß dieſer GeſichtsPunkt izt vorzüglich in GrosBritannien und in den FreiStaaten jenſeits der Alpen, ſo wie in dem Bataviſchen, ein groſes Intereſſe bietet; ein minderes ſeit dem GewaltStreiche vom 18 Fructidor (4 Sept.) für izt, aber wohl nicht auf lange, in Frankreich.

---

[*] Nach Benjamin Konſtant, einem geiſtvollen Schweizer, der izt unter den Politikern in Paris zunächſt neben Sieyes figurirt.

[**] »Fluctus et procellae comitiorum.« Cicero.

[***] »Breves et infaustos populi romani amores.« Tacitus.

Alle bisher benannten Quellen von hiſtoriſchwichtigen ThatSachen (Verhandlungen der Geſezgebung, RegierungsOperationen, VolksGeiſt) flieſen freilich in den monarchiſchen Staaten zum Theil gar nicht, oder doch weit ſparſamer. Inzwiſchen hat die neueſte groſe Revolution in der allgemeinen Moral und Politik auch hierinn eine ſehr fühlbare Veränderung, hervorgebracht. Die Friction mit den Republiken, und die Publizität, welche dieſe ihren Verhandlungen geben, empfiehlt oder erzwingt auch auf der andern Seite eine gewiſſe Erwiederung. Die Neueſte WeltKunde wird ſelbſt alles, was in den deſpotiſchbeherrſchten Staaten HiſtoriſchWichtiges vorfällt und, zur öffentlichen Notiz gelangt, mit der nemlichen Sorgfalt ſammeln, wie die Ereigniſſe in den beiden demokratiſchen und monarchiſchen freien Staaten, Frankreich und GrosBritannien; und nicht ihre Schuld wird es ſeyn, wenn der Stoff, den jene liefern, an Intereſſe und Reichthum dem leztern nachſteht. „Die Gedanken eines PrivatManns von Athen“ — ſagt der Tacitus der Helvetier — „das Leben Epaminondas des Thebaners, iſt merkwürdiger als der ganze Nord bis auf Hermann den Cherusker. Es iſt nüzlich, daß die barbariſchen Regenten vergeſſen werden „auf daß die Könige nicht meynen, die Macht mache berühmt.“*

Uibrigens iſt bereits in der Ankündigung geſagt worden, daß auch die politiſche Literatur in ſo weit mit in den Plan dieſes TagBlattes gehört, daß, und zwar jedesmal ſo neu wie möglich, alle Werke, welche entweder für die Aufklärung in der Politik mehr oder minder Epoche machen, oder als GelegenheitsSchriften, die laufenden WeltHändel betreffend, merkwürdig ſind; ferner diejenigen einzelnen literariſchen Begebenheiten, welche auf Charakter und Verfaſſung eines Volkes, oder des Ganzen, von Einfluß ſind, oder künftig werden können, ſo wie alle wichtigern Schriften über neueſte ErdKunde und neueſte Geſchichte der einzelnen Staaten der Welt, je nach ihrer Wichtigkeit, mehr oder minder ausführlich darinn angezeigt werden ſollen.

Und ſo gehe ſie denn nun unter guten VorZeichen in's Publikum, dieſe Neueſte WeltKunde, freimüthig aber beſcheiden, wichtig, wie die Zeit, die ſie zu beſchreiben hat, mit aller Wärme, welche ſo groſen Intereſſen, aber auch mit aller Vorſicht, welche einem Stoffe gebührt, der ſo neu und einzig, und bei dem die Misdeutung ſo leicht und ſo gefährlich iſt!

Eine ſo friſche, freimüthige Sprache konnte nicht verfehlen, den Unwillen und die Entrüſtung der Vertreter der alten Ordnung zu erregen, und der Verſuch, dem ſo beredten Organ der neuen Ideen die ausnahmsweiſe gewährte Vergünſtigung zu entziehen, ließ nicht lange auf ſich warten.

In Nr. 50 der Neueſten Weltkunde vom 19. Februar 1798 war über den Reichsfriedenscongreß zu Raſtatt die Nachricht enthalten, die Reichsfriedensdeputation habe in der Sitzung vom 14. Febr. folgendes Concluſum gefaßt: „Die Deputation vermöge zwar nicht, auf die Propoſition der fränkiſchen Bevollmächſtaten in ihrer ganzen Ausdehnung einzugehen; um aber ihre Nachgiebigkeit zu bezeugen, und vorderſamſt den Abſchluß des Friedens zu beſchleunigen, erbiete ſie ſich zur Abtretung der Hälfte der jenſeits Rheins gelegenen Reichs-Lande. Die fränkiſche Regierung, von deren Gerechtigkeit und Billigkeit man eine Mäßigung ihrer erſten Forderung mit Grund erwarten dürfe, möge angeben, welche Lande in jener Abtretung begriffen ſeyn ſollen, und dabei auf eine militairiſche Gränz-Linie Bedacht nehmen. Zugleich erneure man den Antrag wegen eines ſicheren Waffen-Stillſtandes." Hierauf folgte noch der Beiſatz:

---

* J. Müller's Geſchichte der Schweiz. 1 Buch. 2 Kap.

„Bis dahin hatte Oeſtreich in den Diſcuſſionen der Reichsdeputation über die FriedensPropoſition der fränkiſchen Bevollmächtigten noch nicht abgeſtimmt, und ſich immer das Protokoll offen behalten. In dieſer Sitzung aber ſtimmte es ebenfalls ab, und äußerte ſich dahin: „daß, da Teutſchland den Frieden von der Republik nun doch einmal durch ein ſchweres Opfer erkaufen müßte, es der KurSächſiſchen Abſtimmung (die in dem Concluſo faſt wörtlich enthalten iſt) beitrete."

Die Schwäbiſche Chronik (Beiblatt zum Schwäb. Merkur) Nr. 30 vom 21. Febr. 1798 hatte die Nachricht nebſt dem Zuſatz abgedruckt und denſelben noch mit folgendem weiteren Zuſatz verſehen:

„Ohne Wirkung hingegen blieb ein zugleich hier in Umlauf gekommenes KurPfalzBairiſches Schreiben, worin der Kaiſer, Preußen, Rußland, England, ja alle Teutſche Reichsfürſten eingeladen werden, dieſe Abtretung nicht zuzugeben, ſondern ſich mit gewaffneter Hand zu widerſetzen. Der Umſtand, daß nun, da der KurFürſt von Baiern durch ſeine Weigerung der Franzöſiſchen Regierung ſich mißfällig machen muß, dagegen in dem nemlichen Augenblik Oeſtreich aus ſeiner bisherigen Unthätigkeit bei der Unterhandlung hervortritt und durch ſeine Erklärung den Wünſchen der franzöſiſchen Regierung entſpricht, erweckt bei Unpartheiiſchen großes Bedenken. Und Freunde von Baiern beſorgen, bei der Berichtigung der Entſchädigungen die Folgen jener beiden Schritte für Baiern und Oeſtreich ſehen zu müſſen."

Hiegegen lief unter dem 27. Febr. 1798 bei dem Staats- und Conferenz-Miniſter Grafen v. Zeppelin nachſtehende BeſchwerdeNote des öſterr. Geſandten Grafen Fugger ein:

„In dem beiliegenden 50. Blatte der neueſten Weltkunde pag. 200. Rubr. ReichsFriedensKongreß, werden Eure Excellenz erſehen, was der Verfaſſer von den Oeſtreichiſchen Abſtimmungen ſagt. Das Ganze da Geäußerte iſt in Facto unrichtig; Oeſtreich iſt allen bisherigen Aeußerungen gegen die franzöſiſche Geſandtſchaft und ſo auch jenen, wo die Abtretung der Hälfte des linken Rheinufers angeboten worden (und dieß zwar ohne dem hier angeführten Beiſatze: weil Teutſchland nun doch einmal den Frieden von der Republik durch ein ſchweres Opfer erkaufen müßte) beigetretten. Verdient ſchon der Verfaſſer der Weltkunde durch Einſchaltung einer ſolchen Unwahrheit eine fühlbare Ahndung und Zurechtweiſung, ſo weiß ich wirklich nicht, wie ich mich über die verläumderiſche Kühnheit des Verfaſſers der ſchwäbiſchen Chronik ausdrücken ſoll, er begnügt ſich nicht, obige Unwahrheit zwei Tage ſpäter in der beiliegenden Nr. 30 nachzuſchreiben, ſondern iſt noch vermeſſen genug, ſie auch mit eben ſo verläumderiſchen als beiſſenden Zuſätzen und Gloſſen zu bereichern. Jedes Wort darinn hat ſein eigenes unverkennbares Gift; die gefährliche Abſicht des Geiſtes aber, der den Verfaſſer leitete, entwickelt ſich vorzüglich in den Worten, die eigens unterzeichnet ſind.

Wenn gleich die ungeheuren Opfer, welche das Durchlauchtigſte Erzhaus der Erhaltung des Reichs gebracht hat, Höchſtdaſſelbe über jede ſo geartete Calomnie kurzſichtiger oder bösartiger Skribler erheben, ſo iſt doch die gegenwärtige, da ſie in einem reichsſtändiſchen, von einem gegen Kaiſerl. Majeſtät devoten patriotiſchdenkenden Fürſten beherrſchten Orte unter den Augen eines Kaiſerl. Miniſters entſtanden, von einer Art, daß Unterzeichneter derſelbigen ſchleunige Redreſſierung und ernſtliche Rügung fordern zu müſſen ſich verpflichtet ſieht.‘ Er glaubt die erwünſchte Wirkung dieſer ſeiner Note von der bewährten Anhänglichkeit Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht an Kaiſerl. Majeſtät in eben jenem Augenblick erwarten zu dürfen, in welchem er wie anmit beſchieht, deſſen Herrn Miniſter der auswärtigen Geſchäfte Graf v. Zepplin Exc. davon officielle Kenntniß giebt. Der unangenehme Anlaß dieſer Note wird dem Unterzeichneten nur dadurch angenehm, daß er ihm die Gelegenheit an Hand giebt, Seiner Excellenz die Verſicherung ſeiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Stuttgardt, 27. Februar 1798. Fugger.“

Wenige Tage darauf, am 7. März, gieng eine zweite Beſchwerde-Note des öſterr. Geſandten Grafen v. Fugger ein:

„An des Herrn Miniſters der auswärtigen Geſchäfte Gr. v. Zepplin Excellenz.

Mit jedem Tag erreicht die Vermeſſenheit des Verfaſſers der neueſten WeltKunde einen höheren Grad, und wenn man die letzteren Blätter betrachtet, ſo glaubt man ſie auf einem Punkt zu ſehen, den ſie zu überſteigen nicht mehr fähig ſeyn kann.

In Nr. 62 vom 3. März d. J. wagt der Verfaſſer dieſer Zeitſchrift, Europa in 2 Theile zu ſondern; einen läßt er unter dem despotiſchen Druck von Alleinherrſchern und im Abgrund barbariſcher Ignoranz ſchmachten, den andern verſetzt er in die Gefilde der VolksSouverainität und der — die Menſchen beglückenden Aufklärung.

Zwar beſtimmt er nicht die Gränzlinie, welche die Scheidewand zwiſchen dieſem höchſt glücklichen und höchſt unglücklichen Theile Europens ſeyn ſolle; da er aber den erſten Süden, und den andern Norden nennt, ſo kann man ſich wohl ſelbſt erklären, zu welchem Theil ſein prophetiſcher Geiſt Teutſchland und — ſomit vorzüglich das an deſſen Gränze liegende Herzogthum Würtemberg zu rechnen gewillt iſt.

Das Kontraſtirende Kollorit, mit welchem er das Gemählde dieſer Paralelle dem Publico fühlbar zu machen ſich erdreiſtet, iſt in ſeiner Art merkwürdig und läßt mit Gewißheit berechnen, welche Früchte man von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Saamen erwarten kann.

Einen weitern Beweis giebt der hier beyliegende ZeitungsAuszug Nr. 64 vom 5. März unter dem Artikel von Rom.[1] Der boshafte und ebenſo verläumderiſche Wit, mit welchem er ſich über katholiſche Religionsgebräuche äuſſert, iſt höchſt kränkend für das katholiſche Publikum und dürfte leicht bei dieſem von Übelgeſinnten zu Erweckung eines Gegengefühls verwendet werden wollen, das weder den jetzigen äuſſerſt heiklen Zeitumſtänden, noch den erhabenen Wünſchen Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht entſprechen würde.

---

[1] Die von dem Geſandten in Abſchrift beygelegte Correſpondenz lautet: „Rom, den 7. Febr. Die Römer haben ihr diesjähriges Karneval nach Weiſe der alten Chriſten, durch Faſten und Beten gefeiert. Vor 11 Tagen wurden drei der wunderthätigſten Reliquien, welche ſich in der heiligen Ruſtkammer des Aberglaubens befinden, ein altes ChriſtusBild, ein Madonnenbild und die Ketten des heil. Petrus in einer feyerlichen Proceſſion aus der Chieſa nuova nach S. Peter gebracht, und daſelbſt 8 Tage lang zur öffentlichen Anbetung ausgeſtellt. Der Zulauf war alle Tage ſehr groß, und auf die Bitten vieler Gläubigen brachte man ſie noch auf andere 8 Tage in die Kirche S. Maria maggiore. Ein Geiſtlicher war den ganzen Tag lang beſchäftigt, die Dinge, die das Volk ihm darreichte, Roſenkränze, Ringe, HeiligenBilder,

Dieß iſt der Gebrauch, den der Verfaſſer der Weltkunde von der ihm gegönnten Cenſurs-Befreyung machet. Dieß iſt aber auch der vollſtändigſte Beweis, daß er dieſer ausgezeichneten Befreyung von den beſtehenden Reichsgeſetzen im höchſten Grade unwürdig iſt und keiner mehr als er jener Aufmerkſamkeit bedarf, die der einſtimmige Reichsſchluß gegen Verbreitung verführeriſcher Schriften ſo deutlich vorzeichnet.

Unterzeichneter ſieht ſich demnach verpflichtet des Herrn Miniſters der auswärtigen Geſchäfte Grafen v. Zepplin Exc. ammit die dringende Nothwendigkeit der Aufhebung dieſer ohnehin nur bis auf den Fall einer entſtehenden Beſchwerde gegebenen Cenſurs-Befreyung mit eben jener Wärme ans Herz zu legen, mit welcher er für den Ruhm Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht und für die Ruhe des — ſeiner Miniſterial-Beobachtung von Kaiſerlicher Majeſtät allergnädigſt anvertrauten ſchwäbiſchen Kreiſes beſeelt iſt. Er bittet zugleich Se. Excellenz dieſe officielle Note als eine neue Beſtättigung ſeines unbeſchreiblichen Zutrauens in Hochdeſſen erleuchtete Beurtheilung und ſeiner ausgezeichnetſten Hochachtung anzuſehen.

Stuttgardt den 7. März 1798. Fugger."

Nachſtehendes iſt der Wortlaut des Artikels in Nr. 62 und 63 der Neueſten Weltkunde, welcher dem öſterreichiſchen und, wie wir ſehen werden, auch dem ruſſiſchen Geſandten zunächſt Anlaß zur Beſchwerde geboten hatte.

Frankreich und der Nord.

Die Kluft, welche Europen von jeher, in politiſcher Beziehung noch weit mehr als in phyſiſcher, in zwei Hälften, genannt Süd und Nord, trennte, war nie gröſer, nie durch ſo charakteriſtiſche Verſchiedenheiten bezeichnet, wie izt.

Wie im Norden AllGewalt eines Einzigen, ſo iſt nun im Süden Souverainetät des Volks der groſe HauptGrundſaz des politiſchen Syſtems. Wenn der Nord, im tiefen Frieden, ein ganzes weitgedehntes Königreich verſchlingt, ſo wirft dagegen der Süd aus ſeinem revolutionären Vulcan eine ganze Maſſe neuer FreiStaaten empor. Der Nord ſcheint überall nur die Länder, der Süd überall nur die Völker zu ſuchen. Gleich furchtbar, jener durch alle Stärke der Wildheit, dieſer durch alle

[illegible] durch Berührung dieſer Reliquien zu weihen. Ich ſah an einem Vormittage gegen [illegible] Chiragra oder entblößten Schwerter zugleich mit ihren Roſenkränzen dem Prieſter darreichen und auf dieſe Art weihen. Die heil. Bilder wurden bloß mit der Degen-Spitze leiſe berührt, aber an den Reliquien wurden die Degen ſtärker gerieben. In den letzten Tagen dieſer Ausſtellung in S. Maria maggiore brachte [illegible] ein artiger Diſtelvogel mit einem Päckchen zum Hochaltar, um es weihen zu laſſen, und als man es ihm wieder zurückgeben wollte, hatte er ſich ſchnell wieder unter der Menge verloren. Man öffnete nachher das Päckchen und fand mehrere Porträts des Generals Buonaparte darinn, mit der Unterſchrift: [illegible] il vero Salvatore del Mondo (Dieſer iſt der wahre Welterlöſer). Der Thäter iſt unentdeckt geblieben. Geſtern hat man die heil. Reliquien wieder an ihren gewöhnlichen Ort gebracht. Aller dieſer Vorkehrungen ungeachtet iſt in eben dieſen Tagen ein Manifeſt des Generals Berthier erſchienen, worinn er den Römern verſpricht, ihre Ketten zu zerbrechen und ſie wieder den alten Römern ähnlich zu machen. Die letzte wird eine ſchwere Arbeit ſeyn."

Künſte der Aufklärung, jener durch eiſernen Gehorſam ſeiner Unterthanen, dieſer durch ſtolzes SelbſtGefühl ſeiner Bürger, hat der Süd nun doch entſchieden die UiberMacht, die dem Geiſte über den Körper zu erringen geziemt: und wenn man vor dem Jahre 1789, von welchem an eine neue Welt datirt, mit Schreken nach dem Nord hinſah, ob nicht bald von daher eine neue Fluth von Barbaren ſich über Europa hinſtürzen und alle ſeit ſo vielen Jahrhunderten mühſam gepflanzte Blüthen der Aufklärung verſchlingen werde, ſo fürchtet man ſich izt an der Newa wenigſtens eben ſo ſtark vor dem Phantom einer jacobiniſchen Propaganda.

In vielen ihrer Epochen — wer mag das läugnen? — bietet die fränkiſche Revolution das ungeheuerſte Aggregat von Elend und Gräueln; ſie brachte, (freilich zum Theil durch die Schuld derer, die ſich dem allesüberwältigenden Strom entgegenwerfen wollten,) zahlloſes Weh über einen groſen Theil der Menſchheit. Aber unter den ſchon izt ſich äuſſernden wohlthätigen Folgen dieſes ohne Beiſpiel ſchreklichen politiſchen Gewitters iſt es unſtreitig eine der wichtigſten, daß ſie eine ſo feſte und mächtige neue DemarcationsLinie zwiſchen dem Norden und dem Süden zog, indem ſie, ſtatt des weiland berühmten, durch die Zerſtükung Polens vernichteten politiſchen Gleichgewichts ein andres, das zwiſchen den repräſentativen und nicht repräſentativen Regierungen einführte; ein Gleichgewicht von weit ſchärfer gezeichneten und bleibendern Zugen, zugleich ſo richtig auf den Geiſt der Zeit berechnet, daß, wenn eine Aenderung darinn erfolgen ſollte, ſie wohl ſchwerlich von der Art ſeyn würde, daß ſie das izt beſtehende Verhältniß zum Nachtheil der erſtern bräche. Und ſo kan man mit Wahrheit ſagen, daß die Franken, indem ſie ſich nur für ihre eigne Erhaltung zu ſchlagen ſchienen, zugleich für alle Geſeze, Künſte und Aufklärung des ſüdlichen Europens und für alles Groſe und Gute fochten, was eine von Montesquieu und Rouſſeau und allen, welche die Erſchlaffung des Süden und die wilde Stärke des Nords kannten, als unfehlbar angekündigte neue Uiberſchwemmung von Barbaren vernichtet haben würde. Nur ein DonnerSturm wie die fränkiſche Revolution, konnte dem abgeſpannten Süden wieder neue SchnellKraft geben, und dem nordiſchen Koloß, der immer weiter vorſchritt, einen unüberſteiglichen Damm entgegenwälzen.

Wer hieran zweifeln möchte, blike auf das Jahr 1789 zurük, in welcher kläglichen Schwache damals das ſüdliche Europa lag, und wie der Nord zur drohendſten Gröſe anwuchs. Portugal ohnehin eine Null. Spanien, ſchwächer noch als izt, weil es noch abhängiger vom PrieſterJoche war, und weil noch kein Krieg es von dem dumpfen Phlegma, worinn es brütete, zum Gefühl und zum Gebrauche ſeiner Kräfte erwekt hatte. Holland, nur noch die Trümmer eines weiland durch Macht furchtbaren, durch Wohlſtand beneidenswerthen Staats, ſeit der preuſſiſchen Execution vollends ohne allen Schatten von Selbſtſtändigkeit. Die Republiken Helvetien, Venedig ꝛc. über Joſef's II weitgreifende Plane beſtürzt, von dem Gefühl gepreßt, daß diß nicht mehr das Jahrhundert der Republiken ſey. Teutſchland, welches in dem BonMot des unternehmenden Kaiſers beim Anblike des dem Einſtürzen nahen Rathhauſes in Regensburg: „ſo gibt es doch endlich einen ReichsAbſchied.“ und noch mehr in dem Projekt des Bairiſchen LänderTauſches ſein künftiges Schikſal zu leſen glaubte. Oeſtreich und Rußland im engſten Bunde. Durch ſie, der Gros Sultan nun ſelbſt in Konſtantinopel bedroht. Auf dem preuſſiſchen Throne kein Friedrich mehr, in deſſen groſer Seele der Ehrgeiz ſich durch Philoſophie milderte.

Und Frankreich? — izt nur noch als Beiſpiel rathloſer Zerrüttung genannt, der RieſenStaat nun im Syſtem von Europa eine Null, ganz von eignen Sorgen verſchlungen, ſo tief gefallen, daß es nicht einmal mehr das nahe Holland, wo die Zügel der Regierung in den Händen ſeiner Geſchöpfe, wo zwei Drittheile der Einwohner auf ſeiner Seite waren, gegen einen HeerHaufen von 30,000 Preuſſen zu ſchüzen wagt, ſondern gelaſſen zuſieht, wie das ſtolze Britannien dieſen Staat wie eine Schaluppe an ſein LinienSchiff feſtkettet. „Die Karte von Europa liegt vor mir“ — ſagte um dieſe Zeit Burke — „mitten darinn ſeh' ich eine ungeheure Leere; da lag einſt Frankreich“ ... Den groſen Mächten: Rußland, Oeſtreich, Preuſſen — ſchien izt alles möglich, was ſie wollten, und das Maas ihres Wollens gaben ſie bald darauf bei der Zerſtükung Polens. Welche Geſtalt würde Europa izt haben, wenn das WaffenGlük in dieſem Kriege ſich für die entgegengeſezte Seite erklärt, und der Traktat von Pillniz, der in der Geſchichte, nur in verſchiedenem Sinne, eben ſo unvergeßlich ſeyn wird wie die Proclamation der fränkiſchen Republik nach ſeinem ganzen Inhalt und mit all den Clauſeln, welche Glük und Laune ihm noch beigefügt haben würden, in Erfüllung gekommen wäre! „Eine Kette von Gewalt war geſchmiedet, die alle Länder des ErdRunds umſchlieſen ſollte“ — ſagte Revellière-Lepaux in ſeiner einfachhohen Rede am 10. Auguſt vorigen Jahrs — „aber, Dank ſey dir, ewiges Weſen, welches die Welt regiert! die Kette iſt zerbrochen“ .... Frankreich ſicherte die **Unabhängigkeit** des ſüdlichen Europens. Möge der Genius der Philoſophie, der die ſchönere Morgenröthe ſeiner Revolution bezeichnete, die Republik, die in ſich ſelbſt ſo gros iſt, daß ſie mehr als irgend ein andrer Staat von der Natur zur SelbſtGenügſamkeit berufen iſt — möge er ſie vor der Klippe bewahren, der ſo wenige Monarchen, ſo wenige Völker entgiengen, daß ſie nicht, durch Zurüktreibung fremder Anmaſungen zu eignen erſtarkt, ſelbſt verübe, was ſie ſo ſiegreich an andern beſtrafte, und ſich des Vorwurfs ſchuldig mache, daß ſie ihre Niederlagen beſſer zu ertragen wußte als ihr Glük! Sie ſteht auf einer Höhe von Macht, daß man ihr nichts Gröſeres mehr wünſchen kan, als Gerechtigkeit und **Mäſigung** in deren Gebrauche.

Im Süden von Europa hat ſie — Portugal ausgenommen, welches St. Vincent's Flotte, die im Angeſicht von Liſſabon droht, mehr als Augereau's Brigaden im Lager von Perpignan ſchreckt — nichts als verbündete, überwundne, oder durch ſie neuerſchafne Staaten.

Unter den groſen Mächten im Norden und Oſten von Europa haben Oeſtreich und Preuſſen durch eine nur allzutheure Erfahrung gelernt, was der Kampf mit einer Republik von 26, oder, nach ihrem jezigen BevölkerungsStande, von mehr als 30 Millionen kühner, geiſt- und enthuſiasmusvoller Menſchen iſt. Immer wird Frankreich im NothFalle der Allianz einer dieſer Mächte gegen die andre gewiß ſeyn können.

Rußland, welches einen gröſern FlächenRaum als der Mond und eine gröſere HeeresMacht hat, als womit einſt Rom, von der Mündung des Tajo bis zu den Quellen des Euphrats, eine Welt in Ehrfurcht hielt, hatte ſich wohl gehütet, die Schaaren, die Souworof mit der Knute kommandirte, in den Krieg zu führen, worinn die Grundſäze des MenſchenRechts debattirt wurden. Die groſe Katharina ſchränkte ſich darauf ein, in mehreren Ukaſen ihren Abſcheu gegen die „KönigsMörder“ an Tag zu legen, ſie mit dem ZornGerichte aller Monarchen zu bedrohen, alljährlich in den SommerMonaten eine Flotte in die NordSee zu ſchiken, die ſich da unter der Leitung der Britten im Manövriren übte — und den gröſten Theil von Polen in Beſiz zu nehmen. Doch ſcheint es, nach ihrem hohen Sinne, daß ſie allerdings nicht ganz fremde von dem Gedanken war, indem ſie an der Weichſel einen König abſezte, an der Seine einen andern auf ſeinen Thron herſtellen zu wollen. Vielleicht daß ſie auch hier die Erſchöpfung der verſchiedenen KampfParteien abwarten wollte, um dann zulezt den entſcheidenden Schlag zu thun, den ganz Europa anſtaunen müſte; wenigſtens ſtand ſie im Ernſte mit GrosBritannien in Unterhandlungen über eine HilfsArmee von 60,000 Mann als ihr Tod den Faden dieſes und andrer koloſſalen Plane zerriß.

[Nr. 63.] Der Sohn und Nachfolger dieſer groſen Frau, Kaiſer Paul I, brach die ſchon weit gediehenen Unterhandlungen ſofort ab. Wenn er ſich mit der Blüthe franzöſiſcher Ritter umringt; wenn er ſo ſehr den Clerus liebkoſt, deſſen Einfluß auf das Volk er kennt; wenn er ſchwarze Beinkleider, runde Hüte und ungelokte Haare proſcribirt; wenn ſeine Cenſoren die freiern literariſchen Erzeugniſſe der ſüdeuropäiſchen Welt mit Feuer vertilgen; wenn Er, der ſich, ehe er noch den Thron beſtiegen hatte, ſo ſehr durch Simplicität auszeichnete, izt ſich und andern den Zwang einer orientaliſchen Etikette auflegt; wenn er endlich mit der groſen Republik nicht Freundſchaft herſtellt, aber auch nicht Krieg führt: ſo muß er die neuen Grundſäze wohl für ſehr mächtig halten, da er ſelbſt im unzugänglichen Nord mit ſolcher Aufmerkſamkeit ihrem Einfluſſe zu begegnen ſucht. Bei dieſen ſeinen Geſinnungen wird wohl ſchwerlich jemals eine ruſſiſche Armee ſich an den Ufern des Rheins der neufränkiſchen Influenza nähern. Ohnehin ſind Rußland und Frankreich in der glüklichen Lage, vermöge des ungeheuren ZwiſchenRaums, der ſie trennt, Frieden haben zu können, ohne Frieden zu ſchlieſen: auch ſind ihre Syſteme ſich allzuentgegengeſezt, als daß jemals eine nähere Verbindung unter ihnen gedenkbar wäre. Rußland iſt für den Continent, was GrosBritannien für die See iſt. So iſt die Allianz für dieſe beiden Mächte natürlich, weil ſie ſich nicht auf dem Wege ihrer Zerſtörungen begegnen. Das höchſte Bedürfniß für Europens Ruhe iſt, den Einfluß ruſſiſcher Politik zu neutraliſiren; hier iſt der groſe VereinigungsPunkt des öſtreichiſchen und preuſſiſchen Intereſſe.

Schweden nimmt, wie es ſcheint, unter ſeinem jugendlichen Könige wieder eine feſtere Stellung in dem Syſtem von Europa an. Guſtaf III — bei der AllBeweglichkeit ſeines Geiſtes, bei dem Unnatürlichen ſeiner Lage, da Er, der nach dem Höchſten ſtrebte, ſich jeden Augenblik durch die Kärglichkeit ſeiner HilfsMittel gelähmt und in Schwierigkeiten verſtrikt ſah, woraus nur irgend ein heroiſches Impromptu ihn wieder loswinden konnte — hatte keine andre Politik als die des Augenbliks; er ſegelte im Sturme. Sein Sohn kündigt eine in dieſem Alter ſeltne Feſtigkeit des Charakters an, die in den groſen Angelegenheiten unſtreitig mehr wirkt, als ein noch ſo glänzender Geiſt. Der kaum noch 20jährige Monarch kennt ſein Volk, kennt ſehr ſeine Rechte, aber auch ſeine Pflichten: er arbeitet viel und umgibt ſich mit vernünftigen und rechtſchaffenen Männern. Seine verſtimmte Lage mit der fränkiſchen Republik, an deren Herſtellung ſchon ſeit einigen Monaten gearbeitet ward, iſt auf dem Punkt, ganz in diejenigen Verhältniſſe wieder einzutreten, die das Intereſſe der beiden Mächte, welche natürliche Alliirte ſind, erfodert.

Dänemarks RegierungsGrundſäze haben in dieſem Lande ſehr viel Aufklärung und GemeinGeiſt verbreitet. Des Grafen Bernſtorf's Tod hat indeſſen dem Kabinet einen unſtetern Gang gegeben. Drei oder vier Männer haben ſich in ſeine Aemter getheilt, aber nicht in ſeine Talente; und die Einheit ſeines Syſtems iſt zerriſſen. „Dänemarks friedliche Politik“ — ſagt ein unterrichteter Franke — „ſtaunt mit Furcht „an unſerer militäriſchen Gröſe hinauf; unſre Entwürfe ſcheinen ihm gränzenlos; man „ſtraubt ſich noch überall, das Ziel zu ſehen, das unſre Gränze iſt, und deſſen Erreichung wir ſo nahe ſind. Auch das neue Geſez über die neutrale Flagge „ſchmerzt, und man vergiſt über den Repreſſalien die wüthenden Herausfoderungen „Englands. Uiber die Weisheit und Nüzlichkeit dieſes Geſezes wäre allerdings viel „zu ſagen; allein ſeine Wirkung iſt für den Augenblik berechnet. Die Republik, welche „Frieden und ſchnellen Frieden mit England, kurz einen ſolchen SeeFrieden will, der „zum KontinentalFrieden Pendant ſein könne, kan ſich erlauben, ſelbſt um des „künftigen allgemeinen Vortheils willen, in dieſem Moment eigenmächtig zu handeln. „Im Grunde wem bot eine Republik Verbindlichkeiten, die ſechs Jahre lang einen „ſolchen Kampf allein beſtand? Indeſſen wird Dänemark immer zu denjenigen „Staaten gehören, deren Verhältniſſe mit Frankreich, der Natur der Sache nach, „freundſchaftlich ſeyn werden.“

Noch, wenn vom Norden die Rede iſt, denkt man an drei teutſche Städte, die einzige Ruine jenes mächtigen KaufmannsBundes, der einſt in dieſen Gegenden über die Streitigkeiten der Könige entſchied. Hamburg, Bremen und Lübek zeugen noch bis auf den heutigen Tag von der Gröſe der ehemaligen weltberühmten Hanſa; auch hat die fränkiſche Republik, die deren Wichtigkeit kennt, bisher in der Perſon des Bürgers Reinhard, eines Mannes von eben ſo ausgezeichneten Kenntniſſen als ächtrepublikaniſchen Geſinnungen, (der nun, nach ſeiner Verſezung nach Florenz, den Bürger Roberjeot zum Nachfolger haben wird) einen eignen diplomatiſchen Agenten bei ihnen unterhalten. Man kennt die grundloſen Gerüchte, welche bisher über das Schikſal dieſer Städte in Umlauf waren. Freilich paßt die alte Politik derſelben: aller Welt Freund zu ſeyn, d. h. aller Welt zu misfallen, für die jezige Epoche nicht; aber die fränkiſche Republik wird keinen Saamen von Freiheit erſtiken laſſen, noch weniger zugeben, daß ſchon angebaute Felder verwüſtet werden.

Vermehrt wurde das Gewicht dieſer Anklagen noch durch folgende Beſchwerde des ruſſiſchen Geſandten, Barons v. Maltiz, vom 8. März:

„A S. E. Mr le Comte de Zeppelin, Miniſtre d'Etat de Conférence
et des Affaires étrangères de S. A. S. Monseigneur le Duc de
Wurtemberg.

Depuis que le Soussigné Miniſtre accredité de Sa Majeſté Impériale l'Empereur de toutes les Ruſſies a eu l'honneur d'adresser à S. E. Mr. le Comte de Zeppelin Ministre des Affaires Etrangères de Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Duc de Wurtemberg, la juste plainte qu'il a dû former contre un article de Lemberg inséré dans la Gazette de Stouttgardt intitulée Der Schwäbiſche Merkur[1] il a dû

---

[1] Die Beſchwerde betraf eine in Nr. [illegible] des Schwäb. Merkur veröffentlichte Notiz des Inhalts: „Nachrichten aus Lemberg zufolge iſt ein guter Theil des Condé'ſchen Korps mit ſeiner dermaligen Lage in Rußland ſehr unzufrieden und ſucht ſich ſo gut es kann anderswo unterzubringen.“

voir avec non moins de peines que le Rédacteur Der Neueſten Weltkunde s'est permis dans son № 62 une Diatribe tellement offensante et injurieuse aux anciens Gouvernements et surtout à ceux du Nord, qu'il est impossible de supprimer la juste indignation qu'une licence aussi effrénée d'un gazettier a dû faire naitre auprès de lui.

Sans entrer dans les détails du raisonnement de ce Rédacteur, le Soussigné croit pouvoir hardiment supposer que S. E. Mr le Comte de Zeppelin en parcourant avec attention l'article de la dite Gazette qui porte le titre Frankreich und der Nord trouvera nombre de passages et de jugements impertinents faux et d'autant plus téméraires qu'ils sont ouvertement dirigés contre une Cour, qui a pris de tout tems un Interêt particulier au Bienêtre de l'Allemagne et qui a donné des preuves trop eclatantes de Bienveillance à celle de Stouttgardt pour s'attendre qu'il soit permis à des gazettiers du Duché de Wurtemberg de hazarder à la face de ses Ministres des Sorties aussi indécentes contre un Gouvernement à tous Egards respectable.

Quelque soit la différence d'opinions que les événements du tems peuvent avoir amenés, pour s'écarter des mêmes principes de rigeur contre les Rédacteurs des feuilles publiques il est incontestable que jamais l'on ne peut tolérer, qu'ils oublient le respect dû a tout Gouvernement en général. Ils n'osent pas même insulter à des Individu sans manquer aux premiers devoirs de l'ordre social.

Le Soussigné croit donc pouvoir s'attendre avec raison que S. E. Monsieur le Comte de Zeppelin trouvera les moyens de réprimer la conduite audacieuse du Rédacteur de la Gazette de Tubingue, non seulement pour le passé, mais aussi de prendre les mésures necessaires pour que le Soussigné ne soit plus dans le cas de se plaindre d'un objet aussi desagréable qui à la fin ne pourra pas être indifferent à son Auguste Cour.

Le Soussigné renouvelle à Son Excellence le Comte de Zeppelin les assurances de sa haute considération.

Stouttgardt, le $\frac{\text{25 Fevrier}}{\text{8 de mars}}$ 1798. Le Baron de Maltitz."

Nachdem der Herzog ſchon am 1. März die erſteingebrachte Beſchwerde der Regierung ohne weitere Bemerkung zum gutachtlichen Bericht hatte zugehen laſſen, ließ er die neu eingelaufenen Anklagen am 8. dem geheimen RathsCollegium mit folgender Signatur übermitteln:

„Sereniſſimus laſſen inliegende Note des K. K. Geſandten Grafen von Fugger dem Herzogl. GeheimenrathsCollegio zugehen und erwarten deſſen gutächtliche Aeuſſerung, ob nicht zu Vermeidung aller ferneren Weitläufftigkeiten entweder das Zeitungsblatt: Die neueſte Weltkunde der Cenſur zu unterwerfen oder gar zu verbieten und auf dieſe Art dem Verfaſſer zu überlaſſen wäre, an einem andern Ort ſeine überwizigen Einfälle ungeſtört durch den Druck an Tag zu geben, ohne daß Sereniſſimus dadurch in den Fall kämen, ſeinetwegen mit ewigen Klagen behelliget zu werden. Decretum, Stuttgardt, den 8. Merz 1798. So eben wird mir eine gleich lautende Klage des ruſſiſchen Geſandten von Maltiz zugeſchickt, welche zu gleichem Ende beilege. Friedrich."[1]

---

[1] Die Worte „So eben" bis zur Unterſchrift ſind von des Herzogs eigener Hand.

Ueber ſämmtliche vorgebrachte Beſchwerdepunkte wurden nunmehr ſowohl der Verleger und Redakteur der Neueſten Weltkunde, J. F. Cotta und E. L. Poſſelt, als auch Profeſſor Elben, der Herausgeber des Schwäbiſchen Merkur, und deſſen Cenſor, Regierungsrath Frommann, vernommen,[1] worauf das Regierungscollegium folgenden **Bericht an den Herzog** erſtattete:

„Durchlauchtigſter Herzog, Gnädigſter Herzog und Herr!

Euer Herzogliche Durchlaucht haben gnädigſt geruhet per Decr. clem. vom 1ten et Signat. vom 3ten v. M. der herzoglichen Regierung eine Anzeige des Staats- und ConferenzMiniſters Grafen von Zeppelin, mit den, derſelben angeſchloſſenen Noten, mittelſt welcher die an Euer Herzogl. Durchlaucht accreditirten Römiſch und Ruſſiſch Kayſerlichen Geſandten, Grafen v. Fugger und Baron v. Maltiz über einige in dem Schwäbiſchen Merkur des Profeſſors Elben und der von Cotta in Tübingen verlegten neueſten Weltkunde, enthaltene Artikel Beſchwerde führen, mit dem Befel zugehen zu laſſen, daß die vorgebrachte Klagen nach den Geſezen erörtert, die geſchehene Erledigung aber ſeiner Zeit berichtlich unterthänigſt angezeigt werden ſolle, damit Euer Herzogl. Durchlaucht das Reſultat den klagenden Geſandten bekannt machen laſſen könnten.

Da in Rükſicht auf die Stellen in der Elbiſchen Chronick, nach dem Erachten der Herzogl. Regierung ein eben ſo groſes Verſehen auf den Cenſor, welcher die Artikel paſſiren laſſen, als auf den Verfaſſer, der ſie in ſeine Zeitung eingerükt hat, fallen kann, der Cenſor aber nicht unter dem foro der Herzogl. Regierung ſtehet, ſo wäre es vor allen Dingen nöthig, Euer Herzogl. Durchlaucht mittelſt des Anbringens vom 5ten v. M. unterthänigſt zu bitten, daß Höchſtdieſelben geruhen möchten, die dem Cenſor durch die Behörde abzufordernde Verantwortung, dieſem treu gehorſamſten Collegio mitzutheilen. Damit ſodann von Seiten deſſelben auch die Entſchuldigungsgründe der angeklagten Redacteurs vernommen und die ganze Sache nach den vorliegenden Geſezen entſchieden werden könnte.

Allein noch ehe die Vernehmlaſſung des Cenſors unterthänigſt Unterzogenen zukam, erhoben die beiden oben erwähnten Geſandten, neue noch dringendere Klagen über 2 in den Nris 62. und 64. der neueſten Weltkunde enthaltene Artikel, und Euer

---

[1] Die Vernehmlaſſung von Cotta und Poſſelt beſtand in nachſtehender **Eingabe an den Herzog**.

Durchlauchtigſter ꝛc. ꝛc. Auf die uns zur unterthänigſten Verantwortung gnädigſt vorgelegten Beſchwerden, welche die bei Euer Herzogl. Durchlaucht Hof accreditirten Römiſch und Ruſſiſch Kayſerlichen Geſandtſchaften gegen einige Artikel der Weltkunde geführt haben, müſſen wir in Unterthänigkeit bemerken, daß die Nachrichten, welche dieſelbe enthalten, zwar aus Quellen floſſen, die wir für ächt hielten, daß aber bei wiederholtem Leſen derſelben allerdings nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß die Faſſung dieſer Artikel Tadel verdiene, daß wir uns aber ſchmeicheln, Euer Herzogliche Durchlaucht werden uns dieſes Verſehen um ſo eher gnädigſt verzeihen, als es beim Beginnen eines ſolchen Inſtituts ſo ſchwer wird, unter den drükenden Geſchäften, die es erfodert, die nöthige Zeit zu finden, welche zu einer ſorgfältigeren Prüfung gehört, und als wir uns um ſo mehr beſſern werden, in der Folge jeden ähnlichen Anlaß zu dergleichen Beſchwerden zu vermeiden. Wir wünſchten daher auch zu dieſem Ende von gedachten Geſandtſchaften diejenigen Winke zu erhalten, durch deren Befolgung wir verſichert ſeyn könnten, nie zu gleichen Klagen Urſache zu geben. Wir erſterben ꝛc. ꝛc.

Tübingen, 21. März 1798.

Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigſte

Dr. Poſſelt.
J. F. Cotta.

Herzogliche Durchlaucht ließen die Höchſtdenenſelber in ſolcher Abſicht zugekommene Noten per Decret. clement. d. d. 8. et Sign. d. d. 10ten v. M. dieſem Collegio gleichfalls zugehen mit dem gnädigſten Befel:

> ſich darüber gutächtlich zu äußern, ob nicht zu Vermeidung aller künftigen Weitläuftigkeiten, entweder die neueſte WeltKunde der Cenſur zu unterwerfen, oder gar zu verbieten wäre, damit Höchſtdieſelbe nicht in den Fall kämen, wegen dieſes Blatts mit ewigen Klagen behelliget zu werden.

Wenige Tage, nachdem dieſe neue Klagen dieſem treugehorſamſten Collegio zugeſandt worden waren, erhielt daſſelbe auch, mit der H. GeheimeRathsReſolution auf ihr oben accuſirtes Anbringen vom 5ten Mart. die Erklärung des Cenſors des Schwäbiſchen Merkurs, und gehorſamſt Unterzogene eilten nun den beiden Redacteurs gedachten Merkurs und der neuſten WeltKunde, resp. durch das StadtOberamt Stuttgardt und das Oberamt Tübingen, ihre ſchriftlichen Verantwortungen mittelſt zweier Reſcripte vom 14. v. M. ex Commissionis abfordern und ihnen zugleich vorläufig dasjenige zu erkennen geben zu laſſen, was aus den unterthänigſt angeſchloſſenen Concepten beſagter Reſcripte mit mehrerem gnädigſt zu erſehen ſeyn wird. Beide Verantwortungen ſind darauf unterm 20ten v. und 2ten dieſes Monaths eingekommen, und da ſolchem nach die Acten geſchloſſen ſind, ſo ermanglen gehorſamſt Unterzogene nicht, ſich befolener Maaßen über den ganzen Gegenſtand berichtlich und gutächtlich unterthänigſt zu äußern.

Der Profeſſor Elben als Redacteur des Schwäbiſchen Merkurs hat, wie er verſichert, den Vorderſaz des Artikels von Raſtadt in Nro. 30 des Merkurs, aus der neuſten WeltKunde, als einer ihm unverdächtig ſcheinenden Quelle entlehnt, und ſchiebt deßwegen die Reſponſabilität für die Wahrheit der darin enthaltenen ThatSache auf dieſen ſeinen Gewährsmann zurück. In Rückſicht auf den Nachſaz des Artikels, von dem Nachdenken, welches die im Vorderſaz erzehlte Oeſterreichiſche Abſtimmung in Zuſammenhaltung mit einem dort gleichfalls erzehlten Schritt des Bayeriſchen Hofs erregt haben ſoll, entſchuldigt Elben ſich mit der Eile, in der er, durch die Umſtände gedrungen, den ganzen Artikel in ſein Blatt einzurücken genöthigt geweſen, und bey der ihm die ſo hart gerügte Schlußbemerkung deſſelben entſchlüpft ſeye. Betreffend ferner den Artikel aus Lemberg, welcher den Gegenſtand der Klage des Ruſſiſchen Geſandten ausmacht, beweißt Elben durch Beilegung eines Exemplars von der Mannheimer Zeitung, daß derſelbe aus gedachtem öffentlichen Blatt entlehnt worden iſt, und führt noch ferner an, daß er ſämmtliche Stellen in ſeinen Blättern, welche zu gegenwärtigen Klagen Anlas gegeben, noch ehe ihm ſeine Verantwortung darüber abgefordert worden, in dem beigelegten Nro 39. ſeiner Zeitung wiederrufen und dadurch ſeinen Fehler, ſo weit es noch in ſeiner Macht geſtanden ſeye, wieder gut zu machen geſucht habe, auch um ſo mehr gnädigſte Nachſicht und Verzeihung deſſelben zu erhalten hoffe, als ein ZeitungsSchreiber ſelbſt bey aller Vorſicht gar zu leicht hin und wieder anſtoßen, und er Elben nicht nur an unzälbaren Beiſpielen zeigen könne, daß er nie ohne Prüfung und Milderung allzuſtark geſezter Stellen, Artikel aus fremden öffentlichen Blättern in ſeine Zeitung aufnehme, ſondern ſich auch in Zukunft durch Verdoppelung ſeiner Behutſamkeit, der ihm dieſes Mal angedeihenden Nachſicht würdig zu machen ſuchen werde.

Der Cenſor führt in Rückſicht auf die Klage des Kayſerlichen Geſandten ebenfalls an, daß der Vorderſaz des in Frage ſtehenden Artikels nicht allein aus der neueſten WeltKunde entlehnt, ſondern auch in den ReichsFriedensDeputationsProtokollen bey der 25ten Sizung vom 14. Febr. wirklich enthalten geweſen, und er ihn ſolchem nach allerdings für wahr halten müſſen. Daß aber der ganz im Allgemeinen gefaßte Nachſaz, der ein auf den Vorderſaz gegründetes Reſultat geweſen, gegen die Abſicht des Verfaſſers und Cenſors ſo übel ausgelegt werden würde, das ſeye ihm nicht eingefallen, und er habe denſelben deßwegen in der vollen Ueberzeugung, daß der Verfaſſer gar keinen böſen Gedanken dabei gehabt habe, ſtehen laſſen, welches aber freylich nicht geſchehen wäre, wenn er jenen Erfolg vorausgeſehen hätte.

Die Paſſirung des von dem Rußiſchen Geſandten als falſch angefochtenen Artikels entſchuldigt gedachter Cenſor damit, daß ſolcher ein bloſes an ſich nicht unwahrſcheinliches Factum enthalten, und ein Cenſor für die hiſtoriſche Wahrheit der ZeitungsStellen nicht zu ſtehen habe.

Was ſofort ferner die Verantwortung des Verlegers und Redacteurs der neueſten Welt-Kunde betrifft, ſo gehet ſolche dahin: daß die in den angefochtenen Artikeln enthaltene Nachrichten, zwar aus Quellen gefloſſen ſeyen, welche ſie für ächt gehalten hätten, daß hingegen bey wiederholtem Leſen gedachter Stellen, von ihnen ſelbſt nicht in Abrede geſtellt werden könne, daß die Faſſung derſelben Tadel verdiene, daß ſie ſich aber ſchmeichelten, Euer Herzogl. Durchlaucht würden ihnen ihr Verſehen deſto eher gnädigſt verzeihen, als es beym Beginnen eines ſolchen Inſtituts ſo ſchwer ſeye, unter den drückenden Geſchäften, die es erfordere, die nöthige Zeit zu finden, welche zu einer ſorgfältigen Prüfung gehöre, und daß ſie ſich deſto mehr beeifern würden, in der Folge jeden ähnlichen Anlas zu dergleichen Beſchwerden zu vermeiden. Sie fügen ſogar noch bey, daß ſie wünſchten von den klagenden Geſandtſchaften diejenige Winke zu erhalten, durch deren Befolgung ſie verſichert ſeyn könnten, nie zu gleichen Klagen Urſache zu geben.

Wenn ſich nun gehorſamſt Unterzogene über dieſe Angelegenheit gutächtlich äuſſern ſollen: So befinden ſich allerdings die Verfaſſer beider in Frage ſtehenden Zeitungen darin in gleichem Fall, daß ſie beide durch Einrückung der Artikel, welche zu den Klagen der Geſandten Anlas gegeben, gegen die Reglen der erforderlichen Klugheit und ſchuldigen Vorſicht angeſtoßen haben. Zwar dörften beide wegen des Artikels, der die Abſtimmung der Oeſterreichiſchen Geſandtſchaft auf dem FriedensKongreß zu Raſtadt betrifft, keine Rüge verdienen, weil ſie dieſe Thatſachen, die kein inneres Gepräge von Unwahrſcheinlichkeit an ſich trugen, aus dem ReichsFriedensDeputationsProtokoll, mithin aus einer Quelle ſchöpften, die ihnen nicht anders als unverdächtig ſcheinen konnte.

Ebenſo wenig möchte auch die Aufnahme der das Condé'ſche Korps betreffenden Stelle in der Nr. 32. des Schwäbiſchen Merkurs, dem Verfaſſer zu einem gegründeten Vorwurf gereichen, da er dieſes gleichfalls an ſich nicht unwahrſcheinliche Factum mit einem andern öffentlichen Blatt aufnahme, es ſeinen Leſern als eine Sage vorlegte, und einem ZeitungsSchreiber nicht wohl zugemuthet werden kann, jeden ſeiner Artikel ſo zu wählen, daß in keinem derſelben etwas vorkomme, deſſen Mittheilung irgend Jemand von dem großen Publikum, für das er ſchreibt, oder das wenigſtens ſeine Zeitung lieſt, mißfällig ſeyn könnte.

Deſto unläugbarer aber iſt es dagegen, daß der in Nr. 30. des Schwäbiſchen Merkurs, der Nachricht von der Oeſterreichiſchen Abſtimmung zu Raſtadt beigefügte Nachſaz, ſowie die Artikel in den Nris. 62. und 64. der neueſten WeltKunde, über welche geklagt worden iſt, nach den vorhandenen CenſurVerordnungen vom Jahr 1791 und vom vorigen Jahr wirklich Tadel verdienen.

Der erſte ſtellt die im Vorderſaz erzehlte gleichzeitige Schritte der Höfe zu Wien und München auf eine Art zuſammen, die dem Leſer das Betragen des erſtern in einem etwas nachtheiligen Lichte zeigt.

Der zweite der erwähnten Artikeln, nehmlich die in Nr. 62. der WeltKunde unter der Rubrik. Frankreich und der Nord, vorkommende Stelle enthält mehrere einzelne Ausdrücke, Urtheile und Parallelen, die mit nicht genugſamer Vorſicht in einen Blatt hingelegt ſind, das für ein höchſt ausgebreitetes und in Hinſicht auf intellectuelle ſowol als auf moraliſche Bildung höchſt verſchiedenartiges Publicum Lecture iſt.

Endlich:

Der dritte angefochtene Artikel, nehmlich das dem Nr. 64. der WeltKunde eingerückte Schreiben von Rom vom 7. Febr. konnte allerdings bei einem Theil der Katholiken eine unangenehme Senſation erregen, und die Mittheilung derſelben durch eine zur öffentlichen Lecture beſtimmte Zeitung hätte daher (geſezt auch, daß, wie gehorſamſt Unterzogene wohl glauben, das Schreiben ganz authentiſch, und die darinn erzehlte ThatSachen buchſtäblich wahr ſeyn ſollten) ſchon um deßwillen, noch mehr aber darum unterbleiben ſollen, da der, ſelbſt unter den gemeinſten Volksklaſſen, herrſchend gewordene Genius unſeres ZeitAlters ſo leicht von einem Extrem zum andern überſpringt, und die Beſorgniß, den Hang zu Unglauben und Irreligioſität, der ohnehin ſchon ziemlich allgemein zu werden anfängt, noch mehr zu verbreiten, jeden Schriftſteller, deſſen Producte für ein groſes und gemiſchtes Publikum beſtimmt ſind, äuſerſt ſchüchtern und behutſam in der Erzehlung ſolcher ThatSachen machen ſollte, die zwar eigentlich nur einen abergläubiſchen Mißbrauch religiöſer Ideen und Gefühle darſtellen, aber für manches Auge nur gar zu leicht einen gefährlichen Schein von Lächerlichkeit auf die Religion ſelbſt zurückwerfen.

Wie nun dieſer ganzen Ausführung nach, die Verfaſſer des Schwäbiſchen Merkurs und der neueſten WeltKunde in Hinſicht auf ihr Verfehlen ſich beinahe in gleichem Fall befinden, ſo ſind ſie es auch bereits angezeigtermaßen in Rückſicht ihrer Aufrichtigkeit im Bekennen deſſelben, in Rückſicht der darüber bezeugten Reue, und in Rückſicht ihres, durch ein feierliches Verſprechen erklärten ernſtlichen Vorſazes, ſich künftig mit verdoppelter Behutſamkeit für jedem ähnlichen Verſehen zu hüten.

Endlich kommt ihnen beiden auch, die, bey der Würdigung eines von einem ZeitungsSchreiber gegen die Vorſicht begangenen Fehlers, billig nicht ganz zu überſehende Betrachtung zu ſtatten, daß dieſe Claſſe von Schriftſteller ſehr oft durch den Drang des Augenblicks in die Nothwendigkeit geſezt wird, ihre Producte mit einer Eile zu vollenden, die nicht erlaubt, denenſelben diejenige Feile zu geben und mit derjenigen alles prüfenden, ſichtenden und abwägenden Behutſamkeit zu Werk zu gehen, welche man mit vollem Rechte von einem VolksSchriftſteller fordert, von welchem es abhieng, ſein Werk weniger eilfertig hinzuwerfen.

So ähnlich ſich aber nun auch die Lage dieſer beiden Journaliſten in den bißher angezeigten Beziehungen iſt, ſo verſchieden wird ſie es dadurch, daß der erſte der Cenſur unterworfen, der leztere aber, durch eine beſondere gnädigſte Begünſtigung, bißher von derſelben frey geweſen iſt, und dieſe Verſchiedenheit macht es nothwendig, die nun entſtehende Frage: wie ihr begangener Fehler anzuſehen, und was in Rückſicht deſſelben zu verfügen ſeye? für jeden beſonders zu erörtern.

So viel demnach:

1) den Profeſſor Elben anbetrifft, ſo iſt, wie oben geſagt, kein Blatt der Cenſur

unterworfen, und er dahero nach der neueſten Verordnung in CenſurSachen, nur für die erzehlte That-Sachen, der Cenſor hingegen für alle in der Zeitung gefällte Urtheile verantwortlich.

Da nun der Elbe das Factum unentſtellt aus andern Zeitungen in ſein Blatt eingerückt hat, auch die Beſchwerde des Kayſerlichen Geſandten nicht ſowol ein Factum als vielmehr die unkluge Zuſammenſtellung des Oeſterreichiſchen und Bayeriſchen Verfahrens betraf; So wußten gehorſamſt Unterzogene ihm keine eigentliche Verſchuldung aufzubürden. Inzwiſchen hat jedoch derſelbe hierunter gegen die nöthige Klugheit gefehlt, und dieſen Fehler auch ſelbſten anerkannt, auch durch Widerruf der anſtößigen Artikel in ſeiner Zeitung, ſo viel es möglich ware, wieder gut zu machen geſucht.

Gehorſamſt Unterzogene beglaubigen ſich dahero, daß dem Profeſſor Elben durch das hieſige Stadt-Ober-Amt vi **Commissionis** zu erkennen zu geben ſeyn dörfte:

in Zukunft alle Behutſamkeit bei der Wahl und dem Ton ſeiner Artikel anzuwenden, um dadurch allen fernern Klagen vorzubeugen.

Betreffend aber:

2) den Cenſor der Elbeniſchen Zeitung RegierungsRath und GeheimenSecretarium Fromann, ſo ergibt ſich aus ſeiner obenangeführten Erklärung, daß er das Factum aus einem unrichtigen Geſichts-Punkt angeſehen und beurtheilt hat.

Es dörfte dahero demſelben durch ſeine ihm vorgeſezte Behörde zu erkennen zu geben ſeyn:

in Zukunft bei Cenſirung der Zeitungen mehrere Vorſicht und Aufmerkſamkeit anzuwenden und im Zweifelsfall bei der höhern Behörde anzufragen.

Belangend:

3) die Beſtimmung der gegen den Redacteur und Verleger der neueſten Welt-Kunde zu treffenden Verfügungen, und dabei zu vorderiſt die Beantwortung der gnädigſt vorgelegten Fragen:

ob dieſem Blatt nicht die bißher genoſſene CenſurFreiheit zu entziehen, oder daſſelbe gar zu verbieten ſeyn möchte?

So müſſen gehorſamſt Unterzogene vor allen Dingen auf den Innhalt derjenigen gnädigſten Reſolution v. 29. Dec. v. J. zurückgehen, durch welche Euer Herzogliche Durchlaucht die in Frage ſtehende CenſurFreiheit zu ertheilen gnädigſt geruhet haben.

Nach dieſer iſt es unläugbar, daß dieſelbe unter der ausdrücklichen Bedingung: daß gedachtes Blatt weder durch die darin erzehlte Facta noch durch die Art und den Ton ſeines Vortrags, jemals zu gegründeten Beſchwerden Anlaß geben würde, gegeben worden iſt, und daß Euer Herzogl. Durchlaucht ſich die gleichbaldige Zurücknahme des Privilegiums vorbehalten haben, wenn denjenigen gnädigſten Erwartungen nicht ganz entſprochen werde, durch welche Höchſtdieſelbe zu deſſen Ertheilung beſtimmt worden ſeyen.

Da nun gegenwärtig der Fall eintritt, daß dieſer Bedingung von Seiten des Redacteurs nicht, ſo wie es billig hätte geſchehen ſollen, nachgelebt, und dadurch eine Beſchwerdeführung veranlaßt worden iſt, die man nach dem, was gehorſamſt Unterzogene oben ausgeführt haben, nicht als ungegründet verwerfen kann; ſo fließt daraus wohl von ſelbſt die Folge, daß Euer Herzogliche Durchlaucht nach rechtlicher Strenge allerdings zur Zurücknahme des CenſurPrivilegiums befugt wären.

Allein gehorſamſt Unterzogene ſind eben ſo innig überzeugt, daß Höchſtdieſelbe eine ſolche Strenge im vorliegenden Fall mit den Ihnen eigenen gnädigen und landesväterlichen Geſinnungen nicht vereinbarlich finden werden. Gehorſamſt Unterzogene haben in ihrem, über das unterthänigſte Geſuch des Verlegers der WeltKunde, Hofgerichtsadvocaten und Buchhändler Cotta in Tübingen, um Befreyung des gedachten Blatts von der gewöhnlichen Cenſur, im December v. J. erſtatteten Gutachten, die in Frage ſtehende Unternehmung als eine ſolche, die in Rückſicht der Ehre ſowohl, als der pecuniäriſchen Vortheile, welche ſie Würtemberg bringen würde, die Landesherrliche Unterſtüzung verdiente, den Verleger Cotta aber als einen Mann geſchildert, der ſich durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen moraliſchen Character und ſeine glückliche für das Vaterland nüzliche Induſtrie, einer vorzüglichen, gnädigſten Protection würdig gemacht habe.

Sie haben zugleich gezeigt, daß das von ihm entworfene neue Inſtitut ohne die erbettene CenſurBefreiung wahrſcheinlich ganz ſcheitern würde.

Euer Herzogliche Durchlaucht haben auch gnädigſt geruhet, durch die Reſolution vom 29ten Dec. v. J. das Gewicht dieſer Betrachtungen zu erkennen, und dem Cotta durch gnädigſte Bewilligung ſeiner Bitte einen Beweiß der landesVäterlichen Huld gegeben, mit welcher Höchſtdieſelben diejenigen Unternehmungen begünſtigen, die dazu geeignet ſind, den Vortheil einzelner Unterthanen ohne Nachtheil für das Allgemeine Beſte oder ſogar zum Nuzen des Ganzen zu befördern.

Sollten ſich nun Euer Herzogliche Durchlaucht wohl entſchließen können, dieſes Inſtitut, das Höchſtdieſelbe ſelbſt ihres Beyfalls würdig fanden, und bei dem die Erwartungen, die man von ſeinem Werth in litterariſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Rückſicht hatte, ſo ſehr durch die noch immer wachſende Zahl der Abonnenten gerechtfertigt werden, nun ſchon ſo bald nach ſeiner Entſtehung um eines Fehlers ſeiner Redacteurs willen, zu vernichten, um eines Fehlers willen, der der erſte iſt, von ſeinen Urhebern aufrichtig eingeſtanden und bereuet wird, und den ſie künftig mit verdoppelter Vorſicht vermeiden zu wollen verſprechen.

Nein, gnädigſter Herr, eine ſolche Strenge contraſtirte zu ſehr mit HöchſtIhrer landesherrlichen Fürſorge für das Wohl und das beſſere Fortkommen Ihrer lieben und getreuen Unterthanen, mit derjenigen LandesVäterlichen Fürſorge, auf die ein Mann vorzügliche Anſprüche hat, der, wie Cotta, mit unermüdetem und glücklichem Fleiß zu ſeinem eigenen und eben dadurch auch zum Vortheil des Landes arbeitet, und der durch die Vernichtung einer ſoviel verſprechender Speculation als die ſeinige iſt, welche er durch den Verlag der neueſten WeltKunde unternommen hat, den empfindlichſten Schaden, vielleicht ſogar ſchon einen beträchtlichen poſitiven Verluſt erleiden würde.

Oder tritt nicht vielleicht eine andere Rückſicht ein, welche es zur Pflicht, oder wenigſtens räthlich machen könnte, der Stimme Ihres LandesVäterlichen Herzens im vorliegenden Fall gegen Ihre Neigung das Gehör zu verſagen? Der Kayſerliche Geſandte erwähnt in ſeiner zweiten Beſchwerde, der ReichsGeſeze in CenſurSachen, und ſcheint durch die Verbindung, in welcher ſolches geſchiehet, einen Wink geben zu wollen, daß die der WeltKunde ertheilte CenſurFreiheit nach ſeinem Dafürhalten, mit jenen ReichsGeſezen nicht wohl zu vereinbaren ſeyn dörfte.

Es wird dahero noch nöthig ſeyn, mit einigen Worten die Frage zu berühren:

> ob die Fortdauer eines Privilegiums, nicht etwa in der eben angezeigten Rückſicht zu Colliſionen und Conteſtationen Anlaß geben könnte, welche die Landesherren um ſo ſorgfältiger zu vermeiden ſuchen, je nachtheiliger ſie für ihre Territorial Rechte und ihre höchſte Autorität in ihren eigenen Ländern zu ſeyn pflegen.

Bei Erörterung dieſer Frage ſey es dieſem treugehorſamſten Collegio erlaubt, ſich Kürze halber auf dasjenige zu beziehen, was in dem im verwichenen Jahr in CenſurSachen erſtatteten HauptGutachten über das Verhältniß der Landesherrlichen Befugniſſe in CenſurSachen zu der Kayſerlicher Majeſtät gebührenden Oberſtrichterlichen Gewalt und Oberpoliceylichen Aufſicht im Reich, ſo wie zu den bereits vorliegenden ReichsGeſezen, mit mehrerem unterthänigſt ausgeführt iſt.

Aus dem dortigen Vortrag werden Euer Herzogliche Durchlaucht zu entnehmen geruhen, daß die Herzogliche Regierung in jenen ReichsGeſezen keinen hinlänglichen Grund zu finden glaubte, um auf eine Abänderung der in den Herzoglichen Landen zu der Zeit vorhandenen CenſurEinrichtung anzutragen, obſchon noch derſelben gegen den wörtlichen Sinn der ReichsGeſeze der Druck und Verkauf mancher nicht cenſirter Bücher und Schriften in den Herzoglichen Landen geduldet wurde.

Die Erfahrung hat es auch wirklich beſtätigt, daß der Kayſerliche Hof ſich nicht zur Herabſezung des Landesherrlichen Anſehens und der Landesherrlichen OberAufſicht ohne Unterſchied in die Einrichtung des CenſurWeſens in einzelnen Territorien mengt, ſondern nur dann in Gemäßheit der ReichsVerfaſſung Schritte thun zu dörfen glaubt, wenn entweder die ReichsGeſeze auf eine gar zu markirte und auffallende Art mit landesherrlichen in dieſe Materie einſchlagenden Verfügungen contraſtiren, oder hie und da aus einem Reichsſtändiſchen Territorio eine gar zu anſtößige Schrift ungerügt hervorgeht.

In Wirtemberg ſelbſt ſind daher ſchon viele uncenſirte Schriften herausgekommen, und ſogar eine Zeitung, die ehemalige Schubartiſche Chronik, genoß eine Zeit lang der CenſurFreiheit, ohne daß die Durchlauchtigſte Vorfahren Euer Herzoglichen Durchlaucht deßhalb mit einer fiscaliſchen Klage angefochten worden wären.

Gehorſamſt Unterzogene fand [illegible] deßwegen auch kein Bedenken, auf die gnädigſte Bewilligung des Cottaiſchen Geſuchs um die CenſurFreiheit für die neueſte WeltKunde unterthänigſt anzutragen, und dieſer Schritt hat Euer Herzoglichen Durchlaucht bisher von Seiten des Kayſerlichen Hofes noch nicht die mindeſte Unannehmlichkeit zugezogen.

In dieſer Hinſicht nun und in dem weitern Betracht, daß eines Theils die Art, wie die Verleger der WeltKunde ihre Geſchäfte treiben, die Cenſur, wo nicht unmöglich, doch äußerſt beſchwerlich macht, und andern Theils bey Aufhebung der CenſurFreiheit der D. Poſſelt leicht veranlaßt werden könnte, einen andern Ort zu Betreibung ſeiner Geſchäfte zu wählen, wodurch der durch dieſe Speculation dem Lande zugehende Nuzen entzogen, ohne daß dadurch die Abſicht des Kayſerlichen Geſandten erreicht werden würde, beglaubiget ſich gehorſamſt Unterzogene, daß Euer Herzogliche Durchlaucht Höchſt Selbſt nicht geneigt ſeyn werden, dem Cotta dieſes zur Exiſtenz ſeines Inſtituts weſentlich nothwendige Privilegium wegen eines erſten Mißbrauchs zu entziehen.

Es fragt ſich daher nur noch, auf welche andere Weiſe gleichwol der von ihm begangene Fehler zu ahnden ſeyn dörfte.

Ein Widerruf der anſtößigen Stellen ſcheint hier den Umſtänden nicht wohl angemeſſen zu ſeyn. Der Artikel, welcher die Oeſterreichiſche Abſtimmung in Raſtatt betrifft, iſt bereits durch den Verfaſſer des Schwäbiſchen Merkurs, welcher ihn aus der WeltKunde entlehnt hatte, widerrufen, und ein doppelter Widerruf deſſelben wäre nicht nur für die Belehrung des Publikums zwecklos, ſondern könnte ſogar vielleicht eine widrig-

Senſation erregen. Die in Nro. 62 unter der Rubrik: Frankreich und der Nord, aufgeſtellte Parallele iſt keines ſchicklichen Widerrufs, als welcher eigentlich nur in Rückſicht auf unrichtige ThatSachen oder injuriöſe Aeußerungen ſtattfindet, fähig, und der widrige Eindruck, den ſie hie und da gemacht haben mag, würde ohne Zweifel durch das Anſehen von Wichtigkeit und das höhere Intereſſe, welches die Stelle durch einen dem Verfaſſer obrigkeitlich auferlegten Widerruf in den Augen mancher Perſonen erhalten dörfte, weit eher verſtärkt als geſchwächt werden.

Eben dieſes würde wohl auch noch in einem höhern Grad in Rückſicht des Artikels in Nro. 61 der Fall ſeyn, welcher durch einen Widerruf nur in das Angedenken mancher Leſer, die ihn bereits vergeſſen haben, zurückgerufen werden und dadurch doppelt wircken würde.

So wenig gehorſamſt Unterzogene nun bey dieſen Betrachtungen darauf antragen möchten, daß den Redacteurs der WeltKunde ein Widerruf der als anſtößig gerügten Stellen ihres Blatts auferlegt würde, ſo ſehr tragen ſie auch Bedenken, nach der Geſtalt, welche ihre Verſchuldung bei den ihnen zu ſtatten kommenden bereits oben entwickelten EntſchuldigungsGründen hat, auf die Erkenntniß einer GeldStrafe gegen ſie ihren unterthänigſten Antrag zu richten. Vielmehr glauben ſie, daß der Sache ein vollkommenes Genüge geſchehen würde, wenn Euer Herzogliche Durchlaucht ihnen für dieſes mal durch das OberAmt Tübingen vi Commiſsionis zu erkennen geben ließen:

> wie man zwar gerechte Urſache hätte, ihre Unvorſichtigkeit, welcher ſie ſich, nach ihrer eigenen Ueberzeugung durch die Einrückung der Artikel in den Nris. 62 und 64 der neueſten WeltKunde, wordurch den beiden Kayſerlichen Geſandtſchaften Anlas zu Beſchwerden gegeben worden, ſchuldig gemacht hatten, ernſtlich zu rügen, daß man aber in Betracht der von ihnen bezeugten Reue und des geſchehenen Verſprechens, in Zukunft mit größerer Vorſicht zu Werck zu gehen, davon für dieſes Mal abſtehen; und von ihnen dagegen erwarten wolle, daß ſo, wie man diß Seit's den guten Fortgang ihres Inſtituts mit Vergnügen wahrnehme, man ſich auch zu ihnen um ſo gewieſer verſehe, daß ſie ihr Verſprechen genau erfüllen und dadurch allen ferneren Anlas zu Klagen gegen ſie verhindern würden, widrigenfalls man ſonſt nach Befund der Umſtände genöthigt ſeyn würde, die ihnen gegönnte CenſurBefreiung zurückzunehmen.

Sollten nun dieſe unterthänigſte Anträge den höchſten Beyfall Euer Herzoglichen Durchlaucht erhalten, ſo dörfte den klagenden Geſandten in einer GegenNota zu eröfnen ſeyn:

> wie Euer Herzogliche Durchlaucht ihre gegen die ZeitungsSchreiber Profeſſor Eiben und den Advokaten Cotta und D. Poſſelt erhobene Klagen unterſuchen und daraufhin bereits denſelben ſolche ernſtliche Weiſungen geben laſſen, daß HöchſtDieſelbe mit Zuverläſſigkeit davon erwarten zu können glauben, wie ſie für die Zukunft keinen Anlas zu Beſchwerden mehr haben dörften.
>
> Woferne aber wider Verhoffen dieſelbe aufs neue Urſache zu Klagen hätten: So würden Höchſtdieſelbe auf ihre weitere Vorſtellung nicht entſtehen, durch ſtrengere Masregeln dem Unfug Einhalt zu thun.

Es ſtehet aber alles ꝛc.

In Cons. Regim. d. 24. März 1798.

Bühler.

Kauffmann.

Mohl.

Praesentes
Illustr. Dn. Praeses

Dni:	Dni:
de Lühe, Ref. abs.	Kauffmann, Corref.
p. vot. script.	Haſelmeier.
de Bühler.	Bauer.
	Gſaber.
	Hepp.
	Reuß.
	Wächter.
	Schmidlin.
	Mohl.

Die an den Rand dieſes Gutachtens geſchriebene herzogliche Reſolution lautet:

> Unſers gnädigſten Herrn Herzogliche Durchlaucht haben dieſes Gutachten eingeſehen und genehmigen die unterthänigſten Anträge, beſonders auch darinn, daß den Beſchwerde führenden Geſandten von der nachdrücklichen Weiſung, welche den befragten Zeitungsſchreibern zu geben iſt in einer durch den Staats- und Conferenz-Ministre Grafen von Zeppelin zu erlaſſenden und von der Herzoglichen Regierung vorzulegenden Gegen-Note Eröfnung gemacht werde.
>
> Uebrigens haben Seine Herzogliche Durchlaucht dem Cenſor der Elbiſchen Zeitung einen ernſtlichen Verweiß ertheilen laſſen, und bemerken Höchſtdieſelbe zugleich, daß bey der erſten gegen die WeltKunde wieder vorkommenden Klage das dem Verleger dieſer Zeitung ertheilte Cenſur-Freyheits-Privilegium ohnfehlbar zurückgenommen werden wird. Decretum Stuttgart den 14. April 1798.
>
> Ex spec. Resol. Serm^{i} Domini Ducis
> von Uexküll.
> Hoffmann.

Dem Antrag der Regierung und der herzoglichen Reſolution entſprechend, wurde durch das Oberamt Tübingen auf commiſſariſchem Weg den Beklagten die Rüge und Verwarnung ertheilt und vom Staats- und Conferenzminiſter Grafen v. Zeppelin nachſtehende Gegennote an den öſterr. Geſandten Grafen v. Fugger erlaſſen.[1]

> „Auf die von des R. K. Hrn. Geſandten Grafen v. Fugger Excellenz unter dem 27. Febr. und 7. März d. J. erlaſſenen Noten, mittelſt welcher über verſchiedene Artikel des Schwäbiſchen Merkurs und der neueſten WeltKunde Beſchwerden geführt worden ſind, hat Unterzogener nachdem dieſe Angelegenheit auf dem geſetzlichen Wege erledigt iſt, die Ehre folgendes zu erwiedern.
>
> Sobald ihm die in Frage ſtehenden Noten zugekommen waren, beeilte er ſich, dieſelben Seines gnädigſten Herrn Herzoglicher Durchlaucht zu übergeben, und Höchſtdieſelben ermangelten nicht, ſie ſogleich den Behörden mit den nöthigen Befehlen zugehen zu laſſen.
>
> Noch ehe aber durch gedachte Behörden etwas darauf verfügt werden konnte, hatte ſchon der Verfaſſer des Schwäbiſchen Merkurs in dem zur ſchnelleren Einſicht hier beigeſchloſſenen 39ten Stück ſeiner Zeitung den in der Note gerügten

---

[1] Aus dem Concept.

Artikel widerrufen und dadurch den ihm zur Laſt gelegten Fehler, ſoviel noch in ſeinen Kräften ſtand, wieder gut zu machen geſucht.

Nichts deſto weniger aber ſind die Verfaſſer beider Blätter, ſowie der Cenſor des Schwäbiſchen Merkurs ihrer Unvorſichtigkeit halber zur Verantwortung gezogen und haben, ob ſie ſchon dieſelbe freimüthig eingeſtanden, manche nicht ganz verwerfliche Entſchuldigungen angeführt und verſprochen, ſich künftig mit verdoppelter Vorſicht vor ähnlichen Fehlern zu hüten, nicht nur einen Verweis, ſondern auch die nöthige (ernſtliche) Weiſung für die Zukunft erhalten.

Seine Herzogliche Durchlaucht haben hiedurch alles gethan, was Höchſtdieſelben nach den vorliegenden Umſtänden den Reichs- und Landesgeſetzen ſchuldig zu ſein geglaubt und zur Verhinderung jedes Mißbrauchs für die Zukunft zweckmäßig erachtet haben, werden auch in der Folge nichts unterlaſſen, um dem Mißbrauch der Preßfreiheit in den Herzogl. Landen kräftigſt zu ſteuern.

Indem nun Unterzogener ſich die Ehre giebt, des K. K. Geſandten Grafen v. Fugger Excellenz hievon die officielle Eröffnung zu machen, ergreift er zugleich dieſe Gelegenheit ꝛc. ꝛc.

Stuttg. den 1798.

Die Gegennote an den ruſſiſchen Geſandten Baron v. Maltitz iſt gleichlautend abgefaßt, mit Weglaſſung des dritten Abſatzes. Der vierte beginnt mit den Worten: „Es wurden ſofort die Verfaſſer“ ꝛc.

Aber ſchon drohte neues Unheil: der Fürſtbiſchof Wilderich von Speier hatte ſich durch Korreſpondenzen in der Neueſten Weltkunde Nr. 195 vom 14. und Nr. 200 vom 19. Juli 1798, die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den biſchöfl. ſpeieriſchen Landen betreffend, verletzt gefunden und am 6. Auguſt eine fulminante Beſchwerde beim Herzog von Würtemberg eingereicht. „Niemals — ſchreibt er im Eingang derſelben — würde Ich mich haben bewegen laſſen, die nach Ableben des vormaligen Hrn. Fürſtbiſchofs von Speier mir übertragene Fürſten-Würde zu übernehmen, wenn Ich nicht geglaubt hätte, den Glückſtand meiner Unterthanen befördern und dem allgemeinen Beſten deſto mehr nüzlich werden zu können: allein! auch das einzige Vergnügen, was Ich in der Erfüllung meiner Fürſtenpflicht zu finden wähnte, wird mir ſchon jezt durch Menſchen vergallet, die es ſich zum Geſchäfte machen, jede, ſelbſt die uneigennüzigſt-beſtgemeinte Regentenhandlung nicht nur verdienſtlos, ſondern auch gehäſſig — die Unterthanen aber mit ihrem Schickſal und ihrer vaterländiſchen Verfaſſung unzufrieden — und für ihre bekanntlich ſo äußerſt menſchenverderbliche Umwälzungsplane empfänglich zu machen. Unter dieſe Menſchenklaſſe gehören die in meinem — wie in allen übrigen Landen vorfindlichen — wegen unbefriedigter Privatleidenſchaft mißvergnügten Schwindelköpfe, die ſich nicht ſcheuen, feilen Schriftſtellern den Stoff zum öffentlichen Tadel meiner landesherrlichen Verfügungen in die Feder zu liefern, um mich nicht nur mit meinen Dikaſterien, ſondern auch, wenn es möglich wäre, mit meinen Unterthanen in Colliſionen zu ſetzen.“ Als Beweis deſſen werden die erwähnten Nummern der Neueſten Weltkunde vorgelegt und es der einſichtsvollen Beurtheilung des Herzogs anheimgegeben, „ob Ich bei einer ſolchen Darſtellung gleichgültig ſein kann, welche meine — wegen Aufhebung der Leibeigenſchaft gewiß beſtgemeinten Verfügungen in ein ſolch gehäſſiges Licht ſetzet, daß Ich des mir dafür gewordenen lauten Dankes meiner Unterthanen mich ſchämen müßte, wenn ſie aus ſo unlauteren Quellen, als mir da angedichtet werden, entſprungen wäre. Der Verfaſſer will nämlich Nr. 195 das Verdienſt der Veranlaſſung zur Aufhebung der Leibeigenſchaft meinem Kammerprocurator beimeſſen: allein! ſie war ſchon bei meiner Fürſtenwahl mit im Antrag und gleich bei meinem Regierungsantritte beſchloſſen. Er will ferner dieſe von meinen Unterthanen nie förmlich geforderte Freilaſſung als eine nicht blos durch Menſchlichkeit, ſondern auch durch die Umſtände gebotene Maasregel darſtellen; während dem meine Unterthanen mit ihrer vaterländiſchen Verfaſſung ſich ſtets zufrieden bezeigt und bei keiner Gelegenheit noch Geſinnungen verrathen haben, welche irgend noch eine außerordentliche Maasregel nöthig gemacht hätten. Er ſetzt am Schluß ſogar eine militäriſche Exekution gegen meine Bruchſaler Bürgerſchaft in Thätigkeit, da doch landkündiger Maaſen noch kein Mann militäriſcher Exekutions-Truppen gegen Bruchſal ausgerückt iſt ꝛc." Der Behauptung in Nr. 200, die biſchöfl. ſpeieriſchen Unterthanen müßten zwei Drittheile der Werktage auf der Frohnde zubringen, ſetzt er die „reichskündige" Thatſache entgegen, daß das Frohndweſen in keinem Land auf einem mäßigeren Fuß eingerichtet ſei, als eben in ſeinem Hochſtift ꝛc. Der Beſchwerdeführer erbittet ſich ſchließlich von des Herzogs ſtets bewährter Freundſchaft, er möchte den Verfaſſer der Neueſten Weltkunde ſchleunigſt und nachdruckſamſt anhalten, nicht nur den Einſender jener Nachrichten namhaft zu machen, „ſondern auch die desfalls an ihn gekommenen Briefe urſchriftlich auszuhändigen und ſolche demnächſt mir gefälligſt mitzutheilen, damit Ich in Stand geſetzt werde, den Urheber derenſelben als einen lügenhaften Verläumder nach Verdienſt zu züchtigen und den Folgen eines ſo frevelhaften Unternehmens mit dem erfoderlichen Nachdruk zu ſteuern." Der Fürſtbiſchof verſieht ſich im Voraus der ſchleunigen Gewährung ſeines „in der Billigkeit ſowohl als in unſern vaterländiſchen Geſetzen" begründeten Geſuchs um ſo eher, als der Herzog aus eigener Erfahrung gewiß überzeugt ſei, „welch unüberſehbare nachtheilige Folgen derlei ſchiefe und verläumderiſche Darſtellungen in Deutſchland ſchon geſtiftet haben — und von welcher Wichtigkeit es iſt, daß gutgeſinnte deutſche Fürſten vorzüglich in ſolchen Fällen im wechſelſeitigen Vertrauen einander unterſtützen, um ihr landesherrliches Anſehen aufrecht — und den ſo mächtig wirkenden Umwälzungstrieb in den gehörigen Schranken zu halten."

Der zur Verantwortung gezogene Verleger erklärte in ſeiner ſchriftlichen Eingabe an den Herzog vom 3. Sept., daß die Hauptmomente beider Artikel zum Theil aus den gedruckten Reſcripten des Fürſtbiſchofs von Speier, theils aus einem ſchriftlichen Aufſatz: „Ueber die Aufhebung der Leibeigenſchaft in dem Hochſtift Speier", entnommen ſeien, welcher nächſtens in Häberlins Staats-Archiv gedruckt erſcheinen werde und der Redaktion vor dem Abdruck mitgetheilt worden ſei. Da die daraus gezogenen Artikel theils auf angeführten Factis beruhen, theils die eigenen Worte jener Reſcripte ſelbſt ſeien, demnach keinerlei Gepräge der Unwahrheit an ſich getragen hätten, ſo ſei die Redaktion unſchuldig, erkläre ſich aber gerne bereit, einen Gegenartikel aufzunehmen „wodurch die Wahrheit berichtiget wird“.

Allein ehe noch die herzogliche Regierung in der Lage war, ſich über dieſe neue Unterſuchungsſache gutachtlich zu äußern, fiel von Wien aus der tödtliche Streich, der das Unternehmen nach noch nicht einjährigem Beſtand vernichten ſollte.

Aus Wien lief nachſtehender Bericht des Hofraths Borſch ein:

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr!

Auf das von der K. K. Böhmiſch-Oeſterreichiſchen Hofkanzlei bereits sub dato 31. Maji et praes. 9. Junii dieſes Jahrs an den Kaiſerlichen Reichshofrath erlaſſene bey letzterm erſt geſtern zum Vortrag gekommene Insinuatum in Freundſchaft wurden zur Unterdrückung der zu Tübingen unter dem Titel: Die neueſte Weltkunde erſcheinenden Zeitung verſchiedene Verfügungen und unter ſelbigen auch an Euer Herzoglichen Durchlaucht ex officio dasjenige Kaiſerliche Reſcript erkannt, deſſen Inhalt Höchſtdieſelbe vorläufig aus dem zweyten membro des hier ſubmiſſeſt beigeſchloſſenen Reichshofraths-Conclusi de hesterno zu erſehen gnädigſt geruhen werden.

Ich erſterbe in der tiefſten Devotion
Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſt treu gehorſamſter Hofrath und Reichshofrathsagent
Wien, den 14. Auguſt 1798. Borſch.

Die Nr. 2 des Reichshofrathsbeſchluſſes vom 13. Aug. lautet:

„Reſcribatur dem Herrn Herzog zu Würtemberg ex officio:

Da Kaiſerl. Majeſtät die zu Tübingen unter dem Titel: Die neueſte Weltkunde erſcheinende Zeitung fernerhin im Reiche nicht zulaſſen könnten, ſondern ſolche zu Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen verführeriſche Schriften gefährdet würden, zu unterdrücken nöthig fänden; So werde Ihme Herrn Herzogen hiemit befohlen, den Druck erſagter Zeitung ungeſäumt zu unterſagen, und, wie ſolches geſchehen, binnen 2 Monaten allergehorſamſt anzuzeigen.“

In Nr. 3 des reichshofräthlichen Concluſums wurde dem Fürſten v. Thurn und Taxis anbefohlen, unverzüglich die Verfügung zu treffen, daß die Neueſte Weltkunde von keinem Reichspoſtamt ferner angenommen, verſendet oder diſtribuirt werde.

Die reichshofräthliche Weiſung an den Herzog wurde dieſem am 27. Auguſt 1798 präſentirt, aber ſchon Tags zuvor war von ihm folgendes Dekret an die Herzogliche Regierung ergangen:

„Da unſer gnädigſter Herr Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigſt bewogen finden, der Herzoglichen Regierung aufzugeben, ſogleich per Expressum nach Tübingen die Verfügung zu erlaſſen, daß mit dem Druck der Zeitſchrift: die neueſte Weltkunde: ohne weiteres aufgehört — und zugleich dem Verleger, Buchhändler Cotta, der Verſchluß dieſer Zeitung in den Herzogl. Landen verboten werden ſoll: So wird ſolches der Herzogl. Regierung zu ſchleuniger Befolgung des Erforderlichen hiemit gnädigſt bekannt gemacht. Decretum Stuttgardt, den 26. Auguſt 1798.

Ex speciali Decreto Serenissimi Domini Ducis.
v. Uexküll. Hoffmann. vdt. Frommann.

In Gemäßheit dieſes Dekrets und auf den mündlichen Vortrag des Referenten im Geheimeraths-collegium reſolvirte der Herzog unter dem 28. Aug., das Erforderliche per Expreſſum an das herzogl. Oberamt Tübingen vi commissionis auszuſchreiben, und dieſes der herzogl. Regierung unter Anſchluß des inzwiſchen eingekommenen Berichts des Reichshofrathsagenten Boriſch vom 14. Aug. ſammt dem reichshofräthl. Protokollextrakt zur weiteren Verfügung zu erkennen zu geben.

Aber Cotta hatte von dem kaiſerlichen Beſchluſſe ebenfalls Nachricht bekommen und ſuchte den ihm drohenden Schlag zu pariren. Unter dem 28. Aug. 1798 richtete er **folgende Eingabe an den Herzog:**

Durchlauchtigſter Herzog.
Gnädigſter Herzog und Herr!

Tübingen 28. Auguſt 1798. Buchhändler Cotta bittet unterthänigſt ihn bei ſeinem Privilegium für den Druck der Weltkunde gnädigſt zu ſchützen, und legt in der Hinſicht weitere unterthänigſte Vorſchläge ſubmiſſeſt vor.

Durch meinen Correſpondenten in Wien habe ich die Nachricht erhalten, daß der Kaiſerliche Reichs-Hofrat ein **Mandatum prohibitorium** gegen den Druck der Weltkunde ergehen laſſen wird. Da ich nun durch ein ſolches Verbot in den beträchtlichſten Schaden geſezt und da dadurch das mir für die Weltkunde gnädigſt ertheilte Privilegium gekränkt würde, ſo flehe ich Euer Herzogliche Durchlaucht um gnädigſten landesherrlichen Schuz dagegen an.

Die Größe des Schadens, den ich dadurch an meinem Vermögen litte, können Euer Herzogliche Durchlaucht dadurch ermeſſen, daß ich nachfolgende Auslagen hätte, ohne den mindeſten Erſaz dafür erwarten zu können:

1) An 3 Gelehrte das noch rückſtändige Drittel des jährlichen Gehalts fl. 2000
2) An 4 Buchdrucker den täglichen Gehalt mit fl. 4. auf 4 Monate . „ 492
3) An 600 Exemplarien der Weltkunde, die ich durch den Buchhandel abſeze und wo ich dieſes Werk als ein Ganzes, den vollſtändigen Jahrgang, verrechnete, mithin bei der nur theilweiſe möglichen Lieferung das bereits Abgegebene wieder als unvollſtändig zurücknemen müßte à fl. 13. 30. . . . . „ 8100
4) An 1400 durch die Poſt-Aemter abgehenden Exemplarien das deficit bleibende Quartal à fl. 3. . . . . „ 4200
5) An Stafetten, fürs ganze Jahr accordirt, das Drittel . . . . . „ 600
6) An Correſpondenten, fürs ganze Jahr accordirt, das gleiche . . . „ 1833

Dieß ſind nur die Gegenſtände, die mir ſogleich beifallen, es werden noch mehrere ſeyn, die ein ſolches Verbot zu meinem Nachteil veranlaſſen würde, und die ich gegenwärtig ſo wenig zu berechnen im Stande bin, als ich das lucrum cessans anzugeben weiß, das zwar ſonſt nicht in Betracht käme, das aber doch bei einer Unternemung von der Art — wo die großen Auslagen, welche die Gründung deſſelben fodern, keinen gleichbaldigen Erſaz, ſondern dieſen erſt vom künftigen Gewinn erwarten laſſen — in Erwägung gezogen werden dörfte.

Dieſer außerordentliche Verluſt von mehr als fl. 17,000 läßt mich die gnädige

Gewährung meiner unterthänigſten Bitte um huldreichen Schuz gegen dieſe Kränkung meines Eigenthums um ſo mehr hoffen, als durch nachfolgende unterthänigſte Vorſchläge alle weiteren Anſtände beſeitiget werden dörften:

Ich erbiete mich nemlich ſtatt des bisherigen Titels der Weltkunde einen andern zu wählen und dabei zu erklären, daß fürs künftige die Redaction vom Dr. Poſſelt, gegen den vorzüglich jenes Reichshofrätliche mandatum prohibitorium veranlaßt worden zu ſeyn ſcheint, nicht mehr beſorgt werde. Zugleich würde ich beim kaiſerlichen Reichshofrat die wirkſamſten Mittel ergreiffen, damit dieſe neue Zeitung kein ähnliches Verbot zu befürchten hätte, für deren ſorgfältige Redaction ich aufs ſtrengſte wachen würde.

Ich erſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Cotta.

Schon am 29. Auguſt erſtattete die Regierung (Referent Reuß) folgenden Bericht über die Cotta'ſche Eingabe an den Herzog:

Durchlauchtigſter Herzog.
Gnädigſter Herzog und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht iſt gnädigſt gefällig geweſen, dieſem treugehorſamſten Collegio auf den durch den Referenten in Co. dem Herzogl. geheimen Rats-Collegio mündlich gemachten Vortrag: die Siſtirung des Drucks der neueſten Weltkunde betr. den höchſten Auftrag zu ertheilen, in Gemäßheit des s. d. 26. huj. ergangenen H. geheimen RatsDecrets per Expressum an das herzogl. Oberamt Tübingen vi commissionis den Befehl zu erlaſſen: daß mit dem Druck dieſer Zeitſchrift ohne weiters aufgehört — und dem Buchhändler Cotta der Verſchluß derſelben in den Herzogl. Landen verbotten werden ſolle.

Gehorſamſt Subſignirte ſind im Begriff geweſen, dieſen Befehl an das Herzogl. Oberamt Tübingen auszuſchreiben, als zu gleicher Zeit von dem Verleger der Zeitung Buchhändler Cotta in Tübingen die hier anliegende unterthänigſte Bittſchrift übergeben worden, worinn er eines theils unter Vorſtellung eines mit der augenblicklichen Siſtirung des Druks der Zeitſchrift ihm zugehenden außerordentlichen und ſpecifice angegebenen Schadens von 17,000 fl. um gnädigſten Schuz bei ſeinem Zeitungsprivilegium gebetten, andern theils aber Vorſchläge gemacht hat, wie er bei dieſem privilegio fernerhin ohne gegen die Reichshofräthlichen Verfügungen gerade anzuſtoßen, belaſſen werden könnte. Indem gehorſamſt Unterzogene dieſe Cottaiſche Bittſchrift vorzulegen und ſich auf den nähern Innhalt derſelben Kürze halber zu beziehen nicht ermanglen, fühlen ſie ſich zugleich durch die Wichtigkeit des Gegenſtands, und da es hiebei auf eine mit Würde zu faſſende Entſchließung und Behauptung der landesherrlichen Rechte, eben ſo ſehr als auf den Schuz der EigenthumsRechte eines herzoglichen Unterthanen ankommt, nach ihren obhabenden theuren Pflichten gedrungen, über die Art der Vollziehung des Höchſten Befehls, wobei ſich die Landesherrliche Rechte und Würde mit der höchſten Intention und den vorliegenden Verhältniſſen auf eine ſchikliche Art vereinigen laſſen würden, vor allen Dingen noch folgende unterthänigſte Bemerkungen zu höchſter Beurtheilung unterthänigſt vorzulegen.

Es iſt nehmlich Euer Herzoglichen Durchlaucht noch erinnerlich, daß vor einiger Zeit auch von Seiten des Hrn. FürſtBiſchoffs zu Speier Klage gegen das Poſſeltiſche

Tagblatt erhoben worden iſt, worüber die Verantwortung des Verlegers dermahlen noch ausſteht. Da nun ſchon wegen vorhergegangener Klagen des Römiſch Kaiſerlichen und Ruſſiſchen Geſandten, der Verleger bedroht worden iſt, daß man ihm bei der erſten Veranlaſſung das ertheilte Cenſur-Freiheitsprivilegium wieder entziehen würde, in dem gegenwärtigen Exhibito aber der Verleger ſelbſt den Vorſchlag macht, dem Poſſelt gegen welchen die Hauptbeſchwerde vorliegt, die Redaction der Zeitſchrift abzunehmen, und leztere ſelbſt unter einem ganz andern Titul herauszugeben, ſo ſcheint gehorſamſt Unterzogenen die höchſte Abſicht unter allen vorliegenden Verhältniſſen am ſchicklichſten und ohne allen Nachtheil für die hierunter verfangene herzogliche Rechte dadurch erreicht werden zu können, wenn Euer Herzogl. Durchlaucht ein Reſcript entweder an den academiſchen Senat, oder auch vi commissionis an das Herzogl. Oberamt Tübingen dahin zu erlaſſen geruhen würden:

Daß Höchſt Dieſelbe ſich wegen neuerlich gegen das Poſſeltiſche Tagblatt erhobener Beſchwerden bewogen finden, dem Verleger Cotta die fernere Herausgabe des Tagblatts zu unterſagen, ihm jedoch auf die von ihm eingelegte unterth. Vorſtellung aus gnäd. Bewegniß das ertheilte Zeitungsprivilegium nicht gänzlich zu entziehen gedenken, ſondern ihm zu ſeinem fernern Fortkommen die Herausgabe einer anderwärtigen Zeitſchrift jedoch nur unter der ausdrüklichen Bedingung gnädigſt geſtatten wollen, daß ſolche der Cenſur unterworffen — und dem Poſſelt die Redaction derſelben nicht mehr überlaſſen werde. Gehorſamſt Unterzogene beglaubigen ſich Euer Herzogliche Durchlaucht in dieſer Hinſicht noch auf den beſondern Umſtand aufmerkſam machen zu müſſen, daß ſie gleichwohl die von dem Verleger Cotta übernommene Entreprise auch in Staatswirthſchaftlicher Rückſicht genommen, für die Herzoglichen Lande von bedeutendem Vortheil halten und, wie ſchon aus der von dem Verleger vorgelegten Berechnung erhellt, auch dem Herzoglichen RegierungsCollegio aus andern datis nicht unbekannt iſt, dieſelbe den Herzoglichen Landen bisher einen baaren Geldzufluß von ppter 30/m fl. von außen jährlich verſchafft hat. Die augenblickliche Stockung dieſer Entreprise ohne all' andere Vergütung aber dieſen unternehmenden Kopf wo nicht wirklich ruiniren doch dergeſtalten in ſeinen Vermögensumſtänden zurückſezen dürfte, daß er zu fernern bedeutenden Handelsſpeculationen untüchtig gemacht werden könnte. So wie gehorſamſt Unterzogene der frohen Zuverſicht leben, daß Euer Herzogliche Durchlaucht dieſe unterth. gutachtliche Aeußerungen nach ihrem wahren Geſichtspunkt zu würdigen und nach Höchſt Dero Großmuth und Gerechtigkeitsliebe einem herzoglichen Unterthanen den Landesväterlichen Schuz, ſo weit es mit Höchſt Dero Regentenpflichten und den vorliegenden politiſchen Verhältniſſen vereinbarlich, zu entziehen, gnädigſt nicht gemeint ſein werden, ſo würde dieſe Einleitung der Sache wenn ſeiner Zeit das reichshofräthliche Mandat inſinuirt werden ſollte, den natürlichſten Anlaß geben, dem Kaiſerlichen ReichsHofrath zu erklären: daß Höchſt Dieſelbe ſich bereits zuvor entſchloſſen hätten, auf neuerlich eingekommene Klagen des Hr. Fürſtbiſchoff zu Speier, und da Poſſelt ſich die auf ältere Klagen ihm zugegangenen admonitorien und Ahndungen nicht hatte zur Warnung dienen laſſen, die fernere Herausgabe dieſes politiſchen Tagblatts unter der Poſſeltiſchen Redaction dem Verleger Buchhändler Cotta zu Tübingen zu unterſagen, und mithin eine nähere Aeußerung auf den Inhalt Reichshofratsreſcripts hinwegfalle.

Indem gehorſamſt Unterzogene dieſe unterthänigſten Anträge Euer Herzogl. Durchlaucht vorzulegen ſich beeilen, fügen ſie nur noch hinzu, daß der Verleger Cotta ſich in ſeinem Exhibito ſelbſt anheiſchig macht, die wirkſamſte Einleitung bei dem Kaiſerlichen

Reichshofrath zu treffen, daß in Anſehung der neu herauszugebenden Zeitung von daher keine weitern Schwierigkeiten zu erwarten ſeien, welches ihm um ſo mehr überlaſſen werden kann, als ihm ſelbſt am meiſten daran gelegen ſein muß, daß er zu ſeinem größten Schaden mit der Herausgabe ſeiner neuen Zeitſchrift nicht in neue Verlegenheit von diſer Seite her gerathen möge. Sich damit ꝛc. In conſ. reg. d. 29. Auguſt 1798.

Taubenheim.
Haſelmaier.
Reuß.

Praesentes:
Ill. Dns. Praeses.
Dni Haſelmaier.
Heyd.
Reuß. Ref.
Feuerlein.
Schmidlin.
Mohl.

Die herzogliche Reſolution auf dieſen Bericht lautet:

„Unſeres Gnädigſten Herrn Herzogliche Durchlaucht haben dieſes unterthänigſte Anbringen eingeſehen, und geben darauf der Herzoglichen Regierung wiederholt den Auftrag, ohne weiteres den Druck der neueſten Weltkunde durch ein vi commissionis an das Oberamt Tübingen zu erlaſſendes Reſcript zu unterſagen. Will ſodann nachher der Buchhändler Cotta zu Tübingen eine neue Zeitſchrift mit Unterwerfung unter die ordentliche Cenſur herausgeben, ſo werden Höchſtdieſelbe, wenn Cotta um die disfallſige Erlaubniß unterthänigſt ſuppliciren wird, nicht entſtehen, ihm hiezu die gnädigſte Conceſſion zu ertheilen. Jedoch ſoll dabei des Poſſelt's gar keine Erwähnung geſchehen, indem Cotta allein für den Gebrauch des zu erhaltenden Privilegii verantwortlich gemacht werden ſoll und der Nahme des Redacteur der Zeitſchrift nichts zur Sache thut und mithin Serenissimo völlig unbekannt bleiben kann. Uebrigens wollen Seine Herzogliche Durchlaucht wegen Beantwortung des Schreibens vom Herrn Fürſtbiſchoff zu Speyer, ſowie des ſeiner Zeit einkommenden Kaiſerl. Mandats die disfallſige Regierungsräthliche Vorſchläge gnädigſt approbirt haben. Decretum Stuttgardt, den 1. September 1798.

Ex ſpec. reſol. S^{mi} D^{ni} Ducis
von Uxküll.
Fiſcher.

Unter dem 1. Sept. ergieng denn an das herzogl. Oberamt Tübingen durch herzogl. Reſcript der Befehl, dem Buchhändler Cotta zu Tübingen den Druck und Verſchluß ſeiner Zeitung in den herzogl. Landen zu verbieten. Ein Poſtſcript an das herzogl. Oberamt Tübingen von ſelbem Datum verfügt:

„Auch lieber Getreuer
habt Ihr auf eine von dem Buchhändler Cotta s. d. 28. v. M. bei uns eingereichte Supplic denſelben vi commiſſionis zu beſcheiden: daß wenn er eine neue Zeitſchrift mit Unterwerffung unter die cenſur herauszugeben willens ſei, wir, wenn er um dißfallſige Erlaubniß ſuppliciren werde, nicht entſtehen würden, ihm hiezu die gnädigſte Conceſſion zu ertheilen; Wo übrigens derſelbe für den Gebrauch des privilegii, — da Wir von der redaction der Zeitung keine Notiz zu nehmen gedenken — ganz allein verantwortlich iſt.“

Am 4. Sept. richtete Cotta folgende weitere Eingabe an den Herzog:

Durchlauchtigſter Herzog.

Gnädigſter Herzog und Herr!

Die große Verlegenheit, in der ich mich wegen der mit Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigſten Erlaubniß biſher herausgegebenen ZeitSchrift, die Weltkunde betittelt, befinde veranlaßte mich heute eine Reiſe nach Stuttgart zu machen, um nähere Erläuterungen über das Schickſal dieſes für mich ſo wichtigen Inſtituts einzuholen. Zu meiner nicht geringen Beſtürzung vernam ich hier nun, daß Höchſtdieſelbe dieſe Zeitſchrift verboten hätten und daß deßhalben die erforderlichen Befehle an die mir vorgeſezte Obrigkeit hienächſt abgehen werden.

Gnädigſter Herzog und Herr! ich bin ein Mann, der mit keinem Vermögen einen Handel angefangen und mit der höchſten Anſtrengung mir endlich durch das Inſtitut der Weltkunde ein Erwerbungsmittel verſchaft habe, das mir nach 10 ſchweren arbeitsvollen Jahren eine ſchöne Zukunft verſprach und das dabei in dem Lande eine Summe von mehr als 30,000 fl. jährlich in Umlauf brachte, die größtentheils aus dem Ausland hereinkam und das, einmal aufgehoben oder nur aufgeſchoben, ſehr ſchwer wieder hergeſtellt werden könnte. Durch dieſes Verbot müßte ich nun auf einmal nicht nur einen wichtigen Erwerbzweig miſſen, ſondern ich würde dadurch auch noch in einen Schaden verſezt, der ſich auf wenigſtens 17,000 fl. belaufen dürfte. In dieſer Lage wage ich es mich an die Gnade und Gerechtigkeitsliebe Euer Herzoglichen Durchlaucht zutrauensvoll mit der ſubmiſſeſten Bitte zu wenden, daß es Höchſtdenſelben gefällig ſeyn möchte, mir als einigen Erſaz für den großen durch jenes Verbot mir zugehenden Verluſt die Erlaubniß, eine ZeitSchrift unter dem Titel: Allgemeine Zeitung — in Stuttgart unter Cenſur herausgeben zu dörfen, gnädigſt zu ertheilen. Auf dieſe Art, da dieſe Zeitung in Höchſtdero Reſidenz und unter der daſelbſt aufgeſtellten Cenſur gedrukt würde, dörfte ich mir einerſeits mit der Hofnung ſchmeicheln, daß dieſelbe, welches mein erſter Wunſch iſt, ganz in dem Geiſt geſchrieben würde, wodurch dieſe ZeitSchrift Höchſtdero Zufriedenheit erhielte, andrerſeits könte ich aber in Stuttgart allein auch nur hoffen, dies Inſtitut unter Cenſur fortſezen zu können, da in Tübingen zwiſchen der Ankunft und Abgang der Poſt nur 10 Stunden für die Verfaſſung und Druk der Zeitung übrig bleiben und dann die Cenſur in die Mitternachtsſtunden fallen würde — zwei Umſtände, die nach meiner biſherigen Erfahrung vom Gang ſolcher Geſchäfte in Tübingen unbeſiegbare Hinderniſſe dieſer Sache in Weg legen würden.

Auf den Fall wie ich mir ſchmeichle, daß dieſe unterthänigſte Bitte von Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigſt gewärt werden ſollte, würde ich alsdann dieſes Zeitungs-Inſtitut unter meiner Reſponſabilität und Aufſicht hier in Stuttgart etabliren und zu dieſem Ende mich aufs öfterſte von Tübingen hieherbegeben, damit dieſe Zeitung immerhin mit der größten Sorgfalt redigirt würde. Die mir dadurch verurſachte doppelte Koſten würde ich gerne tragen, weil ich allein durch die gnädigſte Erfüllung dieſer unterthänigen Bitte die Hofnung haben kann, meinen großen Schaden einigermaßen erſezt zu ſehen.

Ich erſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Euer Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigſter
Cotta,
Hofgerichts-Advocat und Buchhändler

Stuttgart, den 4. Sept. 1798.

Der Herzog bemerkte eigenhändig mit Bleiſtift an die Spitze dieſer Bittſchrift: „an die Reg.: Ser. wollen dem Cotta das Privil. zu Stuttg. eine Zeitung ſub tit. Allgemeine Zeitung jedoch der Cenſur unterworffen zu drucken gnädigſt erlauben. F.", in Folge deſſen der Supplik folgende **Marginal-Reſolution** beigefügt wurde:

> Sereniſſimus wollen hierauf dem Buchhändler Cotta zu Tübingen das nachgeſuchte Privilegium, eine Zeitſchrift unter dem Titel: **Allgemeine Zeitung**; in Stuttgart, jedoch der Cenſur unterworfen, herausgeben zu dürfen, gnädigſt ertheilt haben; Wonach die herzogliche Regierung das Weitere zu verfügen hat. Decr. **Ludwigsburg**, den 5. September 1798.
>
> **Friderich.**
>
> Lang.
> Bellnagel.

Demgemäß wurde nun durch ein herzogl. Reſcript ans Oberamt Tübingen vom 6. Sept. dem Buchhändler Cotta mitgetheilt, daß ihm der Herzog in ſeinem Geſuch gern willfahrt und ihm die Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitſchrift unter dem Titel „Allgemeine Zeitung" in Stuttgart unter den angezeigten Beſtimmungen ertheilt habe, ſowie daß die Cenſur dem Cenſuramt in Stuttgardt übertragen worden ſei. Anderſeits wurde vom Herzog am 17. Sept. durch den Reichshofrathsagenten Borſch dem Reichshofrath die Anzeige der Befolgung des kaiſerl. Reſcripts vom 13. Aug. erſtattet.

Am 20. Oktober traf in Stuttgart mit nachſtehendem **Bericht des Reichshofrathsagenten Borſch** an den Herzog das Privilegium für die Allgemeine Zeitung ein:

> Durchlauchtigſter Herzog,
> Gnädigſter Herzog und Herr!
>
> Der Hofgerichts-Advokat und Buchhändler Cotta hat für die nach Aufhebung der neueſten Weltkunde in ſeinem Verlag herausgegebene Allgemeine Zeitung ein Kaiſerliches Privilegium unterm 5. dieſes Monats bey höchſtpreißlichem Reichshofrath nachgeſucht und vorgeſtern bewilligt erhalten.
>
> Das darüber ergangene Conclusum lege Euer Herzoglichen Durchlaucht ich in dem abſchriftlichen Beyſchluſſe ſubmiſſeſt zu Füßen, und erſterbe in der Ehrfurchtsvollſten Submiſſion
>
> Euer Herzoglichen Durchlaucht
> unterthänigſt treugehorſamſter Hofrath und Reichshofrathsagent
> Wien, den 10. October 1798. **Borſch.**
>
> „Copia. Lunae 8 Octobris 1798.
>
> Allgemeine Zeitung puncto Privilegii impreſſorii ſive des Buchhändlers Cotta in Tübingen imploratiſcher Anwalt Borſch, Subpraes. 5. mensis curr: überreicht allerunterthänigſte Bitte: pro clementiſſime impertiendo Privilegio impreſſorio ad decem annos.
>
> Acceptata cautione de exhibendis consuetis octodecim exemplaribus, detur petitum Privilegium impreſſorium ad decem annos.
>
> v. **Hofmann.**"

Privilegium der Allgemeinen Zeitung.

Wir Franz der Zweite ꝛc. Bekennen öffentlich mit dieſem Briefe, und thun kund allermänniglich, daß Uns der herzoglich Würtembergiſche HofgerichtsAdvokat und Buchhändler Cotta in Unterthänigkeit zu vernehmen gegeben, was maſſen er eine Zeitung unter dem Titel: allgemeine Zeitung: öffentlich im Druck zu geben Willens ſeye, hierbey aber einen ihme ſchädlichen Nachdruck beſorge, zu deſſen Verhütung Uns derſelbe um Ertheilung Unſers Kayſerlichen Druck Privilegii allerunterthänigſt bitte. Wenn nun Wir mildeſt angeſehen, ſolche des Supplicanten demüthigſtziemliche Bitte, als haben Wir ihme Cotta, ſeinen Erben und Nachkommen die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun ſolches auch hiemit wiſſentlich in Kraft dieſes Briefes alſo und dergeſtalt, daß derſelbe, ſeine Erben und Nachkommen obbemelte allgemeine Zeitung unter jedesmaliger obrigkeitlicher Censur in offenen Druck auflegen, ausgehen, feilhaben, und verkaufen laſſen möge, auch ihme ſolche Niemand ohne ſeinen Wiſſen, oder Willen innerhalb zehen Jahren, von Dato dieſes Briefes anzurechnen; im heiligen römiſchen Reich nachdrucken oder verkaufen, dahingegen er Cotta ſchuldig und gehalten ſeyn ſolle bey Verluſt dieſer Unſer Kayſerlichen Freyheit jedesmahlen die gewöhnlichen achtzehen Exemplarien zu Unſerm Kayſerlichen Reichshofrath einzuſenden. Dieſemnach gebieten Wir allen und jeden Unſern und des Reichs Unterthanen, und Getreuen, inſonderheit aber allen Buch- und Zeitungsdruckern, derſelben Verführern, und Verkäufern bey Vermeidung einer Strafe von Fünf Mark löthigen Goldes, die ein jeder, ſo oft er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unſere Kayſerliche Kammer, und den andern halben Theil oftbeſagtem Cotta, oder ſeinen Erben und Nachkommen unnachläſſig zu bezahlen verfallen ſeyn ſolle, hiemit ernſtlich und wollen, daß weder ihr, noch einiger aus euch ſelbſt, oder jemand von euertwegen obangeregte Zeitung, unter dem Titel: Allgemeine Zeitung: unter keinerley Vorwand und Titel innerhalb der obbeſtimmten Zehen Jahren nachdrucket, diſtrahiret, feilhabet, umtraget, oder verkaufet, oder anderen zu thun geſtattet, in keinerley Weiſe noch Weege, alles bey Vermeidung Unſer Kayſerlichen Ungnade, und obgedachter Strafe, wobey jedoch er Cotta, ſeine Erben und Nachkommen gehalten ſeyn ſollen, dahin zu ſehen, auch fleiſſige Obſicht zu haben, daß ſothaner Zeitung nichts eingerücket werde, was Unſer Kayſerlichen Hoheit, und den Reichs Constitutionen auf einige Art und Weiſe verkleinerlich, oder nachtheilig ſeyn könn. Mit Urkund dieſes Briefs beſiegelt mit Unſerm Kaiſerlichen aufgedruckten Secret Inſiegel, der gegeben iſt zu Wien den achten Oktober im Jahre Siebenzehenhundert acht und neunzig, Unſerer Reiche des Römiſchen, wie auch des Hungariſch und Böhmiſchen im Siebenten.

Franz II. (L. S.)

vd. F. zu Colloredo Mannsfeld

Ad Mandatum Sacr. Caes. Majestatis proprium

Jg. v. Hofmann

Am 8. September 1798 war Nummer 251, die letzte Nummer, der in Tübingen gedruckten Neueſten Weltkunde ausgegeben worden, am Sonntag, 9. September 1798 erſchien, in Stuttgart gedruckt, das erſte Blatt der Allgemeinen Zeitung. Die Umwandlung aus dem cenſurfreien Journal in das der Cenſur unterworfene vollzog ſich ohne irgend eine Bemerkung in demſelben. An der Spitze des neuen Blattes ſtand die aus einer britiſchen Feder gefloſſene Beſchreibung des Hafens von Alexandria, der neuerdings durch den Zug Napoleons nach Aegypten welthiſtoriſche Bedeutung erhalten hatte, — „einen Zug, wie ſeit dem großen Alexander keiner mehr geſchah.“ — Poſſelt war aus der Stelle eines Redakteurs in die eines ſtändigen Mitarbeiters zurückgetreten. In einem am 26. Sept. 1798 zwiſchen ihm und der Tübinger Verlagshandlung abgeſchloſſenen, von ihm in Karlsruhe unterzeichneten Vertrag verpflichtete er ſich, im Durchſchnitt monatlich Manuſcript zu 3 bis $3^1/_2$ Nummern, alſo jährlich 36 bis 42 Nummern zu liefern, wofür er monatlich 125 fl., alſo 1500 fl. jährlich erhielt. Eine Aufkündigung gegen Dr. Poſſelt ſollte nur dann ſtattfinden können, wenn derſelbe aufhören würde, das Manuſcript zu der jährlich feſtgeſetzten Zahl von Beiträgen zu liefern. Auch ſollte er fortwährend 8 Freiexemplare, darunter 3 auf Schreibpapier erhalten.

Die Allgemeine Zeitung blieb nun über ein Jahr unangefochten, obſchon auch noch, wenn ſchon nicht mehr ſo häufig wie früher, orientirende Artikel über politiſche Tagesfragen erſchienen. Gegen Behelligungen der Vertreter auswärtiger Mächte ſchützte die auferlegte Cenſur, und im Uebrigen erfreuten ſich der Verleger und ſein Blatt des Wohlwollens der württembergiſchen Regierung, das ſich den vorgefallenen Vexationen gegenüber ſchon ſo unzweideutig kundgegeben hatte. Da trat Cotta in dem zwiſchen dem Herzog und der Volksvertretung ausgebrochenen Streit auf die Seite der letzteren und übernahm die ihm vom landſchaftlichen engern Ausſchuß aufgetragene Sendung nach Paris. Am 9. Dezember 1799 war er aus Frankreich zurück, und ſchon am 10. traf ihn ein Machtſpruch ſeines beleidigten Fürſten. Ein *herzogliches Dekret* vom 10. Dezember 1799 beſagte:

> „Da Unſers gnädigſten Herrn Herzogliche Durchlaucht mit größter Indignation aus beiliegender Nummer 344 der allgemeinen Zeitung zu erſehen gehabt haben, wie durch Aufnahme irreſpectuoſer und hochſtrafbarer Aeußerungen anderer ZeitungsBlätter die den größten Höfen Europens ſchuldige Ehrfurcht aus den Augen geſezt worden, ſo verordnen Höchſtdieſelbe, daß der Verlag dieſer Zeitung von heute bis auf 8 Tage verbotten, und bei dem nächſt zu erſcheinenden Blatte dieſe landesherrliche Verfügung allen Leſern mit dem Zuſaze bekannt gemacht werden ſolle, daß man ſich künftighin vorſichtiger zu betragen angewieſen ſey.
>
> Es hat daher die H. Regierung hienach das Nöthige zu verfügen und wird derſelben zugleich ohnverhalten, daß der Cenſor dieſes Blatts dißfalls einen derben Verweis erhalten hat und auf beſtändig von allen CenſurGeſchäfften ausgeſchloſſen bleibt. Decretum Stuttgardt, d. 10. Decbr. 1799.
>
> Ex ſpeciali Decreto S^{mi} D^{ni} Ducis
> Mandelsloh.
> Lang.

Die Nr. 344 vom Dienſtag den 10. Dezember 1799, die dem Dekret beiliegt, enthält auf den erſten Anſchein nichts, was beſonders geeignet erſcheinen könnte, den Unwillen des Herzogs zu erregen. In dem Hauptartikel: „Miſcellen aus England“ wird über eine Karikatur berichtet, welche die neueſte Bilanz des Gewinnſtes und Verluſtes, den die mächtige Britannia erlebt, darſtellt, ſowie über ein anderes Spottbild auf den „Deſerteur (the Runaway) Bonaparte“; außerdem wird darin noch anzuführen, daß ſich die Oppoſitionsblätter ſehr heftig über die vermuthlichen geheimen Artikel bei der Convention zwiſchen Brune und dem Herzog von York ausſprechen, da man allgemein glaube, daß darin England noch eine beſondere Summe ſtatt der Flotte, die es herausgeben ſollte, zu bezahlen verſprochen hatte. Der Unwille ſei ſelbſt bei der Hofpartei ungemein groß. Möglich, daß dieſe Mittheilung für den Herzog, der im Sommer jenes Jahrs in Ludwigsburg mit dem engliſchen Miniſter Wikham verfaſſungswidrig einen Subſidienvertrag über die Aufſtellung eines beſonderen Truppenkorps abgeſchloſſen hatte, den äußern Vorwand zum Einſchreiten gegen die Allg. Ztg. gab. Denn die Korreſpondenz-Berichte enthalten faſt ausſchließlich unverfängliche Nachrichten über kriegeriſche Bewegungen und Truppenmärſche. Indeß glaube ich nicht zu irren, wenn ich in dem erſten Artikel des Tagesberichts unter Großbritannien jene Stelle vermuthe, welche, wenn auch nicht den oſtenſiblen Anlaß zu jener Strafmaßregel gegeben, ſo doch die Entrüſtung des Herzogs erregt hatte. Derſelbe lautet:

Man bemerkt, daß am 20. Nov., da der König im Theater von Coventgarden der Vorſtellung eines Schauſpiels: the Birth-day beiwohnte, eine Stelle, worin es heißt: „Wer ſich einem FriedensSchluß im Wege ſtellt, verdient nicht an den Segnungen theilzunehmen, die ein ſolcher mit ſich bringt", mit ſtürmiſchem Enthuſiasmus beklatſcht wurde; vor und nach dem Stük waren die bekannten loyalen Lieder: God save the King, und Rule Britannia, geſungen worden.

Vergegenwärtigt man ſich die damalige politiſche Lage, wie der Herzog den im Auguſt 1796 zwiſchen Frankreich und Württemberg abgeſchloſſenen Friedens- und Neutralitätsvertrag durch Anſchluß an die öſtreichiſche Politik und feindſelige Handlungen thatſächlich gebrochen und das Land in Folge der von den franzöſiſchen Armeebefehlshabern angedrohten Repreſſalien in die äußerſte Beängſtigung verſetzt hatte, ſo läßt ſich begreifen, wie jene angeblich im Coventgarden-Theater vorgetragene und ſtürmiſch beklatſchte Stelle den Zorn des Herzogs erregen und er darin eine tendenziöſe Mittheilung erblicken mußte. Bemerkenswerth iſt, daß das herzogliche Dekret von demſelben Tag datirt, an dem die anſtößige Nummer erſchien, und daß es erfolgte ohne Anhörung oder gutachtliche Aeußerung des Regierungscollegiums.

Demzufolge blieb die Allgemeine Zeitung acht Tage lang, vom 11. bis 18. Dezember ſuspendirt. Am letztgenannten Tag erſchien ſie wieder mit der Nr. 352, die folgende Erklärung enthielt:

„Der Aufenthalt in der Ausgabe der Allgemeinen Zeitung iſt durch ein Dekret des regierenden Herzogs von Wirtemberg H. D. veranlaßt, laut deſſen dieſelbe wegen Aufnahme irreſpektuöſer und höchſt ſtrafbarer Aeußerungen gegen die größten Höfe Europens aus andern ZeitungsBlättern in Nr. 344, auf acht Tage ſuſpendirt worden iſt. Dieſes wird auf höchſten Befehl hiemit bekannt gemacht, und zugleich die Verſicherung gegeben, daß in Zukunft auch der fernſte Anlaß zu einem ähnlichen Verbot mit eben der Sorgfalt vermieden werden wird, mit welcher man in der A. Z. bisher immer nach beſtem Wiſſen nur für ausgemacht zu haltende Fakta als ſolche anzuführen beſliſſen war; wie dann auch die obberührten Aeußerungen nur als Zeitungs-Sagen betrachtet und angeführt wurden. Stuttgart, den 18. Dec. 1799.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Damit die Leſer der A. Z. im Zuſammenhang der Zeitgeſchichte keine Unterbrechung leiden, wird vom 18. bis 23. Dec. mit jedem Blatte eine Beilage ausgegeben werden, welche die fortlaufende Nummer, von 348 an, führen wird."

Weniger gefährlich verlief ein anderer Sturm gegen die Allg. Ztg. Derſelben waren von Zeit zu Zeit Beilagen, in einem Vierteljahr durchſchnittlich 6, beigegeben, in welchen die deutſchen Buchhändler ihre neueſten Verlagsartikel anzeigten und in den auch jetzt noch üblichen angehängten, mehr oder weniger ausführlichen Inhaltsanzeigen anprieſen. In der Beilage 6, die mit dem Stück Nr. 82 vom 23. März 1800 ausgegeben wurde, fanden ſich unter andern Ankündigungen der Buchhandlungen von Haude und Spener in Berlin, Gebr. Gädike in Weimar, Becker in Gotha, Frommann in Jena, Hahn in Hannover, Wohler in Ulm, S. 23 auch folgende Bücheranzeigen, jedoch ohne Nennung einer Verlagshandlung:

Europens Götter im Fleiſch. Vom Verfaſſer der Miranda, Sauls des Dicken ꝛc. Zwey Bände mit ſatyr. Kupfern.

Der Gott der Lazzeroni, oder Rivoli's Schutzgeiſt auf der Flucht. Ein Seitenſtück zum Saul II. Mit ſatyr. Kupfern, 1800. 8°.

Kakodämon der Schreckliche, Panſalvins und Miranda's Donnerkeil; Schlußſtück zu Miranda und Panſalvin. Mit ſatyr. Kupfern, 1800. 8°.

Jeder dieſer Ankündigungen war eine ſchwülſtige Reclame angehängt; in der erſten war die Rede von einer „mit dem Jahrzehend der Freiheit ſo grell kontraſtirenden Verfolgung gegen den Verfaſſer wegen allzudeutlicher Enthüllung der Geheimniſſe zweier großen Höfe"; die zweite nahm für den Gott der Lazzaroni denſelben Beifall in Anſpruch wie für den „ſo günſtig aufgenommenen Verſuch: Saul der Dicke, König von Kanonenland", und in der dritten Reclame wird darauf aufmerkſam gemacht, daß der dem Orkus entſtiegene, als Menſch geborene, aber ſchon früh ſeine göttliche Natur verrathende ſchreckliche Gott Kakodämon nunmehr eine Dreieinigkeit herſtelle mit den Meteoren Miranda und Panſalvin, „die einſt in hellen Flammen am politiſchen Himmel hinloderten."

Hierwegen erging nun folgendes herzogliche Schreiben an das Geheime Rath-Collegium:

„Seine Herzogliche Durchlaucht haben aus der angeſchloſſenen Beilage Nr. 6 zu dem geſtrigen Stük der Allgemeinen Zeitung Nr. 82 mit eben ſo großer Verwunderung als gerechter Indignation zu erſehen gehabt, daß Bücher wovon der freche und für die größten Häupter Europens aufs höchſte beleidigende Inhalt nicht zu verkennen iſt, nicht nur annoncirt, ſondern auch der Innhalt angeprieſen und die Lecture davon auf eine einladende Art empfohlen wird. Je nachtheiliger das Licht iſt, in welchem die oberſte Polizey-Aufſicht in Wirtemberg durch die Vorausſezung, daß dergleichen ſchändliches Zeug tolerirt und ſelbſt begünſtiget werde, im Ausland erſcheinen muß, deſto mehr fanden Sich

> Höchſtdieſelbe veranlaßt, den Oberbibliothekar Hofrath Schott als CenſurBehörde darüber zu vernehmen. Derſelbe gab nun die Auskunft, daß zwar das Hauptblatt der Allgemeinen Zeitung regelmäßig cenſirt, hingegen die litterariſche Beilagen niemals zur Cenſur präſentirt, auch ſoviel er vernommen habe, nicht hier, ſondern in Tübingen gedrukt und nachher den hier cenſirten Hauptblättern beim Verſenden beigelegt werden. Seine Herzogliche Hoheit geben daher dem Herzoglichen GeheimenRathsCollegio andurch den Auftrag, dieſe gefliſſentliche und ſträfliche Umgehung der CenſurGeſetze genau unterſuchen zu laſſen, um den Autor, Verleger und Druker dieſer Beilagen ausfindig zu machen und nach rechtlicher Würdigung des Vergehens zur gebührenden Strafe ziehen zu können. Decretum Stuttgardt, den 24. Merz 1800.
>
> Friderich.“

Dieſes herzogliche Schreiben wurde in der Sitzung des Geh.Raths vom 27. März der Regierung überwieſen und dieſer am 28. März präſentirt, worauf in der Sitzung vom 31. März (anweſend: v. Reiſchach, Kauffmann, Hevd, Wächter jun.) ein Reſcript an den academiſchen Senat in Tübingen abgefaßt und dem Herzog zur Unterſchrift vorgelegt wurde:

> „ihr wollet den Verleger, Buchhändler Cotta bei euch, nicht nur wegen dieſer Umgehung der Cenſurbehörde, ſondern insbeſondere auch wegen der in gedachter Beilage Nr. 6 aufgenommenen Anzeigen zur Verantwortung ziehen und zur Angabe des Einſenders derſelben und des Drukers, welcher, wenn er unter eurer Gerichtsbarkeit ſteht, ebenfals zu vernehmen iſt, anhalten, von dem Reſultat aber euren unterthänigſten Bericht hieher einſenden.“

Am 16. April ſandten der Rector, der Cancellarius, die Doctores und Legenten der Univerſität Tübingen den von dem Univerſitäts-Sekretär Lt. Joh. Friedr. Uhland, dem Vater des Dichters, unterzeichneten Protokollauszug über die Vernehmlaſſungen Cotta's und des Tübinger Buchdruckers Schramm, der im Auftrag Cotta's die Beilage gedruckt hatte, an die Regierung ein. Cotta hatte zu Protokoll gegeben, der Buchhändler Hennings in Erfurt habe ihm die Bücheranzeige gedruckt eingeſendet, und legte zum Beweis deſſen einen ſolchen gedruckten Zettel von eben demſelben Hennings originaliter bei. Schramm ſagte aus, die Beilagen, welche literariſche Anzeigen enthielten, ſeien niemals zur Cenſur gegeben, ſondern im halbjährlichen Verzeichniß der gedruckten Sachen dem Rectoratamt eingereicht worden.

Dieſer protokollariſche Bericht wurde aber von der Regierung für mangelhaft befunden: durch Cotta's Angabe ſei nämlich gar nicht erwieſen, daß Hennings auch der Verleger der anſtößigen Schriften ſei, daß dieſelben oder wenigſtens die Anzeigen davon öffentlich zu Erfurt gedruckt werden und daß Hennings die Anzeigen dem Cotta gedruckt zugeſchickt habe. Bezüglich der Entſchuldigung Schramms habe der Senat ſich gar nicht darüber geäußert: ob es wahr ſei, daß gedruckte Buchhändleranzeigen bisher niemals der Cenſur unterworfen geweſen, und warum der Senat ſich für befugt gehalten habe, die Beilagen der Allgemeinen Zeitung für cenſurfrei zu halten. Demgemäß wurde der akademiſche Senat in Tübingen durch herzogliches Reſcript vom 13. Mai aufgefordert, den Mangel zu ergänzen und einen neuen Bericht einzuſenden.

Durch Cotta's Reiſe zu der Leipziger Meſſe verzögerte ſich deſſen Vernehmlaſſung; endlich am 6. Juni gieng der Bericht des akademiſchen Senats mit der Abſchrift der protokollariſchen Erklärung Cotta's ein: daß Hennings der Verleger der fraglichen Bücher ſei, erhelle aus ſeinem **in originali** vorgelegten Handlungsbuch und werde jeder Buchhändler bezeugen; ebenſo erhelle aus der im Handlungsbuch enthaltenen Rechnung, daß Hennings die Druckkoſten und Inſertionsgebühren abgerechnet habe. Die Hennings'ſchen Avertiſſements ſeien gleich nach dem Abdruck kaſſirt worden; übrigens habe Hennings ihm auf der letzten Leipziger Meſſe verſichert, die gedachten Schriften ſeien unter Cenſur gedruckt, was indeß lediglich den Hennings ſelbſt betreffe. Bezüglich der Schramm'ſchen Angabe und in eigener Sache erklärte der akademiſche Senat, er habe aus Veranlaſſung der Inſtruktion vom 22. Juni 1797 für das damals neu errichtete CenſurCollegium den Tübinger Buchdruckern aufgegeben, alle halbe Jahre ein Verzeichniß ihrer in dieſem Zeitraum gedruckten Schriften zu übergeben, und demzufolge habe Schramm in ſeinem Verzeichniß vom vorigen Winterhalbjahr auch von dem jeweiligen Druck der Zeitungsbeilagen Anzeige gemacht. Sodann ſei es wirklich an dem, daß gedruckte Bücheranzeigen bisher ſo wenig der Cenſur unterworfen geweſen ſeien als Bücherkataloge oder ſonſtige kaufmänniſche Avertiſſements. Dann fährt der Bericht des akademiſchen Senats fort:

„Wenn aber Euer Herzogliche Durchlaucht auch darüber unſern unterthänigſten Bericht gnädigſt verlangt haben, aus welchen Gründen wir uns für befugt gehalten, die Beilagen der Allgemeinen Zeitung für cenſurfrei zu erklären, ſo können wir in Unterthänigkeit verſichern, daß wir vor der in dem Schrammiſchen Verzeichnis vom vorigen Winter gemachten Anzeige nicht einmal wußten, daß die Zeitungsbeilagen zum Theil auch hier gedruckt würden, vielmehr in der Meynung ſtunden, es würden ſolche auch, wie die Zeitung ſelbſt in Stuttgardt gedruckt. Würden aber auch dieſe Beilagen in die Cenſur gegeben, wozu wir für die Zukunft den Drucker derſelben anhalten werden, ſo würde die Cenſur-Behörde ſich doch nicht für berechtigt halten, Anzaigen von ſolchen Büchern, die ſie noch nicht einmal geleſen, ja die ſogar öfters nicht einmal hier zu haben ſeyn dörften, zu durchſtreichen, und ſich blos darauf einſchränken müſſen, die den Bücher-Anzeigen von den Buchhändlern angehängten Aufſäze zu cenſiren, wozu auch für die Zukunft bereits die Verfügung getroffen worden, zumal da es der hieſigen Cenſur-Behörde, und beſonders der philoſophiſchen Fakultät, welche außer dem Wiſſenſchaftlichen ſo viele andere hier gedruckt werdende Brochüren zu ihrer gröſten Beſchwerde zu cenſiren hat, auch bei dem beſten Willen unmöglich fallen würde, neben ihren vielen anderen Amtsgeſchäften auch noch die in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung angezeigten vielen Schriften zu leſen."

Nunmehr war die Regierung im Stand, in ihrer Sitzung vom 18. Juni 1800 (anweſend: v. d. Lühe, v. Reiſchach, v. Gemmingen, Kauffmann, Haſelmaier, Elſäßer, Reuß, Wächter jun., Schmidlin, Mohl) über den Unterſuchungserfund dem Herzog eine (von Wächter jun. verfaßte) gutachtliche Aeußerung vorzulegen.

Da Cotta den Beweis erbracht habe, daß der Buchhändler Hennings in Erfurt der Verleger der anſtößigen Schriften und der Einſender der Anzeigen in der Allg. Ztg. Beilage ſei, dieſer aber nicht unter der dießſeitigen Gerichtsbarkeit ſtehe, ſo habe man ſich vor der Hand auf die Würdigung Deſſen, was Cotta durch die Aufnahme und Schramm durch den Druck der Anzeigen verſchuldet haben möchten, beſchränkt. Was nun **I.** den Buchhändler Cotta betreffe, ſo komme ihm der Inhalt des Cenſur-Reſcripts vom J. 1797 zu Statten, nach welchem nicht der Verleger, ſondern der Drucker die Manuſcripte vorher der Cenſurbehörde vorzulegen habe. Sein Verſchulden ſei alſo lediglich darnach abzumeſſen, inwiefern er durch die Aufnahme jener Anzeigen zu ihrer Verbreitung beigetragen habe. Da er in letzter Hinſicht angeführt: 1) daß Hennings ihm die Anzeigen gedruckt eingeſchickt, und er habe vermuthen müſſen, die Ankündigungen ſeien, da die Cenſur in allen deutſchen Staaten beſtehe, bereits cenſirt; 2) daß der Verkauf der angezeigten Schriften den Buchhändlern in Württemberg nicht verboten, vielmehr eines derſelben, das bei der letzten Meſſe ſchon fertig geweſen, öffentlich ausgeboten worden ſei; 3) daß es bei der Menge der jährlich erſcheinenden Schriften dem Verkäufer unmöglich ſei, die angekündigten oder in den Bücherverzeichniſſen ausgebotenen Bücher vorher zu leſen. Die Regierung glaube denn auch, daß die Ankündigung der Bücher an ſich, da kein Verbot ihres Verkaufs im Württembergiſchen exiſtire, auch Cotta einer Bekanntſchaft mit ihrem Inhalt nicht überwieſen worden ſei, demſelben nicht als Vergehen aufgerechnet werden könne. Wohl aber entſtehe noch die Frage, ob ſich nicht Cotta durch Aufnahme der den Ankündigungen angehängten raiſonnirenden Beurtheilungen eine Ahndung zugezogen habe. Hier ſei nun nicht zu mißkennen, daß den Verleger für den Inhalt einer Schrift, für deren Cenſur er nicht zu ſeiner eigenen Sicherheit geſorgt habe, die Verantwortlichkeit treffe, und dieſe dadurch, daß er eine auswärts gedruckte Schrift nachdrucke, nicht aufgehoben werde, daß alſo Cotta, wenn wegen jener Anzeigen eine Klage entſtünde, darüber Rede und Antwort zu geben haben würde. Dagegen komme in Betracht, daß eine Privatklage wegen jener Aufſätze nicht exiſtire, dieſelbe auch mehr verſteckte, ohne Bekanntſchaft mit den Büchern ſelbſt unverſtändliche Anſpielungen enthielten, und eine wirklich böſe Abſicht bei Cotta auf keine Weiſe erwieſen oder zu vermuthen ſei, mithin ſchon der Begriff einer an ihm zu ahndenden Injurie wegfalle. Solche meiſt mit einer Inhaltsanzeige vergeſellſchaftete Ankündigungen von Büchern könnten überdieß nicht für eine Recenſion derſelben gelten, ſondern würden allgemein als parteiiſche Anpreiſungen der Verleger angeſehen, die für ihre Waare einen Käufer ſuchten, und Cotta hätte, ſelbſt wenn er einen oder den andern unſchicklichen Ausdruck darin beanſtandet hätte, ſich nicht einmal zu einer Aenderung für berechtigt halten können, ſondern nur die Wahl gehabt, entweder die Anzeigen unverändert einzurücken oder durch deren Zurückweiſung mit dem Einſender in eine ſeinem Handelsverkehr nachtheilige Colliſion zu gerathen. Ohnedieß ſeien dergleichen Bücheranzeigen nur für den weit geringern, nämlich den gelehrten Kreis des Publikums beſtimmt und würden nur von dieſem geleſen, und eben dieſelbe Schriften ſeien mit denſelben Worten auch in andern Blättern, z. B. dem Leipziger Allg. literariſchen Anzeiger angekündigt worden. Dann fährt der Bericht fort:

„Unter dieſen Umſtänden dürfte nach gehorſamſt Unterzogener Erachten dem Cotta ſchwerlich etwas Mehreres zur Laſt gelegt werden, als daß er, um auf keiner Seite in Colliſion zu gerathen, bei Anzeigen, welche einen anſtößigen Inhalt der angezeigten Schriften wenigſtens vermuthen ließen, mehrere Behutſamkeit und Vorſicht, als ſonſt deßfalls gewöhnlich iſt, hätte gebrauchen ſollen. Daher möchte bei Cotta von Anſetzung einer wirklichen Strafe zu abſtrahiren und es bei einem demſelben zu gebenden Verweiſe um ſo mehr zu belaſſen ſein, als ſie nicht zweifeln, daß Euer Herzogliche Durchlaucht in einem ſo gearteten Falle, bei dem die Gerechtigkeit eine Strafe nicht erheiſcht, zugleich auch darauf gnädigſte Rückſicht nehmen werden, daß dieſer Buchhändler durch ſein bekanntlich ſehr ausgebreitetes Gewerb und ſeine lobenswürdige Induſtrie, bei welcher ohnehin auch ein Verſehen um ſo verzeihlicher iſt, ſich ein nicht zu miskennendes Verdienſt erworben hat.“

Was II. den Buchdrucker Schramm anbelange, ſo würden deſſen (näher aufgeführte) Entſchuldigungsgründe durch den akademiſchen Senat beſtätigt. Nach Anführung der eben ausführlich mitgetheilten Aeußerung dieſer Körperſchaft in Betreff der Cenſur ſolcher Bücheranzeigen fährt der gutachtliche Bericht der Regierung fort:

„Gehorſamſt Unterzogene ſind zwar ebenfalls des Dafürhaltens, daß bloße Verzeichniſſe von Büchertiteln unter der angeordneten Cenſureinrichtung nicht begriffen ſeyen. Wenn hingegen, wie hier der Fall iſt, jedem Titel eine Inhaltsanzeige und Beurtheilung beygefügt iſt: So dürften eben die Gründe, welche die Cenſur im Allgemeinen rechtfertigen, auch bei dergleichen Ankündigungen anwendbar, mithin dem akademiſchen Senat in Tübingen die Weiſung zu ertheilen ſein, für die Zukunft mit Ernſt darüber zu halten, daß die mit Inhaltsanzeigen und Urtheilen verbundenen avertiſſimens, wie es ſchon längſt hätte geſchehen ſollen, der Cenſurbehörde übergeben und unter Beobachtung der von dem Senat ſelbſt anerkannten Grundſätze ordnungsmäßig geprüft werden.

Dem Buchdrucker Schramm aber würden Subſignirte die unterbliebene Cenſur um deßwillen nicht beſonders zur Laſt legen, weil er gleichwohl durch die bisherige Gewohnheit und durch den Umſtand, daß er den Druck der Beilagen zur Allgemeinen Zeitung in dem halbjährigen Verzeichniſſe der gedruckten Sachen dem Rektoratamt angezeigt, ſcheinbare Entſchuldigungsgründe für ſich anzuführen hat.“

Die auf den Rand des Gutachtens geſchriebene herzogliche Reſolution iſt vom 30. Juni und lautet:

> Unſers gnädigſten Herrn Herzogliche Durchlaucht haben dieſes unterthänigſte Anbringen eingeſehen und wollen hierauf dem Buchhändler Cotta zu Tübingen, da er, als Verleger dieſer Allgemeinen Zeitung für den Innhalt derſelben und der hiezu gehörigen Beilagen immer verantwortlich iſt, folglich ſich durch die Aufnahme und den veranſtalteten Nachdruk dieſer innvermeldten höchſt anſtößigen Bücher-Anzeigen allerdings ſehr verfehlt hat, eine Strafe von zehen Reichsthaler mit dem Beiſaz angeſezt haben, daß ſolche in der nächſten Zeitung angezeigt werden ſoll: Wo übrigens Seine Herzogliche Durchlaucht die weitern Unter-

thänigſten Anträge der Herzoglichen Regierung gnädigſt genehmigen. Decretum, Stuttgardt, d. 30. Juni 1800.

Ex ſpec. Resol. S^{mi} D^{ni} Ducis.
Mandelsloh.
Lang.

Die weiteren Aktenſtücke betreffen die Ausführung dieſer herzoglichen Anweiſungen. Das Strafdekret ſelbſt wurde in Nr. 234 der Allg. Ztg. vom 21. Aug. 1800, S. 980 veröffentlicht.

In den Cenſur- und Polizeiakten finden ſich nun keine weiteren Urkunden über das Schickſal der Allgemeinen Zeitung auf württembergiſchem Boden. Die folgenden Mittheilungen über den plötzlichen und gewaltſamen Abſchluß ihrer Thätigkeit auf demſelben ſind theils dem Cotta'ſchen Archiv, theils anderweitigen zeitgenöſſiſchen Quellen entnommen.

Am Donnerſtag, den 13. Oktober 1803, war die Nr. 286 der Allgemeinen Zeitung erſchienen. Nr. 287 vom 14. Oktober war im Satz beendet und ſollte zur Cenſur vorgelegt werden, da ergieng an die Cenſoren des Blattes folgendes kurfürſtliche Dekret, das Verbot der Allg. Ztg. betreffend:

> Da unſers gnädigſten Churfürſten und Herrn Churfürſtliche Durchlaucht ſich aus Gründen bewogen gefunden haben, den weitern Druck und Verlag der unter dem Titel „Allgemeine Zeitung" bisher erſchienenen Schrift ganz zu verbieten, und falls dieſer Verlag künftighin außer Landes ſtatt finden ſollte, deren Verſendung ſämmtlichen in Churfürſtlich Würtembergiſchen Landen befindlichen Poſt-Ämtern zu unterſagen, ſo wird ſolches dem Oberbibliothekar Hofrath Schott und den bisherigen Cenſoren dieſer Zeitung zur Nachricht und Nachachtung hiemit bekannt gemacht.
>
> Decretum Stuttgart den 12. Oct. 1803. Ex speciali Decreto Serenissimi Electoris:
> Wintzingeroda.
> Spittler.

Am folgenden Tag erſchien im 165. Stück der „Churfürſtlich privilegirten Stuttgartiſchen Zeitung" vom Samstag, den 15. Oktober, S. 766, folgende halbamtliche Mittheilung:

> Seine Churfürſtliche Durchlaucht haben Sich bewogen gefunden, den Verlag und Druk des unter dem Titel der „allgemeinen Zeitung" bisher allhier herausgekommenen Blattes, nachdem alle Erinnerungen, die den auswärtigen Gouvernements gehörige Achtung genau zu beobachten, fruchtlos geweſen, in Höchſtdero Landen zu verbieten. Stuttgart, den 13. Oktober 1803.

Auch für dieſe äußerſte Maßregel iſt ein augenfälliger zureichender Grund nicht vorhanden — um ſo weniger, als die mit der Prüfung des Inhalts beauftragten Cenſoren einen ſolchen vor der Ausgabe des Blattes beſeitigt haben würden. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Unterdrückung des Blattes ebenfalls wie die ſeinerzeitige 8tägige Suspenſion auf eine perſönliche Initiative des Kurfürſten zurückführt und die nächſte Veranlaſſung dazu, wie dort, in dem am

Datum des Dekrets erſchienenen Blatte ſucht.[1] Hier findet ſich unter dem franzöſiſchen Artikel der Auszug aus einer Rede, die der Präſident des Oberappellationsgerichts bei der Eidesleiſtung der Ehrenlegionäre zu Paris gehalten hatte, und in demſelben namentlich folgende Stelle herausgehoben: „Die Ehrenlegion hat nichts gemein mit jenen Orden, welche erſonnen worden ſind, um der Eitelkeit zu ſchmeicheln, und dem Unwerth Werth zu geben; ſonſt ſah man wohl, daß ein Zeichen der Ehre auch das einer politiſchen Ausſchlieſſung werden könnte, da nur zu oft einer der Induſtrie oder der Tapferkeit bewilligte Auszeichnung die Ohnmacht, die geringſte Gunſt zu erhalten, bezeugte; dieſer Widerſpruch kan nun dem Verdienſt nicht mehr zu nahe treten; die franzöſiſche Ehre verlangte Zahlung durch Ehre, und ſie iſt befriedigt ꝛc.“ Man darf ſicher annehmen, daß dieſe Stelle den Zorn des Landesherrn reizte, der ſich namentlich ſeit ſeiner Erhebung zur Kurfürſtenwürde am 26. März 1803 mit allem Gepräng dynaſtiſchen Glanzes umgab, und in ihm den plötzlichen Entſchluß hervorrief, ſich das mißliebige Blatt ein für allemal vom Halſe zu ſchaffen.

Da keine Nummer des Blattes mehr ausgegeben werden durfte, welche den ſo plötzlich verhängten Untergang zur Kenntniß des bereits ſehr ausgedehnt gewordenen Leſerkreiſes hätte bringen können, erließ der Verleger durch anderweitig gedruckte Anzeigen an die Subſcribenten (z. B. auf dem Umſchlag des Oktoberhefts der Europäiſchen Annalen, Jahrg. 1803) folgende Mittheilung:[2]

Nachdem unterm 13. dieſes Monats aus dem Hochpreisl. Kurfürſtl. Wirtembergiſchen Geheimen Rathe, ex Speciali Decreto etc. an die Cenſoren der Allgemeinen Zeitung erlaſſen worden:

daß Se. Kurfürſtl. Durchlaucht Sich aus Gründen bewogen gefunden haben, den weitern Druck und Verlag der unter dem Titel „Allgemeine Zeitung“ bisher erſchienenen Schrift ganz zu verbieten, und falls dieſer Verlag künftighin auſſer Landes Statt finden ſollte, deren Verſendung ſämtlichen in Kurfürſtlich Wirtembergiſchen Landen befindlichen Poſtämtern zu unterſagen.

Nachdem ferner auch unter demſelben Datum von der nemlichen Stelle zur Einrückung in die hieſige Hofzeitung die Anzeige von dem gedachten Verbot erlaſſen worden, mit dem Beifügen:

„nachdem alle Erinnerungen, die den auswärtigen Gouvernements gehörige Achtung genau zu beobachten, fruchtlos geweſen,“

ſo ſah ich mich genöthigt, die für den 14. Oct. abgeſezte Zeitung, da derſelben die Cenſur hatte verſagt werden müſſen, ungedrukt zu laſſen.

Da ich als Verleger alle Verbindlichkeiten beobachtete, welche mir das allerhöchſte kaiſerl. Privilegium, das dieſer Zeitung gnädigſt ertheilt ward, vorſchrieb, nemlich Druck unter landesherrlicher Cenſur; da ich mir dieſe Cenſur bei Anlegung dieſes Inſtituts von Sr. Kurfürſtl. Durchlaucht in Wirtemberg deswegen ausdrücklich erbat, um dadurch verſichert zu ſeyn, daß nichts in dieſe Zeitung aufgenommen wäre, was dem höchſten Willen Sr. Kurfürſtl. Durchlaucht entgegen ſeyn konnte; da auch die obigen hochverehrlichen Erlaſſe ſchlechterdings das Gegen-ſind, was in Anſehung des nun erfolgten Verbots zu meiner Notiz gekommen iſt; ſo habe ich die volle Beruhigung, daß mir hierbei nichts zu Schulden komme. Dieſe Schuldloſigkeit ſpricht mich aber nicht von der Verbindlichkeit frei, die reſp. Herren Subſcribenten auf dieſe Zeitung für dasjenige zu entſchädigen, was ſie nun am laufenden Vierteljahr nicht mehr erhalten, nur wünſchte ich, um bei dem großen Nachtheil, den dieſes plözliche Verbot mir zuziehen muß, nicht noch Schwierigkeiten bei der Abrechnung mit den löbl. Poſtämtern und Buchhandlungen zu erfahren, daß es den reſp. Herren Subſcribenten gefällig ſeyn möchte, die geleiſtete Pränumeration nicht zurück zu fordern, ſondern für den Ausſtand von 1 Rthlr. 20 Gr. ſächſ. oder 3 fl. 18 kr. Reichsgeld ſo viel an Werth von meinem Verlag auszuwählen, das ſodann Jedem, der ſich durch den Pränumerationsſchein bei irgend einer Buchhandlung Deutſchlands legitimirt, geliefert werden ſoll. Da mein Verlag für Jeden brauchbare Artikel enthält, ſo hoffe ich, keine Fehlbitte zu machen.

---

[1] Das Dekret iſt vom 12. Okt., und am 13. Okt. wurde das auf den 13. verbotene Blatt ausgegeben.

Ob und wie ich beſorgt ſeyn werde, daß die Geſchichte unſrer Zeit durch ein Inſtitut von gleichem Geiſt und Ausführlichkeit wie die Allgemeine Zeitung fortgezählt werde, bin ich gegenwärtig noch nicht im Stand anzuzeigen, kan aber fürs erſte doch die Verſicherung geben, daß es mir ein wichtiges Anliegen ſeyn wird, für dieſe Geſchichte nichts verloren gehen zu laſſen.

15. Oct. 1803.

Cotta,
Buchhändler in Tübingen.

Aber Cotta war nicht der Mann, den empfangenen Schlag ohne Widerrede hinzunehmen. Er wandte ſich zunächſt mit folgender Eingabe an den Kurfürſten:

Die Allgemeine Zeitung war für den 14. Oct. bereits geſezt, als mir von der Cenſur-Behörde die Nachricht zukam, daß Euer Churfürſtliche Durchlaucht den Druk derſelben in HöchſtDero Staaten verboten hätten.

Feſt überzeugt, daß Euer Churfürſtl. Durchlaucht nach HöchſtDero ſtets bewährten ſtrengen Gerechtigkeitsliebe, mit der Aufſicht auf äuſſere politiſche Verhältniſſe diejenige auf das Eigenthum HöchſtDero Unterthanen genau zu verbinden gnädigſt gemeint ſind, war ich entſchloſſen, ſogleich eine devoteſte Vorſtellung in Unterthänigkeit zu überreichen; darinn den empfindlichen, auf viele tauſend Gulden ſteigenden Verluſt darzulegen, der mir durch das plözliche Aufhören der gedachten Zeitſchrift unvermeidlich zugeht, und darauf die dringende Bitte zu bauen, daß nur bis zum Ende des laufenden Jahrganges das höchſte Verbot dieſes meines Verlages huldreichſt aufgeſchoben werden möchte.

Um dieſes ſubmiſſeſte Geſuch noch ſtrenger motiviren zu können, bat ich HöchſtDero Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den Staats- und ConferenzMiniſter Grafen von Wintzingeroda, mir die Gründe, welche das ſo plözliche Verbot meiner Zeitung veranlaßt haben, zu eröffnen; allein ich wurde lediglich auf das an die Cenſur-Behörde erlaſſene höchſte Decret, welches hierüber keine Aufſchlüſſe gibt, verwieſen.

Um nun doch die Möglichkeit einer milderen höchſten Entſchließung in dieſer Angelegenheit nicht zu vereiteln, ließ ich an HöchſtDero Staats- und Conferenz-Miniſter Grafen von Wintzingeroda das weitere Geſuch gelangen, bei dem Churfürſtlichen Geheimen Raths-Collegium die Einleitung dahin zu treffen, daß die Bekanntmachung des ergangenen höchſten Verbots in der hieſigen Hofzeitung nur ſo lange aufgeſchoben werden möchte, bis eine weitere höchſte Reſolution von Euer Churfürſtlichen Durchlaucht auf meine einzureichende unterthänigſte Vorſtellung würde eingetroffen ſeyn. Aber auch dieſes Geſuch wurde mir von dem Miniſter beharrlich abgeſchlagen, und das Verbot iſt in dem geſtrigen Blatt der hieſigen Hofzeitung wirklich abgedrukt worden.

Auf dieſe Weiſe iſt mir denn nun freilich alle Hoffnung, meine Zeitung bis zum Ende dieſes Jahrs fortſezen zu können, gänzlich abgeſchnitten, und eben dadurch ſehe ich mich in ſehr bedeutenden, drükenden Schaden unvermeidlich verſezt, indem ich

a) nicht nur meinen Subſcribenten wegen der zweiten Hälfte des laufenden Jahrgangs reſponſabel bleibe; ſondern auch

b) alle zum Behufe dieſes Inſtitutes getroffene koſtſpielige Vorrichtungen auf geraume Zeit mir ganz unnüz ſind, und ich endlich

c) durch die plözliche Unterbrechung auſſer Stand geſezt bin, an irgend eine Fortſezung der Anſtalt, und eben damit auch an den auſſerdem zuverläſſigen Abſaz der vorräthigen zweihundert vollſtändigen Exemplare dieſer Zeitung auch nur zu denken.

Daß Euer Churfürſtliche Durchlaucht dieſen ſehr beträchtlichen Nachtheil auf mir liegen zu laſſen gemeint ſeyn ſollten, kan ich um ſo weniger fürchten, als ich Druk und Verlag der Allgemeinen Zeitung mit HöchſtDero gnädigſter Genehmigung hier unternommen, auch in der Folge noch ein allerhöchſt kaiſerliches Privilegium erlangt, und ſeit dem Beſtand der Anſtalt die Bedingung, unter welcher mir die bemerkten allerhöchſten und höchſten Befreiungen zu Theil geworden waren, nämlich die Beobachtung der Landesherrlichen Cenſur, auf das ſorgfältigſte ſtets befolgt habe.

Zwar ſind der beſtandenen Cenſur ohngeachtet Euer Churfürſtliche Durchlaucht ſchon früher einigemal von auswärtigen Behörden wegen dieſes Blattes mit Beſchwerden beheligt worden; allein Theils war die Redaction hierbei im Stande, ihre Schuldloſigkeit genugſam darzulegen, Theils verdoppelte Leztere ihre Vorſicht, ſo daß nun wirklich ſeit geraumer Zeit, ſoviel mir wenigſtens bekannt iſt, keine Klagen mehr eingekommen ſind.

Sollte daher nun ich, wegen einer neuerlich eingekommenen, mir unbekannten Beſchwerde, ohngeachtet ich Alles, was die erlangten Privilegien mir, dem Verleger vorſchrieben, pünctlich beobachtet habe, auf einmal durch ein plözliches Verbot um die bedeutende Summe von vielen tauſend Gulden geſtraft werden! Dieß kan der Wille meines gerechteſten Churfürſten und Herrn nicht ſeyn, und ich wage daher voll Zuverſicht in Unterthänigkeit die Bitte:

„daß Höchſt Dieſelbe gnädigſt geruhen wollen, den mir durch das plözliche Verbot der allgemeinen Zeitung zugegangenen höchſt empfindlichen Schaden von vielen tauſend Gulden huldreichſt von mir abzuwenden.“

In tiefſter Ehrfurcht erſterbe ich ꝛc. ꝛc.

Stuttgart 16. Oct. 1803.

Hierauf ergieng folgender churfürſtliche Erlaß:

Friederich II. von Gottes Gnaden ꝛc. Unſern gn. Gruß zuvor, Würdige, Hochgelehrte, Ehrſame, liebe Getreue! Es hat zwar der Buchhändler Cotta zu Tübingen in einer — unterm 16ten dieſes Uns überreichten Bittſchrift um Abwendung des — ihm durch Unſer Verbot der allgemeinen Zeitung zugegangenen Schadens unterthänigſt gebeten; da Wir aber von Unſerer in dieſer Sache s. d. 12. Oct. erlaſſenen höchſten Reſolution nicht abzugehen wiſſen, ſo habt Ihr demſelben ſolches zu eröfnen.

Bleiben Wir in Gnaden, Womit Wir Euch ſtets Wohlbeigethan verbleiben
Stuttgardt, d. 17. Oct. 1803.
Ex spec. Decreto Sermi Electoris
Mandelsloh.
Spittler.

praes. d. 23. Oct. 1803.
academiſcher Senat zu Tübingen.
Fidem hujus Copiae testatur. Tübingen, d. 25. Oct. 1803.
Secretarius Universitatis,
Lt. Uhland.

An Herrn Hof Gerichts Advokat
und Buchhändler Cotta.

Darauf hin wandte ſich Cotta mit einer Entſchädigungsklage gegen ſeinen Landesherrn an das oberſte Reichsgericht. Er übergab aber ſeine Sache dießmal nicht dem Reichshofrathsagenten Berck, der im Jahr 1798 ſeine Angelegenheit bei der höchſten Inſtanz vertreten und ihm das Privilegium verſchafft hatte; wie es ſcheint, wegen des genaueren Verhältniſſes, in welchem Berck zu ſeinem Landesfürſten ſtand.

Das von Cotta eingereichte Promemoria an den Reichshofrathsagenten Kerl iſt vom 29. Oct. 1803 datirt und lautet:

> Der Anfang der Allgemeinen Zeitung fiel in eine Epoche von Ereigniſſen, die ſo außerordentlich und in ihren Grundſätzen und Folgen ſo weitgreifend waren, daß man vorausſehen mußte, ſie würden auf das Schickſal der Staaten einen ſehr wichtigen Einfluß haben.
>
> Die gewöhnlichen Zeitungen, die die TagsGeſchichte erzählen und eigentlich für die Nachwelt aufbewahren ſollten, ſtanden in keinem Verhältniß mit der Würde und Wichtigkeit des Gegenſtands.
>
> Der Geſchichtsforſcher, dem kein Zug einer Ereigniß gleichgültig ſeyn darf, konnte in dieſen Blättern nicht diejenige Befriedigung finden, die er erwartete und es war daher ein allgemein gefühltes Bedürfniß, ein ſolches Tagblatt zu beſitzen, das mit Vollſtändigkeit, mit Unpartheilichkeit, mit Wahrheit und in einer reinen Sprache jedes Ereigniß unter einen ſolchen GeſichtsPunkt zu ſtellen ſucht, aus dem es am richtigſten und deutlichſten aufgefaßt werden konnte.
>
> Kein europäiſcher Staat hatte bis dahin ein ſolches Tagblatt aufzuweiſen. Die engliſchen und franzöſiſchen Blätter waren zu ſehr mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten beſchäftiget, als daß ſie die Angelegenheiten der andern Staaten mehr als eines bloſſen flüchtigen Blicks und immer nur in Beziehung auf ſich, würdigen konnten. Man konnte überhaupt nur ein ſolches Tagblatt vom teutſchen Fleiß und teutſcher Gerechtigkeit gegen das Ausland erwarten.
>
> Allein ein ſolches Inſtitut war ein ſehr wichtiges Unternehmen. Neben einem beträchtlichen Geld-Capital erforderte es die Vereinigung vieler Gelehrter und Correſpondenten in den wichtigſten Staaten, die ohne PartheiGeiſt die Geſchichte ihrer Zeit und ihres Landes täglich ſammeln und mit Achtung gegen alle Regierungen und ihrer Verfaſſung ſie erzählen; es erforderte einen Redacteur, der mit allen zu einem ſo wichtigen Inſtitut erforderlichen Eigenſchaften ausgerüſtet ſeyn mußte, um dieſes Tag-

blatt auf einen Grad von Vollkommenheit zu erheben, das der Unternehmer bei ſeiner Ankündigung dem Publikum verſprochen hatte.

Der Beifall, den das Publikum überhaupt, und insbeſondere viele Staatsmänner und jeder cultivirte Mann der Allgemeinen Zeitung nun ſeit 3 Jahren geſchenkt haben, iſt hinreichend, um zu beweiſen, daß der Unternehmer ſeine übernommene Verbindlichkeit vollkommen erfüllt hat.

Als der Unternehmer den Druck und die Herausgabe der Allgemeinen Zeitung in Stuttgardt etablirte, bewarb er ſich zuerſt bei des regierenden Herrn Churfürſten von Wirtemberg Churfürſtliche Durchlaucht um ein Privilegium zur Herausgabe eines ſolchen Tagblatts und hängte dieſem Geſuch zugleich die unterthänigſte Bitte an, dieſes Tagblatt einer beſondern Censur zu unterwerffen, in welcher Bitte ihm auch ſogleich durch das Rescript an den academiſchen Senat zu Tübingen dt. 6. Sept. 1798 willfahrt und unter dem nehmlichen datum das nöthige an das aufgeſtellte CensurAmt in Stuttgard erlaſſen wurde.

Auch bei Sr. Kaiſ. König. Majeſtät ſuchte der Unternehmer in einer bei Höchſtpr. R. Reichshofrath eingereichten Bittſchrifft um die allergnädigſte Ertheilung eines privilegiums allerunterth. nach, und auch dieſes privilegium wurde ihm unterm 8. Oct. 1798 allergnädigſt ertheilt.

Es iſt ein entſchiedener anerkannter Saz, daß durch die öffentliche Censur einer StaatsBehörde der Verleger und der Verfaſſer eines ſolchen Tagblatts von aller Verantwortlichkeit entladen werden, und ein eben ſo bekannter RechtsSaz iſt es, daß ein privilegium von Seiten des Concedenten nicht willkührlich, ſondern einzig zur Strafe ob abusum privilegii insignem, oder ex causa salutis publicae, wenn anderſt auf keine andere Art der Sache abgeholfen werden könnte, revocirt werden kann.

Der Unternehmer konnte das ihm ertheilte privilegium nicht misbrauchen, noch iſt der Fall denkbar, daß durch die allgemeine Zeitung die öffentliche Wohlfarth irgend einer Gefahr ausgeſezt werden konnte, gleichwohlen aber erließen Sr. Churfürſtliche Durchlaucht unterm 11. Oct. an die Cenſoren der allgemeinen Zeitung durch Höchſtdero Geheime Raths-Collegium ex speciali mandato nachfolgendes Rescript:

> daß Sr. Churfürſtliche Durchlaucht ſich aus Gründen bewogen gefunden haben, den weitern Druck und Verlag der unter dem Titel, Allgemeine Zeitung bisher erſchienenen Schrifft ganz zu verbiethen und fallß dieſer Verlag künftighin auſſer Landes Statt finden ſollte, deren Verſendung ſämtlichen in Kurfürſtlichen Wirtembergiſchen Landen befindlichen Poſtämtern zu unterſagen.

Der Unternehmer übergab Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht unmittelbar unterm 16. Oct. anliegende unterthänigſte Bittſchrifft,

> daß Höchſtdieſelbe gnädigſt geruhen wollen, den ihm durch das plözliche Verbot der Zeitung zugegangenen höchſt empfindlichen Schaden von vielen tauſend Gulden huldreicheſt von ihm abzuwenden,

allein auf dieſes ſo billige und der Gerechtigkeit ſeiner Sache entſprechende Bittſchreiben wurde er durch das anliegende Rescript an den akademiſchen Senat in Tübingen unterm 17. Oct. abgewieſen, indem

> Höchſtdieſelbe von ihrer in dieſer Sache unterm 11. Oct. erlaſſenen höchſten Reſolution nicht abzugehen wiſſen.

Durch dieſen MachtSpruch iſt der Unternehmer in einen Schaden von mehr als 10/m. fl. geſezt worden und er glaubt berechtiget zu ſeyn, eine SchadloshaltungsKlage anſtellen zu dörfen, weil ihm durch die widerrechtliche Entziehung des privilegiums derſelbe allein zugefügt worden. Er wird bei der churfürſtlichen Wirtembergiſchen Regierung eine detaillirte Berechnung darüber vorlegen und durch die Darlegung der rechtlichen Gründe einen Verſuch machen, ob dieſer Schaden von ihm abgewendet wird. Sollte er aber mit dieſem Geſuch, wie er leider nach dem bisherigen Vorgang erwarten muß, abgewieſen werden, ſo behält er ſich bevor ſeine Rechte weiter zu verfolgen und eine beſondere Klage darüber bei höchſtpr. K. Reichshofrath anzuſtellen.

Gleichwie aber der Unternehmer zu Abwendung eines noch größeren Schadens trachten muß, den Druck und Verlag der allgemeinen Zeitung in ein anderes Reichsland zu verlegen, hingegen Sr. Churfürſtliche Durchlaucht durch das oben angeführte Decret vorläufig erklärt haben, daß die Spedition der allgemeinen Zeitung, falls ſie außer Lands gedruckt und verlegt werden ſollte, allen in den churfürſtlichen Landen befindlichen Poſtämtern verboten werden ſoll, ſo ſiehet ſich derſelbe gemüßigt, über dieſe Beeinträchtigung des erhaltenen allergnädigſten K. privilegiums ſich zu beſprechen und um Schutz und manutenenz deſſelben durch Erlaſſung eines allerhöchſten Mandats allerunterthänigſt zu bitten.

Inzwiſchen war Cotta nicht müßig: er hatte, wie er Schiller am 11. Nov. ſchrieb, gewiſſermaßen die Auswahl unter den Anerbietungen, die ihm zur Ermöglichung der Fortführung ſeines Zeitungsinſtituts gemacht wurden. In Karlsruhe war namentlich der Gründer des Blattes, Poſſelt, bemüht, daſſelbe nach Baden zu verpflanzen; er wußte durch den Baudirektor Weinbrenner und andere einflußreiche Freunde den Kurfürſten Karl Friedrich für die Idee einer Uebertragung der Allgemeinen Zeitung nach Heidelberg, zur Erhöhung des Glanzes der neu zu organiſirenden Univerſität, zu gewinnen. Karl Friedrich hatte mit Weinbrenner eine lange Beſprechung, über welche Poſſelt am 11. Nov. an Cotta ſchrieb: „Lange Unterredung von Ihnen und Ihrem Etabliſſement, Nachfragen über den Straßburger Cotta, über Ihre Perſon und Charakter. Der brave Weinbrenner ſprach von Ihnen mit Begeiſterung wie von einem antiken Kunſtwerke. Der Fürſt äußert ſeinen förmlichſten Willen, alles für Sie zu thun, mit voller Ueberzeugung, pro bono publico zu handeln. Von Weinbrenner weg gehts in die Geheimerathsſitzung. W. kommt gleich Nachmittags zu mir herüber: 'alles ſey richtig, alles nach Ihren Wünſchen'. Ich, der ich unſere Geſchäftsmänner und unſern Geſchäftsgang kenne, wollte doch erſt das Gewiſſe abwarten, ehe ich Ihnen eine Staffette mit der frohen Poſt ſchickte. Ein anderer Freund, den Sie kennen, theilte meine Vorſicht, ſchon hatte tranſpirirt, daß die edle Abſicht des Fürſten nicht ſo ganz rein und gut, wie ſie ihm aus dem Herzen gekommen war, aufgefaßt worden wäre. Endlich kam geſtern aus der Expedition der geheimen Kanzlei die hier in Abſchrift beiliegende Fertigung — verclauſulirt, mit Difficultäten umſtrickt, und die Hauptbedingung (unentgeltliche Ueberlaſſung eines tauglichen Gebäudes) weglaſſend". Poſſelt meinte, die Angelegenheit werde ſich noch in befriedigendſter Weiſe nach Cotta's Wünſchen erledigen, und dann auch „unſerm braven Freunde H[uber] eine ſchickliche Anſtellung in dem ſchönen H[eidelberg] nicht fehlen". Die im Poſſelt'ſchen Brief erwähnte Fertigung lautet:

Auszug Kurbadiſchen Geheimen Raths Protokolls
vom 7ten November 1803.

6180. Auf die mündliche Aeußerung Sereniſſimi Electoris:

Wie Höchſtdieſelben in Erfahrung gebracht hätten, daß der Buchhändler Cotta in Tübingen ſein dortiges ſehr beträchtliches Etabliſſement von da weg, und wenn er hiezu die Erlaubniß erhalte, ihm auch ein zum Buchhandel gelegener, und mit den dazu erforderlichen käuflichen Gebäuden verſehener Ort angewieſen werden könne, in dieſſeitige Lande zu verlegen Willens ſey; es Höchſtdieſelben auch in Anbetracht des dem Land hiedurch zugehenden beträchtlichen Vortheils, und in Erwägung, daß wenn dieſes Etabliſſement nach Heidelberg verlegt werden könnte; daſſelbe zur Emporbringung der Univerſität vieles beitragen werde, ſehr gerne ſehen würden, wenn dieſes Vorhaben des Cotta realiſirt werden könnte, und deßwegen auch geneigt ſeyen, demſelben allen mit dem Wohl des Landes und Ihren übrigen RegierungsGrundſätzen vereinbarlichen Vorſchub angedeien zu laſſen; — Wurde

Beſchloſſen:

1) Bei der Kurfürſtl. Katholiſchen KirchenCommiſſion in Bruchſal p. Extract. prot. ſchleunige Erkundigung einzuziehen, was für — dem katholiſchen Kirchengut gehörige verkäufliche Gebäude in Heidelberg gegenwärtig noch befindlich, auch in welchem Zuſtand dieſelben ſeyen und wie viel Raum jedes derſelben eingefähr in ſich faſſe.

2) Unter Vorausſetzung dieſes dem Baudirector Weinbrenner von dieſer Höchſten Entſchließung per Extr. prot. Nachricht zu geben, um ſolche dem Buchhändler Cotta mit dem Anhang zu eröfnen:

Man wolle ihm zwar die Wahl laſſen, in welchem Ort des Landes er ſich niederlaſſen wolle, indeß halte man Heidelberg für hiezu am ſchicklichſten und vortheilhafteſten, und erwarte von ihm, daß er ſich [illegible] erkläre, ob ihm dieſe Stadt convenire, auch, wie groß die Gebäude zu [illegible] Niederlage erforderlich ſeyen, um nach Einkunft des von der KirchenComm[illegible] abverlangten Berichts ermeſſen zu können, ob ſich ſolche unter den Geb[illegible] in Heidelberg befinden, wovon ihm ſodann weitere Nachricht zugehen w[illegible]

Da endlich auch über die Cenſur überhaupt [illegible] der der politiſchen Schriften insbeſondere noch weitere Beſtimmungen gefaßt [illegible] müßten, ſo habe er ſich desfalls an den StaatsMiniſter, Freyherrn von Edelsheim zu wenden, und mit demſelben hierüber ſowohl, als über das, was er etwa noch weiter wünſche, das Nähere zu verabreden.

vdt. Winter.

Von den ihm gewordenen Anträgen mochten ſchließlich Cotta die vom Kurfürſten von Bayern gemachten Anerbietungen, unter welchen auch die Anſtellung Hubers (vgl. S. 501, Note 2) ſich befand, als die vortheilhafteſten erſchienen ſein, und er beſchloß, ſein Zeitungsinſtitut nach Ulm, auf kurbayriſches Gebiet, zu verlegen. Er wandte ſich in nachfolgender, aus dem Konzept mitgetheilter **Eingabe an den Kurfürſten Maximilian Joſeph** mit der Bitte, die Allgemeine Zeitung in Ulm unter Cenſur drucken und eine Buchdruckerei daſelbſt errichten zu dürfen:

„Eine der ſchönſten literariſchen Unternehmungen Teutſchlands, die Allgemeine Zeitung, wäre der Gefahr ausgeſezt, aufzuhören, wenn ich im Vertrauen auf die weiſe liberale Regierung Euer Churfürſtlichen Durchlaucht nicht die Hofnung hegen dörfte, ſie in Höchſtdero Staaten künftig druken zu dörfen.

In Rükſicht auf den Gang der Poſten und die geographiſche Lage wäre hiezu Ulm vorzüglich geeignet. Ich wage daher die unterth. Bitte, E. ChF. D. möge gnädig geruhen, mir die huldreiche Erlaubniß zu ertheilen, dieſe Zeitung von nun an an dieſem Ort druken zu dörfen. Damit ſowohl der Redacteur derſelben als ich, der Verleger, verſichert ſeyn können, daß ſie neben der höchſtmöglichen Unparteilichkeit ganz der Geſinnung E. ChF. D. Regierung gemäß verfaßt ſeye, ſo bitte ich, ſie einer Cenſur zu unterwerfen, wodurch jener Zwek erreicht und zugleich dem Inſtitut die Freymüthigkeit als ſeine Zierde und als Beleg der weiſen Regierung, unter der ſie erſcheint, erhalten werde.

Da die tägliche Erſcheinung dieſer Zeitung eine eigene Einrichtung erforderte, ſo nötigt mich diß zu der weitern unterth. Bitte, E. ChF. D. möge mir huldvoll erlauben, eine Buchdrukerei in Ulm errichten zu dörfen.

Damit diſe Zeitung durch eine zu lange Unterbrechung ihre Subſcribenten nicht verliere, was bei dem ſchnell herannahenden Ende des Jahres doppelt zu beſorgen iſt, und damit ich auch noch im Stande bin, alles bis jezt verſäumte vor Ende dieſes Jahres noch nachzuholen und die Subſcribenten dadurch völlig zu entſchädigen, die Verlegung des Perſonels, die Anweiſung der vielen Correſpondenten und andere hiezu erforderliche Gegenſtände aber viele Zeit erfordern, ſo darf ich von E. ChF. D. Gnade wohl die Hofnung hegen, Höchſtdero Reſolution ſo ſchleunig als möglich huldreichſt ertheilen zu laſſen."

Schon am 17. November 1803 erſchien in Ulm die „Kaiſerlich und Kurpfalzbairiſch privilegirte Allgemeine Zeitung", mit der Nr. 288, alſo unmittelbar anknüpfend an die in Stuttgart gedrukte lezte, aber nicht ausgegebene Nummer 287. Sie eröffnete die neue Wirkſamkeit unter neuen Verhältniſſen mit folgendem Artikel:

Als der Verleger der A. Z. den Abonnenten dieſes Blattes für den Reſt des laufenden Vierteljahres, den er ſchuldig bleiben zu müſſen fürchtete, vorläufig Bücher aus ſeinem Verlag zu Dekung ihres Schadens anbot, ſah er nicht voraus, daß er nach wenigen Wochen im Stande ſeyn würde, ſie auf eine andre, ihnen angenehmere, Weiſe zu befriedigen. Konnte er ſich auch immer zu dem Publikum verſehen, daß es den treuen Eifer nicht verkenne, mit welchem er ſtets auf die Erhaltung und Vervollkommnung eines ſo beträchtlichen Inſtituts bedacht war, ſo hat doch die bei Gelegenheit der unerwarteten Unterbrechung unſers Blattes allgemein, laut, und durch die bedeutendſten Organe ausgeſprochene öffentliche Stimme, welche deſſen baldigſte Wiederherſtellung verlangte, alle ſeine Erwartungen noch weit übertroffen. Mit lebhaftem Vergnügen und Dank folgt auch die bisherige Redaktion der A. Z. dem unzweideutigen und ehrenvollen Ruf, der ſie gänzlich der undankbaren Mühe überhebt, ſich auf die höchſt unedlen, durchaus ungerechten, und zum Theil verläumderiſchen Beſchuldigungen einzulaſſen, die bei dem, für beſonders bequem gehaltenen, Anlaß jener Unterbrechung in öffentlichen Blättern eines benachbarten Landes gegen die A. Z. an den Tag — oder vielmehr an das Dunkel des illiberalſten und leidenſchaftlichſten Parteigeiſtes,

> gebracht wurden. Die gleich barbariſch geſchriebenen und gedachten Artikel in Züricher und Berner Zeitungen, welche durch die Vorfälle des verfloſſenen Monats in Betref der A. Z. veranlaßt wurden, zeugen in Anſehung ihrer Verfaſſer ſehr ſchlecht für die Erziehung, von der einer derſelben übrigens rühmt, daß ſie gegenwärtig in ſeinem Vaterlande den Sieg errungen habe. Könnten die Verfaſſer dieſer Artikel, ſtatt der gehäſſigen, bösartigen Gefühle, von denen ſie in dem engen Kreis ihres Parteiweſens herumgetrieben werden, nur einmal die Erfahrung machen, welchen angenehmen Lohn unbefangene Wahrheitsliebe und anſtändige, gemeſſene Freiheit einem in täglichen Berührungen mit einem groſen und achtungswürdigen Publikum ſtehenden Schriftſteller in geltenden Augenbliken zubereiten, ſie würden eben den Weg einſchlagen, um ihren eigenen Blättern in ihrem Vaterlande die Konkurrenz mit einem auswärtigen zu erleichtern. — Uebrigens hätten wir unſre gewöhnliche Regel, keiner Polemik in unſrem Blatte Raum zu geben, auch dismal befolgt, wenn das Verläumderiſche jener Angriffe uns nicht gewiſſermaaßen ehrenthalber zu einiger Erwähnung derſelben genöthigt hätte. Weit angenehmer iſt es uns, zur Ehre unſers deutſchen Vaterlandes bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß kein deutſches Blatt die Unterbrechung der A. Z. zu irgend einem, auch nur zweideutigen, Winke gegen dieſelbe benuzt hat, und daß ſogar mehrere, von jeder kleinlichen und unwürdigen Rükſicht weit entfernt, ſich durch ein ganz entgegengeſeztes Betragen den ihnen hiermit feierlich ausgedrükten Dank des Verlegers und der Redaktion erworben haben.
>
> Um die Lüke in der Zeitgeſchichte auszufüllen, welche für die Leſer der A. Z. durch die Unterbrechung unſers Blattes entſtanden iſt, wird eine, (mit der heutigen Nummer anfangende), raiſonnirte Ueberſicht aller Begebenheiten gegeben, die von der Zeit, da die A. Z. unterbrochen wurde, bis zu der gegenwärtigen, wo ſie wieder in das Laufende kommt, durch öffentliche Blätter oder ſonſt, zu einigermaaßen ſicherer Notiz gekommen ſind. Sodann werden in derſelben Abſicht bis zu Ende dieſes Jahrs mit den laufenden Nummern mehrere Nummern Ergänzungsblätter ausgegeben werden. Der Inhalt derſelben wird beſtehen:
>
> 1. Aus den Amtsberichten und ſonſtigen Dokumenten, welche während der Epoche jener Unterbrechung erſchienen und eingelaufen ſind.
>
> 2. Aus denjenigen Korreſpondenz- und andern Artikeln, oder Aufſäzen, von vermiſchtem Inhalt, welche ebenfalls in den nemlichen Zeitpunkt fallen.
>
> Mit dem heutigen Blatte wird die A. Z. vom 14. Okt. ausgegeben, welche zu Stuttgart nicht mehr erſcheinen konnte.
>
> Was die A. Z. bisher leiſtete, hat dem Publikum genügt. Sie verſpricht alſo nicht mehr, als was ſie bisher leiſtete; ſie verſpricht aber, unter dem Schuz einer gerechten und aufgeklärten Regierung, eben daſſelbe mit ununterbrochenem Eifer zu leiſten.

Im Ganzen wurden 7 Ergänzungsblätter ausgegeben. Die äußere Geſchichte der Allgemeinen Zeitung verlief fortan weniger ſtürmiſch. Am 14. Juni 1804 ſtarb ihr Begründer Dr. E. L. Poſſelt in Heidelberg, am 26. Dez. 1804 ſein Nachfolger L. J. Huber, unter deſſen Nachfolger Stegmann ſie im Jahr 1810 nach Augsburg überſiedelte.

III.

Generalregiſter der 3 Jahrgänge der Horen 1795—1797.

a. Inhaltsverzeichniß nach der Folge der Stücke.

Jahrgang 1795.

I. Stück.

1. Erſte Epiſtel (von Goethe)¹ . . . . 1—6
2. Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen (von Schiller) . . . . 7—48
3. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten (Anonym) [von Goethe] . 49—78
4. Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit (von Fichte) . . . . 79—93

II. Stück.

1. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung . . . . . 1—28
2. Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt (von Meyer, Profeſſor in Weimar) . . . . 29—50
3. Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Fortſetzung . . . . 51—94
4. Zweyte Epiſtel (von Goethe) . . . . 95—98
5. Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur (von W. v. Humboldt) . . . . 99—132

III. Stück.

1. Das eigne Schickſal (von Herder) . . . . 1—21
2. Dante's Hölle (überſetzt von A. W. Schlegel) . . . . 22—69
3. Entzückung des Los Caſas oder Quellen der Seelenruhe (von Engel) 70—79
4. Ueber die männliche und weibliche Form (von W. v. Humboldt) . 80—103

---

[1] Die Namen der Autoren, welche erſt am Schluß des Jahrgangs im Generalregiſter genannt worden, ſtehen in runden Klammern; die in eckige Klammern eingeſchloſſenen Namen bezeichnen die anderweitig bekannt gewordenen Verfaſſer der auch am Schluß des Jahrs anonym gebliebenen Gedichte und Aufſätze.

IV. Stück.

1. Dante's Hölle. Fortſetzung 1—13
2. Ueber die männliche und weibliche Form. Fortſetzung 14—40
3. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung 41—67
4. Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 (von Schiller) 68—119

V. Stück.

1. Merkwürdige Belagerung von Antwerpen ꝛc. Beſchluß 1—14
2. Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters (von Woltmann) 15—49
3. Litterariſcher Sansculottismus (Anonym) [von Goethe] 50—56
4. Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung (von Weißhuhn) 57—89
5. Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius. Eine Erzählung (von A. v. Humboldt) 90—96
6. Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik (von Körner) 97—121
7. Kunſtſchulen, von Herrn Coadjutor von Mainz, Freiherrn v. Dalberg 122—134
8. Weihe der Schönheit (von Voß) 135—137
9. Sängerlohn (von Voß) 138—140

VI. Stück.

1. Elegien (von Goethe) 1—44
2. Die ſchmelzende Schönheit, Fortſetzung der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (von Schiller) 45—124

VII. Stück.

1. Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet (von Erhard) 1—30
2. Dante's Hölle. Fortſetzung 31—49
3. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung 50—76
4. Die Dichtkunſt (von Voß) 77—78
5. Der Dorfkirchhof (von Woltmann) 79—81
6. Lethe (von Woltmann) 82—84
7. Saladin und der Sklave (von Pfeffel) 85

VIII. Stück.

1. Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde (von Fr. H. Jacobi) 1—34
2. Ugolino und Ruggieri. Fortſetzung von Dante's Hölle 35—74
3. Ueber die Idee der Alten vom Schickſal (von Groß) 75—86
4. Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt (von Ben David) 87—102

IX. Stück.

1. Das Reich der Schatten (von Schiller) 1—10
2. Beiträge zur Geſchichte der neuen bildenden Kunſt (von Meyer) 11—29
3. Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechiſchen (von Goethe) 30—38
4. Schwarzburg (von Sophie Mereau) 39—44
5. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung 45—52
6. Homer, ein Günſtling der Zeit (von Herder) 53—88
7. Natur und Schule (von Schiller) 89—93

8. Das verſchleierte Bild zu Sais (von Schiller) 91–98
9. Von den nothwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten (von Schiller) 99–125
10. Der philoſophiſche Egoiſt (von Schiller) 126–127
11. Die Antike an einen Wanderer aus Norden (von Schiller) 128–129
12. Teutſche Treue (von Schiller) 130–131
13. Weisheit und Klugheit (von Schiller) 132
14. An einen Weltverbeſſerer (von Schiller) 133
15. Das Höchſte (von Schiller) 134
16. Ilias (von Schiller) 135
17. Unſterblichkeit (von Schiller) 136

X. Stück.

1. Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde (von Engel) 1–67
2. Der rauſchende Strom (von Herder) 67
3. Pallas Athene von Proklus (überſetzt von Herder) 68–71
4. Elegie (von Schiller) 72–85
5. Homer und Oſſian (von Herder) 86–107
6. Mährchen zur Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten 108–152
7. Leukothea's Binde (von Herder) 152

XI. Stück.

1. Das Feſt der Grazien (von Herder) 1–26
2. Die Theilung der Erde (Anonym) [von Schiller] 27–28
3. Die Thaten der Philoſophen (Anonym) [von Schiller] 29–30
4. Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten (von Schiller) 31–40
5. Theophanie (von Schiller) 40
6. Einem jungen Freund als er ſich der Weltweisheit widmete (von Schiller) 41–42
7. Archimedes und der Schüler (von Schiller) 42
8. Ueber das Naive (von Schiller) 43–76
9. Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache (von A. W. Schlegel) 77–103
10. Die Horen (von Herder) 103
11. Der heilige Wahnſinn (von Herder) 104

XII. Stück.

1. Die ſentimentaliſchen Dichter (von Schiller) 1–55
2. Menſchliches Wiſſen (von Schiller) 55
3. Die Dichter der alten und neuen Welt (von Schiller) 56–57
4. Schön und erhaben (von Schiller) 57
5. Amor und Pſyche auf einem Grabmal (von Herder) 58–60
6. Der Geſang des Lebens (von Herder) 60
7. Drei Schweſtern (von Herder) 61
8. Der Skrupel (von Schiller) 61
9. Sobiesky. Ein hiſtoriſches Fragment (von J. W. v. Archenholz) . 62–114
10. Karthago (von Schiller) 114
11. Der Strom des Lebens (von Herder) 115
12. Die Königin (von Herder) 115
13. Mars als Friedensſtifter (von Herder) 115

Zweiter Jahrgang. 1796.

I. Stück.

1. Idunna oder der Apfel der Verjüngung (von Herder) . . . . 1—28
2. Zwo Gattungen des Epigramms (von Herder) 28
3. Elegien von Properz (von Hrn. v. Knebel) . . . . 29—53
4. Der unſterbliche Homer (von Herder) 53
5. Ueber Poeſie, Silbenmaß und Sprache. Fortſetzung . . . . 54—74
6. Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin [von Schiller] 74
7. Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, nebſt einigen Bemerkungen einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend . . . . 75—122
8. Der Löwe und die Kuh (von Pfeffel) . . . . 122—123
9. Der Fiſcher, der Aal und die Schlange (von Pfeffel) 123

II. Stück.

1. Herr Lorenz Stark. Fortſetzung . . . . 1—19
2. Verſuch über die Dichtungen (aus dem Franzöſiſchen der Madame Stael, von Goethe) . . . . 20—55
3. Fortſetzung der Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache (von A. W. Schlegel) . . . . 56—73
4. Der Ritter von Tourville (von Gerber) . . . . 74—104

III. Stück.

1. Elegien von Properz. Fortſetzung . . . . 1—25
2. Der Ritter von Tourville. Fortſetzung . . . . 26—77
3. Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten (von Schiller) . . 78—91
4. Scenen aus Romeo und Julie von Shakeſpeare (von A. W. Schlegel) 92—104

IV. Stück.

1. Benvenuto Cellini (von Goethe) . . . . 1—56
2. Etwas über William Shakeſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters [von A. W. Schlegel] . . . . 57—112

V. Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . 1—51
2. Die Pulververſchwörung in England im Jahre 1605 (von Reinwald) 52—78
3. Elegie 1795 (von Matthiſſon) . . . . 79—80
4. Eine Nachahmung der erſten Satire des Juvenal (von Alxinger) . 81—86
5. Sehnſucht nach Frieden, Elegie von Tibull (von Voß) . . . . . 87—91
6. Die Chariten. Theokrits ſechszehnte Idylle (von Voß) . . . . . 92—99

VI. Stück

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . 1—49
2. Die Zauberin. Theokrits zweite Idylle (von Voß) . . . . . . 50—60
3. Szenen aus Shakeſpeare. Der Sturm (von A. W. Schlegel) . . 61—82
4. Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten. Aus Platons Theätetus (von Horner) . . . . 83—93
5. Das Geſtändniß; I. Theon an Theano; II. Theon und Theano; III. Theano an Theon (von Koſegarten) . . . . 94—101

6. Unbekanntes Wiſſen (von Bürde) 102
7. An Cäcilie. Aus dem Engliſchen (von Bürde) 102
8. Der neue Orpheus [von Bürde] . . . . . 103—104

VII. Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . . 1—59
2. Ekloge (von Koſegarten) . . . . . 60—89
3. Theoderich, König der Oſtgothen (von Woltmann) . . . . . 90—105

VIII. Stück.

1. Theoderich, König der Oſtgothen. Schluß . . . . . 1—20
2. Elegien aus dem Engliſchen des J. Scott (von Bürde) . . . . . 21—28
3. Briefe auf einer Reiſe nach dem Gotthardt (von Goethe) . . . . . 29—94
4. Gemil und Zoe. Neugriechiſches Sittengemälde. Von von Halem . . . . . 95—102

IX. Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . . 1—71
2. Der Attiſche Ring. Elegie von Properz (von Hrn. v. Knebel) . . . . . 72—78
3. Neueſte Zimmerverzierung in Rom (von Meyer) . . . . . 79—84
4. Nathan. Aus dem Decameron des Boccaz (von Sophie Mereau) . . . . . 85—94
5. Die Dioskuren. Theokrits 22. Idylle (von Voß) . . . . . 95—108

X. Stück.

1. Theon und Theano (von Koſegarten) . . . . . 1—5
2. Agnes von Lilien [von Karoline v. Wolzogen] . . . . . 6—69
3. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . . 70—106

XI. Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . . 1—34
2. Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino im Oktober 1794. An die Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar (von Hirt) . . . . . 35—79
3. Herakles bei Augeias. Theokrits 25. Idylle [von Voß] . . . . . 80—97
4. Cynthiens Schatten. Elegie von Properz [von Knebel] . . . . . 98—104
5. Ich denke dein (von Friedrike Brun, geb. Münter) . . . . . 105—106
6. Die Tröſterinnen (von Herder) . . . . . 107—108

XII. Stück.

1. Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino im Oktober 1794. Fortſetzung . . . . . 1—20
2. Der Pilger (von Boie) . . . . . 21—35
3. Agnes von Lilien. Fortſetzung . . . . . 36—104
4. Ueber Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen (von Körner) . . . . . 105—116

Dritter Jahrgang 1797.

I. Stück.

1. Robert Guiskard, Herzog von Apulien und Calabrien (von Hrn. v. Funk) 1—58
2. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . . 59—101
3. Der Gefangene [von Pfeffel] 102
4. Die Freundſchaft. Nach dem Spaniſchen [?] . . . . . 103—104

II. Stück.

1. Robert Guiscard. Fortſetzung . . . . 1—33
2. Carl von Anjou, König von Neapel. Nach dem Boccaz (von Sophie Mereau) . . . . 34—42
3. Agnes von Lilien. Fortſetzung . . . . 43—60
4. Pindars neunte Pythiſche Ode (von W. v. Humboldt) . . . . . . 61—74
5. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . 75—106

III. Stück.

1. Robert Guiscard. Fortſetzung . . . . 1—14
2. Die Stände [?] . . . . 15—20
3. Schreiben Herrn Müllers Mahlers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Hrn. Profeſſor Carſtens in Rom 21—44
4. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . 45—88

IV. Stück.

1. Die Aufklärung [?] . . . . 1—3
2. Schreiben Maler Müllers in Rom. Schluß . . . . 4—16
3. Aus Shakeſpeare's Julius Cäſar (von A. W. Schlegel) . . . . 17—42
4. Benvenuto Cellini. Fortſetzung . . . . 43—84
5. Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden, von dem verſtorbenen Dichter Lenz . . . . 85—102
6. Der Heilige [?] 103
7. Die Nachſicht [?] 104

V. Stück.

1. Der Waldbruder. Fortſetzung . . . . 1—30
2. Phaethon. Aus Ovids Metamorphoſe (von Voß) . . . . 31—54
3. Agnes von Lilien. Fortſetzung . . . . 55—90
4. Der Volksrath [?] . . . . 91—93

VI. Stück.

1. Benvenuto Cellini. Beſchluß . . . . 1—17
2. Ueber Shakeſpeare's Romeo und Julia (von A. W. Schlegel) . . 18—48
3. Briefe von Amanda und Eduard (von Sophie Mereau) . . . . . 49—68
4. Der Wanderer (von Hölderlin) . . . . 69—74
5. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville (von Schiller) [beziehungsweiſe Wilhelm v. Wolzogen] . . . . . 75—106

VII. Stück.

1. Verſuch über das Kunſtſchöne (von Hirt) . . . . 1—37
2. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſetzung . . . . 38—59
3. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung 60—87
4. An Sie (von Friedrike Brun, geb. Münter) . . . . 88—89
5. Zuverſicht (von Friedrike Brun) . . . . 90—91

VIII. Stück.

1. Die Geiſterinſel. Ein Singſpiel in 3 Akten (von Gotter) . . . . 1—26
2. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung 27—61
3. An Eulalia bei Ueberſendung von Goethes Elegien [?] . . . . . 62—65
4. Abdallah und Balſora. Ein Gedicht in ſechs Geſängen (von Amalie v. Imhof) . . . . 66—108

IX. Stück.

1. Die Geiſterinſel. Fortſetzung . . . . 1—78
2. Die Gallier in Rom (von Gries) . . . . 79—82
3. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung 83—100

X. Stück.

1. Laokoon (von Hirt) . . . . 1—26
2. Das Feſt der Hertha [von A. v. Imhof] . . . . 27—40
3. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſetzung . . . . 41—55
4. Herrn Gadſo Coopmanns Paris. Aus dem Lateiniſchen überſetzt [?] . 56—81
5. Die Danaiden (von Gries) . . . . 82—91
6. Stanzen an Amalien bei Ueberſendung des Damenkalenders auf 1798 (von Müller) . . . . 92—94
7. Lied für unſre Zeiten (von Eliſa v. d. Recke) . . . . 95—97
8. Des Lieblingsörtchens Wiederſehn (von Sophie Mereau) . . . . . 98—100
9. Die Eichbäume (von Hölderlin) 101
10. Die Schatten auf einem Maſkenball [von Amalie v. Imhof] . . . 102—103
11. Cosmopoliten (von M.) [?] 104
12. Die Todtenköpfe (von Eliſa v. d. Recke) . . . . 105—106
13. Hoffnung (von Schiller) 107
14. Das Neue (von M.) [?] 108
15. Die Begegnung (von Schiller) . . . . 109—110

XI. Stück.

1. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Beſchluß 1—17
2. Julia von Roſalva. Erzählung (von Z.) [?] . . . . 18—44
3. Die Feſte der Arramanden (von E.) [Einſiedel] . . . . 45—107

XII. Stück.

1. Die Kapelle im Walde. Idylle (von L.) [Luiſe Brachmann] . . . 1—18
2. Nachtrag über Laokoon (von Hirt) . . . . 19—28
3. Die Feſte der Arramanden. Beſchluß . . . . 29—38
4. Die Nonne. Romanze (von L.) [Luiſe Brachmann] . . . . 39—45
5. Die Herbſtnacht [von Luiſe Brachmann] . . . . 46—48
6. Magellone und der Ritter von Maſſilia. Idylle (von L.) [Luiſe Brachmann] 49—73
7. Hymnus an Dionyſos. Aus dem Griechiſchen (von Eſchen) . . . 74—78
8. Die Gaben der Götter [von Luiſe Brachmann] . . . . 79—80

b. Verzeichniß der Mitarbeiter und ihrer Beiträge.

Alxinger: 1795 V 4.
Nachahmung der erſten Satire des Juvenal.
Archenholz: 1795 XII 9.
Sobiesky.
Ben David: 1795 VIII 4.
Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt.

Boie: 1796 XII 2.
  Der Pilger.
Brachmann, Luiſe: 1797 XII 1, 4, 5, 6, 8.
  Die Kapelle im Walde.
  Die Nonne. Romanze.
  Die Herbſtnacht.
  Magellone und der Ritter von Maſſilia.
  Die Gaben der Götter.
Brun, Friederike: 1796 XI 5; 1797 VII 4, 5.
  Ich denke dein.
  An Sie.
  Zuverſicht.
Bürde: 1796 VI 6—8, VIII 2.
  Unbenutztes Wiſſen.
  An Cäcilia.
  Der neue Orpheus.
  Elegien aus dem Engliſchen.
Dalberg, Karl v.: 1795 V 7.
  Kunſtſchulen.
Einſiedel: 1797 XI 3, XII 3.
  Die Feſte der Arramanden.
Engel: 1795 III 3, XI 1; 1796 II 1.
  Entzückung des Las Caſas.
  Lorenz Stark.
Erhard: 1795 VII 1.
  Die Idee der Gerechtigkeit ꝛc.
Eſchen: 1797 XII 7.
  Hymnus an Dionyſos.
Fichte: 1795 I 4.
  Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit.
Funk: 1797 I 1, II 1, III 1.
  Robert Guiscard.
Gerber: 1796 II 4, III 2.
  Der Ritter von Tourville.
Goethe: 1795 I 1, 3, II 1, 4, IV 3, V 3, VI 1, VII 3, IX 3, 5, X 6; 1796 II 2, IV 1, V 1, VII 1, VIII 3, IX 1, X 3, XI 1; 1797 I 2, II 5, III 1, IV 4, VI 1.
  Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.
  Märchen.
  Literariſcher Sansculottismus.
  Verſuch über die Dichtungen.
  Benvenuto Cellini.
  Epiſteln, erſte und zweite.
  Elegien 1—20.
  Hymnus auf die Geburt des Apollo.

Gries: 1797 IX 2, X 5.
Die Gallier in Rom.
Die Danaiden.
Gros: 1795 VIII 3.
Ueber die Idee der Alten vom Schickſal.
Halem: 1796 VIII 4.
Gemil und Zoe.
Herder: 1795 III 1, IX 6, X 2, 3, 5, 7, XI 1, 10, 11, XII 5–7, 11–13.
1796 I 1, 2, 4, XI 6.
Das eigene Schickſal.
Homer ein Günſtling der Zeit.
Homer und Oſſian.
Das Feſt der Grazien.
Iduna.
Der rauſchende Strom.
Leukothea's Binde.
Die Horen.
Der heilige Wahnſinn.
Amor und Pſyche.
Der Geſang des Lebens.
Drei Schweſtern.
Der Strom des Lebens.
Die Königin.
Mars als Friedensſtifter.
Zwo Gattungen des Epigramms.
Der unſterbliche Homer.
Die Tröſterinnen.
Hirt: 1796 XI 2, XII 1; 1797 VII 1, X 1, XII 2.
Reiſe nach Grottaferrata.
Verſuch über das Kunſtſchöne.
Laokoon.
Nachtrag über Laokoon.
Hölderlin: 1797 VI 4, X 9.
Der Wanderer.
Die Eichbäume.
Horner: 1796 VI 4.
Aus Platons Theätetus.
Humboldt, A. v.: 1795 V 5.
Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius.
Humboldt, W. v.: 1795 II 5, III 4, IV 2; 1797 II 4.
Ueber den Geſchlechtsunterſchied.
Ueber die männliche und weibliche Form
Pindars neunte pythiſche Ode.
Imhof: Amalia v. 1797 VIII 4, X 2, 10.
Abdallah und Balſora.

Das Feſt der Hertha.
Die Schatten auf einem Maskenball.
Jacobi: F. H. 1795 VIII 1.
Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers.
Knebel: 1796 I 3, III 1, IX 2, XI 4.
Elegien von Properz.
Körner: 1795 V 6; 1796 XII 4.
Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik.
Ueber Wilhelm Meiſters Lehrjahre.
Koſegarten: 1796 VI 5 VII 2, X 1.
Das Geſtändniß.
Ekloge.
Theon und Theano.
M: 1797 X 11, 14.
Kosmopoliten.
Das Neue.
Matthiſſon: 1796 V 3.
Elegie.
Mereau, Sophie: 1795 IX 4; 1796 IX 4; 1797 II 2, VI 3, VII 2, X 3, 8.
Briefe von Amanda und Eduard.
Nathan. Aus dem Decameron.
Carl von Anjou. Nach dem Boccaz.
Schwarzburg.
Des Lieblingsörtchens Wiederſehen.
Meyer: 1795 II 2, IX 2; 1796 IX 3.
Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt.
Beiträge zur Geſchichte der neueren bildenden Kunſt.
Neueſte Zimmerverzierung in Rom.
Müller: 1797 X 6.
Stanzen an Amalien.
Müller, Maler: 1797 III 3, IV 2.
Schreiben über die Ankündigung des Herrn Fernow.
Pfeffel: 1795 VII 7; 1796 I 8, 9; 1797 I 3.
Saladin und der Sklave.
Der Löwe und die Kuh.
Der Fiſcher, der Aal und die Schlange.
Der Gefangene.
Recke, Eliſe v. 1797 X 7, 14.
Lied für unſere Zeiten.
Die Todtenköpfe.
Reinwald: 1796 V 2.
Die Pulververſchwörung in England.
Schiller: 1795 I 2, II 3, IV 1, V 1, VI 2, IX 1, 7–17, X 4, XI 2–8,
XII 1–4, 8, 10; 1796 I 6, 7, III 3; 1797 VI 5, X 13, 15.
Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.
Die ſchmelzende Schönheit, Fortſetzung der äſthetiſchen Briefe.

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen.
Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten.
Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.
Ueber das Naive.
Ueber naive und ſentimentaliſche Dichter.
Belagerung von Antwerpen.
Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Marſchalls von Vieilleville.
Das Reich der Schatten.
Elegie.
Natur und Schule.
Das verſchleierte Bild von Sais.
Die Theilung der Erde.
Die Thaten der Philoſophen.
Hoffnung.
Die Begegnung.
Der philoſophiſche Egoiſt.
Die Antike an einen Wanderer aus Norden.
Deutſche Treue.
Weisheit und Klugheit.
An einen Weltverbeſſerer.
Das Höchſte.
Ilias.
Unſterblichkeit.
Theophanie.
Einem jungen Freund als er ſich der Weltweisheit widmete.
Archimedes und der Schüler.
Menſchliches Wiſſen.
Die Dichter der alten und neuen Welt.
Schön und erhaben.
Der Skrupel.
Karthago.
Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin.

Schlegel: 1795 III 2, IV 1, VII 2, VIII 2, XI 9; 1796 I 5, II 3, III 4, IV 2, VI 8; 1797 IV 8, VI 2.
Dante's Hölle.
Ugolino und Ruggiero, Fortſetzung von Dante's Hölle.
Scenen aus Romeo und Julie.
Scenen aus dem Sturm.
Scenen aus Julius Cäſar.
Ueber Romeo und Julie.
Etwas über William Shakeſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters.
Briefe über Poeſie, Silbenmaß und Sprache.

Voß: 1795 V 8, 9, VII 4; 1796 V 5, 6, VI 2, IX 5, XI 3; 1797 V 2.
Weihe der Schönheit.
Sängerlohn.
Die Dichtkunſt.

Elegie von Tibull.
4 Idyllen von Theokrit.
Phaethon. Aus Ovid.
Weißhuhn: 1795 V 4.
Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung.
Woltmann: 1795 V 2, VII 5, 6; 1796 VII 3, VIII 1.
Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters.
Theoderich, König der Oſtgothen.
Der Dorfkirchhof.
Lethe.
Wolzogen, Karoline v.: 1796 X 2, XII 3; 1797 II 3, V 3.
Agnes von Lilien.
Wolzogen, Wilhelm v.: 1797 VI 5, VII 3, VIII 2, IX 3, XI 1.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls v. Vieilleville.
Z.: 1797 XI 2.
Julia von Roſalva.
Unbekannte Verfaſſer:
1797 I 4: Die Freundſchaft.
" III 2: Die Stände.
" IV 1: Die Aufklärung.
" " 6: Der Heilige.
" " 7: Die Nachſicht.
" V 4: Der Volksrath.
" VIII 3: An Eulalia.
" X 4: Herrn Gadſo Coopmanns Paris. Aus dem Lateiniſchen.
Aus dem Nachlaß von Dichtern:
Gotter, Die Geiſterinſel (1797 VIII 1, IX 1).
Lenz, Der Waldbruder (1797 IV 5, V 1).

IV.

Auszüge aus J. F. Cotta's Rechnungsbüchern.

A. Aus dem Verlags-Conto.

Herr Hofrat Schiller in Jena

		Soll		Haben	
		fl.	kr.	fl.	kr.
1794. Jun. 11	Sandte ihm Herr Jahn u. Comp. in Stuttgart für unſere Rechnung als Vorſchuß laut Contract über Schillers Allgem. europ. Staaten-Zeitung	450	—		
„ Nov. 21	ſandte ihm ferner	300	—		
1795. Febr. 1	von Hrn. Prof. Ströhlin empfangen laut Brief	11	—		
„ Merz 22.	auf ſeine Ordre an ſeinen Hrn. Vater auf der Solitude	9	—		
„ „ 27.	ſandte ihm durch Hrn. Jahn u. Comp. baar	351	—		
„ April 24	zahlte ihm als Zeichen unſerer Erkenntlichkeit 33 Carolin oder fl. 363	—	—	—	—
„ Aug. 25	zahlte ihm auf ſeine Anweiſung an ſeinen Hrn. Vater 25 alte Ldor oder	275	—		
1796. Jan. 4	zahlte ihm durch Hrn. Haſſenmaier an Hrn. Legat.R. v. Wolzogen	341	—		
	Honorar für Beiträge zu den Horen laut Berechnung über das Honorar der Horen 1795, 5s—12s 1) für eigene Beiträge bis Horen 1796 1s incl. . . . . . . 117 Alte Ldor 2) Ausgelegt an Honorar: für Schlegel . . 29 „ „ „ Weißhuhn . 10 „ „ „ Woltmann . 17 „ „ „ Körner . . 9 „ „ „ v. Knebel . . 9 „ „ „ Mad. Mereau 2 „ „ „ Bendavid . . 4 „ „ 3) Redaction von 1795 60 „ „ 216 N. Ldor à fl. 9. 45			2300	30
	Uebertrag	1737	—	2300	30

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	1747	—	2398	30
1796. April 1.	Laut Brief an Hrn. Herder geſandt . . . . . . 45 N. Ldor à fl. 9. 45			438	45
	dagegen behalten die durch ihn an Hrn. Herder geſandten 24 Carolin	264	—		
	und unter obigen 45 n. Ldor inbegriffen 29 Rthl., die Hr. Hofrat Stark für uns an Hrn. Herder bezalte, oder	52	—		
„ Mai 5.	Honorar für Beiträge: Horen 1795. I, II, IV, $9^{1}/_{8}$ Bg. à 6 NLd.: 54 NLd. 4 Rthl.; NLd. à fl. 9. 15			534	18
	Honorar für Beiträge: Horen 1796 III, 1 Bg. à 5 Ld.			48	45
	Redaction von 1796: 60 n. Ld.			585	—
	An Büchern empfangen . . . . . fl. 121. 1 von Hrn. Hofrat Stark Rth. 21. 21 39. 22	160	23		
	Zalte ihm baar fl. 379 und auf Capital Schuld fl. 1100	1479	—		
„ Juni 13.	Zalte auf ſeine Anweiſung durch Anweiſung auf Hrn. Jahn u. Comp. in Stuttgart die Summe von (an Frau Rat Reinwaldin)[1]	137	30		
„ „ 16.	Zalte auf ſeine Ordre an Hrn. Profeſſor Dannecker	5	30		
„ Sept. 19.	Laut Schreiben für ſeine Rechnung an Hrn. Joh. Eſcher im Thalacker in Zürch zu bezahlen 200 Lbthlr. (S. Brief vom 4. Nov.)	550	—		
„ Oct. 20.	Empfieng laut Schreiben vom 8. Oct. von Hrn. Böhme 200 Rth. in Carolin $6^{1}/_{8}$	356	26		
	Zalte an Hrn. Bolt für Zeichnung und Stich der Terpſichore zum Muſenalmanach 1797 durch Hrn. v. Humbold 8 NLdor à fl. 9. 45 . . .			78	—
	Laut Berechnung über den MuſenAlmanach 1797 Redaction u. Honorar ſämmtliches Rth. 436 An Hrn. Göpferdt bezalt 10 Carol. „ 61. 16 An 2 Buchbinder . . . . „ 64. 10 Für die Decke zum Almanach 97 „ 31. 17 Fracht, Emballage . . . . . . „ 21. 23 Für diverſe Kleinigkeiten . . . „ 7. 21 Rth. 623. 15 oder Car. $6^{1}/_{8}$			1112	24
„ Nov. 16.	Laut Brief an Hrn. Bendavid die bereits mit Hrn. Hofrat Schiller berechneten 2 Carolin noch an den Hrn. B. zu bezalen: 2 Car. . .	22	—		
	Uebertrag	4773	49	5195	42

---

[1] Hienach iſt das Datum auf S. 210. A. 4 zu berichtigen.

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	4773	49	5195	42
1797. Jan. 10.	Zalte auf ſeine Ordre am Honorar für Agnes v. Lilien an Hrn. Pfarrer Hurter in Schaffhauſen	220	—		
„ „ 27	Sandte auf ſeine Ordre an ſ. Frau Mutter nach Leonberg [1]	22	—		
„ Febr. 16.	Sandte ihm baar als Vorſchuß	288	—		
„ Merz 13	„ ſeiner Frau Mutter	20	—		
„ April 13	Empfieng laut Brief baar von Hrn. Böhme 120 Ldth. fl. 330 Empfieng als Vorſchuß von Hrn. Andreä in Frankfurt fl. 462	792	—		
	Empfieng als Reſt für den Muſ. Alm. durch Hrn. Böhme Rth. 158 oder	283	34		
Jubil. Meſſe	Zalte ihm pro Saldo des Horen Honorars bis Horen 1797 4St inclus. nebſt Redaction für 97 320½ Ldors à fl. 9. 45	3124	52		
	Zalte ihm als Zeichen unſerer Erkenntlichkeit für MuſenAlmanach 1797 20 Ldor	195	—	195	—
Juni 20.	An Bücher laut Nota II	119	27		
	Differenz wegen Hrn. Hofrat Starks Zalung	5	49		
	Honorar für Horen 1796 5St bis 1797 4St inclus. 200 Rth. für Redaction 1797 Rth. 1782. 12 in Ldor 356½ An Hrn. Stark in Berlin 36 Rth. u. andere kleine Ausgaben 4 Rth. 40 8 Ldor 364½	—	—	3553	52
	Hievon die Oſter-Meſſe 96 für Tourville verrechneten und von uns bezalten 15 Ldor an Herner 2 „ 17 Ldor	165	45		
	Differenz	3	18		
	Auf neue Rechnung Vorſchuß vom 16. Febr. und 13. April	—	—	1080	—
		10024	34	10024	34
	Von voriger Rechnung Vorſchuß vom 16. Febr. und 13. April	1080	—		
„ Juli 30	An Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller in Leonberg	90	—		
„ Sept. 7	Sandte ihm baar 128 Ldth. à 1 Rth. 15 197. 8 2 Conv. Th. 2. 16 Rth. 200 oder	300	—		
	Uebertrag	1470	—	—	—

---

[1] Hienach iſt das Datum auf S. 209, Z. 7, zu berichtigen.

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	1470	—	—	—
1797. Sept. 27.	Nach ſeinem Brief Redaction und Gedichthonorar im Muſen-Alm. 1798 . . . . 300 Rth. Schlegel Honorar 10 Ldor . 50 „ Buchbinder Lbth. zu 1 Rth. 15 . 62 „ Fracht Auslage . 2 „ 414 Rth. worunter 30 Ldor à fl. 9. 36	—	—	756	27
„ Oct. 17.	Sandte ihm baar 4½ Ldor à fl. 9. 36 fl. 43. 12 4 Ducaten 21. 36 85 Lbthl. 233. 54 1 Th. Preußiſch . 1. 45	300	27		
„ Nov. 14.	An Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller Quartal Martini	50	—		
„ Dec. 14.	Sandte durch Hrn. Löflund 150 Lbth. . . .	412	30		
1798. Jan. 11.	„ an Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller, Quartal Lichtmeß	50	—		
„ Merz 16.	Sandte ihm durch Hrn. Stahl und Federer als Vorſchuß	800	—		
„ April 17.	Sandte an Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller, Quartal Georgi	50	—		
Jubil. Meſſe	Sandte 1 Toilette, Zucker und Caffee .	67	51		
	als Geſchenk obiges	—	—	67	51
	Honorar für Horen 1797 5^{s} bis 12^{s} (das 12. für 21 Carolins)	—	—	1775	26
	Am 12. Heft, das nur 5 Bogen gab, kommt mir gut laut Schillers Brief vom 3. Juli 6 Ldor à fl. 9. 36	57	36		
	an Zucker und Caffee geliefert	34	25		
	Zahlte ihm in Jena baar	1775	26		
„ Aug. 2.	An Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller fürs Quartal Jacobi	50	—		
„ Sept. 13.	An Hrn. Pfarrer Hurter in Schaffhauſen geſandt	24	—		
„ Oct. 15.	„ Frau Obriſtwachtmeiſter Schiller fürs Quartal Martini	50	—		
„ 16.	Nach Brief vom 4. h. für Redaction und Honorar des Muſen Alm. 1799 ſämmtlich 86 Ldors à fl. 9. 39½	—	—	830	30
„ Nov. 4.	Empfieng laut Brief von Hrn. Hofrat Schütz 252 Lbth.	693	—		
	Uebertrag	5885	15	3430	14

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	5885	15	3430	14
1798. Nov. 7.	An Buchbinder für pp. 1980 Einband zum Muſ. Alm. 1799 . . . . . Rth. 81. 9. 6 An Prof. Meyer für Auslagen an Kupferſtecher ꝛc. . . . . „ 89. 11. 6 Für 4 Zeichnungen zum Muſ. Alm. 98 und 99: 4 Carol. „ 26. 197 à 1.45	—	—	333	26
„ „ 8.	Sandte ihm baar	176	56		
1799. Febr. 4.	„ ſeiner Frau Mutter Quartal Lichtmeß durch Hrn. Erhard	70	—		
„ März 5.	Zalte an Hrn. Baumeiſter Hölzel in Mannheim durch Mittel . . . . . . fl. 13. 42				
„ „ 22.	Zalte an Hrn. Baumeiſter Hölzel in Mannheim durch Schwan u. Goez 41. 18	55	—		
„ April 27.	Zalte an ſeine Frau Mutter durch Expedition der Allg. Ztg. Quartal Georgi	30	—		
„ Aug. 12.	Zalte an ſeine Frau Mutter durch Expedition der Allg. Ztg. Quartal Jacobi	30	—		
„ Nov. 5.	Zalte an ſeine Frau Mutter für Quartal Martini	30	—		
„ Dec. 15.	„ ihm durch Frege u. Comp.	550	—		
„ „ 29.	Sandte ihm durch Hrn. Stahl u. Federer laut Cop. per Saldo des Muſ. Alm.	715	—		
	und für 20 Bogen Erzählungen à fl. 11 . .	—	—	220	—
	Honorar für den Muſen Almenach an Fräulein Imhof 40 Carol. und 6 Carol. für Zeichnungen an Meyer	—	—	506	—
1800. Febr. 4.	Zalte an ſeine Frau Mutter für Quartal Lichtmeß	30	—		
„ März 17.	Sandte ihm baar	165	—		
„ April 4.	Uebernom für ſeine Rechnung an Hrn. Kaufmann Repp Conto Hrn. v. Wohlzogens zu bezalen .	87	12		
„ „ 20.	Bücher Rechnung II	160	45		
„ „ 27.	Wahrſcheinliche Bezalung der für Macbeth vom Theater Frankfurt ſchuldigen 12 Ducaten . .	—	—	66	—
	Wahrſcheinliche Bezalung der für Macbeth von Haſelmeier ſchuldigen 12 Ducaten	—	—	66	—
	Wahrſcheinliche Bezalung der für Wallenſtein von Bell ſchuldigen 40 Pfd. St.	—	—	440	—
„ „ 28.	Zalte ſeiner Mutter für Quartal Georgi . .	30	—		
„ Mai 11.	Sandte ihm von Leipzig durch Hrn. GRath v. Goethe als Geſchenk 330 fl.	—	—	—	—
	1 Euripidis opera in der Bücher Rechnung vergeſſen	24	—		
	Die Zalung von Bell beträgt 60 Pfd.; alſo 20 mehr	—	—	220	—
	Uebertrag	8039	8	5281	40

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	8293	8	5281	40
1800. Mai 14.	Sandte Baumeiſter Hölzel durch Mittel per Anweiſung Kaufmanns Heß	55	—	—	—
„ Juli 28.	Zalte ſeiner Mutter für Quartal Jacobi . . .	30	—		
	Honorar für 31 Bogen von Wallenſtein à fl. 66			2046	—
„ Aug. 7.	Zalte ſeiner Mutter Quartal Martini . . .	30	—		
„ Sept. 5.	Sandte per Anweiſung auf Hrn. Frege u. Comp. 120 Lthr.	230	—		
„ „ 12.	Laut Brief vom 30. Aug. für 1 Wallenſtein Poſtp.	3	36	3	36
1801. Febr. 5.	Sandte ſeiner Frau Mutter Quartal Lichtmeß	30	—		
„ April 12.	„ „ „ „ „ Georgi	30	—		
	Als Reſt Bells Zalung	650	—		
„ Oſtermeſſe	Zalte ihm als Geſchenk für Gewinn am Wallenſtein 1. Aufl. fl. 550	—	—	—	—
	1 Adelung Wörterbuch 4°	10	48		
„ Aug. 10.	Sandte ſeiner Frau Mutter Quartal Jacobi durch Hrn. Stahl u. Federer	30	—		
	Honorar für 15 Bog. Maria Stuart à fl. 66 .	—	—	990	—
	„ „ 10½ Bog. Macbeth „ „ 66 .	—	—	693	—
„ Sept. 7	„ „ 12⅓ S. DamenKal. à fl. 66 p. Bg.	—	—	51	34
„ „ 21.	Laut Brief von Hrn. Unger empfangen . . .	550	—	—	—
„ Nov. 27.	Sandte ſeiner Frau Mutter für Quartal Martini	30	—		
1802. Jan. 15.	„ „ „ „ auſſergewönlich . .	25	—		
„ Febr. 5.	„ „ „ „ durch Exp. Allg. Ztg. Quartal Lichtmeß	30	—		
„ März 22.	Zalte für ſeine Rechnung laut Schein vom 21. Febr. zu 4 proC. verzinsbar und am Honorar ſeiner theatraliſchen Schriften abzurechnen . . .	2600	—		
„ „ 26.	Von Bell empfangen nach Abzug Proviſion ꝛc. 54 Pfd. St. à fl. 10. ⅔	—	—	585	20[1]
„ April 5.	Zalte für ſeine Rechnung an ſeine Frau Mutter Quartal Georgi	30	—		
	Zalte für ſeine Rechnung an ſeine Frau Mutter extra	20	—		
	1 Oeuvres de Treſſan	22	—		
„ „ 21	Zum Geſchenk für Wallenſtein 2. Aufl. Maria Stuart fl. 558. 22.	—	—	—	—
„ Mai 20	Zalte ihm als Geſchenk dc. fl. 550. Für 1. Aufl. von Wallenſtein zum Geſchenk	1100	—	1100	—
	Uebertrag	13799	32	10751	10

---

[1] Aus dieſem Einnahmepoſten iſt erſichtlich, daß Bell doch noch zur Zahlung angehalten wurde, wonach S. 461 Note 1 zu berichtigen reſp. zu ergänzen iſt. Die Zahlung erfolgte an Hüttner in 4 Raten: am 12. Jan. 1801 20 Pfd., am 6. Febr. und am 6. Dez. je 5 Pfd. und am 20. Febr. 1802 28 Pfd. 16 Sh. zuſammen 58 Pfd. 16 Sh.

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	13909	32	10751	10
1802. Mai 30.	An Macbeth (da für zweite Auflage nur fl. 550 zu berechnen)	143	—		
	Für 2. und 3. Auflage von Wallenſtein	—	—	1100	—
	" " " " " " M. Stuart	—	—	550	—
	Das Anlehen vom 23. Merz auf CapitalRechnung	—	—	2600	—
	Differenz	1	51		
	(15. Juni Reſt Soll fl. 946. 44; S. 14051 26; H. 15001. 10)				
" Aug. 29.	Sandte ihm Anweiſung Hrn. v. Wohlzogens auf	165	—		
" Sept. 9.	Honorar für Turandot wie Macbeth	—	—	550	—
" " 10.	" " 12 S. DamenCal. 1803	—	—	19	30
" " 13.	" " 10½ Bog. Flora 1802 3. Quartal à 4 Rthl.	—	—	75	36
" Nov. 2.	Sandte auf ſeine Ordre an Frau v. Wohlzogen nach Stuttgart	88	—		
" Dec. 14.	Sandte an ihn durch Hrn. Böhme 250 Lbth.	687	30		
1803. Mai 21.	Zahlte ihm als NachtragsErkenntlichkeit für Wallenſtein 3. Aufl. 30 Frdor	—	—	—	—
" Juni 20.	Sandte ihm Anweiſung auf Hrn. Frege u. Comp. von 600 Lbth.	1650	—		
	Honorar für Braut von Meſſina 300 Dukaten	—	—	1620	—
" Sept. 9.	" " 11 S. DamenCal. 1804	—	—	15	22
" Oct. 22.	" " die beiden Emilien 9 Bogen	—	—	132	—
1804. April 14.	Von CapitalRechnung	—	—	606	35
	Honorar für Ehlers Compoſitionen	—	—	110	—
" " 8.	An BücherRechnung	46	33		
" Jubil. M.	Zalte ihm durch Anweiſung auf Berlin 200 Rth.	350	—		
	" " " PaarZalung an Frauenholz	54	—		
	" " " Anweiſung auf Frau Schwägerin Wohlzogen	1094	44		
		18190	13	18190	13
" Aug. 4.	Uebermachte durch Hrn. Frege u. Comp. 120 Lbth.	330	—		
" " 25.	Zalte an Hrn. C. Muller in Weimar	—	—	330	—
" Sept. 1.	Honorar für 3 S. DamenCal. 1805	—	—	16	30
	" " Wilhelm Tell 300 Dukaten	—	—	1620	—
" " 7.	Aſſignirte Hrn. Kirch. Rev. Commiſſ. Paulus gegen Anweiſung an Hrn. v. Schiller, Anweiſung auf Hrn. Stahl u. Federer	330	—	—	—
" Oct. 29.	Zalte ihm bei Hrn. Frege u. Comp. auf 12. Nov. 320 Lbthl.	880	—		
1805. Merz 12.	Sandte auf ſeine Ordre an Hrn. v. Wohlzogen in Stuttgart	352	—		
" April 27.	1 Systême du Monde par Laplace	5	30		
	Uebertrag	1897	30	1966	30

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	1897	30	1966	30
	An Zins laut CapitalConto	64	—		
	Reſt fl. 5. — fl. 1961. 30 fl. 1966. 30 pro Saldo	5	—		
1805. Mai 26.	Honorar für ſämmtliche Theater von Schiller auf Oſtern 1806	—	—	10000	—
1806. Mai 22	Aſſignirte Hrn. Baron v. Wohlzogen auf Hrn. Frege 5000 Rthl.	9000	—		
„ „ 26.	Zahlte an Hrn. Dancker für Rechnung des Hrn. v. Wohlzogen	500	—		
	Zahlte an Rechnung Hrn. v. Wohlzogens . . .	500	—		
		11966	30	11966	30

B. Aus dem Capital-Conto.

Herr Hofrath Schiller in Weimar.

		Soll		Haben	
		fl.	kr.	fl.	kr.
	Aus Verlags-Conto, Darlehen vom 23. Febr. 1802 zu 4 pr. C. verzinsbar und am Honorar für theatraliſche Schriften abzuziehen . . .	2000	—		
1802. Oct. 12.	ſandte Hr. OberamtMann Grieſinger durch Expedition d. Allgemeinen Zeitung fl. 334. 42 durch [? unlesbar] für Abzug von fl. 872. 58 à 10 pr. Ct. . . . 87. 18 in Summa fl. 422. — als Capital von der Amtspflege Leonberg à fl. 400. und 11monatlicher Zins 6 pr. C. . 22. fl. 422.	—	—	334	42
„ Dec. 9	ſandte Hr. OberAmtmann Grieſinger an der Wagner'ſchen Schuld fl. 49. 17. Auctions-Erlös . . 26. 41. fl. 75. 58. Porto — 26	—	—	75	32
1803. Febr. 16.	Zahlte Hr. OberAmtmann Grieſinger für Schumacher Maiſch zu Gerlingen Capital fl. 100 und Zins von Georgi 1802 bis Lichtmeß 1803	—	—	103	45
„ April 12.	— „ — für Jac. Maiſch von Gerlingen 60 fl. und Zins vom 12. Febr. 1802 bis 7. April 1803 fl. 3. 30	—	—	63	30
	— „ — Porto vom 16. Febr. bis 12. April . .	—	36		
	Uebertrag	2000	36	577	29

		fl.	kr.	fl.	kr.
	Uebertrag	2600	36	577	29
1803. Mai 9.	Zahlt Hr. Oberamtmann Griesinger für M. Bochmeler in Ottingen fl. 50. — und Zins bis Georgi 1803 4. 22½			54	22
	Porto 12	—	12		
„ Sept. 29	„ für Epple in Dotnang Capital fl. 100 und Zins 8. 45 „ für Umgelder in ditto Capital fl. 40 und Zins 3.			151	45
	Porto 18	—	18		
	An 4 pr. C. Zinsen aus fl. 2600 vom 23. Febr. 1802 bis 1804	208	—		
	„ „ — aus Zahlungen vom 12. October 1803 an	—	—	32	5
	Von Verlags-Rechnung zur Erhaltung einer runden Summe	606	35		
	Rest: Capital fl. 2600. S. 3415. 41. H. 815. 41.				
1804. IV. 27.	An obigem Capital zum Geschenk für bisherigen Verlag gegeben	—	—	1000	—
1805.	Zins von fl. 1600. — vom 23. März 1804 bis 1805 à 4%	—	—	64	—
„ April 27	Auf Verlagsrechnung	64	—		
„ Mai 31.	Nachlaß des Capitals für bisherigen Verlag	—	—	1600	
	fl.	3479	41	3479	41

C. Aus dem Honorar-Conto für Charlotte v. Schiller.

1812. Aug. 17.	Honorar für Schillers sämmtliche Schriften auf 7 Jahre	Rth. 10000.	—
1817. Mai 13.	laut Contract vom 6. Aug. 1816 Hon. für den Verlag von Schillers Werken auf 6 Jahre, also bis Aug. 1825	„ 10000.	—
1825. Oct. 4.	Weiteres Honorar auf 6 Jahre, also bis 1831	„ 10000.	—

D. Aus dem Honorar-Conto für Schillers Erben.

1831. März 24.	laut Vertrag vom 3. Dec. 1826 für das Verlagsrecht auf 25 Jahre sämmtlicher Schriften Schillers nebst Humboldts Correspondenz und Wolzogens Biographie, zahlbar im Lauf 1827 Rth. 10000, im Lauf 1829—31 à Rth. 10000 jährl.: Rth. 30000; im Jahr 1832: Rth. 20000, im Jahr 1833 als Rest Rth. 10000; was an den Terminen nicht bezahlt wird, wird mit 4 pC. verzinst	Rth. 70000.	—
	Für Briefwechsel zwischen Gothe und Schiller, in 2 halbjährigen Terminen: Ostern und Michaelis 1828	„ 4000.	—

E. Auszug aus dem Honorar-Conto für andere Autoren.

1. Goethe.

795.	Oſtermeſſe	Horen, 6 Bogen, à 6 Carol.	fl.	396.	—
796.	Jub. Meſſe	" VI 1; VII 3; IX 3, 5; X 6, nach Schillers Berechnung für alte Ldor à 5 Rth.	Rth.	200.	—
		" über die Dichtkunſt	"	57.	—
		" Cellini	"	87.	12.
797.	11. Oct.	Gedichte im Muſenalmanach 1798	"	131.	6.
798.	16. Oct.	Propyläen I. Bd. 1s Stück	"	390.	—
799.	9. Jan.	" " 2s Stück	"	390.	—
	19. Jan.	Allgem. Ztg. vom 12. Oct. 1798. Weimariſche Theater-Decor. 1½ Quart S. " " " 24. " " Prolog 1½ " " " " 17. Nov. " Wallenſtein 6 " " " " 23. Dec. " [illegible] Gedichte 1½ " 10½, der Bogen zu 8 Q.S. à 6 Carol.	"	82.	—
	April	Propyläen, II. Bd. 1s St.	fl.	600.	—
	30. Juni	" " " 2s St.	"	600.	—
	Dec	" III. " 1s St.	"	600.	—
800.	3. Sept.	26 Seiten im Damen Cal. für 1801	"	132.	—
		Propyläen III. Bd. 2s St.	"	600.	—
802.	Jub.Meſſe	Mahomet und Tancred	Rth.	500.	—
	21. Sept.	Vorſpiel: Was wir bringen	fl.	660.	—
1803	15. April	Lebensbeſchreibung Cellini's, Was wir bringen, Natürliche Tochter, Liederalmanach in Sa. fl. 4400, alſo noch	"	3740.	—
1805.	26. Mai	Winkelmann und ſein Jahrhundert, 400 Ldor.	"	1100.	—
	28. Sept.	8 Seiten Damen Cal. für 1806[1]	Rth.	18.	8.
1807	14. Febr.	Für den Verlag ſeiner Werke laut Contract	"	10000.	—
1808.	4. April	Morgenblatt 1807: 21 Spalten	"	54.	—
	27. Aug.	Für glücklichen Abſatz ſeiner Werke extra zu zahlen	"	305.	14.
	24. Sept.	15 Seiten Damen Cal. 1809	"	65.	—
1809.	13. Sept.	32 Seiten Damen Cal. 1810	"	72.	—
	19. Oct.	Wahlverwandtſchaften incl. des Abdrucks in den Werken	"	2000.	—
	26. Nov.	Weiter für Wahlverwandtſchaften, da Nachdruck [unleſerlich]	"	500.	—
1810.	17. Juni	Farbenlehre	"	1200.	—
1811.	9. Mai	Hackerts Biographie	"	400.	—
	1. Oct.	Goethe, aus meinem Leben 1r	"	1500.	—
1812.	23. Mai	Nachſchuß zu Goethe aus meinem Leben 1r	"	500.	—
	4. Sept.	Goethe, aus meinem Leben 2r	"	2000.	—
		Uebertrag fl. 8068,	Rth.	20962.	16.

---

[1] Der Epilog zu Schillers Glocke.

		Uebertrag fl. 8668,	Rth.	20862. 16.
1813	6. April	Beiträge im Morgenbl. 1808 Nr. 32 und 46[1] und 1810 Nr. 73 und 145	„	15. —
1814	12. April	Goethes Leben 3r	Rth.	2000. —
1815	5. April	6¹/₂ Seiten Damen Cal. 1815	„	15. 4.
	20. „	Morgenbl. 1814 Nr. 212—215	„	10. 10
	14. Oct.	33¹/₂ Seiten Damen Cal. 1816	„	75. 9
1816	25. Febr.	Sämmtliche Werke 20 Bde. auf 8 Jahr	„	16000. —
	19. Juni	Goethes Rhein u. Mayn (Kunſt u. Alterth. I. Bd. 1. Hft)	„	500. —
	2. Juli	Morgenbl. 1815, 43 Spalten 10 Linien	„	54. —
	8. Oct.	39¹/₂ Seiten Damen Cal. für 1817	„	88. 8.
	16. „	Goethes Leben II. Abth. 1r Th.	„	2000. —
1817	17. Aug.	Kunſt und Alterth. I. 2s H.	„	500. —
	13. Sept.	Goethes Leben II. Abth. 2r Th.	„	2000. —
	1. Oct.	2 Bog. 1¹/₂ S. Damen Cal. für 1818	„	74. 19.
	1. Nov.	Morgenblatt 1816, 19 Sp. 48 L.	„	23. 20.
1818	21. April	Kunſt und Alterthum I. 3 H.	„	500. —
1819	21. April	Morphologie I. Bd. 1s Hft.	„	400. —
	14. Sept.	18 Seiten Damen Cal. für 1819	„	40. 12
1819	10. April	Maſkenzug (5 Bogen)	„	200. —
		Divan	„	2000. —
		Kunſt und Alterthum II. 1	„	500. —
	26. Aug.	Morphologie I. 2r	„	400. —
1820	21. Febr.	Kunſt und Alterthum II. 2.	„	500. —
	28. Sept.	„ „ „ II. 3.	„	500. —
1821	9. Juni	Wanderjahre 1r	„	2000. —
	7. Juli	Kunſt und Alterthum III. 1	„	500. —
	„ „	Morphologie I. 3.	„	400. —
1822	15. Merz	Kunſt und Alterthum III. 2 und 3	„	1000. —
	25. April	Morphologie I. 4.	„	400. —
		Goethe's Leben II. Abth. 5r Th.	„	2000. —
		Sachſe Gilblas	„	200. —
1823	23. Merz	Kunſt und Alterthum IV. 1.	„	500. —
1824	12. Jan.	„ „ „ IV. 2 und 3	„	1000. —
		Morphologie II. 1.	„	400. —
	14. Juni	„ II. 2.	„	400. —
		Kunſt und Alterthum V. 1.	„	*500. —
1825	13. Mai	„ „ „ V. 2.	„	500. —
1826.		Laut Contract für ſeine Werke in 40 Bänden Rth. 60000, wovon Oſtern 26:	„	7500. —
		Oſtern 27 7500 und dann von ¹/₂ zu ¹/₂ Jahr gleiche Summen. Oſtern 27	„	7500. —
		Uebertrag fl. 8668,	Rth.	74060. 2

---

[1] Eine Anzeige von Zacharias Werners Wanda, die am 30. Jan. in Weimar aufgeführt wurde, den erſten Artikel ſandte Goethe am 24. Jan. 1808 an Cotta, den zweiten am 4. Febr. „Da ich ſelbſt das Geſchäft nicht übernehmen konnte, ſo überſende den Aufſatz eines Dritten Wanda und ihre Aufführung betreffend.“

	Uebertrag fl. 8668.	Rth.	74060.	2.
8. Sept.	Kunſt und Alterthum V, 3.	„	500.	—
1827. 4. Oct.	„ „ „ VI, 1.	„	500.	—
Mich. Meſſe	Für ſämmtl. Werke	„	7500.	—
1828. Mai 2.	Für ſ. Werke d. 4te Rate	„	7500.	—
	Correſpondenz zwiſchen Schiller u. Goethe (in 2 hj. Term.)	„	4000.	—
	Kunſt und Alterth. VI, 2	„	500.	—
Oct. 22.	Für Schriften 5. Rate	„	7500.	—
1829. April 24.	Für Schriften 6. Rate	„	7500.	—
1829. Nov. 1.	Für die 7. Rate	„	7500.	—
1830. Mai 2.	Für die 8. Rate	„	7500.	—
Oct. 12.	Für Metamorphoſe der Pflanzen	„	500.	—
1832. Nov. 2.	Für Kunſt und Alterth. VI, 3.	„	500.	—
	Für ſ. Werke, Nachlaß, 15 Bde.	„	22500.	—
	Summe des Honorars fl. 8668.	Rth.	117560.	2.

2. A. W. Schlegel.

1795.	Horen: Dantes Hölle, 30 Rth. per Bogen	Rth.	97.	8.
„	weiter nach Schillers Rechnung	„	160.	—
1796.	„ Silbenmaß. Romeo	„	35.	—
	„ William Shakeſpeare	„	70.	—
	„ Sturm	„	27.	12.
1799.	Gedichte 16½ Bog.	„	200.	—
1801.	Poetiſches Taſchenbuch	„	300.	—
1805.	Nachtragshonorar auf Gedichte, da 750 abgeſetzt ſind, à 2½ Rth. per Bogen	„	41.	6.
1807.	1 Seite Damen Cal. für 1808 à fl. 33	fl.	2.	4.
1813.	Morgenbl. 1807 und 1809, 5 Sp. 18 L. à fl. 33	„	11.	—
1818.	Nachtrag auf ſ. Gedichte, da 1000 Ex. abgeſetzt ſind	„	74.	15.

3. Karoline v. Wolzogen.

1799.	Beiträge zum Damen Calender f. 1800	Rth.	65.	—
1800.	„ „ „ „ „ 1801	„	110.	—
	Nachſchuß als Erkenntlichkeit	„	50.	—
1801.	68½ S. Damen Cal. à 20 Rth. per Bog.	„	66.	7.
	Nachſchuß als Erkenntlichkeit	„	34.	17.
1803.	68 S. Damen Cal.	„	120.	—

4. Wieland.

1803.	Menander und Glycerion	100 Frdor.
1804.	Krates und Hipparchia	100 „
„	2 Erzählungen im Liederalmanach für 1804	600 fl

5. Herder.

1795.	Horen Beiträge (das eigene Schickſal) 1½ Bogen à 30 Rth. aus Erkenntlichkeit	Rth.	55.	12.

1796.	Horen Beiträge 1795 in Summa 5 Bog. $14\frac{1}{2}$ S. à 30 Rth.	Rth.	176. 5.
„	„ 1796 „ „ 1 Bog. $12\frac{1}{2}$ S. à 25 Rth.	„	44. 12.
1799.	22 Seiten Gedichte im Muſenalmanach für 1800	„	30. —

6. Sophie Mereau.

1799.	Beiträge im Damen Cal. 1789 und Flora 1798 und 1799	fl.	92. 25.
1804.	Für einen in den „Unterhaltungen" abzudruckenden Aufſatz		16 Ducaten.

7. Poſſelt.

1) Europäiſche Annalen. Grundhonorar jährlich	fl.	1008. —
Zuſchußhonorar: 1795, Hälfte des Gewinns mit	„	1549. —
„ 1796 „ „ „ aus 2400 Exemplaren	„	2472. —
„ 1797 „ „ „ „ 2600 „	„	2701. 40.
„ 1798 „ „ „ „ 2700 „	„	2915. —
„ 1799 „ „ „ „ 2440 „	„	2343. —
„ 1800 „ „ „ „ 2350 „	„	2157. 30.
„ 1801 „ „ „ „ 2270 „	„	1973. 30.
„ 1802 „ „ „ „ 1850 „	„	1027. 30.
Honorar für 1803 ohne Berechnung des Abſatzes laut Uebereinkunft	„	3000. —
2) Neueſte Weltkunde.		
Grundhonorar für I. Quartal fl. 549 nebſt ½ der Reiſekoſten 82. 30	fl.	631. 30.
ebenſo „ II. „	„	631. 30.
„ 1. und 2. Monat des III. Quartals fl. 427.		
„ den 3. Monat „ „ „ „ 125.	„	552. —
„ das IV. Quartal laut Uebereinkunft	„	375. —
Von 1799 an Honorar für jährliche Beiträge	„	1000. —

8. L. F. Huber.

1798.	Neueſte Weltkunde à med. Merz bis med. April	fl.	110. —
	Med. April bis Dezember	„	1416. —
1799.	Redaktion der Allg. Zeitg. [und ſo jährlich bis 1805]	„	2000. —
„	Entſchädigung wegen des Zugs nach Stuttgart u. Aufenthalt	„	400. —
1804.	„ „ „ „ „ Ulm	„	110. —
1798—1805.	Beiträge für die Flora und Unterhaltungen (von 1798—1803 per Bogen Original fl. 18, Ueberſetzung fl. 9; von 1804 an: Original fl. 22, Ueberſetzung fl. 11)[1]	„	1800. —
1797—1805.	Beiträge zum Damenkalender (von 1797—1803 per Bogen fl. 27, von 1804 an per Bogen fl. 55)	„	2000. —
1796.	Adele von Senange $15\frac{7}{8}$ Bog. à fl. 5. 30	„	87. 19.
	Familie Seldorf	„	505. 48.

---

[1] Die Beiträge für die Flora wurden verſchieden honorirt. August Lafontaine bekam für den Bogen fl. 33, Pfeffel fl. 22, Sulzer fl. 11. Andere Mitarbeiter zweiten Rangs 4 und 5 fl.

V.

Briefe an Göſchen.

Durch eine glückliche Fügung erhalte ich zwei Briefe an Göſchen, die ſich auf die S. 83 dieſes Werks berichtete Szene zwiſchen dieſem und Cotta beziehen. Der erſte, mir von der königlichen Bibliothek in Dresden durch die Güte des Hrn. Dr. R. Boxberger mitgetheilt, iſt von A. W. Schlegel und ſchließt ſich unmittelbar an die auf S. 212 abgedruckte Erklärung Schillers an. Mit dem zweiten, von Hrn. F. Weibert in Stuttgart, Beſitzer der G. J. Göſchen'ſchen Buchhandlung, mir aus beſonderer Gefälligkeit überlaſſen, knüpfte Schiller im Mai 1797 die unterbrochenen Beziehungen zu ſeinem alten Leipziger Freunde wieder an. Da beim Empfang dieſer, eine weſentliche Ergänzung und eine wahre Bereicherung unſers Briefwechſels bildenden Schreiben der Druck des Buchs nahezu vollendet iſt, ſo mögen ſie an dieſer Stelle veröffentlicht werden.

1 A. W. Schlegel an G. J. Göſchen.

Jena, den 17. Nov. 96.

Liebſter Göſchen!

Die Ausrichtung Ihres Auftrages an Schiller war mir ſehr angelegen, da ich ſowohl ein freundſchaftliches als ein litterariſches Intereſſe dabey hatte. Ich habe daher gleich den Tag darauf, als ich Schillern beſuchte, Gelegenheit genommen mit ihm davon zu ſprechen. Heute, als ich eben damit umging, Ihnen die Reſultate unſrer Unterredung mitzutheilen, bekomme ich ein Billet von ihm, das ſie in der Kürze enthält: ich denke es wird am beſten ſeyn, es Ihnen zu überſchicken, da ich ſeine Meynung nicht wohl beſtimmter ausdrücken kann, als er ſelbſt gethan hat.

Sie ſehen, es würde Sch. lieb ſeyn zu einer freundlichen Verſtändigung über dieſe Sache zu kommen. Zu der Mißhelligkeit zwiſchen Ihnen und Cotta hat er nicht den entfernteſten Anlaß gegeben: denn die Aufträge, womit er dieſen an Sie ſchickte, waren ſo wenig eine Beeinträchtigung Ihrer Rechte, daß er vielmehr den Vorbehalt derſelben in Anſehung des Karlos bey dem Vertrage mit C. über ſeine andern Schauſpiele zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte. Sch. wünſchte daher, die beyden Verleger möchten ſich zur Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schauſpiele vereinigen, oder C. möchte mit

Ihnen einen Vergleich über die Abtretung des Karlos ſchließen, oder ſie möchten ſich wenigſtens über gleichförmigen Druck und Format verabreden, damit der Karlos mit den übrigen Stücken, ungeachtet der Verſchiedenheit der Verleger als ein Ganzes betrachtet werden könnte. — Leidenſchaftliche Aufwallungen ſind Schuld daran geweſen, daß es damahls gar nicht recht zu dieſen Erörterungen gekommen iſt; und ich dächte, es wäre beſſer jetzt das Vorgefallene von beyden Seiten zu vergeſſen, als nach zwey Jahren noch genau zu unterſuchen, wer das erſte beleidigende Wort geſagt, und wie dann eins das andre hervorgelockt hat. In ſolchen Augenblicken entfährt einem manches, was man nachher lieber nicht geſagt hätte, oder auch wohl den Augenblick darauf ſchon nicht ganz beſtimmt mehr weiß. Cotta müßte ſeinen Vortheil ſchlecht verſtanden haben, wenn er den üblen Willen gehabt hätte, Sie gegen ſich aufzubringen, da er Ihre von Schiller anerkannten Rechte durchaus nicht mit Gewalt erobern konnte.

Ich ſollte alſo denken, nur unvorſichtige, vielleicht gar zufällige Aeußerungen von ihm hatten Ihren Unwillen veranlaßt. Auf jeden Fall konnte Cotta's Unrecht auf Ihr Verhältniß zu Schiller eigentlich keinen Einfluß haben.

Zu einem neuen Druck des Karlos in der alten Geſtalt werden Sie bey der nahen Ausſicht auf die Umarbeitung wohl ſelbſt nicht große Luſt haben. Sch. ſagte mir noch, er würde jetzt in dem einzigen Falle gerne darein willigen, daß es durchaus nothwendig wäre, um einem neuen Nachdrucke vorzubeugen, und dann würde er doch wünſchen, daß eine ganz kleine Auflage gemacht würde, die etwa nur hinreichte, um die Nachfrage bis ins J. 1798 zu befriedigen, für welche er dann aber auch gar nichts verlangte. Er meynte indeſſen, eine Ankündigung des verbeſſerten Karlos, den man allenfalls auf einen etwas früheren Zeitpunkt verſprechen könnte, würde die Kaufluſtigen bewegen, lieber bis dahin zu warten. Wenn Sie in Schillers Vorſchläge eingehen, ſo würden wir bald im Reinen darüber ſeyn, wie und von wem dieſe Ankündigung zu machen wäre.

Die erſten Zeilen in Schillers Billet beziehen ſich auf vorläufige Vorſchläge für die Zukunft, deren er in unſerm Geſpräche erwähnte.

Vom Geiſterſeher hat Sch. dieſe Zeit her gar nicht reden hören [wollen], weil er ſich nicht überwinden kann, den zweyten Theil niederzuſchreiben, ob er ihn gleich ganz im Kopfe hat. Ueber das Anerbieten, das er Ihnen macht, ihn des Styls wegen durchzuſehen, freue ich mich: denn nun gebe ich noch nicht alle Hoffnung zu einer Fortſetzung auf. Es iſt nur der erſte Entſchluß, ſich mit einer Sache zu beſchäftigen, die einem ganz fremd geworden iſt, was große Ueberwindung koſtet; vielleicht führt ihn die Durchſicht des erſten Theiles weiter als er jetzt denkt, und dann kann ſich der zweite leicht daran knüpfen.

Das wäre, denke ich, ſo ziemlich alles Weſentliche, was ich Ihnen zu ſchreiben hätte. Vielleicht werden Sie nun Schillern unmittelbar antworten, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ſo alles wieder auf die beſte Art in Gang käme. Schreiben Sie mir doch aber auch bald, ich wünſche zu erfahren, wie Ihre Fußreiſe abgelaufen, und ob Sie geſund und wohlbehalten in Leipzig angekommen ſind.

An Michaelis werden Sie hoffentlich ein Paar Zeilen meinetwegen geſchrieben haben, und das Manuſcript müſſen Sie mir ja unter Ihren Kleinodien verwahren. Wegen des Vorſchlags mit der Geßnerſchen Buchhandlung habe ich eine Bedenklichkeit, die mir nicht gleich beyfiel, als Sie mir davon ſagten. Ich habe in ziemlich freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Eſchenburg geſtanden. Durch meine Ueberſetzung des Shakeſpeare ſpiele ich ihm eigentlich einen ſchlimmen Dienſt. Wie ſorgfältig ich auch die ſeinige in meinem Aufſatze über Sh. geſchont habe, ſo bleibt das doch immer, daß wenn man eine Arbeit von neuem macht, man dadurch die Arbeit des Vorgängers für unnütz erklärt, oder unnütz zu machen ſucht. Eſchenburg hat eine neue Auflage ſeiner Ueberſetzung bey Geßner beſorgen ſollen. Er hat mir zwar geſagt, er ſtehe auf meine Ankündigung davon ab; indeſſen fürchte ich doch den Schein zu haben als ſuchte ich ihn zu verdrängen, wenn ich meine Ueberſetzung der Geßnerſchen Buchhandlung zuerſt antrage. Ich habe daher auch noch nicht an Wieland geſchrieben. —

Leben Sie recht wohl, beſter Göſchen. Tauſend herzliche Empfehlungen von mir und meiner Frau an Sie, Ihre liebe Gattin und alle die Ihrigen.

A. W. Schlegel.

---

2. Schiller an G. J. Göſchen.

Jena 10. May 97.

Hr. Schlegel hat Ihnen, hoffe ich, meine ganze Geſinnung mitgetheilt, und dadurch, wie ich wünſche, ein Mißverſtändniß gehoben, das mir ſehr unangenehm geweſen iſt.

Da Sie den Carlos in Gemeinſchaft mit Cotta nicht herausgeben wollen, ſo muß ich dieſes Stück als getrennt von meinem Theater betrachten, welches, da es kein eigentliches Theaterſtück iſt, auch wohl angeht. Doch behalte ich mir vor, wenn ich es einmal zu einem Theaterſtück machen ſollte, wodurch es um mehr als die Hälfte verkürzt werden müßte, dieſe neue und ganz verſchiedene Bearbeitung alsdann meiner Sammlung von Theaterſtücken einzuverleiben. Es verſteht ſich, daß dieſe Bearbeitung erſt nach derjenigen erſcheinen würde, die Ihnen beſtimmt iſt, und Ihnen alſo keinen Eintrag thun würde.

Ueber den Termin, zu welchem ich Ihnen den neuen Carlos fertig liefern könnte, kann ich jetzt nichts genau beſtimmen: es kommt nehmlich darauf an, wie bald ich mit zwey neuen Stücken, davon ich das Eine jetzt unter Händen habe, fertig werde. Denn dieſe zwey Stücke müſſen voran gehen. Doch ſollen Sie ihn ſpäteſtens auf Oſtern 1799 herausgeben können. Nun kommt es auf Sie an, ob Sie für dieſe Zwiſchenzeit noch eine Edition des alten Carlos für unumgänglich nöthig halten.

An den Geiſterſeher will ich noch die letzte Hand und eine ſorgfältige Feile legen; auch werde ich das Fragment, welches in der Thalia ſteht, und welches gleich anfangs für den Erſten Theil beſtimmt geweſen, darein placieren. Den Anfang des Manuſcripts erhalten Sie in wenigen Wochen.

Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich dem freundſchaftlichen Andenken Ihrer lieben Frau.

Schiller.

VI.

Verlorene Briefe.

Im nachſtehenden Verzeichniß ſind die zu Verluſt gegangenen Briefe des Schiller-Cotta-Briefwechſels aufgeführt, ſoweit ſich deren Daten ermitteln ließen. Die kleinen beigefügten Ziffern beziehen ſich auf die Seiten und Anmerkungen des Buchs, aus welchen das urſprüngliche Vorhandenſein der Briefe nachgewieſen werden kann. A bezeichnet das Datum der Ankunft, B das der Beantwortung des Briefs.

Schiller an Cotta.

1) ? März 1794 . . . . (1,$_1$)
2) 1. Mai 1795 A. 12. Mai (88,$_1$)
3) (15.) Juni „ B. 26. Juni (94,$_2$)
4) 29. Jan. 1796 . . . . (151)
5) 18. März „ . . . . (166,$_1$)
6) 2. Mai „ . . . . (171,$_2$)
7) 18. Mai „ A. 26. Mai (170. 172,$_1$)
8) 22. Juni „ A. 30. Juni (175)
9) 29. Juni „ A. 5. Juli (175. 179,$_2$)
10) 21. Sept. „ . . . . (198)
11) 11. Nov. „ . . . . (208,$_2$)
12) 23. Nov. „ . . . . (214)
13) 25. Nov. „ . . . . (214)
14) 2. Dez. „ A. 12. Dez. (214)
15) 14. Dez. „ . . . . (223,$_2$)
16) 15. März 1797 . . . . (236,$_4$)
17) 12. Apr. 1797 B. 22. Apr. (238,$_3$; 239,$_3$)
18) 3., 5., 12. Mai „ . . . . (240,$_3$; 241)
19) 17. Mai „ B. 21. Mai (241)
20) 20. Mai „ . . . . (241)
21) 14. Juni „ . . . . (243)
22) 4. Aug. „ . . . . (248,$_2$)
23) 11. Oct. „ B. 1. Nov. (263,$_1$)
24) 22. Febr. 1799 . . . (333,$_3$)
25) 20. April 1800 . . . (386,$_2$)
26) 11. Mai 1801 . . . (430,$_1$)
27) 3. Feb. 1803 B. 21. Feb. (482,$_1$)
28) 12. Mai „ . . . . (486,$_1$)
29) 8. Juni 1804 . . . . (515,$_4$)
30) 24. Aug. „ . . . . (527,$_1$)
31) 11. Febr. 1805 . . . (550,$_3$)

Cotta an Schiller.

1) 4. April 1794 . . . . (4,$_3$)
2) 8. Aug. „ . . . . (17,$_3$)
3) 7. April 1795 . . . . (79)
4) 4—5. Mai „ . . . . (88,$_4$)
5) 3. Dez. „ A. 14. Dez. (142)
6) 6. Dez. „ A. 16. Dez. (142)
7) 1. Jan. 1796 . . . . (144)
8) 16. Jan. „ A. 29. Jan. (148,$_3$)
9) ? Jan. 1796 A. 5. Febr. (151)
10) ? Febr. „ A. 15. Febr. (157,$_2$)
11) ? Febr. „ A. 24. Febr. (157,$_2$)
12) 2. April „ . . . . (166)
13) ? April „ A. 23. April (170)
14) ? Juni „ A. 17. Juni (175)
15) 21. Juni „ . . . . (172)
16) ? Juni „ A. 4. Juli (178,$_1$)

17) ? Juli 1796 A. 18. Juli (179,$_2$)
18) ? Aug. „ A. 27. Aug. (187,$_2$)
19) 9. Sept. „ A. 16. Sept. (193. 196,$_4$)
20) ? Sept. „ A. 3. Oct. (198)
21) 28. Sept. „ A. 7. Oct. (196. 198)
22) ? Nov. „ A. 23. Nov. (214)
23) 4. Dez. „ A. 12. Dez. (214)
24) ? Jan. 1797 A. 18. Jan. (226,$_4$)
25) 8. März „ A. P. 15. März (236,$_4$)
26) ? April „ A. 17. April (238,$_3$)
27) ? Juni „ A. 12. Juni (243)
28) ? Juni „ A. 21. Juni (245)
29) ? Juni „ A. 26. Juni (245)
30) ? Juni „ A. 2. Juli (245)
31) ? Juli „ A. 14. Juli (245)
32) ? Juli „ A. 18. Juli (245)
33) ? Aug. „ A. 15. Aug. (248,$_2$)
34) 25. Aug. „ A. 1. Sept. (249. 251,$_4$)
35) 8. Sept. „ A. 18. Sept. (250. 254)
36) 18. Sept. „ A. 25. Sept. (254)
37) ? Sept. „ A. 25. Sept. (254)
38) ? Oct. „ A. 28. Oct. (266,$_1$)
39) ? Oct. „ A. 30. Oct. (266,$_1$)
40) ? Oct. „ A. 1. Nov. (266,$_1$)
41) ? Dez. „ A. 22. Dez. (275,$_2$)
42) ? Dez. „ A. 24. Dez. (275,$_2$)
43) 1. Jan. 1798 . . . . . (280)
44) 3. Jan. „ A. 12. Jan. (280)
45) ? Febr. „ A. 11. Febr. (285,$_2$)
46) 11. April „ A. 18. April (289,$_2$)
47) 6. Mai „ A. 12. Mai (292)
48) ? Juni „ A. 22. Juni (302,$_3$)
49) ? Juni „ A. 29. Juni (302,$_3$)
50) 21. Juli „ A. 6. Aug. (305)
51) 30. Juli „ A. 13. Aug. (305)
52) ? Aug. „ A. 20. Aug. (305)
53) 2. Sept. „ A. 15. Sept. (307,$_2$)
54) ? Sept. „ A. 2. Oct. (314,$_2$)
55) ? Oct. „ A. 9. Oct. (314,$_2$)
56) 16. Oct. „ A. 26. Oct. (324,$_2$)
57) ? Nov. „ A. 17. Nov. (327,$_2$)
58) ? Nov. 1798 A. 23. Nov. (327,$_2$)
59) 26. Dez. „ . . . . . (331,$_1$)
60) ? Jan. 1799 A. 1. Febr. (331,$_1$)
61) 5. März „ A. 13. März (333,$_3$)
62) ? April „ A. 29. April (337,$_3$)
63) 4. Mai „ . . . . . (335)
64) ? Mai „ A. 5. Juni (337,$_3$)
65) 2. Aug. „ . . . . . (346,$_2$)
66) ? Sept. „ A. 10. Sept. (347,$_4$)
67) ? Jan. 1800 A. 20. Jan. (366,$_3$)
68) ? Jan. „ A. 23. Jan. (366,$_3$)
69) 1. März „ . . . . . (368,$_1$)
70) 16. Mai „ A. 17. Mai (387,$_2$)
71) ? Juni „ A. 1. Juli (388)
72) ? Juli „ A. 24. Juli (391,$_1$)
73) ? Juli 1801 A. 13. Juli (433)
74) ? Juli „ A. 16. Juli (433)
75) 24. Juli „ . . . . . (433)
76) 28. Juli „ . . . . . (433)
77) ? Sept. „ A. 28. Sept. (433)
78) 1. Oct. „ A. 8. Oct. (440,$_1$)
79) 5. Febr. 1802 A. 19. Febr. (447,$_2$)
80) 23. März „ A. 5. April (449,$_2$)
81) ? Juli „ . . . . . (462,$_1$)
82) 20. Aug. „ . . . . . (465,$_2$)
83) ? Sept. „ A. 6. Oct. (470,$_1$)
84) ? Jan. 1803 A. 17. Jan. (479,$_2$)
85) ? Febr. „ A. 19. Febr. (481,$_4$)
86) 8. April „ . . . . . (484)
87) ? Juni „ A. 18. Juni (489,$_2$)
88) 30. Juni „ A. 14. Juli (490,$_2$)
89) ? Juli „ A. 18. Juli (490,$_2$)
90) ? Aug. „ A. 30. Aug. (493,$_2$)
91) ? Oct. „ . . . . . (500,$_1$)
92) 10. April 1804 A. 19. April (508)
93) 1. Juni „ B. 12. Juni (512,$_2$)
94) 31. Juli „ A. 10. Aug. (523,$_7$)
95) ? Aug. „ A. 23. Aug. (526,$_1$)
96) ? Aug. „ A. 30. Aug. (526,$_1$)
97) ? Aug. „ A. 3. Sept. (526,$_1$)
98) 18. Jan. 1805 A. 28. Jan. (550,$_4$)

Regiſter.

Abel, C. F., württ. Hofkupferſtecher 210, 285.
Abel, Conradinus, württ. Landſchaftsconſ. und Legationsrath 179, 260, 382, 386.
Abel, J. F., Profeſſor in Tübingen X, XII, 1, 17, 61—63, 65, 70, 73, 257, 354, 473, 475, 569.
Aberli, J. L., 509.
Abrahams, Prof. 34.
Adelungs Wörterbuch 118, 119, 123, 125, 129, 687.
Albanus, Ferd., Buchh. in Neuſtrelitz 106.
Alberti, württ. Oberſtlieutenant 313.
Albrecht, Dr., J. F. E. 82; Sophie Albrecht 82.
Alexander, Kaiſer von Rußland 442, 559.
Allg. Lit. Zeitg. 194, 263, 265; wandert nach Halle aus 495; ſ. auch unter Schütz.
Allg. Jenaiſche Lit. Ztg. 495 f., 500.
Alxinger, J. B., 164, 169, 172, 173, 238, 242, 243, 673, 676.
Ammann in Dillingen 285.
Anderloni, Kupferſtecher 588.
Andreä'ſche Buchhandlung in Frankfurt 234, 237, 684.
Anonymus aus Crefeld 97, 171.
Antraigues, E. L. H., Graf v. 255.
Apel, Joh. Aug. 443.
Archenholz, J. W. v. 8, 14, 18, 27, 39, 43, 52, 65, 114, 129, 132, 133, 137—139, 144, 147, 155, 156, 160, 161, 166, 544, 672, 676.
d'Argent, Kupferſtecher in Stuttgart 244, 265, 354.
Arnim, Achim v. und Bettina 427.
Athenäum (Londoner) 406 f.
Auguſtenburg, Herzog von 34, 49, 72, 81.
Auld, G., Buchdrucker in London 433.
Auleben, H. v., gothaiſcher Miniſter 223.
Autenrieth, Kupferſtecher 553.
Baggeſen, J. 57, 494, 562.
Bailli 190.
Balde, Jakob 140.
Balz, Buchdrucker in Tübingen 31.
Banger, K. P., württ. Regierungsrath 642.
Barruel, A. v. 419 f.
Bartalozzi, F. 84.
Bartholdi 33.
Batz, A. F. 62.
Batz, Chr. F., Hofgerichtsaſſeſſor in Ludwigsburg 378 ff.
Baudiſſin, Graf Wolf 429.
Baudot 189.
Bauer, Buchbinder in Jena 181, 183.
Baumgart, H. 136.
Beck, Chr. D. 337.
Becker, W. G. 90, 273, 549.
Becker, R. Z. 60, 65, 68, 211, 221.
Behaghel, Kirchenrath in Karlsruhe 275.
Bell, John, Buchhändler in London 325, 327, 332, 333, 337, 339—342, 344, 346, 347—353, 355—358, 388, 394, 396, 398, 401, 403 ff., 416, 421, 491, 686, 687.

Bellomo, J., Schauſpieldirektor 329.
Ben David, Lazarus 58, 102, 104, 107, 109, 157, 211, 215, 216, 240, 671, 676, 682.
Bentiſon, Superint. 91, 94.
Bernadotte 255.
Bernard, Theaterdirektor in Frankfurt 360, 368, 369.
Bernouß, M., Prof. XIV. 132, 217, 454, 477.
Berthier, General 256.
Bertuch, F. J. J. 17, 241, 510, 586.
Betulius, Joh. Chriſt., Antiquar in Stuttgart 354.
Beulwitz, F. W. L. v. 193, 566.
Beyme, K. F. v. 508, 568.
Bibliothèque de Campagne 17, 22, 54.
Biedermann, W., Frhr. v. 98, 331, 495, 500.
Birkicht, Munizipalrath in Straßburg 189.
Blaquiere 405, 440.
Blumauer, A. 27, 140.
Blumenbach, J. F. Prof. in Göttingen 61, 396, 408.
Boas, E. 7, 198, 279.
Boch, 190.
Bodmer, J. J. 300.
Bodoni, J. B. 84, 88.
Böhm, A. W., Kupferſtecher in Leipzig 480.
Böhme, Buchhändler und Cotta's Commiſſionär in Leipzig 68, 73, 196 f., 199, 202—210, 214, 215, 217, 224, 225 bis 227, 230, 232, 234, 237, 256 f., 259, 262, 267, 275, 278, 309, 321 f., 324, 328, 395, 470, 476, 683, 684, 688.
Böhmer, Auguſte 387.
Böhmler in Eltingen 690.
Bohn, Buchh. in Hamburg 217, 227.
Bohnenberger, J. G. F., Prof. 285.
Boie, H. Ch. 197, 215, 219—221, 243, 674, 677.
Boiſſerée, Sulpice 580, 581.
Bolt, Fr., Kupferſtecher in Berlin 90, 174, 177, 180, 182, 186, 187, 194, 197, 199, 206, 209, 224, 683.
Bonaparte, erſter Konſul ꝛc. 192, 255, 316, 386, 526, 527, 628, 650.
Bonneville, Mr. de 325.
Bonſtetten, K. V. v. 492.
Borheck, A. Ch., Prof. 228.
Börner, Joh. A. 90.
Borié, Reichshofrathsagent in Wien 310, 645, 646, 651, 664.
Bothnanger Schuldleute 481.
Bötticher, Kupferſtecher in Leipzig 338, 356, 359, 362, 364.
Böttiger, K. A. 84, 278, 280 f., 302, 322, 334, 439, 440, 444 ff., 505, 506.
Bönninghauſen, F. W. v. 46.
Borberg, Poſtſekretär in Leipzig 26, 29, 46, 59, 91, 94.
Boxberger, Dr. R. XIII, XIV, 89, 133, 141, 367, 439, 489, 492, 695.
Brachmann, Luiſe 676 f.
Brändl 190.
Breitkopf, Buchh. in Leipzig 251, 252, 254, 256, 263.
Brentano, Clemens 89.
Brinkmann 279.
Bruhns 527, 529.
Brumoy, Père 2.
Brun, Fried., geb. Münter 215, 237, 242, 674 ff., 677.
Brunn, Philibert, akad. Buchhändler in Tübingen (1626—1658) IV.
Büel, Pfarrer 223.
Buhle, J. G. 337.
Bühler, A. Chr., Frhr. v., württemb. Geh. Rath 615, 641, 642.
Bulmer, Buchdrucker in London 416, 419, 420, 422 f., 433.
Bürde, S. G. 147, 169, 181, 242, 674, 677.
Bürger, G. A. 50, 197, 373.
Bury, Fr., Maler 416, 427.
Burke, E. 25, 28.
Burkhardt, C. A. H. 477.
Buſeck, Chriſtof Franz, Fürſtbiſchof von Bamberg 400, 404, 413, 416.
Butenſchön, Prof. in Straßburg 189, 190.
Büttner, Chr. W. 443, 455.
Carſtens, A. J. 237, 367, 369.
Carrier, J. P. 190.
Catel, Kupferſtecher 263.
Cervantes, Don Quixote 17.
Chapman 406.

Chauvelin 378.
Chodowiecky, D. 90, 364.
Clarke, franz. General 255.
Clarke, Kaufmann in London 407.
Claudius, M. 140.
Cohn, A., Buchh. in Berlin 279.
Coleridge, S. T. 351, 394, 396, 398, 401, 405 ff., 424.
Colloredo-Mannsfeld 652.
Colombine 325.
Condé, Prinz v. 255, 662.
Condorcet, M. v. 125, 129, 138.
Conſtant, Benj. 325, 562.
Conz, K. Ph. 2, 13, 73, 149, 152, 197, 206, 257, 354, 403.
Cotta, Nikolaus, Pfarrer III.
Cotta, Theodor, kurſächſiſcher Kammerſchreiber, deſſen Sohn IV.
Cotta, Johann Georg I., Bruder des Vorigen (1631—1692) III—IV.
Cotta, Johann Georg II., deſſen Sohn (1663—1712) V.
Cotta, Johann Georg III., deſſen Sohn (1693—?, er lebte noch 1754) V.
Cotta, Chriſtoph Friedrich, deſſen Sohn, Hof- und Kanzleibuchdrucker in Stuttgart (1724—1807) V, VI, 187, 248, 251, 252.
Cotta, Roſalie Marianne, geb. Pyrker, deſſen Frau (1738—1812) 252.
Cotta, Joh. Friedrich, deren Sohn (geb. 27. April 1764, geſt. 29. Dez. 1832) III, V—VI; will keine andere als gute Bücher in Verlag nehmen VII; Plan einer politiſchen Zeitung 6, 7, 9, 22; Verträge über die Allg. Zeitg. reſp. die Neueſte Weltkunde 606 f., 613, 653; Neueſte Weltkunde 22, 267, 270, 277, 280, 281, 283, 284, 289, 307, 308, 606 ff.; Verbot derſelben 308 ff., 645 ff.; Allgemeine Zeitg. (Entſtehung) 7, 22, 67, 267, 281, 309 f., 606 ff.; Verbot 499, 600 ff., Ueberſiedlung nach Ulm 501, 677 ff.; Almanach des Dames 438, 502; Europäiſche Annalen 46, 61, 68, 70, 75, 78, 95, 108, 111, 119, 150, 255, 270; Damenkalender (1798 ff.) 246, 263—267, 269, 273, 274, 315, 388 ff., 398, 400, 403, 421, 446, 449, 461 ff., 471, 488, 493, 503, 507, 515, 547, 549, 558; Flora 13, 16, 19, 21, 26, 29, 34, 37, 43—48, 52—54, 56, 59, 60, 70, 78, 79, 115, 117, 120, 150, 152, 244, 245, 250, 353, 449, 452, 455, 469, 547; Gartenkalender (1795 ff.) 16, 19, 20, 23, 26, 28, 46, 78, 110, 112, 116, 123—125, 127, 144, 152, 213, 214, 268, 326; Kartenalmanach 544, 546, 549; Miſcellen 544 f.; Morgenblatt 545; Reiſebeſchreibungen 80, 143, 161; Niethammers philoſ. Journal 171—176; Beſuch bei Schiller (1794) 8 ff., (1795) 80, 81, (1796) 171, (1797) 242, (1798) 292, (1799) 337, (1800) 386, (1801) 490, (1802) 452, 455, (1803) 486, (1804) Jubelfeier des Freundſchaftsdezenniums 507, (1805) 555; läßt für Sch. einen Blitzableiter beſorgen 294 f.; mit J. Gotth. Müller in Weimar 429 f.; bewilligt Schiller größere Honorare 437; ſchreibt Sch. nachträglich 1100 fl. gut 458; beſorgt Sch.'s Erbſchaftsangelegenheit 457, 460—462, 464, 466 ff.; Geſuch um Nachlaß des Sch.'ſchen Erbſchaftsabzugs 466 f.; ſchickt Wein an Sch. 490, 537, 544; Rechnungsaufſtellung für Schiller 555; wünſcht ein Gedicht auf den Frieden 31, 272; iſt ſchon öfter über den Rubikon gegangen 29; ſchmeichelt ſich, für immer Schillers Verleger zu ſein 54; iſt für Sch.'ſche Arbeiten zu der größten Unternehmung bereit 70; Sch. hat ſtets offene Kaſſe bei ihm 116; über die Fortſetzung der Horen (1795) 130 f.; möchte die Horen noch ein Jahr weiter fortführen (Nov. 1797) 267; Schillers Adelsdiplom wird durch den Empfänger geadelt 478; will Sch. nach Schwaben und der Schweiz mitnehmen (1803) 486, 488; Sch.'s Freundſchaft iſt ihm ein Erſatz für das viele Unangenehme ſeines Buchhändlerlebens 511; über die (falſche) Nachricht

von Sch.'s Tod 537 ff.; will gern ſterben, wenn er die Herausgabe der ſämmtlichen Werke Sch.'s erlebt und dadurch für deſſen Kinder geſorgt hat 550; freut ſich der Verbindung mit Goethe 261; Anerbieten wegen Fauſt 376; bewirbt ſich um Goethes ſämmtl. Werke 537; Scene mit Gößchen 83 ff.; Begegnung mit Lacher 317; Reiſe nach Bern zu Reinhard 392; Fernowiſche Schuld 494; Verhandlungen mit J. G. Jacobi 272; bewirbt ſich um Humboldts Reiſewerk 529; Cotta und Joh. v. Müller 529 f.; Cotta und Tieck 428; Errichtung einer lithographiſchen Anſtalt 21; Kupferdruckerei 210; Schaden durch die Kriegszeiten 205; Alleinbeſitzer der Buchhandlung 258, 261, 262; Reiſe nach Paris 361 ff., 378, 593 ff.; Unterſuchung wegen der Pariſer Reiſe 377 f., 379 ff.; Memorandum über ſ. Reiſe nach Paris 382 f.; fragt nach einem ſtillen Plätzchen in Weimar 367, 372; Hofgerichtsadvokat, VI, 462; Plan zu einer Theaterbibliothek 490; die Allg. Zeitg. hat ſeinen Credit vergrößert 502; Tell geht in alle Welt 533; Tod 589.

Cotta, Wilhelmine, geb. Haas, deſſen Frau 162, 167, 171, 333, 346, 350, 368, 440, 511, 514, 579.

Cotta, Liſette v., geb. v. Gemmingen, Cotta's zweite Frau 570, 584.

Cotta, Georg, Frhr. v., Sohn des Vorigen (1796–1863) 184, 506, 512, 532, 568, 582, 589 f.

Cotta, Karl, Frhr. v., Sohn des Vorigen (geb. 1835) 279, 440.

Cotta, Adolf, zweiter Sohn Joh. Friedr.'s, 342, 348, 483, 512, 532, 551, 555, 556, 558.

Cotta, Chriſtoph Friedrich jun., (älteſter Bruder Joh. Friedrichs) (1758–1838) 187–193, 666.

Cotta, Maria Sara, geb. Stamm, deſſen Frau (1771–1807) 193.

Cotta, Emil, deren Sohn (1798–1875) 193.

Cotta, Joh. Georg IV., jüngerer Bruder Joh. Friedrichs ((1761–1836) 86, 89.

Cotta, Caroline, verehlichte Hutten, Schweſter Johann Friedrichs (geb. 1765) 143.

Crabb-Robinſon, Henry 424.

Cramer 21.

Crebillon, le Sopha 17, 22.

Creuzé, Auguſt 325.

Cruſius, S. L. 5, 6, 76, 150, 314, 367, 552 f. 554.

Cuno, Buchhändler in Jena 68, 71, 121, 124, 200.

Culemann, Fr., Senator 279.

Curtius, M. K. 240, 242.

Cuſtine, A. Ph. Graf v. 188.

Dalberg, Heribert 477.

Dalberg, Karl v. 18, 67, 81, 82, 98, 199, 205, 404, 413, 414, 450, 493, 497, 513, 523, 552, 671, 677.

Dannecker, J. H. 21, 22, 26, 55, 59, 74, 151, 154, 172, 240, 247, 260, 319, 367, 472, 475, 479, 539, 552, 554, 562, 564, 576, 683, 689.

Danz, W. A. F., württ. Regierungsrath 615.

David, J. L., franzöſ. Maler 326, 367.

Deichmann, Factor der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen VII.

Delacroix, Eugen, franz. Maler 580.

Diderot, D. 225, 226, 243, 245.

Diesch, Stadtkommandant von Straßburg 189, 190, 193.

Dieterich, Buchhändler in Göttingen 50.

Dietrich, Maire von Straßburg 188, 189.

Docen, B. J. 566.

Doll, Nachdrucker in Wien 399.

Domaratius, J. F., Schauſpieldirektor in Grätz 329, 391, 413, 414.

Dorothea, Herzogin v. Kurland 282.

Drer, Ignaz v. 57.

Druckfehler 32 f., 51, 71, 72, 74 f., 129, 132, 140, 143, 145, 168, 169, 471, 481, 484.

Dumoſt 320.

Düntzer, H., 103, 121, 141, 168, 245, 282, 341, 353, 392, 446, 456, 492, 497 f., 508.

Duſch, Joh. Jak. 27, 51, 54.

Duttenhofer, Chr., Kupferſtecher in Stuttgart 21, 213, 268.
Dyk, J. J. F. 119, 127, 146.
Ebel, J. G. 492, 497, 499.
Eccard, G. C., Pfarrer 275, 278, 354.
Eckart, Gabriel 276, 373.
Eckermann, J. P. 571.
Edelmann 190.
Edelsheim, Frhr. v., badiſcher Miniſter 667.
Eggers, Chr. U. D. Frhr. v. 237.
Ehlers, W. 451, 487, 496, 507 f., 515, 688.
Ehrmann, Marianne 13.
Eichenberg, Buchhändler in Frankfurt 227.
Eichhorn, J. G., Prof. in Göttingen 396.
Eichſtädt, H. K. A., Prof. 331, 495, 500.
einhetzen = einarbeiten 14.
Einſiedel, F. H. v. 259, 285, 676, 677.
Elben, Chr. Gottfr. (geb. in Zuffenhauſen am 4 Mai 1754, von 1788 bis zur Aufhebung derſelben Profeſſor der Geographie an der hohen Karlsſchule, Herausgeber des ſeit Anfang Oktober 1785 erſcheinenden Schwäbiſchen Merkur, geſt. in Stuttgart am 11. Febr. 1829) 634 ff.
Elſäßer, K. F., württemb. Regierungsrath 614, 615, 642, 657.
Engel, J. J. XII. 15, 16, 18, 26, 27, 71, 72, 77—80, 98, 117—119, 125, 129, 130, 132, 136, 143, 144, 146—148, 150, 152, 155, 156, 158, 161, 166, 229, 670, 674 f., 677.
Epple, Bauer von Botnang 481, 690.
Erhard, J. B. 18, 57, 58, 90, 94, 107, 109, 110, 671, 677.
Eſchen, F. A. 314, 676, 677.
Eſchenburg, J. J. 219 f., 276, 373, 696.
Eſcher, Joh. in Zürich 173, 195, 196, 203, 204, 210, 327, 683.
Eſcher, Joh. Kaſpar, deſſen Sohn 195.
Eſcher, Heinrich, Prof. 173.
Eſcher im Wollenhof in Zürich 300.
Eſcher, Buchhändler in London 423, 433.
Eſcher und Geisweiler, Buchhandlung in London 433.
Ettinger, K. W., Buchh. in Gotha 202. 230.
Eugen, Herzog von Württemberg 577, 584 f.
Facius, F. W. 34, 144.
Fechenbach, G. K. v., Fürſtbiſchof v. Würzburg 400.
Felsecker, Buchhändler in Nürnberg 202.
Ferdinand, Erzherzog v. Oeſtreich 485.
Fernow, K. L. 57, 237, 434, 494.
Feuerlein, K. F., württemb. Regierungsrath 615, 649.
Fichte, J. G. 15, 16, 18, 19, 24, 31—33, 38, 40—42, 46, 51, 54, 64, 78, 79, 97, 98, 125, 134 f., 142, 145, 174—178, 257, 266, 316, 335, 417, 426 ff. 670, 677; über Tieck 428.
Fichte, J. H. 125, 176.
Fiedler, G. F. 495.
Fielitz, Dr. W., in Stralſund 297.
Fiſchenich, B. L. 100.
Fiſcher, L. E., württemb. Regierungsrath 381, 649.
Fiſcher, Lehrer bei W. v. Humboldt 324.
Fleck, J. F. F. 331.
Flegler, Dr., A. in Nürnberg 274.
Fleiſcher, Gerh., Buchh. in Leipzig 169, 273.
Fleiſcher, K. Fr. W., Schauſpieler 457.
Fleiſchmann, Dr., F. A. 259.
Flink, Govert 210.
Forſter, G. X, 13, 188.
Fouqué, Fr. v. 246.
Frankh, Pfarrer 395, 399, 457, 462, 466
Frankh, Luiſe, geb. Schiller 172, 442, 466 f., 478.
Franz II., Kaiſer 652.
Franzoſen, Rheinübergang (1796) 178; in Schwaben 178 ff., 183, 206.
Frauenholz, J. F. 84, 90, 479, 688.
Frege, Bankier in Leipzig 359, 361. 398, 400, 686 ff.
Freiligrath, Ferdinand 406, 407, 424.
Friedel, franz. Ueberſetzer der Räuber 325.
Friedländer, David 117, 147.
Friedrich, Herzog, Kurfürſt und König von Württemberg 100, 210, 289, 308 ff., 313, 364 f., 377 ff., 391, 392, 467, 499, 501, 526, 567, 593 ff., 616, 688 ff.
Friedrich Eugen, Herzog v. Württemberg, deſſen Vater 188, 191, 239, 313, 594 ff.

Friedrich Wilh. III., König v. Preußen 343.
Frommann, Buchdrucker in Jena 415, 426 f., 431, 487, 496, 540, 554, 655.
Frommann, K. H., Regierungsrath in Stuttgart 381, 634 ff., 645.
Früchteverzehrende Geſellſchaft 459.
Fugger, Graf, öſterr. Geſandter in Stuttgart 309 f., 626 ff., 634, 642 f.
Funk, C. W. F. v. 18, 215, 217, 231, 235, 243, 674, 677.
Füßli, Heinr. (1720–1801) 299.
Füßli, Johann Heinr. (1742–1825) 299 f., 397, 414.
Füßli, Joh. Konr. 492.
Gabler, Buchhändler in Jena 68, 94, 102, 105, 139, 142, 145, 151, 158, 176, 199, 200, 202–204.
Gädike 241, 334, 347, 353, 369, 415, 655.
Gärtner, Dr. Joh. in Calw, ehm. Prof. der Botanik in Petersburg VIII.
Garve, Chr. 15, 16, 18, 65, 178, 180, 184.
Gauß, H., ſtänd. Archivar in Stuttgart XIV.
Gehres 27.
Geiſt 459.
Geißinger 475, 488.
Geisweiler, C., Buchh. in London 348, 418, 420 ff.
Gemmingen, K. L. D. v., württ. Regierungsrath 657.
Gemmingen, Liſette v. 570, 584.
Genaſt, E. 329.
Genlis, Frau v. 152.
Gentz, Fr. 18, 25, 28, 47, 108, 111, 118, 127, 128, 131, 139, 150, 401.
Genz, Prof. 430.
Georgii, E. F., württ. Landſchaftsconſulent 62, 364, 380, 383.
Gerard, F. P., franz. Maler 326, 588.
Gerber, Kreisgerichtsſekretär in Reval 153, 181, 196, 212, 673, 677, 684.
Gerning, J. J. v. 354, 452.
Gerold 189.
Gerſt, Gerichtsaſſeſſor von Balingen, württ. Landſchaftsmitglied 380.
Geßner 317, 696.
Gieſe, C. H. 338, 342, 410.
Gilbert, Prof. in Halle 459.
Gillman, J. 406.
Girtanner, Chr. 8.
Gleichen-Rußwurm, Adelbert, Frhr. v. 523, 585 f.
Gleim, J. W. L. 36.
Gmelin, Profeſſor in Tübingen 256.
Gmelin, Dr., in Tübingen 265.
Gmelin, Dr., Chr. Gottlieb 515.
Gmelin, Auguſt Hermann 515.
Goebhard, Nachdrucker in Bamberg 399, 416.
Göckinck, L. F. G. v. 197.
Goedeke, Karl, 62, 107, 109, 132, 141, 197, 282, 429, 440, 457, 497 f. 720.
Göpferdt, J. Chr. 17, 88, 106, 174, 176, 177, 180, 184, 186, 195, 196, 198, 199, 200, 203, 204, 205, 207, 209, 210, 213, 224, 227, 230, 232, 234, 235, 239, 246, 248, 251, 252, 253, 256, 259, 260, 267, 280, 292, 305 bis 307, 321 f., 328, 497, 683.
Gore, Charles 22.
Görner, Auctionator in Jena 525.
Göſchen, G. J. X, 1, 5, 8, 15, 19, 20, 25, 39, 76, 80, 83 ff., 90, 92, 93, 102, 105, 106, 109, 119, 159, 163, 164, 167, 211, 212, 213, 215, 216, 228, 233, 240, 251, 264, 267, 286, 287, 291–293, 339, 342, 343, 415, 445, 495, 511, 514, 541, 543, 545, 551, 695–697.
Goethe 15, 16, 18, 19, 21, 24, 25, 32–34, 38, 39, 44, 45, 47, 49, 50, 51, 53–55, 60, 63, 64, 69, 76, 77, 79, 81, 82, 88, 96, 103, 106, 107, 113, 118, 120, 123, 128, 130, 144, 146, 154–156, 158, 159, 163, 164, 166–168, 170, 173, 174, 184, 186, 193, 195–197, 198, 201, 203, 208, 211, 217–220, 222, 223, 225, 226, 237, 240–247, 250, 263, 266, 268–270, 271, 275, 278, 281, 284, 286, 289, 292, 296 ff., 305, 306, 308, 337, 342, 358, 364, 371, 386, 387, 393, 400, 416 f., 421, 424, 443, 451, 455, 463, 465, 470, 476, 480, 481, 483, 506,

511, 529, 531, 554, 562 ff., 580 ff., 670, 671, 673, 686, 691 ff.

Methode zu reiſen 253; in Stuttgart (1797) 247, 250, 252 ff.; Verlobung der Rapp 268; kauft eine Landſchaft von Claude Lorrain 260, 265, 268; in Tübingen 250 ff.; nach Zürich 255; verliert ein Portefeuille 255, in der Schweiz 258, 259, 260; mit Meyer auf den Gotthard 260, 264; Tour nach Baſel 264; Rückkehr aus der Schweiz 265; ſucht eine zweite Apotheke für Weimar 265; in Tübingen 267; „Schickſal der Uhr“ 271; in Nürnberg 268; in Weimar zurück 271.

Propyläen, Schema 296 ff.; Anzeige 308, 331, Expedition 304; Abſatz 342, 354, 358, Fehlſchlag 342 f., 344 ff.; Preisausſchreiben 335, Einſendung an die Allg. Ztg. über die Fichte'ſche Angelegenheit 335; Plan einer Elegie zu den Schweſtern von Lesbos 336; Krankheit 421 f., 427; Nierenkolik 552, unproduktiv 432, 439, 446, 464; Gerücht, er wolle in Stuttgart privatiſiren 486; Vorſorge für Fernows Kinder 494; Mionnet'ſche Paſten 441; beſtellt ein ital. Münzwerk 551; die neue Jenaiſche Lit. Ztg. 500; Plan zu einer Trauerfeier für Schiller 557; beſchäftigt ſich mit Herausgabe des Briefwechſels Schillers 571 ff., 580 f.; Dedication des Schiller-Goethe Briefwechſels an den König von Bayern 587, 589, Goethe's Porträt von Stieler 587; Geburtstag 1831 in Ilmenau 589; literariſcher Nachlaß 573.

An Mignon 244; Liederalmanach 453, 455, 486 f., 496; Erinnerung 244; Balladen 245, Gott und die Bajadere 244, 245, 249; Braut von Corinth 245, 249; Elegien 72, 89, 95; Muſen und Grazien in der Mark 197; Xenien, zahme 584, Geburt Apolls 116; Epiſtel 33, 55, 60; Epilog zur Glocke 514, 557; Charon 588; Hermann und Dorothea 57, 260, 268, 293, 349; Hermann und Dorothea, engl. Ueberſetzung von Holcroft 348; von Mellish 377; Reineke Fuchs 170; Achilleis 336; Geſchwiſter 165; Großcophta 103, 217; Fauſt 114, 290, 329, 330, 375, 439, 455, 580; überſetzt von Stapfer 580; Helena 581; Paläophron und Neoterpe, engl. Ueberſetzung 348, Bearbeitung der Iphigenie für die Bühne 373; Natürliche Tochter 439, 455, 486 f., 496, 503, 504, Mahomed und Tancred 452 f., 465, 468, 470; Was wir bringen 455, 464, 465, 468, 470, 471, 474, 481; Prolog zu Was wir bringen 470; Götz von Berlichingen 538; Wilhelm Meiſter 32, 44, 168, 169, 217, 301; Unterhaltungen 38, 130; Märchen 114, 119, 120, 121, 125, 132, 136; Reiſe auf den Gotthard 288; die böſen Weiber 387 f., 400; Wahlverwandtſchaften 562 f.; Aus meinem Leben 436, 583; Cellini 32, 159, 166, 215, 219, 220, 225, 289, 301; neue Ausg. 454, 471 ff., 476, 481, 487; Propyläen 226, 241, 270, 287, 288, 293, 314, 324, 326, 334 f., 349, 389, 439, 440, 444 ff., 453, 475; über Laokoon 270, 288, 300; Sammler 335, 344, 354; Winckelmann 300, 453 f.; italieniſche Reiſe 288; Werk über Italien 287 f., 293; über Leonardo da Vinci 218; Weimar'ſche Kunſtausſtellung 444; Aufſätze über Kunſt 453; über den Hochſchnitt 303; Diderot über die Malerei 226; Farbenlehre 290, 486; Kunſt und Alterthum 572 f., 580, 588; Verſuch über die Dichtungen (von Frau v. Staël) 150; Litterariſcher Sansculottismus 98, 118; über Dilettantismus 299; über Grübel 330, 331; Alonzo 574; junger Feldjäger 574; Hefte zur Naturwiſſenſchaft 573, 583; Metamorphoſe der Pflanzen 589; Schriften (Göſchen) 170; neue Schriften (Unger) 217, 220; Zuſage des Vorzugs an Cotta 350; ſämmtliche Werke 454; Vertrag mit Cotta 486; Heraus-

gabe ſämmtl. Schriften 534, 537, 543, 559, 581; Verhältniſſe als Autor 349; Schiller, Mittelsmann bei Geldgeſchäften 436; über Cotta 256, 257; über Cotta's Damenkalender 400; über Almanachskupfer 388, 400; über die Neueſte Weltkunde 311, 313; Antheil an der Allg. Ztg. 321, 327; Urtheil über die Allgemeine Zeitung 325; über Hubers Tod 547 f.; Autorenverſprechen 53; Correcturen 32; Bericht über die Aufführung Wallenſteins 313, 322, 325, 332, 333, 334, 409; Anzeige von Was wir bringen in der Allg. Ztg. 470 f.; Beſchreibung von Stäfa 301.
Goethe, Eliſabeth 201, 226, 227, 229, 233.
Goethe, Auguſt 459.
Gotter, F. W. 15, 16, 39, 259, 675 f., 681.
Gotter, Luiſe 259.
Götz von Berlichingen 319 f.
Graff, A. 479.
Grammont, J. F. 73.
Graß, Karl 173.
Grebel, Landvogt 300.
Gries, J. D. 279, 353, 676, 678.
Grieſinger, Chr. Max., Oberamtmann in Leonberg 458, 460, 462, 464, 467, 503, 689, 690.
Grimmer 189.
Groſit und Nitzſche, Buchhändler in Kopenhagen 69.
Gros, K. H. 18, 100–102, 109, 156, 526 f., 529, 531, 533, 537, 671, 678.
Grözinger, Buchhändler in Reutlingen 27.
Günzler, H., Amts-Oberamtmann in Stuttgart 300.
Guttenberg, H., Kupferſtecher 303, 312.
Haakh, A., Prof. XIV, 164, 479.
Haas, W., in Baſel 31, 149, 152, 166, 167, 267.
Haas, Joh. Konrad IV, 512.
Hack in Bamberg 423.
Häberlein 379, 381, 644.
Haglocher, der alte luſtige Schuſter 267.
Hahn, Buchhändler in Hannover 338, 666.
Hahn, Ph. M., Pfarrer 271.
Halem, G. A. E. v. 242, 674, 678.
Hardenberg, K. A., Fürſt v. 100.
Harrach, K., Graf v. 110.
Hartmann, J. G. v., Hof- und Domänenrath in Stuttgart 318.
Hartmann, F., Maler in Stuttgart, Sohn des Vorigen 335, 369.
Haſelmaier, Lieutenant und Theaterunternehmer 313, 322, 323, 326, 328—330, 355, 359, 360, 363, 366, 368, 369, 372—376, 407, 686.
Haſelmaier, K. F., württ. Regierungsrath 615, 642, 649, 657.
Haſtfer, Hel., geb. v. Klenke 545.
Häßlein, Joh. H. 90.
Haude und Spener 655.
Hauff, H. 529.
Haug, J. Ch. F. IX, 13, 30, 54, 83, 257, 354, 360, 363, 373, 452, 539, 562, 563.
Haußmann, franz. Reg.-Kommiſſär 191.
Hebel, J. P. 275.
Hehl, Dr. 442.
Heine, H., XI.
Heinzmann, Joh. G. 492.
Heisdorf, Hel. v. (in Augsburg) 34.
Hemſen, Dr. W., Hofrath XIV.
Henikeien (Henrikſen?) 34.
Hennings 76.
Hennings, Buchhändler in Erfurt 656 ff.
Henrichs, Buchhändler in Paris 323.
Henriot 190.
Hensler, Arzt 220.
Herbert, Frhr. Franz Paul 57, 58, 64, 66, 68, 69.
Herder 15, 16, 18, 19, 25, 39, 63, 64, 66, 71, 78, 79, 87, 89, 111—114, 119, 121, 122, 124, 126, 127, 128—131, 137, 140, 141, 143, 144, 149, 153, 155—161, 165—167, 197, 215, 217, 224, 225, 243, 278, 308, 309, 315, 316, 324, 353, 359, 362, 364, 465, 535, 552, 670 ff., 678, 689; ſämmtliche Werke 520, 530, 534 ff., 538.
Herder, Karoline 536.
Herrmann, Buchhändler in Frankfurt 203, 227, 228.

Hermes, J. T. 27.
Heß, Ludwig 173.
Heß, Kupferſtecher in Düſſeldorf 190.
Hetſch, Ph. Fr. 361, 367, 509, 511.
Heun, K. G. S. (Clauren) 495.
Heyd, J. G. F., württ. Regierungsrath 615, 642, 649, 656.
Heyne, Chr. L. (Anton Wall) 27.
Hidber, Prof. Dr., in Bern 490, 492, 512, 521.
Himly 485.
Hirſch, Dr., Theaterdirektor in Graz 330.
Hirt, A. 18, 25, 201, 205, 207—209, 211, 214, 218, 227, 242, 249, 270, 674 ff., 678.
Hirzel, S. 250, 268, 271, 349.
Hofacker, Ludwig, Gerichtsverwandter in Nagold 363, 385 f.
Hoefer, Dr. E., in Stuttgart XIV.
Hoffmann, B. G., Buchhändler in Hamburg 82, 202, 439.
Hoffmann von Fallersleben XIII, 34.
Hoffmann, J. D., geh. Rath in Stuttgart 62, 362.
Hoffmann, J. W., Sekretär in Stuttgart 616, 642, 645.
Hofmann in Wien 651, 652.
Hofmeiſter, K. 279.
Holcroft, Thomas 348, 433.
Hölderlin, Fr. 73 f., 78, 197, 246, 279, 354, 675 f., 678.
Holtei, K. v. 417, 427.
Holzel, Anton 332 f., 388, 686, 687.
Hopf, Ph. H., Prof. in Stuttgart VIII.
Hopffer, Buchdr. in Tübingen 184, 515, 545.
Höpfner, Dr., J. G. A. 512 f., 516, 518, 521, 522.
Horen-Siegel 31, 37, 79.
Hormayr, Jos. v. 588.
Horner, Dr. J. sen., Prof. in Zürich 172, 173, 238, 241, 243, 673, 678.
Horner, Dr. Jacob jun. 178, 195.
Hoven, Fr. W. v. X, 1, 30, 50, 62, 106, 484, 487.
Howard, Luk. 393.
Huber, L. F. 13, 35, 67, 70, 82, 246, 265, 270, 273, 289, 291, 311, 388, 400, 402, 452, 468, 471, 501, 504, 528, 544, 666, 669.
Huber, Thereſe 13, 82, 265, 289, 529, 547, 560 ff.
Hübner, Lorenz 211.
Hufeland, G., Profeſſor 18, 86, 103, 210, 220, 232, 296, 446, 525, 552.
Hügel, Frhr. v., württemb. General 178.
Hügel, E. E., deſſen Sohn, württemb. General und Kriegsminiſter 570.
Humboldt, A. v. 18, 61, 64, 65, 68, 70, 156, 517, 527, 529, 671, 678; will Schiller ſein amerikaniſches Reiſewerk dediciren 529.
Humboldt, W. v. 16, 18, 21, 33, 51, 61, 64, 67, 69, 71, 72, 76, 79, 97, 100, 111—113, 115, 117, 123, 125, 127, 130, 136, 147, 150, 152, 161, 164, 171, 173, 199, 231, 243, 278, 298, 312, 334, 327, 431, 493 f., 496, 517, 527, 558, 566, 568, 571, 578, 586, 670, 671, 675, 678, 683, 692.
Humboldt, Karoline v. 315, 324, 493, 506, 509, 511, 515, 518, 522, 527.
Hurter, Georg Martin, Pfarrer 223, 226, 238, 308, 465, 684, 685.
Hutten, J. G., Profeſſor 143.
Hüttner, Joh. Chriſt. 393 f., 396 ff., 401, 406 ff., 415 ff., 422 ff., 439, 544, 687.
Hyſel, F. E. 330.
Iffland 13, 168, 329, 331, 337, 369, 419, 450, 551.
Ilgen, K. D., Prof. in Jena 41.
Imhof, A. v. 244, 278, 279, 336, 392, 463, 464, 468, 473, 506, 675 f., 678, 686; Schweſtern von Lesbos 336, 358, 359, 364, 365.
Iſelin, J. 27.
Jacobi, F. H. 16, 18, 39, 101, 102, 105, 114, 127, 137, 146, 156, 223, 671, 679.
Jacobi, J. G. 272, 273.
Jacobi, Hofmedikus in Stuttgart 442.
Jagemann, Chriſtoph Joſef 480.

Jagemann, Ferdinand, Maler, deſſen Sohn 480, 512, 546, 550, 553.
Jahn, Geh. Rath in Wien 379.
Jahn, Otto, Prof. 168, 177.
Jakardowski, öſterr. Hauptmann 247.
Jendor, Jendor 341, 343.
Jochmann, K. G., von Pernau 320.
John, Fr., Kupferſtecher in Wien 359, 361, 368, 376, 392, 415, 564.
Jordan, Camille 506.
Jourdan, franz. Gen. 179, 185, 190, 192, 206, 334.
Jung, Muniz.-R. in Straßburg 189, 190.
Kaaz, K., Maler 563.
Kalb, Charlotte 78.
Kant 15, 16, 19, 31, 39, 58, 127.
Kapf, Sixt Gottlieb 257, 373.
Karcher, Kupferſtecher in Mannheim 265.
Karl, Erzherzog von Oeſterreich 179, 192, 281, 334, 390, 594.
Karl, Herzog von Württemberg 62, 164, 210, 313.
Karl Auguſt, Herzog von Weimar 7, 12, 63, 65, 95, 217, 226, 253, 301, 442, 474, 477, 478, 480, 514, 558, 588.
Karl Friedrich, Kurfürſt von Baden 666 f.
Katharina II. 255.
Katharina, Königin von Württemberg 558, 568, 569.
Kaufmann, J. F., württemb. Geh. Rath 313, 381, 641, 642, 656, 657.
Keller, Dr. A. v., Profeſſor in Tübingen IX, XIV, 21, 25, 26, 30, 62, 83, 354, 378, 441, 473, 475.
Kempff, T. Ph. Ch. 191.
Kerner, J. G., Landſchaftsconſ. 179, 386.
Kerner, Georg 188, 189.
Kerner, Juſtinus 189.
Ketterlinus, Kupferſtecher in Stuttgart 210.
Kielmeyer, württemb. Staatsrath 256, 360.
Kinkel, Gottfr. 300.
Kirſtein, däniſcher Kommerrath 34.
Klein, A., Frhr. v., Geheimerath in Mannheim (ſtarb daſelbſt 1810) 563.
Klein, Prof. in Halle 49, 54, 65, 68, 91, 151, 163.
Klinger, M. 508, 519, 522, 532.
Klopſtock 15, 16, 39, 134.
Knebel, K. L. v., 121, 144, 146, 155, 157, 161, 166, 181, 215, 243, 253, 271, 353, 354, 673 f., 679, 682.
Koch, J. A., Maler 449.
Kohl, Kupferſtecher in Berlin 90, 174.
Kohl, Clemens, Kupferſtecher in Wien 228, 229, 442.
Köhler, Dr. A., in Weimar 260.
Kolb, Tübinger „Pferdephiliſter“ 255.
Kolbe, H., Maler in Düſſeldorf 335.
Körner, Chr. G. 8, 16, 18, 26, 33, 51, 64, 67, 74, 81, 93, 120, 121, 127, 128, 138, 149, 153, 157, 164, 173, 184, 193, 214, 217, 224, 226, 235, 243, 250, 264, 278, 312, 432, 435, 437, 450, 457, 478, 492, 508, 561, 586, 674, 679, 682.
Koſegarten, L. Th. 120, 169, 173, 175, 180, 181, 195, 197, 221, 242, 285, 353, 673 f., 679; über die Xenien 222.
Köſel, Joſef, Buchdrucker in Kempten 318.
Köſel, Max, deſſen Sohn 315.
Kotzebue, A. v. 325, 340, 351, 388, 391, 409, 419, 425.
Kramer, K. Fr. 226.
Kraus, G. M. 510 ff., 514, 516, 518, 522, 524 f., 533, 538, 540.
Kray, öſterr. Feldzeugmeiſter 390.
Kriegscontributionen 179, 206.
Kruſe, Chr. 489.
Küſſner 354.
Kuhn, Rath in Weimar 582.
Künsberg, jun., in Bamberg 423.
Kurz, Hermann 228.
Lacher, Joh. Baptiſt 315 ff., 328, 364 f.
Lacher, Joſef 320 f.
Lacher, Veronika, deſſen Schweſter 318.
Lafontaine, Aug. 13, 246, 265, 270, 272, 273, 462, 504.
La Martelliere, J. H. F. 325, 342.
Lang, G. Chr., württemb. Regierungsrath 651, 653.
Lang, württemb. Deputirter 567.
Langbein, A. F. E. 149, 197.

Laplace, P. S. 545, 551, 552, 555.
Larevelliere 179.
Lavater, J. K. 208, 271, 300, 317 f., 320.
Lawrence, Richard James 218.
Lawrence 370, 374, 377, 394, 418.
Lebas 189, 190.
Lecourbe 356, 363, 378, 383.
Lee, Harriet und Sophia 497 f.
Lengefeld, Frau v. 181, 198, 232, 433, 446, 471, 501, 532.
Lepicque, Oberpoſtmeiſter in Stuttgart 89, 91, 94, 208, 234.
Lenz, J. M. R. 169, 170, 240, 675, 681.
Leſſing 419.
Leutrum, Frau v. (in Augsburg) 321.
Lewis, M. G. 325.
Leybold, J. F., württ. Hofkupferſtecher 210.
Lezay-Marnezia 342.
L'Huilier, S. 31.
Lichtenberg, G. Chr. 52, 60, 78.
Lips, J. H., Kupferſtecher 468.
Lloyd, engliſcher Schriftſteller 338, 410.
Lochner, Dr., G. W. in Nürnberg 90.
Loder, J. Chr. 485.
Löhe, in Bamberg 423.
Longhi, Kupferſtecher 588.
Longman, Buchhändler in London 348, 396, 420, 422.
Longman und Rees, Buchhändler in London 405 ff., 418.
Loeper, G. v. 249.
Lüdger, C., in Bremen 341, 347, 350 ff., 355, 408, 410, 491.
Ludwig Eugen, Herzog von Württemberg 62, 73, 188.
Ludwig, König von Bayern 586, 587.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 255.
Lühe, H. C. v. d., württemb. Regierungsrath 613, 615, 642, 657.
Luiſe, Herzogin von Weimar 218, 278, 332, 352, 392, 553.
Lunz, J. G., aus Kempten 347.
Lupin, Fr. v. 284.
Lyncker, J. J. 295.
Maccau 378.
Macpherſon 219.
Madeweiß, pr. Geſandter in Stuttgart 260.
Maier, J. Chr., Prof. in Tübingen 256.
Maiſch, Wilhelmine 13, 275.
Maiſch, Bauer in Gerlingen 689.
Mahlmann, Siegfr. Aug. 104.
Maltitz, Baron v., ruſſ. Geſandter in Stuttgart 309, 632 f., 634, 643.
Maltzahn, W. v. 360, 406, 407.
Mampel, Joh. Chriſt. 574.
Mandelsloh, U. L. Baron v. 179, 313, 653, 664.
Manſo, J. K. Fr. 119, 127, 208.
Marie Paulowna, Erbprinzeſſin v. Weimar 412, 568.
Marcus, Prof. 387.
Mark, Henry 407.
Marmontel, J. F. 27.
Martin 190.
Matthiſſon, Fr. v. 18, 169, 197, 201, 242, 244, 249, 278, 303, 336, 353, 368, 389, 397, 673, 679.
Maucler, Friedrich Eugen 473, 475.
Maurer, Buchhändler in Berlin 522.
Mayer, Andreas, in Straßburg 188.
Max. Joſef, Kurfürſt von Bayern 667.
Mecheln, H. v. 547, 558.
Meißner, A. G. 27.
Meißner, Alfr. 28.
Meißner, Joſ. Fr., verehlichte Cotta 86.
Melliſh, Joſ. Charles 342, 344, 348, 370, 373, 377, 391, 393, 394, 396 ff., 401, 403 f., 413, 418 ff., 422 ff., 433, 443, 445.
Mendelsſohn, M. 98.
Mendelsſohn und Veit 249.
Menzel, Notenſtecher in Zerbſt 104.
Menzel, Wolfgang 575.
Mereau, Sophie 99, 118, 119, 157, 197, 221, 225, 242, 246, 249, 270, 272, 279, 294, 671, 674 ff., 682.
Merk, Reichshofrathsagent in Wien 664.
Merkel, Garlieb 522.
Merkel, Joh., in Eßlingen 62.
Merlin, A. Chr., von Thionville 189, 318.
Merlin, Oberſt, deſſen Bruder 318.
Merz 189.

Meſſerſchmid, F. 729.
Metternich, Straßburger Publiciſt 189.
Meyer, F. L. W. 98, 351.
Meyer, H. [illegible], 50, 53, 69, 71, 79, 110, 118 f., [illegible]56, 158 f., 164, 173, 195, 197, 20[illegible] 242, 244, 247, 252 f., 260, 26[illegible] [illegible]6 f., 271, 287 f., 291, 293, 297, [illegible] ff., 306, 312, 327 f., 336, 344, 3[illegible]6, 359, 361 f., 364—367, 369, 371 f., 375 f., 414 f., 439, 563, 670 f., 674, 679, 686; Kunſtgeſchichte 453, 463.
Meyer, Buchhändler 217, 227.
Meyer, Joachim 228, 477.
Mezger, J. J., Antiſtes in Schaffhauſen 223, 465.
Michaelis, Buchhändler 30, 50, 54, 104, 106 f., 109 f., 111, 113, 115, 117, 136, 146, 149, 150 f., 160 f., 164 f., 175 f., 184, 626.
Mihule, Schauſpieldirektor 313.
Miller, L., Buchhändler in London 218, 305, 325, 339, 344 ff., 348, 370, 373, 377, 408, 410.
Millin, Aubin Louis, franz. Antiquar 326, 533.
Milner, Sir William 218.
Mionnet, Th. E. 444.
Mohl, B. F., württemb. Regierungsrath 380, 381, 467, 615, 641 f., 649, 657.
Molitor in Bamberg 423.
Möller, F. W. 88.
Monnet, Maire von Straßburg 189.
Montbriſon, Maria v. 274.
Montgaillard, Graf v. 255.
Morace, K. F., württ. Hofkupferſtecher 210.
Mordwinoff, Graf v. 255.
Moreau, J. V. 178, 179, 180, 192, 205, 393, 506 f., 517.
Morris, engl. Schriftſteller 338, 410.
Moſer, J. J. 363, 599.
Mounier, J. J. 419 f., 506.
Mouſſon 521.
Müller, K. G. M., in Leipzig (vgl. Hofmeiſter Nachl. III, 369) 279, 294, 676, 679.
Müller, Fr., Maler 237, 238, 243, 449, 675, 679.
Müller, Joh. v. 465, 492, 520, 529 f. 584 ff.; über die Weltlage im Jahr 1804: 535, 548.
Müller, Joh. Georg, Profeſſor in Schaffhauſen, Bruder des Vorigen 465.
Müller, Joh. Gotthard, Kupferſtecher VI, 164, 167, 210, 244, 256, 262, 429 f., 440 f., 475, 479, 531, 588.
Müller, Max 34, 49, 76, 81.
Müller, Kaufmann (Straßburg) 188.
Muſenalmanache 197.
Mylius, Buchhändler in Berlin 227, 232.
Nachdruck 251, 399, 404, 413, 416, 421, 438, 475, 476, 489, 563.
Narbonne, Graf Louis 358, 360, 364.
Naſt, J. J. H. 2, 3, 6.
Naubert, B. 88.
Nauck, Buchhändler in Berlin 227, 232.
Neſſer in Bamberg 210.
Nemeſis 217, 221, 228, 229, 266.
Neuffer, Ludwig 197, 206, 354.
Neureuther, E. N. 588.
Nicolai, Chr. Fr. 127, 170 f., 208, 426.
Niemeyer, A. H., Profeſſor in Halle 459.
Niethammer, F. J. 57 f., 107, 134, 136, 174—178, 307, 308, 317, 504, 524.
Nöhden, A., Dr. med. in Göttingen 262, 306, 349.
Nöhden, G. H., Bruder des Vorigen 218 bis 219, 229, 230, 236, 262, 305, 325, 339, 342, 344 ff., 348, 408, 410 f.
Normann, Ph. Chr. Fr. v., württemb. Geh. Rath 380, 381.
Nußbaumer, Anna 316.
Oberdeutſche Literatur-Zeitung 211, 215.
Oberkamp in Bamberg 423.
Oelsner, K. E. X, 320.
Opitz, Chr. W. 391.
Oreſti und Steiner in Bergamo 274.
Oertel, Fr. v. 197, 49[illegible].
Orloff, H. 232.
Oeſer, A. F. 434.
Ott zum Schwert in Zürich 269
Otto, Chr. Fr., württemb. Regierungrath 467, 615.
Papſtmann in Bamberg 428.

Pahl, J. G. v., Prälat 380.
Palleske, E. 60, 108, 204, 333, 508.
Pasque, E. 329.
Paul, Prinz von Württemberg 190.
Paulus, H. E. G. 5, 277, 316, 484, 525, 536, 540, 555.
Paulus, G. E. J., Kanzleiadvokat in Stuttgart, des Vorigen Bruder 525, 688.
Penzel, A., Kupferstecher 274.
Pernay, franz. Emigrant 244.
Perthes, Fr., Buchhändler in Hamburg 199.
Pestalozzi, J. H. 157.
Petersen, J. W. 238, 239, 257, 279, 282, 440, 478, 485, 563.
Pfaff, Dr. Karl 362.
Pfeffel, G. K. 13, 18, 35, 37, 38, 52, 56, 78, 89, 93, 96, 124, 126, 161, 166, 193, 197, 205, 215, 224, 243, 245, 246, 265, 270, 272, 289, 400, 402, 452, 504, 671, 673 f., 679.
Pfleiderer, Chr. Fr. v., Prof. (geb. zu Kirchheim 12. Juni 1736, gest. zu Tübingen 27. Sept. 1821) V. VI.
Philipps, Buchhändler in London 416, 418, 420, 422 f.
Pichegru, Ch. 125, 255.
Pichler, Caroline 246.
Platner, Dr. Ernst, Prof. der Philos. in Leipzig 131, 720 (unter Berichtigungen und Zusätze).
Plouquet, W. G. 256, 485.
Plümicke, K. M. 221.
Plumptree, Anna 391.
Podobnik in Laibach 57.
Pohl, Dr. in Leipzig 162.
Posselt, E. L. 22, 27, 46, 67, 73, 125, 129, 267, 272, 280 f., 283, 289, 310, 311, 316, 506, 516 f., 520, 528, 534, 546, 606 ff., 647, 653, 666, 669, 694.
Poterat 190.
Prillwitz, Schriftgießer 472.
Pühle in Bamberg 423.
Pyrker, Fr. X., württ. Konzertmeister 252.
Racknitz, J. F. Frhr. v., Theaterdirektor 457.
Ramberg, J. H. 84, 90, 142, 145, 456, 479.
Rapp, G. H. 21, 26, 28, 110, 177, 184, 185, 194, 210, 247, 260, 268, 367, 375, 376, 418, 461, 486, 487, 539, 562, 686.
Rapp, Friederike, dessen Frau 21, 22.
Rapp, Gottlieb Christian (Helfer, Bruder des Vorigen) 22.
Rapp, Moriz, Professor, Sohn des Obigen 247, 248, 251.
Rehmann, Friedrich 98, 118.
Recamier, in Paris 447.
Recke, E. v. d. 1, 282, 284, 676, 679.
Redlich, Dr. K. Ch. 141, 197.
Reich, Ph. E., Buchhändler in Leipzig VI.
Reichard, H. A. O. 245, 278.
Reichardt, J. F. 93, 103, 120, 121, 123, 245.
Reichel, W., Factor in Augsburg 586.
Reichs-Anzeiger gegen die Horen 75 f.
Rein, W., Buchhändler in Leipzig 495.
Reinbeck, Georg, Hofrath in Stuttgart 562.
Reiner, Sigismund v. 57.
Reinhard, Karl (Graf) 188, 197, 354, 363, 378, 392, 403, 600, 632.
Reinhart, J. Ch., Maler 434, 449, 511, 517, 518, 522, 529, 533, 539, 540.
Reinhold, K. L., Professor 57.
Reinwald, W. F. H. 29, 119, 122, 133, 168 f., 173, 181, 242, 343, 478, 673, 679.
Reinwald, Christophine, geb. Schiller 172, 182, 184—187, 194, 198, 240, 343, 356, 442, 457, 461, 478, 569, 683.
Reischach, K. Fr. Ph. H., Freiherr v., württemb. Geh. Rath 656, 657.
Renger, Buchhändler in Halle 217, 227.
Reuß, J. A., württemb. Regierungsrath 191, 642, 647, 649.
Reynolds, J. 300.
Reyscher, Dr. A. L. 379.
Richardson 306.
Richter, J. P. 246, 273, 401.
Richter, O. M. 57.
Rieger, Buchhändler in Würzburg 202.
Robespierre, M. 190.
Robinsons, Buchh. in London 219.

Robiſon, J. 419 f.
Rochlitz, Fr. v. 545.
Rösler, G. F., Prof. in Stuttgart VIII.
Rösler in Nürnberg 90.
Röſchlaub, A., Prof. 387.
Roth, Fr. 102.
Rouſſeau, J. J. 17, 29, 54.
Royer, Tuous 378.
Rudolf, Schillers Kammerdiener 558.
Rudolf . . . vom Ivar 364.
Sachs, Dr. C. 325.
St. Cyr 178, 179, 390.
St. Hubert, Opernſängerin 255.
St. Just 189, 190.
St. Suſanne, franz. General 390, 393.
Salis, J. G., Graf v. 39.
Salvandy, N. A. de 574.
Salvin, engl. Ueberſetzer 440.
Sander, J. D., Buchhändler in Berlin 421, 508.
Schad, J. B. 446.
Schaffer, Kupferdrucker in Stuttgart 21.
Schall, C. H. 507.
Schardt, Sophie v. 244, 274.
Scharff, Poſtcommiſſär in Leipzig 612.
Scharffenſtein, G. F. 152.
Scheidhauer, Buchhändler in Magdeburg 227, 232.
Scheler 456, 458.
Schelling, F. W. J. 354, 386, 417, 430, 493, 496, 500, 506, 525.
Schelling, Karoline 563.
Schick, Chr. G., Hiſt.-Maler 449.
Schikaneder, E. 329.
Schiller, J. Chr. 51, 55, 65, 74, 77, 81, 106, 108, 111, 113, 118, 151, 161, 163, 165, 172, 184, 185, 195, 198, 254, 682.
Schiller, Dorothea 108, 184, 204, 210, 228, 229, 240, 248, 271, 277, 285, 339, 351, 388, 422, 442, 445, 457 ff., 684—686.
Schiller, Fr., Bekanntſchaft mit Cotta IX ff. 1; Ausflug auf den Kahlenſtein 7, 489; Redaktion einer polit. Zeitung 7, 8, 9, 11, 12; Abreiſe aus Schwaben 6, 7; Gehalt 7; lehnt die Redaktion einer polit. Zeitung ab 13, 14, 26; Büſte von Dannecker 21, 472, 475, 479; Gedicht auf den Frieden 30, 34; Brief in die Flora 34, 35, 38, 48; Penſion aus Dänemark 34, 74; Berufung nach Tübingen 61, 62, 63, 66; Anonymer Brief 97; in Weimar (1796) 168; Anzeige in der A. L. Z. 194; als Spediteur 199 f., 202, 210; Jahrgeld für ſeine Mutter 204, 460; Kauf eines Gartens in Jena 232, Anfall von Cholera 277; Bauweſen 286; Antheil an den Propyläen 298; Verhältniß zu Cotta 296; Ankündigung des Wallenſtein 314; Begegnung mit Lacher 316 f.; Spazierritt 322; Aufführung des Wallenſtein in Weimar 332, 335, 336; weiſt Geld an Hölzel an 333; Anträge von England wegen Ueberſetzungen 338, 341 f.; Handel mit Bell 410—412; will in Weimar wohnen 352; Gehaltszulage (1799) 352; Verbot der Schiller'ſchen Schauſpiele auf dem Stuttgarter Theater 355; Krankheit ſeiner Frau 356 f.; Selbſtcenſur von Wallenſtein 359, 360; Neunundneunziger 361; Ueberſiedlung nach Weimar 365; Erkrankung 369, 370, 373; Beſſerung 374; Verbot des Wallenſtein in Stuttgart 372 f.; in Ettersburg 387; proj. Reiſe nach der Oſtſee 432, 435; Reiſe nach Dresden 435; Vorſchlag einer Erhöhung des Honorars für ſeine Stücke 436; Hauskauf 445, 448; Wilhelm Tell, Gerücht 450; wünſcht Schweizer Spezialkarten 450; Erbſchaftsangelegenheit 457, 460—462, 466 ff.; Krampfhuſten 460, 461; Vollmacht für Cotta 463; Nobilitirung 472, 474, 477, 478; Portrait 472, 475, 479; wünſcht Proſpekte ſchweiz. Gegenden und Schriften über die Schweiz und Tell 491; erhält vom König von Schweden einen Brillantring 494 f.; ſchlägt Cotta die Uebernahme der A. L. Ztg. vor 495; die neue Jenaiſche Lit. Ztg. 500; iſt gegen ein

weit ausſehendes politiſches Werk 500; hofft von Tell Freude, Ehre und Vortheil 503; Reiſe nach Berlin 508 f.; will jährlich einige Monate in Berlin zubringen 513; Gehaltsvermehrung 514; Krankheit (1804) 523 ff., 531; falſche Nachricht von ſeinem Tod 537, 539; Journal für deutſche Frauen 545; Honorar für das „Theater" 542; Katarrhfieber 549, 552; letzte Krankheit 555; Schillers Biographie 563 ff., 578, 586; Gedächtnißfeier des Stuttgarter Liederkranzes 575; Enthüllung des Standbilds in Stuttgart 590.

Thalia 2, 3, 19, 20, 21; Horen 8, 9 (Contract), 13, 14 ff., 23 ff.; Redaktionsausſchuß 16; Druckrechnungen 31; Einführung der Kritik in die Horen 96, 101; Honorar 10, 18, 25 f., 39, 156 f., 158, 161 f., 164, 166; Abrechnung über die Horen 156, 242, 293; ſtimmt bei, daß die Horen aufhören 281, 282; Muſen-Almanach (1796) 30, 50, 54, 56, 59, 97, 109, 111, 113—115, 117; (1797) 154, 159, 163, 171, 173, 182, 186, 194, 195, 197, 199 ff., 201, 213, 221, 225, 226, 228, 230, 233, 238; neue Aufl. 206 ff.; (1798) 164, 227, 239, 241, 246 ff., 259, 275, 276, 278, 280, 282 ff.; (1799) 296, 303, 307, 311, 315, 323, 324, 327, Honorar 315, 323, 324, 327; (1800) 335 f., 353, 357; Honorar 359, 364; Fortſ. des Muſ.-Alm. 389, 398, 401, 403.

Gedichte (Samml.) 76; Anthologie 17, 440, 441; Gedichte bei Cruſius 387, 402, 405, 411; Prachtausgabe der Gedichte 552; Zeichnungen zur Prachtausgabe der Gedichte 480; Kindsmörderin 250; Elegie auf Weckherlins Tod 440, 441; Melancholie an Laura 441; Julius an Raphael 441; Götter Griechenlands 222; Theilung der Erde 129, 132; Würde der Frauen 222; Elegie an Emma 441; Reiterlied 21, 144, 250, 276, 451, 558; Tanz 97, 100; Reich der Schatten 109, 111, 114, 132, 222; Elegie (Spaziergang) 117, 121, 122, 124, 148; Xenien 127, 163 f., 171, 197, 205, 208, 211, 215, 220, 221, 222, 224, 228, 278; Xenien (Prachtausgabe) 163; tabulae votivae 222; Epigramme 166; Natur und Schule 115, 116; Zenith und Nadir 120, 140, 141; Dichter an ſeine Kunſtrichterin 124, 141; Thaten der Philoſophen 129, 132; Skrupel 141; Balladen 245; Klage der Ceres 173, 221, 222; Hero und Leander 431; Kampf mit dem Drachen 451; Taucher 451; Kaſſandra 461, 488; Graf von Habsburg 488; Glocke 353; Worte des Wahns 387; der Antritt des neuen Jahrhunderts 431; die vier Weltalter 449, 451, 452. An die Freunde 449, 451, 452; Lied an die Freude 451; Freundſchaft 441; das Mädchen von Orleans 431; Thekla, eine Geiſterſtimme 461; Siegesfeſt 488; Berglied 509, 511; Gedicht auf die Erbprinzeſſin von Weimar 532 f.; Jüngling am Bach 515; Zueignung zu Tell 513, 523; Soldatenlied in Wallenſteins Lager 560; Gedichte in Beckers Taſchenbuch 549; Räthſel 547, 558; Stammbuch-Impromptu 21.

Räuber 223, 264, 286, 477—479, 541, 552; erſte Ausgabe 270, 272, 279, 478 f., erſte Vorrede 279; franzöſiſche Ueberſetzung 325; engliſche Ueberſetzung 219, 351; Fiesco 223, 264, 279, 286, 479, 541, 552; engliſche Ueberſetzung 218, 219, 229, 230, 236, 305, 345; Kabale und Liebe 223, 286, 477, 478, 541, 552, 560; engliſche Ueberſetzung 219, 325; Don Carlos 27, 76, 83, 84—86, 87, 90, 92, 93, 102, 105, 211—213, 215, 216, 233, 240, 264, 267, 286, 291 f., 339, 342, 343, 541, 548 ff., 695—697; engl. Ueberſetzung von Symonds 306, 340; von Noehden 290, 305 f., 339, 345; Wallenſtein 25, 106, 169, 170, 203, 209, 210, 213, 217, 221, 225, 227—232, 235, 236, 238, 239, 241, 243, 251, 257, 263, 264, 266, 267, 269, 270 ff., 292 ff., 491, 512, 553; Dreitheilung 311, 353; Prolog zum Wallenſtein 246, 314; Wallenſteins Lager 231, 236, 246—248, 312, 314; Piccolomini 236; Wallenſteins Tod 236; Stuttgart-Berliner Manuſcr. des Wallenſtein 360, 406 f.; Verzögerung des Drucks 329 f.; Druck des Wallenſtein 369, 374, 375; neue Auflage 394, 397, 399, 400, 403, 413, 430, 458; Wallenſtein, Nachdrucke 399, 404, 411, 413, 421, 489; Bearbeitungen 457; Wallenſtein, engl. Ueberſetzung 236, 306, 325, 338, 394, 396, 398, 404 ff.; franz. Ueberſetzung 325, 358, 360, 364; Maria Stuart 241, 336, 341, 343, 346, 352, 354, 357, 370, 373, 390 ff., 394, 397, 414 f., 425, 429 ff., 435, 436; engliſche Ueberſetzung der Maria Stuart 348, 370, 372, 377, 391, 394, 396, 397, 399, 401, 404, 405, 413, 414, 417 ff., 433, 436, 439, 440, 443, 491; Macbeth 241, 276, 366, 369, 372 bis 375, 377, 404, 408, 411, 414 f., 430, 435, 542; Jungfrau von Orleans 389 f., 401, 408, 421, 436, 437, 440, 443, 502, 511 f., 548 ff., 552; Turandot 438, 441, 445, 456, 458 ff., 467, 470, 471, 542, 558; Braut von Meſſina 450, 468, 472, 475 ff., 478, 481 ff., 487 f., 512; Chor in der Braut von Meſſina 481, 484, 488; Druckfehler 481, 489, 490; Tell, Entſtehung 450, 492, 502, 505, 507, 509 ff., 515 ff.; Illuſtrationen zu Tell 509 ff., 515 f., 518 ff., 531; Phädra 519; Huldigung der Künſte 539 ff., 548, 553 f., Neffe als Onkel 540, 542, 553; Paraſit 540, 541, 552; Demetrius 542, 560; Iphigenie in Aulis 2, 512, 552; Ueberſetzungen aus Euripides 337; Theater (Samml. der Schauſpiele) 76, 92, 98, 150, 211, 212, 240, 264, 267, 390, 392, 396, 438—440, 446, 460, 472, 474 ff., 479, 482, 507, 511, 516, 518, 541 ff., 545, 548, 560, 696—697.

Geiſterſeher 211—213, 286, 293, 696, 697; Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen 168; dreißigjähriger Krieg 17; Ueberſetzung 156; Belagerung von Antwerpen 77, 79; Memoiren des Marſchalls von Vieilleville 226, 243, 245, 249; kleinere proſ. Schriften 5, 6, 76; Briefe über die äſthetiſche Erziehung 33, 49 f., 55 f., 72, 76, 118, 136; Grenzen des Schönen 112; Gefahr äſthet. Sitten 114; über das Naive 114, 126; über die ſentimentaliſchen Dichter 137, 138, 149; über naive und ſentimentaliſche Dichter 143, 147; über den moral. Nutzen äſthet. Sitten 158; Recenſion des Gartenkalenders 16, 21, 23, 26, 28.

Kallias IX, 1, 83, 85, 86; Malteſer IX, 25, 106, 128, 150, 170, 352, 389 f., 393, 398, 401, 492, 563; griechiſches Theater 2; Bearbeitung Shakeſpeariſcher Stücke 276; neue dramatiſche Pläne 352; Abhandlung über weibliche Charaktere der Griechen 431; verſpricht alte Urkunden für den Damenkalender 457; verſpricht Cotta einen Theateralmanach 519.

Schillers Werke von Körner 562 ff.; ſämmtliche Werke, Verlagsverträge 577 ff.; Schiller-Goethe-Briefwechſel 571 ff., 580 ff., 586 ff.; Ergänzungen 280, 386, 493, Datirung 377.

Ueber Goethe 45; ein Mann wie Goethe lebt in Jahrhunderten kaum einmal 49; will mit den Horen einen guten Fiſchzug machen 60, die Horen waren das Opfer ſeiner Berufung nach Tübingen geworden 66; empfiehlt Cotta Hölderlins Hyperion zum Verlag 73; es iſt ihm unmöglich, ſich lange gegen Stumpfſinnigkeit und Geſchmackloſigkeit zu wehren 96; die Schmierer in Leipzig und Halle 127; unterdrückt eine Note über M. Claudius

149; wer wird nicht lieber leiden, als nichts lieben? 149; hat ſich nie auf eine Geſchichte der neuen Zeit eingelaſſen 155; man darf nicht mehr mit ſchlechten Ausgaben kommen, der elendeſte Lump will keine Lumpen mehr 298; als Zuſammenſtreicher von Gedichten 222, verplümikte Ausgaben 223; über das Publikum 96, 136, 344; in ſeinem Leben iſt ihm nichts ſo gut gelungen als der Wallenſtein 284; Theaterkalender 292; über W. v. Humboldts äſth. Verſuche 312; Wallenſtein wird ſich das franzöſ. Joch nicht auflegen laſſen 321; über Nöddens Ueberſetzung des Carlos 340; über Voſſelt 283; über Werthes' Conradin 368; über Mellish 421, muſikaliſcher Perobau 451; über Goethe's Verhältniß zu den Buchhändlern 455; was bedeutet Tell? 469; über Wieland 494; über Frau von Staël 502; über Tell 519; über die Großfürſtin Marie Paulowna 539, über Hubers Tod 547; Schillers Briefe an Huber 560 f.

Schiller, Charlotte 41, 67, 168, 213, 220, 226, 231, 232, 244, 265 ff., 269, 292, 301, 315, 317, 319 f., 324, 325, 341, 343, 346; Erkrankung 356, Beſſerung 360 f., 370, 390, 392, 402, 420, 450, 467, 477, 493, 497 f., 504 f., 509, 520, 523 ff., 527 f., 531 f., 539, 555 ff., 559 ff., 582, 584; Erzählungen für die Flora 353, 358, 359, 361, 366, 368, 376.

Schiller, Karl 42, 57, 67, 168, 181, 185, 320, 371, 467, 505, 512, 532, 558, 559, 566 ff., 574, 579, 583.

Schiller, Karoline 352, 357, 371, 514, 531, 575, 577, 584.

Schiller, Ernſt 181, 198, 320, 439, 505, 512, 532, 558, 565 f., 576 ff., 583, 589 f.

Schiller, Emilie 523 ff., 531, 560, 576, 578, 585 f.

Schiller, Friedrich, Freiherr v. 68.

Schimmelmann, Graf 31.

Schlabrendorf, Graf X, 320, 321.

Schlegel, Brüder 193.

Schlegel, A. W. XIII, 18, 68, 71, 78—81, 90, 95, 96, 107, 109, 120, 126, 130, 136, 138, 144, 146, 151, 154, 156, 157, 160, 168, 172, 175, 181, 197, 211, 212, 215, 216, 238, 243, 259, 263, 377, 416 f., 421, 426 ff., 450, 454, 463, 505, 670 ff., 680, 682, 685, 693, 695—697; Schlegel-Tieck'ſcher Muſenalmanach 417, 427 f., 431.

Schlegel, Karoline 41, 243, 387, 450, 471, 493.

Schlegel, Fr. Alarkos 455, 456.

Schlieffen, M. G. v. 39.

Schlotterbeck, Kupferſtecher in Stuttgart 210.

Schmid, Fr. A. W. 197.

Schmid, C. G., Prof. in Jena 232.

Schmidt, Siegfr., von Friedberg 274, 278.

Schmidlin, J. F., württemb. Reg.-Rath 467, 642, 649, 657.

Schmieder, Chr. G., Nachdrucker in Karlsruhe 27.

Schmithenner, Vikar 275.

Schneider, Eulogius 189, 190, 193.

Schneider und Weigel, Buchhändler in Jena 200.

Schnell, S. L. in Luzern 318.

Schnorr, Joh. V., von Karlsfeld 180.

Schnorr (Archiv für Lit. Geſch.) 430, 551.

Schnurrer, Chr. Fr., Prof. in Tübingen 256, 489.

Schöll, A., Geh. Hofr. in Jena VIII, 252 f., 591.

Schöll, Buchhändler in Paris 529.

Schott, A. H., Prof. in Tübingen 73, 260.

Schott, J. G., Oberbibliothekar in Stuttgart 62, 656, 660.

Schott, B. J. Chr., württembergiſcher Landſchaftscommiſſär 598.

Schott, Dr. A., in Stuttgart 575.

Schramm, W. H., Buchdrucker in Tübingen 228, 325, 656 ff.

Schreiber, Profeſſor in Karlsruhe 607.

Schreyvogel, Joſ. 165.

Schubart, Buchh. in Bremen 227, 230.

Schubarts Chronik 614, 640.

Schuchardt, Chr. 208.

Schultheß, Frau, in Zürich 253.
Schulz, Friedr. 11. 18, 165.
Schütz, Chr. G. 2, 3, 16, 18, 23—25, 29, 34, 38, 48, 51, 60, 64, 65, 70, 75, 76, 86, 94, 108, 112, 119, 123, 124, 127, 137, 143, 144, 151, 162, 167, 177, 184, 228, 289, 386, 443, 495, 685; Allg. Lit. Ztg. 11, 12, 15, 16, 18, 21, 23, 24, 26, 28, 29, 34, 39, 41, 45, 47, 51, 60, 61, 65, 67, 68, 75, 76, 94, 95, 108, 112, 127, 146, 148, 152, 215, 228.
Schütz, K. F. J. 76, 143.
Schütz, F. W., aus Hamburg 527.
Schwab, Guſtav 575.
Schwab, Chr. Th. 354.
Schwäbiſcher Merkur 173, 626, 632, 634 ff.
Schweickhardt, württ. Hauptmann 313.
Schweighäuſer, Joh. Gottfried 274, 324, 326, 545.
Schweizer, J. F., Bürgermeiſter in Leonberg 457, 462.
Schweizer, Mad., in Paris 318.
Seckendorf, J. K. Chr., Frhr. v. 616.
Seele, J. B. 21.
Seidel, Kapellmeiſter 369.
Seidel, C., Major z. D. in Erfurt XIV.
Seidler, Hier., Buchhändler in Jena 199, 200, 226, 234.
Seume, J. G. 545.
Shakeſpeare 168 f., 170; Shakeſpeare-Ueberſetzungen 276, 279, 428, 696; Mannheim-Frankenthaler Nachdruck 276, 279.
Sheridan, R. B. 340, 342, 343, 344, 346, 349, 370, 410, 419, 424.
Simon, J., Buchhändler in Berlin 279.
Soret, Fr. 589.
Späth, Buchhändler in Augsburg 176.
Spener, Karl, Buchhändler in Berlin 25, 27, 148, 197—199, 206, 208, 239, 246.
Spickermann, Mad., in Göttingen 219.
Spittler, L. Tim., württ. Geh. Rath 660, 664.
Staël, Frau v. 150, 488, 502, 505, 506.
Stahel, J., Buchhändler in Wien 211.
Stahl und Federer in Stuttgart 287, 685, 686, 687, 688.
Stamm, Daniel 189, 190.
Stamm, Joh. Friedr. 198.
Stapfer, Albert, franzöſ. Ueberſetzer des Fauſt 580.
Stapfer, Ph. A., Mitglied der eidgenöſſ. Regierung in Luzern 317.
Stark, J. Ch., Hofrath in Jena 156, 158, 159, 160, 163, 165, 166, 424, 523, 552, 560, 683, 684.
Stark, Joh. Chriſtian (II.) 269, 277.
Starke, Kupferſtecher in Weimar 186, 201.
Starke, Kupferſtecher und Kupferdrucker in Berlin 239, 243, 684.
Stäudlin, Gotthold Fr. III, 197.
Staunton, Baronet 393.
Steeb, Gl. Gottfr. 239.
Stegmann, K. J. 46, 192, 528, 546 f., 669.
Steigentesch, A. Fr. v. 197, 338, 353.
Stein, Charlotte v. 168, 244, 274, 392, 497 ff., 606; Dido 456, 462, 464; die zwei Emilien 497 ff.
Stein, Fritz v. 325, 450.
Steinkopf, Joh. Fr. 354.
Stieler, J., bayer. Hofmaler 587.
Stock, Dora 292, 547.
Stockmayer, württ. geh. Legationsrath 386.
Stoddart, John 218, 219, 229, 230, 236, 305, 345, 410.
Stolberg, Chr. v. 3.
Stoll, württ. Lieutenant 442.
Storr, G. Chr. 31, 32.
Strauß, Dav. Fr. XI, 369, 449.
Strehlke, Dr. Fr. 136, 300.
Streicher, A. 332, 333.
Strohhofer, Lithograph in Stuttgart 21.
Ströhlin, F. J., Prof. 163, 682.
Sturz, H. P. 17.
Stuttgarter Kupferdruckerei 210.
Stuttgarter Liederkranz 575.
Stuttgart, öffentl. Bibliothek XIV, 238, 369.
Stuttgarter Theater 313; Theater-Cenſur 359, 360; „Theaterkünſtler" 322.
Styrum, Fürſtbiſchof von Speyer 188.
Sulzer, Joh. Georg 290.
Sulzer, Joh. Rud. 13, 246, 270, 273 f.
Süßkind, F. G. 31.

Symonds 306, 340, 342.
Sztarray, öſterr. General 281, 568.
Tafel, U., Tobias, Pfarrer in Bondorf IV.
Tafinger, W. G. VII, 31.
Talleyrand, Ch. M. de 378.
Taubenheim, W. A. L., Frhr. v., württ. Geh. Rath 649.
Taxis, Karl Anſelm, Fürſt 188.
Taxis, Reichs-General-Oberpoſtmeiſter 191, 192, 645.
Teichmann, J. V. 509.
Theaterbibliothek (Bern) 489 f.
Thibaut, A. F. J., Prof. in Jena 116.
Thielemann, Rittmeiſter 358.
Thorwaldſen 575.
Thouret, N. F. 371.
Tiſchbein, Joh. Fr. A. 552.
Tiſchbein, Joh. H. 510.
Thümmel, M. A. v. 38, 39, 251.
Thürheim, Graf v. 485.
Tieck, L. 116 [illegible] 67 ff.
Timäus, J. J. [illegible] 19.
Toschi, Kupferſtecher in Pavia 588.
Trenck, Friedr. v. d. 516.
Treſſan, L. E. Graf v. 139, 441.
Trippel, Alex., Bildhauer 218.
Trömel, P. 483, 554.
Tſchudi, A. 450, 469.
Turkheim, Eliſe v. 274.
Tychſen, Th. Chr., Prof. in Göttingen 396.
Typographiſche Societät in Bern 489 f.
Uhde, H. 193.
Uhden, preuß. Geſ. in Rom 193.
Uhland, Joh. Friedr. 656, 664.
Umgelder, Bauer in Bothnang 481, 690.
Unger, J. F. 111, 117, 119, 166, 176, 217, 246, 292, 295, 349, 353, 421, 427 f., 432, 435, 437, 445, 450, 456, 459, 519, 543, 687.
Unger, Frau 174, 186.
Unzer, J. Ch. 170.
Urlichs, L., Hofr. XII, 240, 373, 394, 422.
Uſteri, P. 300, 317, 521.
Uexküll, Frhr., K. F. G. 369, 448 f., 471, 493.
Uexküll, F. C. J., Frhr. v., württ. Geh. Rath 361, 642, 645, 649.
Uz, J. P. 174.
Vandenhoeck u. Ruprecht, Buchh. in Göttingen 27.
Varnhagen, K. A. 57, 58.
Vellnagel, Ch. L. A. v., württemb. Reg.-Rath 651.
Vergniaud, P. V. 378.
Vermehren, J. L. 416 f., 421, 423, 427.
Vernet, J. 361.
Viehoff, H., Prof. 279.
Vieweg, Fr., Buchhändler 260, 268, 312, 336, 401, 456, 459.
Vogel, P. J. S., Prof. in Altdorf 58.
Vogel, Rath in Jena 171.
Vogel, Wilh., Schauſpieler 457.
Vögelin, Prof. in Zürich 300.
Vohs, H., Schauſpieler 314.
Voigt, Chr. G. v., Geh.R. 7, 253, 265, 278, 301, 430, 442.
Voigt, Buchh. in Jena 290.
Völkel, Rath 557, 564, 583.
Voß, J. H. 80, 89, 93, 94, 115, 156, 161, 166, 167, 169, 172, 173, 184, 193, 197, 207, 215, 220, 401, 457, 671, 673 ff., 680.
Voß, Joh. H., Sohn des Vorigen, Prof. 550.
Vrints-Berberich, Geh. Rath 192.
Wächter, F. Chr., württ. Geh.R. 381, 642.
Wächter, jun., K. G. 656, 657.
Wächter, Eberhard, Hiſt.-Maler 364, 367, 369, 415, 449, 468, 479, 554.
Wächter, L. (Veit Weber) 27, 522.
Wagner, Heinrich, württ. Kanzleirath 188, 248, 367, 467.
Wagner, H. L. 373.
Waitz, G. 193, 243, 259.
Wall, Anton (Chr. L. Heyne) 27.
Wallſtein, Graf, Domherr in Salzburg 315, 341.
Wangenheim, Frhr. v. 567.
Weckherlin, Frau Regierungsrath in Cannſtatt 268.
Wedekind, Publiciſt aus Mainz 189.
Wedgwood 396.
Weech, Dr., Fr. v., in Karlsruhe 275.
Weibert, F., Buchh. in Stuttgart 696.

Weidmann, Buchhändler in Leipzig 580.
Weidner, Pachter 445.
Weinbrenner, Friedr., Baudirektor in Karlsruhe 666, 667.
Weiße, Ch. F. 119, 513.
Weiſſer, J. F. Chr., württ. Staatsrath 62.
Weithuhn, Fr. A. 98, 157, 671, 681, 682.
weitlauf (ſchwäbiſch für weitläufig) 582.
Wenzel, A. G., Reg. R. in Dresden 140.
Werthes, F. A. C. 364, 367, 368, 438.
Werner in Bamberg 123.
Werner, Z. 692.
Weſt, C. 398.
Wezel, Chriſtine, Schillers Magd, 228, 229, 371, 433, 556; ihre Schweſter 371, 372.
Weygand, Buchhändler in Leipzig 169, 170.
Wieland, Ch. M. 3, 5, 15 f., 80, 85, 98, 315 f., 320, 373, 395, 480, 482, 494, 511, 528, 531, 545, 553, 693, 697.
Wickham, engl. Geſandter in Württemberg 654.
Wild, Prälat von Murrhardt 386.
Wilderich, Fürſtbiſchof von Speyer 310, 643, 647 f.
Wilhelm, Prinz (nachmaliger König von Württemberg) 180, 192, 526, 568.
Wille, J. G., Kupferſtecher in Paris 164.
Wilmans, Fried., Buchhändler 350, 456.
Winckelmann, J. J. 299.
Windham, engl. Miniſter 420.
Winter in Lothbury 407.
Winter in Karlsruhe 667.
Wintzingerode, G. E. L., Graf v., württ. Staats- u. Konf.-Miniſter 660, 662.
Wohler, Buchhändler in Ulm 655.
Wolf, F. A. 131, 454, 458, 559.
Wolf, Munizipalrath in Straßburg 190.
Wöllwarth, K. L. G., Frhr. v., württ. Geh.-Rath 179, 362, 382.
Woltmann, K. L. v., 15, 16, 18, 24, 33, 51, 64, 93, 109, 151, 157, 175, 180, 182, 197, 242, 351, 671, 674, 681 f.
Wolzogen, Henriette v. 62.
Wolzogen, Karol. v. 19, 25, 55, 57, 63, 65, 81, 144, 153, 233; 245, 295, 304, 306, 307, 308, 315, 320, 338, 343, 364, 376, 432 f., 435, 440, 446 ff., 461, 471, 474—477, 486, 488 f., 493, 503, 506 ff., 525, 527, 531 f., 546, 547, 551, 554, 566, 578, 580, 585, 586 ff., 674 f., 681, 688, 690, 693; Agnes v. Lilien 25, 193, 195, 196, 208, 215—217, 221, 223—227, 235, 240—242, 246, 681.
Wolzogen, Wilh. v. 51, 71, 151, 163, 223, 226, 233, 245, 247, 260, 295, 320, 322, 375, 376, 441, 442, 445 ff., 449, 452, 503, 518, 532, 539, 546, 553, 563, 675 f., 681, 682, 688, 689.
Wolzogen, Adolf v., Sohn der Vorigen 223, 233.
Wolzogen, Lud. v. 553 ff., 558, 568, 579.
Woodfall, G., engl. Buchhändler 405, 406.
Wordsworth 396.
Württembergiſcher Landtag 295, 239.
Wurzbach, C. 34, 218, 219, 306, 325, 440, 451, 457, 459, 477.
Wyß, Johann Rudolf 473.
Zahn, Chr. J. VIII, IX, 12, 15, 16, 20, 21, 24, 29, 32, 33, 36, 37, 51, 60, 61, 66, 70, 81, 82, 88, 123, 139, 143, 168, 170, 172, 244, 250, 258, 267, 276, 279, 282, 606.
Zelter, K. Fr. 174, 186, 187, 194, 244, 247 bis 251, 276, 278, 451, 522.
Zeppelin, Graf, württemb. Miniſter 309, 313, 362, 380, 381, 384, 597, 626 ff., 634, 642.
Ziegler, Konrad aus Schaffhauſen 378.
Zſchokke, H. 318, 320, 342, 492.
Zumſteeg, J. R. 244, 247—251, 259, 264, 276.
Zweibrücker Klaſſiker 480, 492.
Zwei Emilien 486, 497 ff., 507.

Berichtigungen und Zuſätze.

S. 11, Z. 6 v. o. iſt ſtatt XV zu verbeſſern XI.

„ 81, „ 8 v. u. Schillers erſter wieder aufzufindender Brief an G. J. Göſchen iſt vom 16. Mai 1790, vgl. S. 677.

S. 156, „ 1 v. u. iſt ſtatt 176 zu verbeſſern 161.

„ 171, „ 7 v. u. „ „ 26. April zu verbeſſern 25. April.

„ 181, „ 8 v. u. „ „ 1802 zu verbeſſern 1803.

„ 216. Schillers Erklärung an A. W. Schlegel für Göſchen iſt vom 16. Nov. 1796, vgl. S. 695.

„ 223. Cotta's Brief vom 4. Dez. und jener, mit welchem das XI. „Horenſtück“ 1796 überſandt wurde, ſind ein und derſelbe Brief.

S. 250, Z. 2 v. u. iſt ſtatt Kapellmeiſter zu verbeſſern Kapelldirektor.

„ 265, letzte Zeile „ „ 1799 zu verbeſſern 1797.

„ 276, erſte Zeile ſpringt die Briefziffer aus Verſehen von 258 auf 260.

„ 279. Zum Datum des Briefes Cotta's an Schiller vom 11. Dez. iſt als Empfangsdatum der 17. Dez. zu verzeichnen und darnach die Note 2 zu berichtigen.

„ 291, Note 1 (ſowie S. 619). Die mit „M.“ bezeichneten Gedichte der Horen 1797 X., 11, 14 ſind von [illegible] [illegible] J. [illegible] ſtarb 1881 als Profeſſor in Altenburg; vgl. auch [illegible] 1882, Nr. [illegible], S. [illegible].

S. 311, Z. 7 v. u. iſt ſtatt der Briefziffer [illegible] die Ziffer 276 zu leſen.

„ 320, „ 17 v. u. „ „ [illegible] zu verbeſſern [illegible].

„ 324, „ 14 v. u. „ „ 1788 zu verbeſſern 1789.

„ 331, „ 21 v. u. „ „ [illegible] die Ziffer 290 zu leſen.

„ 341, „ 16 v. u. „ „ Frauenzimmerliche zu verbeſſern Frauenzimmerliche.

„ 351, „ 11 v. u. „ „ 347 die Ziffer 303 zu leſen.

„ 363, „ 3 v. u. iſt zum 17. Mai die Jahrzahl 1791 beizufügen.

„ 367, „ 11 v. u. iſt ſtatt 309 die Ziffer 312 zu leſen. Durch ein Verſehen ſpringt beim folgenden Brief die Ziffer auf 314.

S. 390 iſt ſtatt 320 die Ziffer 321 zu leſen.

„ 471, Note 1. Voß ließ ſich noch zu Zahlungen herbei, vgl. S. 487, Note 1.

„ 492, Note 2 iſt ſtatt 4. Dez. zu verbeſſern 5. Dez.

„ 534, Z. 9 v. u. Der Profeſſor der Philoſophie Dr. Ernſt Platner in Leipzig (1744–1818); vgl. Goedeke, Nr. 61, 66 und 285, ſowie Jördens und Charl. v. Schiller, von Hennes, Frankf. 1875, S. 15. Platners philoſophiſche Aphorismen erſchienen in erſter Ausgabe in 2 Thln. Leipzig 1776, 82, in neuer Bearbeitung 1793–1800.

„ 551, Note 2. Schillers Antwort an Chr. G. Schütz iſt zuerſt im Morgenblatt Nr. 105 vom 2. Mai 1807 veröffentlicht, wo ſie richtig vom 21. Jan. 1802 datiert iſt.

„ 581, Note 3. In Cotta's Rechnungsbuch findet ſich unter dem 31. Mai 1803 folgender Eintrag: „An Wienart Poſten 420 Livres mit 2 fl. Uebernehmungskoſten und 1 fl. Porto fl. 197. 20.“

Anthologie

auf das Jahr

1782.

Gedrukt in der Buchdrukerei
zu Tobolsko.

Meinem Prinzipal

dem Tod

zugeſchrieben.

Großmächtigſter Czar alles Fleiſches,

Allezeit Vermindrer des Reichs,
Unergründlicher Nimmerſatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigſtem Hautſchauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majeſtät klappernde Phalanges zu küſſen, und dieſes Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weiſe gehabt ihre Sächlein und Päklein, dir gleichſam recht vorſezlich zum Aerger, hart an deiner Naſe vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu laſſen, und nicht gedacht, daß ſie dir eben dadurch um ſo mehr das Maul darnach wäſſern machten, denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Geſtohlen Brod ſchmeckt gut. Nein! dediziren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdeſt.

Doch Spaß beiſeite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem äſkulapiſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, ſie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu ſchlagen um die Stahliſche Seele, aus dem Feld zu ſchlagen mit Sturm die Trozige die deine Sporteln ſchmälert, und deine Finanzen ſchwächt, und auf dem Wahlplaz des Archaeus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzſtandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre iſt werth der andern) wirſt du mir auswürken den köſtlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorübergeleitet —

Jusque datum ſceleri —

Ey ja doch! Thue das goldiger Maezenas; denn ſiehſt du, ich möchte doch nicht

gern

gern, daß mirs gienge wie meinen tollkühnen Kollegen und Vettern, die mit Stilet und Sakpuffer bewaffnet in finſtern Hohlwegen Hof halten, oder im unterirrdiſchen Laboratorium das Wunderpolychreſt miſchen, das, wenns hübſch fleißig genommen wird, unſere politiſche Naſen, über kurz oder lang, mit Thronvakaturen und Staatsfiebern kizelt. — D'amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! — Es iſt ein gut Ding um gerade Glieder!

Ob du auch deinen Zahn auf Oſtern und Michaelis gewezt haſt? — Die groſe Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt! — Juch heiſa Dürrer! — wird ein königlich Freſſen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerey und Brunſt liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbſt der Ehrgeiz dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Peſt deine gewaltigen Jäger haben dir ſchon ſo manche fette Menſchenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurſt deine mächtigen Kellermeiſter trinken dir ganze ſchwimmende Städte im ſprudelnden Kelch des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die rareſten Gerichte mit Feſttagsgepränge auf die Tafel geſezt hat — Und doch — wer hat dich je ſatt geſehen, oder über Indigeſtionen klagen gehört? — Eiſern iſt deine Verdauung; grundlos deine Gedärme!

Puh — Ich hätte dir noch ſo manches zu ſagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — Du biſt ein garſtiger Schwager — Geh — Du machſt dir Rechnung, höre ich, eine Generalcollazion zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philoſophieen und Puzwerk in Rachen fliegen ſollen — Guten Appetit, wenns ſo weit kommt! — Doch, Hungerwolf der du biſt! ſiehe zu, daß du dich da nicht übereſſeſt, und deinen ganzen Fraß haarklein wiedergeben müſſeſt, wie dir's ein gewiſſer Athenienſer, der dir gar nicht wohl will, prophezeyht hat.

Y.

Tobolsko den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. —

Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — „Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf ſtelltet! Es iſt nicht anders; — Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen, und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unſern Ahnen — wir wollen ſie ſelbſt ſammeln, und einen ganzen Korb

voll

voll nach Europa frankiren. — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernſt zu reden — Das eiſerne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, foderte einen ſtärkeren Hebel als den Enthuſiaſmus einiger wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drey Patrioten. Doch wenn ſchon auch dieſe Anthologie euch lekerhafte Europäer, ſo wenig, als — wenn ich den Fall ſeze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall ſezen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird, ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weitentlegenen Teutſchland dem ausröchelnden Geſchmack den G'nikfang geben

zu

zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden, und eure Herkules Müken mit ihren Keulen erſchlagen — Wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken mitunter auch in den Leyerklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meßing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möcht ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt rußiſchen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entſchuldigen alles.

So geh dann hin, Sibiriſche Anthologie — Geh — du wirſt manchen Süßling beſeeligen,

wirſt

wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichem Kuß verrathen. — Geh — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen, und vielleicht eine Circaſſienne ablöſen, die ſich im Plazregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Geh — du wirſt die Küche mancher Kritiker berathen; ſie werden dein Licht fliehen, und ſich gleich den Käuzlein in deinem Schatten zurükziehen. — Hu hu hu! — Schon hör ich das ohrzerſezende Geheule im unwirthbaren Forſt, und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel.

Innhalt.

Die Journaliſten und Minos 1781. Seite 1
Fantaſie an Laura 7
Bacchus im Triller 12
An die Sonne 16
Laura am Klavier 19
Die Herrlichkeit der Schöpfung, eine Fantaſie 22
Elegie auf den Tod eines Jünglings 26
Der wirthſchaftliche Tod 32
Rouſſeau 33
An den Galgen zu ſchreiben 37
Die ſeeligen Augenblike an Laura 38
Spinoza 41
Die Kindsmörderin 42
Aufſchrift einer Fürſtengruft 48
In einer Bataille von einem Offizier 49
Grabſchrift 53

Innhalt.

An die Parzen Seite 54
Der Triumf der Liebe, eine Hymne 58
Klopſtock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hiengen) 68
Geſpräch 69
Vergleichung 70
Die Rache der Muſen, eine Anekdote vom Helikon 72
Das Glük und die Weisheit 76
Räzel 77
An einen Moraliſten, Fragment 78
Grabſchrift eines gewiſſen — Phyſiognomen 81
Eine Leichenfantaſie 1780 (in Muſik zu haben beim Herausgeber) 82
Aeſchylus 87
Der hypochondriſche Pluto, Romanze 88
Die Buße 99
Aktäon 100
Zuverſicht der Unſterblichkeit 100
Vorwurf an Laura 101
Die Alten und Neuen 105
Der einfältige Bauer 106
Edgar an Pſyche 107
Sitten und Zeiten 109
Ein Vater an ſeinen Sohn 110
Die Meßiade 111
Oßians Sonnengeſang * aus dem Gedichte Karthon (in Muſik zu haben beym Herausgeber) 112

Innhalt.

In Fulda's Wurzellexikon Seite 114
Kaſtraten und Männer 115
Doktor Pandolff 122
An den Frühling 123
Polizeyordnung 124
Die alten und neuen Helden 125
Unterſchied der Zeiten 125
Hymne an den Unendlichen 126
Auf den Herrn N * 127
Die Gröſe der Welt 128
Gegründete Furcht 130
Paſſantenzettel am Thor der Höllen 131
Meine Blumen 132
Fluch eines Eiferſüchtigen 134
Das Geheimniß der Reminiſzenz, an Laura 137
Gruppe aus dem Tartarus 147
Die Freundſchaft, (aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedrukten Roman) 148
An Fanny 152
Gefühl am erſten Oktober 1781 156
Peter 162
Der Wirtemberger 162
An mein Täubchen 163
Melancholie an Laura 166
Die Peſt, eine Fantaſie 173
Das Muttermahl 174

Die

Innhalt.

Die Spinne und der Seidenwurm Seite 175
Monument Moors des Räubers 177
Auf Chloes Geburtstag den 4. Januar 181
Morgenfantaſie 184
Lied eines abweſenden Bräutigams 187
An Minna 190
Der Unterſchied 193
Eliſium, eine Kantate 196
Quirl 198
Semele, eine lyriſche Operette von zwey Scenen 199
Die Büchſe der Pandora 243
Die ſchlimmen Monarchen 244
Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg 251
Alte Jungfern 257
An Gott 258
Baurenſtändchen 260
Der Satyr und meine Muſe 263
Die Winternacht 268

Die
Journaliſten und Minos.
1781.

Mir kam vor wenig Tagen
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ewgen Plagen
Die Zeitung zu Geſicht.

Sonſt frag ich dieſem Eſſen
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freykorps unſrer Preſſen
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloſſ lokte
Jzt meinen Fürwiz an,
Denkt! wie das Blut mir ſtokte,
Als ich das Blatt begann:

„Seit zwanzig herben Jahren„
(Die Poſt, verſteht ſich, muß
Ihr ſaures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)

„Verſchmachteten wir Arme
„In bittrer Waſſersnoth,
„Die Höll kam in Allarme
„Und foderte den Tod.

„Den Styx kann man durchwaten,
„Im Lethe krebſet man,
„Freund Charon mag ſich rathen,
„Im Schlamme liegt ſein Kahn.

„Kek ſpringen ſchon die Tode
„Hinüber, jung und alt,
„Der Schiffer kommt vom Brode
„Und flucht die Hölle kalt.

„Fürſt

„Fürſt Minos ſchikt Spionen
„Nach allen Gränzen hin,
„Die Teufel müſſen frohnen
„Ihm Kundſchaft einzuziehn.

„Juhe! Nun iſts am Tage!
„Erwiſcht das Räuberneſt!
„Heraus zum Freudgelage!
„Komm Hölle komm zum Feſt!

„Ein Schwarm Autoren ſpükte
„Um des Kozytus Rand,
„Ein Dintenfäßgen ſchmükte
„Die ritterliche Hand,

„Hier ſchöpften ſie, zum Wunder
„Wie Buben ſüſſen Wein
„In Röhren von Hollunder,
„Den Strom in Tonnen ein.

„Huſch! Eh ſie ſich's verſahen!
„Die Schlingen über ſie! —
„Man wird euch ſchön empfahen
„Kommt nur nach Sansſouci.

„Schon wittert ſie der König,
Und wezte ſeinen Zahn,
„Und ſchnauzte drauf nicht wenig
„Die Delinquenten an.

„Aha! ſieht man die Räuber?
„Weß Handwerks? Welches Lands?
„„Sind teutſche Zeitungsſchreiber!„„
„Da haben wir den Tanz!

„Schon hätt ich Luſt gleichbalden
„Euch, wie ihr geht und ſteht,
„Bei'm Eſſen zu behalten,
„Eh euch mein Schwager mäht.

„Doch

„Doch ſchwör' ichs hier bei'm Styxe,
„Den eure Brut beſtahl!
„Euch Marder und euch Füchſe
„Erwartet Schand und Qual!

„So lange bis er ſplittert
„Spaziert zum Born der Krug!
„Was nur nach Dinten wittert
„Entgelte den Betrug!

„Herab mit ihren Daumen!
„Laßt meinen Hund heraus!
„Schon wäſſert ihm der Gaumen
„Nach einem ſolchen Schmaus.

„Wie zukten ihre Waden
„Vor dieſes Bullen Zahn!
„Es ſchnalzen Seine Gnaden,,
„Und Joli pakte an.

„Man ſchwört, daß noch der Stumpen
„Sich krampfigt eingedrukt,
„Den Lethe auszupumpen
„Noch gichteriſch gezukt.

Und nun ihr guten Chriſten
Beherziget den Traum!
Fragt ihr nach Journaliſten,
So ſucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lüken,
Wie Janner ohne Ohr
Sich helfen mit Perüken, —
Probatum! Gut davor!

Y.

Fantaſie
an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geiſt monarchiſch zwingt den Geiſt.

Sieh! er lehrt die ſchwebenden Planeten
Ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürſtin ziehn;

Durſtig trinkt den goldnen Stralenregen
Jedes rollende Geſtirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquikung
Wie die Glieder Geiſter vom Gehirn.

Sonnenſtäubchen paart mit Sonnenſtäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltſyſteme dauren nur durch ſie.

Tilge ſie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander ſpringt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Rieſenfall.

Tilg die Göttinn aus der Geiſter Orden,
Sie erſtarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preißt kein Weſen Gott!

Und was iſts, das, wenn mich Laura küſſet,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raſchern Schwung gebietet,
Fiebriſch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über ſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig wie dort in der todten
Schöpfung ewgen Federtrieb,
Herrſcht im arachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe Laura, Frölichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung,
An der Hoffnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
Düſtrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern,
Stralt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle bulen unſre Laſter,
Mit dem Himmel grollen ſie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Gröſe Adlerflügel windet
Sich verräth'riſch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glük zu klammern ſich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuſpringen
Offnen Armes, Schweſter Lüſternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange ſucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einſt — ſo hör ich das Orakel ſprechen, —
Einſten haſcht Saturn die Braut,
Weltenbrand wird Hochzeitfakel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.

Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſrer Liebe ſich,
Die ſo lang als jener Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

Y.

Bacchus

Bacchus im Triller.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Manches Stük von altem Adel,
Vetter, haſt du auf der Nadel.
Vetter, übel kommſt du weg,
Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen haſt du umgetrillet,
Manchen klugen Kopf berülpet,
Manchen Magen umgeſtülpet.
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Manchen Hut krumm aufgeſezet,
Manches Lamm in Wut gehezet,
Bäume, Heken, Häuſer, Gaſſen,
Um uns Narren tanzen laſſen.
Darum kommſt du übel weg,
Darum wirſt auch du getrillet,

Wirſt auch du mit Dampf gefüllet,
Darum wirſt auch du berülpet,
Wird dein Magen umgeſtilpet,
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Darum kommſt du übel weg.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Siehſt, wie du mit unſern Zungen,
Unſerm Wiz biſt umgeſprungen,
Siehſt du jezt du lokrer Specht?
Wie du uns am Sail gezwirbelt,
Uns im Ring herumgewirbelt,
Daß uns Nacht ums Auge graußte,
Daß 's uns in den Ohren ſauſte.
Lerns in deinem Käfigt recht;
Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
Nimmer Gottes blauen Himmel,
Nimmer ſahen Stok und Steine,
Knakten auf die lieben Beine.

Siehſt du izt, du lokrer Specht?
Daß wir Gottes gelbe Sonne
Für die Heidelberger Tenne
Berge, Bäume, Thürme, Schlöſſer,
Angeſehn für Schoppengläſer,
Lernſt du's izt, du lokrer Specht?
Lern's in deinem Käfigt recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trill den ſaubern Kerl herum!
Schwager, warſt doch ſonſt voll Ränke,
Schwager, wo nun deine Schwänke,
Deine Pfiffe ſchlauer Kopf?
Ausgepumpt ſind deine Pfiffe,
Und zum Teufel ſind die Kniffe!
Albern, wie ein Stuzer plaudern,
Wie ein Waſchweib wirſt du laudern.
Junker iſt ein ſeichter Tropf.
Nun ſo weiſt du's — magſt dich ſchämen,
Magſt meintwegen Reißaus nehmen,

Dem

Dem Hollunken Amor rühmen,
Dran er ſoll Exempel nehmen.
Fort, Bärnhäuter! tummle dich!
Unſer Wiz aus Glas gekerbet,
Wie der Bliz iſt er zerſcherbet;
Soll dich nicht der Triller treiben,
Laß die Narrenspoſſen bleiben!
Haſt's verſtanden? Denk an mich!
Wüſter Vogel! pake dich.

W. D.

An die Sonne.

Preis dir, die du dorten heraufſtrahlſt, Tochter des Himmels!
Preis dem lieblichen Glanz
Deines Lächelns, der alles begrüſſet und alles erfreuet!
Trüb in Schauern und Nacht
Stand begraben die prächtige Schöpfung: todt war die Schönheit
Lang dem lechzenden Blik:
Aber liebevoll ſtiegſt du früh aus dem roſigen Schooſe
Deiner Wellen empor,
Wekteſt uns auf die Morgenröthe; und freundlich
Schimmert dieſe herfür,
Ueber die Berg' und verkündete deine ſüſſe Hervorkunſt.
Schnell begann nun das Graun
Sich zu wälzen dahin in ungeheuern Gebürgen.
Dann erſchieneſt du ſelbſt,

Herrliche du," und verſchwunden waren die nebelichte Rieſen!
Ach! wie Liebende nun
Lange getrennt liebäugelt der Himmel zur Erden, und dieſe
Lächelt zum Liebling empor;
Und es küſſen die Wolken am Saume der Höhe die Hügel;
Süſſer athmet die Luft;
Alle Fluren baden in deines Angeſichts Abglanz
Sich; und es wirbelt der Chor
Des Gevögels aus der vergoldeten Grüne der Wälder
Freudenlieder hinauf;
Alle Weſen taumeln wie am Buſen der Wonne:
Seelig die ganze Natur!
Und dieß alles o Sonn'! entquell deiner himmliſchen Liebe.
Vater der Heil'gen vergieb,
O vergieb mir, daß ich auf mein Angeſicht falle
Und anbete dein Werk! —

Aber nun ſchwebet ſie fort im Zug der Purpurgewölke
Ueber der Könige Reich,
Ueber die unabſehbarn Waſſer, über das Weltall:
Unter ihr werden zu Staub
Alle Thronen, Moder die himmelaufſchimmernden Städte;
Ach! die Erde iſt ſelbſt
Grabeshügel geworden. Sie aber bleibt in der Höhe,
Lächelt der Mörderin Zeit
Und erfüllet ihr groſes Geſchäft, erleuchtet die Sphären.
O beſuche noch lang
Herrlichſtes Fürbild der Edeln! mit mildem freundlichem Blicke
Unſre Wohnung, bis einſt
Vor dem Schelten des Ewigen ſinken die Sterne
Und du ſelbſten erbleichſt.

W.

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meiſtert —
Laura, izt zur Statue entgeiſtert,
Izt entkörpert ſteh ich da.
Du gebieteſt über Tod und Leben,
Mächtig wie von tauſend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; —

Ehrerbietig leiſer rauſchen
Dann die Lüfte, dir zu lauſchen
Hingeſchmidet zum Geſang
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille,
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln.
    Ein wollüſtig Ungeſtüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
    Neugebohrne Serafim;
Wie des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm die Sonnen
    Funkend fuhren aus der Finſternuß,
    Strömt der goldne Saitenguß.

Lieblich izt wie über bunten Kieſeln
Silberhelle Fluten rieſeln, —
    Majeſtätiſch prächtig nun
    Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen izt wie ſich von Felſen
Rauſchende ſchäumende Gießbäche wälzen,
    Holdes Geſäuſel bald,
        Schmeichleriſch linde,
    Wie durch den Eſpenwald
        Buhlende Winde,
Schwerer nun und melankoliſch düſter
Wie durch todter Wüſten Schauernachtgeflüſter,

Wo

Wo verlornes Heulen ſchweift,
Thränenwellen der Kozytus ſchleift.

Mädchen ſprich! Ich frage, gieb mir Kunde:
Stehſt mit höhern Geiſtern du im Bunde?
Iſts die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elyſen ſpricht?

Von dem Auge weg der Schleyer!
Starre Riegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha! ſchon athm' ich freier,
Läutert mich ätheriſch Feuer?
Tragen Wirbel mich empor? — —

Neuer Geiſter Sonnenſize
Winken durch zerrißner Himmel Rize —
Ueberm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter, mit Inſektenwize!
Weg! Es iſt ein Gott — — — —

Y.

Die Herrlichkeit der Schöpfung.

Eine Fantaſie.

Vorüber war der Sturm, der Donner Rollen
Das hallende Gebirg hinein verſchollen,
Geflohn die Dunkelheit;
In junger Schöne lächelten die Himmel wieder
Auf ihre Schweſter, Gottes Erde, nieder
Voll Zärtlichkeit.
Es lagen luſtig da, die Auen und die Thale,
Aus Maigewölken von der Sonnen Strahle
Holdſeelig angelacht:
Die Ströme ſchimmerten, die Büſch' und Wäldchen alle
Bewegten freudig ſich im thauigen Cryſtalle
In funkelndlichter Pracht.
Und ſieh! da hebt von Berg zu Berg ſich prächtig ausgeſpannt
Ein Regenbogen über's Land. —

In

In dieſer Anſicht ſchwamm vom Broken oben
Mein Auge trunken, als ich aufgehoben
Mich plözlich fühlte . . . . Heilig heil'ge
Lüfte kamen
Und webten zärtlich mich, indeſſen über mir
Stolztragend über's All den Ewigen daher
Die innre Himmel majeſtätiſch ſchwamen.

Und izt trieb ein Wind
Fort die Wolken, mich auf ihrem Zuge,
Unter mir wichen im Fluge
Schimmernde Königesſtädte zurük,
Schnell wie ein Blik,
Länderbeſchattende Berge zurük,
Und das ſchönſte Gemiſch von blühenden Feldern,
Goldenen Saaten und grünenden Wäldern,
Himmel und Erde im lachenden Glanz
Wiegten ſich um mich im ſanfteſten Tanz.

Da ſchweb ich nun in den ſaphirnen Höhen
Bald über'm unabſehlich weiten Meer;
Bald ſeh' ich unter mir ein langes Klippenheer,
Izt grauſenvolle Felſenwüſten ſtehen,
Und dort den Frühling mir entgegenwehen;
Und hier die Lichtesköniginn,
Auf roſichtgoldnen Wolken hingetragen,
Zu ihrer Himmelsruhe ziehn.

O welch Geſicht! Mein Lied! wie könnteſt du es ſagen
Was dieſes Auge trank vom weltumwandelnden Wagen?
Der Schöpfung ganze Pracht, die Herrlichkeit,
Die in dem Einſamen der dunkeln Ewigkeit
Der Allerhöchſte ausgedacht,
Und ſich zur Augenluſt, und euch, o Menſchen!
Zur Wohnung hat gemacht.

Lag vor mir da! . . . Und welche Melodien
Dringen herauf? welch unausſprechlicher Klang
Schlägt mein entzüktes Ohr? . . Der groſe Lobgeſang
Tönt auf der Laute der Natur! . . In Harmonien,
Wie einen ſüſen Tod verlohren, preiſt
Den Herrn des Alls mein Geiſt!

W.

Elegie

auf

den Tod eines Jünglings.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhauß,
Todentöne fallen von des Münſters Thurme,
Einen Jüngling trägt man hier heraus:
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflükt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke
Mit der Flamme, die im Auge zükt;
Einen Sohn, die Wonne ſeiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Buſenfreund, Ach! meinen Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge nach!

Prahlt ihr Fichten, die ihr hoch veraltet
  Stürmen ſtehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge die ihr Himmel haltet,
  Und ihr Himmel die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greiß noch, der auf ſtolzen Werken
  Wie auf Woogen zur Vollendung ſteigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
  In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm ſchon naget in den Blüthen:
  Wer iſt Thor zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
  Auszudauren — wenn der Jüngling ſtirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide
  Und die Welt, die Welt war ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
  Ihm des Lebens Paradies;

Noch, als ſchon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich ſchon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd und Himmel ſeinem Blik entſanken,
Floh er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß.

Stumm und taub iſts in dem engen Hauſe
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pauſe
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindeſt du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen ſtromweis rollten, —
Ewig, ewig ſinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köſtlich iſt dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſichs in dem engen Haus;
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menſchen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpein,
Ueber dich der Phariſäer eifern,
Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apoſtel Maſken ſchielen
Und die Baſtarttochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfüzen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner ſchmalen Zelle;
Dieſem komiſchtragiſchem Gewühl,
Dieſer ungeſtümmen Glückeswelle,
Dieſem poſſenhaften Lottoſpiel,

Dieſem

Dieſem faulen fleißigen Gewimmel,
    Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — dieſem teufelvollen Himmel
    Schlos dein Auge ſich auf ewig zu.

Fahr dann wohl, du Trauter unſrer Seele,
    Eingewiegt von unſern Segnungen,
Schlummre ruhig in der Grabeshöle
    Schlummre ruhig bis auf Wiederſehn!
Bis auf dieſen leichenvollen Hügeln
    Die allmächtige Poſaune klingt,
Und nach aufgerißnen Todesriegeln
    Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung ſchwingt —
Bis befruchtet von Jehovahs Hauche
    Gräber kreißen — auf ſein mächtig Dräun
In zerſchmelzender Planeten Rauche
    Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradiß,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr ſey, was den Pilger freute?
Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Daß die Tugend über's Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantaſey? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit ſchlirft dein hochentzükter Geiſt,
Wahrheit, die in tauſendfachem Strale
Von des groſen Vaters Kelche fleußt —

Ziehe dann hin, ihr ſchwarzen ſtummen Träger!
Tiſcht auch den dem groſen Würger auf!
Höret auf geheulergoßne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf.
Wo der Menſch der Gottes Rathſchluß prüfte?
Wo das Aug den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig!

Heilig! Heilig! Heilig! Biſt du Gott der Grüfte,
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurük in Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Hauß!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Y.

Der wirthſchaftliche Tod.

Will denn Markolf der Dokter ewig leben?
Was ſäumt der Tod ihm ſeinen Reſt zu geben?
Gemach! ihm fällt Aeſopus Fabel bei
Vom goldnen Ey.

Z.

Roußeau.

Roußeau.

Monument von unſrer Zeiten Schande!
Ew'ge Schandſchrift deiner Mutterlande!
    Roußeaus Grab! Gegrüßet ſeyſt du mir.
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
    Fried und Ruhe fandſt du hier.

Kaum ein Grabmal iſt ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
    Frommer Eifer umgeſtrudelt hat.
Ha! Um den einſt Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr' ihn pralend Sohn zu grüßen,
    Fand im Leben keine Vaterſtadt.

Und wer ſind ſie die den Weiſen richten?
Geiſterſchlaken die zur Tiefe flüchten
    Vor dem Silberblike des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke
Gegen Rieſen Roußeau ſind ſche Zwerge,
    Denen nie Prometheus Feuer blinkt.

Brüken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menſchheit Schranken,
    Wo ſchon gröbre Lüfte wehn.
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich gellet,
    Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

Neu und einzig — eine Irreſonne
Standeſt du am Ufer der Garonne
    Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit raſt mavortiſch in den Reichen
    Wer iſt ſchuld — das arme Irrgeſtirn.

Deine Parze — hat ſie gar geträumet?
Hat in Fieberhize ſie gereimet
    Die dich an der Seine Strand geſäugt?
Ha! ſchon ſeh ich unſre Enkel ſtaunen,
Wann beim Klang belebender Poſaunen
    Aus Franzoſengräbern — Roußeau ſteigt!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt wars finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſts lichter, — und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sofiſten,
Rouſſeau leidet — Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Ha! mit Jubel die ſich feurig gieſſen
Sey Religion von mir geprieſen,
Himmelstochter ſey geküßt!
Welten werden durch dich zu Geſchwiſtern,
Und der Liebe ſanfte Odem fliſtern
Um die Fluren die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Baſiliskenpfeile
Deine Blike — Krokodilgeheule
Deiner Stimme ſanfte Melodien
Menſchen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erennys dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljare,
Seit das Weib den Himmelſohn gebare,
(Kroniker vergeßt es nie)
Hier erfanden ſchlauere Perille
Ein noch muſikaliſcher Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochſen ſchrie.

Mag es Reußeau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil, ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten ſtehn,
Nacht und Dummheit boshaft ſich verſammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelſtürmend dir entgegen gehn.

Mag die hundertrachigte Hyäne
Eigennuz die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth haun,
Erzumpanzert gegen Waiſenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlöſſer auf Ruinen baun.

Geh

Geh du Opfer dieſes Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Groſſer Dulder! frank und frei.
Geh erzähl dort in der Geiſter Kraiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Fröſch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für dieſe Welt warſt du — zu bider
Warſt du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rouſſeau doch du warſt ein Chriſt.
Mag der Wahnwiz dieſe Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen biſt.

M.

An den Galgen zu ſchreiben.

Wer zu mir kömmt paſſirt durch manche Grade,
Venus, Merkur, und — Fürſtengnade.

C.

Die ſeeligen Augenblike

an Laura.

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten
Wenn dein Blik in meine Blike flimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt; —

Leyerklang aus Paradiſes Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich in mein trunken Ohr zu ziehn,
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtheißem Munde
Silbertöne ungern fliehn; —

Amo-

Amoretten ſeh ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle ſchwebt; —

Deine Blike — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leihn,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein! —

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn, in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzüken — — Paradiſesſchmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut,
Die Natur, der Endlichkeit vergeſſen,
Wagts mit höhern Weſen ſich zu meſſen,
Schwindelt ob der acherontſchen Flut.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verſchlingt den Quell des Lichts —
Leiſes .. Murmeln ... dumpfer .. hin .. verloren ..
Stirbt ... allmälig .. in den trunknen .... Ohren ...
Und die Welt iſt .... Nichts ....

Ach vielleicht verpraßte tauſend Monde
Laura, die Eliſiumsſekunde,
All begraben in dem ſchmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Y.

Spinoza.

Hier ligt ein Eichbaum umgeriſſen,
Sein Wipfel thät die Wolken küſſen,
Er ligt am Grund — warum?
Die Bauren hatten, hör ich reden,
Sein ſchönes Holz zum Bau'n vonnöthen,
Und riſſen ihn deßwegen um.

D.

Die Kindsmörderin.

Horch — die Gloken weinen dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplaz auf.
Nimm o Welt die lezten Abſchiedsküße,
Dieſe Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmekten ſüße! —
Wir ſind quitt du Herzvergifterin.

Fahret wohl ihr Freuden dieſer Sonne
Gegen ſchwarzen Moder umgetauſcht!
Fahre wohl du Roſenzeit voll Wonne,
Die ſo oft das Mädchen luſtberauſcht;
Fahret

Fahret wohl ihr goldgewebten Träume,
Paradieſeskinder Fantaſie'n! —
Weh! ſie ſtarben ſchon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geſchmükt mit roſenrothen Schlaifen
Dekte mich der Unſchuld Schwanenkleid,
In der blonden Loken loſes Schweifen
Waren junge Roſen eingeſtreut: —
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmükt noch izt das weißlichte Gewand,
Aber ach! — der Roſenſchlaifen Stelle
Nahm ein ſchwarzes Todenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Buſenwallen
Heldenſtärke die Natur verliehn!
Wehe! menſchlich hat diß Herz empfunden! —
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwerd ſeyn! —
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Louiſens Tugend ein.

Ach

Ach vielleicht umflattert eine andre
Mein vergeſſen dieſes Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Puztiſch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Loke?
Schlingt den Kuß, den ſie entgegenbringt?
Wenn verſprizt auf dieſem Todesbloke
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louiſens Todenchor,
Und des Glokenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchröklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt.
Bohr es plözlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenbild!

Ha Verräther! Nicht Louiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger milden kann?

Seine Seegel fliegen ſtolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ſein falſches Ach! — —

Und das Kindlein — in der Mutter Schooſe
Lag es da in ſüßer goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich ſprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfey;
Den beklommnen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verrätherey.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach,
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umſonſt wirſt Waiſe du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon andre Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſrer Wolluſt fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtard ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle! —
Einſam ſizt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblik fürchterlich vergällt,
Ach, in jedem Laut von dir erwachet,
Todter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blike fachet
Die unſterbliche Verzweifelung.

Hölle, Hölle wo ich dich vermiße,
Hölle wo mein Auge dich erblikt,
Eumenidenruthen deine Küße,
Die von ſeinen Lippen mich entzükt,
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt ſein Meineid fort,
Ewig — hier umſtrikte mich die Hyder; —
Und vollendet war der Mord —

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach,

Im Geſlimmer ſanfter Sterne zuke
    Dir des Kindes graſſer Sterbeblik,
Es begegne dir im blutgen Schmuke,
    Geißle dich vom Paradiß zurük.

Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
    Das noch kurz im Mutterherzen ſprang,
Hingemezelt mit Erinnysmuthe,
    Wie ein Veilchen unter Senſenklang; — —
Schröklich pocht ſchon des Gerichtes Bote,
    Schröklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich in dem kalten Tode
    Auszulöſchen meinen Flammenſchmerz.

Joſeph! Gott im Himmel kann verzeihen,
    Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
    Schlage Flamme durch den Holzſtoß hin —
Glüklich! Glüklich! Seine Briefe lodern,
    Seine Eide frißt ein ſiegend Feu'r,
Seine Küße! — wie ſie hochan flodern! —
    Was auf Erden war mir einſt ſo theu'r?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verfluch ich ſie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Bliken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker kannſt du keine Lilje kniken?
Bleicher Henker zittre nicht! — — —

Y.

Aufſchrift einer Fürſtengruft.

Zurük! Hier ruhn die Erdenrieſen,
Fern von dem Volk in ihrer Gruft —
Um mit dem Volk nicht auferſtehn zu müſſen,
Wenn einſtens die Trompete ruft.

T.

In einer Bataille

von einem Offizier.

Schwer und dumpfig
Eine Wetterwolke
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Strekt ſich unabſehlich das Gefilde,
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an holen Todengeſichtern
Niederjagt die Front der Major.
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.
Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glänzenden Morgenroth
Was blizt dorther vom Gebürge?
Seht' ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn,

Gott mit euch Weib und Kinder.
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeiffenklang
Schmettert durch die Glieder
Wie braußt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und braußt durch Mark und Bein.

Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort
Die Wimper zukt, hier kracht er laut,
Die Loſung braußt von Heer zu Heer,
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon woogt
ſich der Kampf
Eiſern im wolkigten Pulverdampf
Eiſern fallen die Würffel.

Nah

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heults von Ploton zu Ploton,
Auf die Kniee geworfen
Feur'n die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartetſche,
Auf Vormanns Rumpfe ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonn löſcht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch ſprizt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Toden, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du Franz?„ — „ „Grüße mein Lottchen Freund; „ „
Wilder immer wüthet der Streit,

„Grüßen will ich„ — Gott! Kameraden! ſeht
Hinter uns wie die Kartetſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund
„Schlummre ſanft, wo die Kanone ſich
„Heiſcher ſpeit ſtürz ich Verlaßner hinein.

Hieher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſtrer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen:
Dragoner raſſeln in den Feind
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria Brüder,
Schrecken reißt die faigen Glieder!
Und ſeine Fahne ſinkt.

Ent-

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blikt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumfgeſang!
Lebt wohl ihr gebliebenen Brüder
In einer andern Welt wieder.

v. R.

Grabſchrift.

Hier liegt ein Mann, er ſtarb zu früh
Für alle gute Chriſten;
Für Todengräber ſtarb er ſpät
Zu ſpät für — Journaliſten.

P.

An die Parzen.

Nicht ins Gewühl der rauſchenden Redouten,
Wo Stuzerwiz ſich wunderherrlich ſpreißt,
Und leichter als das Nez der fliegenden Bajouten,
Die Tugend junger Schönen reißt; —

Nicht vor die ſchmeichleriſche Toilette,
Wovor die Eitelkeit, als ihrem Gözen, kniet,
Und oft in wärmere Gebete,
Als zu dem Himmel ſelbſt entglühe;

Nicht hinter der Gardinen liſtgen Schleyer
Wo heuchleriſche Nacht das Aug der Welt
betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
In glüende Begierden wiegt.

Wo

Wo wir die Weisheit ſchaamroth überraſchen,
    Die kühnlich Föbus Stralen trinkt,
Wo Männer gleich den Knaben diebiſch naſchen,
    Und Plato von den Sfären ſinkt —

Zu dir — zu dir, du einſames Geſchwiſter,
    Euch Töchtern des Geſchickes, flieht
Bey meiner Laute leiſerem Geflüſter
    Schwermüthig ſüß mein Minnelied.

Ihr einzigen, für die noch kein Sonnet gegirret,
    Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stuzer noch Klagarien geſchwirret,
    Kein Schäfer noch arkadiſch ſtarb.

Die ihr den Nervenfaden unſers Lebens
    Durch weiche Finger ſorgſam treibt,
Bis unterm Klang der Scheere ſich vergebens
    Die zarte Spinnewebe ſträubt.

Daß du auch mir den Lebensfaden ſpinneſt,
Küß ich o Klotho deine Hand; —
Daß du noch nicht den jungen Faden trennteſt,
Nimm Lacheſis diß Blumenband.

Oft haſt du Dornen an den Faden
Noch öfter Roſen dran gereiht.
Für Dorn' und Roſen an dem Faden
Sey Klotho dir diß Lied geweiht;

Oft haben ſtürmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft rieſenmäßige Projekte
Des Fadens freien Schwung geſperrt;

Oft in wollüſtig ſüßer Stunde
War mir der Faden faſt zu fein,
Noch öfter an der Schwermut Schauerſchlunde
Mußt' er zu feſt geſponnen ſeyn:

Diß Klotho und noch andre Lügen
Bitt ich dir izt mit Thränen ab,
Nun ſoll mir auch fortan genügen
Was mir die weiſe Klotho gab.

Nur laß an Roſen nie die Scheere klirren
An Dornen nur — doch wie du willſt.
Laß wenn' du willſt die Todenſcheere klirren
Wenn du diß eine nur erfüllſt.

Wenn Göttin izt an Laurens Mund beſchweren
Mein Geiſt aus ſeiner Hülſe ſpringt,
Verrathen, ob des Todenreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt,

Laß ins Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradis,
Dann, Göttinn, laß die böſe Scheere fallen!
O laß ſie fallen Lacheſis!

Y

Der Triumf der Liebe,

eine Hymne.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rüken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtüken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Eliſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schoos Oceanus,
Ungeküſſet ſank die Sonne
In die Arme Heſperus.

Wild umirrten ſie die Hayne,
Unter Lunas Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

Und ſieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Mayenſchwung
Durchwebt wie Morgendämmerung
Auf das allmächtge Werde
Luft, Himmel, Meer, und Erde.

Schon ſchmilzt der wütende Orkan,
(Einſt züchtigt' er den Ozean
Mit raſſelndem Gegeiſſel)
In liſpelndes Geſäuſel.

Des holden Tages Auge lacht
In düſtrer Wälder Winternacht,
Balſamiſche Narziſſen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
    Den erſten Sang der Liebe.
Schon murmelte der Quellen Fall
    In weiche Buſen Liebe.

    Glükſeeliger Pygmalion!
    Es ſchmilzt! es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor Ueberwinder!
    Glükſeeliger Deukalion,
    Wie hüpfen deine Felſen ſchon!
    Und äugeln ſchon gelinder!
    Glükſeeliger Deukalion,
Umarme deine Kinder!

* * *

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
    Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
    Zu dem Himmelreich.

* * *

Unter goldnem Nektarſchaum
Ein wollüſtger Morgentraum
    Ewig Luſtgelage
    Fliehn der Götter Tage.

    Prächtig ſpricht Chronions Donnerhorn.
Der Olympus ſchwankt erſchroken
Wallen zürnend ſeine Loken
    Sfärenwirbeln gibt ſein Athem Sporn,
Göttern läßt er ſeine Throne,
Niedert ſich zum Erdenſohne,
    Seufzt arkadiſch durch den Hayn,
Zahme Donner untern Füſſen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küſſen,
    Schläft der Rieſentödter ein.

Majeſtätſche Sonnenroſſe
    Durch des Lichtes weiten Raum
    Leitet Föbus goldner Zaum,
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe

Seine

Seine weiſſen Sonnenroſſe
Seine raſſelnden Geſchoſſe
Unter Lieb und Harmonie
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Zitternd vor der Götterfürſtin
Krümmen ſich die Götter, dürſten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz iſt ihre Schminke
Myriaden jagen ihrem Winke
Stolz vor ihrem Wagen prahlt der Pfau.

Schöne Fürſtin! ach die Liebe
Zittert mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nahn.
Seht ihr Chronos Tochter weinen?
Geiſter kann ihr Wink verneinen,
Herzen weißt ſie nicht zu fahn.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe

Men-

Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus unterthänig,
Freundlich ſchmollt der ſchwarze König
Wenn ihm Zeres Tochter lacht;
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmliſch in die Hölle klangen
Und den wilden Beller zwangen
Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Geſichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten ſich die wilden Schlangen,
Keine Geiſſel klatſchte mehr,
Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer

Leiſer hin am Ufer rauſchten
Lethe und Kozytus, lauſchten
Deinen Liedern Thrazier,
Liebe ſangſt du Thrazier.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Durch die ewige Natur.
Düftet ihre Blumenſpur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Afroditens Auge nicht
Nicht vom Sonnenhügel?

Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Wehte nicht ihr Flügel
In des Frühlings Balſamhauch
Liebe nicht im Roſenſtrauch
Nicht im Kuß der Weſte,
Stern, und Sonn und Mondenlicht,
Frühling, Roſen, Weſte nicht
Lüden mich zum Feſte.
Liebe Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus ihrem Spiegel!

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen;
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen,
Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonneſpiel
Wenn ſie Laura! hallen.
Liebe Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblik,
Große Göttin tritt zurük,
Weiche vor der Liebe.
Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie
Beug es izt der Liebe.
Wer die ſteile Sternenbahn
Gieng dir Heldenkühn voran
Zu der Gottheit Size?
Wer zerriß das Heiligthum
Zeigte dir Eliſium
Durch des Grabes Rize?
Lokte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſeyn?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur
Liebe nur die Geiſter.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Y.

Klopſtok und Wieland

(als ihre Silhouette neben einander hiengen.)

Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben,
Komm linker Mann! Ich küſſe dich.

A.

Geſpräch.

A. Hört Nachbar, muß euch närriſch fragen,
Herr Doktor Sänftel, hör ich ſagen,
Iſt euch noch friſch und ganz
Wenn zu Paris gar herben Tanz
Herr Dukle that am Pferdeſchwanz
Und hat doch 'n Churfürſten todgſchlagen?

B. Drum ſeid auch nicht ſo bretterdumm,
Das macht, er hat euch 'n Diplom
Das thät jener nicht haben.

A. Ey! 'n Diplom!
Kauft ſich das auch in Schwaben?

D.

Vergleichung.

Frau Ramlerin befiehlt ich ſoll ſie wem vergleichen,
Ich ſinne nach und weiß nicht wem und wie.
Nichts unterm Mond will mir ein Bildniß reichen,
Wohl! mit dem Mond vergleich ich ſie.

Der Mond ſchminkt ſich und ſtielt der Sonne Stralen
Thut auf geſtohlen Brod ſich wunderviel zu gut.
Auch ſie gewohnt ihr Nachtgeſicht zu malen
Und kokettirt mit einer Büchſe Blut.

Der Mond — und das mag ihm Herodes danken!
Verſpart ſein Beſtes auf die liebe Nacht.
Frau Ramlerin verzehrt bei Tag die Franken,
Die ſie zu Nachtzeit eingebracht.

Der Mond ſchwillt an und wird dann wieder mager,
Wenn eben halt ein Monat über iſt;
Auch dieſes hat Frau Ramlerin vom Schwager,
Doch, ſagt man, braucht ſie längre Friſt!

Der Mond prunkirt auf ſein paar Silberhörner,
Und dieſes macht er ſchlecht,
Sie ſieht ſie an Herrn Ramler gerner,
Und darinn hat ſie recht.

D.

Die Rache der Muſen,

eine Anekdote vom Helikon.

Weinend kamen einſt die Neune
Zu dem Liedergott.
„Ihr Papachen, rief die kleine,
Wie man uns bedroht!

Junge Dintenleker ſchwärmen
Um den Helikon.
Rauſſen ſich, handthieren, lermen
Bis zu deinem Thron.

Galoppiren auf dem Springer,
Reiten ihn zur Tränk,
Nennen ſich gar hohe Sänger
Barden ein'ge, denk!

Wollen uns — wie garſtig! — nöthen,
Ey! die Grobian!
Was ich, ohne Schaamerröthen,
Nicht erzählen kann;

Einer brüllt heraus vor allen,
Schrei't: Ich führ das Heer!
Schlägt mit beiden Fäuſt und Ballen
Um ſich wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeſchliffen!
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er ſchon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er komm noch öfter wieder;
Da ſey Zeus dafür!
Vater, liebſt du Sang und Lieder,
Weiſ' ihm doch die Thür! „

Vater Föbus hört mit Lachen
Ihren Klagbericht;
„Wollens kurz mit ihnen machen,
Kinder zittert nicht!

Eine muß ins höllſche Feuer,
Geh Melpomene!
Leihe Kleider, Noten, Leyer
Einer Furie.

Sie begegn' in dem Gewande
Als wär ſie verirrt
Einem dieſer Jaunerbande
Wenn es dunkel wird.

Mögen dann in finſtern Küſſen
An dem artgen Kind
Ihre wilden Lüſte büßen,
Wie ſie würdig ſind.„

Red' und That! — Die Höllengöttin
War ſchon aufgeſchmükt,
Man erzählt, die Herren hätten
Kaum den Raub erblickt.

Wären wie die Gey'r auf Tauben
Losgeſtürzt auf ſie —
Etwas will ich daran glauben,
Alles glaub ich nie.

Waren hübſche Jungens drunter,
Wie geriethen ſie,
Dieſes Brüder nimmt mich wunder,
In die Kompagnie?

Die Göttinn abortirt hernach:
Kam 'raus ein neuer — Allmanach.

Das

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einſt Fortun' der Weisheit zu.
„Ich will dir meine Schäze bieten,
„Sei meine Freundinn du!

„Mein Füllhorn goß ich dem Verſchwender
„In ſeinen Schoos, ſo mütterlich!
„Und ſieh! Er fodert drum nicht minder,
„Und nennt noch geizig mich.

„Komm Schweſter laß uns Freundſchaft ſchlieſſen,
„Du keuchſt ſo ſchwer an deinem Pflug.
„In deinen Schoos will ich ſie gieſſen,
„Auf, folge mir! — Du haſt genug.„

Die Weisheit läßt die Schaufel ſinken
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſichte.
„Dort eilt dein Freund — ſich zu erhenken,
„Verſöhnet euch — ich brauch dich nicht.„

Kr.

Räzel.

Ich weis ein Ding — für Götter
Iſts nicht gemacht — für Engel
Iſts überley — für Thiere
Unbrauchbar; unentbehrlich
Iſt dieſes Ding dem Menſchen,
Und wandelt unter Menſchen,
Und lacht und weint mit ihnen,
Und liebt ſo ſehr die Menſchen:
Es heißt — Religion.

T.

An einen Moraliſten.

Fragment.

Betagter Renegat der lächelnden Dione!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey,
Blikſt von des Alters Winterwolkenthrone
Und ſchmäleſt auf den goldnen May.

Erkennt Natur auch Schreibepultgeſeze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth iſt, nach dem Aeſop, der Schäze
Verdächtige Verächterin.

Einſt als du noch das Nymfenvolk bekriegteſt,
Ein Fürſt des Karnevals den teutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen zogſt?

Ha Seladon! wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär ſo Erd als Sonnenball,
In Wirbelſchwung mit Julien verwachſen,
Du hätteſt überhört den Fall.

Und wenn nach manchen fehlgeſprengten Minen
Ihr eignes Blut, von wilder Luſt geglüht,
Die ſtolze Tugend deiner Schönen
Zulezt an deine Bruſt verrieth?

Wie? oder wenn romantiſch im Gehölze
Ein leiſer Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen ſilbernem Gewälze
Ein Mädchen Sammetglieder ſchwang?

Wie ſchlug dein Herz! wie ſtürmete! wie kochte
Aufrühreriſch das ſcharfgejagte Blut!
Zukt jede Senn — und jeder Muſkel pochte
Wollüſtig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der ſie belauſchte,
Purpuriſch angehaucht von jüngferlicher Schaam,
Ins blaue Bett die Schöne niederrauſchte,
Und hintennach mein ſtrenger Zeno — ſchwamm.

Ja hintennach — und ſey's auch nur zu baden!
Mit Rok und Kamiſol und Strumpf —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Leis flüſterten die lüſternen Najaden
Der Grazien Triumf!

O denk zurük nach Deinen Roſentagen,
Und lerne, die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen,
Zu Göttern ſchaffſt du Menſchen nie.

Wohl! wenn ins Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein bischen mun'rer ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes
Was ewig nie dem Erdenſohn gelingt.

Zwingt doch der thieriſche Gefährte
Den gottgebornen Geiſt in Sklavenmauren
ein —
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen Menſch zu ſeyn.

M.

Grabſchrift
eines gewiſſen — Phyſiognomen.

Weß Geiſtes Kind im Kopf geſeſſen,
Konnt' er auf jeder Naſe leſen:
Und doch — daß er es nicht geweſen,
Den Gott zu dieſem Werk erleſen,
Konnt' er nicht auf der ſeinen leſen.

O.

Eine

Eine Leichenfantaſie.

1780.

(in Muſik zu haben beim Herausgeber.)

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todenſtillen Haynen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft —
Nebelwolken ſchauern
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Geſpenſtern, ſtumm und hohl und hager
Zieht in ſchwarzem Todenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krüke
Wer mit düſtern rükgeſunknem Blike
Ausgegoſſen in ein heulend Ach;
Schwer genekt vom eiſernen Geſchike
Schwankt dem ſtummgetragnen Sarge nach?
Floß es, Vater, von des Jünglings Lippe?
Naſſe Schauer ſchauern fürchterlich
Durch ſein gramgeſchmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen ſich. —

Aufgeriſſen ſeine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenſchmerz!
Vater floß es von des Jünglings Munde;
Sohn geliſpelt hat das Vaterherz.
Eißkalt, eißkalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum ſo golden einſt ſo ſüß!
Süß und golden Vater dir zum Fluche!
Eißkalt, eißkalt liegt er hier im Tuche!
Deine Wonne und dein Paradis. —

Mild, wie umweht von Eliſiumslüften,
Wie aus Auroras Umarmung geſchlüpft,
Himmliſch umgürtet mit roſigten Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wieſen
Nachgeſpiegelt von ſilberner Flut,
Wolluſtflammen entſprühten den Küſſen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Mutig ſprang er im Gewüle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh,
Himmelan flog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch wie die Adler in wolkigter Höh,
Stolz wie die Roſſe ſich ſträuben und ſchäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.

Heiter

Heiter wie Frühlingstag ſchwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Heſperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten ſchliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einſten zum Mann gereift —
Freue dich Vater! — im herrlichen Jungen
Wenn einſt die ſchlafenden Keime gereift.

Nein doch Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauſet,
Und die eh'rnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauſet! —
Nein doch laß den Thränen ihren Lauf. —
Geh du holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durſt nach Wonne
Gramentbundner, in Walhallas Ruh —

Wiederſehen — himmliſcher Gedanke! —
Wiederſehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg verſinkt mit dumpfigem Geſchwanke,
Wimmernd ſchnurrt das Todenſeil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
Lippen ſchwiegen, und das Auge ſprach —
Haltet! haltet! da wir boshaft grollten —
Aber Thränen ſtürzten wärmer nach — —

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todenſtillen Haynen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft.
Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern
Bleich herab wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig ſchollerts überm Sarg zum Hügel,
O um Erdballs Schäze nur noch einen Blik!

Starr und ewig ſchließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer ſchollerts über'm Sarg
zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurük.

Y.

Aeſchylus.

In Griechenland ſind, wie die Sagen gehn,
Bei Aeſchylus Tragödien
Die ſchwangern Weiber — welche Scene!
Entbunden worden auf der Bühne.
Gott ſteh uns armen Chriſten bei!
Schrieb dieſer Kezer wieder,
Izt kämen gar — die Jungfern nieder.

T.

Der

hypochondriſche Pluto.

Romanze.

Erſtes Buch.

Der grobe Schulz im Tartarus,
Marks Pluto zubenamſet,
Der mit Abſchied und Morgengruß,
Monarchiſch in dem Erebus,
Die Züchtlinge durchwamſet,
Verlor zum Fluchen ſeine Bruſt,
Und faſt zum Peitſchen den Geluſt.

Sein Vita ſedentaria
Auf ſeinem eh'rnem Seſſel
Erhizte ſeine Poſtera,
Und hin und her und dort und da
Stach's ihn wie Salz und Neſſel,

Das heiße Wetter obendrein
Kocht ſein Geblüt zu Sulzen ein.

Zwar ward ihm mancher Sauerbronn
Vom Flegeton geſchöpfet,
Und durch Skarifikazion,
Blutigel, Venäſekzion
Viel Blut ihm abgezäpfet.
Auch manch Klyſtier ward applizirt
Auch offner Leib effektuirt.

Sein Leibarzt, ein ſtudirter Herr
Mit knotigter Perüke,
Argumentirte ohn Beſchwer
Aus Hippokrat und Zelſus her
Wo's Ihro Gnaden ſpüke:
„Geſtrenger Schulz im Tartarus
Sind Hämerrhoidarius! „

„„Und Er iſt mir ein dummer Tropf
Samt ſeiner Pillenwaare!
Ein Mann wie ich — wo ſteht ſein Kopf?

Ein junger Mann noch, Sauertopf!
Im Frühling meiner Jahre!
Komm er mir mit Latwergen nicht.
Der Kolben fliegt ihm ins Geſicht. „

Wol oder übel — wollt' ers nicht
Mit Ihr Geſtreng verderben,
(Weh dem der Fürſtengunſt zerbricht!
Huſch! fleiſchen ihm ins Angeſicht
Die Splitter und die Scherben)
Er ſchweigt wohlweislich — weil er muß,
Das lernte ſich — beim Zerberus.

„Apolln den himmliſchen Barbier
Soll man herunter holen!„
Flugs tummelt ſchon ſein flinkes Thier
Vorbei am Mond ein Luftkourier
Vorüber an den Polen;
Punkt vier Uhr flog mit ihm der Rapp,
Schlag fünf Uhr ſtieg er droben ab.

So eben hatt' Apoll — wie froh!
Gar ein Sonnet gedichtet?
O pfuy doch! Nein! bei Mamſell Jo
(Zum mindſten ſchwazt die Muſe ſo)
Hebammendienſt verrichtet.
Ein Knäblein, wie in Wachs geprägt,
Ward Vatern Zevs fürs Hauß gelegt.

Der Gott durchlas den Höllenbrief
Und ſtuzte drob nicht wenig.
Der Weg iſt weit, die Hölle tief,
Und ihre Felſen ſteil und ſchief — — —
Doch zalt mich ja ein König!
Friſch nimmt er Pelz und Nebelkapp, —
Und durch die Lüfte ſtrampſt der Rapp.

Die Loken à la mode gerollt,
Geglättet die Manſchetten,
Im Gallakleid von Spiegelgold
(Ein Schmuk den ihm Aurora zollt)
Mit koſtbarn Uhrenketten

Die Zähen auswärts, chapeau bas —
So ſtand er vor dem König da.

Zweites Buch.

Der alte Murrkopf, wie bekannt,
Bewillkommt ihn mit Flüchen:
„Ey pak er ſich ins Pommerland!
Wie ſtinkt er doch nach Eau d'Lavande?
Eh möcht ich Schwefel riechen.
Puh! ſchier' er ſich doch himmelan,
Er ſtekt mir ja die Hölle an.

Betroffen wich, wie angeblizt,
Der Pillengott zurüke. — —
„Sind Seine Hoheit ſtets wie izt?
Im Cerebello, merk ich, ſizt
Das Uebel — welche Blike!
Wie rollen ſie! wie flammt ihr Feu'r!
Der Fall iſt ſchlimm! der Rath iſt theur!

Ein Reiſ'chen nach Eliſium
Wird die Infarktus ſchmelzen,

Und

Und feiner in dem Zirkel nun
Durch Rauch und Kapitelium
    Die zähen Säfte walzen.
Drum dächt' ich unmaßgeblich ſo:
Sie reiſten — doch! incognito! —„

„Ja ſchöner Herr! ich glaub's ihm gern!
    Und wär nur hier zu Lande,
Wie bei euch balſamirten Herrn,
Euch niedlichen Olympiern
    Faullenzen keine Schande.
Und brauchte nur — ich folgte gleich!
Kein Oberhaupt das Höllenreich.

Ha! wär die Kaz zum Loch hinaus,
    Die Mäuſe möcht' ich ſehen!
Sie liefen mir von Hof und Haus
Und jagten meinen Mufti 'naus!
    Würd drauf und drunter gehen!
Poz alle Donner! geh er mir!
Gewizigt bin ich für und für.

Was wars nicht ſchon für ein Tumult
    Der Thürme eingeſchmiſſen!
Und wars denn damals meine Schuld,
Daß meine Filoſofen Pult
    Und Ketten losgeriſſen?
Wie? riſſen erſt Poeten los?
Hilf Himmel! welch ein Ohrenſtoß!

Bei langem Tage ſchwazt ſich viel!
    Mag wohl auf euren Bänken
Euch träg genug beim Lombreſpiel
Und Dudeldum und Federkiel
    Die Zeit vorüber hinken.
Der Müſſiggang beißt wie ein Floh
Auf Sammetpolſtern — wie auf Stroh;

Da weis vor ewger Langeweil
    Mein Bruder nichts zu treiben;
Und zändelt mit dem Donnerkeil,
Und ſchieſſt, ich hör's ia am Geheul,
    Mit Wettern nach der Scheiben;

Daß Rheas arme Schulter ſchwankt,
Und mir für meine Hölle bauet.

Großvater Edlus ſollt' ich ſeyn!
    Ich wollt mir Ruhe ſchaffen.
Ihr mäſtet mir im Leiber 'nein,
Und in den Windeln ay ay ſchreyn,
    Und durch fünf Fenſter gaffen!
Vorerſt noch über meinen Strom,
Und dann erſt nach Eliſium! —

Nun denk ich ſezt er ſich zu Pferd,
    Hoff's, er wird mich begreifen;
Auch iſts vielleicht der Mühe werth,
Er ſagt was er izt angehört
    Dem Zeus beim Barteinſeifen.
Er mache was er wolle draus!
Das jükt mich nicht in meinem Haus.

Und damit kehrt der Herr zurük!
    Sein Servus! Gott befohlen!
Man kann ihm — Halt 'n Augenblik! —
Für ſeine Müh ein hübſches Stük

Roth-

Rothgüldenerz herholen.
Mag droben doch was rares ſeyn;
Wir Tartarer hofiren drein. „ „ —

Drittes Buch.

Somit beurlaubt ſich der Gott
Mit kurzen Reverenzen.
Als plözlich durch die Höllenrott
Hindurch ſich riß ein Flügelbot.
(Er kam von Tellus Gränzen)
Monarch! Ein Arzt! ein Wundermann.
Kommt hinterdrein — ich ritt voran.

Plaz für den fremden Praktikus!
Er kommt mit Peitſch' und Sporen.
Nikt freundlich jedem ſeinen Gruß,
Als wär' er hier im Tartarus
Erzogen und gebohren;
Freimüthig ohne Furcht und Grauß,
Wie Britten in dem Unterhaus.

„Gott

„Gott grüß die Herren alleſamt!
    So trift man hier zu Lande,
Wohiſt, wer von Prometheus ſtammt,
Jedweden das Geſchik verdammt,
    Noch trefliche Bekannte!
Wer weiſ't mich nach Elyſen hin?
Möcht gern die Brunnen ſpringen ſehn.„

„„Gemach! — der Fürwiz wird den Herrn
    Doch nicht ſo haſtig treiben,
Er muß mir izt beim Siebenſtern!
Er muß mir ungern oder gern
    Noch ein Rezept verſchreiben.
Die Höll' iſt mein — Pluto mein Nam!
Heraus 'n mal mit ſeinem Kram!„„

Mit einem ſcharfen Blike mißt
    Der Arzt den ſchwarzen Kaiſer.
Zwar riecht er nicht am gnädgen Miſt,
Beäugelt nicht was er gepißt,
    (Auch würd' er deß nicht weiſer.)
Durchdringend wie elektriſch Feu'r
Erſpäht ſein Blik — das Ungeheu'r.

„Monarch! Ich ſchenke dir die Beicht
Der ſchlimmen Siebenſachen.
So deſperat der Rath dich däucht,
So iſt doch auch der Fall nicht leicht —
Und Kinder fürchten Drachen.
Ein Teufel frißt den andern! — kurz!
Ein Weibchen — oder — Nieſewurz!

Sie tändle oder keife nun,
(Ich weiß von keinem Dritten)
So jagt ſie doch den Alp davon
Der dich auf deinem Eiſenthron
Erbärmlich zugeritten.
Jagt frei und flink bergab zum Fuß
Berg auf zum Kopf die Spiritus.„

Vivat der Doktor hochgelehrt,
Der dieſen Spruch thät fällen!
Ein ewig Denkmal iſt er werth
Darauf in Marmor, hoch zu Pferd,
Von Phidias zu ſtellen.

Ein Monument, das nie verdirbt,
Wenn Hippokrat und Boerhaave ſtirbt.

Kek nahen izt die Todte ſich
Zum hölliſchen Monarchen —
Der Frau Plutonin in die Küch
Ein Lapperdan — macht gute Sprüch,
Und fromme Ariſtarchen.
Hieroben frommte der Gebrauch!
Juchhe! izt gilt er drunten auch!

P.

Die Buße.

Jung bulte ſie mit groß und klein
So recht ein epikuriſch Schwein
Izt waidet ſie an fremdem Glüke
Platoniſch die bekehrten Blike,
Thut Buße, und wird — Kupplerin.

T.

Aktäon.

Wart! Deine Frau ſoll dich betrügen,
Ein andrer ſoll in ihren Armen liegen,
Und Hörner dir hervor zum Kopfe blähn!
Entſezlich! mich im Bad zu überraſchen,
(Die Schande kann kein Aetherbad verwaſchen,)
Und mir nichts, dir nichts — fortzufliehn.

D.

Zuverſicht der Unſterblichkeit.

Zum neuen Leben iſt der Todte hier erſtanden,
Das weiß und glaub ich feſtiglich.
Mich lehrens ſchon die Weiſen ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

D.

Vorwurf,

an Laura.

Mädchen halt — wohin mit mir du Loſe?
Bin ich noch der ſtolze Mann? der Groſe?
Mädchen, war das ſchön?
Sieh! Der Rieſe ſchrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflücket haſt du meine Blume,
Haſt verblaſen all die Glanzfantome
Narrentheidigſt in des Helden Raub.
Meiner Plane ſtolze Pyramiden
Trippelſt du mit leichten Zefyrtritten
Schäkernd in den Staub.

Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbeſorgt wie ihre Kugel fiel,
Jenſeits dem Kozytus wollt' ich ſchweben,
Und empfange ſklaviſch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenſpiel.

Siegern gleich, die wach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eiſenfluren tanzen
Losgeriſſen von der Frynen Bruſt,
Wallet aus Aurorens Roſenbette
Gottes Sonne über Fürſtenſtädte
Lacht die junge Welt in Luſt!

Hüpft der Heldin noch dis Herz entgegen?
Trink ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges das vernichtend brennt?
In den Bliken die vernichtend blinken
Seh ich meine Laura Liebe winken,
Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen haſt du hingemordt.
Schwindelnd ſchwank ich auf der gähen Höhe,
Laura? — wenn mich — wenn mich Laura ſähe?
Und hinunterſtrudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze ſpringen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr ich und allein.

Lauſch ich noch des Ruhmes Donnergloken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Loken?
Deine Leyr Apollo Zynthius?
Nimmer, nimmer wiederhallt mein Buſen,
Traurig fliehen die beſchämten Muſen,
Flieht Apollo Zynthius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
   Meine Pulſe lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus Adler ringen?
Wünſch ich noch in Römerblut zu ſpringen,
   Wenn mein Hermann ruft? —

Köſtlich iſts — der Schwindel ſtarrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu ſaugen,
   Stolzer, kühner ſchwillt die Bruſt. —
Kaum erbettelt izt ein halbes Lächeln
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln
   Zu empören jede Kraft gewußt. —

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte
   In des Zeitſtroms woogendem Gewühl.
Daß dereinſt an meinem Monumente
Stolzer thürmend nach dem Firmamente
   Chronos Senſe ſplitternd niederfiel —

Lächelſt

Lächelſt du? — Nein! nichts hab ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihre Marmor nie —
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hätt' ich mich geſchwungen,
Izo lieb ich ſie!

Y.

Die Alten und Neuen.

Am Pfluge, wie die Chronik lehrt,
Philoſophirten unſre Väter —
Nun hat der Fall ſich umgekehrt,
Izt pflügt man am Katheder!

C.

Der einfältige Bauer.

Matthes.

Gevatter! hört 'nmal die Späße!
Bliz! hab euch da ein hochg'ſtudirt Geleſe,
Meßias ſchreibt ſich 'sBuch, der Mann
Hat Reiſen durch die Luft gethan
Und auf den ſonngepflaſterten Gaſſen
Manch Solenleder ſizen laſſen,
Hat geſehen den Himmel offen,
Iſt hautganz durch die Höll geloffen,
Da hab ich nun ſo bei mir ſelbſt gedacht,
Ein Herr, der ſolch Stück Wegs gemacht
Sagt unſer ein'm, wie Flachs und Waizen wachſe.
Wie meint ihr? — 's käm aufs Fragen an? —

Lukas.

Narr meinſt, ein ſo fürnehmer Mann
Der frag nach unſer eines Korn und Flachſe?

P.

Edgar an Pſyche.

Welch ein Leben, kleine Pſyche,
Wenn ich Nachtigallen gliche?
O ich lokte dich
Flötend zu willkommnen Thränen,
Klagte dir in Silbertönen,
Und du liebteſt mich!

Welch ein Leben, fromme Pſyche,
Wenn ich Turteltäubchen gliche?
Ich umhüpfte dich,
Spielte dir im Schoos mit Freuden,
Girrte ſchmachtend Zärtlichkeiten,
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, ſchöne Pſyche,
Wenn ich Frühlingsroſen gliche?
Ich umgöſe dich,
Rings mit Wohlgerüchen, blühte
Froh in deines Buſens Mitte:
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, ſanfte Pſyche,
Wenn ich leiſen Zephirn gliche?
Ich umwehte dich,
Tränke deines Athems Schwüle,
Hauchte dir ins Antliz Kühle:
Und du liebteſt mich.

Welch ein Leben, holde Pſyche,
Wenn dein Edgar allen gliche?
Ich umſchwebe dich,
Opfre Blumen alle Tage,
Girre, ſinge, flöte, klage:
Und du flieheſt mich?

Pſyc

Pſyche bleib! — Warum denn Roſen
Nachtigallen Täubchen koſen?
Mehr o mehr kann ich!
Lieben kann ich, fühlen, küſſen,
Heiß umarmen, Nächte ſüſſen! —
Pſyche liebe mich!

Ha.

Sitten und Zeiten.

Vor alters zankten ſich, die Wahrheit aufzuklären,
Gelehrten, ob die Weiber Menſchen wären:
Jüngſt fragten Geken und galante Bengel:
„Sind ſie nicht Engel? „

Bn.

Ein Vater
an
ſeinen Sohn.

Wie die Himmelslüfte mit den Roſen
An den Frühlingsmorgen zärtlich koſen;
Kind, ſo ſchmeichelt dir
Izt das äuſre Glük in deinen Jugendtagen,
Thränen ſahſt du nur; noch rangen keine Klagen
Sich aus deiner Bruſt herfür.

Aber ſieh! der Hain, der kaum entzüket,
Neigt ſich, plözlich rast der Sturm, zerkniket
Liegt die Roſenblum!
O ſo iſt es, Sohn, mit unſern Sinnesfreuden,
Unſerm Golde, unſern lichten Herrlichkeiten,
So mit unſerm Flitterruhm.

Nur

Nur des Höchſten Abglanz, der Gerechte,
Welcher in dem ſchröklichen Gefechte
Zwiſchen Luſt und Pflicht
Jener ſich entringt, der höhern Weisheit Stimme
Folget, troz der Selbſtſucht heißem Grimme,
Die ſein Herz mit Schwerdern ſticht.

Deſſen Wolluſt trägt von hier die Bahre
Nicht, es löſcht ſie nicht der Strom der Jahre,
Nicht die Ewigkeit:
Angeleuchtet könnt' er in den lezten Blizen,
Und vom Weltenumſturz angeſchwungen ſizen
Ohne Menſchenbangigkeit.

W.

Die Meſſiade.

Religion beſchenkte diß Gedicht,
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

Kr.

Oſſians Sonnengeſang *

aus dem Gedichte Karthon.

(In Muſik zu haben beim Herausgeber.)

O die du, rund wie meiner Väter Schild,
Wandelſt, Sonne, dort oben!
Woher dein ewig Licht? Von wannen quillt
Dein Stralenſtrom? Mit Majeſtät erhoben
Trittſt du herfür! — Da zittern zurük
Die dunkeln Geſtirne vom tagenden Himmel:
Froſtig bleich fliehet der Mond ins Abendwellengewimmel
Finſter vor deinem allherrſchenden Blik!

Einſam gehſt du, angethan mit Lichte! —
Wer in deinem Lauf gibt dir Geleit?
Von den Bergen ſtürzt die ſtolze Fichte;
Berge ſelbſt zerſtäuben für der Zeit;
Gen Himmel ſteigt und niederfällt das Meer:
Aber du jauchzeſt umwandelbar herrlich daher.

Wen

Wenn durchs Dunkel zuken die Blize;
Wenn Orkane heulen durch der Felſen Rize;
Hagel regnet, wenn der Donner kracht,
Und die Welt der Sturm begräbt in Nacht; —
Schaueſt du aus deiner Wolkenwiege,
Lächelſt du der Elementen Kriege!

Aber ach! für Oſſian vergebens
Lächelſt du, du Quelle alles Lebens,
Nimmer ſieht er deinen goldnen Stral
Niederflieſſen in das Morgenthal.
Nimmer dich, umrauſcht vom Wellenſchwarme,
Niederwiegen in des Abends Arme!

Doch, o Sonne, wirſt auch du vielleicht —
Sonne ach! wie Oſſian verſchwinden?
Daß auch deine Jugendkraft entweicht,
Daß auch einſtens deine Tage enden,
Daß du ſchläfſt in deiner Wolkengruft,
Höreſt nimmer, wenn der Morgen ruft!

O ſo freu' dich deiner Jugendſchöne!
Bleich und unhold iſt des Alters Mine,
Düſter, wie wenn Mondenlicht
Durch zerriſſne Winterwolken bricht,
Wenn hinauf der Nebel ſtrömt am Hügel,
Durch die Ebne raſſelt Nordwinds Flügel,
Und in Mitte ſeiner Fahrt
Der Wanderer erſtarrt!

H . . .

In Fuldas Wurzellexikon.

Woher mag wol das Wörtchen Hochzeit ſtammen?
Nur eine kleine Pauß!
Sezt hohe — Zeit zuſammen,
So kommt Hochzeit heraus.

L.

Kaſtraten und Männer.

Ich bin ein Mann! — wer iſt es mehr?
Wers ſagen kann, der ſpringe
Frei unter Gottes Sonn einher
Und hüpfe hoch und ſinge!

Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen;
Zum Born woraus der Himmel quillt
Darf ich hinunter ſteigen.

Und wol mir, daß ichs darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Rufts laut in mir. Du biſt ein Mann!
Und küſſe ſie ſo lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wird ihr enge —
Das Mädchen weißt, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr 's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrei'n,
Ertapp ich ſie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit dieſem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpicht ich erſcheine.

Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde,
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen,
Sie donnert wie im Sturm davon,
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Zum Feuergeiſt im Rückenmark
Sagt meine Mannheit: Bruder;
Und herrſchen beide löwenſtark
Umarmend an dem Ruder.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen ſprudeln,
Quillt Götterkraft und Genius,
Nur leere Pfeifen dudeln.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Pompejen hat mein Talisman
Bei Pharſalus bezwungen,
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf teutſchen Sand gerungen.

Saht ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſizen?
Sein Aug ſpeit Feuerflammen aus
Als ſäht ihr Hekla blizen.

Da kommt ein Bube wolgemut,
Gibt manches zu verſtehen —
„Sprich, du hättſt auf Karthago's Schutt
Den Marius geſehen!“ —

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
Der Bub thät fürbaß eilen;
Das dankt der ſtolze Römersmann,
Das dankt er ſeinen Pfeilen!

Dra

Drauf thäten ſeine Enkel ſich
    Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
    Anmuthig an zu krähen. —

O Pfui, und Pfui und wieder Pfui
    Den Elenden! — ſie haben
Verläderlicht in einem Hui
    Des Himmels beſte Gaben.

Dem lieben Herrgott ſündiglich
    Sein Konterfei verhunzet,
Und in die Menſchheit ſchweiniglich
    Von dieſem Nu gegrunzet.

Und ſchlendern elend durch die Welt,
    Wie Kürbiſſe von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehölt,
    Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Flegma iſt geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgeſicht,
Und zittern es zu ſehen, —
Und dörften ſie — und können nicht!
Da möchten ſie vergehen! —

Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Lüſtgenuſſe laden,

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den loſen Schlingen,
Halbkugeln einer beſſern Welt,
Die vollen Brüſte ſpringen, —

Führt gar der höllſche Schadenfroh
Sie hin, wo Nimfen baden,
Daß ihre Herzen lichterloh
Von diebſchen Flammen braten,

Wo ihrem Blik der Spiegelfluß
Eliſium entziffert,
Arkana die kein Genius
Dem Aug je blos geliefert,

Und Ja! die tollen Wünſche ſchrei'n,
Und Nein! die Sinne brummen —
O Tantal! ſtell dein Murren ein!
Du biſt noch gut durchkommen! —

Kein kühler Tropfen in den Brand!
Das heiß' ich auch beteufeln!
Gefühl iſt Ihnen Kontreband,
Sonſt müſſen ſie verzweifeln!

Drum fliehn ſie jeden Ehrenmann,
Sein Glük wird ſie betrüben —
Wer keinen Menſchen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret ich frei und ſtolz einher,
Und brüſte mich und ſinge:
Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
Der hüpfe hoch und ſpringe.

O.

Univ. Bibl. München

Doktor Pandolff.

Glük zur Geneſung. Herr Pandolff;
Frißt doch kein Wolf den andern Wolf.

U.

An den Frühling.

Willkommen ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ey! Ey! da biſt ja wieder!
Und biſt ſo lieb und ſchön!
Und freun wir uns ſo herzlich
Entgegen dir zu gehn.

Denkſt auch noch an mein Mädchen?
Ey lieber denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbettelt' ich von dir —
Ich komm und bettle wieder,
Und du? — du gibſt es mir?

Willkommen ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur.

M.

Polizeyordnung.

Getroſt! Izt würgt das Pfuſcherheer
Mit Henkers Hand das Volk nicht mehr,
Das Mittel iſt jezt ausgedacht,
Daß man ſie all — zu Doktors macht.

Hr.

Die alten und neuen Helden.

Wie tief ſank unſer Sekulum herunter!
Da rühm ich mir die alte Welt!
Giengs in die Schlacht, war jeder Held,
That aus dem Stegreif blaue Wunder,
Und wo liegt denn der Grund? — gemach!
Man trug die Baarſchaft dort im Kopfe,
Und Weisheit wohnte unterm Schopfe,
Jezt kommt ſie mit Bagage nach.

L.

Unterſchied der Zeiten.

Wer frey'te, kauft' ſein Weib ſich ſonſt —
Jezt kriegt man eine Frau — umſonſt.

H . . .

Hymne

an den Unendlichen.

Zwiſchen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zakenfels,
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blik umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen ſchauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Rieſentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftgen Wurm
Orgle prächtig, Gewitterſturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunterdrönt!
Brüllend ſpricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeſchrieben
Mit dem Griffel des Blizes:
Kreaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Y.

Auf den Hrn. R.

Der kupferreiche R — (denn was vermag der Wein!)
Wünſcht Janus mit dem Doppelkopf zu ſeyn,
Den er im Wappen führt — dann erſt ſollt's ihm behagen,
Könnt' er zumal zwey Gläſer niederjagen.

H . . .

Die

Die Gröſe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos
ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg ich des Windes
Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande.
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu
gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lokenden Zielen,
Irrend ſuchte mein Blik umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichtes,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichtes
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltſyſteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?„
„„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Seegle hin wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!„„

„Steh! du ſeegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!„
„„Steh! du ſeegelſt umſonſt — Pilger auch hinter mir! —

Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder,
Kühne Seeglerin, Fantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie. „„

Y.

Gegründete Furcht.

Wohl nicht ums ganze Erdenrund
Möchte ich, ſpricht Fräulein Kunigund,
Des Nachts mehr in den Spiegel ſchauen —
Des Satans ſcheußlich Angeſicht
Sah ich daraus leibhaftig ſchauen —
Bei Gott! ſpricht Veit, ich zweifle nicht,
Man ſiehts ja ſelbſt beim Tageslichte.

Hr.

Paſſanten-Zettel
am Thor der Hölle.

Früh morgends zehen Advokaten
Zu Pferd, acht Schreiber hinterdrein,
Darauf ein Herr mit runden Waden,
Soll gar ein Hum! geweſen ſeyn.
Mittags ein Jud, drei Rezenſenten,
Drauf acht beſoffene Studenten,
Ein gar fürnehmer Herr hopp hopp
Im majeſtätiſchen Galopp.
Nach Mittag mit zerzauſten Haaren
Ein Herr verloffener Huſaren,
Voran Eu Gnaden Herr Major —
Zulezt — doch nur gemach ihr Herren!
Wills denn zum jüngſten Tage währen?
Und plözlich fiel der Schlagbaum vor.

Item
am Thor des Himmels.

Vor Mittag nichts — Mittags ein Held, zwey Kinder;
Spät Abends noch — ein armer Sünder.

Z.

Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süßer Balſamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelsblau.
Schön das Kleid mit Licht geſtiket,
Schön hat Flora euch geſchmüket
Mit des Buſens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balſambeeten
Gattet ſich das Fliegenreich.

Schuf nicht für die ſüſen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüſtig die Natur.
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter ſchikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten ſüſer Schmerzen!
Goß euch diß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hayn!

Y.

Fluch eines Eiferſüchtigen.

So flieh mich dann, verruchte falſche Seele,
So flieh mich dann, geh, wälze dich
In wilder geiler Luſt, und lachend quäle
Jüngſt deinen Liebling mich!

Sag, athmet unter Erdenſöhnen einer,
Der feurig liebt und gränzenlos wie ich?
Brennt Gottes unbeflekte Sonne reiner
Als dieſes Herz — für dich?

Der Himmel ſah's, wie ich oft wolluſttrunken
Mich wälzte wild zu ihren Füßen hier,
Wie ich oft in Entzükung hingeſunken
Ohnmächtig rang an ihr.

Flog nicht, wenn ich vor Gott voll heiſſer Reue
Gekniet, ſchnell mein Gedanke weg von Gott?
Sie ſtand vor mir, Sie — Heiliger, verzeihe!
Ward mein Gebeth, mein Gott.

Und nun, wer iſts? — o laßt mich ihn nicht nennen,
Ihr Furien, daß nicht von Fieberwut
Empört, entfeſſelt meine Geiſter rennen
Zur Flamme wird das Blut.

Doch Narr! was winſl' ich denn der Ungetreuen?
Sie ſieht mein ſterbend rauchend Blut umſonſt,
Frohn', frohn' nur ſtinkend geilen Bulereyen,
Frohn' ewig wilder Brunſt.

Bis dich — ach mir zu hölliſch ſüſer Freude!
Ein freſſend peinigendes Giſt durchnagt,
Und Mark und Bein und alle Eingeweide
Zu frühe Moder jagt.

Bis dann, beſät von Peſt und Eiterbeulen,
Dich ſelbſt der Tod mit falſcher Hoffnung höhnt,
Die qualzermalmte Lungen in dir heulen,
Der Nerv Zernichtung ſtöhnt.

Dann ſeh ich jauchzend die verweßten Glieder,
Wollüſtig ſaugt den Jammerton mein Ohr,
Seh, ſtürze ſelbſt von Schrecken ſtarrend nieder,
Und lache laut empor.

X.

Das Geheimniß der Reminiſzenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an Deinem Mund zu hangen,
Wer enträzelt dieſes Wutverlangen?
Wer die Wolluſt, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht verrätheriſch, — wie Sklaven,
Weggewerfen faigen Muths die Waffen, —
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend über meines Lebens Brüke,
Wenn ich Dich erblike?

Sprich, warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meine Geiſter?
Oder küſſen die getrennten Brüder,
Losgeraſt vom Kettenband der Glieder,
Dort bei Dir ſich wieder? —

Laura? träum' ich? raſ' ich? — die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken —
Sieh! der Wahnſinn iſt des Räzels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter.

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Stral erloſchner Sonnen
In den Tagen lang begrabner Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Ja wir warens — Eins mit Deinem Dichter
Warſt du Laura — warſt ein Weltzernichter! —
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Aber ach! — die ſel'gen Augenblike
Weinen leiſer in mein Ohr zurüke —
Könnten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd' ich Neides ſchelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,
In den Loken ſpielten Edens Düfte
Und den Silbergürtel unſrer Hüfte
Wiegten Mayenlüfte.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Tauſendröhrigt ihre Wolluſtwellen,
Unſerm Winke ſprangen Chaosriegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Unſern Augen riſſ' der Dinge Schleyer,
Unſre Blike, flammender und freyer,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyonets verblinden,
Sich noch Räder winden —

Tief o Laura unter jener Wonne
Wälzte ſich des Glükes Nietentonne,
Schweifend durch der Wolluſt weite Lande
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande
Ewig nie am Strande —

Meine Laura — dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Drängen
Das verlorne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum Laura dieſes Wutverlangen,
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, verrätheriſch, wie Sklaven,
Weggeworfen feigen Muts die Waffen
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend über meines Lebens Brüke,
Wenn ich Dich erblike!

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter,
Ihre Heimat ſuchen meine Geiſter,
Losgeraft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Töne! Flammen! zitterndes Entzüken!
Weſen lechzt an Weſen anzurüken —
Wie, beim Anblik einer Freundsgaleere,
Friedensflaggen im Oſtindermeere
Wehen laſſen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverweke,
Springt das Schiffsvolk freudig auf's Verdeke,
Hoch im Winde ſchwingen ſie die Hüte,
Poſidaons woogendes Gebiete
Dröhnt von ihrem Liede. —

War es nicht dis freudige Entſezen,
Als mir's ward an Lauren mich zu lezen?
Ha! das Blut, voll wütendem Verlangen,
Drängte ſich muthwillig zu den Wangen
Lauren zu empfangen —

Und auch Du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Morgenröthe? — —
Floh'n wir nicht als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Brennend an einander? —

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlor'ne Sterne wieder ſcheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Götterſize,
Stralen durch die Rize —

Oftmals liſpeln der Empfindung Saiten
Leiſe Ahndung jener goldnen Zeiten —
Wenn ſich ſchüchtern unſre Augen grüſen,
Seh ich träumend in den Paradieſen
Nektarſtröme flieſen. —

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlornen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche ſiegend an des Himmels Schwelle, —
Taumle rük zur Hölle!

Wenn dein Dichter ſich an deine ſüſen
Lippen klammert mit berauſchten Küſſen,
Fremde Töne um die Ohren ſchwirren,
Unſre Weſen aus den Fugen irren
Strudelnd ſich verwirren,

Und verkauft vom Meineid der Vaſallen
Unſre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannenſteuer pralen,
Tod und Leben zu wollüſtgen Qualen
Gaukeln in den Schaalen.

Und wir beide — näher ſchon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spize klettern,
Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit deſpotiſche Schranken —
Sterbend — überſchwanken —

Waren, Laura, dieſe Luſtſekunden
Nicht ein Diebſtal jener Götterſtunden?
Nicht Entzüken, die uns einſt durchfuhren?
Ineinanderzukender Naturen,
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Stral zurükgegloſtet?
Haſt du nicht den Göttertrank gekoſtet? —
Ach! ich ſah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Weſen die ſich ſchlangen
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majeſtätiſch anzuſchauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht vernein' ich eurem Gaume,
„Wißt! der Apfel an dem Wunderbaume
„Labt — mit Göttertraume.„

Laura — weine unſers Glükes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als ſie ſich Unſchuldsvoll umwollten —
Sieh! — wie Flammen ihr Geſicht vergoldten! —
— Und die Teufel ſchmollten.

Y.

Gruppe

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch holer Felſen Beken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein ſchweres — leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht — Verzweiflung ſperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl ſind ihre Augen — ihre Blike
Spähen bang nach des Kozytus Brüke
Folgen tränend ſeinem Trauerlauf. —

Fragen ſich einander ängſtlich leiſe:
Ob noch nicht Vollendung ſey? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kraiſe
Bricht die Senſe des Saturns entzwey.

Y.

Die Freundſchaft.

(aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman.)

Freund! genügſam iſt der Weſenlenker —
Schämen ſich kleinmeiſteriſche Denker,
Die ſo ängſtlich nach Geſezen ſpähn —
Geiſterreich und Körperweltgewüle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier ſah es mein Newton gehn.

Sfären lehrt es Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des groſen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geiſter in umarmenden Syſtemen
Nach der groſen Geiſterſonne ſtrömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's

Wär's nicht diß allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unſre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur groſen Geiſterſonne
Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glüklich! glüklich! Dich hab ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein biſt Du —
Laß das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen ſchütteln;
Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wolluſt Wiederſtralen ſaugen?
Nur in Dir beſtaun ich mich —
Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
Heller ſpiegelt in des Freunds Gebärde
Reizender der Himmel ſich.

Schwermut wirft die bange Thränenlaſten,
Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
In der Liebe Buſen ab; —
Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzüken
In des Freunds beredten Stralenbliken
Ungeduldig ein wollüſtges Grab? —

Ständ im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie —
Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.

Tode Gruppen ſind wir — wenn wir haſſen,
Götter — wenn wir liebend uns umfaſſen!
Lechzen nach dem ſüſen Feſſelzwang —
Aufwärts durch die tauſendfache Stufen
Zalenloſer Geiſter die nicht ſchufen
Waltet göttlich dieſer Drang.

Arm in Arme, höher ſtets und höher,
Vom Mogolen bis zum griechſchen Seher,
Der ſich an den lezten Seraf reyht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maaß und Zeit —

Freundlos war der groſe Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter,
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Y.

An Fanny.

Mit müdem Schritte ſteigt vom fernen Hügel
Einſam die Nacht,
Und ſchwingt um mich die ſorgenſchweren Flügel
In ernſter Pracht;

Schwermütig hängt ihr ſchwarzer düſtrer Schleyer
Schon über mir,
Kaum bricht ein zitternd todenblaſſes Feuer
Vom Mond herfür.

In tiefen Schatten ſchlummern eingehüllet,
Berg, Thal und Flur
Und grauenvolle Todtenſtille füllet
Bang die Natur.

Nur weichgeſchaffne ſanftempörte Herzen,
Voll theurer Quaal,
Beſeufzen jezt des jungen Lebens Schmerzen
Am Mondenſtral.

Jezt irrſt du, Trauteſter, mit bangem Sehnen
Im Todtenhaus,
An Julchens Grab und hauchſt in tauſend Thränen
Die Seele aus.

Du eileſt junge Roſen abzupflüken
Vom heil'gen Grab,
Und blätterſt ſie mit traurigem Entzüken
Zu ihr hinab.

In dieſer Nacht ſaß Stella (Thränen trübten
Den ſchönen Blik)
Und rufte laut den fliehenden Geliebten
Vom Meer zurük.

Nun weinet einſam in verſchloßnen Mauern,
Am Lampenlicht,
Das heil'ge Mädchen, dem vom ſtillen Trauer
Die Seele bricht.

Ihr Buſen brennt von zärtlichem Verlangen,
Ihr ſchmachtend Herz
Verzehret ſich, ſchon ſterben ihre Wangen
Vom ewgen Schmerz.

So welkt die Roſe in dem fernen Thale
Früh abgeknikt,
Eh ſie, gelokt vom milden Frühlingsſtrale,
Die Hirtinn pflükt.

O Mädchen, die voll unſchuldsvoller Triebe
Das Laſter höhnt,
Und ſich nach edlen Freuden reiner Liebe
Unwiſſend ſehnt.

O Du, die ſtets geheimen ernſten Kummer,
Im Buſen nährt,
Du, deren Klagen oft in tiefſtem Schlummer
Die Nacht gehört,

Wer Du auch biſt, Du biſt für mich geboren
Uns unerkannt
Hat Dir mein Herz, hat mir Dein Herz geſchworen
Zum ſüſen Band.

Längſt, längſt, o Du Geliebteſte von allen!
Fleh ich nach Dir,
Und alle Seufzer dieſes Herzens wallen
Entgegen Dir.

Ein Engel liſple, ſchlummerſt Du auf Roſen
In holder Ruh,
Dir meinen Namen, und mir Ruheloſen
Den Deinen zu.

X.

Gefühl am erſten Oktober *)

1 7 8 1.

Woher das Jauchzen dort auf jenen Traubenhügeln?
Woher das Evan Evoe?
Wem glüht die Wang'? wer iſts, den ich in bunten Flügeln
Den hohen Thyrſus ſchwingen ſeh?

---

*) Der würdige Mann, den dieſe Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit Seinem Namen und Lobe kröne. Ob ich mich ſchon nicht für den Verfaſſer davon bekennen darf, ſo glaubte ich doch durch Aufnahme derſelben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrükt zu haben, und ich freute mich dieſes Anlaſſes meine wärmſte Hochachtung gegen Denſelben vor der ganzen Welt entblöſen zu können.

Der Herausgeber.

Iſt es der Genius des freudigen Getümmels,
Und zahlreich ſein Gefolg umher? —
Im offnen Füllhorn trägt er das Geſchenk des Himmels,
Und vor Entzükken taumelt er! —

Wie prächtig glänzt ſie dort hervor die goldne Traube:
Vom erſten Morgenſtral begrüßt!
Wie freundlich winkt er nicht den Schatten jener Laube,
Die voll von Seegen überfließt!

Ha! ſey willkommen mir, du feſtlicher Oktober!
Sey, Erſtling! ganz willkommen mir!
Weit reinern Dank bring ich, als alle deine Lober,
Bring ihn mit mehr Empfindung dir.

Denn du biſt es, der mir Ihn, den ich theuer ſchäze,
Und zärtlich liebe bis zum Grab,
Ihn, der verdient, daß Ihm mein Herz ein Denkmal ſeze,
Den beſten Freund in **Rieger** gab.

Zwar wigt dein Hauch, — kömmſt du, — den letzten Schmuck der Bäume,
Die Blätter in Melancholie:
Still ſinken ſie herab: und ſchnell, — wie Morgenträume
Bei dem Erwachen — fliehen ſie.

Zwar folgt dir auf dem Fus der flokkigte Zerſtörer,
Den jede Saite der Natur
Im dumpfen Mißklang ſtimmt, daß öder dann und leerer
Rings um ſie trauren Hain und Flur.

Doch ſieh, wie ſchwindet es bei jedem frohen Mahle,
Des Alters, ach! ſo düſtres Bild:
Wann in gehobner Hand aus ſchäumendem Pokale
Der Freude edler Purpur quillt!

Wie ſchwindet es, wann bei vertraulichen Geſprächen,
Der Freund von ſeinem Freund umarmt,
Um an dem kalten Nord des Winters ſich zu rächen,
An ſeines Buſens Glut erwarmt!

Und lächeln ſie uns einſt des Frühlings Kinder wieder,
Wann all die jugendliche Pracht,
Wann jede Melodie der wonnevollen Lieder,
Mit ihnen jede Luſt erwacht:

Wie heiter ſtrömts alsdann durch unſre ganze Seele:
Welch Leben ſtralt in unſerm Blick!
Ruft uns nicht der Akzent der ſanften Philomele
Und jugendliche Kraft zurück!

So liſple, — denkt ſich heut' auch Rieger den Gedanken,
Des Sturms, der uns im Alter beugt: —
Leiſ' Ihm Sein Schuzgeiſt zu, wann von den blauen Schranken
Herab der Abendſtern ſich neigt.

Still führ' er Ihn hinaus auf jene Donnerhöhe,
Lenk' Ihm Sein Aug, daß Er im Thal, —
Auf dem Gefild umher, — all Seine Freunde ſehe,
Und daß Ihm hoch bey Ihrer Zahl,

Und höher Ihm alsdann auf jener heil'gen Stelle,
Dekt er Ihm die Geſinnungen
Der wahren Freundſchaft auf, — gedrängt, — die Bruſt Ihm ſchwelle,
Fühlt Er: ſie alle lieben Ihn!

Laut wird ſie dann — hinauf, die ferne Stimme, ſchallen:
„Auch G * * * iſt ein Freund von Dir!
Wann Silberlokken ihm nicht mehr die Schläf' umwallen,
Iſt G * * * noch ein Freund von Dir!

Auch jenſeits“, — und nun glänz Ihm die kryſtallne Zäre
Im Aug': — „Auch dorten liebt er dann,
Dich einſt noch, wann ſein Herz in jener Frühlingsſphäre
Sich an das Deine ſchlieſen kann.“

B.

Peter.

Wenn's wahr iſt, wie der Paſtor ſchrie,
Und wahr iſts ohne Zweifel,
Ein jeder führ' in Kompagnie
So Engel mit als Teufel,
So dauert mich nur Peters Paar,
Denn das muß, ohne zu verſchnaufen,
Nur dreimal hundert fünf und ſechzigmal im Jahr
Mit ihm zur Schenke laufen.

U.

Der Wirtemberger.

Der Name Wirtenberg
Schreibt ſich von Wirt am Berg —
Ein Wirtemberger ohne Wein
Kann der ein Wirtemberger ſeyn?

D.

An mein Täubchen.

Geh trautes liebes Täubchen du
Zu Minna meiner kleinen,
Und was ich ſag, das thu, das thu
Bei Minna meiner kleinen.

Siehſt du zwei Augen himmelblau
Die ſanft von Sehnſucht glühen,
Und Wangen die gleich Roſenthau
In Frühlingsanmuth blühen;

Lacht aus den Bliken Himmelsruh
Und holde Engelreine,
O Täubchen, trautes Täubchen du,
'S iſt Minna meine kleine!

Nun fliehe zärtlich ſchmeichelnd hin
Der kleinen liebzukoſen,
Und liſple ſanft in Seufzergen
Durch Düfte junger Roſen.

„Ich bin ein Täubchen jung und zart
Aus Zypris Myrtenhayne,
Bin auch gar freundlich, frommer Art,
Heiß die verliebte kleine.

„Ein Täubchen liebt mich, ſchöner iſt
Kein Täubchen in dem Hayne,
Scherzt, tändelt, nikt und pikt und küßt,
Heißt der verliebte kleine.

„So fließet unſer Daſein hin
Wie Wonnethränchen ſüße,
Süß wie ein Wolluſtſeufzergen
Im Taumel trunkner Küſſe.“

Dann

Dann flattre zärtlich um ſie her
Wie Roſenblüthchen ſchwirre
In bangem ſüßen Krais umher
Und liebeſeufzend girre,

Bis ſich die liebetrunkne Bruſt
Von ſanfter Ahnung hebet,
Und ſchon geheimer Liebe Luſt
Im bangen Buſen bebet.

Dann flieh ich, zitternd fliehe ich
Zur kleinen Liebewarmen,
Ach Minna, Minna höre mich!
Ich ſterb in deinen Armen.

X.

Melancholie
an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Bliken,
In den Wangen ſpringt purpuriſch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Dem der ſchöne Tropfe thaut,
Der darinn Vergöttrung ſchaut,
Ach dem Jüngling der belohnt wimmert,
Sonnen ſind ihm aufgedämmert!

Deine Seele gleich der Spiegelwelle
Silberklar und Sonnenhelle
Mayet noch den trüben Herbſt um dich,
Wüſten öd und ſchauerlich
Lichten ſich in deiner Stralenquelle.

Düſtrer

Düſtrer Zukunft Nebelferne
Goldet ſich in deinem Sterne;
Lächelſt du der Reizharmonie?
Und ich weine über ſie. —

Untergrub denn nicht der Erde Veſte
Lange ſchon das Reich der Nacht?
Unſre ſtolz aufthürmenden Palläſte,
Unſrer Städte majeſtätiſche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen,
Deine Nelken ſaugen ſüßen Duft
Aus Verweſung, deine Quellen weinen
Aus dem Beken einer — Menſchengruft.

Blik empor — die ſchwimmenden Planeten,
Laß dir Laura ſeine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tauſend bunte Lenze ſchon,
Thürmten tauſend Throne ſich
Heulten tauſend Schlachten fürchterlich

In den eiſernen Fluren,
Suche ihre Spuren.
Früher ſpäter reif zum Grab
Laufen ach die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Löſcht im Meer der Todennacht!
Frage mich von wannen Deine Stralen lodern!
Prahlſt du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen friſchem Purpurblut?
Abgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd fürs geliehne Roth,
Wuchernd Mädchen wird der Tod
Schwere Zinſen fodern!

Rede Mädchen nicht dem Starken Hohn!
Eine ſchönre Wangenröthe
Iſt doch nur des Todes ſchönrer Thron,
Hinter dieſer blumigten Tapete
Spannt den Bogen der Verderber ſchon —

Glaub es — glaub es Laura deinem Schwärmer,
Nur der Tod iſt's dem dein ſchmachtend Auge winkt,
Jeder deiner Stralenblike trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer;
Meine Pulſe, praleſt Du,
Hüpfen noch ſo jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tükiſch der Verweſung zu.

Aus einander bläßt der Tod geſchwind
Dieſes Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbigtes Geſchäume,
Ewig fruchtlos ſuchſt du ſeine Spur.
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime,
Wächſt der ew'ge Würger nur

Weh! entblättert ſeh ich deine Roſen liegen,
Bleich erſtorben deinen ſüßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterſtürme pflügen,
Düſtrer Jahre Nebelſchein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig ſeyn.

Mädchen — ſtark wie Eiche ſtehet noch dein Dichter,
Stumpf an meiner Jugend Felſenkraft
Niederfällt des Todenſpeeres Schaft,
Meine Blike brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geiſt,
Denn die Lichter ſeines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felſen thürmt und niederreißt.
Kühn durchs Weltall ſteuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als ſeine Schranken.

Glühſt

Glühſt du Laura? Schwillt die ſtolze Bruſt?
Lern' es Mädchen, dieſer Trank der Luſt,
Dieſer Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — iſt vergiftet!
Unglükſelig! Unglükſelig! die es wagen
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen.
Ach die kühnſte Harmonie
Wirft das Saitenſpiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherſtral Genie
Nährt ſich nur vom Lebenslampenſchimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Wächter ſchon!
Ach! ſchon ſchwören ſich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geiſter wider mich zuſammen!
Laß — ich fühls — laß Laura noch zween kurze
Lenze fliegen — und diß Moderhaus
Wiegt ſich ſchwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strale lösch ich aus. — —

Weinſt du Laura? — Thräne ſei verneinet,
Die des Alters Strafloos mir erweinet,
Weg! Verſiege Thräne Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieſer Sonne ſchleiche,
Die des Jünglings Adlergang geſehn? —
Daß des Buſens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geiſts verblinden,
Daß ich fluche meinen ſchönſten Sünden?
Nein! verſiege Thräne Sünderin! —
Brich die Blume in der ſchönſten Schöne,
Löſch, o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fakel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bei der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend
horcht das Haus. —

Y.

Die Peſt

eine Fantaſie.

Gräßlich preiſen Gottes Kraft
Peſtilenzen würgende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durchs öde Thal der Grabnacht ſchleichen.

Bang ergreifts das klopfende Herz,
Gichtriſch zuckt die ſtarre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnſinn in das Angſtgeſtöhne,
In heulende Triller ergeußt ſich der Schmerz.

Raſerei wälzt tobend ſich im Bette —
Gift'ger Nebel wallt um ausgeſtorbne Städte
Menſchen — hager — hohl und bleich —
Wimmeln in das finſtre Reich.
Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft ſich Schäze in geſtopften Grüften

Peſtilenz ſein Jubelfeſt.
Leichenſchweigen — Kirchhofſtille
Wechſeln mit dem Luſtgebrülle,
Schröklich preiſet Gott die Peſt.

Y.

Das Muttermal.

Mann.

Sieh Schäzchen wie der Bub mir gleicht,
Selbſt meine Narbe von den Poken!

Frau.

Mein Engel, das begreif ich leicht,
Bin auch 'nmal recht an dir erſchroken.

Kr.

Die Spinne und der Seidenwurm.

In ein gewiſſes Haus kam einmal eine Spinne,
Und hub allda zu ſpinnen an,
Und ſprach zum Seidenwurm: „Sieh da, was ich beginne!
„Ein Beytrag ſtünde mir von dir nicht übel an.„ —
Der Seidenwurm ließ ſonder Zwang
Sich ſogleich dazu willig finden,
Und fängt wohl an, ihr ellenlang-
Gedrehte Fäden einzuſenden;
Die legt ſie dann in ihr Gemächte
Jezt hier, jezt anderwärts zurecht. —
Da ſizt ſie nun entzükt in ſich verloren
Ob ihrem Wunderding, das ſie zur Welt gebohren;
Als plözlich aufgemacht
Die Stubenthüre kracht. —

Wer

Wer tritt herein? — Die Magd, den Beſen in der Hand, —
Gerüſtet ſteht ſie da, die Stube auszufegen;
Da glänzt und ſchimmert von der Wand
Das Spinngewebe ihr entgegen. —
„Herunter du! „ — Sie ſagt es kaum, ſo riß
Der Beſen ſchon ſich in die Höh und ſtieß
Wie ein Komet mit ſeinem Flammenſchwanze,
Den eine Welt der Herr zertrümmern hieß,
Das Spinngeweb, nach hundertfachem Riß,
Zu Boden in den Staub, troz ſeinem Seidenglanze;

Fragt ihr, wie ließ ſich drob der Seidenwurm vernehmen? —
Er ſchlich gelaſſen fort und ſprach: —
„Wer ſollt ſich wohl ob ſolchem Unſtern grämen?
„Ich ſchrieb an einem Almanach! ! ! „ —

H . . .

Monument

Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchröklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Bliz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zuken die Völker

Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre, — verſtieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe

Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtral
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meiſters
Erd und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammts am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phäeton.

Kind des himmliſchen Genius.
Glüendes thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du glüenden thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blik durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht —
Steh und lächle nicht Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Vom Verfaſſer der Räuber.

Auf Chloes Geburtstag
den 4. Januar.

Ein ſchöner Tag entſteigt dem Meere!
Zwar kalt und trüb und überſchneyt
Schrökt uns ſein Anblik ſchon: doch heut
Behaupt ich, was du willſt, behaupt ich dir zur Ehre,
Der allerſchönſte Tag im May
Kommt lange nicht dem Wintertage bey!

May wars, als einſt dem blauen Meere
Frau Venus lobeſan entſtieg!
Schön blieb der Tag zu ihrer Ehre
Und Monath May behielt den Sieg.
Die Götter prahlten mit dem Weibe,
Das ihre Macht vereint erſchuf:
Da zürnte die Natur, und ſprach: zum Zeitvertreibe

Schaff ich ein ſchönres Ding, und nur aus Schnee — Seht zu,
Ihr Herren insgeſamt! — Sie ſchuf, und da wardſt du!

Doch, liebes Mädchen! komm, und laß die Narren ſtehen,
Du biſt zu ſchön zur Schmeicheley!
Man mag ſie, wie man will, auf alle Seiten drehen,
So iſt ſie, leider! nicht mehr neu!
Mein Herz verlangt noch mehr als nur dich ſchön zu ſehen,
Wann dieſe Schönheit gleich mein ſchwächeres Aug entzükt:
Die Freundſchaft wünſcht dir; Sey beglükt!

Der Mädchen Glük — darf ich es wagen,
Worinn ihr Glük beſteht, dir nur ins Ohr zu ſagen?

Du weißſt's doch ſelbſt! — bald ſey es
dein!
Ihm folgen Jahre voll von Freuden
Ihm folg ein Leben zum beneiden,
Und ewig ſoll diß Leben ſeyn.
Dann müſſe ſich ein Freund bey deiner Freude
freu'n,
Und dieſer Plaz bey dir — ſey mein!

G.

Morgenfantaſie.

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpuriſch zukt durch düſtre Tannenrizen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch,
In goldnen Flammen blizen
Der Berge Wolkenſpizen,
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlichſchön in Auroras Umarmungen glüht.

Sei Licht mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern, und ſchnauben und knirſchen und ſtrampfen
Die Roſſe, die Farren,
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal,
Die Waldungen leben
Und Adler, und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld,
Säuſle nieder Abendroth und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorbne Welt
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todenflur,
Ach! und du o Abendroth umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Y.

Lied eines abweſenden Bräutigams.

Verfliegen noch zwey Jahre, dann
Nenn' ich mein Mädchen mein!
Und gieng es noch ſo ſchlimm, es kann
Kein ganzes drüber ſeyn!
Und die verfliegen wie der Wind —
Zwar eine hübſche Zeit!
Doch die zwey längſten Jahre ſind
Lang keine Ewigkeit!

Und iſt nicht dieſe ganze Zeit
Auch ſchon mein Mädchen mein?
Sie wirds gewiß nicht mehr als heut
In zehen Jahren ſeyn!

Zwar dann in meinen Armen mein,
Und das iſt freilich viel!
Doch ſich im Voraus drauf zu freun,
Iſt auch kein Kinderſpiel.

Der Freude wird die Zeit nicht lang
Und mir iſt bis dahin
Deswegen nicht für Freuden bang;
Weil ich nicht bey ihr bin:
Dann bin ichs nur, ſo giebt ſie mir
Solch einen Vorrath mit,
Der mich mit guter Laune ſchier
Ein Vierteljahr verſieht.

Ein Kuß in einem Vierteljahr!
Das macht das Jahr durch vier!
Das ſind nur wenig — denkt ihr zwar
Doch ſchmeck ich die dafür
Die ich bekomme, mehr als ihr!
Bey euch iſt's bloſes Spiel,
Und erſt vier Wochen drauf wird mir
Die Wange wieder kühl!

Zwey hab ich noch für heuer gut,
Zwey hab ich ſchon geſchmeckt,
Das fühlt ihr nie, wies einem thut
Die ihr euch ewig leckt!
Zwey hab' ich jezt noch gut — die zwey
Nicht einen gäb ich euch
Um tauſend andre, meiner Treu!
Nicht um ein Königreich.

Den dritten hol' ich bald bey ihr!
Wie fliegt die Zeit vorbey?
O Mädchen! Mädchen! bleibe mir
Nur noch zwey Jahre treu.
Zwar die verfliegen wie der Wind,
Doch zur Beſtändigkeit
Du lieber Gott! — zwey Jahre ſind
Gar eine lange Zeit!

G.

An Minna.

Träum' ich? Iſt mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme ſeichter Laffen
Blähend mit dem Fächer ficht,
Nimmer ſatt ſich zu begaffen? —
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sonnenhute niken
Stolze Federn, mein Geſchenk,
Schlaifen, die den Buſen ſchmüken,
Rufen: Minna, ſei gedenk!

Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach die Bruſt, die mir gelogen! —
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! dir hat ein Herz geſchlagen,
Dir ein Herz das edel ſchlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Hure ſchlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſichtgen! ſchäme dich.
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen wenn der Nordwind weht;
Buler ſcheucht dein Herbſt von hinnen,
Einen Freund haſt du verſchmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh ich dich verlaſſen gehn,
Weinend in die Blumenſcene
Deines Mays zurüke ſehn.
Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegen flohn,
Ziſchen dem erloſchnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat Dein Herz verdorben,
Dein Geſichtgen! — ſchäme dich.
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Thränen,
Weinen Minna über dich.

M.

Der Unterſchied.

Nein, Liebe, nein! du kannſts nicht ſeyn!
Dich kenn ich! Freundſchaft iſts allein,
Was mich zu Daphnen zieht!
Bey ihr wird jezt mein Herz kaum warm,
Doch glüht' es einſt in Chloens Arm!
Es iſt — ein Unterſchied!

Wann Chloe mir entgegen gieng,
Wie klopfte zitternd mein Herz? Wie hieng
Der Himmel um mich her?
Sie kam und gab mir ihre Hand,
Ich ſah ihr Aug auf mich gewandt,
Und ſah den Himmel nicht mehr!

Wann Daphne mir in Garten winkt,
So oft ſie ihre Blumen tränkt,
Eil ich wohl auch herbey!
Doch klopft nur vom Gefühl der Luſt
Und nicht von Liebe meine Bruſt,
Doch fühl ich nur den May.

Wann ich an Chloens Buſen lag,
Wie riß im Flug die Sonne den Tag
Ob unſren Häuptern fort!
Der Stern des Morgens kam zurük
Als Stern des Abends, da fand ſein Blik
Uns noch am nehmlichen Ort.

Für Daphnen und die Fröhlichkeit
Iſt jezt mein Abend nur geweyht,
Der uns zum Scherz vereint.
Und komm ich jemals ungefragt
So werd ich lachend fortgejagt,
Bis meine Zeit erſcheint.

Wann Chloe bebend mich umfieng,
Ihr Mund untrennbar an meinem hieng,
Wann aufgelöſt im Kuß
Ganz ihre Seele ſich ergoß,
Ganz in die meine hinüber floß,
Da hieng mein Leben am Kuß!

Wann Daphne mich zuweilen küßt,
So ſelten auch der Zufall iſt,
Brennt auch die Wange mir.
Doch wann mein Herz zu ſichtbar wallt,
So kühlt ihr Scherz die Flamme bald,
Und Waſſer hilft dafür.

Nein, Mädchen! Liebe kanns nicht ſeyn,
Sie kenn' ich! Freundſchaft iſts allein
Was jezt zu dir mich zieht.
Zwar machſt du mir oft ziemlich warm.
Doch glüht' ich nur in Chloens Arm!
Es iſt — ein Unterſchied!

G.

Eliſium.

Eine Kantate.

Chor.

Vorüber die ſtöhnende Klage
Eliſiums Freudengelage
Erſäufen jedwedes Ach —
Eliſiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Erſte Stimme.

Jugendlich milde
Beſchwebt die Gefilde
Ewiger May,
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele ſchwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleyer entzwei.

Zweite Stimme.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
er mangelt der Name dem trauernden Leyde,
nfter Entzüken nur heißet hier Schmerz.

Dritte Stimme.

er ſtreket der wallende Pilger die matten
ennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
ine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
geſungen von Harfengezitter,
Träumt er geſchnittene Halmen zu ſehn.

Vierte Stimme.

ſſen Fahne Donnerſtürme wallte,
ſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter deſſen Donnergang,
hläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
wie Silber ſpielet über Kieſeln,
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Fünfte Stimme.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen ſammtnen Matten
Liebgekoſt vom Balſamweſt,
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
Feyert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

M.

Quirl.

Euch wundert, daß Quirls Wochenblatt
Heut um ein Heft gewonnen hat
Und hörtet doch den Stadtausrufer ſagen,
Daß Brod und Rindfleiſch aufgeſchlagen.

D.

Semele,

eine lyriſche Operette von zwo Scenen.

Perſonen.

Juno.	Zevs.
Semele. Prinzeſſin zu Thebe.	Merkur.

Der Schauplaz iſt zu Thebe im Pallaſt der Semele.

Erſte Scene.

Saal im königlichen Pallaſt zu Thebe.

Juno

aus einer hellen niederfließenden Wolke, der Pfauenwagen halb ſichtbar.)

Hinweg den geflügelten Wagen
Pfauen Junos! Erwartet mich
Auf Zythärons wolkichtem Gipfel!

(Wagen und Wolken verſchwinden.)

Ha! ſey gegrüßt Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſeliger Pallaſt!
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,
Wo wider meinen Zorns Jupiter
Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt?
Hier — wo ein Weib, ein ſterblich ſchwaches Weib
Ein Weib aus Thon gewoben, ſich erfrechte,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält? —

Juno! Juno! traurig
Stehſt du, tief verachtet
Auf des Himmels Throne,
Zevs liebt dich nicht mehr!

Arie.

Götterbrod und Nektarpunſch
Ueberflügeln meinen Wunſch,
Reichlich dampfen mir Altäre —
Sklaviſch frohnt mir jedes Knie.
Was iſt, ohne Liebe, Ehre?
Was Zytherens Gürtel ohne ſie?

Weh mir! meinen Stolz zu beugen,
Mußt' ſchon Venus aus dem Schaume ſteigen —
Götter geſtendelt der Zauberin zu —
Weh mir! meinen Gram zu mehren,
Mußt Hermione gebähren
Und dahin auf ewig meine Ruh! — —

(heftig entſchloſſen.)

Nein, im Staube will ich nicht mehr trauern,
Länger nicht der Stolzen Siegeswagen ziehn!
Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers?
Nicht des Flammenſchleuderers Frau?
Aechzen nicht die Axen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt
die olympiſche Krone?
Ha! ich fühle mich! — Kronos Blut in den
unſterblichen Adern!
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz! —. Rache! — Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft mit des Donnerers Umarmungen prahlen.

Ungeſtraft die Erinnys hinauf in den Götterſiz
rufen? —
Ha! der Würmerfraß! — Auf ein laſirtes Ge-
ſichtgen
Aufgeblüht, wagt's — das Ding von geſtern
und heute
Wagt's um den Rang zu buhlen mit Göttern?
Staub will mit Aether wetteifern? — Stolze!
Vergeſſene!

(mit Würde.)
Trägt es auch wohl den großen Stempel
Uranos?
Oder frohlockt nicht Verweſung ſchon
Durch die Larve der welkenden Pracht? —
Stirb! Lern am ſtygiſchen Strom von Unſterb-
lichkeit Staub
Unterſcheiden! — Deine Rieſenrüſtung mag dich
erdrücken, dich
Niederſchmettern deine Götterſucht! — —

Rachegepanzert
Steig ich vom hohen Olympus herab!

Gdſr,

Süße, vergiftende
Schmeichelnde Reden
Hab ich ersonnen,
Tod und Verderben lauren darinn.
Horch
Ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz dem Verderben!
Verhülle dich Gottheit in sterblich Gewand!
Tief iſt der Sturz
Von Göttern in Würmer der Sturz!
Doch! Doch!
Kann die Liebe mit dem Stiere graſen,
Was darf die Rache nicht?
(Sie entfernt ſich.)

Semele (tritt auf)

In die Scene.) Die Sonne neigt ſich ſchon —
Auf Zofen, eilt!
Durchbalſamet den Saal mit Weihrauchdüften,
Streut Roſen und Narciſſen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —

(Sie

(vor ſich.) Er kommt noch nicht — die Sonne
neigt ſich ſchon —
(in die Scene.) Und haltet köſtliche Früchte
Bereit. —

Juno (kömmt in Geſtalt einer Alten herein.)
Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.
Ha! wach ich? träum ich? Götter! Beroe?

Juno (an ihrem Hals.)
Sollt ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.
Beroe! beym Zeus.

Juno.
Ich bins!

Semele (umarmt ſie.)

Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter —
Du lebſt? Was führt von Epidaurum dich
Zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch noch immer
Meine Mutter?

Juno.

Mutter?
Eh nannteſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch,
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin —

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Kelche trinken,
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie das? den doch mein Eltervater Agenor
Gekoſtet hat? —

Juno.

Wird Semele nicht koſten.

Semele.

Wie meine Gute? räzelhaft war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll,
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir —
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten?

Juno.

So ſagt' ich, ja! was ſpotteſt du
Der grauen Haare? — Freilich haben ſie
Noch keinen Gott beſtriket wie die blonden —

Semele.

Verzeih der Unbeſonnnen — wie wollt' ich
Der grauen Haare ſpotten, werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken flieſen? —
Was aber wars, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmelteſt? — Ein Gott? —

Juno (raſch.)

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall:

Sie anzuſehn, ſteht ſchwachen Menſchen ſchön.
Die Götter ſind wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Wie? meine Beroe?
So fremd? warum diß Herz vor mir verſchloſſen,
Das einſt ſo froh in mein Herz überwallte?
Das wollteſt du nicht ſagen? —

Juno.

Wollt' ich mehr
Die Götter ſind wo du biſt — konnt' ich mehr noch ſagen?
Die Götter wohnen gern um Semele?

Semele.

Boshaftes Herz! — doch ſprich was führte dich
Den weiten Weg von Epidaurum her,
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beim Jupiter nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — nichts anders
Als jenes, meine Tochter — ſchröklich raſt
Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen raſtlos in die Luft.
Unüberſchwänglich iſt das Weh! — entrüſtet
Blikt Zevs auf unſer armes Volk herab,
Vergebens ſtrömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, unſerm Flehen iſt ſein Ohr verriegelt —
Drum ſandt' zu Kadmus großer Königstochter mich
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte ſeinen Grimm

Von uns zu wenden — Beroe die Amme
Gilt viel, gedachten ſie, bey Semelen — bey Zevs
Gilt Semele ſo viel — mehr weiß ich nicht,
Verſteh noch weniger, was ſie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zevs ſo viel.

Semele (heftig, und vergeſſen.)
Die Peſt wird morgen weichen — ſags dem Volk.
Zevs liebt mich! ſags! heut muß die Peſt noch weichen!

Juno (auffahrend mit Staunen.)
Ha! iſt es wahr? was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worinn des Himmels Bürger ihn beſtaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er ſinkt? —
Laßt Götter! laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — ſatt hab ich gelebt —
In ſeiner Götterpracht ſteigt Kronos groſer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einſt an dieſer Bruſt
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! er kam.
Ein ſchöner Jüngling reizender als keiner
Auroras Schooß entfloſſen, paradiſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Die Haare ſeidenweich und ſäuſelnd aufgehoben,
Den Schwanenhals in Lockennacht verſchoben,
Das reizendſte Gemiſch von Finſterniß und Licht —
Elyſium ſein Blik, ſein ſchimmernd Angeſicht
Mit Roſenroth purpuriſch durchgewoben,
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ozean ſich heben Silberwogen
Auf Mayenlüften hintennach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Ein Ohrenmahl wie Sphärenharmonie!
Wie Silberklang aus flieſſenden Kryſtallen —
Entzükender als Orpheus Saiten ſchallen —

Ein Zauberbild wie noch vor keinem Auge ſchwam,
Das Statuen belebt, und Lebende verſteinert,
Diß, tauſendfach erhöht, und tauſendfach verfeinert,
Erreicht den Schatten nicht von meinem Bräutigam.

Juno.

Ha! meine Tochter! — die Begeiſterung
Erhebt dein Herz zum helikoniſchen Schwung!
Wie muß das Hören ſeyn! wie himmelvoll das Bliken!
Wenn ſchon die ſterbende Erinnerung
Von hinnen rükt in delfiſchem Entzüken? —
Wie aber? warum ſchweigſt du mir
Das koſtbarſte? Chronions höchſte Zier,
Die Majeſtät auf rothen Donnerkeulen
Die durch zerriſſene Wolken eilen,
Willſt du mir geizig ſchweigen? — Liebenswürdigkeit
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zeus!

Die Donner die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner ſind es nur
Die zu der Herrlichſten auf Erden dich gemacht. —

Semele (ſtuzt.)

Wie, was ſagſt du? hier iſt von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd.)

Semele! auch Scherzen ſteht dir ſchön!

Semele.

So himmliſch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß
ich nichts!

Juno.

Ey! Eiferſucht!

Semele.

Mein Beroe! beim Zeus!

Juno.

Du ſchwörſt?

Semele.

Beim Zeus! Bei meinem Zeus!

Juno

Juno (ſcherzend.)

Du ſchauderſt?

Semele.

Wie wird dir? — Keine Spur von Donnern!

Juno (erſchrocken.)

Keine Spur
Unglückliche?

Semele.

Wahrhaftig, kein Gedanke!

Juno.

Entſezlich! was nicht ein Gedanke?

Semele (ängſtlich.)

Beroe!

Juno.

Sprichs noch einmal das Wort, das zur Elendeſten
Auf Tellus ganzem großem Rund dich mache! —
Nicht eine Spur von Donnern, kein Gedanke?

Semele.

Ihr Götter! kann ich anders ſagen?

Juno (mit verzweifeltem Geſchrey.)

Ha!
Vernahmt ihrs auch ihr der Olympus Mächte!
Du Feuerrad des Titans! — Nordiſche Trionen!
Du Trillingsſtirn der Gräber Pilgerin!
Ihr des Neptunus Schrecken! Ihr des Orkus Nächte!
Vernahmt ihrs auch? — Sie kann nichts anders ſagen —
Verlohrene! das war nicht Zevs!

Semele.

Nicht Zevs
Abſcheuliche?

Juno.

Ein lockerer Geſelle
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Die Ehre, Schaam und Unſchuld wegbetrog —
(Semele ſinkt um.)
Ja ſtürz nur hin! Steh ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verſchlingen, laß
Um dein Gehör ſich lagern ew'ge Stille!

Bleib

Bleib ewig hier ein Felſenzaken kleben! —
O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurük in Hekates Umarmung ſchleudert!
So Götter! Götter! ſo muß Beroe
Nach ſechszehn ſchwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiederſehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurum her, mit Schaam
Muß ich zurük nach Epidaurum kehren! —
Verzweiflung bring ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Peſt mag ruhig bis zur zwoten Ueberſchwemmung
Fortwüten, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele (richtet ſich zitternd auf, und ſtrekt einen Arm nach ihr aus.)

O meine Beroe!

Juno.

Ermuntre dich mein Herz!
Vielleicht iſts Zevs! Wahrſcheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht iſts dennoch Zevs! Izt müſſen wir's erfahren!
Izt muß er ſich enthüllen oder du,
Fliehſt ewig ſeine Spur, gibſt den Abſcheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preiß. —
Schau, theure Tochter auf — ſchau deiner Beroe
Ins Angeſicht, das ſympathetiſch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Verſuchen Semele?

Semele.

Nein bei den Göttern!
Ich würd ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdeſt du
Wohl minder elend ſeyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortſchmachteteſt — und wenn ers dennoch wäre?

Semele

Semele (verbirgt das Haupt in Junos Schooß.)

Ach! Er iſts nicht!

Juno.

Und ſich in allem Glanz
Worinn er je die ſchimmernden Geſtirne
Verdunkelte, er je ein endlich Aug
Verblendete, vor deſſen ſcharfem Schauen
(Dir iſt es Abenddämmerung)
Die Sonnen ſchwarz vorüber ſchwanden,
Im Tanz die Sphären ſtille ſtanden, —
Dir ſichtbar ſtellte? — Semele! wie nun?
Dann ſollte dichs gereuen ihn verſucht
Zu haben?

Semele (auffahrend.)

Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell.)

Eh darf er nicht in deine Arme ſinken —
Enthüllen muß er ſich — drum höre gutes Kind
Was dir die redliche getreue Amme räth,

Was Liebe mir izt eben zugeliſpelt,
Vollbringen Liebe wird — ſprich, wird er bald
erſcheinen?

Semele.

Eh noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno (vergeſſen, heftig.)

Wirklich? Ha?
Verſprach er? heut ſchon wieder? (faßt ſich.) Laß
ihn kommen
Und wenn er eben Liebestrunken nun
Die Arme auseinander ſchlingt nach dir,
So trittſt du — Merk dirs — wie vom Bliz
Gerührt zurük. Ha! wie er ſtuzen wird,
Nicht lange läſſeſt du mein Kind ihn ſtuzen,
Du fährſt ſo fort, mit froſtgen Minen die
Die Seele morden, (liebenden Megären!)
Ihn wegzuſtoßen — wilder, feuriger
Beſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm der einen Regenſtrom
Zurükepreßt, und ungeſtümer prallen

Die

Die Fluten an — Izt hebſt du an zu weinen. —
Giganten mocht er ſtehn, mocht ruhig niederſchaun
Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Oſſa und Olymp nach ſeinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zevs —
Du lächelſt? — Gelt? die Schülerin
Iſt weiſer hier als ihre Meiſterin? —
Nun bitteſt du den Gott, dir eine kleine kleine
Unſchuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwörts beym Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
Entſchlüpfen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Eh ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„In aller Kraft, worinn dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus ſteigeſt!
Laß dichs nicht ſchröken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer
Die um ihn krachen, dir die Donner die

Den Kommenden umknallen, zu Popanzen
Aufſtellen wird, dem Wunſch dir zu entleiden,
Das ſind nur leere Schreken Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichſten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —
Beharre du nur ſtarr auf deiner erſten Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mirs oft im Augenblik der Liebe
Geklagt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bey Seite.)

Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.

Wie meine Beroe? — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen.)

Nichts — meine Semele. Die ſchwarze Galle quält

Auch

Auch mich — Ein ſcharfer ſtrafender Blik
Muß oft bey Buhlenden für ſchwarze Galle
gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo wüſte Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garſtigſten
Die je in einem Kopfe ſteken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, daß ihn die Keiſerin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verſchont und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Irions Rad im Himmel ſeyn.

Juno (in der äuſerſten Verwirrung und Wuth auf und ab raſend.)

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie Beroe? ſo bitter?
Hab ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.

Juno.

Mehr haſt du geſagt
Als wahr iſt, mehr als klug iſt junges Weib!
Preiß' dich beglükt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts ſo ſehr als höhniſch Naſeurümpfen.

Semele.

Sie wandle hier, und ſey des Hohnes Zeugin!
Was kümmerts mich? — Mein Jupiter beſchüzt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno laiden? —
Doch laß uns davon ſchweigen Beroe,
Zevs muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (beiſeit.)

Dieſen Pfad
Wird eine andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Bliz Chronions trift! — (zu Semele.)

Ja

Ja Semele, ſie mag vor Neid zerberſten
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau
Hoch im Triumfe zum Olympus ſteigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd.)

Meinſt du?
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem andern höret: Semele!
Götter, Götter, werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Rieſentödters Braut ſich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele (raſch aufhüpfend ihr um den Hals fallend.)

Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wirds ein weißer Marmor melden:

Hier

Hier verehrt' man Semele!
Semele der Frauen Schönſte
Die den Donnerſchleuderer
Vom Olymp zu ihren Küſſen
In den Staub herunter zwang,
Und auf Famas tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wirds von Meeren ſchallen, und brauſen von Hügeln —

Semele (auſſer ſich.)

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erſchiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden ſie dich göttlich ehren —

Semele (begeiſtert.)

Und erhören will ich ſie!
Seinen Grimm mit Bitten ſöhnen,
Löſchen ſeinen Bliz in Thränen!
Glüklich glüklich machen will ich ſie!

Juno (vor ſich.)

Armes Ding! das wirſt du nie. —

(nachdenkend.)

Bald zerſchmilzt — — — doch — garſtig mich

zu heiſſen? —

Nein! Das Mitleid in den Tartarus! (zu Semele.)

Flieh nur! Flieh nur meine Liebe,

Daß dich Zevs nicht merke, laß ihn lang

Deiner harren, daß er feuriger

Nach dir ſchmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel

Hat erkohren dich zu ſeiner Stimme!

Ich Glückſel'ge! vom Olympus neigen

Werden ſich die Götter, vor mir niederknien

Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —

Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!

(eilig ab.)

Juno (ſiegjauchzend ihr nachblikend.)

Schwaches! ſtolzes! leichtbetrognes Weib!

Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,

Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß der die Donner wirſt — Ha! (in raſender Entzükung.)
Wenn nun ihr wächſerner ſterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederſchmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flokigter Schnee, — der Meineidige
Statt der ſanften, weicharmigten Braut,
Seine eig'nen Schreken umhalſt, — wie frohlokend dann
Will ich herüber vom Zythaeron waiden mein Auge!
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! ur arme
Nicht ſo unſanft Saturnius.

(ſie eilt davon.)

(Simfonie.)

Zweyte Scene.

(Der vorige Saal.)

Plözliche Klarheit.

Zevs (in Jünglings Geſtalt.) **Merkur** (in Entfernung.)

Zevs.

Sohn Maja!

Merkur (kniend mit geſenktem Haupt.)

Zevs!

Zevs.

Auf! Eile! Schwing
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer,
Dort weint am Grabe ſeiner Schäferin
Ein Schäfer — Niemand ſoll weinen
Wenn Saturnius liebet —
Ruf die Tode ins Leben zurük.

Merkur (aufſtehend.)

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Huy dahin, zurük
In einem Huy —

Zevs.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergözte mich,
Daß mich das Volk ſo ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Zeres meiner Schweſter — ſo ſpricht Zevs, —
Zehntauſendfach ſoll ſie auf fünfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben --

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollſtrek ich deinen Zorn — mit jauchzender
Allvater deine Huld; denn Wolluſt iſts
Den Göttern Menſchen zu beglüken, zu verderben
Die Menſchen iſt den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo ſoll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Götterſiz?

Zevs.

Nieden im Götterſiz! — Im Pallaſte
Meiner Semele! Fleuch! (Merkur geht ab.)

— — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen
Wie ſonſt, an ihre wolluſtſchwellende Bruſt
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todes — grauenvolles Schweigen
Herrſcht rings umher im einſamen Pallaſt,
Der ſonſt ſo wild und ſo bachantiſch lermte —
Kein Lüftchen regt ſich — auf Zythärons Gipfel
Stand ſiegfrohlokend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —

(Pauſe. Er fährt auf.)

Ha! ſollte wohl die Frevlerin gewagt
In meiner Liebe Heiligthum ſich haben? —
Saturnia — Zythäron — ihr Triumf —
Entſezen Ahndung! — Semele — — Getroſt! —
Getroſt! Ich bin dein Zevs! Der weggehauchte Himmel
Solls lernen: Semele! Ich bin dein Zevs!

Wo iſt die Luft, die ſich erfrechen wollte
Raub anzuwehn, die Zevs die ſeine nennt? —
Der Ränke ſpott ich — Semele, wo biſt du? —
Lang ſchmachtet' ich mein weltbelaſtet Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steur, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerauſch! Selbſt Göttern ſüßer Taumel!
Glükſel'ge Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels goldenes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott?
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattinn Bruſt vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.

Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke
Weib!

Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſchuf — — Ich ſchuf dich — bet mich an.
Zevs betet an vor Zevs, der dich erſchuf!
Ha! wer im ganzen Weſenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verſchwinden meine Welten, meine ſtralenquillenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes groſſes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles tod
Gegen eine Seele?

Semele (kommt näher ohne aufzuſchauen.)

Zevs.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!
(fliegt ihr entgegen, ſie will fliehen.)
Du fliehſt? — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt?

Semele (ihn wegſtoſſend.)

Hinweg!

Zevs (nach einer Pauſe des Erſtaunens.)
Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — ſo ſpricht Semele? —
Wie, keine Antwort — Gierig ſtrekt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlugs nie an Ledas Bruſt, ſo brannten meine Lippen
Nach Danaes verſchloßnen Küſſen nie
Als jezo —

Semele.
Schweig Verräther!

Zevs (unwillig zärtlich.)
Semele!

Semele.
Fleuch!

Zevs (mit Majeſtät ſie anſehend.)
Ich bin Zevs!

Semele.
Du Zevs?

Erzittre Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfodern den geſtohlnen Schmuck
Den du geläſtert haſt — Du biſt nicht Zevs!

Zevs (groß.)

Der Weltbau dreht im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —

Semele.

Ha! Gottesläſterung!

Zevs (ſanfter.)

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweyht, deß Aff du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zevs!

Zevs.

Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig.)
Wärſt du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerſeyns ſoll dieſen Mund berühren,
Zevs iſt diß Herz geweiht — — — O wär'ſt du Zevs!

Zevs.
Du weineſt? Zevs iſt da, und Semele ſoll weinen?
(niederfallend.) Sprich, fodre und die knechtiſche Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfeſſelt, küſſen Thal und Triften
Und tanzen Floken gleich in den verfinſterten Lüften
Gebeut, und Nord und Oſt und Wirbelwind
Belagern den Allmächtigen Trident,

Durch-

Durchrütteln Poſidaons Throne,
Empöret ſteigt das Meer Geſtad und Damm zu Hohne,
Der Bliz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib,
Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statue?

Zevs.

Pygmalion beugt ſich vor ſeinem Meiſterſtücke —
Zevs betet an vor ſeiner Semele!

Semele (heftiger weinend.)

Steh auf — Steh auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.

Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

Zevs.

Zevs der zu deinen Füßen ligt —

Semele.

Steh auf!

Zevs thronet über höhren Donnerkeulen,
Und ſpottet eines Wurms in Junos Armen.

Zevs (mit Heftigkeit)

Ha! — Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unausſprechlich glücklich wär
Die Tochter Kadmus — wärſt du Zevs — O weh
Du biſt nicht Zevs!

Zevs (ſteht auf.)

Ich bins! (reckt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal.
(Die Muſik begleitet die Erſcheinung.)
Kennſt du mich nun?

Semele.

Stark iſt des Menſchen Arm, wenn ihn die Götter ſtüzen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zevs.

Noch! Noch zweifelſt du
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget
Nicht Gottgebohren ſey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menſchen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schreken leihen Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Gottheit Siegel,
Tödend enthüllt ſich Jupiter dir!

(er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Muſik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh deine Hand zurük! — O Gnade! Gnade!
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zevs.

Ha! Leichtfertige!

Soll Zevs dem Starrſinn eines Weibes wohl
Planeten drehn, und Sonnen ſtillſteh'n heißen?
Zevs wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerſchwangern Bauch der Felſen aufgerizt,
Doch ſeine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zevs! (er rekt die Hand aus, die Sonne verſchwindet, es wird plözlich Nacht.)

Semele (ſtürzt vor ihm nieder.)
Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könnteſt! (es wird wiederum Tag.)

Zevs.
Ha! die Tochter Kadmus fragt
Chronion, ob Chronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft ſeine Gottheit ab,
Wird Fleiſch und Blut, und ſtirbt und wird geliebt.

Semele.
Das thäte Zevs?

Zevs.
Sprich, Semele, was mehr?

Apollo ſelbſt geſtand, es ſey Entzücken
Menſch unter Menſchen ſeyn — Ein Wink von
dir! Ich bins!

Semele (fällt ihm um den Hals.)

O Jupiter, die Weiber Epidaurum ſchelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele
Die von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zevs (heftig.)

Erröthen ſollen
Die Weiber Epidaurum! — Bitte! Bitte nur!
Und bei dem Styx, deß ſchrankenloſe Macht
Selbſt Götter ſklaviſch beugt — Wenn Zevs dir
zaudert,
So ſoll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufſpringend.)

Daran erkenn ich meinen Jupiter!
Du ſchwureſt mir — der Styx hat es gehört!
So laß mich dann nie anders dich umarmen
Als wie —

Zevs

Zevs (erſchrocken ſchreyend.)
Unglückliche halt ein!

Semele.

Saturnia —

Zevs (will ihr den Mund zuhalten.)
Verſtumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zevs (bleich, von ihr weggewandt)

Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Styx! Du haſt den Tod
Erbeten Semele! —

Semele.

Ha! So liebt Jupiter?

Zevs.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (mit kaltem Entſetzen ſie anſtarrend.) du biſt verloren —

Semele

Semele.

Jupiter!

Zevs (grimmig vor ſich hinredend.)

Ha! merk ich nun dein Siegfrohloken, Juno?
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Roſe ſtirbt!
Zu ſchön — O weh! Zu koſtbar für den Acheron!

Semele.

Du geizeſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerſchmettert! Fluch! Fluch über mich!
Daß ich mein Glük auf morſchen Staub gebaut!

Semele.

Das ſind nur leere Schrecken, Zevs, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zevs.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das lezte Lebewohl auf ewig

Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidiſcher! der Styx!
Du wirſt mir nicht entſchlüpfen.
(ſie geht ab.)

Zevs.

Nein! triumfiren ſoll ſie nicht — Erzittern
Soll ſie — und kraft der tödenden Gewalt,
Die Erd und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den ſchroffſten Felſen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge ſchmieden,
Auch dieſen Schwur —

Merkur erſcheint in Entfernung.

Was will dein raſcher Flug?

Merkur.

Feurigen geflügelten weinenden Dank
Der Glüklichen —

Zevs.

Verderbe ſie wieder!

Merkur (erſtaunt.)

Zevs!

Zevs.

Glüklich ſoll niemand ſeyn!

Sie ſtirbt —

(Der Vorhang fällt.)

Y.

Die Büchſe der Pandora.

Als aus Pandora's Jammerbüchſe
Das Weh auf unſre Kugel lief,
Verſezten ein'ge ſchlaue Füchſe:
„Du gabſt was nur die Büchſ' begriff,
„So gib uns lieber auch — die Büchſe.

Z.

Die ſchlimmen Monarchen.

Euren Preiß erklimme meine Leyer —
Erdengötter — die der ſüſen Feyer
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Gröſe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn vom Jubelruf empor getragen
Euer Wagen durch den Wahlplaz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Soll vielleicht im Schimmer goldner Reifen,
Götter, euch die kühne Hymne greifen
Wo in myſtiſch Dunkel eingemummt
Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt
Bis — das Grab verſtummt?

Sing ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —
Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt
Weht der goldne Schlummer um den Mohren,
Der den Schatz bewacht an des Pallaſtes Thoren,
Und — ihn nicht begehrt.

Zeig o Muſe, wie mit Ruderſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
Die gelöſchten Blize freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaſte mit dem Zauberſiegel,
Hekate, des Gruftgewölbes Riegel!
Horch! die Flügel donnern jach zurük!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluſt die ſtarren Loken aufwärts kräuſelt,
Sing ich — Fürſtenglük. — —

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
Hier — wo eurer Gröſe Flut ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Schauerarmen
Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todenkaſten
Eurer Kronen, der umperlten Laſten,
Eurer Szepter undankbare Pracht.
Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet.
Dem — die Welt gewacht.

Stolze

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! — wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten —
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr ſtörrige Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfundgen Schlummer,
Siegespauken trommeln aus der Schlacht,
Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
Könige erwacht!

Siebenſchläfer! — o ſo hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendbreigt knallt das Jagdeufeu'r:
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r!

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Neunfach durch die heulenden Gewölber
Spottet mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düßeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten dekt? —
Und ihr fodert Anbetung im Aſche,
Daß die blinde Meze Glük in eure Taſche
Eine — Welt geſtekt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher im kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiſeren Gedanken,
Würden — überwänden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
Lernt doch, daß die euren zu entfalten,
Blike, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von dem Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze, —
Doch wie anders klingt ſie über jener Gränze,
Wo die Waage rollt:

Deken euch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des groſen Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande!
Brütet aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

Y.

Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort auſſen in der Welt
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und ſtark im Feld
Gebahr das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard
Mit Fridrich, Ludewig.
Karl, Fridrich, Ludwig, Eduard
Iſt uns der Grav, der Eberhard,
Ein Wetterſturm im Krieg.

Und auch ſein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eiſern klang;
Des Grafen Bub der Ulerich,
Kein Fußbreit rükwärts zog er ſich,
Wenns drauf und drunter ſprang.

Die Reutlinger, auf unſern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und bulten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwerdertanz,
Und gürteten die Hüſt —

Er grif ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam gepantſcht nach Haus,
Der Vater ſchnitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken wart!
Und trugs in ſeinem Kopf.
Auswezen, bei des Vaters Bart!
Auswezen wollt er dieſe Schart
Mit manchem Städtlerſchopf.

Und Fehd entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Dbffingen mit hellem Hauf,
Und heller gings dem Junker auf,
Und hurrah! heiß gings an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War die verlohrne Schlacht:
Das riſſ' uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiſſ' uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Grav voll Löwengrimm
Schwung ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk ſchwer auf ſein Genik,
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blik.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Grav die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann!
Marſch! Kinder! In den Feind!

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen gings daher,
Die Städtler laufen kreuz und queer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurük,
Und Weib und Kind im Rundgeſang
Beim Walzer und beim Becherklang
Luſtfeyren unſer Glük.

Doch unſer Grav — was thät er izt? —
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in ſeinem Zelte ſizt
Der Grav, und eine Thräne blizt
Im Aug auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Graven unſerm Herrn.
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſ't in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum ihr dort auſſen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebahr das Schwabenland.

W. D.

Alte Jungfern.

Schon freuen ſich aufs Paradies
Die Reichen und die Armen.
Nur alter Jungfern ſoll gewiß
Auch das ſich nicht erbarmen.

Au weh! Sie kamen ſchon zu ſpät
In dieſem Jammerleben,
Und werden, wie die Sage geht,
Auch dort nicht viel erheben.

Sie haben's Maul umſonſt geſpizt!
Dort freyet man nicht wieder,
Und zwiſchen beiden Stühlen ſizt
Das arme Korpus nieder.

Z.

An Gott.

Du, der du Erd und Himmel riefſt,
Und Erd und Himmel kam,
Der Welten ſpricht, und Welten ſtehn,
Wer biſt du, großes Ding?

Des Morgens, wenn den Berg herauf
In ſtiller Majeſtät
Die königliche Sonne ſteigt,
Ruf ich: Du großes Ding!

Des Nachts, wenn über meinem Haupt
Die hohen Sterne gehn,
Und Welt auf Welt vorüberrollt,
Ruf ich: Du großes Ding!

Wenn

Wenn gros und veſt gleich Gottes Berg
Der Leviathan ſteht,
Und wenn im Gras das Würmgen ſpielt,
Ruf ich: Du groſes Ding!

O groſes wundergroſes Ding!
Mir ſchwindelt dich zu ſehn.
Ich ſchaudere erſtarrt zurük
Und fall — und bete an.

X.

Baurenſtändchen.

Menſch! Ich bitte guk heraus!
Kleken nicht zwo Stunden,
Steh ich ſo vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
S'regnet was vom Himmel mag,
S'g'wittert wie zum jüngſten Tag
Pudelnaß die Hoſen!
Platſchnaß Rok und Mantel ey!
Rok und Mantel nagelneu,
Alles dieſer Looſen.
Drauſſen, drauſſen Sauß und Brauß!
Menſch! ich bitte guk heraus.

Ey zum Henker guk heraus!
Löſcht mir die Laterne —
Weit am Himmel Nacht und Grauß!
Weder Mond noch Sterne.

Stoß ich ſchier an Stein und Stok,
Reiſſe Wams und Ueberrok,
Ach daß Gott erbarme!
Heken, Stauden rings umher,
Gräben, Hügel kreuz und queer,
Breche Bein und Arme.
Drauſſen, drauſſen Nacht und Grauß!
Ey zum Henker guk heraus!

Ey zum Teufel! guk heraus!
Höre mein Geſuche!
Beten, Singen geht mir aus,
Willſt du, daß ich fluche?
Muß ich doch ein Haus Dampf ſeyn,
Frör ich nicht zu Stein und Bein
Wenn ich länger bliebe?
Liebe das verdank ich dir,
Winterbeulen machſt du mir,
Du vertrakte Liebe!
Drauſſen, drauſſen Kalt und Grauß!
Ey zum Teufel guk heraus.

Donner alle! Was iſt das,
Das vom Fenſter regnet,
Garſtige Hexe, kothignaß,
Haſt mich eingeſeegnet.
Regen, Hunger, Froſt und Wind
Leid ich für das Teufelskind,
Werde noch gehudelt!
Wetter auch! Ich pake mich!
Böſer Dämon tummle dich,
Habe ſatt gedudelt!
Drauſſen, drauſſen Sauß und Brauß!
Fahre wol — Ich geh nach Haus.

W. D.

Der Satyr und meine Muſe.

Ein alter Satyr ſpukte
Um meine Muſe, die
Umherzog und begukte
Durch eine Brille lüſtern ſie.

Bei Phöbus goldner Fakel,
Bei Lunas bleichem Licht,
Schlich um ihr Tabernakel
Der arme ſpizgeöhrte Wicht,

Und trillte manches Liedel
Zu ihrer Schöne Preiß,
Und ſtrich auf ſeiner Fiedel
Wol manche fürchterliche Weiſ.

Und ſeine Augen ſchwollen
Von Thränen Nüſſe groß,
Und ſeine Seufzer ſchollen
Wie Lieder von Silenus Roß.

Die Muſe ſaß und ſpielte
In ihrer Grotte drinn,
Sah grämlich aus, und ſchielte
Auf Herrn Adonis Boksfuß hin.

Dich garſtigen Pedanten!
Wer dich auch küſſen ſoll!
Spielſt du nicht den Galanten
Wie Meiſter Midas den Apoll?

Sprich alter Hörnerträger!
Was iſt ſcharmant an dir?
Schwarz biſt du wie ein Neger,
Rauch biſt du wie ein Zottenthier.

Mich liebt ein junger Sänger,
Fern im Teutonenland,
An ihn den Saitenſchwinger
Knüpft mich ein ewig Liebesband.

Sie ſprachs und huſch! und wiſchet
Dem Räuber aus, er nach,
Von Amorn angefriſchet,
Und haſchte ſie und plerrt und ſprach:

Halt an! Halt an! du Spröde!
Halt an und höre mich!
Dein Dichtergen, ich wette!
Bedankt ſich noch gar ſäuberlich.

Schau dieſes hübſche Dingel,
Zu melden ohne Ruhm
Auf manchem breiten Bengel,
Flog weidlich friſch das Dingel 'rum.

Das pfeffert ſein Geſchwäze,
Und würzet ſeine Lehr,
Und macht dir derbe Säze
Auf Kapp und Stekengäulen her.

Das beſte Lied gewinnet
Durch dieſer Geiſel Wut,
Was von der Geiſel rinnet,
Iſt doch nichts mehr als — Narrenblut.

Die Geiſel ſoll er haben,
Gibſt du mir einen Schmaz,
Und du kannſt weiter traben,
Mamſell, zu deinem teutſchen Schaz.

Die Muſe, ſchlau beſonnen,
Ging den Vertrag bald ein —
Der Satyr iſt entronnen,
Die Geiſel iſt nun mein!

Und ſoll auch hier nicht feyren,
    Das glaubt mir keck!
Die Küſſe ſeiner Theuren
    Schenkt man doch in den Tag nicht weg.

Sie werden Flammen ſprühen,
    Doch Narren zünden nie!
Vor Würden ſoll die fromme Muſe knieen,
    Doch Würdenſchänder geiſelt ſie.

P.

Die Winternacht.

Ade! Die liebe Herrgottsſonne gehet,
Grad über tritt der Mond!
Ade! Mit ſchwarzem Rabenflügel wehet
Die ſtumme Nacht ums Erdenrund.

Nichts hör ich mehr durchs winternde Gefilde
Als tief im Felſenloch
Die Murmelquell, und aus dem Wald das wilde
Geheul des Uhus hör ich noch.

Im Waſſerbette ruhen alle Fiſche,
Die Schneke kriecht ins Dach,
Das Hündchen ſchlummert ſicher unterm Tiſche,
Mein Weibchen nikt im Schlafgemach.

Euch Brüderchen von meinen Bubentagen,
Mein herzliches Willkomm!
Ihr ſizt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen teutſchen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglaſe malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem goldnen Traubenſchaume ſtralet
Vergnügen das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergangner Jahre findet
Nur Roſen euer Blik,
Leicht, wie die blaue Knaſterwolke, ſchwindet
Der trübe Gram von euch zurük.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Doktorhute
Stört ihr im Zeitbuch um,
Und zählt nunmehr mit federleichtem Mute
Schweißtropfen im Gymnaſium.

Wie manchen Fluch — noch mögen unterm Boden
Sich ſeine Knochen drehn —
Terenz erpreßt, troz Herrn Minellis Noten,
Wie manch verzogen Maul geſehn.

Wie ungeſtüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, ſprach izt der Rektor ſeinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft —

Wohl redt man auch von einer — e — gewiſſen —
Die ſich als Frau nun ſpreißt,
Und mancher will der Leſer baß nun wiſſen,
Was doch ihr Mann baß — gar nicht weißt —

Nun ligt diß all im Nebel hinterm Rüken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Fridrich ſchweigt der weiſeren Perüken
Was einſt der kleine Friz gethan —

Man iſt — Poz gar! — zum Doktor ausgeſprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Saifenblaſen ſind.

Hauch immer zu — und laß die Blaſen ſpringen;
Bleibt nur diß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
Zum Lohn ein teutſcher Lorbeerkranz.

†.

Erste Ausgabe fehlt. Journal Nr. 162.

Exemplar auf Schreibpapier.

Maria Stuart

ein

Trauerſpiel

von

Schiller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1801.

6804 657·3

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK · MUENCHEN

Maria Stuart.

Trauerſpiel
in
fünf Aufzügen.

Perſonen.

Eliſabeth, Königin von England.

Maria Stuart, Königin von Schottland, Gefangne in England.

Robert Dudley, Graf von Leiceſter.

Georg Talbot, Graf von Schrewsbury.

Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großſchatzmeiſter.

Graf von Kent.

Wilhelm Daviſon, Staatsſecretair.

Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.

Mortimer, ſein Neffe.

Graf Aubeſpine, franzöſiſcher Geſandter.

Graf Bellievre, außerordentlicher Botſchafter von Frankreich.

Okelly, Mortimers Freund.

Drugeon Drury, zweiter Hüter der Maria.

Melvil, ihr Haushofmeiſter.

Hanna Kennedy, ihre Amme.

Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.

Scherif der Grafſchaft.

Offizier der Leibwache.

Franzöſiſche und Engliſche Herren.

Trabanten.

Hofdiener der Königin von England.

Diener und Dienerinnen der Königin von Schottland.

Erſter Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.

(Ein Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königin von Schottland in heftigem Streit mit **Paulet**, der im Begriff iſt, einen Schrank zu öffnen. **Drugeon Drury**, ſein Gehülfe, mit Brecheiſen.

Kennedy.

Was macht ihr, Sir? Welch neue Dreiſtigkeit!
Zurück von dieſem Schrank!

Paulet.

Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen,
Der Gärtner hat beſtochen werden ſollen
Mit dieſem Schmuck — Fluch über Weiberliſt!
Trotz meiner Aufſicht, meinem ſcharfen Suchen,
Noch Koſtbarkeiten, noch geheime Schäze!

(Sich über den Schrank machend)

Wo das geſteckt hat, liegt noch mehr!

Kennedy.

Zurück, Verwegner!

Hier liegen die Geheimniſſe der Lady.

Paulet.

Die eben ſuch' ich. (Schriften hervorziehend)

Kennedy.

Unbedeutende

Papiere, bloße Uibungen der Feder,

Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

Paulet.

In müß'ger Weile ſchafft der böſe Geiſt.

Kennedy.

Es ſind franzöſiſche Schriften.

Paulet.

Deſto ſchlimmer!

Die Sprache redet Englands Feind.

Kennedy.

Concepte

Von Briefen an die Königin von England.

Paulet.

Die überliefr' ich — Sieh! Was ſchimmert hier?

(er hat einen geheimen Reſſort geöffnet, und zieht aus einem verborgnen Fach Geſchmeide hervor)

Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich!
(er giebt es ſeinem Begleiter)
Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem übrigen!
(Drury geht ab)

Kennedy.

O ſchimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

Paulet.

So lang ſie noch beſitzt, kann ſie noch ſchaden,
Denn alles wird Gewehr in ihrer Hand.

Kennedy.

Seyd gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unſerm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit,
Denn alles andre habt ihr uns entriſſen.

Paulet.

Es liegt in guter Hand. Gewiſſenhaft
Wird es zu ſeiner Zeit zurück gegeben!

Kennedy.

Wer ſieht es dieſen kahlen Wänden an,
Daß eine Königin hier wohnt? Wo iſt
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muß ſie den zärtlich weichgewöhnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden ſetzen?

Mit grobem Zinn, die ſchlechtſte Edelfrau
Würd' es verſchmähn, bedient man ihre Tafel.

Paulet.

So ſpeiſte ſie zu Sterlyn ihren Gatten,
Da ſie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

Kennedy.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paulet.

So lang ſie noch ihr eitles Bild beſchaut,
Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.

An Büchern fehlts, den Geiſt zu unterhalten.

Paulet.

Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu beſſern

Kennedy.

Selbſt ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paulet.

Weil ſie verbuhlte Lieder drauf geſpielt.

Kennedy.

Iſt das ein Schickſal für die weicherzogne,
Die in der Wiege Königin ſchon war,
Am üpp'gen Hof der Medizäerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachſen.

Es ſey genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe thuts,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem eiteln zu,
Das in ſich gehen und bereuen ſoll.
Ein üppig laſtervolles Leben büßt ſich
In Mangel und Erniedrigung allein.

Kennedy.

Wenn ihre zarte Jugend ſich verging,
Mag ſie's mit Gott abthun und ihrem Herzen,
In England iſt kein Richter über ſie.

Paulet.

Sie wird gerichtet, wo ſie frevelte.

Kennedy.

Zum Freveln feſſeln ſie zu enge Bande.

Paulet.

Doch wußte ſie aus dieſen engen Banden
Den Arm zu ſtrecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu ſchleudern,
Und gegen unſre Königin, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.

Erregte ſie aus dieſen Mauern nicht
Den Boßwicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königsmords?
Hielt dieſes Eiſengitter ſie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umſtricken?
Für ſie geopfert fiel das beſte Haupt
Auf dieſer Inſel unterm Henkerbeil —
Und ſchreckte dieſes jammervolle Beiſpiel
Die Raſenden zurück, die ſich wetteifernd
Um ihrentwillen in den Abgrund ſtürzen?
Die Blutgerüſte füllen ſich für ſie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis ſie ſelbſt,
Die Schuldigſte, darauf geopfert iſt.
— O Fluch dem Tag, da dieſes Landes Küſte
Gaſtfreundlich dieſe Helena empfing.

Kennedy.

Gaſtfreundlich hätte England ſie empfangen?
Die Unglückſelige, die ſeit dem Tag,
Da ſie den Fuß geſetzt in dieſes Land,
Als eine Hilfeflehende, Vertriebne
Bei der Verwandten Schutz zu ſuchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen ſieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend ſchöne Jahre muß vertrauern. —

Die jetzt, nachdem ſie alles hat erfahren,
Was das Gefängniß bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefodert wird und ſchimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königin!

Paulet.

Sie kam ins Land als eine Mörderin,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entſetzt,
Den ſie mit ſchwerer Greuelthat geſchändet.
Verſchworen kam ſie gegen Englands Glück,
Der ſpaniſchen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholiſch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verſchmähte ſie's, den Edimburger
Vertrag zu unterſchreiben, ihren Anſpruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus dieſem Kerker ſchnell ſich aufzuthun
Mit einem Federſtrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, ſich mißhandelt ſehn,
Als dieſes Titels leerem Prunk entſagen.
Weswegen that ſie das? Weil ſie den Ränken
Vertraut, den böſen Künſten der Verſchwörung,
Und Unheilſpinnend dieſe ganze Inſel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy.

Ihr ſpottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte ſolche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Troſtes, keine Stimme
Der Freundſchaft aus der lieben Heimat dringt,
Die längſt kein Menſchenangeſicht mehr ſchaute,
Als ihrer Kerkermeiſter finſtre Stirn,
Die erſt ſeit kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben ſich umgittert ſieht —

Paulet.

Kein Eiſengitter ſchützt vor ihrer Liſt.
Weiß ich, ob dieſe Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieſes Zimmers Boden, dieſe Wände,
Von außen feſt, nicht hohl von innen ſind,
Und den Verrath einlaſſen, wenn ich ſchlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden iſt,
Die Unheilbrütend liſtige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geiſt, erprobe
Des Schloſſes Riegel und der Wächter Treu,
Und ſehe zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es iſt Hoffnung, daß es bald nun endet.

Denn lieber möcht ich der Verdammten Schaar
Wachſtehend an der Höllenpforte hüten,
Als dieſe ränkevolle Königin.

Kennedy.

Da kommt ſie ſelbſt!

Paulet.

Den Chriſtus in der Hand,
Die Hoffart und die Weltluſt in dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Maria im Schleier, ein Krucifix in der Hand. Die Vorigen.

Kennedy (ihr entgegen eilend).

O Königin! Man tritt uns ganz mit Füßen,
Der Tyranney, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gekröntes Haupt.

Maria.

Faß dich!
Sag an, was neu geſchehen iſt?

Kennedy.

Sieh her!
Dein Pult iſt aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,
Der letzte Reſt von deinem Brautgeſchmeide

Aus Frankreich iſt in ſeiner Hand. Du haſt nun
Nichts Königliches mehr, biſt ganz beraubt.

Maria.

Beruhige dich, Hanna. Dieſe Flitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verſchmerzen. Sir, ihr habt euch
Gewaltſam zugeeignet, was ich euch
Noch heut' zu übergeben willens war.
Bei dieſen Schriften findet ſich ein Brief,
Beſtimmt für meine königliche Schweſter
Von England — Gebt mir euer Wort, daß ihr
Ihn redlich an ſie ſelbſt wollt übergeben,
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paulet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun iſt.

Maria.

Ihr ſollt den Inhalt wiſſen, Sir. Ich bitte
In dieſem Brief um eine groſe Gunſt —
— Um eine Unterredung mit ihr ſelbſt,
Die ich mit Augen nie geſehn — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefodert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir faſſen kann.

Eliſabeth iſt meines Stammes, meines
Geſchlechts und Ranges — Ihr allein, der Schweſter,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet.

Sehr oft, Milady, habt ihr euer Schickſal
Und eure Ehre Männern anvertraut,
Die eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweite Gunſt,
Unmenſchlichkeit allein kann mir ſie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Troſt, der Sakramente Wohlthat,
Und die mir Kron' und Freiheit hat geraubt,
Die meinem Leben ſelber droht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verſchließen wollen.

Paulet.

Auf euren Wunſch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft).

Ich will nichts vom Dechanten. Einen Prieſter
Von meiner eignen Kirche fodre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzuſetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage ſind

Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet.

Da thut ihr wohl.
Das ſind Betrachtungen, die euch geziemen.

Maria.

Und weiß ich, ob nicht eine ſchnelle Hand
Des Kummers langſames Geſchäft beſchleunigt?
Ich will mein Teſtament aufſetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein iſt.

Paulet.

Die Freiheit habt ihr. Englands Königin
Will ſich mit eurem Raube nicht bereichern.

Maria.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo ſind ſie?
Was iſt ihr Schickſal? Ihrer Dienſte kann ich
Entrathen, doch beruhigt will ich ſeyn,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet.

Für eure Diener iſt geſorgt. (Er will gehen.)

Maria.

Ihr geht, Sir? Ihr verlaßt mich abermals,
Und ohne mein geängſtigt fürchtend Herz

Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank eurer Späher Wachſamkeit,
Von aller Welt geſchieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch dieſe Kerkermauern,
Mein Schickſal liegt in meiner Feinde Hand.
Ein peinlich langer Monat iſt vorüber,
Seitdem die vierzig Kommiſſarien
In dieſem Schloß mich überfallen, Schranken
Errichtet, ſchnell, mit unanſtändiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalds Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht geſtellt,
Auf ſchlaugefaßte ſchwere Klagepunkte
Mich, die betäubte, überraſchte, flugs
Aus dem Gedächtniß Rede ſtehen laſſen —
Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden wieder.
Seit dieſem Tage ſchweigt mir jeder Mund,
Ich ſuch' umſonſt in eurem Blick zu leſen,
Ob meine Unſchuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böſer Rath geſiegt.
Brecht endlich euer Schweigen — laßt mich wiſſen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pauſe).

Schließt eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf ſeine Gnade, Sir — und hoffe
Auf ſtrenges Recht von meinen ird'ſchen Richtern.

Paulet.

Recht ſoll euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Iſt mein Prozeß entſchieden, Sir?

Paulet.

Ich weiß nicht.

Maria.

Bin ich verurtheilt?

Paulet.

Ich weiß nichts, Milady.

Maria.

Man liebt hier raſch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder überfallen wie die Richter?

Paulet.

Denkt immerhin, es ſey ſo, und er wird euch
In beßrer Faſſung dann als dieſe finden.

Maria.

Nichts ſoll mich in Erſtaunen ſetzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Weſtminſterhall,
Den Burleighs Haß und Hattons Eifer lenkt,
Zu urtheln ſich erdreiſte — Weiß ich doch,
Was Englands Königin wagen darf zu thun.

Paulet.

Englands Beherrſcher brauchen nichts zu ſcheuen,
Als ihr Gewiſſen und ihr Parlament.

Was die Gerechtigkeit geſprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, Paulets Neffe, tritt herein und ohne der Königin einige Aufmerkſamkeit zu bezeugen, zu Paulet.

Mortimer.

Man ſucht euch, Oheim.

(Er entfernt ſich auf eben die Weiſe. Die Königin bemerkt es mit Unwillen und wendet ſich zu Paulet, der ihm folgen will.)

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn ihr mir was zu ſagen habt — Von euch
Ertrag ich viel, ich ehre euer Alter.
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht,
Spart mir den Anblick ſeiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl iſt es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falſche Weiberthräne ſchmelzt —
Er iſt gereiſt, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt ſein treu altengliſch Herz zurück,
Lady, an dem iſt eure Kunſt verloren!

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf euch der Rohe das ins Antlitz ſagen!
O es iſt hart!

Maria (im Nachdenken verloren).

Wir haben in den Tagen unſers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn,
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? ſo gebeugt, ſo muthlos, theure Lady?
Wart ihr doch ſonſt ſo froh, ihr pflegtet mich zu tröſten,
Und eher mußt ich euren Flatterſinn
Als eure Schwermut ſchelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe ſteigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maaß erfüllet iſt.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergiſſeſt, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrstag dieſer unglückſeligen That
Iſt heute abermals zurückgekehrt,
Er iſt's, den ich mit Buß und Faſten feyre.

Kennedy.

Schickt endlich dieſen böſen Geiſt zur Ruh'.
Ihr habt die That mit Jahrelanger Reu',
Mit ſchweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löſeſchlüſſel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben

Maria.

Friſchblutend ſteigt die längſt vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten Rachefoderndes Geſpenſt
Schickt keines Meſſedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht ihr habt ihn gemordet! Andre thatens!

Maria.

Ich wußte drum. Ich ließ die That geſchehn,
Und lockt' ihn ſchmeichelnd in das Todesnetz.

Kennedy.

Die Jugend mildert eure Schuld. Ihr wart
So zarten Alters noch.

Maria.

So zart, und lud
Die ſchwere Schuld auf mein ſo junges Leben.

Kennedy.

Ihr wart durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen,
Den ihr durch euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit eurer blühenden Perſon
Beglückt und eurer angeſtammten Krone.
Konnt er vergeſſen, daß ſein prangend Loos
Der Liebe großmuthsvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er euren Augen.
Der Zauber ſchwand, der euren Blick getäuſcht,
Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preiß — Und er —
Verſucht er's, eure Gunſt zurück zu rufen?
Bat er um Gnade? Warf er ſich bereuend

Zu euren Füßen, Beſſerung verſprechend?
Trotz bot euch der Abſcheuliche — Der euer
Geſchöpf war, euren König wollt er ſpielen,
Vor euren Augen ließ er euch den Liebling
Den ſchönen Sänger Rizio durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird ſie auch an mir ſich rächen,
Du ſprichſt mein Urtheil aus, da du mich tröſteſt.

Kennedy.

Da ihr die That geſchehn ließt, wart ihr nicht
Ihr ſelbſt, gehörtet euch nicht ſelbſt. Ergriffen
Hatt' euch der Wahnſinn blinder Liebesglut,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer
Dem unglückſelgen Bothwell — Ueber euch
Mit übermüthgem Männerwillen herrſchte
Der Schreckliche, der euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
Erhitzte —

Maria.

Seine Künſte waren keine andre,
Als ſeine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, ſag' ich. Alle Geiſter der Verdammniß
Mußt' er zu Hülfe rufen, der dieß Band

Um eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundin Warnungsſtimme,
Kein Aug' für das, was wohlanſtändig war.
Verlaſſen hatte euch die zarte Scheu
Der Menſchen, eure Wangen, ſonſt der Sitz
Schamhaft erröthender Beſcheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimniſſes
Von euch, des Mannes keckes Laſter hatte
Auch eure Blödigkeit beſiegt, ihr ſtelltet
Mit dreiſter Stirne eure Schmach zur Schau.
Ihr ließt das königliche Schwerdt von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche
Nachſchallten, durch die Gaſſen Edinburgs,
Vor euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waffen euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Zwangt ihr mit frechem Poſſenſpiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszuſprechen —
Ihr giengt noch weiter — Gott!

Maria.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O laßt ein ewig Schweigen dieſe That
Bedecken! Sie iſt ſchauderhaft, empörend,

Iſt einer ganz Verlornen werth — Doch ihr ſeid keine
Verlorne — ich kenn' euch ja, ich bin's,
Die eure Kindheit auferzogen. Weich
Iſt euer Herz gebildet, offen iſt's
Der Schaam — der Leichtſinn nur iſt euer Laſter.
Ich wiederhohl' es, es giebt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn
Und zu der Höll' entfliehend das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.
Seit dieſer That, die euer Leben ſchwärzt,
Habt ihr nichts laſterhaftes mehr begangen,
Ich bin ein Zeuge eurer Beſſerung.
Drum faſſet Muth! Macht Friede mit euch ſelbſt!
Was ihr auch zu bereuen habt, in England
Seid ihr nicht ſchuldig, nicht Eliſabeth,
Nicht Englands Parlament iſt euer Richter.
Macht iſt's, die euch hier unterdrückt, vor dieſen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft ihr euch
Hinſtellen mit dem ganzen Muth der Unſchuld.

Maria.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt ſich an der Thüre)

Kennedy.

Es iſt der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer ſcheu hereintretend.

Mortimer (zur Amme).

Entfernt euch, haltet Wache vor der Thür,
Ich habe mit der Königin zu reden.

Maria (mit Anſehn).

Hanna, du bleibſt.

Mortimer.

Habt keine Furcht, Milady. Lernt mich kennen.

(Er überreicht ihr eine Charte.)

Maria.

(ſieht ſie an und fährt beſtürzt zurück)

Ha! Was iſt das?

Mortimer (zur Amme).

Geht, Dame Kennedy.
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria.

(zur Amme, welche zaudert und die Königin fragend anſieht)

Geh! Geh! Thu was er ſagt.

(Die Amme entfernt ſich mit Zeichen der Verwunderung)

Sechſter Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.

Von meinem Oheim!
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (lieſt)

„Traut dem Sir Mortimer, der euch dieß bringt,
„Denn keinen treuern Freund habt ihr in England.“
(Mortimern mit Erſtaunen anſehend)
Iſt's möglich? Iſt's kein Blendwerk, das mich täuſcht?
So nahe find ich einen Freund und wähnte mich
Verlaſſen ſchon von aller Welt — find ihn
In euch, dem Neffen meines Kerkermeiſters,
In dem ich meinen ſchlimmſten Feind —

Mortimer (ſich ihr zu Füßen werfend).

Verzeihung
Für dieſe verhaßte Larve, Königin,
Die mir zu tragen Kampf genug gekoſtet,
Doch der ich's danke, daß ich mich euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Maria.

Steht auf — Ihr überraſcht mich, Sir — Ich kann
So ſchnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dieß Glück begreiflich, daß ich's glaube

Mortimer (ſteht auf).

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier ſeyn,
Und ein verhaßter Menſch begleitet ihn.
Eh euch ihr Schreckensauftrag überraſcht,
Hört an, wie euch der Himmel Rettung ſchickt.

Maria.

Es heilet ſie durch ein Wunder ſeiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Pabſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimat hinter mir, in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſts,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen,

Entgegenſtieg, des Koliſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß:
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt.
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Pabſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen.
O was iſt Goldes, was Juweelen Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur Er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O ſchonet mein! Nicht weiter. Hört auf

Den friſchen Lebensteppich vor mir aus
Zu breiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich wars, Königin! und mein Gefängniß
Sprang auf und frei auf einmal fühlte ſich
Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen.
Viel edle Schotten drängten ſich an mich
Und der Franzoſen muntre Landsmannſchaften.
Sie brachten mich zu eurem edeln Oheim,
Dem Kardinal von Guiſe — Welch ein Mann!
Wie ſicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Gebohren, um die Geiſter zu regieren!
Das Muſter eines königlichen Prieſters,
Ein Fürſt der Kirche, wie ich keinen ſah!

Maria.

Ihr habt ſein theures Angeſicht geſehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm. Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ ſelbſt ſich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerſtreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menſchen ewig in der Irre leitet,
Daß ſeine Augen ſehen müſſen, was
Das Herz ſoll glauben, daß ein ſichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geiſt der Wahrheit
Geruht hat auf den Sitzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'ſchen Seele,
Wie ſchwanden ſie vor ſeinem ſiegenden
Verſtand und vor der Suada ſeines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

Maria.

So ſeid ihr einer jener Tauſende,
Die er mit ſeiner Rede Himmelskraft
Wie der erhabne Prediger des Berges
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, ſandt' er mich nach Rheims,
Wo die Geſellſchaft Jeſu, fromm geſchäftig,
Für Englands Kirche Prieſter auferzieht.

Den edeln Schotten **Morgan** fand ich hier,
Auch euren treuen **Leßley**, den gelehrten
Biſchof von **Roße**, die auf Frankreichs Boden
Freudloſe Tage der Verbannung leben —
Eng ſchloß ich mich an dieſe Würdigen,
Und ſtärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umſah in des Biſchofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniß in die Augen,
Von rührend wunderſamem Reiz, gewaltig
Ergriff es mich in meiner tiefſten Seele,
Und des Gefühls nicht mächtig ſtand ich da.
Da ſagte mir der Biſchof: Wohl mit Recht
Mögt ihr gerührt bei dieſem Bilde weilen.
Die ſchönſte aller Frauen, welche leben,
Iſt auch die jammernswürdigſte von allen,
Um unſers Glaubens willen duldet ſie
Und euer Vaterland iſt's, wo ſie leidet.

Maria.

Der Redliche! Nein, ich verlor nicht alles,
Da ſolcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf fing er an, mit herzerſchütternder
Beredſamkeit mir euer Märtyrthum
Und eurer Feinde Blutgier abzuſchildern.
Auch euern Stammbaum wies er mir, er zeigte

Mir eure Abkunft von dem hohen Hauſe
Der Tudor, überzeugte mich, daß euch
Allein gebührt in Engelland zu herrſchen,
Nicht dieſer Afterkönigin, gezeugt
In ehebrecheriſchem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, ſelbſt verwarf als Baſtardtochter.
Nicht ſeinem einz'gen Zeugniß wollt ich traun,
Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher ſchlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Beſtätigten mir eures Anſpruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß euer gutes Recht
An England euer ganzes Unrecht iſt,
Daß euch dieß Reich als Eigenthum gehört,
Worin ihr ſchuldlos als Gefangne ſchmachtet.

Maria.

O dieſes unglückvolle Recht! Es iſt
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um dieſe Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wundervolle Rettungshand
Glaubt ich in dieſer Fügung zu erkennen,

Ein lauter Ruf des Schickſals war ſie mir,
Das meinen Arm gewählt, euch zu befreien.
Die Freunde ſtimmen freudig bei, es giebt
Der Kardinal mir ſeinen Rath und Segen,
Und lehrt mich der Verſtellung ſchwere Kunſt.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete
Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
Ihr wißt's, vor zehen Tagen bin gelandet.
(Er hält inne.)

Ich ſah euch, Königin — Euch ſelbſt!
Nicht euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dieß Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle,
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt iſt, eine Luft mit euch zu athmen!

Wohl hat ſie Recht, die euch ſo tief verbirgt!
Aufſtehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwerdt in ſeiner Scheide müßig bleiben,
Und die Empörung mit gigantiſchem Haupt
Durch dieſe Friedensinſel ſchreiten, ſähe
Der Britte ſeine Königin!

Maria.

Wohl ihr!
Säh jeder Britte ſie mit euren Augen!

Mortimer.

Wär er, wie ich, ein Zeuge eures Leidens,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Faſſung,
Womit ihr das Unwürdige erduldet.
Denn geht ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königin hervor? Raubt euch
Des Kerkers Schmach von eurem Schönheitsglanze?
Euch mangelt alles, was das Leben ſchmückt,
Und doch umfließt euch ewig Licht und Leben.
Nie ſetz' ich meinen Fuß auf dieſe Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerriſſen wird von Qualen,
Nicht von der Luſt entzückt, euch anzuſchauen! —
Doch furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr,
Ich darf nicht länger ſäumen — Euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

Maria.

Iſt mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

Mortimer.

Es iſt gefällt. Die zwey und vierzig Richter haben
Ihr Schuldig ausgeſprochen über euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London
Beſtehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollſtreckung, nur die Königin ſäumt noch,

— Aus arger Liſt, daß man ſie nöthige
Nicht aus Gefühl der Menſchlichkeit und Schonung.

Maria (mit Faſſung).

Sir Mortimer, Ihr überraſcht mich nicht,
Erſchreckt mich nicht. Auf ſolche Botſchaft war ich
Schon längſt gefaßt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freiheit mir
Nicht ſchenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will.
In ew'gem Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanſpruch
Mit mir verſcharren in Gefängnißnacht.

Mortimer.

Nein, Königin — o nein! nein! Dabei ſteht man
Nicht ſtill. Die Tyrannei begnügt ſich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang Ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königin von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben,
Nur euer Tod verſichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria

Sie könnte ſo die eigne Majeſtät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet ſie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie ſchließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden,
Dem Düc von Anjou ſchenkt ſie Thron und Hand.

Maria.

Wird ſich der König Spaniens nicht waffnen?

Mortimer.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet ſie,
So lang ſie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Britten wollte ſie dieß Schauſpiel geben?

Mortimer.

Dieß Land, Milady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen mehr vom Thron
Herab aufs Blutgerüſte ſteigen ſehn.
Die eigne Mutter der Eliſabeth
Gieng dieſen Weg, und Catharina Howard,
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

Maria (nach einer Pauſe).

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es iſt die Sorge eures treuen Herzens,

Die euch vergebne Schreckniſſe erſchafft.
Nicht das Schaffot iſt's, das ich fürchte, Sir.
Es giebt noch andre Mittel, ſtillere,
Wodurch ſich die Beherrſcherin von England
Vor meinem Anſpruch Ruhe ſchaffen kann.
Eh' ſich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher ſich ein Mörder dingen laſſen.
— Das iſt's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt ſeyn von der Liebe meiner Schweſter.

Mortimer.

Nicht offenbar noch heimlich ſoll's dem Mord
Gelingen, euer Leben anzutaſten.
Seid ohne Furcht! Bereitet iſt ſchon alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes ſind
In meinem Bündniß, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, euch
Mit ſtarkem Arm aus dieſem Schloß zu führen.
Graf Aubeſpine, der Abgeſandte Frankreichs,
Weiß um den Bund, er bietet ſelbſt die Hände,
Und ſein Pallaſt iſt's, wo wir uns verſammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht für Freude:
Mir fliegt ein böſes Ahnden durch das Herz.

Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,
Und meine Ketten ſchwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit iſt — wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt ſchon Kundſchaft hat von euch, nicht ſchon
In eure Mitte den Verräther miſchte.
Flieht aus dem Reiche ſchnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher beſchützt.

Mortimer.

Mich ſchrecken
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück ſchon iſt's, für eure Rettung ſterben.

Maria.

Umſonſt! Mich rettet nicht Gewalt, nicht Liſt.
Der Feind iſt wachſam und die Macht iſt ſein.
Nicht Paulet nur und ſeiner Wächter Schaar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.

Der freie Wille der Eliſabeth allein
Kann ſie mir aufthun.

Mortimer.

O das hoffet nie!

Maria.

Ein einz'ger Mann lebt, der ſie öffnen kann.

Mortimer.

O nennt mir dieſen Mann —

Maria.

Graf Leſter.

Mortimer (tritt erſtaunt zurück).

Leſter!
Graf Leſter! — Euer blutigſter Verfolger,
Der Günſtling der Eliſabeth — von dieſem —

Maria.

Bin ich zu retten, iſt's allein durch ihn.
— Geht zu ihm. Oeffnet euch ihm frei.
Und zur Gewähr, daß ichs bin, die euch ſendet,
Bringt ihm dieß Schreiben. Es enthält mein Bildniß.

(Sie zieht ein Papier aus dem Buſen, Mortimer tritt zurück und zögert, es anzunehmen.)

Nehmt hin. Ich trag' es lange ſchon bei mir,
Weil eures Oheims ſtrenge Wachſamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch ſandte
Mein guter Engel —

Mortimer.

Königin — dieß Räthſel —
Erklärt es mir —

Maria.

Graf Leſter wird's euch löſen.
Vertraut ihm, er wird euch vertraun — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend).

Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.

Es iſt Lord Burleigh. Faßt euch, Königin!
Hört es mit Gleichmut an, was er euch bringt.

(Er entfernt ſich durch eine Seitenthür, Kennedy folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großſchatzmeiſter von England, und Ritter Paulet.

Paulet.

Ihr wünſchtet heut Gewißheit eures Schickſals,
Gewißheit bringt euch Seine Herrlichkeit,
Milord von Burleigh. Tragt ſie mit Ergebung.

Maria.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unſchuld ziemt.

Burleigh.

Ich komme als Geſandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh ſelbſt dienſtfertig dem Gerichte,
Dem er den Geiſt geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr ſprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, ſo weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt euch dem Gericht
Der zwey und vierzig unterworfen, Lady —

Maria.

Verzeiht, Milord, daß ich euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterſpruch der zwey und vierzig, ſagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Nie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes
Und aller Fürſten nicht ſo viel vergeben.
Verordnet iſt im engliſchen Geſetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geſchworne
Von ſeines Gleichen ſoll gerichtet werden.
Wer in der Kommittee iſt meines Gleichen?
Nur Könige ſind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Hattons arge Liſt verleiten laſſen,
Bloß meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe ſiegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Perſonen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob ihr ſie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das iſt nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Geſetzes, und ſo ſeid ihr
Auch ſeiner Herrſchaft Unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem engliſchen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Geſetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich ſie doch kaum.

Nie hab' ich eingewilligt, ſie zu halten.
Ich bin nicht dieſes Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.

Burleigh.

Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande ſtraflos auszuſäen?
Wie ſtünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwerdt der Themis nicht
Die ſchuld'ge Stirn des königlichen Gaſtes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenſchaft entziehn,
Die Richter ſind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.

Die Richter! Wie Milady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schaamloſe Zungendreſcher, denen Recht
Und Wahrheit feil iſt, die ſich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen laſſen?
Sind's nicht die erſten Männer dieſes Landes,
Selbſtſtändig gnug, um wahrhaft ſeyn zu dürfen,
Um über Fürſtenfurcht und niedrige
Beſtechung weit erhaben ſich zu ſehn?
Sind's nicht dieſelben, die ein edles Volk

Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn ſchleunig ſtumm zu machen?
An ihrer Spitze ſteht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Kanterbury,
Der weiſe Talbot, der des Siegels wahret,
Und Howard, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrſcherin von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die edelſten ausleſen und zu Richtern
In dieſem königlichen Streit beſtellen?
Und wär's zu denken, daß Partheienhaß
Den einzelnen beſtäche — Können vierzig
Erleſ'ne Männer ſich in einem Spruche
Der Leidenſchaft vereinigen?

Maria (nach einigem Stillſchweigen).

Ich höre ſtaunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je ſo unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
Mit ſo kunſtfert'gem Redner meſſen können! —
Wohl! wären dieſe Lords, wie ihr ſie ſchildert,
Verſtummen müßt' ich, hoffnungslos verloren
Wär meine Sache, ſprächen ſie mich ſchuldig.
Doch dieſe Namen, die ihr preiſend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen ſollen,

Milord, ganz andere Rollen, ſeh' ich ſie
In den Geſchichten dieſes Landes ſpielen.
Ich ſehe dieſen hohen Adel Englands,
Des Reiches majeſtätiſchen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großohms, ſchmeicheln —
Ich ſehe dieſes edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Geſetze prägen und verrufen, Ehen
Auflöſen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürſtentöchter heute
Enterben, mit dem Baſtardnamen ſchänden,
Und morgen ſie zu Königinnen krönen.
Ich ſehe dieſe würd'gen Peers mit ſchnell
Vertauſchter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —

Burleigh.

Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgeſetzen,
In Englands Unglück ſeid ihr ſehr bewandert.

Maria.

Und das ſind meine Richter! — Lord Schatzmeiſter!
Ich will gerecht ſeyn gegen euch! Seid ihr's
Auch gegen mich — Man ſagt, ihr meint es gut
Mit dieſem Staat, mit eurer Königin,
Seid unbeſtechlich, wachſam, unermüdet —

Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert euch, euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats euch als Gerechtigkeit erſcheine.
Nicht zweifl' ich dran, es ſitzen neben euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch ſie ſind Proteſtanten, Eiferer
Für Englands Wohl, und ſprechen über mich,
Die Königin von Schottland, die Papiſtin!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht ſeyn, iſt ein uralt Wort — Drum iſt
Herkömmlich ſeit der Väter grauen Zeit,
Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieſes ſeltſame Geſetz,
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen,
Man muß ſie ehren, Milord — die Natur
Warf dieſe beiden feur'gen Völkerſchaften
Auf dieſes Bret im Ocean, ungleich
Vertheilte ſie's, und hieß ſie darum kämpfen.
Der Tweede ſchmales Bette trennt allein
Die heft'gen Geiſter, oft vermiſchte ſich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerdte, ſchauen ſie ſich drohend
Von beiden Ufern an, ſeit tauſend Jahren.

Kein Feind bedränget Engelland, dem nicht
Der Schotte ſich zum Helfer zugeſellte,
Kein Bürgerkrieg entzundet Schottlands Städte,
Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöſchen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament ſie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Inſel.

Burleigh.

Und eine Stuart ſollte dieſes Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum ſoll ich's läugnen?
Ja ich geſteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Oelbaums frei und frölich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhaſſes Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eiferſucht,
Der alten Zwietracht unglückſel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erſticken.
Und wie mein Ahnherr Richmond die zwei Roſen
Zuſammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf ſchlimmem Weg verfolgtet ihr dieß Ziel,
Da ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne ſteigen wolltet.

Maria.

Das wollt' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo ſind die Proben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Iſt keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es iſt erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwey,
Daß ihr die Akte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Geſetz verfallen ſeid.
Es iſt verordnet im vergangnen Jahr
„Wenn ſich Tumult im Königreich erhübe,
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Perſon, die Rechte vorgiebt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen ſie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge“ —
Und da bewieſen iſt —

Maria.

Milord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Geſetz, ausdrücklich
Auf mich gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen laſſen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derſelbe Mund,
Der das Geſetz gab, auch das Urtheil ſpricht!
Könnt ihr es läugnen, Lord, daß jene Akte
Zu meinem Untergang erſonnen iſt?

Burleigh.

Zu eurer Warnung ſollte ſie gereichen,
Zum Fallſtrick habt ihr ſelber ſie gemacht.
Den Abgrund ſaht ihr, der vor euch ſich aufthat,
Und treugewarnet ſtürztet ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und ſeinen Mordgeſellen einverſtanden,
Ihr hattet Wiſſenſchaft von allem, lenktet
Aus eurem Kerker planvoll die Verſchwörung.

Maria.

Wenn hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

Burleigh.

Die hat man euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewieſen.

Maria.

Die Copien, von fremder Hand geſchrieben!
Man bringe die Beweiſe mir herbey,
Daß ich ſie ſelbſt diktirt, daß ich ſie ſo
Diktirt, gerade ſo, wie man geleſen.

Burleigh.

Daß es dieſelben ſind, die er empfangen,
Hat Babington vor ſeinem Tod bekannt.

Maria.

Und warum ſtellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man ſo ſehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

Burleigh.

Auch eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe ſeien,
Die ſie aus eurem Munde niederſchrieben.

Maria.

Und auf das Zeugniß meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königin,
Die in demſelben Augenblick die Treu
Mir brachen, da ſie gegen mich gezeugt?

Burleigh.

Ihr ſelbſt erklärtet ſonſt den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewiſſen.

Maria.

So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängſtigen, daß er
Ausſagte und geſtand, was er nicht wußte!
Durch falſches Zeugniß glaubt' er ſich zu retten,
Und mir, der Königin, nicht viel zu ſchaden

Burleigh.

Mit einem freien Eid hat er's beſchworen.

Maria.

Vor meinem Angeſichte nicht! — Wie, Sir?
Das ſind zwei Zeugen, die noch beide leben!
Man ſtelle ſie mir gegenüber, laſſe ſie
Ihr Zeugniß mir in's Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunſt, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht verſagt? Ich weiß
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Daß unter dieſer nämlichen Regierung
Ein Reichsſchluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzuſtellen.
Wie? Oder hab' ich falſch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſtets als Biedermann erfunden,
Beweiſt es jetzo. Sagt mir auf Gewiſſen,
Iſt's nicht ſo? Giebt's kein ſolch Geſetz in England?

Paulet.

So iſt's, Milady. Das iſt bei uns Rechtens.
Was wahr iſt, muß ich ſagen.

Maria.

Nun, Milord!
Wenn man mich denn ſo ſtreng nach engliſchem Recht
Behandelt, wo dieß Recht mich unterdrückt,
Warum daſſelbe Landesrecht umgehen,

Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Geſtellt, wie das Geſetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

Burleigh.

Ereifert euch nicht, Lady. Euer Einverſtändniß
Mit Babington iſt's nicht allein —

Maria.

Es iſt's
Allein, was mich dem Schwerdte des Geſetzes
Bloßſtellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Milord! Bleibt bei der Sache. Beugt nicht aus.

Burleigh.

Es iſt bewieſen, daß ihr mit Mendoza,
Dem ſpaniſchen Botſchafter, unterhandelt —

Maria (lebhaft).

Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß ihr Anſchläge
Geſchmiedet, die Religion des Landes
Zu ſtürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

Maria.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch

Geſetzt, ich that's! — Milord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerdte kam ich in dieß Land,
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gaſtrecht fodernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königin mich werfend —
Und ſo ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Iſt mein Gewiſſen gegen dieſen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus dieſen Banden ſtrebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieſes Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht iſt und ritterlich, das darf ich üben.
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewiſſen,
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren ſag' ich — Keineswegs mich
Verdammen, einem Rechtsſpruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Iſt zwiſchen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (bedeutend).

Nicht auf der Stärke ſchrecklich Recht beruft euch
Milady! Es iſt der Gefangenen nicht günſtig.

Maria.

Ich bin die Schwache, ſie die Mächt'ge — Wohl!
Sie brauche die Gewalt, ſie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch ſie geſtehe dann, daß ſie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Geſetze borge ſie das Schwerdt,
Sich der verhaßten Feindin zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelſpiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden laſſen kann ſie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen,
Und was ſie iſt, das wage ſie zu ſcheinen!
(Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — Dieß ſtolze Herz
Iſt nicht zu brechen — Ueberraſchte ſie
Der Urtheilſpruch? Saht ihr ſie eine Thräne
Vergießen? Ihre Farbe nur verändern?

Nicht unſer Mitleid ruft' ſie an. Wohl kennt ſie
Den Zweifelmuth der Königin von England,
Und unſre Furcht iſt's, was ſie muthig macht.

Paulet.

Lord Großſchatzmeiſter! Dieſer eitle Trotz wird ſchnell
Verſchwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es ſind Unziemlichkeiten vorgegangen
In dieſem Rechtſtreit, wenn ich's ſagen darf.
Man hätte dieſen Babington und Tichburn
Ihr in Perſon vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber ſtellen ſollen.

Burleigh (ſchnell).

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen.
Zu groß iſt ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ſtänd' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszuſprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, ſein Geſtändniß wiederrufen —

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehäßigen Gerüchten,
Und des Prozeſſes feſtliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erſcheinen.

Burleigh.

Dieß iſt der Kummer unſrer Königin —
Daß dieſe Stifterin des Unheils doch
Geſtorben wäre, ehe ſie den Fuß
Auf Englands Boden ſetzte!

Paulet.

Dazu ſag' ich Amen.

Burleigh.

Daß Krankheit ſie im Kerker aufgerieben!

Paulet.

Viel Unglück hätt' es dieſem Land erſpart.

Burleigh.

Doch hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — Wir hießen doch die Mörder.

Paulet.

Wohl wahr. Man kann den Menſchen nicht verwehren,
Zu denken, was ſie wollen.

Burleigh.

Zu beweiſen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräuſch erregen —

Paulet.

Mag es Geräuſch erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.

Burleigh.

O! auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obſiegend glücklichen verfolgen.
Das Richterſchwerdt, womit der Mann ſich ziert,
Verhaßt iſt's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umſonſt,
Daß wir, die Richter, nach Gewiſſen ſprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht.
Sie muß es brauchen, unerträglich iſt's,
Wenn ſie den ſtrengen Lauf läßt dem Geſetze!

Paulet.

Und alſo —

Burleigh (raſch einfallend).

Alſo ſoll ſie leben? Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dieß, eben
Dieß iſt's, was unſre Königin beängſtigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich leſe
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünſche nicht zu ſprechen,
Doch vielbedeutend fragt ihr ſtummer Blick:
Iſt unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Wahl mir ſpart, in ew'ger Furcht

Auf meinem Thron zu zittern, oder grauſam
Die Königin, die eigne Blutsverwandte
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet.

Das iſt nun die Nothwendigkeit, ſteht nicht zu ändern.

Burleigh.

Wohl ſtünd's zu ändern, meint die Königin,
Wenn ſie nur aufmerkſam're Diener hätte.

Paulet.

Aufmerkſame!

Burleigh.

Die einen ſtummen Auftrag
Zu deuten wiſſen.

Paulet.

Einen ſtummen Auftrag!

Burleigh.

Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.

Paulet (bedeutungsvoll).

Ein hohes Kleinod iſt der gute Name,
Der unbeſcholtne Ruf der Königin,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Schrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —

Paulet.

Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den ſchwerſten Auftrag
Den reinſten Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieſes Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den beſten Mann in England foderte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas anderm
Als meinem reinen Rufe ſchuldig bin.

Burleigh.

Man breitet aus, ſie ſchwinde, läßt ſie kränker
Und kränker werden, endlich ſtill verſcheiden,
So ſtirbt ſie in der Menſchen Angedenken —
Und euer Ruf bleibt rein.

Paulet.

Nicht mein Gewiſſen.

Burleigh.

Wenn ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet ihr der fremden doch nicht wehren —

Paulet (unterbricht ihn).

Kein Mörder ſoll ſich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs ſie ſchützen.
Ihr Leben iſt mir heilig, heil'ger nicht
Iſt mir das Haupt der Königin von England.
Ihr ſeid die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit iſt, laßt den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüſt
Aufſchlagen — für den Scherif und den Henker
Soll meines Schloſſes Pforte offen ſeyn.
Jetzt iſt ſie zur Bewahrung mir vertraut,
Und ſeid gewiß, ich werde ſie bewahren,
Daß ſie nichts Böſes thun ſoll, noch erfahren!

(gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Der Pallaſt zu Weſtminſter.

Erſter Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Daviſon
(begegnen einander).

Daviſon.

Seid ihr's, Milord von Kent? Schon vom Turnierplaz
Zurück, und iſt die Feſtlichkeit zu Ende?

Kent.

Wie? Wohntet ihr dem Ritterſpiel nicht bei?

Daviſon.

Mich hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das ſchönſte Schauſpiel
Verloren, Sir, das der Geſchmack erſonnen,
Und edler Anſtand ausgeführt — denn wißt!
Es wurde vorgeſtellt die keuſche Veſtung
Der Schönheit, wie ſie vom Verlangen
Berennt wird — Der Lord Marſchall, Oberrichter

Der Seneſchal nebſt zehen andern Rittern
Der Königin vertheidigten die Veſtung,
Und Frankreichs Kavaliere griffen an.
Voraus erſchien ein Herold, der das Schloß
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf ſpielte das Geſchütz, und Blumenſträuße,
Wohlriechend köſtliche Eſſenzen wurden
Aus niedlichen Feldſtücken abgefeuert.
Umſonſt! die Stürme wurden abgeſchlagen,
Und das Verlangen mußte ſich zurückziehn.

Daviſon.

Ein Zeichen böſer Vorbedeutung, Graf,
Für die franzöſiſche Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernſte denk' ich,
Wird ſich die Veſtung endlich doch ergeben.

Daviſon.

Glaubt ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die ſchwierigſten Artikel ſind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugeſtanden.
Monſieur begnügt ſich, in verſchloſſener
Kapelle ſeinen Gottesdienſt zu halten,
Und öffentlich die Reichsreligion

Zu ehren und zu ſchützen — Hättet ihr den Jubel
Des Volks geſehn, als dieſe Zeitung ſich verbreitet!
Denn dieſes war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte ſterben ohne Leibeserben,
Und England wieder Pabſtes Feſſeln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Daviſon.

Der Furcht kann es entledigt ſeyn — Sie geht
Jns Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent.

Die Königin kommt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth, von Leiceſter geführt. Graf Aubeſpine, Bellievre, Graf Schrewsbury, Lord Burleigh mit noch andern Franzöſiſchen und Engliſchen Herren treten auf.

Eliſabeth (zu Aubeſpine).

Graf! Jch beklage dieſe edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß ſie die Herrlichkeit
Des Hofs von S. Germain bei mir vermiſſen.
Jch kann ſo prächt'ge Götterfeſte nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein geſittet fröhlich Volk

Das ſich, ſo oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dieß iſt das Schauſpiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich ſelber und mein ſchimmerlos Verdienſt.

Aubeſpine.

Nur Eine Dame zeigt Weſtminſterhof
Dem überraſchten Fremden — aber alles,
Was an dem reizenden Geſchlecht entzückt,
Stellt ſich verſammelt dar in dieſer einen.

Bellievre.

Erhabne Majeſtät von Engelland,
Vergönne, daß wir unſern Urlaub nehmen,
Und Monſieur, unſern königlichen Herrn,
Mit der erſehnten Freudenpoſt beglücken.
Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld
Nicht in Paris gelaſſen, er erwartet
Zu Amiens die Boten ſeines Glücks,
Und bis nach Kalais reichen ſeine Poſten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Ausſprechen wird, mit Flügelſchnelligkeit
Zu ſeinem trunknen Ohre hinzutragen.

Eliſabeth.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich.
Nicht Zeit iſt's jetzt, ich wiederhohl es euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über dieſem Land,
Und beſſer ziemte mir der Trauerflor,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

Bellievre.

Nur dein Verſprechen gieb uns, Königin,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Eliſabeth.

Die Könige ſind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen.
Mein Wunſch war's immer, unvermählt zu ſterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein geſetzt,
Daß man dereinſt auf meinem Grabſtein läſe:
Hier ruht die jungfräuliche Königin.
Doch meine Unterthanen wollens nicht,
Sie denken jetzt ſchon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin ſein werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieſes Land beglückt,
Auch ihrem künftigen Wohl ſoll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit ſoll ich,

Mein höchſtes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben, wie ein Mann, und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen ſie, die vor mir hier gewaltet,
Daß ſie die Klöſter aufgethan, und tauſend
Schlachtopfer einer falſchverſtandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königin, die ihre Tage
Nicht ungenüzt in müßiger Beſchauung
Verbringt, die unverdroſſen, unermüdet,
Die ſchwerſte aller Pflichten übt, die ſollte
Von dem Naturzweck ausgenommen ſeyn,
Der Eine Hälfte des Geſchlechts der Menſchen
Der andern unterwürfig macht —

Aubeſpine.

Jedwede Tugend, Königin, haſt du
Auf deinem Thron verherrlicht, nichts iſt übrig,
Als dem Geſchlechte, deſſen Ruhm du biſt,
Auch noch in ſeinen eigenſten Verdienſten
Als Muſter vorzuleuchten. Freilich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig iſt,
Daß du die Freiheit ihm zum Opfer brächteſt.

Doch wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerſchönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, ſo —

Eliſabeth.

Kein Zweifel,
Herr Abgeſandter, daß ein Ehebündniß
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt! Ja, ich geſteh es unverhohlen,
Wenn es ſeyn muß — wenn ichs nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird ſtärker ſeyn als ich, befürcht' ich —
So kenn' ich in Europa keinen Fürſten,
Dem ich mein höchſtes Kleinod, meine Freiheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laßt dieß Geſtändniß euch Genüge thun.

Bellievre.

Es iſt die ſchönſte Hoffnung, doch es iſt
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünſcht mehr —

Eliſabeth.

Was wünſcht er?

(Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend)

Hat die Königin doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weißt auf gleiche Pflicht,

Auf gleiche Dienſtbarkeit — Der Ring macht Ehen,
Und Ringe ſind's, die eine Kette machen.
— Bringt ſeiner Hoheit dieß Geſchenk. Es iſt
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht,
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

Bellievre.

(kniet nieder, den Ring empfangend)

In ſeinem Namen, große Königin,
Empfang' ich knieend dieß Geſchenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürſtin Hand!

Eliſabeth.

(zum Grafen Leicester, den ſie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat)

Erlaubt, Milord!

(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem Bellievre um.)

Bekleidet Seine Hoheit
Mit dieſem Schmuck, wie ich euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Honny ſoit qui mal y penſe! — Es ſchwinde
Der Argwohn zwiſchen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umſchlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Brittanien!

Aubeſpine.

Erhabne Königin, dieß iſt ein Tag
Der Freude! Möcht' er's allen ſeyn und möchte

Kein Leidender auf dieſer Inſel trauert!
Die Gnade glänzt auf deinem Angeſicht,
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürſtin fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Eliſabeth.

Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwey ganz unvereinbare Geſchäfte.
Wenn Frankreich ernſtlich meinen Bund verlangt,
Muß es auch meine Sorgen mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht ſeyn —

Aubeſpine.

Unwürdig
In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückſelige, die Glaubens-
Verwandte, und die Wittwe ſeines Königs
In dieſem Bund vergäße — Schon die Ehre,
Die Menſchlichkeit verlangt —

Eliſabeth.

In dieſem Sinn
Weiß ich ſein Fürwort nach Gebühr zu ſchätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht, mir wird
Verſtattet ſeyn, als Königin zu handeln.

(Sie neigt ſich gegen die franzöſiſchen Herren, welche ſich mit den übrigen Lords ehrfurchtsvoll entfernen.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter. Burleigh. Talbot.

(Die Königin ſetzt ſich.)

Burleigh.

Ruhmvolle Königin! Du krönest heut
Die heißen Wünſche deines Volks. Nun erſt
Erfreun wir uns der ſegenvollen Tage,
Die du uns ſchenkſt, da wir nicht zitternd mehr
In eine ſtürmevolle Zukunft ſchauen.
Nur eine Sorge kümmert noch dieß Land,
Ein Opfer iſt's, das alle Stimmen fodern.
Gewähre auch dieſes, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

Eliſabeth.

Was wünſcht mein Volk noch? Sprecht, Mylord.

Burleigh.

Es fodert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freiheit köſtliches Geſchenk, das theure
Erworbne Licht der Wahrheit willſt verſichern,
So muß ſie nicht mehr ſeyn — Wenn wir nicht ewig
Für dein koſtbares Leben zittern ſollen,
So muß die Feindin untergehn! — Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich,

Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'ſche Götzendienſt auf dieſer Inſel.
Die alle nähren feindliche Gedanken,
Nach dieſer Stuart ſteht ihr Herz, ſie ſind
Im Bunde mit den lothringiſchen Brüdern,
Den unverſöhnten Feinden deines Namens.
Dir iſt von dieſer wüthenden Parthey
Der grimmige Vertilgungskrieg geſchworen,
Den man mit falſchen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Biſchofsſitz des Kardinals,
Dort iſt das Rüſthaus, wo ſie Blitze ſchmieden,
Dort wird der Königsmord gelehrt — Von dort
Geſchäftig ſenden ſie nach deiner Inſel
Die Miſſionen aus, entſchloßne Schwärmer,
In allerley Gewand vermummt — Von dort
Iſt ſchon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerſchöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde ſich aus dieſem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Fotheringhay ſitzt
Die Ate dieſes ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieſes Reich entzündet.
Für ſie, die ſchmeichelnd jedem Hoffnung giebt,
Weiht ſich die Jugend dem gewiſſen Tod —
Sie zu befreien, iſt die Loſung, ſie
Auf deinen Thron zu ſetzen, iſt der Zweck.
Denn dieß Geſchlecht der Lothringer erkennt

Dein heilig Recht nicht an, du heißeſt ihnen
Nur eine Räuberin des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie warens, die die Thörichte
Verführt, ſich Englands Königin zu ſchreiben.
Kein Friede iſt mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben iſt dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Eliſabeth.

Mylord! Ein traurig Amt verwaltet ihr.
Ich kenne eures Eifers reinen Trieb,
Weiß, daß gediegne Weisheit aus euch redet,
Doch dieſe Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich haſſe ſie in meiner tiefſten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Schrewsbury! Sagt ihr uns eure Meinung.

Talbot.

Du gabſt dem Eifer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Bruſt beſeelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht ſo beredt vom Munde,
Schlägt in der Bruſt kein minder treues Herz.
Mögſt du noch lange leben, Königin,
Die Freude deines Volks zu ſeyn, das Glück
Des Friedens dieſem Reiche zu verlängern.
So ſchöne Tage hat dieß Eiland nie
Geſehn, ſeit eigne Fürſten es regieren.

Mög' es ſein Glück mit ſeinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigſtens
Geſchloſſen ſeyn, wenn dieß geſchieht!

Eliſabeth.

Verhüte Gott, daß wir den Ruhm beflecken!

Talbot.

Nun dann, ſo wirſt du auf ein ander Mittel ſinnen,
Dieß Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart iſt ein ungerechtes Mittel.
Du kannſt das Urtheil über *die* nicht ſprechen,
Die dir nicht unterthänig iſt.

Eliſabeth.

So irrt
Mein Staatsrath und mein Parlament, im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieſes Landes,
Die mir dieß Recht einſtimmig zuerkannt —

Talbot.

Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe,
England iſt nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menſchlichen Geſchlechter.
Dieß heut'ge England iſt das künft'ge nicht,
Wie's das vergangne nicht mehr iſt — Wie ſich
Die Neigung anders wendet, alſo ſteigt
Und fällt des *Urtheils* wandelbare Woge.

Sag nicht, du müſſeſt der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willſt, in jedem Augenblick
Kannſt du erproben, daß dein Wille frei iſt.
Verſuch's! Erkläre, daß du Blut verabſcheuſt,
Der Schweſter Leben willſt gerettet ſehn,
Zeig denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns,
Schnell wirſt du die Nothwendigkeit verſchwinden
Und Recht in Unrecht ſich verwandeln ſehn.
Du ſelbſt mußt richten, du allein. Du kannſt dich
Auf dieſes unſtet ſchwanke Rohr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getroſt.
Nicht Strenge legte Gott in's weiche Herz
Des Weibes — Und die Stifter dieſes Reichs,
Die auch dem Weib die Herrſcherzügel gaben,
Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige ſoll ſeyn in dieſem Lande.

Eliſabeth.

Ein warmer Anwalt iſt Graf Schrewsbury
Für meine Feindin und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

Talbot.

Man gönnt ihr keinen Anwalt, niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil ſprechend, deinem Zorn

Sich bloß zu ſtellen — So vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdiſch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Aufgegebene beſchütze.
Man ſoll nicht ſagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenſchaft, die Selbſtſucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geſchwiegen.
Verbündet hat ſich alles wider ſie,
Du ſelber haſt ihr Antlitz nie geſehn,
Nichts ſpricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man ſagt,
Sie habe den Gemahl ermorden laſſen,
Wahr iſt's, daß ſie den Mörder ehlichte.
Ein ſchwer Verbrechen! — Aber es geſchah
In einer finſter unglücksvollen Zeit,
Im Angſtgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo ſie, die Schwache, ſich umrungen ſah
Von heftigdringenden Vaſallen, ſich
Dem Muthvollſtärkſten in die Arme warf —
Wer weiß durch welcher Künſte Macht beſiegt?
Denn ein gebrechlich Weſen iſt das Weib.

Eliſabeth.

Das Weib iſt nicht ſchwach. Es giebt ſtarke Seelen
In dem Geſchlecht — Ich will in meinem Beiſeyn
Nichts von der Schwäche des Geſchlechtes hören.

Talbot.

Dir war das Unglück eine ſtrenge Schule.
Nicht ſeine Freudenſeite kehrte dir
Das Leben zu. Du ſaheſt keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodſtock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der gnäd'ge Vater dieſes Landes
Zur erſten Pflicht durch Trübſal auferzog.
Dort ſuchte dich der Schmeichler nicht. Früh lernte,
Vom eiteln Weltgeräuſche nicht zerſtreut,
Dein Geiſt ſich ſammeln, denkend in ſich gehn,
Und dieſes Lebens wahre Güter ſchätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward ſie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtſinns, der gedankenloſen Freude.
Dort in der Feſte ew'ger Trunkenheit,
Vernahm ſie nie der Wahrheit ernſte Stimme.
Geblendet ward ſie von der Laſter Glanz
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil,
Sie überſtrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Geſtalt nicht minder als Geburt — —

Eliſabeth.

Kommt zu euch ſelbſt, Milord von Shrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernſten Rathe ſitzen.

Das müſſen Reize ſondergleichen ſeyn,
Die einen Greis in ſolches Feuer ſetzen.
— Milord von Leſter! Ihr allein ſchweigt ſtill?
Was ihn beredt macht, bindet's euch die Zunge?

Leiceſter.

Ich ſchweige für Erſtaunen, Königin,
Daß man dein Ohr mit Schreckniſſen erfüllt,
Daß dieſe Mährchen, die in Londons Gaſſen
Den gläub'gen Pöbel ängſten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte ſteigen,
Und weiſe Männer ernſt beſchäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich geſteh's,
Daß dieſe länderloſe Königin
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vaſallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniß!
— Was, beim Allmächt'gen! machte ſie dir furchtbar?
Daß ſie dieß Reich in Anſpruch nimmt, daß dich
Die Guiſen nicht als Königin erkennen?
Kann dieſer Guiſen Widerſpruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß
Der Parlamente dir beſtätigte?
Iſt ſie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillſchweigend abgewieſen, und wird England

So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papiſtin in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchin,
Zu Darnleys Mörderin hinüberlaufen?
Was wollen dieſe ungeſtümen Menſchen,
Die dich noch lebend mit der Erbin quälen,
Dich nicht geſchwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehſt du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirſt, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du ſelber ſie hinabzuſtürzen brauchteſt —

Burleigh.

Lord Leſter hat nicht immer ſo geurtheilt.

Leiceſter.

Wahr iſt's, ich habe ſelber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im Gericht.
— Im Staatsrath ſprech' ich anders. Hier iſt nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Iſt's jezt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich ſie verläßt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königsſohn mit deiner Hand
Beglücken willſt, die Hoffnung eines neuen
Regentenſtammes dieſem Lande blüht?

Wozu ſie alſo tödten? Sie iſt todt!
Verachtung iſt der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid ſie ins Leben rufe!
Drum iſt mein Rath: Man laſſe die Sentenz,
Die ihr das Haupt abſpricht, in voller Kraft
Beſtehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe ſie, und ſchnell, wie ſich
Ein Arm für ſie bewaffnet, fall' es nieder.

Eliſabeth (ſteht auf).

Mylords, ich hab' nun eure Meinungen
Gehört, und ſag' euch Dank für euren Eifer.
Mit Gottes Beiſtand, der die Könige
Erleuchtet, will ich eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Beſſere mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimern.

Eliſabeth.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt ihr uns?

Paulet.

Glorwürd'ge Majeſtät!
Mein Neffe, der ohnlängſt von weiten Reiſen
Zurückgekehrt, wirft ſich zu deinen Füßen
Und leiſtet dir ſein jugendlich Gelübde.

Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachſen in der Sonne deiner Gunſt.

Mortimer.
(läßt ſich auf ein Knie nieder)
Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirne!

Eliſabeth.
Steht auf. Seid mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereiſt und Rom und euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was ſpinnen unſre Feinde?

Mortimer.
Ein Gott verwirre ſie und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Bruſt die Pfeile,
Die gegen meine Königin geſandt ſind.

Eliſabeth.
Saht ihr den Morgan und den Ränkeſpinnenden
Biſchof von Roße?

Mortimer.
Alle Schottiſche
Verbannte lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anſchläge ſchmieden gegen dieſe Inſel.
In ihr Vertrauen ſtahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

Paulet.

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königin von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert.

Eliſabeth.

Sagt, was ſind ihre neueſten Entwürfe?

Mortimer.

Es traf ſie alle wie ein Donnerſtreich,
Daß Frankreich ſie verläßt, den feſten Bund
Mit England ſchließt, jezt richten ſie die Hoffnung
Auf Spanien.

Eliſabeth.

So ſchreibt mir Walſingham.

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Pabſt Sixtus jüngſt
Von Vatikane gegen dich geſchleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ichs verließ,
Das nächſte Schiff bringt ſie nach dieſer Inſel.

Leiceſter.

Vor ſolchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Eliſabeth (Mortimern forſchend anſehend).

Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Beſucht und euren Glauben abgeſchworen?

Mortimer.

Die Miene gab ich mir, ich läugn' es nicht,
So weit gieng die Begierde, dir zu dienen:

Eliſabeth.

(zu Paulet, der ihr Papiere überreicht).

Was zieht ihr da hervor?

Paulet.

Es iſt ein Schreiben,
Das dir die Königin von Schottland ſendet.

Burleigh (haſtig darnach greifend).

Gebt mir den Brief.

Paulet (giebt das Papier der Königin).

Verzeiht, Lord Großſchatzmeiſter:
In meiner Königin ſelbſteigne Hand,
Befahl ſie mir, den Brief zu übergeben.
Sie ſagt mir ſtets, ich ſey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laſter Feind, was ſich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweiſen.

(Die Königin hat den Brief genommen. Während ſie ihn ließt, ſprechen Mortimer und Leiceſter einige Worte heimlich mit einander).

Burleigh (zu Paulet).

Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen.
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königin verſchonen ſoll.

Paulet.

Was er
Enthält, hat ſie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünſtigung, das Angeſicht
Der Königin zu ſehen.

Burleigh (ſchnell).

Nimmermehr!

Talbot.

Warum nicht? Sie erfleht nichts ungerechtes.

Burleigh.

Die Gunſt des königlichen Angeſichts
Hat ſie verwirkt, die Mordanſtifterin,
Die nach dem Blut der Königin gedürſtet.
Wer's treu mit ſeiner Fürſtin meint, der kann
Den falſch verrätheriſchen Rath nicht geben.

Talbot.

Wenn die Monarchin ſie beglücken will,
Wollt ihr der Gnade ſanfte Regung hindern?

Burleigh.

Sie iſt verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig iſt's der Majeſtät,
Das Haupt zu ſehen, das dem Tod geweiht iſt.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,

Wenn ſich die Königin ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

Eliſabeth.

(nachdem ſie den Brief geleſen, ihre Thränen trocknend)

Was iſt der Menſch! Was iſt das Glück der Erde!
Wie weit iſt dieſe Königin gebracht,
Die mit ſo ſtolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ältſten Thron der Chriſtenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen ſchon auf's Haupt zu ſetzen meinte!
Welch andre Sprache führt ſie jetzt als damals,
Da ſie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs ſich Königin
Der zwei brittann'ſchen Inſeln nennen ließ!
— Verzeiht Milords, es ſchneidet mir ins Herz,
Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irdiſches nicht feſter ſteht, das Schickſal
Der Menſchheit, das entſetzliche, ſo nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot.

O Königin! Dein Herz hat Gott gerührt,
Gehorche dieſer himmliſchen Bewegung!
Schwer büßte ſie fürwahr die ſchwere Schuld,
Und Zeit iſt's, daß die harte Prüfung ende!
Reich' ihr die Hand, der tiefgefallenen,

Wie eines Engels Lichterſcheinung ſteige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —

Burleigh.

Sei ſtandhaft, große Königin. Laß nicht
Ein lobenswürdig menſchliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht ſelbſt
Die Freiheit, das Nothwendige zu thun.
Du *kannſt* ſie nicht begnadigen, *nicht* retten,
So lade nicht auf dich verhaßten Tadel,
Daß du mit grauſem höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leiceſter.

Laßt uns in unſern Schranken bleiben, Lords.
Die Königin iſt weiſe, ſie bedarf
Nicht unſers Raths, das würdigſte zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Geſetz, nicht der Monarchin Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig iſt's
Der großen Seele der Eliſabeth,
Daß ſie des Herzens ſchönem Triebe folge,
Wenn das Geſetz den ſtrengen Lauf behält.

Eliſabeth.

Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fodert, was Nothwendigkeit

Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet ab!

(Die Lords gehen. An der Thüre ruft ſie den Mortimer zurück.)

Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Eliſabeth. Mortimer.

Eliſabeth.

(nachdem ſie ihn einige Augenblicke forſchend mit den Augen gemeſſen)

Ihr zeigtet einen kecken Muth und ſeltne
Beherrſchung eurer ſelbſt für eure Jahre.
Wer ſchon ſo früh der Täuſchung ſchwere Kunſt
Ausübte, der iſt mündig vor der Zeit,
Und er verkürzt ſich ſeine Prüfungsjahre.
— Auf eine große Bahn ruft euch das Schickſal,
Ich prophezeih' es euch, und mein Orakel
Kann ich, zu eurem Glücke! ſelbſt vollziehn.

Mortimer.

Erhabene Gebieterin, was ich
Vermag und bin, iſt deinem Dienſt gewidmet.

Eliſabeth.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß iſt unverſöhnlich gegen mich,

Und unerſchöpflich ihre Blutentwürfe.
Bis dieſen Tag zwar ſchützte mich die Allmacht,
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang ſie lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

Mortimer.

Sie lebt nicht mehr, ſobald du es gebieteſt.

Eliſabeth.

Ach Sir! Ich glaubte mich am Ziele ſchon
Zu ſehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Geſetze handeln laſſen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil iſt geſprochen. Was gewinn' ich?
Es muß vollzogen werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Haß der That. Ich muß
Sie eingeſtehn, und kann den Schein nicht retten.
Das iſt das ſchlimmſte!

Mortimer.

Was bekümmert dich
Der böſe Schein, bei der gerechten Sache?

Eliſabeth.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man ſcheint,
Hat jedermann zum Richter, was man iſt, hat keinen.

Von meinem Rechte überzeug' ich niemand.
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bei solchen Thaten doppelter Geſtalt
Giebt's keinen Schutz als in der Dunkelheit.
Der ſchlimmſte Schritt iſt, den man eingeſteht,
Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren.

Mortimer (ausforſchend).

Dann wäre wohl das Beſte —

Eliſabeth (ſchnell).

Freilich wär's
Das Beſte — O mein guter Engel ſpricht
Aus euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir!
Euch iſt es ernſt, ihr dringet auf den Grund,
Seid ein ganz andrer Mann als euer Oheim —

Mortimer (betroffen).

Entdeckteſt du dem Ritter deinen Wunſch?

Eliſabeth.

Mich reut, daß ich's that.

Mortimer.

Entſchuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wageſtücke fodern
Den kecken Muth der Jugend —

Eliſabeth (ſtockend).

Darf ich euch —

Mortimer.

Die Hand will ich dir leihen, rette du
Den Namen, wie du kannſt —

Eliſabeth.

Ja, Sir! Wenn ihr
Mich eines Morgens mit der Botſchaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindin,
Iſt heute Nacht verſchieden!

Mortimer.

Zählt auf mich.

Eliſabeth.

Wann wird mein Haupt ſich ruhig ſchlafen legen?

Mortimer.

Der nächſte Neumond ende deine Furcht.

Eliſabeth.

— Gehabt euch wohl, Sir! Laßt es euch nicht leid thun,
Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen — die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mortimer allein.

Geh', falſche, gleißneriſche Königin!
Wie du die Welt, ſo täuſch' ich dich. Recht iſt's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus wie ein Mörder? Laſeſt du
Ruchloſe Fertigkeit auf meiner Stirn?
Trau nur auf *meinen* Arm und halte *deinen*
Zurück, gieb dir den frommen Heuchelſchein
Der Gnade vor der Welt, indeſſen du
Geheim auf meine Mörderhilfe hoffſt,
So werden wir zur Rettung Friſt gewinnen!

Erhöhen willſt du mich — zeigſt mir von ferne
Bedeutend einen koſtbarn Preiß — Und wärſt
Du ſelbſt der Preiß und deine Frauengunſt!
Wer biſt du Aermſte, und was kannſt du geben?
Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur iſt des Lebens Reiz —
Um ſie, in ew'gem Freudenchore, ſchweben
Der Anmuth Götter und der Jugendluſt,
Das Glück der Himmel iſt an ihrer Bruſt,
Du haſt nur todte Güter zu vergeben!
Das Eine höchſte, was das Leben ſchmückt,
Wenn ſich ein Herz, entzückend und entzückt,

Dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen,
Die Frauenkrone haſt du nie beſeſſen,
Nie haſt du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz,
Ich ſelber kann ſie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis ſei mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.

Was ſagte dir die Königin?

Mortimer.

Nichts, Sir.
Nichts — von Bedeutung.

Paulet (ſieht ihn mit ernſtem Blick).

Höre, Mortimer!
Es iſt ein ſchlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend iſt die Gunſt
Der Könige, nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!

Mortimer.

Wart ihr's nicht ſelbſt, der an den Hof mich brachte?

Paulet.

Ich wünſchte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward *unſers* Hauſes Ehre nicht geſammelt.
Steh feſt, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewiſſen nicht!

Mortimer.

Was fällt euch ein? Was für Beſorgniſſe!

Paulet.

Wie groß dich auch die Königin zu machen
Verſpricht — Trau ihrer Schmeichelrede nicht.
Verläugnen wird ſie dich, wenn du gehorcht,
Und ihren eignen Namen rein zu waſchen,
Die Blutthat rächen, die ſie ſelbſt befahl.

Mortimer.

Die Blutthat ſagt ihr —

Paulet.

Weg, mit der Verſtellung!
Ich weiß, was dir die Königin angeſonnen,
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Willfähr'ger ſeyn wird, als mein ſtarres Alter.
Haſt du ihr zugeſagt? Haſt du?

Mortimer.

Mein Oheim!

Paulet.

Wenn du's gethan haſt, ſo verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —

Leiceſter (kommt).

Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit eurem Neffen. Die Monarchin
Iſt gnadenvoll geſinnt für ihn, ſie will,
Daß man ihm die Perſon der Lady Stuart
Uneingeſchränkt vertraue — Sie verläßt ſich
Auf ſeine Redlichkeit —

Paulet.

Verläßt ſich — Gut!

Leiceſter.

Was ſagt ihr, Sir?

Paulet.

Die Königin verläßt ſich
Auf ihn, und ich, Milord, verlaſſe mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen.

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Leiceſter. Mortimer.

Leiceſter (verwundert).

Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.

Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königin mir ſchenkt —

Leiceſter (ihn forſchend anſehend).

Verdient ihr, Ritter, daß man euch vertraut?

Mortimer (eben ſo).

Die Frage thu' ich euch, Milord von Leſter.

Leiceſter.

Ihr hattet mir was in geheim zu ſagen.

Mortimer.

Verſichert mich erſt, daß ichs wagen darf.

Leiceſter.

Wer giebt mir die Verſicherung für euch?
— Laßt euch mein Mistraun nicht beleidigen!
Ich ſeh' euch zweierley Geſichter zeigen
An dieſem Hofe — Eins darunter iſt
Nothwendig falſch, doch welches iſt das wahre?

Mortimer.

Es geht mir eben ſo mit euch, Graf Leſter.

Leiceſter.

Wer ſoll nun des Vertrauens Anfang machen? —

Mortimer.

Wer das geringere zu wagen hat.

Leiceſter.

Nun! Der ſeid ihr!

Mortimer.

Ihr ſeid es! Euer Zeugniß,
Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden ſchlagen, meins vermag
Nichts gegen euren Rang und eure Gunſt.

Leiceſter.

Ihr irrt euch, Sir. In allem andern bin ich
Hier mächtig, nur in dieſem zarten Punkt,
Den ich jetzt eurer Treu Preiß geben ſoll,
Bin ich der ſchwächſte Mann an dieſem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniß kann mich ſtürzen.

Mortimer.

Wenn ſich der allvermögende Lord Leſter
So tief zu mir herunterläßt, ein ſolch
Bekenntniß mir zu thun, ſo darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir ſelbſt,
Und ihm in Großmuth ein Exempel geben.

Leiceſter.

Geht mir voran im Zutraun, ich will folgen.

Mortimer.
(den Brief ſchnell hervorziehend)

Dieß ſendet euch die Königin von Schottland.

Leiceſter.

(ſchrickt zuſammen und greift haſtig darnach)

Sprecht leiſe, Sir — Was ſeh' ich! Ach! Es iſt
Ihr Bild!

(küßt es und betrachtet es mit ſtummem Entzücken.)

Mortimer.

(der ihn während des Leſens ſcharf beobachtet)

Milord, nun glaub ich euch!

Leiceſter.

(nachdem er den Brief ſchnell durchlaufen)

Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Innhalt?

Mortimer.

Nichts weiß ich.

Leiceſter.

Nun! Sie hat euch ohne Zweifel
Vertraut —

Mortimer.

Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet
Dieß Räthſel mir erklären, ſagte ſie.
Ein Räthſel iſt es mir, daß Graf von Leſter,
Der Günſtling der Eliſabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann ſeyn ſoll, von dem die Königin
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem ſo ſeyn, denn eure Augen ſprechen
Zu deutlich aus, was ihr für ſie empfindet.

Leiceſter.

Entdeckt mir ſelbſt erſt, wie es kommt, daß ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schickſal,
Und was euch ihr Vertraun erwarb.

Mortimer.

Milord,
Das kann ich euch mit wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeſchworen
Zu Rom, und ſteh' im Bündniß mit den Guiſen.
Ein Brief des Erzbiſchofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bei der Königin von Schottland.

Leiceſter.

Ich weiß von eurer Glaubensänderung,
Sie iſt's, die mein Vertrauen zu euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorſicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walſingham und Burleigh haſſen mich,
Ich weiß, daß ſie mir laurend Netze ſtellen.
Ihr konntet ihr Geſchöpf und Werkzeug ſeyn,
Mich in das Garn zu ziehn —

Mortimer.

Wie kleine Schritte
Geht ein ſo großer Lord an dieſem Hof!
Graf! ich beklag' euch.

Leiceſter.

Freudig werf' ich mich
An die vertraute Freundesbruſt, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr ſeid verwundert, Sir, daß ich ſo ſchnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That haßt' ich ſie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht ſeit langen Jahren,
Ihr wißt's, eh ſie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit ſie umlachte.
Kalt ſtieß ich damals dieſes Glück von mir,
Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Such' ich ſie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.

Das heißt großmüthig handeln!

Leiceſter.

— Die Geſtalt
Der Dinge, Sir, hat ſich indeß verändert.
Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein, ich hoffte
Auf den Beſitz der Königin von England.

Mortimer.

Es iſt bekannt, daß ſie euch allen Männern
Vorzog —

Leiceſter.

So ſchien es, edler Sir — Und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdroßnen Werbens,
Verhaßten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!
Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preiſt mich glücklich — wüßte man, was es
Für Ketten ſind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bittre Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechſel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigenſinns,
Geliebkoſt jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit ſprödem Stolz zurückgeſtoßen,
Von ihrer Gunſt und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eiferſucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Geſcholten — O die Sprache hat kein Wort
Für dieſe Hölle!

Mortimer.

Ich beklag' euch, Graf.

Leiceſter.

Täuſcht mich am Ziel der Preis! Ein andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.

An einen jungen blühenden Gemahl
Verlier ich meine lang beſeßnen Rechte,
Herunterſteigen ſoll ich von der Bühne,
Wo ich ſo lange als der Erſte glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunſt
Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie iſt ein Weib, und er iſt liebenswerth.

Mortimer.

Er iſt Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichelns Künſte ausgelernt.

Leiceſter.

So ſtürzen meine Hoffnungen — ich ſuche
In dieſem Schiffbruch meines Glücks ein Bret
Zu faſſen — und mein Auge wendet ſich
Der erſten ſchönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir, Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein,
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken ſeh' ich ſie in tiefes Elend
Herabgeſtürzt, geſtürzt durch mein Verſchulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und beſitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,

Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieſer Brief, den ihr mir überbracht,
Verſichert mir, daß ſie verzeiht, ſich mir
Zum Preiße ſchenken will, wenn ich ſie rette.

Mortimer.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr ließt geſchehn, daß ſie verurtheilt wurde,
Gabt eure Stimme ſelbſt zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geſchehn — Der Wahrheit Licht
Muß mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatikan zu Rom muß ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonſt fand ſie nicht einmal den Weg zu euch!

Leiceſter.

Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekoſtet!
Um ſelbe Zeit ward ſie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weg geführt, der ſtrengen
Gewahrſam eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr, ich mußte
Fortfahren vor der Welt, ſie zu verfolgen.
Doch denket nicht, daß ich ſie leidend hätte
Zum Tode gehen laſſen! Nein, ich hoffte,
Und hoffe noch, das Aeuſerſte zu hindern,
Bis ſich ein Mittel zeigt, ſie zu befreyn.

Mortimer.

Das iſt gefunden — Leſter, euer edles
Vertraun verdient Erwiederung. Ich will ſie
Befreien, darum bin ich hier, die Anſtalt
Iſt ſchon getroffen, euer mächt'ger Beiſtand
Verſichert uns den glücklichen Erfolg.

Leiceſter.

Was ſagt ihr? Ihr erſchreckt mich. Wie? Ihr wolltet —

Mortimer.

Gewaltſam aufthun will ich ihren Kerker,
Ich hab' Gefährten, alles iſt bereit —

Leiceſter.

Ihr habt Mitwiſſer und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt ihr mich hinein!
Und dieſe wiſſen auch um mein Geheimniß?

Mortimer.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne euch entworfen,
Ohn' euch wär' er vollſtreckt, beſtünde ſie
Nicht drauf, euch ihre Rettung zu verdanken.

Leiceſter.

So könnt ihr mich für ganz gewiß verſichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt iſt?

Mortimer.

Verlaßt euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Botſchaft, die euch Hülfe bringt?

Ihr wollt die Stuart retten und beſitzen,
Ihr findet Freunde, plötzlich, unerwartet,
Vom Himmel fallen euch die nächſten Mittel —
Doch zeigt ihr mehr Verlegenheit als Freude?

Leiceſter.

Es iſt nichts mit Gewalt. Das Wageſtück
Iſt zu gefährlich.

Mortimer.

Auch das Säumen iſt's!

Leiceſter.

Ich ſag' euch, Ritter, es iſt nicht zu wagen.

Mortimer (bitter).

Nein, nicht für euch, der ſie beſitzen will!
Wir wollen ſie bloß retten, und ſind nicht ſo
Bedenklich —

Leiceſter.

Junger Mann, ihr ſeid zu raſch
In ſo gefährlich dornenvoller Sache.

Mortimer.

Ihr — ſehr bedacht in ſolchem Fall der Ehre.

Leiceſter.

Ich ſeh' die Netze, die uns rings umgeben.

Mortimer.

Ich fühle Muth, ſie alle zu durchreißen.

Leiceſter.

Tollkühnheit, Raſerey iſt dieſer Muth.

Mortimer.

Nicht Tapferkeit iſt dieſe Klugheit, Lord.

Leiceſter.

Euch lüſtet's wohl, wie Babington zu enden?

Mortimer.

Euch nicht, des Norfolks Großmuth nachzuahmen.

Leiceſter.

Norfolk hat ſeine Braut nicht heimgeführt.

Mortimer.

Er hat bewieſen, daß er's würdig war.

Leiceſter.

Wenn wir verderben, reißen wir ſie nach.

Mortimer.

Wenn wir uns ſchonen, wird ſie nicht gerettet.

Leiceſter.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet alles
Mit heftig blindem Ungeſtüm zerſtören,
Was auf ſo guten Weg geleitet war.

Mortimer.

Wohl auf den guten Weg, den ihr gebahnt?
Was habt ihr denn gethan, um ſie zu retten?

— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug geweſen,
Sie zu ermorden, wie die Königin
Mir anbefahl, wie ſie zu dieſer Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anſtalt,
Die Ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Leiceſter (erſtaunt).

Gab euch die Königin dieſen Blutbefehl?

Mortimer.

Sie irrte ſich in mir, wie ſich Maria
In euch.

Leiceſter.

Und ihr habt zugeſagt? Habt ihr?

Mortimer.

Damit ſie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.

Leiceſter.

Ihr thatet wohl.
Dieß kann uns Raum verſchaffen. Sie verläßt ſich
Auf euren blut'gen Dienſt, das Todesurtheil
Bleibt unvollſtreckt, und wir gewinnen Zeit —

Mortimer (ungeduldig).

Nein, wir verlieren Zeit!

Leiceſter.

Sie zählt auf euch,
So minder wird ſie Anſtand nehmen, ſich

Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch Liſt ſie überrede,
Das Angeſicht der Gegnerin zu ſehn,
Und dieſer Schritt muß ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn ſie ſie geſehn.
— Ja ich verſuch' es, alles biet' ich auf —

Mortimer.

Und was erreicht ihr dadurch? Wenn ſie ſich
In mir getäuſcht ſieht, wenn Maria fortfährt,
Zu leben — Iſt nicht alles wie zuvor?
Frei wird ſie niemals! Auch das mildeſte,
Was kommen kann, iſt ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt ihr doch enden,
Warum wollt ihr nicht gleich damit beginnen?
In euren Händen iſt die Macht, ihr bringt
Ein Heer zuſammen, wenn ihr nur den Adel
Auf euren vielen Schlöſſern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde,
Der Howard und der Percy edle Häuſer,
Ob ihre Häupter gleich geſtürzt, ſind noch
An Helden reich, ſie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beiſpiel gebe!
Weg mit Verſtellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,

Kämpft einen edeln Kampf um ſie. Ihr ſeid
Herr der Perſon der Königin von England,
Sobald ihr wollt. Lockt ſie auf eure Schlöſſer,
Sie iſt euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet ſie
Verwahrt, bis ſie die Stuart frei gegeben!

Leiceſter.

Ich ſtaune, ich entſetze mich — Wohin
Reißt euch der Schwindel? — Kennt ihr dieſen Boden?
Wißt ihr, wie's ſteht an dieſem Hof, wie eng
Dies Frauenreich die Geiſter hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeiſt, der ehmals wohl
In dieſem Land ſich regte — Unterworfen
Iſt alles, unterm Schlüſſel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgeſpannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtſam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer.

Maria hofft!
Kehr ich mit leerem Troſt zu ihr zurück?

Leiceſter.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt ihr die ſelbſt! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht euch zum Liebesboten!

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter.

Eliſabeth.

er gieng da von euch weg? Ich hörte ſprechen.

Leiceſter.

(ſich auf ihre Rede ſchnell und erſchrocken umwendend)

s war Sir Mortimer.

Eliſabeth.

Was iſt euch, Lord?

o ganz betreten?

Leiceſter (faßt ſich).

— Ueber deinen Anblick!

h habe dich ſo reizend nie geſehn,

eblendet ſteh ich da von deiner Schönheit.

— Ach!

Eliſabeth.

Warum ſeufzt ihr?

Leiceſter.

Hab' ich keinen Grund

u ſeufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
rneut ſich mir der namenloſe Schmerz
es drohenden Verluſtes.

Eliſabeth.

Was verliert ihr?

Leiceſter.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbſt verlier ich.
Bald wirſt du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz beſitzen.
Er iſt von königlichem Blut, das bin
Ich nicht, doch trotz ſey aller Welt geboten,
Ob einer lebt auf dieſem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Duc von Anjou hat dich nie geſehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben.
Ich liebe Dich. Wärſt du die ärmſte Hirtin,
Ich als der größte Fürſt der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich herunter ſteigen,
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Eliſabeth.

Beklag' mich, Dudley, ſchilt mich nicht — Ich darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,
Die das erhöhen dürfen, was ſie lieben.
So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer iſt, die Krone
Aufſetzen kann! — Der Stuart wards vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verſchenken,
Die hat ſich jegliches erlaubt, ſie hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leiceſter.

Jetzt trinkt ſie auch den bittern Kelch des Leidens

Eliſabeth.

Sie hat der Menſchen Urtheil nichts geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud ſie
Das Joch ſich auf, dem ich mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Anſprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Luſt zu freun,
Doch zog ich ſtrenge Königspflichten vor.
Und doch gewann ſie aller Männer Gunſt,
Weil ſie ſich nur befliß, ein Weib zu ſeyn,
Und um ſie buhlt die Jugend und das Alter.
So ſind die Männer. Lüſtlinge ſind alle!
Dem Leichtſinn eilen ſie, der Freude zu,
Und ſchätzen nichts, was ſie verehren müſſen.
Verjüngte ſich nicht dieſer Talbot ſelbſt,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leiceſter.

Vergieb es ihm. Er war ihr Wächter einſt,
Die Liſt'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Eliſabeth.

Und iſt's denn wirklich wahr, daß ſie ſo ſchön iſt?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören,
Wohl möcht' ich wiſſen, was zu glauben iſt.
Gemählde ſchmeicheln, Schilderungen lügen,

Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was ſchaut ihr mich ſo ſeltſam an?

Leiceſter.

Ich ſtellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünſcht ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz in geheim geſchehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu ſehn!
Dann ſollteſt du erſt deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beſchämung gönnt' ich ihr,
Daß ſie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat ſcharfe Augen — überzeugt ſich ſähe,
Wie ſehr ſie auch an Adel der Geſtalt
Von dir beſiegt wird, der ſie ſo unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Eliſabeth.

Sie iſt die jüngere an Jahren.

Leiceſter.

Jünger!
Man ſiehts ihr nicht an. Freilich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bittrer machte,
Das wäre, dich als Braut zu ſehn! Sie hat
Des Lebens ſchöne Hoffnung hinter ſich,
Dich ſähe ſie dem Glück entgegen ſchreiten!

Und als die Braut des Königsſohns von Frankreich,
Da ſie ſich ſtets ſo viel gewußt, ſo ſtolz
Gethan mit der franzöſiſchen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hilfe pocht!

Eliſabeth (nachläſſig hinwerfend).

Man peinigt mich ja ſie zu ſehn.

Leiceſter (lebhaft).

Sie fodert's
Als eine Gunſt, gewähr es ihr als Strafe!
Du kannſt ſie auf das Blutgerüſte führen,
Es wird ſie minder peinigen, als ſich
Von deinen Reizen ausgelöſcht zu ſehn.
Dadurch ermordeſt du ſie, wie ſie dich
Ermorden wollte — Wenn ſie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Geſtellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den ſie, leichtſinnig buhlend, von ſich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geſchmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geſchlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warſt du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter als eben jetzt — Mich ſelbſt
Haſt du umſtrahlt wie eine Lichterſcheinung,
Als du vorhin ins Zimmer trateſt — Wie?

Wenn du gleich jetzt, jetzt wie du biſt, hinträteſt
Vor ſie, du findeſt keine ſchön're Stunde —

Eliſabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Leſter — Nein, das muß ich
Erſt wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leiceſter (lebhaft einfallend).

Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil,
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte,
Der zarte Punkt gehört vor Dein Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja auch Staatskunſt will es,
Daß du ſie ſiehſt, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinneſt!
Magſt du nachher dich der verhaßten Feindin,
Auf welche Weiſe dirs gefällt, entladen.

Eliſabeth.

Nicht wohlanſtändig wär mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu ſehn. Man ſagt,
Daß ſie nicht königlich umgeben ſey,
Verwerfend wär mir ihres Mangels Anblick.

Leiceſter.

Nicht ihrer Schwelle brauchſt du dich zu nahn.
Hör meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunſch gefügt. Heut iſt das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbei,

Dort kann die Stuart ſich im Park ergehn,
Du kommſt ganz wie ohngefähr dahin,
Es darf nichts als vorher bedacht erſcheinen,
Und wenn es dir zuwider, redeſt du
Sie gar nicht an —

Eliſabeth.

Begeh' ich eine Thorheit,
So iſt es eure, Leſter, nicht die meine.
Ich will euch heute keinen Wunſch verſagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am weheſten gethan.
(Ihn zärtlich anſehend.)
Sey's eine Grille nur von euch. Dadurch
Giebt Neigung ſich ja kund, daß ſie bewilligt
Aus freier Gunſt, was ſie auch nicht gebilligt.

(Leiceſter ſtürzt zu ihren Füßen, der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen beſetzt, hinten eine weite Ausſicht.

Erſter Auftritt.

Maria tritt in ſchnellem Lauf hinter Bäumen hervor. **Hanna Kennedy** folgt langſam.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet,
So kann ich euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind ſeyn, ſey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen,
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Iſt nur um ein klein weniges erweitert.
Ihr ſeht nur nicht die Mauer, die uns einſchließt,
Weil ſie der Bäume dicht Geſträuch verſteckt.

Maria.

O dank, dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchooß?
Die Blicke, frei und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeßnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Geſandten!
Frei in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeid nicht dieſer Königin unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! Ihr ſeid außer euch,
Die langentbehrte Freiheit macht euch ſchwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fiſcher den Nachen an!
Dieſes elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich ſchnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug ſollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück ſollt' er finden in ſeinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünſche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finſter grauſames Verbot ſcheucht jedes
Mitleidige Geſchöpf aus unſerm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umſonſt
Iſt meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunſt iſt mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es iſt
Der Liebe thät'ge Hand, der ich ſie danke.
Lord Leſters mächt'gen Arm erkenn' ich drinn.
Allmählig will man mein Gefängniß weiten,

Durch kleineres zum größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz deſſen endlich ſchaue,
Der mir die Bande löſt auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann dieſen Widerſpruch nicht reimen!
Noch geſtern kündigt man den Tod euch an,
Und heute wird euch plötzlich ſolche Freiheit.
Auch denen, hört' ich ſagen, wird die Kette
Gelöſt, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

Maria.

Hörſt du das Hifthorn? Hörſt du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu ſchwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr! O die bekannte Stimme,
Schmerzlich ſüßer Erinnerung voll.
Oft vernahm ſie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigten Haiden,
Wenn die tobende Jagd erſcholl.

Zweiter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet.

Nun! Hab' ichs endlich recht gemacht, Milady?
Verdien' ich einmal euern Dank?

Maria.

Wie, Ritter?
Seid ihr's, der dieſe Gunſt mir ausgewirkt?
Ihr ſelb's?

Paulet.

Warum ſoll ichs nicht ſeyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte euer Schreiben —

Maria.

Ihr übergabt es? Wirklich, thatet ihr's?
Und dieſe Freiheit, die ich jetzt genieße,
Iſt eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Bedeutung).

Und nicht die einz'ge!
Macht euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria.

Auf eine größre, Sir? Was meint ihr damit?

Paulet.

Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Ahndung).

Ihr erſchreckt mich!

Paulet.

Die Königin jagt in dieſer Gegend.

Maria.

Was?

Paulet.

In wenig Augenblicken ſteht ſie vor euch.

Kennedy.

(auf Maria zueilend, welche zittert und hinzuſinken droht)

Wie wird euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet.

Nun? Iſts nun nicht recht? War's nicht eure Bitte?
Sie wird euch früher gewährt, als ihr gedacht.
Ihr ward ſonſt immer ſo geſchwinder Zunge,
Jetzt bringet eure Worte an, jetzt iſt
Der Augenblick zu reden!

Maria.

O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchſte Gunſt erbeten,
Dünkt mir jetzt ſchrecklich, fürchterlich — Komm Hanna,
Führ' mich ins Haus, daß ich mich faſſe, mich
Erhohle —

Paulet.

Bleibt. Ihr müßt ſie hier erwarten.
Wohl, wohl mag's euch beängſtigen, ich glaub's,
Vor eurem Richter zu erſcheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Maria.

Es iſt nicht darum! Gott, mir iſt ganz anders
Zu Muth — Ach edler Schrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugeſendet!
— Ich kann ſie nicht ſehn! Rettet, rettet mich
Von dem verhaßten Anblick —

Schrewsbury.

Kommt zu euch, Königin! Faßt euren Muth
Zuſammen. Das iſt die entſcheidungsvolle Stunde.

Univ.-Bibl. München

Maria.

Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir
Geſagt und ins Gedächtniß eingeſchrieben,
Wie ich ſie rühren wollte und bewegen!
Vergeſſen plötzlich, ausgelöſcht iſt alles,
Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider ſie
Iſt mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter.

Schrewsbury.

Gebietet eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie ſehr auch euer Innres widerſtrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Geſetz der Stunde!
Sie iſt die Mächtige — demüthigt euch!

Maria.

Vor ihr! Ich kann es nimmermehr.

Schrewsbury.

Thuts dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelaſſenheit!
Ruft ihre Großmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf euer Recht, jetzo iſt nicht die Stunde.

Maria.

Ach mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns ſehen ſollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer gutes kommen!
Eh mögen Feu'r und Waſſer ſich in Liebe
Begegnen und das Lamm den Tiger küſſen —
Ich bin zu ſchwer verletzt — ſie hat zu ſchwer
Beleidigt — Nie iſt zwiſchen uns Verſöhnung!

Schrewsbury.

Seht ſie nur erſt von Angeſicht!

Ich ſah es ja, wie ſie von eurem Brief
Erſchüttert war, ihr Auge ſchwamm in Thränen.
Nein, ſie iſt nicht gefühllos, hegt ihr ſelbſt
Nur beſſeres Vertrauen — Darum eben
Bin ich voraus geeilt, damit ich euch
In Faſſung ſetzen und ermahnen möchte.

Maria (ſeine Hand ergreifend).

Ach Talbot! Ihr war't ſtets mein Freund — daß ich
In eurer milden Haft geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeßt jetzt alles. Darauf denkt allein,
Wie ihr ſie unterwürfig wollt empfangen.

Maria.

Iſt Burleigh auch mit ihr, mein böſer Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet ſie als Graf von Leſter.

Maria.

Lord Leſter!

Schrewsbury.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht Er
Will euren Untergang — Sein Werk iſt es,
Daß euch die Königin die Zuſammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach! Ich wußt' es wohl!

Schrewsbury.

Was ſagt ihr?

Paulet.

Die Königin kommt!

(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth. Graf Leiceſter. Gefolge.

Eliſabeth (zu Leiceſter).

Wie heißt der Landſitz?

Leiceſter.

Fotheringhayſchloß.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Schickt unſer Jagdgefolg voraus nach London,
Das Volk drängt allzuheftig in den Straßen,
Wir ſuchen Schutz in dieſem ſtillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem ſie zu Paulet weiter ſpricht)

Mein gutes Volk liebt mich zu ſehr. Unmäßig,
Abgöttiſch ſind die Zeichen ſeiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menſchen.

Maria.

(welche dieſe Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt ſich jetzt und ihr Auge begegnet dem geſpannten Blick der Eliſabeth. Sie ſchaudert zuſammen und wirft ſich wieder an der Amme Bruſt)

O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!

Eliſabeth.

Wer iſt die Lady? (Ein allgemeines Schweigen)

Leiceſter.

— Du biſt zu Fotheringhay, Königin.

Eliſabeth.

(ſtellt ſich überraſcht und erſtaunt, einen finſtern Blick auf Leiceſtern richtend)

Wer hat mir das gethan? Lord Leſter!

Leiceſter.

Es iſt geſchehen, Königin — Und nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid ſiegen.

Shrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft ſich zuſammen und will auf die Eliſabeth zugehen, ſteht aber auf halbem Weg ſchaudernd ſtill, ihre Gebärden drücken den heftigſten Kampf aus.)

Eliſabeth.

Wie, Milords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geſchmeidigt.

Maria.

Sey's!
Ich will mich auch noch dieſem unterwerfen.
Fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergeſſen, wer ich bin, und was
Ich litt, ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in dieſe Schmach herunterſtieß.

(Sie wendet ſich gegen die Königin.)

Der Himmel hat für euch entſchieden, Schweſter!
Gekrönt vom Sieg iſt euer glücklich Haupt,
Die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte!

(Sie fällt vor ihr nieder.)

Doch ſeid auch ihr nun edelmüthig, Schweſter!
Laßt mich nicht ſchmachvoll liegen, eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall.

Eliſabeth (zurücktretend)

Ihr ſeid an eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preiſ' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euren Füßen
So liegen ſollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit ſteigendem Affekt).

Denkt an den Wechſel alles Menſchlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet ſie, die ſchrecklichen,
Die mich zu euren Füßen niederſtürzen —
Um dieſer fremden Zeugen willen, ehrt
In mir euch ſelbſt, entweihet, ſchändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern
Wie in den euren fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, ſchroff und unzugänglich, wie
Die Felſenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfaſſen ſtrebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geſchick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft,
Löſt mir das Herz, daß ich das eure rühre!
Wenn ihr mich anſchaut mit dem Eiſesblick,
Schließt ſich das Herz mir ſchaudernd zu, der Strom
Der Thränen ſtockt, und kaltes Grauſen feſſelt
Die Flehensworte mir im Buſen an.

Eliſabeth (kalt und ſtrenge).

Was habt ihr mir zu ſagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich ſprechen wollen. Ich vergeſſe
Die Königin, die ſchwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schweſter zu erfüllen,
Und meines Anblicks Troſt gewähr ich euch.

Dem Trieb der Großmuth folg' ich, ſetze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich ſo weit
Herunter ſteige — denn ihr wißt,
Daß ihr mich habt ermorden laſſen wollen.

Maria.

Womit ſoll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich ſtellen, daß ſie euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gieb meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich ſelbſt nicht ſprechen, ohne euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht iſt,
Denn ich bin eine Königin wie ihr,
Und ihr habt als Gefangne mich gehalten,
Ich kam zu euch als eine Bittende,
Und ihr, des Gaſtrechts heilige Geſetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein, die Freunde,
Die Diener werden grauſam mir entriſſen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preiß gegeben,
Man ſtellt mich vor ein ſchimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke, was ich grauſames erlitt.
— Seht! Ich will alles eine Schickung nennen,

Ihr ſeid nicht ſchuldig, ich bin auch nicht ſchuldig,
Ein böſer Geiſt ſtieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unſern Herzen zu entzünden,
Der unſre zarte Jugend ſchon entzweyt.
Er wuchs mit uns, und böſe Menſchen fachten
Der unglückſeligen Flamme Athem zu.
Wahnſinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwerdt und Dolch die unberufne Hand —
Das iſt das Fluchgeſchick der Könige,
Daß ſie, entzweyt, die Welt in Haß zerreißen,
Und jeder Zwietracht Furien entfeſſeln.
— Jetzt iſt kein fremder Mund mehr zwiſchen uns,
(nähert ſich ihr zutraulich und mit ſchmeichelndem Ton)
Wir ſtehn einander ſelbſt nun gegenüber.
Jetzt Schweſter redet! Nennt mir meine Schuld,
Ich will euch völliges Genügen leiſten.
Ach, daß ihr damals mir Gehör geſchenkt,
Als ich ſo dringend euer Auge ſuchte!
Es wäre nie ſo weit gekommen, nicht
An dieſem traur'gen Ort geſchähe jetzt
Die unglückſelig traurige Begegnung.

Eliſabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Buſen mir zu legen.
— Nicht die Geſchicke, euer ſchwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrſucht eures Hauſes.

Nichts feindliches war zwiſchen uns geſchehn,
Da kündigte mir euer Ohm, der ſtolze,
Herrſchwüthge Prieſter, der die freche Hand
Nach allen Kronen ſtreckt, die Fehde an,
Bethörte euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Prieſter Zungen und der Völker Schwerdt,
Des frommen Wahnſinns fürchterliche Waffen,
Hier ſelbſt, im Friedensſitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott iſt mit mir, und der ſtolze Prieſter
Behält das Feld nicht — Meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das eure fällt!

Maria.

Ich ſteh' in Gottes Hand. Ihr werdet euch
So blutig eurer Macht nicht überheben —

Eliſabeth.

Wer ſoll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beiſpiel allen Königen der Welt,
Wie man mit ſeinen Feinden Frieden macht,
Die Sankt Barthelemi ſey meine Schule!
Was iſt mir Blutsverwandſchaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,

Den Treubruch heiligt ſie, den Königsmord,
Ich übe nur, was eure Prieſter lehren.
Sagt! Welches Pfand gewährte mir für euch,
Wenn ich großmüthig eure Bande löſte?
Mit welchem Schloß verwahr' ich eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüſſel öffnen kann?
Gewalt nur iſt die einz'ge Sicherheit,
Kein Bündniß iſt mit dem Gezücht der Schlangen.

Maria.

O das iſt euer traurig finſtrer Argwohn!
Ihr habt mich ſtets als eine Feindin nur
Und Fremdlingin betrachtet. Hättet ihr
Zu eurer Erbin mich erklärt, wie mir
Gebührt, ſo hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Verwandte
In mir erhalten.

Eliſabeth.

Draußen, Lady Stuart,
Iſt eure Freundſchaft, euer Haus das Pabſtthum,
Der Mönch iſt euer Bruder — Euch, zur Erbin
Erklären! Der verrätheriſche Fallſtrick!
Daß ihr bei meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine liſtige Armida
Die edle Jugend meines Königreichs
In eurem Buhlernetze ſchlau verſtricktet —

Daß alles ſich der neu aufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!
Jedwedem Anſpruch auf dieß Reich entſag' ich.
Ach, meines Geiſtes Schwingen ſind gelähmt,
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habts erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen iſt in langer Kerkerſchmach
Der edle Muth — Ihr habt das äußerſte an mir
Gethan, habt mich zerſtört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schweſter. Sprecht es aus,
Das Wort, um deſſentwillen ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß ihr kamt,
Um euer Opfer grauſam zu verhöhnen.
Sprecht dieſes Wort aus. Sagt mir: „Ihr ſeid frey,
„Maria! Meine Macht habt ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren.“
Sagts, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geſchenk aus eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht alles ungeſchehn. Ich warte
Darauf. O laßt michs nicht zu lang erharren!
Weh euch, wenn ihr mit dieſem Wort nicht endet!
Denn wenn ihr jetzt nicht ſegenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir ſcheidet — Schweſter!

Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht ich vor euch ſo ſtehn, wie ihr vor mir!

Eliſabeth.

Bekennt ihr endlich euch für überwunden?
Iſt's aus mit euren Ränken? Iſt kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abentheurer
Für euch die traur'ge Ritterſchaft mehr wagen?
— Ja es iſt aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüſtet keinen euer — vierter Mann
Zu werden, denn ihr tödet eure Freier,
Wie eure Männer!

Maria (auffahrend).

Schweſter! Schweſter!
O Gott! Gott! Gieb mir Mäßigung!

Eliſabeth.

(ſieht ſie lange mit einem Blick ſtolzer Verachtung an)

Das alſo ſind die Reizungen, Lord Leſter,
Die ungeſtraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib ſich wagen darf zu ſtellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es koſtet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu ſeyn, als die gemeine ſeyn für alle!

Maria.

Das iſt zu viel!

Eliſabeth (höhniſch lachend).

Jetzt zeigt ihr euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria.

(von Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde)

Ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falſchen Schein
Hab' ich verſchmäht, mit königlichem Freimuth.
Das ärgſte weiß die Welt von mir und ich
Kann ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf.
Weh euch, wenn ſie von euren Thaten einſt
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Glut verſtohlner Lüſte deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt ihr von eurer Mutter
Geerbt, man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot beſtiegen.

Schrewsbury (tritt zwiſchen beide Königinnen).

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Iſt das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.

Mäßigung! Ich habe
Ertragen, was ein Menſch ertragen kann.

Fahr hin, lammherzige Gelaſſenheit,
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld,
Spreng endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll —
Und du, der dem gereizten Baſilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Schrewsbury.

O ſie iſt außer ſich!
Verzeih der raſenden, der ſchwer gereizten!
(Eliſabeth, für Zorn ſprachlos, ſchießt wüthende Blicke auf Marien.)

Leiceſter.

(in der heftigſten Unruhe, ſucht die Eliſabeth hinweg zu führen.)
Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von dieſem unglückſel'gen Ort!

Maria.

Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, ſo läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.
(Eliſabeth geht ſchnell ab, die Lords folgen ihr in der höchſten Beſtürzung.)

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

O was habt ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt iſt es aus und alle Hoffnung ſchwindet.

Maria (noch ganz außer ſich).

Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!
(der Kennedy um den Hals fallend)
O wie mir wohl iſt, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslaſten fällts von meinem Herzen,
Das Meſſer ſtieß ich in der Feindin Bruſt.

Kennedy.

Unglückliche! Der Wahnſinn reißt euch hin,
Ihr habt die Unverſöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, ſie iſt die Königin,
Vor ihrem Buhlen habt ihr ſie verhöhnt!

Maria.

Vor Leſters Augen hab' ich ſie erniedrigt!
Er ſah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich ſie niederſchlug von ihrer Höhe,
Er ſtand dabey, mich ſtärkte ſeine Nähe!

Sechſter Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy.

O Sir! Welch ein Erfolg —

Mortimer.

Ich hörte alles.

(Giebt der Amme ein Zeichen ſich auf ihren Poſten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Weſen drückt eine heftige leidenſchaftliche Stimmung aus.)

Du haſt geſiegt! Du tratſt ſie in den Staub,
Du warſt die Königin, ſie der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an, wie eine Göttin groß und herrlich,
Erſcheinſt du mir in dieſem Augenblick.

Maria.

Ihr ſpracht mit Leſtern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geſchenk — O redet, Sir!

Mortimer.

(mit glühenden Blicken ſie betrachtend)

Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!

Maria.

Ich bitt' euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was ſpricht Milord? O ſagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? das iſt ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!

Maria.

Was ſagt ihr?

Mortimer.

Er euch retten und beſitzen!
Er euch! Er ſoll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann iſts aus!

Mortimer.

Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die ſeine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun!

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!
Was kann Er thun, und was bedarf man ſein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ach, was vermögt ihr!

Mortimer.

                    Täuſchet euch nicht mehr,
Als ob es noch wie geſtern mit euch ſtünde!
So wie die Königin jezt von euch gieng,
Wie dieß Geſpräch ſich wendete, iſt alles
Verloren, jeder Gnadenweg geſperrt.
Der That bedarfs jezt, Kühnheit muß entſcheiden,
Für Alles werde Alles friſch gewagt,
Frei müßt ihr ſeyn, noch eh der Morgen tagt.

Maria.

Was ſprecht ihr? dieſe Nacht! Wie iſt das möglich?

Mortimer.

Hört, was beſchloſſen iſt. Verſammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten,
Ein Prieſter hörte unſre Beichte an,
Ablaß iſt uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begiengen, Ablaß im voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das lezte Sakrament empfiengen wir,
Und fertig ſind wir zu der lezten Reiſe.

Maria.

O welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer.

Dieß Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht,
Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reißen dich aus deiner Kammer
Gewaltſam, ſterben muß von unſrer Hand,
Daß niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria.

Und Drury, Paulet, meine Kerkermeiſter?
O eher werden ſie ihr letztes Blut —

Mortimer.

Von meinem Dolche fallen ſie zuerſt!

Maria.

Was? Euer Oheim, euer zweiter Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen ſtirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Frevel!

Mortimer.

Alle Frevel ſind
Vergeben im voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich wills.

Maria.

O ſchrecklich, ſchrecklich!

Mortimer.

Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Eh' ſo viel Blut um mich —

Mortimer.

Was iſt mir alles Leben gegen *dich*
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich löſen, eine zweite Waſſerfluth
Herwogend alles athmende verſchlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entſage,
Eh' nahe ſich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend).

Gott! Welche Sprache Sir, und — welche Blicke!
— Sie ſchrecken, ſie verſcheuchen mich.

Mortimer.
(mit irren Blicken, und im Ausdruck des ſtillen Wahnſinns)

Das Leben iſt
Nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer!
— Man ſchleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühnder Eiſenzange,
(indem er heftig auf ſie zugeht, mit ausgebreiteten Armen)
Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend).

Unſinniger, zurück —

Mortimer.

An dieſer Bruſt,
Auf dieſem Liebe athmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der iſt ein Raſender, der nicht das Glück
Feſthält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in ſeine Hand gegeben.
Ich will dich retten, koſt' es tauſend Leben,
Ich rette dich, ich will es, doch ſowahr
Gott lebt! Ich ſchwör's, ich will dich auch beſitzen.

Maria.

O will kein Gott, kein Engel mich beſchützen!
Furchtbares Schickſal! Grimmig ſchleuderſt du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu ſchrecken.

Mortimer.

Ja glühend, wie ſie haſſen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, dieſen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchſchneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Haſſe blutig opfern mußt.

Mit dieſen Reizen, die nicht dein mehr ſind,
Beſelige den glücklichen Geliebten.
Die ſchöne Locke, dieſes ſeidne Haar
Verfallen ſchon den finſtern Todesmächten,
Gebrauchs, den Sklaven ewig zu umflechten!

Maria.

O welche Sprache muß ich hören! Sir!
Mein Unglück ſollt euch heilig ſeyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht iſt.

Mortimer.

Die Krone iſt von deinem Haupt gefallen,
Du haſt nichts mehr von ird'ſcher Majeſtät,
Verſuch' es, laß dein Herrſcherwort erſchallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter auferſteht.
Nichts blieb dir als die rührende Geſtalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Sie läßt mich alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —

Maria.

O wer errettet mich von ſeiner Wuth!

Mortimer.

Verwegner Dienſt belohnt ſich auch verwegen!
Warum verſprützt der Tapfere ſein Blut?
Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut!

in Raſender, der es umſonſt verſchleudert!
rſt will ich ruhn an ſeiner wärmſten Bruſt —
(Er preßt ſie heftig an ſich.)

Maria.

muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
er mein Erretter —

Mortimer.

Du biſt nicht gefühllos,
icht kalter Strenge klagt die Welt dich an,
ich kann die heiße Liebesbitte rühren,
u haſt den Sänger Rizzio beglückt,
nd jener Bothwell durfte dich entführen.

Maria.

ermeſſener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
zitterteſt vor ihm, da du ihn liebteſt!
enn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
eim Gott der Hölle! —

Maria.

Laßt mich! Raſet ihr?

Mortimer.

ittern ſollſt du auch vor mir!

Kennedy (hereinſtürzend).

Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer.
(auffahrend und zum Degen greifend)

Ich beſchütze dich.

Maria.

O Hanna! Rette mich aus ſeinen Händen!
Wo find' ich Aermſte einen Zufluchtsort?
Zu welchem Heiligen ſoll ich mich wenden?
Hier iſt Gewalt und drinnen iſt der Mord.

(Sie flieht dem Hauſe zu, Kennedy folgt.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und Drury, welche außer ſich hereinſtürzen. Gefolge eilt über die Scene.

Paulet.

Verſchließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.

Oheim, was iſt's?

Paulet.

Wo iſt die Mörderin?
Hinab mit ihr ins finſterſte Gefängniß!

Mortimer.

Was giebt's? Was iſt geſchehn?

Paulet.

Die Königin!
Verfluchte Hände! Teufliſches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königin! Welche Königin?

Paulet.

Von England!
Sie iſt ermordet auf der Londner Straßen!

(Eilt ins Haus.)

Achter Auftritt.

Mortimer. Gleich darauf Okelly.

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben jemand
Vorbei und rief: Die Königin ſey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es iſt Okell'. So ſchreckenvoll!

Okelly (hereinſtürzend).

Flieht, Mortimer! Flieht. Alles iſt verloren.

Mortimer.

Was iſt verloren?

Okelly.

Fragt nicht lange. Denkt
Auf ſchnelle Flucht.

Mortimer.

Was giebt's denn?

Okelly.

Sauvage führte
Den Streich, der raſende.

Mortimer.

So iſt es wahr?

Okelly.

Wahr, wahr! O rettet euch!

Mortimer.

Sie iſt ermordet,
Und auf den Thron von England ſteigt Maria!

Okelly.

Ermordet! Wer ſagt das?

Mortimer.

Ihr ſelbſt!

Okelly.

Sie lebt!
Und ich und ihr, wir alle ſind des Todes.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Der Stoß gieng fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Shrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Lebt, um uns alle zu verderben!
Kommt, man umzingelt ſchon den Park.

Mortimer.

Wer hat
Das raſende gethan?

Okelly.

Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den ihr in der Kapelle
Tiefſinnig ſitzen ſaht, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worin
Der Pabſt die Königin mit dem Fluch belegt.
Das nächſte, kürzeſte wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befrein, die Martyrkrone ſich erwerben,
Dem Prieſter nur vertraut' er ſeine That,
Und auf dem Londner Weg ward ſie vollbracht.

Mortimer.
(nach einem langen Stillſchweigen)

O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schickſal,

Unglückliche! Jetzt — ja jetzt mußt du ſterben,
Dein Engel ſelbſt bereitet deinen Fall.

Okelly.

Sagt! Wohin wendet ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.

Flieht hin und Gott geleite eure Flucht!
Ich bleibe. Noch verſuch' ichs, ſie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.
(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erſter Auftritt.

Graf Aubeſpine. Kent und Leiceſter.

Aubeſpine.

Wie ſteht's um Jhro Majeſtät? Milords,
Jhr ſeht mich noch ganz außer mir für Schrecken.
Wie gieng das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreuſten Volks geſchehen?

Leiceſter.

Es geſchah
Durch keinen aus dem Volke. Der es that,
War eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubeſpine.

Ein Raſender gewißlich.

Kent.

Ein Papiſt,
Graf Aubeſpine!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Geſpräch mit Daviſon.

Burleigh.

Sogleich muß der Befehl
Zur Hinrichtung verfaßt und mit dem Siegel
Verſehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königin zur Unterſchrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit iſt zu verlieren.

Daviſon.

Es ſoll geſchehn.
(Geht ab.)

Aubeſpine (Burleigh entgegen).

Milord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieſer Inſel.
Lob ſey dem Himmel, der den Mörderſtreich
Gewehrt von dieſem königlichen Haupt!

Burleigh.

Er ſey gelobt, der unſrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

Aubeſpine.

Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieſer fluchenswerthen That!

Burleigh.

Den Thäter und den ſchändlichen Erfinder.

Aubeſpine (zu Kent).

Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarſchall,
Bei Ihro Majeſtät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunſch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen ſchuldigſt niederlege —

Burleigh.

Bemüht euch nicht, Graf Aubeſpine.

Aubeſpine (offiziös).

Ich weiß,
Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.

Euch liegt ob,
Die Inſel auf das ſchleunigſte zu räumen.

Aubeſpine (tritt erſtaunt zurück).

Was! Wie iſt das!

Burleigh.

Der heilige Charakter
Beſchützt euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubeſpine.

Und was iſt mein Verbrechen?

Burleigh.

Wenn ich es
Genannt, ſo iſt es nicht mehr zu vergeben.

Aubeſpine.

Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgeſandten —

Burleigh.

Schützt — Reichsverräther nicht.

Leiceſter und Kent.

Ha! Was iſt das!

Aubeſpine.

Milord,

Bedenkt ihr wohl —

Burleigh.

Ein Paß, von eurer Hand

Geſchrieben, fand ſich in des Mörders Taſche.

Kent.

Iſt's möglich?

Aubeſpine.

Viele Päſſe theil' ich aus,

Ich kann der Menſchen Innres nicht erforſchen.

Burleigh.

In eurem Hauſe beichtete der Mörder.

Aubeſpine.

Mein Haus iſt offen.

Burleigh.

Jedem Feinde Englands.

Aubeſpine.

Ich fodre Unterſuchung.

Burleigh.

Fürchtet ſie!

Aubeſpine.

In meinem Haupt iſt mein Monarch verletzt,
Zerreißen wird er das geſchloßne Bündniß.

Burleigh.

Zerriſſen ſchon hat es die Königin,
England wird ſich mit Frankreich nicht vermählen
Milord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen ſicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat ſein Hotel
Geſtürmt, wo ſich ein ganzes Arſenal
Von Waffen fand, es droht ihn zu zerreißen,
Wie er ſich zeigt; verberget ihn, bis ſich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für ſein Leben!

Aubeſpine.

Ich gehe, ich verlaſſe dieſes Land,
Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt,
Und mit Verträgen ſpielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenſchaft —

Burleigh.

Er hohle ſie!

(Kent und Aubeſpine gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Leiceſter und Burleigh.

Leiceſter.

So löſt ihr ſelbſt das Bündniß wieder auf,
Das ihr geſchäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Milord, die Mühe konntet ihr euch ſparen.

Burleigh.

Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der ſich nichts ſchlimmeres bewußt iſt!

Leiceſter.

Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, iſt eine gute Zeit für euch.
Ein ungeheurer Frevel iſt geſchehn,
Und noch umhüllt Geheimniß ſeine Thäter.
Jetzt wird ein Inquiſitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,
Gedanken ſelber vor Gericht geſtellt.
Da ſeid Ihr der allwichtge Mann, der Atlas
Des Staats, ganz England liegt auf euren Schultern.

Burleigh.

In euch, Milord, erkenn' ich meinen Meiſter,
Denn ſolchen Sieg, als eure Rednerkunſt
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

Leiceſter.

Was meint ihr damit, Lord?

Burleigh.

Ihr wart es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königin nach Fotheringhayſchloß
Zu locken wußte?

Leiceſter.

Hinter eurem Rücken!
Wann ſcheuten meine Thaten eure Stirn?

Burleigh.

Die Königin hättet Ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königin
Nicht hingeführt! — Die Königin war es,
Die ſo gefällig war, Euch hinzuführen.

Leiceſter.

Was wollt ihr damit ſagen, Lord!

Burleigh.

Die edle
Perſon, die ihr die Königin dort ſpielen ließt!
Der herrliche Triumph, den ihr der arglos
Vertrauenden bereitet — Güt'ge Fürſtin!
So ſchaamlos frech verſpottete man dich,
So ſchonungslos wardſt du dahin gegeben!
— Das alſo iſt die Großmuth und die Milde,
Die euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!

Darum iſt dieſe Stuart ein ſo ſchwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Müh
Nicht lohnt, mit ihrem Blut ſich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugeſpitzt! Nur ſchade,
Zu fein geſchärfet, daß die Spitze brach!

Leiceſter.

Nichtswürd'ger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königin ſollt ihr mir Rede ſtehn.

Burleigh.

Dort trefft ihr mich — Und ſehet zu, Milord,
Daß euch dort die Beredtſamkeit nicht fehle!
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Leiceſter allein, darauf Mortimer.

Leiceſter.

Ich bin entdeckt, ich bin durchſchaut — Wie kam
Der Unglückſelige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweiſe hat! Erfährt
Die Königin, daß zwiſchen mir und der Maria
Verſtändniſſe geweſen — Gott! Wie ſchuldig
Steh ich vor ihr! Wie hinterliſtig treulos
Erſcheint mein Rath, mein unglückſeliges
Bemühn, nach Fotheringhay ſie zu führen!

Grauſam verſpottet ſieht ſie ſich von mir,
An die verhaßte Feindin ſich verrathen!
O nimmer, nimmer kann ſie das verzeihn!
Vorherbedacht wird alles nun erſcheinen,
Auch dieſe bittre Wendung des Geſprächs,
Der Gegnerin Triumph und Hohngelächter,
Ja ſelbſt die Mörderhand, die blutig ſchrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schickſal,
Dazwiſchen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung ſeh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

Mortimer.

(kommt in der heftigſten Unruhe und blickt ſcheu umher)

Graf Leſter! Seid ihrs? Sind wir ohne Zeugen?

Leiceſter.

Unglücklicher, hinweg! Was ſucht ihr hier?

Mortimer.

Man iſt auf unſrer Spur, auf eurer auch,
Nehmt euch in Acht.

Leiceſter.

Hinweg, hinweg!

Mortimer.

Man weiß,
Daß bei dem Grafen Aubeſpine geheime
Verſammlung war —

Leiceſter.

Was kümmerts mich!

Mortimer.

Daß ſich der Mörder
Dabei befunden —

Leiceſter.

Das iſt eure Sache!
Verwegener! Was unterfangt ihr euch,
In euren blutgen Frevel mich zu flechten?
Vertheidigt eure böſen Händel ſelbſt!

Mortimer.

So hört mich doch nur an.

Leiceſter (in heftigem Zorn).

Geht in die Hölle!
Was hängt ihr euch, gleich einem böſen Geiſt,
An meine Ferſen! Fort! Ich kenn' euch nicht,
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.

Mortimer.

Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich,
Auch eure Schritte ſind verrathen —

Leiceſter.

Ha!

Mortimer.

Der Großſchatzmeiſter war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geſchehn war,

Der Königin Zimmer wurden ſtreng durchſucht,
Da fand ſich —

Leiceſter.

Was?

Mortimer.

Ein angefangner Brief
Der Königin an euch —

Leiceſter.

Die Unglückſel'ge!

Mortimer.

Worin ſie euch auffodert, Wort zu halten,
Euch das Verſprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildniſſes gedenkt —

Leiceſter.

Tod und Verdammniß!

Mortimer.

Lord Burleigh hat den Brief.

Leiceſter.

Ich bin verloren!

(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder.)

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet euch, errettet ſie — Schwört euch

Heraus, erſinnt Entſchuldigungen, wendet
Das Aergſte ab! Ich ſelbſt kann nichts mehr thun.
Zerſtreut ſind die Gefährten, auseinander
Geſprengt iſt unſer ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu ſammeln.
An euch iſt's jetzt, verſucht, was euer Anſehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leiceſter.
(ſteht ſtill, plötzlich beſonnen)
Das will ich.
(Er geht nach der Thüre, öffnet ſie, und ruft.)
He da! Trabanten!
(Zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt.)
Dieſen Staatsverräther,
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die ſchändlichſte Verſchwörung iſt entdeckt,
Ich bringe ſelbſt der Königin die Botſchaft.
(Er geht ab.)

Mortimer.
(ſteht anfangs ſtarr für Erſtaunen, faßt ſich aber bald und ſieht Leiceſtern mit einem Blick der tiefſten Verachtung nach)
Ha, Schändlicher — Doch ich verdiene das!
Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken ſchreitet er,
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verſchloſſen bleibt mein Mund,

Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund,
Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen.)

Was willſt du, feiler Sklav der Tyranney?
Ich ſpotte deiner, ich bin frey!

(Einen Dolch ziehend.)

Offizier.

Er iſt bewehrt — Entreißt ihm ſeinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt ſich ihrer.)

Mortimer.

Und frei im letzten Augenblicke ſoll
Mein Herz ſich öffnen, meine Zunge löſen;
Fluch und Verderben euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königin verrathen!
Die von der irdiſchen Maria ſich
Treulos, wie von der himmliſchen gewendet,
Sich dieſer Baſtardkönigin verkauft —

Offizier.

Hört ihr die Läſtrung! Auf! Ergreifet ihn.

Mortimer.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beiſpiel geben.

Maria, heilge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben!

(Er durchſticht ſich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer der Königin.)

Eliſabeth, einen Brief in der Hand. **Burleigh**.

Eliſabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor ſeiner Buhlerin mich aufzuführen!
O ſo ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht faſſen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünſte
Gelang, die Klugheit meiner Königin
So ſehr zu überraſchen.

Eliſabeth.

O ich ſterbe
Für Schaam! Wie mußt' er meiner Schwäche ſpotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich ſelber, ihres Spottes Ziel!

Burleigh.

Du ſiehſt nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Eliſabeth.

O ich bin ſchwer dafür geſtraft, daß ich
Von eurem weiſen Rathe mich entfernt!
Und ſollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treuſten Liebe einen Fallſtrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hintergieng?
Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der nächſte ſtets am Herzen war,
Dem ich verſtattete, an dieſem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

Burleigh.

Und zu derſelben Zeit verrieth er dich
An dieſe falſche Königin von Schottland!

Eliſabeth.

O ſie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Iſt das Urtheil abgefaßt?

Burleigh.

Es liegt
Bereit, wie du befohlen.

Eliſabeth.

Sterben ſoll ſie!
Er ſoll ſie fallen ſehn, und nach ihr fallen.
Verſtoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen,
Fort iſt die Liebe, Rache füllt es ganz.

So hoch er ſtand, ſo tief und ſchmählich ſey
Sein Sturz! Er ſey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beiſpiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower, ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten, hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Geſetzes.

Burleigh.

Er wird ſich zu dir drängen, ſich rechtfertgen —

Eliſabeth.

Wie kann er ſich rechtfertgen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief? O ſein Verbrechen iſt
Klar wie der Tag!

Burleigh.

Doch du biſt mild und gnädig,
Sein Anblick, ſeine mächtge Gegenwart —

Eliſabeth.

Ich will ihn nicht ſehn. Niemals, niemals wieder!
Habt ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weiſ't, wenn er kommt?

Burleigh.

So iſt's befohlen!

Page (tritt ein).

Milord von Leſter!

Königin.

Der Abſcheuliche!
Ich will ihn nicht ſehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht ſehen will.

Page.

Das wag' ich nicht, dem Lord
Zu ſagen, und er würde mirs nicht glauben.

Königin.

So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor ſeinem Anſehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen).

Die Königin verbiet' ihm, ſich zu nahn!
(Page geht zögernd ab.)

Königin (nach einer Pauſe).

Wenns dennoch möglich wäre — Wenn er ſich
Rechtfertgen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallſtrick ſeyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treuſten Freunde zu entzwein!
O ſie iſt eine abgefeimte Bübin,
Wenn ſie den Brief nur ſchrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu ſtreun, ihn, den ſie haßt, ins Unglück
Zu ſtürzen —

Burleigh.

Aber Königin, erwäge —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Leiceſter.

Leiceſter.

(reißt die Thür mit Gewalt auf, und tritt mit gebieteriſchem Weſen herein)

Den Unverſchämten will ich ſehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Eliſabeth.

Ha, der Verwegene!

Leiceſter.

Mich abzuweiſen!
Wenn ſie für einen Burleigh ſichtbar iſt,
So iſt ſie's auch für mich!

Burleigh.

Ihr ſeid ſehr kühn, Milord,
Hier wider die Erlaubniß einzuſtürmen.

Leiceſter.

Ihr ſeid ſehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß! Was! Es iſt an dieſem Hofe
Niemand, durch deſſen Mund Graf Leſter ſich
Erlauben und verbieten laſſen kann!

(Indem er ſich der Eliſabeth demüthig nähert.)

Aus meiner Königin eignem Mund will ich —

Eliſabeth (ohne ihn anzuſehen).

Aus meinem Angeſicht, Nichtswürdiger!

Leiceſter.

Nicht meine gütige Eliſabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in dieſen
Unholden Worten — Ich beruſe mich auf meine
Eliſabeth — Du lieheſt ihm dein Ohr,
Das gleiche fodr' ich.

Eliſabeth.

Redet, Schändlicher!
Vergrößert euren Frevel! Läugnet ihn!

Leiceſter.

Laßt dieſen Ueberläſtigen ſich erſt
Entfernen — Tretet ab, Milord — Was ich
Mit meiner Königin zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht.

Eliſabeth (Zu Burleigh).

Bleibt. Ich befehl' es!

Leiceſter.

Was ſoll der Dritte zwiſchen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchin
Hab' ichs zu thun — Die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es ſind heil'ge Rechte!
Und ich beſtehe drauf, daß ſich der Lord
Entferne!

Eliſabeth.

Euch geziemt die ſtolze Sprache!

Leiceſter.

Wohl ziemt ſie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunſt den hohen Vorzug gab,
Das hebt mich über ihn und über alle!
Dein Herz verlieh mir dieſen ſtolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wiſſen.
Er geh' — und zweyer Augenblicke nur
Bedarfs, mich mit dir zu verſtändigen.

Eliſabeth.

Ihr hofft umſonſt, mich liſtig zu beſchwatzen.

Leiceſter.

Beſchwatzen konnte dich der Plauderer,
Ich aber will zu deinem Herzen reden!
Und was ich im Vertraun auf deine Gunſt
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Eliſabeth.

Schaamloſer! Eben dieſe iſt's, die euch zuerſt
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Milord!

Burleigh.

Hier iſt er!

Leiceſter.

(durchläuft den Brief ohne die Faſſung zu verändern)

Das iſt der Stuart Hand!

Eliſabeth.

Leſ't und verſtummt!

Leiceſter (nachdem er geleſen, ruhig).

Der Schein iſt gegen mich, doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Eliſabeth.

Könnt ihr es läugnen, daß ihr mit der Stuart
In heimlichem Verſtändniß wart, ihr Bildniß
Empfingt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?

Leiceſter.

Leicht wäre mirs, wenn ich mich ſchuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindin zu verwerfen!
Doch frei iſt mein Gewiſſen, ich bekenne,
Daß ſie die Wahrheit ſchreibt!

Eliſabeth.

Nun denn

Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

Eliſabeth.

Aus meinen Augen. In den Tower — Verräther!

Leiceſter.

Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich
Aus dieſem Schritt dir ein Geheimniß machte,
Doch redlich war die Abſicht, es geſchah,
Die Feindin zu erforſchen, zu verderben.

Eliſabeth.

Elende Ausflucht —

Burleigh.

Wie, Milord? Ihr glaubt —

Leiceſter.

Ich habe ein gewagtes Spiel geſpielt,
Ich weiß, und nur Graf Leſter durfte ſich
An dieſem Hofe ſolcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart haſſe, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königin mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederſchlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Gunſt vor allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einſchlagen, ſeine Pflicht zu thun.

Burleigh.

Warum,
Wenns eine gute Sache war, verſchwiegt ihr?

Leiceſter.

Milord! Ihr pflegt zu ſchwatzen, eh' ihr handelt,

Und ſeid die Glocke eurer Thaten. Das
Iſt *Eure* Weiſe, Lord. Die meine iſt,
Erſt handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jetzo weil ihr müßt.

Leiceſter.

(ihn ſtolz und höhniſch mit den Augen meſſend)

Und ihr
Berühmt euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, eure Königin
Gerettet, die Verrätherei entlarvt
Zu haben — Alles wißt ihr, eurem Scharfblick
Kann nichts entgehen, meint ihr — Armer Prahler!
Trotz eurer Spürkunſt war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn *ich* es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leiceſter.

Ich, Milord. Die Königin
Vertraute ſich dem Mortimer, ſie ſchloß
Ihr Innerſtes ihm auf, ſie gieng ſo weit,
Ihm einen blutgen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim ſich mit Abſcheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Iſt es nicht ſo?

(Königin und Burleigh ſehen einander betroffen an.)

Burleigh.

Wie gelangtet ihr
Dazu? —

Leiceſter.

Iſts nicht ſo? — Nun, Milord! Wo hattet
Ihr eure tauſend Augen, nicht zu ſehn,
Daß dieſer Mortimer euch hintergieng?
Daß er ein wüthender Papiſt, ein Werkzeug
Der Guiſen, ein Geſchöpf der Stuart war,
Ein keck entſchloßner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befrein, die Königin
Zu morden —

Eliſabeth.

(mit dem äußerſten Erſtaunen)

Dieſer Mortimer!

Leiceſter.

Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf dieſem Wege kennen lernte.
Noch heute ſollte ſie aus ihrem Kerker
Geriſſen werden, dieſen Augenblick
Entdeckte mirs ſein eigner Mund, ich ließ ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, ſich entlarvt zu ſehn,
Gab er ſich ſelbſt den Tod!

Eliſabeth.

O ich bin unerhört
Betrogen — dieſer Mortimer!

Burleigh.

Und jetzt
Geſchah das? Jetzt, nachdem ich euch verlaſſen!

Leiceſter.

Ich muß um meinetwillen ſehr beklagen,
Daß es dieß Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die ſtrengſte Rechtsform ſollte meine Unſchuld
Vor aller Welt bewähren und beſiegeln.

Burleigh.

Er tödete ſich, ſagt ihr. Er ſich ſelber? Oder
Ihr ihn?

Leiceſter.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!

(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein.)

Erſtattet Ihrer Majeſtät Bericht,
Wie dieſer Mortimer umkam!

Offizier.

Ich hielt die Wache
Im Vorſaal, als Milord die Thüre ſchnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir ſahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünſchung
Der Königin, und eh wirs hindern konnten,
Ihn in die Bruſt ſich ſtoßen, daß er todt
Zu Boden ſtürzte —

Leiceſter.

Es iſt gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königin weiß genug!

(Offizier geht ab.)

Eliſabeth.

O welcher Abgrund von Abſcheulichkeiten —

Leiceſter.

Wer war's nun der dich rettete? War es
Milord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,
Die dich umgab? War er's, der ſie von dir
Gewandt? — Dein treuer Leſter war dein Engel!

Burleigh.

Graf! Dieſer Mortimer ſtarb euch ſehr gelegen.

Eliſabeth.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Ich glaub' euch,

Und glaub' euch nicht. Ich denke, ihr ſeid ſchuldig,
Und ſeid es nicht! O die Verhaßte, die
Mir all dieß Weh bereitet!

Leiceſter.

Sie muß ſterben.
Jetzt ſtimm' ich ſelbſt für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollſtreckt zu laſſen,
Bis ſich aufs neu ein Arm für ſie erhübe.
Dieß iſt geſchehn — und ich beſtehe drauf,
Daß man das Urtheil ungeſäumt vollſtrecke.

Burleigh.

Ihr riethet dazu! Ihr!

Leiceſter.

So ſehr es mich
Empört, zu einem Aeußerſten zu greifen,
Ich ſehe nun und glaube, daß die Wohlfahrt
Der Königin dieß blut'ge Opfer heiſcht,
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königin).

Da es Milord ſo treu und ernſtlich meint,
So trag' *ich* darauf an, daß die Vollſtreckung
Des Richterſpruchs ihm übertragen werde.

Leiceſter.

Mir!

Burleigh.

Euch. Nicht beſſer könnt ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf euch laſtet, widerlegen,
Als wenn ihr ſie, die ihr geliebt zu haben
Beſchuldigt werdet, ſelbſt enthaupten laſſet.

Eliſabeth.

(Leiceſtern mit den Augen fixirend)

Milord räth gut. So ſey's, und dabei bleib' es.

Leiceſter.

Mich ſollte billig meines Ranges Höh
Von einem Auftrag dieſes traur'gen Inhalts
Befrein, der ſich in jedem Sinne beſſer
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer ſeiner Königin ſo nahe ſteht,
Der ſollte nichts unglückliches vollbringen.
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königin genug zu thun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Eliſabeth.

Lord Burleigh theile ſie mit euch!
(Zu dieſem.)
Tragt Sorge,
Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.
(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel.)

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Was giebt's, Mylord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was iſt es?

Kent.

Königin,
Es iſt das Volk, das den Pallaſt umlagert,
Es fodert heftig dringend dich zu ſehn.

Eliſabeth.

Was will mein Volk?

Kent.

Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben ſey bedroht, es gehen Mörder
Umher, vom Papſte wider dich geſendet.
Verſchworen ſeien die Katholiſchen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reißen und zur Königin auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Eliſabeth.

Wie? Soll mir Zwang geſchehn?

Kent.

Sie ſind entſchloſſen, eher nicht zu weichen,
Als bis du das Urtheil unterzeichnet haſt.

Achter Auftritt.

Burleigh und **Daviſon** mit einer Schrift. **Die Vorigen.**

Eliſabeth.

Was bringt ihr, Daviſon?

Daviſon (nähert ſich, ernſthaft).

Du haſt befohlen

O Königin —

Eliſabeth.

Was iſt's? —

(Indem ſie die Schrift ergreifen will, ſchauert ſie zuſammen und fährt zurück.)

O Gott!

Burleigh.

Gehorche

Der Stimme des Volks, ſie iſt die Stimme Gottes.

Eliſabeth.

(unentſchloſſen mit ſich ſelbſt kämpfend)

O meine Lords! Wer ſagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach wie ſehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunſch der Menge nun gehorcht,

Daß eine ganz verſchiedne Stimme ſich
Wird hören laſſen — ja daß eben die,
Die jetzt gewaltſam zu der That mich treiben,
Mich, wenns vollbracht iſt, ſtrenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury.

(kommt in großer Bewegung)

Man will dich übereilen, Königin!
O halte feſt, ſey ſtandhaft —

(Indem er Daviſon mit der Schrift gewahr wird.)

Oder iſt es
Geſchehen? Iſt es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückſelig Blatt in dieſer Hand,
Das komme meiner Königin jetzt nicht
Vor Augen.

Eliſabeth.

Edler Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.

Wer kann dich zwingen? Du biſt Herrſcherin,
Hier gilt es deine Majeſtät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die ſich erdreiſten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.

Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du ſelbſt biſt außer dir, biſt ſchwer gereizt,
Du biſt ein Menſch und jetzt kannſt du nicht richten.

Burleigh.

Gerichtet iſt ſchon längſt. Hier iſt kein Urtheil
Zu *fällen, zu vollziehen* iſt's.

Kent.

(der ſich bey Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück)

Der Auflauf wächſt, das Volk iſt länger nicht
Zu bändigen.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Ihr ſeht, wie ſie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufſchub fordr' ich. Dieſer Federzug
Entſcheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du haſt es Jahre lang bedacht, ſoll dich
Der Augenblick im Sturme mit ſich führen?
Nur kurzen Aufſchub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig).

Erwarte, zögre, ſäume, bis das Reich
In Flammen ſteht, bis es der Feindin endlich
Gelingt, den Mordſtreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt.

Heut hat *er* *nahe* dich berührt, noch einmal
Ein Wunder hoffen, hieße Gott verſuchen.

Schrewsbury.

Der Gott, der dich durch ſeine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem ſchwachen Arm
Des Greiſen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwältgen — *er* verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt iſt nicht die Zeit,
Du kannſt in dieſem Sturme ſie nicht hören.
Dieß eine nur vernimm! Du zitterſt jetzt
Vor dieſer lebenden Maria. Nicht
Die Lebende haſt du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erſtehen, eine Zwietrachtsgöttin,
Ein Rachegeiſt in deinem Reich herumgehn,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haßt der Britte die gefürchtete,
Er wird ſie *rächen*, wenn ſie nicht mehr iſt.
Nicht mehr die Feindin ſeines Glaubens, nur
Die Enkeltochter ſeiner Könige,
Des Haſſes Opfer und der Eiferſucht
Wird er in der bejammerten erblicken!
Schnell wirſt du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That

Geſchehen, zeige dich dem Volk, das ſonſt
Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirſt
Ein andres England ſehn, ein andres Volk,
Denn dich umgiebt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Beſiegte! *Furcht*, die ſchreckliche Begleitung
Der Tyranney, wird ſchaudernd vor dir herziehn,
Und jede Straße, wo du gehſt, veröden.
Du haſt das letzte, äußerſte gethan,
Welch Haupt ſteht feſt, wenn dieſes heil'ge fiel!

Eliſabeth.

Ach Schrewſbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum ließet ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg ich in meiner ſtillen Gruft! Fürwahr!
Ich bin des Lebens und des Herrſchens müd'.
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es iſt
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht *die* ſeyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurück.
Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beſte meines Volks gelebt.

Hofft es von dieſer ſchmeichleriſchen Stuart,
Der jüngern Königin, glücklichere Tage,
So ſteig' ich gern von dieſem Thron und kehre
In Woodſtocks ſtille Einſamkeit zurück,
Wo meine anſpruchloſe Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir ſelber fand — Bin ich
Zur Herrſcherin doch nicht gemacht! Der Herrſcher
Muß hart ſeyn können, und mein Herz iſt weich.
Ich habe dieſe Inſel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erſte ſchwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh.

Nun bei Gott!
Wenn ich ſo ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königin Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger ſtill zu ſchweigen.
— Du ſagſt, du liebſt dein Volk, mehr als dich ſelbſt,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk an die Kirche! Soll mit dieſer Stuart
Der alte Aberglaube wiederkehren?
Der Mönch aufs neu hier herrſchen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unſre Kirchen

Verſchließen, unſre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fordre ſie von dir — Wie du jetzt handelſt,
Sind ſie gerettet oder ſind verloren.
Hier iſt nicht Zeit zu weichlichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt iſt die höchſte Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das iſt mehr!

Eliſabeth.

Man überlaſſe mich mir ſelbſt! Bei Menſchen iſt
Nicht Rath noch Troſt in dieſer großen Sache.
Ich trage ſie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernt euch,
Milords!

(Zu Daviſon.)

Ihr Sir! könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Schrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königin ſtehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er ſich langſam, mit einem Ausdruck des tiefſten Schmerzes.)

Zehnter Auftritt.

Eliſabeth allein.

O Sklaverei des Volksdienſts! Schmähliche
Knechtſchaft — Wie bin ichs müde, dieſem Götzen
Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!

Wann ſoll ich frei auf dieſem Throne ſtehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ichs
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der iſt noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der iſt's, der bei ſeinem Thun
Nach keines Menſchen Beifall braucht zu fragen.

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkühr gehaßt mein Leben lang, daß ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!
Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verſpritzen!
Doch war's denn meine eigne freie Wahl
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend.

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunſt auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten ſtreben alle Mächte
Des feſten Landes. Unverſöhnlich ſchleudert
Der röm'ſche Papſt den Bannfluch auf mein Haupt,

Mit falſchem Bruderkuß verräth mich Frankreich,
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So ſteh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürſtlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geſchändet.
Umſonſt bedeck' ich ihn — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und ſtellt mir dieſe Stuart,
Ein ewig drohendes Geſpenſt, entgegen.

Nein, dieſe Furcht ſoll endigen!
Ihr Haupt ſoll fallen. Ich will Frieden haben!
— Sie iſt die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeiſt vom Schickſal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt ſie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederſchlägt!
Iſt ſie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.
(Stillſchweigen.)
Mit welchem Hohn ſie auf mich nieder ſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen!

Ohnmächtige! Ich führe beßre Waffen,
Sie treffen tödlich und du biſt nicht mehr!

(Mit raſchem Schritt nach dem Tiſche gehend und die Feder ergreifend.)

Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt.
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt
Er iſt getilgt, ſobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett' geboren!

(Sie unterſchreibt mit einem raſchen, feſten Federzug, läßt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie.)

Eilfter Auftritt.

Eliſabeth. Daviſon.

Eliſabeth.

Wo ſind die andern Lords?

Daviſon.

Sie ſind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.
Das Toben war auch augenblicks geſtillt,
Sobald der Graf von Schrewsbury ſich zeigte.
„Der iſt's, das iſt er!“ riefen hundert Stimmen,
„Der rettete die Königin! Hört ihn!
„Den bravſten Mann in England.“ Nun begann

Der edle Talbot und verwies dem Volk
In ſanften Worten ſein gewaltſames
Beginnen, ſprach ſo kraftvoll überzeugend,
Daß alles ſich beſänftigte, und ſtill
Vom Platze ſchlich.

Eliſabeth.

Die wankelmüthge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dieß Rohr ſich lehnet! — Es iſt gut,
Sir Daviſon. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie ſich jener nach der Thüre gewendet.)
Und dieſes Blatt — Nehmt es zurück — Ich leg's
In eure Hände.

Daviſon.

(wirft einen Blick in das Papier und erſchrickt.)
Königin! Dein Name!
Du haſt entſchieden?

Eliſabeth.

— Unterſchreiben ſollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entſcheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Daviſon.

Dein Name Königin, unter dieſer Schrift
Entſcheidet alles, tödtet, iſt ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dieß Blatt

Befiehlt den Kommiſſarien, dem Scherif,
Nach Fotheringhayſchloß ſich ſteh'nden Fußes
Zur Königin von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und ſchnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.
Hier iſt kein Aufſchub, jene hat gelebt,
Wenn ich dieß Blatt aus meinen Händen gebe.

Eliſabeth.

Ja, Sir! Gott legt ein wichtig groß Geſchick
In eure ſchwachen Hände. Fleht ihn an,
Daß er mit ſeiner Weisheit euch erleuchte.
Ich geh' und überlaß euch eurer Pflicht.

(Sie will gehen.)

Daviſon (tritt ihr in den Weg).

Nein, meine Königin! Verlaß mich nicht,
Eh' du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchſtäblich zu befolgen?
— Du legſt dieß Blatt in meine Hand, daß ich
Zu ſchleuniger Vollziehung es befördre?

Eliſabeth.

Das werdet ihr nach *eurer* Klugheit —

Daviſon (ſchnell und erſchrocken einfallend).

Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorſam

Iſt meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entſcheiden übrig bleiben.
Ein klein Verſehn wär hier ein Königsmord,
Ein unabſehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieſer großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu ſeyn.
In klare Worte faſſe deine Meinung,
Was ſoll mit dieſem Blutbefehl geſchehn?

Eliſabeth.

— Sein Name ſpricht es aus.

Daviſon.

So willſt du, daß er gleich vollzogen werde?

Eliſabeth (zögernd).

Das ſag' ich nicht, und zittre, es zu denken.

Daviſon.

Du willſt, daß ich ihn länger noch bewahre?

Eliſabeth (ſchnell).

Auf eure Gefahr! Ihr haftet für die Folgen.

Daviſon.

Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königin! Was willſt du?

Eliſabeth (ungeduldig).

Ich will, daß dieſer unglückſel'gen Sache
Nicht mehr gedacht ſoll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Daviſon.

Es koſtet dir ein einzig Wort. O ſage,
Beſtimme, was mit dieſer Schrift ſoll werden!

Eliſabeth.

Ich hab's geſagt, und quält mich nun nicht weiter.

Daviſon.

Du hätteſt es geſagt? Du haſt mir nichts
Geſagt — O, es gefalle meiner Königin,
Sich zu erinnern.

Eliſabeth (ſtampft auf den Boden).

Unerträglich!

Daviſon.

Habe Nachſicht
Mit mir! Ich kam ſeit wenig Monden erſt
In dieſes Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige — in ſchlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachſen.
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reun, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

(Er nähert ſich ihr in flehender Stellung, ſie kehrt ihm den Rücken zu, er ſteht in Verzweiflung, dann ſpricht er mit entſchloßnem Ton.)

Nimm dieß Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.

Nicht mich erwähle, dir in dieſem furchtbaren
Geſchäft zu dienen.

Eliſabeth.

Thut, was eures Amts iſt.

(Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Daviſon, gleich darauf Burleigh.

Daviſon.

Sie geht! Sie läßt mich rathlos, zweifelnd ſtehn
Mit dieſem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ichs bewahren? Soll ichs übergeben?

(Zu Burleigh, der hereintritt.)

O gut! gut, daß ihr kommt, Milord! Ihr ſeids,
Der mich in dieſes Staatsamt eingeführt!
Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig ſeiner Rechenſchaft! Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf dieſen Platz —

Burleigh.

Was iſt euch, Sir? Faßt euch. Wo iſt das Urtheil?
Die Königin ließ euch rufen.

Daviſon.

Sie verließ mich
In heft'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!

Reißt mich aus dieſer Höllenangſt des Zweifels.
Hier iſt das Urtheil — Es iſt unterſchrieben.

Burleigh (haſtig).

Iſt es? O gebt! Gebt her!

Daviſon.

Ich darf nicht.

Burleigh.

Was?

Daviſon.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.

Nicht deutlich! Sie hat unterſchrieben. Gebt!

Daviſon.

Ich ſolls vollziehen laſſen — ſoll es nicht
Vollziehen laſſen — Gott! Weiß ich, was ich ſoll.

Burleigh (heftiger dringend).

Gleich, augenblicks ſollt ihrs vollziehen laſſen.
Gebt her! Ihr ſeid verlohren, wenn ihr ſäumt.

Daviſon.

Ich bin verloren, wenn ichs übereile.

Burleigh.

Ihr ſeid ein Thor, ihr ſeid von Sinnen! Gebt!

(Er entreißt ihm die Schrift, und eilt damit ab.)

Daviſon (ihm nacheilend).

Was macht ihr? Bleibt! Ihr ſtürzt mich ins Verderben

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt das Zimmer des erſten Aufzugs.

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem großen, aber ſtillen Schmerz, iſt beſchäftigt, Pakete und Briefe zu verſiegeln. Oft unterbricht ſie der Jammer in ihrem Geſchäft, und man ſieht ſie dazwiſchen ſtill beten. **Paulet** und **Drury**, gleichfalls in ſchwarzen Kleidern, treten ein, ihnen folgen **viele Bediente**, welche goldne und ſilberne Gefäße, Spiegel, Gemählde und andere Koſtbarkeiten tragen, und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkäſtchen nebſt einem Papier, und bedeutet ihr durch Zeichen, daß es ein Verzeichniß der gebrachten Dinge enthalte. Beim Anblick dieſer Reichthümer erneuert ſich der Schmerz der Amme, ſie verſinkt in ein tiefes Trauern, indem jene ſich ſtill wieder entfernen. **Melvil** tritt ein.

Kennedy.

(ſchreit auf, ſobald ſie ihn gewahr wird)

Melvil! Ihr ſeid es! Euch erblick ich wieder!

Melvil.

Ja, treue Kennedy, wir ſehn uns wieder!

Kennedy.

Nach langer, langer, ſchmerzenvoller Trennung!

Melvil.

Ein unglückſelig ſchmerzvoll Wiederſehn!

Kennedy.

O Gott! Ihr kommt —

Melvil.

Den letzten, ewigen
Abſchied von meiner Königin zu nehmen.

Kennedy.

Jetzt endlich, jetzt am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es euch erging,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man euch von unſerer Seite riß,
Ach, dazu wird wohl einſt die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Mußten wirs erleben,
Den Anbruch dieſes Tags zu ſehn!

Melvil.

Laßt uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
So lang noch Leben in mir iſt, nie ſoll
Ein Lächeln dieſe Wangen mehr erheitern,

Nie will ich dieſes nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern,
Doch heute will ich ſtandhaft ſeyn — Verſprecht
Auch ihr mir, euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die andern alle der Verzweiflung
Sich troſtlos überlaſſen, laſſet uns
Mit männlich edler Faſſung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab ſeyn auf dem Todesweg!

Kennedy.

Melvil! Ihr ſeid im Irrthum, wenn ihr glaubt,
Die Königin bedürfe unſers Beiſtands,
Um ſtandhaft in den Tod zu gehn! Sie ſelber iſts,
Die uns das Beiſpiel edler Faſſung giebt.
Seid ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königin und Heldin ſterben.

Melvil.

Nahm ſie die Todespoſt mit Faſſung auf?
Man ſagt, daß ſie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war ſie nicht. Ganz andre Schrecken warens,
Die meine Lady ängſtigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreier zitterte Maria.
— Freiheit war uns verheißen. Dieſe Nacht
Verſprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwiſchen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,

Ob ſie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürſtliche Perſon vertrauen dürfe,
Erwartete die Königin den Morgen.
— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unſer Ohr, und vieler Hämmer Schlag,
Wir glauben, die Befreier zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der ſüße Trieb des Lebens
Wacht unwillkührlich, allgewaltig auf —
Da öffnet ſich die Thür — Sir Paulet iſts,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unſern Füßen das Gerüſt aufſchlagen!
(Sie wendet ſich ab, von heftigem Schmerz ergriffen.)

Melvil.

Gerechter Gott! O ſagt mir! Wie ertrug
Maria dieſen fürchterlichen Wechſel?

Kennedy.

(nach einer Pauſe, worin ſie ſich wieder etwas gefaßt hat)
Man löſ't ſich nicht allmählig von dem Leben!
Mit Einem Mal, ſchnell augenblicklich muß
Der Tauſch geſchehen zwiſchen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In dieſem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu ſtoßen mit entſchloßner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage

Entehrte meine Königin — Dann erſt,
Als ſie Lord Leſters ſchändlichen Verrath
Vernahm, das unglückſelige Geſchick
Des werthen Jünglings, der ſich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer ſah,
Dem ſeine letzte Hoffnung ſtarb durch ſie,
Da floſſen ihre Thränen, nicht das eigne Schickſal,
Der fremde Jammer preßte ſie ihr ab.

Melvil.

Wo iſt ſie jetzt? Könnt ihr mich zu ihr bringen?

Kennedy.

Den Reſt der Nacht durchwachte ſie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden ſchriftlich Abſchied,
Und ſchrieb ihr Teſtament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt ſie einen Augenblick der Ruh,
Der letzte Schlaf erquickt ſie.

Melvil.

Wer iſt bei ihr?

Kennedy.

Ihr Leibarzt Burgoyn, und ihre Frauen.

Zweiter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen.

Kennedy.

Was bringt ihr, Miſtreß? Iſt die Lady wach?

Kurl (ihre Thränen trocknend).

Schon angekleidet — Sie verlangt nach euch.

Kennedy.

Ich komme.

(Zu Melvil, der ſie begleiten will.)

Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf euren Anblick vorbereitet.

(Geht hinein.)

Kurl.

Melvil!
Der alte Haushofmeiſter!

Melvil.

Ja, der bin ich!

Kurl.

O dieſes Haus braucht keines Meiſters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London, wißt ihr mir
Von meinem Manne nichts zu ſagen?

Melvil.

Er wird auf freien Fuß geſetzt, ſagt man,
Sobald —

Kurl.

Sobald die Königin nicht mehr iſt!
O der nichtswürdig ſchändliche Verräther!
Er iſt der Mörder dieſer theuren Lady,
Sein Zeugniß, ſagt man, habe ſie verurtheilt.

Melvil.

So iſts.

Kurl.

O ſeine Seele ſey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falſch gezeugt —

Melvil.

Milady Kurl! Bedenket eure Reden.

Kurl.

Beſchwören will ichs vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie ſtirbt unſchuldig —

Melvil.

O das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den Vorigen. Hernach Hanna Kennedy.

Burgoyn (erblickt Melvil).

O Melvil!

Melvil (ihn umarmend).

Burgoyn!

Burgoyn (zu Margaretha Kurl).

Beſorget einen Becher
Mit Wein für unſre Lady. Machet hurtig.

(Kurl geht ab.)

Melvil.

Wie? Iſt der Königin nicht wohl?

Burgoyn.

Sie fühlt ſich ſtark, ſie täuſcht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speiſe glaubt ſie zu bedürfen,
Doch ihrer wartet noch ein ſchwerer Kampf,
Und ihre Feinde ſollen ſich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil (zur Amme, die hereintritt).

Will ſie mich ſehn?

Kennedy.

Gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.
— Ihr ſcheint euch mit Verwundrung umzuſehn,
Und eure Blicke fragen mich: was ſoll
Das Prachtgeräth in dieſem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten,
Erſt mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwei andre Kammerfrauen der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bei Melvils Anblick in laute Thränen aus.

Melvil.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiederſehn!
Gertrude! Roſamund!

Zweite Kammerfrau.

Sie hat uns von ſich
Geſchickt! Sie will zum letztenmal allein
Mit Gott ſich unterhalten!

(Es kommen noch zwei weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit ſtummen Gebärden ihren Jammer ausdrücken.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen. Sie trägt einen goldnen Becher mit Wein, und ſetzt ihn auf den Tiſch, indem ſie ſich bleich und zitternd an einen Stuhl hält.

Melvil.

Was iſt euch, Miſtreß? Was entſetzt euch ſo?

Kurl.

O Gott!

Burgoyn.

Was habt ihr?

Kurl.

Was mußt' ich erblicken!

Melvil.

Kommt zu euch! Sagt uns, was es iſt.

Kurl.

Als ich
Mit dieſem Becher Wein die große Treppe
Herauf ſtieg, die zur untern Halle führt,

Da that die Thür ſich auf — ich ſah hinein —
Ich ſah — o Gott!

Melvil.

Was ſaht ihr? Faſſet euch!

Kurl.

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüſt, mit ſchwarzem Tuch beſchlagen,
Erhob ſich von dem Boden, mitten drauf
Ein ſchwarzer Block, ein Kiſſen, und daneben
Ein blankgeſchliffnes Beil — Voll Menſchen war
Der Saal, die um das Mordgerüſt ſich drängten,
Und heiße Blutgier in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.

Die Kammerfrauen.

O Gott ſey unſrer Lady gnädig!

Melvil.

Faßt euch! Sie kommt!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie iſt weiß und feſtlich gekleidet, am Halſe trägt ſie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein Roſenkranz hängt am Gürtel herab, ſie hat ein Crucifix in der Hand, und ein Diadem in den Haaren, ihr großer ſchwarzer Schleier iſt zurück geſchlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anweſenden zu beiden Seiten zurück, und drücken den heftigſten Schmerz aus. Melvil iſt mit einer unwillkührlichen Bewegung auf die Knie geſunken.

Maria.

(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreiſe herumſehend)

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen ſolltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele ſich
Auf Engelsflügeln ſchwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der ſtolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend, nahet mir der Tod,
Der ernſte Freund! Mit ſeinen ſchwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — den Menſchen adelt,
Den tiefſtgeſunkenen, das letzte Schickſal.
Die Krone fühl ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!

(Indem ſie einige Schritte weiter vortritt.)

Wie? Melvil hier? — Nicht alſo, edler Sir!
Steht auf! Ihr ſeid zu eurer Königin
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen iſt, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens
Als Zeuge daſteht in der Todesſtunde.

— Sagt, edler Ritter! Wie erging es euch,
In dieſem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um euch hat oft mein Herz bekümmert.

Melvil.

Mich drückte ſonſt kein Mangel, als der Schmerz
Um dich, und meine Ohnmacht, dir zu dienen!

Maria.

Wie ſtehts um Didier, meinen alten Kämmrer?
Doch der getreue ſchläft wohl lange ſchon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm dieſe Gnade nicht erzeigt,
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuern Blutsverwandten zu umfaſſen!
Doch ich ſoll ſterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thränen ſoll ich fließen ſehn!
— Melvil, die letzten Wünſche für die Meinen
Leg' ich in eure treue Bruſt — Ich ſegne
Den allerchriſtlichſten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich ſegne meinen Oehm, den Kardinal,

Und Heinrich Guiſe, meinen edlen Vetter.
Ich ſegne auch den Papſt, den heiligen
Statthalter Chriſti, der mich wieder ſegnet,
Und den katholiſchen König, der ſich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie alle ſtehn in meinem Teſtament,
Sie werden die Geſchenke meiner Liebe,
Wie arm ſie ſind, darum gering nicht achten.
(Sich zu ihren Dienern wendend.)
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen, er wird ſorgen
Für euch, ein neues Vaterland euch geben.
Und iſt euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein ſtolzes Herz an eurem Unglück weide,
Nicht die im Staube ſeh', die mir gedient.
Bei dieſem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, dieß unglückſelige Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlaſſen!

Melvil (berührt das Crucifix).
Ich ſchwöre dir's, im Namen dieſer aller.

Maria.
Was ich, die arme, die beraubte, noch beſaß,
Worüber mir vergönnt iſt frey zu ſchalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt, man wird,

Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!

(Zu den Fräulein.)

Dir, meine Alix, Gertrud, Roſamund,
Beſtimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freut ſich noch des Putzes.
Du, Margaretha, haſt das nächſte Recht
An meine Großmuth, denn ich laſſe dich
Zurück als die Unglücklichſte von allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht,
Dir iſt das höchſte Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieſes Tuch! Ich habs mit eigner Hand
Für dich geſtickt in meines Kummers Stunden,
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit dieſem Tuch wirſt du die Augen mir verbinden,
Wenn es ſo weit iſt — dieſen letzten Dienſt
Wünſch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt alle!

Kommt und empfangt mein letztes Lebwohl.

(Sie reicht ihre Hände hin, eins nach dem andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotne Hand unter heftigem Weinen.)

Leb' wohl, Margretha — Alix, lebe wohl —
Dank Burgoyn, für eure treuen Dienſte —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehaſſet worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud,
Denn Liebe fodert dieſes glühnde Herz —
Bertha! Du haſt das beßre Theil erwählt,
Die keuſche Braut des Himmels willſt du werden!
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich ſind die Güter dieſer Erden,
Das lern' an deiner Königin! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

(Sie wendet ſich ſchnell von ihnen, alle, bis auf Melvil, entfernen ſich.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menſchen Schuldnerin
Aus dieſer Welt zu ſcheiden — Eins nur iſts,

Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, ſich frei und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mirs. Erleichtre deine Bruſt,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.

Ich ſtehe an dem Rand der Ewigkeit,
Bald ſoll ich treten vor den höchſten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht verſöhnt.
Verſagt iſt mir der Prieſter meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelſpeiſe
Verſchmäh' ich aus den Händen falſcher Prieſter.
Im Glauben meiner Kirche will ich ſterben,
Denn der allein iſts, welcher ſelig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frei zu Gott,
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz, ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen, und verſchloß

Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
— Die Kirche iſts, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut,
Die allgemeine, die kathol'ſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube aller ſtärkt den Glauben,
Wo tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf.
— Ach die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelſegen.

Melvil.

Er dringt zu dir! Er iſt dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felſen ſchlug,

Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann *dieſen Kelch*, die irdiſche Erquickung,
Dir ſchnell in eine himmliſche verwandeln.
(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht.)

Maria.

Melvil! Verſteh ich euch? Ja! Ich verſteh euch!
Hier iſt kein Prieſter, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — Doch der Erlöſer ſpricht:
Wo zwey verſammelt ſind in *meinem* Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Prieſter ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So ſeid *ihr* mir, auch ungeweiht, ein Prieſter,
Ein Bote Gottes, der mir Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund ſoll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz ſo mächtig dazu treibt,
So wiſſe, Königin, daß dir zum Troſte
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier ſey kein Prieſter, ſagſt du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irreſt dich. Hier *iſt*
Ein Prieſter, und ein Gott iſt hier zugegen.
(Er entblößt bei dieſen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hoſtie in einer goldenen Schale.)

— Ich bin ein Prieſter, deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die ſieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und dieſe Hoſtie überbring ich dir
Vom heil'gen Vater, die er ſelbſt geweihet.

Maria.

O ſo muß an der Schwelle ſelbſt des Todes
Mir noch ein himmliſch Glück bereitet ſeyn!
Wie ein Unſterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apoſtel einſt
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwerdt,
Er ſchreitet mächtig durch verſchloßne Pforten,
Und im Gefängniß ſteht er glänzend da,
So überraſcht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'ſche Retter mich getäuſcht!
— Und ihr, mein Diener einſt, ſeid jetzt der Diener
Des höchſten Gottes, und ſein heil'ger Mund:
Wie eure Kniee ſonſt vor mir ſich beugten,
So lieg ich jetzt im Staub vor euch.
(Sie ſinkt vor ihm nieder.)

Melvil.

(indem er das Zeichen des Kreuzes über ſie macht)
Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes!

Maria, Königin! Haſt du dein Herz
Erforſchet, ſchwörſt du, und gelobeſt du
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.

Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewiſſen,
Seitdem du Gott zum leztenmal verſöhnt?

Maria.

Von neid'ſchem Haſſe war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Buſen.
Vergebung hofft ich Sünderin von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

Melvil.

Bereueſt du die Schuld, und iſts dein ernſter
Entſchluß, verſöhnt aus dieſer Welt zu ſcheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch ſünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchſte Gut beleidigt.

Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlaſſen und betrogen!

Melvil.

Bereueſt du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott ſich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der ſchwerſte Kampf, den ich beſtand,
Zerriſſen iſt das letzte ird'ſche Band.

Melvil.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewiſſen?

Maria.

Ach, eine frühe Blutſchuld, längſt gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenſchaft,
Und wälzt ſich ſchwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer ſchenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ichs ab mit allen Kirchenſtrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht ſchlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du alles, was mein Herz belaſtet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwiſſenden!
Der Strafen denke, die die heilge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das iſt
Die Sünde zu dem ew'gen Tod, denn das
Iſt wider ſeinen heilgen Geiſt gefrevelt!

Maria.

So ſchenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wiſſend nichts verſchwieg.

Melvil.

Wie? deinem Gott verhehlſt du das Verbrechen,
Um deſſentwillen dich die Menſchen ſtrafen?
Du ſagſt mir nichts von deinem blutgen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod ſtirbſt du für dieſe That,
Willſt du auch noch den ew'gen dafür ſterben?

Maria.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhohl' ichs, meine Beichte iſt vollendet.

Melvil.

Erwäg' es wohl. Das Herz iſt ein Betrüger.
Du haſt vielleicht mit liſt'gem Doppelſinn
Das Wort vermieden, das dich ſchuldig macht,

Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch wiſſe, keine Gaukelkunſt berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürſten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befrein,
Doch nie hab' ich durch Vorſatz oder That
Das Leben meiner Feindin angetaſtet!

Melvil.

So hätten deine Schreiber falſch gezeugt?

Maria.

Wie ich geſagt, ſo iſts. Was jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

So ſteigſt du, überzeugt
Von deiner Unſchuld, auf das Blutgerüſte?

Maria.

Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die frühe ſchwere Blutſchuld abzubüßen.

Melvil.

(macht den Seegen über ſie)

So gehe hin, und ſterbend büße ſie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare,
Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach.

Du fehlteſt nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen iſt, zu löſen und zu binden,
Erlaſſung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, ſo geſchehe dir!

(Er reicht ihr die Hoſtie.)

Nimm hin den Leib, er iſt für dich geopfert!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht, conſekrirt ihn mit ſtillem Gebet, dann reicht er ihr denſelben. Sie zögert, ihn anzunehmen, und weiſ't ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es iſt für dich vergoſſen!
Nimm hin! Der Papſt erzeigt dir dieſe Gunſt!
Im Tode noch ſollſt du das höchſte Recht
Der Könige, das prieſterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch.)

Und wie du jetzt dich in dem ird'ſchen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirſt du dort in ſeinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr ſeyn wird, und kein Weinen,
Ein ſchön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er ſetzt den Kelch nieder. Auf ein Geräuſch, das gehört wird, bedeckt er ſich das Haupt, und geht an die Thüre. Maria bleibt in ſtiller Andacht auf den Knien liegen.)

Melvil (zurückkommend).
Dir bleibt ein harter Kampf noch zu beſtehn.
Fühlſt du dich ſtark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Haſſes zu beſiegen?

Maria.
Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.
Nun ſo bereite dich, die Lords von Leſter
Und Burleigh zu empfangen. Sie ſind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh. Leiceſter und Paulet.

Leiceſter bleibt ganz in der Entfernung ſtehen, ohne die Augen aufzuſchlagen. Burleigh, der ſeine Faſſung beobachtet, tritt zwiſchen ihn und die Königin.

Burleigh.
Ich komme, Lady Stuart, eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.
Dank, Milord!

Burleigh.
Es iſt der Wille meiner Königin,
Daß euch nichts billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Teſtament nennt meine letzten Wünſche.
Ich habs in Ritter Paulets Hand gelegt,
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlaſſen, oder Frankreich,
Wohin ſie ſelber wünſchen und begehren.

Burleigh.

Es ſey, wie ihr es wünſcht.

Maria.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So dulde man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! Es war immer dort!

Burleigh.

Es ſoll geſchehn!
Habt ihr noch ſonſt —

Maria.

Der Königin von England
Bringt meinen ſchweſterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen

Vergebe, meine Heftigkeit von geſtern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte ſie,
Und ſchenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Sprecht! Habt ihr noch nicht beſſern Rath erwählt?
Verſchmäht ihr noch den Beiſtand des Dechanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott verſöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſchuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze euch geraubt — O laßt
Mich hoffen, daß ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (giebt ihr die Hand).

Gott ſey mit euch! Gehet hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königin dringen herein mit Zeichen des Entſetzens, ihnen folgt der Scherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demſelben ſieht man durch die offen bleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria.

Was iſt dir, Hanna? — Ja, nun iſt es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.

Es muß geſchieden ſeyn! Lebt wohl! lebt wohl!

(Ihre Frauen hängen ſich an ſie mit heftigem Schmerz;
zu Melvil.)

Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Sollt mich auf dieſem letzten Gang begleiten.
Milord verſagt mir dieſe Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geſchlecht! Wer ſoll
Den letzten Dienſt mir leiſten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schweſter ſeyn,
Daß mein Geſchlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüſtes
Mit euch beſteigen — Ihr Geſchrei und Jammern —

Maria.

Sie ſoll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seid gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!

Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit ſanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geſchehn.

Burleigh.

Es ſey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieſer Welt —

(Sie nimmt das Crucifix, und küßt es.)

Mein Heiland! Mein Erlöſer!
Wie du am Kreuz die Arme ausgeſpannt,
So breite ſie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet ſich zu gehen, in dieſem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leiceſter, der bei ihrem Aufbruch unwillkürlich aufgefahren, und nach ihr hingeſehen — Bei dieſem Anblick zittert Maria, die Knie verſagen ihr, ſie iſt im Begriff hinzuſinken, da ergreift ſie Graf Leiceſter, und empfängt ſie in ſeinen Armen. Sie ſieht ihn eine Zeitlang ernſt und ſchweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich ſpricht ſie.)

Ihr haltet Wort, Graf Leſter — Ihr verſpracht
Mir euren Arm, aus dieſem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er ſteht wie vernichtet. Sie fährt mit ſanfter Stimme fort.)

Ja, Leſter, und nicht bloß
Die Freiheit wollt ich eurer Hand verdanken.

Ihr ſolltet mir die Freiheit theuer machen,
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu ſcheiden, und ein ſel'ger Geiſt zu werden,
Den keine ird'ſche Neigung mehr verſucht,
Jetzt, Leſter, darf ich ohne Schaamerröthen
Euch die beſiegte Schwachheit eingeſtehn —
Lebt wohl, und wenn ihr könnt, ſo lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen,
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verſchmäht,
Verrathen, um ein ſtolzes zu gewinnen,
Kniet zu den Füßen der Eliſabeth!
Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Scherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite, Burleigh und Paulet folgen, die übrigen ſehen ihr jammernd nach, bis ſie verſchwunden iſt, dann entfernen ſie ſich durch die zwei andern Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leiceſter allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich trag es, noch zu leben!
Stürzt dieſes Dach nicht ſein Gewicht auf mich!
Thut ſich kein Schlund auf, das elendeſte
Der Weſen zu verſchlingen! Was hab' ich

Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeſchleudert!
— Sie geht dahin, ein ſchon verklärter Geiſt,
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo iſt mein Vorſatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu erſticken?
Ihr fallend Haupt zu ſehn mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erſtorbne Schaam?
Muß ſie im Tod mit Liebesbanden mich umſtricken?
— Verworfener, dir ſteht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibiſch hinzuſchmelzen,
Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn,
Mit einem eh'rnen Harniſch angethan,
Sey deine Bruſt, die Stirne ſey ein Felſen!
Willſt du den Preiß der Schandthat nicht verlieren,
Dreiſt mußt du ſie behaupten und vollführen!
Verſtumme Mitleid, Augen, werdet Stein,
Ich ſeh ſie fallen, ich will Zeuge ſeyn.

(Er geht mit entſchloßnem Schritt der Thüre zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges ſtehen.)

Umſonſt! Umſonſt! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht ſchauen,
Kann ſie nicht ſterben ſehen — Horch! Was war das?
Sie ſind ſchon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet ſich das fürchterliche Werk.

Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus dieſem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andre Thür entfliehn, findet ſie aber verſchloſſen, und fährt zurück.)

Wie? Feſſelt mich ein Gott an dieſen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuſchauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet ſie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet ſie —
Mit feſter Stimme — Es wird ſtill — Ganz ſtill!
Nur ſchluchzen hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kiſſen — legt das Haupt —

(Nachdem er die letzten Worte mit ſteigender Angſt geſprochen, und eine Weile inne gehalten, ſieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zuſammenfahren, und ohnmächtig niederſinken, zugleich erſchallt von unten herauf ein dumpfes Getöſe von Stimmen, welches lange forthallt.)

Eilfter Auftritt.

(Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.)

Eliſabeth tritt aus einer Seitenthüre, ihr Gang und ihre Gebärden drücken die heftigſte Unruhe aus.

Noch Niemand hier — Noch keine Botſchaft — Will es
Nicht Abend werden? Steht die Sonne feſt
In ihrem himmliſchen Lauf? — Ich ſoll noch länger
Auf dieſer Folter der Erwartung liegen.

— Iſt es geſchehen? Iſt es *nicht*? — Mir graut
Vor beidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Leſter zeigt ſich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollſtrecken.
Sind ſie von London abgereiſt — Dann iſts
Geſchehn, der Pfeil iſt abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen, gälts mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer iſt da?

Zwölfter Auftritt.

Eliſabeth. Ein Page.

Eliſabeth.

Du kommſt allein zurück — Wo ſind die Lords?

Page.

Milord von Leſter, und der Großſchatzmeiſter —

Eliſabeth.

(in der höchſten Spannung.)

Wo ſind ſie?

Page.

Sie ſind *nicht* in London.

Eliſabeth.

Nicht?

— Wo ſind ſie denn?

Page.

Das wußte niemand mir zu ſagen.
Vor Tages Anbruch hätten beide Lords
Eilfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlaſſen.

Eliſabeth (lebhaft ausbrechend).

Ich bin Königin von England!

(Auf und niedergehend in der höchſten Bewegung.)

Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie iſt todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieſer Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich dieſe Angſt?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf ſagen,
Ich habs gethan! Es ſoll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!

(Zum Pagen.)

Stehſt du noch hier? — Mein Schreiber Daviſon
Soll augenblicklich ſich hierher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury — Da iſt
Er ſelbſt!

(Page geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Eliſabeth. Graf Schrewsbury.

Eliſabeth.

Willkommen, edler Lord. Was bringt ihr?

Nichts kleines kann es ſeyn, was euren Schritt
So ſpät hierher führt.

Schrewsbury.

Große Königin,
Mein ſorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria
Gefangen ſitzen, denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugniſſes erproben.
Beſtürzt, verlegen weigert ſich der Leutnant
Des Thurms, mir die Gefangenen zu zeigen,
Durch Drohung nur verſchafft' ich mir den Eintritt,
— Gott! Welcher Anblick zeigte mir ſich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnſinns Blicken,
Wie ein von Furien gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf ſeinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, ſo ſtürzt er
Zu meinen Füßen — ſchreiend, meine Knie
Umklammernd mit Verzweiflung, wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beſchwört mich,
Ihm ſeiner Königin Schickſal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, daß ſie zum Tod verurtheilt ſey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzu gefügt, daß es *ſein* Zeugniß ſey,
Wodurch ſie ſterbe, ſprang er wüthend auf,

Fiel ſeinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden, mit des Wahnſinns Rieſenkraft,
Ihn zu erwürgen ſtrebend. Kaum entriſſen wir
Den Unglückſelgen ſeines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen *ſich* die Wuth, zerſchlug
Mit grimmgen Fäuſten ſich die Bruſt, verfluchte ſich
Und den Gefährten allen Höllengeiſtern.
Er habe falſch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als ächt beſchworen,
Sie ſeien falſch, er habe andre Worte
Geſchrieben, als die Königin diktirt,
Der Bößwicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenſter, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, ſchrie in die Gaſſen
Hinab, daß alles Volk zuſammen lief,
Er ſey der Schreiber der Maria, ſey
Der Bößwicht, der ſie fälſchlich angeklagt,
Er ſey verflucht, er ſey ein falſcher Zeuge!

Eliſabeth.

Ihr ſaget ſelbſt, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Raſenden, Verrückten,
Beweiſen nichts.

Shrewsbury.

Doch dieſer Wahnſinn ſelbſt
Beweiſet deſto mehr! O Königin!

Laß dich beſchwören, übereile nichts.
Befiehl, daß man von neuem unterſuche.

Eliſabeth.

Ich will es thun — weil ihr es wünſchet, Graf,
Nicht weil ich glauben kann, daß meine Peers
In dieſer Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Unterſuchung — Gut, daß es noch Zeit iſt!
An unſrer königlichen Ehre ſoll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Daviſon zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in eure Hand
Gelegt — Wo iſts?

Daviſon (im höchſten Erſtaunen).

Das Urtheil?

Eliſabeth.

Das ich geſtern
Euch in Verwahrung gab —

Daviſon.

Mir in Verwahrung!

Eliſabeth.

Das Volk beſtürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich mußt' ihm ſeinen Willen thun, ich thats,
Gezwungen that ichs, und in eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen,
Ihr wißt, was ich euch ſagte — Nun! Gebt her!

Schrewsbury.

Gebt, werther Sir, die Sachen liegen anders,
Die Unterſuchung muß erneuert werden.

Eliſabeth.

Bedenkt euch nicht ſo lang'. Wo iſt die Schrift?

Daviſon (in Verzweiflung).

Ich bin geſtürzt, ich bin ein Mann des Todes!

Eliſabeth (haſtig einfallend).

Ich will nicht hoffen, Sir —

Daviſon.

Ich bin verlohren!
Ich hab' ſie nicht mehr.

Eliſabeth.

Wie? Was?

Schrewsbury.

Gott im Himmel!

Daviſon.

Sie iſt in Burleighs Händen — ſchon ſeit geſtern.

Eliſabeth.

Unglücklicher? So habt ihr mir gehorcht,
Befahl ich euch nicht ſtreng, ſie zu verwahren?

Daviſon.

Das haſt du nicht befohlen, Königin.

Eliſabeth.

Willſt du mich Lügen ſtrafen, Elender?
Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?

Daviſon.

Nicht in beſtimmten, klaren Worten — aber —

Eliſabeth.

Nichtswürdiger! Du wagſt es, meine Worte
Zu deuten? Deinen eignen blutgen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieſer eigenmächtgen That erfolgt,
Mit deinem Leben ſollſt du mirs bezahlen.
— Graf Schrewsbury, ihr ſehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Schrewsbury.

Ich ſehe — O mein Gott!

Eliſabeth.

Was ſagt ihr?

Schrewsbury.

Wenn der Squire ſich dieſer That
Vermeſſen hat auf eigene Gefahr,

Und ohne deine Wiſſenſchaft gehandelt,
So muß er vor den Richterſtuhl der Peers
Gefodert werden, weil er deinen Namen
Dem Abſcheu aller Zeiten Preiß gegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh (beugt ein Knie vor der Königin).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieſer Inſel
Wie dieſe Stuart enden!

(Schrewsbury verhüllt ſein Geſicht. Daviſon ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

Eliſabeth.

Redet, Lord!
Habt ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.

Nein, Gebieterin! Ich empfing ihn
Von Daviſon.

Eliſabeth.

Hat Daviſon ihn euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.

Nein!
Das hat er nicht —

Eliſabeth.

Und ihr vollſtrecktet ihn,
Raſch, ohne meinen Willen erſt zu wiſſen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln, aber euch gebührte nicht,
Der Milde unſres Herzens vorzugreifen —
Drum ſeid verbannt von unſerm Angeſicht!

(Zu Daviſon.)

Ein ſtrengeres Gericht erwartet euch,
Der ſeine Vollmacht frevelnd überſchritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower, es iſt mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen,
Ihr ſollt fortan mein Führer ſeyn, mein Freund —

Schrewsbury.

Verbanne deine treuſten Freunde nicht,
Wirf ſie *nicht* ins Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich ſchweigen.
— Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Eliſabeth (betroffen).

Nein, Schrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlaſſen, jetzt —

Schrewsbury.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und dieſe grade Hand, ſie iſt zu ſtarr,
Um deine neuen Thaten zu verſiegeln.

Eliſabeth.

Verlaſſen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.

Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrſche glücklich!
Die Gegnerin iſt todt. Du haſt von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchſt nichts mehr zu achten.
(Geht ab.)

Eliſabeth.

(zum Grafen Kent, der hereintritt.)

Graf Leſter komme her!

Kent.

Der Lord läßt ſich
Entſchuldigen, er iſt zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt ſich und ſteht mit ruhiger Faſſung da.
Der Vorhang fällt.)

Weimar,
gedruckt bei den Gebrüdern Gädicke.

Turandot

Prinzeſſin von China.

Ein tragicomiſches Mährchen

nach Gozzi

von

Schiller.

Tübingen, 1802.

Universitäts-Bibliothek München

Perſonen.

Altoum, fabelhafter Kaiſer von China.
Turandot ſeine Tochter.
Adelma, ſeine tartariſche Prinzeſſin, ihre Sclavin.
Zelima eine andre Sclavin der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima
Barak ihr Gatte, ehmals Hofmeiſter des
Kalaf, Prinzen von Aſtrachan.
Timur, vertriebener König von Aſtrachan.
Jſmael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Miniſter.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Auſſeher der Verſchnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sclaven und Sclavinnen des Serails.

AD BIBL. UNIV. MONAC.

Erſter Aufzug.

Vorſtadt von Peckin, Proſpekt eines Stadtthors. Eiſerne Stäbe ragen über demſelben hervor, worauf mehrere geſchorne, mit türkiſchen Schöpfen verſehene Köpfe als Masken, und ſo, daß ſie als eine Zierrath erſcheinen können, ſymmetriſch aufgepflanzt ſind.

Erſter Auftritt.

Prinz Kalaf in tartariſchem Geſchmack, etwas phantaſtiſch gekleidet, tritt aus einem Hauſe. Gleich darauf **Barak** aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank ihr Götter! Auch zu Peckin ſollt ich
Eine gute Seele finden!

Barak.

(In perſiſcher Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erſtaunt zurück.)

Seh ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf. (Erkennt ihn.)

Barak!

Barak. (Auf ihn zueilend.)
Herr!
Kalaf.
Dich find' ich hier!
Barak.
Euch ſeh ich lebend wieder!
Und hier zu Pekin!
Kalaf.
Schweig. Verrath' mich nicht.
Beim großen Lama! Sprich! Wie biſt du hier?
Barak.
Durch ein Geſchick der Götter muß ich glauben,
Da es mich hier mit euch zuſammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich ſah,
Daß unſre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltſam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Aſtrachan zurück,
Bedeckt mit ſchweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß ihr und König Timur, euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl ich nicht, verloren gab' ich alles,
Und ſinnlos eilt' ich zum Pallaſte nun,
Elmazen, eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich ſuchte ſie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Aſtrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach ſuchend,
Bis ich zuletzt nach Pekin mich gefunden.

Hier unterm Nahmen **Haſſan** glückte mirs
Durch treue Dienſte einer Wittwe Gunſt
Mir zu erwerben, und ſie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht, ein Perſer bin ich ihr,
Hier leb ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vorgen Loos, doch überreich
In dieſem Augenblicke, da ich euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder ſehe!
— Wie aber lebend? Wie in Pekin hier?

Kalaf.

Kenne mich nicht. Nach jener unglückſelgen Schlacht
Bei Aſtrachan, die uns das Reich gekoſtet,
ilt' ich mit meinem Vater zum Pallaſt:
Schnell raſſten wir das Koſtbarſte zuſammen,
Was ſich an Edelſteinen fand, und flohn.
n Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
er König und Elmaze meine Mutter,
Die Wüſten und das felſigte Gebirg.
ott! Was erlitten wir nicht da! Am Fuß
es Kaukaſus raubt' eine wilde Horde
on **Malandrinen** uns die Schätze, nur
as nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
ir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen,
d jedes Elends mannichfacher Noth.
en Vater trug ich bald und bald die Mutter
f meinen Schultern, eine theure Laſt.
aum wehrt' ich ſeiner wüthenden Verzweiflung,

Daß er den Dolch nicht auf ſein Leben zückte,
Die Mutter hielt ich kaum, daß ſie von Gram
Erſchöpft, nicht niederſank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenſtadt,
Und hier, an der Moſcheen Thor, mußt ich
Ein Bettler flehen um die magre Koſt,
Der theuren Altern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unſer grimmiger Feind,
Der Khan von Teflis, voll Tyrannenfurcht,
Miſtrauend dem Gerücht von unſerm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt ſchon war uns ſein Befehl,
Der alle kleinen Könige ſeiner Herrſchaft
Aufbot, uns nachzuſpähn. Nur ſchnelle Flucht
Entzog uns ſeiner Spürer Wachſamkeit —
Ach wo verbärg' ſich ein gefallner König!

Barak.

O nichts mehr! Eure Worte ſpalten mir
Das Herz! Ein großer Fürſt in ſolchem Elend!
Doch ſagt! Lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königin?

Kalaf.

Sie leben.
Und wiſſe Barak! In der Noth allein
Bewähret ſich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land,
Dort in den Gärten König Keicobad's
Mußt ich zu Knechtes Dienſten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.

Mich ſah Adelma dort, des Königs Tochter.
Mein Anblick rührte ſie, es ſchien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen als des Mitleids
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf ſieht die Liebe, nimmer glaubte ſie
Mich zu dem Loos, wo ſie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächtigen Altoum,
Den Großkhan der Chineſen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte ſeltſames davon.
Was ich berichten kann iſt dieß: beſiegt
Ward Keicobad, ſein ganzer Stamm vertilgt,
Adelma ſelbſt mit ſieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langen Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu ſagen?
Vier Jahre lang ſchafft' ich den Ältern Brod,
Daß ich um dürftges Taglohn Laſten trug.

Barak.

Nicht weiter Prinz. Vergeſſen wir das Elend,
Da ich euch jezt in kriegeriſchem Schmuck
Und Heldenſtaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück euch günſtig ward?

Kalaf.

Mir günſtig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwiſcht, den er in hohem Werthe hielt.

Ich fand den Sperber, überbracht' ihn ſelbſt
Dem König – Dieſer fragt nach meinem Nahmen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der ſeine Ältern nährt mit Laſtentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hoſpital verſorgen.
(Er hält inne.)
Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchſten Elends,
Dort iſt dein König — deine Königin,
Auch dort nicht ſicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiſer dieſe Börſe reichen,
Ein ſchönes Pferd und dieſes Ritterkleid.
Den greiſen Ältern ſag ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geſchick zu ändern,
Wo nicht, dieß traurge Leben zu verlieren!
Was thaten ſie nicht, mich zurück zu halten,
Und da ich ſtandhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt es Gott, daß ſie von Angſt gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat,
Entſchloſſen komm ich her, dem großen Khan
Dem Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günſtig ſind,

Durch tapfre That mein Schickſal zu verbeſſern.
— Ich weiß nicht, welche Feſtlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karavanſerai
Mich aufnahm — dort in jener ſchlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das iſt mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib?
Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin dir gegeben!
(Er reicht ihm die Hand.)
Jetzt leb wohl.
Ich geh zur Stadt. Mich treibts, die Feſtlichkeit
Zu ſehn, die ſo viel Menſchen dort verſammelt.
Dann zeig ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunſt, in ſeinem Heer zu dienen.
(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak.

Bleibt Prinz! Wo wollt ihr hin? — Mögt ihr das Aug'
An einem grauſenvollen Schauſpiel weiden?
O wiſſet edler Prinz — ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie ſo? Was meinſt du?

Barak.

Wie, ihr wißt es nicht,

Daß Turandot, des Kaiſers einzge Tochter,
Das ganze Reich in Leid verſenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, ſchon vorlängſt im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede gieng,
Es ſei der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine ſeltſam jammervolle Art
Zu Pekin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle ſeines Reichs geendigt.
Doch manches glaubt und ſchwazt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verſtändge lacht — darum
Sag an, wie ſichs verhält mit dieſer Sache?

Barak.

Des Großkhans einzge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geiſt berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Mahlers Pinſel noch erreicht,
Wie viele Bildniſſe von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt ſo übermüthgen Sinn,
So großen Abſcheu vor der Ehe Banden,
Daß ſich die größten Könige umſonſt
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf.

Das alte Mährchen
Vernahm ich ſchon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es iſt kein Mährchen. Oft ſchon wollte ſie

Der Khan, als einzge Erbin ſeines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen,
Stets widerſetzte ſich die ſtolze Tochter,
Und ach zu blind iſt ſeine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen ſich erkühnte.
Viel ſchwere Kriege ſchon erregte ſie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, ſo iſt er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum ſprach er einsmals ernſt und wohlbedächtlich
Zu ihr die ſtrengen Worte: Störrig Kind!
Entſchließe dich einmal dich zu vermählen,
Wo nicht, ſo ſinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ewgen Kriege zu erſparen;
Denn ich bin alt, zu viele Könige ſchon
Hab ich zu Feinden, die dein Stolz verſchmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb hernach und ſtirb wie dirs gefällt —
Erſchüttert ward von dieſem ernſten Wort
Die Stolze, rang umſonſt ſich loszuwinden,
Die Kunſt der Thränen und der Bitten Macht
Erſchöpfte ſie, den Vater zu bewegen,
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt ſie von dem unglückſelgen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich habs gehört. Das abgeſchmackte Mährchen
Hab ich ſchon oft belacht — Hör ob ichs weiß!

Sie fodert ein Edikt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt ſeyn ſoll', um ihre Hand zu werben.
Doch dieſes ſollte die Bedingung ſeyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiſer
Und ſeinen Räthen allen wollte ſie
Drei Räthſel ihm vorlegen. Lößte ſie
Der Freier auf, ſo mög er ihre Hand
Und mit derſelben Kron und Reich empfangen.
Lößt' er ſie nicht, ſo ſoll der Kaiſer ſich
Durch einen heilgen Schwur auf ſeine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu laſſen. — Sprich, iſts nicht ſo? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannſt für langer Weile.

Barak.

Mein Mährchen? Wollte Gott! — Der Kaiſer zwar
Empört ſich erſt dagegen, doch die Schlange
Verſtand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit liſtiger Redekunſt das furchtbare
Geſetz dem ſchwachen Alten zu entlocken.
Was iſts dann auch? ſprach ſie mit arger Liſt,
Kein Prinz der Erde wird ſo thörigt ſeyn,
In ſolchem blutgen Spiel ſein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht ſich geſchreckt zurück,
Ich werd in Frieden leben. Wagt' es dennoch
Ein Raſender, ſo iſts auf ſeine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Geſetz vollzieht! —
Beſchworen ward das unnatürliche

Geſetz und kund gemacht in allen Landen,
(Da Kalaf den Kopf ſchüttelt.)
— Ich wünſchte, daß ich Mährchen nur erzählte,
Und ſagen dürfte: alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählſt, ſo glaub ich das Geſetz.
Doch ſicher war kein Prinz wahnſinnig gnug,
Sein Haupt daran zu ſetzen.

Barak. (Zeigt nach dem Stadtthor.)

Sehet Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu ſehen ſind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abentheuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drinn fanden,
Weil ſie die Räthſel dieſer Sphinx zu löſen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grauſenvoller Anblick!
Und lebt ein Thor, der ſeinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu beſitzen!

Barak.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfey
Erblickt, das man ſich zeigt in allen Ländern,
Fühlt ſich bewegt von ſolcher Zaubermacht,
Daß er ſich blind dem Tod entgegen ſtürzt,
Das Göttergleiche Urbild zu beſitzen.

Kalaf.

Irgend ein Geck.

Barak.

Nein wahrlich! Auch der Ring ꝛc.
Heut iſt der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarkanda, den verſtändigſten
Den je die Welt geſehn, enthaupten wird.
Der Khan beſeufzt die fürchterliche Pflicht,
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)
Hört! Hört ihr! dieſer dumpfe Trommelklang
Verkündet, daß der Todesſtreich geſchieht;
Ihn nicht zu ſehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak, du ſagſt mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geſchöpf wie dieſe Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menſchlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sclavin dient, und uns unglaubliches
Von ihrer ſchönen Königinn berichtet.
Ein Tiger iſt ſie, dieſe Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um ſie werben.
Sonſt iſt ſie gütig gegen alle Welt,
Stolz iſt das einzge Laſter, das ſie ſchändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefſten Schlund hinab,
Mit dieſen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur ſich ſelber lieben!

Wär ich ihr Vater, Flammen ſollten ſie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Iſmael, der Freund
Des Prinzen, der ſein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Iſmael!

Zweiter Auftritt.

Iſmael zu den Vorigen.

Iſmael.

(Reicht dem Barak die Hand, heftig weinend.)

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes iſt gefallen.
Ach! Warum fiel er nicht auf dieſes Haupt!

Barak.

Barmherziger Himmel! — Doch warum ließt ihr
Geſchehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich blos geſtellt?

Iſmael.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab ich, beſchworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wies meine Pflicht mich lehrte,
Umſonſt! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört, die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt euch.

Iſmael.

Beruhigen. Niemals! Niemals!
Ich hab ihn ſterben ſehen. Sein Gefährte
War ich in ſeinem letzten Augenblick,
Und ſeine Abſchiedsworte gruben ſich
Wie ſpitzge Dolche mir ins tiefſte Herz.
„Weine nicht, ſprach er. Gern und freudig ſterb ich,
„Da ich die Liebſte nicht beſitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn Abſchied von ihm ging. Ach, nie
„Hätt er die Todesreiſe mir geſtattet!
„Zeig ihm dieß Bildniß!
(Er zieht ein kleines Porträt an einem Band aus dem Buſen.)
„Wenn er dieſe Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entſchuldigen.“
Und an die Lippen drückt er jetzt, lautſchluchzend,
Mit heftigen Küſſen dieß verhaßte Bild,
Als könnt er, ſterbend ſelbſt, nicht davon ſcheiden;
Drauf kniet' er nieder, und—mit einem Streich—
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen—
Sah ich Blut ſpritzen, ſah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt,
Entſetzt und troſtlos riß ich mich von dannen.
(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)
Verhaßtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt ich ſie ſelbſt, die Tigerherzige,
Mit dieſem Fußtritt ſo wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!

Nein, mich ſoll Sarmakand nicht wieder ſehn.
In eine Wüſte will ich fliehn, und dort
Wo mich kein menſchlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.
(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak. (Nach einer Pauſe.)
Prinz Kalaf, habt ihrs nun gehört?

Kalaf.

Ich ſtehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erſtaunen.
Wie aber mag dieß unbeſeelte Bild,
Das Werk des Mahlers, ſolchen Zauber wirken?
(Er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak.

(Eilt auf ihn zu und hält ihn zurück.)
Was macht ihr!—Große Götter!

Kalaf. (Lächelnd.)

Nun! Ein Bildniß
Nehm ich vom Boden auf. Ich will ſie doch
Betrachten, dieſe mörderiſche Schönheit.
(Greift nach dem Bildniß, u. hebt es von der Erde auf.)

Barak. (Ihn haltend.)
Euch wäre beſſer, der Meduſa Haupt,
Als dieſe tödtliche Geſtalt zu ſehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht geſtatten.

Kalaf.

Du biſt nicht klug. Wenn du ſo ſchwach dich fühlſt,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz beſiegt. Und was
Lebendge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das ſollten todte Pinſelſtriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt andres
Am Herzen als der Liebe Narrenſpiel.
(Will das Bildniß anſchauen.)

Barak.

Dennoch mein Prinz — Ich warn euch — Thut es nicht.

Kalaf. (Ungeduldig.)

Zum Henker Einfalt. Du beleidigſt mich.
(Stößt ihn zurück, ſieht das Bild an, und geräth in Erſtaunen. Nach einer Pauſe.)
Was ſeh ich!

Barak. (Ringt verzweifelnd die Hände.)

Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf. (Faßt ihn lebhaft bey der Hand.)

Barak!
(Will reden, ſieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak. (Vor ſich.)

Seid Zeugen Götter — Ich, ich bin nicht ſchuld,
Ich hab es nicht verhindern können.

Kalaf.

Barak!
— In dieſen holden Augen, dieſer ſüßen
Geſtalt, in dieſen ſanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du ſprichſt, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher was hör ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieſes Bildniß zeigt,
Iſt Turandot, ſie ſelbſt! Nie hat die Kunſt
Des Pinſels ihren ganzen Reiz erreicht,
Doch ihres Herzens Stolz und Grauſamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von euch, dieß unſelige
Verwünſchte Bildniß! Euer Auge ſauge
Kein tödlich Gift aus dieſer Mordgeſtalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens ſuchſt du mich zu ſchrecken!
—Himmliſche Anmuth! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttinn! Welcher Himmel,
Die Fülle dieſer Reize zu beſitzen!
(Er ſieht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er ſich zu Barak, und ergreift ſeine Hand.)
Barak! Verrath mich nicht—Jetzt oder nie!
Dieß iſt der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dieß Leben ſparen, das ich haſſe?
—Ich muß auf Einen Zug die ſchönſte Frau
Der Erde und ein Kaiſerthum mit ihr
Gewinnen, oder dieß verhaßte Leben
Auf Einen Zug verlieren—Schönſtes Werk!
Pfand meines Glücks und meine ſüße Hofnung!
Ein neues Opfer iſt für dich bereit,
Und drängt ſich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sei gütig gegen mich—Doch Barak ſprich!
Ich werde doch im Divan, eh ich ſterbe,
Das Urbild ſelbſt von dieſen Reizen ſehn?

(Indem ſieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters ſich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demſelben aufpflanzen — der vorige Schall verſtimmter Trommeln begleitet dieſe Handlung)

Barak.

Ach ſehet! ſehet theurer Prinz und ſchaudert!
Dieß iſt das Haupt des unglückſelgen Junglings—
Wie es euch anſtarrt! Und dieſelben Hände
Die es dort aufgepflanzt, erwarten euch.
O kehret um! kehrt um! Nicht möglich iſts,
Die Räthſel dieſer Löwin aufzulöſen.
Ich ſeh im Geiſt ſchon euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieſer furchtbaren Reihe ſich erheben.

Kalaf.

(Hat das aufgeſteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet.)

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderſtehlich
Hinauf in deine tödliche Geſellſchaft?

(Er bleibt nachſinnend ſtehen, dann wendet er ſich zu Barak.)

—Wozu die Thränen Barak? Haſt du mich
Nicht einmal ſchon für todt beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht—Wer weiß, ob nicht der Himmel, ſatt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet,
Und meinen armen Eltern Troſt verleiht.
Wo nicht—Was hat ein Elender zu wagen?

Für deine Liebe will ich dankbar ſeyn,
Wenn ich die Räthſel löſe—Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdeſſen kommt Skirina Baraks Weib aus dem Hauſe.)

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe Frau!
Laß ihn nicht weg— Er geht, er iſt verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Furie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina. (Tritt ihm in den Weg.)

O weh! Was hör ich? Seid ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.

Hier gute Mutter! Dieſes Götterbild
Ruft mich zu meinem Schickſal.

(Zeigt ihr das Bildniß.)

Skirina.

Wehe mir!
Wie kam das höll'ſche Bild in ſeine Hand?

Barak.

Durch bloßen Zufall.

Kalaf. (Tritt zwiſchen beide.)

Haſſan! gute Frau!
Zum Dank für eure Gaſtfreundſchaft, behaltet
Mein Pferd, auch dieſe Börſe nehmet hin,
Sie iſt mein ganzer Reichthum—Ich— ich brauche

Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer, oder — nie zurück!
— Wollt ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ewgen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit ſie Glück auf mich herab erflehen;
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen!
(Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak. (Will ihm folgen.)
Mein Herr! Mein armer Herr! Umſonſt! Er geht!
Er hört mich nicht.

Skirina. (Neugierig.)
Dein Herr? Du kennſt ihn alſo?
O ſprich, wer iſt der edelherzge Fremdling,
Der ſich dem Tode weiht.

Barak.
Laß dieſe Neugier.
Er iſt gebohren mit ſo hohem Geiſt,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina. All dieſes Gold laß uns,
Und alles, was wir eigenes beſitzen
Dem Fohi opfern und den Armen ſpenden,
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden,
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter ſie erhören!
(Sie gehen nach ihrem Hauſe.)

Zweiter Aufzug.

Großer Saal des Divans mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaiſers, die andere ins Serail der Prinzeſſin Turandot führt.

Erſter Auftritt.

Truffaldin als Anführer der Verſchnittenen ſteht gravitätiſch in der Mitte der Scene, und befiehlt ſeinen Schwarzen, welche beſchäftigt ſind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf **Brigella.**

Truffaldin.

Friſch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beiſammen ſeyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet. Hier zur Rechten
Kommt kaiſerliche Majeſtät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß zu ſitzen!

Brigella.

(Kommt und ſieht ſich verwundernd um.)

Mein! Sagt mir Truffaldin, was gibts denn Neues,
Daß man den Divan ſchmückt in ſolcher Eile?

Truffaldin.

(Ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen.)

Acht Seſſel dorthin für die Herren Doctoren!

Sie haben hier zwar nicht viel zu docieren,
Doch müſſen ſie, weils was Gelehrtes giebt,
Mit ihren langen Bärten figurieren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin.

Warum? Wozu? Weil ſich die Majeſtät
Und meine ſchöne Königin, mit ſamt
Den acht Doctoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier verſammeln werden.
'z hat ſich ein neuer friſcher Prinz gemeldet,
Dens juckt, um einen Kopf ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drei Stunden ſinds, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja Gott ſey Dank. Es geht
Von ſtatten, die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabei könnt ihr ſcherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbariſche Gemetzel?

Truffaldin.

Warum ſoll michs nicht freuen? Setzt doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn ſo ein neuer
Die große Reiſe macht — denn jedesmal
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeiſchifft, giebts im Harem Hochzeitkuchen.
Das iſt einmal der Brauch, wir thuns nicht anders,
So viele Köpfe, ſo viel Feiertage!

Brigella.

Das ſind mir heillos niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz wie eure Larve.
Man ſiehts euch an, daß ihr ein Halbmann ſeyd,
Ein ſchmutziger Evnuch! — Ein Menſch, ich meyne
Einer, der ganz iſt. hat ein menſchlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Menſch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, niemand ruft ſie her.
Sind ſie freiwillig ſolche Tollhausnarren,
Mögen ſies haben! Auf dem Stadtthor ſtehts
Mit blutgen Köpfen leſerlich geſchrieben,
Was hier zu holen iſt — Wir nehmen keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn ſchon verloren, längſt, der ihn hier ſetzt!

Brigella.

Ein ſaubrer Einfall, den galanten Prinzen
Die ihr die Ehr anthun und um ſie werben,
Drei Räthſel aufzugeben, und wenns einer
Nicht auf der Stelle trift, ihn abzuſchlachten!

Truffaldin.

Mit nichten Freund! Das iſt ein prächtiger
Exzellenter Einfall! — Werben kann ein jeder,
Es iſt nichts leichter als aufs Freien reiſen.
Man lebt auf fremde Koſten, thut ſich gütlich,
Legt ſich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,

Der alle ſeine Staaten mit ſich führt,
Im Mantelſack, lebt blos vom Körbehohlen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abentheurern,
Die um die reiche Kaiſertochter freiten,
Denn auch der ſchlechtſte dünkt ſich gut genug,
Die Hände nach der ſchönſten auszuſtrecken.
Es war wie eine Freikomödie
Wo alles kommt, bis meine Königin
Auf den ſcharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
—Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig ſchwere Abentheuer aus
Geſendet, ſich mit Rieſen 'rum zu ſchlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Waſſer und den ſingenden Baum
Zu hohlen, und den Vogel welcher redet—
Nichts von dem allen! Räthſel haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgeſetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und ſäuberlich
In warmer Stube ſitzen und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide,
Der Witz, der Scharfſinn aber muß heraus.
—Brigella, die verzichts! die hats gefunden,
Wie man die Narren ſich vom Leibe hält!

Brigella.

's kann einer ein rechtſchaffner Kavalier

Und Ehmann ſeyn, und doch die ſpitzgen Dinger,
Die Räthſel juſt nicht handzuhaben wiſſen.

Truffaldin.

Da ſiehſt du Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihrem Freier meint,
Daß ſie die Räthſel *vor* der Hochzeit aufgiebt.
Nachher wärs noch viel ſchlimmer. Lößt er ſie
Jetzt nicht, ei nun; ſo kommt er ſchnell und kurz
Mit einem friſchen Gnadenhieb davon.
Doch wer die ſtachelichten Räthſel nicht
Auflößt, die ſeine Frau ihm *in der Eh*
Aufgiebt, der iſt verleſen und verlohren!

Brigella.

Ihr ſeid ein Narr, mit euch iſt nicht zu reden.
—So mögens denn meinetwegen Räthſel ſeyn,
Wenn ſie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen—Aber muß ſie denn die Prinzen
Juſt köpfen laſſen, die nicht ſinnreich gnug
Für ihre Räthſel ſind—Das iſt ja ganz
Barbariſch, raſend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abſchneidet, weil ſie ſchwer begreifen?

Truffaldin.

Und wie, du Schaafskopf, will ſie ſich der Narren
Erwehren, die ſich klug zu ſeyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen iſt,
Als einmal ſich im Divan zu beſchimpfen.
Auf die Gefahr hin, ſich zu proſtituiren.
Mit heiler Haut läuft jeder auf dem Eis.

Wer fürchtet ſich vor Räthſeln? Räthſel ſinds
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder ſtatt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzeſſin
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthſel wegen kommen.
Denn jedem iſt ſein Scharfſinn und ſein Witz
Am Ende lieber als die ſchönſte Frau!

Brigella.

Was aber kommt bei dieſem ganzen Spiel
Heraus, als daß ſie ſitzen bleibt? Kein Mann
Der ſeine Ruh liebt und bei Sinnen iſt,
Wird ſo ein ſpitzges Nadelküſſen nehmen.

Truffaldin.

Das große Unglück keinen Mann zu kriegen!
(Man hört einen Marſch in der Ferne.)

Brigella.

Der Kaiſer kommt!

Truffaldin.

Marſch ihr in eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.
(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doctoren pedantiſch herausſtaffiert, alsdann Pantalon und Tartaglia, beide in Charaktermasken. Zuletzt der Großkhan Altoum, in chineſiſchem Geſchmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia ſtellen ſich dem kaiſerlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite wo der kaiſerliche Thron iſt. Beim Eintritt des Kaiſers werfen ſich alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieſer Stellung, bis er den Thron beſtiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon giebt, ſchweigt der Marſch.

Altoum.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum iſt der edle Prinz von Samarkand
Begraben, unſre Thränen fließen noch,
Und ſchon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von neuem zu verwunden.
Grauſame Tochter! Mir zur Qual gebohren!
Was hilfts, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbariſche Geſetz

Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt ſich die Tochter, nicht zu ſchrecken ſind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majeſtät? Hat ſich da was zu rathen!
Bei mir zu Hauſe, in der Chriſten Land,
In meiner lieben Vaterſtadt Venedig,
Schwört man auf ſolche Mordgeſetze nicht,
Man weiß nichts von närriſchen Mandaten.
Da hat man gar kein Beiſpiel und Exempel,
Daß ſich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmenſch bei uns gebohren wird,
Wie Dame Kieſelſtein, die alle Männer
Verſchworen hätte—Gott ſoll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh mich die Ehrenſache, wie ihr wißt,
Von Hauſe trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaiſers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt ich nichts von China, als es ſey
Ein treffliches Pulver gegen 's kalte Fieber.
Und jetzt erſtaun ich über alle Maaßen
Daß ich ſo kuriöſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo kurioſe Schwüre und Geſetze.

Und ſo kurioſe Fraun und Herrn.
Erzählt' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt ihr den neuen Wegehals
Beſucht?

Tartaglia.

Ja Majeſtät. Er hat den Flügel
Des Kaiſerſchloſſes inn, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweiſen pflegt.
Ich bin entzückt von ſeiner angenehmen
Geſtalt und ſeinen prinzlichen Manieren,
's iſt Jammerſchade um das junde Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen ſoll.
's Herz bricht mir! Ein ſo angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! Ich ſah
In meinem Leben keinen hübſchern Buben!

Altoum.

Unſeliges Geſetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer ſind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückſeligen ſein Licht
Verleihe, dieſe Räthſel zu ergründen!
Ach, nimmer geb ich dieſer Hofnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majeſtät, ward nichts geſpart.
Dreihundert fette Ochſen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne und dem Mond dreihundert Schweine.

Altoum.
So ruft ihn denn vor unſer Angeſicht!
(Ein Theil des Gefolges entfernt ſich.)
— Man ſuch ihm ſeinen Vorſatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Laßts nicht an Gründen fehlen, wenn mir ſelbſt
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantaleon.

Majeſtät!
Wir werden unſern alten Witz nicht ſparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilfts? Wir predigen und ſprechen uns
Die Lungen heiſer, und er läßt ſich eben
Den Hals abſtechen, wie ein welſches Huhn.

Tartaglia.
Mit Eurer Gunſt, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfſinn und Verſtand bei ihm
Bemerkt, wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.
Die Räthſel dieſer Schlange ſollt er löſen?
Nein! Nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf. (Von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiſer nieder, die Hand auf der Stirn.)

Altoum.

(Nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet.)
Steh auf, unkluger Jüngling.
(Kalaf ſteht auf und ſtellt ſich mit edlem Anſtand in die Mitte des Divans.)
— Die reizende Geſtalt! der edle Anſtand!
Wie mirs ans Herz greift! — Sprich Unglücklicher.
Wer biſt du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf.

(Schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edlen Verbeugung.)
Monarch, vergönne, daß ich meinen Nahmen
Verſchweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfſt du,
Ein unbekannter Fremdling Namenlos,
Um unſre kaiſerliche Tochter werben?

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, gebohren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, ſo ſoll
Mein Nahme, mein Geſchlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh ich ſterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Welcher Adel
In ſeinen Worten! Wie beklag ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthſel nun gelöſt,
Und nicht von würdiger Herkunft —

Kalaf.

Das Geſetz,
Monarch, iſt nur für Könige geſchrieben.
Verleihe der Himmel daß ich ſiege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, ſoll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen;
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon Eine Seele lebt in dieſer Stadt,
Die meinen Stand und Nahmen kann bezeugen,
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Wohl! Es ſei!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte
Holdſeliger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht verſagen — Mögſt auch du
Geneigt ſeyn, einem Kaiſer zu willfahren,
Der hoch von ſeinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willſt entgegen ſtürzen,
Steh ab und fodre meines Reiches Hälfte.
So mächtig ſprichts für dich in meiner Bruſt,

Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verſpreche.
O zwinge du mich nicht, Tyrann zu ſeyn,
Schon ſchwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert,
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich ſelbſt,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich Sire. Der Himmel weiß
Wie ich im tiefſten Herzen dich beklage.
Nicht warlich von ſo mildgeſinntem Vater
Hat Turandot Unmenſchlichkeit geerbt.
Du haſt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild
Das uns bezaubert, und uns ſelbſt entrückt,
Der Welt geſchenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder iſts der Götter Schluß und Rath,
Durch den Beſitz der himmliſchen Prinzeſſin
Mich zu beglücken — oder enden ſoll
Dieß Leben, ohne ſie mir eine Laſt!
Tod oder Turandot. Es giebt kein Drittes.

Pantalon.

Ey ſagt mir liebe Hoheit! Habt ihr auch

Die Köpfe überm Stadtthor wohl beſehn?
Mehr ſag ich nicht. Was Herr! in aller Welt
Treibt euch, aus fernen Landen herzukommen
Und euch friſch weg, wie ihr vom Pferd geſtiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu laſſen? Dame Turandot
Das ſeid gewiß, dreht euch drei Räthſelchen
Daran die Sieben Weiſen Griechenlands
Mit ſammt den ſiebenzig Dollmetſchern ſich
Die Nägel Jahre lang umſonſt zerkauten.
Wir ſelbſt, ſo alte Practici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieſer Räthſel zu ergründen.
Es ſind nicht Räthſel aus dem Kinderfreund,
Nicht ſolches Zeug, wie das:
„Wers ſieht, für den iſts nicht beſtellt,“
„Wers braucht, der zahlt dafür kein Geld,“
„Wers macht, der wills nicht ſelbſt ausfüllen,“
„Wers bewohnt, der thut es nicht mit Willen.“
Nein, es ſind Räthſel von dem neuſten Schnitt,
Und ſind verfluchte Nüſſe aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, daß man drei Herrn Doctoren
Verſiegelt übergeben, geſchrieben ſtünde,
Sie möchtens euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausſtudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim

Ihr jammert mich, ſeid ein ſo junges Blut,
Und ſchade wärs um eure ſchönen Haare.
Beharrt ihr aber drauf, ſo ſteht ein Rettich
Des Gärtners feſter, Herr, als euer Kopf.

Kalaf.

Ihr ſprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia. (Stotternd.)

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Steifſinn und Verblendung!
Hier ſpielt man nicht um welſche Nüſſe, Herr,
Noch um Kaſtanien — 's iſt um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl. Ich will
Sonſt keinen Grund anführen als den Einen.
Er iſt nicht klein — den Kopf! es gilt den Kopf.
Die Majeſtät höchſtſelbſt, auf ihrem Thron,
Läßt ſich herab, euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — dreihundert Pferde ſind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochſen
Dem höchſten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreihundert Schweine,
Und ihr ſeid ſtörrig gnug und undankbar
Das kaiſerliche Herz ſo zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als dieſe Turandot,
Bliebs immer doch ein loſer Streich von euch,
Nehmt mirs nicht übel junger Herr. Es iſt
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich ſo frei läßt von der Leber ſprechen.

Den Kopf verlieren! Wißt ihr, was das heißt?
Es iſt nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind geſprochen, alter Meiſter.
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, ſo hab es!
Verderbe dich, und mich ſtürz in Verzweiflung.

(Zu der Wache.)

Man geh und rufe meine Tochter her.

(Wache geht hinaus.)

Sie kann ſich heut am zweiten Opfer weiden.

Kalaf.

(Gegen die Thüre gewendet, in heftiger Bewegung.)

Sie kommt! Ich ſoll ſie ſehen! Ewge Mächte!
Das iſt der große Augenblick! o ſtärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geiſtes Helle nicht mit Nacht umgebe,
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht,
Ihr Götter! Gebt, daß ich mir ſelbſt nicht fehle!
Ihr ſeht es, meine Seele wankt, Erwartung
Durchzittert mein Gebein und ſchnürt das Herz
Mir in der Bruſt zuſammen. — Weiſe Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht ſtrafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schickſal zu verſuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderſtehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen, es iſt mächtiger als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marſch. Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die Schwarzen hinter ihm; darauf mehrere Sklavinnen, die zu den Trommeln accompagnieren. Nach dieſen Adelma und Zelima, jene in tartariſchem Anzug, beide verſchleiert. Zelima trägt eine Schüſſel mit verſiegelten Papieren. Truffaldin und ſeine Schwarzen werfen ſich im Vorbeiziehen vor dem Kaiſer mit der Stirn auf die Erde und ſtehen ſogleich wieder auf, die Sklavinnen knieen nieder, mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erſcheint Turandot verſchleiert, in reicher chineſiſcher Kleidung, majeſtätiſch und ſtolz. Die Räthe und Doctoren werfen ſich vor ihr mit dem Angeſicht auf die Erde, Altoum ſteht auf, die Prinzeſſin macht ihm, die Hand auf der Stirn eine abgemeſſene Verbeugung, ſteigt dann auf ihren Thron und ſetzt ſich, Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuſchauern am nächſten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüſſel ab, und vertheilt unter lächerlichen Zeremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er ſich mit denſelben Verbeugungen wie am Anfang und der Marſch hört auf.

Turandot.

(Nach einer langen Pauſe.)

Wer iſts, der ſich aufs neu vermeſſen ſchmeichelt,
Nach ſo viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthſel einzudringen!
Der ſeines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt!

Altoum.

(Zeigt auf Kalaf, der erſtaunt in der Mitte des Divans ſteht.)

Der iſt es Tochter — würdig wohl iſt ers,
Daß du freiwillig zum Gemahl ihn wähleſt,
Ohn' ihn der furchtbaren Probe auszuſetzen,
Und neue Trauer dieſem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot.

(Nachdem ſie ihn eine Zeitlang betrachtet, leiſe zur Zelima.)

O Himmel! Wie geſchieht mir, Zelima!

Zelima.

Was iſt dir, Königin?

Turandot.

Noch keiner trat
Im Divan auf, der dieſes Herz zu rühren
Verſtanden hätte. Dieſer weiß die Kunſt.

Zelima.

Drei leichte Räthſel denn und Stolz fahr hin!

Turandot.

Was ſagſt du? Wie Verwegne? Meine Ehre?

Adelma.

(Hat während dieſer Rede den Prinzen mit höchſtem Erſtaunen betrachtet, vor ſich.)

Täuſcht mich ein Traum? Was ſeh ich, große
Götter!
Er iſts! der ſchöne Jüngling iſts, den ich
Am Hofe meines Vaters Keikobad
Als niedern Knecht geſehn! Er war ein Prinz!
Ein Königsſohn! Wohl ſagte mirs mein Herz,
O meine Ahndung hat mich nicht betrogen.

Turandot.

Prinz! noch iſts Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf. Gebts auf. Weicht aus dem
Divan.
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grauſamkeit.
— Ich bin nicht grauſam. Frei nur will ich leben.
Bloß keines andern will ich ſein; dieß Recht
Das auch dem Allerniedrigſten der Menſchen
Im Leib der Mutter anerſchaffen iſt,
Will ich behaupten, eine Kaiſers Tochter.
Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verſtand,
Und Scharfſinn, meine Freiheit zu beſchützen.

— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wiſſen,
Ich haß ihn, ich verachte ſeinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allen köſtlichen
Streckt er begehrlich ſeine Hände aus.
Was ſeinem Sinn gefällt, will er beſitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt,
Mit Geiſt begabt — warum iſts denn das Loos
Des Edlen in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In ſeinem Unwerth ruhig ſich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute ſeyn
Für Einen? Sie iſt frei ſo wie die Sonne,
Die allbeglückend herrliche am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch keines Sclavinn und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, ſo ſeltner Geiſtesadel
In dieſer göttlichen Geſtalt! Wer darf
Den Jüngling ſchelten, der ſein Leben
Für ſolchen Kampfpreis freudig ſetzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannſchaft an ein wildes Element,
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durchs blutge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erſtes, höchſtes iſt?

Ich alſo zeih euch keiner Grauſamkeit,
Doch nennt auch ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühnder Seele
Nach dem Unſchäzbaren zu ſtreben wagt?
Ihr ſelber habt ihm ſeinen Preiß geſezt,
Womit es zu erkaufen iſt — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab ein Leben dran zu wagen.
Kein Leben zwar des Glücks, doch iſts mein Alles,
Und hätt' ichs tauſendmal, ich gäb es hin.

Zelima. (Leiſe zu Turandot.)

Hört ihr Prinzeſſin? Um der Götter willen!
Drei leichte Räthſel! Er verdients.

Adelma.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O daß er mein ſein könnte! Hätt ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz gebohren ſei,
Als ich der ſüſſen Freiheit mich noch freute!
— O welche Liebe flammt in meiner Bruſt,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Muth, Muth mein Herz. Ich muß ihn noch
beſitzen.

(Zu Turandot.)

Prinzeſſin! Ihr verwirret euch! Ihr ſchweigt!
Bedenket euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und Er allein riß mich zum Mitleid hin!
Nein Turandot! du mußt dich ſelbſt beſiegen.
— Verwegener wohlan! Macht euch bereit!

Altoum.

Prinz, ihr beharrt noch?

Kalaf.

Sire! Ich wiederhol es.
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia gebährden ſich ungeduldig.)

Altoum.

So leſe man
Das blutige Mandat. Er hörs und zittre!

(Tartaglia nimmt das Geſetzbuch aus dem Buſen, küßt es, legt es ſich auf die Bruſt, hernach au die Stirn, dann überreicht er es dem Pantalon.)

Pantalon.

(Empfängt das Geſetzbuch, nachdem er ſich mi der Stirn auf die Erde geworfen, ſteht au und lieſt dann mit lauter Stimme.)

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben
„Doch erſt drey Räthſel legt die Königin ihm vor
„Löſt er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben
„Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Pekins Thor.
„Löſt er die Räthſel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geſetz, wir ſchwörens bey de Sonnen.

(Nach geendigter Vorleſung küßt er das Buch, legt es ſich auf die Bruſt und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der ſich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präſentiert.)

Altoum.

(Hebt die rechte Hand empor und legt ſie auf das Buch.)

O Blutgeſetz! du meine Qual und Pein!
Ich ſchwörs bey Fohis Haupt, du ſollſt vollzogen ſein.

(Tartaglia ſteckt das Buch wieder in den Buſen, es herrſcht eine lange Stille.

Turandot.

(In declamatoriſchem Ton.)

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts deſto minder
Stets wieder jung und grün.
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlſchwarz iſt die zweite
Und ſieht die Sonne nicht.
Er ſetzt neue Ringe
So oft er blühet, an,
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menſchen an.
In ſeine grüne Rinden
Drückt ſich ein Nahme leicht,
Der nicht mehr iſt zu finden,
Wenn ſie verdorrt und bleicht.
So ſprich kannſt dus ergründen,
Was dieſem Baume gleicht?

(Sie ſetzt ſich wieder.)

Kalaf.

(Nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe geſehn, verbeugt er ſich gegen die Prinzeſſinn.)

Zu glücklich, Königin, iſt euer Sclav,
Wenn keine dunklern Räthſel auf ihn warten.
Dieſer alte Baum der immer ſich erneut,
Auf dem die Menſchen wachſen und verblühen,
Und deſſen Blätter auf der Einen Seite
Die Sonne ſuchen, auf der andern fliehen,
In deſſen Rinde ſich ſo mancher Nahme ſchreibt,
Der nur ſo lang ſie grün iſt, bleibt.
— Er iſt — das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.

Pantalon. (Freudig.)

Tartaglia! Getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren. (Erbrechen ihre Zettel.)

Optime! Optime! Optime! das Jahr, das Jahr, das Jahr, es iſt das Jahr.

(Muſik fällt ein.)

Altoum. (Freudig.)

Der Götter Gnade ſei mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthſel!

Zelima. (Bey Seite.)

O Himmel ſchütz ihn!

Adelma. (Gegen die Zuſchauer.)

Himmel, ſchütz ihn nicht!
Laß nicht geſchehn, daß ihn die Grauſame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot. (Entrüſtet vor ſich.)
Er ſollte ſiegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein bei den Göttern!
(Zu Kalaf.)
Selbſtzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk auf und löſe!
(Steht wieder auf, und fährt in declamatoriſchem Tone fort.)
Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz,
Ein andres iſts zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſts ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.
Und kannſt du den Cryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall ſaugt er ein,
Der Himmel ſelbſt iſt abgemahlet
In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner als was er empfing.

Kalaf.
(Nach einem kurzen Nachdenken ſich gegen die Prinzeſſin verbeugend.)
Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte, eure Räthſel aufzulöſen.
— Dieß zarte Bild, das in den kleinſten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,

Und der Cryſtall, in dem dieß Bild ſich mahlt,
Und der noch ſchönres von ſich ſtrahlt,
Er iſt das Aug, in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſt's, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon.

(Springt freudig auf)

Tartaglia! Mein Seel ins ſchwarze Fleck
Geſchoſſen.

Tartaglia.

Mitten hinein, ſo wahr ich lebe!

Doctoren.

(Haben die Zettel eröffnet.)

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge, es iſt das Auge.

(Muſik fällt ein.)

Altoum.

Welch unverhofftes Glück! Ihr gütgen Götter!
O laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima. (Bey Seite).

O wäre dies das letzte!

Adelma. (Gegen die Zuſchauer.)

Weh mir! Er ſiegt! Er iſt für mich verloren.

(Zu Turandot)

Prinzeſſin, euer Ruhm iſt hin! Könnt ihrs
Ertragen? Eure vorgen Siege alle
Verſchlingt ein einzger Augenblick.

Turandot.

(Steht auf in heftigen Zorn.)

Eh ſoll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner wiſſe!

Ich haſſe dich nur deſtomehr, je mehr,
Du hoffſt; mich zu beſiegen, zu beſitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthſel! Flieh!
Weich aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur eurer Haß iſts, angebetete
Prinzeſſin, was mich ſchreckt und ängſtiget.
Dieß unglückſelge Haupt ſink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh ab geliebter Sohn. Verſuche nicht
Die Götter, die dir zweymal günſtig waren,
Jetzt kannſt du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwey Siege, wenn der dritte
Dir, der entſcheidende, mißlingt — je näher
Dem Gipfel, deſto ſchwerer iſt der Fall.
— Und du — laß es genug ſeyn meine Tochter,
Steh ab, ihm neue Räthſel vorzulegen.
Er hat geleiſtet, was kein andrer Prinz
Vor ihm Gieb ihm die Hand, er iſt ſie werth
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Gebährden gegen Turandot.)

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlaſſen? Nein, drey Räthſel
Sagt das Geſetz. Es habe ſeinen Lauf.

Kalaf.

Es habe ſeinen Lauf. Mein Schickſal lieg
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod alſo! Tod! Hörſt du's?

(Sie ſteht auf, und fährt auf die vorige
declamiren fort.)

Wie heißt das Ding, des wenige ſchätzen,
Doch zierts des größten Kaiſers Hand,
Es iſt gemacht um zu verletzen,
Am nächſten iſts dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießts, und macht doch ta
Wunden,
Niemand beraubts und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.
Die größten Reiche hats gegründet,
Die älteſten Städte hats erbaut,
Doch niemahls hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannſt du das Ding nicht rat
So weich aus dieſen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reißt ſie ſich ihren Sc
ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meiſter
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf.

(Außer ſich, hält die Hand vor die Augen

O Himmelsglanz! O Schönheit, die
blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt ſich, er iſt außer ſich.
Faß dich, mein Sohn! O ſammle deine Sinne!

Zelima. (Für ſich.)

Mir bebt das Herz.

Adelma. (Gegen die Zuſchauer.)

Mein biſt du, theurer Fremdling.
Ich rette dich, die Liebe wird michs lehren.

Pantalon. (Zu Kalaf.)

Um Gottes willen! Nicht den Kopf verloren.
Nehmt euch zuſammen. Herz gefaßt mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er iſt geliefert.

Tartaglia. (Gravitätiſch für ſich.)

Ließ es die Würde zu, wir giengen ſelbſt zur Küche
Nach einem Eſſigglas.

Turandot.

(Hat den Prinzen, der noch immer außer Faſſung da ſteht, unverwandt betrachtet.)

Unglücklicher!
Du wollteſt dein Verderben. Hab es nun!

Kalaf.

(Hat ſich gefaßt und verbeugt ſich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot.)

Nur eure Schönheit, himmliſche Prinzeſſin,
Die mich auf einmahl überraſchend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dieß Ding von Eiſen, das nur wenge ſchätzen,
Das Chinas Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand

Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unſchuldger als das Schwert
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüſten Steppen
Der Tartarey, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dieß blühende Land,
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,
Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf. — den Pflug?

Pantalon.

O ſey gebenedeit! Laß dich umhalſen.
Ich halte mich nicht mehr für Freud und Jubel.

Tartaglia.

Gott ſegne Eure Majeſtät. Es iſt
Vorbei und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren. (Haben die Zettel geöffnet.)
Der Pflug! Der Pflug! Es iſt der Pflug!
(Alle Inſtrumente fallen ein mit großem Geräuſch.
Turandot iſt auf ihrem Thron in Ohnmacht geſunken.)

Zelima. (Um Turandot beſchäftigt.)
Blickt auf Prinzeſſin! Faſſet euch. Der Sieg
Iſt ſein, der ſchöne Prinz hat überwunden.

Adelma (An die Zuſchauer.)
Der Sieg iſt ſein! er iſt für mich verloren;
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch mein Herz!
(Altoum iſt voll Freude, bedient von Pantalon
und Tartaglia vom Throne geſtiegen. Die Doctoren erheben ſich alle von ihren Sitzen und zie-

ben ſich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dieß geſchieht, während die Muſik fortdauert.

Altoum. (Zu Turandot.)

Nun hörſt du auf, mein Alter zu betrüben,
Grauſames Kind! Genug iſt dem Geſetz
Geſchehen, alles Unglück hat ein Ende.
— — Kommt an mein Herz geliebter Prinz, mit Freuden
Begrüß ich euch als Eidam!

Turandot.

(Iſt wieder zu ſich gekommen und ſtürzt in ſinnloſer Wuth von ihrem Throne, zwiſchen beyde ſich werfend)

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden.
Die Probe war zu leicht. Er muß aufs neu
Im Divan mir drei andre Räthſel löſen.
Man überraſchte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten wie ich ſollte.

Altoum.

Grauſame Tochter! deine Friſt iſt um!
Nicht hoffe mehr, uns liſtig zu beſchwatzen.
Erfüllt iſt die Bedingung des Geſetzes,
Mein ganzer Divan ſoll den Ausſpruch thun.

Pantalon.

Mit eurer Gunſt, Prinzeſſin Kieſelherz!
Es braucht nicht neue Räthſel zuzuſpitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier ſteht der Mann! der hats errathen! Kurz-

Das Geſetz hat ſeine Endſchaft und das Eſſen
Steht auf dem Tiſch — Was ſagt der Herr Colega?

Tartaglia.

Das Geſetz iſt aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was ſagen Ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren.

Das Geſetz iſt aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe ſich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne ſich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot.

(Wirft ſich ihm in den Weg.)
Aufſchub Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufſchub!
Ich bin entſchloſſen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr ich deinem grauſamen Begehren.
Dein Urtheil iſt geſprochen, mit dem Blut
Von zehen Todesopfern iſts geſchrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab ich gelöſt, und löſe du
Das deine, oder bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi ſeys geſchworen —

Turandot.
(Wirft ſich zu ſeinen Füßen.)
O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.
Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

Turandot. (Außer ſich.)
So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht ſeine Gattinn ſeyn.
Ich kann es nicht. Eh tauſend Tode ſterben,
Als dieſem ſtolzen Mann mich unterwerfen.
Der bloße Nahme ſchon, ſchon der Gedanke,
Ihm unterthan zu ſeyn, vernichtet mich.

Kalaf.
Grauſame! Unerbittliche, ſteht auf!
Wer könnte euren Thränen widerſtehn?
(Zu Altoum.)
Laßt euch erbitten, Sire. Ich flehe ſelbſt
Darum. Gönnt ihr den Aufſchub, den ſie fordert.
Wie könnt ich glücklich ſeyn, wenn ſie mich haßt.
Zu zärtlich lieb ich ſie — Ich kanns nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu ſehn — Fühlloſe!
Wenn dich des treuſten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, ſo triumphire!
Ich werde nie dein Gatte ſeyn mit Zwang.
O ſäheſt du in dies zerrißne Herz,
Gewiß, du fühlteſt Mitleid — dich gelüſtet
Nach meinem Blut? Es ſei darum. Verſtattet,

Die Probe zu erneuern Sire — Willkommen
Iſt mir der Tod. Ich wünſche nicht zu leben.

Altoum.

Nichts. Nichts. Es iſt beſchloſſen. Fort zum Tempel.
Kein anderer Verſuch — Unkluger Jüngling!

Turandot. (Fährt raſend auf.)

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird eure Tochter
Zu ſterben wiſſen.

(Sie zieht einen Dolch, und will gehen.)

Kalaf.

Sterben! Große Götter!
Nein eh es dahin kommt — Hört mich mein Kaiſer!
Gönn eure Gnade mir die einzge Gunſt.
— Zum zweitenmale will ich ihr im Divan,
Ich — ihr, ein Räthſel aufzulöſen geben.
Und dieſes iſt: Weß Stammes und Nahmens iſt
Der Prinz, der um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hofnung
Noch unglückſeliger iſt, als je zuvor.
— Grauſame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Nahmen und des Prinzen.
Vermögt ihrs nicht, ſo laßt mein Leiden enden,
Und ſchenkt mir dieſe theure Hand. Nennt ihr
Die Nahmen mir, ſo mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.
Ich bins zufrieden Prinz. Auf die Bedingung
Bin ich die eurige.
Zelima. (Für ſich.)
Ich ſoll von neuem zittern!
Adelma. (Seitwärts.)
Ich darf von neuem hoffen!
Altoum.
Ich bins *nicht*
Zufrieden. Nichts geſtatt ich. Das Geſetz
Will ich vollzogen wiſſen.
Kalaf.
(Fällt ihm zu Füßen.)
Mächtiger Kaiſer!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebſt, ſo duld es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß ſich ihr Geiſt nicht ſättige. Er weide
Mit Wolluſt ſich an meinem Blut — Sie löſe
Im Divan, *wenn* ſie Scharfſinn hat, mein Räthſel!
Turandot. (Für ſich.)
Er ſpottet meiner noch, wagts, mir zu trotzen!
Altoum. (Zu Kalaf.)
Unſinniger! Ihr wißt nicht, was ihr fodert,
Wißt nicht, welch einen Geiſt ſie in ſich hat,
Das Tiefſte auch verſteht ſie zu ergründen.
— Seis denn! die neue Probe ſei verſtattet!
Sie ſei des Bandes mit euch los, kann ſie
Im Divan morgen uns die Nahmen nennen.

Doch eines neuen Mordes Trauerſpiel
Geſtatt ich nicht — Erräth ſie, was ſie ſoll,
So zieht in Frieden euren Weg — Genug
Des Blutes iſt gefloſſen. Folgt mir Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt ihr gethan?

(Der Marſch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätiſch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sclavinnen und Truffaldin mit den Verſchnittenen entfernen ſich durch die andere Pforte, ihren erſten Marſch wiederhohlend.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erſter Auftritt.

Adelma. (Allein.)

Jetzt oder nie entſpring ich dieſen Banden.
Fünf Jahre trag ich ſchon den glühnden Haß
In meiner Bruſt verſchloſſen, heuchle Freundſchaft
Und Treue für die Grauſame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geſchlecht
Vertilgte, mich zu dieſem Sclavenloos
Herunterſtieß — In dieſen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut,
Ich achte mich, wie ſie, zum Thron gebohren.
Und dienen ſoll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauſes Mörderin,
Die meines Falles blutge Urſach iſt.
Nicht länger duld ich den verhaßten Zwang,
Erſchöpft iſt mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verſtellung.
Der Augenblick iſt da, mich zu befreyn,
Die Liebe ſoll den Rettungsweg mir bahnen.
All meine Künſte biet ich auf — Entweder
Entdeck ich ſein Geheimniß oder ſchreck' ihn
Durch Liſt aus dieſen Mauren weg — Verhaßte!

Du ſollſt ihn nicht beſitzen! Dieſen Dienſt
Will ich, aus falſchem Herzen, dir noch leiſten.
Mir ſelber dien ich, ſüße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß ich, da ich deinem Stolz
Verräthriſch diene — ich durchſchaute dich!
Du liebſt ihn, aber darfſt es nicht geſtehn.
Du mußt ihn von dir ſtoßen und verwerfen,
Wider dich ſelber mußt du thörigt wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren,
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Bruſt,
Ich kenn ihn, nie vernarben ſeine Wunden.
— Dein Frieden iſt vorbei! Du haſt empfunden!
(Turandot erſcheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beſchäftigt iſt, ſie zu beruhigen.)
Sie kommt, ſie iſts! Verzehrt von Schaam und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert ſich — Laß hören was ſie ſpricht!

Zweyter Auftritt.

Turandot im Geſpräch mit Zelima. Adelma. (Anfangs ungeſehen.)

Turandot.

Hilf, rath mir Zelima. Ich kanns nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Iſts möglich Königin? Ein ſo edler Prinz,

So liebeathmend und ſo liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abſcheu —

Turandot.

Abſcheu! Haß!

(Sie beſinnt ſich.)

— Ich haß ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage ſpotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſeyn — — „Weß Stamms und Nahmens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen;
„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hofnung
„Noch unglückſeliger iſt, als je zuvor?“ —
— Daß dieſer Prinz Er ſelbſt iſt, ſeh ich leicht.
Wie aber ſeinen Nahmen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Gieng ich die Wette unbedachtſam ein.
Ich wollte Friſt gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit es zu errathen? Sprich!

Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Selima.

Es giebt hier kluge Frauen Königin,
Die aus dem Thee und Caffeeſatz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kams mit mir!

Selima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
—— O ſeht ihn vor euch ſtehn den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerrißnem Herzen zu euch flehte!
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweitenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot. (Weggewendet.)

Still, ſtill davon!

Selima.

Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr ſeyd gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O ſchämt euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich euer Angeſicht ſo ſchön.
O macht ein Ende. Kommt —
(Adelma iſt im Begriff hervor zu treten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm.
Er iſt ein Mann. Ich haß ihn, muß ihn haſſen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,

Nichts lieben können als ſich ſelbſt, hinweg
Geworfen iſt an dies verrätheriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeidge Sclaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen, gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren.
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter ſag ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher als er.
Mich ſäh die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! So tief ſoll Turandot nicht ſinken!
— Ich ſeine Braut! Eh in das offne Grab
Mich ſtürzen, als in eines Mannes Arme!
(Adelma hat ſich wieder zurückgezogen.)

Zelima.

Wohl mags euch koſten Königin, ich glaub es,
Von eurer ſtolzen Höh herab zu ſteigen,
Auf der die Welt euch ſtaunend hat geſehn.
Was iſt der eitle Ruhm, wenn Liebe ſpricht?
O ſeht es! Eure Stunde iſt gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der ſtärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht
haſſen.

Warum dem eignen Herzen widerſtreben?
Ergebt euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen!

Adelma.

(Iſt horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor.)

Wer von geringem Stand geboren iſt,
Dem ſteht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergieb mir Zelima. Dir iſt es nicht gegeben,
An einer Fürſtin Platz dich zu verſetzen,
Die ſich ſo hoch wie unſre Königin
Geſtellt, und jetzt, vor aller Menſchen Augen,
Im Divan ſo herunter ſteigen ſoll,
Von einem ſchlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen ſah ich den Triumph,
Den ſtolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthſel unſrer Königin,
Als wärens Kinderfragen, ſpielend löſte,
Der überlegnen Einſicht ſtolz bewußt,
O in die Erde hätt ich ſinken mögen
Für Schaam und Wuth — Ich liebe meine ſchöne
Gebieterin, ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Geſprochen, dieſes Mannes Frau!

Turandot.

Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima.
Das große Unglück, Frau zu werden!
Adelma.
Schweig Zelima. Man will von dir nicht wiſſen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht ſchmeicheln. Grauſam wär es, hier
Zu ſchonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Iſt es ſchon hart genug, daß wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Troſt darinn, daß wir uns Selbſt
Mit freyer Wahl und Gunſt an ihn verſchenken,
Und ſeine Großmuth feſſelt ſeinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unſre Königin,
Wie hat ſie ſelbſt ſich ihr Geſchick verſchlimmert!
Nicht ihrer freyen Gunſt und Zärtlichkeit,
Sich ſelbſt nur, ſeinem ſiegenden Verſtand,
Wird ſie der Stolze zu verdanken haben.
Als ſeine Beute führt er ſie davon —
Wird er ſie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um ſie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preiß des Sieges heimgefallen?
Wird er beſcheiden ſeines Rechtes brauchen,
Das er nur ſeinem Recht verdankt?
Turandot.
(In der heftigſten Bewegung.)
Adelma, wiſſe!
Find ich die Nahmen nicht, mitten im Tempel
Durchſtoß ich dieſe Bruſt mit einem Dolch.

Adelma.

Faßt Muth Gebieterin. Verzweifelt nicht!
Kunſt oder Liſt muß uns das Räthſel löſen.

Zelima.

Gut. Wenn Adelma mehr verſteht als ich,
Und euch ſo zugethan iſt, wie ſie ſagt,
So helfe ſie und ſchaffe Rath.

Turandot.

Adelma!
Geliebte Freundin! Hilf mir, ſchaffe Rath!
Ich kenn ihn nicht, weiß nicht woher er kommt,
Wie kann ich ſein Geſchlecht und Nahmen wiſſen?

Adelma. (Nachſinnend.)

Laß ſehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan ſagen, hier in dieſer Stadt,
In Peking lebe jemand, der ihn kenne?
Man muß nachſpüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze ſparen —

Turandot.

Nimm Gold und Edelſteine, ſpare nichts.
Kein Schatz iſt mir zu groß, nur daß ich's wiſſe!

Zelima.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erhohlen? — Und geſetzt wir fänden wirklich
Auf dieſem Wege ſeinen Stand und Nahmen,
Wird es verborgen bleiben, daß Beſtechung,
Nicht ihre Kunſt das Räthſel uns verrathen?

Adelma.

Wird Zelima wohl der Verräther ſeyn?

Zelima.

Das geht zu weit — Spart euer Gold Prinzeſſin!
Ich ſchwieg, ich hoffte euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, dieſen würdigſten
Von allen Prinzen, den ihr ſelbſt nicht haſſet,
Freywillig zu belohnen — doch ihr wollt es!
So ſiege meine Pflicht und mein Gehorſam.
— Wißt alſo! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt zu hören,
Daß dieſer Prinz die Räthſel aufgelöſt,
Und, von dem neuen Wettſtreit noch nichts wiſſend,
Verrieth ſie mir in ihrer erſten Freude,
Daß dieſer Prinz in ihrem Haus geherbergt,
Daß Haſſan ihn, ihr Gatte, ſehr wohl kenne,
Wie ſeinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach ſeinem Stand und Nahmen,
Doch dieß ſey noch ein Räthſel für ſie ſelbſt,
Spricht ſie, das Haſſan ſtandhaft ihr verberge,
Doch hofft ſie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien ich es nun noch, ſo zweifle meine
Gebieterin an meiner Treu und Liebe!
(Geht ab mit Empfindlichkeit.)

Turandot. (Ihr nacheilend.)

Bleib Zelima. Biſt du beleidigt? — Bleib!
Vergieb der Freundin!

Adelma. (Hält ſie zurück.)

Laſſen wir ſie ziehen!
Prinzeſſin, auf die Spur hat Zelima
Geholfen, unſre Sache iſt es nun,

Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wärs zu hoffen, daß uns Haſſan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth deſſelben kennt.
Verſchlagne Liſt, ja, wenn die Liſt nicht hilft,
Gewalt muß das Geſtändniß ihm entreißen;
Drum ſchnell — Kein Augenblick iſt zu verlieren.
Herbei mit dieſem Haſſan ins Serail,
Eh er gewarnt ſich unſerm Arm entzieht.
Kommt! Wo ſind eure Sclaven?

Turandot.

(Fällt ihr um den Hals.)

Wie du willſt
Adelma! Freundin! Ich genehmige alles,
Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte!
(Geht ab.)

Adelma.

Jetzt Liebe ſteh mir bei! Dich ruf ich an,
Du mächtige, die alles kann bezwingen!
Laß mich entzückt der Sclaverei entſpringen,
Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn.
Hilf die Verhaßte liſtig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!
(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Vorſalle des Pallaſtes.

Kalaf und Barak.
(Kommen im Geſpräch)

Kalaf.

Wenn aber niemand lebt in dieſer Stadt,
Der Kundſchaft von mir hat als du allein
Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
— Indeſſen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unſern Tod —
Ach Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz.
Vergebt mir. Der Unglückliche muß auch
Unmöglichs fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen,
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich
Und eure weibiſche Zärtlichkeit raubt euch
Auf einmal alles wieder!

Kalaf.

Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Barak.

Auf eurer Eltern Schmerz, die ihr zu Berlas
Troſtlos verlaſſen, hättet ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten ſollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht. Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſeyn. Vielleicht daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen—

Barak.

Im Herzen dieſer Schlange Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf.

Entgehn kann ſie mir nicht.
Wie fände ſie mein Räthſel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du haſt mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut haſt, wer ich ſey?

Barak.

Ich? Keine Silbe.
Barak weiß Euren Winken zu gehorchen.
Doch weiß ich nicht, welch ſchwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh! Sieh! Da iſt er ja! Poz Element,
Wo ſteckt ihr Prinz? Was habt ihr hier zu ſchaffen?
(Den Barak mit den Augen muſternd.)
Und wer iſt dieſer Mann, mit dem ihr ſchwazt?

Barak. (Für ſich.)

Weh uns! Was wird das?

Tartaglia.

Sprecht! Wer iſt dieſer Mann?

Kalaf.

Ich kenn ihn nicht. Ich fand ihn hier nur ſo
Von ohngefähr, und weil ich müſſig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia.

Haltet zu Gnaden Prinz. Ihr ſeyd zu grad
Für dieſe falſche Welt, das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenſtreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu laſſen!

Pantalon.

Laßts gut ſeyn. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.
Ihr wißt nicht lieber junger Prinz, wie tief ihr
Im Waſſer ſteht, wie euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherſtricke

Umgeben — Laſſen wir euch aus den Augen
So richtet man euch ab, wie einen Staar.
(Zu Barak.)
Herr Nachbar Naſeweiß, ſteckt eure Naſe
Wo anders hin — Beliebt es eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wißt eure Pflicht — Bewachet ſeine Thür,
Bis Morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Menſch darf zu ihm ein! So wills der Kaiſer.
(Zu Kalaf.)
Merkt ihr? Er iſt verliebt in euch, und fürchtet
Es möchte noch ein Unheil zwiſchen kommen.
Seid ihr bis Morgen nicht ſein Schwiegerſohn,
So fürcht ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit eurer Gunſt —
Ein Narrenſtreich! — Ums Himmelswillen! Gebt euch
Nicht bloß, laßt euch den Nahmen nicht entlocken!
(Ihm ins Ohr zutraulich.)
Doch wollt ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz ſachtchen, ſachtchen in die Ohren wiſpern,
So wird er ſich gar ſchön dafür bedanken.
Bekommt er dieſe Recompens?

Kalaf.

Wie Alter?
Gehorcht ihr ſo dem Kaiſer euerm Herrn?

Pantalon.

Bravo! Scharmant! — Nun marſch! Voran
Brigella!
Habt ihrs gehört? Was ſteht ihr hier und gaffet?

Brigella

Beliebet nur das Plaudern einzuſtellen,
So werd ich thun, was meines Amtes iſt.

Tartaglia.

Paßt ja wohl auf. Der Kopf ſteht drauf Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf ſo lieb als ihr
Den euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia.

Es juckt und brennt mich nach dem Nahmen — Uh!
Geruhtet ihr, ihn mir zu ſagen Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — Ja das wollt ich!

Kalaf.

Umſonſt verſucht ihr mich. Am nächſten Morgen
Erfahrt ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia.

Bravo! Braviſſimo! Hohl mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen Prinz!
(Zu Barak.)
Und ihr Herr Schlingel!
Ihr thätet beſſer, eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Pallaſt hier aufzupaſſen,
Verſteht ihr mich? (Geht ab.)

Tartaglia. (Sieht ihn ſcheel an.)
Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewiſſes Anſehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath euch Gutes, geht!
(Folgt dem Pantalon.)

Brigella. (Zu Kalaf.)
Erlaubt mir Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßts euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.
Das will ich gerne.
(Zu Barak, leiſe.)
Freund, auf Wiederſehn!
Zu beſſerer Gelegenheit. Leb wohl.

Barak.
Herr, ich bin euer Sklav!

Brigella.
Nur fort! Nur fort!
Und macht den Ceremonien ein Ende.
(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen. Timur tritt von der entgegengeſetzten Seite auf, bemerkt ihn, und macht Geberden des Schreckens und Erſtaunens.)

Barak. (Ihm nachſehend.)
Der Himmel ſteh dir bei, treuherzge Unſchuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. **Barak.**

Timur. (Entſetzt, für ſich.)

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Teſſlis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und ſeine Rache ſättigt!
(Eilt ihm nach und ruft laut.)
Kalaf! Kalaf!

Barak.

(Tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Bruſt.)

Halt ein Unglücklicher! Du biſt des Todes!
(Pauſe. Beide ſehen einander erſtaunt an. Unterdeſſen hat ſich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)
Wer biſt du Alter? Woher kommſt du? Sprich!
Daß du den Nahmen dieſes Jünglings weißt?

Timur.

Was ſeh ich? Gott! Du Barak! Du in Peckin!
Du ſein Verräther? Ein Rebell? Und zückſt
Das Schwert auf deinen König?

Barak.

(Läßt erſtaunt das Schwert ſinken.)
Große Götter!
Iſts möglich? — Timur?

Timur.

Ja Verräther!

Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerſt du? Nimm dieſes Leben hin,
Verhaßt iſt mirs, da ich die treuſten Diener
Um ſchnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert ſehe!

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! das iſt mein Fürſt,
mein König!
Er iſts! Nur allzuwohl erkenn ich ihn.
(Fällt ihm zu Füßen.)
In dieſem Staub! In dieſer Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muß mein Auge dieß erleben!
— Verzeiht Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe iſts zu eurem Sohn, die Angſt,
Die treue Sorge, die mich hingeriſſen.
So lieb euch eures Sohnes Heil, ſo komme
Der Nahme Kalaf nie aus eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak —
— Ach weh mir! Wenn uns jemand hier behorchte! —
Sagt, ob Elmaze, meine Königin,
Sich auch mit euch in dieſer Stadt befindet?

Timur.

Still Barak, ſtill! O ſprich mir nicht von ihr!
In unſerm traurgen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte ſie der Gram um unſern Sohn,
— Sie ſtarb in dieſen Lebensmüden Armen.

Barak.

O die bejammernswürdige!

Timur.

Ich floh!
Ich konnt' es, einſam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend trag ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, iſt
Mein erſter Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Kommt, kommt mein König!
Befürchtet nichts für euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh noch der nächſte Tag verlaufen,
Das höchſte Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur daß ſein Nahme nicht, noch auch der eure
Von euern Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär mir doch!

Barak.

Kommt! Hier iſt nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch was
ſeh ich?
(Skirina tritt aus dem Pallaſt.)
Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!
(Zu Skirina heftig.)
Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! Wo kommſt du her?

Sechſter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — Nun ja — ich wollte ſehn,
Wie dieſer Männerſcheuen Unholdin
Der Brautſtand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zelma.

Barak.

Dacht ichs doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht alles und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du ins Serail,
Ich ſuchte dich, es dir zu unterſagen.
Umſonſt! Zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath
Voraus — Was iſt nicht alles dort getratſcht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir iſt
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung ſagen: Dieſer Unbekannte
Iſt unſer Gaſt, er wohnt bei uns, mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Haſt dus geſagt?

Skirina.

Und wenn ich nun? Was wärs?

Barak.
Nein, nein, geſteh es nur. Haſt du's geſagt?
Skirina.
Ich *habs* geſagt. Warum ſollt ichs verbergen?
Sie wollten auch den Nahmen von mir wiſſen,
Und — daß ichs nur geſtehe! ich verſprachs.
Barak.
Weh mir! Wir ſind verloren! — Raſende! —
(Zu Timur ſich wendend.)
Wir müſſen fort. Wir müſſen fliehn!
Timur.
So ſag mir doch, was für Geheimniſſe —
Barak.
Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt ſich im Hintergrund mit ſeinen Schwarzen.)
— Weh uns! Es iſt zu ſpät. Sie kommen ſchon!
Sie ſuchen mich, die Schwarzen, die Verſchnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnloſe!
In welchen Jammer ſtürzt uns deine Zunge!
(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verſchnittenen durch Geberden, daß ſie ſich ſeiner bemächtigen ſollen.)
Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe *du*,
Verbirg dich, rette dich und dieſen Alten!
Timur.
So ſag mir doch!
Barak.
Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verſchloſſen wie das Grab

Sei euer Mund! Nie komme euer Nahme,
Nie, nie der Seine über eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Übel
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willſt, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung, halte dieſen
Verborgen, bis der nächſte Tag zur Hälfte
Verſtrichen iſt. —

Skirina.

Willſt du mir denn nicht ſagen?

Timur.

Willſt du nicht mit uns fliehn?

Barak.

Thut was ich ſage!
Werde mit mir was will, wenn ihr euch rettet.

Skirina.

Sprich Haſſan! Worin hab ich denn gefehlt?

Timur.

Erklär mir dieſe Räthſel!

Barak. (Heftig.)

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns, es iſt
Zu ſpät und alle Flucht iſt jetzt vergebens.
— Die Nahmen, alter Mann, die Nahmen nur
Verſchweigt, und alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verſchnittenen.

Truffaldin.

(Iſt nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge beſetzt, und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden ihm den Degen auf die Bruſt haltend.)

Halt an und ſteht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemukſt! Der iſt des Todes der ſich rührt.

Skirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß, ihr ſucht den Haſſan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin.

Bſt! Keinen Lärmen.
's iſt gut gemeint. Es ſoll euch eine ganz
Abſonderliche Gnad und Ehr geſchehn.

Barak.

Ja, ins Serail wollt ihr mich führen, kommt!

Truffaldin.

Gemach! Gemach! Ei ſeht doch, welche Gunſt
Euch widerfährt! Ins Harem! Ins Serail
Der Königin — Ihr glückliche Perſon!
's kommt keine Fliege ins Serail, ſie wird
Erſt wohl beſichtigt und beſchaut, ob ſie
Ein Männchen oder Weib, und iſt's ein Männchen,

Wirds ohne Gnad gekreuzigt und gepfählt.
— Wer iſt der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin.

(Betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit.)
Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns großmüthig vorgeſetzt,
Auch dieſes armen Bettlers Glück zu machen.
(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)
— Wer iſt die Weibsperſon?

Barak.

Was zögerſt du?
Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß dieſen Greis, das Weibsbild kenn ich nicht,
Habs nie geſehn und weiß nicht wer ſie iſt.

Truffaldin. (Zornig.)

Du kennſt ſie nicht? Du haſt ſie nie geſehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn ich ſie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sclavinn Zelima? Hab ich ſie nicht
Zu hundertmalen im Serail geſehn,
Wenn ſie der Tochter weiße Wäſche brachte?
(Mit komiſcher Gravität zu den Verſchnittenen.)
Merkt Sclaven den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Perſonen hier nehmt in Verwahrung,
Bewacht ſie wohl, hört ihr, laßt ſie mit keiner
Lebendgen Seele reden, und bei Nacht,
Sobald es ſtill iſt, führt ſie ins Serail.

Timur.

O Gott! Was wird aus mir!

Skirina.

Ich faß es nicht.

Barak. (Zu Timur.)

Was aus dir werden ſoll und was aus mir?
Ich werde alles leiden. Leid auch du!
Vergiß nicht was ich dir empfahl — Und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt haſt du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott ſteh uns bei!

Truffaldin. (Zu den Schwarzen.)

Ergreift ſie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen. In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldſtücken.

Erſter Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur ſtehen jeder an einer Säule einander gegen über, die Verſchnittenen um ſie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina ſtehen weinend auf der einen, Turandot drohend und ſtreng auf der andern Seite.)

Turandot.

Noch iſt es Zeit. Noch laß ich mich herab
Zu bitten — Dieſer aufgehäufte Berg
Von Gold iſt euer, wenn ihr mir in gutem
Des Unbekannten Stand und Nahmen nennt.
Beſteht ihr aber drauf, ihn zu verſchweigen,
So ſollen dieſe Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt ſeht, euer Herz durchbohren!
He da ihr Sclaven! Machet euch bereit.

(Die Verſchnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Bruſt.)

Barak. (Zu Skirina.)
Nun heillos Weib, nun ſiegſt du Skirina
Wohin uns deine Plaudernaſtigkeit geführt.
— Prinzeſſin, ſättigt eure Wuth. Jch biete
Den Martern Trotz, die ihr erſinnen könnt,
Jch bin bereit, den herbſten Tod zu leiden.
— Herbei ihr Schwarzen! Auf ihr Marterknechte,
Tyranniſche Werkzeuge der Tyrannin,
Zerfleiſcht mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne dieſen Prinzen
Und ſeinen Vater, beider Nahmen weiß ich,
Doch keine Marter preßt ſie von mir aus,
Kein Geld verführt mich, weniger als Staub
Als ſchlechte Erde acht' ich dieſe Schätze!
Du meine Gattinn jammre nicht um mich.
Für dieſen Alten ſpare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieſes Felſenherz,
Daß der Unſchuldige gerettet werde.
Sein ganz Verbrechen iſt mein Freund zu ſeyn.

Skirina.
(Flehend zu Turandot.)
O Königin Erbarmen!

Timur.
Niemand kümmre ſich
Um einen ſchwachen Alten, den die Götter
Jm Zorn verfolgen, dem der Tod Erlöſung
Das Leben eine Marter iſt. Jch will
Dich retten Freund und ſterben. Wiſſe denn
Du Grauſame —

Barak. (Unterbricht ihn.)
Um aller Götter willen! Schweigt
Der Nahme komme nicht aus eurem Munde.

Turandot. (Neugierig.)
Du weißt ihn alſo Greis?

Timur.
Ob ich ihn weiß?
Unmenſchliche! — Freund, ſag mir das Geheimni
Warum darf ich die Nahmen nicht entdecken?

Barak.
Ihr tödtet ihn und uns, wenn ihr ſie nennt.

Turandot.
Er will dich ſchrecken, Alter, fürchte nichts.
Herbei ihr Sclaven, züchtigt den Verwegnen.
(Die Verſchnittenen umgeben den Barak.)

Skirina.
Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur. (Tritt dazwiſchen.)
Halt! Haltet
Was ſoll ich thun! Ihr Götter welche Marter
— Prinzeſſin, ſchwört mirs zu bei eurem Haupt,
Bei euren Göttern ſchwört mir, daß ſein Leben,
Und dieſes Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn ſoll — Mein eignes acht ich nichts und wi
Es freudig eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und ihr ſollt alles wiſſen.

Turandot.
Bei meinem Haupt, zum furchtbarn Fohi ſchwör ich,
Daß weder ſeinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak. (Unterbricht ſie.)
Halt Lügnerin — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherey lauſcht hinter dieſem Schwur.
— Schwört Turandot, ſchwört daß der Unbekannte
Euer Gatte werden ſoll, im Augenblick,
Da wir die Nahmen euch entdeckt, wie recht
Und billig iſt, ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn ihr könnt und dürft, daß er, verſchmäht
Von euch, nicht in Verzweiflung ſterben wird
Durch ſeine eigne Hand — Und ſchwört uns zu,
Daß, wenn wir euch die Nahmen nun entdeckt,
Für unſer Leben nichts zu fürchten ſey,
Noch daß ein ewger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen ſoll —
Dieß ſchwört uns, und der erſte bin ich ſelbſt,
Der euch die beiden Nahmen nennt!

Timur.
Was für Geheimniſſe ſind dieß! Ihr Götter
Nehmt dieſe Qual und Herzensangſt von mir!

Turandot.
Ich bin der Worte müd — Ergreift ſie Sclaven!
Durchbohret ſie!

Skirina.
O Königin! Erbarmen!
(Die Verſchnittenen ſind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina u. Zelima werfen ſich dazwiſchen.)

Barak.
Nun ſiehſt du, Greis, das Herz der Tigerin!

Timur. (Niedergeworfen.)
Mein Sohn! Dir weih ich freudig dieſes Leben.
Die Mutter ging voran, *ihr* folg ich nach.

Turandot.
(Betroffen, wehr't den Sclaven.)
Sein Sohn! Was hör ich! Haltet! Du ein Prinz?
Ein König? *Du* des Unbekannten Vater?

Timur.
Ja Grauſame! Ich *bin* ein König—*bin*
Ein Vater, der den Jammer niederdrückt!

Barak.
O König! Was habt ihr gethan!

Skirina.
Ein König!
In ſolchem Elend!

Zelima.
Allgerechte Götter!

Turandot.
(In tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung.)
Ein König und in ſolcher Schmach!—Sein Vater!
Des unglückſeligen Jünglings, den ich mich
Zu haſſen zwinge und nicht haſſen kann!
—O der Bejammernswürdige—Wie wird mir!
Das Herz im tiefſten Buſen wendet ſich!
Sein Vater!—Und Er ſelbſt—Sagt er nicht ſo?
Genöthigt, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Sold zu tragen!
O Menſchlichkeit! O Schickſal!

Barak.

Turandot!
Dieß iſt ein König! Scheuet euch und ſchaudert
Zurück, die heilgen Glieder zu verletzen!
Wenn ſolches Jammers Größe euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menſchlichkeit
Entwaffnen kann, laßt euch die Schaam beſiegen.
Ehrt eures eignen greiſen Vaters Haupt
In dieſem Greis — O ſchändet euch nicht ſelbſt
Durch eine That, die euer Blut entehrte!
Genug, daß ihr die Jünglinge gemordet,
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Selima.

(Wirft ſich zu ihren Füßen.)

Ihr ſeyd bewegt, ihr könnt nicht widerſtehn.
O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum,
Laßt euch die Größe dieſes Jammers rühren.

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot. (Ihr entgegen.)

Kommſt du Adelma? Hilf mir! O ſchaff Rath!
Ich bin entwaffnet—Ich bin außer mir!
Dieß iſt ſein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte alles. Fort mit dieſen beiden,
Schafft dieſes Gold hinweg, der Kaiſer naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Iſt auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen.)

Eilt, eh wir überfallen werden! Sklaven,
Führt dieſe beiden in die unterſten
Gewölbe des Serails, dort haltet ſie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!

(Zur Turandot.)

Es iſt umſonſt. Wir müſſen der Gewalt
Entſagen. Nichts kann retten als die Liſt.
— Ich habe einen Anſchlag — Skirina
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima ſoll bleiben.

Barak. (Zu Timur.)

Weh uns mein Fürſt! Die Götter mögen wiſſen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!
— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet feſt,
Laßt euch von dieſen Schlangen nicht verführen!

Turandot. (Zu den Schwarzen.)

Ihr wiſſet den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenſte Gewölbe!

Timur.

Fall eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid.

Barak.

Mitleid in dieſer Furie! Verrathen
Iſt euer Sohn und uns, ich ſeh es klar,
Wird ewge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.

Man führt uns aus dem Angeſicht der Menſchen,
Wohin kein Lichtſtrahl und kein Auge dringt,
Und unſer Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!
(Zur Prinzeſſin.)
Die Welt kannſt du, der Menſchen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magſt du im Schlund der Erde ſie verſtecken,
Laß tauſend Todtengrüfte ſie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.
(Er folgt, mit Timur, den Verſchnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Gefäßen hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot. (Zu Adelma.)
Auf dich verlaß ich mich, du einzge Freundin!
O ſage, ſprich, wie du mich retten willſt.

Adelma.
Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, ſind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm ſprechen—
Und was iſt dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung ſpielen laſſen.
Denn arglos iſt ſein Herz und giebt ſich leicht
Der Schmeichelſtimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behülflich ſind und ihre Rolle ſpielen,
So zweifelt nicht, mein Anſchlag ſoll gelingen.

Turandot. (Zu Skirina.)
So lieb dir Haſſans Leben Skirina!
Er iſt in meiner Macht, ich kann ihn tödten.
Skirina.
Was ihr befehlt, ich bin bereit zu allem,
Wenn ich nur meines Haſſans Leben rette.
Turandot. (Zu Zelima.)
So werth dir meine Gunſt iſt Zelima—
Zelima.
Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!
Adelma.
So kommt. Kein Augenblick iſt zu verlieren.
(Sie gehen ab.)
Turandot.
Geht! Geht! Thut was ſie ſagt.

Vierter Auftritt.

Turandot. (Allein.)
Was ſinnt Adelma?
Wird ſie mich retten? Götter, ſteht ihr bei!
Kann ich mich noch mit *dieſem* Siege krönen,
Weß Nahme wird dann größer ſeyn als meiner?
Wer wird es wagen, ſich in Geiſteskraft
Mit Turandot zu meſſen?— Welche Luſt,
Im Divan, vor der wartenden Verſammlung,
Die Nahmen ihm ins Angeſicht zu werfen,
Und ihn beſchämt von meinem Thron zu weiſen!
—Und doch iſt mirs, als würd es mich betrüben!

Mir iſt, als ſäh ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen ſeinen Geiſt verhauchen,
Und dieſer Anblick dringt mir an das Herz.
—Wie Turandot? Wo iſt der edle Stolz
Der großen Seele? Hats ihn auch gekränkt,
Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil ſeyn, wenn er auch hier,
Den Sieg dir abgewinnt?—Recht hat Adelma!
Zu weit iſt es gekommen! Umkehr iſt
Nicht möglich!—Du mußt ſiegen oder fallen!
Beſiegt von Einem iſt beſiegt von allen.

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und Tartaglia.
Folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum.

(In einem Briefe leſend und in tiefen Gedanken vor ſich.)

So mußte dieſer blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus ſeiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande ſchweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch ſeltſame
Verkettung der Geſchicke glücklich werden!
So führt das Schickſal an verborgnem Band
Den Menſchen auf geheimnißvollen Pfaden,
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret ſich der Faden.

Pantalon. (Leiſe zu Tartaglia.)
Narrheits der Majeſtät? Was kömmt ſie an,
Daß ſie in Verſen mit ſich ſelber ſpricht?

Tartaglia. (Leiſe zu Pantalon.)
Still! Still! Es iſt ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wiſſen!

Altoum.

(Steckt den Brief in den Buſen und wendet ſich zu ſeiner Tochter.)

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entſcheidung rückt heran,
Und ſchlaflos irrſt du im Serail umher,
Zerquälſt dich, das Unmögliche zu wiſſen.
— Vergebens quälſt du dich. Es iſt umſonſt,
Ich aber hab es ohne Müh erfahren.
— Sieh dieſen Brief. Hier ſtehen beide Nahmen,
Und alles, was ſie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt ihn wohl verſchloſſen und bewacht,
Bis dieſer nächſte Tag vorüber iſt.
Der unbekannte Prinz iſt wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es iſt unmöglich,
Daß du errätheſt, wer ſie beide ſeyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Nahme
Iſt kaum zu Peckin ausgeſprochen worden.
— Doch ſieh, weil ichs als Vater mit dir meine,
Komm ich in ſpäter Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum zweitenmal

Im Divan dem Gelächter blos zu ſtellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu ſehn?
Denn abgeſtimmt, du weißt's, iſt dir das Volk,
Kaum werd ich ſeiner Wuth gebiethen können,
Wenn du im Divan nun verſtummen mußt.
—Sieh liebes Kind, dieß führte mich hieher.
(Zu Pantalon und Tartaglia.)
Laßt uns allein.
(Jene entfernen ſich ungern und zaudernd.)

Sechſter Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum.

(Nachdem jene weg ſind, nähert er ſich ihr und faßt ſie vertraulich bei der Hand.)
Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot.

Meine Ehre Sire? Spart euch
Die Müh! Nicht Rettung brauch ich meiner Ehre—
Ich werde mir im Divan morgen ſelbſt
Zu helfen wiſſen.

Altoum.

Ach, du ſchmeichelſt dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir, mein Kind,
Unmöglich iſts zu wiſſen was du hoffſt.
Ich leſ' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angſt.

Ich bin dein Vater, ſieh, ich hab dich lieb.
—Wir ſind allein—Sey offen gegen mich!
Bekenn es frei—weißt du die beiden Nahmen?

Turandot.

Ob ich ſie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Nein Kind! du weißt ſie nicht, kannſt ſie nicht wiſſen.
Wenn du ſie weißt, ſo ſag mirs im Vertrauen.
Ich laſſe dann den Unglückſelgen wiſſen,
Daß er verrathen iſt, und laß ihn ſtill
Aus meinen Staaten ziehn, ſo meideſt du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägſt du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage ſparteſt.
—Um dieſes einzge bitt ich dich, mein Kind,
Wirſt dus dem Vater, der dich liebt, verſagen?

Turandot.

Ich weiß die Nahmen oder weiß ſie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geſchont, brauch ich auch ſeiner nicht zu ſchonen.
Gerechtigkeit geſchehe. Oeffentlich
Wenn ich ſie weiß, ſoll man die Nahmen hören.

Altoum.

(Will ungeduldig werden, zwingt ſich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort.)

Durft er dich ſchonen? Galt es nicht ſein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?

Dich zu gewinnen und ſich ſelbſt zu retten,
Mußt' er den Sieg im Divan dir entreiſſen.
—Nur einen Augenblick leg deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gieb Raum der Ueberlegung!
Sieh dieſes Haupt ſetz ich zum Pfand, du weißt
Die Nahmen nicht — Ich aber weiß ſie—hier
(Auf den Brief zeigend.)
Stehn ſie geſchrieben und ich ſag' ſie dir.
— Der Divan ſoll ſich in der Früh verſammeln,
Der Unbekannte öffentlich erſcheinen,
Mit ſeinem Nahmen redeſt du ihn an,
Er ſoll beſchämt, vom Blitz getroffen ſtehen,
Verzweifelnd jammernd und für Schmerz vergehen,
Vollkommen ſey ſein Fall und dein Triumph.
—Doch nun, wenn du ſo tief ihn haſt gebeugt,
Erheb ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich ihm die Hand und endige ſein Leiden.
—Komm meine Tochter, ſchwöre mir, daß du
Das thun willſt, und ſogleich—Wir ſind allein—
Sollſt du die Nahmen wiſſen. Das Geheimniß,
Ich ſchwöre dir, ſoll mit uns beiden ſterben.
So löſt der Knote ſich erfreulich auf,
Du kröneſt dich mit neuem Siegesruhm,
Verſöhneſt dir durch ſchöne Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnſt dir ſelbſt
Den Würdigſten der Erde zum Gemahl,
Erfreueſt, tröſteſt nach ſo langem Gram
In ſeinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot.

(Iſt während dieſer Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.)

Ach! Wie viel arge Liſt gebraucht mein Vater!
— Was ſoll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlaſſen, und dem ungewiſſen Glück
Vertraun? Soll ich vom Vater mir die Nahmen
Entdecken laſſen, und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!

(Sie ſteht unentſchloſſen in heftigem Kampfe mit ſich ſelbſt.)

Herunter ſtolzes Herz! Bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben iſt nicht Schande!

(Indem ſie einige Schritte gegen Altoum macht, ſteht ſie plötzlich wieder ſtill.)

Doch wenn Adelma — Sie verſprach ſo kühn,
So zuverſichtlich — Wenn ſie's nun erforſchte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan?

Altoum.

Was ſinneſt du und ſchwankeſt, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa dieſe Angſt mich überreden,
Daß du des Sieges dich verſichert halteſt?
O Kind gieb deines Vaters Bitte nach —

Turandot.

Es ſey. Ich wag es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend iſt mein Vater?
Ein ſichres Zeichen, daß es möglich iſt,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich ſelbſt
Erfahren — Er verſieht ſich mit dem Prinzen!

Nicht anders! Von ihm ſelbſt hat er die Nahmen,
Es iſt ein abgeredet Spiel, ich bin
Verrathen und man ſpottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderſt du? Hör auf, dich ſelbſt zu quälen,
Entſchließe dich.

Turandot.

Ich bin entſchloſſen — Morgen
In aller Früh verſammle ſich der Divan.

Altoum.

Du biſt entſchloſſen es aufs äußerſte,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entſchloſſen Sire, die Probe zu beſtehen.

Altoum. (In heftigem Zorn)

Unſinnige! Verſtockte! Blindes Herz!
Noch blinder als die Albernſte des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,
Daß du dich öffentlich beſchimpfſt, daß dirs
Unmöglich iſt, das Räthſel aufzulöſen.
Wohlan! Der Divan ſoll verſammelt werden,
Und in der Nähe gleich ſey der Altar,
Der Prieſter halte ſich bereit, im Augenblick
Da du verſtummſt, beym lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du haſt
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.
Leb oder ſtirb! Er wird dich auch nicht hören.

(Er geht ab.)

Turandot.

Adelma! Freundin! Retterin! Wo biſt du?
Verlaſſen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben,
Von dir allein erwart ich Heil und Leben.

(Entfernt ſich von der andern Seite.)

(Die Scene verwandelt ſich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Ausgängen. Im Hintergrund ſteht ein orientaliſches Ruhebette für Kalaf. Es iſt finſtre Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella. (Mit einer Fackel. Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab, Brigella betrachtet ihn mit Kopfſchütteln.)

Brigella.

's hat eben drei geſchlagen Prinz und ihr
Seyd nun genau dreihundert ſechzigmal
In dieſem Zimmer auf und abſpaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn ihr ſelbſt ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht ſchaden.

Kalaf.

Du haſt recht, Brigella.
Mein ſorgenvoller Geiſt treibt mich umher,
Doch du magſt gehen und dich ſchlafen legen.

Brigella.

(Geht, kommt aber gleich wieder zurück.)
Ein Wort zur Nachricht Hoheit — Wenn euch hier
Von ohngefähr ſo was erſcheinen ſollte —
Macht eure Sache gut — Ihr ſeyd gewarnt!

Kalaf.

Erſcheinungen? Wie ſo? An dieſem Ort?
(Muſtert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns iſt zwar verboten
Bei Lebensſtrafe, niemand einzulaſſen.
Doch — arme Diener! Herr, ihr wißt ja wohl!
Der Kaiſer iſt der Kaiſer, die Prinzeß
Iſt ſo zu ſagen Kaiſerin — und was
Die in den Kopf ſich ſetzt, das muß geſchehn!
's wird einem ſauer, Hoheit, zwiſchen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verſteht mich wohl. Man möchte ſeine Pflicht
Gern ehrlich thun — Doch man erübrigte
Auch gern etwas für ſeine alten Tage.
Herr, Unſer eins iſt halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigellla.

Gott ſoll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat
Zu wiſſen, wer ihr ſeid. Es könnte ſich
Zum Beiſpiel fügen, daß — durchs Schlüſſelloch —

Ein Geiſt — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu verſuchen — Gnug! Ihr ſeid gewarnt!
Verſteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf. (Lächelnd.)

Sei außer Sorgen. Ich verſiche dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wiſſen.

Brigella.

Thut das und ſomit Gott befohlen, Herr.
Ums Himmels Willen bringt mich nicht ins Unglück!
(Gegen die Zuſchauer.)
Es kann geſchehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausſchlägt — Möglich iſt's! Was mich betrifft,
Ich that mein Beſtes und ich konnt es nicht.
(Er geht ab.)

Kalaf.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle ſelbſt
Ankommen, dieſes Herz wird ſtandhaft bleiben.
(Er tritt ans Fenſter.)
Der Tag iſt nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieſer Folter liegen.
Indeß verſuch ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf dieſe Augen locken kann.
(Indem er ſich auf das Ruhebette niederlaſſen will, öffnet ſich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Geſicht.

Skirina. (Furchtſam ſich nähernd.)
Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf. (Auffahrend.)
Wer biſt du und was ſuchſt du hier?

Skirina.
(Nimmt die Maske vom Geſicht.)
Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Haſſans Weib und eure Wirthin.
Verkleidet hab ich durch die Wachen mich
Herein geſtohlen — Ach! Was hab ich euch
Nicht alles zu erzählen — Doch die Angſt
Erſtickt mich und die Kniee zittern mir,
Ich kann für Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.
Sprecht gute Frau. Was habt ihr mir zu ſagen?

Skirina. (Sich immer ſchüchtern umſehend.)
Mein armer Mann hält ſich verſteckt. Es ward
Der Turandot geſagt, daß er euch kenne.
Nun wird ihm nachgeſpürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu ſchleppen, und ihm dort
Gewaltſam euren Nahmen abzupreſſen.
Wird er entdeckt, ſo iſts um ihn geſchehn,
Denn eher will er unter Martern ſterben,
Als euch verrathen.

Kalaf.
Treuer, wackrer Diener!
— Ach die Unmenſchliche!

Skirina.
Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater iſt
In meinem Haus.

Kalaf.
Was ſagſt du? Große Götter!

Skirina.
Von eurer Mutter zum troſtloſen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.
O meine Mutter!

Skirina.
Hört mich weiter.
Er weiß, daß man euch hier bewacht, er zittert
Für euer Leben, er iſt außer ſich.
Er will verzweifelnd vor den Kaiſer dringen,
Sich ihm entdecken, koſt' es was es wolle,
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich ſterben.
Vergebens ſuch ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr iſt taub, er hört nur ſeinen Schmerz.
Nur das Verſprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröſtend Schreiben ihm von eurer Hand
Mit eures Nahmens Unterſchrift zu bringen,
Das ihm Verſichrung giebt von eurem Leben,
Hielt ihn vom äußerſten zurück! So hab ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr geſetzt,
Dem kummervollen Greiſe Troſt zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehſt mich, Skirina!

Skirina.

Mich ſtrafe Fohi, wenn ich euch das lüge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina. (Dringend.)

Kein Augenblick iſt zu verlieren! Kommt!
Bedenkt euch nicht, ſchreibt dieſe wengen Worte.
Fehlt euch das Nöthige, ich bracht' es mit.
(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)
Genug, wenn dieſer kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von eurer Hand erhält,
Daß ihr noch lebt und daß ihr Gutes hofft.
Sonſt treibt ihn die Verzweiflung an den Hof,
Er nennt ſich dort, und alles iſt verloren.

Kalaf.

Ja! Gieb mir dieſe Tafel.
(Er iſt im Begriff zu ſchreiben, hält aber plötzlich inne und ſieht ſie forſchend an.)
Skirina!
Haſt du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja ja ganz recht. Sie dient als Sclavin dort
Der Turandot, dein Mann hat mirs geſagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt ihr darauf?

Kalaf.

Skirina!
Geh nur zurück und ſage meinem Vater

Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiſer fodre,
Und ihm entdecke, was ſein Herz ihn heißt.
Ich bins zufrieden.

Skirina. (Betroffen.)

Ihr verweigert mir
Den Brief? Ein Wort von eurer Hand genügt.

Kalaf.

Nein Skirine, ich ſchreibe nicht. Erſt morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Haſſans Weib mich zu verrathen ſucht.

Skirina.

Ich euch verrathen! Guter Gott!
(Für ſich.)
Adelma mag denn ſelbſt ihr Spiel vollenden.
(Zu Kalaf.)
Wohl Prinz! Wies euch beliebt, ich geh nach Hauſe,
Ich richte eure Botſchaft aus, doch glaubt' ich nicht,
Nach ſoviel übernommener Gefahr
Und Mühe euren Argwohn zu verdienen.
(Im Abgehn.)
Adelma wacht, und dieſer ſchlummert nicht.
(Entfernt ſich.)

Kalaf.

Erſcheinungen! — Du ſagteſt recht, Brigella!
Doch daß mein Vater hier in Peckin ſei,
Und meine Mutter todt, hat dieſes Weib
Mit einem heilgen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach nur

Zu glaubhaft iſt der Mund, der Böſes meldet!
(Die entgegengeſetzte Thüre öffnet ſich.)
Noch ein Geſpenſt! Laß ſehen was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Zelima.

Prinz, ich bin eine Sclavin der Prinzeſſin,
Und bringe gute Botſchaft.

Kalaf.

Gäbs der Himmel!
Wohl wär es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich ſchmeichle mir mit nichts,
Zu fühllos iſt das Herz der Turandot.

Zelima.

Wohl wahr, ich läugn' es nicht — und dennoch Prinz
Gelang es euch, dieß ſtolze Herz zu rühren.
Euch ganz allein, ihr ſeid der erſte — Zwar
Sie ſelbſt beſteht darauf, daß ſie euch haſſe,
Doch ich bin ganz gewiß, daß ſie euch liebt.
Die Erde thu ſich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf.

Gut, gut, ich glaube dir. Die Botſchaft iſt
Nicht ſchlimm. Haſt du noch mehreres zu ſagen?

Zelima. (Näher tretend.)
Ich muß euch im Vertrauen ſagen, Prinz,
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt ſie zur Verzweiflung.
Sie ſieht nun ein, daß ſie unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht für Schaam,
Daß ſie im Divan nach ſo vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden ſoll.
Der Abgrund öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen euch berichte!

Kalaf.
Ruf' nicht ſo großes Unglück auf dich her,
Ich glaube dir. Geh, ſage der Prinzeſſin,
Leicht ſei es ihr, in dieſem Streit zu ſiegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verſtand
Wird ſich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn ſie der Welt beweißt,
Sie könne Mitleid fühlen, könne ſich
Entſchließen, einen Liebenden zu tröſten,
Und einen greiſen Vater zu erfreun.
Iſt dieß etwa die gute Botſchaft, ſprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima.
Nein mein Prinz!
Wir geben uns ſo leichten Kaufes nicht,
Man muß Geduld mit unſrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf.
Ich höre.

Zelima.

Die Prinzeſſin ſchickt mich.
— Sie bittet euch um einen Dienſt — Laßt ſie
Die Nahmen wiſſen, und im übrigen
Vertraut euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan löſen.
Voll Güte zeigt ſie dann von ihrem Thron,
Und reicht freiwillig euch die ſchöne Rechte.
— Entſchließt euch Prinz. Ihr wagt nichts dabei,
Gewinnt mit Güte dieſes ſtolze Herz,
So wird nicht Zwang, ſo wird die Liebe ſie,
Die zärtlichſte, in eure Arme führen.

Kalaf.

(Sieht ihr ſcharf ins Geſicht mit einem bittern
Lächeln.)
Hier Sclavin haſt du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelaſſen.

Zelima.

Welchen Schluß?

Kalaf.

Die Erde öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres euch berichte.

Zelima.

So glaubt ihr Prinz, daß ich euch Lügen ſage?

Kalaf.

Ich glaub es faſt — und glaub es ſo gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr um zu der Prinzeſſin!

Sag ihr, mein einzger Ehrgeiz ſei ihr Herz,
Und meiner glühnden Liebe möge ſie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß verſagen.

Zelima.

Bedachtet ihr was dieſer Eigenſinn
Euch koſten kann?

Kalaf.

Mag er mein Leben koſten!

Zelima.

Es bleibt dabei, er wirds euch koſten Prinz.
— Beharrt ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.

Nichts.

Zelima.

Lebet wohl!
(Im Abgehen.)
Die Mühe konnt ich ſparen!

Kalaf. (Allein.)

Geht weſenloſe Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen ſind's,
Die mir das Herz beklemmen -- Skirina's
Bericht iſts, was mich ängſtiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein Herz!
In wenig Stunden iſt das Loos geworfen.
Könnt ich den kurzen Zwiſchenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geiſt
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle ſchon,
Den Gott die ſanften Flügel um mich breiten.
(Er legt ſich auf das Ruhebette und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Geſicht verſchleiert, eine Wachskerze in der Hand. Kalaf. (Schlafend.)

Adelma.

Nicht alles ſoll mislingen — Hab ich gleich
Vergebens alle Künſte des Betrugs
Verſchwendet, ihm die Nahmen zu entlocken,
So werd ich doch nicht eben ſo umſonſt
Verſuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem ſchönen Raube zu entfliehn!
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir ſchon überſtiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn,
Hilf mir in dieſem ſchwerſten Kampfe ſiegen!
(Sie betrachtet den Schlafenden.)
Der Liebſte ſchläft. Sei ruhig pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern ihr holden Augen
Scheuch ich den goldnen Schlummer von euch weg,
Doch ſchon ergraut der Tag, ich darf nicht ſäumen.
(Sie nähert ſich ihm, und berührt ihn ſanft.)
Prinz! Wachet auf!

Kalaf. (Erwachend.)

Wer ſtöret meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgeſpenſt verſchwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh vergönnt?

Adelma.

Warum ſo heftig Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindin iſts, die vor euch ſteht,
Nicht euern Nahmen will ich euch entlocken.

Kalaf.

Iſt dieß dein Zweck, ſo ſpare deine Müh.
Ich ſag es dir voraus, du wirſt mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? Ich? Verdien ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Skirina bei euch,
Mit einem Brief euch liſtig zu verſuchen?

Kalaf.

Wohl war ſie hier.

Adelma.

Doch hat ſie nichts erlangt?

Kalaf.

Daß ich ein ſolcher Thor geweſen wäre!

Adelma.

Gott ſeis gedankt! — War eine Sclavin hier,
Mit trüglicher Vorſpieglung, euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sclavin war in Wahrheit hier,
Doch zog ſie leer ab — wie auch du wirſt gehn.

Adelma.

Der Argwohn ſchmerzt, doch leicht verzeih ich ihn.
Lernt mich erſt kennen. Setzt euch. Hört mich an,
Und dann verdammt mich als Betrügerin!
(Sie ſetzt ſich, er folgt.)

Kalaf.

So redet dann und ſagt, was ich euch ſoll.

Adelma.

ſt ſeht mich näher an — Beſchaut mich wohl!
er denkt ihr, daß ich ſey?

Kalaf.

Dieß hohe Weſen,
er edle Anſtand zwingt mir Ehrfurcht ab.
as Kleid bezeichnet eine niedre Sclavin,
e ich, wo ich nicht irre, ſchon im Divan
ſehen und ihr Loos beklagt.

Adelma.

Auch ich
ab euch, die Götter wiſſen es, wie innig
rjammert Prinz, es ſind fünf Jahre nun,
ich, noch ſelber eine Günſtlingin
s Glücks, in niederm Sclavenſtand euch ſah.
hon damals ſagte mirs mein Herz, daß euch
burt zu einem beſſern Loos berufen.
weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
ch ein unwürdig Schickſal zu erleichtern,
iß, daß mein Aug ſich euch verſtändlich machte,
weit es einer Königstochter ziemte.
(Sie entſchleiert ſich.)
ht her mein Prinz und ſagt mir! Dieß Geſicht
bt ihr es nie geſehn in eurem Leben?

Kalaf.

lma! Ewge Götter, ſeh ich recht?

Adelma.

ſehet in unwürdgen Sclavenbanden
e Tochter Keicobads, des Königes

Der Karazanen, einſt zum Thron beſtimmt,
Jetzt zu der Knechtſchaft Schmach herabgeſtoßen.

Kalaf.

Die Welt hat euch für todt beweint. In welcher
Geſtalt, weh mir, muß ich euch wiederfinden!
Euch hier als eine Sclavin des Serails,
Die Königin, die edle Fürſtentochter!

Adelma.

Und als die Sclavin dieſer Turandot,
Der grauſamen Urſache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück Prinz. Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den dieſe ſtolze Turandot wie euch
Bezauberte — Er wagte ſich im Divan.
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Pekin ſieht — entſetzensvoller Anblick!
Erblicktet ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So iſt ſie wahr die klägliche Geſchichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur ſeinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück

War ihm nicht günſtig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen ſeinen Söhnen in der Schlacht.
Ich ſelbſt, mit meiner Mutter, meinen Schweſtern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers
Der unſern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um, nur mich
Errettete die Menſchlichkeit des Kaiſers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er ſchalt die Greuelthat, und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fiſchen.
Schon halb entſeelt werd ich zum Strand gezogen.
Man ruft ins Leben mich zurück, ich werde
Der Turandot als Sclavin übergeben,
u glücklich noch, das Leben als Geſchenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O lebt in eurem Buſen menſchliches Gefühl,
So laßt mein Schickſal euch zu Herzen gehn!
Denkt was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir ſchneidet, ſie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sclavin zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert euer Unglück. Ja, Prinzeſſin,
ufrichtge Thränen zoll' ich eurem Leiden —
och euer grauſam Loos, nicht Turandot
lagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld,
uer Vater ſtürzte ſich und ſein Geſchlecht
urch übereilten Rathſchluß ins Verderben.
agt! Was kann ich, ſelbſt ein Unglücklicher,
n Ball der Schickſalsmächte, für euch thun?

Erſteig ich morgen meiner Wünſche Gipfel,
So ſollt ihr frey und glücklich ſeyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet ihr mißtrauen,
Ihr kennt mich nun — Der Fürſtin werdet ihr
Der Königstochter glauben, was ſie euch
Aus Mitleid ſagen muß, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe ſagen möchte.
— O möchte dieß befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma ſprecht, was habt ihr mir zu ſagen?

Adelma.

Wißt alſo Prinz—Doch nein, ihr werdet glauben,
Ich ſey gekommen euch zu täuſchen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechſeln,
Die für das Sclavenjoch gebohren ſind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger, ich beſchwör euch,
ſprecht!
Was iſts? Was habt ihr mir von *ihr* zu ſagen,
Die meines Lebens einzige Göttinn iſt.

Adelma. (Bei Seite.)

Gieb Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf ſich wendend.)
Prinz, dieſe Turandot, die ſchändliche
Herzloſe, falſche hat Befehl gegeben,
Euch heut am frühen Morgen zu ermorden,

— Dieß iſt die Liebe eurer Lebensgöttin!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, euch zu ermorden!
Beim erſten Schritt aus dieſem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenſpitzen euch ins Herz,
So hat es die Unmenſchliche befohlen.

Kalaf.

(Steht ſchnell auf und geht gegen die Thüre.)
Ich will die Wache unterrichten.

Adelma. (Hält ihn zurück.)

Bleibt!
Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch, euch zu retten?
Unglücklicher, ihr wißt nicht, wo ihr ſeyd,
Daß euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieſelben Wachen, die der Kaiſer euch
Zu Hütern eures Lebens gab, ſie ſind —
Gedingt von ſeiner Tochter, euch zu tödten.

Kalaf.

(Außer ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſten Leidens.)
O Timur! Timur! Unglückſeliger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! — Du mußt
Nach Peckin kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbares Schickſal!

(Er verhüllt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben.)

Adelma.
(Vor ſich, mit frohem Erſtaunen.)
Kalaf Timurs Sohn!
Glückſel'ger Fund! — Fall es nun wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit dieſem Nahmen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.
So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl ſagte mirs vorhin
Der feilen Sclaven einer, daß Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwere Band
Der Treue löſen — Leben fahre hin!
Vergeblich iſts, dem grauſamen Geſtirn,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du ſollſt
Den Willen haben Grauſame — Dein Aug'
An meinem Blute weiden. Süßes Leben,
Fahr hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma. (Mit Feuer.)
Prinz, zum Entfliehen zeig ich euch die Wege,
Nicht müßge Thränen bloß hab ich für euch.
Gewacht hab ich indeß, geſorgt, gehandelt,
Kein Gold geſpart, die Hüter zu beſtechen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir. Euch vom Tode,
Mich aus dem Banden zu befreyen, komm ich.
Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laßt uns aus dieſem Mauren fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Chan
Von Berlas iſt mein Freund, iſt mir durch Bande

Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ichs mit euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht ihrs aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarei noch reich genug
An Fürſtentöchtern, dieſer Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als ſie.
Aus ihnen wählt euch eine würdige
Gemahlin aus. Ich — will mein Herz beſiegen,
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!

(Sie ſpricht das Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bei der Hand ergreift und mit ſich fortzureißen ſucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht indem wir ſprechen,
Die Hähne krähn, ſchon regt ſichs im Pallaſt,
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf,
Fort, eh der Rettung Pforten ſich verſchlieſſen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! Einzge Freundin!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Berlas euch
Nicht folgen, nicht der Freyheit ſüß Geſchenk,
Nicht euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht ich nicht ſchändlichen Verraths mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innerſten Serail

Die werthgehaltne Sclavin ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma.
Selbſt
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen ſeyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Noch tröſtlich iſts, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! Ihr beharrt? Ihr ſeid entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha Undankbarer! Nicht die Liebe iſts,
Die euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht *mir* zu folgen.
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich,
Nur flieht, nur rettet, rettet euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet eure Worte nicht vergebens,
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn. Auch ich will Sclavin bleiben,
Ohn' euch verſchmäh ich auch der Freiheit Glück.
Laß ſehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!
(Von ihm wegtretend.)
Wär ich die erſte

Die durch Beſtändigkeit ans Ziel gelangte?
(Für ſich mit Accent.)
Kalaf! Sohn Timurs!
(Verneigt ſich, ſpottend.)
Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!
(Geht ab.)

Kalaf. (Allein.)
Wird dieſe Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Folter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient tyranniſch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne ſteigt herauf und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Geduld mein Herz! Dein Schickſal wird ſich löſen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.
Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht euch bereit.

Kalaf.
(Mißt ihn mit wilden ſcheuen Blicken.)
Biſt du das Werkzeug?

Wo haſt du deinen Dolch verſteckt? Machs kurz,
Vollziehe die Befehle, die du haſt,
Du raubſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle Herr? Ich habe keinen
Befehl, als euch zum Divan zu begleiten,
Wo alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf.

(Nach einigem Nachſinnen, reſigniert.)
Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

Brigella.

(Sieht ihn erſtaunt an.)
Was Teufel! ſchwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer ganzen Nacht nicht ſchlafen laſſen,
Nun iſt er gar im Kopf verrückt?

Kalaf.

(Wirft das Schwert auf den Boden.)
Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſchützte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!
(Er geht ab, und wird ſo wie er hinaustritt von kriegeriſchen Spiel empfangen.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt vom zweiten Aufzug. Im Hintergrund des Divans ſteht ein Altar mit einer chineſiſchen Gottheit und zwey Prieſtern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges ſichtbar werden.

Bei Eröfnung des Akts ſizt Altoum auf ſeinem Throne. Pantalon und Tartaglia ſtehen zu ſeinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf.

(Tritt mit einer ſtürmiſchen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter ſich ſchauend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, dann vor ſich.)

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen und von niemand angefallen
Hab ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falſche Botſchaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Nahmen und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! Ich ſehe deinen Blick umwölkt.

Dich quälen Furcht und Zweifel—Fürchte nichts mehr,
Bald werd ich deine Stirn erheitert ſehn,
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniße von freudenreichem Inhalt
Hab ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchlieſſen, theurer Jüngling, bis dein Herz
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir. Nie kommt das Glück allein,
Es folgt ihm ſtets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreimal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Geſendet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Daraus erkenne, ob du Urſach haſt,
Sie mit getroſtem Herzen zu erwarten.

Pantalon. (Zuverſichtlich.)

Das könnt ihr Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrift, damit hats ſeine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückswunſch an, heut iſt die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieſer Nacht zu ihr
Geholt, ſie hatt' es gar zu eilig, kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken, ungefrühſtückt ging ich hin,
Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſchub ſollt ich ihr verſchaffen,
Rath ſchaffen ſollt ich — Bei der Majeſtät
Fürſprach einlegen — Ja was ſollt ich nicht!

Univ. Bibl.

's war mir ein rechtes Gaudium und Labſal,
Ich läugn es nicht, ſie deſperat zu ſehn.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr hin beſchieden,
Der Tag brach eben an, ſie hatte nicht
Geſchlafen und ſah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, doch umſonſt!
Ich glaube gar, ich hab ihr bittre Dinge
Geſagt, für Ungeduld und grimmger Kälte.

Altoum.

Seht wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt.
Gemeſſene Befehle ſind gegeben,
Daß ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſts mit Güte nicht, ſo iſts mit Zwang,
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich
Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich
Mein Sohn! Nun iſts an dir zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank euch Sire, Mich freuen kann ich nicht.
Zu ſchmerzlich leid ich ſelbſt, daß der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geſchehen ſoll.
Viel lieber wollt ich — Ach ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung ihren Abſcheu zu beſiegen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.

Mein ganzes Wollen ſoll ihr Sclave ſeyn,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bei mir erlangen will
Wird keines andern Fürſprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem ſchönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde ſoll ſie kränken,
So lang die Parce meinen Faden ſpinnt,
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Träumen ſeyn und Denken.

Altoum.

Auf denn! Man zögre länger nicht. Der Divan!
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar,
Der Prieſter halte ſich bereit. Sie ſoll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schickſal leſen,
Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr ſchwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen, man erblickt den chineſiſchen Götzen, den Altar und die Prieſter, alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten
Das ganze Volk ſoll freien Eingang haben.
Zeit iſts, daß dieſes undankbare Kind
Den tauſendfachen Kummer uns bezahle,
Den ſie auf unſer greiſes Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt ſich Truffaldin mit Verſchnittenen, hinter ihnen die Sclavinnen, darauf Turandot, alle in ſchwarzen Flören, die Frauen in ſchwarzen Schleiern.)

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!
—Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ceremonien, wie im zweiten Akt.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima, Ihre Sklavinnen und Verſchnittenen.

Turandot.

(Nachdem ſie ihren Thron beſtiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf.)

Dieß Trauergepränge, *unbekannter* Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, iſt eurem Auge ſüße Weide.
Ich ſehe den Altar geſchmückt, den Prieſter
Zu meiner Trauung ſchon bereit, ich leſe
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft nur immer
Vermochten, hab ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, dieſem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen,
Doch endlich muß ich meinem Schickſal weichen.

Kalaf.

O löſe Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.

Wärs ein Vergehn, nach ſolchem Gut zu ſtreben,
Ein Frevel wärs, es zaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablaſſung iſt ſie nicht werth,
An ihr iſts jetzo, ſich herabzugeben!
Kann ſies mit edelm Anſtand nicht, mag ſie
Sich darein finden, wie ſie kann — Man ſchreite
Zum Werk! Der Inſtrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! Damit iſts noch zu früh!
(Aufſtehend und zu Kalaf ſich wendend.)
Vollkommner konnte mein Triumph nicht ſeyn,
Als dein getäuſchtes Herz in ſüße Hofnung
Erſt einzuwiegen, und mit Einem mal
Nun in den Abgrund nieder dich zu ſchleudern.
(Langſam und mit erhobner Stimme.)
Hör' Kalaf, Timurs Sohn! Verlaß den Divan!
Die beiden Nahmen hat mein Geiſt gefunden.
Such eine andre Braut — Weh dir und allen,
Die ſich im Kampf mit Turandot verſuchen!

Kalaf.

O ich Unglücklicher!

Altoum.

Iſts möglich? Götter!

Pantalon.

Heilge Katharina!
(Zu Tartaglia.)
Geht heim! Laßt euch den Bart auszwicken Doctor!

Tartaglia.
llhöchſter Tien! Mein Verſtand ſteht ſtill!

Kalaſ.
lles verloren! Alle Hoſnung todt!
— Wer ſteht mir bei? Ach mir kann niemand helfen,
ch bin mein eigner Mörder, meine Liebe
erlier ich, weil ich allzuſehr geliebt
— Warum hab ich die Räthſel geſtern nicht
it Fleiß verfählt, ſo läge dieſes Haupt
gt ruhig in dem ewgen Schlaf des Todes,
d meine bange Seele hätte Luſt.
arum, zu gutger Kaiſer, mußtet ihr
as Blutgeſetz zu meinem Vortheil mildern,
aß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
enn ſie mein Räthſel aufgelöſt — So wäre
r Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!
in unwilliges Gemürmel entſteht im Hintergrund.)

Altoum.
laf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz,
r unverſehne Blitzſtrahl ſchlägt mich nieder.

Turandot. (Bei Seite zu Zelima.)
in tiefer Jammer rührt mich Zelima,
weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu ſchützen.

Zelima. (Leiſe zu Turandot.)
o ergebt euch einmal. Macht ein Ende!
ſeht! Ihr hört! das Volk wird ungeduldig!

Adelma. (Für ſich.)
dieſem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.
brauchts denn des Geſetzes Schwert, ein Leben

Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich iſt?

(Er tritt an den Thron der Turandot.)

Ja Unverſöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennſt — den du
Als einen namenloſen Fremdling haßteſt,
Den du jetzt kennſt und fortfährſt zu verſchmähn,
Verlohnte ſichs ein Daſeyn zu verlängern,
Das ſo ganz werthlos iſt vor deinen Augen?
Du ſollſt befriedigt werden, Grauſame.
Nicht länger ſoll mein Anblick dieſe Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —

(Er zieht einen Dolch und will ſich durchſtechen. In demſelben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten und Turandot ſtürzt von ihrem Thron.)

Turandot.

(Ihm in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe.)

Kalaf!

(Beyde ſehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieſer Stellung.)

Altoum.

Was ſeh ich!

Kalaf. (Nach einer Pauſe.)

Du hinderſt meinen Tod?
Iſt das dein Mitleid, das ich leben ſoll,
Ein Leben ohne Hofnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkſt du zu gebiethen?
— Hier endet deine Macht. Du kannſt mich tödten,
Doch mich zum Leben zwingen kannſt du nicht.

Laß mich, und wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig es meinem jammervollen Vater,
Er iſt zu Peckin, Er bedarf des Troſtes,
Denn auch des Alters letzte Stütze noch
Den theuern, einzgen Sohn raubt ihm das Schickſal.
(Er will ſich tödten.)

Turandot.

(Wirft ſich ihm in die Arme.)
Lebt Kalaf! Leben ſollt ihr — und für mich!
Ich bin beſiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile Zelima! den beiden
Verlaſſenen, du kennſt ſie, Troſt zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.

Ach und wie gerne!

Adelma. (Für ſich.)

Es iſt Zeit zu ſterben.
Die Hofnung iſt verloren.

Kalaf.

Träum ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich keines Ruhms anmaßen Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wiſſet denn; es wiſſ'
Es alle Welt! Nicht meiner Wiſſenſchaft,
Dem Zufall, eurer eignen Uebereilung
Verdank ich das Geheimniß eures Nahmens
Ihr ſelbſt, ihr ließet gegen meine Sclavin
Adelma beide Nahmen euch entſchlüpfen.
Durch ſie bin ich dazu gelangt — Ihr alſo habt
Beſiegt, nicht ich, und euer iſt der Preiß.

— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Geſetz genug zu thun — Mein Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk ich mich euch — Ach es war eurer, gleich
Im erſten Augenblick, da ich euch ſah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf.

(Der dieſe ganze Zeit über wie ein Träumender geſtanden, ſcheint jetzt erſt zu ſich ſelbſt zu kommen und ſchließt die Prinzeſſin mit Entzückung in ſeine Arme.)

Ihr die meine?
O tödte mich nicht Uebermaaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter ſegnen dich geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willſt erfreun.
Verziehen ſei dir jedes vorge Leid,
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund ſei alſogleich beſchworen!

Adelma.

Ja lebe Grauſamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!

(Zu Turandot.)

Ja wiſſe,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haſſe,
Und nur aus Haß gehandelt wie ich that.

Die Nahmen ſagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der Meine Liebe war, eh du ihn ſahſt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch dieſe Nacht, da ich zu deinem Dienſt
Geſchäftig ſchien, verſucht ich alle Liſten,
Selbſt die Verläumdung ſpart ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden, doch umſonſt!
In ſeinem Schmerz entſchlüpften ihm die Nahmen,
Und ich verrieth ſie dir, du ſollteſt ſiegen,
Verbannt von deinem Angeſicht ſollt' er
In Meinen Arm ſich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu ſterben als für mich zu leben!
Verloren hab ich alle meine Mühen,
Nur Eins ſteht noch in meiner Macht. Ich ſtamme
Wie du von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich ſo lange Sclavenfeſſeln trug,
In dir muß ich die blutge Feindin haſſen.
Du haſt mir Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern,
Mir alles, was mir theuer war, geraubt.
Und nun auch den Geliebten raubſt du mir.
So nimm auch noch die letzte meines Stammes
Mich ſelbſt zum Raube hin — Ich will nicht leben!
(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entriſſen von der Erde auf.)
Verzweiflung zückte dieſen Dolch, er hat
Das Herz gefunden, das er ſpalten ſoll.
(Sie will ſich erſtechen.)

Kalaf.

(Fällt ihr in den Arm.)
Faßt euch Adelma.

Adelma.

Laß mich Undankbarer!
In ihrem Arm dich ſehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr ſollt nicht ſterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank ichs, daß dieß ſchöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frey
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe ſie die Freiheit zum Geſchenk,
Und unſers Glückes erſtes Unterpfand
Sei eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich mein Vater
Vereinige mein Bitten mit dem ſeinen;
Zu haſſenswerth, ich fühl es, muß ich ihr
Erſcheinen, mir verzeihen kann ſie nie,
Und könnte nie an *mein* Verzeihen glauben.
Sie werde frei und iſt ein größer Glück
Für ſie noch übrig, ſo gewährt es ihr,
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müſſen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Ums Himmelswillen, Sire, ſchreibt ihr den Laufpaß,
So ſchnell ihr könnt, und gebt ihr, wenn ſies fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir iſt ganz weh und bang, daß unſre Freude
In Rauch aufgeh, ſo lang ein wüthend Weib

Sich unter Einem Dach mit euch befindet.

Altoum. (Zu Turandot.)

An ſolchem Freudentag, den du mir ſchenkſt,
Soll meine Milde keine Gränzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit ſchenk ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile ſie mit einem würdgen Gatten,
Der klug ſei und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königin — Ich bin beſchämt, verwirrt,
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu ſchweigen und von euerm Angeſicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltſam dieſem Aug entſtrömen!

(Sie geht ab mit verhülltem Geſicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh ſie ſcheidet.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur, Barak, Skirina und Zelima.

Kalaf.

Mein Vater, o wo find ich dich, wo biſt du
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Buſen
Ausgieße?

Turandot.

(Verlegen und beſchämt.)

Kalaf, euer edler Vater iſt

Bei mir, iſt hier — In dieſem Augenblicke
Fühlt er ſein Glück — Verlangt nicht mehr zu wiſſen,
Nicht ein Geſtändniß, das mich ſchamroth macht,
Vor allen dieſen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

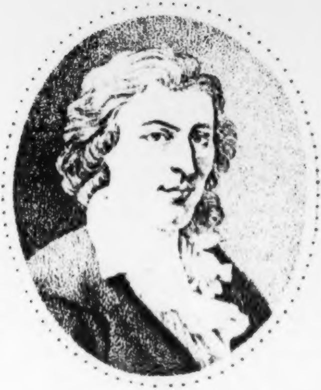
Timur bei dir? Wo iſt er? Freue dich
Mein Sohn! Dieß Kaiſerreich haſt du gewonnen,
Auch dein verlornes Reich iſt wieder dein.
Ermordet iſt der grauſame Tyrann
Der dich beraubte, deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich ſeine Botſchaft
Geſucht, und ſelbſt zu mir iſt ſie gedrungen.
— Dieß Blatt enthält das Ende deines Unglücks.
(Ueberreicht ihm einen Brief.)

Kalaf.

(Wirft einen Blick hinein, und ſteht eine Zeitlang in ſprachloſer Rührung.)

Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
Droben bei euch, die Lippe iſt verſiegelt.

(In dieſem Augenblick öfnet ſich der Saal, Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf ſeinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, Barak ſinkt zu Kalafs Füßen, indem ſich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche ſie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia ſtehen gerührt. Unter dieſen Bewegungen fällt der Vorhang.



Friedrich Schiller.

Schilleriana

das iſt

Leben, Characterzüge, Begebenheiten und Schriften

des

verſtorbenen Hofrath und Profeſſor

Friedrich von Schiller

mit deſſen wohlgetroffenen Portrait.

Hamburg,
bei Gottfried Vollmer.

Bey Gottfried Vollmer in Hamburg iſt herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollſtändiges Niederſächſiſches Fiſchkochbuch, enthaltend eine allgemein verſtändliche Anweiſung, wie man alle Gattungen von See- und Flußfiſchen auf das Mannigfaltigſte äuſſerſt geſchmackvoll und doch für einem billigen Preis bereiten kann. Zwei Theile.

Der Demiſchüz und ſeine Geſellen. Schauſpiel in 5 Aufzügen.

Fra Diabolo, Banditen Hauptmann und Heerführer der Kalabreſen, der merkwürdigſte Revolutionair unſrer Zeit. Zweiter und letzter Theil.

Neue Abendgenoſſen.

Richteriana, das iſt: Züge und Thatſachen aus dem Leben, Meinungen, Karakter und Begebenheiten des Doktors und Buchhändlers Richter in Dresden.

Kotzebueana, das iſt kurzgefaßte Merkwürdigkeiten in Leben, Thaten und Schriften des reichhaltigen und beliebten Schauſpieldichters Auguſt von Kotzebue. Mit ſeinem wohlgetroffenen Portrait.

Neue Criminalgeſchichten, voller Abentheuer und Wunder und doch ganz der Wahrheit getreu, von Spieß. Zweiter Theil.

Auch unter andern dem Titel zu haben:

Hamburger Criminalgeſchichten, nach gerichtlichen Akten und andern Hülfsquellen der Wahrheit möglichſt getreu bearbeitet. Zweiter Theil.

Univ.-Bibl.
München

Vorbericht.

Dies ſoll keine Biographie des unſterblichen Schillers ſeyn, dazu werden wohl noch Jahre vergehen, ehe man das Wahre vom Falſchen ſichtet. Dies iſt ein unterhaltendes Leſebuch, in welchen man

Beiträge zu ſeinem Leben und Dinge mitunter findet, die ſonſt vielleicht der Vergeſſenheit übergeben worden wären, und die dieſes doch nicht dürfen.

Wie viele können ſich mit dem Dichter genau bekannt machen, ohne einen Schwall von Schriften zu leſen, in welchen, unter vielem Waſſer, manchmal ein nahrhaftes Stückchen Fleiſch ſchwimmt.

Schon der Titel: Schilleriana, deutet den Zweck des Herausgebers an. Es wird ſo vieles in die Leſewelt gebracht, was man verdrüßlich auf die Seite wirft, weil es nicht auszuhalten iſt, daß man es lieſt.

Dieſe Sammlungen ſollen hoffentlich das Schickſal nicht erleben. Sie ſind nicht auf ſchreienden Beifall, nicht darauf berechnet, daß ſie unberuſner Kritik entgehen werden.

Sie werden die Leſer vergnügen, und dann haben ſie einen Zweck erfüllt.

Der künftige Biograph Schillers wird Wahrheit darin finden, und dann iſt der zweite Zweck erreicht.

Friedrich von Schiller war zu Mosbach im Wirtembergiſchen am 10ten November 1759 geboren.

Das Karakteriſtiſche ſeiner Familie geht uns hier nichts an; ſo viel von ihr, daß alle Mitglieder derſelben den Ruf als biedre, brave, fürs Gute und Schöne empfängliche Menſchen hatten, daß ſeine Mutter ihn als Liebling betrachtete, und ſeiner Erziehung hauptſächlich den Schwung gab.

Durch ſie, da ſie ſelbſt Freundin vom Leſen war, und er ihr immer vorleſen mußte, gewann er wohl den Geſchmack an Leſen und Schreiben.

So viel iſt gewiß, daß frühe Jugend ihn ſchon dafür bildete, daß er in dem dritten Jahre ſchon große Wißbegierde verrieth, und eine ſchnelle Beurtheilungskraft in dieſem frühen Alter ihn ſchon auszeichnete.

Beſonders waren ſeine Gefuhle für die Natur und die Vorzüge derſelben ſchon in jüngern Jahren ſichtbar, und dieſe würden ohnſtreitig bei ihm in allem die Oberhand behalten haben, wenn nicht ſeine Beſtimmung ihn zur Militairſchule nach Stutgard geführt hätte, wo die Einführung der ſtrengſten Subordination dieſe ſeine natürliche Liebe zur Freiheit und Natur ſehr einſchränkte, und eine Stimmung in ihm hervorbrachte, die hernach in ſpätern Jahren wirkbar wurde.

Nachdem Schiller zu ſeiner Wahl das mediziniſche Fach genommen, und hierin auch eine Probeſchrift geliefert, wurde er militäriſcher Arzt.

Aber vorher ſchon, ehe dieſe Epoche eintrat, hatte er ſeine Räuber auf der Akademie verfertigt und dieſes Stück, wovon wir hernach mehr hören werden, wurde in Manheim aufgeführt, bei welcher Vorſtellung er zugegen war.

Daß eine ſolche Darſtellung auf ihn Eindruck machen mußte, war wohl ſehr natürlich, und wirklich wurde damals der Wunſch in ihm rege, ſelbſt Vorſteller zu werden.

Allein der ehrliche, biedre, zur Trauer der Menſchheit zu früh verſtorbene Beil, der erſte aller Schauſpieler, was Natur und Kopie der Natur betrifft, war es, der ihm zuerſt die Prophezeiung machte: er würde nie Schauſpieler, wohl aber großer Schauſpieldichter werden.

Ein Verſuch, den Schiller nachher gemacht haben ſoll, von dem ich aber nichts gewiſſes und beſtimmtes gehört habe, auch der Erzählung keinen Glauben beimeſſe, ſoll ihn ganz davon abgebracht haben.

Gewiſſer iſt es, daß die Dichtung der Räuber und mehrerer Gedichte, die wir hier anführen werden, ihn zu dem Entſchluß brachten, ſein Vaterland zu verlaſſen, weil er dieſer Dichtungen wegen verfolgt wurde, und man wirklich willens hatte, gleich Schubart ihn einzukerkern.

Dieſem Schickſale zu entgehen, verließ Schiller Stutgard und die ganzen wirtembergiſchen Lande.

Daß er damals ſo ſehr Menſchenfeind geworden, wie manche gedruckte Nachrichten von ihm behaupten wollen, finde ich nicht.

Er kam von Manheim oft nach Frankfurt am Main, und wenn ich nicht irre, ſo iſt ſein Stück, Kabale und Liebe, eher in Frankfurt als in Manheim aufgeführt worden, wo damals die Grosmanniſche Geſellſchaft ſpielte, bei welcher Madam Sophie Albrecht, als Louiſe, ſeine Erwartungen ſo ſehr übertraf, daß er ſagte: er habe das nicht in dieſer Rolle geglaubt, was ſie hinein gelegt.

Er war in dieſer Zeit in Frankfurt oft ſehr vergnügt.

Von da reißte er umher, nicht immer vom

Schickſale begünſtigt; allein er traf doch immer auf gute Menſchen, und wer da ſagen wollte, daß ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Leipzig (ich glaube in der Oſtermeſſe 1785) er nicht froh geweſen wäre, der würde eine Unwahrheit ſagen.

Schiller lebte hernach von ſeinem Verdienſt als Schriftſteller, und von einem Gehalt, den er vom Herzog von Sachſen Coburg bekam, bis er 89 Profeſſor der Geſchichte in Jena wurde.

Er ward hernach geadelt, und wahrſcheinlich würde er gleich Wieland und Göthe vom Kaiſer Napoleon geehrt worden ſein, wenn er noch gelebt hätte.

Da dieſes Buch keine Lebensgeſchichte von ihm ſein, ſondern mehr abgerißne Gedanken von ihm und über ihn enthalten ſoll, ſo ſchreiten wir dazu.

Schiller als Theaterdichter.

Der Ruhm, den Schiller ſich als Theaterdichter erworben, wird ihn unſterblich machen. Seine Stücke haben Gehalt und Werth. Sie werden immer noch da ſtehen, wenn der Strom der Zeit und die Veränderlichkeit des menſchlichen Geſchmacks, Kotzebues Stücke lange vergeſſen haben wird.

Wenn manche von ihnen nicht ſo häufige Vorſtellungen erlebten, wie jene, ſo liegt das daran, weil ſie jenen vorübergehenden flüchtigen Reiz nicht haben, ſondern man mehr dabei nachdenken muß. Auch weil es für den Schauſpieler unendlich ſchwerer iſt, Schillerſche Gedanken vorzutragen, als Kotzebueſche Worte.

Dies ſoll jedoch Kotzebues Werth als Schauſpieldichter nicht herunterſetzen.

Er verſtand ſeine Generation, er arbeitete für ſein Zeitalter, Schiller arbeitete für die

Ewigkeit, für alle Generationen, für alle Zeitalter.

Wir wollen ein wenig dem Gange ſeiner dramatiſchen Muſe folgen.

Schillers Räuber.

Schillers Räuber ſind ohnſtreitig, wenn wir einige früher herausgekommne Gedichte in der Anthologie, dieſem Buche, welches ſich ſo ſelten gemacht, ausnehmen, ſein erſtes Werk, und die Größe, die darin herrſcht, hat wohl in dem Alter, in welchem Schiller es ſchrieb, kein Dichter erreicht.

Wir wollen nicht mit dem Verfaſſer des Aufſatzes in dem Pariſer und Hamburger Damen-Kunſt und Modejournale, über Schillern, ſchwülſtig von dieſem Kunſtproducte ſprechen, und in einen Schwall von Worten eigentlich Nichts kleiden.

Wir wollen auf der Erde bleiben, wo der Dichter ſchilderte, und gewiß, er hat brav geſchildert. Er hat gute und böſe Karaktere gegen einander geſtellt — groß bis in den Kleinſten geſchildert, der in dieſem Stücke eine Darſtellung wagt.

Daß ſein Carl und ſein Franz Moor ausgebildete Karaktere ſind, dies dürfen wir nicht weit ſuchen; nicht weit ſuchen, daß in dieſen Karakteren Wahrheit liegt, und gewiß, wir würden, wenn wir noch heut zu Tage malen dürften, wie Schiller malt, ähnliche Karaktere, nur in andern Formen finden. Groß ſtehen beide da! der eine als Böſewicht groß, der andere als Rächer eines harten Fatums, das den für alle Welt eigentlich liebevoll Fühlenden trift.

Aber ſo eine Schilderung eines Daniels, die überſehen wir vielleicht in ihrer Meiſterſchilderung. Dieſe ehrliche treue Haut wird manchem entgehen, und ſie iſt ſo wahr, ſo richtig aus der Natur gegriffen.

So ein Schufterle, wenn man ihn recht zergliedert, der ſteht da, wie ein anzuſtaunendes Bild. Die Kaltblütigkeit, mit welcher er das Kind in die Flamme wirft! o es iſt ein Naturzug, der uns in unſern Zeiten ſicher nicht ſelten aufſtoßen würde.

Kurz das Ganze, man mag jeden Karakter durchſehen, iſt ein muſterhaft Zuſammengeſetztes, was die Wirkung aufs ganze Publikum nicht verfehlen konnte, und was nach Jahrtauſenden fortwirken wird, die Menſchen mögen ſich nun auch umformen, in was für Veränderungen ſie wollen.

Wer Schillern aber in den Jahren gekannt hat, wo er dieſes ſchrieb, wer das Feuer kannte, mit welchem er im geſellſchaftlichen Leben, das heiſt in Zirkeln, wo er ſein Herz und ſeinen Geiſt ſprechen laſſen konnte, eben ſo raſch ſprach, als ſeine Schriften, der wird ſich kaum es glaublich machen, daß der im 247ten Stücke des Morgenblatts, Jahrgang 1807 eingerückte Brief an Herrn von Dalberg, authentiſch von ihm ſein könnte.

Freilich ſetzt er darin ſeine Rechte auf ſeinen Geiſt, und was er ſich bei ſeinen Federzügen gedacht, ſehr gut auseinander; aber er iſt mir viel zu nachgebend, welches er wirklich nicht ſehr in den damaligen Zeiten war, es macht zu ſehr den Hofmann.

Nach einer kurzen Ueberſicht dieſes Briefes wollte Herr von Dalberg alſo das Stück in die Zeiten der Ritter zurück ſetzen, für welche Zeiten es Schiller nicht geſchrieben. Daher mag es auch wohl kommen, daß das Stück noch an manchen Orten altdeutſch gegeben wird, weil es wahrſcheinlich und nach dieſem Briefe zu urtheilen, in Manheim ſo gegeben wurde.

Aber daß es Schillers Meinung und Wille nicht war, beweiſet denn dieſer Brief, ſo wie es auch in Leipzig, wo er ſelbſt bei den Vorſtellungen war, allezeit im modernen Coſtüm gegeben wurde.

Deswegen ſagt er auch ſelbſt in dieſem Briefe, alle ſeine Perſonen ſprächen für die damaligen Zeiten zu modern, zu aufgeklärt. Die Karaktere nennt er aus dem Schooß des jetzigen Zeitalters und nicht tauglich fürs Maximilianiſche. Er meint: es würde ſeinem Stücke wie einem Holzſchnitte gehen, den er in einer Ausgabe des Virgils gefunden, wo die Trojaner ſchöne Huſarenſtiefel, und Agamemnon ein paar Piſtolen in ſeinen Halftern gehabt.

Er ſagt ferner: Amalie könnte ohnmöglich ein Ritterfräulein ſein, und man würde ihren Karakter ganz übermalen müſſen, um ſie darin zu verwandeln.

Und gewiß, darin hat er recht, denn ich habe mich allemal über dieſe Amalie rechtſchaffen geärgert, wenn ich ſie als altdeutſches Fräulein auftreten ſah, wo ſie mir wie eine komiſche Darſtellung erſchien.

Er iſt ſo fein, dem Herrn von Dalberg einzugeſtehn, daß wenn dieſe Veränderung vor der Bearbeitung ihm angegeben wäre, es gewiß zu einem vollkommnen Meiſterwerke gediehen wäre, ſo aber nennt er es ſelbſt eine Krähe mit Pfauenfedern.

Auf die Ermordung Amaliens will er a
nichts kommen laſſen, er hält dieſe Ermordu
für eine poſitive Schönheit in Moors
rakter. Wie die Veränderung eigentlich in M
heim gemacht war, kann ich nicht ſagen, a
ich muß vermuthen, daß ſo mancher Unſinn,
man in den Räubern hin und wieder wahrni
wo ſie aufgeführt werden, von daher ſeinen
ſprung genommen.

Da das Stück noch fürs Spiel, ſelbſt n
dieſer Abkürzung, zu lang war, ſo vermuthet
eine zweite nothwendige Beſchneidung,
wünſcht dann; wenn ja ſein Kind beſchnit
werden ſoll und muß, dieſe Operation, je
nach einer vorhergeſehenen Probe, ſelbſt vo
nehmen.

Daß Schiller damals nicht viel beſaß,
bekannt, er erbat ſich alſo die Vergütung
Reiſekoſten. Ob dieſe billige Bitte ihm zu
ſtanden, weiß ich nicht, vermuthe es aber de
weil, wenn ich nicht irre, ſein nachmaliger A
enthalt in den Gegenden eine Folge der Aufſ
rung der Räuber war.

Ob der Gedanke eines kleinen Avertiſſements vor der Aufführung des Stücks zu Stande gekommen, weiß ich nicht. Merkwürdig iſt aber ſeine eigne Anzeige darüber auf jeden Fall.

Die Auflage, welche anfangs von den Räubern gemacht wurde, war bald vergriffen, und da in den nachherigen Umarbeitungen ſo viel weſentlich Schönes wegblieb, und auf den Bühnen gar nicht mehr vorgetragen wird, ſo kann es dem Leſer nicht anders als unterhaltend ſein, die ſchöneren Züge daraus hier zu finden, die man bei jeder Bühnenvorſtellung vermißt.

Aus Schillers Räubern.

Jetzt nicht mehr auf die Bühne kommende Stellen.

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren,

Speere werfen und die Göttin ehren
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

Theures Weib, geh' hol die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze;
Meine Schultern tragen Ilium;
Ueber Aſtyanax unſ're Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir ſeh'n uns wieder im Elyſium.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingeh'n, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!

Horch! der Wilde raſ't ſchon an den Mauern. —
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauern,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!

Der Monolog

von Franz Moor, aus dem zweiten Akte.

Tod, ſchreien ſie, tod! Jetzt bin ich Herr. Im ganzen Schloſſe zittert es, tod! — Wie aber, ſchläft er vielleicht nur? — freilich, ach freilich! Das iſt nun freilich ein Schlaf, wo es ewig niemals, Guten Morgen, heißt — Schlaf und Tod ſind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechſeln! Wackerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heiſſen! Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angeſicht zu ſagen: du biſt ein Schurke! Weg dann mit dieſer läſtigen Larve von Sanftmuth und Tugend. Nun ſollt ihr den nakten Franz ſehen und euch entſetzen! Mein Vater überzuckerte ſeine Forderungen, ſchuf ſein Gebieth zu einem Familienzirkel um, ſaß liebreich lächelnd am Thor, und grüßte ſie Brüder und Kinder. — Meine Augenbraunen ſollen über euch herhängen wie Gewitterwolken, mein herriſcher Name ſchweben wie ein drohender Komet über dieſen Gebirgen, meine Stirne ſoll euer Wetterglas ſein! — Er ſtreichelte und koſ'te den Nacken, der gegen ihn ſtörrig zurück ſchlug. Streicheln und Koſen iſt meine Sache nicht. Ich will euch die zackichten Sporen ins Fleiſch hauen, und die ſcharfe Geißel verſuchen. — In meinem Gebiet ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünn Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! Bläſſe der Armuth und ſclaviſchen Furcht ſind meine Leibfarbe, in dieſe Liverei will ich euch kleiden!

Amaliens Lied zur Laute.

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick, wie Mayenſonne
Rückgeſtralt vom blauen Spiegelmeer.

Sein Umarmen — wüthendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt himmelwärts.

Seine Küſſe — paradiſiſch Fühlen! —
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, ras'ten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten —

Seele rann in Seele — Erd und Himmel
ſchwammen
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin --- vergebens ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin -- und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach! —

Franzens Monolog aus dem vierten Akt.

Die Verſuchung iſt ſtark, und der war wohl nicht zum Märtirer ſeines Glaubens geboren. — Wohl bekomms dann, Herr Graf! Allem Anſehen nach werden ſie morgen Abend ihr Henkermahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der iſt ein Narr, der wider ſeine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille Wein weiter getrunken hat, kommt der Kitzel an -- und draus wird ein Menſch, und der Menſch war gewiß das letzte, woran bei der ganzen Herkulesarbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kitzel an — und dran krepirt ein Menſch, und gewiß iſt hier mehr Verſtand und Abſichten, als dort bei ſeinem Entſtehen war --- Hängt nicht das Daſein der meiſten Menſchen mehrentheils an der Hitze eines Juliusmittags, oder am anziehenden Anblick eines Bettuchs, oder an der wagrechten Lage einer ſchlafenden Kuchengrazie, oder an einem ausgelöſchten Licht? — Iſt die Geburt des Menſchen das Werk einer viehiſchen Anwandlung, eines Ungefährs, wer ſollte wegen der Verneinung ſeiner Geburt ſich einkommen laſſen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verflucht ſei die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten, in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührlich Schauder die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren, unſere erwachende Vernunft an Ketten abergläubiſcher Finſterniß legen --- Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert —

die Natur vergaß einen Mann mehr zu machen — die Nabelſchnur iſt nicht unterbunden worden — der Vater hat in der Hochzeitnacht glatten Leib bekommen — und die ganze Schattenſpielerei iſt verſchwunden. Es war etwas und wird nichts — Heißt es nicht eben ſo viel, als: es war nichts und wird nichts, und um nichts wird kein Wort mehr gewechſelt — Der Menſch entſtehet aus Moraſt, und watet eine Weile im Moraſt, und macht Moraſt, und gährt wieder zuſammen in Moraſt, bis er zulezt an den Schuhſohlen ſeines Urenkels unflätig anklebt. Das iſt das Ende vom Lied — der moraſtige Zirkel der menſchlichen Beſtimmung, und ſomit — glückliche Reiſe, Herr Bruder! Der milzſüchtige podagriſche Moraliſt von einem Gewiſſen mag runzlichte Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbett foltern — bei mir wird er nimmermehr Audienz bekommen.

Das ächte Räuberlied

Stehlen, morden, huren, balgen
Heiſt bei uns nur die Zeit zerſtreu'n,
Morgen hängen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute luſtig ſein.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind handthieren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Prakticiren treflich kann.

Heut laden wir bei Pfaffen uns ein,
Bei naſſen Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir fein
Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderſchaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geſchlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winſeln der verlaßnen Braut
Iſt Schmauß für unſre Trommelhaut!

Ha! wenn ſie euch unter dem Beile zucken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mucke
Das kitzelt unſerm Augenſtern,
Das ſchmeichelt unſern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker ſoll es holen,
So haben wir halt unſern Lohn,

Univ. Bibl
Münche

Und ſchmieren unſre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg, vom heiſſen Traubenſohn,
Und hurra rax dax! gehts, als flögen wir davon.

Carl Moors Lied zur Laute.

Brutus.

Sei willkommen friedliches Gefilde,
Nimm den Letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein Gramgebeugter-Lauf.
Kaſſius wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer, mit Schritten eines Niebeſiegten,
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten!
Das iſt eines Römers Gang. —
Tyberſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Hat! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts, zu des Orkus Schlunde
Stolzer Weiner! Triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut,
Rom verröchelt über Brutus Bahre
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Fluth.

Cäſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerdte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu!
Geh — du biſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang.
Geh — und heul es bis zu jenen Pforten:
Brutus iſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang.
Geh, du weiſt nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater — halt! im ganzen Sonnenreiche
Hab ich einen nur gekannt
Der dem großen Cäſar gleiche:
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.

Nur ein Cäſar machte Rom verderben
Nur nicht Brutus mogte Cäſar ſtehn,
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben
Geh du linkswärts, laß mich rechtswärt
gehn.

Karl Moors Monolog aus dem vierte Akt.

Wer mir Bürge wäre? — — Es iſt alle
ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kei
Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenn
aus wäre mit dieſem letzten Othemzug — Aus
wie ein ſchaales Marionettenſpiel — Aber wo
her den heiſſen Hunger nach Glückſeligkeit
Woher das Ideal einer unerreichten Vollkommen
heit? Das Hinausſchieben unvollendeter Pläne
— wenn der armſelige Druk dieſes armſelige
Dings (die Piſtolen vors Geſicht haltend) de
Weiſen dem Thoren — den Feigen dem Tapf

— den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Mißklang in der vernünftigen ſein? — Nein! Nein! es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geiſter meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinſel — euer ſchwarzgewürgtes Geſicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals, und hängen zulezt an meinen Feuerabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (von Schauer geſchüttelt) Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet?

(Er ſezt die Piſtolen an) Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch einen einzigen Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht — ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſei, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! Nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sei wie du willt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sei wie du willt, wenn ich nur mich ſelbſt mit übernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht, und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue

Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewebt ſind, ſo leicht zerreißen, wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freiheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er ladet die Piſtole. Plötzlich hält er inne) Und ſoll ich für Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich wills dulden. (Er wirft die Piſtole weg) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich wills vollenden.

Geſpräch

zwiſchen Franz und dem Paſtor Moſer, im fünften Akt.

Moſer.

Ihr ließt mich holen, gnädiger Herr! Ich erſtaune. Das erſtemal in meinem Leben! Habt ihr im Sinn, über die Religion zu ſpotten, oder fangt ihr an vor ihr zu zittern?

Franz.

Spotten oder zittern, je nachdem du mir antworteſt. — Höre, Moſer, ich will dir zeigen, daß du ein Narr biſt, oder die Welt für'n Narren halten willſt, und du ſollſt mir antworten! Hörſt du? Auf dein Leben ſollſt du mir antworten.

Moſer.

Ihr fordert einen Höheren vor euren Richterſtuhl. Der Höhere wird euch dermaleins antworten.

Franz.

Jetzt will ichs wiſſen, jetzt, dieſen Augenblick, damit ich nicht die ſchändliche Thorheit begehe, und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe. Ich habs dir oft mit Hohnlachen bei Burgunder zugerufen: es iſt kein Gott! — Jetzt red' ich im Ernſte mit dir, ich ſage dir: es iſt Keiner! Du ſollſt mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt haſt, aber ich blaſe ſie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moſer.

Wenn du auch eben ſo leicht den Donner wegblaſen könnteſt, der mit zehntauſendfachen Centnergewicht auf deine ſtolze Seele fallen wird. Dieſer allwiſſende Gott, den du Thor und Böſewicht mitten aus ſeiner Schöpfung zernichteſt, braucht ſich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er iſt eben ſo groß in deinen Tyranneien, als irgend in einem Lächeln der ſiegenden Tugend.

Franz.

Ungemein gut, Pfaffe! So gefällſ
mir.

Moſer.

Ich ſtehe hier in den Angelegenheiten
größeren Herrn, und rede mit einem,
Wurm iſt wie ich, dem ich nicht gefallen
Freilich müßt' ich Wunder thun können,
ich deiner halsſtarrigen Bosheit das Geſtä
abzwingen könnte, — aber wenn deine
zeugung ſo feſt iſt, warum ließeſt du mi
ſen? Sage mir doch, warum ließeſt d
in der Mitternacht rufen?

Franz.

Weil ich lange Weile hab und ebe
Schachbret keinen Geſchmack finde. Ic
mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffe

um zu beißen. Mit dem leeren Schrecken wirſt du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiß wohl, daß derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen iſt, aber er wird garſtig betrogen. Ich hab's immer geleſen, daß unſer Weſen nichts iſt, als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geiſt und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bei ſeiner Zerſtörung? nicht bei ſeiner Fäulung verdampfen? Laß einen Waſſertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plötzliche Pauſe, die zunächſt an das Nichtſein gränzt, und ihre Fortdauer iſt der Tod. Empfindung iſt Schwingung einiger Saiten, und das zerſchlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine ſieben Schlöſſer ſchleifen laſſe, wenn ich dieſe Venus zerſchlage, ſo iſt's Symetrie und Schönheit geweſen. Siehe da! das iſt eure unſterbliche Seele!

Moſer.

Das iſt die Philoſophie eurer Verzweiflung.

Aber euer eigenes Herz, das bei dieſen Beweiſen ängſtlich bebend wider eure Rippen ſchlägt, ſtraft euch Lügen. Dieſe Spinnweben von Syſtemen zerreiſt das einzige Wort: du mußt ſterben! — Ich fordre euch auf, das ſoll die Probe ſein, wenn ihr im Tode annoch feſte ſteht, wenn euch eure Grundſätze auch da nicht im Stiche laſſen, ſo ſollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeſte Schauder anwandelt, weh euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz.

(verwirrt) Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moſer.

Ich habe wohl mehr ſolche Elende geſeh'n, die bis hieher der Wahrheit Rieſentrotz boten, aber im Tode ſelbſt flattert die Täuſchung dahin. Ich will an eurem Bette ſteh'n, wenn ihr ſterbet — ich möchte ſo gar gern einen Tyrannen ſehen dahin fahren — ich will dabei ſteh'n, und euch ſtarr ins Auge faſſen, wenn der Arzt eure kalte naſſe Hand ergreift, und den verlohren ſchleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufſchaut, und mit jenem ſchrecklichen Achſelzukken zu euch ſpricht: menſchliche Hülfe iſt umſonſt! Hütet euch dann, o hütet euch ja, daß ihr da ausſeh't, wie Richard und Nero!

Franz.

Nein! nein!

Moſer.

Auch dieſes Nein wird dann zu einem heulenden Ja — ein inneres Tribunal, das ihr nimmermehr durch ſkeptiſche Grübeleien beſtehen könnt, wird itzo erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen ſein, wie des Lebendigbegrabenen im Bauche des Kirchhof's; es wird ein Unwille ſein, wie des Selbſtmörders, wenn er den tödlichen Streich ſchon gethan hat und bereut: es wird ein Bliz ſein, der die Mitternacht eures Lebens zumal überflammt; es wird ein Blick ſein, und wenn ihr da noch feſte ſteh't, ſo ſollt ihr gewonnen haben!

Franz.

(unruhig im Zimmer auf- und abgehend) Pfaffengewäſche, Pfaffengewäſche!

Moſer.

Jezt zum erſtenmal werden die Schwerdter einer Ewigkeit durch eure Seele ſchneiden, und jezt zum erſtenmal zu ſpät. — Der Gedanke. Gott wekt einen fürchterlichen Nachbar auf, ſein Name heiſt — Richter! Sehet Moor, ihr habt das Leben von Tauſenden an der Spize eures Fingers, und von dieſen Tauſenden habt ihr neun Hundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römiſche

Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun glaubt ihr wohl, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Menſch in ſeiner Welt wie ein Wütherich hauſe, und das Oberſte zu unterſt kehre? Glaubt ihr wohl, dieſe neun Hundert neun und neunzig ſeyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures ſataniſchen Spieles da? O glaubt das nicht! er wird jede Minute, die ihr ihnen getödtet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen verſperret habt, von euch fordern dereinſt, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, ſo ſollt ihr gewonnen haben.

Franz.

Nichts mehr, kein Wort mehr! willſt du, daß ich deinen ſchwarzlebrigen Grillen zu Gebote ſteh'?

Moſer.

Sehet zu, das Schickſal der Menſchen ſtehet unter ſich in fürchterlich ſchönem Gleichgewicht. Die Waagſchaale dieſes Lebens ſinkend wird hochſteigen in jenem, ſteigend in dieſem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph, was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz.

(wild auf ihn losgehend) Daß dich der Donner ſtumm mache, Lügengeiſt, du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen!

Moſer.

Fühlt ihr die Laſt der Wahrheit ſo früh? Ich habe ja noch nichts von Beweiſen geſagt. Laßt mich nur erſt zu den Beweiſen ---

Franz.

Schweig, geh in die Hölle mit deinen Beweiſen! Zernichtet wird die Seele, ſag ich dir, und du ſollſt mir nicht darauf antworten!

Moſer.

Darum winſeln auch die Geiſter des Abgrundes, aber der im Himmel ſchüttelt das Haupt. Meint ihr dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, ſo iſt er da! Und bettetet ihr euch in der Hölle, ſo iſt er wieder da! Und ſprächet ihr zu der Nacht: verhülle mich! und zu der Finſterniß: birg mich! ſo muß die Finſterniß leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unſterblicher Geiſt ſträubt ſich unter dem Worte und ſiegt über den blinden Gedanken.

Franz.

Ich will aber nicht unſterblich ſein — ſei es wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sag mir, was iſt die größte Sünde, und die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer.

Ich kenne nur zwei. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnden ſie Menſchen nicht.

Franz.

Dieſe zwei? —

Moſer.

(ſehr bedeutend) Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere --- Was macht euch auf einmal ſo bleich?

Franz.

Was Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir das geſagt?

Moſer.

Wehe dem, der ſie beide auf dem Herzen hat! Ihm wäre beſſer, daß er nie geboren wäre! Aber ſeid ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz.

Ha! --- was, du kennſt keine drüber? Beſinne dich nochmals --- Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laut deines Mundes --- keine einzige drüber?

Moſer.

Keine einzige drüber.

Franz.

(fällt in einen Stuhl) Zernichtung! Zernichtung!

Moſer.

Freut euch, freut euch doch! preißt euch doch glücklich! — Bei allen euren Greueln ſeid ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Fluch, der euch trift, iſt gegen den, der auf dieſen lauert, ein Geſang der Liebe — die Vergeltung —

Franz.

(aufgeſprungen) Geh in tauſend Grüfte, du

Eule! wer hieß dich hieher kommen? Geh, ſag' ich, oder ich ſtoß' dich durch und durch!

Moſer.

Kann das Pfaffengewäſche ſo einen Philoſophen in Harniſch jagen? Blaſ't es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! (geht ab)

Alles das hier angeführte aus den Räubern bekömmt man auf keiner Bühne mehr zu ſehen, und es iſt doch das ſchönſte mit, als Gedicht genommen.

Fiesko, und Kabale und Liebe arbeitete Schiller in Manheim. Erſteres wurde mit großem Pomp daſelbſt aufgeführt. Ueberhaupt war damals das Manheimer Theater eins der beſſeren, und erfreute ſich beſonders eines vorzüglich männlichen Perſonals. Iffland, Beil und Böck konnte man drei Dichter nennen. Das weibliche Perſonale war nicht in der Vollkommenheit da. Die Gründe davon wollten viele in dem zu guten männlichen ſuchen, die jenes nicht gern ſo glänzend um ſich wiſſen wollten.

Indeſſen, wer kann eine ſolche Behauptung wagen? Daß es nicht an Kabale bei Theatern fehlt, iſt gewiß genug. Sicher, daß Kabale und Liebe in Frankfurt mehr Senſation machte, als dort.

Hingegen Fiesko mußte in Manheim gewinnen.

Doch das gehört nicht hierher.

Der Beurtheiler jenes Journals ſagt: Es ſei auffallend die Mäßigung in dieſen Stücken ſichtbar, zu der der Dichter ſich verdammte, gleichſam im Schreck vor ſeiner eignen gigantiſchen Kraft. Das heißt doch recht mit Worten ſpielen.

Ich mögte wiſſen, wo in dieſen Stücken eine Mäßigung läge, zu der er ſich verdammt hätte? Der Verfaſſer jenes Aufſatzes, der ſich vielleicht an gigantiſcher Kraft Schillern gleich dünkt, ſage doch, wo noch etwas gigantiſches hingekonnt hätte, ohne gezwungen zu erſcheinen, ſo wie in den Räubern nichts gigantiſches iſt, was nicht dahin gehört.

Es iſt ja eben das Große bei Schillern, daß er das gigantiſche und minder gigantiſche in ſeinen Planen zu faſſen wußte.

Ich mögte eine Stelle in beiden Stücken ſehen, die kalt und gezirkelt wäre, und das müßte ſie doch ſein, wenn er vor ſich ſelbſt erſchrocken wäre.

Doch mögte ich wohl ſagen, Ferdinands Mißtrauen gegen Louiſen, ſei ein Hauptfehler des Stücks. Es läßt ſich kaum denken. Aber auch Ideale haben ihre Schwachheiten.

Ehe wir aber in den Theatraliſchen Arbeiten weiter gehen, wollen wir zur Abwechſelung, und beſonders um dem Leitfaden ſeiner nachherigen gewiſſermaßen eignen Verwandlung treu zu bleiben, auf einige ſeiner ältern Gedichte den Leſer aufmerkſam machen, die in der Anthologie, oder den Blüthen in Sibirien, unter dem Deutwort: Tobelskov, herauskamen.

Ich gebe hier: die Peſt, eine Phantaſie, das Monument Moors des Räubers, und eine Morgenphantaſie zum Beſten.

Der Werth der Schillerſchen Muſe läßt ſich hier nicht verkennen.

Die Peſt

eine Phantaſie.

Gräßlich preiſen Gottes Kraft
Peſtilenzen würgende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durchs öde Thal der Grabnacht ſchleichen.

Bang ergreifts das klopfende Herz,
Gichtriſch zuckt die ſtarre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnſinn in das Angſtgeſtöhne,
In heulende Triller ergeußt ſich der Schmerz.

Raſerei wälzt tobend ſich im Bette —
Gift'ger Nebel wallt um ausgeſtorbene Städte

Menſchen — hager — hohl und bleich —
Wimmeln in das finſtre Reich.

Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft ſich Schaare in geſtopften Grüften,
Peſtilenz ſein Jubelfeſt.
[illegible] den ſchweigen — Kirchhofſtille
Wechſeln mit den Luſtgebrülle,
Schrecklich preiſet Gott die Peſt.

Monument

Moor's des Räubers.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabner *Verſtoß* der Mutter Natur!
Durch wolkichte Nacht ein prächtiger Bliz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!

Zagen die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Mohre --- verſtieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegen über
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe der Ewigkeit übergiebt dich die Schande.
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich rächt — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe

Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — Freue dich! Freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalie!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit den Genies gefährlichem Aetherſtrahl
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meiſters
Erd und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammts am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phäëton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?

War wie du glühenden thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmlischen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Mooren den Räuber findeſt du nicht —
Steh und lächle nicht Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Morgenphantaſie.

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpuriſch zuckt durch düſtre Tannenritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch,

In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenſpitzen,
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Auroras Umarmungen glüht.

Sei Licht mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen im perlenden Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken
dampfen,
Laut wiehern, und ſchnauben und knirſchen und
ſtampfen.
Die Roſſe, die Farren,
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld,
Säuſ'le nieder Abendroth und Flöte

Sanft in Schlummer die erſtorb'ne Welt.
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth, umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

So ſchön die hier angeführten Gedichte auch ſind, ſo trägt doch das hier folgende: Die ſchlimmen Monarchen, meinen Gefühlen nach den Preis von allen.

Schiller hat es in ſeinen nachherigen Sammlungen ganz verbannt, und es muß und ſoll ein bleibendes Denkmahl der Denkungsart des Jünglings ſein.

Bei dieſer Gelegenheit kann man es ſagen, daß er dieſe ſeine Geſinnungen von Freiheit des Menſchen nicht im unrechten Sinn, aber doch in dem ſchönen, was ſie hatten, veränderte.

Alles, was der Leſer noch von ſeinen ältern Produkten kennt, und was er nachher in den neuen Ausgaben ſeiner Gedichte verändert hatte, zeigt, daß er ſchwach genug war, dieſen ſeinen Grundſätzen wenigſtens quoad externum nicht treu zu bleiben. Sein Geiſt zwang ſich in Feſſeln, ſonſt hätte er ſelbſt in ſeinem ſchönen Liede: An die Freude! nicht Abänderungen gemacht, die das ſchöne Bild ſchwächen.

O wer ihn da geſehen hätte, wie er dieſes Gedicht an die Freude entworfen und gebildet, der hätte geſchworen, nie — nimmer könnte er ſchöne hohe Gedanken aus demſelben herauslaen.

Damals wie Schiller dieſes Gedicht machte, lebte er der Freude, da war er in einem Zirkel von guten, ſehr guten Menſchen, die er liebte, und die ihn wieder liebten.

Damals, damals hatte die Liebe, o eine ſüße Liebe zu einem ſchönen Geſchöpfe, ihn umſchlungen, und Liebe und Freundſchaft muſten ja wohl zuſammen Freude entſtehen laſſen können. Ich kann und will nicht behaupten, ob der Genius der Liebe, der damals über Schillern ſchwebte, zum erſtenmale ſeinen Fittig über ihn wehen lies.

Aber daß Schiller damals heiß, ſehr heiß liebte, iſt ſicher.

Wäre der damalige Gegenſtand ſeiner Liebe ſo harmoniſch im Verhältniß zu ihm geweſen, wie ſeine Liebe zu ihm ganz Harmonie war, Schiller wäre ein glücklicher Menſch geworden.

Aber wir ſprechen von der Aenderung ſeines Sinnes, und gehen von der Liebe zu — — — ab. Dieſe haben hernach manche gar nicht bemerken wollen. Manche haben ſie auf Rechnung ſeiner erſten Erziehung, der Subordination in derſelben rechnen wollen. Von allem dem nichts.

Noch wie Schiller in Dresden lebte, frei, ſein eigner Herr war, hatte er die nämlichen Geſinnungen über Freiheit, beſonders Geiſtesfreiheit. Wer ihn damals gekannt, hätte nimmermehr gedacht, daß Schiller ein Wort, was er einmal geſchrieben, ganz verwerfen könnte. Alſo lags da nicht in ihm.

Aber was hat es gemacht? Die Verhältniſſe in die er kam. Selbſt der Dresdner geſellſchaftliche Ton iſt etwas gezwungen, iſt zirkelartig. Das verdarb ihn zuerſt, das machte ihn konfus. Blöde war er wirklich von Natur etwas, und um ihn recht herzlich zu ſehen, mußte man ſehr vertraut mit ihm ſein.

Damals war Huber ſein Intimus, und Huber war auch ſchon etwas gekniffen. Das gab Schillern alles einen Plie, der immer fortwucherte. Die Gegenſtände der franzöſiſchen Revolution kamen hernach dazu. Ein Druckſyſtem erſchien von allen Seiten. Schiller wurde an Höfen bekannt, und ſo wurde nach und nach ſein eignes Syſtem zu einem fremden Syſteme.

Ich will nicht ſagen in ſeiner Seele, aber doch in ſeinen Handlungen und ſelbſt in ſeinen Schriften. Daß er noch Stunden der Wallung hatte, wo das ganze große Genialiſche ſich zeigte, kann man nicht leugnen. Man ſieht es in ſo vielen einzelnen Zügen ſeiner nachherigen Arbeiten. Aber da war denn alles gezügelt. Da mögte allenfals das — ſich ſelbſt zur Mäßigung verdammen --- eingetreten ſein, aber bei Kabale und Liebe nicht, bei Fiesko nicht. Auch ſein Carlos, wie wir in der Folge ſehen werden, gehörte auch nicht dahin.

Doch zweifle ich, ob er nicht vieles darin ſchon umgeändert, denn er mußte Akte davon großen Herren vorleſen.

Ich will nicht ſagen, daß Schillers nachherige Werke nicht den Beifall aller Kenner verdienten, nicht, daß ſie nicht kunſtmäßig geſchrieben, nicht, daß ſie nicht vor dem Richterſtuhl der ſtrengen Kritik weit beſſer beſtehen, als ſeine erſten Arbeiten; aber der Stempel des Genies, der die erſten auszeichnet, iſt hier nicht, wenn auch der Stempel der Richtigkeit und der Stempel des Fleißes dabei ſind.

Und dann das Idealiſche — das Originelle.

Zu Maria Stuart, zur Jungfrau von Orleans, zu Wallenſtein, da ſaß ihm Geſchichte oder Vorarbeitung, und es kam nicht alles aus ihm.

Wenn ich noch etwas als ein genialiſch geſtempeltes anſehen mögte, ſo wär es die Braut von Meſſina. Hierzu glaube ich nicht, daß ihm etwas geriſſen hat. Das Gemälde iſt aus ihm gekommen.

Und wie ſchön iſt es auch nicht? Ich kann mir ihn ganz in ſeiner Ekſtaſe denken. Ich ſehe ihn, wie er ſich bei den feindlichen Brüdern gefreut hat, wie er ſich bei Carlos freute, wenn die Nacht eine Scene hervorgebracht hatte, und er ſie am Morgen vorlas.

Aber nun leſe man dieſe folgende Dichtung, dieſe ſchlimmen Monarchen, wie ſich der Gedanke am Gedanken anklammert.

Ein Foliant ſaß in Schillern, als er dieſes ſchrieb, aber es ſind nur die kleinen Quinteſſenzen, die wir hier ſehen.

Es iſt, wie der Geiſt eines gefrornen Faſſes, ſchön gar und vor ſich edlen Weines.

Man leſe und urtheile.

Die ſchlimmen Monarchen.

Euren Preis erklimme meine Leyer —
Erdengötter — die der ſüßen Feyer
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Größe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn von Jubelruf empor getragen
Euer Wagen durch den Wahlplatz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Soll vielleicht, im Schimmer goldner Reifen,
Götter, euch die kühne Hymne greifen,
Wo in myſtiſch Dunkel eingemummt
Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt
Bis — das Grab verſtummt?

Sing' ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —
Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt
Weht der goldne Schlummer um den Mohren
Der den Schatz bewacht an des Pallaſtes Thoren,
Und — ihn nicht begehrt.

Zeig o Muſe, wie mit Ruderſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
Die gelöſchten Blitze freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaſte mit dem Zauberſpiegel,
Hekate, des Orcus [illegible] Riegel!
Horch! die Flügel donnern jach zurück!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluſt die ſtarren Locken aufwärts kräuſelt,
Sing' ich — Fürſtenglück. --- ---

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
Hier — wo eurer Größe Fluth ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Sauerarmen
Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todenkaſten
Eurer Kronen, der umperlten Laſten,
Eurer Szepter undankbare Pracht.
Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit den Leib beſoldet,
Dem --- die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! --- wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten ---
Dulden ſie des Unholts ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr ſtörrige Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfünd'gen Schlummer,
Siegespauken trommeln aus der Schlacht,
Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
Könige erwacht!

Siebenſchläfer! --- O ſo hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendrörigt knallt das Jagdenfeu'r.
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r!

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Neunfach durch die heulenden Gewölber
Spotte mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düßeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —
Und ihr fodert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Metze Glück in eure Taſche
Eine — Welt geſteckt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen den Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabenen Stümper
Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiſeren Gedanken,
Würden — überwänden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
Lernt doch, daß die euren zu entfalten,
Blicke, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von den Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze, —
Doch wie anders klingt ſie über jener Gränze,
Wo die Wage rollt!

Denken auch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des groſen-Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande!
Wühlet aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der
Rache
Fürſtenherzen kalt.

Schiller als Geſellſchafter.

Schillers Umgang war reizend. Es hielt ſchwer, ehe er vertraut wurde, aber wenn er es einmal war, ſo war auch Genuß bei ihm.

Er verſagte in einem Zirkel keine Freude. Er nahm Theil an allem. Gern machte er ein Spielchen, aber es durfte keine Parthie ſein, die die Zungen band.

Er liebte die Natur. Ein Spatziergang im Freien mit einem Gegenſtande, beſonders mit einem Frauenzimmer, das nicht ohne Geiſt war, war ihm ein reizendes Vergnügen.

Er hatte wirklich zuweilen etwas trübes, und kam auch wohl, wenn er noch nicht wußte, wer mit da war, trübe in eine Geſellſchaft. Allein der geringſte Wink, daß man ungenirt ſein würde, konnte ihn auch gleich in die froheſte Laune verſetzen.

Ich rede hier von den Jahren vor der Hofrathſchaft. Nachher habe ich ihn nicht perſönlich geſtehen, und die angegebnen Nachrichten von ihm widerſprachen ſich oft. Wer kann ſie als authentiſch annehmen. Zu vermuthen iſt wohl, daß er ſich etwas in die Etikette wird geworfen haben. Auch zeigt dies ſeine nachherige veränderte Denkungsart.

Gewiß verdienen einige Strophen von einem Gelegenheitsgedichte, welches er in jüngern

Jahren auf den Generalmajor und Veſtungskommendanten von Riegers Tod verfertigte, der Ewigkeit aufbewahrt zu werden.

Nicht, um Erdengötter fein zu kriechen
Fürſtengunſt mit Unterthanenflüchen
zu erwuchern, war dein Trachten nie,
Leidende beim Fürſten zu vertreten
Für die Unſchuld an dem Thron zu beten
war dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht — die lächerlichen Flitter
Fallen ab am Tage des Gerichts
Fallen ab, wie Blätter im Gewitter
Und der Pomp iſt — Nichts.

Der redende Tod.

Erdengötter! Glaubt ihr ungerochen
mit der Größe kindiſch kleinem Stolz

(alles faßt der ſchmale Raum von Holz)
Gegen mich zu pochen?
Hilft euch des Monarchen Gunſt
Die oft nur am Ritterſterne funkelt,
Hilft des Höflings Schlangenkunſt
Wenn ſich brechend euer Aug verdunkelt?

So dachte und ſprach Schiller in jenen Jahren, ſo dachte und ſprach er noch, da er ſeinen Carlos ſchrieb. Geſprochen wie wir gehört haben, hat er ferner nicht ſo, gedacht — vielleicht — aber was kann der Einzelne gegen den Druck?

Nachfolgendes.

Trozt ihr mir mit euren ſtolzen Ahnen,
Daß von Euch — zwei Tropfen Blut
in den Adern aller Helden rannen?

Pocht ihr auf geerbtes Gut?
Wenn der Richter in dem Schuldbuch blättert
Fragt er, ob der große Todte hier
Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
Fragt man dort, wie man ihn hier vergöttert?
Richtet Gott — wie wir?

Schillers Urtheil

über Tieks Minnelieder.

Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen ſollten, einen Allmanach für Liebe und Freundſchaft heraus zu geden, ſo läßt ſich zehn gegen eins wetten, er würde ohngefähr eben ſo beſchaffen ſein. Welch eine Armuth von Ideen, die dieſen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen; ganz Recht! Das ſind ohngefähr die Gegenſtände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben!

Und die Blumen, die düften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenſchein ſitzt und ſingt, und der Frühling, der kömmt, und der Winter, der geht, und nichts was da bleibt — als die Langeweile.

Fernere Theatralia.

Dom Carlos, Maria Stuart, die Braut von Meſſina, Makbeth, die Jungfrau von Orleans ſind lauter Stücke, die wegen ihres Pomps auf der Bühne große Wirkung hervorgebracht haben.

Wallenſtein ſchickt ſich minder für die Bühne. Es iſt ein ſchönes Gedicht, aber die Scenen mit der Tekla, die den meiſten Effekt machen, ſollten auf eine andre Art behandelt, und ſo eine Tekla von Thurn auf die Bühne gebracht werden. — Es wäre ein Wagſtück, aber ſollte Schillers Geiſt es übel nehmen?

*,

Den Carlos hat Schiller für die Dresdner Bühne proſaiſch bearbeitet, ſo wie er nun vom Herrn Doktor Albrecht in der Vollmerſchen Buchhandlung in Hamburg herausgegeben iſt.

Er wollte anfangs, daß Madam Sophie Albrecht, die Königin ſpielen ſollte, als dieſe ihm aber vorſtellte, daß Madame Koch eine weit beſſere Figur zur Königin lieferte, gab er nach, und ſie ſpielte die Eboli.

Man kennt Madame Albrechts natürliche nicht gekünſtelte Deklamation, und es war gewiß ſchmeichelhaft für ſie, daß Schiller ſagte: Ach! könnte ich doch nur alle Worte der Königin mit in ihre Rolle legen.

[*] Die Authenticität dieſer proſaiſchen Bearbeitung hat man bezweifeln wollen, aber ſie iſt richtig.

Schillers Liebe, er als Vater und Gatte.

Wer eigentlich Schillers erſte Liebe davon getragen, das heißt, auf welchen Gegenſtand ſich der erſte Keim dieſes in ihm gewiß hohen und vortreflichen Gefühls übertragen, kann wohl niemand beſtimmen, denn er war mit dieſen ſeinen Empfindungen äußerſt geheimnißvoll.

Seine Würde der Frauen mag ein Beweiß ſein, wie er dieſe ſchätzte, und daß eine ſolche Hochachtung auch Gefühle für ſie vorausſetzet, iſt wohl ohnſtreitig.

Daß Schiller ſchon in ſeinen frühern Jahren, ſobald er dazu frei genug war, ſich an weibliche Weſen ketten konnte, iſt gewiß. Daß aber in dieſen Zeiten ſeines hohen idealiſchen Schwunges immer mehr er den Geiſt als den Körper bewunderte, davon konnte man Beweiſe in jeder Geſellſchaft ſehen, in welcher er ſich befand.

In Leipzig lernte er ein paar Frauenzimmer kennen, deren Geiſt ihn ſehr feſſelte, zwei Schweſtern, die ihm ſehr werth wurden, und da die eine nachher nach Dresden verheurathet wurde, ſo zog ihn wirklich dieſe geiſtige Unterhaltung, die für ihn gleichſam Bedürfniß geworden war, mit dahin.

Enthuſiaſtiſch ſprach er immer von dieſem Hauſe, wo er mit vielem Vergnügen war, und welches damals, und ich glaube immer, ſich zu ſeinen vertrauteſten Anhänglichkeiten, zu ſeiner wichtigſten Geiſtesinnigkeit zählte.

In Dresden indeſſen überflügelte ihn auch der Gott der Liebe, der für die ſtrahlende Schönheit ſpricht, und er ſtand da, in einem Anſchauen verloren, welches mächtig auf ihn zurückwirkte. Ausgemacht war die Perſon, auf welche ſeine Leidenſchaft fiel, wohl die ſchönſte, damals in Dresden exiſtirende Schönheit, und welche ſeiner in ſeinen Schriften gemalten und geſchilderten Damen er ſich nun auch darunter vorſtellen mogte, genug ſie empfieng und oft knieend, alle die Huldigungen, die irgend einer ſeiner verliebten Männer dem Gegenſtande ſeines Herzens verſagen kann.

Schillers Augen brannten, wenn er ſie ſahe, und man ſahe ihn in dieſer Zeit oft in einer Begeiſterung, die man vorher nicht an ihn bemerkte.

Zu bemerken, daß es gerade der Zeitpunkt war, in welchen er ſeinen Carlos arbeitete, und wer weiß, welches Bild zu ſeiner Eboli geſeſſen, denn gerade ihr üppiger ſchöner Körperbau ſah einer Eboli ſo ähnlich, und keiner der ſtolzeſten Fürſten, der je Schönheit zu ſeinem Abgott machte, hätte ſich geſchämt, ihr ſeine Flamme anzutragen.

Daß Liebe Schwachheit erzeugt, iſt ja lange bekannt. Soll der idealiſche hohe Schiller davon eine Ausnahme ſein?

Wirklich kamen manche Schwachheiten hier mit vor, und man behauptete mit ziemlicher Gewißheit, daß [illegible], was Carlos einbrachte, und das war nicht wenig, dem Altare der Liebe wäre geopfert worden.

Schöner malt ihn kein Oeſer in Farben, und in Gedanken
hatte die Phantaſie Schillers ihn nie ſo gemalt,
Darum entwarf er das Bild einer Eboli, um ſie zu preiſen
und als Eboli ſteht, lebhaft ſie vor mir da.

In wie weit das Herz gelitten, als ſie ſich hernach trennen, und die blendende Schönheit einen weiten Weg zu ihrer Vermählung antreten muſte, das würden uns vielleicht Aufſätze von ihm ſagen können, wenn er ſie nicht ſelbſt etwa vernichtet hat.

Denn Schiller vermählte ſich nachher mit einer liebenswürdigen Gattin, und wurde Vater verſchiedener Kinder.

Als Gatte und Vater hat er einen allgemein ausgebreiteten guten Ruf erreicht.

Einiges aus Schillers Kindheit.

Als Kind hat Schiller einmal eine Piſtole losgeſchoſſen, wie er weder dieſes Inſtrument noch die Wirkung deſſelben kannte. Wie der Vater hinzulief, ihn ſtrafte, und dem erſtaunten Knaben ſagte, daß er ſich hätte todtſchießen können, antwortete er: Da wäre ich gewiß ruhig geweſen.

Einſt war er bei einem Gewitter fortgelaufen, und man ſuchte ihn ſehr lange vergebens.

Endlich fand man ihn auf einem Felde, und er entſchuldigte ſich damit, daß er doch habe ſehen müſſen, woher das viele Feuer käme. Er wollte ſich gern eine Idee vom Blitze machen.

Als achtjähriger Knabe kam er einmal in eine ſchöne Gegend. Er hatte einen kleinen

Freund bei ſich. Sie waren ganz verlohren in die Schönheiten der Natur, und der Knabe Schiller rief aus: Ach nehmet mir alles, nur das ſüße Gefühl nicht, was ich in dieſem Augenblicke empfinde.

Anekdoten.

Ein angeſehener Mann hatte ſich ein Stammbuch, und zwar weil er ein Freund der Kunſt war, in groß Folio machen laſſen; der Grund war, damit wenn jemand ihn mit ſchönen Zeichnungen überraſchen wollte, ſie darin Platz finden mögten.

Da aber doch die Dichtkunſt auch eine Kunſt iſt, und ſie ſich nicht füglich von den andern Künſten ganz abſondern ließ, ſo hatten unter andern mechaniſchen Künſtlern auch Dichter darin ihren Platz gefunden: Schillern ward es auch präſentirt, und er ſchrieb folgendes:

Die Weisheit wohnt ſonſt nur auf großen Foliobogen
Der Freundſchaft war ein Taſchenbuch beſtimmt
Jetzt da die Wiſſenſchaft ins Kleine ſich gezogen
und leicht, wie Kork, in Allmanachen ſchwimmt.
Haſt du, ein hochbeherzter Mann
Dies ungeheure Haus, den Freunden aufgethan.
Wie! fürchteſt du denn nicht, ich muß dich ernſtlich fragen
An ſo viel Freunden allzuſchwer zu tragen?

Wie Schiller ſich, um Medizin zu ſtudieren, auf der Akademie in Stuttgard aufhielt, hatte er einen Mitſchüler, der ein außerordentlicher Eſſer war.

Dieſer bat ihn, ſich in ſein Stammbuch zu ſchreiben, und er ſchrieb folgendes:

Wenn du gegeſſen und getrunken haſt, und Notabene — ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn deinen Gott loben.

Auch die Todten ſollen leben — ſang Schiller. Schwerlich iſt er mit den Worten geſtorben: in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.

So lautet ein Bonmot in dem Freimüthigen.

Warum, das ſehe ich nicht ein. Glaubt man, daß Schiller glaubte, die Todten lebten nicht, weil er ſingt: Sie ſollen leben!

Der Verfaſſer muß kein Student geweſen ſein, die ja alles Lebendige hoch leben laſſen. Schiller kannte dieſes, und ließ deswegen die in ſeinem Sinne gewiß lebenden Todten hochleben beim Pokal der Freude.

Als eine Schauſpielerin in Schillers Kabale und Liebe die Ladi Milford äußerſt gemein

ſpielte, und in keinem Zuge, weder d
Stolz der Brittin, noch die Würde der edl
Maitreſſe ſehen ließ, frug einer im Parter
ſeinen Nachbar: Mein Herr, können ſie m
nicht ſagen, wo die Dame dienet, die hi
die Ladi Milford radebrecht.

Ein Franzoſe, der der deutſchen Sprac
mächtig genug war, um alle Schönheiten d
Schillerſchen Dichtkunſt zu verſtehen, hatte ei
Nacht, bei einer Schauſpielerin zugebracht, d
ſchön und nicht unerbittlich war.

Den andern Tag ſpielte ſie die Jungfra
von Orleans mit einem Feuer, mit ein

Grazie, mit einer Wahrheit, die nichts zu wünſchen übrig ließ.

Ma foi, ſagte er zu einem ſeiner vertrauten Freunde, cette Actrice a trouvé le Secret, de reconcilier les Pucelles de Voltaire et de Schiller.

Dieſe Schauſpielerin hat den ſchweren Knoten gelöſet, Voltairs und Schillers Jungfrauen mit einander auszuſöhnen.

In den Räubern, die auf einem Geſellſchaftstheater gegeben wurden, ſaß der jetzige

Fürſt Primas in einer Loge, wo mehrere Damen ſich befanden. Der Mond, der den Räubern leuchten ſollte, war herzlich ſchlecht.

Der Fürſt beklagte ſich darüber, und ſcherzte, daß man den Mond ihnen entzogen hatte.

Kurz darauf machte einer der gelagerten Räuber ein ſehr unangenehmes und indegentes Geräuſch, ſo, daß ſogar die Naſen der Loge, die dicht am Theater war, dadurch beleidigt wurden.

Jetzt hub eine Dame an, extemporiren ſie das, was ſie uns durch den Mond entzogen.

Herder hatte auf eine Reiſebeſchreibung eines armen Teufels zwei Laubthaler pränumerirt. Schiller, dem immer das Glück nicht die Vorderſeite zugekehrt, fand bald einen Grund von einer ſo beſchwerlichen Kontribution, wo nicht zu befreien, doch ſie zu erleichtern.

Er ſagte dem Verfaſſer, der ſie auf Velinpapier angekündigt, daß er kein Freund vom Velinpapier ſey, und unterſchrieb auf eine Ausgabe auf Druckpapier, wie ſeine Jungfrau von Orleans gedruckt ſei, einen Gulden.

Herder lachte, als er dies erfuhr, und ſagte: Er werde nun auch ein Feind vom Velinpapier werden.

* * *

Das war zu einer Zeit, wo man noch pränumerirte. Ubi sunt?

Was in Nro. 109 des Freimüthigen von 1806 von dem Studenten in Naſſau, als Schillers erſtem Verſuche in der Tragödie geſagt wird, iſt zwar in ſo weit richtig, allein auch richtig, daß er verſchiedene Ideen davon wirklich in den Räubern benuzte, und die ganze Kataſtrophe dieſes vortreflichen Schauſpiels nicht auf Idee allein, ſondern auf viele wahre Verwickelungen beruhete.

In der Braut von Meſſina konnte Herder die Art, wie der Chor von Vielen zugleich deklamirt wird, nicht mit ſeinem äſthetiſchen Gefühl reimen. Er nannte die Wirkung derſelben ſtatt pathetiſch, pathologiſch, das heiſt, ſie machten ihm Empfindung von Krankheitsübel. Er ſchlug daher einmal in einer Geſellſchaft, Meſſianiſche Reime vor, und brachte unter andern einen:

Denn die Dichtkunſt wohnet überall
wo der Reim nicht hinkommt, mit
ſeinem Schall.

Das war etwas bitter, aber alle deklamirten es chorartig mit.

Das ſind die großen Geiſter unter ſich.

In der Reeperbahn zwiſchen Hamburg und Altona gingen zwei Freunde und ſprachen über den äſthetiſchen Werth der Schilleriſchen Schriften.

Zwei Juden, die hinter ihnen gingen, horchten, konnten aber nur das Wort äſthetiſch wegkriegen.

Mai, ſagte der Eine, wenn ich nur wiſſen ſollte, was äſthetiſch eigentlich wäre?

Was? ſagte der andre, das waßt du nit. Bei den Vornehmen, do hoben ſe anen Eßtiſch und anen Thetiſch. Oberſt bei uns, und den Armen, do hoben ſe nur anen Eßtheetiſch.

Als die Räuber einſt bei einem ſehr guten Theater aufgeführt, und die Rolle des Carl Moor von einem Durchreiſenden, der ſchon an mehrern Orten mit Glück geſpielt hatte, als Gaſtrolle erbeten wurde, wollte die Direktion ihm ſolche nicht abſchlagen.

Aber der Mann ſpielte ſo kalt und herzlos, daß einige der erſten Fühlenden aus der Verſammlung zu dem Direkteur traten, und im freundſchaftlichen Tone frugen: Wie er nur dieſem ſchönen Stücke und der ſchönen Aufführung eine ſolche Mißgeſtalt habe geben können.

Der Direkteur ſuchte ſich mit ſeiner Unbekanntheit und mit dem Rufe des Mannes zu entſchuldigen. Indem trat ein andrer zu ihnen, und ſagte:

Das haben ſie gut gemacht, Herr Direkteur, der Mann ſpielt vortreflich. Denn ein Rauberhauptmann muß ein geſetzter kalter Mann ſein, und darf nicht ſo in den Tag hinein bramarbaſſiren. Das geht nicht an.

Der Mann hatte doch aber ein Urtheil für ſich, wenn ſchon er der einzige war, dem der Schauſpieler nicht mißfiel.

Keiner der Umſtehenden hatte auch das Herz, ihm hierauf etwas zu antworten, denn ſie wußten nicht gleich, wie ſie den Grund widerlegen ſollten.

Der Direkteur ſagte nun: De gustibus non est disputandum.

Wäre Schiller Vielſchreiber geweſen, er hätte ſehr viel verdienen können. Er hatte mitunter den Bogen mit zwanzig Thaler bezahlt erhalten, aber Schillern wurde es auch ſchwerer einen Bogen zu ſchreiben, als Kotzebue zehn. Alſo immer, da Kotzebue ſeine Oekonomie in Anſehung ſeiner Produkte weit ausdehnte, konnte er nicht weniger verdienen, als Schiller, und da es ihm ſo leicht wurde, mußte er nothwendig reicher werden.

Schiller hätte mehr noch arbeiten können, aber ſeine Geſundheit war untergraben. Es griff ihn zu ſehr an.

———Z.

Schillers Schwachheit.

Daß Schiller die Xenien ſchrieb, nenne
Schwachheit, und es war gewiß auch
Schwachheit. Andre benutzten ihn mit d
vielleicht um ihn nicht frei zu wiſſen, und
einer fröhlichen Geſellſchaft ſehen wir ja
daß die größten Geiſter zu Schwachheiten hi
riſſen werden.

So mogten denn auch wohl die Xenien
worfen ſein, und wie man ein einmal gebo
Kind, worüber man, wie die Kritiker g
richtig ſagen, ſelbſt gelacht hat, nicht g
gleich wieder begraben will, ſondern gern ſi
daß auch andre darüber lachen, ſo mußten
dieſe Mißgeburten zur Welt kommen.

Ich bin indeſſen überzeugt, daß Schiller vieles darum gegeben, wenn ſie nicht zum Vorſchein gekommen wären, und weiß man denn, ob nicht der innere Verdruß über alles, was er deswegen leiden mußte, mit ein Nagel zu ſeinem Sarge geweſen? wie das Sprichwort ſagt.

Rüge der Xenien.

Daß man an großen Geiſtern immer kleinere ſich reiben ſieht, iſt etwas gewöhnliches. Solche Reibungen geben oft noch den größeren Geiſtern einen höhern Werth.

In einem kleinen Dingelchen von zwei Bogen, welches 1797 heraus kam, und den Titel führte: Gegengeſchenke an die Sudelköpfe in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gäſten, war auch Schillers Name mit aufgeſtellt.

Freilich iſt das Werkchen nicht ohne Witz und Laune, wie man aus den hier mitgetheilten Proben ſehen wird.

Es ſollte gegen die Xenien gehen, und gewiß die Xenien verdienten auch Zurechtweiſungen.

Der Herausgeber beſitzt ein Exemplar, wobei ein Ungenannter einige ſchriftliche Bemerkungen gemacht. So heiſt es zum Beiſpiel von Schillers Würde der Frauen:

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde und ſorge
für die Deine, mein Freund! Ihre bewahren ſie ſchon.

Bei dieſer Stelle hatte mein Unbekannter beigeſchrieben: Ungerecht!

Ich will nicht behaupten, daß ich nicht beim erſten Leſen dieſes Wort als wahr fühlte, und eine Ungerechtigkeit in dem Ausdrucke fand.

Allein nach reiferer Ueberlegung finde ich, daß der Dichter dieſes kleinen Gegengeſchenks es nicht ſo böſe gemeint hatte, obgleich der Witz beißend war.

Denn was ſoll dieſer Ausdruck anders heißen, als:

Du haſt die Würde der Frauen erhoben, die ſie, wenn ſie ſie haben, doch ſelbſt bewahren werden und bewahren müſſen. Denn nur im Innern des Weibes liegt ſeine Würde. Wenn das Weib ſie nicht ſelbſt bewahren will, ſo ſinkt ſie dahin. Daß er indeſſen dieſe Würde erhob, war gut, das iſt ja der Zweck der Dichtkunſt, und manches Weib könnte Schillers Gedicht wohl zu ihrer Würde zurückführen, wenn ſie ſtraucheln wollte.

Daß aber Schiller in dieſen zwei Zeilen für ſeine Würde ſorgen ſoll, meint der Verfaſſer ſehr gut, denn das heißt: Er ſoll keine Xenien mehr machen, weil das ſonſt ſeine

Würde verletzen könnte. So hätte auch mancher ſchwache Geiſt durch ſein Reiben an den großen wohl etwas Gutes hervorgebracht.

Da wir einmal bei dieſem Gegengeſchenke ſind, wollen wir das, was ohngefähr Schillern betrift, herausheben, denn ſeinem unſterblichen Nachruhm gereicht es nicht zur Schande, daß er Schwächen hatte.

Wer hat ſie nicht? Wer ſteht als vollkommen da?

Das Gegengeſchenk hat unter andern folgendes:

Die Schildwache am Parnaß.

Wer da? — Der Kärrner aus Jena. — Was
bringt er? — Xenien bringt er.

Ganz was neues vom Jahr. Herr Viſi
tor! beſchau's.

Der Viſitator.

Xenien nennt ihr das? — Das nennen
ſchlechte Gedanken,
Damit, armer Apoll, hat er dich oft ſch
bedient.

Apoll im Muſenallmanach blätter

Aber ſage mir, Schiller, was ſchimpfſt du de
ſo unbändig?
Nur noch ein Schritt und du wirſt Bardt
der eiſernen Stirn.

Schiller. (weinerlich)

Ja doch! die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben,
und was ich ſchreibe, iſt doch alles im neuſten Geſchmack,
Selbſt mein liebes Journal, was Cotta ſo treflich bezahlet
wird in der Bibliothek ſchöner Scienzen geſchimpft.

Apoll.

Aber wie kömmt das? Du haſt doch die Beſten im Volke geladen
Männer wie Engel und Schüz werden nur ſelten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt nichts, oder wenig geliefert,
Bruder Göthe und ich ſchreiben es meiſtens allein.

Apoll.

Bruder Göthe und du? Das macht die Sache begreiflich,
Euer neuſter Geſchmack mag wohl ſo koſcher nicht ſein.

Sollte in dieſen Bitterkeiten nicht manches Wahre liegen? Sollten die Herren zu einer gewiſſen Zeit ſich nicht zu einer Alleinherrſchaft in der Litteratur einen Traum gemalt haben, wie mancher Welt- und Meerbeherſcher in der politiſchen Welt? Und kann es ſchaden, wenn einem reiſſenden Strome auch manchmal ein Damm entgegengeſetzt wird?

Der Weihrauch benebelt ja, wenn er zu viel gegeben wird, und in der Benebelung thut man nicht allemal, was ſich mit dem geſunden Menſchenverſtande kombiniren läßt.

Allerliebſt iſt es, wenn die Xenien zu der Muſe ſagen!

Wir verſichern auf Ehre, wir ſind ſo witzig als möglich,
Denn es hat laut der Papa, als er uns machte, gelacht.

Die Herren und der Muſenallmanach.

Hier ſind Damen von Stand; da thun wir ſittſam; doch hinten
iſt ein Stübchen für uns, wo man vom Zwang ſich erholt.

Iſt es nicht hier paſſend geſprochen, das Urtheil über beide, ſo findet man nirgends etwas paſſendes. Man leſe, und beſtätige das Urtheil.

Und dann:

Uebereinſtimmung.

Theoretiſch beſtritten den Sansculotismus die Horen
was ſie lehrten, führt praktiſch der Allmanach aus.

Nicht gerecht und wirklich ungerecht behandelt man Schillern in folgenden Stanzen.

Die Geſchichte der Niederlande.

Alles weiß er, als hätt' er im Rathe der Fürſten geſeſſen,
viel zwar ſprach man und laut, aber du wareſt ja taub.
Leere Träume die Menge und abgeſchmackte Tiraden
hat uns ein kekker Phantaſt hier für Geſchichte verkauft.
Sieh doch, das Ding von Genie hat ſelbſt den Strada zitiret
Mach uns ſo etwas nicht weiß. Strada iſt für dich zu ſchwer.

Das heiſt nun jämmerlich um ſich gehauen. Schiller hatte gewiß hiſtoriſche Kenntniſſe, und wenn er auch in Styl und Wendung und eigner Gedankenform etwas von der Trockne der Geſchichtſchreiber abwich, ſo war er auch mit zwei Ausſichten beſchäftigt. Er wollte nicht bloß trockne Geſchichte, er wollte ein Buch aus der Wahrheit liefern, was zugleich angenehm zu leſen wäre.

Für folgende zwei Stanzen verdiente der Verfaſſer gezüchtigt zu werden.

Dom Carlos.

Als jüngſt Dom Carlos vernahm, wie ſcheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: Was ſchlachtet er denn, mich noch zum zweitenmal ab.

Schillers Tod.

Nicht leicht hat wohl der Tod eines Schriftſtellers ſo allgemeine Senſation gemacht, als Schillers Tod.

Es erſtreckte ſich dieſe Senſation auch nicht bloß auf die Bühnen, ſondern auf das ganze der Menſchen. Gewiß keiner hatte Schillern geſehen und geleſen, der ſich nicht Hoffnung gemacht hätte, noch mehr von ihm zu leſen, und nun war alle dieſe Hoffnung auf einmal verſchwunden. Dahin alle die Träume von den Vollkommenheiten, welche er noch in die

Geſchichten, in die Dichtkunſt, in die Muſen des Schauſpiels verweben ſollte.

Dahin, welches wohl das allertraurigſte war, war die Hoffnung ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, den Gatten und Vater noch lange und bis zur Vollendung der Erziehung der letztern zu beſitzen. Die Waiſen waren arm, ihn verloren zu haben, und auch Glücksgüter konnte er ihnen nicht hinterlaſſen.

Dies war auch wohl der Grund, warum mehrere auftraten, und für die Verſorgung der Familie des verewigten Dichters ſtimmten.

Da wurde denn vorgeſchlagen, daß jede Bühne ihm ein Todtenopfer bringen, und ſeinen Todestag mit einem Stücke von ihm feiern ſollte. Es geſchah. Die Bühnen von Wien, Hamburg, Berlin, Frankfurth, Breslau, Bremen, Lübeck und mehrere noch, brachten ein Todtenopfer und weihten die Einnahme der Familie.

Dieſe Opfer wurden in mancherlei Art gebracht, und es würde einen bald ernſthaften, bald poſſierlichen Blick geben, wenn man alles, was dabei vor und aufgefallen, wieder aufnehmen, und in ein Gemälde ſtellen wollte. Das wäre aber für dies eingeſchränkte Werkchen zum Gegenſtande zu weitläuftig.

Das Reſultat davon iſt noch nicht bekannt. Manche hatten viel, manche wenig eingenommen. In Hamburg war die Summe nach Verhältniß der ſonſtigen Einnahmen ſo klein, daß man noch eine Sammlung dazu machen wollte.

Ob ſie zu ſtande gekommen, und das Reſultat davon, iſt auch noch nicht bekannt.

Aber Schillers beſte Todtenfeier ruhet in dem Herzen ſo vieler, die den großen Dichter verehrten.

Die Urſache ſeines Todes ſoll eine Bruſtkrankheit geweſen ſein. Andre behaupten, eine bloße Entkräftung. Der Grund dazu ſoll in ſeinem nächtlichen Aufſitzen und angeſtrengten Arbeiten, ſchon zu der Zeit gelegt worden ſein, als er am Carlos ſchrieb.

Vielleicht, daß häusliche Umſtände auch dazu beitrugen, denn glücklich war ſein Loos nie.

Er kannte ſeinen Tod übrigens als Arzt ſelbſt vorausſehen, und hat dieſes auch wahrſcheinlich gethan, denn eigentliche Furcht vor dem Tode hat er nie gezeigt.

Indeſſen zu wiſſen, man muß von Gattin und Kindern ſo früh ſich trennen, iſt immer hart, und Schillers letzte Stunden können wohl eben nicht erquickend geweſen ſein, da er ſolche liebe Waiſen hinterließ.

Sein Nachlaß von Gedanken, die er zu Papiere gebracht, muß immer groß geweſen ſein, und es wäre zu wünſchen, daß auch nicht ein Blättchen davon verloren gehen mögte.

In den Herzen aller richtig fühlenden Menſchen wird ihm gewiß ein ewiges

Denkmal bleiben. Seine Schriften werden ſeinen Namen auf die ſpäteſten Zeiten bringen.

Der Geiſt, der in ihm war, erbebte nie!
die Höhe, die die Kraft in ihm erreichte,
gränzt an den Saum der höhern Gottheit an,
Von ihr — ihr ſelbſt erhielt er Licht und Sinn,
der Menſchen Herzen durchzuſchauen, jede Falte
ſich zu entwickeln, die Gedanken ihrer Tieſe
zu rathen — zu enthüllen was ſie einſt
geworden wären — mit ganz andern Kräften
wenn ſie ganz andre Wege eingeſchlagen.

Jetzt iſt er von der Erde abgerufen,
man braucht ihn dort — für hier hat er genug
geleiſtet — Sterne von ihm leuchten hier,
man kann ja ihrem Lichte folgen — ſich daraus
erſättigen — indeß er oben wirkt.

Kleine Schwärmer

über

die neueste deutsche Literatur.

Eine Xeniengabe für

1827.

Mit den Xenien des Schillerischen Musen-

Almanachs von 1797.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorerinnerung.

Der Verfasser nachfolgender Distichen ist eine jener muthwillig guten Seelen, die gewohnt sind, die Welt und ihre Verhältnisse, so lange es nur nicht bunt über geht, in einem freiwillig aufgetragenen Rosenlichte zu erblicken, dem Ernsten und Schweren seine würdige, dem Scherzhaften und Leichtgearteten seine heitere Seite mühelos abzugewinnen, über das

Unbequeme, Störende und Widerwärtige aber mit einer guten Gabe froher Laune sich hinwegzusetzen, oder, kommt es etwas hartnäckiger in den Weg, hinüber zu arbeiten.

Von Natur und durch das Glück nicht unvortheilhaft bedacht, frühzeitig erfüllt von Wiſsbegier und Lebenslust, hat derselbe sich geraume Zeit auf deutschen Universitäten und einige Jahre auf Reisen herumgetrieben, mit vaterländischer Literatur sich vorzugsweise und mit Vorliebe beschäftigt, ohne doch, bei unverkennbarem Talente, zu eigner Schriftstellerei in's Groſse Antrieb zu fühlen. Er zog das süſse Nichtsthun, das Schwelgen unter allen Blüthen des geistigen

Genusses dem stolzen, aber gefährlichen Vergnügen vor, die Fluren seines Geistes für seine Mitbürger anzubauen und sich in die Reihe deutscher Autoren zu stellen. Nachdem er den letzten Sommer in seiner Heimath, dem schönen Rheingau, unter allerlei Lebensplänen, wobei Vater und Vatersbrüder, Ammen und Tanten, Vettern und Basen nach guter deutscher Sitte beizurathen nicht verfehlten, verdämmert und verplaudert, hat ihn endlich die alte Reiseungeduld abermals erfaſst, und nun gar hinüber in die neue Welt getrieben, so wenig es ihm sonst weder an Harmonie und angemessener Stimmung des Innern, noch an äuſserlicher Gelegenheit gemangelt, um das

Glück, diesen Baum einer zarten Zone, auf eigenem Boden diesseit des Oceans in sich auf zu nehmen; daher wir wohl auch denken, er werde nicht allzulange bei den Mexikanern verweilen.

Diese Xenien nun, die, wie es scheint die Frucht seiner müſsigen Tage während besagtes Sommers sind, wurden durch eine vertraute Hand ganz kurz nach seiner Abreise dem Herausgeber zu beliebigem Gebrauche überliefert, der sich ein Gewissen daraus gemacht haben würde, dieselben dem leselustigen deutschen Publikum vorzuenthalten, da dasselbe für die groſse Geduld, mit welcher es so viele seiner Poeten und Prosaiker, auch wenn sie nichts taugen, liest und anhört, mit Recht begehrt, dieselben auch einmal methodice auslachen zu dürfen. Und da nun in diesem Büchlein mit sehr bereitwilliger Herzlichkeit Ehre wiederfährt, wem Ehre gebührt, selbst die Lichter zweiter und dritter Gröſse mit Rücksicht und Decenz behandelt werden, jede Art von Censur aber an den literarischen Falschmünzern, die in unsern Tagen den Büchermarkt mit loser Waare versehen, immer noch glimpflich und ohne Nachtheil für Haut und Haar geübt wird, so sind wir auch überzeugt, das Werkchen werde der Einstimmenden viele auf seinem Wege finden, böses Blut aber nur hie und da auf kurze Zeit erregen: denn wenn selbst die am Ohre

Gezupften bei der ersten unerwarteten Empfindung ein wenig schreien, so werden sie doch hinterher bald inne werden, dafs es weder so böse gemeint, noch so unrecht gewesen, wenn man ihnen eine kleine Admonition beibringen wollen, und zuletzt ihren Zorn im Meere, das zwischen ihnen und dem Kritikus liegt, vergehen lassen.

Dafs von den deutschen Ehrensäulen der Literatur mit hoher Achtung, ja Begeisterung geredet worden, ist, als eine Sache, die nicht mehr als billig war, nicht weiter zu erwähnen; in der Mäfsigkeit aber, mit welcher hie und da auch dem Verehrten sein begründeter Tadel nicht verhehlt worden, und in dem sichtbaren

Bestreben, auch dem weniger glänzenden Verdienste das Maas gebührender Anerkennung widerfahren zu lassen, liegt ein schöner Beweis sowohl von der Herzenswärme des Verfassers, als von der Unabhängigkeit und der Umsicht seines Urtheil. Das wird auch gerade seine Rügen, die da, wo es sittliche Verirrungen neben ästhetischen gilt, nicht ohne Sarkasmus, über bloſs literarische Sudelei und Abderitismus aber nur muthwillig und neckisch sind, gegen böswillige Auslegungen bewahren, wenigstens der übelen Nachrede verletzter Eitelkeit bei Verständigen den Zutritt verschlieſsen. Denn freilich ist man immer noch mit Verunglimpfung des Charakters bei der Hand, wo sich ein rüstiger Sinn einmal über schriftstellerisches Unwesen unverholen und mit offener Nachdrücklichkeit ausspricht. Daſs des Verfassers epigrammatische Bolzen nur auf die Werke, und nicht auf die Personen gerichtet sind, versteht sich ohne Weiteres von selbst. Er hat sich indeſs noch ausdrücklich darüber ausgesprochen in einer Anmerkung zu dem S. 65. vorkommenden Distichon auf Holbein, die wir deſshalb lieber hier einzuschalten für rathsam finden: „Der Verfasser bemerkt, daſs er Herrn von Holbein von keiner anderen Seite her kennt, als von der Holzmacherarbeit, die er an einigen dichterischen Stoffen und Stücken, z. B. der Matrone von Ephesus, dem Gang nach dem Eisenhammer, der gezähmten bösen Sieben, der Familie Schroffenstein u. s. w. verrichtet hat. Diesem Bühnenholbein also lediglich gilt Obiges, personam poeticam, non civilem."

Von seiner Abneigung gegen bloſse literarische Skandalmacherei zeugt schon der Umstand, daſs die ganz gemeine Seite unserer Autorenthätigkeit nur in so fern berührt worden, als allein deren eminenteste Repräsentanten vor Gericht gezogen wurden. Welch ein reiches Feld hätte hier der Verfasser gehabt, sich mit seinem Witze zu ergehen, und an den Schächern unserer Romanen- Schauspiel- Gedichte- und Journalen-Literatur zum Ritter zu werden. Daſs aber Leute, die durch Glück oder Fatum zu einem Namen gekommen sind, mit welchem sie sich nun vor dem groſsen Haufen blähen, und über jede ernsthaftere Kritik hinaus zu seyn dünken, ohne Rücksicht auf den Dunstschimmer, den sie um ihre Häupter gesammelt, streng und herbe getadelt werden, darüber wird sich Niemand zu beklagen haben. Literarische Sünden ungestraft begehen wollen, hieſse der Nation absolute Kallosität zumuthen, die sogar kein günstiges Vorurtheil für deren sittliches Gefühl erregen könnte. Und wenn in Deutschland viele Schriftsteller wähnen, der Gutmüthigkeit ihrer Landsleute lasse sich Alles bieten, so irren sie sich zwar nicht in deren langmüthiger und unzänkischer Denkart, wohl aber in der Dreustigkeit, mit der sie ihnen auch Beschränktheit und Täuschungsfähigkeit des Urtheils zutrauen.

Daher ist es gut, dafs sich von Zeit zu Zeit Stimmen vernehmen lassen, die jene Langmuth verläugnen und diese ungebührliche Voraussetzung in einer gründlichen Lektion zu Schanden machen. Auch werfe Niemand etwa ein, es sey ganz Recht, wenn diejenigen, welche die Schriftstellerei zu ihrem ausschliefslichen Berufe gemacht und sich vor dem Publikum als Führer und Lenker des öffentlichen Geschmacks aufgeworfen haben, über die verkehrte und unwürdige Richtung, die sie demselben geben, fühlbar zurecht gewiesen werden; dagegen die Autorschaft aus Liebhaberei, und nur so gelegentlich, sey eine harmlose Beschäftigung, die eher Aufmunterung als Zurückschreckung verdiene, indem ja durch die aus dem Menschenleben doch nie zu vertilgende Triebfeder des Ehrgeizes Viele sich anregen lassen, den schönen Wissenschaften, die sonst weniger Reiz für sie haben würden, obzuliegen und so die Masse der Bildungselemente im deutschen Volke zu vermehren. Dafs der Candidat als Hauslehrer die Gelegenheit wahrnimmt, sich seinen Principalen durch eine poetische Geburtstagsfeier zu empfehlen; der Schulprofessor sich manchmal vor seinen Primanern durch ein Jubelcarmen als einen eleganten und gewandten Mann zeigt, der nicht blos Verse skandiren, sondern auch machen kann; der Aktuarius oder Regierungsrath, wie er sich im Sommer einen Strauſs auf den Sessionstisch legt, um an die frische Natur erinnert zu werden, statt der alltäglichen Protokolle und würmerspeisenden Akten von Zeit zu Zeit ein Gedicht auf seine Frau macht, das Alles ist ganz in der Ordnung, und soll Jedermann seine Freude daran von Herzen gegönnt seyn. Auch wird Niemand etwas dagegen haben, wenn dergleichen Musenspiele in das nächste Wochenblatt, oder in das ästhetische Provinzjournal eingerückt werden. Wenn man aber seine Reimereien, ohne weiter nach der Billigung der Musen zu fragen, sogleich in Bände sammelt, und sie vermittelst des Preſsbengels als Anweisungen auf den Beutel der Lesewelt valiren machen will, so hat jeder das Recht, der Wechselfähigkeit des Ausstellers auf den Zahn zu fühlen. und wenn er dieselbe nicht solid findet, kräftigst dagegen zu protestiren. Was dergleichen Halbgenies zur Verallgemeinerung des ästhetischen Interesse beitragen, darf man ihnen gerne schenken, denn es ist besser, das Volk wird gar nicht ästhetisch, als es schwingt sich sammt und sonders auf die Hühnersteige, von welcher herab solche Capaunen zu krähen versuchen.

Man wird hin und wieder in diesen

Epigrammen Züge bemerken, die auf eine besondere Neigung des Verfassers zu dieser oder jener Person, Orte und Verhältnisse schlieſsen lassen, ohne daſs dadurch der Wahrheit der Beurtheilung einiger Eintrag geschehe. In dieser Hinsicht brauchte dieſs also nicht einmal besonders angemerkt zu werden; es diene aber doch zur Belehrung für die, welche allenfalls aus dergleichen unstatthafte Vermuthungen zu wagen gedächten, daſs, soviel dem Herausgeber bekannt worden, von den berührten literarischen Personen kaum eine oder die andere mit dem Verfasser in nähere Berührung gekommen und die gegen Einzelne etwa dargelegte Vorliebe bloſs auf eigenthümlicher Geistes und Gemüthsrichtung beruht; dagegen die hin und wieder angedeut Ortsverhältnisse mit freundlichen wohlthuenden Erfahrungen aus des fassers Leben zusammenhangen, wi denn vornämlich seinen Aufenthalt Berlin liebgewonnen hatte, und Preuſsischen Staate, Volke und Herrsc hause aus aufrichtiger Ueberzeugung gethan, Friedrich II. aber sein geschi licher Liebling war.

Vorgruſs.

Wechselnd besucht uns die Mus' und der Faun in vertraulichen Stunden;
Harmlos bieten wir euch, was sie uns beide gebracht.

Furchtbar brausen die Stürme durch Höhen und Tiefen der Menschheit,
Was wir bringen, es weht nur als ein Lüftchen euch an.

Und wir dürfen nicht fürchten, so gar misfällig zu werden,
Wo man so viel Wind macht, kommt auch ein Lüftchen wohl durch.

Nicht wie grämliches Alter bejammern wir schwindende Zeiten,
Aber die eure, verzeiht, streift an das Klägliche oft.

Wenige stehen nur noch von jenen erhabnen Kolossen,
Welche des Vaterlands heiligen Tempel geschmückt.

In den verwitternden Hallen erfüllen nun Spatzen und Dohlen
Mit dem betäubenden Lärm ihres Gekreisches das Ohr.

Aber selten nur zündet auf halbverfallenem Altar
Eine würdige Hand lautere Gluthen noch an.

Libationen

Euch gilt unsere Spende zuerst, ihr edlen Geschiednen,
Deren Geniusruf ewig die Herzen bewegt.

Omen ab nomine.

Weihe das goldene Buch der Gefeierten, einziger Leibnitz,
Geister wie dich hat die Welt alle Jahrhunderte nur.

Aber ein tönendes Erz für die Zeit sind solcherlei Namen,
Und wie der Träumer Merlin lieget verscharrt ihr Gehalt.

Klopstock.

Deine Oden erhalten bei deinem Volk dich unsterblich,
Und der erhabene Sinn, den du den Musen geweiht.

Dein Messias ergreift in den Episoden, und diese
Dienen zur Schulübung, wie's Juvenal [*] prophezeiht.

Denn das Ganze, verzeih', für unsere Taschenbegeistrung
Ist es zu lang: wir sind fromm nur par occasion.

---

[*] X. 169. Ut pueris placeas et declamatio fias.

Klopstocks Sprachstudien.

Feurig auf Muster und Regel hinaus arbeitete deine
Strebsamkeit, aber den Geist gabst du der Regel auch mit.

Doch nun machen sie Regeln zwar noch, doch der Geist ist entflogen,
Und so bruten sie fort an dem versteinerten Ei.

Wo ein Aas ist, da sammeln, so sagt man ja, sich die Raben,
Mit Schulmeistern geht's nun, Sprache Thuiskons, dir so.

Geschichte der Kunst des Alterthums.

Kräftiger Winkelmann, du Prophet urbildlicher Schönheit,
Freue dich, wenige zwar opfern, doch wurdige, dir.

Patriarch.

Auf dich schwören sie noch als kritischen Kanon, o Lessing,
Und da schwöret wohl auch mancher, weil's Mode, so mit.

Immer noch gut, so bleibet dein Name doch mindstens im Munde,
Bis dein Gold in den Kurs kommt durch die Armuth der Zeit.

Von den drei Ringen erzählt noch auf unserer Bühne dein Nathan,
Aber die Barnhelm ist jetzo zu wenig bizarr.

Unsre Komödie jetzt, wie die griechische, liebt die Entfeſslung,
Hypernaive Mamsells richten allein noch was aus.

Dramaturgische Studien.

Du kamst glücklich noch durch, obwohl ein Prophet in der Wüste,
Aber anjetzt schlägt man euch Dramaturgen an's Kreuz.

Unsere opera omnia sind die Opern, und ziehen
Im brillantesten Schmuck hoch auf der Bühne daher.

Hinter den üppigen Dirnen als kläglicher Telephos *) humpelt
Die Tragödie drein, bettelnd, zerlumpt und verlacht.

---

*) Eine Tragodie des Euripides, als Sinnbild larmoyanter Bühnenmisère von Aristophanes fleiſsig gegeisselt.

Herder.

In des Orients Schachten hinab, ein rüstiger Bergmann,
Stiegst du, das heilige Licht tragend in männlicher Brust.

Und dein heiterer Geist, dein tiefes Gemüth, und dein edler
Sinn, sie förderten gnug Schätze der Weisheit zu Tag.

Mancher hat tiefer gegraben seitdem, und klarer gesehen,
Lichter geordnet, den Schein sichrer vom Wahren getrennt.

Aber auch mancher, der sich in des Ganges Fluthen berauschet,
Sank in das düstre Gesumpf mystischer Grillen hinab.

Was der Griech' Anmuthiges schuf, was der ernstere Römer
Würdig bedachtsam ersann, hast du mit Liebe gepflegt.

Und von der reichlichen Spend' aus deines Genius Füllhorn
Zehren den Fruchtvorrath Kinder und Enkel nicht auf.

Magus aus Norden.

An dem Leben verging dein magisches Feuer, o Hamann,
Doch aus der Asche geweckt lodert es wärmend und hell.

Schlicht ist der Tempel, der Eingang schwer, doch ein Himmel voll hehrer
Deutsamer Bilder ergreift drinnen euch mächtig das Herz.

Kant und Fichte.

Euer gigantisches Wirken liefs unberührt die Geschlechter:
Taub ist der Schulweisheit, wen ja das Leben nicht lehrt.

Und auf praktischem Boden, da lieben wir uns die Erfahrung,
kostet sie Geld auch und Zeit: beides ja fehlet uns nicht.

Ja sie kamen und hörten, und fanden's erhaben und weise,
Aber sie thaten hernach, gleich wie sie thaten zuvor.

Was von Philosophie sie etwa begreifen, ist so viel,
Dafs von der Philosophie keiner sich kleidet und nährt.

Eins doch habt ihr gewonnen indefs, dafs bei den Gelehrten
Euere Bände man auch stattlich gereihet erblickt.

Und der Staub, der sich oben gehäuft, zürnt nicht, er gesellet
Euerem Plato euch und Aristoteles zu. *)

Unsere heutige Weisheit mufs wohlfeil seyn: von der Schulbank
Läufet der Schüler, und flugs lacht er euch allzumal aus.

Jetzt auch braucht man den Kopf nicht mehr zum Philosophiren:
Herz und Gefuhl und Gemuth, Leber und Lung' und ein — Maul.

---

*) Der grofse Humanist Wolf wurde einst von einem berühmten Theologen in dessen Bibliothek gefuhrt, wo man zu der Abtheilung, in der sich die alten Classiker befanden, einige Stufen hinabstieg. Er stimmte dabei das bekannte Studentenliedchen an:

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles
Plato et Euripides etc.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Würdig der Mann, der glaubend philosophirет, und glaubet
Philosophirend, wie du: Ruhe gewinnt er und Licht.

Freilich die Schule verstöſst ihn mit Recht: sie verlanget den Menschen
Als ein Ganzes, der so nur als Fragment sich erkennt.

Und die völlige Ruh, und die völlige Klarheit, die jenseits
Ihr erwartet, will sie möglichst hienieden bereits.

Scheltet sie nicht: die Bande, in denen ihr duldet, zu sprengen
Strebt sie; wie süſs Freiheit, weiſs, wer das Leben ihr weiht *).

---

*) Libertà va cercando, ch'è sì cara,
Come sa chi per lei vita rifiuta.
Virgil zu Cato von Utika bei
Dante Purgatorio I, 71.

Reinhold.

Glücklicher, du halfst pflegen mit Lust der Germanischen Weisheit
Pflanz', und ruhetest froh unter dem Schatten des Baums.

Nicht so sicher wie Kant, nicht so standmuthig wie Fichte,
Aber besonnen und sanft, ernst und bescheiden und treu.

Schelling [*].

Dein System ist der Leda gedoppeltes Ei: doch gebrütet
Ward erst des Sterblichen Frucht; reife denn, Same des Zeus!

---

[*] Der Zusammenstellung wegen hier eingeschaltet.

Schiller.

Deinem heiligen Seher, Melpomene, bringen wir Gaben,
Weihrauch, feurigen Wein und den Apollischen Kranz.

Daſs jungfräuliches Laub ihm die edelen Schläfe bekränze,
Wie jungfräuliches Sinns deinen Altar er bedient.

In der Junglinge Herzen, im reinen Herzen der Jungfrau
Steht dein Tempel gebaut, seliger Jugend Prophet.

Zu den ewigen Höhn der Idee, mit dem Fluge des Adlers,
Schwangst du dich auf, machtvoll unter dich bringend die Luft.

Aber die sittliche Grazie auch, und die himmlische Schönheit,
Gaben dem Sänger sich drum völlig zu eigen dahin.

In den Fetzen der Räuber, wie prunken jetzt Prinzen und Grafen
Auf marktschreirischer Bud' unsres Tragödengezüchts!

Sind sie phantastische Schatten auch nur, dein Carlos und Posa,
Was du gefühlt und gewollt, macht für die Herzen sie wahr.

Und so blüht auch Johanna, ein Heiligenbild für die zarten
Seelen; der Lyriker sühnt, was der Tragöde gefehlt.

Max und Thekla, wie müßt ihr uns tief anrühren das Innre,
Da Pustkuchen euch selbst unsrem Gefühl nicht vergällt.

Trafst du nicht ganz der alten Tragödie Sinn in Messinas
  Brüdern, den tragischen Zweck führen sie groſs doch hinaus.

Wie du historischen Stoff in Maria Stuart vergeistigt,
  Hast du der tragischen Kunst glänzend Genüge gethan.

Und dein Tell, o auf Alpen ein Feiermorgen der Freiheit,
  Glüht er dir, heiliges Lichts, in die Unsterblichkeit nach.

Wieland.

An dir gleichet die Nachwelt aus, was verbrochen die Mitwelt,
  Die dir als Götzen zuerst opferte, dann dich zerschlug.

Deiner Muse wird sich erfreun, wer griechische Schalkheit,
Brittische Ironie, deutsche Belehrung begehrt.

Auf dem Gebiet, wo sich halb Wirklichkeit, halb Ideal mischt,
Hast Virtuosität, Anmuth und Witz du gezeigt.

Hattest du Scheu vor dem Ernst der Idee, doch zeigte das Leben
Ernst dich und fromm; Epikur lenkte die Feder dir bloſs.

Und so ruhest du nun, mit den Besten und Gröſsten geehret,
Die in Germanischem Hain Attische Rosen gepflegt.

Herzoginn Amalia von Weimar.

Denken wir deiner Barden, und sollten dich Hehre vergessen,
Die mit kastalischem Seim tränkten die Musen als Kind?

Jene Höfe der Este, der Medici, zauberte deine
Hand um sich her, du wardst Muster für Fürsten und Fraun.

Friedrich der Groſse.

Damals neigte dein Haupt sich bereits, und verlangte zur Ruhe,
Für dein Sorgen war noch unsere Muse zu jung.

Darum zürnt sie dir nicht: dein groſser Sinn sah auf Thaten,
Und sie brachte dir nur kaum erst Versprechungen dar.

Musäus.

Wie du erzählst, das hören wir immer noch gern, o **Musäus**.
Deine Krankheit ist jetzt selten: zuviel reflectirt.

Physiognomische Reisen.

Eine Marotte der Zeit ließ deinen Witz unermüdet,
Ach wie viele nunmehr fänd' er zu nageln an's Thor!

Hippel.

Dich vergessen sie auch wohl noch nicht: denn, wer eine Frau sucht,
Liest geschwinde dein Buch über die Ehe noch durch.

Ja wir halten's mit dem, der das Nützliche bringt mit dem Schönen,
Jenem als Zusatz läſst dieſs allenfalls sich verdaun.

Lichtenberg.

Doch du kommest nur selten auf unsere Lippen, o deutscher
Swift, und es werden die neun Bände zu Makulatur.

Aber die platten Gesellen, die schmutzigen Witz statt des Salzes
Jezt umbieten, für sie finden sich Käufer genug.

Claudius.

Dein Wandsbecker Humor und dein altfränkischer Glaube
Sind zwar etwas monoton, aber doch bündig und warm.

Und zu dem Volksschriftsteller warst du vollkommen geschaffen,
Hätte den Praktiker nicht oft der Philister verdrängt.

Möser.

Patriotischer **Möser**, du wirketest tief doch geräuschlos,
Zeigtest im Manne des Volks würdig den Bürger der Welt.

Schubart

Noch lebt unter dem Volk dein Auf auf ihr Brüder! du hättest
Tief es ergriffen, wenn dich ruhige Bildung beseelt

Gotter

Schöne Zeit um die Bühn', als leichtes gefälliges Trittes
Deine Thalia uns noch, zierlicher Gotter, erfreut.

Iffland.

Deinen Familienbildern, in Sepia flüchtig skizziret,
Giebt Reliefglanz jetzt Claurensches Kuchenpapier.

Schröder.

Kränzt, o Melpomenes und Thalias Priester, den Hügel!
Groſs als Künstler und Mensch adelt' er euer Geschäft.

Handwerksmäſsigkeit nur bringt Unglimpf eurem Stande,
Ehrt ihr die Kunst, dann giebt Ehre sie wiederum euch.

Gleim.

Dir ein Vergiſsmeinnicht, du behaglicher biederer Alter,
Wo es die Fürsten versäumt, wurdest du Schirm des Talents.

Lahmt jetzt dein Grenadier, im siebenjährigen Kriege
Half er dem alten Fritz wacker mit seinem Gesang.

Ramler.

Neben ihm bleibt auch dir dein Verdienst, wohldenkender **Ramler**,
Horte dein Cäsar dich nicht, war um so treuer dein Lied.

Ihr und Klopstock gabet ein vaterländisch Gefühl doch
Unserer Muse, die sonst schweift' in den Luften umher.

Gleim's Correspondenz.

Legtet ihr breit euch aus, und geriethet nicht selten ins Flache,
Nun, **ihr** druktet es nicht: ruh's denn im Grabe mit euch

Lenz.

Ueber den Sommer der Litteratur vergaſs man den Frühling;
Freilich, er brachte genug Frost noch und Nebel und Schnee.

Aber anjetzt, da der Winter sich naht, da ziehn wir des Frühlings
Blüthen in Scherben und sind froh, daſs sie wieder erblühn.

So sey du auch gegrüſst, Vorläufer der Tieckischen Muse,
Köstlich in Ironie, witzig und fein und beredt.

Hölderlin und Heinse.

Unter Nachtigallflöten, durch Myrten un
Rosengehege,
Führt ihr die Charis, ach, Lampsakos Got
in den Arm.

Aber nach Bajä bringt **Fiormona** doch un
Ardinghello,
Schmutzige Kneipen durchziehn uns
Romantiker jetzt.

Thümmels Reisen in's südliche Frankreich.

Wie man als Weltmann reist, und mit Graz
Frivolität paart.
Davon führt den Beweis trefflich der Wel
mann hier durch.

Eure Classe hat einmal das Vorrecht d
Memoiren.
Gebt ihr mit Geist und Geschmack, sie
man die Sünden euch nach.

Bürger

Schwer lag auf dir das Leben und hemmte den Flug der Begeistrung,
Aber auch so bleibt dir manches unsterbliche Lied.

Denn von der deutschen Treue ward deine Muse gesäuget,
Wahrheit, Wärm' und Gefühl war von dem Volk' ihr vererbt.

Ueberladest du oft, und sparst du die tilgende Feile,
Golden lacht die Orang' aus dem umwuchernden Grün.

Und wenn sich selbst manchmal unwürdige Plattheit hindurchdrängt,
Muſs nicht der edelste Baum wurzeln im niedrigen Staub?

Novalis.

Wie von Aeolischer Harfe, so tönen uns deine Gesänge,
Süſs und erschütternd, bekannt und doch so fremd in das Herz.

Da du ein Schwanlied sangst, nicht zürnen wir, daſs es der zweiten
Welt Nachttöne zu herb, mystisch und schneidend erhebt.

Heinrich von Kleist.

Deine gigantische Kraft, dein genialisches Feuer
Haben zur Classicität Ruh' nur entbehret und Maas.

Wer mit zerrissener Seel' und mit ziellos schwankendem Geiste
Nahet der Musen Altar, halb nur erhören sie den.

Aber ein Denkmal ist dein Prinz von Homburg der edlen
Vaterländischen Gluth, die dich unsterblich erhält.

Schenkendorff.

Innig Gemüth und edeler Sinn bezeichneten deine
Strebung, wenn schon dir den Blick gothisches Zwielicht getrübt.

Ernst Wagner.

Was in Manier man leistet, das zeigte dich tüchtig und achtbar:
Giebt's Wildfänge doch gnug sonder Manier wie Genie.

Theodor Körner.

Grünend im Epheukranz ruht Leyer und Schwert auf der Gruft dir,
Als dich das Leben ergriff, weihte die Muse dich ein.

Die Brüder Stollberg.

Ruht, ihr Brüder, in Frieden nunmehr: zartsinnig und bieder
Wart ihr, doch fehlt' euch der Halt einer geharnischten Brust.

Voſs.

Mannhaft hast du gekämpft für das Licht: doch was in des Eifers
Glut du gefehlt, das sey nicht in der Grabschrift erwähnt.

Aber zupf' an dem Ohr die dich lobpreisen, damit sie
Nicht Schellnkappengeklirr geben für Famamusik *).

Deine Luise wird dauern mit Hermann und Dorothea:
Auch dem Theokritos blieb neben Homer noch ein Ruhm.

Und nicht werde vergessen, was du der Sprache geleistet,
Als du in deutsches Gewand würdig Homeros gehüllt.

Heyne.

Nicht dir bleibe die Gruft kranzlos, der klassisches Wissen
Durch der Methode Geschmack fruchtbar für's Leben gemacht.

---

*) S. Lebens- und Todeskunden über J. H. Voss passim.

Wolf.

Du hast griechischen Geist als würdiger Myste gepfleget.
Vater Homer und du bleiben zusammen genannt.

Johannes Müller.

Dein auch denken wir willig und dankbar, biederer **Müller**,
Fand dich die Zeit nicht gleich, edel doch fand sie dich stets.

Mehr als seit drei Jahrhunderten nun dein Vaterland, hast du
Durch dein ewiges Werk, letzter der Schweizer, gethan

Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und Reden an die deutsche Nation.

Reden vom Vaterland wir, wie mögten wir dich doch verschweigen,
Kühner Aar, der des Worts Schwert mit Begeisterung schwang.

Als trostlos und versunken in Schmerz wir Alle verzagten,
Und Germanisches Seyn höhnend zerstampfte der Feind.

Da gabst Luthers Feuer der Sprache du, gabest den Seelen
Spannkraft wieder und Muth, pflanztest die ersten Trophaeen.

Manso.

Was einst unsere Brüder [*]) gesündiget, wollen wir sühnen.
Klios Palme sey dir dankbar gelegt auf die Gruft.

Falk.

Rosen und Lorbeer pflanzt auf des Würdigen Hügel, die Gröſse,
Die sich dem Dichter versagt, fand er erhabner als Mensch.

Jean Paul.

Edeler Schwan, sey jenseit gegrüſst! Unsterblichkeit singend
Zogst du hinweg, du borgst ewige Dauer dem Geist.

---

[*]) Die Xenien des Schillerschen Musenalmanachs von 1797.

Weil die Ströme noch rauschen, die Wolken noch ziehen, die Sterne
Leuchten, lebt ihr und liebt, Linda und hoher Alban.

Selig auch wirst du blühn, Paradiesesgestalt, o Liane,
Schlingt doch die Mus' um dich ewige Lilien her.

Für die Menge zu zart, doch manch unschuldigen Jüngling,
Manch jungfräuliches Herz weiht euer dreifach Gestirn.

Auch du, trefflicher Schoppe, gegrüſst: o mögt' in die Säue
Unserer Literatur fahren ein Dämon wie du!

Gottwalt Harnisch und Vult und Julius, Gustav und Victor,
Wina, Klotilde, mit Eins denken wir euer gerührt.

Eure Zahl ist zu groſs, und die wunderbaren Nuancen,
Durch die, Eins ihr im Seyn, tausendfach spiegelt den Schein.

Gleich den Schmetterlingen auf goldenen Blumengefilden,
Flattern die Genien auf aus unerschöpflicher Brust.

Sprecht von den Schwächen der Dichtungen nicht, sie gehören dem Leben;
Wäre vollkommner die Kunst, weniger wäre das Werk.

Keiner hat so vollendet der Dichtkunst sittliche Gröſse
Wirksam gemacht; ihm hold, heiſset der Tugend es seyn.

Defunctaque corpora vita magnanimum heroum.

Mancher Name von Klang und von Werth, der das Vaterland ehret,
Bleibet zurück: vielfach stellt sich das Göttliche dar *).

Moser und Engel und Bode, noch Wetzel auch, auch noch Jacobi,
Zarter Tändler, und du, biederer Göcking, mit ihm.

Aber am Pol zählt man nur die ersten Sterne mit bloſsem
Auge, der Astronom findet die übrigen aus.

Und so mögt ihr verzeihn, wenn ein Strebender redet von denen,
Welche durch reichlichstes Licht Geist und Gemüth ihm erhellt.

---

*) *Πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων.* Euripides.

Dias in luminis oras.

Kehre von Gräbern zurück, und wende dich, Muse, zum Leben:
Manches ergötzt, mehr noch ärgert im bunten Gewühl.

Göthe.

Herrlicher Greis, noch wärmet dein Abendroth selbst die Germanen.
Gehe dein Volk so einst rühmlich wie du in das Grab.

Majestätisch schreitet auf purpurnen Wolken ein Festzug,
Und von dem Glanze betäubt schwindelt der trunkene Blick.

Iphigenias hehre Gestalt, mit dem biederen Freunde
Wandelt Orest, Thoas folget in würdigem Ernst

Tasso, sinnend begeistert, das ewige Werk in den Händen,
Aber der Freundinnen Paar schlingt den verdieneten Kranz.

Kalt und vornehm blicket Alphons, mit der Miene des Staatsmanns,
Sicher und streng und gewandt, schliefst sich Antonio an.

Jetzt, welch reiches und tiefes, und zartes Leben entfaltest,
Du, Eugenie, uns, herrliche Krone der Fraun.

Was sich Bedeutendes regt auf des Daseyns würdigstem Schauplatz,
Führet der Dichter im Drang mächtiger Bilder uns vor.

Egmont, zärtliches Klärchen, und Brakenburg, rührender Treue
Bild, euch reichet die Lieb' ihren unsterblichsten Kranz.

Wackerer Götz, o schlage mit eiserner Faust in die plumpe
Schaar Nachahmer darein, die uns verzerret dein Bild.

Herrmann und Dorothea, die ihr im nächtigen Sturme,
Hell durch das sichre Gefühl, traft und verdientet das Glück.

Fernab, zögernd und ernst, in schmerzliches Brüten versunken,
Eine Heldengestalt, einfach und edel, der Faust.

Königlich trägt auf der Stirn' er das Prometheische Siegel
Sinnender Tief', ein Gott stehend, und fallend noch Mensch.

Ach und ist sein Geschick nicht der Menschheit eigenes Räthsel,
Die nach Erlösung stets ringt, und doch stets sie verkennt?

Frage dein Blumenorakel, und kose der spielenden Liebe,
Armes Gretchen! du leerst bald ihren bittersten Kelch!

Und nun wimmelt ihr um mich, ihr anmuthreichen Gestalten,
Wackre Therese, mit ihr, hohe Natalia, du.

Zaubrische Mignon, muntre Philin' und Aureliens heil'ger
Wahnsinn, Ottilie auch, helle Charlotte, mit dir.

Pustkuchen.

Aber zuletzt, da trippelt, in Züchtigkeit hangend die Köpfe,
Ein Herrnhutisches Paar, Harlekin hinter ihm drein!

Falscher Wilhelm, du bist's, mit deiner prüden Mathilde,
Kehrend von Lieme, wo dich eben der Pastor getraut.

Ach, und während die hohen, des Genius würdige Kinder,
Durch den Olymp hinziehn, sinket das Paar in den Schlamm.

Wie ein wandernder Handwerksgesell, durch Betteln und Fechten,
Hast du in Schmach durch die Welt, kläglicher Tropf, dich geschleppt.

Dacht'st du, Achilleus Helm und der mächtige Schild, und die Lanze
Seyen der Miſsgestalt eines Thersites gerecht?

Gleich wie ein Irrlichtlein aus dem Sumpfe kommt und verschwindet,
Kam dein hektisch Produkt, pfuschender Meister, und schwand.

An die Sittlichkeits - Pharisäer.

Ihr Kleinmeistergesipp, was mäkelt ihr doch an der Gröſse,
Die euch ein Dorn, weil ihr neben ihr sinket in's Nichts.

Eurer hohlen Decenz und der wortreich flunkernden Demuth
Ist ja das Heilige doch nichts als ein Wechselbalg nur.

Denn ihr habt weder Glauben noch Sittlichkeit, habet nicht Liebe,
Habet nicht Christenthum, habt nichts als Maul nur und Stirn.

Tiecks Dichtungen.

Lachen Armidas Gärten mich an? Jch sehe voll Staunen
Gold und Edelgestein blühen auf Baum und Gesträuch.

Liebliche West' umfächeln den Wandelnden. Zaubergestalten
Kommen und gehn, und darein tönet wol lust'ge Musik.

Dich hat die Phantasie an ihrem Busen gesauget,
Und ein Proteischer Gott dir die Gestaltung verliehn.

Und in der Dichtkunst Garten, wo dein Zerbino sich irrging,
Grünt er, grünet mit ihm Phantasus, Oktavian.

Dorten auch dankt Cervantes dir seine Belebung in deutscher
Zung', und den eigenen Kranz theilet er freudig mit dir

August Wilhelm Schlegel.

Deutscher Propertius, dich verehren wir, wie sich geziemet,
Als den Sänger, der uns lehrte Kritik und Geschmack.

Wie selbstständiger Dichtergeist zartsinnig sich fremdem
Genius schmiegt, zeigt dein Shakspeare und Calderon uns.

Und mehr als manch gutes Talent in Originalen
Hast für die Dichtkunst du als Uebersetzer gethan.

Friedrich Schlegel.

Buſseſt du jetzt der Lucinde Versündigung, daſs du Gregoren
Weihrauch streust, soll bei uns dir es nicht schmälern dein Lob.

Einst warst du für die Jugend Germanias leuchtender Polstern,
Feuer und Geist und Gemüth athmete, was du gezeugt.

Freilich auch manch halsbrechender Sprung und verzerreter Gestus
Zeigte, wie mystischer Kram unter'm Pantoffel dich hielt.

Görres.

Auch du mauerst mit Eifer am Babelbau der neuen
Hildebrande, doch nicht stör' es dein sonstig Verdienst

Kecker Schwung und Leben in Sprach', und begeisterter Aufflug
Mancher groſsen Idee flügelte deinen Merkur.

Und für das Volk schlug dir, wie immer dich täuschte die Ansicht,
Ein treuglühendes Herz: Ehre denn, wo sie gebührt.

Arndt.

Du einst zeigtest im Geiste der Zeit dich als edlen Vertreter
Deines Volkes, dein Wort athmete heilige Gluth.

Und manch kräftiger Same gieng auf in Zeiten wo's Noth that,
Den groſssinnigen Muths du in die Herzen gestreut.

Oehlenschläger.

Respektabel ist dein Talent, und manches gelungne
  Einzelne sichert Erfolg dir auf die Dauer auch zu.

Axel und Walburg gaben dir Ruf: doch die frischeste Blüte
  Deines Genius fast bleibt auch noch immer dieſs Werk.

Auch in der Wunderlamp' entfaltet sich sinniger Reichthum.
  Geht schon der Oriental' oft in des Danen Kostum.

In Palnatoke weht manchmal Shakspearischer Athem.
  Aber der groſse Moment schlüpft aus den Händen dir bald.

Und wenn der Nordlandsheld von Geist und Gemüth räsonniret,
Redet der weiche Poet matt aus dem Hünen uns an.

Dann Correggio vollends zerfließt als weiche Molluske,
Schlimm, wenn an Titans Strahl schmelzet wie Butter das Herz.

Clemens Brentano.

Wie in den Klüften der Erd' aus düstrem Gesteine das Gold lacht,
Strahlet die Geniuskraft dir aus entzweyetem Sinn.

Jetzo hebst du den Flug auf Silberschwingen durch Aether,
Lockest aus magischem Spiel Stimmen der Seraph' hervor.

Waltest mit schöpfrischem Stab' in der Gestaltungen Reiche
Und voll Bilder erblühn üppige Frühlinge rings.

Jetzo stürzest du wild dich hinab in die Tiefen des Misklangs,
Wurzelst mit grausamem Spott alle die Täuschungen aus.

Und es ist uns zu Muthe wie in des Zauberers Wohnung,
Ob nicht ein höhnischer Spuck Alles auf einmal zerstört.

Aber die Ironie, die mächtige, fesselt uns ernster,
Als wo kombabisch zahm schwänzelt der Modegeschmack.

Drum beklagen wir nur, daſs manch undichtrischer Beischmack,
Manch dissolut Beiwerk uns deine Leistung entstellt.

Aber wir wissen auch schon, du wirst darüber nur lachen,
Und so haben wir bloſs unser Gewissen verwahrt.

Achim von Arnim.

Gern auch reist man mit dir auf deinem poetischen Greife,
Giebt er auch Stöſs' einmal, lahmt er und keuchet doch nicht.

Leichte Waare zwar oft, die im Umsehn lachet und weinet,
Führt er als Frachtgut, doch haben sie meistens Genie.

Und die poetische Ferne durchschlingt mit magisch zum Herzen
Sprechender Innigkeit Hoffnung und Sorge des Tags.

So nun theilen wir Armuth und Glück und Versündigung, theilen
Endlich die Buſs' auch noch, Gräfinn Dolores, mit dir.

Pilgern aus wirrem Gelärme der Haller Studenten nach Zions
Tempel mit dir, Ahasver, Horas zu singen am Grab.

Ziehn nach Egypten zurück mit der schönen Zigeunerinn, rauchen
Am Holländischen Heerd mit Generalen Taback.

Und in so bunter Gesellschaft, was bleibt dem Kritikus übrig,
Als ein leidlich Gesicht machen zu kitzlichem Spiel?

Rückert.

Duftige Röslein schmückst du zum Strauſs, und Syringen und Sinngrün,
Plündernd die Aun von Schiras streust du Amomengeruch.

Aber zu selten vergönnst du die lieblichen Aerndten aus deinem
Edengarten, und schwelgst neidisch im Selbergenuſs.

Graf Platen-Hallermünde *).

Du auch trinkst dein Licht an des Orients heiligem Borne,
Leuchte, wir dürsten, als Stern deutscher Begeisterung bald.

---

*) Verfasser der Ghaselen.

Uhland.

Patriotisch und kräftig, naiv und gediegen in Kunstform,
Stehst du den Würdigsten nah, zeigst du dich ächt populär.

Hebel.

Wie auf Theokritos Flöte der heilige Born Arethusa,
Horchet die Wies' und der Rhein, lieblicher Sänger, auf dich.

Denn du hast die Natur in ihren Tiefen belauschet,
Und das melodische Wort gab dir die Nymphe des Quells.

Und durch die Innigkeit, mit der du das Todte beseelet,
Schwingt dein Gemüth sich hoch über den Griechen empor.

Wilhelm Müller.

Zart und sinnig erklinget aus grünender Ferne dein Waldhorn,
Und beweget das Herz wechselnd mit Rührung und Lust.

Munter schreitend durch Thäler und Höhn, als rüstige Wandrer,
Folgen wir dir, den Natur gleich wie das Leben erwärmt.

Und voll heiliger Gluth für der Menschheit edelste Güter
Schlägt dein Griechengesang hoch in Begeisterung auf.

Tiedge.

Würdig lebtest und sangst du, und deiner Urania Töne
Flöſsen der fühlenden Brust Trost und Ermuthigung ein.

Gries.

Deinem treuen Bemühn, das aus Hesperischen Gärten
Goldene Frucht' uns so viel reicht', ein erkenntliches Wort!

Streckfuſs.

Du wetteiferst ihm nach mit kräftigem Geist, doch entzieht dich
Deutscher Treue die Kunst feiner Italier oft.

Von Hammer.

Aus des Morgenlands Perlen flichtst du Halsbänder der deutschen
Mus'! es macht Fleiſs und Kunst dich der Bewunderung werth.

Jacobs.

Heil dir, würdiger Greis, den Geist, den die Alten getränket,
Stellst du in klassischer Form jetzo dem Vaterland dar.

Schleiermacher und Niebuhr.

Preisen wir unsere Helden in deutscher Prosa, wie fehlte
Dein Platonischer, *dein* Thucydideischer Geist?

Benzel Sternau.

Du zeigst zu viel Zweck, als daſs das Schöne sich rein dir
Gab', und zu oft versteckst du in dem Geiste den Sinn.

Doch als erfahrner Odysseus auf klippigem Meere der Hofwelt
Spendest du redegewandt weiser Belehrung genug.

Klingers Weltansichten.

Ihren Labruyere und Rochefoucauld erheben
Die Franzosen; du bist tausendmal mehr, und du liegst.

Das macht, trefflicher Klinger, du bist ein Deutscher, die Deutschen
Meditiren erst dann, wenn sie was Dummes gemacht.

Und da lehrt sie von selbst, wie den Eulenspiegel, die weise
Ueberlegung, es braucht weiter nicht Bucher dazu.

Zschokke.

Du hast freilich dem Volk auf verschiedene Weise genutzet,
Aber das Volk hat dir leidlich auch wieder genützt.

Doch dein Zweck ist erreicht, du unterhältst, du belehrest,
Und nun giebst du vergnügt sämmtliche Schriften heraus.

Pestalozzi.

Da in der Schweiz wir sind, nicht dürfen an dir wir vorbei gehn,
Mehr, als was andre *gethan*, wiegt, was du Groſses *gewollt*.

O daſs schönerer Lohn die beschneieten Schläfe dir kränzte,
Als daſs zum Zerrbild dich macht Charlatanengezucht!

Matthisson.

Du hast eifrig copirt, was der Mutter Natur an Effekten,
Was ihr an Alpen und See'n, und an Kaskaden gelang.

Aber die Wasserfarben, die du gewählet, sie bleichen
Leider durch Zeit und durch Licht immer entschiedener ab.

Salis.

Alpenblümchen hast du gepflückt auf dem Pindus, bescheiden
Lieſsest Apolls Lorbeer du für die Würdigeren.

Langbein.

In dem geräumigen Meer von Poetungen, das du ergossen,
Heget die Tiefe zwar auch Perlen, doch wenige nur.

Viele begehrten, wie du, mit dem Erdenschmutz an den Wurzeln
Sich auf die Nachwelt verpflanzt: lange nun modern sie drum.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Edeler Ritter, so stumm? wo bleiben doch deine Berserker?
Hat man, ich hoffe doch nicht, zur Charité sie gebracht?

Hat dein Pegasus sich, da er all die lichtbraunen Hengste,
Alle die Falben gezeugt, etwa die Schwindsucht geholt?

Hättest du nichts gedichtet, als Eginhard, Sigurd, Undine,
Unter den Trefflichsten dann zählte der Deutsche dich auf.

Doch in dem Zauberring setzt Phantasie, als üppige Dirne,
Deinem Künstlerverstand mächtige Hörner schon auf.

Und dann jagt sie davon auf meckerndem Bock nach dem Bloksberg,
Daſs dem Begegnenden schier Hören und Sehen vergeht.

Müllner als Tragiker.

Wasser her! sonst steckt mit dem Pech und Schwefel des Schicksals
Müllner sich selbst, und zuletzt selber das Schicksal noch an.

Reseda, malum reseda.

Ruft Lafontänen doch her, den Gemüthlichen, daſs er mit Thränen
Rührender Liebe doch noch stille den gräulichen Brand.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem.

Jammer, so eben erfährt man, den wackern Kanonikus selber
Hat die unendliche Flut seiner Romane ersäuft.

Immermann.

Werde nur immer ein Mann in der Musen Lager, bis jetzo
Freut sich am Kinderspiel mehr als es billig dein Herz.

Grillparzer.

Name voll Pracht, Grillparzer! den Parzen die Grillen vertreibend,
Harlekin — Herkules, fährst du in den Orkus hinab.

Houwald.

Hu, das walt' Gott, Vater und Sohn und der heilige Geist auch,
Denn in dem Houwald geht, ach! der Gottseybeiuns um.

Hohlbein.

Hohlbein, passender Name, wo so marklos der Poet ist,
Nenne dich Hohlherz auch, nenne dich Hohlkopf dazu.

Klingemann.

Gellendes Schellengeklingel verkündet den muntern Poeten.
Welchen der Mantel des Faust über den Bloksberg uns bringt.

Raupach.

Deine Dichtkunst schillert zu viel, doch hast du den Anflug
Tieferer Studien, dieſs ehrt vor den Uebrigen dich.

Das Trauerspiel Isidor und Olga.

Fuhrest du die Barbareien uns vor, sag', ist's nicht, als ob du
Selbst in Leibeignengewand hättest die Muse gehüllt?

An die Schule.

Euer gemeinsamer Fluch ist die Manier; denn ihr haschet,
Ohne Vertraun auf die Kunst, einzig nach Knall und Effekt.

Sagt nur, wie wurde denn Göthe groſs, und Schiller und Shakspeare?
Daſs sie in's Treibhaus nicht sezten ihr freies Talent.

Daſs sie im Groſsen und Ganzen gefühlt und gedacht und gedichtet,
Und an des Pobels Wahn Kunst nicht und Wahrheit verkauft.

Daſs sie Zeit sich und Ruhe gegönnt, und reifen gelassen,
Was im Entwurf brauchbar sich vor die Seele gedrängt.

Aber Geschwind ist der Wahlspruch jetzt im Leben und Dichten,
Und, wie ein Mädchen bei'm Ball, walzt ihr die Muse zu todt.

So statt als Bäume des Phöbus Jahrhunderte durch zu bestehen,
Sieht euch als Blümchen ein Lenz kommen und schwinden im Nu.

Weihe des Geistes und der Kraft.

Nicht bei kindischem Spiel auf der Woge gebar die Nereïs,
Sondern von Peleus Arm feurig umstrickt, den Achill.

Formfleiſs.

Brüstet euch nicht so sehr mit euerem Fleiſs in der Sprache,
Wer auf den Geist mistraut, klammert an Formen sich an.

Und dann denkt doch auch nicht, daſs euer lahmer Trochäus
Calderonischen Pomp brächte vor unser Gehör.

Daſs ihr nicht deutsch zu schreiben versteht, leicht wär's zu beweisen,
Daſs ihr den Vers nicht kennt, weist euch der Metriker nach.

Und was wär es denn weiter, wenn's damit stände wie recht wär'?
Nüchtern und schläfrig doch nur gähnte die Regel uns an.

Theodor Körner auch ward einst gerühmt um Korrektheit,
Doch sein korrektestes Stück wiegt noch Fiesko nicht auf.

Kommet ein Kindlein gleich so korrekt hervor aus der Mutter
Schooſs, das wird selten mehr als ein kaduker Pedant.

Quod erat demonstrandum.

Nun, was bleibet euch noch? Wahnschaffene Marionetten,
Die nach des Gauklers Draht widrig sich renken und drehn.

Helden, die schwülstig und steif, wie ein blaugestärketer Kragen,
Ihre Tugend am Hals würgt, daſs sie Mordio schrein.

Weiber, die von der Tarantel empfindsamer Luderlichkeit toll
Euer Hanswurstfatum zieht in die Pfütze hinab.

Und zuletzt noch ein freches verwogenes Spiel mit Vergeltung,
Mit der Religion, mit der Vernunft und dem Recht.

Scheltet denn nicht, wenn die Bühne nun Affen und Hunde bevölkern,
Eure Personen ja sind *sie* in der höchsten Potenz.

Weiland Werner.

Sagt mir nichts von dem *Werner*; sein *Vier und zwanzigster* freilich
Zeiget im Grauſsen ihn groſs: doch wer mag schwelgen im Graun?

Ist es Motiv zum trag'schen Moment, wie es *Makbeth* und *Richard*
Zeigen, dann dient es der Kunst; Zweck an sich selbst ist es Graul.

Aber ihr liebt Criminalunthat: und am Ende noch henkt ihr,
Köpfet und spieſst auf der Bühn'. tanzt auf dem Galgen Ballet.

So gelingt es euch freilich den gaffenden Pöbel zu kitzeln,
Wie sich der Treiber empfiehlt, kraut er dem Esel den Hals.

Aber der edle Geschmack, das tiefe Gefühl. nur mit Abscheu
Kehrt es von euch sich ab. flieht Karaïbische Lust.

Wer was Rechtes will leisten, muſs über der Menge sich fühlen,
Immer noch hat sich's gerächt. sich zu verbrüdern mit ihr.

Hofmann.

Gut, daſs ihr auch hinunter, ihr widerwärtigen Larven,
Kater und Floh, und wie sonst all das Gezüchte sich nennt.

Endlich hätt' er noch selber die Phantasieen der Irren
Frisch zu Papiere gebracht und als Romane verlegt.

Arthur von Nordstern.

Nordstern nennst du dich billig, denn an dem poetischen Himmel
Zeigest du die Region, wo es zu frieren beginnt.

Krug von Nidda.

Als Danaïdenkrug schöpfst du am Musenquelle, die Woge
Schwindet hindurch, und du beutst nichts als den trockenen Krug.

Theodor Hell.

Aus den Winkeln zieht er französischen Plunder, im Elbstrom
Wäscht er und bleichet ihn dann, darum auch heiſset er Hell.

Schilling.

Mit dem Schilling erhält man an kurzer Waare zur Gnüge,
Hoch auf schwillet der Tand, aber er wieget nicht schwer.

Kind.

Dir verleihet der Namen ein Schild, denn nennt man dein Machwerk
Kindisch, hat man das Ding nur bei dem Namen genannt.

Herrlicher Freischutz, Trost für den schlechten Poeten! die Wolfsschlucht
Bietet ihm freies Quartier, jagt ihn vom Pindus Apoll.

Böttiger.

Schreibe die Kunst zu loben: von allen Dienern der Fama
Hat sich auf Wetter und Wind keiner verstanden wie du.

Franz Horn.

Du bist der wahre Cousin de tout le monde, du wäschest
Zierlich den Pelz und machst selbst auch ein Härchen nicht nafs

Und doch hast du des Wassers in Hüll' und in Fülle, den Siegwarts
Aller Zeiten genug, sich zu ersäufen darin

St. Schütz.

Ganz erfroren steht er, und trifft kaum jährlich ein Häslein,
Dieser grimmige Schütz, auf der Kamönen Revier

Wer so par force nachjaget dem Geist, der ihn ewig doch fliehet,
Dem mufs freilich gar bald Athem und Seele vergehn

A propos.

Ja mit den Schützen sind wir in Deutschland eigen berathen,
Fangen sie Händel an, giebt es Skandal und Gelach.

Wie man als Landrath rathet, als frommer Ascete der Unzucht
Selbst noch Geschmack abgewinnt, zeiget uns Wilhelm von Schütz*)

Adam Müller.

Pomphaft predigtest du als der Aesthetik Johannes
In der Wüste, wo ist jetzo dein härenes Kleid?

---

*) Als Uebersetzer von Casanovas Memoiren

S. R.

Lächerlicher doch nichts, als wenn ein belesener Schulfuchs
Girrend im Wald umschleicht, und den Petrarka agirt.

Karl Sondershausen.

Wie wenn ein Candidat der Kammerzofe den Hof macht,
Schwänzelst süfslich und prude du um die Muse herum.

* * *

Was ihr nicht selbst mehr glücket, kokett zu verfahren, das lehret
Schreibend sie jetzt, dafs die Kunst üppiger Phrynen nicht stirbt.

Bester, du irrst! noch hängt in Salons und Concerten als alter
Jungfernsommer sie da, Mücken zu fangen bemüht.

Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Habt ihr die siebente Bitte zu Ende gebetet, so sprecht noch:
Von den romantischen Fraun, Himmel, erlös' uns doch auch.

Clauren.

Froh war Alles, daſs endlich der Kotzebue schiene vergessen,
Wehe, da fährt er in dich, schreckend nun als Revenant

Claurensche Naivität, wo lernt man dich? Wenn man des Schneiders
Witz bei der Nähmamsell unter den Linden belauscht.

Bis dir der Mondmann *) selber erschien, mondsüchtiger Clauren,
Hast du den keuschen Mond niederzuzaubern versucht.

Apostrophe an Kotzebue.

Tröste dich, den zu vernichten die Hand unseligen Wahnsinns
Dachte, dein eigenstes Selbst lebt nur zu rüstig noch fort.

---

*) Der Mann im Monde, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, eine Parodie, deren Geist und doppelgängerische Virtuosität das Wesen des Originals geradezu vernichtet, weſswegen Herr Heinrich Clauren, mit Recht über den ganz unerhörten Fall aufgebracht, daſs man Jemandem seine eigene Person stiehlt, sich mit Erfolg an die Gerichte gewandt, um sich selber zu reclamiren.

Tausende laufen umher statt dein, des Einen, o Himmel,
Welche die Poesie kotzbuesiren an jetzt.

Deine naive und nie auf den Kopf gefallene Unschuld,
Deine Mädchen, die nichtsnutzig mit Grazie sind.

Deine herrliche Reu', und der tapfere Menschenhaſs, der sich,
Nippt von parfait amour er nur am Gläschen, versohnt.

Freilich, um etwas ist das Geschlecht vornehmer geworden,
Denn nach dem Kriege ja stieg Handel und Wandel empor.

Quaket es anfangs auch, wie dein Gewandel aus Lumpen,
Bringt ihm der heilige Christ einen Ministerpapa.

Und die Juden sogar, wie hat die Cultur sich gehoben!
Halten bei dichtrischer Noth jetzt mit Erhabenheit her.

Groſse Gesinnungen giebt's, Champagner, Ducaten und Orden,
Gegen *die* Groſsmuth ist deine fürwahr Lumperey.

Auch erkleckliche Fetzen von Bettelmoral auf die Blöſsen,
Welche der Naivität schlug der Verhältnisse Sturm.

Tragische Misgeburten, wie deiner Octavia Zerrbild,
Helden aus Lumpen geflickt, Bayard und Wasa zum Trotz.

Ja, wir haben ihn wieder, den ganzen poetischen Jammer,
Gleich dem verlorenen Sohn ist er nach Hause gekehrt.

Freilich hatten wir damals ihn etwas unsanft vertrieben,
Doch es geschah in der Noth, darum vergiebt es sich leicht.

Hatte doch jeder zu Hause genug selbst eigenes Jammers,
Einquartierung, Kaffeenoth und die Conscription.

Als der fremde Tyrann, ganz unempfindlich für Seufzer,
Unsre Poeten sogar unter die Flinte gesteckt.

Darauf nahmen wir trunken, im Hochmuth glücklichen Wechsels,
Einen seltsamen Gast frisch und begeistert in's Haus.

Recke nannt' er sich, rühmte von Hermann und Teut sich entsprossen,
Bald auch hatt' er Respekt sich mit den Fäusten erbläut.

Und da wurden mit Macht nach dem Urbild riesiger Deutschheit
Arm' und Beine sogleich unseren Maſsen gereckt.

Bis in dem Ungetüme Berserkischen Patriotismus,
Ach! dem Edlen zuletzt völlig verbrannte das Hirn.

Ja, da riefen wir heim den zu den Trebern Verstoſsnen:
Wunder, wie ist ihm die Kost doch bei dem Allen gediehn!

Und nun soll er regieren, er selbst und die liebe Gemeinheit,
Welche so lang und so gut sich mit dem Holden vertrug.

Dutzenddichter.

Soll ich auch euch citiren, ihr Sanscülotten der Musen,
Die ihr mit Makulatur euere Blöſse bedeckt?

Missio honesta.

Lauft nur, jeder ja suchet sein tägliches Brod zu verdienen,
Geht's nicht ehrlich, nun gut, bettelt und stiehlt man zuletzt.

Und wir hatten es jetzo zu thun mit den gröſseren Dieben,
Nehmt dieſs Trinkgeld, und laſst selbst euch erhenken dafür.

Literarischer Spaziergang.

Führe durch Deutschlands Gauen, o Muse, mich, laſs mich der Städte
Zinnen, die prangenden, schaun, und den bewegenden Geist.

Rom und Athen erstehen, Korinths Reichthümer und Kunstsinn,
Schmücken Germanisches Land, wuchern in endlosem Zins!

Berlin.

Ein Eldorado, gezaubert in öde Flächen und Sandwald,
Leuchtest du, schöne Berlin, würdigen Musen geweiht.

Deines Friederichs Geist schuf dir Behagen und Freiheit,
Dein Friedrich Wilhelm schmückt herrlich mit Künsten dich aus.

Und noch wehet um dich mit Geistergelispel der Athem
Deiner Luise, du stehst unter gefeitem Schirm.

So überhören wir gerne den Schwarm der Meisen und Staaren,
Welche Minervas Haus lästig umkreischen bei dir.

München.

Heil dir, prächtige Stadt, und deines königes Schutzgeist
Weihe zum Pantheon aller Olympischen dich.

Tausendfach müss' er dir wuchern, der grofse Sinn, der in Hellas
Edlem Geschlecht jetzt lohnt, was einst die Väter verdient

Dresden.

Sey mir gegrüſst, du traulicher Sitz der edelsten Künste,
Schöner Geselligkeit, würdig gebildeten Tons.

Wie auch unter den Fluthen der Zeit sich Alles verändre,
Deine Museen verleihn dir unvergänglichen Werth.

* * *

Wo einst unter den Zweigen die Nachtigallen geflötet,
Quaken aus klebrigem Sumpf nur noch die Frösche daher.

Weimar.

Gott bewahre doch jeden ein grofser
euch zu werden!
Zwanzig Jahr nach dem Tod wir
zum Dank noch skalpirt

Hamburg.

Seit euer Klopstock verstummt, und
Schroder dahin schied,
Tont kein Lied von euch her, sind
die Kunste verwaist.

Leipzig.

Freude dir, munteres Leipzig, dem
lert und Weifse sind nicht m
Aber die Wissenschaft, Bildung und
samkeit bluht.

Frankfurt am Main.

In dir lebt sich's behaglich und froh, glückseliges Frankfurt,
Deine Bürger sind frei, deine Bewirthung ist gut.

Laſs dich den Scherz nicht reun, Gott gab dir, und willig auch giebst du
Wieder, dein Beutel thut gern für den Bedürftgen sich auf.

Und zu würdigem Mahl groſsherziger Bürgerempfindung
Schmückst, was dein Senkenberg schuf, immer du herrlicher aus.

Stuttgard.

Auch du bleibst unvergessen im Lied, dein würdiger Bildner,
Deine van Eyks und Schoreels sichern dir dauernden Glanz.

* * *

Mit euch ist es geblieben wie einst, als unsere Brüder
Flatterten aus, darum schweigen die Musen von euch.

Varia.

Jeglicher Autor wird jetzt in Taschenformate verleget.
Dem Zeitalter, man sieht's, steckt in der Tasche der Geist.

Lafontäne, du Biederer, ach fülle doch auch nun die Taschen
Leeren Beutels von je zeigte dein Genius sich.

E. und C.

Der hat durch Recensionen drei Rittergüter erworben,
Der durch Autorenverlag: sagt, was verlanget ihr mehr?
Wie sich dabei der Autor befand? Der schwebt' in den Lüften,
Und wie ein Tantalus trug stoisch er Hunger und Durst.

Löschpapierner Nationalruhm.

Redliches deutsches Volk, du giebst zwar nicht viel, doch du lässest
Viel dir gefallen dafür: Schiller von Cotta beweist's.
Wehe, wer noch in Papier speculirt! Du hast es erfahren,
Als du auf Cottas Papier, Publikum, wagtest dein Geld.

Gegründete Hoffnungen.

Drucke den Göthe nur auch so auf Löschpapier, wir bezahlen's:
Doch Druckfehler dazu, Cotta, verlangen wir auch.

Dafs, die im Leben gewaltet als Dioskuren, anjetzt auch
Durch der Unsterblichkeit Thor ziehen in gleichem Ornat.

Memoiren des Satans.

Memoiren des Satans, in wenigen Wochen vergriffen,
Wahrlich das zeuget von Lust, gut mit dem Teufel zu stehn.

Streckverse von Menzel.

Eine Hälfte fürwahr ist spanischer Pfeffer, doch mattes
Dumm gewordenes Salz bietet die andere dar.

Wer wahrhaftes gediegenes Gold aus dem Schachte gegraben,
Schlägt es nicht dünnlich zum Tand kindischer Flitterchen aus.

Allmende.

Mythologie, du gute, du bist ein Podex, auf welchem
Jeglicher lose Gesell jetzo die Gerte probirt.

Urweltmanie

Urgeschichten der Griechen, ihr schwärmt in den Köpfen wie Bremsen.
Darum giebt es so viel toller Historiker jetzt.

Bündiger Schluſs

Menschenfresser sind euch die Ahnherrn unsres Geschlechtes.
Drum kein Wunder, begrüſst ihr mit den Zähnen den Feind.

Musikalische Manieen

Jetzt macht alles furore, warum denn wollet ihr klagen.
Wird auch der Compositeur, wie der Poet, furios?

Glucks erhabener Pathos und Mozarts inniges Feuer
Sind zu wenig dem Tik dieser tarantelnden Zeit.

Doch wenn die Harmonie im betäubenden Rausche den Hals bricht,
Wallt euch das Herz und ihr jauchzt wüthig: da capo! darein.

Liedertafeln.

Eure Liedertafeln sind keine so üble Erfindung,
Denn die Tafel macht doch meist noch die Lieder verdaun.

Poetenleben.

Unter Poeten war ich: du rechnest, so hoff' ich, in Gnaden
Als Fegfeuer, o Gott, dieses Vergnugen mir an.

Trockene Lorbeerblätter, die schon an Brühen gewesen,
Ohne Farb' und Geruch schlingt ihr einander um's Haupt.

An * * *.

Sage nur, wie ist dir denn zu Muth in der kahlen Gesellschaft,
Wo mit dem Weihrauchfaſs einer den andern erschlägt?

Antwort.

Lieber als alles das Volk ästhetischer Larven beherrschen,
Würd' ich an Plutos Thor Pförtner der Schatten genannt.

Doch wie die Frösch' in der Fabel um ihren hölzernen König
Schnattert das Zeug um mich her, aber ich rühre mich nicht.

Das Reisen der Poeten.

Gut, wenn das Vaterland ihr zuweilen durchreiset, damit man
An Wirthstafeln doch hört: das ist der Dichter N. N.

Horaz und Virgil von Dr. Nürnberger.

Nürenbergerisch sind Horaz und Virgil hier gehobelt,
Dafs sie als Puppen von Holz niedlich am Drahte sich drehn.

Journalenrevue.

Morgenblatt, redigirt von Theres Huber.

Was bei dem Frühstück gleich euch ei
Dame kredenzet,
Muſst ihr der Höflichkeit halber sch
nehmen mit Dank.

Zeitung für die elegante Welt, red girt von Methusalem Müller.

Eine alte Schöne, doch darf sie noch imm
so mitgehn.
An Methusalems Hand sieht n
die Jahr' ihr nicht an.

Der Freymüthige.

Ulrich von Hutten, der unten Gekreutzigte, oben noch hängt er
In effigie, das heiſs' ich Justiz exercirt.

Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode.

Ei, da ist ja von allem etwas, das heiſs' ich den Zeitgeist
Würdigen! Aber ich seh', 's ist auch von allem nicht viel.

Abendzeitung.

Unter das Kissen am Abend gelegt, da taugt sie vortrefflich:
In phantasielosen Schlaf lullt uns ihr Ammengeschwätz.

Literarisches Conversationsblatt.

Eure Conversation will sich nicht sehr conserviren,
Manch ordinäres Geträtsch tischt prätendirend sie auf

Der Gesellschafter, von Gubitz.

Bunte Gesellschaft führst du uns vor, doch laſs sie: nur selber
Dichte nicht mehr, du schneid'st besser die Musen in Holz.

Mitternachtsblatt

Müllner, nachdem er den Hals auf der tragischen Bühne gebrochen,
Gehet als grausig Gespenst nun in der Mitternacht um

Die Schnellpost.

Eilt doch nicht so, ihr Juden, mit eurer wohlfeilen Schnellpost,
Die ihr gefärbtes Glas uns für Sapphire verkauft.

Curiositäten von Vulpius.

Curiositäten, ihr seyd mit dem Rinaldini
Das unsterblichste Werk unserer Literatur.

Jenaische Literatur-Zeitung.

Seit dich als Käskram nutzet dein inventioser Redaktor,
Macht sich der Käskram dich als Involuker zu Nutz.

Hallische Literatur-Zeitung.

Wunder, im salzigen Halle verlierst du des Salzes nur mehr stets:
Doch dein Aequator dreht nicht mehr im Schützen sich um.

Göttinger gelehrte Anzeigen.

Immer noch kömmt uns das Wischchen mit wöchentlichen Kritiken,
Wie bei der Pfeife Taback sie der Student fabricirt.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Zwölf Professoren, die sich in ihren Büchern zerfleischen,
Hauen die Literatur hier als Alliirt' in die Bank.

Wiener Jahrbücher der Literatur.

Wenn die Ligoriuskutten nicht euere Kanzel besteigen,
Nimmt sich gediegen und klug euere Stimme noch aus.

Hermes.

Doppeltgestaltig, getreu der mythologischen Sage,
Kommst du als Kaufmann bald, bald als ein Rhetor daher.

Professor Krugs politische Schriften.

Patriotisch sitzt auf hölzernem Gaule der Ritter
Krug, und die Unvernunft schieſst er mit Wasser zu todt.

Miscellen der Neckarzeitung.

Rufet doch ihr nicht aus: Philister über dir, Simson!
Sansculottenlicenz bringt ihr als Freiheit nicht an.

An * * *.

Gott bewahre die Welt vor eurer Regierung; ein Marat
Ist als Exempel auch schon in der Geschichte zu viel.

Wehe dem frevelnden Haupt, das ein Volk betrügt um die Freiheit.
Doch vor dem Pöbeltyrann herrsche, Tyrann auf dem Thron!

Offenbacher Staatsmann.

Daſs vor Jahrtausenden nicht du groſser Politikus da warst!
Mit dir hätte die Welt Solon verlacht und Lykurg.

Für der Legitimität Capitolium wachst du als treue
Gans durch Schnattern, verdient hast du des Vaterlands Dank.

In der Opposition da wollte dir's wenig behagen,
Das bringt Ruhm, doch es wird nur mit Gesichtern bezahlt.

Haytische Herrscherweisheit von König Christoph und sanfte
Türkische Humanität küssen sich zärtlich in dir.

Verbotene Erdbewegung.

Teufelswelt, die noch läuft! und den Goliath Galilai
  Machte doch Offenbachs David nun gänzlich kaput.

Hallers Restaurations-Lehre.

Trefflich restaurirst du den verdorbenen Magen der Staatskunst,
  Daſs, wenn sie Völker verschlingt, alles hübsch werde verdaut.

Aber sie ist nicht neu, du groſser Künstler, die Lehre,
  Machiavellische Kniff' und Jesuitenmoral.

Und es war für die Zeit so gesegneter Lehren behalten,
  Daſs man den Meineid macht zu des Gewissens Verdienst.

Sieg des Kreuzes.

Sieg des Kreuzes! das heiſst: an's Kreuz mit
Vernunft und mit Wahrheit,
Congregatorisches Gold zahlt die Exekution.

An die neuen Jesuiten.

In der Linken tragt für die Völker ihr Fesseln, die Rechte
Hält für der Heinriche Brust Dolche Lojolas bereit.

Finstert nur zu: im Zwielicht, da gehen die Wölf' auf den Raub aus,
Und den Hirten bedeckt Schlummer, so wähnt ihr, den Blick.

Irret euch nicht: der Meister, in dessen Namen zu zaubern
Ihr vorgebet, er läſst wahrlich nicht spotten mit sich.

Gelehrte Ansichten.

Motto der Menschheit.

Schafe waren wir einst, doch bewuſstlos, im Paradiese,
Aber am jüngsten Tag werden wir's wieder, bewuſst.

Zwischen liegt dann die Sünd', und die erzählt die Geschichte,
Sündhaft seyd ihr darum, weil die Geschichte noch währt.

Ratio sufficiens, als Einwurf.

Du bist über beides hinaus, über Sünd' und Geschichte,
'S ist kein Wunder darum, wenn du von beyden nichts weiſst

Docentenpfiff.

Weil du es fühlst, daſs du stolz nicht seyn kannst, lobst du die Demuth;
So sieht der Bettler voll Grimms gegen den König hinauf.

Heidnischer Stolz und christliche Demission.

Stolz war der Griech' in That und in Wort: du preisest die Demuth,
Doch was du denkest und schreibst, ist auch der Rede nicht werth.

Und warum demüthig erzeigst du dich, als um so stolzer
Nieder auf den zu sehn, dem deine Demuth gebricht?

Ewige Verdammniſs der Heiden.

Arme Griechen, ihr seyd des Teufels, dort schickt der Professor,
Weil er kein Griechisch versteht, euch aus Verzweifelung hin.

Quos ego!

Wart nur, die Philosophen hab' ich schon tüchtig gezwiebelt,
An die Theologos nun komm' ich, und pfeffre darein.

Daſs die Schlingel sich doch nicht, die Philosophen, bekehrten!
Wahrlich, der grobe Keil fand einen gröberen Klotz.

Neuste Medicin.

Blind' und Lahm' einst heilte der Heiland, hier heilt die Gesunden,
O du verkehrte Welt! einer, der blind ist und lahm.

Er kam nicht, den Frieden, den Krieg zu bringen nur, kam er;
Aber sein Schwert ist stumpf, aber sein Stachel ist matt.

Neustes Naturrecht.

Bartlos schreiben sie schon dem lieben Gott ein Naturrecht,
Daſs es ihm leid thun muſs, nicht ihr Scholare zu seyn.

Erbauliche Gesellschaft.

Pfarrer, Asceten und Stumme, welch eine solide Gesellschaft!
Euch hat der Teufel nichts an, der ennuiirt sich nicht gern.

Nym wohl habt ihr, den steifen, Pistol auch, den windigen Fähndrich,
Bardolph auch bläht sich bei euch mit dem Burgundergesicht.

Aber ach, wo habt ihr den lieben und wizzigen Falstaff?
Plunder ja seyd ihr zumal ohne den guten Sir John.

Trockne Ehrbarkeit führt mit gemäßigter Tugendbegeisterung
Hier den Vorsitz und tränkt euch mit dogmatischem Thee.

Ohne Weitres nunmehr mit dem gräulichen Göthe zur Hölle,
Denn wir Erwählten sind völlig ja hier unter uns.

Und da soll auch bei uns nichts Fleischliches walten als Kalbfleisch,
Geistiges nichts als der Geist in Curaçao zuletzt.

Der die Philinen erschuf, welch Beispiel für unsere Töchter,
Die mit dem Fürsten der Welt, ach! so geschwind sich verstehn.

Verwerfung des Alterthums.

Heiliges Alterthum, das ist's ja, wodurch du den Geist labst,
Daſs er sich frei aus dem Qualm träger Verdumpfung erhebt.

Sittliche Gröſse dir sprechen sie ab: so sprecht auch der Sonn' ab
Leuchtenden Glanz, sprecht ab rauschende Fluthen dem Meer.

Sittliche Grofse begehret von euch die Lehre des Heilands,
    Aber nur kleinlich erscheint Tugend wie Laster bei euch.

Keine Lehre gebot die sittliche Grofse dem Heiden,
    Selber sich gab er sie: euch mangelt sie trotz dem Gebot.

Byrons Verunglimpfer.

Alberne Vettern und Basen verdammten den edelen Britten,
    Thut ihr es nach, dann seyd alberne Basen auch ihr.

Ihn, der für christliche Brüder den Tod selbst muthig begrüfset,
    Mögt ihr verleugnen, der Herr sicher verleugnet ihn nicht

Kopfhängerische Tendenzen.

Religiosität, dich heilige suchen wir alle:
Aber zur Erde gebückt wandle das Thier, nicht der Mensch.

Hebet das Haupt frei auf zu dem heiligen Aether: der Vater
Reichet aus Höhen und Licht gerne dem Kinde die Hand.

Religiöser Dissensus.

Duldet euch unter einander: so sprach der gröſste der Lehrer;
Aber wie Katzen und Hund bellt ihr und prustet euch an.

Separatismus.

Auserlesen dünket ihr euch, ja wahrlich, man sieht es,
Daſs man erlas was nur faul sich und wurmig gezeigt.

Protestation.

Soll ich mich modeln nach euch? Der Polyp nur färbt sich nach fremden
Körpern: ich selbst will ich seyn. Knechte ja giebt es genug.

Qui vive?

Räuchert den mystischen Spuck mit assa foetida fort uns,
Welcher die Geister verwirrt, welcher die Herzen verderbt.

Sein Seminarium sind die unentschiedenen Köpfe,
Welche, nicht ganz und nicht halb, Irwische fangen im Moor.

Und die schleichenden Wölf' in dem Schafskleid sind seine Priester,
Welchen um's Linsengericht feil ist ihr göttliches Recht.

Illa loco fixos oculos aversa tenebat.

Wende den Blick hinweg von diesem Fleck, o Begeisterung,
   Daſs dich Entrüstung nicht reiſse zum Verse dahin.

Denn die Spiele der Muse soll heitere Würde beherrschen:
   Zeigt sich der Schalk, ihm sey scharf, doch nicht giftig, der Pfeil.

Lebensprincip.

Ruhig und klar, so wandle; den Geist durch die Alten gehellet,
Neuerem Schönen nicht fremd, Anmuth in Sitten und Wort.

Offen dem Freund, und dem Feind nicht schleichrisch, sondern geradaus
Redlich dir selbst, so wirst redlich auch andern du seyn.

Frieden im Haus, auf dem Tisch Appetitliches; rüstig die Glieder,
Munter das Herz und den Kopf, stürm' es dann draußen, wie's will.

Abschied.

Manches wäre zu sagen, und mancher Streich noch zu führen,
Aber für dießmal nehmt *was wir euch bringen* dahin.

◆

Xenien

des

Schillerischen Musenalmanachs

von 1797.

Vorerinnerung.

Als der Verleger sich zum Drucke vor-
tehendes literarischen Stammbüchleins
ntschlossen hatte, wurde ihm von einem
iebhaber der Literatur bemerkt, dafs
r sich ein Verdienst erwerben würde,
enn er die Xenien des Schillerischen
usenalmanachs von 1797, auf welche
er Verfasser der unsrigen sogar ein paar

mal im Text und in seinen Anmerkung
hindeutet, als eine Zugabe abdruck
lieſse; und da diese Zusammenstellu
allerdings eine interessante Vergleichu
gewährt, hat er der deſsfallsigen Ansic
Beifall gegeben, wobei jedoch ausdrüc
lich bemerkt wird, daſs hieran der He
ausgeber der neuen Xenien keinen A
theil hat. Bei Ueberlegung, ob man d
Text genau nach Schillers Almanach
ben, oder die Namensandeutungen a
füllen und sonstige Erklärungen hin
fügen solle, hat man das erste vorgezog
indem dem Leser weder mit der halb
ereten, bald witzelnden, bald geschw
zigen Erörterung, wie sie in dem
Anfange dieses Jahrhunderts unter d

Titel Literarische Spießruthen erschienenen Abdrucke der Xenien gegeben ist, noch mit der dürftigen und zugleich sehr indiscreten, im dritten Bande der schlechten Compilation: Göthe's Philosophie von Julius Schütz, gedient seyn kann; eine gründliche Erläuterung derselben aber eher einer ausführlichen Beleuchtung der polemischen Seite jener ganzen denkwürdigen Literaturperiode angehört. Das würde aber allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn, wollte ein dazu geeigneter Literator daran gehen, die zahlreichen Früchte literarischer Persiflage aus jener Zeit des üppigsten Genieergusses zu sammeln, zu ordnen, und im Einzel-

Univ.-Bibl. München

nen für das Verständniſs der Nachkommen, welchen so manche Besonderheit natürlich durch den Strom der Vergessenheit entzogen werden wird, mit Discretion zu erklären. Dieſs konnte nicht die Sache eines Büchleins seyn, welches den Freunden anmuthiger Ironie Stoff zu ergötzlicher Anregung, nicht aber dem, welcher Literaturgeschichte studieren will, befriedigende Aufſchlüsse geben will.

Xenien.

Triste surpercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris non sumus, ite foras.

Der ästhetische Thorschreiber.

Halt Passagiere! wer seyd ihr? wess Standes und Charakters?
Niemand passieret hier durch, bis er den Paſs mir gezeigt.

Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? nichts von französischem Gut?

Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Messieurs! es ist der Gebrauch, wer diese Straſse bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

Helf Gott.

Das verwünschte Gebettel! es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher fahr zu.

Der Glückstopf.

Hier ist Messe, geschwind, packt aus und schmücket die Bude,
Kommt Autoren und zieht, jeder versuche sein Glück.

Die Kunden.

Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende schenken sich selbst: doch Speise voll Ekel!
Dringt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf.

Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu seyn.

An einen gewissen moralischen Dichter.

Ja der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiſs doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's! zu dir.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wollust — nur mahlet den Teufel dazu.

Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

Der Kenner.

Alte Vasen und Urnen! das Zeug wohl könnt' ich entbehren,
Doch ein Majolicatopf machte mich glücklich und reich.

Erreurs et Verité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote, von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum den brachtest du fort!

H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Der Prophet.

Schade daſs die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte:
Aber ist das Poesie, daſs er erbärmlich sie fand?

Belsatzer, ein Drama.

König Belsatzer schmauſst in dem ersten Akte, der König
Schmauſst in dem zweiten, es schmauſst fort bis zum Ende der Fürst.

Gewisse Romanhelden.

Ohne das mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Künstler, wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

Pfarrer Cyllenius.

Still doch von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuſs, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

Neueste Schule.

Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun giebt es Geschmäcke:
Aber sag mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend das Aug' zu erfreun.

Der Zeitpunkt.

Eine groſse Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der groſse Moment findet ein kleines Geschlecht.

Goldnes Zeitalter.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

Manso von den Grazien.

Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Tassos Jerusalem von demselben.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso!
Daſs die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan.

Der Schulmeister zu Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Amor, als Schulkollege.

Was das entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu seyn.

Der zweite Ovid.

Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.

Das Unverzeihliche.

Alles kann mislingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu seyn.

Prosaische Reimer.

Wieland, wie reich ist dein Geist! das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein Caput mortuum ist.

Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie jener
Seine Armuth, du wärst unserer Bewunderung werth.

An seinen Lobredner.

Meynst du, er werde gröſser, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Feindlicher Einfall.

Fort in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Nekrolog.

Unter allen die von uns berichten, bist du mir der liebste,
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müſst ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

An gewisse Collegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr

An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

Der Commissarius des jüngsten Gerichts.

Nach Calabrien reist er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gieſst zu dem jüngsten Gericht.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben di Kärrner zu thun.

J—b.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrich zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Die Stockblinden.

Blinde, weiſs ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer,
Aber mit welchem Organ philosophiert denn das Volk?

Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muſs man den Beutel doch ziehn.

Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? der Philosoph wird's nicht minder;
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

Die bornierten Köpfe.

Etwas nutzet ihr doch, die Vernunft vergiſst des Verstandes
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

Bedientenpflicht.

Rein zuerst sey das Haus, in welches die Königinn einzieht,
Frisch denn die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, seyd ihr da.

Ungebühr.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttinn, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? ganz richtig.
Vornehm philosophiert heiſst wie *Roture* gedacht.

Der kurzweilige Philosoph.

Eine spaſshafte Weisheit docirt hier ein lustiger Doctor,
Bloſs dem Namen nach *Ernst*, und in dem lustigsten Saal.

Verfehlter Beruf.

Schade daſs ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.

Das philosophische Gespräch.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern: wer nennt zwei Monologen Gespräch?

Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt sich mit beiden nur ab, um zu spielen;
Nun so erboſset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

Litterarischer Zodiacus.

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es thut sich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

Zeichen des Widders.

Auf den Widder stöſst ihr zunächst, den Führer der Schafe.
Aus dem Dykischen Pferch springet er trotzig hervor.

Zeichen des Stiers.

Neben an gleich empfängt euch sein Namensbruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stöſst euch der Hallische Ochs.

Zeichen des Fuhrmanns.

Alsobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nah, so sprecht nur: Gelobet sey J–
C–! „In Ewigkeit!“ giebt man zum Gruſs euch zurück.

Zeichen des Bärs.

Nächst daran strecket der Bär zu K** die bleyernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

Zeichen des Krebses.

Geht mir dem Krebs in B** aus dem Weg, manch lyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.

Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daſs er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuſs.

Zeichen der Jungfrau.

Bucket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar.
Schmollt sie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S · · den groben Fäusten entschlüpfet,
Die Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.

Zeichen der Waage.

Jetzo wäre der Ort, daſs ihr die Waage beträtet,
Aber dieſs Zeichen ward längst schon am Himmel vermiſst.

Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n her,
Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' itzt Ophiuchus entgegen.
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.

Zeichen des Schützen

Seyd ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost, er liebt, und er versteht auch den Spaſs.

Gans.

Laſst sodann ruhig die Gans in L**g und G**a gagagen
Die beiſst keinen, es quält nur ihr Geschnatter das Ohr.

Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrieſst ihn, so giebt's etwas zu lachen für's Volk.

Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B • • • • den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daſs ihr euch eigene Wege gewählt.

Zeichen des Wassermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr • • • r Wassermann ferne,
Daſs er nicht über euch her gieſse den Elbestrom aus.

Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

Der fliegende Fisch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartet's geduldig,
In sein wässrigtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' sie verschwiegen,
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

Die Aufgabe.

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groſs und selten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

Partheygeist.

Wo Partheyen entstehn, hält jeder sich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

Das deutsche Reich.

Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiſs das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut!

Donau in B * *.

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.

Donau in O * *.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug das Volk der Phäaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieſs.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüſst der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frey.

Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleisse.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cæsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu C * *.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Pegnitz bei Nürnberg.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich flieſse nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die * *chen Flüsse.

Unser einer hats halter gut in * *chen Herren
Ländern, ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Auf Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluſs.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischoffs zu liefern,
Goſs der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr ihr Flüsse. Man sieht's, ihr wiſst euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

Gewissen Lesern.

Viele Bücher genieſst ihr, die ungesalznen, verzeihet,
Daſs dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F * * * S * * *,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Der Ersatz

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules, du erstiktest so gerne die Riesen,
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliscus! noch fest.

Charis

Ist dieſs die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers adlicher Hälfte geziemt.

Nachbildung der Natur.

Was nur einer vermag, das sollte nur einer uns schildern,
Voſs nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch, an und für sich, unsrer Beschauung schon werth.

Klingklang.

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt.
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daſs nichts sich zu Etwas gestalte,
Laſs das Etwas nur seyn! nie wird zu Etwas das Nichts.

Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd an's Fenster begiebt.

Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

K * *.

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben,
  Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab die Natur.

An die Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf leben und handeln, und lasset
  Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel!

Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser,
  Aber versuch' es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.

Louise von Voſs.

Warlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Juppiters Kette.

Hangen auch alle Schmierer und Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht hinunter, doch du ziehst sie auch schwerlich hinauf.

Aus einer der neuesten Episteln.

Klopstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoſsen,
Was er im höllischen Pfuhl Hohes und Groſses vernahm.

B * * s Taschenbuch.

ine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb und bei der Armuth gemacht.

Ein deutsches Meisterstück.

les an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

Unschuldige Schwachheit.

sre Gedichte nur trifft dein Spott? o schätzet euch glücklich,
Dafs das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

Das neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt, es steht zu erwarten,
Daſs man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Comödie nichts.

Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig,
Nun, und was machen sie denn alle? Das Mährchen, mein Freund.

Frivole Neugier.

s verlohnte sich auch den delphischen
Gott zu bemühen,
Daſs er dir sage, mein Freund, wer der
Armenier war.

Beyspielsammlung.

at bloſs Beyspielsammlung, nein, selber
ein warnendes Beyspiel,
Vie man nimmermehr soll sammeln für
guten Geschmack.

Mit Erlaubniſs.

n's nicht übel, daſs nun auch deiner
gedacht wird! Verlangst du
as Vergnügen umsonst, daſs man den
Nachbar vexirt?

Die Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver.
  Geist und Leben entschlupft flüchtig dem groben Scalpell.

Geschichte eines dicken Mannes.

Man sehe die Recension davon in der neuen deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent ruhmet, die Blähungen treibt

Anecdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem einzigen, handelt in diesen
  Blättern der zehenmalzehn tausendste sterbliche Fritz.

Literaturbriefe.

uch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

Gewisse Melodien.

efs ist Musik fürs Denken! So lang man sie hört bleibt man eiskalt,
Vier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

Ueberschriften dazu.

stig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

Der böse Gesell.

Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

Schriften für Damen und Kinder.

"Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder."
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

Dieselbe.

mer für Weiber und Kinder! Ich dächte man schriebe für Männer,
Und überlieſse dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

Gesellschaft von Sprachfreunden.

wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federchen an?

Der Purist.

nreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

An * *

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.

An * * *

Nein! Du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
Hörtest du dich nur genannt; darum verschon ich dich, Freund.

Garve.

Hör ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaſst.

Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem Rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem Rufenden nicht.

Stoſsgebet.

or dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.

Distinctionszeichen.

Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtchen!"
Freilich zu jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.

Die Addressen.

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber, doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

Schöpfung durch Feuer.

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schürfte bei sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klinget nicht schlecht, hier ist vulkanisch Gebürg!

Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

Triumph der Schule.

Welch erhabener Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum erst, wie ein Grundstein unten im Boden;
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag.

Wiederholung.

Hundertmal werd ich's euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum,
Ob ihn der gröſste Mann, ob ihn der kleinste beging.

Wer glaubts?

Newton hat sich geirrt? ja doppelt und dreifach! und wie denn?
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

Exempel.

chon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde,
O, Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüderchen nach.

Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huſs vielleicht, aber wahrhaftig
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen, und falsch geschlossen, am Ende
Blieb er, ein Britte, verstockt, schloſs er, bewieſs er sofort.

Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schlieſsen,
Referirten getrost, was er auch sah und bewieſs.

Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte, denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

Das Mittel.

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam;
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!“ So darf denn auf eurem
Rucken des Buttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

Sectionswuth.

Lebend noch exenterieren sie euch und seyd ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Prosector euch auf.

Kritische Studien.

Schneidet, schneidet ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schuler,
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muſs leihn!

Der astronomische Himmel.

So erhaben, so groſs ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg

Naturforscher und Transcendental-Philosophen.

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das Bündniſs zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern,
Wandeln nur beide gerad, finden sich beide gewiſs.

Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher, so seh ich die Welt * * * wenn du sie beschreibst.

Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

Der Plan des Werks.

Meine Reis' ist ein Faden, an dem ich drei Lustra die Deutschen
Nützlich führe, so wie formlos die Form mirs gebeut.

Formalphilosophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiſs wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh und Noth Stoff nur zusammen geschleppt.

Der Todfeind.

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäſs ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Philosophische Querköpfe.

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel.
Leerkopf schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um

Derselbe.

Nichts kann er leiden was groſs ist und mächtig, d'rum herrliche Donau
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

N. Reisen XI^{r} Band. S. 177.

Apropos Tübingen! dort sind Mädchen die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch giebt dort man die Horen heraus.

Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich Nickel, wenn du ein Späſschen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besichst.

Verkehrte Wirkung.

Rührt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich,
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

Pfahl im Fleisch.

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Die Horen an Nicolai

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, plumper Geselle! so fort.

Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, schwankest und Heringe fängst.

Briefe über ästhetische Bildung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend an dir.

Modephilosophie.

Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

Der Lastträger.

Weil du vieles geschleppt und schleppst und schleppen wirst, meinst du
Was sich selber bewegt könne vor dir nicht bestehn.

Die Waidtasche.

Regt sich was, gleich schießt der Jäger, ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

Das Unsterbliche.

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.

Die Xenien.

Was uns ärgert, du giebst mit langen entsetzlichen Noten,
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band schilt uns, da giebt es ein Blatt

Vorsatz.

Den Philister verdrieſse, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

Nur Zeitschriften.

Frankreich faſst er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern, doch sind beide papieren und leicht.

Das Motto.

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit, und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straſse mir zeigt.

Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler, ein ächter
Demokratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf.

Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich,
Aber du löbliches Volk bist so voll Hochmuth und grob.

An die Obern.

Immer bellt man auf euch! bleibt sitzen! es wünschen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn!

Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur maſsige Schriften zerfleischt.

An mehr als Einen.

Erst habt ihr die Groſsen beschmauſst, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn.

Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch sagen:
Rothe Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nikolai, sehr viel hast du dabei doch verdient.

Umwälzung.

Nein das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauſs, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuſs immer den leidigen Sand.

Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt' es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.

Kunstgriff.

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Dem Groſssprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken,
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

Mottos.

Sefze nur immer Mottos auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich, und zu beschmutzen die Schriften.
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.

Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Appollo! kein Spaſs.

Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verschreist und plunderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nothig, und nichts ist auch zu plundern an dir.

Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.

Abscheu.

Heuchler, ferne von mir! Besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

Der Hausierer.

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Dafs als Krämer sich nun Kr · · er nach Frankreich begiebt!

Deutschlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut! wir spedieren euch hier Kr · · · · als Mann von Verdienst.

Der Patriot.

Daſs Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht!

Die drei Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sansculott? In der Mitte,
Unten und oben besitzt jeglicher was ihm behagt.

Die Hauptsache.

Jedem Besitzer das Seine, und jedem Regierer den Rechtsinn!
Das ist zu wünschen, doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

Anacharsis der Zweite.

Anacharsis dem ersten nahmt ihr den Kopf weg, der zweite
Wandert nun ohne Kopf kläglich, Pariser, zu euch.

Historische Quellen.

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube, du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund, doch nahet sich täppisch
  Der Philister, um's Ohr saus' ihm der stechende Schwarm!

Etymologie.

Ominös ist dein Name, er spricht dein ganzes Verdienst aus,
  Gerne verschafftest du, gieng' es, dem Pöbel den Sieg.

Ausnahme.

Warum tadelst du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist;
  Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

Die Insekten.

Warum schiltst du die einen so hundertfach? Weil das Geschmeiſse,
Rührt sich der Wedel nicht stets, immer dich leckt und dich sticht.

Einladung.

Glaubst du denn nicht, man könnte die schwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

Warnung.

Unserer liegen noch tausend im Hinterhalt, daſs ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblöſst.

An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht, der Bösewicht zeugt euch die Raupe
Die euch den herrlichen Kohl, fast aus der Schüssel, verzehrt.

Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daſs er die Sperlinge scheuchet.
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub, und wie wenig Gepäck!

Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

Taschenbuch.

Viele Länder und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

Vossens Almanach.

Jmmer zu, du redlicher Voſs! beim neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergiſst.

Schillers Almanach 1796.

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück, glaubst du, wir danken dir das?

Das Paket.

Mit der Eule gesiegelt? Dann kann Minerva nicht weit seyn!
Ich erbreche, da fällt von und für Deutschland heraus.

Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher, regiert.

A. D. B.

Zehnmal geles'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

A. d. Z.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

Deutsche Monatschrift.

Deutsch in Künsten gewöhnlich heiſst mittelmäſsig! und bist du
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?

G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart' ich und deine herrschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäſs Ewald, der frömmelnde, schreibt.

Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

Horen. Erster Jahrgang.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

Minerva.

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.

Journal des Luxus und der Moden.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weifst du zu fördern, du bist ewig des Beifalls gewifs.

Dieser Musenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen Gaben,
Liebe Kollegen, von euch unser Kalender den Dank.

Der Wolfische Homer.

Sieben Städte zankten sich drum ihn geboren
zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriſs, nehme
sich jede ihr Stück.

M * * *.

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib'
uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die
dich so fertig bedient.

Herr Leonhard * *.

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften,
und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man
in allen vermiſst.

Pantheon der Deutschen, I. Band.

Deutschlands gröſste Männer und kleinste sind hier versammelt.
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

Borussias.

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mi dein Heldengedicht.

Guter Rath.

Accipe facundi Culicem studiose Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

Reineke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? der Stoff ist ja von gestern und heut.

Menschenhaſs und Reue.

Menschenhaſs? nein davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
keine Regung, jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

Schinks Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloſs er den schrecklichen Bund.

An Madame B * * und ihre Schwestern.

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parce, doch fürcht' ich,
Hört ihr alle zuletzt gräſslich als Furien auf.

Almansaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und Almansaris tobet?
Jene ist tugendhaft, Freund, dieſe beweiset, sie sey's.

B * *.

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag', was bliebe, Phantast, denn für ein Publikum dir?

Erholungen. Zweites Stück.

Dafs ihr seht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiemit euch die Vernichtung gereicht.

Moderecension.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft, so bist du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.

Dem Zudringlichen.

Ein für allemal willst du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach' im Zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang.

Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! o hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht!

Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Deine Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's für den einen,
Den sie jedes Mal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.

Charade.

Nichts als dein erstes fehlt dir, so wäre dein zweites genieſsbar,
Aber dein Ganzes mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

Frage in dem Reichsanzeiger W. Meister betreffend.

Zu was Ende die welschen Namen für deutsche Personen?
Raubt es nicht allen Genuſs an dem vortrefflichen Werk?

Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! habt nur einstweilen Geduld!

Verleger von P * * Schriften.

Eine Maschine besitz' ich, die selber denkt, was sie drucket,
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

Josephs II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?
Warlich der Kaiser, man sieht's, war auf dem Leipziger Markt.

Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften.

Wie auf dem U fortan der theure Schnorkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreiſsig Dukaten gesetzt.

G. G.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert,
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier.

Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

Sachen so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Letters gethan.

Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daſs wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

Auction.

Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt abgieng,
Werden die **Dinge an sich** morgen sub hasta verkauft.

Gottesurtheil.

(Zwischen einem Göttinger und einem Berliner)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter, geblasen!
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom Sporn!

Sachen so gestohlen worden.

(Immanuel Kant spricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet.
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein I. K. darauf.

Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe,
In Herrn Jacob's zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.

Schauspielerinn.

Furiose Geliebten sind meine Forçen im Schauspiel,
Und in der Komodie glänz' ich als Brantweinfrau.

Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr neues geschiehet.
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brot!

Recension.

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füſse um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

Literarischer Adreſskalender.

Jeder treibe sein Handwerk, doch immer steh' es geschrieben:
Dieſs ist das Handwerk, und der treibet das Handwerk geschickt.

Neueste Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heiſsen,
Nehm' ich das einzige aus, daſs du verrückt phantasierst.

Eine zweyte.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

Eine dritte.

Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitude nicht an, nur um natürlich zu seyn.

Schillers [illegible]de der Frauen.

Vorn herein s[illegible] sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.

Pegasus von Ebendemselben.

Meine zarte Natur schockiert das grelle Gemälde,
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.

Das ungleiche Verhältniſs.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück lieſs sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entsetzlich viel Geist.

Neugier.

Etwas wünscht' ich zu sehn, ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!

Jeremiade aus dem Reichs-Anzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.

Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben nicht mehr.

Scandal.

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.

Das goldne Alter

Schöne Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!

Komödie.

Komm Komödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süſser Amant, Maskarill, spaſshafter Knecht.

Alte deutsche Tragödie.

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
  Und du Menuettschritt unsers geborgten Kothurns.

Roman.

Philosophischer Roman, du Gliedermann, der so geduldig
  Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.

Deutsche Prosa.

Alte Prosa komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
  Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.

Chorus.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert.
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen, nur daſs niemand dabei was gewinnt.

Die zwey Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

Griechheit.

Griechheit, was war sie? Verstand und Maaſs und Klarheit, drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht.

Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande,
Bitt' ich! daſs sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daſs der Deutsche doch alles zu einem Aeuſsersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt!

Neueste Behauptung.

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen bloſs charakteristisch zu seyn.

Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreiſst sie das Herz so,
Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so!

Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel,
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.

Die höchste Harmonie.

Oedipus reiſst die Augen sich aus, Iokasta erhenkt sich.
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.

Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu sagen, sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.

Xenien.

Muse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Hast du vergessen, daſs wir nur Monodistichen sind?

Muse.

Desto besser! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.

Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

Sterilemque tibi Proserpina vaccam.

Hekate! Keusche! dir schlacht' ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewuſst.

Elpenor.

Mufs ich dich hier schon treffen Elpenor? Du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem Genick?

Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach, wie sie Freiheit schrien und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.

Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Trost.

Laſs dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

Seine Antwort.

Lieber mögt' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du erzählst.

Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?

Antwort.

Freilich walten sie noch, und bedrängen hart die Trojaner,
Schieſsen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest?

Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G * * * herrliche Saiten belebt.

Ajax.

Ajax, Telamons Sohn! So muſstest du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recension?

Tantalus.

Jahre lang steh' ich so hier, zur Hippokrene gebucket,
Lechzend vor Durst, doch der Quell, will ich ihn kosten, zerrinnt.

Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

Die dreyfarbige Kokarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzauſst?

Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe, und steckt keine drey Farben dir an!

Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat, noch dazu!

Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh, du unglückselger! Noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!

Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen,
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

Moses Mendelsohn.

Ja! Du siehst mich unsterblich! “Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen.”—Mein Freund, freue dich, dafs du es siehst!

Der junge Werther.

„Worauf lauerst du hier?”—Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut.

L * * *.

„Edler Schatten, du zürnst?”—Ja über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.

Dioscuren.

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide seyd ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.

Unvermuthete Zusammenkunft.

Sage Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behausung.
Liefs ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück?

Der Leichnam.

Ach, das ist nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es schiffte schon längst über den Lethe der Geist.

Peregrinus Proteus.

Siehest du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Lucian von Samosata.

„Nun Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weifs Jupiter! tüchtig geneckt."

Geständnifs.

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwatz oft auch die Klugen geplagt.

Alcibiades.

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuſs bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?

Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Iſst man denn, mit Vergunſt, spanischen Pfeffer bei euch?

Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wässrigten Speisen
So den Magen, daſs jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.

Viele Stimmen.

Mir her, ich sang der Könige Zwist! Ich die Schlacht bei den Schiffen!
Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!

Rechnungsfehler.

Friede! Zerreiſst mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.

Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu recitiren.)

„Warlich, nichts lustigers weiſs ich, als wenn die Tische recht voll sind
Von Gebacknem und Fleich und, wenn der Schenke nicht säumt.“

Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwey Dutzend,
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.

Philosophen.

Gut, daſs ich euch, ihr Herren, in Pleno beisammen hier finde,
Denn das Eine, was *noth*, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund, wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und sind längst schon von allem belehrt.

Dringend.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Einer aus dem Haufen.

Cogito ergo sum. Ich denke und mithin, so bin ich,
Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiſs.

Ich.

Denk' ich, so bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht!

Ein Zweyter.

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Ein Dritter.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es giebt kein Ding als mich selber!
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Ein Vierter.

Zweyerley Dinge laſs ich passieren, die Welt und die Seele,
Keins weiſs vom andern und doch deuten sie beide auf Eins.

Ein Fünfter.

Von dem Ding weiſs ich nichts, und weiſs auch nichts von der Seele,
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Ein Sechster.

Ich bin ich, und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu.

Ein Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist; ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht, mit der Vorstellung, drey!

Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen,
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt.

Ein Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

Ich.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie alle verwirret,
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort.

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daſs ich nicht tugendhaft bin.

Decisum.

Da ist kein anderer Rath, du muſst suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Heracliden.

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden,
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

„Pure Manier."

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher! wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab?

Ich.

Wegen Tiresias mufst' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu sehn.

Er.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Ich.

O die Natur, die zeigt auf unseren Bühnen sich wieder,
  Splitternackend, dafs man jegliche Rippe ihr zählt.

Er.

Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
  Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?

Ich.

Nichts mehr von diesem tragischen Spuck! Kaum einmal im Jahre
  Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

Er.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.

Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaſs, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naſs ist, gefällt.

Er.

Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia,
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?

Ich.

Keines von beiden! Uns kann nur das christlich-moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und burgerlich ist

Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromache mehr?

Ich.

Nichts! Man sieht bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.

Er.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Groſses begegnen, was kann Groſses denn durch sie geschehn?

Ich.

Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Er.

Woher nehmt ihr denn aber das groſse gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Ich.

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.

Er.

Also Eure Natur, die erbärmliche, trift man auf euren
Bühnen, die groſse nur nicht, nicht die unendliche an?

Er.

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche.
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Muse zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haschka hervor.

An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu dem Ringen der Platz.

◆

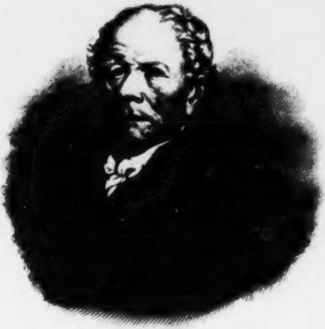
Berichtigungen.

Vorerinnerung Seite XIII, Zeile 14. lies Muſsespiele, und
Seite XIV. Zeile 6. l. Ausstellers.

Friedr. Wilh. von Hoven's

Autobiographie.

Univ. Bibl.
München



Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes,
aber ich fürchte den Tod nicht.

Biographie

des

Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven,

Königl. Baier'ſchen Ober-Medicinalraths, Mitglieds mehrerer gelehrten
Geſellſchaften und Ehrenbürgers von Nürnberg.

Von ihm ſelbſt geſchrieben und wenige Tage vor ſeinem Tode
noch beendiget,

herausgegeben

von

einem ſeiner Freunde und Verehrer.

Mit einem Titelkupfer

und einem Anhang von 18 Briefen Fried[illegible] Schillers.

Nürnberg, 1840.
Verlag von Joh. Leonh. Schrag.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Vorwort.

Nach dem Wunſche des verewigten Verfaſſers dieſer Autobiographie ſchicke ich als ſein vieljähriger Freund und in dankbarer Erinnerung an das, was er mir und vielen Andern geweſen iſt, derſelben einige Worte voraus.

Es war nach einem an Erfahrung ſehr reichen und in einer durchaus wohlthätigen Wirkſamkeit hingebrachten Leben die Aufgabe, die ſich der Verewigte noch in den letzten Jahren deſſelben machte, durch eine gewiſſenhafte Darſtellung deſſen, was er gethan und erfahren, wie auch deſſen, was er gewollt und was er als Ergebniß vielfältigen Nachdenkens gefunden hatte, auch noch dem nachfolgenden Geſchlechte nützlich zu ſein, und zugleich eben damit ſeinen zahlreichen Freunden ein, wie er hoffen durfte, werthes Vermächtniß zu hinterlaſſen. Dieſe ſeine Freunde und alle, die den Arzt und den Menſchen in ihm geſchätzt haben, werden ihn in dem, was er von ſich ſelbſt ſchreibt, ganz wieder erkennen: es liegt nicht allein ſein äußeres, ſondern auch ſein inneres Leben hier mit voller Klarheit dargeſtellt vor unſerm Blicke. Auch die, welchen der verewigte Verfaſſer perſönlich unbekannt geblieben iſt, werden in ſeiner Darſtellung die Sprache derjenigen Wahrheitsliebe erkennen und achten, die den mit ſich ſelbſt einigen, und in ſeinem Streben conſequenten Geiſt verräth, und die auch für die Bekenner abweichender und entgegengeſetzter Principien immer ihren Werth behält. Als das Werk eines Geiſtes, welcher ſich nach allen Seiten hin auszubilden ſuchte und für alles Menſchliche einen offenen, bis in ſeine letzte Zeit faſt jugendlichen Sinn behielt, mußte dieſe Biographie auch ganz und unverkürzt dem Publikum übertragen werden. Es war weder ein Recht, noch eine Verpflichtung vorhanden, andere Anſichten auf ein Buch anzuwenden, deſſen Verfaſſer damit nur ein Bild von ſich geben wollte. Uebrigens werden die hier zum erſtenmal gedruckten 18 Briefe von Schiller an Hoven, es wird die aufrichtige Hochachtung, die der große Dichter für des Verfaſſers Geiſt an den Tag legt, noch ein weiteres Zeugniß dafür abgeben, daß das Leben und Streben des Mannes in weitern Kreiſen bekannt zu werden verdiene.

Nürnberg, im Mai 1840.

Dr. Merkel.

Erſtes Buch.

Ich bin geboren in Stuttgart am eilften März ein tauſend ſiebenhundert und neun und fünfzig. Mein Vater, damals Lieutenant in einem Würtenbergiſchen Infanterie-Regiment, war zwar in Würtenberg geboren, aber ſtammte von einer Niederländiſchen Familie ab, die, wie ſo viele proteſtantiſche Familien, zu Philipps des Zweiten Zeiten auswanderte, und ſich in Bönnigheim, einem kleinen Städtchen in dem ſogenannten Zabergäu, anſiedelte. Daß die Familie unter die angeſehenen in ihrem Vaterland gehört hatte, beweiſt unſer adeliges Wappen, und daß ſie auch eine wohlbemittelte geweſen, iſt daraus zu ſchließen, daß die früheren Vorfahren meines Vaters in der Kirche zu Bönnigheim begraben wurden, was nicht geſchehen wäre, wenn ſie nicht ihrem Stande gemäß hätten leben können. Indeſſen kam die Familie im Lauf der Zeit immer mehr herunter, ſo daß nach dem Tod meines Großvaters das Beſitzthum ſeiner Wittwe in nichts weiter, als in einem kleinen Haus, einigen Morgen Getreidefeldern, und einem Weinberge beſtand. Von mehrern Kindern, welche ſie ihm geboren hatte, lebten nach ſeinem Tode noch zwei Söhne, von denen der ältere mein Vater war, und eine Tochter, welche nach dem Tod ihrer Mutter ſich an einen Würtenbergiſchen Quartiermeiſter, und nach deſſen Tod an einen bejahrten, aber wohlhabenden Dorfſchulzen verheurathete. Unvermögend, ſeinen Söhnen eine dem frühern Stand der Familie angemeſſene Erziehung zu geben, und eine demſelben entſprechende Laufbahn zu eröffnen, überließ er ſie ihrer Neigung, und ſo entſchieden ſich beide für den Militärdienſt. Der ältere, mein Vater, wurde zuerſt als Fourier bei einem Infanterie-Regiment angeſtellt, erwarb ſich durch ſeine Brauchbarkeit und ſein Wohlverhalten die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, und es dauerte nicht lange, ſo wurde er zum Lieutenant befördert. So war ihm nun eine Laufbahn eröffnet, wo er immer weiter kommen konnte, und in die Lage verſetzt, eine Familie anſtändig ernähren zu können.

Früher ſchon hatte er meine Mutter, die Tochter des Revierförſters und Stabsrichters Viſcher in Zavelſtein, kennen gelernt. Sie galt für eines der ſchönſten Mädchen in der Umgegend, und weil ſie auch überall in dem Rufe eines ſehr braven Mädchens ſtand, auch mein Vater ihrer Neigung zum voraus ſchon verſichert war, ſo bat er die Aeltern um die Hand der Tochter, und erhielt, nach einiger Bedenklichkeit, die Einwilligung derſelben. Die Verlobung wurde zu Zavelſtein gefeiert, wenige Wochen darauf erfolgte die Hochzeit, und ſobald der neue Ehemann die erforderlichen Einrichtungen in Stuttgart getroffen hatte, holte er ſeine junge Frau dahin ab.

Die erſte Frucht dieſer ſtets glücklichen Ehe war eine Tochter. Dieſe ſtarb bald nach ihrer Geburt, und nun kam ich auf die Welt. Als der erſt geborene Sohn, und jetzt noch das einzige Kind, war ich begreiflich meinen Aeltern Alles in Allem; aber die Freude an dem geſunden muntern Knaben wurde bald getrübt. Denn ich war noch nicht drei Jahr alt, ſo äußerte mein Großvater den Wunſch, den Knaben zu ſich zu nehmen, und meine Aeltern konnten dieſen Wunſch um ſo weniger unerfüllt laſſen, da ihnen bereits ein zweiter Sohn geboren worden, und meinem Vater Alles an dem Wohlwollen ſeines Schwiegervaters gelegen war. So brachten mich denn meine Aeltern in das großälterliche Haus nach Zavelſtein, und man kann ſich vorſtellen, mit welcher Freude die Großältern ihren erſten Enkel aufgenommen. Verläufig war ausgemacht, daß ich bis in mein ſiebentes Jahr bei ihnen bleiben ſollte, und da meine Aeltern überzeugt waren, daß die Großältern für die Erziehung ihres Enkels Alles thun würden, fiel es ihnen um ſo weniger ſchwer, ihn zurück zu laſſen, da ſich ihre Liebe bereits zwiſchen zwei Kindern theilte, und bald ein drittes zu hoffen war. Man ſagt, daß die Großältern die Enkel eher verzärteln, als die Aeltern die Kinder; allein dieß war nicht der Fall mit mir. So lieb ich auch den Großältern war, ſo thaten ſie doch nichts, was irgend einen phyſiſchen oder moraliſchen nachtheiligen Einfluß auf mich hätte haben können. Sie erkannten, daß bei einem Kind von drei Jahren es vorzüglich darauf ankomme, für ſeine Geſundheit zu ſorgen, und ſeinen Thätigkeitstrieb auf eine ſeinem Alter angemeſſene Art zu befriedigen. Das Erſte ſuchten ſie zu bewerkſtelligen, indem ſie mich ſtreng an eine geſunde einfache Koſt hielten, mir jede Art von Näſchereien verſagten, mich leicht und reinlich kleiden, kühl ſchlafen, und auch bei minder guter Witterung täglich Bewegung im Freien machen ließen; das Andere, indem ſie mehrere gutmüthige und wohlgezogene Kinder meines Alters zu meinen Geſellſchaftern machten, welche zu Hauſe mit mir ſpielen, und im Freien ſich mit mir herumtummeln ſollten. Der größte Theil dieſer Geſellſchafter waren natürlicherweiſe Knaben, doch waren auch Mädchen nicht ausgeſchloſſen, und unter den letztern war vorzüglich eines, einige Jahre älter als ich, das ſich wegen ſeiner Liebenswürdigkeit beſonders bei der Großmutter zu inſinuiren gewußt hatte. So lieb mir auch die Knaben waren, ſo war mir dieſes Mädchen doch noch viel lieber. Es ſchien mir immer etwas zu fehlen, wenn es nicht da war. Noch jetzt ſteht mir ſein Bild lebendig vor den Augen, und wenn Liebe ſchon in einem ſo zarten Alter möglich wäre, ſo würde ich ſagen, daß ich wirklich ſo Etwas für dieſes Mädchen empfunden habe.

Indeſſen war mein Umgang keineswegs blos auf Kinder beſchränkt; ich kam auch auf mancherlei Art mit ältern Perſonen in Berührung. Die Verwandtſchaft meiner Großältern war groß. Außer zwei Töchtern, welche noch unverheurathet waren, und zwei Söhnen, von welchen der ältere als herzoglicher Leibjäger, und der jüngere als Feldjäger angeſtellt war, hatte meine Großmutter auch noch drei in Zavelſtein und in Teinach verheurathete Schweſtern. Unter den Tanten war mir die jüngere Schweſter meiner Mutter am liebſten; ſie war meine eigentliche Pflegerin in dem großälterlichen Hauſe, und da ich auch in der Folge in näherer Berührung mit ihr blieb, ſo war es vorzüglich ſie, welche die Erinnerung an mein Kindesalter immer lebendig in mir erhielt.

Auch in dem Umgang mit den Großtanten befand ich mich wohl. Ich beſuchte dieſelben öfters, beſonders gerne auch die, welche an einen Wundarzt in Teinach verheurathet war. — Der Wundarzt hatte Kränklichkeits halber ſeine Profeſſion aufgegeben, lebte als Privatmann in Teinach, und weil er ein großer Kinderfreund und ich ein munterer zuthätiger Knabe war, ſo gewann er mich bald ſo lieb, wie ein eigenes Kind. Unter der Menge von Gegenſtänden, welche ich bei ihm ſah, intereſſirte mich beſonders eine Sammlung ausgeſtopfter Vögel, und eine Schmetterling- und Käferſammlung, welche er mir abwechſelungsweiſe vorzeigte: auch beſaß er ein ziemlich reiches Herbarium vivum, welches mich aber weniger intereſſirte, weil mir die friſchen lebendigen Pflanzen viel ſchöner vorkamen, als die getrockneten todten. Aber er hatte noch eine andere Sammlung, welche mich nicht weniger, ja noch mehr intereſſirte, als die vorhin genannten, eine Sammlung von Tabakspfeifen. Dieſe zeigte er mir zwar nicht vor, aber ich betrachtete ſie immer mit dem größten Vergnügen, weil mir die verſchiedenen Formen der Köpfe gar wohl gefielen, und die mancherlei gar ſchön gearbeiteten Pfeifenrohre als Dinge vorkamen, mit denen ſich auf mannigfaltige Art ſpielen ließe. Indeſſen ließ ich von dieſem Wohlgefallen nichts merken, aber um ſo mehr erregte beſonders der Anblick der Pfeifenrohre die Begierde nach dem Beſitze des einen oder des andern in mir. Dieſe Begierde vermehrte ſich, je öfter ich ſie anſah, und ſo geſchah es, daß ich, als ich mich einmal in dem Zimmer allein befand, ein Pfeifenrohr, welches mir beſonders wohl gefiel, wegnahm und zu mir ſteckte. Da der Pfeifenrohre mehrere waren, ſo vermißte der Beſitzer das entwendete nicht; aber um ſo mehr ängſtete mich deſſen Entwendung. Ich fühlte, daß ich etwas unrechtes gethan hatte, ich konnte wegen dieſes ängſtigenden Gefühls die ganze Nacht nicht ſchlafen, und mein einziger Gedanke war, wie ich das Pfeifenrohr eben ſo heimlich, wie ich es genommen hatte, wieder an ſeinen Platz bringen könne. Es gelang mir am folgenden Tag, wo bei meinem Eintritt in das Zimmer glücklicherweiſe Niemand zugegen war. Das Pfeifenrohr ward wieder an ſeinen Ort gelegt, und eine Laſt war mir vom Herzen, von welcher das Nachgefühl auch jetzt noch nicht in mir verſchwunden iſt. Da Kinder von meinem damaligen Alter noch keinen klaren Begriff von Eigenthum haben, ſo ſind ſolche kleine Diebſtähle allerdings zu entſchuldigen, und es iſt genug, um in der Folge dergleichen zu verhüten, ſie davor, als vor einem ſehr großen Unrecht, zu warnen. Aber es iſt ein großes Glück, wenn das Gefühl dieſes Unrechts bei der erſten Gelegenheit in ihnen ſelbſt erwacht, wie bei mir. Dieſem Umſtand glaube ich es vorzüglich danken zu müſſen, daß mir das Eigenthum Anderer mein ganzes Leben hindurch ſtets heilig geblieben, und auch die größten Beſitzthümer und Vorzüge Anderer nie ein Gefühl von Neid und Mißgunſt in mir erregt haben.

Aber ſo großes Vergnügen mir auch der Umgang mit allen dieſen Anverwandten machte, ſo war ich doch immer am liebſten in der Geſellſchaft meines Großvaters, und nichts freute mich mehr, als wenn er mich mit ſich in den Wald nahm. Dieß that er ſchon, ehe ich vier Jahre alt war, wo ich ihn, wenn es nicht zu weit ging, gewöhnlich begleiten durfte. Anfangs war ſeine Abſicht dabei bloß, mich an die freie Luft zu gewöhnen, und daher nahm er mich auch oft bei rauherer Witterung mit, denn er glaubte, daß den Körper nichts ſo ſehr ſtärke, als der Genuß der freien Luft und die Bewegung in derſelben. Weiterhin aber verband er damit noch einen andern Zweck, er wollte, daß ich auch die mancherlei Bäume im Wald, die mancherlei Pflanzen, die darin wachſen, die mancherlei Thiere, die darin leben, kennen lernen ſollte. So richtete er meine Aufmerkſeit auf Alles, was ich ſah, und ſo endlos auch meine Fragen waren, ſo beantwortete er ſie doch alle, wie er es meinem Alter für angemeſſen hielt, auf das freundlichſte. Daſſelbe geſchah auch, wenn er mich mit ſich auf ſeine Aecker und Wieſen, und in ſeine Gärten nahm, und ſo lernte ich denn eine Menge von Pflanzen und Thieren kennen, ohne zu wiſſen, wie ich dazu kam. Am meiſten intereſſirten mich jedoch die Vögel, weil ſie aber, wenn ich ſie näher betrachten wollte, immer davon flogen, ſo ſchoß der Großvater mir manchmal einen von einem Baum herunter, den ich, als ob er noch lebte, ſorgfältig nach Hauſe trug, und mit Frohlocken der Großmutter zeigte. Auch hielt der Großvater, um dieſem Intereſſe zu genügen, ſtets einige Vögel, als Zeiſige, Lerchen, Stieglitze u. ſ. w., deren Fütterung mir übertragen war, in niedlichen Käfigen, und dieſe kindliche Liebhaberei iſt ohne Zweifel die Urſache, warum mir unter allen Gattungen von Thieren die Vögel bis jetzt die liebſten geblieben ſind.

Nächſt dieſen Anverwandten lernte ich auch bald mehrere fremde Menſchen kennen, denn es iſt leicht zu erachten, daß es einem ſo braven, verſtändigen und tüchtigen Mann, wie mein Großvater war, weder in der Nähe noch in der Ferne an Freunden fehlen konnte. So hatte er ſich die meiſten Badegäſte, welche im Sommer Teinach beſuchten, zu Gönnern gemacht, beſonders aber die Jagdfreunde, welche er gewöhnlich auf der Jagd begleiten mußte, und zu welchen mehrere der bedeutendſten Männer im Lande gehörten. Aber auf einem eigentlich freundſchaftlichen Fuß ſtand er mit Männern ſeines gleichen, ſowohl in der nahe gelegenen Stadt Calw, als auf den Dörfern in der Umgegend. Bei den Beſuchen, die er ihnen machte, durfte ich ihn öfters begleiten, und noch öfter ſah ich ſie in dem großälterlichen Hauſe bei ihren Gegenbeſuchen. Von dieſen Freunden erinnere ich mich noch beſonders ihrer drei, des Revierförſters von Naislach, des Büchſenmachers von Berneck, und des Schloßverwalters in Teinach.

Der Revierförſter von Naislach war ein kleiner, hagerer Mann, von breiter Stirn, ungewöhnlich großen, über der Naſe zuſammengeſloſſenen Augenbrauen, einer langen ſchmalen Naſe, eingefallenen Wangen, hervorſtehendem Unterkiefer, ſchwarzen Haaren, und ſchwarzen lebhaften Augen. Dabei hatte er ein kurzes Bein, und hüpfte mehr als er ging. So oft er meinen Großvater beſuchte, ſprach er ſich unzufrieden über die obern Forſtbehörden aus, behauptete, daß ſie nichts verſtänden, und in ihrem Dünkel die Revierförſter, welche doch bei dem Forſtweſen die Hauptperſonen ſeien, über die Achſel anzuſehen pflegen. Der Großvater, welcher hierin viel billiger dachte, kam deshalb oft mit ihm in Streit, und um dem Streit ein Ende zu machen, brachte er ihn gewöhnlich dadurch zur Ruhe, daß er ihn, ohne ihn zu unterbrechen, fortreden ließ, und wenn er ruhiger geworden, in dem ihm eigenen Ton und mit freundlicher Miene ſagte: „Laſſen wir es damit gut ſein, Bruder, die Obern ſind einmal ſo, wie „ſie ſind, wir werden ſie nicht anders machen, ſeien und bleiben wir „nur tüchtige Förſter und gute Freunde, ſo darf uns alles andere nicht „kümmern.“

Der Büchſenmacher von Berneck war in ſeiner Art noch ein eigenerer Mann, als der Förſter von Naislach. Weil er für meinen Großvater arbeitete, ſo kam er öfter nach Javelſtein. Er war ein Mann ſchon ziemlich bei Jahren, ſehr geſchickt in ſeiner Profeſſion, und auch in der Ferne als ein vorzüglicher Büchſenmacher bekannt. Dieſe Celebrität hatte er vorzüglich meinem Großvater zu danken, der ihn überall, beſonders den vornehmen Badegäſten und Jagdliebhabern, empfohlen hatte. Indeſſen war Dankbarkeit nicht ſeine Sache. Er hielt alles Lob, was ihm zu Theil wurde, für Schuldigkeit und verbarg dieſes auch nicht vor meinem Großvater. So oft er auf Beſuch zu ihm kam, ſo mochte der Gegenſtand der Unterhaltung ſein, welcher er wollte, der Büchſenmacher wußte das Geſpräch immer auf ſeine Kunſt zu lenken, ſetzte den Werth derſelben umſtändlich auseinander, und endigte immer mit ſeinem Selbſtlob. Er war ebenfalls ein kleiner hagerer Mann, von ſchwarzen Haaren, ſchwarzen Augen, finſterem Blick, minder beweglich als der Förſter von Naislach mit ſeinem kurzen Bein. Beim Sprechen, Gehen, kurz bei allen ſeinen Bewegungen war er langſam, ſteif und gravitätiſch, und ſelbſt wenn er in einen leidenſchaftlichen Zuſtand gerieth, zeigte ſich dieſer ſelten anders, als daß ſein Blick lebhafter und ſeine Geſichtsfarbe röther wurde. Beſonders gerieth er in einen ſolchen leidenſchaftlichen Zuſtand, wenn er mit dem Förſter von Naislach zuſammenkam. Denn ſie hatten einander kaum begrüßt, ſo ging der Streit ſogleich an. Auch dem Raislacher arbeitete zwar der Büchſenmacher, und auch er war mit ſeiner Arbeit wohl zufrieden, aber das Selbſtloben des Büchſenmachers konnte er nicht leiden. Er ließ ihm zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber nie lobte er ſeine Gewehre, ohne ihm zugleich zu verſtehen zu geben, daß es doch noch weit geſchicktere Büchſenmacher gebe, als er, und führte zum Beweis die franzöſiſchen an, auf welche der Bernecker, wie auf die Franzoſen überhaupt, nicht das mindeſte hielt. Was ſie aber noch mehr an einander brachte, waren ihre politiſchen Meinungen. Der Förſter war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Königs von Preußen, deſſen Lob damals das Tagesgeſpräch war, der Büchſenmacher dagegen war Oeſterreichiſch geſinnt, und die Veranlaſſung zum Streit gab gewöhnlich, wenn der Förſter auf die Thaten der Franzoſen in dem ſiebenjährigen Krieg zu ſprechen kam. „Ich habe ſelbſt nichts auf die Franzoſen," ſagte der Büchſenmacher, „aber ſie ſind doch jederzeit gute Soldaten geweſen; hätten ſie ſich als Alliirte von Oeſterreich beſſer gehalten, ſo wäre der König von Preußen nicht ſo gut weggekommen, er wäre ein ganz kleines Fürſtlein geworden, und Jedermann hätte geſagt, es ſei ihm recht geſchehen, ſo wie man jetzt von nichts reden hört, als von dem großen König von Preußen, als ob nie ein ſo großer König und Herr in der Welt geweſen wäre." Auch mein Großvater war gut preußiſch, aber ließ auch Oeſterreich nichts zu Leide geſchehen. Er machte daher immer den Vermittler zwiſchen den Streitenden, und ſo ſchieden ſie jederzeit als gute Freunde von einander. Da ich bei dieſen Streitereien meiſtens zugegen war, aber nichts von dem Gegenſtand derſelben verſtand, ſo merkte ich mir bloß, was der Förſter zum Lob des Königs von Preußen geſprochen hatte, und da ich ihn immer den großen König nennen hörte, ſo verlangte ich von dem Großvater zu wiſſen, wie groß denn der König von Preußen ſei, und war höchſt verwundert über die Antwort, daß er ein ganz kleiner Mann ſei, weil ich mir vorſtellte, er müſſe wenigſtens noch einmal ſo groß ſein, als der Kammertürke des Herzogs, welchen ich in Teinach geſehen hatte. Der Großvater lachte herzlich über meine kindiſche Einfalt, und ſo oft er in der Folge von den Streitereien des Förſters und des Büchſenmachers ſprach, erinnerte er ſich auch jedesmal meiner kindiſchen Frage.

Ich komme nun auf den dritten Mann, den ich noch öfter, als die beiden vorgenannten, in dem großälterlichen Hauſe ſah, auf den Schloßverwalter in Teinach. Er hieß Klein, und ſeine Figur entſprach auch ganz ſeinem Namen. Unter den Freunden des Großvaters war er der kleinſte, aber niedlich gebaut, blond von Haaren, die Augen blau, die Naſe mehr ſtumpf, als gebogen, die Geſichtsfarbe ungewöhnlich roth. Er war ſchon ziemlich bejahrt, als ich ihn kennen lernte, doch war er noch lebhaft, geſprächig, und ſtets von heiterem Humor. Da Teinach von Zavelſtein nur eine halbe Stunde entfernt iſt, ſo beſuchte er meinen Großvater öfter, als die meiſten andern Freunde, und ſeine Beſuche waren ihm um ſo angenehmer, da er mancherlei Anekdoten von den Badegäſten zu erzählen wußte, mit welchen er in eine ungleich nähere Berührung kam, als mein Großvater. Dieſen intereſſirte vorzüglich, was er von den vornehmen Badegäſten, die er auf der Jagd begleitete, erzählte, und er war doppelt erfreut, von ihm zu vernehmen, daß dieſer oder jener gut von ihm geſprochen, weil er, wie ſo viele vom Bürgerſtande, ſich etwas darauf einbildete, bei den Vornehmen etwas zu gelten. Ein Schneider von Profeſſion war der Schloßverwalter anfangs bloß Schloßdiener, und ſein Geſchäft war, die ſchadhaften Tapeten, Seſſelüberzüge, Bett- und Fenſterverhänge ꝛc. auszubeſſern. Aber bald wurde er auf Empfehlung des Intendanten, welcher gewöhnlich vor der Badezeit nach Teinach kam, Aufſeher und dann Verwalter des Schloſſes, und da er als ſolcher nicht nur mit allen den vornehmen Badegäſten, welche im Schloß wohnen durften, ſondern auch ſelbſt mit der fürſtlichen Familie, von welcher alle Sommer das eine oder das andere ihrer Glieder das Bad beſuchte, in nähere Berührung kam, ſo glaubte er, ſich auch dieſem Verhältniß gemäß betragen zu müſſen. Aber wie leicht zu erachten, ging er darin viel weiter, als einem Schloßverwalter geziemt. Er kleidete ſich wie ein Mann von Stand, ließ ſich alle Tage friſieren, ging meiſtens in Schuhen und Strümpfen; indem er aber auch zugleich die Haltung und die Manieren der vornehmen Stände nachzuahmen ſuchte, verfiel er in ein affectirtes, ſteifes, geziertes Weſen, welches ihn eben ſo lächerlich machte, als das Hochdeutſch und die franzöſiſchen Wörter, welche er ſeinem affectirten Hochdeutſch einmiſchte. So ſuchte er ſeinen frühern Stand auf alle Weiſe vergeſſen zu machen; nur in dem Umgang mit ſeinen vertrautern Freunden war er natürlicher, und bei meinem Großvater, von dem er wußte, daß er ein Todfeind ſolcher Zierereien war, nahm er ſich beſonders in Acht.

Schon um deßwillen, noch viel mehr aber, weil er den Schloßverwalter, was er auch wirklich war, für einen braven Mann hielt, ſah er ihn gern bei ſich, auch machte er ihm, wenn er nach Teinach kam, meiſtens einen Gegenbeſuch, wobei ich ihn öfters begleiten durfte, weil der Schloßverwalter ein großer Kinderfreund war, mich beſonders lieb gewonnen hatte und mich mit allerlei Spaßmachereien auf das angenehmſte zu unterhalten wußte. Zuweilen beſuchte ich ihn auch ohne den Großvater, wenn ich die Tanten in Teinach beſuchte. Denn es war mir erlaubt, nun allein nach Teinach *zu gehen, nur* mußte ich immer den Fußweg nehmen, weil dieſer viel kürzer war und mir nichts Nachtheiliges auf demſelben zuſtoßen konnte. Nicht nur wurde ich von dem Schloßverwalter jederzeit auf das freundlichſte aufgenommen, ſondern er nahm mich auch öfters mit ſich, wenn er die Badegäſte in den Gaſthöfen beſuchte. So erinnere ich mich, daß, als ich ihn einſt in die Krone begleitete, uns auf der Treppe eine ſchöne junge Dame begegnete, die mich gar freundlich anſah. „Das iſt eine ſehr vornehme und reiche Dame,“ ſagte er, nachdem ſie vorübergegangen war, „die aber nicht bei Vernunft iſt.“ Ich verſtand nicht, was er damit ſagen wollte, denn ich hatte wohl ſchon ein Paar ſimpelhafte Menſchen, aber noch nie einen Wahnſinnigen geſehen. Am folgenden Tag, wo ihm die Dame wieder begegnete, fragte ſie ihn, wer der Knabe ſei, der ihn geſtern begleitet habe. Er antwortete, daß er der Sohn eines Officiers ſei, der bei ſeinem Großvater erzogen werde. Sie ſtutzte, und nachdem ſie ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, rief ſie auf einmal aus: „Nein! das kann nicht ſein, das iſt mein Sohn, er iſt gefunden, und ich will und muß ihn haben.“ Die Dame war nämlich auch an einen Officier verheurathet, ſie hatte einen Sohn geboren, der jetzt von meinem Alter ſein würde, wenn er nicht geſtorben wäre. Der Verluſt des Kindes hatte ſie wahnſinnig gemacht, denn ſie konnte ſich ſchlechterdings nicht von dem Tode des Kindes überzeugen, und ihre fixe Idee war, es ſei nicht geſtorben, ſondern von einem Zauberer entführt worden, und die Zeit ſei nahe, wo er es werde wieder zurückgeben müſſen. Ohne Zweifel hat ſie mich für das entführte Kind angeſehen, und es iſt leicht zu erachten, daß der Schloßverwalter ſeit dieſem Vorgang mich nicht mehr bei ſeinen Beſuchen mit ſich genommen, und auch ſein eigenes Zuſammentreffen mit dieſer Dame ſorgfältig vermieden hat.

Unter dieſen Verhältniſſen hatte ich bereits das fünfte Jahr zurückgelegt, und nun glaubte mein Großvater, daß es Zeit ſei, den Anfang im Leſen und Schreiben mit mir zu machen. Da er mich nicht in die öffentliche Schule ſchicken wollte, ſo ließ er mir von dem Schulmeiſter des Orts täglich, anfangs eine, dann zwei Privatſtunden geben. Die Stunden gab mir der Schulmeiſter in ſeiner Wohnung, und da er für einen Dorfſchulmeiſter eine ziemlich gute Methode hatte und mich zugleich ſehr liebreich behandelte, ſo kam ich bald vorwärts. Wem ich aber dieſes ſchnellere Vorwärtskommen vorzüglich mit zu danken hatte, war ſeine Tochter Erneſtine, eben das Mädchen, von deſſen Liebenswürdigkeit ſchon früher die Rede war. Denn wie dieſe Erneſtine früher meine liebe Geſpielin geweſen, ſo war ſie jetzt meine liebe Lehrerin geworden. Nach beendigter Lehrſtunde ließ ſie mich ſelten gleich nach Hauſe gehen, nicht um mit mir zu ſpielen, ſondern mich bald im Leſen, bald im Schreiben zu üben, im erſtern, indem ſie immer ein Buch bei der Hand hatte, aus welchem ich ihr vorleſen mußte, im letztern, indem ſie mich zu Schreibübungen nach Schriften von ihrer eigenen Hand, die wirklich recht ſchön waren, anhielt. So hatte ich es vorzüglich ihr zu danken, daß die von ihrem Vater für mich verfaßten Neujahrs- und Geburtstagswünſche, welche ich den Großältern beim Auswendigherſagen zugleich ſchriftlich übergab, ihnen ſo viel Freude machten.

Nachdem ich auf dieſe Art ziemlich fertig Leſen und Schreiben gelernt hatte, ſo ſollte nunmehr auch der erſte Unterricht im Lateiniſchen beginnen. Denn obſchon damals der Unterricht weder in den gelehrten Sprachen noch in andern wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mit der Haſtigkeit betrieben wurde, wie er jetzt betrieben wird, ſo ſtimmte doch der Großvater mit meinem Vater überein, daß, da einerſeits bloß vom Lateinlernen die Rede war, und andererſeits bei einen Knaben, welcher ſchon in der Wiege zum geiſtlichen Stande beſtimmt war und bereits das ſechſte Jahr angetreten hatte, mit dem Unterricht im Lateiniſchen nicht gezögert werden dürfe. Von einem Dorfſchulmeiſter, der wohl das Lateiniſche leſen konnte, konnte natürlicherweiſe kein Unterricht in der lateiniſchen Sprache ertheilt werden, und eben ſo wenig konnte mich der Großvater in die lateiniſche Schule in der zwei Stunden von Zavelſtein entfernten Stadt Calw ſchicken, wenn er mich nicht daſelbſt in Koſt geben wollte, was ſchon darum nicht anging, weil er vernünftigerweiſe mich eher meinen Aeltern zurückgegeben hätte. Es blieb ihm daher, um mich bei ſich zu behalten, nichts übrig, als ſich an den Pfarrer in Zavelſtein zu wenden, und er konnte von dieſem um ſo weniger eine abſchlägige Antwort befürchten, da ich unter den Kindern des Dorfs ihm das liebſte zu ſein ſchien. Ueberhaupt war der Pfarrer ein Kinderfreund, wie es wenige gibt, und da er ſelbſt kinderlos war und bei der beſtändigen Kränklichkeit ſeiner Frau ein eigenes Kind nicht zu hoffen hatte, ſo trug er die Liebe zu eigenen Kindern auf fremde Kinder über. So behandelte er mich denn ganz wie ſein eigenes Kind, nannte mich ſelten anders als ſeinen Sohn Fritz, auch war er und ſeine Frau mir faſt eben ſo lieb als der Großvater und die Großmutter. So oft ich zu ihm kam, wußte er mich auf das angenehmſte zu unterhalten, da er mit einer Menge von Spielſachen verſehen war, welche er mir abwechſelungsweiſe vorzeigte, und nachdem er mir bemerklich gemacht hatte, was alles damit zu machen ſei, zum eigenen Handthieren damit überließ. Hatte ich ausgeſpielt, ſo unterhielt er mich gewöhnlich damit, daß er mir ein in Reime gebrachtes chriſtliches Sprüchlein vorſagte und ſo oft wiederholte, bis ich es auswendig wußte, z. B.

Ich bin ein kleines Kind,
Und meine Kraft iſt ſchwach,
Ich möchte werden ein Chriſt,
Und weiß nicht, wie ich's mach'.

Oder:

Wer ein guter Chriſt will ſein,
Und dabei es weiter bringen,
Muß in ſeinem Kämmerlein
Fleißig beten, fleißig ſingen.

Daß ich mir auf das Auswendigwiſſen dieſer Reime, obſchon ich ihren Sinn unmöglich verſtehen konnte, ſehr viel einbildete, läßt ſich denken. Ich ſagte ſie her, wie ein abgerichteter Vogel die ihm angelehrten Wörter, und wollte immer mehrere lernen, weil ich ſah, daß es dem Pfarrer und den Großältern große Freude machte, wenn ich ſie ohne Anſtoß herſagte. So lernte ich beinahe alle Tage ein neues ſolches Sprüchlein; endlich verging mir doch die Luſt, und weit mehr ergetzte ich mich an den Erzählungen des Pfarres von ſeinen Jugendjahren, womit er mich gewöhnlich unterhielt, wenn er mich mit ſich in ſeinen Garten nahm. So erzählte er mir z. B. daß er einmal als ein kleiner Knabe ſich in einem nahe an der Stadt gelegenen Wäldchen verirrt habe, und weil man ihn nicht habe finden können, ſeine Aeltern ihn haben austrommeln laſſen, daß er aber deſſenungeachtet erſt zufällig von einem Fremden, der ihm in dem Wäldchen begegnet, gefunden und nach Hauſe gebracht worden. So erzählte er mir ein andermal, wie er ſchon in ſeiner frühen Kindheit Luſt gehabt, ein Geiſtlicher zu werden, daß es aber ſeine Aeltern anfangs nicht hätten zugeben wollen, weil ſie zu arm ſeien, ihn ſtudieren zu laſſen, endlich aber doch ſeinem Willen nachgegeben, weil ſie ihn öfters, wenn er allein zu ſein glaubte, auf einem Stuhl, wie auf einer Kanzel, ſtehend hätten predigen hören und gar viel Vergnügen an ſeiner ſtarken Stimme, ſeiner guten Ausſprache und ſeinen Geſticulationen gehabt hätten. Dieſe Erzählung gefiel mir, weil ich auch ein Geiſtlicher werden wollte, beſonders wohl; auch ich ſtellte mich, wenn ich mich allein wußte, auf einen Stuhl und machte den Prediger, aber damit begnügte ich mich nicht. Ich wollte auch in der Kirche von der Kanzel herab predigen, und als ich einmal im Vorbeigehen die Kirchenthüre offen ſah, ſchlich ich mich hinein, beſtieg die Kanzel und mit lauter Stimme ſprach ich oder ſchrie vielmehr die chriſtlichen Reime herunter, welche der Pfarrer mich gelehrt hatte. Die Vorübergehenden, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, erkannten beim Eintritt in die Kirche ſogleich den kleinen Prediger, riefen dann den zunächſt an der Kirche wohnenden Meßner herbei, der mich ſcheltend von der Kanzel herunter trieb, von der Kirche in das Pfarrhaus lief und dem Pfarrer den Vorgang pflichtmäßig anzeigte. Der Pfarrer verwieß mir zwar dieſe kecke Ungezogenheit, wie es ſich gebührte; aber es freute ihn doch, daß ſein Beiſpiel ſo mächtig auf mich gewirkt hatte, und, wie meine Großältern, und beſonders die Großmutter, glaubte auch er, in dieſem voreiligen Beſteigen der Kanzel eine günſtige Vorbedeutung meines Berufs zum geiſtlichen Stand zu erkennen.

So gut gegen mich geſinnt nahm der Pfarrer das Anſinnen meines Großvaters wegen des Unterrichts im Lateiniſchen nicht nur mit Wohlgefallen auf, ſondern er erklärte auch, daß er dieſen Unterricht mit um ſo mehr Vergnügen übernehme, da er ſelbſt kinderlos ſei und auf das Vergnügen, einen eigenen Sohn zu unterrichten, verzichten müſſe. Allein der verſprochene Unterricht hatte noch nicht angefangen, ſo wurde der Pfarrer zum Oberpfarrer, damals in Würtenberg Spezial genannt, in der fünf Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt Lauffen am Neckar befördert. Der Unterricht wurde daher bis zur Ankunft des neuen Pfarrers in Zavelſtein ausgeſetzt, in der Hoffnung, daß dieſer eben ſo wenig abgeneigt ſein werde, denſelben zu übernehmen, als der abgegangene. Die Hoffnung blieb nicht unerfüllt. Der neue Pfarrer, dem ich gleich nach ſeiner Ankunft von meinem Großvater vorgeſtellt wurde, übernahm den Unterricht mit Vergnügen, und da er mich eben ſo liebreich behandelte als mein bisheriger Lehrer im Deutſchen, ſo machte ich bald erfreuliche Fortſchritte. Die lateiniſchen Buchſtaben hatte mich ſchon der Schulmeiſter kennen gelehrt; bei dem Pfarrer lernte ich zuerſt die lateiniſchen Wörter leſen, dann die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache ſelbſt, ſo daß ich bald Decliniren und Conjugiren, Subſtantivum und Adjectivum zuſammenſetzen, leichte Exempel vom Gebrauche der Zeitwörter machen konnte, während ich bei meinem guten Gedächtniß eine Menge Vocabeln auswendig gelernt hatte.

Indeſſen kam die Zeit, wo ich das großälterliche Haus verlaſſen ſollte, immer näher. Ich wurde im nächſten Frühjahr ſieben Jahre alt, und da ausgemacht war, daß ich nicht länger, als bis zu meinem ſiebenten Jahr bei meinen Großältern bleiben ſollte, ſo durfte meine Rückkehr in das älterliche Haus nicht länger verzögert werden. Es kam daher bloß auf die nähere Beſtimmung der Zeit an, wenn mich meine Aeltern von Zavelſtein abholen wollten, und ein Brief an den Großvater kündigte den Tag ihrer Ankunft an. Durch meinen langen Aufenthalt bei den Großältern waren mir die Aeltern, obſchon ſie mich gewöhnlich alle Jahre beſuchten, fremd geworden, und da mich ſchon der Gedanke, daß ſie mich bei ihrem bevorſtehenden Beſuch mit ſich nehmen werden, ängſtigte, ſo kann man ſich denken, welchen Schrecken mir ihre Ankunft in Zavelſtein verurſacht hat. Natürlich konnte dies meinen Aeltern nicht entgehen. Sie ſahen mit Betrübniß, daß meine kindliche Liebe auf die Großältern übergegangen, und da ſie wußten, daß auch die Großältern ſich ſchwer von ihrem Enkel trennen würden, ſo war ihnen wirklich auf den Augenblick dieſer Trennung bange. Da mein Vater nur auf acht Tage Urlaub hatte, ſo konnte auch die Abreiſe nach Ludwigsburg nicht länger verzögert werden. Aber es ging beſſer, als meine Aeltern erwartet hatten. Die Jugend iſt leichtſinnig, und neue Eindrücke verdrängen bald die alten. Meine Aeltern hatten durch ihr freundliches Benehmen gegen mich auch meine Zuneigung zu ihnen gewonnen, die Großältern thaten ſich Gewalt an, ihre Betrübniß über die Trennung von ihrem Enkel zu verbergen, die Vorſpiegelung, wie ſchön es in Ludwigsburg ſei, erregte die Neugierde des Knaben, das Verſprechen, daß ich die Großältern bald beſuchen dürfe, beruhigte mich über die nahe Trennung, und die Zuſage der Tante Chriſtiane, daß ſie mich nach Ludwigsburg begleiten und recht lange dort bleiben werde, machten mir den Abſchied von den Großältern leichter, und ſo reiſte ich denn an dem feſtgeſetzten Tag an einem ſchönen Morgen mit meinen Aeltern und der Tante von Zavelſtein ab.

Am Abend deſſelben Tages kamen wir in Ludwigsburg an. Mein Bruder, damals ein Knabe von nicht vollen ſechs Jahren, den ich nur ein einziges mal in Zavelſtein, wohin ihn meine Aeltern bei ihrem vorletzten Beſuch mitgenommen, und eine Schweſter von drei Jahren, die ich noch nie geſehen hatte, kamen uns freudig entgegen. Die Aeltern hatten mir ſo viel Gutes und Liebes von beiden geſagt, daß ich, zwar anfangs etwas befremdet, ihnen zutraulich nahete, und dadurch auch ſie an mich zog. Ich mußte bald zu Bette gehen, und ermüdet von der Reiſe ſchlief ich bald ein, und die ganze Nacht hindurch fort. Aber beim Erwachen, wo ich Alles um mich her anders ſah, als in Zavelſtein, ergriff mich eine Wehmuth, die ich zuvor nie empfunden hatte. Ich war ſtill, in mich gekehrt, und wie die Tante hereintrat, fing ich an bitterlich zu weinen. Natürlich konnte dieſe Gemüthsſtimmung meinen Aeltern nicht unerwartet ſein, daher ging mein Vater, um mich aufzuheitern, ſo bald ich angekleidet war, mit mir aus, und führte mich in der Stadt herum, in der Hoffnung, daß der Anblick ſo vieler zuvor nie geſehener Dinge mich in eine heiterere Stimmung verſetzen würde. Aber das Gefühl, nicht zu Hauſe zu ſein, überwältigte alle andere. Alles erſchien mir fremd, auch meine Aeltern nicht ausgenommen. Die Stadt war mir zu groß, die Straßen zu weit und zu lang, die Häuſer zu hoch, der Menſchen, die ich in den Straßen hin und hergehen ſah, zu viel, und es dauerte mehrere Wochen, bis ich mich an dieſe fremde Welt gewöhnt hatte. Indeſſen ließ mir der Vater nicht viel Zeit, dieſen Gefühlen nachzuhängen. Gleich wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich von ihm in die Schule geführt, und nach erſtandenem kurzen Examen in die unterſte Klaſſe der lateiniſchen Schule aufgenommen. Wie in den zwei höhern Klaſſen, war auch in dieſer nur ein einziger Lehrer angeſtellt, und es wurde nichts in derſelben gelehrt, als das Lateiniſche, blos der Freitag war der deutſchen Sprache gewidmet, ſo wie der Sonntag dem Religionsunterricht in der Kirche, wo die Schüler Vormittags der Predigt, und Nachmittags der Katechiſation beiwohnen mußten. Im Sommer dauerte der Unterricht Vormittags von ſieben bis eilf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr; im Winter ging der Vormittags-Unterricht eine Stunde ſpäter an, der Nachmittags-Unterricht endigte eine Stunde früher, und jedesmal wurde der Unterricht mit einem Gebet angefangen. Der Lehrer dieſer Klaſſe war zwar ein ernſter, etwas ſtrenger Mann, aber er behandelte ſeine Schüler freundlich, und die fleißigen beſuchten die Schule gern. Da die Schüler dieſer Klaſſe erſt Anfänger waren, und ich ſchon einen ziemlich guten Grund im Lateiniſchen gelegt hatte, ſo wurde ich ſogleich unter die erſtern eingereihet, unter denen ich auch meinen Platz fortan behauptete. Das Lernen machte mir Freude, weil der Präceptor (denn ſo hießen die Lehrer in der lateiniſchen Schule) mich ſtets freundlich behandelte, und ſich mit meinen Fortſchritten zufrieden bezeigte, und ſchon im folgenden Jahre war ich ſo weit, daß ich in die zweite Klaſſe verſetzt werden konnte. Auch in dieſer Klaſſe wurde außer der lateiniſchen Sprache nichts weiter gelehrt; allein wie in der erſten nur das Dekliniren und Konjugiren, die Syntax und das Vokabelnlernen getrieben wurde, ſo ging es in der zweiten an das Exponiren der in den eingeführten Schulbüchern enthaltenen Aufſätze, das Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, die ſo genannten Exercitien ꝛc. Der Lehrer an dieſer Klaſſe war zwar ebenfalls ein tüchtiger Schulmann, und ließ ſich auch den Unterricht ſehr angelegen ſein; aber er gehörte zu den Frommen, und ſah weniger darauf, daß wir große Fortſchritte in der lateiniſchen Sprache machten, als daß wir fleißig in die Predigt gingen, nie die Katechiſation verſäumten, und, wie in der Schule, auch außerhalb derſelben uns ſtets ſo betrugen, wie es einer frommen chriſtlichen Jugend gezieme. Daher ließ er auch am Freitag, wo das Deutſche getrieben wurde, gewöhnlich chriſtliche Bücher leſen, und nicht ſelten hielt er mit uns, wie in der Kirche, förmliche Katechiſationen. Waren wir ihm dabei nicht aufmerkſam genug, und konnten wir die geiſtlichen Lieder, die er uns auswendig zu lernen aufgab, nicht fertig herſagen, ſo rügte er es hier zwar blos mit Worten, aber er merkte ſich die Unaufmerkſamen, und wenn einer beim lateiniſchen Unterricht ſich nicht aufmerkſam, fleißig und ſittſam betrug, ſo bekam er die Schläge, welche er ihm dort zugedacht hatte, hier deſto gewiſſer. Daher liebten wir ihn, bei aller Achtung, die wir vor ihm hatten, weniger, als den Präceptor der erſten Klaſſe, und wir waren um ſo fleißiger in den lateiniſchen Lehrſtunden, je mehr wir wünſchten, ſo bald wie möglich, in die dritte Klaſſe befördert zu werden. Dieſe Beförderung geſchah nämlich jährlich einmal im Herbſt, und es kam darauf an, wie man in der von dem Obergeiſtlichen oder Spezial vorgenommenen Prüfung beſtanden, um ein Jahr früher in eine höhere Klaſſe befördert zu werden. Solchergeſtalt durfte ich auch in der zweiten nur ein Jahrlang bleiben, und kam nun in die dritte, wo zwar das Lateiniſche wiederum der Hauptgegenſtand des Unterrichts war, zugleich aber auch Griechiſch und Hebräiſch gelehrt wurde, jenes als Vorbereitung zu den gelehrten Studien überhaupt, dieſes als Vorbereitung zum Studium der Theologie insbeſondere. Der Lehrer an dieſer Klaſſe hatte den Titel Ober-Präceptor, und hieß Jahn. Er war ein Geiſtlicher, wie der Präceptor der zweiten Klaſſe, aber er predigte nie, wie dieſer oft that, weil er bei der Schule bleiben, und kein Pfarramt annehmen wollte. Seit ſeinen Univerſitätsjahren hatte er ſich dem Schulweſen gewidmet, und theils durch dieſe vieljährige Uebung, theils wegen ſeines ausgezeichneten Talents zum Schullehrer, hatte er ſich dazu ſo ausgebildet, daß er lange zuvor, ehe er nach Ludwigsburg berufen wurde, für einen der vorzüglichſten Männer in ſeinem Fach anerkannt war. Ich habe in meinem Leben viele Lehrer gehabt, aber ich kenne keinen, der in ſeinem Fach vorzüglicher geweſen wäre, als er in dem ſeinigen. Meiſter ſowohl im Griechiſchen und Hebräiſchen, als im Lateiniſchen, hatte er auch bei ſeinem Unterricht eine Methode, welche ganz dazu geeignet war, ſeine Schüler weiter zu bringen, ohne daß ſie gewahr wurden, wie es eigentlich damit zuging. Außer der hohen Würde, durch die er ihnen imponirte, und dem ruhigen Ernſte, mit dem er ſeinen Unterricht ertheilte, war es vorzüglich die Conſequenz, mit welcher er bei demſelben verfuhr. Er kannte jeden ſeiner Schüler, ſo viel auch ihrer waren, genau, und da er wußte, was er jedem zutrauen dürfe, wußte er auch jeden nach Maßgabe ſeiner Vorkenntniſſe zu fördern, ſo daß zuletzt auch der minder Fähige dem Fähigern nur wenig nachſtand. Zwar waren die Gegenſtände, worüber er Unterricht zu geben hatte, blos die oben genannten gelehrten Sprachen; aber bei der Erklärung der lateiniſchen und griechiſchen Schriften, welche er mit ſeinen Schülern las, brachte er ihnen zugleich ſo viele geographiſche, hiſtoriſche, überhaupt ſo viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe bei, daß ſie viel vorbereiteter in die höhern Studienanſtalten aus ſeiner Schule übergingen, als aus allen andern lateiniſchen Schulen im Lande. Wie viele vortreffliche Männer ihm dieſe Vorbereitung zu ihren gelehrten Studien zu danken gehabt, iſt gewiß in Würtenberg noch nicht vergeſſen, und ich halte es um ſo mehr für Pflicht, ſeiner hier dankbar zu gedenken, da ich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſein Hausarzt geweſen. Er ſtarb als ein hochbejahrter Mann an der Waſſerſucht nach ſchweren und langen Leiden, aber er litt und ſtarb mit derſelben Ruhe und Geduld, die er ſtets als Lehrer bewieſen hatte, und ich geſtehe, daß ich als Mann mit eben der Verehrung an ſein Krankenbett trat, als vormals als Knabe in ſeine Schule. Ich werde noch einmal Gelegenheit haben, von dieſem würdigen Schulmann zu ſprechen, und fahre nun in meiner Erzählung weiter fort.

Es iſt leicht zu erachten, daß es mir unter den Schülern, die mit mir zugleich die Schule beſuchten, keineswegs an Kameraden fehlen konnte, allein nur mit wenigen kam ich in ein eigentliches freundſchaftliches Verhältniß. Schon von meiner früheſten Jugend an gewöhnt, nur wenige Knaben meines Alters um mich zu ſehen, theils weil in dem Dorfe, wo ich meine Kinderjahre zubrachte, der Knaben meines Alters überhaupt nicht viele waren, theils weil meine Großältern mir nur mit den wohlgezogenſten umzugehen erlaubten, fühlte ich auch kein Bedürfniß weitläuftiger Bekanntſchaften. Aber noch mehr beſchränkte mich mein Vater in meinem Umgang, indem er einerſeits ſeine Kinder, und insbeſondere ſeine Söhne, von Jugend auf zu einem anſtändigen und würdigen Betragen gewöhnen wollte, und andererſeits, weil beide Söhne ſtudieren ſollten, ſtreng darauf ſah, daß keine Zeit zum Lernen verſäumt werde. Es ſollte etwas Ausgezeichnetes aus uns werden, damit nicht nur das vormalige Anſehen der Familie durch uns wiederhergeſtellt werde, ſondern auch daß wir durch uns ſelbſt, nicht durch Empfehlungen und Protektionen, zu Anſehen und Würden gelangen ſollten. Denn mein Vater konnte nicht vergeſſen, daß er der Abkömmling einer vornehmen adeligen Familie ſei, und wie er ſelbſt, als Officier, dieſes Ziel immer vor Augen hatte, ſo ſollte es durch ſeine Söhne wirklich erreicht werden. Daher ermahnte er uns ſtets zum Fleiß, nicht nur in, ſondern auch außerhalb der Schule, ſah mit Strenge darauf, daß wir zu Hauſe die uns aufgegebenen Penſen auf das Pünktlichſte fertigten, und in den freien Stunden, auf Spaziergängen, und bei unſern körperlichen Uebungen, uns nur zu denjenigen Kameraden hielten, von denen er glaubte, daß ſie uns im Fleiß und in der Geſittung zum Muſter dienen könnten. Was jedoch meinem Vater bei der Durchſetzung dieſer Erziehungsmaximen vorzüglich zu ſtatten kam, war, daß der ehemalige Pfarrer in Zavelſtein, und nachmalige Spezial in Lauffen, zum Spezial in Ludwigsburg befördert worden war. Ich hatte an ihm wieder meinen alten Freund und Gönner gefunden. So oft es meine Zeit und ſeine Geſchäfte erlaubten, war ich bei ihm. Allein wie er mich in Zavelſtein mit Spielereien, gereimten geiſtlichen Sprüchlein und Erzählungen unterhalten hatte, unterhielt er mich jetzt auf eine ernſtlichere Weiſe, indem er mir nicht nur im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen forthalf, ſondern auch keine Gelegenheit verſäumte, mich zu einem wohlgeſitteten Betragen zu ermahnen, wobei er gewöhnlich damit ſchloß, daß ich mich auf das ſorgfältigſte des Umgangs mit leichtſinnigen und ungezogenen Knaben, die er die böſen Buben nannte, enthalten ſolle. Solchergeſtalt wurden natürlicherweiſe meine Kameradſchaften immer beſchränkter, und ohne Zweifel wäre ich zuletzt ein finſterer Sonderling oder gar ein frommer Kopfhänger geworden, wenn nicht meine Beſuche in dem Spezialathauſe zeitig genug von meinem Vater beſchränkt worden wären. So beliebt der Spezial nicht nur als Pfarrer in Zavelſtein, ſondern auch als Spezial in Lauffen geweſen war, ſo wenig konnte er die Gunſt des Publikums in Ludwigsburg gewinnen. Schon als ein geborner Ludwigsburger, und der Sohn eines Bäckers, hatte er das Vorurtheil des Publikums gegen ſich; allein noch mehr ſchadete ihm bei demſelben ſein Beſtreben, durch affektirtes Geltendmachen ſeiner hohen geiſtlichen Würde ſeine niedere Geburt vergeſſen zu machen, vorzüglich aber ſeine Art zu predigen, indem die meiſten ſeiner Kanzelvorträge Strafpredigten waren, worin er Alles, was er für anſtößig und einem chriſtlichen Wandel unangemeſſen hielt, wie z. B. das Tanzen an Kirchweihen, das Erſcheinen auf Maskeraden, ja ſelbſt das Beſuchen des Theaters, auf eine eben ſo anzügliche als plumpe Art rügte. So verlor er die Gunſt des Publikums nicht nur überhaupt, ſondern er brachte auch viele einzelne Perſonen, welche die Anſpielungen in ſeinen Predigten auf ſich bezogen, gegen ſich auf, und zu dieſen gehörte beſonders der als Dichter und Muſikus rühmlich bekannte, und in der Folge wegen ſeiner Gefangenſchaft auf der Feſtung Hohen-Aſchberg noch berühmter gewordene **Schubart**. Dieſer war damals Organiſt an der Stadtkirche zu Ludwigsburg, und weil er die Orgel gut ſpielte, ſo ſpielte er auch nach dem Gottesdienſte öfters noch fort, aber gewöhnlich keine geiſtliche, ſondern ſo genannte weltliche Lieder. Dieß verdroß nun den Spezial gewaltig, und er war darüber um ſo aufgebrachter, da er argwohnte, viele ſeiner Zuhörer gingen blos dieſes Orgelſpiels wegen in die Kirche. Daher verbot er dem Organiſten dieſes Orgelſpiel nach der Kirche nicht nur von Amtswegen, ſondern er ließ auch ſeinen Groll gegen ihn auf manche andere Art aus. Aber Schubart, der die Stimme des Publikums für ſich hatte, kehrte ſich nicht an das Verbot. Er ſpielte nicht nur ſeine weltlichen Lieder nach der Kirche fort, ſondern verſäumte auch als beliebter Kaſualdichter keine Gelegenheit, wo er dem Spezial durch witzige Anſpielungen auf ihn etwas anhängen konnte. Dieſe Anſpielungen waren beſonders den Officieren willkommen, welche dem Spezial überhaupt nicht hold waren, und da er in den äſthetiſchen Vorleſungen, welche er ihnen hielt, es ſelten an ſolchen Anſpielungen fehlen ließ, ſo bekam er dieſe ganz auf ſeine Seite, ſo daß er ſich auf ihren Schutz gegen den Spezial in jedem Fall ſicher verlaſſen konnte. Nun war unter den Officieren, welche ſeinen Vorleſungen beiwohnten, auch mein Vater, und es konnte nicht fehlen, ſeine Achtung für den Spezial mußte ſich in eben dem Maße vermindern, als ihn Schubart nicht nur als einen eiteln abgeſchmackten Pedanten, ſondern auch als einen bloſen Scheinheiligen herunterſetzte. Die Folge davon war, daß mein Vater Anſtand nahm, mich das Spezialathaus fernerhin beſuchen zu laſſen; um jedoch den Mann, deſſen Wohlwollen ſein Sohn in ſo hohem Grade genoß, und gegen den er ſich ſelbſt nicht als undankbar bezeigen wollte, nicht zu beleidigen, beſchloß er, meine Beſuche bei ihm unter dem allerdings nicht ungegründeten Vorwand, daß ich jetzt mehr zu Hauſe zu lernen hätte, allmählig zu beſchränken. Auch nahm er ſich, weil es ihm ſchien, als habe das viele Beiſammenſein mit dem Spezial ſchon wirklich nachtheilig auf mich gewirkt, und ich in Gefahr ſei, ein frommer Sonderling und Kopfhänger zu werden, vor, von der Strenge ſeiner Erziehungs-Maximen überhaupt etwas nachzulaſſen. Er nahm mich daher zuweilen mit ſich in das Theater, zu Seiltänzern, auf die venetianiſche Meſſe, welche zur Karnevalszeit in Ludwigsburg gehalten wurde, und auf welcher man nur maskirt, auch Kinder nicht ausgenommen, erſcheinen durfte. Zugleich geſtattete er mir auch mehr Freiheit in dem Umgang mit meinen Schulkameraden, was mir um ſo erfreulicher war, je mehr ich deſſelben früher hatte entbehren müſſen. Ich benutzte daher auch dieſe Freiheit nach Herzensluſt, und es iſt kein Zweifel, daß mich die lange Entbehrung zum Uebermaß würde verleitet haben, wenn [illegible] bei meiner erſten Dieberei in Zavelſtein, auch jetzt mein guter Genius über mich gewacht, und einen Zufall herbeigeführt hätte, der mich bei Verübung muthwilliger Streiche vorſichtig machte. So war z. B. eine Hauptfreude meiner Kameraden das ſo genannte Klöpfeln um Weihnachten, wo man, wenn es Abend geworden, den Leuten unverſehens eine Handvoll Erbſen an die Fenſter warf. Auch ich machte einmal dieſen Spaß mit, aber in dem Augenblick, da ich meine Erbſen an die Fenſter warf, hörte ich Jemand die Treppe herunterkommen, und aus Furcht, erwiſcht zu werden, flüchtete ich mich in das nächſtgelegene Haus, deſſen Thüre eben offen ſtand. Allein unglücklicherweiſe ſtand Jemand hinter der Thüre auf der Lauer, und ich wurde ſo unbarmherzig am Arm gepackt, und ſo weidlich durchgeprügelt, daß mir die Luſt zum Klöpfeln, und überhaupt zu dergleichen muthwilligen Streichen, auf immer vergangen iſt.

Nun hatte ich bereits das zehnte Jahr zurückgelegt, und die Zeit, wo ich die lateiniſche Schule verlaſſen ſollte, kam immer näher. Als künftiger Studioſus der Theologie mußte ich aus der lateiniſchen Schule in eine der damaligen zwei niedern Kloſterſchulen, und nach zwei Jahren in eine der höhern, und von da aus auf die Univerſität übergehen. Ehe die Studioſen der Theologie in die Kloſterſchule aufgenommen wurden, mußten ſie ſich drei Jahre nach einander einer Prüfung bei dem ſo genannten Landesexamen in Stuttgart unterwerfen, und nur wenn ſie in allen dreien gut beſtanden waren, wurden ſie in die Kloſterſchule aufgenommen, im entgegengeſetzten Fall als zum Studium der Theologie untauglich abgewieſen. Schon hatte ich dieſes Examen einmal erſtanden, und ſollte nun im nächſten Jahr das zweite erſtehen, als ein ganz unerwartetes Ereigniß mich nicht nur von dem Beſuch des Landesexamens abhielt, ſondern mich auch beſtimmte, das Studium der Theologie ſelbſt aufzugeben.

Im Jahr 1770 hatte nämlich der damals regierende Herzog Karl auf der Solitüde, ſeinem zwei Stunden von Stuttgart entlegenen Sommer-Aufenthaltsort, unter dem Namen: Militäriſche Pflanzſchule, eine Erziehungsanſtalt für Söhne armer Aeltern, hauptſächlich aber Soldatenſöhne, errichtet, welche für die Kunſt, beſonders für die Garten- und Bildhauerkunſt, erzogen werden ſollten. Anfangs entſprach die Anſtalt ganz ihrem Namen; es wurden blos Söhne armer Aeltern und Soldatenſöhne aufgenommen. Aber bald erweiterte ſich, wie es bei allen von dieſem Fürſten errichteten Anſtalten der Fall war, auch der Plan dieſer Anſtalt. Es ſollten auch Söhne aus höhern Ständen, und beſonders Officiersſöhne aufgenommen, und die militäriſche Pflanzſchule eine allgemeinere und höhere Erziehungsanſtalt werden, welche auch Studierenden zu einer Vorbereitungs-Schule dienen könnte. Es wurden daher nicht, wie anfangs, blos Lehrer in der deutſchen Sprache, Rechnen, Zeichnen u. ſ. w., ſondern auch Profeſſoren angeſtellt, welche Unterricht in der Geographie, Geſchichte u. ſ. w. geben ſollten, und der erſte, der als Profeſſor an die Schule berufen wurde, war der Ober-Präceptor Jahn in Ludwigsburg, eben der, von welchem ich oben, als einem der vorzüglichſten Lehrer, geſprochen habe. Der Ruf war für ihn ſehr ehrenvoll, er hatte ihn bereits angenommen, und ſich ungeſäumt an den Ort ſeiner neuen Beſtimmung begeben. Aber nun fehlte es noch an den Schülern, und weil der Herzog es zunächſt auf die Söhne ſeiner Officiere abgeſehen hatte, ſo ließ er dieſe insgeſammt, vorzüglich aber diejenigen, welche mehrere Söhne hatten, auffordern, ſie der neuen Erziehungsanſtalt zu übergeben. Begreiflich ſetzte dieſe Aufforderung die meiſten Officiere in eine nicht geringe Verlegenheit; aber nur wenige wagten, die Aufforderung abzulehnen, der größere Theil, und zumal diejenigen, die mehrere Söhne hatten, fürchteten die Ungnade des Herzogs, und entſchloſſen ſich, der Aufforderung zu entſprechen. Unter den letztern war auch mein Vater, und, bei allem ſeinen Widerwillen gegen die Anſtalt, meldete er ſich doch, um nicht, wie bereits andere Officiere, in Ungnade zu fallen, um die Aufnahme ſeines jüngern Sohnes, meines Bruders, in dieſelbe. Die Bewilligung der Aufnahme folgte wenige Tage nach der Meldung, die Vorkehrungen zur Abreiſe waren getroffen, an dem beſtimmten Tage ging die Reiſe vor ſich, und ich durfte meinen Bruder auf die Solitüde begleiten.

Sogleich nach ſeiner Ankunft ließ ſich mein Vater bei dem Herzog melden, der Herzog beſtimmte die Stunde und den Ort, wo ihm der Knabe vorgeſtellt werden ſollte, und kaum hatte ſich mein Vater mit ſeinem Sohn an dem bezeichneten Ort eingefunden, ſo kam auch der Herzog in der zum Schloſſe führenden Allee heraufgeritten, begrüßte, wie er näher gekommen, meinen Vater freundlich, betrachtete meinen Bruder mit Wohlgefallen, und fragte meinen Vater, ob der Knabe ſein einziger Sohn ſei. Mein Vater antwortete, daß er noch einen ältern Sohn habe, und auf die Frage, warum er nicht auch dieſen in die Anſtalt gebe, erwiederte er, daß derſelbe zum geiſtlichen Stande beſtimmt ſei. „Das iſt ein anderes“, ſagte der Herzog, „aber da er älter iſt, als ſein Bruder“, fuhr er gegen den nebenſtehenden Profeſſor Jahn fort, „ſo wird er auch in ſeinen Kenntniſſen weiter ſein, als der jüngere?“ Jahn bejahte dies, und der Herzog ritt weiter. Nach Tiſche kam der Vorſteher der Anſtalt, Hauptmann Seeger, zu uns ins Wirthshaus, und ſagte meinem Vater, der Herzog habe erfahren, daß er auch ſeinen ältern Sohn bei ſich habe, und geäußert, daß er ihn ſehen wolle. Dieſer Aeußerung zufolge fand ſich mein Vater zur beſtimmten Stunde an demſelben Platz mit mir ein, wo er den Herzog am Vormittag geſprochen hatte. Der Herzog kam wieder in derſelben Allee heraufgeritten, und nachdem er meinen Vater, wie am Morgen, freundlich gegrüßt, und mich ſcharf angeſehen hatte, ſagte er: „Das iſt alſo Sein älterer Sohn, „Herr Hauptmann, den Er heute Vormittag vor mir verheimlicht „hat? Er hat unrecht gethan, denn da Er mir ihn nicht geben will, „ſo hätte Er ihn mich wenigſtens ſehen laſſen ſollen.“ *) Hierauf ſah er mich abermals ſcharf an, und fragte mich dann, wie es mir auf der Solitüde gefalle? Und auf die Antwort, es gefalle mir ſehr wohl, fragte er weiter, ob ich nicht auch in die Pflanzſchule aufgenommen zu werden Luſt hätte? Ich antwortete: „O ja, wenn ich nicht ein Geiſtlicher werden ſollte.“ „Hat Er es gehört, Herr Hauptmann?“ ſagte der Herzog, ſich gegen meinen Vater wendend, „der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünſcht, und er bleibt bei ſeinem Bruder, nicht wahr?“ Der Herzog bemerkte die Verlegenheit meines Vaters, und, ohne eine Antwort abzuwarten, ritt er weiter. Wir begaben uns zurück in das Wirthshaus; aber es war noch keine halbe Stunde vorbei, ſo kam der Profeſſor Jahn, der meinem Väter

---

*) Außer Generalen und Geheimenräthen nannte der Herzog Jedermann Er.

aus Auftrag des Herzogs ſagte, daß es dieſer ſehr gerne ſehen würde, wenn er auch ſeinen ältern Sohn in die Pflanzſchule gäbe. Mein Vater wußte nicht, was er antworten ſollte; aber Jahn ſetzte ihm die Gründe für und wider ſo auseinander, daß er endlich nachgab, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Herzog erlauben möchte, mich noch auf einige Tage mit ſich zurück zu nehmen, weil zu meinem Eintritt in die Anſtalt gar nichts vorbereitet ſei. Allein der Herzog geſtattete dieſen Aufſchub nicht. Es bedürfe keiner Vorbereitung, ließ ihm der Herzog ſagen, was die Zöglinge nöthig haben, beſorge der Herzog, und ſo mußte nun mein Vater allein nach Ludwigsburg zurückkehren.

Den Schrecken meiner Mutter, wie ſie meinen Vater allein aus dem Wagen ſteigen ſah, kann man ſich denken. „Wo iſt denn Fritz?“ rief ſie aus, „hat uns der Herzog auch ihn weggenommen, oder wo „haſt du ihn ſonſt gelaſſen, daß er nicht mitkommt?“ „Das ſollſt „du Alles erfahren, liebe Frau,“ entgegnete ihr der Vater, „nur „habe einen Augenblick Geduld, und beruhige dich.“ Mein Vater erzählte ihr nun Alles umſtändlich, was vorgegangen, wie er dem Verlangen des Herzogs nicht habe widerſtehen können, wie er ſich deſſen Ungnade durch ſeine Weigerung im höchſten Grade würde zugezogen haben, und wie ihm daher keine andere Wahl übrig geblieben, als dem Verlangen des Herzogs nachzugeben. Meine Mutter ſchien durch dieſe Gründe etwas beruhigt. „Aber“, fing ſie wieder an, „was wird der Großvater, was die Großmutter ſagen, wenn ſie hören, „daß Fritz nun kein Geiſtlicher werden ſoll?“ — „Auch ſie“, erwiederte der Vater, „werden ſich beruhigen, der Großvater iſt ein „vernünftiger Mann, der ſich in die Umſtände zu ſchicken weiß, und „die Großmutter wird den Vorgang als eine Fügung Gottes anſehen, „der man nicht widerſtehen dürfe.“ — „Und was wird der Herr „Spezial ſagen“, fuhr ſie fort, „wenn er hört, daß Fritz kein Geiſtlicher wird?“ — „Der Spezial“, erwiederte der Vater, „iſt ein „Geiſtlicher, der ſchon von Amtswegen in Allem, was geſchieht, „den Willen Gottes erkennen ſoll, und gerade er iſt es, der den „Großvater und die Großmutter am beſten beruhigen wird, und ich „will ihn bitten, daß er ihnen zuerſt Nachricht von der Sache gibt.“

Wirklich begab ſich mein Vater gleich am folgenden Tag zu dem Spezial,, erzählte ihm umſtändlich, was vorgegangen, und bat ihn, die Großältern von dem Vorgang zu benachrichtigen, und ſie darüber zu tröſten. Anfangs wollte dem Spezial die Sache nicht recht gefallen. „Ei, Ei, Herr Hauptmann!“ ſagte er, indem er den Kopf ſchüttelte, und mit dem aufgehobenen Zeigefinger der rechten Hand bedenklich winkte, „war denn keine Möglichkeit, ſich mit guter „Manier aus der Affaire zu ziehen? Die militäriſche Pflanzſchule „mag wohl eine gute Anſtalt werden, aber Gott weiß, wie lange ſie „beſtehen wird. Die großen Herren ſind veränderlich, dem Herzog „kann, wie ſchon ſo vieles andere, die Anſtalt entleiden, und was „ſoll dann mit Fritz werden, der indeſſen ſeinen Eintritt in die Kloſterſchule verſäumt hat?“ Aber nachdem ihm mein Vater alle die gewichtigen Gründe, durch welche er zu ſeinem Entſchluß beſtimmt worden, entwickelt hatte, gab er endlich nach, und verſprach, an meinen Großvater zu ſchreiben, was auch ſchon am folgenden Tage geſchah. So ſehr die Großältern im erſten Augenblick über die Nachricht beſtürzt waren, ſo faßten ſie ſich doch bald. Sie ſahen die Sache an, wie es mein Vater vermuthet hatte, und wie ſie bald darauf aus Briefen meines Vaters erfuhren, daß es mir auf der Solitüde gut gehe, ſo waren ſie endlich eben ſo zufrieden, wie mein Vater und meine Mutter.

So waren alſo beide Brüder Zöglinge der militäriſchen Pflanzſchule, und da wir uns in unſern militäriſchen Uniformen gar wohl gefielen, und es uns auch ſonſt gut ging, ſo vermißten wir das älterliche Haus je länger je weniger. Wirklich war für die Zöglinge der Anſtalt in jedem Betracht gut geſorgt. Das Haus, in welchem wir wohnten, war hübſch, die Schlaf- und Speiſezimmer waren geräumig, luſtig und zweckmäßig eingerichtet, eben ſo auch die Lehrzimmer, die Koſt war einfach, nahrhaft und reichlich. Die Uniform, in welche die Zöglinge gekleidet waren, gab ihnen ein gutes Ausſehen. Die Stunden des Unterrichts wechſelten mit den zu körperlichen Uebungen beſtimmten Stunden gehörig ab. Die für jedes Fach angeſtellten Lehrer waren größtentheils gut gewählt. Die Aufſeher, welche über das ſittliche Betragen der Zöglinge zu wachen hatten, waren wackere gediente Unterofficiere. Der Intendant der Anſtalt führte die Aufſicht über das Ganze mit Einſicht, und der Herzog ſelbſt, der gewöhnlich dem Speiſen, und öfters auch dem Unterricht beiwohnte, bezeigte ſich den Zöglingen ſtets auf das liebreichſte, wie ein Vater, ſo wie er ſie auch gewöhnlich ſeine Söhne nannte.

Bei dieſer Behandlungsart der Zöglinge konnte es natürlicherweiſe nicht fehlen, die Anſtalt mußte bald Aufmerkſamkeit erregen und Beifall finden, die Aufnahme in dieſelbe wurde für ein Glück gehalten, und bald ſuchten auch mehrere der angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne bei dem Herzoge nach. Dem Herzog, ohnehin geneigt und gewohnt, Alles ins Große zu treiben, waren dieſe Aufnahmsgeſuche erwünſcht, weil ſie ihm Gelegenheit gaben, die Anſtalt, ſeinem ſchon früher gefaßten Entſchluß gemäß, zu erweitern. Seine Abſicht war nämlich, aus der Pflanzſchule eine Akademie zu machen, und um dieſe Abſicht zu erreichen, beſchloß er, vor Allem ein dem erweiterten Plan entſprechendes Gebäude herzuſtellen. Der Plan zu dem Gebäude wurde entworfen, ohne Verzug ſollte zur Ausführung geſchritten werden, und wirklich wurde auch der Grundſtein zu dem Gebäude in Gegenwart eines großen Theils des dazu eingeladenen Hofes, der fremden Geſandten, und einer Menge Menſchen aus allen Ständen, auf das feierlichſte gelegt. Allein zur Ausführung des Gebäudes geſchah nichts, nicht der großen Koſten wegen, die ſeine Erbauung und Einrichtung erfordert hätten, denn dem Herzog waren, um einen großen Plan auszuführen, keine Koſten zu groß, ſondern weil es ihm für ſeinen Plan, die Pflanzſchule zu einer Akademie zu erheben, zweckmäßiger ſchien, ſie nach Stuttgart zu verſetzen. Als das beſte Lokal für dieſelbe erſchien ihm die zunächſt hinter dem neuen Reſidenzſchloß gelegene große Kaſerne. Die Wahl war entſchieden, die Einrichtung der Kaſerne zu einem Akademiegebäude wurde ungeſäumt ins Werk geſetzt, und im Jahr 1775 zogen die Zöglinge der Pflanzſchule mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern in Stuttgart ein. Der Einzug war ſehr feierlich. Die Zöglinge in ihren Uniformen zogen in militäriſcher Ordnung von der Solitüde aus, und nachdem ſie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde nahe gekommen waren, ſtellte ſich der Herzog, der ihnen entgegen geritten, zu Pferd an ihre Spitze, und ſo zogen ſie denn unter der Anführung des Herzogs in Stuttgart ein. Der Zug geſchah langſam im Paradeſchritt, eine Menge Menſchen begleitete den Zug. In den Straßen, durch welche er ging, waren alle Fenſter mit Zuſchauern beſetzt. Es wurden Blumen aus den Fenſtern geworfen, dem Herzog wiederholte Lebehoch gebracht, und am Eingang des Akademiegebäudes begrüßten die wartenden Aeltern mit freudigem Zuruf ihre Söhne.

Das Gebäude war beim Einzug noch nicht ganz vollendet. Es mußte wegen des noch fehlenden gemeinſchaftlichen Speiſe- und

Rengierſaales noch ein dritter, mit den ſchon vorhandenen gleichlautender Flügel erbaut werden, der noch nicht ganz fertig war. Nur die zwei ſchon vorhandenen Flügel, worin die obern Etagen zu Schlafſälen, die untern zu Lehrſälen eingerichtet waren, und die Zimmer in dem Mittelgebäude und in den Manſarden, welche theils zu Wohnungen für die Officiere, theils zu andern Zwecken dienten, die Küche und die Viktualien-Kammern ꝛc. waren fertig und vollſtändig ihren Zwecken gemäß eingerichtet. — Mit Vergnügen würde ich eine detaillirte Beſchreibung der Einrichtung des Gebäudes, nicht allein wie es damals war, liefern, ſondern ich würde auch erzählen, wie mit der Erweiterung der Anſtalt ſelbſt auch das Gebäude immer mehr erweitert worden, wie zu den ſchon vorhandenen Lehrſälen neue hinzugekommen, wie für die Kunſtbefliſſenen jeder Art eigene Ateliers, für die Bibliothek und Naturalien-Sammlung eigene Säle und Zimmer, ein Lokal zu einem Winterbad eingerichtet, und nachdem die Akademie zur Univerſität erhoben worden, die Kirche zugleich zu einem Auditorium benutzt, eine eigene Buch- und Kupferdruckerei errichtet worden, und wie alle dieſe Einrichtungen, ſowohl in Rückſicht auf Schönheit, ja, wie der Speiſeſaal, ſelbſt auf Pracht, als in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, nichts zu wünſchen übrig ließen. Allein ich enthalte mich dieſer Beſchreibung, theils weil mir nicht Alles ſo genau mehr erinnerlich iſt, theils weil auch dieſelbe zu nichts dienen würde, da die hernachmalige Geſtalt des Gebäudes nur noch wenige Spuren von ſeiner vormaligen akademiſchen zeigt. Gleich nach dem Tode des Herzogs nämlich wurde von ſeinem Bruder und Nachfolger, Herzog Ludwig, die Akademie aufgehoben. *) Die Zöglinge wurden entlaſſen, und ihren Familien zurückgegeben. Von den Profeſſoren wurden einige an dem Gymnaſium in Stuttgart, andere an der Univerſität in Tübingen, andere anderwärts angeſtellt. Die vorgeſetzten Officiere traten wieder in ihre vorigen Stellen zurück, oder erhielten Penſionen. Das Gebäude wurde wieder zu einer Kaſerne gemacht, nur zu einer Kaſerne anderer Art, als ſie vor ihrer Verwendung zum Akademiegebäude war, die Schlafſäle wurden zu Wohnungen begünſtigter Hofleute und Hofdiener eingerichtet, und die Hörſäle in Pferdeſtälle umgewandelt.

---

*) Der Herzog hob die Akademie auf, ohne ſie zuvor ein einziges Mal beſucht zu haben.

Aber indem ich mich aus den eben angeführten Gründen einer detaillirten Beſchreibung des Gebäudes und ſeiner Einrichtung enthalte, wende ich mich um ſo lieber zur Schilderung der Anſtalt ſelbſt, als Erziehungs- und Lehranſtalt, und ſpreche zuerſt von der in derſelben eingeführten Lebensordnung. Daß die Verfaſſung der Anſtalt militäriſch war, iſt bereits früher geſagt worden. Dieſe Verfaſſung behielt ſie beſtändig, auch ſelbſt nach ihrer Erhebung zur Univerſität. Die Kleidung der Zöglinge war eine Uniform, der tuchene Rock von hellblauer Farbe mit ſchwarzen mancheſternen Aufſchlägen und Kragen, überſilberten Knöpfen und weißen baumwollenen Achſelſchnuren, die Weſte und die Beinkleider von weißem Tuch, der Hut dreieckig mit Kordons von baumwollenen Schnüren, wie die Achſelſchnur, die Strümpfe von Baumwolle, die Schuhe von ſchwarzem Kalbleder, und die gleichfalls uniformen Schuhſchnallen von überſilbertem Metall, wie die Rockknöpfe; bei ſchlechtem Wetter und im Winter wurden Stiefel getragen. Die Hauskleider, welche ſich die Zöglinge, ſo wie die Hemden und anderes Weißzeug, ſelbſt anſchaffen mußten, waren Ueberröcke von ſelbſt beliebiger Farbe, in welchen ſie auch die Lehrſtunden beſuchten. Die Uniformen wurden blos beim Mittag- und Abendſpeiſen, auf Spaziergängen, und am Sonntag beim Beſuch der Kirche getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeſchoren, die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuſelt und mit Haarnadeln befeſtigt. Die Betten der Zöglinge beſtanden aus einem Strohſack, einer mit Roßhaaren gefüllten Matratze mit einem Leilach überdeckt, einem Kopfkiſſen mit einem linnenen Ueberzug, und einer wollenen über einen zweiten Leilach gelegenen Decke. Sich ankleiden, die Betten zurecht machen, ihre Kleider reinigen, mußten die Zöglinge ſelbſt, beim Zopfmachen und Friſieren leiſteten ſie ſich gegenſeitige Hülfe. Streng wurde auf Reinhaltung der Uniformen, des Weißzeuges, der Betten u. ſ. w. geſehen, vorzüglich aber auf Reinhaltung des eigenen Körpers durch fleißiges Waſchen und Baden, im Sommer in den dazu eingerichteten Baſſins in dem academiſchen Garten, im Winter in dem ſchon oben erwähnten Winterbad.

Die Koſt der Zöglinge war, wie ſchon früher bemerkt, einfach, nahrhaft und reichlich. Das Frühſtück beſtand einmal wie das andere in einer eingebrannten Mehlſuppe, das Mittageſſen in einer Fleiſchſuppe, einer Portion Rindfleiſch, einem Zugemüs, wie es die Jahrszeit gab, zuweilen einem Nachtiſch von leichtem Backwerk, einer Portion gut gebackenen weißen Brods, und für die ältern Zöglinge aus einer Karavine nicht ſtarken, aber reinen Landweins. Nach dem Abmarſch aus dem Speiſeſaal erhielten die Zöglinge eine zweite, der erſten gleiche, Portion Brod zum Imbiß auf den Nachmittag. Das Abendeſſen beſtand wiederum in einer Suppe, und abwechſelnd entweder in einem Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder in einer leichten Mehlſpeiſe, nebſt der beſtimmten Portion Brod, jedoch ohne Wein.

Wie die Stunden zum Speiſen, waren auch die Unterrichts-, Vorbereitungs- und Erholungsſtunden genau beſtimmt, und mußten auf das Pünktlichſte eingehalten werden. Der Vormittagsunterricht begann im Sommer früh um ſieben, im Winter um acht Uhr, und dauerte bis eilf Uhr; der Nachmittagsunterricht begann um zwei Uhr, und endigte ſich um ſieben Uhr. Eine Stunde vor dem Vormittagsunterricht mußten die Zöglinge angekleidet ſein, um aus ihren Schlafſälen in den Speiſeſaal zum Frühſtück geführt zu werden. Nach eingenommenem Frühſtück begaben ſie ſich parthienweiſe, jede Parthie in denjenigen Hörſaal, welchen ſie nach der Stundeneintheilung beſuchen mußte, und wo ſie den ganzen Vormittag blieb, wenn ſie nicht dazwiſchen zum Unterricht in andern Lehrſälen gehen mußte. Die Lehrſtunden dauerten, wie ſchon geſagt, bis eilf Uhr, eine Stunde vor dem Mittagſpeiſen, welches unabänderlich auf zwölf Uhr feſtgeſetzt war.

Sowohl bei dem Mittag- als bei dem Abendſpeiſen mußten die Zöglinge jederzeit in Uniform erſcheinen, und nachdem ſie ſich in der Freiſtunde von eilf bis zwölf Uhr angekleidet hatten, wurden ſie von ihren vorgeſetzten Officieren und Aufſehern in den unter dem Speiſeſaal gelegenen ſo genannten Rengierſaal geführt, daſelbſt nach ihren verſchiedenen Abtheilungen in Reihe und Glied geſtellt, ſodann von dem Intendanten der Akademie, oder gewöhnlich von dem Herzog ſelbſt, der faſt täglich dem Mittag- und Abendeſſen beiwohnte, inſpicirt. Nach beendigter Inſpection wurde von dem Rengierſaal aus unter der Anführung des Oberaufſehers in den Speiſeſaal marſchiert. In dieſen führten zwei Flügelthüren, durch beide wurde zugleich einmarſchiert, durch jede in einer doppelten Reihe, die eine links, die andere rechts längſt der gedeckten Tafeln, bis jeder Zögling an ſeinem Platz war. Nun wurde rechts- und linksum kommandiert, und nachdem ſich die Zöglinge, das Geſicht gegen die Tafeln gekehrt, geſtellt hatten, wurde auf das letzte Kommandowort: zum Gebet! von dem Zögling, an welchem die Reihe war, und welcher beim Einmarſch in den Speiſeſaal ausgetreten und ſich auf die zwiſchen den beiden Flügelthüren angebrachte Erhöhung geſtellt hatte, das vorgeſchriebene Tiſchgebet geſprochen. Nach dem Gebet durften ſich die Zöglinge nicht gleich ſetzen, ſie mußten in ihrer geraden Stellung ſtehen bleiben, bis ihnen der Herzog oder in ſeiner Abweſenheit der Intendant erlaubte, ſich zu ſetzen und zu eſſen, wo je für ſechs Zöglinge eine Schüſſel aufgetragen war. Nach dem Eſſen marſchierten ſie in derſelben Ordnung aus dem Speiſeſaal in ihre Schlafſäle, und nachdem ſie ihre Hauskleider angezogen hatten, begaben ſie ſich in Begleitung ihrer Aufſeher in den akademiſchen Garten, in welchem ſie zu allerlei körperlichen Uebungen, Springen, Ringen, Ballſpielen, Bauen ihrer Gärtchen, denn jeder Zögling hatte ſein eigenes, Gelegenheit hatten, ſeltener auf Spaziergänge außerhalb der Akademie, wie ſie denn auch nur zuweilen parthienweiſe das Theater, und im Mai die damals ſplendide Meſſe beſuchen durften. Um zwei Uhr fingen die Lehrſtunden wieder an, und dauerten bis Abends um ſieben Uhr. In der Freiſtunde von ſieben bis acht Uhr kleideten ſich die Zöglinge zum Abendeſſen an, wobei wieder Alles wie beim Mittageſſen gehalten wurde. Um neun Uhr war die Zeit zum Schlafengehen. In jedem Schlafſaal ſchliefen zwei Aufſeher und ein Officier. Kein Zögling durfte über die geſetzte Zeit ausbleiben; ſo bald die Zöglinge zu Bette gegangen waren, mußte jede, zumal lärmende Unterhaltung aufhören. Es durfte außer dem Nachtlicht kein Licht gebrannt werden. Die Zöglinge ſollten gehörig ausſchlafen, um Morgens zur gehörigen Zeit aufſtehen zu können; nur diejenigen, die ſich als krank angaben, durften länger zu Bette bleiben, wurden aber ſofort auf eins der Krankenzimmer gebracht, wo ſie bis zu ihrer Geneſung verblieben.

Zur Durchführung und Handhabung dieſer Lebensordnung waren die Zöglinge in vier Abtheilungen geſchieden, eine für die adeligen, drei für die bürgerlichen, wovon die eine die Studierenden, die zweite die Kunſtbefliſſenen, die dritte die jüngern Zöglinge in ſich faßte. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafſaal, ihre eigene Tafel in dem Speiſeſaal, und ihre eigenen Vorgeſetzten. Der Vorgeſetzten waren bei jeder Abtheilung fünf, ein Hauptmann, zwei Lieutenants, und zwei Aufſeher, letztere durchaus vormalige wackere Unterofficiere.

So wie die Aufſeher den Lieutenants, ſo waren dieſe den Hauptleuten untergeordnet. Die Aufſicht über das Ganze führte der Intendant der Akademie, der Oberſt und nachmalige General von Seeger, welchem ein Stabs-Officier von geringerem Rang, und ein Adjutant, Oberaufſeher genannt, beigegeben war, letzterer ebenfalls ein Subalternen-Officier, deſſen Functionen waren, dem Intendanten Rapport zu machen, ſeine Befehle an die Unterbehörden zu bringen, dem Speiſen beizuwohnen, bei dem Einmarſch der Zöglinge in dem Speiſeſaal vorzumarſchieren, das oben erwähnte Kommando dabei zu führen, zu unbeſtimmten Zeiten in dem Gebäude die Ronde zu machen, um nachzuſehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung ſei, durch die Hörſäle und Lehrzimmer am Schluſſe der Vorleſungen zu gehen, um nachzufragen, ob nichts ordnungswidriges während derſelben vorgefallen, und von allem Wahrgenommenen dem Intendanten jedesmal vor dem Mittag- und Abendeſſen Rapport zu erſtatten.

Daß bei dieſer ſtrengen Disciplin, und bei dieſer, ſo zu ſagen, allgegenwärtigen Aufſicht nicht leicht Exceſſe von Bedeutung vorfallen konnten, iſt einleuchtend. Dagegen gab es deſto öfter geringere Vergehen, ſowohl in den Schlaf- und Hörſälen, als bei den Beluſtigungen im Garten, beim Baden, auf den Spaziergängen, im Theater u. ſ. w. Waren die Vergehen unbedeutend, ſo wurden ſie von den Aufſehern und Lehrern blos gerügt, waren ſie hingegen bedeutender, ſo wurden ſie den vorgeſetzten Officieren angezeigt. Dieſe, ſo wie auch die Lehrer, wenn ſie während ihrer Vorleſungen vorgefallen, ſchrieben das Vergehen auf ein Blatt Papier, Billet genannt, das Billet wurde dem beſchuldigten Zögling zugeſtellt, und dieſer mußte es dann entweder dem Herzog ſelbſt, oder in deſſen Abweſenheit dem Intendanten, bei der Inſpection in dem Rengierſaal vorzeigen. Der Vorzeiger des Billets wurde gefragt, ob die Beſchuldigung wahr ſei, ſeine Verantwortung angehört, und wenn er ſtraffällig befunden worden, die Strafe diktirt. Die gewöhnliche Strafe für minder bedeutende Vergehen war das Karieren. Dieſes beſtand darin, daß der Zögling der Abendkoſt entbehren, und während die andern Zöglinge ſaßen und ſpeiſten, an ſeinem gewöhnlichen Platz ſtehend denſelben zuſehen mußte. Für bedeutendere Vergehen, wie Raufereien, Ungehorſam gegen die Vorgeſetzten und Lehrer, Verſpottungen oder Beleidigungen derſelben u. ſ. w. wurden Stockſchläge ad posteriora verfügt, welche jedoch ſelten Statt fanden. Die größte

Strafe war die Relegation, aber ich erinnere mich keines Falles, wo dieſe verfügt worden wäre. Außer dem Intendanten durfte Niemand eine Strafe diktiren, und auch dieſer nur in Abweſenheit des Herzogs, und bei leichtern Vergehungen. Schwerere Vergehungen zu beſtrafen, hatte ſich der Herzog vorbehalten, und ich weiß mich keines Falles zu entſinnen, wo die von ihm ausgeſprochene Strafe dem Vergehen nicht angemeſſen geweſen wäre.

Indeſſen kamen, wie leicht zu erachten, nicht alle Vergehungen der Zöglinge zur Kenntniß des Herzogs und des Intendanten. Von den leichtern wurden die meiſten von den Vorgeſetzten und Lehrern im Stillen gerügt, von andern bekamen dieſe, weil es unter den Zöglingen keine Verräther gab, keine Notiz, ja ſelbſt bedeutende und hochverpönte Vergehen blieben im Verborgenen, weil ſie mit Vorſicht und Schlauheit verübt wurden. So durften die Zöglinge weder Tabakrauchen, noch Tabakſchnupfen, ſie durften ſich keine Eßwaaren zubringen laſſen, und um der Uebertretung dieſer Verbote um ſo gewiſſer vorzubeugen, durften ſie kein Geld führen, ſondern was ſie von ihren Aeltern und Anverwandten bei ihren Beſuchen geſchenkt bekamen, mußten ſie an die Aufſeher abgeben, welche für die Verwendung zu ſtehen, und den Zöglingen Rechnung abzulegen hatten. Daß viele Zöglinge bei der Abgabe des Geldes an die Aufſeher nicht immer ganz gewiſſenhaft verfuhren, und mehr oder weniger zu unerlaubten Ausgaben zurückbehielten, läßt ſich leicht denken, es kam nur darauf an, daß die auf dieſe Art möglich gemachte Uebertretung jener Verbote nicht entdeckt wurde. So wurde bei den Sonntagsbeſuchen den Zöglingen von ihren Verwandten und Freunden manches Verpönte zugebracht; aber bei der Vorſicht, mit welcher es geſchah, war es kaum möglich, daß es bekannt wurde, ja es wurde ſogar Handel mit den verpönten Sachen getrieben, und zwar beſonders von einem ältern der Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeiſchaffen der verbotenen Dinge ſchon länger für ſich unentdeckt getrieben hatte, ſich ſeinen vertrauten Kameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er verſah ſich daher mit Allem, was von verbotenen Waaren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürſten, Hefenknöpfen, Backwerk ꝛc., welches Alles herbeizuſchaffen, er Abends bei Licht während der Vorleſungen eines kurzſichtigen Profeſſors zum hinterſten Fenſter des parterre gelegenen Hörſaales leiſe hinaus, und vor beendigter Vorleſung wieder hereinſtieg. Wir hießen ihn daher unter uns den Marquetender der Akademie, und weil er nie bei dieſem Wagſtück erwiſcht wurde, nannte ihn Schiller den Allmächtigen. So wurden die meiſten ſeiner Kunden insbeſondere heimlich Tabakſchnupfer, wenigere wagten auch zu rauchen. Aber um ſo ſtärker rauchte er ſelbſt, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er ſeine Pfeife meiſtens in einem Vorkamin des Schlafſaales, wobei er, wie er ſcherzend ſagte, im Sommer die Vorſicht brauchte, nicht zu ſtark zu dampfen, weil ihn der aus dem Schornſtein aufſteigende Rauch leicht verrathen könnte. Einen eigenen Spediteur dieſer Art hatten wir Mediciner an einem Krankenwärter, einem alten gutmüthigen Geſellen, welchen wir ganz für uns eingenommen hatten. In dem letzten Jahr unſeres Lehrkurſes nämlich hatten wir weniger Kollegien zu beſuchen, als in den erſten vier Jahren, und unſere freie Stunden mußten wir in den Krankenzimmern zubringen, um die daſelbſt befindlichen Kranken zu beobachten, den Aerzten bei ihren Beſuchen über den Zuſtand derſelben zu referiren, und über jeden ein Tagebuch zu führen. So wurden wir bald mit dem erwähnten Wärter vertraut, und ihm ſo lieb, daß er uns nichts abſchlagen konnte. Er ſchaffte uns daher Alles, was wir wünſchten, und weil das meiſte verbotene Waare war, ſo nannten wir die Würſte, Hefenknöpfe, Butterbrezeln ꝛc. Sünden, und wir durften ihm nur die Nummer nennen, womit wir jene Waaren bezeichneten, um ihn ſogleich zu verſtändigen, welche Sünde wir begehen wollten.

So viel in Rückſicht auf die Lebensordnung in der Akademie. Ich komme nun auf den Unterricht in derſelben, und es iſt nöthig, dabei etwas länger zu verweilen. Anfangs war, wie ſchon bemerkt, die Anſtalt nicht mehr, als was ihr Name beſagte, eine militäriſche Pflanzſchule zur Erziehung und Unterweiſung armer und verwaiſter Kinder, beſonders Soldatenkinder. Aber bald erweiterte ſich der Plan, es wurden auch Söhne von Officieren aufgenommen, und wie anfangs blos im Leſen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen ꝛc. Unterricht ertheilt wurde, ſo wurde jetzt auch Latein, Geometrie, Geographie, Geſchichte ꝛc. gelehrt. Allein auch dabei blieb der Herzog nicht ſtehen. Die militäriſche Pflanzſchule ſollte auch eine Vorbereitungsſchule für Studierende, ein militäriſches Gymnaſium werden, in welchem, wie in andern Gymnaſien, Alles gelehrt werden ſollte, was zur Vorbereitung auf die Univerſität erforderlich iſt.

Jn einem ſolchen militäriſchen Gymnaſium war die militäriſche Pflanzſchule ſchon vor ihrer Verſetzung nach Stuttgart geworden; aber bald wurde auch das Gymnaſium erweitert, es ſollte über mehrere wiſſenſchaftliche Gegenſtände Unterricht ertheilt werden, es wurden daher mehrere Lehrer angeſtellt, und da in eben dem Verhältniß, in welchem ſich die Anſtalt ſelbſt erweiterte, auch der Zudrang zu derſelben größer wurde, indem jetzt auch von den angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne nachgeſucht wurde, ſo nahm auch der Herzog daher Anlaß, die Anſtalt immer mehr ins Große zu treiben. Aus dem Gymnaſium ſollte eine Akademie werden, auf welcher, wie auf den Univerſitäten, Unterricht in den höhern Wiſſenſchaften gegeben werden ſollte, blos die Theologie und Medicin ausgenommen. Allein bald wurde auch die Medicin in den Kreis gezogen, und es wurden ſofort fünf Fakultäten angeordnet, eine juridiſche, eine kameraliſtiſche, eine medieiniſche, eine militäriſche und eine philoſophiſche. Für jede Fakultät wurden nach den Verzweigungen der Wiſſenſchaft mehrere Lehrer angeſtellt, die Lehrer hielten ihre Vorleſungen, wie die Lehrer auf den Univerſitäten, und wenn die Akademie ſchon deßwegen den Namen einer Univerſität verdiente, ſo verdiente ſie dieſen Namen noch weit mehr, indem ſie nicht nur zugleich ein Gymnaſium für diejenigen Zöglinge, die ſich zu den höhern Studien vorbereiteten, ſo wie auch eine Trivialſchule für jüngere Kinder, denn ſchon Kinder von ſechs und ſieben Jahren wurden in die Akademie aufgenommen, blieb, ſondern auch eine Schule für Künſtler, Muſiker, Maler, Bildhauer und Kupferſtecher war. So erhielt die Anſtalt zuletzt einen Umfang, wie ihn zuvor nie eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt gehabt hat, und vielleicht nie eine mehr haben wird. Außer in der Theologie wurde nicht nur in allen Wiſſenſchaften und Künſten Unterricht ertheilt, ſondern es fehlte auch nicht an Gelegenheit, reiten, fechten, tanzen, ja ſogar exercieren zu lernen, da die dazu erforderlichen Gewehre in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Auf den erſten Anblick hat allerdings eine Anſtalt von ſolchem Umfang etwas Abentheuerliches; aber es iſt nur das Ungewöhnliche, was ihr dieſes Anſehen gibt. Sie leiſtete Alles, was ihr Stifter bezweckte. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Cüvier, große Dichter, wie Schiller, große Künſtler, wie Dannecker, treffliche Officiere, wie Oberſt von Müller, gingen aus ihr hervor, und auch die Hauptabſicht des Herzogs, ſich ſeine Staatsbeamten ſelbſt zu bilden, um zu beurtheilen, wozu jeder am beſten zu brauchen ſei, blieb nicht unerreicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten waren die meiſten Stellen bereits von ſeinen Zöglingen beſetzt, und nach ſeinem Tode ließen ſeine Nachfolger ſie nicht nur an ihren Stellen, ſondern ſie beförderten ſie auch zu höhern, ja ſelbſt die meiſten ihrer Miniſter waren Zöglinge der Karls-Hohenſchule.

Was den Unterricht ſelbſt betrifft, ſo hatten die Profeſſoren bei ihren Vorträgen volle Freiheit. Es war ihnen nicht, wie zu unſerer jetzigen Zeit, vorgeſchrieben, was und wie ſie lehren ſollten. Nur das Fach, das ihnen zugewieſen war, war beſtimmt, und keiner durfte in ein anderes übergreifen, wie das auf andern Univerſitäten der Fall iſt, — eine weiſe Verordnung, da dieſes Verbot das ſicherſte Mittel iſt, dem in mehreren Beziehungen ſo nachtheiligen Rivaliſiren der Profeſſoren zu begegnen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Profeſſoren und Lehrer, welche nach und nach an der Akademie angeſtellt worden, namhaft machen wollte. Im Ganzen war der Herzog bei der Wahl derſelben glücklich, und vielleicht glücklicher, als bei der Wahl der vorgeſetzten Offiziere und Aufſeher, in der Folge Hofmeiſter genannt. Indeſſen waren doch bei allen Fakultäten einzelne, welche ihren Platz nicht ganz ausfüllten. Ich nenne dieſe Perſonen nicht, obſchon die meiſten längſt geſtorben ſind; aber um ſo lieber nenne ich einige der ausgezeichneteren, wie z. B. den Hofrath Reuß in der juridiſchen, den Hofrath Stahl in der kameraliſtiſchen, die Profeſſoren Gundsbruch, Klein und Reuß in der mediciniſchen, den noch lebenden Oberſt Röſch in der militäriſchen, die Profeſſoren Schott und Abel, und den Magiſter Moll in der philoſophiſchen Fakultät. Sie waren alle eben ſo wackere Männer, als ausgezeichnete Gelehrte. Ihre Vorträge waren gründlich, klar, ja, wie die Vorträge des Profeſſors der Geſchichte Schott, ſelbſt beredt. Ein eigentliches Genie unter den Lehrern war der Lehrer der höhern Mathematik, der Magiſter Moll, aber dabei ein großer Sonderling, der nie in Stuttgart zu Mittag aß, beinahe mit Niemand umging, und wie der gemeinſte Handwerker gekleidet war, weßwegen er vermuthlich auch nie zum Profeſſor ernannt wurde. — Auf eine andere Art eigen war der Profeſſor der Philoſophie Abel. Von Figur klein und etwas dick, war er äußerſt beweglich, ſtellte ſich bei ſeinen Vorträgen ſelten auf den Katheder, ſondern lief mit ſchnellen Schritten im Hörſaal auf und ab, wie er denn eben dieſer Beweglichkeit wegen in ſeinen Vorträgen etwas weitläuftig war. Uebrigens war er ein Mann von dem vortrefflichſten Charakter, und vielleicht der beliebteſte von allen Profeſſoren. Es iſt derſelbe Abel, der in der Biographie Schillers als einer ſeiner vorzüglichſten Freunde aufgeführt iſt. — Von den Profeſſoren der juriſtiſchen, kameraliſtiſchen und militäriſchen Fakultät kann ich nichts Beſonderes ſagen, weil ich als Mediciner zu wenig mit ihnen in Berührung kam. Um ſo näher bekannt war ich mit den Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät Reuß, Klein und Consbruch. Reuß las Naturgeſchichte, Chemie, Pharmacie und Arzneimittellehre, ein ernſter trockener Mann, aber gründlich gelehrt in ſeinen Fächern, und zugleich ein ſehr guter praktiſcher Arzt, und eben deßwegen auch als Akademie-Arzt angeſtellt. Klein lehrte Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe, alle drei Penſa vortrefflich, denn er war einer der geſchickteſten der damals lebenden Anatomen, und ein eben ſo guter theoretiſcher als praktiſcher Chirurg und Geburtshelfer; auch war er zugleich Leibchirurg des Herzogs, der ihn nicht nur wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern auch wegen ſeines geraden, treuherzigen, echt ſchwäbiſchen Charakters hochſchätzte, weßwegen er ihn auch immer auf ſeinen Reiſen begleiten, und nicht nur den Arzt, ſondern auch den Kaiſer, ja manchmal ſelbſt den Quartiermacher machen mußte. Consbruch las Phyſiologie, Pathologie, Semiotik und Therapie, und ſeine Vorleſungen waren eben ſo angenehm als inſtructiv. Er war ein Mann von dem beſten Charakter, heiter, wohlwollend, dienſtfertig, und dabei ein trefflicher Geſellſchafter wegen ſeines natürlichen, ungeſuchten und oft feinen Witzes. Als praktiſcher Arzt war er einer der beliebteſten und geſuchteſten Aerzte in der Stadt. Auch uns Studierenden war er ſehr lieb, er war nicht blos unſer Lehrer, ſondern auch unſer Freund, und ob ich gleich in der Folge weniger mit ihm in Berührung blieb, als meine Mitſchüler, ſo konnte ich mich doch bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß er bis ans Ende ſeines Lebens mein wahrer Freund und Gönner geblieben iſt.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich noch zweier fremder Profeſſoren gedenken, welche von Tübingen nach Stuttgart berufen wurden, um philoſophiſche Kollegien, der eine theoretiſche Philoſophie und Aeſthetik, der andere Logik und Metaphyſik, zu leſen, die Profeſſoren Böck und Plouquet. Abel las zwar dieſe Penſa auch, aber ſein

Hauptfach war Moralphiloſophie. Sie wurden beide nur auf ein Jahr engagirt, und zuerſt kam Böck, ein Mann von mittlerer Größe, hager, von blaßgelber Geſichtsfarbe, langer gebogener Naſe, und in ſeiner Haltung etwas vorwärts gebückt. Seine Stimme war zwar etwas ſchwach, aber doch laut genug, um ihn zu verſtehen, zumal wenn er, was bei ſeiner Lebhaftigkeit öfters geſchah, in Affekt kam. Seine Vorträge hatten ſämmtlich das Gepräge eines ſelbſtdenkenden Philoſophen, und man hörte ſie, weil er ſehr gut ſprach, gern, zumal ſeine äſthetiſchen Vorleſungen, wo er die Stellen aus Klopſtocks Meſſias und anderen unſerer beſten Dichter der damaligen Zeit ſehr gut deklamierte. Am Schluſſe ſeiner Vorleſungen ſchrieb er eine Diſſertation: de perfectibilitate sensuum externorum, welche unter ſeinem Vorſitz von ſeinen Zuhörern öffentlich vertheidigt wurde, in ſehr ſchönem Latein; auch war ihm aufgetragen, die bei der Stiftungsfeier der Akademie gewöhnliche Rede zu halten, in welcher er ſich auch als deutſcher Schriftſteller vortheilhaft auszeichnete.

Schon vor ſeiner Rückreiſe nach Tübingen war Ploucquet angekommen, bekanntlich einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit, aber ein Mann von der ſonderbarſten Art, ſowohl in ſeinem Aeußern, als in ſeinem Benehmen. Alles war an ihm dick, ſein Kopf, ſein Hals, ſein Bauch, ſeine Arme und Beine. Er war gekleidet, wie unſere heutigen maſſiven Bierbrauer, nur daß er eine Stutzperücke trug, die gewöhnlich etwas ſchief aufgeſetzt war. Seine Stimme war rauh, ſeine Sprache mehr die Sprache eines Handwerkers als eines Gelehrten, und wie wenig die Philoſophie bei ihm in's Leben übergegangen, zeigte ſeine Art ſich zu benehmen, ſowohl auf dem Katheder als auch anderwärts, ſelbſt bei Hofe an der herzoglichen Tafel. Indeſſen ließ ſeine Celebrität dieſes Alles vergeſſen, und beſonders überſah ihm der Herzog auch die größten Gemeinheiten und Ungezogenheiten, welche er ſich gewöhnlich an der Tafel, zu welcher er faſt täglich geladen war, gegen ihn erlaubte, ja er ergetzte ſich vielmehr an denſelben ungefähr ſo, wie ſich in frühern Zeiten die Fürſten an den Schwänken ihrer Hofnarren ergetzten. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt an der Tafel von dem Herzog gefragt, ob er der Verfaſſer einer damals viel Aufſehen erregenden Broſchüre: der Lumpenſpiegel, ſei? Ploucquet bejahte die Frage, und wie er ſah, daß ſich der Herzog darüber verwunderte, fügte er hinzu, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Tübingen geſonnen ſei, noch einen zweiten Theil zu ſchreiben, weil er während ſeines Aufenthalts in Stuttgart auch noch manche Lumpen aus den höhern Ständen habe kennen lernen, die eine eigene Species ausmachen. Indeſſen verminderte ſich das Wohlgefallen des Herzogs an ſeinen Ungezogenheiten je länger je mehr; er wurde ſeltener zur Tafel gezogen, und er fiel zuletzt völlig in Ungnade. Die wahrſcheinliche Veranlaſſung dazu war folgende: Der Herzog hatte ihm nämlich aufgetragen, eine Charakteriſtik von ihm zu ſchreiben, und da er ſich dazu verſtanden hatte, ſagte ihm der Herzog: „Aber wohlgemerkt, Herr Profeſſor, „ganz unpartheiiſch, ich ſage, ganz unpartheiiſch.“ — „Daran ſoll „es nicht fehlen,“ erwiederte Ploucquet, „wenn die Charakteriſtik „nur nicht zu unpartheiiſch ausfällt.“ Ploucquet übergab die Charakteriſtik; wie ſie ausgefallen, iſt nicht bekannt worden. Aber das Benehmen des Herzogs gegen ihn bewies, daß er in Ungnade gefallen, und da eben das Jahr, auf welches er engagirt worden, zu Ende war, verließ er Stuttgart eben ſo ohne Sang und Klang, wie er vormals ſeine Pfarrei im Würtenbergiſchen Oberland, wo er ſich unter andern Ungebührlichkeiten auch die erlaubt haben ſoll, daß er den Sonntag auf die Mittwoch verlegen wollte, verlaſſen hatte, und als Diakonus nach Freudenſtadt verſetzt wurde.

Von der Schilderung der bedeutendern an der Akademie angeſtellten Lehrer kehre ich wieder zu dem Unterricht ſelbſt zurück. Wie derſelbe bei der juridiſchen, kameraliſtiſchen und militäriſchen Fakultät und bei den Künſtlern beſchaffen war, kann ich als Mediciner nicht genau angeben, nur von dem mediciniſchen und dem allen Zöglingen gemeinſchaftlichen Religionsunterricht kann ich etwas Näheres ſagen.

Was zuvörderſt den mediciniſchen Unterricht betrifft, ſo war ſowohl für den theoretiſchen, als auch für den praktiſchen, nicht nur durch die gute Wahl der Profeſſoren, ſondern auch durch die dazu getroffenen Anſtalten genugſam geſorgt. Zwar fehlte es für den praktiſchen Unterricht an einem eigenen botaniſchen Garten, an einem eigenen chemiſchen Laboratorium und an einer Anſtalt für die Klinik, blos für die Anatomie war ein eben ſo gut eingerichtetes, als reichlich mit Kadavern verſehenes Lokal vorhanden, und ein ausgezeichneter Proſektor, Namens Morſtadt, angeſtellt. Indeſſen gebrach es doch auch für den praktiſchen Unterricht in der Botanik, Chemie und Pharmacie, und für den kliniſchen Unterricht, nicht an für die damalige Zeit hinlänglicher Gelegenheit. Zum Unterricht in der Botanik diente, außer den botaniſchen Exkurſionen, der in der Nähe des Akademiegebäudes gelegene öffentliche botaniſche Garten, an welchem einer der ausgezeichnetſten praktiſchen Botaniker, der Garteninſpector Martini, angeſtellt war, welcher den Profeſſor Gmelin von Tübingen, den ſogenannten petersburger Gmelin, auf ſeiner botaniſchen Reiſe nach Sibirien begleitet hatte, und dem Herzog auf einer Reiſe in die Schweiz von dem berühmten Haller empfohlen worden war, ein ſchon bejahrter, unſcheinbarer, gar nichts aus ſich machender, und eben daher dem ſeine Leute ſonſt ſehr gut kennenden Herzog blos als ſimpler Inſpector des botaniſchen Gartens bekannter Mann. — Zum praktiſchen Unterricht in der Chemie und Pharmacie diente die Hofapotheke, wohin wir geführt wurden, ſo oft Proceſſe, die für uns inſtructiv waren, daſelbſt vorkamen. — Zum kliniſchen Unterricht endlich dienten theils die Kranken in der Akademie ſelbſt, theils die Kranken in den ſtädtiſchen Krankenhäuſern, zu denen uns die Gefälligkeit der ſie beſorgenden Aerzte den Zutritt geſtattete. Diejenigen Mediciner, welche ſich vorzüglich der Chirurgie und der Geburtshülfe zu widmen geſonnen waren, begaben ſich nach vollendetem Lehrkurs in der Akademie nach Straßburg, wo bekanntlich damals die vorzüglichſten Anſtalten dazu vorhanden waren.

Was den Religionsunterricht in der Akademie betrifft, ſo waren für denſelben zwei eigene Geiſtliche angeſtellt, der eine für den dogmatiſchen, der andere für den hiſtoriſchen Theil. Der letztere war zugleich Akademieprediger, und ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß dieſe Stelle auch eine Zeitlang von dem nachmals ſo berühmt gewordenen Lehrer der Theologie auf der Univerſität Göttingen Plank bekleidet war. Der Unterricht in der katholiſchen Religion war, wie der Unterricht in der reformirten dem reformirten Stadtpfarrer in Kanſtadt, den Geiſtlichen an der herzoglichen Hofkapelle anvertraut. In der Akademiekirche wurde an allen Sonn- und Feiertagen Vormittags Predigt gehalten, welcher alle Zöglinge mit ihren Vorgeſetzten beiwohnen mußten. Mit den jüngern Zöglingen wurde in eigen dazu beſtimmten Stunden katechiſirt, zwei Mal im Jahr kommunicirt, und keiner von den konfirmirten Zöglingen durfte ſich von der Kommunion ausſchließen. Die Katechiſationen wurden, wie damals überall, nach dem lutheriſchen Katechismus gehalten. Die beiden Religionslehrer waren ſtrenge Orthodoxen, aber gelehrte, und auch wegen ihres Charakters in hoher Achtung ſtehende Männer.

Ferien gab es in der Akademie nicht wie auf andern Univerſitäten. Da die Zöglinge, außer unter ganz beſondern Umſtänden, keine Beſuche außerhalb derſelben machten, und in der Regel nur am Sonntag Nachmittags Beſuche von den ihrigen annehmen durften, ſo wurden auch die Vorleſungen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fortgeſetzt bis vierzehn Tage vor der Stiftungsfeier der Akademie, welche auf den ein und zwanzigſten December fiel und die einzige große Feierlichkeit war, welche in der Akademie ſtatt fand. Während jener vierzehn Tage wurden die öffentlichen Prüfungen der Zöglinge vorgenommen, ſowohl in den Wiſſenſchaften, als auch in den Künſten. Die Zöglinge wurden in allen Zweigen derſelben, gewöhnlich in Gegenwart des Herzogs ſelbſt, unter freiem Zutritt der Väter der Zöglinge, und öfters auch mit Zuziehung auswärtiger Gelehrten, von ihren Lehrern examinirt; die Kunſtbefliſſenen mußten die ihnen aufgegebenen Arbeiten gefertigt haben, welche dann von ihren Lehrern gemeinſchaftlich beurtheilt wurden. Die Stunden für die Prüfungen waren genau beſtimmt, und Abends nach dem Nachteſſen wurden die Reſultate derſelben und die Namen der Individuen, welche nach dem Urtheil der Lehrer die erſten, und des für jedes Fach beſtimmten Preiſes würdigſten waren, von dem Sekretär der Akademie verleſen. Nach Beendigung der Prüfungen hielt der Herzog in dem Speiſeſaal, wo außer dem Hofe, auch die Aeltern und Anverwandten der Zöglinge Zutritt hatten, nach dem Abendeſſen eine Rede, in welcher er über den Erfolg der Prüfungen, ſo wie überhaupt über den Zuſtand der Akademie, ſprach, ſich des Gedeihens derſelben erfreute, die Zöglinge, welche ſich bei den Prüfungen vorzüglich ausgezeichnet hatten, unter Nennung ihrer Namen lobte, die minder gut beſtandenen tadelte, und ſeine Hoffnungen für die Zukunft verkündigte.

Der Stiftungstag der Akademie ſelbſt wurde auf das Feierlichſte egangen. Die Feier begann mit einer in der Akademiekirche von dem erzoglichen Oberhofprediger, in der katholiſchen Hofkapelle eine Stunde früher von dem erſten Geiſtlichen derſelben gehaltenen Pre- igt, und beiden Predigten wohnte der Herzog bei. Nach der Pre- igt begaben ſich die Zöglinge in ihre Schlafſäle, verweilten da bis um Mittagſpeiſen, welches wie gewöhnlich abgehalten wurde. Hier- ef begaben ſie ſich wieder in ihre Schlafſäle zurück, wo ſie blieben, bis die Stunde zum Abmarſch in den großen Rengierſaal gekommen war, wo ſie mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern die Ankunft des Herzogs erwarteten. Vor dem Platz, welchen der Herzog mit ſeinem Gefolge einnahm, ſtand eine lange Tafel, auf welcher die Preiſe und Orden, die ausgetheilt werden ſollten, in gehöriger Ordnung gelegt waren, auf der andern Seite der Tafel ſtanden die Zöglinge mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern. Nun kam der Herzog, in die Uniform der vorgeſetzten Officiere gekleidet, mit ſeinem Gefolge, und nachdem er ſich mit denſelben niedergeſetzt hatte, trat der Profeſſor, der die Rede zu halten hatte, hervor, ſtellte ſich dem Herzog an der Fronte der Zöglinge gegenüber und begann zu ſprechen. Nach beendigter Rede begab ſich der Herzog an das eine Ende der Tafel, ihm zur Seite der Intendant der Akademie und an das andere der Sekretär der Akademie. Dieſer las die Namen der Zöglinge, denen Preiſe zuerkannt worden, der Reihe nach ab, der Intendant nahm den beſtimmten Preis von der Tafel, übergab ihn dem Herzog, und der Herzog dem auf den Aufruf hervortretenden Zögling, welcher nach Empfang deſſelben dem Herzog den Rock küßte und ſich dann an ſeinen Platz zurückbegab. Die Preiſe beſtanden in ſilbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs auf der einen, und einem paſſenden Emblem auf der andern Seite, etwa fünf Gulden am Werth, und lagen in einer Kapſel von rothem Saffian, auf dem Deckel mit einem verſchlungenen doppelten goldenen C verziert. Der akademiſche Orden war ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz, auf welchem wiederum ein doppeltes goldenes C eingeſchmelzt war. Um mit dem Orden dekorirt zu werden, mußte der Zögling in demſelben Jahre acht Preiſe erhalten haben, und bekam er im folgenden Jahre wieder ſo viele, ſo durfte er das Ordenskreuz am Halſe tragen, und erhielt zugleich einen ebenfalls mit dem doppelten C gezierten, auf der linken Seite der Bruſt aufgenähten ſilbernen Stern. Auch wurden die Ordensritter dadurch ausgezeichnet, daß ſie beim Speiſen an einer eigenen Tafel ſaßen und einen eigenen Schlafſaal hatten. Den Schluß der Feierlichkeit machte eine glänzende Tafel in dem akademiſchen Speiſeſaal, an welcher auch die anweſenden Väter der Zöglinge Theil nahmen, während andere Perſonen theils die Tiſche umgaben, theils von der Gallerie aus ſich des rührenden Anblicks des Herzogs, des Vaters ſeiner Zöglinge, erfreuten.

Mit dieſer Feier des Stiftungstages wurden auch die auf fünf

Jahre feſtgeſetzten Lehrkurſe bei den Fakultäten geſchloſſen. Die Zöglinge, welche dieſelben vollendet hatten, wurden aus der Akademie entlaſſen, die Fremden kehrten in ihr Vaterland zurück, die Einheimiſchen wurden entweder ſogleich im Staatsdienſt oder als Officiere angeſtellt, oder wenn in dem Augenblick keine Stellen für ſie offen waren, einſtweilen unter der Verſicherung einer baldigen Anſtellung, ja ſelbſt mit einer kleinen Penſion begnadigt, ihren Familien zurückgegeben. So wurden mehrere Zöglinge gleich nach ihrem Austritt aus der Akademie zu Sekretären bei der Regierung oder der Finanzkammer und andern Behörden, ja einige ſogar als Regierungs- und Finanzräthe, angeſtellt, was bei ihrem jugendlichen Alter allerdings befremdend war, und insbeſondere den Landleuten, welche bei der Regierung oder der Finanzkammer etwas nachſuchten, dergeſtalt auffiel, daß einmal ein Bauer, wie er zwei ſolche junge Regierungsräthe durch das Sekretariatszimmer in den Sitzungsſaal gehen ſah, einen der Sekretäre fragte, wer denn die beiden jungen Herren ſeien, und auf die Antwort, es ſeien Regierungsräthe, erwiederte, in dem Seſſionsſaal würden doch wohl an den Fenſtern eiſerne Stäbe angebracht ſein, damit die jungen Herren, wenn ſie hinausſähen, nicht hinaus fallen.

Nach der Entlaſſung aus der Akademie war es Sitte, daß die Zöglinge ihre Aufwartung bei dem Herzog machten, um ihm für die ihnen während ihres Aufenthalts in derſelben genoſſenen Wohlthaten zu danken. Sie wurden alle ſehr gnädig von dem Herzog aufgenommen, und ſelten verſäumte er, ihnen einzeln die väterlichen Lehren zu wiederholen, welche er ihnen oft in der Akademie öffentlich gegeben hatte. Beſonders erfreute er ſich der Dankbarkeit der Ausländer, und wie gerührt er war, wenn er ſah, daß der Dank ihnen aus dem Herzen kam, mag folgende Anekdote beweiſen. Unter mehreren Schweizern, welche in der Akademie ſtudierten, war auch einer Namens v. Bons. Er war einer der gutmüthigſten und fleißigſten ſeiner Landsleute, und wie er nach ſeinem Austritt aus der Akademie dem Herzog dankte, ergriff er ſeine Hand, und anſtatt ſie zu küſſen, drückte er ſie ihm derb auf echte Schweizerart. An der Abendtafel ſagte der Herzog ſeinen Tiſchgenoſſen, daß ihm am heutigen Morgen etwas begegnet ſei, was ihm eine Freude gemacht habe, wie er ſelten eine gehabt habe, die Geſellſchaft ſollte rathen, welche? Die Gäſte ſchwiegen, und nun ſagte der Herzog, einer ſeiner Zöglinge aus der

Schweiz habe die Akademie verlaſſen und heute früh beim Abſchied habe er ihm die Hand ſo derb gedrückt, daß er es mehrere Stunden lang geſpürt habe, nur der herzlichſte Dank könne ſich gegen einen Fürſten auf eine ſolche Art ausſprechen, und daher rechne er dieſe Dankbezeugung ſeines Zöglings zu den angenehmſten Vorfällen in ſeinem Leben.

Ich habe ſchon erwähnt, daß die mediciniſche Fakultät ſpäter, als die andern, errichtet worden. Vor ihrer Errichtung ſtudierte ich, wie mein Bruder und die meiſten Zöglinge, welche ſich dem gelehrten Stand gewidmet hatten, Jurisprudenz, und ich hatte ſchon bereits das Naturrecht, die Rechtsgeſchichte und einen Theil des römiſchen Rechts gehört, als die Zöglinge gefragt wurden, welche von ihnen Luſt zum Studium der Medicin hätten. Unter denen, die ſich dazu meldeten, war auch ich und Schiller, welcher ſich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte, und noch fünf andere. Die Beweggründe zu dieſer Veränderung des Studiums waren nicht bei allen dieſelben. Nur drei, mein noch lebender bewährter Freund, der Medicinalrath Plieninger in Stuttgart und noch zwei andere meldeten ſich aus wahrer Luſt zum Studium der Medicin, die zwei übrigen meldeten ſich, weil ihre Väter Aerzte und ſie gleichſam Erbärzte waren; bei Schiller und mir war der Beweggrund nicht ſowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medicin, als unſere Neigung zur Dichtkunſt, der wir ſchon damals, Schiller durch lyriſche und dramatiſche Verſuche, ich durch Lieder, Balladen und Romane, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns dieſe Verſuche einen großen Theil der Zeit, welche wir dem Studium der juridiſchen Wiſſenſchaften hätten widmen ſollen. In den Vorleſungen dachten wir mehr an unſere dichteriſchen Plane, als an das, was wir vom Katheder herab hörten, wir blieben daher hinter unſern Kameraden zurück und zwar dergeſtalt, daß es einem Profeſſor nicht übel genommen werden konnte, wenn er einen unſerer Kameraden fragte, ob es uns an Gaben fehle, oder ob es blos Faulheit ſei, daß wir nichts lernen. So zurückgeblieben in unſern juridiſchen Studien, konnten wir natürlicherweiſe das Verſäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entſchloſſen uns daher zum Studium der Medicin, mit dem Vorſatz, dieſes neu gewählte Studium ernſter zu treiben, als das verlaſſene Studium der Jurisprudenz, und wir glaubten, dieſen Vorſatz um ſo eher ausführen zu können, da uns die Medicin mit der Dichtkunſt viel näher verwandt zu ſein ſchien, als die trockene poſitive Jurisprudenz. Allein auch als Mediciner konnten wir das Dichten nicht laſſen, nur die Anatomie trieben wir mit Fleiß, weil hier der Unfleiß mehr in die Augen fiel, die übrigen Studien trieben wir nur mit halbem Intereſſe, und wir würden hier eben ſo zurückgeblieben ſein, wie in unſern juriſtiſchen Studien, wenn uns nicht der Gedanke, daß das Studium einer ſogenannten Brodwiſſenſchaft doch die Hauptſache und abermals umzuſatteln eine Schande ſei, zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, das Dichten bis nach Beendigung des mediciniſchen Studiums zur Nebenſache in unſern müßigen Stunden zu machen. Bei Schiller wirkte zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſein feſter Charakter, bei mir der Eindruck, welchen die uns vom Profeſſor Consbruch mitgetheilten Hefte des vormaligen Profeſſors Brendel in Göttingen, deſſen Schüler er war, auf mich gemacht hatten. Das Leſen dieſer Hefte machte mir das Studium der Medicin auf einmal lieb, und von nun an war es auch der einzige Gegenſtand meiner Beſchäftigung. Nicht nur hörte ich jetzt alle Vorleſungen mit der größten Aufmerkſamkeit, ſondern ſtudierte auch für mich ſelbſt mit großem Eifer Hallers Phyſiologie, Platners Anthropologie, Sydenhams und Friedrich Hofmanns Werke, vorzüglich aber van Swietens Commentarien über die Boerhave'ſchen Aphoriſmen und noch mehrere andere Schriften, welche uns unſere Lehrer zum Selbſtſtudium beſonders empfohlen hatten. Dagegen wurde das Dichten beinahe ganz aufgegeben, nur zuweilen und bei ganz beſondern Gelegenheiten verfertigte ich einige Kleinigkeiten, z. B. eine Ode auf die Wiedergeneſung unſers Intendanten von einer gefährlichen Krankheit, welche auch gedruckt wurde. Erſt in dem letzten Studienjahr, wo wir weniger Vorleſungen zu beſuchen hatten und unſere meiſte Zeit auf den Krankenzimmern zubrachten, benutzte ich dieſe Muße wieder mehr zu poetiſchen Arbeiten und insbeſondere zur Fortſetzung eines mir am meiſten am Herzen liegenden Romans, bis zwei Monate vor den öffentlichen Prüfungen, zu welchen ich mich, unter gänzlicher Hintanſetzung aller poetiſchen Arbeiten, vorbereitete. Wirklich beſtand ich in allen Prüfungen ganz gut, und bei der Preisaustheilung am Stiftungstag ging auch ich nicht leer aus, zur großen Freude meiner Aeltern, welche auf dieſe Auszeichnung einen größern Werth legten, als ich ſelbſt.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß unſere Lehrer insgeſammt dem damals herrſchenden Boerhave'ſchen Syſtem huldigten, oder ſogenannte Humoralpathologen waren. Natürlich ging es uns, wie allen Anfängern, die, ehe ſie nicht ſelbſt denken und prüfen, in verba magistri ſchwören und Alles, was ihnen die Lehrer vorſagen, für heilige Wahrheit halten. Indeſſen hatten mich — denn ich ſpreche jetzt blos von mir — ſchon die Brendel'ſchen Hefte auf die Einſeitigkeit und die Mängel der Boerhave'ſchen Lehre aufmerkſam gemacht, und wie ich weiterhin die Lehren Stahls und Cullens kennen lernte, war ich nahe daran, ein Abtrünniger oder gar ein Gegner des Boerhave'ſchen Syſtems zu werden, wenn nicht einerſeits die Achtung vor meinen Lehrern, und andererſeits das Glück ihrer Praxis mich davon abgehalten hätten. Gleichwohl konnte ich ihnen meine Zweifel nicht verhehlen und wo ich Gelegenheit hatte, meine Ueberzeugung, daß die Nerven, wenn nicht eine größere, doch gewiß eine eben ſo große Rolle in den Krankheiten ſpielen, als die Säfte, auszuſprechen, that ich es, und da ich ſah, daß meine Anſichten, beſonders von Consbruch, wohlwollend und ſelbſt beifällig aufgenommen wurden, ſo ging ich immer weiter, ich ſprach ſie auch ſchriftlich in einer Abhandlung: de causis morborum, aus, wo ich nicht blos die Nerven, ſondern auch die Seele eine Rolle in den Krankheiten ſpielen ließ. Am Schluſſe der zwei letzten Studienjahre mußte nämlich von den Zöglingen eine ſogenannte Probeſchrift vorgelegt werden, die, wenn ſie den Beifall der Lehrer erhalten hatte, gedruckt wurde. Begreiflich erhielt meine Schrift den Beifall der Lehrer nicht, ſie fanden in derſelben Stahl'ſche Grundſätze, hielten ſie nicht für würdig, gedruckt zu werden, ſie wurde mir daher durch den Oberaufſeher zurückgegeben und zu meiner deſto größern Beſchämung mußte ich von ihm vernehmen, die Schrift ſei zwar recht ſchön und zierlich geſchrieben, aber ſo ganz gut müſſe ſie doch nicht ſein, weil ſonſt Seine Herzogliche Durchlaucht erlaubt haben würde, daß ſie ebenfalls gedruckt werde, wie mehrere andere. — Wie ich hierauf von den Lehren der Humoralpathologie immer weiter abgegangen, wie ich ſofort ein Nervenpatholog und dann ein Brownianer geworden, welchen Einfluß die Naturphiloſophie auf meine Anſichten und Grundſätze gehabt hat, und wie ich mir zuletzt mein eigenes, bis jetzt beibehaltenes und in meiner Praxis befolgtes Syſtem gebildet habe, werde ich in der Folge anzugeben Gelegenheit finden. Ich verlaſſe daher dieſen Gegenſtand, und gehe zu der Darſtellung der Verhältniſſe der Zöglinge zu ihren Vorgeſetzten und Lehrern und zu einander ſelbſt über.

Anlangend das Verhältniß der Zöglinge zu ihren Vorgeſetzten und Lehrern, ſo war es eine Hauptmaxime des Herzogs, ſie auf alle Weiſe liberal zu behandeln. Das Muſter dieſer Behandlung gab der Herzog ſelbſt. Wie er die Zöglinge ſtets ſeine Söhne nannte, ſo behandelte er ſie auch als ein wahrer Vater; auch wenn er ſie ſtrafte, ja ſogar wenn ſie ſich Ungebührlichkeiten gegen ihn ſelbſt erlaubten, vergaß er den Fürſten und Herrn und ahndete die gegen ihn begangenen minder, als die gegen andere Perſonen. Um zum Beweis deſſen nur einige Beiſpiele anzuführen, ſo war ich, als er einſt unvermuthet in den Schlafſaal trat, nicht ſogleich von meinem Schreibtiſch aufgeſtanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für dieſe Ungezogenheit von ihm eine Maulſchelle, aber er ſagte, wie er ſie mir gab: „Dieſe Maulſchelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er ſehen ſollen, was geſchehen wäre.“ Dieſem Beiſpiel füge ich noch ein zweites, mich ebenfalls betreffendes, bei. Der Herzog hatte zunächſt an dem gemeinſchaftlichen Speiſeſaal auch für ſich ein Speiſezimmer einrichten laſſen, in welchem er faſt täglich Abendtafel hielt. Zu dieſer Abendtafel wurden, nebſt einem Paar Generalen und Geheimräthen, abwechſelungsweiſe einige unſerer Vorgeſetzten und Profeſſoren eingeladen. Aber neben der herzoglichen Tafel war auch eine Tafel für akademiſche Zöglinge gedeckt, die vor dem Abmarſch aus dem Rengierſaal in den Speiſeſaal von dem Herzog genannt wurden und deren gewöhnlich acht waren. Nachdem abgeſpeiſt war, wurden die Zöglinge zu einem wiſſenſchaftlichen Diskurs von dem Herzog aufgefordert, an welchem gewöhnlich auch er ſelbſt Antheil nahm. So war auch ich einſt von den acht, und als auf die Aufforderung des Herzogs, daß wir einen Diskurs anfangen ſollten, keiner von uns den Anfang machen wollte, ſtellte ich an den Zögling Bregenzer die Frage, ob Bregenzer nach der zweiten oder dritten Deklination deklinirt werde und im Genitiv Bregenzeri oder Bregenzeris habe? Dieſe närriſche Frage mißfiel natürlich dem Herzog. „Was ſollen dieſe Narrenpoſſen?“ rief er gegen unſere Tafel herüber, „einen andern geſcheidtern Diskurs!“ Allein dabei hatte es ſein Verbleiben und es wurde ein anderer Diskurs angefangen. — Eine noch größere und ſehr auffallende Ungezogenheit beging ein anderer Zögling. Es war in der Akademie eingeführt, alle Jahre zweimal an einem beſtimmten Sonntag zu kommuniciren. Wie ſeine Kameraden, ging auch der erwähnte Zögling am Sonntag in die Kirche zur Beichte, und eben ſo auch am Sonntag darauf in die Predigt. Aber nach der Predigt, wo er in der Nähe ſeiner Kameraden zum Empfang des Abendmahls an den Altar treten ſollte, blieb er an ſeinem Platz ſitzen, ungeachtet er von einem der Vorgeſetzten zweimal an ſeine Schuldigkeit erinnert worden. Natürlich wurde dieſer Vorgang dem Herzog gemeldet und als ihn dieſer darüber zu Rede ſtellte, gab er zur Antwort, über ſolche Dinge habe der Menſch nur Gott Rechenſchaft zu geben, nicht andern Menſchen, und zur Begehung heiliger Handlungen, zu denen man gehörig vorbereitet ſein müſſe, könne nicht geboten werden. Der Herzog, frappirt von dieſer Antwort, und von ihrer Wahrheit getroffen, erwiederte ihm blos, er ſei ein Menſch ohne Religion, der durch ſich ſelbſt geſtraft genug ſei, und ging, ohne ihm eine Strafe zu diktiren, weiter. Solche Beiſpiele von väterlicher Schonung könnte ich noch mehrere anführen; aber ich glaube, die angeführten werden hinreichen, um begreiflich zu machen, daß ſowohl Vorgeſetzte als Lehrer ſich dieſes erlauchte Beiſpiel zum Muſter nahmen. Vorzüglich that dieß der Intendant der Akademie, und ſeinem Beiſpiel folgten auch mehr oder weniger die andern vorgeſetzten Officiere. Ein Gleiches geſchah auch von den Lehrern, von welchen ohnehin ein liberales Betragen gegen ihre Schüler zu erwarten war. Indeſſen gab es doch Einige ſowohl unter den Lehrern, zumal den Unterlehrern, als auch unter den vorgeſetzten Officieren und Aufſehern, welche die Zöglinge zwar nicht brutal, aber doch grob, leidenſchaftlich, inconſequent, und mitunter auch ungerecht behandelten, ſo wie es auch nicht an ſolchen fehlte, die ſich durch übertriebene Liberalität, Dünkel, Pedanterei, Gemeinheit, und allerlei wunderliche Eigenheiten verächtlich und lächerlich bei den Zöglingen machten. Die Jugend iſt ſcharfſichtig, und lernt die Vorzüge und Mängel ihrer Vorgeſetzten nur zu bald kennen; ſie iſt aber auch tapfer und muthwillig, und ſo wie ſie die gebildeten, verſtändigen, wohlwollenden und gerechten ihrer Vorgeſetzten und Lehrer mit Liebe umfaßt, ihnen mit Freuden gehorcht, ihren Vorzügen die größte Hochachtung erweiſt, und ihnen für ihr Wohlwollen von Herzen dankbar iſt, ſo weiß ſie auch eben ſo gut, wie ſie ſich gegen die ungerechten, unverſtändigen und abgeſchmackten zu benehmen hat. Mit dem Ungerechten läßt ſie ſich entweder in einen offenen Kampf ein, oder ſie ſinnt auf Mittel, ihm heimlich zu ſchaden. Dem Groben vergilt ſie entweder Gleiches mit Gleichem, oder ſie beträgt ſich, um ihn zu beſchämen, deſto höflicher gegen ihn. Den Leidenſchaftlichen läßt ſie austoben, oder ſie bringt ihn durch ein deſto ruhigeres Verhalten zur Beſinnung. Den Unwiſſenden bemitleidet, den Eingebildeten perſifflirt ſie, den Schwachen hat ſie zum beſten, und dem Lächerlichen macht ſie ſeine Eigenheiten nach. Alle dieſe Fälle kamen, wie in jeder öffentlichen Erziehungsanſtalt, auch in der Akademie häufig genug vor, und auch hiervon will ich einige Beiſpiele anführen. So wurde vorzüglich der Intendant der Akademie von allen Zöglingen hochverehrt, und beſonders ſprach ſich dieſe Verehrung durch die allgemeine Theilnahme der Zöglinge an einer Krankheit aus, an welcher er gefährlich darnieder lag, und durch hren lauten Jubel über ſeine Wiedergeneſung. Eine gleiche Verhrung bezeigten ſie auch mehreren andern der vorgeſetzten Officiere, e wie den meiſten Profeſſoren. Dagegen aber entging keiner von en Vorgeſetzten, Aufſehern und Lehrern, der ſich ihnen verhaßt der lächerlich gemacht hatte, ihrer Rache und ihrem Spott. So urde unter anderem einem der vorgeſetzten Officiere, der einem der ltern Zöglinge nicht hold war, und ihn bei mehreren Gelegenheiten eleidigt hatte, von dieſem Zögling an die Thüre ſeines Zimmers ine Karrikatur, einen Reiter auf einem Eſel vorſtellend, deſſen Schweif mit dem Zopf des Reiters zuſammen gebunden war, angeeftet. Der Officier hatte nämlich ein ſehr langes und dickes Haar, uf welches er ſich ſehr viel einbildete, und weil er eben keiner von n Geſcheidten war, ſo war die Karrikatur leicht verſtändlich. Der Officier, beim Anblick derſelben außer ſich, wußte nicht, was er un ſollte, da kam ein anderer Officier, und fragte ihn, was er da anſtarre? „Da ſieh her, Herr Bruder,“ erwiederte er, „das hat gewiß der impertinente Eleve P.... gethan, aber ich werde ihn u finden wiſſen.“ — „Stecke das Ding in die Taſche,“ entgegnete m der Andere, „denn erfährſt du auch den Thäter, ſo gewinnſt du nichts, als daß er geſtraft wird, du aber wirſt ausgelacht, und du huſt daher am beſten, wenn du das Ding in die Taſche ſteckſt, und ich ſtellſt, als wenn nichts geſchehen wäre.“ Allerdings wäre dieſe atyre den Zögling theuer zu ſtehen gekommen, wenn nicht der Offir dem Rath ſeines Freundes gefolgt wäre. Aber, wie dieſe größern, blieben auch die kleinern Neckereien, Myſtifikationen und Perſiflagen meiſtens ungeſtraft. Theils wurden ſie nicht bekannt, theils merkten es Manche nicht, daß der Spaß ihnen galt, und die es merkten, lachten darüber. So wurde einer der Lieutenants, die bei den Zöglingen ſchlafen mußten, einſt myſtificirt, indem man ihm weiß machte, der Zögling N... müſſe entwichen ſein, weil ſein Bett leer ſtehe. Erſchrocken beſah der Lieutenant das leere Bett, aber es fiel ihm nicht ein, ob der Vermißte ſich nicht, um ihn in Angſt zu ſetzen, in das leere Bett eines auf dem Krankenzimmer befindlichen Kameraden gelegt habe, wie dieß auch wirklich der Fall war. Nun konnte der Lieutenant nicht genug eilen, die Flucht des Zöglings dem Hauptmann zu melden, aber kaum hatte er den Schlafſaal verlaſſen, ſo begab ſich der Vermißte wieder in ſein gewöhnliches Bett, der Lieutenant kam, von dem Hauptmann begleitet, in den Schlafſaal zurück, der Vermißte lag wie in tiefem Schlafe in ſeinem Bett, er wurde geweckt, verſicherte, daß er nicht aus dem Bette gekommen, mehrere ſeiner Kameraden bezeugten ſeine Ausſage, und der Lieutenant, der ſich auf eine unbegreifliche Art getäuſcht zu haben glaubte, bekam von dem Hauptmann eine tüchtige Naſe. Ich könnte noch eine Menge ſolcher Späße erzählen, aber ich will nur noch zwei anführen, welche dem Oberaufſeher geſpielt wurden. Dieſer hatte in ſeiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernt, und weil er ſich etwas darauf zu gut that, daß er nun Officier und Oberaufſeher in der Akademie ſei, ſo verbarg er, gleich andern Parvenu's, nicht nur ſeinen frühern Stand nicht, ſondern er ſprach auch gern davon, weil er dabei Gelegenheit hatte, ſich zu rühmen, daß er der beſte Hoſenmacher ſeiner Zeit geweſen ſei. Man brachte ihn daher öfters, wenn er guter Laune war, auf dieſes Kapitel, bedauerte, daß er dieſe Kunſt nicht mehr ausüben könne, und brachte ihn durch vieles Zureden endlich dahin, daß er verſprach, in ſeinem Zimmer ein Paar Hoſen zuzuſchneiden, und wirklich auch zuſchnitt.

Den andern Spaß, den er aber übel nahm, machte ſich der Eleve Haug, der nachmalig rühmlich bekannte Epigrammatiſt, mit ihm. Er erzählte eines Morgens im Schlafſaal beim Ankleiden ſeinen Kameraden, daß es ihm in der vergangenen Nacht geträumt habe, der jüngſte Tag ſei erſchienen, die vom Himmel herabgekommenen Engel hätten angefangen zu poſaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferſtehen nicht recht vorwärts gehen wollen, die Engel hätten daher immer ſtärker poſaunt, hierauf ſeien zwar mehr Todte, als zuvor, auferſtanden, allein es ſei den Engeln nicht genug geweſen. „Es müſſen hier weit mehr Todte be„graben liegen,“ ſagten ſie, „was ſollen wir nun, um ſie zu er„wecken, anfangen, da all unſer Poſaunen nichts hilft?“ Dieß habe ein eben auferſtandener ehemaliger Akademiſt gehört, und zu den verlegenen Engeln geſagt, er wüßte wohl Rath zu ſchaffen, wenn unter den Auferſtandenen der vormalige Oberaufſeher der Akademie wäre, denn dieſer dürfte ſich nur auf eine Anhöhe ſtellen, und mit ſeiner bei Lebzeiten gehabten gewaltigen Stimme, wie ſonſt in der Akademie: zum Gebet! jetzt kommandiren: zum Gericht! Man habe ſich daher ungeſäumt nach dem auferſtandenen Oberaufſeher umgeſehen, er ſei glücklich gefunden worden, auf Befehl der Engel habe er ſich auf eine Anhöhe geſtellt, zum Gericht! kommandirt, und weil ſeine Stimme nach ſeiner Auferſtehung viel ſtärker und ſonorer geworden, ſo habe es alsbald von Auferſtandenen dergeſtalt gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Chriſtus zu melden, daß nunmehr Alles zum Gericht bereit ſei. — Natürlich erregte dieſer vergebliche Traum allgemeines Lachen; der Traum wurde weiter erzählt, und kam endlich auch dem Oberaufſeher zu Ohren. Dieſer lachte zwar auch, aber er ärgerte ſich deſto mehr heimlich, und als ihm Haug bald darauf begegnete, ſagte er ihm in einem halb ernſten halb ſcherzhaften Ton: „Apropos, Herr Haug, „wenn es Ihnen künftig wieder träumen ſollte, ſo muß ich Sie bitten, „mich ein für allemal dabei aus dem Spiel zu laſſen.“ — Ueberhaupt war Haug Meiſter in dergleichen Neckereien, weil er aber ein eben ſo guter Menſch, als witziger Kopf war, ſo ließ man ſie ihm nicht nur hingehen, ſondern auch diejenigen, denen es galt, lachten, wenn auch verſtellter Weiſe, eben ſo darüber, als diejenigen, die ſich daran beluſtigten. Daſſelbe war auch der Fall mit den Neckereien anderer Zöglinge. Man ſah ſie an, für das, was ſie waren, für Ausbrüche jugendlichen Muthwillens, nur boshafte und beleidigende, wenn ſie nicht von denen, die ſie trafen, abſichtlich ignorirt wurden, wurden nach Umſtänden beſtraft. — Doch ich ſehe, daß ich mich bereits zu lange bei dieſen Geſchichten aufgehalten habe. Ich gehe daher zu dem zweiten Punkt, zu der Schilderung der Verhältniſſe der Zöglinge unter ſich ſelbſt, über.

Da die Zöglinge der Akademie von allem Verkehr mit dem

Publikum abgeſchnitten waren, und nur am Sonntag von ihren Aeltern, Verwandten und Freunden Beſuche annehmen durften, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie ſich um ſo feſter an einander ſelbſt angeſchloſſen haben werden, und dieß war denn auch wirklich der Fall. Denn obſchon die Verſchiedenheit der Länder, aus welchen ein großer Theil der Zöglinge hergekommen war, die Verſchiedenheit des Standes, welchem ſie angehörten, die Verſchiedenheit des Alters, in welchem ſie ſtanden, endlich die Verſchiedenheit des Studiums, welches ſie ergriffen hatten, Anlaß zu eben ſo vielen Trennungen hätten geben können, ſo geſchah dieß doch keineswegs. Zwar befanden ſich, ſchon ehe die Akademie als Univerſität ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, Spanien und Portugal ausgenommen, aus allen chriſtlichen Ländern, aus Deutſchland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, aus Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja ſelbſt aus Oſtindien und Amerika, Zöglinge in derſelben, aber nie bildeten ſich, wie auf andern Univerſitäten, Landsmannſchaften, die, wie auf jenen, zuſammengehalten hätten. Eben ſo wenig veranlaßte auch die Verſchiedenheit des Standes, des Alters, der Studien, Trennungen der Zöglinge. Adelige hielten ſich nicht blos zu Adeligen, Bürgerliche zu Bürgerlichen, ältere zu ältern, jüngere zu jüngern, Juriſten zu Juriſten, Mediciner zu Medicinern, Künſtler zu Künſtlern. Schon das beſtändige Zuſammenſein der Zöglinge in den Schlafſälen, in dem Speiſeſaal, auf ihren Spaziergängen, in dem akademiſchen Garten, bei ihren Spielen, erhielt ſie in einer beſtändigen Berührung mit einander; aber nicht minder, ja noch mehr, hielt ſie die Einrichtung der Akademie ſelbſt, und mehr, als Alles, der Geiſt des Herzogs zuſammen, der überall in derſelben waltete. Die Zöglinge waren alle ſeine Söhne, er machte keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, der Adelige galt ihm ſo viel als der Bürgerliche, der Jüngere ſo viel als der Aeltere, der Kunſtbefliſſene ſo viel als der Studierende; nur die Vorzüglichern zog er vor, nur die Ritter des akademiſchen Ordens hatten einen eigenen Schlafſaal, und ſpeiſten an einem eigenen Tiſch, und der einzige Vorzug der Fürſtenſöhne war, daß ſie am Tiſch der Chevaliers ſpeiſten, von denen die Meiſten Söhne bürgerlicher Aeltern waren. So erhielt ſich eine beſtändige Gleichheit unter den Zöglingen; ſie waren gleich liebe Söhne eines Vaters, des Herzogs.

Indeſſen gab es doch, dieſer Einigkeit ungeachtet, Verbindungen beſonderer Art, Verbindungen, welche das Herz und die Gleichheit der Neigungen und Beſtrebungen ſtiftete, und welche eben darum die innigſten und feſteſten waren. Schwerlich fand ſich in der Akademie ein Zögling, der nicht in einer ſolchen Verbindung ſtand, jeder hatte Freunde, an welche er ſich auf das innigſte anſchloß, welche er auch nach der längſten Trennung von ihnen, und nach ihrem Tode nicht vergaß, und deren ſtete Erinnerung ihm auch das Andenken an die Akademie ſelbſt und ihren väterlichen Stifter ſo theuer machte, wovon die am eilften Februar 1828 begangene Säkularfeier ſeines Geburtstages, und die bei derſelben beſchloſſene alljährige Feier dieſes Tages einen ſo rührenden Beweis gibt."

In ſolchen innigen Verbindungen ſtand auch ich, und ich kann nicht umhin, etwas ausführlicher davon zu ſprechen. Zuerſt tritt mir hier mein Bruder entgegen. Er war zwei Jahre jünger als ich, ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, und von dem beſten Herzen. Er ſtudierte Jurisprudenz, war äußerſt fleißig, und gehörte unter die geſchickteſten ſeiner Kameraden. Er hatte das ruhige Temperament unſerer Mutter, ich das lebhaftere unſeres Vaters. Gleichwohl betrugen wir uns gegen einander ſtets brüderlich, nur die Verſchiedenheit unſerer Neigungen und Beſtrebungen hielt uns etwas auseinander. Er war Juriſt mit ganzer Seele, ohne Sinn für die Dichtkunſt, ich Mediciner aus Pflicht, nicht mit dem Intereſſe für meine Wiſſenſchaft, wie er für die ſeinige, denn ich theilte es mit dem für die Dichtkunſt. Indeſſen achtete ich ſeine Liebe für die Jurisprudenz darum nicht weniger, ich ſah mit Vergnügen die großen Fortſchritte, die er in ſeinen Studien machte, und freute mich eben ſo ſehr, als er ſelbſt, der vielen Preiſe, die ihm alle Jahre zu Theil wurden. Wirklich erhielt keiner ſeiner Kameraden dieſer Preiſe mehr, als er; aber in eben dem Jahre, wo er zuverläßig auch den akademiſchen Orden erhalten haben würde, ſtarb er, ein achtzehnjähriger Jüngling. Wie nahe ſein früher Tod mir, unſern Aeltern und Geſchwiſtern, ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten, und ſeinen vielen akademiſchen Freunden ging, brauche ich nicht zu ſagen. Selbſt der Herzog, auf deſſen Befehl alle ſeine Leibärzte während ſeiner Krankheit zugezogen worden, beklagte ſeinen Tod, und bezeigte mir und meinen Aeltern auf eine eben ſo herablaſſende als rührende Art ſeine Theilnahme an unſerem Verluſt. Dieſe Theilnahme des Herzogs, und ein Brief von Schiller an meinen Vater, worin er ihn bat, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn übernehmen zu dürfen*), und das ſchöne Gedicht, welches er bei dieſer Veranlaſſung dichtete**), trugen das meiſte zur Beruhigung meiner Aeltern bei. Aber das wehmüthige Andenken an den hoffnungsvollen Sohn erloſch erſt mit ihrem Leben. Auch ich gedenke des guten Bruders noch immer mit Rührung, und werde ſeiner ſo gedenken, ſo lange ich lebe.

Von meinem Bruder wende ich mich zu meinem älteſten, von mir wie ein Bruder geliebten, und bis zu ſeinem Tode mir treu gebliebenen Freund Schiller. Wir waren von gleichem Alter, beide Officiersſöhne, frequentirten als Knaben zuſammen die lateiniſche Schule in Ludwigsburg, wollten beide Theologie ſtudieren, ja wir wohnten zuletzt in dem nämlichen Haus, in der damaligen Cotta'ſchen Buchdruckerei in Ludwigsburg. Da unſern Vätern Alles daran gelegen war, daß wir etwas rechtes in der Welt werden ſollten, ſo wurden wir ſtreng zum Lernen angehalten, und um hierzu keine Zeit zu verſäumen, wurde uns außer der Schule wenig Umgang mit unſern Kameraden geſtattet. Um ſo feſter ſchloſſen wir uns daher an einander ſelbſt an, ſpielten mit einander in unſern müſſigen Stunden, und übten allerlei Muthwillen, wie z. B. an dem Setzer in der Druckerei, welchem wir faſt täglich einen neuen Streich ſpielten. So lebten wir in der innigſten Verbindung zuſammen bis zu meiner Aufnahme in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde. Aber ehe zwei Jahre verfloſſen waren, trat auch Schiller als Zögling in die Pflanzſchule, und man kann ſich denken, wie glücklich es uns machte, uns wieder mit einander vereint zu ſehen. Das Band der Freundſchaft war durch unſere Trennung nicht gelöſt worden, es wurde durch dieſelbe nur um ſo feſter. Was uns aber noch mehr mit einander verband, war unſere gemeinſchaftliche Neigung zur Dichtkunſt. Bei Schiller hatte ſich dieſe Neigung ſchon in Ludwigsburg deutlich ausgeſprochen. Nicht nur übertraf er alle ſeine Mitſchüler in der Emſigkeit, lateiniſche Diſtichen zu machen, ſondern er verſuchte ſich auch in eigenen lateiniſchen, und bald darauf auch in deutſchen Verſen, wovon, ſo viel ich mich erinnere, der erſte Verſuch ein bei ſeiner Konfirmation verfertigtes Lied an ſich ſelbſt war, in welchem er die Gefühle, welche dieſe heilige Handlung in ihm erregte, ausſprach. Schon vor ſeinem Eintritt in die militäriſche Pflanzſchule hatte ſich auch bei mir die Neigung zur Dichtkunſt bereits geregt. Ich hatte Gellerts Fabeln und Lieder, Geßners Idyllen, Kleiſts Gedichte, Gleims Kriegslieder u. ſ. w. geleſen; jedoch hatte ich mich noch an keine eigenen poetiſchen Verſuche gewagt. Dazu wurde ich erſt ſpäter von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den ſeinigen ein beſonderes Wohlgefallen bezeigt hatte, zu ähnlichen Produktionen aufforderte. Was mich aber noch mehr beſtimmte, ſeiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei ſeiner in dem von dem Profeſſor Haug damals herausgegebenen Schwäbiſchen Magazin abgedruckten Gedichte: der Eroberer und der Abend, von dem Herausgeber des Magazins erhielten, indem er von denſelben ſagte, daß ſie die erſten Proben eines Jünglings ſeien, von welchem vorauszuſetzen ſei, er werde einſt ein os magna sonaturum werden. Außer Gellert, Geßner, Kleiſt und Gleim hatte ich bereits auch noch andere deutſche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty, und ſpäter auch Klopſtock, kennen gelernt; doch zogen mich vorzüglich die von Urſinus herausgegebene Sammlung von Balladen, und einige Romane, die ich zufällig zu leſen bekommen hatte, wie der Dorfprediger von Wakefield, Wielands Agathon u. ſ. w. an, während dagegen Schiller ſich für Klopſtock und Shakſpeare, den wir zuerſt durch die Wieland'ſche Ueberſetzung kennen lernten, auf das entſchiedenſte erklärte. So verſuchte ich mich zuerſt in lyriſchen Gedichten, in Liedern, wo mir vorzüglich Kleiſt, und in Oden, wo mir Klopſtock zu Muſtern dienten, in Balladen und Romanzen, und nach der Erſcheinung Werthers von Göthe vorzüglich in Romanen, deren ich mehrere angefangen, jedoch nur einen ganz fertig gebracht hatte. Schiller hingegen, deſſen großes Muſter Shakeſpeare, und weiterhin Göthe in ſeinem Götz von Berlichingen war, übte ſich vorzüglich im Dramatiſchen, ſchrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Verſuchen ſeine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten Schwäbiſchen Magazin befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtentheils vollendet. Daß er dieſen Stoff wählte, war eigentlich ich die Urſache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Süjet, aufmerkſam gemacht, und meine Idee war, darzuſtellen, wie das Schickſal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den ſchlimmſten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenſtand, oder, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden, und was ihm auch ſelbſt in der Folge leid gethan zu haben ſcheint.

---

*) Siehe den unter Nro. 1. angehängten Brief Schillers, der ſich ſo wie die folgenden im Original in den Händen des Schwiegerſohnes des ꝛc. von Hoven befindet.

**) Schillers Gedichte 1. Band: „eine Leichenphantaſie ꝛc.“

Anmerkung des Herausgebers.

Indeſſen waren wir beide nicht die einzigen Zöglinge in der Akademie, welche ſich in dichteriſchen Verſuchen übten, es ſchloſſen ſich an uns noch einige andere an, zuerſt **Peterſen**, nachmals Bibliothekar in Stuttgart, Verfaſſer der mit Beifall aufgenommenen Geſchichte der Nationalneigung der Deutſchen zum Trunk, der Litteratur der Staatslehre unter dem Namen Placidus, und einer proſaiſchen Ueberſetzung Oſſians, der ſich vorzüglich im Epiſchen übte, und zuletzt ſich an ein größeres epiſches Gedicht: Konradin von Schwaben wagte, welches aber, obſchon größtentheils fertig, nie öffentlich bekannt wurde; — dann **Haug**, nachmaliger herzoglicher Kabinets-Sekretär, deſſen Epigramme ſchon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatiſten verriethen; — endlich **Schubart**, nachmaliger Preußiſcher Legations-Sekretär, der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Feſtung Hohen-Aſchberg berühmten Schubarts. Er hatte ſich vorzüglich in metriſchen Erzählun-geübt, und ohne Zweifel würde er etwas Bedeutendes in dieſem Fach geleiſtet haben, wenn er nicht zu frühe geſtorben wäre.

Da der Herzog kein Freund der Dichtkunſt war, ſondern allein einen Werth auf andere Künſte, und auf wiſſenſchaftliche Studien legte, ſo mußten wir natürlich unſer dichteriſches Treiben geheim halten. Wir dichteten alſo im Stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, ſo oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, theilten unſere Arbeiten uns gegenſeitig mit, kritiſirten ſie gegenſeitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr, als das erſte. So brachten wir nach und nach eine ziemlich anſehnliche Sammlung von poetiſchen Produktionen zuſammen, und da wir glaubten, daß ſie wohl gedruckt zu werden verdiene, ſo beſchloſſen wir, ſie dem Druck wirklich zu übergeben; es kam nur darauf an, einen Verleger dazu zu finden, und dieß war mir aufgetragen. Ich ſchrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweiſe durften wir uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen, in Verlag nehme, und ſchickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich ſchrieb wieder, und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler ſchon vor einigen Jahren — geſtorben war. So blieb alſo unſere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns, um nicht mit einem andern Buchhändler in einen ähnlichen Fall zu kommen, begnügen, unſere Produktionen einzeln in andere damals exiſtirende Sammlungen, wie in die vom Schwan in Mannheim redigierte Schreibtafel, in die damaligen Muſenalmanache u. ſ. w. und diejenigen, welche wir nach unſerm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudliniſchen Schwäbiſchen Muſenalmanach, theils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu laſſen. Indeſſen haben wir die meiſten, weil unſer reiferes Urtheil die Vorliebe für unſere Arbeiten immer mehr ſchwächte, unterdrückt, und was die meinigen betrifft, ſo habe ich ſie nach meinem Austritt aus der Akademie größtentheils dem Feuer übergeben.

Ich habe ſchon geſagt, daß Schiller und ich in den letzten Jahren unſerer akademiſchen Studien das Dichten größtentheils aufgegeben, und uns deſto mehr dem Studium der Medicin gewidmet hatten. Dadurch hörte zwar unſere Verbindung mit unſern dichteriſchen Freunden nicht auf; aber ſo wie wir fleißigere Mediciner wurden, kamen wir auch in eine um ſo nähere Berührung mit unſern mediciniſchen Kameraden, und unter dieſen vorzüglich mit Plieninger, meinem ſchon oben genannten geliebten Freund, mit Elwert, dem Sohn eines angeſehenen Arztes in Stuttgart, mit Jacobi, dem Sohne eines eben ſo angeſehenen Wundarztes daſelbſt, und mit Lieſching, dem Sohn eines wackern Landphyſikus, der bald nach ſeiner Entlaſſung aus der Akademie als Arzt mit dem Regiment, welches der Herzog in Holländiſche Subſidien gab, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen, und, ſo viel ich weiß, daſelbſt noch, und in großem Wohlſtand lebt. Als fleißigere Studenten waren alle dieſe vier uns beiden voraus; aber wir holten ſie bald ein, und mit Dank erkannten wir, daß wir durch unſere wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen dabei nicht wenig gefördert worden. Elwert und Jacobi ſind längſt todt, nur Lieſching und Plieninger leben noch. Letzterer iſt ein Paar Jahre älter, als ich, und erfreut ſich, gleich mir, eines glücklichen Alters. Er hat ſeine Stelle als Stadtphyſikus in Stuttgart ſchon vor einigen Jahren niedergelegt; aber bei der vor kurzem begangenen Feier ſeines fünfzigjährigen Jubiläums erhielt er von dem König den Charakter eines Medicinalraths, als Beweis, daß, wie das Publikum, auch der König ſeine Verdienſte anerkenne.

Außer den genannten poetiſchen und mediciniſchen Freunden ſtanden wir auch noch mit vielen andern Zöglingen der Akademie, ſowohl ſtudierenden, als kunſtbefliſſenen, in näheren Verbindungen; doch waren die Verbindungen Schillers und die meinigen nicht ganz dieſelben. Mit Dannecker und Zumſteeg, wovon der erſtere als einer der erſten Bildhauer unſerer Zeit, der andere als ein vorzüglicher Muſiker und Komponiſt anerkannt iſt, ſtanden wir auf einem gleich freundſchaftlichen Fuß. Eben dieß war auch der Fall mit Scharfenſtein, der, ob er ſchon ſich mehr mit Zeichnen und Malen abgab, doch auch mehrere Gedichte verfertigte, welche bewieſen, daß es ihm eben ſo wenig an dichteriſchem, als an Kunſttalent fehle. Er ſtarb als Würtenbergiſcher General in Heilbronn am Neckar, gleich geachtet wegen ſeines biedern feſten Charakters, als wegen ſeiner Verdienſte als Soldat. Diejenigen, an welche ſich vorzüglich Schiller hielt, weiß ich nicht mehr alle zu nennen und erwähne nur der Brüder von Wolzogen, als zwei ſeiner vertrauteſten. Unter denen, an welche ich mich vorzüglich anſchloß, nenne ich vor allen den als K. Baieriſchen Staatsminiſter verſtorbenen Grafen von Thurheim, von welchem ich in der Folge mehr zu ſprechen Gelegenheit haben werde, die Grafen von Norrman und von Mandelslohe, beide in der Folge Würtenbergiſche Miniſter, zwei Freiherrn von Phull, von denen der ältere, noch lebende, Würtenbergiſcher General der Infanterie iſt, der jüngere, verſtorbene, Polizeiminiſter war, drei Brüder von Marſchall, wovon der älteſte frühzeitig in Wien ſtarb, einer der beſten Menſchen und ausgezeichnetſten Köpfe, zwei Brüder von Maſſenbach, den durch ſein Schickſal berühmt gewordenen Preußiſchen Oberſt, und ſeinen Bruder, geweſenen Finanzrath in Berlin, zwei Grafen von Bernſtorf aus Hannover, ferner die Zöglinge Schmidlin, Wächter, Seubert, vorzüglich aber den Zögling Schott, den beſten Freund meines verſtorbenen Bruders, der als Würtenbergiſcher Legationsrath noch gegenwärtig in Stuttgart lebt, aber ſeit mehreren Jahren wegen andauernder Kränklichkeit unfähig zum Dienſt iſt. Wie viel ich in dem mehrjährigen Umgang mit ſo vielen an Stand, Talenten und Charakter verſchiedenen Freunden für meine ſowohl ſittliche, als litterariſche Bildung gewonnen habe, würde ich vergebens ſuchen anzugeben. Ich kann nur im Allgemeinen ſagen, daß ich ihnen allen ſehr viel ſchuldig geworden bin, und daß mir das Andenken an ſie, ſo wie an die Akademie ſelbſt, in welcher mir ſo viel Gutes und Erfreuliches zu Theil geworden, immer theuer bleiben wird.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es einer in ihrer Art ſo einzigen, ſo berühmt gewordenen, und von Zöglingen aus den meiſten Europäiſchen Ländern beſetzten Anſtalt nicht an Beſuchen von Fremden aller Art, Fürſten, hohen Staats- und Militärperſonen, ausgezeichneten Gelehrten und Künſtlern, fehlen konnte. Allein es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Fremde, die ich während meines Aufenthalts in derſelben geſehen habe, nennen wollte. Ich erwähne daher blos einiger der merkwürdigſten, und hier ſteht nun der Kaiſer Joſeph der Zweite oben an. Er beſuchte die Akademie im Jahre 1777 auf einer Reiſe nach Paris, welche er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein machte. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er ſeinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er beſah Alles auf das genaueſte, erkundigte ſich nach der Einrichtung der Anſtalt nach ihren kleinſten Details, wohnte mehreren Vorleſungen mit größter Aufmerkſamkeit bei, und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen ſein Wohlgefallen an der Anſtalt. Neben unſerem ſtattlichen Herzog ſtellte der Kaiſer nicht ſonderlich viel vor; aber ſeine Einfachheit, die fern von aller Affektation war, ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit, die er gegen jeden, mit dem er ſprach, bewies, und ſein Verſtand, der aus Allem, was er äußerte, hervorleuchtete, zogen um ſo mehr an, und machten uns Zöglingen ſeinen Beſuch in der Akademie unvergeßlich.

Mit dieſem kaiſerlichen Beſuch ſtand ein anderer, noch in dem nämlichen Jahr erfolgter in Verbindung, der Beſuch des durch ſeine Schrift über die Erziehung rühmlichſt bekannt gewordenen, und überhaupt als Gelehrter hochgeachteten Oeſterreichiſchen Generals Grafen von Kinsky. Ohne Zweifel beſuchte er die Akademie aus Auftrag des Kaiſers, und er kam in Stuttgart an, als eben die jährlichen Prüfungen ihren Anfang nahmen. Er beſuchte die Akademie alle Tage, erkundigte ſich, wie der Kaiſer Joſeph, auf das genaueſte nach ihrer Einrichtung, wohnte den meiſten Prüfungen bei, ſtellte bei mehreren ſelbſt Fragen an die Zöglinge, ja ein Paar Mal machte er ſogar bei Disputationen den Opponenten. Nach Beendigung der Prüfungen beſuchte er die wieder begonnenen Vorleſungen der Lehrer, und erbat ſich von jedem eine ſchriftliche Darſtellung ſeiner Lehrmethode. Wie günſtig für die Akademie der Bericht, welchen er dem Kaiſer nach ſeiner Rückkehr erſtattete, geweſen ſein muß, ergibt ſich daraus, daß der Kaiſer bald darauf ſeinem Thereſianum in Wien eine andere Einrichtung gab, wobei Vieles von den Einrichtungen in der Akademie benutzt worden. Auch iſt es außer Zweifel, daß, obſchon zu der im Jahre 1781 erfolgten Erhebung der Akademie zur Univerſität die Empfehlung des Großfürſten und nachmaligen Kaiſers Paul während ſeiner Anweſenheit in Wien viel beigetragen, doch auch der günſtige Bericht des Grafen von Kinsky bedeutend mitgewirkt hat.

Ein anderer Fürſt, welcher die Akademie mit ſeinem Beſuch beehrte, war der damalige König Ferdinand von Neapel, ein großer ſtattlicher Mann. Auch ihm gefiel die Anſtalt ganz wohl, doch intereſſirte er ſich mehr für die Jagden, welche ihm der Herzog gab, als für unſere litterariſche Anſtalt. Indeſſen machte ihn uns doch ein Zug, welchen wir nachher von ihm erfuhren, achtungswerth, nämlich, daß er erſt von ſeiner Gemahlin fertig ſchreiben gelernt habe, und ihr dafür, als für eine große Wohlthat, ſtets dankbar geblieben ſei.

Unter den Gelehrten, welche die Akademie beſuchten, erregte vorzüglich Lavater unſere Aufmerkſamkeit. Er war eben in vollem Eifer mit ſeiner Phyſiognomik beſchäftigt, und der Hauptzweck ſeines Beſuchs war ohne Zweifel die Muſterung ſo vieler jungen Leute zum Behuf ſeiner phyſiognomiſchen Beobachtungen. Wirklich benutzte er auch dieſe Gelegenheit auf alle Weiſe. Nicht nur ſah er uns zu wiederholten Malen ſcharf ins Geſicht, ſondern er erkundigte ſich auch, wenn ihm eine Phyſionomie beſonders auffiel, ſorgfältig nach den Talenten und nach dem Charakter des Individuums. Dieſe Beobachtung unſerer Phyſionomien machte einen ſonderbaren Eindruck auf uns, wir freuten uns ihrer, und fürchteten ſie zugleich, denn wir glaubten an die Realität dieſer Wiſſenſchaft. Allein wir überzeugten uns bald von dem Gegentheil, da Lavater in der Phyſionomie eines von uns allen als ein ſehr guter Menſch gekannten Zöglings etwas Heimtückiſches zu bemerken glaubte. Von mehreren Zöglingen, deren Phyſionomie ihm beſonders auffiel, hatte er ſich Silhouette ausgebeten, und einer unſerer Aufſeher, ein wegen ſeiner hohen Einbildung von ſich oft von uns belachter Mann, der mehr, als wir Alle, auf dieſe Auszeichnung, aber vergebens, gewartet hatte, tröſtete ſich damit, daß ihn Lavater mehrmals beſonders ſcharf angeſehen habe, weil er darin den Beweis gefunden zu haben glaubte, daß ihm ſeine Phyſionomie beſonders merkwürdig vorgekommen ſei, wie er denn auch nichts gewiſſer erwartete, als daß im nächſten Band der Phyſiognomik auch ſeine Phyſionomie, als eine der intereſſanteſten für den großen Phyſiognomen, erwähnt werden würde.

Von den Aerzten, welche die Akademie zu meiner Zeit beſuchten, war Tiſſot der berühmteſte, ein anſehnlicher, hübſcher Mann, aber was uns an ihm beſonders auffiel, war ſeine äußerſt zarte Stimme, welche beinahe wie die Stimme eines Mädchens klang. Er unterhielt ſich mit unſern Lehrern und auch mit uns auf das Freundlichſte, und in ſeinem Benehmen zeigte ſich keine Spur von Anmaßung und Stolz auf ſeine Celebrität. Er beſuchte alle unſere Hörſäle, auch die Anatomie, doch ging er nicht in das Secierzimmer, ſondern blieb, als ob er ſich vor dem Anblick der verſtümmelten Kadaver fürchtete oder ekelte, in dem Vorgemache ſtehen.

Weit der intereſſanteſte, und beſonders für uns angehende Dichter höchſt erfreuliche Beſuch war der Beſuch Göthe's, der ſich im Gefolge des über Stuttgart reiſenden Herzogs von Weimar befand. War uns ſchon der Herzog von Weimar als hochverehrter Liebhaber und Kenner der Wiſſenſchaften und Künſte, und beſonders der Dichtkunſt, intereſſant, ſo war es noch weit mehr Göthe, da wir eben von ſeinem Götz von Berlichingen und ſeinem Werther auf das höchſte enthuſiasmirt waren. Der Beſuch des Herzogs fiel in die Zeit, wo die öffentlichen Prüfungen eben geendigt waren, und er und Göthe denſelben nicht mehr beiwohnen konnten. Jedoch kamen ſie noch zur rechten Zeit zu der Rede, welche unſer Herzog jedesmal nach dem Schluſſe der Prüfungen in dem Speiſeſaal nach dem Abendeſſen zu halten pflegte. Die Rede war immer von dem Herzog ſelbſt verfaßt, und ſie war lange fertig, ehe er ſie hielt. So war es auch der Fall mit der, welcher der Herzog von Weimar und Göthe beiwohnten. Allein da er hörte, daß er dieſe zu Zuhörern haben würde, begab er ſich noch vor dem Abendeſſen der Zöglinge in ein Nebenzimmer, um einiges in ſeiner Rede abzuändern, was ihm wegen der Anweſenheit dieſer Gäſte nothwendig ſchien. Der Herzog von Weimar und Göthe waren mit der Rede, ſo wie überhaupt mit der ganzen Feierlichkeit, wohl zufrieden, und mit Vergnügen folgten ſie der Einladung zu der akademiſchen Hauptfeierlichkeit, zur Feier des Stiftungstages der Akademie. Am Morgen dieſes Tages wohnte Göthe, ob auch der Herzog von Weimar, weiß ich nicht mehr, der von den herzoglichen Oberhofprediger gehaltenen Predigt in der Akademiekirche bei, und es hieß, daß ſie ihm wohl gefallen habe, ob ſie gleich da und dort getadelt wurde. Am Mittag ſpeiſte er mit dem Herzog von Weimar an der herzoglichen Tafel, und am Abend fanden ſich beide in dem Saale ein, wo die Austheilung der Preiſe an die Zöglinge vorgehen ſollte. Vor der Austheilung der Preiſe wurde eine Rede von einem der Profeſſoren gehalten, und die Reihe war dießmal an dem Profeſſor der Medicin Gunsbruch. Was der Gegenſtand der Rede war, weiß ich nicht mehr, aber um ſo deutlicher erinnere ich mich, wie bei einer darin vorgekommenen Stelle aus dem Werther Göthe ſichtbar erröthete, und die Augen niederſchlug. Während der Preisaustheilung ſtand er zur linken Seite des Herzogs, wie der Herzog von Weimar zu ſeiner rechten, und es war hoch erfreulich für uns zu ſehen, wie ſehr ihn der Herzog diſtinguierte. Hätte Göthe geahnt, daß unter den Zöglingen, die ihn mit Bewunderung anſahen, ſich auch der befand, welcher in der Folge als dramatiſcher Dichter ſein würdiger Rival, und als Menſch einer ſeiner vertrauteſten Freunde werden würde, gewiß würde er, um ihn auszufinden, jeden von uns mit eben dem Intereſſe betrachtet haben, wie früher Lavater zum Behuf ſeiner Phyſiognomik.

Es iſt leicht zu erachten, daß unſere Akademie bei Allem, was ſie leiſtete, bei dem großen Ruf, den ſie ſich auch im Ausland erworben hatte, bei dem günſtigen Urtheil der Fremden, von denen ſie beſucht wurde, gleichwohl viele Widerſacher gehabt hat. Nicht nur wurde ihr vorgeworfen, daß ſie zu viel koſte, daß ſie der Landesuniverſität Tübingen Eintrag thue, daß ſie viele junge Leute, die ſonſt nicht ſtudiert, oder ſich den Künſten gewidmet haben würden, zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleite, ſondern es wurde auch ihre militäriſche Einrichtung getadelt, als eine Einrichtung, die ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien keineswegs vertrage. Allein ſo viel Gewicht auch dieſe Vorwürfe auf den erſten Anblick haben mögen, ſo erſcheinen ſie doch bei näherer Prüfung durchaus ungegründet. Denn was erſtlich die Koſten der Anſtalt betrifft, ſo waren ſie allerdings ſehr groß; allein theils wurden ſie nicht von dem Lande, ſondern von dem Herzog beſtritten, der ſich zu Gunſten der Akademie in andern Ausgaben beſchränkte, theils wurden ſie durch die Koſtgelder gedeckt, welche vorzüglich von ausländiſchen Zöglingen bezahlt werden mußten, und deren gewöhnlicher Betrag jährlich achthundert Gulden war.

Nicht minder ungegründet erſcheint auch der Vorwurf, daß die Univerſität Tübingen durch die Akademie beeinträchtigt worden. Denn auch abgeſehen, daß von den akademiſchen Studien das Studium der Theologie ausgeſchloſſen war, daß neben der juridiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Fakultät auch noch eine militäriſche beſtand, und auf der Univerſität Tübingen keine Künſtler gebildet wurden, und keine Trivialſchulen vorhanden waren, wie in der Akademie, ſo belief ſich auch die Geſammtzahl der Zöglinge nie über dreihundert, und es iſt daher offenbar, daß der Verluſt der Univerſität Tübingen keineswegs ſo hoch angeſchlagen werden darf, als ihn die Profeſſoren der Univerſität und die Widerſacher der Akademie anſchlugen, ſo wie eben dadurch auch der andere Vorwurf, daß zu viele junge Leute zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleitet werden, wegfällt.

Ungleich gegründeter, als die eben beſeitigten Vorwürfe, erſcheint der, daß die militäriſche Einrichtung der Akademie, als einer Studien- und Lehranſtalt, nichts getaugt habe. Allerdings verträgt ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien kein Zwang; allein die militäriſche Verfaſſung der Akademie erſtreckte ſich blos auf die äußere Form derſelben, keineswegs aber auch auf den Unterricht. Den Lehrern wurde nicht vorgeſchrieben, wie ſie das, wozu ſie angeſtellt waren, lehren ſollten. Es war ihnen nicht, wie man jezt da und dort ſieht, ein beſchränkender Studienplan als Norm vorgelegt, die Lehrer waren in ihren Vorträgen vollkommen frei, es kam blos darauf an, daß jeder ſeine Schuldigkeit that, und die jährlichen Prüfungen müſſen ausweiſen, ob er ſie gethan habe. Der Tadel trifft daher blos die eingeführte äußere militäriſche Form, die Uniformirung der Zöglinge, die militäriſche Disciplin in den Schlafſälen, das Aufmarſchieren in den Speiſeſaal, das militäriſche Kommando zum Gebet, u. ſ. w. Allein was ſchadet denn dieſe militäriſche Einrichtung den Studien? Iſt es nicht beſſer, die Studenten tragen eine von oben her vorgeſchriebene Uniform, als daß ſie ſich durch ihre abentheuerlichen Burſchen- und Landsmannſchafts-Trachten auszeichnen? Iſt es nicht beſſer, die Studenten kommen zur beſtimmten Stunde alle zumal in ihre Hörſäle, als einzeln, der eine früher, der andere ſpäter? Iſt es nicht beſſer, ſie werden zum Beſuch der Vorleſungen gezwungen, als daß es ihnen freiſteht, ſie bald zu beſuchen, bald wegzubleiben? Iſt es nicht beſſer, ſie werden durch die militäriſche Disciplin, welcher ſie unterworfen ſind, und durch ihre Abgeſchloſſenheit von dem Publikum genöthigt, ihre Zeit ausſchließend den Studien zu widmen, und, um der Langeweile zu entgehen, fleißig zu ſein, als daß ſie die ſogenannte akademiſche Freiheit zu zeitraubenden unanſtändigen Gelagen, zu muthwilligen Streichen, oder gar zu demagogiſchen Umtrieben benutzen? Man klagt jetzt allgemein über das Unweſen auf den Univerſitäten, und fürchtet die Studenten als kühne und freche Menſchen, die auf nichts geringeres, als auf den Umſturz der beſtehenden Regierungen, umgehen. Aber ſolche Umtriebe waren auf der Akademie in Stuttgart eben wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung unmöglich, und würden, wenn ſie noch beſtände, es auch jetzt nicht ſein, und welcher Fürſt, der jetzt in den Studenten ſeine gefährlichſten Feinde ſieht, und ſie als ſolche mit Argusaugen bewachen läßt, würde nicht froh ſein, wenn er ſeine Landes-Univerſitäten in militäriſche Akademien, wie die vormalige Karls-Akademie in Stuttgart, umwandeln könnte? Uebrigens war der Vorwurf, welcher der Karls-Akademie wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung gemacht worden, nur zur Zeit ihres Beſtehens paſſend, wo nur das Militär uniformirt war. Jetzt, wo auch die Staatsbeamten aller Klaſſen Uniformen tragen, und bei feierlichen Gelegenheiten, den Soldaten gleich, in Reihe und Glied in die Kirche ziehen, dürfte wohl die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, wo doch wenigſtens nur die Zöglinge und ihre vorgeſetzten Officiere, keineswegs aber auch die Profeſſoren Uniformen tragen mußten*), weniger ungereimt ſcheinen, zumal da troß dieſer Verfaſſung ſo viele vorzügliche Menſchen aus ihr ausgegangen ſind, wovon ich mehrere ſchon oben genannt habe.

---

*) Bloß bei feierlichen Gelgenheiten mußten die Profeſſoren überein gekleidet ſein. Im Sommer beſtand die Kleidung in einem Rock von ſchwarzem Gros de Tours, mit weißem ſeidenen Unterfutter, einer weißen ſeidenen mit Gold geſtickten Weſte, ſchwarzen ſeidenen Beinkleidern, und weißen

Das Einzige, was man mit einigem Grund gegen die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, und die überhaupt in derſelben eingeführte ſtrenge Disciplin, ſagen könnte, iſt, daß die Zöglinge zu wenig für die Welt gebildet worden, und nicht nur unmittelbar nach ihrem Austritt, ſondern auch in der Folge ſich nicht auf die Art, wie es das öffentliche Leben fordert, zu benehmen gewußt haben. Allein das iſt mehr ein voreiliger Schluß, als eine wirkliche Thatſache; die Erfahrung hat vielmehr das Gegentheil gezeigt. Nur diejenigen, denen es von Natur an Gewandtheit, und an der Fähigkeit, ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken, fehlte, blieben unbeholfen und linkiſch nach ihrem Austritt aus der Akademie, und deren waren nur Wenige. Die meiſten fanden ſich in kurzem in die neuen Verhältniſſe, ja Viele konnten ſogar als Muſter eines gewandten, weltklugen und feinen Betragens aufgeſtellt werden, wie z. B. die Grafen von Thurheim und von Mandelslohe, der Würtenbergiſche Miniſter Freiherr von Phull, und noch ungleich mehrere, die ſich dem Militärſtand gewidmet hatten, und die zu nennen überflüſſig wäre.

Allein es handelt ſich hier nicht blos von dem äußerlichen Betragen der Zöglinge der Akademie nach ihrem Abgang von derſelben. Ungleich wichtiger iſt die Geiſtesſtimmung, welche ſie aus der Akademie in das geſellige Leben mitbrachten. Unbekannt mit der Verſchiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adeligen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrtenſtand vor dem Künſtlerſtand, damals einzuräumen pflegte, hatten ſie keine Idee von privilegirten Ständen, von Prärogativen des Adels vor dem gemeinen Volk, des Militärs vor dem Bürgerſtande, der Gelehrten vor den Künſtlern. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, ſie betrugen ſich als ſolche, und man kann mit Recht ſagen, daß ihr Eintritt in das geſellſchaftliche Leben nicht nur in Würtenberg,

---

ſeidenen Strümpfen; im Winter in einem Rock von ſchwarzem Sammt, und einem Unterfutter von weißem Atlas, einer mit Gold geſtickten Weſte von weißem Atlas, Beinkleidern von ſchwarzem Atlas, und weißen ſeidenen Strümpfen, wie im Sommer, unter dem Arm einen Chapeau-bas, und einen Galanterie-Degen an der Seite.

ſondern auch im Ausland Epoche gemacht hat. Wo die Zöglinge der Akademie hinkamen, haben ſie zur Vertilgung des damals herrſchenden Kaſtengeiſtes beigetragen, und ſo wie ſie überall zu den bedeutendſten Stellen wegen ihrer ausgezeichneten Kenntniſſe gelangt ſind, ſo haben ſie auch überall ihre weltbürgerlichen Grundſätze geltend gemacht. Sie ſtanden, wie der Stifter der Akademie, über ihrem Zeitalter.

So verdient die Karls-Akademie auch von dieſer Seite keinen Tadel. Wie ſie eine der vorzüglichſten Unterrichts-Anſtalten ihrer Zeit war, ſo war ſie auch eine nicht minder vorzügliche Anſtalt zur ſittlichen Bildung ihrer Zöglinge, auch was das äußerliche Betragen betrifft. Nur von wenigen Zöglingen weiß man, daß ſie nach ihrem Austritt aus der Akademie ein unſittliches, laſterhaftes Leben geführt; weit die meiſten galten allgemein für eben ſo rechtſchaffene, als geſchickte Leute, und wenn es auch hie und da einen Sonderling unter ihnen gab, ſo war es nicht die Akademie, die ihn dazu machte, ſondern ſein Vorſatz, es zu ſein oder zu ſcheinen.

Zweites Buch.

Der mediciniſche Lehrkurs war in der Akademie auf fünf Jahre feſtgeſetzt, die fünf Jahre waren im December 1780 vorüber, Alle, die wir mit einander ſtudiert hatten, wurden, nachdem wir die öffentlichen Prüfungen erſtanden, und der Stiftungsfeier zum letzten Mal als Zöglinge beigewohnt hatten, aus derſelben entlaſſen, und in den letzten Tagen des Decembers kehrte ich in das väterliche Haus in Ludwigsburg zurück. Mein Vater war damals Intendant eines ein Paar Jahre zuvor von dem Herzog geſtifteten militäriſchen Waiſenhauſes, von welchem ich in dem von Schiller herausgegebenen Würtenbergiſchen Repertorium eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe. Er hatte ſeine Wohnung in dem Waiſenhausgebäude, und auch ich quartierte mich in daſſelbe ein. Die Freude meiner Aeltern und meiner vier Schweſtern, mich wieder mit ihnen vereint zu ſehen, war groß, nicht minder groß war auch die meinige, welche auch noch dadurch erhöht wurde, daß ich mich wieder in einer Anſtalt befand, welche mit der militäriſchen Pflanzſchule auf der Solitüde, wohin ich als Knabe aufgenommen worden, ſo viele Aehnlichkeit hatte, und daß ich mit dem Herzog, welcher das Waiſenhaus gewöhnlich alle Wochen ein Mal beſuchte, in einer nähern Verbindung blieb, als Alle, welche mit mir die Akademie verlaſſen hatten. So wie mir ſelbſt, war dieſes Verhältniß auch meinem Vater ſehr erwünſcht, denn er hoffte, daß, weil der Herzog bei ſeinen Beſuchen des Waiſenhauſes jederzeit auch mich ſah, dieſes öftere Wiederſehen ſeines ehemaligen akademiſchen Zöglings mir auch zu einer deſto frühern Anſtellung dienen würde. Ob mein Vater darin Recht hatte, will ich nicht entſcheiden, ich glaubte es aber kaum. Nur ſo lange wir Zöglinge der Akademie waren, zeigte ſich der Herzog als unſer Vater. Nach unſerem Austritt aus derſelben behandelte er uns als unſer Herr, obſchon er nicht vergaß, daß er uns als Zöglinge der Akademie ſeine Söhne nannte.

Gleich nach meiner Ankunft in Ludwigsburg machte ich mit meinem Vater bei ſeinen Freunden und Bekannten die gewöhnlichen Höflichkeitsbeſuche. Ich wurde überall gut aufgenommen, doch hatten dieſe Beſuche etwas Peinliches für mich, nicht allein weil ich noch immer in meiner akademiſchen Welt lebte, ſondern auch, weil ich fühlte, wie ſchwer es mir werden würde, als Arzt die Gunſt ſo Vieler, mir ganz fremder Menſchen zu gewinnen. Zum Glück war die Zeit, wo ich mich um die Gunſt des Publikums zu bewerben hatte, noch nicht ſo nahe. Da ich noch nicht promoviert hatte, ſo durfte ich auch noch nicht prakticieren, und noch viel weniger konnte ich mich auch um Anſtellung als Phyſikus bewerben. Mein erſtes und einziges Geſchäft nach meiner Ankunft in Ludwigsburg war daher, mich zu dem Univerſitätsexamen vorzubereiten, und meine Inaugural-Diſſertation zu ſchreiben, um zum Doktor kreiert zu werden. Da die Akademie in Stuttgart damals noch nicht zur Univerſität erhoben war, ſo mußte dieß auf der Landes-Univerſität zu Tübingen geſchehen; allein ich war eben mit meinen Vorbereitungen zum Examen, und meiner Diſſertation pro gradu ſo weit fertig, daß ich mich bei der mediciniſchen Fakultät um Zulaſſung zur Promotion melden konnte, als ich aus Stuttgart die erfreuliche Nachricht erhielt, die Akademie ſei von dem Kaiſer Joſeph zur Univerſität mit allen Rechten und Befugniſſen anderer Univerſitäten erhoben worden. So durfte ich denn zu meiner großen Freude nicht nach Tübingen gehen, ich konnte nun in Stuttgart promovieren, und ſobald die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und ich mit meiner Inaugural-Diſſertation fertig geworden, ſäumte ich nicht, mich bei dem Dekan der mediciniſchen Fakultät, meinem Lehrer und Freund Gunsbruch als Doktorand zu melden. Als einem ehemaligen Zögling der Akademie wurde mir mein Geſuch mit Vergnügen bewilligt; ich ließ daher meine Diſſertation: de origine puris, in der akademiſchen Druckerei unverzüglich drucken, und auf die Anzeige, daß der Druck vollendet ſei, wurde mir alsbald auch die Zeit beſtimmt, wann ich in Stuttgart erſcheinen ſollte. Ich traf zur beſtimmten Zeit ein, beſtand bei der Fakultät das herkömmliche Examen, das Tentamen und Rigorosum, zur Zufriedenheit der Examinatoren, vertheidigte meine Diſſertation sine praeside, in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, ſelbſt von Hofleuten, mit Beifall, und wurde ſofort feierlich zum Doktor kreiert.

Aber nun hatte ich noch ein anderes Examen zu erſtehen, das ſogenannte praktiſche. Dieſes wurde von dem Collegium archiatrale, das aus den drei Leibärzten und dem Leibchirurg des Herzogs beſtand, vorgenommen, und galt nicht allein in Rückſicht auf die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis, ſondern auch in Rückſicht auf die Qualifikation zum Staatsdienſt. Vergleiche ich dieſes Examen mit der jetzigen Art zu examinieren, ſo darf ich wohl ſagen, daß ſich zwiſchen beiden ein himmelweiter Unterſchied findet. Jetzt heißen die Examina Konkurs-Prüfungen, weil Alle, die ſich dazu melden, zu einer von der Regierung beſtimmten Zeit zuſammenkommen müſſen, und dieſe Konkurs-Prüfungen ſelbſt beſtehen in einer ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen aus allen Fächern der Medicin, die wiederum in mehrere zerfallen, und dieſe Fragen müſſen die Kandidaten, in ein Zimmer zuſammen geſperrt, unter der Aufſicht eines Mitgliedes der Regierung beantworten, und ſo lange eingeſperrt bleiben, bis ſie mit der Beantwortung fertig ſind. Sind die Antworten, wozu gewöhnlich mehrere Tage verwendet werden, fertig, ſo werden ſie geſammelt, dem Ober-Medicinal-Kollegium zur Beurtheilung vorgelegt, und von dieſem dann ihr Werth auf mathematiſche Art berechnet. Das war nun, wie ſchon bemerkt, zu der Zeit, wo ich geprüft wurde, ganz anders. Damals war von keinem Konkurs die Rede. Wer geprüft zu werden verlangte, konnte ſich zu jeder Zeit melden, und er hatte nichts weiter zu thun, als ſich an dem Tage und um die Stunde, welche ihm dazu beſtimmt worden, vor dem Collegium medicum einzufinden, welches ihn nicht in dem Amts-Lokal des Kollegiums, ſondern in der Wohnung des erſten herzoglichen Leibarztes erwartete. Das Examen ſelbſt beſtand nicht in der ſchriftlichen Beantwortung dem Kandidaten ſchriftlich vorgelegter Fragen, ſondern in einem freien mediciniſchen Diskurs, in welchen ſich die Examinatoren mit demſelben einließen, und welcher ſich zwanglos über alle Gegenſtände des mediciniſchen Wiſſens verbreitete. Offenbar ſahen auf dieſe Art die Examinatoren weit beſſer, was an dem Kandidaten ſei, als die Aufgeber der Fragen bei den jetzigen Konkurs-Prüfungen, welche, wenn ſie die Fragen gehörig beantworten ſollten, vielleicht in eine eben ſo große Verlegenheit kommen würden, als die Konkurrenten, und gleichwohl keinen Anſtand nehmen, die Qualifikation derſelben nach Ausarbeitungen zu beurtheilen, die ſie in der Angſt ihres Herzens und im Schweiß ihres Angeſichts niedergeſchrieben haben. Was aber der vormaligen Prüfungsart einen weitern Vorzug vor den jetzt beliebten Konkurs-Prüfungen gibt, iſt die Liberalität, mit welcher die Kandidaten behandelt wurden. Beſtand der Kandidat bei der Prüfung nicht gut, ſo wurde ihm von den Examinatoren bemerklich gemacht, in welchen Fächern er zurück ſei. Es wurde ihm ein Viertel-, und nach Befinden ein halbes Jahr Zeit gegeben, das Mangelnde nachzuholen. Das Examen wurde, um den Ruf des Kandidaten zu ſchonen, als nicht geſchehen betrachtet, und erſt, wenn er zum dritten Mal nicht gut beſtanden, wurde er nicht mit der Note: mittelmäßig oder ſchlecht, bezeichnet, und etwa nur bei Beförderungen zurückgeſetzt, ſondern, wie es ſich gebührt, geradezu abgewieſen. Beſtand er hingegen gut, ſo bekam er ein verſiegeltes Zeugniß, welches er an die Regierung abzugeben hatte. Auf den Grund dieſes Zeugniſſes wurde er ſofort von derſelben verpflichtet, und durfte nun nicht nur als ſelbſtſtändiger praktiſcher Arzt auftreten, ſondern er konnte auch ohne weitere Prüfung als Phyſikus oder Gerichtsarzt angeſtellt werden.

Nicht lange, nachdem ich promoviert hatte, meldete ich mich auch zu dieſem praktiſchen Examen, und wie bei dem Univerſitäts-Examen, war ich auch bei dieſem gut beſtanden, und ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß mir das Zeugniß, welches den Kandidaten in der Regel verſiegelt zugeſtellt wurde, unverſiegelt mit der Bemerkung übergeben worden, daß ich wohl leſen dürfe, was darin von mir geſagt ſei. Wie ich mich über dieſe Aeußerung gefreut habe, läßt ſich denken. Gleichſam im Triumph gab ich ſchon am folgenden Tag das Zeugniß an die Regierung ab, erhielt von derſelben die Erlaubniß zu practicieren, und wurde als praktiſcher Arzt verpflichtet.

So konnte ich nun in Ludwigsburg, oder wo ich ſonſt wollte, meine praktiſche Laufbahn ungehindert antreten; aber es fehlte an der Hauptſache, an Kranken, an welchen ich meine Kunſt üben ſollte. Zwar waren damals nur zwei Aerzte in Ludwigsburg, die zwei Phyſici, Hofmedikus **Fraas** und Hofmedikus **Mörike**; aber dieſe beiden hatten bereits die ganze Praxis, ſowohl in der Stadt als in der Umgegend, unter ſich getheilt, und dem Anfänger blieb nichts übrig, als die Armen, welche die Aerzte blos mit ihren Lobeserhebungen bezahlen, und die von anderen Aerzten aufgegebenen Kranken, welche in der Verzweiflung ſich an den nächſten den beſten Arzt wenden, er mag jung oder alt ſein. So bekam ich bald mehrere ſolche Kranke in die Kur, aber den beiden Phyſicis konnte ich keineswegs etwas abgewinnen. Den Einen, ob er ſchon ein ziemlich bejahrter Mann war, wollten ſeine Kunden aus Dankbarkeit für ſeine vieljährigen Bemühungen um ihre Familien nicht aufgeben, und der andere war viel zu beliebt bei dem Publikum, und beſonders bei dem auch hier den Ton angebenden weiblichen Geſchlecht, als daß ich ein Rival von ihm hätte werden können. Ich blieb daher lediglich auf meine Armen-Praxis eingeſchränkt, und auch dieſe nahm nicht ſonderlich zu, da mir gleich der erſte Kranke, den ich in die Kur bekommen, und der an einem ſchweren typhöſen Fieber litt, und bald darauf noch einige andere geſtorben waren. Indeſſen tröſtete ich mich mit dem bekannten Sprichwort, daß aller Anfang ſchwer ſei, und daß ſich die Sache nach und nach ſchon geben werde, und benutzte die Muße, die mir meine beſchränkte Praxis geſtattete, theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, theils zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und namentlich zu meinem im Jahre 1789 erſchienenen Verſuch über die Wechſelfieber, zu welchen mir die damals in Ludwigsburg ſehr häufigen, und von mir vielfältig beobachteten Wechſelfieber die nächſte Veranlaſſung gaben. Ueberhaupt widmete ich mich den mediciniſchen Studien mit ganzer Seele, und ein ſo großer Freund ich ſonſt von der Dichtkunſt war, ſo enthielt ich mich doch aller dichteriſchen Arbeiten, nicht weil ich nicht auch Muße dazu gehabt hätte, ſondern weil ich fühlte, daß ich ſo vielen andern ausgezeichneten Dichtern gegenüber nicht als Dichter auftreten könne, und immer an den Ausſpruch des Horaz dachte:

Mediocribus esse poëtis
Non Di, non homines, non concessere columnae.

In dieſer einerſeits widrigen, andrerſeits angenehmen Lage blieb ich, bis ich im Jahre 1785 nach dem Tode des Hofmedikus **Fraas** als zweiter Phyſikus in Ludwigsburg angeſtellt wurde. Allein ehe ich zu dieſer Epoche komme, und die Erzählung von meinem ärztlichen Leben fortſetze, muß ich erſt Einiges von meinem geſelligen erzählen, und hier erwähne ich zuvörderſt einer Reiſe, welche ich mit meiner älteſten Schweſter nach Teinach und Zavelſtein machte. Meine Schweſter ſollte das Bad in Teinach gebrauchen; allein wir quartierten uns nicht da, ſondern in Zavelſtein ein, wo meine Goßmutter noch als Wittwe lebte, und mein jüngerer Oheim die Stelle ſeines ſchon im Jahre 1775 verſtorbenen Vaters bekleidete. Ehe wir uns nach Zavelſtein begaben, brachten wir ein Paar Tage in Calw zu. Die Veranlaſſung dazu war die Verheurathung der Schwägerin meines Oheims, zu deren Mitfeier wir eingeladen waren. Das Hochzeiteſſen wurde am erſten Tage in einem Gaſthof gehalten, am zweiten wurde im Hauſe der Aeltern geſpeiſt. An beiden Orten wurde weidlich geſchmauſt, und an beiden Tagen bis tief in die Nacht getanzt. Ich ſchlief in dem älterlichen Hauſe der Braut, und wußte nicht, daß das Haus an einen Berg angebaut war. Aber ich erinnerte mich noch wohl, wie ich in der erſten Nacht zu Bette ging, daß ich zwei Treppen hoch geſtiegen war. Ich hatte die ganze Nacht geſchlafen, ſtand frühzeitig auf, und wie ich aus dem Fenſter ſah, fand ich mein Zimmer Parterre. Ich konnte, als ich zu Bette ging, nicht ſehen, daß das Haus an den Berg gebaut war, und daß mir ein hinteres Zimmer zum Schlafzimmer angewieſen worden. Aber da eben damals die Prophezeihung des Abtes Ziehen, daß ein Theil von Deutſchland verſinken werde, ſo viel Aufſehen machte, dachte ich im erſten Augenblick an die Erfüllung dieſer Prophezeihung, ſo unglaublich und lächerlich ſie mir auch zuvor geſchienen hatte.

Aber die Hochzeitfeier war nun vorbei, wir hatten keinen Grund mehr, in Calw zu verweilen, und begaben uns nach Zavelſtein. Von der Freude der Großmutter über unſern Beſuch etwas zu ſagen, wäre überflüſſig, eben ſo auch, daß wir von unſerem Oheim auf das liebreichſte aufgenommen und bewirthet worden. Aber unausſprechlich ſind die Gefühle, welche das Wiederſehen der guten alten Frau nach einer Trennung von ſo vielen Jahren, und die Erinnerung an die ſchönen Tage, welche ich als Kind und Knabe in dem großälterlichen Haus durchlebte, das Herumwandeln in dem Dorf, in den Gärten, in den Wäldern, wo ich ſo oft meinen Großvater begleitete, das Hinabſpazieren von Zavelſtein nach Teinach auf den ſo oft von mir betretenen Fußweg, und noch ſo vieles Andere in mir erregten. Ich befand mich wieder ganz in meiner ſo froh durchlebten Kinderwelt, und wie ich die Knaben, die ehemals mit mir ſpielten, nun als Männer, die Mädchen als Frauen, und Erneſtinen als Mutter zweier ihr ähnlicher Kinder ſah, und wie ſich Alle meiner noch eben ſo lebhaft erinnerten, wie ich mich ihrer, ſo waren dieß Empfindungen, die zu den erfreulichſten meines Lebens gehören. Denn wie manches Angenehme mir auch in Teinach, wohin ich täglich ging, widerfahren iſt, wie viele intereſſante Menſchen ich unter den Badegäſten kennen gelernt, und wie viele frohe Stunden ich auch in ihrem Umgang zugebracht habe, immer kehrte ich gleich wieder vergnügt in mein liebes Zavelſtein zurück, und mit welchen wehmüthigen Gefühlen ich zuletzt von ihm ſchied, kann nur der mitfühlen, der ſeine

Kinderjahre an einem ähnlichen Ort, und unter denſelben Verhältniſſen durchlebt hat, wie ich.

Indeſſen kann ich doch nicht umhin, einiger intereſſantern Bekanntſchaften zu gedenken, welche ich unter den Badegäſten zu Teinach gemacht habe. Ich rechne dahin vorzüglich die Bekanntſchaft mit dem Regierungs-Präſidenten von Gemmingen, und ſeinem Freund, dem Regierungs-Rath Huber, aus Stuttgart. Der Erſte, einer der damaligen vorzüglichſten höhern Staatsbeamten Würtenbergs, lud mich oft zu ſich, und mein Umgang mit ihm war für mich eben ſo lehrreich, als ehrenvoll und angenehm. Der Andere, wegen ſeiner Freimüthigkeit einſt Staatsgefangener auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, aber auf das ehrenvollſte in Freiheit geſetzt, und durch eine reichliche Penſion entſchädigt, iſt eben ſo rühmlich als Dichter bekannt. Er iſt der Verfaſſer der allgemein geprieſenen Verſuche in Reden mit Gott, die unter die beſten Gedichte der damaligen Zeit gehören, und noch einiger anderer Schriften, wie der Schrift: über die Pflichten eines Oberamtmanns. Er intereſſirte mich beſonders wegen ſeines heitern jovialiſchen Weſens, ſeines geſunden Witzes, ſeiner trefflichen Darſtellungsgabe, und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe. Ich fand an ihm einen der Männer, mit denen man ſogleich bekannt iſt, und die man immer lieber gewinnt, je näher man ſie kennen lernt. Ich ſah ihn beinahe täglich, und die Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu den angenehmſten meines Lebens.

Eine andere, nicht minder intereſſante Bekanntſchaft habe ich mit einem Bankier aus Straßburg und ſeiner Familie gemacht, wo mich beſonders ſeine ältere Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, anzog. Das Mädchen war eben ſo liebenswürdig als ſchön, und ſo oft ich nach Teinach hinunter kam, war es immer mein erſtes, ſie aufzuſuchen. So wurde ich immer näher mit ihr bekannt, und weil ich auch von den Aeltern wohl gelitten war, ſo wurde ich gewöhnlich auch zur Theilnahme an den Parthien in der Umgegend von ihnen eingeladen. Bei den Bergparthien fuhren die Damen auf Leiterwagen mit Ochſen beſpannt, die Herren ritten auf Eſeln, und wie ich die erſte Parthie mitmachte, ließ auch ich mir einen Eſel ſatteln. Ich beſtieg den Eſel im Angeſicht der Damen, die ſchon auf ihrem Leiterwagen ſaßen; aber ich hatte mich im Sattel zu weit vorwärts geſetzt, der Eſel bog ſeinen Kopf nieder zur Erde, ſchlug hinten aus, und warf mich vorn herunter. Das Gelächter der Damen über den ungeſchickten Eſelsritter kann man ſich denken; aber beſonders laut lachte das ſchöne Mädchen, und ich kann nicht läugnen, daß ich mich darüber vielmehr freute, als ärgerte, weil ich eitel genug war, darin einen Beweis zu finden, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei. Die Familie reiſte um dieſelbe Zeit von Teinach weg, als ich mit meiner Schweſter von Zavelſtein, und ich habe in der Folge leider nichts mehr von ihr gehört.

Schon vor meiner Reiſe nach Teinach hatte ich in Ludwigsburg mancherlei Bekanntſchaften mit Perſonen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, gemacht; nach meiner Zurückkunft von der Reiſe vermehrten ſich dieſelben je länger je mehr. Unter den Perſonen männlichen Geſchlechts waren, außer den beiden Aerzten, denen ich mich gleich nach meiner Ankunft empfohlen hatte, und die wenigſtens äußerlich wohlwollend gegen mich geſtimmt ſchienen, und einigen Officieren, mit welchen mein Vater auf einem beſonders freundſchaftlichen Fuß ſtand, für mich die intereſſanteſten: der Hofmaler Holzhey, in deſſen Geſellſchaft ich nach meinem Austritt aus der Akademie auf der Diligence nach Ludwigsburg fuhr, der damals noch lebende Special Zilling der als Pfarrer in Zavelſtein mich ſchon als Knaben ſo lieb gewonnen hatte, dann noch ein junger Geiſtlicher Namens Chriſtmann, den ich etwas ſpäter kennen lernte, und durch den ich in das Haus des Bürgermeiſters Bunz, wo er wegen ſeines angenehmen Umgangs und ſeines muſikaliſchen Talents, ſo wie auch in andern Häuſern ſehr beliebt war, eingeführt wurde, dann noch zwei andere junge Geiſtliche Stoll und Pauli, die Hofmeiſterſtellen in Ludwigsburg bekleideten, und mich vorzüglich wegen der wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen anzogen, und endlich den Konditor B., der mich durch ſeine wunderliche Theoſophie, und namentlich durch ſeine Meinungen von dem Durchgang des Menſchen durch die vier Elemente, und ſeiner Vollendung durch ſeine Erweckung ins Licht, von dem Sitz Gottes in der Sonne und ſeiner Vermählung mit den Planeten, die er die Vielweiberei Gottes nannte, von den Sternen, als den künftigen Sitzen der ins Licht erweckten Menſchen, ihnen von Chriſtus vermöge ſeines General-Quartiermeiſter-Amts angewieſen, u. ſ. w. beluſtigte, und den ich daher öfter, und immer mit Vergnügen beſuchte. Da ich damals noch wenig Praxis hatte, ſo konnte ich dem Umgang mit dieſen Männern deſto mehr Zeit widmen, und je öfter ich ſie beſuchte, deſto mehr befeſtigte ſich das freundſchaftliche Verhältniß, in welches ich mit ihnen getreten war. Die meiſte Zeit indeſſen widmete ich meinem wunderlichen Konditor, welcher mir vortrefflich zu einer Hauptperſon in einem Roman zu taugen ſchien, und mich wirklich auch beſtimmte, ihm zu lieb einen ſolchen zu ſchreiben.

Ungleich weniger Umgang, als mit Perſonen männlichen, hatte ich mit Perſonen weiblichen Geſchlechts. Anfangs lernte ich zwar einige Freundinnen meiner Schweſtern kennen, welche zuweilen bei ihnen auf Beſuch kamen; aber ich ſah ſie blos, ohne in eine nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu treten. Als ein Neuling in der Welt, der eben erſt von der Akademie kam, war ich überhaupt ſchüchtern, und mit Frauenzimmern umzugehen, verſtand ich vollends gar nicht, da wir in der Akademie von dem Umgang mit Frauenzimmern gänzlich abgeſchnitten waren. Indeſſen zogen mich unter den Freundinnen meiner Schweſtern bald drei Fräulein von Löwenſtern etwas mehr an, drei eben ſo liebenswürdige als ſchöne Mädchen. Anfangs war meine Unterhaltung mit ihnen ziemlich einſilbig, ich beobachtete ſie mehr, als ich mich mit ihnen unterhielt. Aber je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gefielen ſie mir wegen ihres unbefangenen, ſittſamen, von jeder Art von Koketterie entfernten Betragens, und bald bildete ſich zwiſchen ihnen und mir ein näheres Verhältniß. Unſere gegenſeitigen Unterhaltungen wurden lebhafter, vertraulicher, und wie ich mich zuvor begnügte, ſie bei meinen Schweſtern blos zufällig zu ſehen, ſo ſuchte ich jetzt abſichtlich mit ihnen zuſammen zu kommen, indem ich meine Schweſtern bat, mich jedesmal rufen zu laſſen, wenn ſie bei ihnen waren. So bildete ſich allmälig ein engeres Verhältniß zwiſchen uns, und bald war es uns nicht mehr genug, uns bei meinen Schweſtern zuſammen zu finden, wir gingen auch in Geſellſchaft der letztern zuſammen ſpazieren, und nachdem ich endlich auch die Erlaubniß erhalten hatte, ſie zu Hauſe zu ſehen, ſo war ich auch eben ſo oft bei ihnen, als ſie bei meinen Schweſtern. Wie von ihnen, war ich auch von ihrer Mutter — der Vater war bereits geſtorben — jederzeit auf das beſte aufgenommen, und der Umgang mit dieſer wackern und verſtändigen Frau erhöhte nicht wenig das Vergnügen, welches ich in dem Umgang mit ihren drei Töchtern, die ich nur die drei Grazien zu nennen pflegte, fand.

Allmälig fand ich immer mehr Zutritt in gebildete Familien, welche theils für immer in Ludwigsburg wohnten, theils nur auf kürzere Zeit dieſe Stadt zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, machte höchſt intereſſante Bekanntſchaften mit liebenswürdigen, zum Theil geiſtreichen Töchtern dieſer Häuſer, und zählte unter dem männlichen Geſchlecht viele Freunde, die mir wohlwollten, und mit denen ich mich manche Stunde auf das angenehmſte unterhielt. — Meine Bedürfniſſe rückſichtlich des Umgangs waren daher vollkommen befriedigt; aber um ſo weniger waren es meine litterariſchen. Zwar hatte ich an meinen zwei Freunden Pauli und Stoll Männer, deren Umgang mir auch vorzüglich in litterariſcher Beziehung unſchätzbar war, aber unſere gegenſeitige Unterhaltung bezog ſich blos auf Philologie, Philoſophie und Geſchichte; um mein Bedürfniß, die Erweiterung meiner mediciniſchen Kenntniſſe, zu befriedigen, hatte ich Niemand. Ich kam zwar mit meinen beiden Kollegen, Fraas und Mörike, öfter zuſammen, und der Erſtere nahm mich auch zuweilen bei ſeinen Beſuchen wichtigerer Kranken mit ſich; aber er war bereits zu alt, und zu wenig mit der neuern mediciniſchen Litteratur bekannt, — ſeine Bibliothek ging nur bis zum Jahre 1750, — als daß ſeine Unterhaltung ſonderlich inſtruktiv für mich hätte ſein können, und dem Andern war es mehr um die Beſorgung ſeiner ausgebreiteten Praxis, als um das Fortſchreiten in der Wiſſenſchaft zu thun. Kurz, ich war in dieſer Beziehung eigentlich verwaiſt, und gleichwohl fühlte ich tief, wie nöthig es nicht nur einem jüngern, ſondern auch ältern Aerzten iſt, ſich über ihre Wiſſenſchaft gegenſeitig zu unterhalten. Ein Arzt mag ſo reich an Kenntniſſen ſein, als er will, er mag ſo fleißig fortſtudieren, als er will, er mag durch ſein Nachdenken auf ſo viele neue Ideen gekommen ſein, als er will, wenn er blos für ſich ſtudiert, und ſich nicht auch mit den Ideen Anderer durch perſönliche Unterhaltung mit ihnen bekannt macht, ſo wird er nicht nur ein Idiot, ſondern er bleibt auch, ſelbſt wenn er der beſte Kopf iſt, in ſeiner Wiſſenſchaft zurück. Dieß iſt ſchon der Fall bei ältern Aerzten, er iſt es noch vielmehr bei jüngern, und da ich in Ludwigsburg Niemand hatte, mit dem ich mich über wiſſenſchaftliche mediciniſche Gegenſtände hätte unterhalten, und meine Ideen austauſchen können, ſo blieb mir zur Befriedigung meines Bedürfniſſes nichts übrig, als mich an meine ehemaligen Lehrer zu wenden, und, ſo oft es ſein konnte, zu ihnen nach Stuttgart zu reiſen. Ich wurde jederzeit auf das Beſte von ihnen aufgenommen, und beſonders von

Gunsbruch, der mich gewöhnlich zu Tiſche lud, und nach Tiſch ſich ſtundenlang auf das lehrreichſte mit mir unterhielt. Aber wer mich noch mehr, als Gunsbruch, und meine andern Lehrer, nach Stuttgart zog, war der erſte herzogliche Leibarzt Hopfengärtner. Ich hatte ihn öfter in Stuttgart geſehen, aber, außer bei dem praktiſchen Examen, wobei er den Vorſitz hatte, nie das Glück gehabt, mit ihm zu ſprechen. Näher lernte ich ihn zufällig in Ludwigsburg kennen, und da es mir ſchien, daß er ſich für mich intereſſiere, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, ihn zuweilen in Stuttgart beſuchen zu dürfen. Er gab mir dieſe Erlaubniß gern, und ich ſäumte nicht, gleich bei meinem nächſten Beſuch in Stuttgart von derſelben Gebrauch zu machen. Schon zuvor hatte ich ihn durch Gunsbruch als einen der vorzüglichſten Aerzte der Stadt kennen gelernt, aber was mir Gunsbruch von ihm ſagte, war viel zu wenig für das, was er war, und was ich an ihm fand. Der vorzüglichen Aerzte gibt es viele, und auch meine Lehrer gehörten darunter. Aber ſo ſelbſtdenkende, an originellen Ideen ſo reiche, ihrem Zeitalter in ihren Anſichten ſo weit vorausgehende Männer, wie er, ſind eine große Seltenheit, und ich zähle meine nähere Bekanntſchaft mit ihm zu den glücklichſten Ereigniſſen meines Lebens. In wenigen Stunden habe ich von ihm mehr gelernt, als von meinen Lehrern in Tagen und Wochen, und, was noch mehr iſt, ich bin durch ihn mehr, als durch ſonſt Jemand zum Selbſtdenken angeregt worden. Auch kann ich nicht unterlaſſen, hier ſchon vorläufig zu bemerken, daß ich es vorzüglich ihm zu danken hatte, daß ich früher, als ſonſt wohl geſchehen ſein würde, zu einer ausgebreiteteren Praxis in Ludwigsburg gelangt bin.

Unter dieſen Umſtänden wäre es mir freilich am liebſten geweſen, wenn ich in Stuttgart, wo ich dieſen vortrefflichen Arzt in der Nähe hatte, angeſtellt worden wäre. Allein das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Im Jahr 1785 ſtarb der ältere Phyſikus in Ludwigsburg, der Hofmedikus Fraas. Der Ordnung gemäß rückte der zweite Phyſikus, der Hofmedikus Mörike, in die erſte Stelle vor, und ich erhielt die durch deſſen Vorrücken erledigte zweite Phyſikatsſtelle. Es war damals eingeführt, daß jeder Angeſtellte dem Herzog in der Audienz, welche er gewöhnlich am Freitag Vormittags gab, perſönlich für ſeine Anſtellung danken mußte. Auch ich that es, und um ſo mehr, da ich als ein ehemaliger Zögling der Akademie beſonders dazu verpflichtet war. Der Herzog nahm meinen Dank gnädig auf, und ſagte mir, daß, weil ich ein noch ſo junger, und der Leitung eines Aeltern bedürftiger Arzt ſei, ich mich deßhalb vorzüglich an ſeinen Leibarzt Jäger halten ſolle. Dieſer Weiſung zufolge begab ich mich ungeſäumt zu Jäger, ihm zu ſagen, wozu mich der Herzog angewieſen, und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten. Jäger war davon ſchon von dem Herzog ſelbſt unterrichtet, und erbot ſich mit Vergnügen, mich bei jeder Gelegenheit mit ſeinem Rath zu unterſtützen. Wirklich machte ich auch von dieſem Anerbieten in mehreren Fällen Gebrauch; aber ſo gefällig und freundlich Jäger ſich auch gegen mich bezeigte, ſo war und blieb doch der ernſte und finſtere Hopfengärtner der Mann, an den ich mich wandte. Ich ſchätzte zwar den Leibarzt Jäger wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit ſehr hoch, — er war ein weit gelehrterer Arzt, als Hopfengärtner, — aber Hopfengärtner war nicht nur ein ungleich beſſerer Kopf, ſondern er war auch ein Mann von dem edelſten Charakter. Um wohlwollend zu handeln, bedurfte er keiner fürſtlichen Empfehlung. Alles Gute und Edle, was er that, ging aus ihm ſelbſt hervor, und überall zeigte er ſich als einen eben ſo braven und rechtſchaffenen, als geiſtreichen und einſichtsvollen Mann. Zum Beweis hievon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Unter andern Funktionen hatte das Collegium archiatrale auch die, die Apotheken im Lande zu viſitieren. Bei der Viſitation der Hofapotheke in Ludwigsburg, deren Beſitzer nach dem Tode ſeines Vaters mein hernachmaliger Schwager war, kam dieſer mit Hopfengärtner wegen eines pharmaceutiſchen Präparats in Streit. Der Streit wurde hartnäckig. Hopfengärtner behauptete ſeine Meinung, und der Apotheker mußte ſchweigen. Allein als nach Beendigung der Viſitationen, wo die Viſitatoren auf dem Rathhaus im Beiſein des Oberamtmanns, der beiden Bürgermeiſter und mehrerer Rathsglieder, den vorgeladenen Apothekern ihre Bemerkungen mittheilten, ſagte Hopfengärtner meinem Schwager, daß er ihm in Betreff ihres Streites während der Viſitation nicht habe recht geben können, daß er es aber jetzt in Gegenwart der Stadtvorſteher thue, und daß er hoffe, er werde mit dieſer öffentlichen Genugthuung zufrieden ſein. Solch ein Mann war Hopfengärtner auch als Menſch.

Durch den Tod des Hofmedikus Fraas war ich jetzt nicht nur Phyſikus, ſondern ich hatte jetzt auch als praktiſcher Arzt nur mit einem einzigen Kollegen zu konkurrieren, und durfte hoffen, daß ſich nun auch meine Praxis bedeutend vermehren würde. Allein es geſchah nicht ſo, wie ich erwartete. Ich wurde zwar Arzt in mehreren Häuſern, wo es Fraas geweſen war, aber die meiſten fielen doch dem Hofmedikus Mörike zu, nicht allein weil überhaupt das Publikum mehr Zutrauen zu ältern Aerzten hat, als zu jüngern, ſondern auch weil die äußern Umſtände mir weniger günſtig waren, als hundert andern angehenden Aerzten. Auch der kenntnißreichſte angehende Arzt, wenn er bald zu einer bedeutenden Praxis gelangen will, muß durch äußere Umſtände begünſtigt werden. Entweder muß er einen angeſehenen und beliebten Arzt zum Vater haben, der ihn frühzeitig zu ſeinem Stellvertreter macht, oder er muß in Verbindung mit bedeutenden Familien ſtehen, oder in eine ſolche heurathen, oder er muß vornehme und einflußreiche Perſonen, beliebte Geiſtliche, u. ſ. w. zu Gönnern haben, oder er muß an ſeinen ältern Kollegen Freunde finden, deren Empfehlung bei dem Publikum natürlich mehr gilt, als das Lob der Laien. Dieß Alles war bei mir nicht der Fall. Mein Vater war Officier, kein Arzt. Er ſtand in keiner bedeutenden Familien-Verbindung in Ludwigsburg, welche mir zu meinem Fortkommen hätte förderlich ſein können. Der Geiſtliche, der mich als Knaben ſeinen Sohn nannte, war ſelbſt zu wenig beliebt in der Stadt, als daß mir ſeine Empfehlung von großem Nutzen ſein konnte. Der Hofmedikus Fraas hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſelbſt keine bedeutende Praxis mehr gehabt, und ich konnte daher eine ſolche nicht von ihm erben. Der Hofmedikus Mörike endlich, obſchon er ſich bei jeder Gelegenheit äußerlich wohlwollend gegen mich bezeigte, fürchtete doch einen Rival an mir, und anſtatt mich da oder dort zu empfehlen, ſuchte er vielmehr ſich ſelbſt immer mehr geltend zu machen, wobei es ihm um ſo weniger fehlen konnte, da er in der für den Arzt ſo wichtigen Kunſt, ſich die Gunſt der Weiber zu erwerben, Meiſter war. So ſtand ich auch als Phyſikus rückſichtlich meiner Praxis ganz auf mir ſelbſt, und nur ein ganz beſonderes glückliches Ereigniß konnte mich in derſelben fördern. Dieß Ereigniß trat wirklich ein. Ein vornehmer und reicher Herr in Ludwigsburg wurde krank. Dieſer hatte keinen Arzt in der Stadt zum Hausarzt, ſondern wenn Jemand in ſeiner Familie erkrankte, ließ er den oben genannten herzoglichen Leibarzt von Stuttgart rufen. Dieß geſchah auch dieß Mal wieder. Hopfengärtner kam, kam zum zweiten und dritten Mal, und wie er beim dritten Beſuch den Kranken ganz außer

Gefahr fand, erklärte er, daß er nun keinen Beſuch von ſeiner Seite mehr nöthig finde, daß aber ein junger Arzt in der Stadt ſei, den wolle er über das, was etwa noch zu thun ſei, inſtruieren, es ſei ein junger Arzt, aus welchem etwas werden könne, und ſchon jetzt könne er ihn, wenigſtens für leichtere Fälle, aus voller Ueberzeugung empfehlen, man möge ihn alſo gleich zum Hausarzt annehmen. „Aber, entgegnete der Geneſende, er iſt doch noch gar zu jung, und zudem iſt er nicht einmal auf Reiſen geweſen.“ — „Der junge Mann,“ antwortete der Leibarzt, „wird älter werden, und das andere iſt deſto beſſer, ſo iſt er wenigſtens nicht verdorben worden.“ Hopfengärtner hatte mich nicht vergebens empfohlen; ich wurde wirklich der Hausarzt dieſer Familie, und ich erkannte bald an der Zunahme meiner Praxis, was die Empfehlung eines auch in Ludwigsburg ſo hochgeſchätzten Arztes für mich gewirkt hatte.

Nicht lange nach dieſem glücklichen Ereigniß trat ein anderes, wenigſtens dem Anſchein nach, nicht minder glückliches für mich ein. Mein Kollege Mörike wurde von einem typhöſen Fieber befallen, welches gleich vom Anfang an gefährlich zu werden ſchien. Die Familie hatte den Leibarzt Jäger von Stuttgart zu ihm rufen laſſen. Dieſer nahm ihn zwar in Behandlung, aber da er den Kranken nicht alle Tage beſuchen konnte, ſo mußte er einen Subſtituten haben, und dieſer war ich. Ich beſuchte den Kranken täglich mehrere Male, ſchrieb, um dem Leibarzt gehörig referieren zu können, Alles, was ich bemerkte, genau auf, und leiſtete überhaupt dem Kranken unterdeſſen alle und jede Hülfe, die ich ihm leiſten konnte. Allein aller Bemühungen des Leibarztes, und aller meiner Beihülfe ungeachtet, ſtarb der Kranke zum größten Bedauern des Publikums, zugleich aber auch zu meinem Vortheil, nicht ſowohl weil ich nun in die erſte Phyſikatsſtelle vorzurücken hoffen konnte, als vielmehr der Achtung wegen, in welche ich mich durch meine dem Verſtorbenen während ſeines Krankenlagers geleiſteten guten Dienſte, und die freundſchaftliche Theilnahme, die ich ihm dabei bewieſen, bei dem Publikum geſetzt hatte. Beides wurde mir von der Familie und den vielen Freunden des Verſtorbenen hoch angerechnet, und man kann leicht erachten, daß mir ein bedeutender Theil ſeiner Praxis, ehe der neue Phyſikus ernannt wurde, zufiel.

Von dieſer Seite war der Tod Mörike’s für mich allerdings ſehr vortheilhaft; aber um ſo weniger war er es von der andern, ich meine in Betreff meines Vorrückens aus der zweiten in die erſte Phyſikatsſtelle. Nach der Ordnung ſollte ich allerdings vorrücken; allein dagegen ſprach erſtlich, daß ich erſt vor zwei Jahren als Phyſikus angeſtellt worden, und zweitens der Wunſch des Publikums, daß ein älterer Arzt als erſter Phyſikus angeſtellt werden möge, deſſen Erfüllung um ſo gewiſſer vorauszuſehen war, da derſelbe auch von den Vorſtehern der Stadt in einer deßhalb an den Herzog eingegebenen Vorſtellung nachdrücklich ausgeſprochen wurde. Als ein Mann von fünf und zwanzig Jahren konnte ich den Vorſtehern der Stadt dieſen Schritt gegen mich nicht verdenken. Ich ſah ſelbſt ſehr gut ein, daß Mörike einige Jahre zu früh für mich geſtorben, und es war Gewinn genug für mich, daß ich einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Praxis geerbt hatte, von dem ich nicht fürchtete, daß ich ihn an den neuen Phyſikus verlieren würde. Auch war, da mich das Glück einmal zu begünſtigen angefangen hatte, der Gedanke ſehr natürlich, daß der neue Phyſikus, wahrſcheinlich ein ſchon betagter Mann, mich nicht lange an meinem Vorrücken in die erſte Phyſikatsſtelle hindern würde. Das Einzige, was ich fürchtete, war, daß der neue Phyſikus ein Mann ſein könnte, der, eiferſüchtig auf meine bereits gewonnene Praxis, ſie auf irgend eine Weiſe an ſich zu ziehen ſuchen, und mir überhaupt meine Exiſtenz in Ludwigsburg unangenehm machen möchte. Daß dieſe Furcht nicht ungegründet war, zeigte ſich bald. Der an Mörike's Statt angeſtellte erſte Phyſikus war der früher als außerordentlicher Profeſſor in Tübingen angeſtellt geweſene Phyſikus in Urach, D. Seubert, ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen, und ein anerkannt vorzüglicher praktiſcher Arzt. Wäre er auch als Menſch geweſen, was er als Arzt war, ſo hätte ich mich glücklich geſchätzt, ſein Kollege zu ſein. Allein bei aller Freundlichkeit, die er äußerlich gegen mich bewies, war er doch heimlich nichts weniger, als mein Freund. Er beneidete mir nicht nur meine Praxis, ſondern er ſuchte ſie auch an ſich zu ziehen, nicht indem er geringſchätzig von mir ſprach, ſondern vielmehr indem er mir bei jeder Gelegenheit das zweideutige Lob eines jungen Mannes gab, der viel gelernt habe, dem es aber, um auch ein tüchtiger praktiſcher Arzt zu werden, nur noch an einer längern Erfahrung fehle. Indeſſen erreichte er ſeinen Zweck nicht ſo, wie er gehofft hatte. Nur diejenigen Familien, welche nach dem Tode Mörike's noch keinen Hausarzt gewählt hatten, wählten ihn dazu, nur wenige von denen, die mich bereits zum Hausarzt angenommen hatten, gingen zu ihm über, und die Praxis, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, war zwiſchen uns beiden ziemlich gleich getheilt bis zu ſeinem Tode, der ſchon ein Paar Jahre nach ſeiner Anſtellung erfolgte. Er ſtarb an einer Darmentzündung, welche er ſich durch eine Erkältung zugezogen hatte.

Durch den Tod Seuberts wurde nun die erſte Phyſikatsſtelle abermals erledigt, und da ich ſchon einmal übergangen worden war, ſo konnte ich um ſo eher hoffen, in dieſelbe vorzurücken; allein meine Hoffnung betrog mich auch dieß Mal wieder. Wäre wiederum ein älterer Arzt als erſter Phyſikus angeſtellt worden, ſo hätte ich mich zum zweiten Mal damit tröſten können, daß auch Seubert um einige Jahre zu frühe für mich geſtorben. Allein der Arzt, welcher das erſte Phyſikat erhielt, war ohngefähr gleiches Alters mit mir, und der Vorzug, den er vor mir erhielt, würde eine Beſchimpfung für mich geweſen ſein, wenn er ihn ſeinen größern Verdienſten zu danken gehabt hätte. Wilhuber, ſo hieß dieſer Vorgezogene, war Phyſikus in Vaihingen, einer an der Ems gelegenen Landſtadt, und als ein geſchickter Arzt und braver Mann daſelbſt ſehr beliebt. Deſſen ungeachtet würde er ſchwerlich das erſte Phyſikat in Ludwigsburg erhalten haben, wenn er nicht, wie mir verſichert wurde, zwei hundert Louisd'or an den Herzog dafür bezahlt hätte. Der Herzog brauchte nämlich zu ſeinen vielen und koſtſpieligen Bauten in Hohenheim viel Geld, und um dieſes aufzubringen, bediente er ſich neben andern Mitteln, wie bekanntlich damals auch einige andere deutſche Fürſten, des Dienſthandels. Dieß war allerdings eine ſehr ſchlimme Seite des Herzogs, und man könnte ſich wundern, daß er ſich auch gegen mich, als einen ehemaligen Zögling ſeiner Akademie, von dieſer Seite gezeigt hat. Aber der Herzog war nur der Vater der Zöglinge, ſo lange ſie in der Akademie waren, denn ſein Kind war eigentlich die Akademie; nach ihrer Entlaſſung aus derſelben war er ihr Fürſt und Herr, wie gegen alle ſeine Diener und Unterthanen. — Uebrigens ſoll zur Beförderung Wilhubers die Empfehlung des damals in Ludwigsburg reſidirenden Prinzen Friederich Wilhelm, eines Neffen des Herzogs, welche derſelbe auf das Vorwort des damaligen, bei dem Prinzen vielgeltenden Spezials Pfleiderer, bei dem Herzog einlegte, viel mitgewirkt haben, was ich um ſo lieber glaube, da der Prinz aus weiter unten anzuführenden Gründen nicht günſtig gegen mich geſinnt war. — Doch dem ſei, wie ihm wolle, ich war in jedem Falle unbilligerweiſe zurückgeſetzt, und dieſe Zurückſetzung würde noch ungleich kränkender für mich geweſen ſein, wenn ich nicht an Bilhuber einen Kollegen erhalten hätte, welchen ich eben ſo ſehr ſeines Charakters, als ſeiner Kenntniſſe wegen, zu ſchätzen Urſache hatte, und mit welchem ich daher auch bald in ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß getreten war.

Aber auch Bilhuber bekleidete die erſte Phyſikatsſtelle nicht lange. Er war noch nicht zwei Jahre lang in Ludwigsburg, ſo verlor er ſeine Frau, und nach Verfluß der Trauerzeit hatte er beſchloſſen, ſich wieder zu verheurathen. Er hatte ſich zur Braut ein ſchönes junges Mädchen ausgeſucht, er hatte ſich mit ihr verlobt, bereits Brautviſiten mit ihr gemacht, und der Tag der Hochzeit war bereits beſtimmt, als er aus dem ekſtatiſchen Zuſtand, in welchen ihn ſein Bräutigamsſtand verſetzt hatte, in ein typhöſes Fieber verfiel, an welchem er ſtarb.

So war nun, ſeit ich zweiter Phyſikus geworden, das erſte Phyſikat zum dritten Mal erledigt, und die Frage war jetzt, ob ich abermal zurückgeſetzt zu werden fürchten müſſe? Allerdings mußte ich dieß. Die Vorgänge hatten mich geſchreckt, und die Sage ging, daß die Zahl der Bewerber um die offene Stelle ſehr groß, und daß unter ihnen mehrere ſeien, welche bedeutende Summen aufwenden würden. Feſt entſchloſſen, nie eine Stelle zu kaufen, mußte ich einen andern Weg einſchlagen, als den bisherigen einfachen und geraden Weg der Meldung. Ich begab mich daher nach Stuttgart, um mich mit meinen dortigen Freunden über die Sache zu beſprechen, und erfuhr von ihnen, daß, wenn ich den Geheimenrath Fiſcher auf meine Seite bekommen könnte, ich ohne Zweifel reuſſiren würde. Nun kannte ich weder den Geheimenrath Fiſcher, noch er mich; dennoch entſchloß ich mich, zu ihm zu gehen, und da mir meine Freunde geſagt hatten, daß es ein gutes Zeichen ſei, wenn er mich vor ſich laſſe, ſo nahm ich mir vor, den Zutritt zu ihm, wenn er ihn nicht freiwillig geſtatte, zu erzwingen. Richtig wurde ich, wie meine Freunde vermuthet hatten, durch den Kammerdiener, der mich bei ihm meldete, mit der Bemerkung abgewieſen, daß Seine Excellenz nicht zu ſprechen ſeien, weil Sie im Bade ſitzen. „Das macht mir Nichts, erwiderte ich, ich bin ein Arzt, vor dem man ſich weder im Bade, noch in jedem andern Fall zu genieren braucht, und überdieß kann ich meiner Geſchäfte wegen nicht lange in Stuttgart verweilen, gehen Sie alſo noch einmal hinein zu dem Herrn Geheimenrath, und ſagen Sie ihm das.“ Der Kammerdiener zögerte, und ich fuhr fort: „Bedenken Sie ſich nicht, noch einmal zu dem Herrn Geheimenrath hineinzugehen, ſonſt gehe ich ſelbſt hinein.“ Dieß ſetzte den Kammerdiener in Bewegung, er that, was ich verlangt hatte, und ſiehe da! der Geheimerath trat in das Vorzimmer, wo ich wartete, angekleidet heraus, grüßte mich freundlich, und ſagte: „Ich weiß wohl, weßwegen Sie mich ſprechen wollen, Sie ſuchen das erledigte erſte Phyſikat in Ludwigsburg.“ — „Ja, Euer Excellenz, erwiderte ich, und ich weiß, daß ich es erhalten werde.“ — „Wie ſo?“ fragte er. — „Weil Sie, antwortete ich, Miniſter ſind; wären Sie es früher geweſen, ſo würde ich ſchon das erſte Mal nicht zurückgeſetzt worden ſein, jetzt muß Alles den geraden Weg gehen, und darum bin ich gewiß, daß es mir dieß Mal nicht fehlen wird.“ „Sie haben es getroffen, erwiderte er, nachdem er ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, hier gebe ich Ihnen meine Hand, Sie ſind der Stelle würdig, und ich werde bei dem Herzog für Sie thun, was ich vermag.“ So beſtätigte ſich die treffliche Maxime Göthe's, daß man die Menſchen, bei denen man etwas gegen ihre Abſicht durchſetzen will, nehmen müſſe, wie ſie ſein ſollen, nicht wie ſie ſind, auch bei mir. Wider ſeinen Willen wurde der Geheimerath für mich geſtimmt. Wenige Tage nach dieſer Audienz erhielt ich das Anſtellungs-Dekret als erſter Phyſikus in Ludwigsburg, und an meine Stelle trat der von einer andern Seite her begünſtigte und empfohlene Sohn des verſtorbenen Hofmedikus Mörike, wodurch der Geheimerath ohne Zweifel noch mehr zu meinen Gunſten geſtimmt worden war.

Schon als zweiter Phyſikus war ich bereits verheurathet, und meine Verheurathung fiel gerade in die Zeit, wo Seubert zum erſten Phyſikus ernannt worden. Wäre ich noch unverheurathet geweſen, ſo hätte ich wohl ſehr klug gehandelt, wenn ich mich um die Hand ſeiner älteſten Tochter, eines ſchönen und geiſtreichen Mädchens, beworben hätte. Allein ich wollte keine Frau, welcher ich mehr, als ſie mir, zu danken gehabt hätte, und eben darum wählte ich mir auch kein Mädchen aus den einflußreichen Familien der Stadt, ungeachtet ich hier eben ſo wenig einen Korb hätte fürchten müſſen, als von der Tochter Seuberts. Das Mädchen, welches ich mir zur Braut wählte, war die Tochter des Hofapothekers Biſchoff in Ludwigsburg, ohne großes Vermögen, ganz einfach erzogen, aber ein Mädchen von Geiſt, eben ſo liebenswürdig, als ſchön. Sie war erſt ſiebenzehn Jahr alt, als ich ſie heurathete, und wer mich vorzüglich auf ihre vielſeitigen Vorzüge aufmerkſam machte, war mein Freund Pauli, welcher ſich ſelbſt bereits um ſie bewarb, allein weil er keine Ausſicht auf eine baldige Anſtellung als Geiſtlicher hatte, ſeine Bewerbung freiwillig aufgab, und um ſo weniger ſcheel dazu ſah, daß ich an ſeine Stelle trat, da er ihr Herz für ſich zu gewinnen wenig Hoffnung hatte. So aufmerkſam auf ſie gemacht, ſuchte ich nun näher mit ihr bekannt zu werden, kam öfter, um ſie zu ſehen, in die Apotheke, wurde bald bekannter und vertrauter mit ihr, das Wohlgefallen an ihr ging in Liebe über, und nachdem ich an ihrer Gegenliebe nicht mehr zweifeln konnte, bat ich ſie um ihre Hand, die Aeltern um ihre Einwilligung, und nach Verfluß weniger Wochen nach der Verlobung traten wir an den Altar.

War meine ſchöne junge Frau ſchon als Mädchen geiſtreich und liebenswürdig, ſo entwickelte ſich ihr Geiſt und ihr ſchöner Charakter immer mehr. Als Hausfrau trieb ſie ihr Hausweſen mit eben ſo viel Fleiß und Ernſt, als Klugheit und Verſtand. Ohne geizig zu ſein, war ſie ſparſam, wohlthätig, ohne zu verſchwenden, in allen ihren Handlungen beſonnen, einfach in ihrem Betragen, wie in ihrem Anzug, wohlwollend und dienſtfertig gegen Jedermann, verſöhnlich, wenn ſie beleidigt wurde, und ſtets bereit, Frieden zu ſtiften, wenn ſich unter ihren Bekannten Mißhelligkeiten entſponnen hatten, eine ächte Freundin ihrer Freundinnen, eine treue und liebevolle Gattin, eine zärtliche ſorgſame Mutter ihrer Kinder, bis zu ihrem Tode. Da zur damaligen Zeit die Töchter bürgerlicher Familien, der wahren Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts gemäß, blos zu tüchtigen Hausfrauen und ſorgſamen Müttern, nicht zu Kunſtſtickerinnen, Malerinnen, Muſikantinnen, oder gar zu gelehrten Weibern erzogen wurden, ſo war dieß auch der Fall mit meiner Frau. Sie hatte nichts, als Leſen, Schreiben, Rechnen, und einen korrekten Brief ſchreiben gelernt, aber ſie verſtand das Kochen, Backen, das Waſchen, das Bügeln, das Stricken und Nähen, und überhaupt alle weibliche Arbeiten vollkommen. Indeſſen begnügte ſie ſich damit nicht; ſie wollte auch geiſtig beſchäftigt ſein, ſie wollte ihren Geiſt durch Leſen guter, für ihr Geſchlecht tauglicher Bücher ausbilden, ſie wollte auch franzöſiſch lernen, u. ſ. w. Ich half ihr dazu, ſo viel ich vermochte, aber das Hauptverdienſt um ſie hatte in dieſer Beziehung mein Freund Stoll. Nicht nur war er ihr Lehrer im Franzöſiſchen, ſondern als vieljähriger Erzieher, auch weiblicher Perſonen, war er ihr auch zu ihrer geiſtigen Ausbildung überhaupt auf alle Weiſe förderlich. So wurde ſie, wie ſie eine vorzügliche Hausfrau war, auch eine im hohen Grade geiſtig gebildete Frau, und um dieſes doppelten Vorzugs willen war ſie auch von Jedermann, der ſie näher kennen lernte, ſelbſt von Männern, wie Schiller, eben ſo verehrt, als wegen ihres edeln und liebenswürdigen Charakters geſchätzt und geliebt*). — Als Zögling der Akademie mußte ich zu meiner Verheurathung die Erlaubniß von dem Herzog nachſuchen. Mit der ertheilten Erlaubniß erhielt ich auch zugleich den Charakter als herzoglicher Hofmedikus, gleichſam zum Hochzeitgeſchenk, und das nächſte Mal, als der Herzog das militäriſche Waiſenhaus beſuchte, wurde ihm und der Frau Herzogin auf ihr Verlangen meine Frau von mir vorgeſtellt und von beiden auf das gnädigſte behandelt.

Nach dieſer Schilderung meiner Frau muß ich zunächſt auch ihrer Aeltern und Geſchwiſter, und ihrer nächſten Anverwandten erwähnen. Ihr Vater war, wie ſchon bemerkt, Hofapotheker in Ludwigsburg, eben ſo allgemein anerkannt als einer der bravſten Männer in der Stadt, als ein geſchickter und fleißiger Apotheker. Ihre Mutter, die Tochter des Bürgermeiſters und Kaufmanns Burk in Leonberg, galt allgemein für eine der verſtändigſten und wackerſten Hausfrauen in Ludwigsburg. Von ihren damals lebenden Geſchwiſtern übernahm der ältere Bruder das Geſchäft des Vaters — die Apotheke —, der jüngere wurde als Oberamtsarzt in Ludwigsburg angeſtellt. Die älteſte Schweſter iſt an den Hofprediger Harpprecht daſelbſt verheurathet, die zweite war die Gattin des verſtorbenen Oberfinanzraths Moſer in Stuttgart, die jüngſte lebt als Wittwe des Stallmeiſters Leuze in Ludwigsburg. Harpprecht kannte ich ſchon vor ſeiner Verheurathung als einen hochgeſchätzten Geiſtlichen. Er war zuerſt Garniſonsprediger auf der Feſtung

---

*) Siehe die beiden angehängten Briefe von Schiller vom Mai und November 1794.

Anmerkung des Herausgebers.

Hohen-Aſchberg, wurde dann Pfarrer in dem an dem Fuß der Feſtung gelegenen Marktflecken Aſchberg, bald darauf Garniſonsprediger in Ludwigsburg. Von hieraus wurde er zum Kaplan an der Hofkapelle in Stuttgart befördert, verließ aber dieſe Stelle nach dem Tode des Königs Friedrich, indem er ſeiner Wittwe, der Königin Mathilde, als ihr Hofprediger und Beichtvater, nach Ludwigsburg, ihrem Wittwenſitz, folgte, und zugleich wieder in ſeine früher bekleidete Garniſonsprediger-Stelle daſelbſt eintrat. Er iſt einer der ausgezeichnetſten Geiſtlichen, die ich kenne, ein vorzüglicher Prediger, und ein eben ſo braver und rechtſchaffener Mann. Zu den Anverwandten meiner Frau gehört vorzüglich ihr Oheim, der Schwager ihrer Mutter, der Kammerrath Gleß, ein Mann von vielen Eigenheiten und Wunderlichkeiten, aber von dem beſten Charakter, wohlwollend, wie es wenige Menſchen gibt, der redlichſte und gewiſſenhafteſte Berather der Familie, und beſonders gewogen meiner Frau, welche ſein Liebling unter ihren Geſchwiſtern war. Er wurde in der Folge Cameral-Verwalter auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, wo ich ihn öfters beſuchte, und manche heitere Stunde mit ihm und ſeiner braven Frau durchlebte.

So viel von meinem häuslichen und geſelligen Leben; ich komme nun zu meinem ärztlichen. Hatte ſich ſchon bei Lebzeiten meiner Vorfahren Seubert und Bilhuber meine Praxis bedeutend vermehrt, ſo nahm ſie jetzt noch mehr zu, obſchon mein Kollege Mörike, als der Sohn ſeines bei dem Publikum ſo beliebt geweſenen Vaters, und zugleich als Glied einer der einflußreichſten Familien in Ludwigsburg, in welche er ſich verheurathet hatte, nicht viel hinter mir zurückblieb. Außer den vielen bürgerlichen Familien, deren Hausarzt ich war, hatte ich auch die meiſten adeligen zu beſorgen, nahmentlich die Familien des Oberſten von Dedell, der Generale von Nicolai und von Maucler, die Familie des Reichshofraths von Moſer, der nach ſeinem Zurücktritt aus ſeinen Staatsdienſten in Ludwigsburg privatiſierte. Die erſte dieſer Familien, deren Hausarzt ich geworden, war die von Dedellſche, dieſelbe, welcher ich als ein noch ganz junger Arzt von Hopfengärtner empfohlen worden. Bei der von Nicolaiſchen Familie wurde ich ſchon nach dem Tode des Hofmedikus Mörike Hausarzt, bei der von Mauclerſchen erſt nach dem Tode Seuberts, und bei der von Moſerſchen nach dem Tode Bilhubers. Alle dieſe Familien achteten mich nicht nur als ihren Arzt, ſondern ſie beehrten mich auch mit ihrer Freundſchaft. Ich beſuchte ſie daher auch ſehr oft bloß als Hausfreund, und nie verließ ich ſie, ohne etwas von dem feinen und gewandten Oberſten von Debell für mein freieres Betragen in der Geſellſchaft, von dem geiſtreichen und vielfältig unterrichteten General von Nicolai für meine Einſicht, von dem hofklugen und fürſtenkundigen Prinzenerzieher General von Mancler für mein Benehmen gegen die Großen, von dem gelehrten, witzigen und welterfahrenen Reichshofrath von Moſer, trotz ſeiner mancherlei Wunderlichkeiten, für meine Welt- und Menſchenkenntniß, und von ihren Gemahlinnen, beſonders der Frau Generalin von Mancler, für meine ſittliche Bildung gewonnen zu haben.

So war ich nun der Hausarzt der vornehmſten Familien in der Stadt, nur der damals in Ludwigsburg privatiſierende Prinz Friederich Wilhelm beehrte mich nach dem Tode Bilhubers nicht mit ſeinem Zutrauen, ſondern wählte zu ſeinem Hausarzt den nicht lange zuvor nach Ludwigsburg gekommenen ganz jungen Arzt, D. Hardegg. Zwar wand ſich der Prinz in wichtigern Fällen an den Leibarzt Hopfengärtner in Stuttgart; aber Hardegg war mir doch vorgezogen, und obſchon ich ihn ſelbſt wegen ſeines trefflichen Kopfs und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe, und beſonders wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Chirurgie, hochſchätzte, und bereits in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm ſtand, ſo würde mich dennoch der Vorzug, den ihm der Prinz vor mir gab, gekränkt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es nicht Mißtrauen gegen mich, ſondern Zorn über mich war, warum er Hardegg, nicht mich, zu ſeinem Hausarzt wählte. Die Sache verhielt ſich nehmlich ſo. Ich hatte auf Veranlaſſung einer nahe drohenden Blatternepidemie ſchon im Januar einige adelige Kinder geimpft, und der Prinz wollte, daß auch die Kinder ſeines Kammerherrn und Jugendfreundes, des Grafen von Zeppelin, doch erſt im Mai, als der beſſern Jahreszeit, geimpft werden ſollten. Vermuthlich hatte man ihm nicht geſagt, daß eine Blatternepidemie nahe ſei, und daß es zu ſpät ſein möchte, die Zeppeliniſchen Kinder erſt im Mai zu impfen. Er hieß daher mein frühzeitiges Impfen übereilt und geſetzwidrig, nannte mich einen mediciniſchen Deſpoten, beſchuldigte mich, daß ich eine Blatternepidemie in die Stadt bringe, drohte mich bei dem Herzog zu verklagen, ja ſogar auf meine Kaſſation anzutragen, doch wollte er zuvor das Collegium archiatrale um ſeine

Meinung über die Sache fragen. Auf ſeine Zuſchrift an daſſelbe wurde ihm geantwortet, daß ich durchaus gegen kein Geſetz gehandelt, daß ich vielmehr recht gethan, vor dem Ausbruch der Epidemie zu impfen, und daß ich vielmehr Lob als Strafe verdient hätte. Auf dieſe Belehrung unterließ er nicht nur ſeine Klage gegen mich, ſondern er ließ auch die Zeppelinſchen Kinder bald darauf in Stuttgart durch den Leibarzt Hopfengärtner impfen. Aber ſeine Gunſt hatte ich einmal verloren, und weil ich nicht einſah, wie ich dieſelbe würde wieder gewinnen können, ließ ich die Sache vor' der Hand gut ſein, und erwartete das Beſte von der Zeit. Ich wußte, daß der Prinz, wenn er glaubte, Jemanden unrecht gethan zu haben, es nicht nur bereue, ſondern auch auf alle Weiſe wieder gut zu machen ſuche, und dieß war denn auch bei mir der Fall. Der Herzog Karl, der Oheim des Prinzen, war im Oktober 1793 geſtorben, der Prinz nahm Kondolenz an, und da der Adel, das Militär, die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat, und die Staatsbeamten aller Klaſſen ſich in dieſer Abſicht parthienweiſe in das Palais des Prinzen begaben, ſo konnte ich natürlicherweiſe nicht zurückbleiben. Ich ſchloß mich daher auch an eine Parthie an, und zwar an eine ſolche, wo ich den Sprecher machen konnte. Im Vorzimmer trafen wir den Grafen von Zeppelin, der ſich mit mir beſonders freundlich unterhielt, bis die Thüren geöffnet und wir vor den zwiſchen ſeinen zwei Söhnen ſtehenden Prinzen gelaſſen wurden. Der Prinz empfing uns ſehr gnädig, hörte, was ich zum Lobe des verſtorbenen Herzogs ſagte, wohlgefällig an, beſtätigte es mit Zuſätzen und entließ uns dann eben ſo gnädig, als er uns empfangen hatte. Am folgenden Morgen machte ich einen Beſuch in dem von Manclerſchen Hauſe. „Sie ſind ja geſtern bei dem Prinzen geweſen, rief mir bei dem Eintritt die Frau Generalin entgegen, er war geſtern Abend bei uns, Ihr Beſuch hat ihn ſehr gefreut, er hat geſagt, Ihr Erſcheinen bei ihm ſei ein Beweis, daß Sie ihm wieder gut ſeien.“ Von dem edeln Charakter des Prinzen konnte ich nichts Anderes erwarten, als eine ſolche Aeußerung, und wie ſehr ich mich durch meine Aufwartung bei ihm in Gunſt geſetzt, beweiſt das Zutrauen, welches er fortan gegen mich als Arzt bewieſen, indem er mich bei bedeutenden Kranken aus ſeiner Dienerſchaft gewöhnlich zuziehen ließ, und mit meinen Rathſchlägen ſich immer zufrieden bezeigte. Hätte ſich jener Vorfall mit der Blatternimpfung nicht ereignet, und wäre ich nicht früher, wie wahrſcheinlich geſchehen, von Jemand bei ihm angeſchwärzt worden, ſo wäre vielleicht mein ganzes künftiges Schickſal anders geworden. Er hätte mich als regierender Herr vermuthlich zu ſeinem Leibarzt berufen, ob zu meinem Glück, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er auch als regierender Herr ſtets gnädig gegen mich geſinnt geblieben, und es ſehr ungern geſehen hat, daß ich das Vaterland verlaſſen habe.

Dieſes temporäre Mißverhältniß mit dem Prinzen hatte auf mein Verhältniß zu dem Publikum gar keinen Einfluß. Ich hatte mich bei demſelben zu feſt in Kredit geſetzt, als daß mir meine Hintanſetzung von dem Prinzen irgend etwas hätte ſchaden können. Im Gegentheil nahm mein Kredit bei dem Publikum vielmehr zu, da es ſah, wie ſehr ich mich durch meinen Eifer in meinem Beruf, in deſſen Erfüllung ich den Hauptzweck meines Lebens ſetzte, ſeines Vertrauens würdig zu machen ſtrebe. Dieß wurde mir auch gar nicht ſchwer. Schon von der Akademie aus überall an die ſtrengſte Ordnung und an eine ſtete Beſchäftigung gewöhnt, trieb ich auch meine Praxis auf die gewohnte Weiſe. Im Sommer begann ich meine Krankenbeſuche früh um ſieben, im Winter um acht Uhr. Nach Tiſch gab ich Audienz zu Hauſe, ſtudierte dann bis gegen Abend, wo ich alle wichtigern Kranke zum zweitenmal beſuchte, und wenn ich keine ſolchen zu beſorgen hatte, ging ich mit meiner Frau und einigen Freunden und Freundinnen ſpazieren auf das Land. Abends um neun Uhr legte ich mich in der Regel zu Bette, und wenn ich in der Nacht zu einem Kranken gerufen wurde, war ich ſtets bereit, dem Ruf zu folgen. Ueber alle meine Kranken führte ich ein genaues Tagebuch, in meinen jüngern Jahren am Krankenbette ſelbſt, weil ich mich dadurch den Kranken als einen ſorgſamen Arzt zu empfehlen glaubte, in meinen ſpätern, wo ſich meine Praxis bedeutend vermehrt hatte, zu Hauſe. Als erſter Phyſikus hatte ich auch das Waiſenhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, und die Irren-Anſtalt zu beſorgen, und man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich, obgleich die Phyſici zu der damaligen Zeit bald ſo viel zu ſchreiben hatten, als jetzt, bei meiner bedeutenden Praxis, ohne das eine oder das andere jener Geſchäfte zu vernachläſſigen, wenig Muße zum Studieren und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hatte. Indeſſen ſuchte ich mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft immer gleichen Schritt zu halten, ſchaffte mir alle wichtigern neuen Schriften an, ſchrieb beim Leſen derſelben meine eigenen Gedanken nieder, und ſelten beſuchte ich einen bedeutenden Kranken, ohne daß ich zuvor meine alten bewährten Praktiker über die Krankheit nachgeſchlagen hätte. So kam ich immer tiefer in das praktiſche Leben hinein, meine Erfahrung wurde täglich reicher, das Prakticieren wurde mir immer leichter, und, wie ſo viele hundert Aerzte, würde auch ich zuletzt in einen heilloſen Schlendrian verfallen ſein, wenn nicht mein guter Genius mich davor bewahrt hätte. Die Luſt zu wiſſenſchaftlichen Studien erwachte von Zeit zu Zeit immer wieder auf's neue bei mir, nur hatte ich, außer Hardegg, Niemand, mit dem ich meine Ideen austauſchen konnte, und weil ich nicht mehr ſo oft nach Stuttgart zu Hopfengärtner, meinen Lehrern und meinen ehemaligen Mitſchülern reiſen konnte, unterhielt ich mich um ſo öfter mit ihm. Er war ein vortrefflicher, an Kenntniſſen reicher Kopf, und dankbar geſtehe ich, daß ich durch ihn in meinen Studien weit mehr gefördert worden, als durch das Leſen und Studieren ſelbſt der beſten neuern Schriften.

Freilich halfen mir meine theoretiſchen Studien zu einer deſto beſſern Betreibung meiner Praxis nicht ſo viel, als ich davon erwartete. Ich fand bald, daß es etwas ganz anderes um die Praxis iſt, als um die Theorie. In der Praxis kann nur nach praktiſchen, unmittelbar aus der Erfahrung geſchöpften Grundſätzen gehandelt werden, und die einzig wahre, d. h. am Krankenbette brauchbare Theorie iſt die, welche die Erfahrung zur Grundlage hat. Von der Beobachtung der Natur iſt die Heilkunde ausgegangen, durch die fortgeſetzte Beobachtung der Natur muß ſie auch vervollkommnet werden. Die Geſetze der Natur ſind ewig und unveränderlich, und die Erſcheinungen, durch welche ſich das geſunde und kranke Leben des Organismus ausſpricht, erfolgen bei all' ihrem unendlichen Wechſel nach dieſen ewigen und unveränderlichen Geſetzen. Auch in den Erſcheinungen iſt alſo Wahrheit und Unveränderlichkeit, und wo wir daher eine eigene Verbindung und Aufeinanderfolge krankhafter Erſcheinungen, oder, in der Sprache der Schule zu reden, eine beſtimmte Form der Krankheit wahrnehmen, da dürfen und müſſen wir auch auf einen eben ſo beſtimmten innern Krankheitszuſtand des Organismus, als Urſache derſelben, ſchließen. Freilich gelangen wir mittelſt dieſer Schlüſſe blos zur Erkenntniß des Daſeins der mancherlei Krankheitszuſtände; ihr inneres Weſen, ihre eigentliche Beſchaffenheit, lernen wir dadurch keineswegs kennen. Dazu können uns nur Anatomie, Phyſik, Chemie führen. Allein alle dieſe Wiſſenſchaften ſind ſelbſt erſt noch im Werden, und es iſt die Frage, ob wir es je ſo weit bringen, eine Phyſiologie des Organismus, im wahren Sinne des Worts, darauf gründen zu können. Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt, ſagt einer unſerer größten Naturforſcher, und beſonders gilt dieſer Ausſpruch von der organiſchen Natur. Aber glücklicherweiſe bedürfen wir, als praktiſche Aerzte, dieſer tiefern Kenntniß des Organismus, und ſeiner manchfaltigen Krankheitszuſtände nicht. Wir können auch ohne ſie ſehr gute praktiſche Aerzte ſein, wenn wir durch Erfahrung ſo gute Semiotiker, Aetiologen und Heilmittelkundige geworden ſind, um bei jedem zu behandelnden Kranken aus der Beſchaffenheit der Erſcheinungen auf den ihnen zu Grunde liegenden beſtimmten Krankheitszuſtand richtig zu ſchließen, die nähern und entferntern Urſachen deſſelben aufzufinden, und zu ihrer Beſeitigung diejenigen Mittel zu wählen, deren Wirkſamkeit durch ſichere Erfahrungen bewährt iſt. Freilich verfahren wir ſolchergeſtalt blos empiriſch; allein unſer Verfahren iſt darum nicht weniger rationell, als es ſein würde, wenn wir unſere Indikationen von dem Weſen der Krankheit hernehmen, und von der Wirkungsart unſerer Heilmittel, von denen wir, wie Lichtenberg ſagt, blos wiſſen, wie ſie auf der erſten Station wirken, vollkommen Auskunft geben könnten. Aber dieſes empiriſch-rationelle Verfahren immer mehr zu vervollkommnen, d. h. zu einer immer größern Gewißheit und Sicherheit darin zu gelangen, gibt es nur ein Mittel, die unermüdet fortgeſetzte, treue und unbefangene Beobachtung der Natur. Die Natur iſt das große Buch, das wir immer leſen, immer ſtudieren müſſen, wenn wir in unſerer Kunſt immer weiter kommen wollen. Und was wir nächſt dem Buch der Natur leſen und ſtudieren müſſen, ſind nicht die voreilig aufgeſtellten theoretiſchen Syſteme, zu deren Lob man höchſtens ſagen kann, was Terenz von ſeinen Komödien ſagt:

> Poeta cumprimum animum ad scribendum appulit,
> Id sibi negoti credidit solum dari,
> Populo ut placerent quas fecisset fabulas,

ſondern die Schriften der treuen Beobachter der Natur, und beſonders der Alten. Auch der emſigſte und aufmerkſamſte Beobachter ſieht für ſich allein nur wenig, er muß alſo auch das benutzen, was Andere geſehen haben. Nur ſo lernt er die Natur von allen Seiten ſehen. Aber ſie nicht falſch durch Andere ſehen zu lernen, muß er ſich einzig und allein an die Schriften ſolcher Männer halten, welche ſie treu, nicht durch das trübe Medium eines Syſtems, beobachtet haben. Es iſt unglaublich, wie viel man ſieht, wenn man die Natur treu und unbefangen beobachtet, und wie ſehr durch ein ſolches fortgeſetztes Beobachten der Beobachtungsgeiſt ſelbſt geſchärft wird. Von beidem haben wir das belehrendſte Muſter an den Alten. Was für einen Schatz von Beobachtungen enthalten nur allein die Schriften des Hippokrates, und was für ein hoher Grad von Beobachtungsgeiſt gehört nicht dazu, um Alles das wieder zu ſehen, was er ſchon geſehen hat! Aber auch unter den neueren Aerzten gibt es treue und unbefangene Beobachter der Natur, und dieſe ſind es auch, die ihren Beobachtungsgeiſt durch ſeine ſtete Uebung ſo geſchärft haben, daß ihnen an dem Krankenbette ſelten etwas entgeht, was auf die richtige Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten von Einfluß iſt. Nur ſolche Beobachter können, wenn ſie ihre Beobachtungen bekannt machen, die allgemeine medieiniſche Erfahrung wahrhaft bereichern, und ſie ſind es auch, welche die wichtigſten Entdeckungen machen, — Entdeckungen, die nicht nur zur fortſchreitenden Ausbildung des echt praktiſchen Syſtems der Heilkunde, ſondern auch zur Bereicherung des Heilmittelapparats mit neuen, und zur richtigern Erkenntniß der Kräfte der alten dienen. Ueberhaupt iſt Alles, was die Heilkunde wahrhaft ſchätzbares beſitzt, durch dieſe treuen, unbefangenen und geübten Beobachter der Natur entdeckt worden. So lernten wir eines unſerer größten Heilmittel, die Chinarinde, ſo die große antiphlogiſtiſche Kraft des Queckſilbers, ſo die Wirkſamkeit der Alkaloiden, kennen. So kamen wir zur Errichtung der Quarantaine-Anſtalten gegen die Peſt. So entdeckte der unſterbliche Jenner die ſchützende Kraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken. Kurz, das Studium der Natur, und das fleißige Leſen der Schriften treuer und unbefangener Beobachter ſind die Mittel, wodurch ſich der praktiſche Arzt bildet, ſowie ſie auch der einzige wahre und ſichere Weg ſind, zu einem für die Praxis brauchbaren Syſtem der Heilkunde zu gelangen. Zu meinem Glück habe ich dieſen Weg ſchon bei'm Beginn meiner praktiſchen Laufbahn betreten, allein ich bin dadurch den theoretiſchen Studien keineswegs abhold geworden. Wie die Schriften der guten Praktiker, las ich auch die Schriften der Theoretiker, und ihre verſchiedenen Anſichten haben auch die meinigen auf eine eben ſo verſchiedene Art verändert. So war ich zuerſt, dem Beiſpiel meiner

Lehrer folgend, ein Humoralpatholog. So war ich, angeregt durch Cullen und Andere, ein Nervenpatholog. So war ich weiterhin, vorzüglich angeregt durch Weickard, den ich während ſeines Aufenthalts in Heilbronn perſönlich kennen lernte, ein Brownianer, ſo durch das Studium der Röſchlaubſchen Schriften ein Erregungstheoretiker geworden. Aber wenn ich mich frage, ob ich am Krankenbette ein Humoralpatholog, ein Nervenpatholog, ein Brownianer, ein Erregungstheoretiker war, ſo muß ich mir die Frage mit Nein beantworten. Zum Leitfaden bei meinem Verfahren am Krankenbette diente mir einzig und allein das empiriſch-rationelle Syſtem, das ich mir gleich beim Beginn meiner Praxis zu bilden angefangen hatte. Ich wollte nichts weiter, als mich zum praktiſchen Arzt ausbilden, und wenn ich von dem einen zum andern jener Syſteme überging, ſo geſchah es, weil ich von jedem etwas für die Praxis zu gewinnen hoffte, und von dem neu aufgeſtellten natürlich mehr erwartete, als von den vorhergegangenen. Aber keines von allen hat mir zur Vervollkommnung meines empiriſch-rationellen Syſtems ſo viel geleiſtet, als das Krankenbette. Nur am Krankenbette bildet ſich der praktiſche Arzt, nicht durch das Studium theoretiſcher Syſteme, die zwar dem Scharfſinn ihrer Urheber Ehre machen, aber am Krankenbette um ſo weniger taugen, je ſpekulativer ſie ſind. Auch die ſcharfſinnigſten Theorien haben die Praxis wenig oder nicht gefördert, und wer dieſe Behauptung beſtreiten will, der ſoll mir ſagen, ob unter der Herrſchaft der Nervenpathologie, des Brownianismus, und ſelbſt des naturphiloſophiſchen Syſtems, mehr Kranke geneſen ſind, als unter der Herrſchaft der ehemaligen Humoralpathologie. Geneſen und Sterben war unter der Herrſchaft aller bisher aufgekommenen Syſteme ziemlich gleich, und die glücklichſten Aerzte ſind von jeher die geweſen, die am Krankenbette richtig beobachtet, ſich aus ihren Beobachtungen Erfahrungen gebildet, und daraus die Grundſätze und Maximen ihres Handelns gezogen haben. Nur ſolche Aerzte ſtehen am Krankenbette an ihrem Platz, die Theoretiker gehören auf ihren Katheder, hier iſt ihre Stelle, am Krankenbette ſpielen ſie, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich eine undankbare, ja ſogar oft eine lächerliche Rolle. Indeſſen will ich damit keineswegs geſagt haben, daß der Arzt alles Theoretiſieren bei Seite legen, und blos auf ſtete Vermehrung ſeines Schatzes von Erfahrung bedacht ſein ſoll. Erfahrung ohne Theorie iſt blind, nichts iſt wahrer, als dieß. Aber es iſt eben ſo wahr, daß die Theorie ohne Erfahrung mehr als blind, daß ſie todt iſt. Erfahrung ohne Theorie macht den Arzt zum Routinier; nur die nach allgemeinen Grundſätzen verarbeitete Erfahrung macht den Arzt zu dem, was er ſein ſoll, zum rationellen Arzt.

Ein ſolcher rationeller Arzt zu werden, war vom Beginn meiner praktiſchen Laufbahn an mein ſtetes Beſtreben, und dankbar erkenne ich, daß mir ſchon meine Lehrer, und beſonders Consbruch, mit ihrem Beiſpiel vorangegangen ſind. Freilich bin ich weit hinter dem mir vorgeſteckten Ziele zurückgeblieben, aber ich darf doch ſagen, daß ich demſelben immer näher zu kommen geſucht habe. Bin ich kein Arzt geworden, wie Boerhave, Gaub, Richter, Vogel, Keil ꝛc., ſo iſt daran nicht Mangel an Streben, ſondern Mangel an Kraft Schuld, und vielleicht darf ich noch hinzuſetzen, auch Mangel an Gelegenheit, in Geſellſchaft fähigerer Menſchen, als ich, dem hohen Ziele ſchnellern und ſicherern Schrittes entgegen zu gehen.

Zwar habe ich während der achtzehn Jahre, welche ich in Ludwigsburg zubrachte, mehrere treffliche Aerzte kennen gelernt, aber nur von Perſon, wie Peter Frank, und den ältern Richter, mit welchen ich blos einige Worte gewechſelt; nur mit wenigen bin ich in nähere Verhältniſſe gekommen, und hier ſtehen Hopfengärtner, Weickard und mein Freund Gmelin in Heilbronn oben an. Was ich Hopfengärtner zu danken hatte, habe ich bereits oben erwähnt. Weickard, den ich in Heilbronn, ſo wie er mich in Ludwigsburg mehrmals beſuchte, danke ich vorzüglich, daß er es war, der mich zuerſt zum Studium des Brownſchen Syſtems anregte, denn ob ich gleich den Werth dieſes Syſtems am Krankenbette bald zu würdigen wußte, ſo ſtudierte ich es doch als das Werk eines wahrhaft philoſophiſchen Geiſtes, und als das erſte Syſtem, von dem man ſagen kann, daß es ein echt wiſſenſchaftliches, d. h. aus einem höchſten, obgleich falſchen Princip, hergeleitet war.

Weit wichtiger und lehrreicher, als die Bekanntſchaft mit Weickard, war die Bekanntſchaft mit Gmelin für mich. Zwar kannte ich ihn lange zuvor als einen der vorzüglichſten Aerzte Schwabens; aber perſönlich lernte ich ihn zufällig in Egolsheim, einem eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernten Dorf, kennen. Ich wußte nicht, wer er ſei, aber ſein klares ſchwarzes Auge, und der aus ihm hervorleuchtende Blick kündigten mir ſogleich einen Mann von Geiſt an, und wie mir der Wirth auf die Frage, wer der Fremde ſei? ſagte, es ſei der Herr Doktor Gmelin von Heilbronn, ſo prieß ich mich glücklich, meinen Wunſch, ihn perſönlich kennen zu lernen, ſo unerwartet erfüllt zu ſehen. Ich trat ihm ſogleich näher, ſagte ihm, wer ich ſei, und wenn meine Freude über ſeine Bekanntſchaft groß war, ſo war es die ſeinige nicht minder. Wir geriethen alsbald mit einander in ein Geſpräch, zuerſt über wiſſenſchaftliche Gegenſtände überhaupt, bald aber auf ſein ehemaliges Lieblingsthema, den ſogenannten thieriſchen Magnetismus. Wie ſo vieles Andere, hatte ich auch ſeine Schrift über dieſen Gegenſtand geleſen. Ich bezeigte ihm über die Art, wie er denſelben behandelt hatte, meinen Beifall, aber ich verhehlte ihm auch zugleich mein Bedenken nicht, ob hinter den wunderbaren Erſcheinungen nicht ein Betrug ſtecke, oder ob er ſich nicht etwa ſelbſt täuſche. „Das iſt bald geſagt, erwiederte er, aber welcher vernünftige Menſch kann wohl über eine Sache abſprechen, ohne ſich von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit durch ſelbſteigene Beobachtung überzeugt zu haben? Kommen Sie zu mir nach Heilbronn, und Sie werden bald anders ſprechen.“ Ich verſprach zu kommen, ſobald es mir möglich ſein würde, und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte ich mich bei ihm eingefunden. Er hatte eben eine Patientin in der Kur, welche er für eine der intereſſanteſten hielt, die er bisher manipuliert hatte. Zu dieſer führte er mich, weil ſich eben die von ihr beſtimmte Stunde nahe, wo ſie wieder manipuliert werden ſollte. Die Patientin ſchien dem Anſehen nach ganz geſund; aber Gmelin hatte nicht lange manipuliert, und die magnetiſchen Erſcheinungen traten alle ein, wie er ſie in ſeinem Buche beſchrieben hat. Ich hatte dieſe Erſcheinungen zum erſtenmal geſehen, und man kann ſich denken, wie erſtaunt ich darüber war. „Nun, Freund? fragte er mich, nachdem wir die Patientin verlaſſen hatten, ſind Sie noch der ungläubige Thomas? Aber warten Sie nur, bis wir zu Hauſe ſind, und wir werden weiter von der Sache ſprechen.“ Wir gingen von der Patientin gerade nach Hauſe, und er hatte ſichs kaum bequem gemacht, und, wie gewöhnlich, ſein grünes ſammtnes Käppchen aufgeſetzt, ſo fragte er mich nun ernſtlich, was ich, nachdem ich die Erſcheinungen nun ſelbſt geſehen, von der Sache halte? „Die Sache iſt allerdings ſehr merkwürdig, erwiederte ich, und ich ſehe wohl, daß hier keine Täuſchung von Ihrer Seite Statt findet, aber“, wollte ich fortfahren, — „Nichts von aber, entgegnete er, der Magnetismus iſt kein Unding, Sie haben ſich davon ſelbſt überzeugt, und nun die Lehre!“ Er nahm ſein grünes ſammtnes Käppchen vom Kopf, klopfte mich auf die Schultern, und ſagte mit der ihm eigenen ironiſchen Miene:

Drum rechn' Er ſichs zur Lehre,
Und werd' Er einmal klug.

Bei Tiſch ſprachen wir noch viel über die Sache, und das Reſultat war, daß ich die Erſcheinungen zwar nicht läugne, daß ich aber nicht glauben könne, es liege ihnen eine bis jetzt unbekannte Kraft zum Grunde, ſondern vielmehr vermuthe, das Wunderbare bei der Sache ſei blos eine durch das Manipulieren eigen gerichtete krankhafte Thätigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems, welche von andern krankhaften Thätigkeiten deſſelben dem Weſen nach nicht verſchieden ſei. Dieß ſchien ihm aber zur Erklärung der magnetiſchen Erſcheinungen nicht hinlänglich, und ich reiſte nach Ludwigsburg zurück, auf dem ganzen Weg der Sache nachdenkend, aber ohne von den Anſichten meines Freundes überzeugt worden zu ſein. Wir kamen in der Folge noch oft zuſammen, ſowohl in Heilbronn, als in Ludwigsburg, und obſchon meiſtens auch von dem thieriſchen Magnetismus zwiſchen uns die Rede war, ſo unterhielten wir uns doch mit eben dem, wo nicht größerem Intereſſe über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und überall zeigte er ſich mir als einen der denkendſten Köpfe, welche mir in meinem Leben vorgekommen. Was mich aber beſonders freute, war, daß ich an ihm einen eben ſo großen Verehrer Hopfengärtners fand, als ich einer war. Hopfengärtner, ſagte er, ſei nächſt Gaubius, ſeinem Lehrer, der größte Arzt, den er kenne, ſein Portrait hänge daher auch vor ſeinem Schreibtiſch, und ſelten verſäume er, den Hut vor ihm abzuziehen, wenn er nach Hauſe komme, und in das Zimmer trete.

So ſchätzbar mir Gmelin als Arzt war, ſo ſchätzbar war er mir auch als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Offenheit, und beſonders wegen ſeines jovialiſchen Weſens. Auch am Krankenbette konnte er dieſes jovialiſche Weſen nicht verläugnen. Nur bei dem Krankenexamen und bei ſeinen Ordinationen war er ernſt, außerdem folgte er ganz ſeiner Laune. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt zu einem reichen Gutsbeſitzer auf dem Lande gerufen, deſſen Frau gefährlich krank war. Der Gutsbeſitzer wußte, daß Gmelin ein Liebhaber von einem guten Glas Wein war, und hatte ſich deswegen mit einem Fäßchen vorzüglich guten Weines verſehen. Allein Gmelin verſchmähte denſelben. „Ich trinke ein wenig viel, ſagte er, und zum Vieltrinken iſt dieſer Wein zu gut, wir wollen ihn aufſparen, bis die Kranke wieder geſund iſt.“ Die Frau des Hofraths war wirklich gefährlich krank, und Gmelin ſelbſt zweifelte an ihrem Aufkommen. Als ſie ihn über ihren Zuſtand fragte, und zu wiſſen verlangte, ob derſelbe bedenklich ſei, weil ſie vor ihrem Tod noch Manches zu verfügen hätte, ſo antwortete er: Das ſei eine ſonderbare Frage, er ſehe ſie jetzt zum erſtenmal, und ſie ſtelle eine Frage an ihn, die er unmöglich beantworten könne, und was die Verfügungen betreffe, welche ſie noch zu machen habe, ſo hätte ſie ſolche längſt machen können, damit müſſe man nicht warten, bis einem der Tod auf der Zunge ſitze, er ſtehe als ein ganz geſunder Mann vor ihr, und habe ſein Teſtament ſchon vor fünf Jahren gemacht. Jedoch tröſtete er ſie zugleich mit der Verſicherung, daß ihr Tod nicht ſo nahe ſei, und ihrem Mann ſagte er, daß er hoffe, die Zeit zum Trinken des guten Weins werde eintreten, ehe er ſichs verſehe. Bei dem zweiten Beſuch fand Gmelin die Kranke ſchon bedeutend beſſer, und beim dritten außer aller Gefahr. „Nun, Herr Hofrath, ſagte er, die Zeit iſt da, wo wir auf die Geſundheit Ihrer Frau anſtoßen wollen, richten Sie nur ſo viele Gläſer her, als ſie im Hauſe haben, was weiter geſchehen ſoll, werden ſie ſchon hören.“ Dieß geſagt, verließ Gmelin das Zimmer, begab ſich in die Gärten und auf die Ackerfelder, rief die Arbeiter und Arbeiterinnen zuſammen, und befahl ihnen, ihm zu folgen. In dieſer zahlreichen Begleitung trat er nun zur Verwunderung des Hofraths in das Zimmer. „Wie viel unſerer hier ſind, rief er dem Hofrath entgegen, Alle müſſen auf die Geſundheit der Frau Hofräthin trinken.“ Auf ſein Verlangen wurde das Fäßchen auf den Tiſch geſtellt, die Gläſer gefüllt, ausgetrunken und wieder gefüllt, bis das Fäßchen beinahe leer war. Die Arbeiter und Arbeiterinnen gingen hoch vergnügt an ihre Geſchäfte, der Hofrath und ſeine Frau erfreuten ſich des unvermutheten Spaßes, und der mit Lob und Dank überhäufte Arzt ſetzte ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe.

Eine andere, für mich höchſt intereſſante, aber minder lehrreiche Bekanntſchaft machte ich an dem berühmten Ernſt Platner, Profeſſor in Leipzig. Ich wußte nichts von ſeiner Anweſenheit in Stuttgart, und las eben ſeine Abhandlung über die Anſteckung, eine der Abhandlungen, welche er der von ihm beſorgten deutſchen Ueberſetzung der de Haenſchen Heilungsmethode in dem allgemeinen Krankenhauſe in Wien angehängt hat. Ich hatte dieſe Abhandlungen mit dem größten Vergnügen geleſen, und war dergeſtalt von ihnen angezogen, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen, um mit ihm über ſeine mediciniſchen Anſichten überhaupt zu ſprechen. Dieſer Wunſch war auch jetzt wieder lebendig in mir geworden, und ſiehe da! in demſelben Augenblick ward mir ein Brief von meinem ehemaligen Lehrer, Profeſſor Abel in Stuttgart, gebracht, welcher mir ankündigte, der Ueberlieferer des Briefes ſei der Profeſſor Ernſt Platner aus Leipzig, und ich möchte mir ihn während ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg auf das beſte empfohlen ſein laſſen. Wie ſchnell ich in den Gaſthof eilte, in welchem er abgeſtiegen war, wie glücklich ich mich ſchätzte, meinen ſchon ſo lange gehegten Wunſch ſo unverhofft erfüllt zu ſehen, kann man ſich denken. Bei'm Eintritt in das Zimmer, in welchem er mich empfing, ſah ich einen wohlgewachſenen, ſchönen Mann, mit großen, ſchwarzen, geiſtreichen Augen, feiner Naſe, und überhaupt von einer ausdrucksvollen Miene. Aber im Ganzen machte ſein Anblick nicht den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte. Sei es, daß ich mir von ſeiner Geſtalt eine andere Vorſtellung gemacht hatte, denn ich hatte mir ihn ganz anders vorgeſtellt, als wie ich ihn fand, oder daß er mich nicht ſo freundlich empfing, wie ich gehofft hatte, kurz, der Eindruck, den er auf mich machte, hatte nichts Anziehendes für mich. Er ſchien mir ſtolz, anmaßend, überhaupt zu eingenommen von ſich, um auch Andere etwas gelten zu laſſen. Indeſſen ſuchte ich ihm ſeine Anweſenheit in Ludwigsburg ſo angenehm zu machen, als möglich, führte ihn überall hin, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, in das herzogliche Reſidenzſchloß, welches er dem Schloſſe in Verſailles ſehr ähnlich fand, jedoch mit der Bemerkung, daß es viel kleiner ſei, in die Porcellan-Fabrik, in das Zeughaus, in das Irrenhaus u. ſ. w. Ueberall machte er mehr tadelnde als lobende Bemerkungen, und am wenigſten ſchien er mit dem Irrenhaus zufrieden zu ſein. Er ließ ſich faſt alle beſetzten Cellen öffnen, nur eine wollte ich nicht öffnen laſſen, weil die darin befindliche Wahnſinnige fürchterlich ſchimpfte. „Laſſen Sie immerhin öffnen, ſagte Platner, ich bekümmere mich nichts um die nicht eingeſteckten, viel weniger um die eingeſteckten Narren.“ Natürlich bekam auch er eine volle Ladung von Schimpfnamen, und es ſchien doch, es wäre ihm lieber geweſen, die Zelle wäre nicht geöffnet worden. Er verweilte nur einen Tag in Ludwigsburg, und den ganzen Tag brachte ich in ſeiner Geſellſchaft zu, am folgenden Tag reiſte er nach Stuttgart zurück. Ehe er ſich in den Wagen ſetzte, zankte er ſich mit dem Poſtillon, und nachdem er abgefahren war, hörte ich einen Kellner des Gaſthofes ſagen, der Reiſende ſei ein Arzt, aber um keinen Preis möchte er ſich ihm in die Kur geben. — Ich kann nicht ſagen, daß er es an Höflichkeit gegen mich hätte fehlen laſſen, aber es inkommodierte mich doch, daß er mich bei jeder Gelegenheit merken ließ, daß ich ihm gegenüber ein kleines Licht ſei. Ich hatte ſchon ſo manchen bedeutenden Mann in dem von Moſerſchen Hauſe in Ludwigsburg, wie den Fürſten Primas, den Konſiſtorialrath Niemeyer u. ſ. w. kennen gelernt, die ſich ganz anders gegen mich benommen hatten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß einen großen und berühmten Mann nichts mehr ziere, als Beſcheidenheit, und ſo groß auch die Verdienſte ſein mögen, welche ſich Platner als Philoſoph und als Arzt erworben, ſo haben doch gewiß auch der prächtige Hörſaal, in welchem er las, und ſeine Kathederberedtſamkeit nicht wenig zu ſeiner Celebrität beigetragen, wenigſtens ſcheint dies die Aeußerung meines ehemaligen Lehrers Klein, welcher auf einer Reiſe mit dem Herzog nach Sachſen einer ſeiner Vorleſungen beiwohnte, vollkommen zu beſtätigen. Die Vorleſung handelte von den Temperamenten, und Platner ſprach darüber ſo ſchön und beredt, daß Klein, wie er ſich ausdrückte, Maul und Naſe aufſperrte, ſo wie er aber wieder hinaus in die friſche Luft gekommen, es ihm vorgekommen ſei, als habe er Alles, was Platner auf ſeinem Katheder vorgetragen, ſchon vorher gewußt. So viel ich ſonſt von dem berühmten Mann gehört hatte, war ihm das vornehme Weſen, welches er bei ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg zeigte, nicht eigen. Es ſcheint blos temporär geweſen, und daher gekommen zu ſein, daß ihn der Herzog, der ihn gern als Kanzler ſeiner Karls-Univerſität geſehen hätte, auf eine ſolche Art auszeichnete, daß auch der beſcheidenſte Gelehrte hätte ſtolz werden müſſen. Er lud ihn, was ſchon an ſich eine außerordentliche Auszeichnung war, nach Hohenheim ein; aber dieſe Auszeichnung wurde noch dadurch erhöht, daß er nicht nur Profeſſoren der Univerſität, ſondern auch zwei Geheimeräthe zu ſeiner Begleitung dahin aufforderte. Die Gelehrten ſind überhaupt eitel auf Fürſtengunſt, und wer will es Platner verdenken, wenn er es auch war!

Später, als Platner, kam Hufeland auf einer Rückreiſe von Frankfurt, wo er ſeine dort verheurathete Tochter beſucht hatte, nach Ludwigsburg, aber ich hatte nicht das Glück, ihn perſönlich kennen zu lernen. Ich war auf einige Tage mit Schelling und Madame Schlegel, ſeiner nachmaligen Frau, nach Kloſter Murrhardt gereiſt, wo er ſeinen Vater, den Prälaten daſelbſt, beſuchte. Gerade zu dieſer Zeit war Hufeland in Ludwigsburg, und ſo konnte ich mich ſeines Beſuches nicht erfreuen. Dagegen verweilte er lange bei meiner Frau, welche mir nach meiner Zurückkunft eine ſolche Schilderung von ihm machte, daß ich es doppelt bereuen mußte, dieſen an Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten Mann nicht geſehen zu haben.

Außer den genannten Männern bin ich auch noch mit mehreren andern bekannt geworden, die mehr oder weniger zu meiner ärztlichen Ausbildung beigetragen haben. Allein das Meiſte dazu mußte ich ſelbſt thun, und ich weiß nicht, ob es nicht ein Glück für mich war. Ich war dadurch mehr an das Krankenbette gewieſen, ich mußte mehr ſelbſt beobachten, mehr ſelbſt denken, und ich bin gewiß, daß ich nur auf dieſem Wege zu der Ueberzeugung von der großen Wahrheit gelangt bin, daß nicht der Arzt, ſondern die Natur die Krankheiten heile, daß der Arzt nicht der Herr, ſondern der Diener der Natur ſei, und daß ſein ganzes Geſchäft darin beſtehe, ſie in ihren Beſtrebungen gehörig zu unterſtützen und zu leiten. Vorzüglich habe ich mich von dieſer Wahrheit bei Epidemien unter dem Landvolk überzeugt, deren ich als Phyſikus mehrere behandelt habe. Auch die gefährlichſten Kranken habe ich ohne alle Arzeneien, und ſelbſt bei der mangelhafteſten, ja verkehrteſten Pflege, geneſen ſehen, und wenn ich dieſe Erfahrung bei chroniſchen Krankheiten ſeltener machte, ſo liegt es in der Natur dieſer Krankheiten, daß ſie ſeltener, als die akuten, geheilt werden, weil die Naturkraft in ihnen weniger thätig iſt, und mehr Unterſtützung von Seite der Kunſt verlangt, welche ihr dieſe leider in ſo vielen Fällen nicht zu gewähren vermag. Kurz, derjenige Arzt iſt nach meiner Ueberzeugung am Krankenbette der glücklichſte, der bei Behandlung ſeiner Kranken den Winken der Natur folgt, ſie frei walten läßt, wenn er ſieht, daß ſie auf dem rechten Wege iſt, und nur dann thätig einſchreitet, wenn ſie dieſes Einſchreitens bedarf. Das war die Hauptmaxime, zu deren unverrückter Beſolgung mir vorzüglich Hopfengärtner das Muſter gab, und wenn ich vielen Kranken ihrer Meinung nach zu wenig Arzeneien verſchrieb, und keinen Apotheker reich machte, ſo ſchadete mir doch dieſe Sparſamkeit und die Ungunſt der Apotheker bei dem verſtändigen Publikum nichts. Es hielt ſich nicht an die Größe der jährlichen Apothekerrechnungen, wornach nur unverſtändige Menſchen die Geſchicklichkeit des Arztes zu beurtheilen pflegen, ſondern an den Erfolg meiner Kuren, von denen weit die meiſten glücklich ausfielen, und ich darf wohl ſagen, daß meine Praxis im Ganzen ungleich glücklicher war, als die Praxis ſo vieler, ja der meiſten Aerzte, die, anſtatt auf die Heilung der Krankheit auszugehen, gegen ihre Symptome zu Felde ziehen, für jedes Symptom ein bewährtes Mittel in Bereitſchaft haben, und ein Quodlibet verſchreiben, woraus man zwar erſieht, was der Kranke geklagt hat, aber nicht was ihm fehlte. Ungeſcheut kann ich mich hiebei auf das Zeugniß der Orte berufen, in welchen ich prakticiert habe, und es würde überflüſſig ſein, einzelne Fälle als Beweiſe dafür aus meinen Tagebüchern anzuführen. Nenne man mich einen Arzt, der per expectationem kuriere, ſo habe ich nichts dagegen. Die größten Aerzte aller Zeiten haben nicht anders kuriert, als ich, und wenn ſie Anfangs ihrer Praxis die Kranken mit Arzeneien beſtürmten, ſo ſind ſie doch am Ende derſelben

per varios casus et tot discrimina rerum

eben dahin gekommen, wohin ich glücklicher Weiſe früher gekommen bin.

Dieſes Glück meiner Praxis machte mir natürlicherweiſe mein praktiſches Leben ſelbſt immer angenehmer, und ich ertrug die mit demſelben verknüpften mancherlei Unannehmlichkeiten gern, ob ich ſchon dieſelben früh genug hatte kennen lernen. Allerdings iſt der Beruf des praktiſchen Arztes ein beſchwerlicher und mühſeliger Beruf, um ſo beſchwerlicher und mühſeliger, je geſchätzter und geſuchter er iſt. Vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt, kann er ſelten auf ein Paar müßige Stunden rechnen, die er ſich ſelbſt, ſeiner Erholung, ſeinem Vergnügen widmen kann. Täglich zu neuen Kranken gerufen, und keine Stunde ſicher, ob er nicht beſchickt wird, kann er auch in den angenehmſten Geſellſchaften nie ganz vergnügt ſein. Selbſt in der Nacht, wo er von den Geſchäften des Tages ausruhen ſollte, wird er ſehr oft in ſeiner Ruhe geſtört, und es iſt nichts ſeltenes, daß er gar nicht zu Bette kommt. In jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, zu jeder Stunde des Tages muß er fort, und nichts entſchuldigt ihn, ſelbſt eigenes Uebelbefinden nicht immer, wenn er zu Hauſe bleibt, kurz, er iſt im eigentlichen Sinn der Sklave ſeiner Patienten. Und doch iſt dieß noch nicht die ſchlimmſte Seite ſeines Berufs. Der ärztliche Beruf iſt auch an ſich ſelbſt ein beſchwerlicher Beruf. Keiner fordert mehr Nachdenken, keiner mehr fortwährendes Studium, keiner iſt mit ſo viel Sorgen verknüpft, keiner legt wichtigere Pflichten auf, keiner verurſacht mehr Unannehmlichkeiten und Verdruß, keiner ſetzt mehr Tadel, Vorwürfen und Beleidigungen aus, keiner wird ſo oft mit Undank belohnt, und, was das ſchlimmſte iſt, bei dem beſten Willen, bei der regſten Thätigkeit, bei der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, kann der Arzt die Sachen nicht anders machen. Zum Leſen und Studieren laſſen ihm ſeine praktiſchen Geſchäfte keine Zeit, er muß es entweder unterlaſſen, oder er muß einen Theil der Nacht dazu verwenden. Die Sorgen um ſeine Kranken, wenn er nicht ein gefühlloſer, blos um den Lohn dienender Arzt iſt, gehen mit ihm zu Bette, und ſtehen am Morgen wieder mit ihm auf. Um ſeinen Patienten zu dienen, muß er ſich ſelbſt vergeſſen, und indem er Andern das Leben zu erhalten bemüht iſt, muß er oft ſein eigenes wagen. Jedermann maßt ſich an, über ſeine Geſchicklichkeit zu urtheilen, aber den Werth ſeiner Kuren können nur Sachverſtändige richtig ſchätzen, die Laien urtheilen darüber blos nach dem Erfolg, und während er wegen der gelingenden oft zu hoch geprieſen wird, wird er noch öfter wegen der mißlingenden getadelt, durch Vorwürfe gekränkt, oder gar verläſtert. — Aber von dieſer Schattenſeite des ärztlichen Berufs wandte ich mich immer wieder zu ſeiner Lichtſeite, und hier erſchien mir Alles ganz anders. Die beſtändige Bewegung und Thätigkeit, worin der praktiſche Arzt lebt, entſchädigt ihn für ſeine körperlichen Anſtrengungen durch eine dauerhaftere ſelten geſtörte Geſundheit, und die Gewohnheit ſichert ihn vor Anſteckung. Die beſtändige Abwechſelung der Gegenſtände ſeiner Thätigkeit, die immer ſich ändernden Geſtalten der Krankheiten, erhalten ſtets ſeine Aufmerkſamkeit rege, liefern ihm täglich und ſtündlich neuen Stoff zum Nachdenken, und machen, daß, wie ſein Körper, auch ſein Geiſt lebendiger und geſunder bleibt, als bei andern Geſchäftsmännern, die, gleich Gefangenen; in ihren Bureau's ſitzen, und an den Schreibtiſch angeſchmiedet ſind, wie Prometheus an den helfen. Statt vom Morgen bis zum Abend in todten Akten, wie der Rechtsgelehrte, zu leſen, lieſt er den ganzen Tag in dem lebendigen Buch der Natur, ſieht und findet in den ſtets wechſelnden Geſtalten der Erſcheinungen die einfachen ewigen Geſetze der Natur, und während andere Geſchäftsmänner ſich gewöhnen, ihre Geſchäfte je länger deſto mechaniſcher zu treiben, wird er durch eine jede neue Beobachtung und Erfahrung, die er macht, auf die Spur noch weiterer geführt. Sein Beobachtungsgeiſt wird jeden Augenblick auf eine andere Art angeregt, und eben durch dieſe ſtete Uebung immer mehr geſchärft. Sein Schatz von Erfahrung wird mit jedem Tage größer, und obſchon er in der Kunſt, die er treibt, nie auslernt, ſo nähert er ſich doch immer mehr der Meiſterſchaft in ihr. In ſeinem Beruf nicht an politiſche Geſetze und Verordnungen gebunden, blos den Geſetzen der Natur gehorchend, iſt er ein freier Mann, er darf frei denken, frei handeln, frei ſchreiben. Nur Gott und der Natur iſt er von ſeinem Denken und Handeln Rechenſchaft ſchuldig, und er hat keine Kontrole, als ſein Gewiſſen. — Aber dies ſind blos die Vortheile und Annehmlichkeiten, die ihm ſeine Wiſſenſchaft gewährt, nicht geringere gewährt ihm ſeine Kunſt. Ihm iſt das größte Gut ſeiner Mitmenſchen, ihr Leben, anvertraut. Welcher Beruf kann wichtiger ſein, als der ſeinige! Und welche Selbſtzufriedenheit, welches frohe Gefühl, welcher reine Genuß von Glückſeligkeit, wenn er ſich bewußt iſt, ihn treu und gewiſſenhaft erfüllt zu haben! Mag er auch, wenn ihm eine wichtige Kur mißlingt, getadelt, mit Vorwürfen gekränkt, verläſtert werden, das Bewußtſein, dabei nichts verſehen, und zur Erhaltung des Kranken Alles gethan zu haben, was er nach dem Maß ſeiner Kräfte vermochte, läßt ihn ruhig bei dieſen Kränkungen. Und was ſind einige mißlingende Kuren gegen die ungleich größere Zahl der gelingenden, deren ſich jeder geſchickte und fleißige Arzt zu erfreuen hat? Das Lob, das er für die letztern einerntet, das vermehrte Zutrauen, welches er durch jede neue glückliche Kur gewinnt, der Dank, welchen ihm die Geneſenen darbringen, die Freudenthränen, welche ihm fließen, — welche reiche Entſchädigung für den Tadel und die Vorwürfe, welche ihn in unglücklichen Fällen treffen! So iſt das praktiſche Leben des Arztes: des Beſchwerlichen, Verdrüßlichen, Kränkenden viel, aber eben ſo viel auch des Ermunternden, Erfreulichen, Belohnenden.

Alles dieſes habe auch ich in meinem praktiſchen Leben zur

Genüge erfahren, und ich geſtehe, daß ich ſehr oft in dem Fall war, es zu verwünſchen. Aber jede glückliche Kur ließ mich ſeine Unannehmlichkeiten vergeſſen, und machte mir daſſelbe wieder aufs neue lieb. Das Gefühl, Aeltern ihre Kinder, Kindern ihre Aeltern, Freunde ihren Freunden wiedergegeben zu haben, übertrifft alle angenehmen Gefühle. Aber dieſes Gefühl muß auch ſchadlos halten für das ſchmerzende Gefühl, welches der leider ſo häufige unglückliche Erfolg der Kuren, wenn auch gleich ohne Schuld des Arztes, in ihm erregt. Denn wie könnte er es ſonſt ertragen, daß ihm ſo oft Kranke ſterben, zu deren Rettung ihm kein Opfer zu groß geweſen wäre? Um nur einen Fall dieſer Art anzuführen, ſo kam einſt eine Spitzenhändlerin aus Johann-Georgen-Stadt mit zwei wunderſchönen Töchtern nach Ludwigsburg. Sie hatten ſich in dem Gaſthof zum Bären einquartiert, und waren dem Anſehen nach vollkommen geſund angekommen. Aber in einem Landſtädtchen, wo ſie den Tag zuvor übernachtet hatten, lag in dem Wirthshaus ein kleines Kind tödtlich krank an der Ruhr, und ein älteres war zuvor an derſelben Krankheit geſtorben. Die jüngere Tochter der Spitzenhändlerin, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ließ ſich nicht abhalten, das kranke Kind zu pflegen. Sie wurde angeſteckt, und ſchon am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Ludwigsburg brach bei ihr dieſelbe bösartige Ruhr aus, und zeigte gleich in den erſten Paar Tagen ihren bösartigen Charakter. Ich that alles Mögliche, ſie zu retten, aber der ſchnell eintretende Brand machte alle Hülfe fruchtlos. Schon der Gedanke, daß dieſes ſchöne, in voller Jugend blühende Mädchen ſterben ſoll, hatte mich auf das tiefſte ergriffen, aber wie mich die dem Tode nahe Kranke mit ihren eiskalten Armen umklammerte, mich zu ſich niederzog, in dieſer Lage mehrere Minuten lang feſthielt, und mit brechendem Blick und matter Stimme mich um Rettung bat, nie werde ich vergeſſen, welche Qual ich da ausgeſtanden, und wie könnte ich es vergeſſen? Aber das war noch nicht Alles. Ein Kind des Wirths, mit welchem die Wärterin deſſelben in dem Augenblick des Verſcheidens des Mädchens in die Thüre des Zimmers trat, wurde ſogleich angeſteckt, und ſtarb ſchon am folgenden Tag. Eben ſo wurde auch die Schweſter der Verſtorbenen angeſteckt, und noch ehe die jüngere begraben war, lag auch ſie ſchon gefährlich krank, und alle Hoffnung zu ihrer Rettung war verſchwunden. Blos die Mutter war noch geſund, und ſie vor dem gleichen Schickſal zu ſichern, wußte ich kein anderes Mittel, als ſie ſo viel Burgunderwein trinken zu laſſen, daß ſie in einem beſtändigen Taumel blieb, bis auch die ältere Tochter begraben war. Ob ich recht gethan habe, will ich nicht entſcheiden; aber der Erfolg entſprach meiner Erwartung, die Mutter blieb unangeſteckt, und reiſte geſund von Ludwigsburg ab. Nach zwei Jahren kam ſie mit einer dritten eben ſo ſchönen Tochter wieder nach Ludwigsburg. Sie beſuchte mich mit derſelben gleich nach dem Tag ihrer Ankunft, und erzählte mir, daß ihre verſtorbene jüngere Tochter bei'm Hereinfahren in die Stadt ausgerufen habe: Welche ſchöne Stadt, hier möchte ich ſterben! Auch ſagte ſie mir, daß ſich ein Tagebuch von eben dieſer Tochter vorgefunden, in welchem mehrere ernſte Betrachtungen über den Tod geſtanden, deren einer die Bemerkung beigefügt geweſen, daß ſie zu Gott hoffe, er werde ſie in der Unſchuld ihrer Jugend ſterben laſſen. — Ich könnte noch mehr ſolche Fälle anführen, aber es mag an dieſem einzigen genug ſein, zu beweiſen, wie wenig ſich der Arzt des Glückes ſeiner Praxis freuen darf, da es ihm ſo oft durch ſolche ſchauderhafte Fälle getrübt wird.

Außer dem Geiſtlichen, kommt Niemand in eine ſo nahe Berührung mit dem Publikum, als der Arzt, und auch darin ſind beide einander gleich, daß ihnen Alles daran gelegen ſein muß, auch Freunde der Familien zu ſein, die ſich ihnen anvertrauen, und als ſolche von ihnen erkannt zu werden. Dem Arzt iſt dieſes leicht, denn jeden, den er glücklich geheilt hat, hat er ſich dadurch zum Freund gemacht, und es kommt nur darauf an, daß er ſich wirklich als einen Freund der Familie beträgt, um ihr Vertrauen in eben dem Grad zu erwerben, als wenn er ſelbſt ein Glied derſelben wäre. Wie viel dies zum Glück der Praxis beiträgt, iſt leicht einzuſehen. Wo Vertrauen zu dem Mann iſt, da iſt auch Vertrauen zu dem Arzt, und welcher Arzt weiß nicht, daß das Vertrauen, das die Kranken in ihn ſetzen, oft weit mehr zu ihrer Geneſung wirkt, als alle Arzeneien, die er ihnen verordnet! Aber dieſes Vertrauen äußert ſich auch bei allen wichtigen Familienangelegenheiten, worüber man den ärztlichen Freund eben ſo zu Rath zieht, als den Beichtvater, ja er darf ſogar ſeinen Rath ungebeten ertheilen, und wenn es auch die wichtigſten Angelegenheiten ſind, über welche berathen werden ſoll. Auch hierüber habe ich Erfahrungen genug gemacht, und ich weiß wenig Fälle, wo mein Rath nicht dankbar anerkannt worden, und unbefolgt geblieben wäre. Ich habe Irrungen gehoben, die nicht zu heben ſchienen, Mißverſtändniſſe ausgeglichen, die in Feindſchaften auszuarten drohten, Streitigkeiten vermittelt, die die ernſthafteſten Händel fürchten ließen. Ich habe Verbindungen aufgelöſt, welche ich, obſchon ſie zum ſchönſten Glück zu führen ſchienen, für unheilbringend hielt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Einer noch nicht lange verheuratheten jungen Dame war ihr Mann, ein Officier, bei'm Auswechſeln von Kriegsgefangenen im Rhein ertrunken. Sie war zum erſten mal ſchwanger, und ihrer Entbindung nahe, und ich ward von ihren Schwiegerältern, bei welchen ſie wohnte, beauftragt, ihr die Nachricht von dem Todesfall beizubringen. Ich übernahm den Auftrag mit ſchwerem Herzen, doch gelang es mir, ihn ohne nachtheiligen Folgen für die Dame zu erfüllen. Sie wurde bald darauf entbunden von einem Mädchen, aber das Kind lebte nur ein Paar Monate. Sie war alſo wieder frei, und konnte nach vollendeter Trauerzeit wieder heurathen. Da die junge Wittwe, deren Vater als Officier im Felde ſtand, und die Mutter nicht mehr lebte, nicht in ihr älterliches Haus zurückkehren konnte, ſo mußte ſie bei den Schwiegerältern bleiben und da ihr weiteres Schickſal erwarten. Nun begaben ſich die Armeen in ihre Winterquartiere, ein öſterreichiſches Regiment quartierte ſich in der Umgegend von Ludwigsburg ein, und der Oberſt des Regiments nahm ſein Quartier in einem eine Stunde von Ludwigsburg entfernten Marktflecken. Er kam gewöhnlich alle Nachmittage in die Stadt, machte Bekanntſchaft mit den Officieren der dortigen Garniſon, und ſo auch mit dem Schwiegervater der jungen Wittwe, einem Würtenbergiſchen Oberſt-Lieutenant. Hier ſah er nun die ſchöne junge Wittwe, kam ihr zu lieb öfter ins Haus, bei jedem Beſuch gefiel ſie ihm beſſer, endlich verliebte er ſich förmlich in ſie, und machte ihr Anträge zu einer Heurath. Der Oberſt war ein geborner ungariſcher Graf, und ein ſehr reicher Mann. Niemand war daher froher über den Antrag des Oberſten, als die Schwiegerältern der Wittwe. Sie brachten die Schwiegertochter, deren Verbindung mit ihnen durch den Tod des Kindes gelöſt worden, nicht nur aus dem Haus, ſondern ſie ſahen ſie auch auf das beſte verſorgt. Aber aus der Heurath wurde nichts, und Schuld daran war ich. Der Oberſt wurde von einem Gallenfieber befallen, und ich zu ihm gerufen. Er war ziemlich krank, doch genaß er bald, und das erſte nach ſeiner Wiedergeneſung war, die ſchöne junge Wittwe in Ludwigsburg zu beſuchen. Aber ich hatte den Oberſten während ſeiner Krankheit näher kennen gelernt, ich hatte mich überzeugt, daß er ein roher, brutaler, hartherziger, grauſamer Menſch ſei, und ich war feſt entſchloſſen, ihn als einen ſolchen der jungen Wittwe zu ſchildern, und ihr zur ſchleunigen Auflöſung ihres Verhältniſſes mit ihm zu rathen. Dies mußte ſobald wie möglich geſchehen, und ich ſäumte daher nicht, bei der nächſten Gelegenheit, die ſich mir darbieten würde, mit ihr über die Sache zu ſprechen. Glücklicherweiſe traf ich ſie einmal ganz allein, und ich hatte mich kaum neben ſie auf den Sopha geſetzt, ſo fing ich das Geſpräch mit der Frage an, ob ſie mit dem öſterreichiſchen Oberſt bereits in einem nähern Verhältniß ſtehe? Erröthend bejahte ſie die Frage, und vertraute mir, daß er ihr bereits ernſtliche Heurathsanträge gemacht habe. „Und Sie wollen dieſen Oberſt wirklich heurathen?“ fragte ich weiter. Sie antwortete nicht, und ich fuhr fort: „Dieſen Oberſt heurathen! Nein! das ſollen und können Sie nimmermehr thun.“ Sie war in der größten Verlegenheit; aber ruhig hörte ſie meine Schilderung von dem Oberſt an, dankte mir für meine gute Geſinnung gegen ſie, verſprach, dem Oberſt nichts von meiner Schilderung von ihm zu ſagen, eben ſo auch nichts ihren Schwiegerältern, die Sache ſei für ſie von der größten Wichtigkeit, und ſie wolle ſie wohl überlegen, als unvermuthet der Oberſt in das Zimmer trat. „Da iſt der Mann, gnädige Frau, rief er aus, der kennt mich am beſten, und der ſoll Ihnen ſagen, wie ich bin.“ — „Es iſt ſchon geſchehen,“ erwiederte ich, nahm meinen Hut und Stock, und ging fort. Meine Schilderung von dem Oberſt hatte ihre Wirkung bei der jungen Wittwe nicht verfehlt. Sie brach ihr Verhältniß mit demſelben gänzlich ab, und Niemand konnte begreifen, warum. Denn ſie war verſtändig und edel genug, mich nicht zu verrathen. Wie ergrimmt der Oberſt, und wie ärgerlich die Schwiegerältern waren, läßt ſich leicht denken. Aber was geſchah? Um den Vorwürfen der Schwiegerältern zu entgehen, reiſte die junge Wittwe zu ihrer Schweſter nach Pforzheim, lernte dort einen Badiſchen Forſtmeiſter kennen, und gefiel dieſem ſo, daß er ſie um ihre Hand bat, und bald darauf heurathete. Niemand war darüber mehr erfreut, als ich, denn ich hatte eigentlich dieſe Heurath geſtiftet. Die Ehe war die glücklichſte, die man ſich denken konnte, und die Frucht derſelben waren zwei ſchöne liebenswürdige Knaben, von denen der jüngere ſchon drei Jahre alt war, als die Frau mit ihrem Gemahl ihre Schwiegerältern in Ludwigsburg beſuchte. Ich wußte nichts von den Gäſten, als ich bei einem zufälligen Beſuch bei den Schwiegerältern ſie ganz unvermuthet antraf. Beim Eintritt in das Zimmer erkannte mich die Frau ſogleich, eilte mit offenen Armen auf mich zu, umarmte mich, küßte mich, ja bedeckte mich mit Küſſen. Die Schwiegerältern ſtutzten, dem Gemahl war das Betragen ſeiner Gemahlin ein Räthſel. Aber bald ward ihm das Räthſel gelöſt. „Hier, lieber Mann, ſagte ſie, von mir ſich zu ihm wendend, hier ſtelle ich Dir einen meiner beſten Freunde, ja meinen größten Wohlthäter vor, es iſt der Mann, dem ich Dich und unſere lieben Kinder zu danken habe, umarme und küſſe auch Du ihn.“ Es geſchah, herzlich umarmte und küßte mich der edle Mann, und nun erzählte ſie ihren Schwiegerältern, wie ſie auf meinen Rath ihr vormaliges Verhältniß mit dem öſterreichiſchen Oberſt abgebrochen habe, und wie ſie mir für meinen Rath nicht genug danken könne. Aber ich bedurfte keines Danks, mein ſchönſter Lohn war die gute That und ihr glücklicher Erfolg, und die Erinnerung daran rechne ich zu den ſchönſten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Dieſe Geſchichte führt mich wieder in mein geſelliges und häusliches Leben zurück; ich fahre daher in der Schilderung deſſelben weiter fort, und ſpreche billig zuerſt von meinem häuslichen Leben. Meine Frau war zum erſtenmal guter Hoffnung, und ihrer Entbindung nahe. Sie erfolgte im Julius 1787, und das Kind, das ſie gebar, war ein geſundes, wohlgebildetes, munteres Mädchen. Wie groß unſere Freude über unſer erſtgeborenes Kind, wie groß die Freude unſerer beiderſeitigen Aeltern über ihren erſten Enkel war, läßt ſich denken. Aber die größte Freude bezeigte ſichtbar der Vater meiner Frau, indem er bei der Nachricht von der glücklichen Entbindung ſeiner Tochter ausrief: „Nun, Gott ſei Dank, ſo gehen mir doch die Kinder, die ſchönſte Freude meines Lebens, nicht aus!“ Meine Frau konnte das Kind, aller gemachten Verſuche ungeachtet, nicht ſelbſt ſtillen, aber die unermüdete ſorgſame Pflege der Mutter erſetzte den Mangel der mütterlichen Nahrung. Das Kind gedieh vortrefflich, und nach Verfluß von anderthalb Jahren war meine Frau abermals guter Hoffnung. Aber ihr Vater erlebte die Geburt ſeines zweiten Enkels, eines Sohnes, nicht mehr. Vom

Schlag getroffen, ſtarb der brave Mann in ſeinem ſieben und vierzigſten Jahr, bedauert von der ganzen Stadt, und nie vergeſſen von den Seinigen. Auch der im September 1790 geborene Sohn konnte von der Mutter nicht geſtillt werden, aber er gedieh nicht weniger, als ſeine Schweſter, bei der künſtlichen Ernährung. Nach der Geburt dieſes Knaben blieb unſere Ehe ohne weitere Frucht. Was aus beiden Kindern geworden, werde ich in der Folge ſagen, jetzt wende ich mich von meinem häuslichen Leben zu meinen geſelligen Verhältniſſen.

Mit der Vermehrung meiner ärztlichen Praxis erweiterte ſich natürlich auch der Kreis meiner Bekanntſchaften, und eben ſo auch der Bekanntſchaften meiner Frau. Schon unverheurathet hatte ſie mehrere vertraute Freundinnen, die es auch nach ihrer Verheurathung blieben. Verheurathet gewann ſie ihrer noch mehrere, deren Männer auch meine Freunde waren. Zu dieſen neuen Freundinnen gehörten vorzüglich die Frau des Fabrikdirektors Weiſſer in Ludwigsburg, auch von mir wegen ihres Verſtandes, und ihres ſanften einnehmenden Betragens hochgeſchätzt, — die Frau von Notter, geborene von Naſo, die ich ſchon als Kind wegen ihres ſanften Charakters ſehr lieb hatte, und die mir auch als Frau wegen ihrer, mir nie in einem ſolchen Grade vorgekommenen Weiblichkeit ſtets eine meiner liebſten Freundinnen blieb, — die Frau des Freiherrlich von Knieſtädtiſchen Konſulenten Mader, ein kleines, unanſehnliches, bei'm erſten Anblick nicht viel verſprechendes Weibchen, aber um ſo intereſſanter, wenn man ſie näher kannte, weil ſie wirklich eine eben ſo gebildete als herzensgute Frau war, — die Frau des Pfarrers Chriſtmann, meines ſchon früher genannten Freundes, eine ebenfalls durch Geiſt und Herz, wie durch ihre ſchöne Figur und angenehme Geſtalt ſich auszeichnende Frau, — die Frau des Oberamtmanns Eiſenbach in Bietigheim, einer zwei Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt, eine in jeder Beziehung vorzügliche Frau, und die intimſte Freundin der meinigen bis zu ihrem Tod.

Von meinen zu dieſer Zeit gewonnenen neuen Freunden nenne ich vorzüglich den oben erwähnten Konſulenten Mader in Heutingsheim, den Oberamtmann Eiſenbach in Bietigheim, den Doktor Bunz und den Diakonus Conz in Ludwigsburg. Mit Mader und Eiſenbach wurde ich zufällig bekannt, aber unſere Bekanntſchaft verwandelte ſich bald in Freundſchaft, und ich darf wohl ſagen, daß ich dieſe beiden zu meinen geliebteſten Freunden zähle, die ich in meinem Vaterland gehabt habe. Mader beſuchte ich alle Wochen wenigſtens einmal, und meiſtens mit meinem Freund Bunz, ſeltener mit meiner Frau, weil ſie nicht ſo oft von Hauſe abweſend ſein konnte, als ſie mit ihrer Freundin Mader zuſammen zu kommen wünſchte. Mit Eiſenbach kam ich zwar wegen der größern Entfernung Birtigheims von Ludwigsburg weniger oft zuſammen, als mit Mader, zu welchem ich nur eine kleine Stunde zu gehen hatte, aber die Beſuche bei ihm waren mir noch intereſſanter, als bei Mader, nicht allein weil ich ihn ſeltener ſah, ſondern auch weil er ein ſehr guter Kopf, und ein vielſeitiger ausgebildeter ja ein eigentlich gelehrter Mann war, von dem ich nie wegging, ohne etwas gelernt zu haben.

Mit Doktor Bunz und Diakonus Conz kam ich ſehr oft zuſammen, nicht nur in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande, indem auf meinen Spaziergängen gewöhnlich einer von ihnen mein Begleiter war, Bunz nach Heutingsheim zu unſerem gemeinſchaftlichen Freund Mader, Conz nach einem Brückenhaus am Neckar bei Neckarweihingen, meinem liebſten Ort in der Umgegend. Bunz war ein ſehr guter Kopf, reich an Kenntniſſen überhaupt, und beſonders an juridiſchen, und was mir ſeinen Umgang beſonders werth machte, war die Uebereinſtimmung ſeiner politiſchen Anſichten mit den meinigen. — Als Gelehrter und Dichter iſt Conz allgemein bekannt, ich ſage daher von ihm nur, daß er auch als Menſch wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen ſeines wahrhaft kindlichen Sinnes wenig ſeines gleichen hatte. Solche kindliche Menſchen leben gewöhnlich ganz in ihrer Gedankenwelt, und wiſſen nicht, was in der wirklichen vorgeht. So auch Conz, und zum Beweis deſſelben mag folgende Anekdote dienen. Als er als Diakonus nach Ludwigsburg kam, hatte er nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs Jahren. Dieſen Knaben zu einem vollkommen vorurtheilsloſen Menſchen zu erziehen, war ſein Hauptaugenmerk, und ſeine größte Sorge war, daß ihm über keinen Gegenſtand falſche Begriffe beigebracht werden ſollen, und beſonders ſollte er nie von dem Teufel etwas hören. Ich ſagte ihm, daß dies unmöglich ſei, und was insbeſondere den Teufel betreffe, ſo dürfe er den Knaben nie aus dem Hauſe laſſen, weil es täglich geſchehen könne, daß er auf der Straße den Einen zu dem Andern ſagen höre, der Teufel ſolle ihn holen. Conz beharrte auf ſeinem Grundſatz, und als wir eines Tages wieder über dieſes Thema ſprachen, ſprang der Knabe in das Zimmer und rief: „Vater, ich habe den Teufel geſehen.“ „Was? wo?“ rief ihm der Vater entgegen. „In einem Buch, erwiederte der Knabe, aber der hat Hörner, größer als ein Bock, und einen Schwanz, länger als eine Kuh.“ Der Vater war ſo erſtaunt, als ob der Knabe den Teufel leibhaftig geſehen hätte. Ich konnte das Lachen nicht halten und ſagte: „Da ſehen Sie, Freund, was das Behüten und Bewahren hilft, jetzt hat ihr Eduard den wahren Begriff von dem Teufel.“ Conz war nur in ſeiner litterariſchen Welt zu Hauſe, in der gemeinen war er ein Fremdling, und weil er glaubte, alle Menſchen ſeien ſo gut und kindlich, wie er, ſo verging ſelten ein Tag, wo er ſich nicht in ſeiner guten Meinung von den Menſchen betrog. — Conz, und alle jene genannten Freunde leben nicht mehr, aber unvergeßlich bleiben ſie mir, ſo lange ich lebe.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich noch eine Bekanntſchaft erwähnen, welche zwar nicht zu einem eigentlichen freundſchaftlichen Verhältniß ausgebildet, aber in anderer Rückſicht ſehr intereſſant für mich war. Es war die Bekanntſchaft mit dem damaligen Kommandanten der Feſtung Hohen-Aſchberg, dem wegen ſeines ſchrecklichen Schickſals nicht allein in Würtenberg, ſondern auch im Ausland berühmt gewordenen General von Rieger. Es iſt derſelbe, deſſen Geſchichte Schillern zu dem intereſſanten Aufſatz in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften: Spiel des Schickſals, den Stoff gegeben hat. Ich hatte dieſen nicht allein wegen ſeines Schickſals, ſondern auch wegen ſeines Charakters merkwürdigen Mann ſchon früher einige mal in der Akademie in Stuttgart geſehen, aber nie geſprochen. Näher bekannt mit ihm wurde ich erſt ſpäter aus Gelegenheit einer Komödie, welche er auf der Feſtung Hohen-Aſchberg aufführen ließ. Er hatte nehmlich theils aus Langerweile, theils aus Eitelkeit, daſelbſt unter der Direktion des damals noch gefangen ſitzenden Schubarts ein Theater einrichten laſſen, auf welchem theils andere Gefangene, theils Soldaten von der dortigen Garniſon ſpielen mußten. So oft geſpielt wurde, lud der General nicht allein von Ludwigsburg, ſondern auch von Stuttgart, mehrere Perſonen ein, die aus Gefälligkeit gegen ihn gewöhnlich der Einladung folgten. Nun fügte es der Zufall, daß ich an einem ſolchen Komödien-Tag eben in dem am

Fuß der Feſtung gelegenen Dorf Aſchberg Kranke zu beſuchen hatte, und als ich den Wirth, bei dem ich abgeſtiegen, um die Urſache fragte, warum ſo viele Equipagen auf die Feſtung führen, ſo erfuhr ich, daß der Geburtstag des Generals ſei, und daß zur Feier deſſelben auch Komödie geſpielt werde. Schon früher begierig, einmal eine ſolche Komödie zu ſehen, begab ich mich auf die Feſtung, wurde ohne Schwierigkeit in das Theater eingelaſſen, und kam zufällig in die Nähe des Generals zu ſitzen. Dieſer kannte mich nicht, und er ſchien auch weiter keine Notiz von mir zu nehmen. Allein nun rollte der Vorhang auf, und heraus trat einer der Schauſpieler als Prologus, der ein von Schubart verfaßtes Gedicht, worin dem General zu ſeinem Geburtstag Glück gewünſcht wurde, herſprach. Das Gedicht begann mit der Anrede an den General: Edler Rieger! Schon bei dieſer Anrede klatſchte nicht nur der General, ſondern er rief auch: da Capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt. Bei der Aufführung des Stücks ſelbſt klatſchte der General mehrmal bei jeder Scene, nicht den Schauſpielern, ſondern ſich ſelbſt, als dem Schöpfer des Theaters, und es iſt natürlich, daß, um ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, alle Zuſchauer ihm nachklatſchten. Auch ich klatſchte mit, ja ich überbot die Andern, mehr um ſie zu beſchämen, als der Eitelkeit des Generals zu ſchmeicheln. Indeſſen erregte mein übermäßiges Klatſchen die Aufmerkſamkeit deſſelben ſo, daß er einen neben ihm ſitzenden Herrn fragte, wer ich ſei. Dieſer kannte mich, und hatte mich der General ſchon vorher öfter angeſehen, ſo that er es jetzt, nachdem er meinen Namen erfahren hatte, noch viel öfter; ich aber, um nicht von ihm angeredet zu werden, ſchlich mich weg, ſobald die Komödie zu Ende war. Aber dieß half mir nichts. Gleich am Morgen des folgenden Tages erhielt ich von dem General einen Brief, in welchem er mir für meinen Beſuch ſeines Theaters dankte, ſich glücklich prieß, daß ein Mann von ſo feinem Geſchmack ſein Theater eines Beſuchs gewürdiget habe, und mich einlud, auch ihn ſelbſt, um näher mit mir bekannt zu werden, öfter zu beſuchen. So ungern ich es that, ſo konnte ich doch nicht umhin, dieſer Einladung zu folgen, zumal da ich öfter in dem Dorf Aſchberg Geſchäfte hatte. So wurde ich nun bald näher mit ihm bekannt, und ſo oft ich ihn beſuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, ſondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte, beſonders aber wünſchte er Schillern, den Verfaſſer der Räuber, von welchem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus beſuche, perſönlich kennen zu lernen. Ich verſprach, daß dies gleich bei ſeinem nächſten Beſuch geſchehen ſolle, und der General, um ſich den Beſuch Schillers zu einem Feſt zu machen, forderte Schubart, der Schillern auch noch nicht perſönlich kannte, zu einer Recenſion der Räuber auf, welche er ihm, als einem Fremden, vorleſen ſollte. Schubart war mit ſeiner Recenſion fertig, Schiller kam, wir begaben uns auf die Feſtung, der General, hoch erfreut über den Beſuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredeter Maßen wurde dieſem Schiller unter dem Namen eines Doktor Fiſcher vorgeſtellt, und ſobald die erſte Begrüßung vorbei war, von dem General das Geſpräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fiſcher ſagte, daß er den Verfaſſer genau kenne, und ſehr wünſchte, das Urtheil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja, ſagte er, ſich zu Schubart wendend, eine Recenſion der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, ſie dem Herrn Doktor vorzuleſen?“ Schubart holte ſein Manuſkript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfaſſer der Räuber vor ihm ſtehe, die Recenſion vor, und als er am Schluſſe der Recenſion den Wunſch äußerte, daß er den großen Dichter perſönlich kennen möchte, ſagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunſch iſt erfüllt, hier ſteht er vor Ihnen.“ „Iſt es möglich! rief Schubart frohlockend aus, das iſt alſo der Verfaſſer der Räuber!“ Dies geſagt, fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in ſeinen Augen. Rieger war hoch erfreut über das Gelingen der Ueberraſchung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Feſtung, und gedachten in der Folge noch oft dieſer Scene.

Unter den vielen Fremden, elche ich von Zeit zu Zeit in Ludwigsburg kennen lernte, erwähne ich vorzüglich des gelehrten und berühmten Buchhändlers Friederich Nicolai aus Berlin, des unter dem Namen Stilling bekannten Augenarztes Jung, der Tochter des holländiſchen Gouverneurs van de Graaf auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, eines neapolitaniſchen Grafen Lucheſi, eines Engländers, Namens Deroiles, einer Gräfin Lubinſka aus Wien, und eines Fräuleins von Gemmingen aus Rappenau, einem in der Gegend von Heilbronn gelegenen adeligen Gute.

Von dem Buchhändler Nicolai hatte ich ſchon als Zögling der Akademie in Stuttgart einen hohen Begriff, weil ich, was man ſonſt nicht leicht von Buchhändlern hört, gar viel von ſeiner großen Gelehrſamkeit ſprechen hörte; aber dieſer hohe Begriff wurde noch mehr geſteigert durch meine Freunde Pauli und Stoll, die mich beſonders auf die Verdienſte aufmerkſam machten, welche er ſich um die Theologie erworben, indem ſeine allgemeine deutſche Bibliothek den Hauptanſtoß zu der nachmals ſo raſch fortſchreitenden Aufklärung in derſelben gegeben habe. Ich war noch unverheurathet, als er nach Ludwigsburg kam, und weil ich als praktiſcher Arzt damals noch wenig zu thun hatte, ſo konnte ich faſt den ganzen Tag um ihn ſein. Ich begleitete ihn daher nebſt einigen andern Freunden überall hin, wo es etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen gab, und da ihn Alles, auch Manches, was andere Reiſende nicht intereſſiert hätte, intereſſierte, ſo wollte er überall hin geführt ſein; damit er aber auch nichts von dem Geſehenen und Gehörten vergeſſe, ſchrieb er Alles, was ihm merkwürdig ſchien, theils ſogleich an Ort und Stelle, theils auf der Straße, gehend und ſtillſtehend, auf. Dieſes Benehmen, welches ihm mehr das Anſehen eines mit Konſignirung der Einwohnerſchaft, oder ſonſt mit etwas vergleichen beauftragten Policeibeamten, als eines Reiſenden, gab, fiel natürlich Jedermann auf, und auch uns, die wir ihn zunächſt begleiteten, würde es nicht minder aufgefallen ſein, wenn wir nicht gemerkt hätten, worauf es mit dem Aufſchreiben abgeſehen ſei. Wir vermutheten, der gelehrte Buchhändler ſammle Materialien zu einer Reiſebeſchreibung; wir hatten richtig vermuthet, die Reiſebeſchreibung erſchien wirklich, und wie klug der Verfaſſer gethan habe, einen ſo großen Vorrath von Materialien dazu zu ſammeln, zeigt das Voluminöſe derſelben, wodurch er einen doppelten Zweck erreichte, den einen als Gelehrter, indem er ſeinen litterariſchen Ruf vermehrte, den andern als Buchhändler, indem ihm von dem Publikum ſeine Reiſekoſten doppelt und dreifach vergütet wurden. Er war ein langer hagerer Mann, von ernſtem finſterem Angeſicht, den man nicht lieb gewinnen, ſondern blos wegen ſeiner Gelehrſamkeit, als einer bei Buchhändlern ſeltenen Erſcheinung, achten konnte.

Die Bekanntſchaft mit Stilling machte ich in dem von Moſerſchen Hauſe, wo ich ihn von ungefähr antraf. Gleich ſein erſter Anblick machte einen angenehmen Eindruck auf mich, und wie ich ihn am folgenden Tag bei dem würdigen Schullehrer Hartmann, dem Vater des in Mitau zu frühe verſtorbenen Profeſſors Hartmann, länger ſah, gewann ich ihn wirklich lieb. Ich unterhielt mich lange mit ihm über Augenheilkunde, und über ſeine Staaroperationen, und weil die Geſellſchaft, die ihm zu Ehren eingeladen worden, größtentheils aus Frommen beſtand, ſo betraf die Unterhaltung vorzüglich religiöſe Gegenſtände. Natürlich ſprach ich auch mit, und weil ich zu einer Geſellſchaft von Frommen geladen war, ſo hielt mich Stilling auch für einen Frommen, und, wie die wirklich Frommen, bekam auch ich bei'm Abſchied den Bruderkuß, und zwar hinter das rechte Ohr, von ihm.

Die Tochter des holländiſchen Gouverneurs van de Graaf kam blos auf einer Durchreiſe nach Ludwigsburg, und befand ſich bei ihrer Ankunft unpäßlich. Als Arzt in dem Gaſthof, in welchem ſie abgeſtiegen, wurde ich zu ihr gerufen, und fand eine junge, ſehr ſchöne und freundliche Dame. Ihre Unpäßlichkeit war von keiner Bedeutung, und ſie konnte nach zwei Tagen wieder weiter reiſen. Vor ihrer Abreiſe erhielt ich einige Flaſchen des beſten Konſtantia-Weins von ihr zum Geſchenk, und ich erwähne dieſes Geſchenkes deswegen, weil ich den köſtlichen Wein mit Schiller, deſſen Beſuch in Ludwigsburg mich im folgenden Jahr erfreute, zuſammen trank.

Der Graf Lucheſi, ein ſchon ältlicher Mann, wurde ebenfalls auf einer Durchreiſe in Ludwigsburg krank. Ich wurde zu ihm gerufen, und weil ich mir viele Mühe mit ihm gab, und ihn bald wieder herſtellte, faßte er eine ſo hohe Meinung von meiner Kunſt, daß er mich zum Leibarzt der Königin von Neapel, bei welcher er ſehr viel zu gelten ſchien, empfehlen wollte.

Der Engländer Derolles hatte ſich mehrere Jahre in der Schweiz aufgehalten, wo er in Lauſanne mit Gibbon, dem berühmten Verfaſſer der Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reiches, lange in genauer Verbindung gelebt hatte. Er zog nach Ludwigsburg aus Furcht vor den Franzoſen, welche in die Schweiz einzudringen droheten. Seine Frau, eine geborene Schweizerin, war eine große, ſchöne, liebenswürdige Dame, er aber finſter, leidenſchaftlich, und in ſeinem Betragen ein wahrer Engländer. Er hatte nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs

Jahren, der von Geburt an ziemlich krumme Beine hatte. Der Knabe hatte die Blattern noch nicht gehabt, und ſollte von mir geimpft werden. Es geſchah, die Impfung hatte den beſten Erfolg, der Knabe hatte zwar ſehr viele Blattern bekommen, und weil er ziemlich krank war, ſo hatten die Aeltern große Sorge um ihn, die um ſo größer war, da ſie ſich außerordentlich vor dieſer Krankheit gefürchtet hatten. Aber die Krankheit ging glücklich vorüber, und die Aeltern konnten ihre Freude über die Geneſung ihres einzigen Kindes nicht genug ausdrücken. Allein um ſo mehr bedauerten ſie jetzt, daß der Knabe krumme Beine habe, und auf die Frage, ob nicht auch dieſem Uebel abgeholfen werden könne, empfahl ich ihnen einen ausgewanderten Franzoſen, Namens Philippe, einen ſehr geſchickten Mechaniker, der durch ſeine zweckmäßigen Maſchinen ſchon viel in ſolchen Fällen geleiſtet hätte. Sogleich entſchloſſen ſie ſich, den Mechaniker kommen zu laſſen. Der Mechaniker beſah und maß die Beine des Knaben, verfertigte ſeine Bandagen, legte ſie an, und es waren noch nicht vier Wochen vorüber, als die Beine ſchon merklich gerader geworden waren. Endlich waren ſie beinahe ganz gerade, die Bandagen konnten weggelaſſen werden, und Derolles verlangte nun von dem Mechaniker den Konto. Seine Forderung von zehn Karolin ſchien dem reichen Engländer viel zu groß. Er ſchrieb ihm daher einen äußerſt groben Brief, und kaum hatte Philippe den Brief erhalten, als er mit brennendem Geſicht zu mir gelaufen kam, und fragte, was er auf dieſen impertinenten Brief antworten ſolle. „Gar nichts, erwiederte ich, ich nehme die Sache auf mich, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie die zehn Karolin erhalten; nur müſſen Sie mir Zeit laſſen.“ Seit dem Abgang des Briefs an Philippe war ich öfters bei Derolles geweſen, allein nie hatte er deſſelben mit einer Sylbe erwähnt. Ich wartete acht, ich wartete zehn Tage, aber Derolles beobachtete daſſelbe Stillſchweigen. Endlich ward mir die Zeit zu lange, und nach Tiſch, als der Knabe auf ſeinen geraden Beinen in das Zimmer trat, fragte ich Derolles, ob es ihn nicht herzlich freue, ſeinen Knaben jetzt mit ſo graden Beinen einherſchreiten zu ſehen? „A propos, erwiederte er, wiſſen Sie wohl, wie viel der Franzoſe für ſeine Bandagen gefordert hat? Können Sie es glauben, zehn Karolin für das Paar lederne Riemen, und das Paar ſtählerne

Schnallen!“ „Das iſt wohl viel, entgegnete ich, aber nur dem Anſchein nach. Setzen Sie den Fall, die Beine des Knaben ſeien noch ſo krumm wie vorher, Sie müßten aber aus Erfahrung, der Franzoſe könne krumme Beine grad machen, Sie hätten ihn rufen laſſen, allein er hätte erklärt, daß er die Kur nicht unternehme, wenn Sie ihm nicht dreißig Karolin vorausbezahlten, hätten Sie ihm dieſe dreißig Karolin nicht mit Vergnügen vorausbezahlt?“ Der Engländer ſtutzte, beſann ſich einige Augenblicke, und ſagte dann: „Sie haben recht, ich hätte es gethan, und der Franzoſe ſoll ſtatt zehn dreißig Karolin erhalten.“ Der Engländer hielt Wort, ſtatt der verlangten zehn erhielt Philippe dreißig Karolin, ſtatt des frühern groben Briefes erhielt er einen äußerſt höflichen, ja er wurde überdies zu Tiſch geladen und mit Höflichkeiten überhäuft. So war dieſer Engländer ein wahrer Repräſentant ſeiner Nation. Indeſſen war mir doch der Umgang mit ihm ſehr angenehm, weil ich Vieles von England von ihm erfuhr, was ich zuvor nicht wußte, beſonders aber weil er mir mancherlei von ſeinem Freund Gibbon erzählte, was mich ſehr intereſſierte. Seine Eigenheiten konnte ich leicht überſehen, da mir das Unangenehme derſelben durch meine Unterhaltungen mit ſeiner ſchönen und liebenswürdigen Gemahlin reichlich vergütet wurde. Die Familie blieb über ein halbes Jahr in Ludwigsburg, und lange vermißte ich ſie nach ihrem Abzug.

Der Beſuch der Gräfin Lubinska in Ludwigsburg galt einer mit ihr befreundeten Dame daſelbſt, einer Frau von Richthof, und dauerte mehrere Wochen. Sie war nicht im Gaſthof, ſondern bei ihrer Freundin abgeſtiegen, und weil ich dieſe und ihre drei Töchter öfter beſuchte, ſo wurde ich auch gleich in den erſten Tagen mit der Gräfin bekannt. Sie hatte eine Tochter von zwölf bis dreizehn Jahren, und ein Geſellſchaftsfräulein, ein Fräulein von Keller, bei ſich. Gleich bei meiner erſten Unterhaltung mit ihr fand ich eine heitere und lebensluſtige Dame, wie ſie ſich auch wirklich während ihres ganzen Aufenthalts in Ludwigsburg zeigte. Sie wollte immer Geſellſchaft um ſich haben, und weil ſie ſehr reich war, ſo gab ſie Diners, Soupers, Theegeſellſchaften, ja ſogar Bälle. Auch ich, als Hausarzt und Hausfreund der von Richthofſchen Familie, wurde gewöhnlich dazu eingeladen, und weil ich ſelbſt noch ein junger, lebensluſtiger Mann war, folgte ich der Einladung gern.

Ungeachtet dieſes flotten Lebens blieb Alles im Hauſe geſund; nur ein einziges mal wurde ich als Arzt gerufen, und zwar zum Geſellſchaftsfräulein der Gräfin, welches eine Stecknadel verſchluckt zu haben glaubte. Bei der Unterſuchung ſchien mir die Sache nicht glaublich; ich ließ ſie jedoch Mehlbrei und andere dickliche Speiſen eſſen, um ihr aber alle Furcht vor der Gefahr zu benehmen, in welcher ſie zu ſchweben glaubte, und welcher ſie nicht los geworden ſein würde, ſo lange die Stecknadel nicht abgegangen war, befahl ich einer Magd des Hauſes, auf deren Verſchwiegenheit ich zählen konnte, am folgenden Morgen dem Fräulein eine Stecknadel vorzuzeigen, welche ſie in dem Leibſtuhl gefunden hätte. Natürlich war nun alle Furcht verſchwunden, und ich erhielt für dieſe glückliche Kur von der Gräfin eine Remuneration von acht Dukaten. Das Fräulein hatte wirklich keine Stecknadel verſchluckt, aber ich mußte die Belohnung meiner Lüge annehmen, weil ich, ohne das Fräulein aufs neue in Furcht zu ſetzen, Niemand von meinem geſpielten Betrug etwas ſagen durfte. Daß meine verſchwiegene Gehülfin ein gutes Trinkgeld von mir bekommen, verſteht ſich von ſelbſt.

Fräulein von Gemmingen war mir ſchon, ehe ich ſie perſönlich kennen lernte, von meinem Freund Stoll, der Hofmeiſter im Haus ihres Bruders geweſen war, als ein in jeder Beziehung vorzügliches Frauenzimmer geſchildert worden. Sie war kränklich, und kam in der Abſicht nach Ludwigsburg, ſich hier zu erholen. Sogleich nach ihrer Ankunft führte mich Stoll bei ihr ein. Ich erſchrack über ihre Mißgeſtalt, denn ſie hatte eine auffallende Krümmung des Rückgrats, und war überhaupt übelgeſtaltet. Aber ich hatte kaum eine halbe Stunde mit ihr geſprochen, ſo vergaß ich ihre Mißgeſtalt über der Vortrefflichkeit ihres Innern, das ſich in allem, was ſie ſagte, auf das herrlichſte ausſprach. Stoll hatte mir viel zu wenig von ihr geſagt, denn ich muß geſtehen, daß ich nie zuvor ein Frauenzimmer von ſo viel Geiſt, und einer ſo hohen geiſtigen und ſittlichen Bildung geſehen hatte. Sie ſprach nicht nur alle lebende Sprachen, ſondern ſie ſchrieb ſie auch eben ſo gut, als ſie ſie ſprach. Ich habe Briefe von ihr geſehen, in welchen eine Periode deutſch, eine andere franzöſiſch, eine dritte italieniſch oder engliſch war, je nachdem ſie glaubte, ſich in der einen beſſer, als in der andern, auszudrücken zu können. Eben ſo ſah ich auch ein Heft von ihr, welches Bemerkungen über Villaume's Werk über den Urſprung und die Abſichten des

Uebels enthielt, welche einem Philoſophen von Profeſſion Ehre gemacht hätten. Aber der Hauptgegenſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftigte, war die Erziehung. Sie war die eigentliche Erzieherin der Kinder ihres Bruders, ſowohl der männlichen, als der weiblichen, und was für eine Meiſterin ſie in der Erziehungskunſt war, beweiſt die Vorzüglichkeit dieſer Kinder, die ſelbſt von Dalberg, der ſie in Erfurt, wohin ſie mit den Gemmingenſchen Kindern vor den Franzoſen geflüchtet war, kennen lernte, anerkannt wurde, indem er nach beendigter Unterhaltung mit einem der Fräulein ſagte, es ſei nicht recht, daß ſo viel Vorzügliches in einem einzigen Menſchen vereinigt ſei. — Aber ſo vollkommen ausgebildet der Geiſt des Fräuleins von Gemmingen war, ſo vortrefflich war auch ihr Herz. Zum Beweis hiervon will ich nur ein Paar Züge anführen. Sie hatte ein armes Mädchen zu ſich genommen, um ſich daſſelbe zu ihrer Dienerin zu erziehen. Sie hatte das Mädchen mit ſich nach Ludwigsburg gebracht, und es war damals etwa achtzehn Jahr alt. Es wurde in Ludwigsburg mit einem Soldaten bekannt, der es heurathen wollte. Das Fräulein hatte nichts dagegen, weil der Liebhaber der Sohn braver Aeltern in Tübingen, und er ſelbſt ein wackerer junger Menſch war, und ſie hatte es bereits durch ihre Verbindungen dahin gebracht, daß derſelbe früher aus dem Militär entlaſſen werden ſollte. Auch war die Ausſtattung des Mädchens auf Koſten des Fräuleins beinahe fertig, und außer der reichlichen Ausſtattung ſollte daſſelbe von ihr auch noch ein Kapital von einigen hundert Gulden erhalten. Das Mädchen wußte das Alles, aber was geſchieht? Der Bräutigam war aus dem Militär entlaſſen, der Tag der Verlobung war beſtimmt, und bald darauf ſollte auch die Hochzeit folgen, und das Fräulein entdeckt, daß ſie von dem Mädchen beſtohlen worden. Ich wußte von dem Diebſtahl noch nichts; aber wie ich den Tag darauf das Fräulein beſuchte, traf ich ſie in einem Zuſtand, der an Verzweifelung zu grenzen ſchien. Ich fragte ſie, was ihr ſei? „Ach! erwiederte ſie, ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß man die Menſchen nicht glücklich machen kann.“ Sie erzählte mir nun den Vorgang, und auf die Frage, wozu ſie entſchloſſen ſei? antwortete ſie, daß ſie nicht zugeben werde, daß der brave junge Menſch eine undankbare Diebin zur Frau bekomme. Auf ihre Veranlaſſung gab der junge Menſch die Verbindung mit dem Mädchen auf, und das Mädchen wurde mit der Ausſtattung und dem

Universitäts-
Bibliothek
München

Kapital nach Hauſe zu ihren Aeltern geſchickt. — Der andere Fall war folgender. Es war in dem Hauſe ihres Bruders etwas vorgefallen, worüber derſelbe ſehr entrüſtet war. Die Schuld an dem Vorfall hatte die Frau von Gemmingen, aber der Herr von Gemmingen maß ſie der Schweſter bei. Um das gute Verhältniß zwiſchen dem Bruder und der Schwägerin nicht zu ſtören, ertrug das Fräulein die immer erneuerten Vorwürfe des Bruders geduldig und ſchweigend. Allein nun ſtarb die Frau von Gemmingen, und die Frage war, ob ſie den Bruder über den Vorgang ins Klare ſetzen ſolle. Sie that es nicht. Lieber wollte ſie fortdulden und ſchweigen, als dem Bruder über ſeine Frau auch nach ihrem Tode etwas ſagen, was ihm das Andenken an ſie hätte weniger theuer machen können. — Das Fräulein verweilte nur zwei Monate in Ludwigsburg. Nach ihrer Zurückkunft nach Rappenau wurde ſie kränker, und etwa zwei Jahre darauf ſtarb ſie, ohne ſich zuvor bei ihrem Bruder gerechtfertigt zu haben. Sie hatte die große Aufgabe ihres Lebens gelöſt, die Gemmingenſchen Kinder waren alle vortrefflich gezogen, und die edle Dulderin ging mit dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, dem einzigen dieſer ſchönen Seele würdigen Lohn, aus der Welt. Lange ſchon Zeuge ihrer geiſtigen und ſittlichen Vortrefflichkeit, fragte ich ſie einmal, wie ſie zu dieſer hohen geiſtigen und ſittlichen Ausbildung gekommen ſei? Sie antwortete: „Das können Sie mir anſehen, es iſt meine Geſtalt, der ich es verdanke, ſie hat mich beſtimmt, nach etwas höherem zu ſtreben, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, denn Sie verſtehen mich.“

So lebte ich nun mit dieſen und andern Freunden vergnügt und vertraulich zuſammen, bis im Jahr 1789 die franzöſiſche Revolution ausbrach. Gewohnt des vielfältigen Guten, welches Deutſchland ſeit dem Hubertsburger Frieden zu Theil geworden, wußten wir Deutſche daſſelbe nicht mehr gehörig zu ſchätzen, und ſo wie der Menſch ſtets beſtrebt iſt, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und ſchon bloſe Veränderungen deſſelben für Verbeſſerungen anzuſehen pflegt, ſo war dies auch der Fall bei mir, und bei den meiſten meiner jüngern Freunde. Auch wir wurden durch dieſe große Weltrevolution mächtig aufgeregt. Wie ſo viele tauſend Deutſche, verſprachen auch wir uns von einer Revolution, welche, wie die franzöſiſche, alle alte Vorurtheile zerſtören, alle Ungleichheit unter den Menſchen aufheben, und allein die natürlichen Menſchenrechte geltend machen ſollte, die heilbringendſten Folgen für die Menſchheit. Die franzöſiſche Revolution wurde daher bald das Tagesgeſpräch unter uns. Freilich hatten wir ſie noch nicht in der Nähe geſehen, der Krieg, den ſie veranlaßte, war noch nicht ausgebrochen, es waren noch keine franzöſiſchen Armeen zu uns gekommen, die uns plünderten und brandſchatzten, wir hatten den Druck und die Koſten der Einquartierungen noch nicht gefühlt, und ſo unerfreulich auch die Aſpekten waren, welche die Vorgänge in der Nationalverſammlung, der geſetzgebenden Verſammlung und dem Nationalkonvent zeigten, ſo hielt uns doch das nicht ab, die gute Sache der Franzoſen in Schutz zu nehmen. Wir ſahen die Gewaltſchritte des franzöſiſchen Gouvernements als nothwendige Anſtalten zur Gegenwehr wider das mit Recht zu befürchtende Einmiſchen der fremden, von den Ausgewanderten aufgeregten Mächte an, und maßen die Schuld nicht ſowohl dem franzöſiſchen Gouvernement, als vielmehr den Drohungen des deutſchen Kaiſers und des Königs von Preußen, und namentlich dem übermüthigen Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig bei, von dem wir gleich nach ſeiner Erſcheinung vorausſagten, daß es nicht nur einen Krieg auf Leben und Tod, ſondern auch die gänzliche Auflöſung des Königthums, die Abſetzung des Königs, wenn nicht gar ſeine Hinrichtung zur traurigen Folge haben könne.

Aber bald wurde das Intereſſe, welches ich an der franzöſiſchen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Intereſſe bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Ankunft Schillers, meines älteſten und geliebteſten Jugendfreundes, in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen hatte, und man kann ſich leicht vorſtellen, welche unausſprechliche Freude mir jene Nachricht verurſachte. Ich dachte nicht mehr an die franzöſiſche Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnſucht ſah ich den ſchönen Tagen entgegen, welche ich nach ſo langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entſchluß, ſeine Familie und ſeine alten Freunde wiederzuſehen, ſchon lange gefaßt, und der Entſchluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtiling nicht wagen durfte, ſein Vaterland geradezu zu betreten, ſo begab er ſich zuerſt nach der damals noch freien Reichsſtadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von ſeinem vorhabenden Beſuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo ſein Vater Major und Aufſeher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog aufgenommen werden würde. Er ſchrieb daher von Heilbronn aus ſelbſt an den Herzog. Natürlich erhielt er von dieſem unmittelbar keine Antwort, aber durch ſeine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog ſich öffentlich geäußert habe, Schiller befinde ſich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von ſeinem Aufenthalt keine Notiz nehmen. Auf dieſe Nachricht verließ Schiller ſogleich Heilbronn, und kam zuerſt nach Ludwigsburg zu mir, ſeinem älteſten und vertrauteſten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterland ſollte ein halbes Jahr dauern, ſein erſter Aufenthalt ſollte in Ludwigsburg ſein, ſeine Frau ſollte hier ihr erſtes Wochenbette halten, und erſt am Schluſſe ſeines Aufenthalts im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unſerem Wiederſehen ſage ich nichts, ich ſage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von ſo vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; ſein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit in ſeinem Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes kränkliches Ausſehen vollendeten das Intereſſe ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs ſehr oft durch ſeine Kränklichkeit, heftige Bruſtkämpfe, geſtört; aber in den Tagen des Beſſerbefindens, in welcher Fülle ergoß ſich der Reichthum ſeines Geiſtes, wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches theilnehmendes Herz, wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus, wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur ſelten ganz frei von Bruſtkämpfen war, ſo konnte er nicht viel und anhältend arbeiten, indeſſen ſchrieb er doch faſt täglich, meiſtens in der Nacht, einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, welcher damals der Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung war, und die Stunden, in denen er ſich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er ſeinen Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Geſtalt unter dem Titel: über die äſthetiſche Erziehung, zuerſt in den Horen, und dann in der Sammlung ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften erſchienen ſind. Von Wallenſtein, von welchem er mir verſchiedene eben fertig gewordene Scenen zu leſen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Proſa geſchrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geſchrieben ſähe, und ich weiß nicht, ob dieſe Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erſchienen iſt. Von dem erſten Theil des Gedichtes: Wallenſteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieſelbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitſchrift, welche an die Stelle ſeiner Thalia treten ſollte, und die Bekanntſchaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Beſuch bei ihm verhalf, beſchleunigte hauptſächlich die Ausführung dieſes Plans; bald nach ſeiner Zurückkunft nach Jena erſchienen die Horen. Gedichte hat er, während er ſich in Ludwigsburg befand, keine geſchrieben, blos die Götter Griechenlands hat er in dieſer Zeit umgearbeitet, aber ſo, wie er mir das Gedicht vorgeleſen, hat er es nicht drucken laſſen. Von ſeinen Räubern, und überhaupt von ſeinen ältern dramatiſchen Produktionen hörte er nicht gern ſprechen, ja es ſchien mir öfters, als wünſchte er, daß ſie nicht gedruckt wären. Von Göthe's Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutſche dramatiſche Produkt ſei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Seine Ueberſetzung Homers, die damals erſchienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und pries wechſelsweiſe das Original und die Ueberſetzung. An Bürger rühmte er das dichteriſche Talent, aber ſeine Gedichte ſchätzte er weniger. Von Gerſtenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerſpiele, wie ſeinen Ugelino, geſchrieben habe. Die Bekanntſchaft mit Matthiſſon, welchen er zuerſt in Ludwigsburg ſah, erfreute ihn ſehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Recenſion ſeiner Gedichte für die Jenaer Litteraturzeitung beauftragt war. Ein großes Intereſſe zeigte er für die bildenden Künſte, beſonders für die Bildhauerei, was ſonſt nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büſte Schillers, zählte er zu den angenehmſten Stunden welche er in Stuttgart zubrachte. Uebrigens ſah er ſowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer ſeinen nähern Bekannten und Freunden, nicht gern Jemand bei ſich, und machte eben ſo wenig Beſuche bei Perſonen, wo er ſich genieren mußte. Die Urſache war natürlich ſeine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht ſtolz, er hatte nur das äußere Anſehen des Stolzes, was ihm ſeine lange Figur, und ſeine aufrechte, etwas ſteife Haltung gaben. Dieſes Anſehen hatte er ſchon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einſt eine Frau, welche dort ihren Sohn beſuchte, wie ſie Schillern den Schlafſaal hinunterſchreiten ſah, ſagte: „Sieh doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtenberg.“ Eben ſo wenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die ſo oft gehörte Sage, daß Schiller ſich durch Opium begeiſtert habe. Er konnte geiſtige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt blos daher, daß er meiſtens Nachts arbeitete, was er nicht gethan haben würde, wenn ſeine Bruſtkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelaſſen hätten, als bei Tage.

Während Schillers Anweſenheit in Ludwigsburg ſtarb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar keiner Verbindung mehr ſtand, hätte Schillern dieſer Todesfall ziemlich gleichgültig ſein können. Aber Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher, und Achtung für einen durch ſo viele große Eigenſchaften ſich auszeichnenden Fürſten erregte ſeine wärmſte Theilnahme an dieſem für ſein Vaterland ſo wichtigen Ereigniß. Ich ſah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und ſeine Krankheit lebensgefährlich ſei, erblaſſen, hörte ihn den Verluſt, welchen das Vaterland durch deſſen Tod erleiden würde, in den rührendſten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war deſſen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man ſich wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er ſich bei jeder Gelegenheit der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtenberg verſprach. Aber dieſes günſtige Vorurtheil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er pries nur ſeinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorſtellungen ſeines Vaters, welchem an der Gunſt des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu ſeinem Regierungsantritt Glück zu wünſchen. Indeſſen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle ſeine Fehler ſehr gut, aber er ſah ein, daß ſeiner guten und großen Eigenſchaften weit mehr waren, und nie vergeſſe ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürſtliche Gruft hinſehen konnten, über den Hingeſchiedenen geſagt hat. „Da ruht er alſo, (dieß waren ſeine eigenen Worte,) dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſtern wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden, darum ſage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“ So oft Schiller wohl war, gingen wir zuſammen ſpazieren, wozu uns die ſchönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünſchteſte Gelegenheit gaben. Nur ein einziges mal, an einem beſonders ſchönen Tage, machten wir einen weitern Spaziergang zu meinem Freund, dem Konſulenten Mayer in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen ſchönen herzoglichen Park, und wir kamen ſehr gut in Heutingsheim an. Die Hauptſache, warum Schiller Luſt zu dieſem Spaziergang hatte, war, weil er einige hiſtoriſche Schriften zu haben wünſchte, von denen ich wußte, daß ſie ſich in Mayers Bibliothek befänden. Schiller durchſah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünſcht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte ſich zu lange dabei; die Sonne nahete ſich ihrem Untergang, es fing an kühl zu werden, Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungeſäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen wären, bekam Schiller einen ſolchen Anfall von Bruſtkrampf, daß, weil ich Niemand zu Hülfe rufen konnte, mir angſt und bange war, wie ich ihn nach Hauſe bringen ſollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Noth gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hauſe. Er begab ſich ſogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Taſſen Thee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmälig auf.

Glücklicher, als dieſer Spaziergang nach Heutingsheim, liefen unſere Reiſen nach Stuttgart ab, die wir einige mal mit einander machten. Gewöhnlich ſtiegen wir in der geiſtlichen Herberge, einem der beſten damaligen Gaſthöfe in Stuttgart ab, und luden meiſtens unſere gemeinſchaftlichen Freunde Haug und Peterſen zu Tiſch.

Wir waren höchſt vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unſer fröhliches Beiſammenſein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte ſich vorgenommen, Peterſen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Peterſen, ſondern Schiller, der zwar glücklicherweiſe frei von ſeinen Bruſtkrämpfen blieb, aber ſo ausgelaſſen luſtig wurde, daß er ſich auf den Tiſch legte, und ſich darauf herumwälzte. So kamen wir ſpät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geſchehene erinnerte, antwortete er lachend, er wiſſe es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es ſei gut, daß dergleichen Abſenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteſte Reiſe, welche ich mit Schiller machte, war eine Reiſe nach Tübingen zu unſerem alten Lehrer und Freund, dem Profeſſor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin verſetzt worden. Auf unſerem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleich weit entfernten Dorf. Das Mittageſſen war ziemlich gut, aber deſto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirth. Um ſeine Gäſte recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich er, ſeine Serviette über den Arm, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, ſtand er da, ohne ein Wort zu ſprechen. Wir ärgerten uns beide über den beſchwerlichen Geſellſchafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu ſein, wegbringen konnten. Endlich that er doch ſeinen Mund auf, und ſagte ganz gleichgültig, heute früh ſei ſeine alte Mutter begraben worden. „Und das ſagen Sie ſo kalt, Herr Wirth, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie ſich doch ja nicht vor uns, wir nehmen Theil an Ihrem Verluſt, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie ſich ſogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie ſich aus, wir werden mit dem Eſſen ſchon ſelber zurecht kommen." Der Wirth nahm es für Ernſt, und entfernte ſich, mit ſeiner Serviette über dem Arm, ohne ſich wieder ſehen zu laſſen.

In Tübingen angekommen, ſchickten wir aus dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen, ſogleich zu Abel, ließen ihm ſagen, daß wir angekommen ſeien, und fragen, ob er zu Hauſe ſei, und ob wir ihn dieſen Abend noch beſuchen dürfen. Sein Beſuch kam dem unſerigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf, daß wir wieder einpacken ſollten, weil wir ſchlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unſern Koffer zu ihm bringen, und begaben uns alsbald mit ihm in ſeine Wohnung. Er wohnte in der ſogenannten Burſch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tiſch hatten, über welche er die Aufſicht führte, und mit welchen er auch nebſt ſeiner Familie zuſammen ſpeiſte. Ehe wir ſelbſt zu Tiſche gingen, wohnten wir dem Abendeſſen der theologiſchen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientaliſten berühmten Profeſſor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Intereſſantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine ſehr angenehme Weiſe. Nun gingen wir ſelbſt zu Tiſch, und ſaßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüſſel, aus welcher für alle die Suppe geſchöpft wurde, und alle weitern gemeinſchaftlichen Schüſſeln von derſelben Größe. Die Studenten ließen ſichs ſchmecken, und keiner ſprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel ſaß, führte das Wort um ſo lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt, ſei. Am folgenden Mittag ſpeiſten wir wieder ſo mit den Studenten zuſammen, und es iſt leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmſte war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unſere Unterhaltung mit unſerm Freund reichlich entſchädigt, da wir die ganze übrige Zeit der Paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenſtunde, wo wir den berühmten Profeſſor der Medicin Ploucquet, den Sohn des ſchon früher erwähnten Philoſophen, beſuchten. Bis ſpät in die Nacht dauerte unſere gegenſeitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns ſelbſt in unſer Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlaſſen, nicht eher, als bis ich ihm ſagte, Schiller ſei längſt eingeſchlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erſt am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am andern Morgen reiſeten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hauſe, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur ſeine Frau bei ſich, ſondern auch ſeine Schwägerin, damals Frau von Beulwitz, und nachher Frau von Wolzogen, und die Schweſter ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwitz. Aber wir kamen täglich zuſammen, ſpeiſten öfters mit einander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geſchäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernſt, und ſo betraf auch unſere Unterhaltung meiſtens ernſte Gegenſtände. Aber er konnte auch, beſonders wenn er ſich ganz wohl befand, heiter, luſtig, ja ſelbſt kindiſch ſein. Er war ſchon im Herbſt in Ludwigsburg angekommen, und ſeine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute ſich auf Weihnachten, als ob er ſchon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Chriſt beſcheeren laſſen könne. Am Weihnachtabend kam ich zu ihm, und was ſah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, und mit vergoldeten Nüſſen, Pfefferküchlein, und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm ſaß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene anſchauend, und von ſeinen Früchten herunternaſchend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiederte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipieren. Der Menſch iſt nur einmal in ſeinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er ſeine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.“ — So kindlich, ja kindiſch war der hohe ernſte Mann in den Stunden ſeines Wohlbefindens, und es iſt nichts wahrer, als was Göthe von ihm geſagt hat:

Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſch gewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

So liebenswürdig Schiller in ſolchen guten Stunden war, ſo ernſt und fruchtbar belehrend war er zu jeder andern Zeit. Schwerlich giebt es irgend einen Gegenſtand, worüber wir uns nicht unterhielten, beſonders aber ſprach er gern mit mir über Medicin, ob er ſie ſchon längſt aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu ſchreiben, weil er wünſchte, daß ich mich nicht zu lange dem praktiſchen Leben widmen, ſondern trachten ſolle, zum Profeſſor an irgend einer Univerſität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, ſeinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlaſſung zu der im Jahr 1795 erſchienenen Schrift: Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aichberg geherrſcht hat. — Daß ich der Poeſie gänzlich entſagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich ſollte wenigſtens einen Roman ſchreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Bächler erzählte, forderte er mich auf, ſogleich Hand an das Werk zu legen *). Auch er hielt dieſen Theoſophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm ſagte, daß ich den Roman wirklich ſchon zu ſchreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: „Und Du konnteſt mir ſo lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das iſt gar nicht ſchön von Dir, und damit ich nicht böſe auf Dich werde, ſo ſetze die Arbeit ungeſäumt fort, ſchicke mir den Roman, wenn er fertig iſt, ſogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann ſchon ſorgen." Wirklich ſetzte ich nach ſeiner Abreiſe den angefangenen Roman fort, aber meine Geſchäfte machten mir ſeine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für ſein eigenes künftiges Leben, durch deſſen Realiſierung wir leicht wieder mit einander hätten zuſammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konſtanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, ſobald er entweder Biſchof von Konſtanz oder Erzbiſchof von Mainz werden würde, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Schiller ſprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverläſſigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Profeſſor in Mainz angeſtellt werden würde. Bei dieſen ſchönen Ausſichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des andern dieſer geiſtlichen Herren wartete. „Sie ſind beide ſteinalt, ſagte er, aber

---

*) Siehe vorne allegirten Brief Schillers vom November 1794.

Anmerkung des Herausgebers.

keiner denkt an das Sterben." Beſonders fatal aber war ihm das lange Leben des Biſchofs von Konſtanz. Dieſer ſollte ſeiner Meinung nach längſt fort ſein. „Aber das große Uebel bei dieſen Herren, ſagte er, iſt, daß ſie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Biſchofs, ſo würde es die Organiſation ſeines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren."

Von dem franzöſiſchen Freiheitsweſen, für welches ich mich ſo ſehr intereſſirte, war Schiller kein Freund. Die ſchönen Ausſichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die franzöſiſche Revolution lediglich für die natürliche Folge der ſchlechten franzöſiſchen Regierung, der Ueppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoraliſation des franzöſiſchen Volks, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenſchaftlicher Menſchen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoiſtiſchen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche ſich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menſchen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfaſſung einzuführen, ſei das bei weitem nicht genug. Erſtlich ſeien die Principien ſelbſt, die einer ſolchen Verfaſſung zum Grunde gelegt werden müſſen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, ſagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tiſche lag, hinwies, ſind ſie es blos noch hier; und zweitens, was die Hauptſache ſei, müſſe auch das Volk für eine ſolche Verfaſſung reif ſein, und dazu fehle noch ſehr viel, ja Alles. Daher ſei er feſt überzeugt, die franzöſiſche Republik werde eben ſo ſchnell wieder aufhören, als ſie entſtanden ſei, die republikaniſche Verfaſſung werde früher oder ſpäter in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde ſein, daß ein kräftiger Mann erſcheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beſchwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung feſt in der Hand halte, auch wenn er ſich zum unumſchränkten Herrn nicht nur von Frankreich, ſondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen ſollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während ſeiner Anweſenheit im Vaterland war die nahe bevorſtehende Entbindung ſeiner Frau. Dieſe erfolgte in Ludwigsburg zu der beſtimmten

Zeit. Sie war ſchwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an einem glücklichen Ausgang. Er ſuchte ſeine Beſorgniſſe zu verbergen, aber ſeine Angſt blickte ſichtbar aus ſeinem Betragen hervor. Am meiſten beruhigte ihn die Zuſprache meiner Frau, welche die Kreiſende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beiſtand leiſtete. Schiller hatte ſich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte ſich tief in die Nacht, aber ſie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er ſchlief noch, aber das Geräuſch erweckte ihn. Sein erſter Anblick, wie er die Augen aufgeſchlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unausſprechlich; es war die Freude des gefühlvollen edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über ſeinen erſtgebornen Sohn.

Schon während der Anweſenheit Schillers in Ludwigsburg hatten ſich daſelbſt mehrere franzöſiſche Emigranten eingefunden, und bald folgten ihnen noch mehrere. Sie fanden an dem Herzog Ludwig, deſſen Anhänglichkeit an den franzöſiſchen Hof allgemein bekannt war, einen großen Gönner, und auch der damals in Ludwigsburg privatiſierende Prinz Friederich Wilhelm bezeigte ſich ſehr wohlwollend gegen ſie. Schon deswegen gefielen ſie ſich in Ludwigsburg ſehr wohl, und weil ſie ſich zugleich in der Nähe ihres verlaſſenen Vaterlandes befanden, wohin ſie unter günſtigen Umſtänden alsbald zurückkehren konnten, ſo glaubten ſie, keinen beſſern Ort zu ihrem einſtweiligen Aufenthalt gefunden zu haben, als Ludwigsburg. Sie mietheten ſich Wohnungen, ſuchten Bekanntſchaften, beſonders unter dem Adel, beſuchten und gaben Geſellſchaften, kurz, ſie befanden ſich in jeder Beziehung ſo wohl, als es in ihrer Lage ſein konnte. Da ich der einzige Arzt in Ludwigsburg war, der franzöſiſch ſprach, ſo ward ich auch der Arzt aller Ausgewanderten. Ich hatte viel mit ihnen zu thun, und lernte ſie genau kennen. Sie hatten alle großes Vertrauen zu mir, ſprachen mit mir offen über ihre frühere und ihre gegenwärtige Lage, über die Urſachen der Revolution, ihren Ausbruch, ihr furchtbares Weiterſchreiten, und ihre Hoffnungen für die Zukunft. Ich mußte ſie wegen dieſer Offenheit achten und liebgewinnen, und was beſonders einige Familien betrifft, ſo that es mir wirklich leid, als ſie Ludwigsburg verlaſſen mußten. Dies geſchah noch unter der Regierung des Herzogs Ludwig, nachdem er von dem franzöſiſchen Gouvernement aufgefordert worden, alle franzöſiſche Ausgewanderte unverzüglich aus ſeinem Lande zu weiſen. Dieſe Weiſung erging ſogleich an die Ausgewanderten; ſie ſollten längſtens binnen drei Tagen die Stadt, und binnen acht Tagen das Land verlaſſen, nur diejenigen, die ſich als krank ausweiſen konnten, ſollten bis zu ihrer Geneſung in Ludwigsburg bleiben dürfen. Ich hatte einigen wirklich kranken Individuen darüber die erforderlichen Zeugniſſe ausgeſtellt; aber ein ſolches Zeugniß verlangte auch eine nicht lange zuvor angekommene Gräfin von mir, ohne daß ſie krank war, und dieſes Verlangen war um ſo befremdender, da ich ſie nie vorher geſprochen hatte. Indeſſen ſtellte ich ihr doch das verlangte Zeugniß aus, theils aus Mitleiden, theils weil ſie nur vierzehn Tage Aufſchub ihrer Abreiſe wünſchte, ſagte ihr aber, um nicht kompromittiert zu werden, daß ſie ſich wenigſtens zwei oder drei Tage zu Hauſe halten möchte. Sie verſprach es, aber noch am nämlichen, und auch am folgenden Tag ging ſie aus, wie ſonſt. Ich beklagte mich darüber bei einer andern Familie, mit welcher ſie täglich zuſammen kam. Die Gräfin erfuhr meine Beſchwerde bei'm Abſchied von dieſer Familie, die ihr ſelbſt den Vorwurf machte, daß es nicht ſchön von ihr ſei, mich ſo zu kompromittieren. Aber ſtatt ihr Unrecht zu bereuen, fuhr ſie nicht nur nach wie vor auszugehen fort, ſondern machte ſich vielmehr groß damit, indem ſie irgendwo ſagte, daß ſie nicht einſehe, was dieſer deutſche Arzt ſich einbilde, und wie er einer Dame von ihrem Stand gegenüber von Kompromittiertwerden ſprechen könne. Natürlich ließ ich ihr dieſe Impertinenz nicht hingehen. Ich begab mich zum Oberamtmann, und zeigte ihm an, daß die franzöſiſche Gräfin, welcher ich vor drei Tagen das ihm bewußte Zeugniß ausgeſtellt, nun wieder vollkommen geſund ſei, und ohne Anſtand abreiſen könne. Sogleich erhielt ſie von dem Oberamtmann die Weiſung zur Abreiſe, und ohne von dem unbedeutenden deutſchen Arzt Abſchied zu nehmen, ſetzte ſie ſich in ihren Wagen, und fuhr von Ludwigsburg ab.

Ganz anders benahm ſich eine andere vornehme Dame, welche ſich nebſt einigen andern Ausgewanderten, welche von mir Zeugniſſe erhielten, über die feſtgeſetzte Zeit in Ludwigsburg aufgehalten hatte, und noch da war, als den Ausgewanderten von dem damaligen franzöſiſchen Gouvernement die Rückkehr nach Frankreich erlaubt worden. Alle andern hatten ſogleich Gebrauch von dieſer Erlaubniß gemacht; nur jene Dame, welche der Zuſage des ſelbſt noch nicht ganz befeſtigten Gouvernements nicht traute, blieb in Ludwigsburg zurück, und wollte erſt hören, wie es den Zurückkehrenden in Frankreich ergangen. Aber ſie hatte indeſſen die günſtige Zeit zur Rückkehr verſäumt, und wußte nun nicht, was ſie thun ſollte. Mit thränenden Augen kam ſie zu mir, um ſich bei mir Raths zu erholen. Ich konnte ihr keinen Rath geben, doch fiel mir ein, zu verſuchen, ob der Zweck nicht durch Liſt zu erreichen ſei. Ich rieth ihr daher, ſich unmittelbar an das Direktorium, insbeſondere an den Direktor Rewbel, zu wenden, und ihrer Bittſchrift ein ärztliches Zeugniß von mir beizulegen, des Inhalts, daß ſie zu der Zeit, wo ſie nach Frankreich hätte zurückkehren ſollen, tödtlich krank geweſen, und ſich zu ihrer Erholung auf das Land begeben habe, und daß ſie in der Einſamkeit, in welcher ſie ſich dort befunden, nichts von dem den Ausgewanderten günſtigen Dekret des Direktoriums erfahren habe. Der Dame gefiel mein Vorſchlag, das Zeugniß ward von mir aufgeſetzt, mein ſchlechtes Franzöſiſches von einem franzöſiſchen Sprachmeiſter korrigiert, von mir ins Reine geſchrieben, und der Bittſchrift der Dame beigelegt. Nach Verfluß einiger Wochen erhielt ſie von Paris die Antwort, daß ihr auf den Grund des ihrer Bittſchrift beigelegten ärztlichen Zeugniſſes die Rückkehr nach Frankreich bewilligt ſei, und wenige Tage darauf reiſte die Dame von Ludwigsburg ab, nachdem ſie mir für die gelungene Liſt herzlich gedankt hatte. — Ueberhaupt machte mir es Freude, dieſen Landesflüchtigen, wo ich konnte, etwas Gutes und Angenehmes zu erweiſen, und ich that es um ſo lieber, da es Alle, außer jener übermüthigen Gräfin, dankbar erkannten. Insbeſondere muß ich dieſes von den Familien Serçeau und Boiclaireau aus der Normandie rühmen. Dieſe beiden Familien kehrten nicht in ihr Vaterland zurück, ſondern begaben ſich nach Nordamerika, kauften ſich dort Güter von dem nicht unbedeutenden Vermögen, was ſie aus Frankreich gerettet hatten, und ſo oft ſie an ihre Freunde in Ludwigsburg ſchrieben, vergaßen ſie nie, ihren Arzt in ihrem Namen grüßen zu laſſen.

Die Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen Ausgewanderten hat für mich nicht nur viel Angenehmes gehabt, ſondern ſie iſt mir auch in mancher Beziehung nützlich geweſen. Erſtlich habe ich in meinem täglichen Umgang mit ihnen mich im Franzöſiſchſprechen geübt, ſo daß ich darin immer fertiger wurde. Zweitens habe ich auch Manches zur Erweiterung meiner ärztlichen Kenntniſſe gewonnen, indem ich z. B. die Erſcheinungen der Hyſterie nie in dem Grad und in der Manchfaltigkeit ſah, wie bei einigen Franzöſinnen, ſo wie ich auch die Erfahrung gemacht habe, daß die Franzoſen in ihren Krankheiten überhaupt anders behandelt werden müſſen, als die Deutſchen, — eine Erfahrung, die ſich mir auch in der Folge in den franzöſiſchen Militär-Lazarethen auf vielfache Weiſe bewährt hat. Endlich habe ich auch gelernt, wie man mit Dienſtboten umgehen muß, wenn ſie die Anhänglichkeit an ihre Herrſchaften haben ſollen, welche ihren Dienſten erſt ihren wahren Werth giebt. Auch hier muß ich wieder der Familien Serçeau und Boiclaireau rühmlich erwähnen. Beide Familien wohnten beiſammen, und hatten zwei gemeinſchaftliche Bediente. Dieſe beiden Bedienten leiſteten mehr als vier Deutſche. Sie reinigten die Zimmer, friſierten die Damen, kleideten die Herren an, gingen mit ihren Körben am Arm auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen, kochten alle Speiſen, deckten den Tiſch, ſervierten bei'm Speiſen, reinigten nach dem Eſſen die dabei gebrauchten Geſchirre, kurz, ſie verrichteten alle männliche und weibliche Domeſtikendienſte; dafür waren ſie aber auch geachtet, wie die Glieder der Familie, ja die Herrſchaften erhielten nicht einmal Briefe aus Frankreich, aus deren Inhalt ſie ihnen ein Geheimniß machten, ſo wie ihnen auch alle franzöſiſche Zeitungen, mit welchen der Prinz Friederich Wilhelm die Ausgewanderten zu verſehen pflegte, mitgetheilt oder vorgeleſen wurden.

Schon im Jahr 1770 hatte der Herzog Karl ſeine Reſidenz beſtändig in Stuttgart gehabt; ſein Nachfolger, Herzog Ludwig, wechſelte zwiſchen Stuttgart und Ludwigsburg, dort reſidierte er in den Winter-, hier in den Sommermonaten. Dies geſchah ſchon in dem erſten Jahr ſeiner Regierung. Bei ſeinem Einzug in Ludwigsburg begleitete ihn ein großer Theil des Hofes, darunter die erſten Familien des Landes. Von den meiſten wurde ich zum Hausarzt angenommen, und auch dadurch bekam meine Exiſtenz einen bedeutenden Zuwachs von Annehmlichkeit. Ich wurde von allen auf das freundlichſte behandelt, und beſonders von der Gräflich Pücklerſchen, der Freiherrlich Schenkſchen und Senfftſchen Familie. Der Herzog hatte keinen ſeiner Leibärzte bei ſich; bedurfte er derſelben, ſo ließ er ſie von Stuttgart rufen, was, ſo viel ich mich erinnere, während ſeines erſtmaligen Aufenthalts in Ludwigsburg nie geſchah. Was mich aber mehr freute, als alles Andere, war, daß mein Freund Haug mit ihm nach Ludwigsburg kam. Er war Sekretär in dem geheimen Kabinet des Herzogs, und er und der geheime Referendar Schwab waren ſeine Hauptgehülfen bei ſeinen Regierungsgeſchäften. Alle Abende beſuchte mich Haug, und wir hatten das vergnügteſte Leben zuſammen. Gewöhnlich waren auch mein Freund Stoll und noch einige andere meiner Ludwigsburger Freunde mit von der Geſellſchaft. Haug war unſtreitig einer der witzigſten Köpfe in Würtenberg, aber wie er der gutmüthigſte Menſch war, ſo war auch ſein Witz nie beißend, und auch diejenigen, die er traf, fanden ſich nicht dadurch beleidigt. Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, die Stimmen bekannter Perſonen nachzumachen, und es war jederzeit ein Feſt für uns, wenn er es that. Für den Herzog war er ſehr eingenommen, und wenn wir behaupteten, daß er weit nicht das ſei, was ſein Vorfahr geweſen, indem ſeine Regierung eine höchſt ſchwache Regierung ſei, ſo entſchuldigte er ihn jederzeit damit, daß er in den Regierungsangelegenheiten noch nicht vollkommen orientiert ſei, dieſes aber gewiß bald kommen werde. Aber der Herzog war bereits zu alt, um ſich gehörig zu orientieren, und da auch Haug und Schwab bei allen ihren anderweitigen Verdienſten, als Stubengelehrte, die Männer nicht waren, die ihm dabei hätten behülflich ſein können, ſo war in der Hauptſache die Regierung in den Händen des Geheimenraths, welches die Geheimenräthe wohl wußten, und daher auch öfters, wenn herzogliche Reſcripte nach Stuttgart von Ludwigsburg kamen, ſagten, da ſeien wieder Reſcripte von den drei Magiſtern in Ludwigsburg. — Indeſſen ging der Sommer vorüber, der Herzog begab ſich mit ſeinem Kabinet nach Stuttgart zurück, und mit Sehnſucht ſahen wir dem nächſten Frühjahr entgegen. Das Frühjahr kam, ſchon im April auch der Herzog mit ſeinem Hof und Kabinet, und ſo kam ich denn auch wieder mit Haug zuſammen. Gleich nach ſeiner Ankunft beſuchte er mich, und meine erſte Frage war, ob ſich der Herzog während des Winters orientiert habe? Haug lachte, aber der brave Mann nahm die Parthie des Herzogs wieder, und ich ließ ihn auf ſeinem Glauben gern, und um ſo mehr, da ich dem Herzog wegen ſeines guten Willens, und ſeiner ſich in allen ſeinen Handlungen ausſprechenden Herzensgüte, ſelbſt von Herzen gut war. Nun ſah ich den Herzog von ungefähr auf einem Spazierritt, und glaubte, zu bemerken, daß er nicht ſo gut ausſehe, als im vergangenen Sommer. Ich theilte Haug dieſe Bemerkung mit, auch einigen Hofkavalieren. Aber ſie verſicherten mir, daß der Herzog während des ganzen Winters geſund geweſen, und ſich auch jetzt vollkommen wohl befinde. Nun hatte ich aber gehört, der Herzog habe ein arthritiſches Geſchwür am Fuß gehabt, welches ihm ſeine Leibärzte nicht hätten heilen wollen, weil es ihn aber am Reiten, ſeiner Hauptbewegung, gehindert habe, ſo ſei er auf der Heilung beſtanden, und habe von der Solitude, wo damals ein öſterreichiſches Regiment ſein Winterquartier hielt, den Regimentsarzt Butterweck rufen laſſen, der ihm als ein beſonders geſchickter Wundarzt empfohlen worden ſei. Butterweck nahm keinen Anſtand, zu thun, was der Herzog verlangte. Da der Herzog vollkommen geſund ſei, meinte er, ſo könne das Geſchwür ohne Bedenken geheilt werden. Er begann alſo die Heilung ſogleich, nach wenigen Wochen war ſie vollendet, und ſo geheilt kam dann der Herzog nach Ludwigsburg. Aber ſchon im Monat Mai zeigte ſich die ſchlimme Wirkung der voreiligen unzweckmäßigen Kur. An einem ſchwülen gewitterdrohenden Morgen machte der Herzog ſeinen gewöhnlichen Spazierritt, und er war noch nicht vierhundert Schritte weit von dem Schloß in der Allee hinausgeritten, als er auf dem Pferd zu wanken anfing, hinten vom Pferde heruntergleitete, und ſterbend am Boden lag. Er wurde ſogleich von zwei in der Nähe geweſenen Bürgern in das Schloß getragen, und in demſelben Augenblick nach ärztlicher Hülfe ausgeſandt. Haug ſchickte eilends einen Hofbedienten nach mir aus. Ich befand mich in der hintern Schloßgaſſe in dem von Lilienbergiſchen Hauſe, wo ich mit Schrecken den herbeieilenden Hofbedienten aus dem Fenſter ſah. „Der Herzog ſtirbt, rief er, kommen Sie doch um Gotteswillen.“ Ich eilte, was ich konnte, nach dem Schloſſe, nach dem Zimmer, wohin der Herzog gebracht worden. Aber ich fand ihn bereits todt, und alle Wiederbelebungsverſuche, die ich machen ließ, waren fruchtlos. Auf die Nachricht, den Herzog habe der Schlag getroffen, waren ſogleich von der Herzogin Eilboten nach der Solitude geſchickt, um den Regimentsarzt Butterweck zu holen. Butterweck kam, verwunderte ſich gewaltig, den Herzog ſo unerwartet und plötzlich ſterben zu ſehen, und obſchon der Herzog vor ein Paar Stunden geſtorben war, ſetzte er doch mit einer gewiſſen, dem Hofe ſehr attachierten Gräfin Namens Malchevska, die Wiederbelebungsverſuche zum großen Aergerniß der Umſtehenden fort, bis ich ihm auf eine derbe Art ſagte, daß hier nichts mehr für ihn zu thun ſei, und gut machen das Geſchehene könne er nicht mehr. Der Prinz Friederich Wilhelm war an dieſem Tage gerade in Stuttgart, aber unmittelbar auf die erhaltene Nachricht eilte er nach Ludwigsburg, und übernahm als nunmehriger Erbprinz, im Namen ſeines Vaters, des Herzogs Friederich Eugen, des Bruders und Nachfolgers des Verſtorbenen, die Regierung. Nach der Beiſetzung des Herzogs Ludwig blieb ſeine Wittwe vor der Hand in Ludwigsburg, wo ſie mich zu ihrem Arzt annahm, und auch beibehielt, nachdem ſie ihren Wittwenſitz in dem Schloſſe Winenthal genommen hatte.

Wie die Akademie in Stuttgart, wurde auch das von dem Herzog Karl geſtiftete militäriſche Waiſenhaus in Ludwigsburg, über welches mein Vater die Oberaufſicht hatte, von dem Herzog Ludwig gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung aufgehoben. Mein Vater trat wieder in ſeine früher bekleidete Hauptmannsſtelle ein, und kam in Garniſon nach Stuttgart. Natürlich veranlaßte mich dieſe Verſetzung, wieder öfter nach Stuttgart zu reiſen, und dies geſchah denn auch, ſo oft es meine Geſchäfte erlaubten, aber am ſechſten Mai, dem Geburtstag meines Vaters, war ich alle Jahre mit meiner ganzen Familie zur Feier dieſes Tages beſtimmt in Stuttgart. Zu meiner großen Freude traf ich meine Aeltern und Geſchwiſter bei dieſen Beſuchen immer geſund und zufrieden an, nur meine dritte Schweſter hatte angefangen zu kränkeln. Sie magerte ab, huſtete viel und trocken, und ich hatte alle Urſache, eine Lungenſchwindſucht bei ihr zu fürchten. Leider erfolgte dieſer Uebergang bald, und alle Mühe, welche ſich mein geſchickter Freund Blieninger, und ich ſelbſt, bei meinen jetzt viel häufigern Beſuchen, mit ihr gaben, war vergebens. Sie ſtarb in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend, und mit Jammer begleitete ich ihre Leiche.

Schon vor dem Feldzug im Jahr 1796 war mein Vater zum Stabsofficier befördert, und bei Eröffnung deſſelben zog er als Major eines Grenadier-Regiments mit den Würtenbergiſchen Truppen ins Feld. Wie er als ein noch ganz junger Mann im ſiebenjährigen Kriege ſich als einen tüchtigen Officier erwieſen hatte, ſo zeigte er ſich auch als ein bereits vier und ſechzigjähriger Mann in dem Feldzuge gegen die Franzoſen nicht minder tapfer, und nach Beendigung deſſelben wurde er zum Oberſtlieutenant befördert. Aber mein Vater war nicht blos ein tapferer Soldat, er war auch ein Mann von dem zarteſten Ehrgefühl, von der ſtrengſten Rechtlichkeit, und muthig und unerſchrocken, wenn es das Recht zu ſchützen galt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Er kommandierte als Oberſtlieutenant das Regiment Prinz Paul, als ein Lieutenant eines andern Regiments von einem Stabsofficier, welcher bei dem Herzog, dem vormaligen Prinzen Friederich Wilhelm, ſehr viel galt, in öffentlicher Geſellſchaft etwas ausſagte, was dieſem nicht zur Ehre gereichte. Auf die Beſchwerde des Stabsofficiers bei dem Herzog verfügte dieſer, ohne zuvor die Sache näher unterſucht zu haben, die Kaſſation des Lieutenants. Empört von dieſem willkührlichen Verfahren, verlangte der Lieutenant vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden; allein anſtatt ihm dieſes geradezu, wie es gerechter Weiſe hätte geſchehen ſollen, zu bewilligen, forderte der Herzog die Kommandeurs ſämmtlicher Regimenter zur Beantwortung der Frage auf, ob dem Lieutenant ſeine Bitte bewilligt werden ſolle oder nicht. Die Frage war ſo geſtellt, daß die Kommandeurs und Officiere der Regimenter, ohne ſich die Ungnade des Herzogs zuzuziehen, nicht umhin zu können glaubten, gegen den Lieutenant zu ſtimmen, und ſo fielen denn auch wirklich die Stimmen aller Regimenter gegen ihn aus, ausgenommen des Regiments, welches mein Vater kommandierte, und von welchem alle Officiere auf den Antrag meines Vaters für ihn ſtimmten. Natürlich nahm dies der Herzog ſehr ungnädig auf, und beſonders aufgebracht war er über meinen Vater, dem er die Hauptſchuld beimaß. Um jedoch allen Schein von Ungerechtigkeit zu vermeiden, bewilligte der Herzog gegen alle Erwartung dem Lieutenant das verlangte Kriegsgericht, und was noch auffallender war, er ernannte meinen Vater zum Präſidenten deſſelben. Das Kriegsgericht trat zuſammen, und das Reſultat der Berathſchlagung war, daß die Sache des Lieutenants näher unterſucht, die Kaſſation deſſelben einſtweilen aufgehoben, und erſt, wenn der Lieutenant wirklich ſchuldig befunden worden, die Kaſſation eintreten ſolle. Empört über dieſes Urtheil, ſetzte der Herzog das ganze Kriegsgericht auf die Feſtung Hohen-Aſchberg. Dies geſchah in den erſten Tagen des Decembers. Aber im Lauf des Monats hatte ſich die leidenſchaftliche Hitze des Herzogs gelegt, und wie er immer geneigt war, was er in derſelben gethan hatte, zu bereuen, und das in der Hitze begangene Unrecht wieder gut zu machen, ſo geſchah dies auch jetzt. Die Unterſuchung war günſtig für den Lieutenant ausgefallen, die Kaſſation wurde ſtillſchweigend zurückgenommen, das Kriegsgericht wurde am Ende des Monats aus der Gefangenſchaft entlaſſen, und mein Vater, der als Oberſtlieutenant auf die Feſtung geſetzt worden, wurde nicht lange nach ſeiner Rückkehr nach Stuttgart zum Oberſt befördert. Ueberhaupt hatte der Herzog von dieſer Zeit an eine ſehr günſtige Meinung von meinem Vater gefaßt, er bezeigte ſich bei jeder Gelegenheit beſonders gnädig gegen ihn, ſtellte ihn dem Kaiſer Napoleon bei deſſen Anweſenheit in Stuttgart als ſeinen älteſten, und einen ſeiner verdienteſten Officiere vor, und ſelbſt nachdem er bereits als Oberſt penſioniert war, ließ er ihm die Intendantenſtelle an der von ihm in Stuttgart geſtifteten großen Invaliden-Anſtalt anbieten, welche er auch, als einen beſondern Beweis des Zutrauens des Herzogs gegen ihn, mit Vergnügen annahm, und bis zur Verſetzung der Anſtalt nach Komburg bekleidete.

Daß ich bei den häufigern Beſuchen, welche ich ſeit dem Aufenthalt meiner Aeltern in Stuttgart daſelbſt machte, außer meinen Aeltern und Geſchwiſtern, auch meine alten Jugendfreunde beſuchte, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders aber verſäumte ich nicht leicht, die öffentliche Bibliothek zu beſuchen, weil ich gewiß war, einen meiner liebſten und vertrauteſten Jugendfreunde, den Bibliothekar Peterſen, daſelbſt anzutreffen. Blieb ich in Stuttgart über Nacht, ſo brachte ich die Abende gewöhnlich in geſchloſſener Geſellſchaft in einem Gaſthofe zu, wo ich die meiſten meiner alten Freunde beiſammen fand. Hier war beſonders Haug in ſeinem Element, nirgends zeigte ſich ſein Witz glänzender, und ein großer Theil ſeiner hundert Epigramme auf Bibus ſtammt aus dieſer Geſellſchaft her. Dieſer Bibus war Peterſen, und faſt alle Abende verlangte er ſelbſt ein Epigramm auf ſich von Haug. Dieſer war allzeit fertig dazu, und Viele machte er aus dem Stegreif, wie folgendes:

Er hat zu ſeinem Symbolon
Das Wort ſich aus der Paſſion:
   Mich dürſtet, auserſehn,
Und hält nach eigenen Proben,
Den Vers für unterſchoben:
   Laß dieſen Kelch vorübergehn.

In dieſe Geſellſchaft wurde auch **Iffland** während ſeiner Anweſenheit in Stuttgart eingeführt. Ich traf ihn nie in derſelben, ſondern ſah ihn zum erſtenmal bei **Huber**, dem Verfaſſer des rühmlich bekannten Trauerſpiels: das heimliche Gericht, und Redakteur der von **Poſſelt** begonnenen, allgemein geleſenen, hiſtoriſchen Zeitſchrift: allgemeine Weltkunde, bei einem Abendeſſen, welches er **Iffland** zu Ehren gab, und zu welchem auch **Conz** und ich von ihm eingeladen worden. Wir trafen bei **Huber** ein, als die geladene Geſellſchaft ſchon beiſammen war. Die Geſellſchaft war zahlreich, die Tafel herrlich gedeckt, die Speiſen köſtlich, es fehlte nicht an mancherlei ausgeſuchten Weinen, beſonders reichlich aber floß der Champagner, von welchem **Iffland** bekanntlich ein großer Liebhaber war. Bei Tiſch war natürlich der Hauptgegenſtand der Unterhaltung die dramatiſche Dichtkunſt und die Mimik, denn wie hätte in Gegenwart eines ſo großen Meiſters in beiden von etwas anderm mehr geſprochen werden können? Erſt am Ende des Mahles wurde die Unterhaltung allgemeiner, und unter vielem andern kamen auch die neueſten Verhandlungen bei dem Konſiſtorium zur Sprache. Sekretär bei dem Konſiſtorium war **Grüneiſen**, auch ein vormaliger Zögling der Akademie in Stuttgart, ein eben ſo witziger Kopf als **Haug**, aber noch vorzüglicher, als dieſer, in der Kunſt, Stimmen nachzumachen. **Iffland** kannte beide von dieſer Seite noch nicht, aber er ſollte nun eine Probe von ihrer Kunſt hören. Die Einleitung dazu gab die an den Sekretär **Grüneiſen** geſtellte Frage, ob ſeit einigen Tagen nichts beſonders Intereſſantes in dem Konſiſtorium verhandelt worden? **Grüneiſen** wollte anfangs von nichts wiſſen; doch beſann er ſich einige Augenblicke, und ſagte dann, Etwas ſei doch vorgekommen, einer von den Konſiſtorialräthen habe den Antrag geſtellt, ob es nicht gut wäre, den Landesherrn zu bitten, einen in Stuttgart anweſenden fremden Schauſpieler aus der Stadt zu weiſen, der Menſch ſei kein eigentlicher Schauſpieler, ſondern er habe einen Bund mit dem Teufel, vermöge deſſen er ſich in jede Perſon, welche er auf dem Theater zu ſpielen ſcheine, verwandele; es ſei hierauf zur Abſtimmung gekommen, der Antragſteller ſei mit ſeinem Antrag durchgefallen, und beſonders habe ſich der Direktor des Konſiſtoriums des verdächtigen Schauſpielers angenommen, ſo wie bei dieſer Gelegenheit des Theaters überhaupt, vorausgeſetzt, daß immer moraliſche Stücke aufgeführt werden, wie z. B. die Zauberſlöte, wo ihm beſonders Saraſtro gefalle, von dem es nur Schade ſei, daß er ein Heide und kein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſei, als welcher er ohne Anſtand zu einer Prälatur empfohlen werden könnte. — Hatte dieſes Kompliment Iffland höchlich geſchmeichelt, ſo wurde das Vergnügen des großen Mimikers noch höher dadurch geſteigert, daß Grüneiſen bei ſeiner Relation die Stimmen der Konſiſtorialräthe auf das täuſchendſte nachmachte. Iffland konnte ſich über dieſes Talent Grüneiſens nicht genug verwundern, nur ein Ohrenzeuge, ſagte er, könne an die Möglichkeit eines ſolchen Talents glauben. Dieſer Ausſpruch war die Loſung, das ganze Konſiſtorium ſprechen zu laſſen, erſt einzeln, dann zuſammen, zuletzt ſingend, indem Grüneiſen ſämmtliche Konſiſtorialräthe, um einen Freiheitsbaum herumtanzend, ein Freiheitslied ſingen ließ, wobei ſogar die einzelnen Stimmen deutlich zu unterſcheiden waren. Das Luſtigſte dabei war, daß auch einer der Konſiſtorialräthe ſich in der Geſellſchaft befand, Grüneiſen gerade gegenüber ſaß, wie die Stimmen ſeiner Kollegen, auch ſeine eigene mit Wohlgefallen hörte, aber ſich ſchlafend ſtellte, ohne dabei ſeine lächelnde Miene in die ruhige eines Schlafenden umwandeln zu können. — Nach Grüneiſen ließ Haug ſeine Kunſt hören. Iffland bewunderte ihn nicht weniger, als Grüneiſen, und als zuletzt beide, bald dieſe bald jene Stimme nachahmend, zuſammen ſprachen, ſo wollte das Beifallrufen und Lachen kein Ende nehmen. — Endlich wurde auch Iffland aufgefordert, eine Probe von ſeiner Kunſt zu geben. Er that es mit Vergnügen, und gab uns einen Dialog zwiſchen zwei Juden, einem gebildeten und einem unwiſſenden, wo der erſtere dem letztern die Geſchichte des jüdiſchen Volks erzählte. Beide ſprachen jüdiſch-deutſch, aber jeder in einem ganz verſchiedenen Dialekt, und eben ſo verſchieden war auch ihre Mimik, beſonders aber der Ausdruck des Erſtaunens, als der Unwiſſende hörte, daß die Juden einmal Könige gehabt hätten. Die Geſellſchaft blieb beiſammen bis ſpät in die Nacht, und ich darf wohl ſagen, daß ich nie in einer Geſellſchaft mehr gelacht habe, und überhaupt vergnügter geweſen bin, als in dieſer. Ich habe nachher Iffland mehrmal ſowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, ſpielen ſehen, und wie ich ihn als Schauſpieler bewundert hatte, ſo lernte ich ihn auch als Dramaturgen ſchätzen, indem ich ein paar Mal Gelegenheit hatte, ihn auch über die Kunſt ſprechen zu hören.

Ich habe oben von dem großen Intereſſe geſprochen, welches ich, ſo wie die meiſten meiner jungen Freunde, an der franzöſiſchen Revolution genommen. Allerdings hat ſich dieſes Intereſſe um vieles vermindert, ſeit ich mit Schillers Anſicht der Revolution bekannt worden. Auch hatte ich indeſſen alle Gräuel derſelben in Frankreich, und in Deutſchland alle Schreckniſſe und Abſcheulichkeiten des Revolutionskrieges genugſam erkannt. Aber ich gab deswegen die Hoffnung eines endlichen beſſern Erfolgs nicht auf. Eben ſo wenig thaten dies auch meine Freunde, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart. Bei allem Abſcheu, den wir vor den Gewaltſtreichen der Machthaber, und den Scheußlichkeiten des Volks in Paris hatten, konnten wir doch nicht umhin, die Energie der franzöſiſchen Nation, die ungeheure Kraft, die ſie entwickelte, die Tapferkeit der franzöſiſchen Heere, ihre beiſpielloſen Siege, und mehr als Alles, die Thaten des größten ihrer Helden, des Generals **Buonaparte**, zu bewundern. Wir ſprachen daher unſere Bewunderung bei allen Gelegenheiten unverholen aus, und auch mitten im Krieg ſelbſt, wo wir alles Ungemach deſſelben erfuhren, vertheidigten wir die Sache der Franzoſen, ſo gut wir konnten, und behandelten die Soldaten und die Officiere, die bei uns einquartiert wurden, oder ſonſt in nähere Berührung mit uns kamen, als unſere Freunde. So war es nicht nur in Ludwigsburg, ſo war es auch in Stuttgart, ſo war es überhaupt mehr oder weniger im ganzen Lande. Natürlich konnte dieſe Stimmung der Regierung nicht gleichgültig ſein; aber was konnte ſie dagegen thun, ſo lange die Franzoſen im Land waren? Sie mußte die Franzoſenfreunde reden laſſen, und warten, bis ſie gegen ſie thätig einſchreiten konnte. Die Gelegenheit dazu gab ſich bald. Die franzöſiſche Armee hatte das Land geräumt; aber es hielten ſich in Stuttgart einzelne Franzoſen auf, welche man für Emiſſäre hielt. Man gab genau Acht, wer von Stuttgart, von Ludwigsburg, oder ſonſt woher, mit ihnen in Verbindung getreten war, und ehe man ſichs verſah, wurden die Verdächtigen feſtgenommen, ſelbſt Nachts aus dem Bette geholt, und auf die Feſtung Hohen-Aſchberg geſetzt, ohne ihnen zu ſagen, warum. Unter den Gefangenen waren auch einige meiner Bekannten und Freunde, und weil auch ich einer von denen war, welche die Sache der Franzoſen bei jeder Gelegenheit in Schutz genommen hatten, ſo fürchtete ich, daß bei den fortdauernden Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde früher oder ſpäter auch die Reihe an mich kommen würde. Meine Frau hatte daher meine Sachen ſchon zuſammengepackt, weil ſie alle Tage fürchtete, daß ich, wie mein Freund Bunz und Andere, in der Nacht aus dem Bette geholt werden könne. Allein es handelte ſich bei dieſen Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde, wie mir der die Unterſuchung führende Miniſter von Norrmann geſagt hatte, nicht davon, daß ſie zu Gunſten der Franzoſen geſprochen, ſondern davon, daß ſie zu ihren Gunſten gehandelt hätten. Das Letztere hatte ich nie gethan; ich hatte weder einen der vermeintlichen franzöſiſchen Emiſſäre geſehen, noch viel weniger geſprochen, und eben ſo wenig hatte ich auch je einen Brief geſchrieben, der mich bei der Regierung hätte verdächtig machen können. Aber ich glaubte doch der Verſicherung des Miniſters nicht ganz, und noch weniger glaubte derſelben meine Frau. Sie packte daher den Koffer nicht wieder aus, und auch ich war noch nicht außer aller Sorge, als ich auf einmal ganz unerwartet von aller Beſorgniß befreit wurde. Ich war nämlich nach Stuttgart gereiſt, um in Schillers Maria Stuart Iffland als Graf Leiceſter ſpielen zu ſehen. Meine Aeltern waren, wie ſchon bemerkt, nicht mehr in Ludwigsburg, ſondern in Stuttgart, und ich hatte mich eben mit ihnen zu Tiſch geſetzt, als ich durch Eſtaffette von Ludwigsburg einen Brief erhielt, worin mir von dem Herzog befohlen war, mich unverzüglich auf die Feſtung Hohen-Aſchberg zu begeben, um den daſelbſt befindlichen Staatsgefangenen, gefährlich erkrankten Oberſt von Wolf zu beſuchen. Dieſem unmittelbaren Befehl des Herzogs zufolge ließ ich ſogleich einſpannen, fuhr auf dem nächſten Weg nach Hohen-Aſchberg, beſuchte den kranken Oberſt, und ehe ich ſelbſt nach Ludwigsburg gekommen war, hatte der Herzog meinen Rapport von dem Befinden des Oberſt bereits in Händen. Nach meiner Ankunft in Ludwigsburg erzählte mir meine Frau, gleich nach meiner Abreiſe nach Stuttgart ſei ein Hofbedienter gekommen, der mir hätte ſagen ſollen, daß ich auf Befehl des Herzogs mich ungeſäumt zu dem kranken Oberſt von Wolf begeben ſoll, ſie hätte dem Bedienten geſagt, daß ich nach Stuttgart gereiſt ſei, und vor Nacht nicht zurückkommen werde, wenn daher die Sache Eile habe, möge der Herzog einen andern Arzt zu dem Oberſt von Wolf abſchicken. Der Hofbediente meldete dies, der Herzog wurde davon in Kenntniß geſetzt, aber ſtatt einen andern Arzt nach Hohen-Aſchberg zu ſchicken, befahl er, mich durch Eſtaffette dahin zu beordern, mit dem Beiſatz, daß, wenn er einen andern Arzt, als mich, hätte haben wollen, er ihn ſchon zu finden gewußt hätte. So wurde ich nun, ſtatt als Staatsgefangener auf die Feſtung geſetzt zu werden, Arzt der Staatsgefangenen, denn ſo oft ein ſolcher erkrankte, mußte ich auf Befehl des Herzogs von der Feſtungs-Kommandantſchaft zu demſelben gerufen werden.

Nicht lange nach dieſem Vorgang erhielt ich ganz unerwartet einen für mich und meine Frau gleich erfreulichen Beſuch von einer Dame, welche ich während der Anweſenheit meines Freundes Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt hatte. Es war die Frau Geheimeräthin von Wolzogen, die Gemahlin eines andern lieben Jugendfreundes von mir, deren ich ſchon früher als einer Frau von Beulwiz erwähnt habe. Sie war begleitet von ihrem einzigen Sohn, einem Knaben von ungefähr ſechs Jahren, deſſen Hofmeiſter, und einer Kammerjungfer. Ihr Beſuch bei uns ſollte einen vollen Monat dauern, und um uns gegenſeitig nicht zu genieren, wurde ausgemacht, daß wir nur des Mittags bei Tiſch, und Abends bei'm Thee und Abendeſſen zuſammenkommen wollten, Vormittags aber jedes ſeinen Geſchäften nachgehen ſollte. Dieſes Geſetz wurde auf das pünktlichſte befolgt, ja ſeine Befolgung ſogar übertrieben, indem beide Frauen, wenn ſie Vormittags ſich zufällig begegneten, ſich nicht einmal begrüßten, ſondern als ſähen ſie ſich nicht, an einander vorübergingen. Die Verfaſſerin des ſchönen und geiſtreichen Romans: Agnes von Lilien, ſchrieb jetzt gerade an ihrem neuen Roman: Walter, und widmete demſelben den größten Theil ihrer Vormittagsſtunden, während meine Frau ihre Hausgeſchäfte beſorgte. Mittags bei Tiſch kamen wir zuſammen, Nachmittags machten wir unſere Spaziergänge, beſahen dieſes oder jenes, machten da und dort Beſuche, und am Abend bei'm Thee war unſer gewöhnlicher Geſellſchafter Diakonus Conz, welcher die Frau von Wolzogen ſchon früher kennen gelernt hatte. Aus der litterariſchen Welt, in welcher Conz ganz lebte, hatte er jederzeit etwas zu referieren, wovon er glaubte, daß es intereſſant ſein würde. So unterhielt er uns unter anderem auch einmal mit dem Roman: Der gehörnte Siegfried, wobei auch ſeine Frau zugegen war. Sie ſaß der Frau von Wolzogen gerade gegenüber, die ſich während des ganzen Referats des Lachens nicht enthalten konnte. Conz, in der Meinung, dieſes Lachen gelte dem gehörnten Siegfried, fuhr um ſo eifriger in ſeinem Referat fort. Aber Frau von Wolzogen lachte nicht über den gehörnten Siegfried, ſondern über die Balggeſchwulſt an der Stirne der ihr gegenüber ſitzenden Frau, welche ihr wie ein eben hervorſproſſendes Horn vorkam.

Solche Späße kamen faſt alle Abende vor; aber noch öfter war unſere Unterhaltung ernſthafter Art, und weit der häufigſte Gegenſtand derſelben war Schiller und ſeine Familie. Ich wollte Alles, was ihr bekannt war, auf das genaueſte wiſſen, und insbeſondere intereſſirte mich ſein Verhältniß mit Göthe, mit welchem er jetzt viel näher zuſammen gekommen war, als früher. Sie gab mir über Alles die befriedigendſte Auskunft, ſagte mir aber auch, wie ſehr ſich Schiller für mich intereſſire, wie oft er von mir ſpreche, wie oft er ſeines im Jahr 1793 gemachten Beſuchs in Ludwigsburg gedenke, und wie ſehr er wünſche, daß ich dem Rath, den er mir damals gegeben, mich um ein Profeſſorat auf einer Univerſität zu bewerben, bald möglichſt folgen möge. Er glaubte, daß ich mein Augenmerk vorzüglich auf Jena richten ſolle, nicht allein weil ich da wieder mit ihm zuſammen käme, ſondern auch weil ich, wenn mir das Univerſitätsleben nicht mehr gefallen ſollte, nach dem Tod des Hofraths Starke leicht herzoglicher Leibarzt in Weimar werden könnte. Ich hatte die Gründe, aus welchen er mir dieſen Rath gab, wohl überlegt, ich mußte ihnen meinen Beifall geben, und hatte mich auch von jener Zeit an wieder mehr mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigt; allein ich war meines praktiſchen Lebens bereits zu gewohnt geworden, als daß ich mich ſo leicht davon hätte losreißen können. Es mußten noch mehrere Motive zuſammen kommen, um mich zu dieſem Schritt zu beſtimmen, und dieſe Motive fanden ſich wirklich.

Ich habe ſchon erwähnt, daß mein Verhältniß zu dem Prinzen Friederich Wilhelm nach der Blattern-Impfgeſchichte ſich um vieles beſſer geſtaltet hat, als es früher war. Ich ſah ihn oft als damaligen Erbprinzen*) in dem von Mauclerſchen Hauſe, und wie er ſich als Erbprinz immer gnädig gegen mich bezeigt hatte, ſo that er dies auch als regierender Herr**). Auch war ich gewiß, daß er von mir auch als Arzt eine günſtige Meinung habe. Außer den guten Dienſten, welche ich der von Mauclerſchen Familie geleiſtet hatte, und von welchen er ſelbſt Zeuge war, ſchien ich mich ihm vorzüglich durch eine Kur empfohlen zu haben, die ich an dem Schloßkaſtellan Burniz in Ludwigsburg gemacht hatte, welcher an einer ſchon weit fortgeſchrittenen Luftröhrenſchwindſucht litt. Die Aerzte, welche den Kaſtellan behandelten, zweifelten an ſeiner Rettung, die Beſorgniſſe der Aerzte verbreiteten ſich am Hof, bald theilte ſie auch der Herzog, und dieſer hatte bereits ſeine Stelle einem andern zugeſagt, als er erfuhr, es gehe mit dem Befinden des Kaſtellans wieder ſo gut, daß an ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung kein Zweifel mehr ſei, welche auch wirklich bald darauf erfolgte. Es iſt möglich, daß dem Herzog beigebracht worden, der Kaſtellan habe ſeine Heilung vielmehr ſeiner guten Konſtitution, als meiner Kunſt, zu danken, und was meiner Vermuthung einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gab, war, daß ich bei der bald darauf erfolgten Krankheit des Grafen von Zeppelin, ſeines Jugendfreundes und Lieblings, nicht beigezogen wurde. Der Arzt, der ihn behandelte, war Hopfengärtner, zwar der würdige Sohn ſeines großen Vaters, aber doch ein viel jüngerer Arzt, als ich. Der Graf lag an einem typhöſen Fieber darnieder, das anfangs nicht bedenklich ſchien, und Hopfengärtner behandelte ihn allein; erſt als die Krankheit gefährlicher geworden, wurden noch andere Aerzte beigezogen, unter denen ich nicht war, obgleich die Gemahlin des Herzogs auch meinen Beirath wünſchte, aber mit den Worten von ihm abgewieſen wurde, der Kranke ſei verloren, er habe der Aerzte genug, und noch einen beizuziehen wäre überflüſſig. — Ich kann nicht läugnen, daß mich dieſe Hintanſetzung verdroß. Bei der günſtigen Meinung, welche der Herzog als Arzt von mir zu haben ſchien, war es natürlich, daß mir der Gedanke oft kam, ich könnte früher oder ſpäter Leibarzt des Herzogs werden, und was mich noch mehr bewog, dieſem Gedanken Raum zu geben, war, daß ich in der Folge öfters auf Befehl des Churfürſten*) Kranke aus ſeiner Umgebung mit behandeln mußte, wie z. B. die damalige Verwalterin auf ſeiner Meierei in Ludwigsburg, die an der Waſſerſucht litt, und an deren Wiederherſtellung dem Churfürſten ſehr viel gelegen war. Die Verwalterin war eine ledige Weibsperſonen, ſchon ziemlich bei Jahren, und die Aerzte, die ſie behandelten, waren die Leibärzte des Churfürſten Düvernoy und Hardegg. Die Meierei ſtand unter der Oberaufſicht des Garten-Intendanten, Hofraths Döring, deſſen Hausarzt ich war. Als ich ihn zufällig beſuchte, hatte er eben aus Stuttgart ein Schreiben des Churfürſten erhalten, in welchem ihm befohlen war, daß er mich unverzüglich auffordern ſolle, mich zu der kranken Meiereiverwalterin zu begeben, ſie gemeinſchaftlich mit den zwei andern Aerzten zu behandeln, und ihm offen zu ſagen, was ich von ihrem Zuſtand halte. Ich beſuchte die Kranke ſogleich, wollte aber für mich allein nichts vernehmen, und erſt am folgenden Morgen kam ich mit den zwei genannten Aerzten zuſammen. Ich erklärte die Kranke für unheilbar, die andern Aerzte erklärten daſſelbe, wie ſie aber hörten, mein Urtheil ſolle von dem Hofrath Döring dem Churfürſten, wie ich es ausgeſprochen, berichtet werden, ſagten ſie, der Churfürſt wiſſe noch gar nichts von Gefahr, er hoffe noch immer das beſte, und man müſſe ihm die Gefahr erſt von ferne zeigen. Damit könne ich nicht übereinſtimmen, erwiederte ich, der Churfürſt verlange, daß ich mein Urtheil geradezu ausſprechen ſoll, das müſſe und werde ich auch thun. Der Bericht des Hofraths war an den Churfürſten abgegangen, unſere gemeinſchaftliche Behandlung der Kranken hatte begonnen, und es waren kaum zehn Tage vorüber, ſo ging es auffallend mit ihr beſſer, ja die Beſſerung ſchritt dergeſtalt vorwärts, daß, wie der Churfürſt ein Paar Wochen darauf nach Ludwigsburg kam, und die Meierei beſuchte, die Verwalterin ihm bei'm Eintritt in das Haus, dem Anſehen nach völlig geheilt, entgegen kam. Der Churfürſt, erfreut darüber, ſagte ihr ſcherzend, daß er, wenn er das nächſte Mal wiederkomme, mit ihr tanzen werde. Theils zu ihrer Pflege, theils zur einſtweiligen Beſorgung ihrer Geſchäfte, hatte die Verwalterin ihre Schweſter kommen laſſen. Der Churfürſt fand in der Meierei Alles in der beſten Ordnung. Er ſpeiſte daſelbſt mit dem Oberſtallmeiſter von Dillen zu Mittag, bezeigte gegen dieſen ſeine Freude über das Beſſerbefinden der Verwalterin, bemerkte aber, daß er demſelben doch nicht ganz traue, da ich ſo beſtimmt erklärt hätte, ſie werde nicht davon kommen, und befahl dem Oberſtallmeiſter, auf den Fall ihres Todes ihre Schweſter, mit welcher er ganz zufrieden ſei, vorläufig in Pflicht zu nehmen. Die Verpflichtung wurde vorgenommen, die geneſene Verwalterin blieb ein Paar Wochen lang anſcheinend ganz geſund, die Waſſerſucht hatte ſich völlig verloren; aber auf einmal traf ſie der Schlag, nach zwei Tagen ſtarb ſie, und meine Prognoſe war gerechtfertigt.

---

*) Er wurde Erbprinz im Jahr 1795, wo ſein Vater Friederich Eugen die Regierung angetreten hatte.

**) Er trat die Regierung als Friederich der Zweite in dem Jahr 1797 an.

---

*) Der Herzog wurde Churfürſt im Jahr 1801.

Es konnte nicht fehlen, dieſes Eintreffen der Prognoſe mußte den Churfürſten in ſeiner guten Meinung von mir um ſo mehr beſtärken, da er an dieſelbe ſchon vor ihrem Eintreffen geglaubt hatte. Aber bei der Beſetzung einer bald hierauf erledigten Leibarztſtelle war von mir keine Rede. Die erledigte Stelle erhielt Hopfengärtner, und als weiterhin wieder einer der Leibärzte ſtarb, rief er mich wieder nicht, ſondern den Sohn des früher verſtorbenen Leibarzts Jäger. Daß der Churfürſt den Sohn Hopfengärtners zum Leibarzt gewählt, iſt leicht erklärlich, da der Vater bei der ganzen fürſtlichen Familie in einem Anſehen geſtanden, in welchem vielleicht nie ein fürſtlicher Leibarzt geſtanden hat, und auch bei Jäger mag das Verdienſt ſeines Vaters um die fürſtliche Familie den Churfürſten bei ſeiner Wahl vorzüglich beſtimmt haben; genug, der Churfürſt dachte nicht daran, mich zu ſeinem Leibarzt zu berufen. Ich blieb, wie zuvor, Phyſikus, und obſchon jene Hintanſetzung an ſich mich nicht ſonderlich ſchmerzte, denn ich wußte zu wohl, was es für eine mißliche Stellung iſt, Leibarzt eines Fürſten zu ſein, und zumal eines Fürſten, wie der Churfürſt, ſo gab es doch keinen Weg für mich weiter zu kommen, als die Berufung zu einer Leibarztſtelle. Ich hatte zwar als erſter Phyſikus in Ludwigsburg über nichts zu klagen, ich hatte eine bedeutende Praxis, ich war beliebt bei'm Publikum, in allen Familien, deren Hausarzt ich war, war ich auch Hausfreund, kurz, ich hatte alle Urſache, mit meiner Lage zufrieden zu ſein. Aber ich war bereits drei und vierzig Jahre alt, ich war einige Male krank geworden, ich hatte ein typhöſes Fieber überſtanden, von welchem ich mich erſt nach mehreren Wochen vollkommen erholte, ich mußte an die Herannäherung der Zeit denken, wo ich die Beſchwerden des praktiſchen Lebens nicht mehr, wie in meinen jüngern Jahren, würde aushalten können, und nichts war daher natürlicher, als daß ich mich an den Rath Schillers erinnerte, mein Phyſikat mit einem Profeſſorat auf einer Univerſität zu vertauſchen, und den Entſchluß faßte, bei der nächſten ſich darbietenden Gelegenheit ſeinem Rath zu folgen.

Nun iſt es freilich eine mißliche Sache, ſich um ein Profeſſorat auf einer Univerſität zu melden. Vokationen gelangen gewöhnlich nur an ſchon auf andern Univerſitäten angeſtellte Profeſſoren, ſehr ſelten an praktiſche Aerzte, es ſei denn, daß ſie ſich auch als Schriftſteller einen bedeutenden Grad von Celebrität erworben haben. Dies war nicht der Fall bei mir. Ich hatte zwar ſchon Verſchiedenes geſchrieben, aber nichts, was mir einen großen Ruf hätte verſchaffen können. Ueberdieß hatte ich mich bereits als einen Anhänger des Brownianismus bekannt gemacht, und wenn dies wahrſcheinlich ein Hauptgrund war, warum der Churfürſt mich nicht zu ſeinem Leibarzt berief, ſo mußte es auch meine Vokation an eine Univerſität erſchweren, da ſich nur die wenigſten Profeſſoren auf unſern deutſchen Univerſitäten zu dieſer neuen Lehre bekannt hatten, oder vielmehr entſchiedene Widerſacher derſelben waren. — Indeſſen eröffnete ſich mir ganz unerwartet eine Ausſicht zu einem Profeſſorat, und zwar auf einer der erſten Univerſitäten Deutſchlands. Durch meine Freunde in Stuttgart war ich nämlich mit dem daſelbſt wohnenden und ſchon oben genannten Legationsrath Huber bekannt geworden. Ich lernte den an Geiſt und Herz gleich trefflichen Mann bald näher kennen, und ſo auch ſeine geiſtreiche, vielſeitig gebildete Frau. Wir kamen öfters in Stuttgart und in Ludwigsburg zuſammen, es knüpfte ſich ein engerer Freundſchaftsbund unter uns, und bald wurde ich ſo vertraut mit dem braven Mann, daß ich kein Geheimniß mehr vor ihm hatte. So ſprach ich denn unverhohlen auch meinen Wunſch gegen ihn aus, Profeſſor auf einer Univerſität zu werden, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu finden würde. Ich dachte nicht daran, als ich über die Sache mit ihm ſprach, daß ſeine Frau eine Tochter des berühmten einflußreichen Hofraths und Profeſſors in Göttingen ſei; aber er faßte das zu ihm geſprochene Wort auf, und ohne ſich irgend darüber zu äußern, noch viel weniger ſich mir zum Mittler anzubieten, und deshalb an ſeinen Schwiegervater ſchreiben zu wollen, las er einige Wochen ſpäter mir einen Brief von demſelben vor, des Inhalts, es ſei eben ein mediciniſches Profeſſorat in Göttingen erledigt worden, und er ſolle mich fragen, ob ich nicht Luſt zu demſelben hätte. Da die erledigte Stelle, — es war dieſelbe, welche nachher Himly erhielt, — gerade für mich paßte, ſo erklärte ich mich bereit zur Annahme derſelben, nur bemerkte ich, daß ich als ein erklärter Brownianer von der mediciniſchen Fakultät wahrſcheinlich verhorreſciert werden würde. Ich konnte dies mit Recht fürchten, da ich wußte, daß wenigſtens die Mehrzahl der Profeſſoren der Medicin daſelbſt aus altgläubigen Aerzten beſtehe, welche es nicht zugeben würden, daß ein Brownianer in die Fakultät eintrete. Was ich gefürchtet hatte, geſchah. Ich wurde wirklich verhorreſciert, wenigſtens erhielt Huber keinen Brief mehr wegen meiner von ſeinem Schwiegervater, und begreiflich that auch ich von meiner Seite keinen Schritt weiter.

So war es alſo mit Göttingen nichts, Himly kam an die erledigte Stelle. Allein nun erhielt ich einen Brief von Schiller, der mir ſchrieb, es ſei ein Profeſſorat in Jena offen, das ganz für mich paſſe, auch habe er bereits da und dort Schritte für mich gethan, Loder und noch mehrere Profeſſoren ſeien mir günſtig, auch Göthe und Wolzogen ſeien für mich geſtimmt, und ich ſollte mich nur bereit halten, denn meine Berufung werde nächſtens folgen. Der Ruf erfolgte nicht, es waren die Herbſtferien eingetreten, da erhielt ich unvermuthet einen Beſuch von meinem Landsmann Paulus. Dieſer verhehlte mir nicht, daß er von der Univerſitäts-Kuratel in Jena beauftragt ſei, ſich zu erkundigen, ob ich wohl der Mann ſei, der die offene Stelle an der Univerſität ausfüllen werde. Er werde nun, fuhr er fort, an die Kuratel ſchreiben, doch rathe er mir nicht zur Annahme der Stelle, Jena ſei nicht mehr, was es früher geweſen, er ſelbſt ſei geſonnen, Jena zu verlaſſen, eben ſo auch Schelling, und noch einige andere Profeſſoren, dagegen rathe er mir, mich um ein Profeſſorat in Würzburg zu bewerben, was auch ſeine und Schellings Abſicht ſei, und was ich um ſo gewiſſer mit Erfolg thun könne, da der Kurator der dortigen Univerſität mein Jugendfreund, der Graf von Thurheim ſei. Der Vorſchlag leuchtete mir ein, und ich war um ſo geneigter, ihn zu befolgen, da mir Hardegg, der ein volles Jahr in Würzburg ſtudiert hatte, die trefflichen Anſtalten für die Medicin daſelbſt ſo oft geſchildert hatte. Ueberdieß kam auch bald nach Paulus Schelling zu mir, der mir den nämlichen Rath gab. Seine Vorſtellungen brachten meinen Entſchluß zur Reiſe, und als ich eben im Begriff war, an den Grafen von Thurheim zu ſchreiben, erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich fragte, ob ich nicht Luſt zu einem

Profeſſorat in Würzburg hätte? Ich beantwortete die Frage ungeſäumt mit Ja, und einige Wochen darauf erhielt ich meine Berufung dahin. Natürlich wurde **Schiller** hiervon ſogleich benachrichtigt. Er konnte mir nicht übel nehmen, daß ich ein Profeſſorat in Würzburg einem in Jena vorgezogen, er billigte es vielmehr, obſchon es ihm, wie mir, ſehr leid that, daß das Schickſal nicht gewollt, daß wir wieder zuſammen kämen. Da ich den Ruf nach Jena noch nicht erhalten hatte, ſo brauchte ich ihn auch nicht abzulehnen. Die Sache blieb alſo auf ſich beruhen, und ich hatte nun nichts zu thun, als meine Entlaſſung aus den Würtenbergſchen Dienſten bei meinem Landesherrn nachzuſuchen. Die Entlaſſung wurde mir ungern von dem Churfürſten bewilligt, und auch mir fiel es ſchwer, mein Vaterland, meine Familie, und ſo viele Freunde, die ich mir als Arzt, und ich glaube, auch als Menſch erworben hatte, zu verlaſſen. Auch ihnen fiel meine Entfernung aus ihrer Mitte ſchwer. Wie ich von ihnen, nahmen ſie auch von mir Abſchied mit Wehmuth, und am Vorabend meiner Abreiſe gaben ſie mir noch ein Abſchiedsmahl in einem Gaſthof, von welchem auch die vornehmſten Perſonen der Stadt ſich nicht ausſchloſſen.

Drittes Buch.

Am dreißigſten Oktober 1803 reiſte ich von Ludwigsburg ab, begleitet von meiner Frau, welche in der Abſicht mit mir reiſte, die mir angewieſene freie Wohnung in Würzburg anzuſehen, und zur Einrichtung derſelben die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Schon am frühen Morgen fuhren wir von Ludwigsburg ab, um bald nach Heilbronn zu kommen, wo wir Mittag halten, und ich noch ein Paar Stunden mit meinem Freund Gmelin zubringen wollte. Wir kamen zur rechten Zeit an, ſtiegen im Gaſthof zur Sonne ab, und ich begab mich mit meiner Frau noch vor Tiſch zu Gmelin. Er empfing uns auf das freundlichſte, eben ſo ſeine Frau. Gmelin und ich hatten viel mit einander zu ſprechen. Er freute ſich meiner neuen Laufbahn, wünſchte mir herzlich Glück zu derſelben, und mit Wehmuth ſchieden wir von einander. Gleich nach Tiſch fuhren wir von Heilbronn weg, um noch bei guter Zeit nach Neuſtadt an der großen Linde zu kommen, wo wir übernachten wollten. Der Oberamtmann in Neuſtadt Gol und ſeine Frau, eine Tochter des Bürgermeiſters und meines Freundes Bunz in Ludwigsburg, hatten uns eingeladen, das Nachtquartier bei ihnen zu nehmen, und unſere freundſchaftlichen Verhältniſſe mit der Familie hatten uns bewogen, die Einladung anzunehmen. Als wir in Neuſtadt ankamen, war es bereits Abend geworden. Alles war zu unſerer Nachtherberge bereitet, und bei dem Abendeſſen unterhielten wir uns auf das angenehmſte mit unſern Freunden. Da wir am andern Morgen früh wieder abreiſen wollten, ſo begaben wir uns bald zu Bette. Aber ich war noch nicht eingeſchlafen, ſo kam ein Eilbote von Ludwigsburg an, der mir einen gleich nach meiner Abreiſe daſelbſt eingetroffenen Brief von dem Grafen von Thurheim überbrachte, aus welchem ich vernahm, daß das mir zugedachte Logis in Würzburg noch nicht geräumt ſei, und daß ich mich einſtweilen in einem Gaſthof werde einquartieren müſſen. Solchemnach hatte nun die Mitreiſe meiner Frau keinen Zweck mehr, und es iſt leicht zu erachten, daß ſie dieſes Hinderniß für ein böſes Omen hielt. Nur mit ſchwerem Herzen konnte ſie ihr Vaterland verlaſſen, und dieſer Umſtand war keineswegs geeignet, ihr die Ausſicht, in einem fremden Lande zu leben, erfreulich zu machen. Indeſſen beruhigte ſie ſich, weil ſie mich heiter ſah, und wie hätte ich auch über jene Nachricht verdrießlich ſein ſollen, da ich wußte, daß mein Freund Thurheim mir meinen künftigen Aufenthalt in Würzburg auf alle Weiſe angenehm zu machen ſuchen würde. Es wurde alſo ausgemacht, daß meine Frau wieder nach Ludwigsburg zurückreiſen, und ich meine Reiſe nach Ludwigsburg allein fortſetzen ſollte. Wir fuhren zu gleicher Zeit von Neuſtadt ab, ſie zurück nach Ludwigsburg, ich vorwärts nach Würzburg. In Mergentheim wollte ich mein Nachtquartier nehmen, und ich kam daſelbſt früh genug an, um noch das ſchöne Schloß und den ſchönen Garten des Deutſchmeiſters, ſo wie das Städtchen ſelbſt, zu beſehen.

Auf dem Wege von Mergentheim nach Würzburg hielt ich Mittag in dem Dorf Großrinderfeld, wo ich zwei Studenten von Würzburg antraf, welche eben im Begriff waren, dahin zurückzukehren. Das Wetter war ſtürmiſch und regneriſch, und weil ich ganz allein war, ſo bot ich den Studenten Platz in meinem Wagen an. Sie nahmen das Anerbieten an, und weil mich nichts mehr intereſſierte, als etwas von Würzburg zu hören, ſo leitete ich als bald darauf das Geſpräch. Die Studenten waren Juriſten, und konnten mir daher weniger über die mediciniſche Fakultät ſagen. Sie ſprachen über den Zuſtand der Univerſität blos im Allgemeinen, ſagten mir, daß die baieriſche Regierung große Veränderungen mit derſelben vorhabe, daß ſie dieſelbe zu einer der erſten Univerſitäten Deutſchlands erheben wolle, daß auch eine Fakultät für die proteſtantiſche Religion errichtet werden ſolle, und daß bereits mehrere Gelehrte aus dem Ausland berufen worden ſeien. Als ſolche nannten ſie Hufeland für die juridiſche, Paulus für die theologiſche, und Schelling für die philoſophiſche Fakultät. Auch für die mediciniſche Fakultät, fuhren ſie fort, ſei ein Ausländer gerufen worden, aber ſie wiſſen nicht, woher, und wie er heiße. Begreiflich ſagte ich ihnen nicht, daß ich dieſer Ausländer ſei, und ſie ahneten auch nicht, daß ich einer von den berufenen fremden Profeſſoren ſei. So kam ich, von ihnen unerkannt, Abends in Würzburg an, und als ich ſie bei'm Abſchied fragte, in welchem Gaſthof ſie mir abzuſteigen riethen, nannten ſie mir den Gaſthof zum Kleebaum, und ich folgte ihrem Rath um ſo lieber, da mir auch der Poſtillon dieſen Gaſthof vor andern empfohlen hatte.

So ſtieg ich alſo in dem Gaſthof zum Kleebaum ab, und ließ mir, um ungeſtört arbeiten zu können, ein nach dem Hof gelegenes Zimmer anweiſen, in welchem ich mich ganz wohl befand. Gewöhnlich ſpeiſte ich an der table d'hôte, und machte da allerlei intereſſante Bekanntſchaften, namentlich mit zwei Brüdern von Zobel, beide geiſtlichen Standes, aber ſehr verſchieden von einander, der eine ein feiner, eleganter Mann, der andere ohne Façon und ein großer Eſſer. Das Eſſen im Gaſthof war gut, noch beſſer der Wein, doch war er mir, da ich den ſchwächern Neckarwein gewohnt war, zu ſtark, und ich durfte daher nur wenig trinken. Eben ſo ging es mir auch mit dem geſalzenen Weizenbrod, da ich das ungeſalzene Dinkelbrod gewöhnt war. Uebrigens dauerte mein Aufenthalt in dem Gaſthof nicht lange. Das adelige Seminarium, in welchem ich die mir zugedachte freie Wohnung erhalten ſollte, war aufgehoben, das Haus wurde geräumt, die Einrichtung deſſelben für mich, Paulus und Schelling war angeordnet, und die Anordnung bald ſo weit vollzogen, daß wir unſere Wohnungen beziehen konnten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Würzburg Beſuche bei den Profeſſoren machte, mit welchen ich in der Folge zuſammen leben ſollte. Außer Siebold, dem Vater, kannte ich keinen, weder ſeine zwei Söhne, von welchem der ältere Profeſſor der Chirurgie, der jüngere Profeſſor der Geburtshülfe war, noch einen andern der Profeſſoren von der Fakultät. Den alten Siebold beſuchte ich zuerſt. Mit Vergnügen erinnerte er ſich unſerer frühern Bekanntſchaft, freute ſich, daß wir nunmehr Kollegen ſeien, und ſeine erſte Frage an mich war, ob ich die vielen Stelzfüße geſehen hätte, die in Würzburg zu ſehen ſeien, zum Beweis, wie ſehr die Chirurgie in Würzburg blühe. Wie von Siebold wurde ich auch von ſeinen beiden Söhnen, wie überhaupt von allen Profeſſoren der Fakultät, Döllinger, Pickel, Heilmann und Thomann freundlich empfangen, nur der letztere ſchien etwas verlegen, ohne Zweifel, weil er der einzige war, der an mir einen Rival vermuthen konnte.

Bald nach mir waren auch Paulus und Schelling in Würzburg angekommen, und ihre Ankunft war mir um ſo erwünſchter, da ich, ungeachtet der Freundſchaftsverſicherungen meiner Kollegen, doch im Grunde noch Niemand in Würzburg hatte, an den ich mich mit Vertrauen hätte anſchließen können, als dieſe Landsleute. Sie ſind Würtenberger, und die Würtenberger mögen in der Welt zuſammen kommen, wo ſie wollen, ſo begegnen ſie ſich als Freunde, und halten als ſolche zuſammen, und meiſtens feſter, als in dem Vaterland ſelbſt.

Da der Graf von Thurheim bei meiner Ankunft in Würzburg ſich eben mit ſeiner Familie in Bamberg befand, wo er wegen Geſchäften länger verweilen mußte, ſo wollte ich nicht ſäumen, ihn dort zu beſuchen, und ich war eben im Begriff, dahin zu reiſen, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er mich einlud, ungeſäumt nach Bamberg zu kommen und Schelling mitzubringen, weil er über die vorzunehmenden Einrichtungen der Univerſität ſich mit uns zu beſprechen wünſchte. Eine lange Reihe von Jahren war verfloſſen, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen hatte, aber ſeine Geſinnungen gegen mich waren unverändert dieſelben geblieben, deren ich mich, als ſein Mitzögling in der Akademie zu Stuttgart zu erfreuen gehabt hatte. Er empfing mich als ſeinen alten Jugendfreund, und eben ſo freundlich empfing mich auch ſeine Gemahlin. Sie benahm ſich gegen mich, als ob ſie mich ſchon längſt gekannt hätte. Das Wohlwollen des Grafen gegen mich war auch auf ſie übergegangen, und gleich bei'm Eintritt in ihr Zimmer ſagte ſie mir, daß auch ſie mich ſehr gern in Würzburg ſehe, indem ſie mich längſt als einen der geliebteſten Freunde ihres Gemahls kenne, wie denn auch ſein erſtes Wort nach der Uebernahme der Univerſitäts-Kuratel geweſen ſei, nun müſſe auch ſein alter Jugendfreund nach Würzburg berufen werden.

Schon vor meinem Beſuch in Bamberg hatte ich erfahren, daß der Graf von Thurheim den Plan habe, die Univerſität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen; allein es war noch nichts verlautet, ob die Regierung den Plan genehmigt habe oder nicht. Schelling war ſehr dafür, ich, eben ſo fremd in Würzburg, als in Bamberg, konnte darüber nicht urtheilen. Indeſſen hatte mir Schelling die Sache ſo plauſibel vorgeſtellt, und mich insbeſondere auf das vortreffliche allgemeine Krankenhaus in Bamberg, welchem das Julius-Spital in Würzburg in jeder Beziehung weit nachſtehe, aufmerkſam gemacht. Aber wie wir nach Bamberg kamen, war die Sache bereits entſchieden, die Verlegung der Univerſität nach Bamberg war von der Regierung verworfen worden, die Univerſität ſollte einmal für allemal in Würzburg, wo ſie fundiert ſei, bleiben, und es kam nun blos darauf an, wie die von der Regierung beſchloſſenen neuen Einrichtungen bei der Univerſität auf das zweckmäßigſte auszuführen ſeien. Im Allgemeinen war der Plan zu denſelben von der Regierung vorgezeichnet, der Graf von Thurheim hatte blos die Details zu beſorgen, und dazu ſollten Schelling und ich mitwirken. So unerfahren in Univerſitätsangelegenheiten, wie ich damals noch war, konnte ich wenig dabei thun, dagegen fand ſich der ungleich erfahrenere Schelling ganz an ſeinem Platz, und es iſt unläugbar, daß ihm auch in dieſer Beziehung die Univerſität ſehr viel zu danken gehabt hat.

Unſer Aufenthalt in Bamberg dauerte zwei Tage, und wir waren täglich bei dem Grafen von Thurheim zu Tiſch. Schon am erſten Tag war Marcus eingeladen, und ich war ſehr erfreut, den Mann, zu deſſen Ruhm mir Schelling ſo vieles geſagt hatte, perſönlich kennen zu lernen. Ich fand Alles wahr, was Schelling geſagt hatte, einen Mann von Geiſt, von großem praktiſchen Talent, und einen ſehr angenehmen Geſellſchafter. Ich beſuchte mit ihm das Krankenhaus, deſſen Einrichtung ganz ſein Werk war, und ich mußte geſtehen, daß das Julius-Spital in Würzburg weit hinter ihm zurückſtehe. Weniger, als das Krankenhaus ſelbſt, gefiel mir ſein Verfahren am Krankenbette, und beſonders ſein Krankenexamen, welches er gemeinſchaftlich mit dem Medicinalrath Kilian, der kürzlich von Jena nach Bamberg berufen worden, vornahm. Es kam mir viel zu umſtändlich vor, und bei aller Umſtändlichkeit führte es doch zu keinem um ſo ſichereren Reſultat. Zum Beweis will ich nur ein einziges Beiſpiel anführen. Es war ein Landsmann von mir, welcher eben erſt in das Krankenhaus war aufgenommen worden, ein geborener Würtenberger, mit welchem das gemeinſchaftliche Krankenexamen vorgenommen wurde. Die Form der Krankheit ſchien mir nicht im mindeſten zweifelhaft. Es war eine rheumatiſche Bruſtentzündung, und kein Zeichen vorhanden, woraus man hätte auf eine damit verbundene Affektion der Lunge, oder auch nur des Rippenfells, ſchließen können. Indeſſen ſollte das Daſein oder Nichtdaſein dieſer Verbindung auf das gewiſſeſte ausgemittelt werden, und es wurde dabei ſo weitläuftig zu Werk gegangen, daß das Examen beinahe eine Stunde dauerte, ohne daß die beiden Kliniker ins Klare kommen konnten. Haben ſie, wie es mir ſchien, bei dieſer Weitläuftigkeit die Abſicht gehabt, den großen Ruf, in welchem ſie als Kliniker ſtanden, oder zu ſtehen glaubten, auch vor mir zu bewähren, ſo haben ſie ihre Abſicht nicht erreicht. So weitläuftig darf kein Krankenexamen ſein, und wenn man es gar pro forma ſo weitläuftig macht, ſo iſt es thöricht und lächerlich. Der Gehülfe der beiden Kliniker, ein alter, am Krankenbette grau gewordener, geſchickter derber Mann, der ſich über das lange, zu keinem Reſultat führende Examen ärgerte, aber bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, ſagte auf einmal ganz trocken: „Es iſt Mittageſſenszeit, meine Herren, wir wollen jetzt aufhören, nach Tiſch will ich den Kranken allein vernehmen, und ſchon herauskriegen, was ihm fehlt.“ Wirklich examinierte Nachmittags der Gehülfe den Patienten allein, und wie er am Abend den beiden Klinikern über den Erfolg des Examens referierte, ſo waren ſie einverſtanden, daß die Krankheit eine einfache rheumatiſche Bruſtentzündung ſei. — Indeſſen bin ich weit entfernt, Marcus ſein großes praktiſches Talent hiermit ſchmälern zu wollen, und wenn er glaubte, daß es keinen größern Kliniker gebe, als ihn, ſo nehme ich es ihm nicht übel. Um ſo mehr aber verdenke ich ihm, daß er, im Glauben an ſeine Vorzüglichkeit, die Hauptperſon war, welche den Grafen von Thurheim zu der Idee, die Univerſität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen, veranlaßt hat. Er wollte Profeſſor der Klinik an der Univerſität werden, und weil er wegen ſeiner anderweitigen Verhältniſſe nicht von Bamberg wegziehen konnte, ſo ſollte die Univerſität zu ihm nach Bamberg kommen. Marcus iſt längſt todt, und ich enthalte mich, noch von andern Intriguen zu ſprechen, welche er, nachdem ihm ſeine Abſicht fehlgeſchlagen, gegen die Univerſität, und inſonderheit auch gegen mich, geſpielt hat.

Nach meiner Zurückkunft nach Würzburg war die Freude meiner Kollegen groß, als ſie von mir vernahmen, daß die Univerſität nicht nach Bamberg verlegt werde. Sie wären alle ſehr ungern dahin gezogen, beſonders aber die Sieboldiſche Familie, die in Bamberg nicht mehr, wie Richter ſie nannte, die Academia Sieboldiana geweſen wäre. Auch ich ſelbſt war froh, daß die Univerſität in Würzburg blieb. Stand das Julius-Spital in Würzburg auch weit hinter dem allgemeinen Krankenhaus in Bamberg zurück, ſo fehlte es doch in jenem eben ſo wenig an Kranken aller Art, als in dieſem. In dem einen, wie in dem andern, konnte der kliniſche Unterricht gleich gut gegeben werden, und es war kein Grund vorhanden, warum Thomann von Marcus hätte verdrängt werden ſollen. Thomann war ein ſehr guter Kopf, und am Krankenbette ſo gewandt, als Marcus, und wenn ihm vorgeworfen worden, daß er der Erregungstheorie huldige, ſo trifft dieſer Vorwurf auch Marcus, der ebenfalls ein Erregungstheoretiker war, nur daß er, was Thomann auch vielleicht gethan hätte, ſich als einen Anhänger der Schellingſchen Naturphiloſophie bekannte, die eben ihren Kulminationspunkt zu erreichen im Begriff war.'

Da die Vorleſungen auf der Univerſität erſt mit dem Monat December ihren Anfang nehmen ſollten, ſo hatte ich hinlänglich Zeit, mich zu denſelben vorzubereiten. Ich that dies ſchon in meinem Gaſthof zum Kleebaum, aber mit mehr Muße konnte ich es in meiner neuen Wohnung thun, deren Einrichtung bald ſo weit gediehen war, daß ich ſie wenigſtens für meine Perſon beziehen konnte. Ich verließ alſo den Gaſthof, und kam blos noch als Koſtgänger dahin. Aber in dem großen Gebäude, das ich bezogen hatte, war ich ganz allein, blos der Thorwart wohnte darin, und dieſes Einſamſein in einem ſo großen alten Gebäude hatte wirklich etwas Schauerliches. Indeſſen befand ich mich ganz behaglich in demſelben, ich ſchlief auch recht gut, nur wurde ich öfters aufgeweckt von der am Eingang in die Thorwartswohnung befindlichen Glocke, und da dieſe gerade ſo tönte, wie meine Hausglocke in Ludwigsburg, ſo glaubte ich bei'm erſten Erwachen immer, ich ſei in Ludwigsburg, und oft ſtand ich auf, um zu hören, wohin ich gerufen werde. Nur ein einziges mal wurde ich ernſtlich erſchreckt. Ein ſonderbares Geräuſch in dem Schlott meines Schlafzimmers weckte mich aus dem Schlaf. Im erſten Augenblick dachte ich an Diebe; aber der feſt verſchloſſene Eingang in das Gebäude machte das Eindringen eines Diebes unmöglich. Ich ſtand auf, machte Licht und leuchtete hinauf in den Schlott. Es war ein junger Thurmfalke, welcher in den Schlott hinabgefallen war. Ich machte mich ſeiner habhaft, ſetzte ihn in mein Arbeitszimmer und am andern Morgen entließ ich ihn zu ſeinen Kameraden, welche auf dem Thurm der nahe gelegenen Neubau-Kirche hauſeten.

Den größten Theil des Tages brachte ich mit der Vorbereitung zu meinen hiernächſt zu beginnenden Vorleſungen zu. Meine Mußeſtunden benutzte ich zu Beſuchen bei meinen Landsleuten Paulus und Schelling, welche noch in ihren Gaſthöfen wohnten, und bei meinen Kollegen, welche näher kennen zu lernen mir eine Hauptangelegenheit war. Von dem Vater Siebold habe ich ſchon geſprochen. Er hatte ſich, ſeit ich ihn in Ludwigsburg geſehen, auffallend alt gemacht, und beſonders ſchienen mir ſeine Geiſteskräfte merklich nachgelaſſen zu haben; nur wenn er auf die operative Chirurgie zu ſprechen kam, wurde ſein Geiſt lebendiger, obſchon er jetzt keine Operation mehr verrichtete. Er hatte dies ſeinem ältern Sohn Barthel überlaſſen, ſo wie dieſer auch ſeine Stelle als Profeſſor der Anatomie vertrat. Barthel war ein ſehr guter Kopf, und als Chirurg ein würdiger Sohn ſeines Vaters, nur ſchien er mir etwas bequem, nicht ſehr geneigt, in ſeiner Kunſt große Fortſchritte zu machen, und etwas roh in ſeinen Sitten. Sein jüngerer Bruder Elias, Profeſſor der Geburtshülfe, war ein minder guter Kopf, aber ausgezeichnet geſchickt in ſeinem Fach, dabei fleißig in ſeinen Studien, angenehm im Umgang, überall beliebt, und beſonders gern geſehen von den Damen, bei denen er ſich durch ſeine ſchöne Geſtalt, ſein feines artiges Betragen, ſo wie durch die Eleganz ſeines Anzuges, in Gunſt zu ſetzen wußte.

Profeſſor der allgemeinen Therapie und Klinik, und dirigierender Arzt am Julius-Spital, war Thomann, ein kleines, hageres, ſchwächliches, kränkliches Männchen, aber ein Mann von Geiſt, von ausgebreiteten Kenntniſſen, und ein tüchtiger Kliniker. Nur war er, wie Barthel Siebold, etwas bequem, und ließ daher ſeine Zuhörer nicht ſelten am Krankenbette eigenmächtiger handeln, als ſich geziemte. Dem äußern Anſehen nach war er gut gegen mich geſinnt, aber weil auch ich Therapie las, ſo betrachtete er mich als ſeinen Rival, doch kamen wir immer gut mit einander aus, nicht nur weil er ſelbſt ein guter Menſch war, ſondern auch weil ich in dem Julius-Spital immer für ihn vikariierte, wenn er daſſelbe, was öfters geſchah, Kränklichkeit halber nicht beſuchen konnte.

Von den Profeſſoren Pickel und Heilmann kann ich wenig ſagen. Der erſte war Profeſſor der Chemie und Pharmacie, der andere Profeſſor der Botanik. Beide waren tüchtige Lehrer in ihren Fächern, und auch wackere brave Männer. Mit Pickel war ich oft zuſammen, hörte oft, was ihm viel Freude machte, ſeinem Harfenſpiel zu, und wohnte auch mehrere Wochen vor meinem Abgang von Würzburg bei ihm im Hauſe. Er hat mir und meiner Frau viele Gefälligkeiten erwieſen, und mit Vergnügen vernahm ich von Zeit zu Zeit, daß er noch lebe, und in ſeinem hohen Alter ſich noch immer wohlbefinde.

Weit der vorzüglichſte unter den Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät, die ich in Würzburg antraf, war Döllinger, Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie. Ich hatte ihn nur ein Paar mal geſprochen, und fand gleich an ihm einen Mann von eben ſo ausgezeichneter Gelehrſamkeit, als großer Geiſteskraft. Sein Vortrag war vortrefflich, und er hatte daher immer ein zahlreiches Auditorium. Seiner Vorzüge ſich bewußt, ſchmeichelte er Niemand, gegen Jeden ſprach er ſich gerade zu aus, wie er dachte, ſchonte keines Menſchen Schwächen, tadelte Alles, was er tadelnswerth fand, bald ernſt bald ſpottend, und deshalb hatte auch ſein Lob mehr Gewicht, als das Lob eines Andern. Er war es daher auch vorzüglich, mit dem ich näher bekannt zu werden ſuchte, und ich darf mir ſchmeicheln, daß er ein wahrer Freund von mir ward, und es noch iſt.

Inzwiſchen war meine Wohnung ſo weit fertig geworden, daß ich ſie nun mit meiner ganzen Familie beziehen konnte, und ich ließ dieſe daher ungeſäumt nach Würzburg kommen. Meine Frau hatte Alles zur Abreiſe vorbereitet gehabt, und ſchon in den letzten Tagen des Novembers traf ſie mit unſern Kindern in Würzburg ein, nachdem ein Paar Tage zuvor die Fuhrleute mit den Meubeln und andern Effekten, welche wir nach Würzburg mitzunehmen beſchloſſen hatten, angekommen waren. Wie groß unſere Freude war, uns geſund und wohlbehalten wieder beiſammen zu ſehen, brauche ich nicht zu ſagen. Gleich nachdem wir uns herzlich begrüßt hatten, führte ich meine Frau durch die Zimmer unſerer Wohnung. Die Wohnung wollte ihr nicht gefallen, ſie fand ſie nicht nur zu geräumig für unſer Bedürfniß, ſondern auch unbequem. Indeſſen fügte ſie ſich, gleich mir, in die Umſtände, und wir konnten dies auch um ſo eher, da der dem Seminarium-Gebäude zunächſt gelegene ſchöne und große, aber noch unausgebaute Bergiasbau ausgebaut, und zu Wohnungen für mich, Paulus und Schelling eingerichtet werden ſollte, wozu die Vorkehrungen wirklich bereits getroffen waren. In unſerer Wohnung war uns die obere Etage in dem Hauptgebäude des Seminariums, Paulus die untere, und Schelling die ſeinige in einem Nebengebäude deſſelben angewieſen. Schelling war ſchon eingezogen, als meine Familie in Würzburg ankam, Paulus zog wenige Tage nach uns in die ſeinige, und ſo waren nun die drei ſchwäbiſchen Familien in einem Hauſe beiſammen. Schon dieß war Aufforderung genug, daß wir auch treulich als Landsleute zuſammenhalten ſollten. Wir Männer kannten uns bereits hinlänglich, um das unter uns geknüpfte freundſchaftliche Verhältniß fortzuſetzen; meine Frau kannte blos die Frau Schellings, aber die Bekanntſchaft war in Ludwigsburg, wo ſie ſich zum erſten mal ſahen, blos im Vorübergehen gemacht, und ein näheres Verhältniß mit ihr mußte ſich erſt bilden. Paulus Frau kannte ſie noch gar nicht, aber wie ſie dieſe zum erſten mal ſah, ahnete ſie ſchon, daß ſie bald vertrautere Freundinnen werden würden, und dieſe Ahnung hat ſie nicht getäuſcht. Beide Frauen wurden je länger deſto vertrauter mit einander, und gewiß trug dieß viel dazu bei, daß meine Frau beruhigter über die Trennung von den Ihrigen, zufriedener mit ihrer neuen Lage, und gleichgültiger gegen die Unbequemlichkeiten unſerer Wohnung wurde. Sie ſah, daß ſie auch in Würzburg eine Freundin gefunden hatte, an welche ſie ſich eben ſo anſchließen konnte, als an diejenigen, welche ſie in dem Vaterland zurückgelaſſen hatte.

Aber um ſo weniger wollte ſich ein gleiches Verhältniß zwiſchen meiner und Schellings Frau bilden. Dieſe wollte die Rolle einer Dame ſpielen; wie Schelling der erſte Mann auf der Univerſität ſei, ſo wollte ſie die erſte Frau ſein. Sie wollte alle vornehme Geſellſchaften beſuchen, ſie wollte Geſellſchaften bei ſich geben, und in beiden als die Frau des erſten Philoſophen in Deutſchland, und in ihrer eigenen Perſon als eine der geiſtreichſten, gebildetſten und gelehrteſten Frauen glänzen. Sie hatte daher ihre ohnehin ſchönere Wohnung auf das ſchönſte und geſchmackvollſte eingerichtet, mit Meubeln der neueſten Art ausſtaffiert, und überhaupt alle Vorkehrungen getroffen, um, wie man zu ſagen pflegt, ein Haus in Würzburg zu machen. Indeſſen trug ſie doch Bedenken, ſich vor andern Profeſſorsfrauen auf eine zu auffallende Art auszuzeichnen, und ſie wünſchte daher, daß vorzüglich meine Frau ihrem Beiſpiel folgen möchte. So oft ſie dieſe beſuchte, gab ſie ihr ihren Wunſch zu erkennen, nicht indem ſie dieſelbe zur Nachahmung ihres Beiſpiels direkt aufforderte, ſondern indirekt, indem ſie mit Nichts, was ſie bei uns ſah, zufrieden war, Alles mit Gleichgültigkeit anſah oder tadelte, und zur Begründung ihres Tadels unſere Profeſſorswürde zum Vorwand nahm. Meine Frau, gewohnt, in allen Verhältniſſen ſich gleich zu bleiben, nahm von dieſen Anſinnungen keine Notiz. Sie befand ſich ganz wohl bei der einfachen Einrichtung, welche ſie auch in Würzburg in ihrem Hausweſen getroffen hatte, ſo wie auch ihre Freundin Paulus, welche darin ihr ganz gleich geſinnt war. Daß ſich auf dieſe Weiſe kein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden Frauen bilden konnte, iſt leicht zu erachten, und wie ſie ſelten in Geſellſchaft zuſammen kamen, ſo ſahen ſie ſich auch nur zuweilen im Hauſe, während Schelling und ich ſtets auf einem freundſchaftlichen Fuß mit einander ſtanden, ſo wie ich auch in der Folge ſeine Vorleſungen beſuchte.

Am erſten December hatten die Vorleſungen angefangen, und ich begann nun auch die meinigen. Ich hielt ſie in meiner Wohnung, und hatte dazu ein von meinen Wohnzimmern entferntes, zunächſt an meinem Studierzimmer gelegenes großes Zimmer eingerichtet. Mein Penſum war ſpecielle Therapie, weil aber die ſpecielle die generelle Therapie, und dieſe Pathologie vorausſetzt, ſo mußte ich, als Einleitung, den Anfang meiner Vorleſungen mit beiden letztern machen. Anfangs meldeten ſich zu meinen Vorleſungen nur acht Studenten; allein dieſe geringe Zahl meiner Zuhörer war mir leicht erklärlich, indem die meiſten Studierenden ſpecielle Therapie ſchon bei Thomann gehört hatten, und die ſie noch nicht gehört hatten, Anſtand nahmen, die Kollegien eines Profeſſors zu beſuchen, ehe ſie ihn als Docenten hatten kennen lernen. Indeſſen ſchienen meine Zuhörer mit meinen Vorträgen zufrieden zu ſein, und was ich als Beweis davon anſah, war, daß ſich bald noch mehrere meldeten, ſo daß ſich noch in demſelben Semeſter die Zahl meiner Zuhörer auf funfzehn belief. Sie ſahen, daß ich mir Mühe gab, und was ihnen beſonders wohl zu gefallen ſchien, war die praktiſche Tendenz, die ſie überall bei meinen Vorträgen wahrnahmen. Meine Zuhörer waren durchaus wackere junge Leute, und die Anhänglichkeit, die ſie an mich zeigten, gewann ihnen auch mein Wohlwollen, und erhöhete meinen Eifer, ihnen nützlich zu ſein, mit jedem Tage mehr.

Ich hatte ſchon einige Wochen geleſen, als der Graf von Thurheim, nachdem er ſeine Geſchäfte in Bamberg geendigt hatte, mit ſeiner Familie wieder nach Würzburg zurückkam. Er war kaum in ſeiner Wohnung abgeſtiegen, ſo ließ er mir ſeine Ankunft melden, und bald darauf erſchien er ſelbſt. Hier ſah ihn zum erſtenmal meine Frau, auf welche ſeine ſchöne Geſtalt, ſein einnehmendes Betragen, und ſeine geiſtreiche Unterhaltung den angenehmſten Eindruck machten. Bald darauf lernte ſie auch ſeine Gemahlin kennen, und auch dieſe benahm ſich ſo artig und wohlwollend gegen ſie, daß ſie leicht vergeſſen konnte, ſie befinde ſich einer vornehmen Dame gegenüber. Faſt alle Abende brachten der Graf und die Gräfin bei uns zu. Der Graf bewies ſich ſtets als meinen alten Jugendfreund, und die Gräfin gewann mit jedem Tag meine Frau lieber, ſo daß es ihr bald ein Bedürfniß ward, mit ihr zuſammen zu ſein.

Dieſes freundſchaftliche Verhältniß der gräflichen Familie mit der meinigen verdroß natürlicherweiſe viele der andern Profeſſoren, am meiſten aber verdroß es Schelling und ſeine Frau, die erwartet hatten, daß ſie zu den Beſuchen, welche der Graf und die Gräfin Abends bei uns machten, eingeladen würden. Da dieſe mit uns allein ſein wollten, ſo konnte ich begreiflich Niemand einladen, allein das entſchuldigte mich bei Schelling und ſeiner Frau nicht. Sie wurden beide kälter gegen uns, nur äußerlich bezeigten ſie ſich freundſchaftlich, wie zuvor, und wir konnten uns dieſen Kaltſinn um ſo eher gefallen laſſen, da unſer Verhältniß mit der gräflichen und der Paulusſchen Familie immer inniger wurde.

Man könnte denken, daß ich die Verbindung, in welcher ich mit dem Kurator der Univerſität, und dem General-Landes-Kommiſſär, als dem erſten Staatsbeamten in Würzburg, ſtand, auf jede Weiſe zu meinem Vortheil benutzt haben werde. Aber das geſchah in keinem Fall. Ich wollte nichts weiter als Profeſſor auf der Univerſität ſein, und wie ich es ſchon bei Uebernahme meines Profeſſorats zur Bedingung gemacht, nie in den akademiſchen Senat zu treten, und noch viel weniger zum Prorektor erwählt zu werden, verlangte ich nie mehr, als was ich verlangen mußte, um meinem Profeſſorat ſo vorſtehen zu können, wie es meinem Begriff von einem Univerſitäts-Profeſſor gemäß war. Dahin ging mein ganzes Beſtreben, und dazu benutzte ich allein meine nähere Verbindung mit dem Kurator der Univerſität.

Ich habe ſchon geſagt, daß mein Penſum die ſpecielle Therapie war. Ich hatte dieſelbe bereits während eines Semeſters geleſen.

Aber ich hatte bald erkannt, oder vielmehr ich wußte es ſchon voraus, daß die ſpecielle Therapie ohne ein Klinikum eben ſo wenig mit Nutzen vorgetragen werden könne, als die Arzneimittellehre ohne Vorzeigung der Arzneikörper, die Geburtshülfe ohne Phantome, und ohne Schwangere und Gebärende. Ich wünſchte daher ein Klinikum, und bat den Grafen von Thurheim, als Kurator der Univerſität, mir für ein ſolches zu ſorgen. Der Graf ſah die Richtigkeit meiner Gründe ein, und ſprach darüber mit Thomann. Als Primararzt an dem Julius-Spital, der ausſchließend die innerlichen Kranken in demſelben zu behandeln hatte, war er auch der einzige Lehrer der Klinik, und mein Verlangen konnte nur erfüllt werden, indem er mir einen Theil der Kranken im Spital zur Behandlung überließ. Thomann that dies gern, nicht allein aus Gefälligkeit gegen den Grafen, ſondern auch aus Gefälligkeit gegen mich, weil ich wegen ſeines öftern Uebelbefindens für ihn vikariiren mußte, und zugleich auch aus natürlicher Bequemlichkeit, welche ſich mit ſeiner Kränklichkeit vermehrte. So trat mir denn Thomann das Geſellen- und Dienſtboten-Inſtitut, welchen in dem Spital ein eigenes Lokal angewieſen war, ab, und zu meiner großen Freude war ich nun ſchon in dem nächſten Semeſter in den Stand geſetzt, meine Vorträge über die ſpecielle Therapie mit einem kliniſchen Unterricht zu verbinden.

Ich habe es immer für einen großen Fehler gehalten, daß, wenn nicht auf allen, doch auf den meiſten Univerſitäten, die Lehrer ſich zu wenig um das Selbſtſtudium ihrer Schüler bekümmern. Außer in den Hörſälen kommen die Studenten mit den Profeſſoren ſelten in Berührung. Der Profeſſor beſteigt ſeinen Katheder, ſpricht oder lieſt eine Stunde vor, macht dann das Buch zu, und geht ſeiner Wege. Der Studierende iſt alſo, außer den Kollegien, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, er kann ſeine Privatſtudien treiben, wie er will, Niemand gibt ihm eine zweckmäßige Anleitung dazu, und er hat es lediglich ſeinem guten Glück zu danken, wenn er dabei den rechten Weg findet. Hierin ſollten ſich die Profeſſoren der Studenten billig mehr annehmen; ſie ſind ihnen dies ſchon ſchuldig für die großen Honorare, die ſie ſich von ihnen bezahlen laſſen. Aber ſo groß iſt ihre Sorgloſigkeit in dieſem Punkt, daß ſie nicht einmal darauf ſehen, in welcher Ordnung ſie die Kollegien beſuchen. Um die Privatſtudien gehörig zu ordnen, iſt es nicht genug, daß eine Encyklopädie der mediciniſchen

Wiſſenſchaften geleſen wird, und um zu bewirken, daß die Kollegien in der gehörigen Ordnung beſucht werden, nicht genug, daß die Regierungen gedruckte Lehrplane ausgeben. Denn wie käme es ſonſt wohl, daß mancher Studierende noch Chemie hört, nachdem er ſchon Phyſiologie und Pathologie gehört hat, und noch Experimental-Phyſik, wenn er ſchon Praktikant in der mediciniſchen und chirurgiſchen Klinik iſt?

Dieſen Fehler habe ich gleich bei'm Antritt meines Profeſſorats zu vermeiden geſucht. Schon in der Akademie in Stuttgart hatte ich geſehen, wie Lehrer mit ihren Schülern umgehen müſſen, wenn der Unterricht wahrhaft fruchtbar für letztere ſein ſoll. Dort war keine ſolche Abſonderung der Lehrer von ihren Schülern, wie auf andern Univerſitäten. Auch außer den Lehrſtunden kamen ſie vielfältig mit einander zuſammen, und ſtets werde ich es dankbar erkennen, was ich ihnen auch in dieſer Beziehung ſchuldig geworden bin. So wollte ich es nun auch in Würzburg mit meinen Schülern halten; ich wollte, ſo viel es ſich thun ließ, auch ihr Geſellſchafter ſein, forderte ſie auf, mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten, das Theater mit mir zu beſuchen, und kehrte bald bei dieſem bald bei jenem ein, nicht blos um ihm einen Gegenbeſuch zu machen, ſondern hauptſächlich um zu ſehen, wie ſie ihre Wirthſchaft führten, ihre Selbſtſtudien trieben, welche Schriften ſie läſen, was ſie ſelbſt zu Papier brächten. So lernten ſie auch meine väterlichen Geſinnungen gegen ſie kennen, und wenn ſie mich auch als Lehrer weniger geachtet hätten, ſo achteten ſie mich doch um ſo mehr als ihren Freund, wovon ſie mir mehrere rührende Beweiſe gegeben haben. Nichts iſt gutmüthiger, als die Jugend, man darf ſich nur als ihren Freund erweiſen, um ſie in Gutem und Böſem zu Allem zu machen, was man will, da ſie hingegen, ſich ſelbſt überlaſſen, ihrem natürlichen Triebe folgt, der leider ſo oft zum Böſen führt.

So trieb ich nun mein akademiſches Leben fort bis zum Tode meines Kollegen Thomann, der im Jahr 1805 erfolgte. Er ſtarb plötzlich vom Schlag getroffen auf der Jagd, auf welche er ſich gegen meinen Rath begeben hatte. Er hatte mich nämlich in der gewöhnlichen ſamſtägigen Fakultätsſitzung erſucht, weil er ſich zwei Tage mit der Jagd beluſtigen wollte, ſo lange in dem Julius-Spital ſeine Stelle zu vertreten. Ich erwiederte, daß ich es zwar mit Vergnügen thun wolle, daß ich ihm aber doch rathe, bei dem ſtürmiſchen und regneriſchen Wetter lieber zu Hauſe zu bleiben, weil er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht trauen dürfe. „Nicht doch, ſagte er, ich befinde mich vollkommen wohl, und das ſchlechte Wetter thut mir nichts, die Bewegung auf der Jagd, und die gute Luft, die ich im Walde athme, thut meiner ſchwachen Bruſt wohl, ſeien Sie daher wegen meiner ganz ohne Sorgen.“ Ich ließ es gut ſein, Thomann begab ſich noch an demſelben Abend auf die Jagd, ich vikariierte für ihn am Sonntag, und am Montag früh wurde ſein Leichnam nach Würzburg gebracht. Er ſtarb, wie ſchon geſagt, am Schlag, der ihn bei'm Hinüberſchreiten über einen kleinen Graben getroffen, und augenblicklich getödtet hatte.

Nun war die Frage, wer an die Stelle des Verſtorbenen kommen, ob ein Fremder berufen, oder ob einer von den einheimiſchen Profeſſoren als Primararzt am Julius-Spital und als Lehrer der Klinik angeſtellt werden ſollte. Als Lehrer der ſpeciellen Therapie, und ſchon bereits im Beſitz eines Theils der Klinik, ſchien ich das nächſte Recht an die erledigte Stelle zu haben. Aber erſtlich ſtand mir entgegen, daß ich ein Proteſtant ſei, und zweitens hatte ich einen mächtigen Mitbewerber an Röſchlaub in Landshut, und einen noch mächtigern an Marcus. Allein mein Freund Thurheim kehrte ſich daran nicht. Er hatte mich als den Mann erkannt, der der Stelle gewachſen ſei, er ſchlug mich der Regierung unbedingt zu der Stelle vor, der Antrag des Grafen wurde genehmigt, und nach einigen Wochen ward mir die Stelle übertragen.

Freilich machte meine Beförderung zu dieſer wichtigen Stelle großes Aufſehen. Schon daß ein Fremder den Einheimiſchen vorgezogen worden, wurde höchlich mißbilligt, denn es iſt bekannt, daß die Würzburger etwas auf ſich halten. Aber noch weit mehr hatten ſie gegen den Proteſtanten einzuwenden. Noch nie war ein Proteſtant an dem Julius-Spital angeſtellt worden, ſo etwas, meinten die Würzburger, könne nur unter der Baieriſchen Regierung geſchehen, deren Verfügungen überhaupt nicht nach ihrem Sinne waren. Aber die Baieriſche Regierung bekümmerte ſich nicht um die Vorurtheile der Würzburger. Sie ſah bei der Beſetzung der erledigten Stellen blos auf die Qualifikation der Bewerber, nicht auf die Glaubenskonfeſſion, zu welcher ſie ſich bekannten. Indeſſen währte der Widerwille gegen meine Anſtellung als Primararzt an dem Julius-Spital nur eine zeitlang. Auch die Würzburger ſahen bald, daß ich die

Stelle ſo gut, als mein Vorfahr, ausfüllte, und ſelbſt der damals noch lebende Fürſtbiſchof Georg Karl beehrte mich mit ſeinem Zutrauen, indem er, was er zuvor nicht gethan hatte, ſeine Dienſtboten als Mitglieder des Dienſtboten-Inſtituts einſchreiben ließ, und jährlich 200 Fl. für ſie bezahlte.

Aber Thomann war nicht blos Primararzt an dem Julius-Spital und Profeſſor der Klinik; er war auch Mitglied des Medicinal-Kollegiums, und auch dieſe Stelle wurde mir übertragen. Ich hatte ſie nicht geſucht, und wollte ſie auch nicht annehmen. Allein das Verhältniß des Primararztes an dem Julius-Spital zu der Landes-Direktion nöthigte mich zu ihrer Annahme, jedoch machte ich dabei zur Bedingung, daß, außer mir, noch ein Medicinalrath angeſtellt werde, und ſchlug dazu den Stadtphyſikus D. Hoſch vor, nicht allein weil ich glaubte, daß der Phyſikus ſchon als ſolcher in das Kollegium gehöre, ſondern auch weil ich mir denſelben dadurch zum Freunde zu machen hoffte, woran mir um ſo mehr gelegen war, da ich ihn weit mehr, als einen der Profeſſoren, für meinen Widerſacher zu halten Urſache hatte. Auch dieſer Vorſchlag ging durch, und zwar hauptſächlich deswegen, weil ich jener erſten Bedingung noch eine zweite beifügte, nämlich die, daß ich auf die Medicinalraths-Beſoldung ein für allemal verzichtete.

So hatte ſich alſo meine Stellung in Würzburg ſo gut gemacht, als ich es irgend wünſchen konnte, es kam jetzt nur darauf an, ſie mit Ehre zu behaupten. Bei der geſchwächten Geſundheit meines Vorfahrs ſchien mir die Ausſicht auf die Erhaltung ſeiner Stelle nicht fern. Ich hatte daher ſchon, ehe ich ſie erhielt, den Plan entworfen, wie ich ſie bekleiden würde, und dieſen Plan wollte ich nun ausführen. Thomann las blos allgemeine Therapie, ich blos ſpecielle; nach meinem Plan konnte dies jetzt nicht mehr ſo ſein. Ein unzertrennliches Ganze ſollte nicht in Theile zerſplittert, noch viel weniger der eine Theil von einem andern Lehrer, als der andere, vorgetragen werden. Freilich wurde mein Penſum dadurch bedeutend größer; allein da ich immer der Meinung war, daß, wie alle Wiſſenſchaften, auch die Medicin nicht in ſo viele beſondere Wiſſenſchaften zerſplittert werden ſollte, ſo hielt ich es für Pflicht, meiner Anſicht gemäß zu handeln. Dieſe Zerſplitterung der Wiſſenſchaften nämlich macht auch eine verhältnißmäßige Menge von Lehrern nöthig; allein eben dieſe Ueberzahl von Lehrern halte ich für einen großen

Fehler auf den Univerſitäten. Man ſehe nur die Lektionskataloge der Univerſitäten an. Ein ganzes Heer von Wiſſenſchaften wird da aufgeführt, und es wimmelt von Lehrern, ordentlichen und außerordentlichen, alten und jungen, welche ſie vorzutragen ſtets fertig und bereit ſind. So war es auch zu meiner Zeit in Würzburg, die mediciniſche Fakultät zählte allein ein Dutzend, ſo auch die andern Fakultäten, und wenn man alle bei feierlichen Gelegenheiten und in ihre Uniformen gekleidet beiſammen ſah, ſo kam es einem vor, als ob man eine Kompagnie gelehrter Soldaten ſähe. Freilich ſind heutzutage die Anforderungen an die Studierenden groß; außer der Brodwiſſenſchaft, welcher ſie ſich widmen, ſollen ſie auch noch in andern Wiſſenſchaften zu Hauſe ſein. Allein ich frage, welches Maß von geiſtiger Verdauungskraft muß nicht ein Studierender haben, der ſich dieſen Vollauf von Speiſen wohl ſchmecken läßt, und ſich keine Indigeſtion zuzieht? Vormals, wo der Köche weniger waren, die Speiſen einfacher zubereitet, und ſparſamer aufgetiſcht wurden, war auch bei dem beſten Appetit die Gefahr einer Indigeſtion weniger groß. Jetzt aber, wo der Köche ſo viele, die Speiſen ſo fein zubereitet, und die Tafeln ſo reich beſetzt ſind, iſt es ſchwer, das auszuwählen, was zu einer gedeihlichen Geiſtesnahrung genügt, und doch verhält es ſich mit der geiſtigen Nahrung ganz, wie mit der leiblichen: nur das, was verdaut wird, nährt. Wohl kommt man, wie in allen Wiſſenſchaften, auch in der Medicin immer weiter, und es iſt zum Erſtaunen, wenn man ſieht, was in neuern Zeiten in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Pharmacie u. ſ. w. gethan worden. Aber den praktiſchen Arzt, deſſen Beſtimmung die Heilung der Krankheiten iſt, kann blos intereſſieren, was die Praxis von dieſen Fortſchritten gewinnt, und was war bis jetzt dieſer Gewinn? Wie vormals giebt es auch jetzt noch ausgezeichnete praktiſche Aerzte genug, die von der feinern Anatomie ſehr wenig wiſſen, die mit der jetzt in ſo hohem Anſehen ſtehenden ſpekulativen Phyſiologie und Pathologie kaum hiſtoriſch bekannt ſind, die in der Botanik, Mineralogie, Chemie u. ſ. w. nicht mehr gethan haben, als gerade nöthig iſt, um die in ihren Wirkungen erprobten Arzneikörper nach ihren äußerlichen Merkmalen richtig zu unterſcheiden, und bei Verordnung derſelben keine chemiſchen Schnitzer zu machen. Die Bereicherung des Arznei-Apparats mit neuen Arzneimitteln, die an ſich ſo erfreulichen Fortſchritte in der feinern und vergleichenden

Anatomie, die neuen Syſteme der Medicin, haben wahrlich die praktiſche Heilkunde kaum um ein Paar Schritte weiter gebracht. Wie jeder Studierende, muß ſich auch der Arzt für das Leben bilden. Um ſpekulierende Aerzte iſt es dem Staat nicht zu thun; er verlangt Aerzte, die Krankheiten zu heilen verſtehen, und zu ſolchen müſſen ſie ſchon auf der Univerſität gebildet werden. Allein das iſt es eben, woran es auf den Univerſitäten fehlt, und dieſem Fehler iſt nur dadurch abzuhelfen, daß für den Unterricht in den mediciniſchen Wiſſenſchaften weniger Lehrſtühle errichtet werden. Meines Erachtens wären vier ordentliche Profeſſoren, nämlich zwei für die Vorbereitungswiſſenſchaften, und zwei für die eigentliche Medicin, genug. Von den erſtern hätte der eine Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie, der andere Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, von den letztern der eine generelle und ſpecielle Therapie, nebſt materia medica, der andere Chirurgie und Geburtshülfe, beide in Verbindung mit kliniſchen Uebungen, vorzutragen. Freilich erhielten auf dieſe Art die Lehrer ſehr ſtarke Penſa; aber auch abgeſehen, daß es ſchon die Natur der Sache mit ſich bringt, daß Wiſſenſchaften, welche, wie Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, im Grunde nur eine Wiſſenſchaft ſind, auch als eine vorgetragen werden, ſo wird das ſo groß ſcheinende Penſum ſchon um Vieles vermindert, wenn der Lehrer von dem Schatz ſeiner Kenntniſſe ſeinen Zuhörern nur ſo viel mittheilt, als ſie zum *Selbſtſtudium* bedürfen. Die Studenten auf der Univerſität ſind keine Kinder mehr, denen man Alles, was ſie lernen ſollen, eingießen muß. Die Hauptſache iſt, daß ſie zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken angeregt werden, dazu aber bedarf es keinen detaillirten Vortrags der mediciniſchen Wiſſenſchaften. Das macht nur dicke Hefte, die vielmehr zeigen, was der Profeſſor weiß, als was der Studirende gelernt hat. Beſchränkt ſich hingegen der Lehrer blos auf eine allgemeine, alle Zweige der Wiſſenſchaft umfaſſende Darſtellung ihrer Lehrſätze, ſo überſehen die Zuhörer nicht nur den ganzen Umfang der Wiſſenſchaft leichter, ſondern ſie werden auch zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken um ſo kräftiger angeregt, je weniger ins Detail gehend der Vortrag des Lehrers iſt. Zu detaillierte Vorträge verwirren vielmehr die Studierenden, als daß ſie ſie unterrichten. Der minder Fähige erſchrickt über die große Maſſe deſſen, was er lernen ſoll, und da er das Vorgetragene nicht zu verarbeiten vermag, ſo ſind ihm die Worte des

Lehrers Orakelſprüche, welche er mit gewiſſenhafter Glaubigkeit annimmt; dem Fähigern hingegen ſind ſie überflüſſig, weil er, überſieht er nur erſt das Feld, welches er zu bearbeiten hat, ſich bald ſein eigenes Syſtem bildet, welches nicht ſelten ein ganz anderes iſt, als das, welches ihm zum Muſter aufgeſtellt worden. Die akademiſchen Vorträge, wenn ſie ihren wahren Zweck erreichen ſollen, dürfen blos der Stoff ſein, welcher dem Studierenden zur eigenen Verarbeitung gegeben wird, und das Verdienſt eines akademiſchen Lehrers beſteht nicht ſowohl darin, daß er ſeine Gelehrſamkeit vor ſeinen Zuhörern auskramt, ſondern vielmehr darin, daß er ſie zum Selbſtdenken anregt, damit Jeder das Gehörte auf ſeine eigene Weiſe verarbeiten lerne. Von den vielen ausgezeichneten Aerzten, welche ich in meinem Leben kennen gelernt habe, weiß ich keinen, welcher das, was er war, den vielen Kollegien, die er auf der Univerſität gehört, zu danken gehabt hätte. Alle ſind es durch Selbſtſtudium, Selbſtbeobachtung und Selbſtdenken geworden, und ich bin überzeugt, daß, wenn jetzt der ausgezeichneten praktiſchen Aerzte weniger ſind, als vormals, ein Hauptgrund darin zu ſuchen iſt, daß man jetzt eine Wiſſenſchaft in ſo viele beſondere zerſplittert, daß man für jede beſondere Wiſſenſchaft einen eigenen Lehrer anſtellt, und daß man es den Studierenden zur Pflicht macht, die Vorleſungen aller dieſer Lehrer zu hören. Muß der Studierende vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nichts als Vorleſungen hören, ſo kann er zwar, wenn er aufmerkſam iſt, und das Gehörte gehörig faßt, und in einem ſeinen guten Gedächtniß behält, ein gelehrter Arzt werden, aber ein ſelbſtdenkender Arzt wird er nicht, dazu laſſen ihm die vielen Kollegien weder die nöthige Zeit, noch die erforderliche Freiheit des Geiſtes.

Dieſen Grundſätzen gemäß ſuchte ich nun, da ich alleiniger Lehrer der Therapie war, meine Lehrvorträge einzurichten. Auf dem Katheder trug ich meinen Zuhörern blos die allgemeinen Grundſätze der Therapie vor; mit den Vorträgen über ſpecielle Therapie verband ich immer den kliniſchen Unterricht, weil ich überzeugt war, daß ohne dieſe Verbindung auch die beſten Vorträge über ſpecielle Therapie ohne Nutzen ſind. Die ſpecielle Therapie ſoll die Krankheiten kennen lehren, wie ſie in der Natur vorkommen, ihre Aufgabe iſt daher, die mancherlei Formen der Krankheiten zu ſchildern, von jeder Form die charakteriſtiſchen Erſcheinungen, wie ſie ſich gleichzeitig und in ihrer Aufeinanderfolge entwickeln, anzugeben, die entfernten und nächſten Urſachen namhaft zu machen, ſodann die Indikationen zur Beſeitigung derſelben zu beſtimmen, und zuletzt die Mittel anzugeben, welche laut der Erfahrung zur Befriedigung dieſer Indikationen dienen. Allerdings kann Alles dieſes vom Katheder aus ſehr gründlich und ſchön vorgetragen werden, aber was nützt das dem Studierenden? Sei die Schilderung einer Krankheitsform noch ſo genau, am Krankenbette erſcheint ſie doch ganz anders. Der Studierende kann die Erſcheinungen einer Krankheitsform, wie ſie vom Katheder aus angegeben worden, vollkommen inne haben, aber am Krankenbette erkennt er dieſelbe nicht wieder. Hier in der Wirklichkeit findet er das Bild, welches er ſich in der Phantaſie von der Krankheit gemacht hatte, ganz anders, die wirklich wahrgenommenen Erſcheinungen, mit ſeinen imaginären Vorſtellungen von denſelben zuſammen gehalten, verwirren ihn, und vor den vielen Bäumen ſieht er, wie man zu ſagen pflegt, den Wald nicht mehr. Dies Alles wußte ich aus eigener Erfahrung zu gut, um nicht einzuſehen, daß die ſpecielle Therapie nur am Krankenbette vorgetragen werden kann, und ſo wollte ich ſie denn auch wirklich vortragen. Allein ehe ich meinen Vorſatz ausführen konnte, mußte ich vorher die Klinik ſelbſt anders einrichten, und dies geſchah nun auf folgende Weiſe.

Zum kliniſchen Unterricht war täglich nur eine einzige Vormittagsſtunde beſtimmt, weil die Studenten, um nicht die Zeit zu andern Vorleſungen zu verſäumen, nicht länger in dem Spital verweilen konnten. Nun befanden ſich aber gewöhnlich ſechszig bis ſiebenzig Kranke zugleich im Spital, und es mußten entweder die Kranken vernachläſſigt, oder der kliniſche Unterricht konnte bei denſelben nur im Vorbeigehen, und daher ſehr mangelhaft und unzulänglich gegeben werden. Dieſem Uebel abzuhelfen, gab es kein anderes Mittel, als für den kliniſchen Unterricht eine Auswahl der Kranken im Spital zu treffen, und für die zur Klinik ausgewählten ein eigenes Lokal in dem Gebäude einzurichten. Ich ſprach daher darüber zuvörderſt mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger. Dieſer tüchtige Adminiſtrator war ein eigener Mann, den man zu behandeln wiſſen wußte, um ihn zu Etwas zu beſtimmen, was er nicht ſelbſt dem Spital zuträglich fand. Thomann hatte es ganz mit ihm verdorben, weil er auch in adminiſtrativer Hinſicht etwas in dem Spital zu ſagen haben wollte. Das war meine Sache nicht. Ich wollte nicht über meinen Wirkungskreis hinausgehen, und weil ich die Tüchtigkeit des Hofraths Oehninger, als Adminiſtrators, erkannt hatte, ſo wollte ich keine Einrichtung in dem Spital bei der Landes-Direktion in Vorſchlag bringen, ohne zuvor Rückſprache mit ihm genommen zu haben. Dies geſchah auch jetzt. Ich entwickelte ihm die Gründe, warum ich ein eigenes Lokal für die Klinik haben wollte, er ging in die Gründe ein, gab ihnen ſeinen Beifall, und ſtatt mir entgegen zu wirken, beförderte er vielmehr die Realiſierung meines Plans auf das eifrigſte. Auf unſere gleichzeitigen Berichte an die Landes-Direktion fand auch dieſe meinen Plan vollkommen zweckmäßig, und alsbald erging an die Spital-Adminiſtration die Weiſung, ungeſäumt zur Ausführung deſſelben zu ſchreiten.

Da der Kranken, welche für den kliniſchen Unterricht, der nur eine Stunde dauerte, auszuwählen waren, nicht Viele ſein konnten, ſo bedurfte ich nicht mehr als vier Zimmer, für jedes Geſchlecht zwei, und noch zwei Kabinette zwiſchen beiden Zimmern, theils zum Baden, theils zur Aufnahme einzelner Kranken. Dieſe Lokalitäten waren bald ausgemittelt. Am ſchicklichſten dazu fand ich einige leicht zu räumende Zimmer in dem hintern Hauptgebäude des Spitals, und weil nicht viel zu bauen war, ſo waren ſie nach einigen Wochen dem Zweck gemäß eingerichtet.

Sobald die Einrichtung der Zimmer vollendet war, nahm ich auch die Auswahl der Kranken für die Klinik vor; aber zu gleicher Zeit änderte ich auch die bisherige Art meiner therapeutiſchen Kathedervorträge. Anſtatt daß ich bisher die Krankheiten nach den Kapiteln des zum Grunde gelegten Lehrbuchs abgehandelt hatte, richtete ich mich dabei nach den Kranken, die ſich in dem Klinikum befanden. Hatte ich z. B. in dem Spital einen Waſſerſüchtigen, welchen ich zum Klinikum geeignet fand, ſo verſetzte ich ihn dahin, und handelte auf meinem Katheder von der Waſſerſucht. Hatte ich einen Wechſelfieberkranken, einen Typhuskranken, einen Gelbſüchtigen in die Klinik aufgenommen, ſo handelte ich die Lehre vom Wechſelfieber, vom Typhus, von der Gelbſucht, ab. So hatten meine Zuhörer bei meinen therapeutiſchen Vorträgen nicht nur von jeder Krankheit ein wirkliches lebendiges Muſter vor ſich, ſondern ſie fanden ſich auch bereits in das öffentliche praktiſche

Leben eingeführt, wo bald dieſe bald jene Krankheit vorkommt, und wo die verſchiedenſten Krankheiten zugleich zu behandeln ſind.

Es konnte nicht fehlen, dieſe Verbindung des therapeutiſchen und kliniſchen Unterrichts mußte bei meinen Zuhörern Beifall finden, nicht allein ſchon an ſich, weil ſie einſahen, daß auf dieſe Weiſe weit mehr zu lernen war, als auf die bisher gewohnte, ſondern auch weil die Art, wie ich ſie dabei beſchäftigte, ihnen nicht minder zuſagte. Ich theilte nämlich meine Zuhörer in zwei Klaſſen, in Auskultanten und Praktikanten. Die Erſtern durften blos zuhören, und nur ſprechen, wenn ſie dazu aufgefordert wurden; den Letztern übergab ich die Behandlung der Kranken, und theilte jedem einen beſtimmten Kranken zu. Dieſen mußte er in meiner und aller andern Zuhörer Gegenwart examinieren, es durfte ihm keiner in das Krankenexamen einreden, und ich ſelbſt ſprach nur, wenn ich ihn auf etwas aufmerkſam zu machen hatte, was von ihm überſehen worden. War der Eine mit dem Krankenexamen fertig, ſo kam die Reihe an einen Andern, bis es bei allen Kranken zu Ende war. Nun begaben wir uns in den Hörſaal, hier mußten die Praktikanten wieder der Reihe nach, jeder über ſeinen Kranken, referieren, die Form der Krankheit beſtimmen, die in ihrem Verlauf erfolgten Veränderungen angeben, die Indikationen bilden, und die Mittel zu ihrer Befriedigung namhaft machen. Auch hier durfte, ſo lange der Referent ſprach, kein Anderer darein reden, ohne daß er dazu aufgefordert worden. Nur mir ſelbſt hatte ich das Recht dazu vorbehalten, und ich bediente mich dieſes Rechts erſt dann, wenn ich mit den Anſichten und Vorſchlägen des Referenten nicht einverſtanden war. War ich einverſtanden, ſo ſchrieb der Gehülfe die Recepte, und wir verließen den Hörſaal. Daß die Praktikanten über jeden ihrer Kranken ein Tagebuch führen mußten, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie auch, daß ſie dieſes Tagebuch jederzeit in die Klinik mit ſich bringen mußten. Gewöhnlich beſuchten ſie ihre Kranken noch einmal am Abend, und trugen die bei dieſen Abendbeſuchen gemachten Bemerkungen in ihre Tagebücher ein. Auch ich wohnte dieſen Abendbeſuchen bei, ſo oft ich Zeit hatte. Nach Beendigung derſelben verſammelten wir uns, wie am Vormittag, in dem Hörſaal, ſprachen über die fernere Behandlung der Kranken, und wenn einer geſtorben war, wurde die ganze Behandlungsart durchgegangen, die Urſache des Todes aufgeſucht, und wenn Fehler begangen worden, dieſe geradezu eingeſtanden. War nach dieſen Verhandlungen noch Zeit übrig, ſo forderte ich bald dieſen bald jenen der Zuhörer auf, ſich auf den Katheder zu begeben, und uns über einen ihm von mir angegebenen Gegenſtand einen Vortrag zu halten. Auch dieſe Uebung fand Beifall bei meinen Zuhörern, beſonders bei denen, deren Ehrbegierde dadurch geſchmeichelt ward, indem ſie auch hier ſich auszuzeichnen Gelegenheit fanden.

Indeſſen wurden durch dieſe Trennung des Klinikums von dem Spital weder die Auskultanten noch die Praktikanten von dem letztern ausgeſchloſſen. Sie konnten es beſuchen, ſo oft ſie wollten, und obſchon ich die Kranken in demſelben, als Spitalarzt, ſelbſt behandelte, was jederzeit nach beendigter Klinik geſchah, ſo übergab ich doch den ältern und geübtern Praktikanten gewöhnlich auch einzelne Kranke in die Kur, und erleichterte mir nicht nur dadurch mein Geſchäft, ſondern verſchaffte ihnen auch eine erwünſchte Gelegenheit, ſich weiter zu üben, und ſich deſto ſchneller zu praktiſchen Aerzten auszubilden. Daß der größte Theil meiner Zuhörer dieſe Gelegenheit zu ihrer Ausbildung eifrig benutzte, brauche ich nicht zu ſagen. Der Unfleißigen gab es nur Wenige unter ihnen, die Meiſten zeichneten ſich eben ſo ſehr durch ihren Fleiß, als durch ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe aus, und beſonders muß ich dies von denjenigen rühmen, welche von andern Univerſitäten nach Würzburg gekommen waren, und von welchen mehrere daſelbſt bereits abſolviert hatten. Sie kamen vorzüglich der kliniſchen Anſtalten wegen nach Würzburg, und wenn ich in der Folge von ſo Vielen, ſowohl dieſer Fremden, als der einheimiſchen Studierenden, vernahm, daß ſie im Civil- und im Militärſtand zu den erſten Stellen befördert worden, und ſich als praktiſche Aerzte und Staatsbeamte gleich rühmlich auszeichneten, ſo kann man es mir nicht verdenken, daß ich ſtolz darauf bin, ſie zu meinen ehemaligen Schülern zu zählen.

Habe ich mir auf dieſe Weiſe um meine Zuhörer einiges Verdienſt als Lehrer zu erwerben geſucht, ſo lag mir nicht weniger daran, ihnen auch als Freund nützlich zu ſein, nicht allein indem ich bei dem häufigen Umgang, den ich auch außer dem Hörſaal mit ihnen pflog, ſie von manchem abhielt, was für ihre ſittliche Bildung hätte nachtheilig ſein können, ſondern auch indem ich ihnen zu einem beſſern Fortkommen nach ihrem Abgang von der Univerſität behülflich zu ſein ſuchte. Aus eigener Erfahrung mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der Arzt bei Eröffnung ſeiner Laufbahn zu überwinden hat, hielt ich es für Pflicht, wenigſtens für diejenigen meiner Schüler, die ſich durch Fleiß, Kenntniſſe und ein tadelloſes ſittliches Betragen mir beſonders empfohlen hatten, zu thun, was ich in meiner Stellung vermochte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern einer, Namens Eichrodt aus Karlsruhe, ein in jeder Beziehung vorzüglicher junger Mann, der im Begriff war, die Univerſität zu verlaſſen, und ſich nach Hauſe zu begeben. Er kam, um ſich von mir zu verabſchieden, und ich bat ihn, vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu mir zu kommen, weil ich ihm noch einen Auftrag zu geben hatte. Er kam, und ich übergab ihm einen Brief an ſeinen Landesherrn, den damaligen Markgrafen von Baden, Karl Friederich, mit der Weiſung, ihm denſelben, wenn er ihm von ſeinem Vater in der Audienz vorgeſtellt werden würde, zu übergeben. Dies geſchah, der Markgraf nahm meine Empfehlung des jungen würdigen Mannes ſehr gnädig auf, wies ihm ein bedeutendes Reiſegeld an, und nach ſeiner Zurückkunft von der Reiſe ſtellte er ihn als Mitglied des Medicinal-Kollegiums in Karlsruhe an. — Solche Empfehlungen gab ich auch noch andern meiner Zuhörer nach ihrem Abgang von der Univerſität, und ich habe nicht gehört, daß eine ohne Erfolg geblieben wäre.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mit der Primararztſtelle in dem Julius-Spital auch die Stelle eines Mitgliedes des Medicinal-Kollegiums erhielt. Das Medicinal-Kollegium hatte ſeine Sitzungen gewöhnlich nur einmal in der Woche, und in der Regel am Montag Vormittags. Meinen Vorbereitungen zu denſelben widmete ich den Sonntag, wo ich keine Vorleſungen zu halten hatte. Die Gegenſtände, über welche mir das Referat übertragen war, waren lediglich praktiſcher Art, und betrafen die in der Stadt und auf dem Lande ausgebrochenen Epidemien und Epizootien, die Anordnung der dagegen zu treffenden Maßregeln, und überhaupt die Handhabung der geſetzlichen Sanitätspolicei im Lande. Da Epidemien und Epizootien ſelten vorkamen, und, wie die Policei in der Stadt und auf dem Lande überhaupt, auch die Sanitätspolicei gut gehandhabt wurde, ſo hatte ich in beiden Beziehungen als Medicinalrath wenig zu thun, und eben ſo wenig auch als Mitglied des Medicinal-Kollegiums, als der Behörde, von welcher das praktiſche Examen der Kandidaten der Medicin vorgenommen wurde. Dieſe praktiſchen Prüfungen kamen nicht oft vor, weil jedesmal mehrere Kandidaten zuſammen kommen mußten, wenn ſie abgehalten werden ſollten, und ſie fanden daher nur ein Paar mal im Jahr ſtatt. Sie beſtanden, wie jetzt, theils in einem mündlichen Examen, theils in der ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen, nur waren ſie bei der letztern weniger ſtreng bewacht, als jetzt. Da es bei dieſen Prüfungen blos auf das Praktiſche ankam, ſo beſchränkte ich mich auch einzig und allein auf dieſes, denn über das Theoretiſche waren die Kandidaten von den Profeſſoren der Fakultät vor ihrer Promotion zu Doktoren der Medicin hinlänglich geprüft worden, und was die ſchriftlichen Beantwortungen der ihnen vorgelegten Fragen betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich die Antworten ſelten las. Ich ſchickte ſie, wie ich ſie empfangen hatte, ſogleich meinem nächſten Kollegen zu, in der Ueberzeugung, daß ich über ihre Qualifikation viel richtiger nach dem urtheilen könne, was ich als ihr Lehrer an ihnen gefunden, als nach Aufſätzen, welche ſie in einer beſtimmten Zeit, und entblößt von allen Hülfsmitteln, niedergeſchrieben hatten.

Waren die Kandidaten in dem Examen tüchtig befunden worden, ſo erhielten ſie auch von der Regierung ohne Weiteres die Erlaubniß, als ſelbſtſtändige praktiſche Aerzte aufzutreten. Natürlich wollten die meiſten Eingebornen ihre praktiſche Laufbahn in Würzburg eröffnen, und allerdings ſchien auch wenigſtens den geborenen Würzburgern desfalls nichts entgegen zu ſtehen. Allein auch abgeſehen, daß die Zahl der prakticierenden Aerzte in Würzburg im Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt ohnehin ſchon zu groß war, als daß neu eintretende ihr Fortkommen in derſelben hätten finden können, ſo fehlte es dagegen deſto mehr an tüchtigen Aerzten auf dem Lande. Dieſes bedenkend, ſtellte ich in dem Medicinal-Kollegium den Antrag, nur eine beſtimmte Anzahl prakticierender Aerzte in Würzburg zuzulaſſen, die überzähligen aber auf das Land zu weiſen, wo ſie ſo lange bleiben ſollten, bis eine Stelle in der Stadt erledigt werden würde. Der Vorſchlag wurde von dem Medicinal-Kollegium angenommen, es wurde ein Verzeichniß der Ortſchaften angefertigt, wo ein angehender Arzt ſein Fortkommen finden könnte, und beſchloſſen, den angehenden Aerzten, ſtatt ihnen die Eröffnung ihrer praktiſchen Laufbahn in Würzburg zu geſtatten, zwiſchen jenen Ortſchaften die Wahl zu laſſen. Die Landes-Direktion genehmigte den

Vorſchlag, dem Mangel an tüchtigen Aerzten auf dem Lande wurde abgeholfen, die jungen Aerzte, die ſich dahin begaben, konnten nicht nur von dem Erwerb ihrer Praxis leben, ſondern ſie hatten auch die ſchönſte Gelegenheit, ſich zu praktiſchen Aerzten auszubilden, und konnten, wenn ſie nicht auf dem Lande bleiben wollten, früher oder ſpäter bei eintretenden Vakaturen in die Stadt ziehen.

Schon als einem Fremden würde es mir ſchwer geworden ſein, als praktiſcher Arzt eine Rolle in Würzburg zu ſpielen; auch waren der tüchtigen und geſuchten Aerzte in der Stadt genug, als daß ein Verlangen nach mehreren hätte Statt finden ſollen. Allein ich wollte weder, noch konnte ich auch als praktiſcher Arzt in Würzburg auftreten. Nicht nur hatte ich als Profeſſor zu wenig Zeit dazu, ſondern ich hatte auch als Arzt an dem Julius-Spital und Lehrer der Klinik, Gelegenheit genug, mich in der Praxis fortzuüben. Indeſſen konnte ich mich doch nicht ganz aller Privatpraxis entziehen. Mehrere Familien, wie die Thurheimiſche, die Familie des Vice-Präſidenten von Leiden, des Direktors von Sicherer, der Profeſſoren Paulus und Schelling, und mehrere andere wollten mich zu ihrem Hausarzt haben, und ich konnte nicht umhin, ihrem Verlangen zu entſprechen. Auch konnte ich es nicht abſchlagen, wenn ich da und dorthin zu Konſultationen gerufen wurde, welche in Würzburg viel häufiger veranſtaltet werden, als in andern größern Städten. So war ich denn, zwar in einem beſchränkten Kreiſe, auch in Würzburg praktiſcher Arzt; allein eben weil ich als ſolcher keine Rolle ſpielen wollte, hatte ich auch nicht nöthig, um die Gunſt des Publikums zu buhlen, welche zu gewinnen der Arzt ſo oft in die Lage geräth, bei ſeinen Ordinationen, ſtatt ſtreng nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, Manches nachgeben muß, was derſelben entgegen iſt, und was er ſo oft Urſache hat zu bereuen.

Außer meinem Handbuch der praktiſchen Heilkunde habe ich als Profeſſor in Würzburg nichts drucken laſſen, und ich geſtehe gern, daß es mich oft gereut hat, auch dieſes gethan zu haben, nicht allein weil ich mich darin zu den Grundſätzen der Erregungstheorie bekannte, welche die immer mehr emporkommende Schellingſche Naturphiloſophie bereits zu ſtürzen drohte, ſondern auch und hauptſächlich, weil es ein Werk der Eile war, indem einerſeits die Regierung verlangte, daß jeder Profeſſor über ſein eigenes Lehrbuch leſen ſollte, und andrerſeits meine Zuhörer, um des Nachſchreibens überhoben zu ſein, ſobald wie möglich, meine Hefte gedruckt zu haben wünſchten. So geſchah es, daß ich mit Abfaſſung des Handbuchs beſchleunigte, ſo viel ich konnte, und die Folge davon war, daß ich weder meine Kollektaneen gehörig ordnen, noch in dem, was ſie enthielten, das Meinige von dem Fremden gehörig ausſcheiden konnte. Mein Handbuch ward daher ein zuſammengetragenes Werk von eigenem und fremdem Gut, und wenn es von mehreren Recenſenten als eine Kompilation dargeſtellt worden, ſo kann ich ihnen dieſes Urtheil um ſo weniger verdenken, da ich es ſelbſt dafür hielt. Das Einzige, was mich wegen der Herausgabe derſelben entſchuldigen könnte, war, daß ich mich ſeiner blos bei meinen Katheder-Vorleſungen bediente, wobei ich nie unterließ, meine Zuhörer auf die Einſeitigkeit der Erregungstheorie aufmerkſam zu machen, dagegen aber am Krankenbette immer nach dem empiriſch-rationellen Syſtem handelte, welches ich mir als praktiſcher Arzt auf den Grund meiner vieljährigen Erfahrung gebildet hatte, worüber ich alle meine ehemaligen Zuhörer zu Zeugen aufrufen darf. Wäre ich länger in Würzburg geblieben, ſo würde ich ein ganz anderes Handbuch der praktiſchen Heilkunde geſchrieben haben, ein Handbuch, worin ich weder der Erregungstheorie, wie Röſchlaub, noch der Naturphiloſophie, wie Marcus, gehuldigt hätte, ein rein auf Erfahrung gegründetes Handbuch, unbekümmert um das Urtheil, welches die Spekulanten aller Art darüber hätten fällen mögen.

So viel von meinem akademiſchen Leben in Würzburg. Ich gehe nun zu meinem geſelligen über, und das Erſte, was ich hier zu berichten habe, iſt die Ferienreiſe, welche ich im Herbſt 1804 über München nach Stuttgart gemacht habe. Die Reiſe von Würzburg nach München machte ich mit dem Grafen von Thurheim, und wie vergnügt ich auf derſelben mit dieſem hochverehrten Freund war, brauche ich nicht zu ſagen. Ich hatte München zuvor nie geſehen, um ſo mehr freute ich mich des Anblicks dieſer bedeutenden, und ich ſetze hinzu, auch ſchönen Stadt. Indeſſen intereſſierte mich die Stadt ſelbſt weniger, als die Merkwürdigkeiten, welche da zu ſehen waren, die Gemäldegallerie, die große Bibliothek, die Naturalienſammlung, vorzüglich aber der engliſche Garten, der mich ſo lebhaft an die ſchönen Anlagen in Stuttgart und Ludwigsburg erinnerte, und den ich daher alle Morgen beſuchte. Ich verweilte nur einige Tage in München, denn ich verlangte, ſobald wie möglich.

mein Vaterland wieder zu ſehen, meine Freunde in Stuttgart und Ludwigsburg zu beſuchen, und einige Wochen lang ganz Würtenberger zu ſein. Von München reiſte ich über Augsburg und Ulm, und um nicht in Ulm, welches damals noch eine Feſtung war, aufgehalten zu werden, fuhr ich noch ein Paar Stunden weiter, und übernachtete in einem Chauſſeehaus, was auch noch Viele andere Reiſende damals thaten. Hier fand ich zum erſten mal wieder ſchwäbiſches Brod, meine Freude darüber war groß, denn ich hatte mich noch nicht ganz an das Würzburger gewöhnt. Ich ließ mir daſſelbe herrlich ſchmecken, ſo daß ich mir beinahe eine Indigeſtion zuzog. In Göppingen, wo ich Mittag hielt, wurde ich in dem Gaſthof, in welchem ich abgeſtiegen, über alle Erwartung gut bewirthet. Mir fiel dieß auf, aber als ich nach der Zeche fragte, erfuhr ich, daß der Wirth der Sohn des Waldhornwirths in Ludwigsburg war, deſſen Hausarzt ich geweſen, und deſſen freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich auch auf den Sohn fortgeerbt hatten.

Gleich am folgenden Tag nach meiner Abreiſe nach München war meine Familie nach Stuttgart abgereiſt, und ſie war daſelbſt ſchon einige Tage vor meiner Ankunft angekommen. Wie von meiner Frau und Kindern, wurde ich auch von meinen Aeltern und Schweſtern auf das herzlichſte bewillkommt und aufgenommen. Die Freude, den Sohn und Bruder wiederzuſehen, konnte nicht größer ſein, als wenn wir viele Jahre getrennt geweſen, und ich von Amerika gekommen wäre. Nicht minder groß war auch die Freude in Ludwigsburg, wo wir mit der Mutter meiner Frau und ihren Geſchwiſtern wieder zuſammen kamen. Auch unſere vielen Freunde und Freundinnen, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart freuten ſich unſeres Wiederſehens, und wir dürfen wohl ſagen, daß die Tage, welche wir an beiden Orten zubrachten, zu den ſchönſten unſeres Lebens gehörten. Nicht nur alle unſere alten Freunde fanden wir wieder ganz ſo gegen uns geſinnt, als wenn wir nie von ihnen getrennt geweſen wären, ſondern ich gewann auch neue Freunde und Gönner, beſonders in Stuttgart, zu welchen ich vorzüglich den berühmten ehemaligen Profeſſor in Göttingen, und damaligen Würtenbergiſchen Geheimenrath Spittler zähle. Ich wurde mit ihm durch ſeinen Schwager Eiſenbach, einen ſchon früher genannten lieben Freund von mir, bekannt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, mich dieſer Bekanntſchaft zu freuen, da er ein großes Vertrauen zu mir zu haben

hien. Er war Kurator der Univerſität Tübingen, und eine ſeiner
auptangelegenheiten war die Errichtung eines Klinikums, woran
daſelbſt noch gefehlt hatte. Er wollte darüber auch meine Mei-
ung hören, und ich mußte ihm verſprechen, eine Reiſe mit ihm
ach Tübingen zu machen. Aber leider mußte die Reiſe unterbleiben,
eil ihn dringende Geſchäfte in Stuttgart zurückhielten, und ſpäter-
n die Zeit meines Urlaubs zu Ende ging.

Nun hatte ich nur noch wenige Tage, die ich im Vaterland zu-
ingen durfte, und da ich meinen Urlaub weder verlängern konnte
och wollte, ſo war der Tag zur Abreiſe bereits beſtimmt, als unſere
iden Kinder, die Tochter in Ludwigsburg, der Sohn in Stutt-
art, zu gleicher Zeit von dem Scharlachfieber befallen wurden.
atürlich konnte ich ihre Behandlung nicht ſelbſt übernehmen, die
ehandlung meines Sohnes in Stuttgart übernahm mein Freund
lieninger, meiner Tochter in Ludwigsburg mein jüngerer Schwa-
er, praktiſcher Arzt daſelbſt, und ich reiſte wieder eben ſo allein
ach Würzburg zurück, wie ich nach Stuttgart gekommen war.

So befand ich mich nun auch jetzt wieder allein in Würzburg,
ur mit dem Unterſchied, daß ich jetzt kein Fremdling mehr daſelbſt
ar, wie bei meiner erſten Ankunft. Die Paulusſche Familie, die
demſelben Hauſe mit uns wohnte, nahm mich auch ganz als Haus-
enoſſen auf. Wie meine eigene Frau beſorgte Madame Paulus
eine häuslichen Angelegenheiten. Alle Abende war ich bei der Fa-
ilie zu Tiſch, Mittags ſpeiſte ich entweder bei dem Grafen von
hurheim, oder bei einem andern Freund. Ich hatte keine Sorge,
ls daß meine Frau mit den Kindern bald zurückkommen möchte,
llein da dies nicht eher geſchehen konnte, als bis nichts mehr für
e Kinder zu befürchten war, ſo verzögerte ſich die Rückreiſe bis t[illegible]
den November. Endlich kam ſie doch wohlbehalten mit den Kin-
ern in Würzburg an, und, was mich ſehr erfreute, begleitet von
hrer jüngſten Schweſter, welcher ihre Mutter auf unbeſtimmte Zeit
ei uns zu bleiben erlaubt hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß der zunächſt an das Seminarium
oßende Borgiasbau zu Wohnungen für mich, Paulus und Schel-
ng eingerichtet werden ſollte. Die Einrichtung war bei meiner Zu-
ückkunft nach Würzburg ihrer Vollendung nahe, und als meine
rau ankam, war ſie bereits ſo weit vollendet, daß wir die Woh-
ung in den nächſten Tagen beziehen konnten. Dies geſchah; die

erſte Etage des Gebäudes bezog ich, die zweite Paulus, und die dritte ſollte Schelling beziehen. Allein er zog es vor, in ſeiner bisherigen Wohnung zu bleiben, und er that wohl daran, weil dieſelbe nicht nur ſehr ſchön war, ſondern auch weil er zunächſt an ſeinen Wohnzimmern einen Hörſaal hatte, dergleichen er in Würzburg keinen ſchönern hätte finden können, und der auch groß genug war, die Menge der Zuhörer zu faſſen, welche ſich zu ſeinen Vorleſungen drängten. Statt Schelling zogen ſodann der außerordentliche Profeſſor der Medicin D. Paulus, der Schwager meines frühern Hausgenoſſen Paulus, und der an der philoſophiſchen Fakultät angeſtellte Profeſſor Fiſcher in die dritte Etage des Borgiasbaues.

Unſere Wohnung war ſehr geräumig, eine lange Reihe von Zimmern ſtand zu unſerer Verfügung, und die Schwierigkeit war nur, ſo viele Zimmer, um ſie benutzen zu können, zu meublieren. Allein da unſere Bekanntſchaften in Würzburg immer größer, und die Beſuche unſerer Freunde bei uns immer zahlreicher wurden, ſo thaten wir, was wir konnten, nicht nur zur Meublierung, ſondern auch zur Verſchönerung unſerer Wohnung, indem wir mehrere Zimmer auf unſere Koſten tapezieren oder malen ließen. Hätte ich ahnen können, daß ich ſie ſobald wieder würde verlaſſen müſſen, ſo hätte ich freilich dieſen Aufwand nicht gemacht. Indeſſen reuete mich derſelbe nicht. Die Freunde, die uns beſuchten, befanden ſich wohl in den geräumigen gut meublierten Zimmern, und ihr Wohlgefallen an der Wohnung, und ihre Freude, uns darin bequem und behaglich zu ſehen, entſchädigte uns hinlänglich für den gemachten Aufwand. Beſonders war der Graf von Thurheim und ſeine Gemahlin mit unſerer Einrichtung zufrieden, welche uns beinahe alle Abende mit ihrer Tochter, der hernachmaligen Gemahlin des Fürſten Karl von Wrede, des älteſten Sohnes des als Feldherr und Staatsmann gleich berühmten Marſchalls, beſuchten.

Zu den vielen neuen Freunden, welche wir in Würzburg gewonnen hatten, zähle ich vorzüglich den Vice-Präſidenten der Landes-Direktion Freiherrn von Leiden, den Oberjägermeiſter Freiherrn von Zullnhardt, den Direktor von Schilcher, den Direktor von Sicherer und ſeine Frau, eine Gräfin von Thörring, eine Frau von Hutten, den Receptorats-Direktor von Lurz, und den Adminiſtrator des Julius-Spitals Hofrath Oehninger. Bei dem Vice-Präſidenten von Leiden war ich nicht nur

Hausarzt, ſondern auch Hausfreund, eben ſo auch bei den Direktoren von Schilcher und von Sicherer, deſſen Frau die meinige zu ihren liebſten Freundinnen zählte. Mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt, einem der bravſten Männer in Würzburg, knüpfte ich bald einen innigern Freundſchaftsbund, ſo wie meine Frau mit der Frau von Hutten, die bis zu ihrem Tod eine immer gleich treue Freundin blieb. Mit der Frau Gräfin von Thörring, welche mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt in demſelben Hauſe wohnte, wurde ich zuerſt durch dieſen bekannt. Sie war eine eben ſo geſcheidte als brave Frau, welche ſehr viel auf die meinige hielt, und uns faſt alle Wochen einmal beſuchte, jedoch immer unter der Bedingung, daß auch im ſtrengſten Winter das Zimmer nur wenig geheizt werden durfte. Ueberhaupt hatte ſie viele Eigenheiten, unter andern auch die, daß ſie ſich immer ſchwarz kleidete. Aber wir konnten dieſe Eigenheiten leicht überſehen, da ſie ſich bei allen Gelegenheiten als eine wahre Freundin von uns betrug. — Mit dem Receptorats-Direktor von Lurz ſtand ich zwar in keinem beſondern freundſchaftlichen Verhältniß, aber ich achtete ihn doch, ſeiner vielen Wunderlichkeiten ungeachtet, als einen braven Mann, und weil ich viel mit ihm zu verkehren hatte, ſo war es mir lieb, ihn zum Freund und Gönner zu haben, wie er ſich denn auch bei jeder Gelegenheit als einen ſolchen gegen mich bezeigte. Eben ſo ſtand ich auch mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger, auf keinem beſonders vertrauten Fuß, allein da ich mit ihm in manchfacher amtlicher Verbindung ſtand, ſo lag mir viel daran, ihn zum Freund zu haben, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er mir nicht nur zu allen Veränderungen, welche ich in dem Julius-Spital beabſichtigte, willfährig die Hand bot, ſondern auch nach meinem Abgang wohlgeſinnt gegen mich blieb, da er mich nicht nur bis zu ſeinem Tod alle Jahre mit einigen Flaſchen Steinwein erfreute, ſondern mir auch nachrühmte, daß ich dem Julius-Spital während meiner Direktion deſſelben auch in ökonomiſcher Rückſicht viel genützt habe.

Aber nun kam eine Epoche, welche ich zu den intereſſanteſten rechne, die ich erlebt habe, der neue Krieg, welcher im Jahr 1805 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausgebrochen war. Der Churfürſt von Baiern, deſſen Armee bisher immer gegen Frankreich gefochten hatte, hatte ſich für Frankreich erklärt. Die Oeſterreicher hatten die Baieriſche Grenze überſchritten, und waren im Begriff, in

München einzurücken. Der Churfürſt mit ſeiner Familie, ſeinen Miniſtern, und einem großen Theil ſeines Hofs, verließ München, und begab ſich nach Würzburg, um ſich hier zu verweilen, bis die Oeſterreicher ſeine Reſidenz wieder verlaſſen hätten. Der Einzug des Churfürſten in Würzburg war ſtill, die Würzburger, ohnehin öſterreichiſch geſinnt, und unzufrieden, daß er zum erſten mal auf der Flucht nach Würzburg komme, betrugen ſich ganz gleichgültig bei ſeinem Einzug, der große Platz vor dem Schloß war beinahe leer von Menſchen, blos die öffentlichen Behörden waren zum Empfang des Churfürſten im Schloß verſammelt. Aber der Churfürſt kehrte ſich nicht daran. Gleich am andern Tag durchwandelte er, wie in München, die Straßen ohne Begleitung, grüßte jeden Vorübergehenden freundlich, begab ſich in Kaufläden, kurz, überall zeigte er ſeine einnehmende Popularität. Natürlich gefiel dies den Würzburgern, und wie ſie ſeinen Einzug in die Stadt mit Gleichgültigkeit angeſehen hatten, ſo frohlockten ſie jetzt über ſeine Anweſenheit. Dieſe veränderte Stimmung der Würzburger machte dem Churfürſten große Freude, und er bezeigte ihnen auf alle Weiſe, daß er ſich wohl in ihrer Mitte befinde. Er ging alle Tage in der Stadt herum, beſah Alles, was zu ſehen war, und ſo kam er dann auch in das Julius-Spital. Ich war eben im Begriff, es zu verlaſſen, als er eintrat. Als Dirigent des Spitals ſtellte ich mich ihm vor, führte ihn dann überall im Spital herum, durch die Krankenzimmer, in die Kirche, in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium, und zuletzt auch in die Wohnungen der Pfründner. Mit Allem bezeigte er ſeine Zufriedenheit, und welchen Antheil er an den Kranken, und an den betagten und gebrechlichen Pfründnern und Pfründnerinnen genommen, mag folgendes Beiſpiel beweiſen. Unter den Pfründnerinnen befand ſich auch eine kurz zuvor aufgenommene Weibsperſon, welcher von Geburt an die untern Extremitäten fehlten, welche aber außerdem ganz geſund war. Der Churfürſt bezeigte Mitleid mit dieſer gebrechlichen Perſon, beſchenkte ſie mit einigen Thalern, und wie er weiter gehen wollte, ſagte ihm der anweſende Pfarrer des Spitals, daß dieſe armſelige Kreatur zwar wohl verſorgt ſei, daß ſie aber vollkommen glücklich ſein würde, wenn auch ihre arme Mutter eben ſo verſorgt wäre. „Das wird wohl keine Schwierigkeit haben, erwiederte der Churfürſt, man muß mir deßhalb nur eine ſchriftliche Anzeige machen, und das kürzeſte wird ſein, wenn Sie, Herr Pfarrer, morgen früh mir die Anzeige ſelbſt bringen, jedoch muß ich zuvor fragen, ob die Mutter der Unglücklichen ein Landeskind iſt?" — „Das iſt ſie, erwiederte der Pfarrer, denn ſie iſt eine Bambergerin." Indigniert, die Güte des Churfürſten ſo mißbraucht zu ſehen, trat ich vor und ſagte: „Dem iſt nicht alſo, Euer Churfürſtliche Durchlaucht, die Mutter des Mädchens iſt keine Bambergerin, ſie iſt am Rhein zu Hauſe. Ueberdieß iſt ſie auch nicht ihre Mutter, ſondern eine weitläuftige Anverwandte derſelben, welche ſie bisher uns Geld hat ſehen laſſen, und weil ſie nichts mehr mit ihr erwerben kann, ihre Aufnahme in das Julius-Spital von der Landes-Direktion ausgewirkt hat. Endlich gehört auch das unglückliche Mädchen ſelbſt nicht in das Julius-Spital, ſondern es ſind für ſolcherlei Perſonen andere Anſtalten in der Stadt, und es war ein Verſehen von der Landes-Direktion, daß ſie das nicht bedacht hat. Sage Du ſelbſt, fuhr ich, mich an das Mädchen wendend, fort, iſt es nicht ſo, daß das Weib, welches Dich nach Würzburg gebracht, nicht Deine Mutter, ſondern blos eine Anverwandte von Dir, und keine Bambergerin, ſondern eine Rheinländerin iſt?" — „So iſt es," erwiederte die Weibsperſon, und der Churfürſt ärgerlich über den zudringlichen Pfarrer, nahm die Aufforderung zur Beibringung der verlangten Anzeige zurück, der Pfarrer ſtand beſchämt und ſchweigend, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm in Gegenwart des Churfürſten die Lehre zu geben, daß man großen Herren die Wahrheit ſagen müſſe, weil ſie, wenn ſie ihnen unſerer einer nicht ſage, dieſelbe unmöglich erfahren können.

Dies geſchah am Vormittag. Am Abend beſuchte mich, wie gewöhnlich, Graf Thurheim. Er war kaum in das Zimmer getreten, ſo frug er mich, was ich denn heute früh mit dem Spitalpfarrer gehabt habe? Ich antwortete, weiter nichts, als daß ich ihm ein wenig durch den Sinn gefahren ſei, weil ich das Lügen nicht leiden könne. Er wiſſe Alles, erwiederte der Graf, der Churfürſt habe es heute Mittag an der Tafel erzählt, und ich habe mich dadurch bei ihm in großen Kredit geſetzt. Sie ſeien ein Mann, ſagte er, auf den man ſich verlaſſen könne, und auf ſolche Männer halte er etwas. „Das freut mich, antwortete ich, und ich hoffe, daß mich der Churfürſt noch weiter von dieſer Seite kennen lernen ſoll; ich bin ein Fremdling in Würzburg, und nur die Achtung meiner Vorgeſetzten und der Schutz des Churfürſten können mich gegen den Neid und den Widerwillen der Würzburger ſicher ſtellen.“

Das Intereſſe des Churfürſten an dem Julius-Spital theilte ſich auch ſeiner Gemahlin, den Prinzeſſinnen, und mehr oder weniger dem ganzen Hof mit. Wen er ſprach, gegen den pries er das Spital, und wer es noch nicht beſucht hatte, wurde von ihm dazu aufgefordert. Schon einige Tage nachher, nachdem der Churfürſt das Spital zum erſtenmal beſucht hatte, beehrte auch die Churfürſtin daſſelbe mit einem Beſuch. Ich war eben in Begleitung einiger meiner Zuhörer aus dem Spital weggegangen, und wollte über den Schloßplatz nach Hauſe gehen, als ich den Churfürſten mit ſeiner Gemahlin aus dem Schloß heraustreten ſah. Der Churfurſt erkannte mich von fern, und winkte mich zu ſich. Die Studenten entfernten ſich, ich folgte dem Wink, und erwartete, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, ſeine Befehle. „Wie ich an Ihrer Begleitung ſehe, ſagte er, ſo kommen Sie von dem Julius-Spital her, aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müſſen wieder dahin zurück, und meiner Frau das Spital zeigen, das iſt, fuhr er fort, der Dirigent des Spitals, der wird Dich überall darin herumführen, ein braver Mann, und noch dazu ein Schwabe, Dein Landsmann.“ Die Churfürſtin bezeigte überall, wohin ich ſie führte, ihr Wohlgefallen, und insbeſondere über den ſchönen botaniſchen Garten, und das reichhaltige anatomiſche Präparaten-Kabinet. Während ſie ſich in dem letztern aufhielt, hatte in dem in daſſelbe führenden Zimmer ein großes, einem Sarg ähnliches, zinnernes Behältniß die Aufmerkſamkeit des Churfürſten erregt, und auf deſſen Frage, was das ſei? antwortete der alte Siebold, an den die Frage gerichtet war: „Das iſt ein Sarg, Euer Churfürſtliche Durchlaucht, in welchem die Theile, die zu Präparaten gemacht werden ſollen, um ſie vor Fäulniß zu bewahren, in Branntwein gelegt werden,“ und um den Churfürſten einen anſchauenden Begriff davon beizubringen, befahl er dem Anatomiediener, den an einem Flaſchenzug hängenden Deckel des Sargs in die Höhe zu ziehen. „Nicht doch, Herr Geheimerrath, ſagte ich, in dem Sarge liegen mehrere Theile, die, wenn der Deckel aufgehoben wird, Geſtank verbreiten, und in dem Präparaten-Kabinet iſt die Churfürſtin, welche hier wieder durchpaſſiren muß.“ — „Zugelaſſen, zugelaſſen,“ rief der Churfürſt. Gleich darauf kam die Churfürſtin aus dem Kabinet zurück, und ich führte ſie weiter.

Ein Paar Tage darauf beehrten auch die Prinzeſſinnen Auguſte und Charlotte das Julius-Spital mit ihrem Beſuch. Die Ehre, ſie in demſelben herumzuführen, wurde mir wiederum zu Theil. Ich zeigte ihnen Alles, wie der Churfürſtin; auch ſie betrachteten Alles mit Wohlgefallen, beſonders aber gefiel ihnen die einfache ſchöne Kirche, und der botaniſche Garten. Es blühete damals gerade eine Pflanze, welche der Gärtner als die ſeltenſte und koſtbarſte in dem ganzen Garten angab. Ich weiß nicht mehr, wie er die Pflanze nannte, die Blüthe beſtand aus mehreren weißen Blumen von der Größe der Aurikeln, und ihr Wohlgeruch übertraf noch ihre Schönheit. Der Gärtner, ſich nicht begnügend mit dem Lob der Pflanze, erzählte auch, daß ſie noch von dem Fürſtbiſchof Franz Ludwig angeſchafft worden, und was ſie gekoſtet habe. Die Prinzeſſinnen hörten ihm mit Aufmerkſamkeit zu, und er würde noch lange fortgefahren haben, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte. „Aber lieber Herr Wolf, ſagte ich, wozu alles dieſes Gerede? Schneiden Sie die Blume ab, und überreichen Sie ſie der Prinzeſſin,“ auf die Prinzeſſin Auguſte zeigend. Der Gärtner beſann ſich, die Prinzeſſin proteſtierte gegen das Abſchneiden. Allein es half nichts, der Gärtner mußte die Blume abſchneiden, er thats, und ich überreichte ſie der Prinzeſſin mit den Worten: „Jetzt iſt die ſchöne Blume an ihrem rechten Platz, ſchöner konnte ſie an keinem andern verblühen.“ Die Prinzeſſin war etwas verlegen, aber ſie nahm die Blume wohlgefällig aus meiner Hand, und nie werde ich das holde Lächeln vergeſſen, mit welchem ſie dieſelbe an ihren Buſen ſteckte. Zuletzt führte ich die Prinzeſſinnen in mein Auditorium, ein geräumiges gewölbtes Zimmer mit mehreren Reihen wohl angebrachter Subſellien, und dieſen gegenüber mit einer um mehrere Stufen erhöhten Lehrkanzel verſehen, und mit den in Lebensgröße in Oel gemalten, und in vergoldete Rahmen gefaßten Bildniſſen der Fürſtbiſchöfe, von dem Fürſtbiſchof Julius, dem Stifter des Spitals, an bis zu dem damals noch lebenden Fürſtbiſchof Georg Karl ausgeziert. Ich nannte den Prinzeſſinnen die Namen der Fürſtbiſchöfe, welche die Bilder vorſtellten, und bemerkte zuletzt, daß, um die Reihe der um das Julius-Spital verdienten Fürſten voll zu machen, nur noch ein Bildniß fehle, und auf die Frage, welches ich meine? antwortete die Prinzeſſin mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit: „Das Bildniß meines Vaters.“ — „Sie konnten es leicht errathen, ſagte ich ihr, auch iſt das Bildniß längſt beſtellt, und in Arbeit, und damit Sie auch die Stelle wiſſen, wohin es kommt, es kommt an den meinem Katheder gegenüber ſtehenden Pfeiler, damit ich es bei meinen Vorleſungen immer vor Augen habe, und mich bei ſeinem Anblick ſtets meiner Pflicht erinnere.“ — „Das werden Sie nicht nöthig haben,“ erwiederte ſie, freundlich lächelnd, aber gewiß ſehr vergnügt darüber, daß die ſchöne Reihe ſo vieler guten und edlen Fürſten mit dem Bildniß ihres Vaters geſchloſſen werden ſoll.

So hatte ich nun als Dirigent des Julius-Spitals die bedeutendſten Perſonen aus der Begleitung des Churfürſten kennen gelernt, indem ſie alle nach und nach daſſelbe beſuchten. Aber näher bekannt wurde ich mit einigen als Arzt und Lehrer an der Univerſität, und unter dieſen nenne ich vorzüglich den Miniſter von Montgelas und ſeine Gemahlin, die geheimen Referendäre von Zentner, von Riegel und von Schenk. Der Miniſter von Montgelas hatte, um beſtändig in der Nähe des Churfürſten zu ſein, in der dem Reſidenzſchloß zunächſt gelegenen Wohnung des Grafen von Zurheim einige Zimmer bezogen, ſeine Gemahlin hingegen wohnte mit ihrem damals einzigen Kinde, einer Tochter von ungefähr zwei Jahren, in dem Rainacher Hofe. Sie wollte das Julius-Spital ſehen, und ein Billet von dem Vice-Präſidenten von Leiden beſtimmte mir den Tag und die Stunde, wenn ich ſie dahin abholen ſollte. Ich fand mich zu der beſtimmten Zeit bei ihr ein, wurde auf das höflichſte von ihr aufgenommen, und ſie wollte nur noch auf ihren Gemahl warten, der auch mitgehen wollte. Allein dieſer kam nicht, und wir begaben uns daher ohne ihn in das Spital. Ehe wir weggingen, zeigte ſie mir ihr Töchterchen, um mich wegen deſſelben um Rath zu fragen. Das Kind war mit einem Nabelbruch behaftet, und hatte zwar eine Bandage, aber ich fand dieſe nicht zweckmäßig genug, und verſprach ihr, für eine beſſere zu ſorgen, auch eines meiner eigenen Kinder ſei mit dieſem Uebel behaftet geweſen, es hätte mir keine Bandage etwas getaugt, endlich hätte ich ſelbſt eine angegeben, welche von meiner Frau verfertigt worden, und ihren Zweck ſo gut erreicht habe, daß der Schade ſchon nach ein Paar Monaten gehoben geweſen, wahrſcheinlich habe meine Frau die Bandage noch, und ſie werde mit Vergnügen nach dem Muſter derſelben eine gleiche für das Kind verfertigen, nur müſſe ſie zuvor das Maß an dem Kinde nehmen. Die Frau Miniſterin nahm das

Anerbieten wohlgefällig auf, lud meine Frau gleich auf den folgenden Tag zu einem Frühſtück bei ihr ein, wo ſie die Bandage ungeſäumt zu verfertigen, und ſie zum erſten mal ſelbſt anzulegen verſprach. Meine Frau erfüllte ihr Verſprechen, die Bandage wurde angelegt, ſie paßte vollkommen, und es war kein Zweifel, daß das Uebel bald gehoben werden würde.

Indeſſen war Napoleon in München angekommen. Die Miniſterin, begierig den großen Mann zu ſehen, reiſte gleich nach erhaltener Nachricht von ſeiner Ankunft dahin ab, und der Miniſter, der ſein Tochter nicht allein laſſen wollte, bezog bis zur Rückkunft ſeiner Gemahlin den Rainacher Hof. Da ich das Kind gewöhnlich alle Morgen beſuchte, ſo ſah ich auch dabei den Miniſter, der ſonſt ſehr ſchwer zugänglich war, öfter, und ich freute mich dieſer nähern Bekanntſchaft mit ihm um ſo mehr, da ich manches Gute für die Univerſität bewirken konnte, was außerdem wahrſcheinlich unterblieben wäre. Er war bis zu dieſer Zeit noch nicht in dem Julius-Spital geweſen, aber er hatte mir zugeſagt, daſſelbe zu beſuchen, ſobald er ein Paar freie Stunden haben würde. Dies geſchah zufällig bei einem Spaziergang, welchen er mit dem geheimen Referendar von Riegel machte. Sie gingen eben durch die Allee vor dem Julius-Spital, als mich der letztere aus demſelben heraustreten ſah. Riegel mußte den Miniſter hierauf aufmerkſam gemacht haben, denn ſie gingen beide auf mich zu, und der Miniſter ſagte, er habe jetzt eben eine Stunde Zeit, das Spital zu ſehen, ich möchte ihn in demſelben herumführen, doch ſolle ich dafür ſorgen, daß wir allein ſeien, weil er Niemand ſprechen wolle. Ich befahl daher dem Thorwart, Niemand von der Anweſenheit des Miniſters in dem Spital etwas zu ſagen, und Niemand, der nicht Geſchäfte in dem Spital habe, einzulaſſen. Der Befehl wurde von dem Thorwart pünktlich befolgt, der Miniſter bekam Niemand zu ſehen, und wir durchwanderten das Spital ungeſtört. Der Miniſter beſah Alles mit der größten Aufmerkſamkeit, bezeigte überall ſeine Zufriedenheit, beſonders aber gefiel ihm die Kirche, von welcher er ſagte, daß er nie eine ſo einfache, und doch ſo ſchöne Kirche geſehen habe.

Nächſt der Bekanntſchaft mit dem Miniſter intereſſierte mich vorzüglich die Bekanntſchaft mit dem geheimen Referendar von Zentner, welchen ich ſchon durch den Grafen von Thurheim als einen der vorzüglichſten Staatsbeamten in Baiern kannte. Ich hatte ihn zwar ſchon einige mal geſehen, aber näher bekannt mit ihm wurde ich erſt aus Gelegenheit einer Unpäßlichkeit, gegen welche er meine Hülfe in Anſpruch nahm. Seine nähere Bekanntſchaft entſprach meiner Erwartung vollkommen. Ich fand an ihm einen eben ſo angenehmen und wohlwollenden, als geiſtreichen und vielfältig unterrichteten Mann, und je öfter ich mit ihm zuſammenkam, deſto mehr beſtätigte ich mich in dieſem Urtheil über ihn. Er war ein ſehr vertrauter Freund des Grafen von Thurheim, und wenn dieſer, wie faſt täglich, Abends zu mir kam, brachte er gewöhnlich auch ihn mit, und ſo entſtand bald ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns, welches auch, als er Miniſter geworden, unverändert blieb, und bis zu ſeinem Tode fortdauerte.

Auch mit dem geheimen Referendar von Riſgel kam ich auf Anlaß einer ihn betroffenen Unpäßlichkeit in nähere Bekanntſchaft. Er war in hohem Grade hypochondriſch, und ein Anfall ſeiner gewohnten Krämpfe bewog ihn, mich deshalb um Rath zu fragen. Er wurde bald von ſeinen Krämpfen befreit, und da er ſo gefällig war, mir zu erlauben, ihn auch in geſunden Tagen zu beſuchen, ſo benutzte ich dieſe Gelegenheit, näher bekannt mit ihm zu werden, ſo oft ich es für ſchicklich hielt. So ſah ich denn auch ihn öfters, und ich darf mir ſchmeicheln, daß auch er, wie der Herr von Zentner, Würzburg als mein Freund verlaſſen hat.

Mit dem geheimen Referendar von Schenk wurde ich durch ſeinen Sohn bekannt, der in Würzburg Medicin ſtudierte, und auch bei mir Vorleſungen hörte. Der junge Schenk war einer der fleißigſten Studierenden, mit vielen Fähigkeiten begabt, von dem beſten Herzen, und untadelhaften Sitten. Natürlich war das Lob, welches ich dem Sohn geben konnte, dem Vater höchſt erfreulich, und es konnte nicht fehlen, da er erfuhr, daß ich ſeinen Sohn jener Eigenſchaften wegen beſonders auszeichnete, daß er mich als den Freund ſeines Sohnes anſah, und mich als ſolchen auch ſeiner Freundſchaft würdigte.

Der Aufenthalt des Churfürſten in Würzburg dauerte einen vollen Monat, und es verging keine Woche, wo er das Julius-Spital nicht ein- oder zweimal beſuchte. Er kam gewöhnlich allein, und immer in den Stunden, wo er wußte, daß er mich in

em Spital treffen würde. Unvermuthet trat er in das Kranken-
immer, worin ich mich eben mit meinen Schülern befand, durch-
ing mit mir die andern, umgeben von den Studenten, fragte nach
em Befinden faſt jedes einzelnen Kranken, und hatte ſich jeden
o gut gemerkt, daß er bei dem nächſten Beſuche ſich ſelten über
eine Krankheit irrte. Es war ein höchſt erfreulicher Anblick, den
andesherrn an den Leiden ſeiner armen kranken Unterthanen ſo
heilnehmend, und von Bett zu Bett von den Studenten begleitet
u ſehen. Aber auch er ſelbſt gefiel ſich in dieſer Begleitung; er
agte mir mehrmals, daß es ihm vorkomme, als wäre er ſelbſt
in Student, der Kranke behandeln lernen müſſe. Zum Beweis
einer großen Theilnahme an den Leiden der Kranken will ich nur
inen Fall anführen. Ein Handwerksmann, der in ſeinen Zimmern
rbeitete, hatte das Unglück, daß ihm ein ſchwerer Hammer auf
inen Vorderfuß fiel. Der Vorderfuß war heftig gequetſcht, ſo
aß der Beſchädigte weder gehen noch ſtehen konnte. Der Chur-
ürſt ließ ihn ſogleich in das Julius-Spital ſchaffen, und zugleich
ſchickte er einen Hofbedienten zu mir, mit dem Befehl, für die
Heilung des Kranken auf das beſte zu ſorgen. Als äußerlichen
Kranken hatte ihn der Profeſſor der Chirurgie und Oberwundarzt
des Spitals Barthel von Siebold zu behandeln. Er nahm ihn
daher ſogleich in die Kur, und auf mein Verlangen zog er auch
ſeinen Vater bei. Beide Siebolde ſtimmten für die Amputation
des Fußes, nicht allein wegen der Heftigkeit der Quetſchung, ſon-
dern auch weil der Patient ſchon bei Jahren, und ein ſtarker Trin-
ker war. Auch ich war dieſer Anſicht, aber als die Frage von
der Stelle war, an welcher die Amputation gemacht werden ſollte,
war ich anderer Meinung. Sie wollten die Amputation unmittel-
bar über den Knöcheln machen, ich rieth, den Fuß unter dem
Knie abzuſchneiden, weil die Gefahr des Brandes in dieſer weitern
Entfernung von dem verletzten Theil weniger groß ſei. Allein ich
wurde überſtimmt, die Amputation wurde über den Knöcheln ge-
macht. Aber ſchon am dritten Tag zeigte ſich die Wunde brandig,
und nun ſollte eine zweite Amputation unter dem Knie gemacht
werden, wozu ich jetzt nicht mehr ſtimmen konnte; ich rieth viel-
mehr, ſie jetzt über dem Knie zu machen. Allein auch hier mußte
ich den beiden von mir völlig unabhängigen Chirurgen nachgeben.
Die Amputation wurde unter dem Knie gemacht, aber bald zeigte

ſich die Wunde auch hier brandig, und es ſollte nun zur Amputation über dem Knie geſchritten werden. Dieſe dritte Amputation litt ich nicht mehr. Der Kranke, ſagte ich, iſt nun ein innerlicher, er hat ein typhöſes Fieber, der Brand iſt nicht mehr örtlich, er iſt jetzt allgemein, der Kranke iſt ohne Zweifel verloren, und ich gebe ſchlechterdings nicht zu, daß er zum dritten mal amputiert wird. Wirklich ſtarb der Kranke wenige Tage darauf an dem typhöſen Fieber zum großen Bedauern des Churfürſten, der natürlich ſehr ungehalten über die beiden Siebolde war, als ich ihm auf ſein Verlangen den Vorgang ausführlich erzählte.

Hatte ich mich ſchon vorher bei dem Churfürſten in Kredit geſetzt, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte durch dieſen Vorgang bedeutend vermehrt werden. Davon erhielt ich bei mehreren Gelegenheiten die überzeugendſten Beweiſe; auch iſt es natürlich, daß die günſtige Meinung, welche der Churfürſt von mir gefaßt hatte, mir auch überhaupt mehr Achtung in Würzburg verſchaffte. Ich wurde, was vorher nicht der Fall war, auch in allgemeinen Univerſitäts-Angelegenheiten zu Rath gezogen, und zumal bei Beſetzung der erledigten Profeſſorate. So wurde z. B. nach dem Abgang des Profeſſors der Anatomie Fuchs, welcher wieder nach Jena, woher er berufen worden, zurückkehrte, als ſein würdigſter Nachfolger der Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie Döllinger von mir in Vorſchlag gebracht, und dazu ernannt, ſo daß er nun alle drei Penſa vereinigte. Von allen Kompetenten war er gewiß der würdigſte, und wenn ich ſonſt kein Verdienſt um die Univerſität gehabt hätte, als daß ich ihn zu der Stelle empfohlen, ſo würde dieſes einzige ſchon groß genug geweſen ſein, um ſagen zu können, daß ich mich um dieſelbe verdient gemacht habe.

Schon während der Anweſenheit des Churfürſten in Würzburg hatte die Stadt franzöſiſche Einquartierung bekommen, an welcher auch die Profeſſoren der Univerſität zu tragen hatten. Zugleich ſollte in der Umgegend der Stadt ein großes franzöſiſches Lazareth eingerichtet werden, wozu das ehemalige Kloſtergebäude in Unterzell am Main, eine Stunde von Würzburg, gewählt worden. Das Gebäude war eben verkauft worden, aber zum Glück war der Verkauf noch nicht ratificiert, und das Gebäude disponibel geblieben. Nun war zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten, welcher dem Churfürſten nach Würzburg gefolgt war, dem Staatsrath Otto, und der von dem Churfürſten niedergeſetzten Kommiſſion, Kriegs-Separat genannt, die Uebereinkunft getroffen werden, daß bis zur Herſtellung des Lazareths in Unterzell die kranken Franzoſen einſtweilen in den Krankenanſtalten in der Stadt untergebracht werden ſollen. Ich wußte nichts von dieſer Uebereinkunft, und weil ich nichts mit dem Lazareth zu thun hatte, ſo erhielt ich auch von derſelben keine Notiz. Aber zu meinem Erſtaunen traf ich an einem Morgen drei kranke Franzoſen in dem Julius-Spital, und auf die Frage, wie dieſe ſo unerwartet in das Spital gekommen, erhielt ich die Antwort, es ſei auf Befehl des Kriegs-Separats geſchehen. Das Kriegs-Separat, aus dem Vice-Präſidenten, den drei Direktoren und einigen Räthen der Landes-Direktion zuſammengeſetzt, und als Präſident des Kollegiums der General-Landes-Kommiſſär Graf von Thurheim, hielt ſeine Sitzungen gewöhnlich am Morgen, und ſo wie ich das Julius-Spital verlaſſen hatte, eilte ich ſogleich in das Schloß, und in das Zimmer, wo ich das Kriegs-Separat noch beiſammen fand. Ich ſagte demſelben, wie erſtaunt ich war, kranke Franzoſen in dem Julius-Spital zu ſehen, und proteſtierte nicht nur gegen jede weitere Aufnahme ſolcher Kranken, ſondern verlangte auch, daß die bereits aufgenommenen, ſobald als möglich, wieder entfernt werden möchten. Natürlich erfuhr ich nun die mit dem franzöſiſchen Geſandten getroffene Konvention mit der Bemerkung, daß bei derſelben das Julius-Spital nicht habe ausgenommen werden können, daß aber die darin befindlichen Franzoſen, ſo wie das Lazareth in Unterzell eingerichtet ſei, ungeſäumt dahin verſetzt werden ſollen. Ich ließ mir dieſe Zuſage von der Hand gefallen; aber da ich am folgenden Tag die Zahl der kranken Franzoſen um vier vermehrt, und am dritten bereits auf zehn geſtiegen ſah, ſo begab ich mich abermals vor das Kriegs-Separat, und wiederholte meine Bitte um Entfernung dieſer Kranken nachdrücklicher, indem ich zugleich bemerkte, daß es mit der Einrichtung des Lazareths in Unterzell viel zu langſam hergehe, um nicht fürchten zu müſſen, daß zuletzt das Julius-Spital von kranken Franzoſen überſchwemmt werde. Ich erhielt von dem Kriegs-Separat denſelben Beſcheid, wie das erſte mal; aber ich beruhigte mich damit nicht mehr, und als ich auf die Frage, ob denn dem Uebel nicht abzuhelfen ſei? eine verneinende Antwort erhielt, verließ ich das Zimmer mit den Worten: „Nun wohlan! wenn mir das Kriegs-Separat nicht helfen kann, ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich mir ſelbſt helfe.“ Der Präſident lachte, und das ganze Kollegium lachte mit. Aber feſt entſchloſſen, nicht nachzulaſſen, als bis ich meinen Zweck erreicht haben würde, begab ich mich zu dem franzöſiſchen Geſandten, um ihm meine Noth vorzuſtellen. Ich fand einen großen, ſchönen, freundlichen Mann, zu welchem ich ſogleich Zutrauen faßte, und trug ihm geradezu und offen vor, was ich verlange; um ihn aber von der Nothwendigkeit, dem Uebel abzuhelfen, vollkommen zu überzeugen, bat ich ihn, daß er ſich ſelbſt in das Julius-Spital begeben, und mir die Stunde beſtimmen möchte, wann ich ihn dort erwarten ſollte. Der Geſandte ſchien ſich für die Sache zu intereſſieren, und verſprach mir, gleich am folgenden Morgen um neun Uhr ſich in dem Julius-Spital einzufinden. Er kam, wie er verſprochen hatte, zur beſtimmten Zeit. Zuerſt führte ich ihn in die Zimmer, wo die kranken Franzoſen lagen, deren bereits ſchon einige zwanzig waren. Dann führte ich ihn in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium u. ſ. w., und nachdem ich ihm Alles gezeigt hatte, ſagte ich: „Sie haben geſehen, Excellenz, wie viel kranke Franzoſen bereits in dem Spital ſind, und es iſt kein Zweifel, daß ſich ihre Zahl mit jedem Tage vermehren wird. Nun iſt aber das Julius-Spital kein gewöhnliches Spital, das blos zur Aufnahme Kranker dient, ſondern es iſt auch eine Univerſitäts-Anſtalt, die Krankenzimmer ſind eben ſo viele Lehrſäle für die Klinik, und da die wenigſten Studierenden franzöſiſch ſprechen, ſo muß der kliniſche Unterricht aufhören, wenn das Spital ein Lazareth für kranke Franzoſen wird. Aber das iſt noch nicht genug, fuhr ich fort; iſt das Julius-Spital ein franzöſiſches Lazareth, ſo werden ſich auch die franzöſiſchen Militärärzte eindrängen, und weit entfernt, daß es ihnen blos um die Behandlung der Kranken zu thun ſein wird, werden ſie auch gelegentlich die anatomiſche Präparaten-Sammlung beſuchen, wo ſie ſich leicht etwas, was ihnen gefällt, zueignen können, während die Rekonvaleſzenten in dem botaniſchen Garten nicht nur die ſchönen Blumen pflücken, ſondern auch manches andere verderben. Nun hat aber der Kaiſer Napoleon ausdrücklich befohlen, daß auch in feindlichen Ländern die Univerſitäten auf alle Weiſe geſchont werden ſollen, er wird alſo um ſo viel mehr darauf ſehen, daß die Univerſitäten in den Ländern ſeiner Alliierten verſchont werden, und es iſt daher ganz der Intention des Kaiſers gemäß, daß das Julius-Spital in kein franzöſiſches Lazareth verwandelt werde.“ Der Geſandte theilte meine Anſicht ganz, und nachdem ich ihm geſagt hatte, daß es zur baldigen Befreiung des Julius-Spitals vorzüglich darauf ankomme, daß die Einrichtung des Kloſtergebäudes in Unterzell thätiger betrieben werde, als es bisher geſchehen, fügte ich die Bitte hinzu, das Nöthige deßhalb ungeſäumt zu beſorgen. Wirklich erließ er ſchon am folgenden Tag an das Kriegs-Separat eine Note, worin er daſſelbe zur ſchleunigen Herſtellung des Lazareths in Unterzell aufforderte, und auch von ſeiner Seite alle die Gründe geltend machte, die ich für die Befreiung des Julius-Spitals von den Franzoſen ihm mündlich vorgetragen hatte. Der Graf von Thurheim, zwar etwas unwillig über den Schritt, den ich gethan hatte, konnte doch nicht umhin, ihn zu billigen. Er lobte den Eifer, mit welchem ich mich des Julius-Spitals angenommen, und das Kriegs-Separat, angetrieben von dem franzöſiſchen Geſandten, beſchleunigte die Herſtellung des Lazareths in Unterzell dergeſtalt, daß es nach ein Paar Wochen bezogen werden konnte. So hatte ich das Julius-Spital von der franzöſiſchen Einquartierung glücklich befreit, und wenn meine Freude darüber groß war, ſo war es die Freude des Adminiſtrators Oehninger nicht minder. Er hatte ſchon einmal den Fall erlebt, daß das Julius-Spital in ein Militär-Lazareth verwandelt worden, in ein Oeſterreichiſches, und er konnte mir nicht genug ſagen, wie viel es dem Spital gekoſtet habe. Größeres Verdienſt, verſicherte er mir, hätte ich mir um das Spital nicht erwerben können, ich habe ihm mehrere tauſend Gulden erſpart, und das Lob, welches er mir deßhalb gab, widerhallte auch von vielen andern Orten her.

Nach der Zurückreiſe des Churfürſten nach München war es nun wieder ganz ſtill in Würzburg. Der Krieg hatte ſich in die Oeſterreichiſchen Staaten gezogen, und wir konnten nun unſere Geſchäfte wieder ganz ungeſtört treiben. Auch bekamen wir jetzt wieder Beſuche von fremden Gelehrten, herbeigelockt theils von dem Glanz, welchen die Univerſität unter der Baieriſchen Regierung überhaupt erhalten hatte, denn ſie war anerkannt als eine der erſten Univerſitäten Deutſchlands, theils von den an derſelben angeſtellten Männern, Paulus, Schelling und Andern, und was insbeſondere die Beſuche von fremden Aerzten betrifft, von den vorzüglichen Anſtalten für das mediciniſche Studium, indem nur wenige Univerſitäten mit der Würz burger hierin wetteifern konnten. Es würde überflüſſig ſein, alle die Gelehrten, welche unſere Univerſität von Zeit zu Zeit beſuchten, zu nennen. Ich ſpreche daher blos von den ausgezeichneteren, und von denen, deren Beſuche in meine Zeit fielen, und hier ſteht nun der berühmte Voß, der Vater, oben an. Ich ſah ihn zuerſt bei Paulus, und da er mehrere Tage in Würzburg verweilte, ſo ſah ich ihn auch anderwärts, bei Thürheim, Schelling, und auch einigemal bei mir. Die Stunden, welche ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmſten in Würzburg. Er ſelbſt gefiel ſich vorzüglich in Geſellſchaft mit dem Grafen von Thürheim, den er öfters beſuchte, und der auch bei den Beſuchen, welche er bei Paulus und mir machte, meiſtens zugegen war. Er war ſehr erfreut, ſich auch über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit dem Grafen unterhalten zu können, und als einmal von der Behauptung ſeines Antagoniſten Wolf, daß die Werke des Homer mehrere Verfaſſer gehabt hätten, die Rede war, und Graf Thürheim ſeine Gründe dagegen entwickelte, erſtaunte er, auch einige unter denſelben zu finden, auf welche er, wie er ſagte, als ein Mann vom Handwerk nicht gekommen ſei. So gewann er denn eine ſehr hohe Achtung vor dem Grafen, und es iſt daher leicht erklärlich, daß er nicht ungeneigt war, in Baieriſche Dienſte zu treten, wenn ihm die Direktion des geſammten Schulweſens in Baiern angetragen werden würde. Wirklich hatte Thurheim bereits darauf bei dem Miniſterium in München angetragen, allein es erfolgte keine Antwort auf ſeinen Antrag, dagegen erſchien bald darauf der Wißmaieriſche von dem Churfürſten genehmigte Schulplan. Voß ſah ſich alſo getäuſcht, und es iſt ihm wohl nicht zu verdenken, daß er, um ſeiner Indignation Luft zu machen, den Wißmaieriſchen Schulplan in der Jenaer Litteraturzeitung, ſelbſt unter ſeinem Namen, auf eine ſo derbe Art durchgehechelt hat.

Nächſt Voß hatte ich bei Paulus noch mehrere andere intereſſante Männer kennen gelernt, wie den berühmten Ueberſetzer Shakſpeare's Auguſt Wilhelm Schlegel, und den gleich berühmten Ueberſetzer Arioſto's, Taſſo's und Kalderon's Gries, weil ich ſie aber blos geſehen habe, ſo begnüge ich mich ſie blos zu nennen, und verweile um ſo länger bei einem andern, dem D. Schletmann aus Römhild. Ich wohnte mit Paulus ſchon zuſammen, als ihn Schletmann beſuchte, aber ich hatte ihn diesmal nicht geſehen. Paulus

tte ſeines Beſuchs blos gegen mich erwähnt. Allein die Schilde-
ng, welche er von dieſem ſonderbaren Mann machte, erregte meine
gierde, ihn perſönlich kennen zu lernen in hohem Grade. Nun
tte er mir unter andern Zügen, die ihn charakteriſierten, auch den
geführt, daß er ſich überall einfinde, wo etwas Merkwürdiges
rgehe. So habe er nicht nur den größten Theil von Deutſchland,
ndern auch mehrere andere Länder durchreiſt, und zwar jederzeit zu
ß, und beinahe ohne Geld. Es verdroß mich, daß ich ihn nicht
ſehen hatte, und, da er erſt vor wenigen Tagen Würzburg ver-
ſſen, ſobald keine Hoffnung hatte, ſeine Bekanntſchaft zu machen.
s war gerade um die Zeit, als die Franzoſen unter Bernadotte
er Ansbach in das Würzburgiſche eingedrungen waren, und auch
der Stadt erwartet wurden. Die Franzoſen kamen, und mir fiel
n, weil dies etwas Merkwürdiges ſei, daß auch Schlotmann kom-
en könne. Paulus zweifelte, weil er erſt vor kurzem da geweſen.
ber wir hatten kaum von ihm geſprochen, ſo ſtand er mitten unter
ns. Schon ſein Aeußeres hatte etwas auffallendes. Ein großer,
arker Mann, mit großen blauen Augen, einer ſonderbar gebogenen
abichtsnaſe, blonden, in einen dicken ſo genannten engliſchen Zopf
bundenen Haaren, und in einem Anzug, in welchem er mehr ei-
em verdächtigen Landſtreicher, als einem anſäſſigen Doktor der Me-
icin glich, aber ein Mann von Geiſt, vielſeitigen Kenntniſſen, ei-
em ſtupenden Gedächtniß, und höchſt intereſſant in Geſellſchaft.
eſonders intereſſant waren die Erzählungen von ſeinen Reiſen. Wo
r war, hatte er Alles auf das ſchärfſte beobachtet, und es ſo in
einem Gedächtniß aufbewahrt, daß er ſich auch der geringſten Do-
alls erinnerte. So fragte ich ihn z. B. über Stuttgart nach Din-
en, von denen ich unmöglich glauben konnte, daß ſie ihm bekannt
eien, aber er wußte Alles ſo gut, als ich ſelber. Ich habe ſel[illegible]
inen intereſſantern Sonderling geſehen, und ich freue mich, vor-
äufig ſagen zu können, daß mein Wunſch, öfter mit ihm zuſammen
u kommen, in der Folge zweimal erfüllt worden iſt.

Ein anderer Beſuch eines ausgezeichneten Mannes in Würzburg
war der Beſuch des Profeſſors Samuel Vogel aus Roſtock.
Er war, um ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, Wil-
ens, in das ſüdliche Frankreich zu reiſen; allein ſchon in Paris, wo
r ſich etwas länger verweilen wollte, hatte ſich ſein Zuſtand ſo ver-
eſſert, daß er die Reiſe in das ſüdliche Frankreich aufgab, und die

ganze Zeit ſeines Urlaubs in Paris zuzubringen beſchloß. Wirklich kam er auf ſeiner Rückreiſe ganz geſund in Würzburg an, und da er einige Tage hier verweilte, ſo lernte ich ihn bald näher kennen, indem er täglich das Julius-Spital beſuchte. Ich erkannte ſogleich an ihm einen eben ſo liebenswürdigen Mann, als ausgezeichneten praktiſchen Arzt, und es that mir ſehr leid, daß er Würzburg ſobald verließ, da ich ſeines lehrreichen Umgangs länger zu genießen ſo ſehr gewünſcht hatte.

Nicht lange nach Vogel kam der berühmte Großbritanniſche Leibarzt **Stieglitz** aus Hannover nach Würzburg. Sein Aufenthalt daſelbſt war kürzer, als der Aufenthalt Vogels. Indeſſen war mir ſein einziger Beſuch im Julius-Spital hinlänglich, um auch an ihm einen der ausgezeichnetſten Aerzte zu erkennen. Das Spital gefiel ihm ſehr wohl, und eben ſo ſchien er auch mit der Art, wie ich die Klinik trieb, zufrieden zu ſein, wenigſtens ſagte er mir bei'm Abſchied, daß ich ja niemals von Würzburg weggehen ſoll, da ich nirgends anderswo eine ſo ſchöne und nützliche Stellung würde finden können.

Endlich erwähne ich noch eines ausgezeichneten Mannes, den ich in Würzburg kennen lernte, des Hofraths und Profeſſors **Ferro** aus Wien. Dieſer hielt ſich vorzüglich an die Siebold, und ich ſah ich ihn nur einmal bei der Amputation einer Bruſt, welche Barthel Siebold verrichtete. Siebold war überhaupt ein geſchickter Operateur, und Ferro pries mit Recht die Dexterität, die er bei der Operation bewies. Er machte ihm darüber ſehr ſchmeichelhafte Komplimente, aber noch ſchmeichelhafter machte ſie ihm ſein Vater. Er ſelbſt hatte ſchon ſeit längerer Zeit keine Operation mehr gemacht, aber ſelten fehlte er, wenn ſeine Sohn operirte. Auch diesmal war er zugegen, ſah mit großem Wohlgefallen der Operation zu, und wie er nach Beendigung derſelben ſeinem Sohn, ihn umarmend und küſſend, Glück wünſchte, rief er frohlockend aus: „Wie freue ich mich, Profeſſor Barthel, dieſes neuen Beweiſes, daß Deines Vaters alte chirurgiſche Seele in der Deinigen wieder auflebt!“ Ferro lachte über die Eitelkeit des Vaters, aber er verzieh ſie dem alten Mann gern, weil er die Freude über die gelungene Operation mit ihm theilte.

Außer der ſchon früher erwähnten Reiſe in mein Vaterland machte ich, ſo lange ich in Würzburg war, keine mehr. Dagegen rhielt ich mehrere Beſuche von meinen Anverwandten und Freunden, ie ich in demſelben zurückgelaſſen hatte. So beſuchte mich zuerſt eine jüngſte Schweſter, welche zu unſerer allerſeitigen Freude einige ochen lang bei uns blieb. Sie gefiel ſich wohl bei uns, und ihr eſuch war uns um ſo erwünſchter und erfreulicher, da ſie meinen eltern und meinen zwei andern Schweſtern ſagen konnte, daß ſie ch durch ſelbſteigenen Anblick überzeugt habe, es gehe uns in Würzburg wohl, und wir ſeien mit unſerer Lage zufrieden.

Bald nach der Abreiſe meiner Schweſter beſuchten uns drei meiner Schwäger, der Hofprediger Harpprecht und der D. Biſchof aus Ludwigsburg, und der Ober-Finanzrath Moſer aus Stuttgart. Der Beſuch war uns um ſo erfreulicher, da wir ganz nvermuthet von ihm überraſcht wurden. Sie verweilten nur ein Paar Tage bei uns, aber wir thaten Alles, um ihnen ihren Aufenthalt bei uns ſo angenehm, als möglich, zu machen, und ihre Zufriedenheit darüber ließ uns den Schmerz unſerer Trennung weniger fühlen.

Noch mehr, als der Beſuch meiner drei Schwäger, überraſchte uns der Beſuch zweier Freunde, von denen wir nie erwartet hatten, daß wir ſie in Würzburg ſehen würden. Es war der Beſuch meines lieben Freundes, des Konſulenten Mader von Heutingsheim, und eines andern alten Freundes, welchen ich ſchon früher hätte nennen ſollen, des Oberſtlieutenants Zech aus Ludwigsburg. Noch nie hatte Mader, ſeit er älter geworden, eine ſo weite Reiſe gemacht, und auch Zech war nichts weniger als reiſeluſtig. Aber eben darum legten wir auch einen deſto größern Werth auf ihren Beſuch, und unterließen nichts, was ihnen denſelben angenehm machen konnte. Wir führten ſie überall hin, wo etwas intereſſantes zu ſehen war, auch in den Hofkeller, welcher, auch ohne Rückſicht auf die köſtlichen Weine, die er enthielt, ihnen einen unerwartet ſchönen Anblick gewährte. Insbeſondere aber gefielen ſie ſich in dem Thurheimiſchen Hauſe, wohin ſie nicht nur mit mir zu Tiſch geladen wurden, ſondern auch, ſowohl von dem Grafen, als von der Gräſin, auf das wohlwollendſte behandelt wurden. Ungern verließen ſie Würzburg, und mit Wehmuth ſahen wir ſie von uns ſcheiden.

Noch überraſchender, als der Beſuch Maders und Zechs, war der Beſuch, mit welchem mich bald darauf der Prinz Paul von Würtenberg, der Bruder des jetzt regierenden Königs, auf einer

Reiſe nach Hildburghauſen beehrte. Ich wußte nichts von ſeiner Ankunft in Würzburg, und hatte mich, wie gewöhnlich am Vormittag, in das Julius-Spital begeben. Bei'm Heraustreten aus einem Krankenzimmer in den Gang ſah ich einen großen, ſchönen jungen Mann mir entgegen kommen, von dem es mir ſchien, daß ich ihn kennen ſollte. Aber ich erkannte ihn nicht, bis er mir näher getreten war. „Kennen Sie mich noch? rief er mir zu, ich habe Sie in ihrer Wohnung beſuchen wollen, aber man hat mir geſagt, Sie ſeien um dieſe Zeit im Spital, und darum habe ich Sie hier aufgeſucht; kennen Sie mich noch?“ — „O ja, erwiederte ich, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, Sie ſind der Prinz Paul, und ich kann nicht ausdrücken, wie ſehr ich mich freue, Sie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen.“ Ich fragte ihn, ob er das Spital ſehen wolle? „Diesmal nicht,“ erwiederte er, aber wir unterhielten uns eine gute Weile, im Gang hin und hergehend, und als ich ihn beim Weggehen fragte, wie lange ſeine Anweſenheit in Würzburg dauern werde, und die Antwort erhielt, bis zum folgenden Morgen, lud ich ihn auf den Nachmittag zum Kaffee bei mir ein. Willfährig nahm er die Einladung an, und verweilte ſich mit ſeinen Begleitern, einem General und einem Hofkavalier, bei mir bis ſpät zum Abend. Der Stoff unſerer Unterhaltung war ſehr reichhaltig, und es mochte geſprochen werden, worüber es wollte, ſo zeigte er ſich überall als den geiſtreichen Mann, als welchen er ſich ſchon in ſeinem frühern Alter angekündigt hatte. Was mir aber ſeinen Beſuch beſonders ſchätzbar und erfreulich machte, war, daß er mir viel von meinem Vater ſprach, der das Regiment kommandierte, deſſen Inhaber er war. Ich wußte von meinem Vater ſchon vorher, daß der Prinz ſehr wohlwollend gegen ihn geſinnt ſei, daß er ihn öfter beſuche, und nie von ihm weggehe, ohne ihn zu fragen, ob er nicht einen Wunſch habe, welchen er erfüllen könne? Auch bei mir ſprach er ſeine wohlwollenden Geſinnungen gegen meinen Vater auf das unzweideutigſte aus, und wenn ich ihn vorher wegen ſeines Verſtandes verehrt hatte, ſo verehrte ich ihn nun nicht minder wegen ſeines guten Herzens, das man ihm vielfältig abgeſprochen hat.

Aber ich hatte noch einen intereſſantern Beſuch zu erwarten, als die eben erwähnten, einen Beſuch von Schiller, der mich auch in Würzburg wieder ſehen wollte. Er hatte mir ihn für gewiß verſprochen, allein ſein Verſprechen blieb unerfüllt. In demſelben Frühjahr, wo er es erfüllen wollte, ſtarb er im Mai 1805, noch nicht volle fünf und vierzig Jahre alt. Was ich an ihm verlor, werde ich tief fühlen, ſo lange ich lebe. Was die Welt an ihm verlor, weiß Jeder, der ſeine Schriften kennt. Aber ſein Wirken im Reich des Schönen, Wahren und Guten hat mit ſeinem Tod nicht aufgehört. Sein Geiſt lebt fort in ſeinen Schriften, ſie werden geleſen werden, ſo lange in den Deutſchen der Sinn für das Schöne, Wahre und Gute nicht erſtorben iſt, und dieſe Zeit wird und kann nie kommen.

Mit meinen Freunden in Würzburg, deren ich immer mehrere gewann, blieb ich ſtets auf dem alten guten Fuß, und ſo auch mit meinen Zuhörern, die ich immer mehr an mich zu ziehen ſuchte, nicht um ihrer noch mehrere zu gewinnen, denn ich hatte ihrer ſehr viele, als vielmehr um ihnen nicht allein als Lehrer, ſondern auch als Freund nützlich zu ſein. So oft ich konnte, verſammelte ich ſie um mich, ich lud ſie abwechſelungsweiſe zu mir ein, ich beſuchte ſie abwechſelungsweiſe in ihren Wohnungen, ich forderte ſie auf, mit mir ſpazieren zu gehen, wo der gewöhnliche Ort, wohin wir gingen, die angenehm gelegene Aumühle war. Hier ſetzten wir uns, entfernt von der übrigen Geſellſchaft, zuſammen an einen großen Tiſch, tranken ein Glas Wein oder Bier, und unterhielten uns über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Eben ſo ſetzte ich mich auch öfters im Theater, ſtatt in die Thurheimſche Loge, wo ich einen eigenen Platz hatte, zu ihnen ins Parterre, und um ſie in ihrem Muthwillen nicht zu ſtören, hatte ich nichts dagegen, wenn ſie zuweilen einen ſchlechten Schauſpieler herausriefen. Selbſt im Hörſaal vergaß ich manchmal den Profeſſor, und ſuchte mich ihnen gleich zu ſtellen, indem ich mich in ihre Angelegenheiten, ja ſelbſt in ihre Herzensangelegenheiten, miſchte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern ein Schweizer aus Zürich, der bereits promoviert hatte. Er hatte ſich in ein Liebesverſtändniß mit der Tochter eines Schullehrers eingelaſſen, welche man für das ſchönſte Mädchen in Würzburg hielt. Abends bei'm Hineingehen in das Spital, wo ich noch eine Vorleſung zu halten hatte, ſah ich ihn mit ſeinem Mädchen in einem tiefen Geſpräch; ich ging vorüber, ohne ihn zu grüßen. Aber, obſchon auf dem Katheder ſtehend, fing ich doch meine Vorleſung nicht gleich an, ſondern erſt, nachdem der Liebhaber des Mädchens eingetreten war. „Ich habe nur auf Sie gewartet, Herr Doktor, ſagte ich, ich ſah, daß Sie im Begriff waren, die Vorleſung zu beſuchen, und habe deshalb auf Sie gewartet.“ Er müſſe ſehr um Verzeihung bitten, erwiederte er, aber er ſei zufällig aufgehalten worden. „Das habe ich wohl geſehen, antwortete ich, aber es iſt unnöthig, daß Sie ſich entſchuldigen, denn ich habe den Fehler begangen, daß ich nicht auch bei dem ſchönen Mädchen ſtehen geblieben bin, ein Fehler, den mir alle meine Zuhörer gewiß verziehen hätten, wenn ich auch eine Stunde ſpäter gekommen wäre.“ Die ganze Verſammlung lachte, aber der betroffene Doktor freute ſich der Theilnahme des Profeſſors an dem Liebeshandel ſeines Schülers. Durch dieſe Theilnahme an ihren Angelegenheiten erwarb ich mir ihr Zutrauen auch in wichtigern Dingen, und indem ich demſelben bei jeder Gelegenheit zu entſprechen ſuchte, ſo verlor ich, ungeachtet ich zuweilen den Profeſſor vergaß, doch nie die Achtung, welche ſie mir, als ihrem Lehrer ſchuldig waren. — Endlich gewann ich mir auch dadurch die Gunſt meiner Zuhörer, daß ich nie einen von ihnen wegen unterlaſſener Bezahlung des ſchuldigen Honorars verklagte. So umging ich zwar die Verordnung, aber ich ſetzte dadurch die ärmern Studenten in den Stand, andere Lehrer, die mehr auf die Entrichtung der Honorare warteten, als ich, um ſo leichter befriedigen zu können; auch war ich überzeugt, daß die Uneigennützigkeit, welche ich ihnen dadurch bewies, manchen wohlhabenden Nichtbezahler, indem dadurch ſein Ehrgefühl erregt wurde, zur Entrichtung ſeines Honorars beſtimmt hat.

Unter dieſen Verhältniſſen lebte ich nun zufrieden mit meiner Lage, und unbeſorgt wegen der Zukunft. Der franzöſiſche Kaiſer hatte den Feldzug ſiegreich geführt, der kühne und gewagte Entſchluß der Baieriſchen Regierung, es mit Frankreich zu halten, war gerechtfertigt, und es war zu erwarten, daß auch Baiern an den Früchten des Sieges der Franzoſen ſeinen Antheil erhalten werde. Aber nun kam der Friede, der Kaiſer hatte verſprochen, Baiern groß zu machen, er hielt ſein Wort; allein eine Bedingung des Friedens war, daß Würzburg an den Churfürſten von Salzburg, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, abgetreten werden ſollte. Ich erfuhr dies zuerſt von dem Grafen von Thurheim, ich konnte es nicht glauben, und doch war es nur zu gewiß. Welchen Schrecken dieſe Nachricht uns fremden Profeſſoren verurſacht hat, kann man ſich leicht denken. Freilich hatten wir nicht zu fürchten, von der neuen Regierung weggeſchickt zu werden, in dem ſchlimmſten Fall

ſten uns wenigſtens Penſionen bewilligt werden; auch zeigte es
bald, daß unſere Furcht ohne Grund war. Sämmtliche Pro-
oren der Univerſität wurden im Namen des neuen Regenten von
em Hof-Kommiſſär verpflichtet, und es war keine Rede von Ent-
ung eines fremden, im Gegentheil erhielten diejenigen, welche
t bleiben wollten, Penſionen, welche ſie bis zu einer anderweiti-
Anſtellung beziehen ſollten. Solchergeſtalt hätte ich ganz unbe-
gt in Würzburg bleiben können, und, wie ich nachher erfuhr,
te es die großherzogliche Regierung auch gern geſehen, wenn ich
lieben wäre. Allein erſtlich war ich einer von denjenigen fremden
feſſoren, welchen die Beibehaltung in Baieriſchen Dienſten vor-
ſig zugeſichert war, und da ich mich auf dieſe Zuſicherung verlaſ-
durfte, ſo konnte ich, ohne gegen den Churfürſten von Baiern,
mir ſo viele Beweiſe ſeiner Gnade gegeben hatte, undankbar zu
n, die Würzburgiſchen Dienſte nicht gegen die Baieriſchen vertauſchen.
eitens wußte ich zwar wohl, daß ich nie mehr eine Stellung er-
lten würde, wie die, welche ich in Würzburg verließ; allein da
leicht vorausſehen konnte, daß ich bei allem Schutz, welchen ich
n der großherzoglichen Regierung zu erwarten gehabt hätte, doch
geheimen Verfolgungen vieler meiner Kollegen mich nicht würde
ben entziehen können, ſo vermochte mich weder dieſer Schutz der
gierung, noch das Angenehme meiner Stellung in Würzburg, in
n großherzoglichen Dienſten zu bleiben. Schon als Proteſtant,
mal als proteſtantiſcher Primararzt am Julius-Hoſpital, konnte
es nicht für rathſam finden; allein ich war auch ein Baier, und
e die Würzburger der Baieriſchen Regierung überhaupt nicht hold
aren, ſo waren ſie es auch dem einzelnen Baier nicht, und es war
cht vorauszuſehen, daß ſie einen nach dem andern zu verdrängen
chen würden. So würde früher oder ſpäter die Reihe auch mich
troffen haben, und ſo ſchwer es mir auch fiel, meiner ſchönen
telle zu entſagen, ſo brachte ich doch dieſes Opfer der ruhigern
riſtenz gern, welche ich in Ansbach, wo ich als erſter Rath in dem
edicinal-Kollegium angeſtellt ward, zu erwarten hatte. Ich ver-
ngte daher meine Entlaſſung, und erhielt ſie auch ſogleich. Allein
es einerſeits mit meinem Eintritt in das Medicinal-Kollegium in
nsbach keine Eile hatte, und ich es andererſeits für Pflicht hielt,
eine Funktionen wenigſtens an der Univerſität bis zur Ernennung

meines Nachfolgers fortzuſetzen, dieſe aber ſich mehrere Wochen verzögerte, ſo blieb ich bis zu Ende des Semeſters in Würzburg.

Natürlich beeilte ich mich nun um ſo mehr, meine neue Stelle in Ansbach anzutreten; allein ehe ich Würzburg verließ, hatte ich noch einen kleinen Streit mit dem Univerſitäts-Receptorat auszugleichen, welches mir meine Beſoldung nicht länger, als bis zum Tag meiner Entlaſſung, ausbezahlen wollte. Mir, für meine Perſon, konnte dies gleichgültig ſein, denn von dem Tag an, wo die Bezahlung in Würzburg aufhörte, fing ſie in Ansbach an. Allein da ich noch mehrere Wochen nach meiner Entlaſſung meine Funktionen in Würzburg fortgeſetzt hatte, ſo war es natürlich, daß ich mich nicht in Ansbach dafür bezahlen laſſen wollte, ſondern was ich noch zu fordern hatte, von dem Receptorat verlangte. Das Receptorat wollte nicht darauf eingehen, und zur Begründung ſeiner Weigerung wies es mir ein Reſcript von der Univerſitäts-Kuratel vor, worin beſtimmt ausgeſprochen war, daß mir meine Beſoldung nur bis zum Tag meiner Entlaſſung ausbezahlt werden ſoll. Ich bat mir eine Abſchrift von dem Reſcript aus, und ſo wie ich ſie erhalten, erließ ich unmittelbar an den Großherzog eine Vorſtellung, worin ich ihn um die Entſcheidung dieſes Streites bat. Die Entſcheidung fiel, wie ich vermuthet hatte, zu meinem Vortheil aus, zugleich aber erging ein allgemeiner Befehl an die Univerſitäts-Kuratel, des Inhalts, daß, wenn ähnliche Streitigkeiten zwiſchen dem Receptorat und einem abgehenden Profeſſor vorkämen, ſie jederzeit zu Gunſten des letztern entſchieden werden ſollen.

Gleiche Billigkeit erfuhr ich von dem Großherzog im Betreff einer andern Forderung, welche ich an die Regierung machte. Ich hatte nämlich zur Verbeſſerung und Verſchönerung der mir angewieſenen Wohnung in dem Bergiasbau eine nicht unbedeutende Summe aus eigenen Mitteln aufgewendet, und bat daher bei der Regierung um Entſchädigung. Die Regierung legte mein Geſuch dem Großherzog vor, der Großherzog fand die Entſchädigung billig, auf ſeinen Befehl wurde die Wohnung von einigen Mitgliedern der Regierung eingeſehen, dieſe überzeugten ſich von der Wahrheit meiner Angaben, auf den Bericht der Regierung an den Großherzog wurde die verlangte Entſchädigung von dieſem dekretiert, und nachdem ich meine Forderung durch die beigebrachten Quittungen der Handwerksleute liquidiert hatte, erhielt ich dieſelbe nach wenigen Tagen bezahlt.

So gerecht und edel hat der Großherzog gegen mich gehandelt, wenn nicht frühere Pflichten mich an Baiern gebunden hätten, hätte ich mich glücklich preiſen können, in den Dienſten dieſes rſten zu ſtehen. Nur mit ſeinen Dienſten hätte ich die Baieriſchen tauſchen mögen, und wenn ich hätte ahnen können, daß nach wen Jahren Würzburg wieder unter Baieriſche Herrſchaft kommen rde, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht in Würzburg geblieben wäre, wohl ich geſtehen muß, daß ich jetzt nicht mehr Profeſſor daſelbſt möchte.

Viertes Buch.

Ehe ich mit meiner Familie nach Ansbach zog, war ich zuvor zweimal allein da geweſen, theils um mich in der Stadt, in welcher ich künftig wohnen ſollte, umzuſehen, theils um den Grafen von Thurheim zu beſuchen, welcher das Fürſtenthum als Baieriſcher Hofkommiſſär übernommen hatte, und mit ſeiner Familie bereits in Ansbach wohnte. Bei dem letztern Beſuche war meine Hauptabſicht, eine Wohnung zu miethen, und meine Wahl fiel auf ein nicht weit von dem Eingang in den Hofgarten entferntes, dem Poſtmeiſter Haſſold zugehöriges Haus. Was mich zu der Wahl deſſelben beſtimmte, war theils eben dieſe Nähe des Hofgartens, theils die Nähe des Thurheimiſchen Hauſes, welches keine hundert Schritte davon entfernt war, theils weil ich das ganze Haus miethen, und, was beſonders meiner Frau ſehr lieb war, mit meiner Familie allein darin wohnen konnte. Solchergeſtalt war nun Alles zu unſerem Einzug in Ansbach vorbereitet, und da auch in Würzburg alle Vorkehrungen zu unſerem Abzug getroffen waren, ſo ſtand unſerer Abreiſe von da nichts mehr im Wege. An einem ſchönen Morgen reiſten wir von Würzburg ab, hielten in Uffenheim Mittag, und kamen am Abend in Ansbach an. Hier ſtiegen wir im Gaſthof zur Krone ab, blieben da, bis die Fuhrleute mit unſerem Hausrath angekommen waren, und am dritten Tage zogen wir, nachdem wir dem höflichen freundlichen Wirth eine unglücklich große Zeche bezahlt hatten, in unſere Wohnung ein.

Daß wir ſchon vor unſerem Einzug die Thurheimiſche Familie beſuchten, verſteht ſich von ſelbſt. Wir wurden von ihr auf das freundlichſte aufgenommen, und freuten uns beiderſeits, auch in Ansbach wieder beiſammen zu ſein. Wir waren in unſerer Wohnung bald eingerichtet, und fanden uns bequem und behaglich in derſelben. Aber in der Stadt ſelbſt wollte ſich meine Frau nicht gefallen, und eben ſo wenig auch ich. Die Stadt war noch voll von Franzoſen, auch in unſerer Wohnung befand ſich noch ein franzöſiſcher Artillerie-Major, welcher auf Koſten unſeres Hausherrn darin einquartiert war, und uns auch ſonſt nicht viel inkommodierte. Aber die verdrüßlichen Geſichter der Ansbacher über die ungewohnte Einquartierung und die dadurch verurſachte Theurung der Lebensmittel machten meiner Frau den Aufenthalt in Ansbach ſehr unangenehm, und ob ſie ſchon auch mit ihrem Aufenthalt in Würzburg nicht ganz zufrieden war, ſo ſehnte ſie ſich doch oft wieder dahin zurück. Auf mich wirkten zwar dieſe Umſtände weniger widrig, theils weil vorauszuſehen war, daß die Einquartierung nicht mehr lange dauern würde, theils weil ich mich wieder mit der Thurheimiſchen Familie zuſammen gefunden hatte, was mir ſchon allein meinen Aufenthalt hätte angenehm machen können. Aber um ſo weniger gefiel ich mir in meiner amtlichen Stellung in Ansbach. Ich war zwar der erſte Rath in dem Medicinal-Kollegium daſelbſt, aber ich vermißte mein Julius-Spital in Würzburg, meinen Lehrſtuhl und meine Zuhörer. Schon in Würzburg hatte ich auf meine Medicinalraths-Stelle keinen großen Werth gelegt, weil ich geſehen hatte, wie beſchränkt und undankbar der Wirkungskreis eines Medicinalraths iſt. Ich hatte dort meine Geſchäfte als Medicinalrath blos als eine Nebenſache betrachtet; jetzt ſollten ſie die ganze Sphäre meiner Thätigkeit ausfüllen, und es iſt leicht zu erachten, daß mir dieſe Beſchränkung meine Stellung in Ansbach nicht angenehm machen konnte. Ich erklärte mich darüber offen gegen den Grafen von Thurheim, er konnte mir nicht unrecht geben, er ſah ſelbſt ein, daß ich nicht an meinem rechten Platze ſei; aber wie er überall Rath zu ſchaffen wußte, ſo geſchah es auch hier. Es war kein Zweifel, daß auch die Stadt Nürnberg demnächſt unter Baieriſche Herrſchaft kommen werde, und da es dort mehr für mich zu thun geben würde, als in Ansbach, ſo verſprach er mir, für meine Anſtellung daſelbſt zu ſorgen, und ich beruhigte mich bei dieſer Ausſicht um ſo mehr, da ich von der kleinern Stadt wieder in eine größere kommen würde.

Indeſſen verzögerte ſich die Beſitznahme von Nürnberg weit länger, als zu erwarten war, es ging ein Monat nach dem andern hin, bis ſie erfolgte, und da ich in Ansbach Muße genug hatte, auch noch auf eine andere Weiſe, als in dem Medicinal-Kollegium, thätig zu ſein, ſo hätte ich wohl auch als praktiſcher Arzt in Ansbach auftreten können. Allein ich that es nicht, weil ich, da ich bald nach Nürnberg zu kommen hoffte, es für unrecht hielt, eine Praxis zu beginnen, die ich früher oder ſpäter wieder aufgeben mußte, ſondern benutzte meine Muße theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, theils zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und namentlich zur Ausarbeitung der kleinen, dem Andenken meiner ehemaligen Zuhörer gewidmeten Schrift: Grundſätze der praktiſchen Heilkunde, welche ich im Jahr 1807 drucken ließ, ſo wie meine freien Stunden theils zu Spaziergängen in dem Hofgarten und in der Umgegend, theils zu Beſuchen bei meinen Kollegen und andern Perſonen, deren Bekanntſchaft mir der Graf von Thurheim verſchafft hatte. Als die intereſſanteſten derſelben nenne ich den als Präſidenten der vormaligen Preußiſchen Regierung hochgeachteten Geſandten von Hänlein, den in Ansbach privatiſirenden Geheimenrath Gervinus, welchen man mit Recht ein Re[illegible]rtorium aller an den Europäiſchen Höfen ſich ereignenden Vorfälle nennen konnte, und den durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe ausgezeichneten, und wegen ſeines beißenden, Niemand verſchonenden Witzes gefürchteten Regierungs-Direktor Lang, den berühmten Verfaſſer der Hammelburger Reiſe. Mit allen dieſen Männern habe ich manche angenehme Stunde in Ansbach zugebracht, und nie werde ich vergeſſen, wie vielen Dank ich ihnen dafür ſchuldig bin, daß ſie mir meinen Aufenthalt in Ansbach weniger langweilig gemacht haben.

So lebte ich beinahe vier Monate in Ansbach, bis endlich die Uebergabe der Stadt Nürnberg an die Krone Baiern erfolgte. Wie erfreut ich über dieſes Ereigniß war, läßt ſich denken; aber da ich nicht ſogleich in Nürnberg angeſtellt werden konnte, ſo wurde ich von dem Grafen von Thurheim vorerſt blos auf Kommiſſion dahin geſchickt, in der Abſicht, die daſelbſt beſtehenden öffentlichen Krankenanſtalten zu unterſuchen, und vorläufig den Plan zu einer den Anforderungen der jetzigen Zeit entſprechenden Einrichtung derſelben zu entwerfen. Da hiezu längere Zeit erfordert wurde, und, wie mir, auch dem Grafen von Thurheim mein Aufenthalt in Nürnberg ungleich nützlicher ſchien, als in Ansbach, ſo erlaubte er mir, mit meiner Familie dahin zu ziehen, ſobald ich wollte. Ich ſagte daher meine Wohnung auf, miethete eine in Nürnberg, und zu Ende des Julius reiſte ich mit meiner Familie dahin ab. Meine Wohnung in Ansbach hatte ich auf drei Jahre gemiethet, und der Miethzins betrug jährlich dreihundert Gulden. Ich hatte Niemand, der in meinen Akkord trat, aber der Poſtmeiſter Haſſold war ſo edel, ſich mit dem Miethzins für das laufende Quartal zu begnügen. Auch in Nürnberg miethete ich wieder ein ganzes Haus, wo ich allein mit meiner Familie wohnen konnte, und in Allem, was ich ſonſt in Nürnberg vor der Ankunft meiner Familie bedurfte, wand ich mich an den Doktor Oſterhauſen, welchen ich zwar eben ſo wenig, als ſonſt Jemand, in Nürnberg perſönlich kannte, aber nach den Aufſätzen, die ich in einigen Zeitſchriften von ihm geleſen hatte, als einen Mann achtete, mit welchem ich in nähere Bekanntſchaft zu kommen wünſchte und hoffte. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, von dieſem an Geiſt und Herzen gleich ſchätzbaren Mann mehr zu ſprechen; jetzt bemerke ich blos, daß unter vielen andern Gefälligkeiten, die er mir erwies, auch die war, daß er eine Magd für uns gedungen hat, mit welcher meine Frau, ſo lange ſie in unſerem Dienſt ſtand, vollkommen zufrieden war, was zu einer Zeit, wo gute Dienſtboten immer ſeltener wurden, viel ſagen wollte.

Vor meinem Abzug mit meiner Familie von Ansbach nach Nürnberg wurde die Stadt von dem Grafen von Thurheim formell in Beſitz genommen, worauf er als Chef der Provinz zum erſtenmal daſelbſt erſchien. Ehe er ſich ſelbſt nach Nürnberg begab, hatte er den Regierungsrath von Lochner, als ſeinen Subdelegierten, dahin abgeſchickt, und ihm den Auftrag gegeben, dem Policei-Kommiſſär Wurm in Fürth die Einrichtung und Handhabung der Policei in der Stadt zu übertragen. Natürlich fiel die Berufung eines Fremden zu dieſem Geſchäft den Nürnberger Herren auf, und zwar um ſo mehr, da Wurm in Fürth nicht in dem beſten Ruf ſtand. Allein auch hier bewies der Graf von Thurheim, wie gut er ſeine Leute zu wählen wußte. Wurm hatte die Policei in Nürnberg zu ſeiner vollen Zufriedenheit eingerichtet, und als er in der Folge als wirklicher Policei-Direktor angeſtellt wurde, geſtanden alle verſtändige Bürger ein, daß dieſe eben ſo wichtige als ſchwierige Stelle keinem tüchtigern Mann hätte übertragen werden können. Menſchen von einer ſolchen Genialität und Thätigkeit, wie Wurm, ſind ſeltene Erſcheinungen. Als einen ſolchen lernte ich ihn bald näher kennen; ſo lange wir beiſammen waren, war er mir einer meiner liebſten Freunde. Ungeachtet ſeines öftern widrigen Humors, in welchen ihn ſeine Hypochondrie verſetzte, befand ich mich doch immer wohl in ſeinem Umgang, denn ſo verſtimmt er auch immer ſein mochte, war er doch immer geiſtreich und witzig, und tief fühlte ich, was ich verlor, als er Nürnberg verließ.

Die Anweſenheit des Grafen von Thurheim in Nürnberg dauerte

rei Tage. Er war im Gaſthof zum rothen Roß abgeſtiegen, wo
h mich ebenfalls einquartiert hatte. Wir ſpeiſten immer mit ein-
nder auf dem Zimmer, wo unſere Tiſchgenoſſen der oben genannte
Regierungsrath von Lochner, der Sekretär des Grafen, der
ernachmalige Stadt-Kommiſſär in Nürnberg Faber, und der
Policei-Kommiſſär Wurm waren, der zur Freude des Grafen
ch auch ohne beſondere Einladung deſſelben an den Tiſch ſetzte.
Nur an einem einzigen Mittag wohnten wir einem großen Gaſtmahl
n dem Gaſthof zum Reichsadler bei, welches der Nürnbergiſche
Handelſtand dem Grafen von Thurheim zu Ehren gab, und wozu
uch die no[illegible] anweſenden franzöſiſchen Generale eingeladen wur-
en. Das Mahl war ſo ſplendid, daß der Graf ſelbſt bekannte,
ie einem ſplendidern beigewohnt zu haben. Hier ſah ich zum
rſtenmal den Kaufmann und Marktvorſteher Merkel, und ich
reue mich, hier ſchon vorläufig den Mann zu nennen, an wel-
chem ich in der Folge einen meiner liebſten Freunde in Nürnberg
gewann, und bis zu ſeinem für die Stadt und die Seinigen viel
u frühen Tod behielt.

Nicht lange nach dieſem Beſuche des Grafen von Thurheim
n Nürnberg holte ich meine Familie von Ansbach dahin ab, und
obald wir uns in unſerer Wohnung eingerichtet hatten, trat ich
mein bereits begonnenes Geſchäft wieder an. Ich unterſuchte ſämmt-
iche Verſorgungs- und Krankenanſtalten genauer, und nachdem
ch mich von ihrem Zuſtand vollſtändig in Kenntniß geſetzt hatte,
erſtattete ich meinen Bericht. Leider konnte derſelbe keineswegs
günſtig für ſie ausfallen. Das Spital zum heiligen Geiſt
ausgenommen, fand ich alle andere in einem ſo ſchlechten Zuſtand,
daß ich auf ihre gänzliche Aufhebung antragen mußte. Dieſer An-
ſtalten waren nämlich überhaupt drei, das Krankenhaus, zu
den hundert Suppen genannt, das Schau- oder Schauer-
haus, und das außerhalb der Stadt gelegene St. Sebaſtian-
Spital. Das Krankenhaus war hauptſächlich beſtimmt zur
Aufnahme akuter Kranken, und ſowohl das Lokal, als die ganze
Einrichtung, waren ſo ſchlecht, daß es unbegreiflich iſt, wie Kranke
darin geheilt werden konnten. Von einer noch ſchlechtern Beſchaf-
fenheit war das Schau- oder Schauerhaus, welches haupt-
ſächlich zur Aufnahme chroniſcher Kranken beſtimmt war. Es war
nicht ſowohl ein Krankenhaus, als vielmehr ein gemeinſchaftliches

Wohnhaus für einige arme Familien, denen es unter der Bedingung überlaſſen war, daß jede Familie einen oder zwei Kranke zu ſich nehmen, und verpflegen mußte. Etwas beſſer, als die beiden eben genannten, war das St. Sebaſtian-Spital, welches ausſchließend zur Aufnahme krätziger, ausſätziger, veneriſcher, und überhaupt ekelhafter Kranken diente, nicht allein wegen ſeiner günſtigen Lage außerhalb der Stadt, ſondern auch wegen des größern Raumes in demſelben, und der Möglichkeit, ihm eine beſſere Einrichtung zu geben. Selbſt das Spital zum heiligen Geiſt, ob es ſchon das einzige war, was den Namen einer öffentlichen Anſtalt verdiente, war gleichwohl in mehreren [illegible]ehungen ſehr mangelhaft. Es war eigentlich kein Krankenhaus, ſondern vielmehr eine Verſorgungsanſtalt für alte, arme und gebrechliche Leute, aber auch als ein ſolches eben ſo wenig ſeinem Zweck gemäß eingerichtet, als zwei andere Verſorgungshäuſer, die Zwölfbrüder-Häuſer genannt, weil in jedem derſelben zwölf arme alte Bürger wohnten, welche darin verpflegt wurden.

Unter dieſen Umſtänden war natürlicherweiſe das Erſte, worauf ich antrug, die gänzliche Auflöſung jener drei Krankenhäuſer, und die baldige Herſtellung entweder eines einzigen allgemeinen Krankenhauſes, oder mehrerer einzelner in andern dazu tauglichen Gebäuden, und was das Spital zum heiligen Geiſt betraf, eine beſſere Organiſation deſſelben als Verſorgungsanſtalt. Der Plan zu dieſen Veränderungen wurde von mir entworfen, und als zweckmäßig erkannt. Aber erſtlich fehlte es zu ſeiner Ausführung an der Hauptſache, an Geld, und zweitens an Gebäuden, die zu Krankenhäuſern hätten eingerichtet werden können. Die Ausführung des Plans wurde daher aufgeſchoben, bis die Mittel dazu herbeigeſchafft ſein würden; allein dazu gehörte nicht nur Zeit, ſondern ihre Herbeiſchaffung wurde auch auf manche andere Art verzögert, ſo daß nun nichts weiter zu thun war, als in den beſtehenden Krankenhäuſern zu verbeſſern, ſoviel als möglich war.

Dies geſchah nun allerdings; allein ein ſo beſchränkter Wirkungskreis, wie mein jetziger, konnte mir natürlicherweiſe nicht gefallen, um ſo weniger, da ich mich eben ſo wenig, als in Ansbach, auch in Nürnberg [illegible] eine Privatpraxis einzulaſſen Luſt hatte. Ich erwartete daher mit Ge[illegible]t die bevorſtehende neue Organiſation des Königreiches, von [illegible] ich in jedem Fall eine Er weiterung meines Wirkungskreiſes hoffen durfte, und die Zwiſchenzeit benutzte ich theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, zu welchen mir zuvor nie ſo viel Muße geworden, theils zu Beſuchen in Ansbach bei meinem Freund und Gönner, dem Grafen von Thurheim, wo ich oft mehrere Tage, und einmal einen ganzen Monat, den ganzen Mai, in Triesdorf, wo er mit ſeiner Familie in den Sommermonaten wohnte, verweilte. Man kennt dieſen ſchönen Landſitz des vormaligen Markgrafen von Ansbach. Die gräfliche Familie bewohnte das ſogenannte Falkenhaus, weil es bequemer war, als das Schloß. Die Witterung war vortrefflich, der herrliche Park gewährte die angenehmſten Spaziergänge, die Ausfahrten in die Umgegend boten die anmuthigſten Ausſichten, es kamen faſt täglich Beſuche von Ansbach, und die wechſelnde Tiſchgeſellſchaft verſchaffte die mannichfaltigſte Unterhaltung. Faſt alle Abende ging ich mit dem Jäger des Grafen auf die Jagd in einem Eichenwald, wo es noch von den markgräflichen Zeiten her, als Ueberbleibſel der ehemaligen Falkenjagden, viele Reiher gab, deren mehrere ich mit einer Flinte ſchoß, welche mir der in Triesdorf wohnende franzöſiſche Oberſt Gaſten, der ſie von ſeinem ehemaligen Unterofficier, dem Marſchall Bernadotte, zum Geſchenk erhalten, geliehen hatte. Bernadotte diente nämlich als Unterofficier in dem Regiment, deſſen Oberſt Gaſten war. Gaſten war ausgewandert, Bernadotte erhob ſich in den Revolutionskriegen von einer Stufe zur andern, nach vielen Jahren kamen ſie wieder in Ansbach, wo Bernadotte ſein Hauptquartier hatte, zuſammen, und unter den vielen Beweiſen der Dankbarkeit, welche Bernadotte ſeinem vormaligen Vorgeſetzten gab, war auch dieſes ihm zum Andenken an jenes Verhältniß zum Geſchenk gemachte Schießgewehr, ein Meiſterſtück der franzöſiſchen Kunſt.

Solchergeſtalt brachte ich nun meine Tage, außer den wenigen, die ich meinen Berufsgeſchäften zu widmen hatte, theils mit Studieren, theils in ergötzlichem Müßiggang zu, bis zum Jahr 1808, wo das Königreich Baiern in funfzehn Kreiſe eingetheilt, und die Stadt Nürnberg zum Sitz einer Kreis-Regierung beſtimmt wurde. Zum General-Kommiſſär des Pegnitz-Kreiſes wurde Graf von Thurheim ernannt, ich zum Kreis-Medicinalrath, und ſobald die Regierung ſelbſt im Gange war, wurde auch wieder an die Herſtellung beſſerer Krankenanſtalten gedacht. Um die dazu erforderlichen Mittel aufzubringen, wurden mehrere zu den Stiftungen für die Wohlthätigkeit gehörigen Gebäude, wie z. B. die vier außerhalb der Stadt gelegenen, vormals für Peſtkranke beſtimmten, ſogenannten Siechkobel, verkauft; allein da ein großer Theil der daraus gelöſten Gelder zur Central-Stiftungs-Adminiſtration in München eingeſchickt werden mußte, und ſchon im folgenden Jahr wieder ein neuer Krieg ausbrach, wo überhaupt an keine Unternehmung von Bedeutung zu denken war, ſo mußte die Herſtellung beſſerer Krankenanſtalten abermals verſchoben werden, und zwar um ſo mehr, da die damals ſtatt gehabte Oeſterreichiſche Invaſion den Grafen von Thurheim nöthigte, ſeine Stelle mit dem General-Kommiſſär des Rezat-Kreiſes, Freiherrn von Lerchenfeld, zu vertauſchen. Dieſe Invaſion wurde bewerkſtelligt von einem Oeſterreichiſchen Frei-Korps, welches den Abzug der Franzoſen benutzte, die Stadt Nürnberg zu brandſchatzen. Die Invaſion war mehrere Tage, ehe ſie Statt fand, befürchtet, und um ſie abzuwenden, ſollten auf Befehl des Miniſteriums die Nürnberger Bürger zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert werden. Allein die Nürnberger waren zu ſehr Oeſterreichiſch geſinnt, als daß man hätte erwarten kennen, ſie würden der Aufforderung entſprechen. Nichtsdeſtoweniger gehorchte der Graf von Thurheim dem Befehl des Miniſteriums. Er ließ die Nürnberger Bürger an einem öffentlichen Platz, der ſogenannten Schütt, verſammeln, und hielt eine Rede an ſie, worin er ſie zur Vertheidigung der Stadt gegen die Oeſterreicher aufforderte. Die Nürnberger, die Oeſterreicher mehr erwartend, als fürchtend, gaben natürlich der Aufforderung kein Gehör. Schon voraus geneigt, an die Oeſterreicher gegen die verhaßten Baiern ſich anzuſchließen, bedurften ſie nur eines nähern Anlaſſes hiezu, und dieſen gaben einige Ausdrücke in der Rede des Grafen von Thurheim, und namentlich, daß das Oeſterreichiſche Korps, welches die Stadt bedrohe, ein aus verdorbenen Handwerkern und anderm Lumpengeſindel beſtehendes Frei-Korps ſei. Die Nürnberger hatten die Ausdrücke auf ſich bezogen, waren höchſt aufgebracht über den Grafen, der ſich erfreche, honette Nürnberger verdorbene Handwerker und ein Lumpengeſindel zu nennen, und warteten nur, um ſich für dieſen Schimpf an dem Grafen zu rächen, auf den Augenblick, wo die Oeſterreicher ankommen würden. Das Oeſterreichiſche Korps rückte an, eine Menge Men-

zog ihm entgegen, ſogar Frauenzimmer, von welchen mehrere
Blumenſträuße überreichten, und kaum hatte daſſelbe die Stadt
, ſo wurde der Graf von Thurheim aufgeſucht, aus dem Pri-
us, in welches er ſich zu ſeiner Sicherheit begeben, herausge-
n, von einem Schwall von Geſindel durch die Straßen ver-
, mit Füßen getreten, angeſpieen, die Kordons von ſeinem Hut
iſſen, kurz, dergeſtalt mißhandelt, daß er wahrſcheinlich umge-
en wäre, wenn ihn nicht ein Oeſterreichiſcher Officier vor wei-
Mißhandlungen geſchützt hätte. Gleichwohl bemächtigten ſich
eſterreicher ſeiner, und noch einiger anderer Baieriſcher Staats-
ten, ſperrten ſie als Gefangene in einen außerhalb der Stadt
enen Garten, und führten ſie als Geißel nach Baireuth mit ſich
Aber die Freude der Nürnberger dauerte nicht lange. Ein
öſiſches Korps unter dem Kommando des Generals Laroche
die Oeſterreicher bald vertrieben. Es kam zwiſchen den Franzo-
nd ihnen zu einer Affaire, und die in die Stadt eingebrachten
onen verkündigten den Sieg der Franzoſen. So wurde es nun
r ruhig in der Stadt, aber das Andenken an die Oeſterreichiſche
ſion blieb den Nürnbergern noch lang im Gedächtniß. Die Stadt
e an die Oeſterreicher eine Kontribution von funfzig tauſend Gul-
ezahlen, welche noch jetzt unter dem Namen Vivatſteuer bekannt
und es war merkwürdig anzuſehen, wie vor dem Rathhaus ein
verſammelter Theil der Bürger die eingebrachten Oeſterreichiſchen
onen, und ein anderer die Wagen betrachtete, auf welche die
igtauſend Gulden aufgepackt wurden. Am folgenden Tag war
der General Laroche in der Stadt angekommen. Er hatte
ogleich über das Nähere des Aufſtandes erkundigt, um dem Kai-
mſtändlichen Bericht zu erſtatten, und er war eben im Begriff,
thun, als ich ihn zufällig bei der in einem Garten außerhalb
Stadt wohnenden Gräfin von Thurheim antraf. Er war äußerſt
ebracht über das Betragen der Nürnberger, und man kann ſich
en, was für einen Bericht er an den Kaiſer gemacht haben würde,
ich nicht zufälligerweiſe mit ihm zuſammen gekommen wäre.
rzeugt, daß es blos die Hefe des Volks war, welche ſich bei
Aufſtand thätig erwies, daß kein rechtlicher Bürger Theil daran
ommen, gelang es mir, auch ihn davon zu überzeugen. Sein
icht ward ſchonender für die Nürnberger verfaßt, als er anfangs
lens war, und der Vorgang hatte keine weitere Folgen für die Stadt.

Daß der Graf von Thurheim nach ſeiner Zurückkunft von Baireuth, denn weiter war er von den Oeſterreichern nicht fortgeführt worden, ſeine Stelle weder behalten wollte noch konnte, iſt einleuchtend. Er vertauſchte ſie mit dem General-Kommiſſär des Rezatkreiſes von Lerchenfeld. Dieſen ſah ich zum erſtenmal in Nürnberg, aber ich war ihm ſchon empfohlen von dem Grafen von Thurheim, und ich fand bald an ihm einen Mann, der bei ſeinem regen Sinn für alles Gute, und dem Eifer, mit welchem er daſſelbe zu befördern ſuchte, auch der Krankenanſtalten in Nürnberg ſich thätig annehmen, und die Ausführung meiner Plane zu einer beſſern Einrichtung derſelben auf alle Weiſe befördern würde. Aber dieſelben Hinderniſſe, welche zur Zeit des Grafen von Thurheim vorhanden waren, beſtanden auch jetzt noch. Es fehlte noch immer an der Hauptſache, an Geld, und die Ausführung mußte abermals bis auf beſſere Zeiten verſchoben werden. Mein ganzer Wirkungskreis blieb daher, wie bisher, auf meine Medicinalraths-Stelle eingeſchränkt, und ob ich ſchon der einzige Medicinalrath bei der Regierung des Pegnitzkreiſes war, und alle einem ſolchen obliegende Geſchäfte zu beſorgen hatte, ſo war es mir doch unangenehm, ihnen meine Thätigkeit allein zu widmen, zumal da mehrere darunter waren, deren Beſorgung ſchon an ſich nicht erfreulich war. Ich rechne dahin die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung, und die Aufſicht über die aus den landärztlichen Schulen hervorgegangenen und auch in den Städten angeſtellten Landärzte. Die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung betreffend, ſo ſchien mir dieſe nicht nur ein unerlaubter Eingriff in die Perſonalrechte zu ſein, ſondern ich hielt ſie auch für zu voreilig, weil ich glaubte, daß wenigſtens ein Menſchenalter dazu gehöre, ehe man von einer abſoluten Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken ſprechen könne. Wirklich hat ſich auch dieſelbe in der Folge keineswegs ſo abſolut erwieſen, als man anfangs glaubte und behauptete. Eine Menge vaccinierter Individuen hat Menſchenpocken bekommen, die man zwar nicht für wahre Menſchenpocken hat anerkennen wollen, und daher zur Unterſchied von dieſen Varioloiden genannt hat, die aber doch wahre Menſchenpocken (Variolen) ſind, nur milder gemacht durch die vorhergegangene Impfung mit Kuhpockengift. So war es alſo klar, daß die Kuhpocken nicht abſolut vor den Menſchenpocken ſchützen; aber eben dieſe mildere Beſchaffenheit der Menſchenpocken iſt, da ſie

er bei vaccinierten Individuen zeigt, ein entſcheidender Beweis
e Schutzkraft der Kuhpocken, und wenn irgend die geſetzliche
hrung der Schutzpocken-Impfung gerechtfertigt werden kann,
r es jetzt erſt, früher war dieſelbe offenbar zu voreilig. — Aber
minder, als dieſe Voreiligkeit, war auch die Strenge zu tadeln,
elcher das Impfgeſchäft getrieben werden mußte, der lächerli-
Zumuthung, daß die Impfärzte ſich für die Sicherheit der Vac-
ten vor den Menſchenpocken verbürgen ſollten, nicht zu geden-
Wäre ich bei der Berathung des Schutzpockengeſetzes Mitglied
ber-Medicinal-Kollegiums in München geweſen, ſo wäre daſ-
wenigſtens in der Form, in welcher es erſchien, nicht durchge-
n. Aber als Kreis-Medicinalrath mußte ich thun, was mir
er Regierung befohlen war, und meine Pflicht forderte, ohne
rrede zu gehorchen.

Auf eine gleich paſſive Weiſe mußte ich mich auch in Rückſicht
ie Landärzte verhalten, deren nicht wenige auch in den Städten
ellt worden, obſchon dies eine contradictio in adjecto iſt. Was
die landärztlichen Schulen überhaupt von Akermann und noch
andern Aerzten von Bedeutung geſagt worden, iſt bekannt,
vas die Univerſalärzte, die von ihnen ausgegangen, — denn,
on ohne Doktorhut, ſind die Landärzte Aerzte, Chirurgen,
rtshelfer, Apotheker in einer Perſon, — bei aller Seichtheit
Kenntniſſe für arrogante, bei aller Beſchränkung ihres Wir-
skreiſes für verwegene, bei aller Subordination unter die wiſ-
aftlich gebildeten Aerzte für anmaßende Subjekte, wenigſtens
größern Anzahl nach, geworden ſind, ſteht man auch jetzt
, ſowohl in den Städten als auf dem Lande. Aber ſie waren
einmal da, man konnte nichts thun, als ſie abſterben laſſen,
es macht der Baieriſchen Regierung Ehre, daß ſie die landärzt-
Schulen wieder aufgehoben hat, wozu auch ich mir ſchmei-
darf etwas beigetragen zu haben, indem ich ſpäter den Grafen
Thurheim, als Miniſter des Innern, auf die Unſtatthaftigkeit
r Schulen aufmerkſam machte.

Die Stelle eines Kreis-Medicinalraths iſt zwar eine angeſehene
le, denn die Medicinalräthe haben mit den Regierungsräthen
hen Rang. Aber ſo wie die Regierungen ſelbſt mehr vollzie-
e als berathende Behörden ſind, indem alle Verordnungen über
tigere Gegenſtände von den höhern Behörden ausgehen, ſo iſt

dies auch der Fall mit den Medicinalräthen. Sie haben in medicinischen Angelegenheiten blos zu begutachten, wie die auf den Antrag der oberſten Medicinalbehörde von dem Miniſterium erlaſſenen Verordnungen auszuführen ſeien, und ſie mögen von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derſelben denken, wie ſie wollen, ſo dürfen ſie ſich darüber nicht ausſprechen. Daß auch in medicinischen Angelegenheiten allgemeine Verordnungen nur von der oberſten Staatsbehörde ausgehen, iſt Natur der Sache; aber es iſt ein großer Fehler, daß dieſe Verordnungen, ſtatt ganz allgemein zu ſein, auch zugleich ins Detail geben, und auch in Rückſicht auf die einzelnen Beſtimmungen eine in allen Kreiſen gleich genaue Befolgung derſelben den Regierungen zur Pflicht machen. Nun ſind aber die Kreiſe, in welche das Reich eingetheilt iſt, wie ihrer geographiſchen Lage nach, auch in Rückſicht auf ihre anderweitigen Verhältniſſe ſehr verſchieden, und es können daher von den oberſten Staatsbehörden keine andern Verordnungen erlaſſen werden, als ganz allgemeine, weil ihre Ausführung nach den beſondern Verhältniſſen jedes einzelnen Kreiſes modificiert werden muß. Müſſen die Kreisregierungen die von den oberſten Staatsbehörden ausgehenden Verordnungen auch nach allen ihren einzelnen Beſtimmungen ausführen, ſo finden ſich überall Schwierigkeiten, und weil die Kreisregierungen die Verordnungen nicht eigenmächtig modificieren dürfen, ſo muß immer einer von zwei Fällen eintreten: entweder müſſen die Regierungen, um nichts ungeſchicktes zu verfügen, dieſelben gleichwohl eigenmächtig modificieren, oder ſie müſſen ihre, durch die leidigen Vielſchreibereien ohnehin ſo beſchränkte Zeit mit endloſen Anfragen und Einholung neuer Inſtruktionen verlieren, die nicht ſelten eben ſo wenig paſſen, als die Verordnungen ſelbſt.

Alles dies gilt insbeſondere von den Verordnungen, welche das Medicinalweſen in den Kreiſen betreffen. Auch dieſe müſſen, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſollen, ganz allgemein ſein. Auch ſie müſſen nach den beſondern Verhältniſſen der einzelnen Kreiſe modificiert werden, und dieſe Modifikationen den Kreisregierungen anzugeben, muß den Kreismedicinalräthen übertragen werden, gewiß eine ungleich würdigere Aufgabe für ſie, als die Verordnungen an die Landgerichtsärzte auszuſchreiben, und über ihre Befolgung zu wachen. Beſtände in München ein Ober-Medicinal-Kollegium, welches nicht blos aus Münchner Aerzten zuſammengeſetzt wäre, ſondern auch

rzte aus den Provinzen zu Mitgliedern hätte, ſo würde die Sache
nz anders ſein. Die von demſelben beantragten Medicinal-Ver-
dnungen würden nicht blos auf die Verhältniſſe des Iſarkreiſes und
erhaupt Altbaierns berechnet, und eben deswegen auch in allen
reiſen ausführbar ſein, was jetzt bei den ſo verſchiedenen Verhältniſſen
den Kreiſen unmöglich der Fall ſein kann. So würden zuverläſſig
Baiern keine landärztlichen Schulen eingerichtet worden ſein, wenn
e Herren Ober-Medicinalräthe Haberl und Jacobi bedacht hät-
n, daß die Landchirurgen nicht überall ſo ſind, wie in Altbaiern.
ur in Altbaiern war es nothwendig, für das Landvolk durch An-
llung beſſerer Subjekte zu ſorgen; in den andern Kreiſen war es
manchen Orten mit ungleich beſſern Barbiern und Badern ver-
hen, als die Landärzte waren, von denen ſie verdrungen wurden,
er wenigſtens verdrungen werden ſollten.

Aber das iſt noch nicht Alles. Die Verordnungen, welche
f Antrag der oberſten Medicinalbehörde an die Kreisregierungen
gehen, ſind nicht allein zu ſpeciell, ſondern ſie haben auch noch den
hler, daß ſie auch in Rückſicht auf die einzelnen Beſtimmungen auf
s ſtrengſte befolgt werden müſſen. So enthielt z. B. das Schutz-
cken-Geſetz unter andern einzelnen Beſtimmungen auch die, daß
r Impfärzte bei jedem einzelnen Individuen auch die Beſchaffenheit
r Pocken, nicht allein ihrer Zahl, ſondern auch ihrer Form nach,
ihren Tabellen angeben ſollten. Allerdings thaten dies die Mei-
n, Andere aber, die es nicht für nöthig hielten, thaten es nicht,
ſchrieben in ihren Tabellen blos: echte Pocken, ſchöne Pocken ꝛc.
ies war nun gegen das Geſetz, ſie wurden für ſtrafbar erkannt,
d wenn es zum zweitenmal geſchah, die geſetzliche Strafe wirklich
sgeſprochen. So ſollte deshalb der D. Eichhorn in Nürnberg ge-
aft werden, und wurde nur dadurch von der Strafe befreit, daß
dagegen berichtete, dieſer D. Eichhorn ſei ein alter praktiſcher
rzt, der ſich nicht mehr in die neuen Formen zu finden wiſſe, auch
er derjenige, der ſich vor allen andern Nürnberger Aerzten um
e Einführung der Schutzpocken in der Stadt verdient gemacht habe,
d es würde höchſt auffallend ſein, ihn wegen Nichtbeobachtung
ner bloſen Formalität zu ſtrafen. Sollen Verordnungen in medi-
niſchen Angelegenheiten gegeben werden, ſo müſſen ſie auch ausführ-
r ſein; ſind ſie es nicht, ſo werden ſie entweder nicht befolgt, oder
enn ſie befolgt werden, ſo erreichen ſie nicht nur ihren Zweck nicht,

ſondern ſie ſind ihm vielmehr hinderlich. Nichts iſt leichter, als Verordnungen zu erlaſſen, aber es iſt nicht genug, daß ſie auf dem Papier ſtehen, ſie müſſen auch ausführbar ſein. Aber es ſcheint, daß dies oft das Wenigſte iſt, um was ſich die höhern Behörden, von welchen ſie ausgehen, bekümmern, obſchon ſie nach der Art aller ſtrengen Regenten, denen es mehr um das Befehlen, als um die Sache, zu thun iſt, die oft heilſame Nichtbefolgung derſelben, wenn nicht wirklich beſtrafen, doch in den derbſten Ausdrücken in ihren Reſcripten rügen.

Dieſe Erfahrungen habe ich als Medicinalrath vielfältig gemacht, und man kann ſich leicht denken, daß ſie keineswegs geeignet waren, mir meine Stelle angenehm zu machen. Indeſſen bekleidete ich dieſelbe meinen Pflichten gemäß, und ſuchte ſo viel gutes zu bewirken, als ich nach der Lage der Umſtände konnte. Aber mein Hauptſtreben ging immer auf die Ausführung meiner Plane hinſichtlich der Krankenanſtalten, das ſollte das Hauptverdienſt ſein, welches ich mir in Nürnberg erwerben wollte, und es iſt nicht meine Schuld, daß es mir bis auf den Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe, nicht gelungen iſt. Aller wiederholten Anregungen ungeachtet blieb es immer bei'm Alten. Es wurden mir immer wieder dieſelben Schwierigkeiten entgegen geſtellt, und ſo dauerte es fort bis ins Jahr 1811, wo wiederum eine neue Kreis-Eintheilung vorgenommen, der Pegnitzkreis aufgehoben, und in Nürnberg ein eigenes Lokal-Kommiſſariat angeordnet wurde. Zum Chef des Kommiſſariats wurde der bei dem aufgehobenen Pegnitzkreis angeſtellt geweſene Finanzdirektor von Kracker ernannt, und ich ſollte als Medicinalrath bei der Regierung des Ober-Mainkreiſes in Baireuth angeſtellt werden. In ſo fern ich in Baireuth mit dem zum General-Kommiſſär des Ober-Mainkreiſes ernannten Grafen von Thurheim wieder zuſammen gekommen wäre, würde mir dieſe Anſtellung allerdings die angenehmſte geweſen ſein, und ich weiß, daß dies auch der Hauptgrund war, warum der Miniſter von Montgelas bei dem König auf meine Verſetzung dahin antragen wollte, er wollte mir und dem Grafen von Thurheim eine Gefälligkeit erweiſen, wie er mir ſelbſt ſagte. Allein da auch dem Komiſſariat in Nürnberg neben zwei andern Räthen auch ein Medicinalrath beigegeben werden ſollte, ſo ſah ich nicht ein, warum ich meiner Stelle ohne weitere Vortheile gegen eine andere vertauſchen ſollte, auch lagen mir mehrere meiner Freunde in Nürnberg an, doch ja nicht von Nürnberg wegzugehen, und riethen mir ſo lange und ſo nachdrücklich zu, nach München zu reiſen, und dort meine Verſetzung nach Baireuth zu hintertreiben, daß ich nicht umhin konnte, mich zu dieſer Reiſe zu entſchließen. Bei meiner Ankunft in München fehlte zur Verwirklichung meiner Verſetzung nach Baireuth nur noch die Unterſchrift des Königs. Aber der Miniſter gab meinen Gründen dagegen Gehör; es wurde ein Anderer als Medicinalrath in Baireuth angeſtellt, und ich blieb in Nürnberg.

Mein damaliger Aufenthalt in München dauerte zwar nur einige Tage, aber er war mir in doppelter Rückſicht erfreulich, erſtlich weil ich den Zweck meiner Reiſe erreicht hatte, und zweitens weil ich nicht nur das Glück hatte, den König zu ſprechen, welcher ſich meiner von Würzburg her auf das gnädigſte erinnerte, ſondern auch weil ich meine alten Freunde und Gönner wieder ſah, und einige ſehr intereſſante neue Bekanntſchaften machte, namentlich mit dem berühmten Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften Jacobi, ſeinem Sohn, dem Ober-Medicinalrath Jacobi, und deſſen ſchönen und geiſtreichen Frau, der Tochter des allbekannten Wandsbecker Boten, des kindlichen liebenswürdigen Claudius, und mit dem großen Anatomen Sömmering, den ich zum erſtenmal in dem Jacobiſchen Hauſe ſah. Es war Abends in einer zahlreichen Geſellſchaft, die Geſellſchaft blieb ſpät bis in die Nacht beiſammen, Sömmering und ich verließen die Geſellſchaft zugleich, und weil ich fürchtete, ich würde den Weg zu meinem Gaſthof nicht allein finden können, ſo bot er ſich an, mich zu begleiten. Er brachte mich richtig an meinen Gaſthof, aber er ſelbſt verirrte ſich bei'm Nachhauſegehen in eine Nebengaſſe, und mußte zu ſeiner eigenen Wohnung durch einen Fremden geführt werden, — ein Vorfall, der uns bei unſerer nächſten Zuſammenkunft viel Spaß machte.

Meines Bleibens in Nürnberg nun gewiß, machte ich die Ausführung meiner Pläne hinſichtlich der Krankenanſtalten wieder zu meiner Hauptangelegenheit, und ich konnte dieſelbe um ſo mehr hoffen, da nicht allein der Kommiſſär ſelbſt, ſondern auch der Stiftungs-Adminiſtrator Bock auf das willfährigſte dazu die Hände boten. Allein beide konnten bei dem beſten Willen vor der Hand nicht mehr thun, als was die Umſtände erlaubten. Um eine durchgreifende Reform der Krankenanſtalten vorzunehmen, fehlte es, wie früher, auch jetzt an den erforderlichen Mitteln, und Alles, was geſchehen konnte, war, daß in dem Spital zum heiligen Geiſt ein großer geräumiger Boden zu Krankenzimmern eingerichtet, und zur Beſtreitung der Koſten der Erlös aus allerlei entbehrlichen Sachen verwendet wurde. Die Sachen wurden gut verkauft, die Einrichtung des Bodens zu Krankenzimmern wurde vorgenommen, der Raum reichte zu zehn Zimmern, in denen überhaupt funfzig Kranke Platz hatten, und ſchon im Frühjahr 1813 konnten dieſelben bezogen werden. So hatte nun die Stadt eine Krankenanſtalt, welche vor der Hand wenigſtens das dringendſte Bedürfniß befriedigte, die erbärmliche Hundert-Suppen-Anſtalt, und das gleich erbärmliche Schau- oder Schauerhaus entbehrlich machte, und eine zweckmäßigere Einrichtung des St. Sebaſtian-Spitals geſtattete. Sobald nämlich die neue Krankenanſtalt fertig war, ſo wurden jene zwei Krankenhäuſer geräumt, die heilbaren Kranken wurden in die neue Anſtalt aufgenommen, die unheilbaren in das St. Sebaſtian-Spital verſetzt, welches zuvor ebenfalls eine beſſere Einrichtung erhalten hatte. Zugleich wurde auch die Beſorgung der hausarmen Kranken, welche in ihren Wohnungen auf öffentliche Koſten behandelt wurden, und auch jetzt noch einen Haupttheil der Armen-Krankenpflege in Nürnberg ausmachen, verbeſſert, ſtatt eines einzigen Armenarztes wurden mehrere angeſtellt, die Beſoldung der Armenärzte wurde fixiert, und überhaupt mehr Ordnung in dieſen wichtigen Theil der Armen-Krankenpflege gebracht. Indeſſen waren alle dieſe Anordnungen blos proviſoriſch, es ſollte dadurch blos den dringendſten Bedürfniſſen abgeholfen werden, und der Plan zu einer umfaſſenden und durchgreifenden Reform der geſammten Verſorgungs- und Krankenanſtalten war keineswegs aufgegeben. Im Gegentheil wurden nicht nur von Seite des Kommiſſariats, ſondern auch vorzüglich von dem Stiftungs-Adminiſtrator Bock, ſolche Vorkehrungen dazu getroffen, daß kaum an der Realiſierung des Plans zu zweifeln war.

Aber nun brach wieder ein neuer Krieg aus, der franzöſiſch-ruſſiſche. Dieſer neue Krieg, und die im Jahr 1816 — 1817 eingetretene Theuerung machten die Ausführung des Plans abermals unmöglich. So ſehr mir derſelbe auch am Herzen lag, ſo fügte ich mich doch, in der Hoffnung auf beſſere Zeiten, in dieſe abermalige Verzögerung mit Geduld, um ſo mehr, weil ich mir theils durch die Uebernahme der ärztlichen Beſorgung der neuen Krankenanſtalt, theils durch die Erweiterung meiner Privatpraxis meinen Wirkungskreis auf eine meiner Neigung gemäße Art erweitert hatte. In den erſten Jahren meines Aufenthalts in Nürnberg hatte ich mich nämlich auf keine Privatpraxis eingelaſſen, und ich konnte es auch nicht wohl thun, weil ich vorausſah, daß ich als Dirigent der nach meinem Plan eingerichteten Verſorgungs- und Krankenanſtalten genug zu thun haben würde, um noch zu andern Beſchäftigungen, als zu meinen amtlichen, Zeit übrig zu haben. Allein theils die von mehreren Seiten her an mich ergangenen Aufforderungen zur Privatpraxis, theils die aufs Neue wieder in eine ungewiſſe Ferne hinausgerückte Ausführung meines Plans, bewogen mich endlich, meine Privatpraxis weiter auszudehnen, als ich anfangs Willens war, und wenn ich die Zeitumſtände hätte benutzen wollen, ſo hätte ich ohne Zweifel der beſchäftigteſte Arzt in Nürnberg werden können. Die angeſehenſten und geſuchteſten Aerzte waren nämlich größtentheils betagte Männer, denen die Praxis beſchwerlich zu werden angefangen hatte, Einige hörten zu prakticieren auf, Andere wurden kränklich, einer ſtarb nach dem andern weg, und von den jüngern, die an ihre Stelle traten, hatte ich nichts zu fürchten. Allein ich hatte nie im Sinn, meine Praxis ſehr weit auszudehnen, nicht allein weil ich die öffentlichen Krankenanſtalten, als den Hauptgegenſtand meiner Thätigkeit, immer vor Augen hatte, ſondern auch weil mir die Stellung nicht gefiel, in welcher die Aerzte zu dem Publikum ſtanden. Nürnberg iſt eine Handelſtadt, und wie in allen Handelſtädten das Geld die Hauptſache iſt, ſo iſt dies auch in Nürnberg nicht anders. Man läßt den Arzt rufen, wenn man ihn braucht, und hat man ihn für ſeine Dienſte abgelohnt, ſo glaubt man, ihm nichts weiter ſchuldig zu ſein, oder wenn man ihm ein jährliches Honorar bezahlt, ſo erwartet man, daß er es durch öftere Beſuche abverdiene, wenn auch Niemand im Hauſe krank iſt, und ſieht ihn eben ſo für einen Lohnbedienten an, wie einen Handlungs-Kommis. Freilich denken nicht alle Kaufleute ſo, es giebt ihrer Mehrere, die ihren Arzt auch als ihren Hausfreund betrachten, aber dieſe machen nur die Ausnahme von der Regel. Die Mehrzahl benimmt ſich, wie ich geſagt habe, und da der Handelſtand den Ton in der Stadt angiebt, ſo folgen mehr oder weniger auch die andern Bürgerklaſſen ſeinem Beiſpiel. Sowohl in Würzburg als in Ludwigsburg hatte ich ein anderes Verhältniß der Aerzte zu dem Publikum geſehen, und ich konnte daher das praktiſche Leben in Nürnberg nicht erfreulich finden. Dies war ſchon zu Anfang der Fall, in der Folge war er es noch mehr, da nicht nur der jüngeren Aerzte immer mehrere wurden, ſondern auch die Landärzte in der Stadt ihr Weſen zu treiben anfingen. Jene mußten von dem Ertrag ihrer Praxis leben, und um die Gunſt des Publikums zu gewinnen, waren ſie genöthigt, demſelben ganz zu Gefallen zu leben. Sie hoſierten daher nicht nur dem Handelſtand als ſeine gehorſame Diener, ſondern ſie ſchmeichelten auch den andern Bürgerklaſſen, indem ſie auch ihren übertriebenſten und thörichtſten Anforderungen zu entſprechen ſuchten. Auf eine ſolche Art mich bei dem Publikum in Gunſt zu ſetzen, war mir unmöglich, und es iſt daher ganz natürlich, daß ich, wenn ich es auch gewünſcht hätte, nie zu einer ſehr ausgebreiteten Praxis in Nürnberg gekommen wäre. Die Maſſe des Publikums würde ſich weit eher an die gefälligern jüngern Aerzte, als an den minder gefälligen, ſeine Würde behauptenden, ältern Arzt gehalten haben. — Aber noch mehr, als dieſes nothgedrungene knechtiſche Betragen der meiſten jüngern Aerzte, verleideten mir die Praxis in Nürnberg die in der Stadt angeſtellten Landärzte. Nach ihrer Inſtruktion ſollten ſie zwar mehr Chirurgen, als Aerzte, ſein, ſie ſollten ſich nur mit Behandlung innerlicher Krankheiten leichterer Art befaſſen, und in ſchwerern Fällen ungeſäumt einen wiſſenſchaftlich gebildeten Arzt zu Hülfe rufen. Allein wie ſie ſich, gleich dieſen, Doktoren nennen ließen, ſo wollten ſie ihnen auch in der Ausübung ihrer Kunſt nicht nachſtehen, und ſo wie ſie ſolchergeſtalt ſich ſelbſt als Kollegen derſelben anſahen, ſo ſah ſie auch ein großer Theil des Publikums dafür an, ja Vielen, beſonders aus den geringern Volksklaſſen, war ein Landarzt lieber, als ein wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt, theils weil er ihnen an Sitten gleicher war, theils weil ſie ihm für ſeine Dienſtleiſtungen, welche ſie mit Recht als Dienſte eines Handwerkers anſahen, weniger bezahlen durften. Weit entfernt alſo, bei dieſer Herabwürdigung des ärztlichen Standes nach einer ausgebreiteten Praxis zu ſtreben, war ich froh, daß es mir die Lage der Dinge ſelbſt verbot, und wirklich ſchon aus Scham, für einen Kollegen der Landärzte angeſehen zu ſein, würde ich meine Praxis ganz aufgegeben haben, wenn ſich mir eine ſchickliche Gelegenheit dazu dargeboten hätte.

Dieſe Gelegenheit ſchien ſich mir wirklich darzubieten, da jetzt der Zeitpunkt herangekommen zu ſein ſchien, wo ich an der Ausführung meines Plans zur Verbeſſerung der öffentlichen Krankenanſtalten nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte. Der Krieg war nämlich geendigt, der Friede geſchloſſen, die deutſchen Fürſten hatten verſprochen, ihren Ländern zeitgemäße Konſtitutionen zu geben, und der König von Baiern war einer der erſten, der es that. Im Mai 1818 wurde die Konſtitution promulgiert. Die Freude im Königreich war allgemein, beſonders in Nürnberg, weil man hoffte, daß durch Einſetzung eines potenten Magiſtrats die vormalige Herrlichkeit der Stadt wieder hergeſtellt werden würde. Allerdings hatte Nürnberg durch die Konſtitution ſehr viel gewonnen, nicht nur an Selbſtmacht, ſondern auch an Einkünften. Die Befugniß, das Beſtehende überall, wo es nöthig ſchien, zu verbeſſern, allen Bedürfniſſen durch neue zweckmäßige Einrichtungen abzuhelfen, ward dem Magiſtrat durch die Konſtitution ertheilt. Ich glaubte nun, daß auch vorzüglich den Verſorgungs- und Krankenanſtalten ein neuer Glücksſtern aufgegangen ſei, und da ich ſah, mit welchem Eifer ſchon der zuerſt eingeſetzte Magiſtrat von jener Befugniß Gebrauch machte, was er zur Verbeſſerung des Schulweſens, zur Reinigung der Straßen und Brunnen, ja ſelbſt zur Verſchönerung der Stadt und ihrer Umgebungen durch Anlegung von Alleen ꝛc. that, ſo konnte ich nicht zweifeln, daß er auch ein vorzügliches Augenmerk auf die Verbeſſerung der Verſorgungs- und Krankenanſtalten richten würde. Allein ich betrog mich in meiner Erwartung.

Das Bedürfniß beſſerer und umfaſſenderer Verſorgungs- und Krankenanſtalten wuchs aber mit jedem Tage im Jahre, und ich ſah mich daher genöthiget, meine Anträge zu ihrer Verbeſſerung nicht nur von Zeit zu Zeit zu wiederholen, ſondern ihnen auch mehr Nachdruck zu geben. Dennoch ging ein Jahr nach dem andern hin, bis im Jahr 1824 der Kaufmann Scharrer zum zweiten Bürgermeiſter gewählt wurde. Dieſer eben ſo thätige als einſichtsvolle Mann hatte ſchon als Magiſtratsrath die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Verſorgungs- und Krankenanſtalten erkannt, er machte dieſelbe gleich nach dem Antritt ſeines Bürgermeiſteramts zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit, und arbeitete gemeinſchaftlich mit mir den Plan zu derſelben aus. Einverſtanden mit mir, daß vor allem die Herſtellung eines allgemeinen Krankenhauſes nöthig ſei, wurde ein Platz außerhalb der Stadt dazu auserſehen, der Platz von dem ſich für alle das Gemeinwohl der Stadt betreffende Anſtalten thätig intereſſierenden Marktvorſteher Platner aus eigenen Mitteln erkauft, von dem Bauinſpektor Schmidter der Riß zu dem Gebäude nach meiner Angabe verfertigt, die Koſten des Gebäudes, ſeiner Einrichtung und Unterhaltung von dem Bürgermeiſter Scharrer berechnet, und die Mittel zu ſeiner Dotierung angegeben. Wäre Scharrer Bürgermeiſter geblieben, ſo wäre zuverläſſig der Plan ausgeführt worden, denn wie zu ſo vielem andern, was während ſeines Bürgermeiſteramts troz aller ihm in Weg gelegter Hinderniſſe zu Stande gekommen, war er auch dazu der Mann. Aber nachdem die ſechs Jahre, auf die er gewählt worden, vorüber waren, kam ein Anderer an ſeine Stelle, und ſo wie dieſer eingetreten, war auch von Erbauung eines Krankenhauſes keine Rede mehr. Die Schuld, daß es an Geld zur Erbauung eines Krankenhauſes fehlte, lag nicht an der Unzulänglichkeit der Renten der Stiftungen, ſondern an der Art ihrer Verwendung zu Almoſen. Allerdings hat in neuern Zeiten die Armuth in Nürnberg bedeutend zugenommen; allein, genau betrachtet, nicht ſowohl die Armuth, als vielmehr die Armen, und die Urſache dieſer Zunahme der Armen liegt ohne Zweifel in der Fehlerhaftigkeit der öffentlichen Armenpflege. Die Hauptaufgabe einer guten Armenpflege iſt, die Zahl der Armen zu vermindern, und dieſe Aufgabe kann nur gelöſt werden durch Herſtellung öffentlicher Beſchäftigungsanſtalten, die aber nicht zugleich Strafanſtalten ſein dürfen, wie die in Nürnberg beſtehende. Sie müſſen reine Beſchäftigungsanſtalten ſein, in welchen Jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet, und ſich nicht ſchämen darf, in ſie aufgenommen zu werden. Nur Arme, die durch ihre Arbeit nicht ſo viel erwerben können, als ſie zur nothdürftigen Erhaltung ihrer Familien bedürfen, haben gerechten Anſpruch auf Unterſtützung durch Almoſen, ſo wie diejenigen, die gar nicht mehr arbeiten können, zur Aufnahme in eine öffentliche Verſorgungsanſtalt. Almoſen an Müßiggänger, und aus Mitleiden an Scheinarme gegeben, die ſie ertrotzen oder durch ihre Wehklagen erſchleichen, helfen der Armuth nicht ab, ſie dienen vielmehr, die Zahl der Armen zu vermehren, und wenn man mir von täglicher Zunahme der Armuth in Nürnberg ſprach, ſo war ich immer der Meinung, daß die Rede blos von Zunahme der Armen, nicht der Armuth, ſein könne. Bei der täglich höher geſteigerten Induſtrie in der Stadt, und dem täglich ſich vermehrenden Verkehr kann es unmöglich Viele geben, die nicht Arbeit finden, wenn ſie arbeiten wollen, und um die wahrhaft Armen von den ſcheinbar Armen zu unterſcheiden, iſt vor allen Dingen eine genaue Armen-Konſcription nöthig. So lange eine ſolche nicht hergeſtellt iſt, nützt auch der zahlreichſte Armenpflegſchaft-Rath nichts, weil es ihm an der Grundlage fehlt, worauf er ſein Urtheil über die Bedürftigkeit der um Almoſen Bittenden bauen muß; im Gegentheil je zahlreicher er iſt, deſto ſchlimmer iſt es, weil in Ermangelung jener Grundlage das Meiſte von der Gunſt der Armenpflegſchafts-Räthe abhängt, welche, wie die Erfahrung lehrt, ſehr oft Leuten zugewendet wird, die gar nicht zu den Armen gehören, und das ihnen gereichte Almoſen den Bier- und Branntweinwirthen, den Lotto-Kollekteuren, ja ſogar dem Theaterkaſſier zutragen.

Daß ich bei der täglich zunehmenden Unzulänglichkeit der beſtehenden Verſorgungs- und Krankenanſtalten meine Anträge, da ſie bei dem Magiſtrat nichts fruchteten, um ſo öfter und nachdrücklicher an die Kreis-Regierung gemacht, brauche ich eben ſo wenig zu ſagen, als daß auf jeden meiner Berichte die Regierung den Magiſtrat nachdrücklich zur möglichſt baldigen Herſtellung des fraglichen neuen Krankenhauſes aufgefordert habe. Aber auch dieſe Aufforderungen von Seite der Kreis-Regierung fruchteten nichts, der alte Grund, daß es an Geld fehle, wurde jederzeit wieder aufs neue hervorgehoben, und das Einzige, was geſchah, war, daß man jetzt etwas ernſtlicher die Wege aufzuſuchen anfing, auf welchen daſſelbe herbeizuſchaffen ſein möchte. — So ſtand es am Schluſſe des Jahres 1835, als wieder ein neuer zweiter Bürgermeiſter gewählt wurde. Die Wahl fiel auf einen Mann, zu welchem, wie die ganze Stadt, auch ich das größte Zutrauen hatte. Es war der zeitherige Marktvorſteher Johann Merkel, der würdige Sohn des erſten Marktvorſtehers und Aſſeſſors bei'm königlichen Handels-Appellations-Gericht Johann Wolfgang Merkel, deſſen ich ſchon früher erwähnte, und von dem ich in der Folge noch ausführlicher ſprechen werde, — ein eben ſo kenntnißreicher und thätiger, als rechtſchaffner Mann. Schon als Vorſtand des Kollegiums der Gemeinde-Bevollmächtigten hatte er ſich der ſtädtiſchen Verſorgungs- und Krankenanſtalten bei jeder Gelegenheit angenommen, und ich konnte daher mit Zuverſicht von ihm erwarten, daß er als Bürgermeiſter vollenden werde, was ſein früherer Vorgänger Scharrer ſo rühmlich begonnen hatte. Ich hatte bereits mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt, und hätte wohl noch vor meinem Tode ein Werk ausgeführt ſehen mögen, das mir mehr, als alles andere, am Herzen lag, und dem zu lieb ich von keiner Gelegenheit, meine Stelle mit einer andern, wenn gleich vortheilhaftern und ehrenvollern, zu vertauſchen, Gebrauch machte. Ich hätte Kreis-Medicinalrath in Baireuth, Direktor der Krankenanſtalten in Bamberg, Mitglied des Ober-Medicinalkollegiums in München werden können; aber ich hatte meine Stelle in Nürnberg vorgezogen, und nur die Ausſicht auf baldige Herſtellung eines allgemeinen Krankenhauſes, und die dadurch möglich gemachte beſſere Organiſation des Spitals zum heiligen Geiſt, als Verſorgungsanſtalt, ließ es mich, ungeachtet der Verzögerung von einem Jahr zum andern, nicht bereuen, der Stadt jene Opfer gebracht zu haben.

Aber es iſt nun Zeit, daß ich auch Etwas von meinem geſelligen und häuslichen Leben in Nürnberg ſage, und billig ſpreche ich auch hier wieder zuerſt von meinem häuslichen. Meine Frau war bald in Nürnberg eingewohnt, ſie war froh, wieder in einer größern Stadt zu leben, und die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in welche ſie nach und nach mit mehreren Familien gerieth, machten ihr den Aufenthalt in derſelben je länger je angenehmer. Meine Tochter war bereits herangewachſen, und die Zeit näher gekommen, wo wir ſie an einen wackern Mann verheurathet wünſchten. Dieſen fanden wir in dem königlichen Ober-Poſtamts-Sekretär Hänlein, einem wohlgeſtalteten, braven und tüchtigen jungen Mann aus einer der angeſehenſten Familien in Ansbach, und wir hatten keine Urſache, es zu bereuen, daß wir ihm unſere einzige Tochter zur Frau gegeben hatten. Allein er bekam an ihr auch eine Frau, welche von ihrer Mutter zu einer tüchtigen Hausfrau gebildet worden. Die Frucht ihrer Ehe waren drei Mädchen, geſund, wohlgebildet, begabt mit viel verſprechenden Fähigkeiten. Sie wuchſen freudig heran, und ſie ſo gedeihend und jugendlich heiter um mich zu ſehen, iſt die ſchönſte Freude meines Alters, und macht mich ſelbſt wieder jung.

Weniger Erfreuliches kann ich leider von meinem Sohn ſagen. Er war jünger, als meine Tochter, als Kind eben ſo gut geartet, wie ſie, und als Knabe wegen der ausgezeichneten Fähigkeiten, die er verrieth, eben ſo viel verſprechend, als durch ſeine Wohlgeſtalt ſich empfehlend. Er ſollte Jurisprudenz ſtudieren, und nachdem er die Gymnaſial-Studien vollendet hatte, begab er ſich auf die Univerſität zu Altdorf. Hier gehörte er nach dem einſtimmigen Zeugniß ſeiner Lehrer zu den fähigſten, fleißigſten und wohlgeſittetſten Studenten, ja er wurde von denſelben als Muſter für die andern aufgeſtellt. Allein im Jahr 1809 wurde die dortige Univerſität aufgehoben, mein Sohn bezog mit andern daſelbſt Studierenden die Univerſität Erlangen, und mit der Veränderung des Orts wurde er ein ganz anderer Menſch. Er gerieth in ſchlechte Geſellſchaften, gewöhnte ſich das Trinken an, machte Schulden, und ob er ſchon ſeine Kollegien fleißig beſuchte, kam er doch in ſeinen Studien nicht ſo weit vorwärts, als er bei ſeinen Fähigkeiten hätte kommen können. Ich hatte von dem wüſten Leben, dem er ſich ergeben, lange nichts erfahren, ich hörte blos zufällig davon, und man kann ſich leicht denken, daß ich ihm darüber die ernſteſten eindringendſten Vorſtellungen machte. Betroffen von dieſen Vorſtellungen bezeigte er nicht nur Reue wegen des Vergangenen, ſondern er klagte ſich darüber auch ſelbſt an, und verſprach mit Thränen, dem unſeligen Hang zu entſagen. Allein dieſer Hang war bereits zu tief bei ihm eingewurzelt, als daß er hätte Wort halten können, auch blieb er ſeinen bisherigen ſchlechten Geſellſchaftern, die ſeine Gutmüthigkeit oder vielmehr ſeinen Leichtſinn je länger je mehr mißbrauchten, zu getreu, als daß ihn beſſere Geſellſchaften hätten anziehen können. Alles, was er über ſich vermochte, war, daß er ſich mehr zu Hauſe hielt, die Bierhäuſer etwas ſeltener beſuchte, und fleißiger ſtudierte; ſeine Neigung zum Trinken ganz zu bezwingen vermochte er nicht, weder auf der Univerſität, noch während ſeiner nachherigen verſchiedenen Anſtellungen im Staatsdienſt. Bei ſeiner guten Konſtitution hatte dieſe Leidenſchaft lange keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, auch betrieb er ſeine Amtsgeſchäfte dabei zwar läſſiger, aber doch ſo, daß ihm keine Verſäumniß zur Laſt gelegt werden konnte, weil ſeine Talente ſeine Läſſigkeit vergüteten. Allein um ſo ſtärker zeigte ſich ſpäterhin die verderbliche Wirkung derſelben. Er fing an Blut auszuhuſten, die Anfälle von Bluthuſten kamen öfter und ſtärker, und die Folge war eine unheilbare Lungenſchwindſucht, an welcher er im September 1825 ſtarb, in einem Alter von fünf und dreißig Jahren. Wäre er in Erlangen geblieben, der er in Altdorf war, was hätte er bei ſeinen Talenten leiſten können, und was würde aus ihm geworden ſein! Ich darf hieran nicht denken, ich muß vielmehr froh ſein, daß er nicht länger gelebt hat, wenn ich bedenke, wozu ihn eine Leidenſchaft, die er nicht mehr zu überwinden vermochte, hätte führen können.

Es iſt leicht zu erachten, daß ich in der langen Reihe von Jahren, welche ich in Nürnberg durchlebte, in manche Verbindungen gekommen bin, die mir das Leben daſelbſt intereſſant und angenehm machten. Zuerſt erwähne ich hier die Verbindung, in welche ich, als Mitglied der Regierung, mit dem General-Kommiſſär, Freiherrn von Lerchenfeld, dem Nachfolger des Grafen von Thürheim, den Direktoren von Hettersdorf und von Kracker, und den Räthen Gelle, von Laher und Frendel, und bei der Finanzkammer mit den Räthen Kagler, Roth und Luz, kam, vorzüglich aber das Wiederzuſammentreffen mit meinem vormaligen Würzburger Kollegen und Freund Paulus, der als Schulrath bei der Regierung angeſtellt ward, und an deſſen Frau auch die meinige ihre alte liebe Freundin wieder gefunden hatte. Nicht minder, als die Mitglieder der Regierung, gewann ich mir auch die meiſten Profeſſoren an dem Gymnaſium, beſonders den Rektor an demſelben, den in der Folge als Profeſſor der Philoſophie in Berlin ſo berühmt gewordenen Hegel, und den Profeſſor Heide, nachmaligen Profeſſor in Erlangen, und an der Realſchule die Profeſſoren Schweigger, Schubert, Pfaff ꝛc. zu Freunden. So lange ich mit dieſen Männern zuſammen lebte, hatte ich die froheſten Tage in Nürnberg, und in ſo viele freundſchaftliche Verbindungen ich auch in der Folge mit andern wackern Männern gekommen bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich dieſer ſchönen Zeit noch immer mit Freude gedenke, und ſchmerzlich bedaure, daß ſie vorüber iſt.

Daß ich von den Aerzten in Nürnberg zuerſt den D. Oſterhauſen kennen lernte, habe ich ſchon geſagt. Bald lernte ich auch die andern, Bayer, Weiß, Eurich, Niederer, Schedelbeck, Eichhorn und beide Preu kennen. Ich fand an ihnen insgeſammt tüchtige Aerzte, und fleißige, thätige und größtentheils auch brave Männer; aber doch war mir Oſterhauſen immer der liebſte, nicht weil ich ihn für den gelehrteſten der Nürnberger Aerzte halte, denn gelehrt kann jeder werden, der viel lieſt und fleißig ſtudiert, ſondern weil ich an ihm einen der beſten Menſchen kennen lernte, die mir je vorgekommen ſind. Wir waren bald die beſten Freunde zuſammen, unſere Freundſchaft beſteht noch, und ſie wird beſtehen, ſo lange wir leben. Nächſt meinem Freund Oſterhauſen war mir der liebſte Eurich, ein eben ſo braver Mann, als ein tüchtiger und, was ſo ſelten iſt, ein ſelbſtdenkender Arzt. Das Letztere war auch der jüngere Preu, der als Stadtgerichtsarzt in Nürnberg ſtarb, ein ausgezeichnet guter und mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter Kopf. Mit den übrigen Aerzten kam ich weniger in Berührung, und es bildete ſich daher auch kein näheres freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihnen und mir.

Das Gleiche war der Fall mit den in immer größerer Zahl in er Stadt auftretenden jüngern Aerzten. Anſtatt ſich an die ltern Aerzte anzuſchließen, machten ſie lieber ihren Weg für ſich, uchten ſich bei dem Publikum zu inſinuiren und geltend zu machen, uf welche Art ſie konnten, und ſo gelang es denn auch Mehreren, ie ältern zu verdrängen, ſo daß ſie, gleich den Landärzten, wie an leider auch von den Aerzten zu ſagen pflegt, bald zu einer beeutenden Kundſchaft gelangten. Daß auch ich zu dieſen ältern erzten gehörte, auf deren Verdrängung die jüngern ausgingen, obchon ſie mich zuweilen zu Konſultationen rufen ließen, verſteht ſich on ſelbſt. Nur wenige von dieſen jungen Aerzten kultivirten das erhältniß, in welches ſie als Beſucher der Krankenanſtalten wähend ihres praktiſchen Bienniums mit mir gekommen waren, und on dieſen nenne ich vorzüglich Merkel und Lochner, von denen h gewiß bin, daß ſie meine Freunde bleiben werden, ſo lange ich be.

Mehr, als mit den Aerzten, kam ich in freundſchaftliche Verältniſſe mit einigen Geiſtlichen, wie mit dem verſtorbenen Dekan eillodter, dem Pfarrer Seyfried, und ſpäterhin mit den farrern Seiler und Hilpert, und dem Hauptprediger Fiken- her, ſo wie auch mit mehrern bürgerlichen Familien, von denen hier vor allen andern die Merkelſche nenne. Habe ich je einen ann gekannt, von dem man ſagen konnte, er ſei ein ganzer ann, ſo war es der Vater der Familie, Paul Wolfgang erkel. Anerkannt als einer der erſten Kaufleute in der Stadt, r er auch anerkannt als ihr erſter Bürger. Reich an den vielſeiſten Kenntniſſen, raſtlos thätig in ſeinem Beruf, und überall, Einſicht und kraftvolle Thätigkeit erfordert wurde, in Anſpruch nommen, war er auch ein Mann von dem edelſten Charakter, ein uer Freund ſeiner Freunde, ein redlicher Berather jedes Rathbedürftigen, ein furchtloſer Vertheidiger und Schützer des gekränkten Rechts, ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, kurz, Alles, was ein Mann ſein ſoll. Gleich nach meiner Ankunft in Nürnberg wurde ich mit ihm bekannt durch ſeinen Schwiegerſohn und meinen Landsmann, den damaligen ſtädtiſchen Konſulenten und jetzigen Präſidenten des proteſtantiſchen Ober-Konſiſtoriums in München, Roth. Mein Wunſch, mit ihm und ſeiner würdigen Familie in nähere Verbindung zu kommen, wurde bald erfüllt, mit Niemand kam ich öfter zuſammen, als mit ihm, ich wohnte zwölf Jahre lang in einem ſeiner Häuſer, ſo bequem und behaglich, als wenn ich Eigenthümer des Hauſes geweſen wäre, und ich freue mich, ſagen zu können, daß die freundſchaftlichen Geſinnungen des Vaters gegen mich auch auf ſeine Söhne fortgeerbt haben.

Nächſt Merkel hatte ich einen andern wahren Freund an dem Spitalverwalter Sörgel. Er war ſchon ein bejahrter Mann, als ich ihn kennen lernte, aber noch lebhaften Geiſtes und heitern Gemüths. Ich habe wenige ſo wohlwollende Menſchen geſehen, wie er war, und, was ſo ſelten iſt, ſein Wohlwollen war allgemein, wem er etwas Gutes erweiſen konnte, dem erwies er es, nicht aus Eitelkeit, ſondern weil er von Herzen wohlwollend war, kurz, er war ein echter alter Nürnberger, ein Mann aus der alten guten Zeit, wie er denn dieſe alte gute Zeit bei jeder Gelegenheit zu preiſen pflegte.

Solcher Freunde gewann ich nach und nach immer mehrere, und zwar nicht allein unter dem männlichen, ſondern auch unter dem weiblichen Geſchlechte. Von den erſtern nenne ich vorzüglich den ehemaligen Bürgermeiſter, jetzigen Direktor der polytechniſchen Schule, Scharrer, von dem ich ſchon an einem andern Ort geſprochen, den Bürgermeiſter Binder, wegen ſeiner Rechtlichkeit eben ſo achtungswerth, als wegen ſeiner Tüchtigkeit und Gewandtheit in Geſchäften, die Advokaten Kreitmeier, dem ich für die vielen mir und meiner Familie geleiſteten Dienſte beſondern Dank ſchuldig bin, und Touſſaint, beide allgemein anerkannt als geſchickte Advokaten und rechtſchaffene Männer, und noch mehrere Andere; unter den letztern vorzüglich die Frau Gräfin von Pückler, die Frau von Peterſon, jetzt Frau von Tutſchek, die Frau Legationsräthin von Hepp, und ein Fräulein von Kretſchmann, Tochter des berühmten vormaligen Koburgiſchen Miniſters von Kretſchmann.

Die Erſte war die Gemahlin des vormaligen Würtenbergiſchen Oberſtkammerherrn Grafen Friederich von Pückler, und wohnte mit ihrem Gemahl, ſeit er ſich vom Dienſt zurückgezogen hatte, in Nürnberg ſchon einige Jahre vor meiner Ankunft daſelbſt. Als Landsmännin hatte ich ſie ſchon früher gekannt, ich erneuerte dieſe Bekanntſchaft in Nürnberg, kam aber erſt in nähere Verbindung mit ihr, nachdem ſie Wittwe geworden war. Sie war in jeder Hinſicht eine treffliche Frau, und je näher man ſie kennen lernte, deſto mehr mußte man ſie achten wegen ihres männlichen Verſtandes und der Würde ihres Betragens, und lieben wegen ihres guten Herzens, welches ſich unverkennbar in ihrem Wohlwollen gegen Jedermann, ihrem höflichen freundlichen Benehmen auch gegen die Geringſten, und ihrer zuvorkommenden, in keinem Fall verweigerten Dienſtfertigkeit ausſprach. Sie ſtarb erſt vor einigen Jahren in einem Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren, eben ſo betrauert nach ihrem Tode, als geſchätzt in ihrem Leben.

Die Zweite, die Frau von Tutſchek, iſt eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauen, die ich kenne, und die Stunden, welche ich im Umgang mit ihr zubrachte, gehören zu den angenehmſten meines Lebens. Auch meiner Frau war ſie eine gleich liebe Freundin, und mit Wehmuth ſahen wir ſie, als ſie nach dem Tod ihres erſten Mannes, den ich ebenfalls zu meinen wahren Freunden zählen darf, nach München zog, von uns ſcheiden.

Die Dritte iſt die Wittwe des ehemaligen Legationsrath von Hepp, eines wegen ſeiner Herzensgüte allgemein geachteten Mannes. Sie iſt ſchon eine Frau von Jahren, aber noch eben ſo gefällig, als wie zu Lebzeiten ihres Mannes, eine treue Anhängerin ihrer Freunde und Freundinnen, artig gegen Jedermann, und wegen ihrer prunkloſen Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein geehrt und geliebt.

Das Fräulein Bertha von Kretſchmann kenne ich erſt ſeit einigen Jahren, und ich glaube, ſie richtig genug zu ſchildern, wenn ich ſage, daß ich ſie nie ſehe, ohne mich an das früher geſchilderte Fräulein von Gemmingen zu erinnern, welcher ſie an Geiſt und Herz gleich iſt. Seit der Auflöſung des Pegnitzkreiſes, wo Paulus nach Ansbach verſetzt wurde, und der Aufhebung der Realſchule, wo die an derſelben angeſtellten Profeſſoren Pfaff, Schubert, Schweigger u. ſ. w. die Stadt verließen, blieben mir nur wenige Freunde, mit denen ich mich geiſtig unterhalten konnte, und auch mit dieſen, wie z. B. mit Oſterhauſen, kam ich, weil es ihnen ihre Geſchäfte und anderweitigen Verhältniſſe nicht erlaubten, ſelten zuſammen. Dieſen Mangel an geiſtiger Unterhaltung erſetzte mir Fräulein von Kretſchmann reichlich. Was nur irgend von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt werden kann, beſaß ſie in vollem Maß. Ohne zu den gelehrten Frauenzimmern zu gehören, war ſie reich an Kenntniſſen aller Art, aber dieſe Kenntniſſe waren nicht eingelernt, wie bei andern, das Eingelernte war bei ihr zum Eigenthum geworden, ihre Anſichten über Geſchichte, Philoſophie, Religion u. ſ. w. hatten etwas Originelles, und nie unterhielt ich mich mit ihr über einen dieſer Gegenſtände, ohne für die Berichtigung und Erweiterung meiner eigenen etwas gewonnen zu haben. Daher gab ich ihr auch die meiſten meiner philoſophiſchen Aufſätze, ehe ich ſie ins reine ſchrieb, zu leſen, und nie erhielt ich ſie zurück, ohne daß ſie von den trefflichſten Bemerkungen begleitet geweſen wären.

So lieb mir auch alle dieſe Freunde und Freundinnen waren, und ſo wohl ich mich in ihrem Umgang befand, ſo kam ich doch nicht ſo oft mit ihnen zuſammen, als ich wünſchte. Nicht nur hatten ſie ſelbſt ihre Geſchäfte, denen ſie den größten Theil ihrer Zeit widmen mußten, wie meine Vorgeſetzten und Kollegen bei der Regierung, die Profeſſoren an dem Gymnaſium und an der Realſchule u. ſ. w., ſondern auch ich hatte die meinigen, vorzüglich aber hielt mich von freundſchaftlichen Beſuchen meine Praxis ab. Denn obſchon dieſe nie weit ausgebreitet war, ſo mußte ich ihr doch den größten Theil des Vormittags widmen, und die Nachmittagsſtunden benutzte ich zum Studieren, ſo daß ich ſelten dazu kam, die Abendgeſellſchaften zu beſuchen, wo ich mit meinen Freunden hätte zuſammen kommen können. Die häufigſte Gelegenheit, ſie zu ſehen, gaben mir die Kranken, die ich in ihren Familien zu behandeln hatte, allein Beſuche dieſer Art ſind vielmehr betrübend als erfreuend, und ich kann ſie daher nicht zu den freundſchaftlichen rechnen, von welchen hier die Rede iſt. Ueberhaupt beſchränkte ſich mein Umgang größtentheils auf meine Patienten, und was mir bei demſelben an freundſchaftlicher Unterhaltung abging, das erſetzte mir wenigſtens zum Theil der Gewinn an Menſchenkenntniß, den er mir verſchaffte. Niemand ſieht die Menſchen ſo, wie ſie ſind, beſſer, als der Arzt. Sie legen, wenn ſie krank ſind, ihr Sonntagshabit ab, und erſcheinen im Schlafrock, wie vor ihren Bedienten, und der Arzt, der darauf ausgeht, die Gelegenheit ſie ſo zu ſehen, zur Vermehrung ſeiner Menſchenkenntniß zu benutzen, wie ich, geht nie leer aus. Wollte ich erzählen, was für Erfahrungen ich hier gemacht habe, ich würde nie fertig werden. So Viele, die ſich in geſunden Tagen als ſehr verſtändige Menſchen betrugen, und als ſolche allgemein erkannt waren, betrugen ſich ſo unverſtändig in ihren Krankheiten, daß es eine wahre Noth war, ihnen das Verſtändniß zu öffnen. So viele Andere, die in geſunden Tagen ſpotteten, wenn ſie hörten, dieſer oder jene Kranke betrage ſich kleinmüthig, ängſtlich, verzweifelnd, waren die wehleidigſten, kleinmüthigſten, ungeduldigſten Menſchen, wenn ſie erkrankten. So viele endlich, die in geſunden Tagen für die artigſten, höflichſten, freundlichſten Menſchen galten, waren in kranken gerade das Gegentheil, ungebärdig, grob, beleidigend, wie gegen ihre Umgebungen, auch gegen den Arzt. Von allen dieſen Gattungen von Kranken ſind mir ſehr viele vorgekommen, einer der merkwürdigſten aber iſt einer von der letzten Gattung, und ich kann um ſo weniger umhin, ſeiner zu erwähnen, da ich zuvor nie ſeines gleichen geſehen hatte. Es war ein bei der vormaligen Oeſterreichiſchen Regierung in den Niederlanden angeſtellter Baron, welcher, nachdem er zuvor in Wien, Prag und andern Orten als Penſionär gelebt hatte, nach Nürnberg gezogen war, — ein von Natur zwar hitziger, aber in ſeinem Benehmen der artigſte, höflichſte, wie in ſeinem Anzug der eleganteſte Herr; allein dies war er nur, ſo lange er geſund war. Sobald er zu kränkeln anfing, war er ein ganz anderer Menſch geworden, und wie ich ihn kennen lernte, war er der größte Egoiſt, den man ſich denken kann. Ungeachtet er ſchon tief in den achtzigen war, wollte er doch nicht begreifen, daß man in dieſem hohen Alter nicht mehr ſo geſund ſein könne, als zwanzig oder dreißig Jahre früher. Er meinte, es ſolle ihm gar keine Unpäßlichkeit zuſtoßen, und um auch die geringſte von ſich abzuhalten, verſchloß er ſich in ſein Zimmer, welches er auch in den wärmſten Sommertagen nicht verließ, und um den Zudrang jedes rauhen Lüftchens abzuwehren, ließ er ſelten ein Fenſter öffnen, ſelten das Zimmer reinigen, ſelten die Fenſtervorhänge waſchen, und eben ſo ſelten war er dahin zu bringen, ſeine Leibwäſche zu wechſeln. So benahm er ſich, auch wenn er ſich vollkommen geſund fühlte; allein ſchon dieſes ſtete Lauern auf ſeine Geſundheit erlaubte ihm ſelten, ſich geſund zu fühlen, auch wurde er wirklich öfters von kleinen Unpäßlichkeiten befallen, und wenn eine ſolche eintrat, ſetzte ſie ihn in eine ſolche Sorge für ſein Leben, daß er nicht nur ſich unausgeſetzt an den Puls fühlte, auf jede kleine wirkliche oder eingebildete Veränderung, die er an ſich wahrnahm, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Acht gab, ſondern auch die gleiche Aufmerkſamkeit von mir verlangte, und damit ja nichts überſehen werde, ſogar ſeinen Leibſtuhl nie ausleeren ließ, bis ich ſeine Excremente geſehen hatte, und wenn dies auch erſt nach zwei Tagen geſchah. So lebte er im eigentlichen Verſtand in ſeinem Schmutz, und nur die Gewohnheit deſſelben konnte machen, daß er gleichwohl nie von einer bedeutenden Krankheit befallen worden. Fühlte er ſich ganz wohl, ſo war er zwar etwas heiterer, und, wie zufriedener mit ſich ſelbſt, auch freundlicher gegen ſeine Umgebungen; allein da er für nichts Sinn hatte, als für ſein eigenes Wohlbefinden, ſo nahm er auch gar keinen Antheil an den Leiden Anderer, ſo daß, wenn Jemand von ſeinen Umgebungen krank war, ja ſtarb, wie ſeine Frau, die er in hohem Grad zu achten und zu lieben ſchien, und einer ſeiner Freunde, der über dreißig Jahre lang nicht von ſeiner Seite gekommen, eben ſo gleichgültig war, als ungebärdig und böſe bei dem geringſten eigenen Uebelfinden. Er war ein wahrer Quälgeiſt ſeiner Umgebungen, ſelbſt ſeiner Tochter, die alle Freuden des Lebens ſeiner Pflege opferte. Er wollte ſchlechterdings nie krank werden, er wollte ſtets gleich geſund ſein, und da er nicht einſah, daß dies unmöglich ſei, betrug er ſich bei der geringſten Unpäßlichkeit wie ein ungezogenes Kind, dem man ſein Spielzeug nehmen will, und zwar nicht nur gegen ſeine Umgebungen, ſondern auch, wenn die Unpäßlichkeit nicht alsbald vorüberging, gegen mich, ſo daß ich mich mehrere Mal genöthigt ſah, ihm den Kopf auf eine derbe Art zurecht zu ſetzen. Glücklicherweiſe war dieſer Kranke der einzige dieſer Art, der mir in meiner langen Praxis vorgekommen. Nichts hätte mir mein praktiſches Leben mehr verleiden können, als mehrere Kranke ſeines gleichen, und man kann ſich denken, wie froh ich war, daß ich in der Folge nichts mehr mit ihm zu thun hatte. Freilich machten mir häufig auch Kranke anderer Art, die ungeduldigen, kleinmüthigen, pretiöſen, undankbaren, das Leben ſauer genug; aber ich konnte es um ſo leichter ertragen, da weit die Mehrzahl meiner Kranken durch hr entgegengeſetztes Betragen mich reichlich dafür entſchädigten, was ich beſonders von dem weiblichen Geſchlecht rühmen muß, das ſich, wie gewiß auch andere Aerzte erfahren haben werden, überhaupt in ſeinen Krankheiten ruhiger, geduldiger, ja ſelbſt verſtändiger benimmt, als das männliche.

Daß ich in dem Verkehr mit Kranken der letztern Art für den Verdruß, den mir die zuvor genannten machten, mich hinlänglich, ja mehr als hinlänglich, entſchädigt fand, brauche ich nicht zu ſagen. Aber nicht minder entſchädigte er mich auch für den Aerger, welchen mir manchmal die von dem oberſten Medicinal-Kollegium ausgegangenen Verfügungen verurſachten, zu deren Befolgung beſonders ich, als Dirigent der öffentlichen Krankenanſtalten, aufgefordert wurde. Ich rechne dahin vorzüglich die Anweiſungen zu Verſuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, wie z. B. dem Binelliſchen Wundwaſſer, der grünen Seife u. ſ. w., die neuen die Schutzpocken-Impfung betreffenden Verordnungen, und vor allen die Maßregeln, welche gegen die Cholera getroffen werden ſollten. — Von dem Binelliſchen Wundwaſſer dachte ich wie von den meiſten neu aufkommenden Arzneimitteln, zumal wenn ſo viel Rühmens in Journalen und Zeitungen davon gemacht wurde. Auch von dieſem Wundwaſſer vermuthete ich voraus, daß es nicht mehr wirken würde, als jedes andere blutſtillende Mittel, das Reſultat meiner Verſuche damit beſtätigte meine Vermuthung, und ich ſah, daß ich damit nichts gewonnen, ſondern blos Zeit verloren hatte. — Von der grünen Seife hatte ich ſchon vorher in dem St. Sebaſtian-Spital Gebrauch machen laſſen, und ich hatte nicht nöthig, ihre Wirkſamkeit gegen die Krätze erſt auf Befehl der Regierung kennen zu lernen. — Den neuern Verordnungen in Betreff der Schutzpocken-Impfung konnte ich ſchon darum nicht beiſtimmen, weil ſie etwas bewirken ſollten, was ſie der Natur der Sache nach nicht bewirken können, die *abſolute Schutzkraft* der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken. Freilich mußte der Bairiſchen Regierung, da ihr, als der erſten, welche die Schutzpocken-Impfung geſetzlich einführte, Alles daran gelegen ſein mußte, die abſolute Schutzkraft der Kuhpocken durch die That zu beweiſen, jeder Vorſchlag willkommen ſein, der in dieſer Abſicht gemacht wurde, wie z. B. der Eichhornſche, recht viele und tiefe Stiche zu machen, und ſo veranlaßte ſie auch jeder zu einer ſich auf denſelben beziehenden Verordnung, die ſie erließ, ohne zu bedenken, daß Maßregeln, wie die, das Impfgift unmittelbar von pockenkranken Kühen zu nehmen, als ob es entſchieden wäre, daß dieſes wirkſamer ſei, als das von Menſchen auf Menſchen fortgepflanzte, oder wie die oben erwähnte Eichhornſche, bei der Impfung nur recht viel Gift beizubringen, als ob Viel auch hier mehr thue, als Wenig, unmöglich zum Ziele führen können. Bekanntlich giebt es in Deutſchland wenig oder gar keine pockenkranke Kühe, und ſo lange es daran fehlt, iſt die Maßregel, das Impfgift unmittelbar von ſolchen Kühen zu nehmen, unausführbar, und wollte man, um ſich pockenkranke Kühe zu verſchaffen, das Gift von vaccinierten Menſchen auf ſie fortpflanzen, läßt ſich wohl glauben, daß das Gift auf dieſem Umwege an Kraft etwas gewinnen könne? Ferner kommt es bei der Impfung ſelbſt zwar vor allem darauf an, daß das Gift, mit dem man impft, friſch iſt, aber iſt es denn friſcher, wenn man es erſt in Gläschen auffängt, als wenn man es unmittelbar von einer reifen Pocke aufnimmt, und dem Impfling beibringt, ſo lange es noch warm, lebendwarm, iſt? Endlich, was den unwiſſenſchaftlichſten von allen dieſen Vorſchlägen, den Eichhornſchen, betrifft, daß man nämlich, um der ſchützenden Kraft der Kuhpocken ganz gewiß zu ſein, nur recht viel Gift beizubringen habe, wie konnte wohl der gelehrte Eichhorn vergeſſen, daß, wie alle anſteckende thieriſche Krankheitsgifte, auch das Kuhpockengift nicht quantitativ, ſondern qualitativ wirkt, und daß es gar nicht weder auf die Menge des beizubringenden Gifts, noch auf die Zahl der Stiche, noch auf die Tiefe derſelben ankommt? Schon aus Mitleiden mit den armen Kindern hätte er nicht auf einen ſo grauſamen Vorſchlag kommen ſollen. Mich, der ich ſchon ſeit einigen Jahren nicht mehr impfte, kümmerten zwar dieſe Maßregeln weniger, weil ich ſie nicht zu befolgen hatte; aber ich ärgerte mich doch darüber, und um ſo mehr, da ich nie an eine abſolute Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken geglaubt hatte, ſchon damals nicht, als der Glaube daran allgemein war, und der Medicinalrath Krauß in Ansbach, in ſeiner bogenreichen Schrift: Die Schutzpocken-Impfung in ihrer endlichen Entſcheidung, den Beweis geliefert zu haben wähnte. Nach meiner Anſicht ſchützt keine anſteckende Krankheit vor einer andern, ja nicht einmal vor der nämlichen, als blos auf eine längere oder kürzere Zeit. So ſchützt die Ruhr, der anſteckende Typhus u. ſ. w. nur, ſo lange die Epidemie dauert; kommt wieder eine neue Ruhr- oder Typhusepidemie, ſo können Diejenigen, welche die Krankheit in der vorhergegangenen überſtanden haben, eben ſo gut wieder von ihr befallen werden, als die damals von ihr verſchont gebliebenen. Schon länger ſchützt das Scharlach und die Maſern, und am längſten ſchützen nach den bisherigen Erfahrungen die Menſchenpocken; allein ihre Schutzkraft iſt eben ſo wenig eine perennierende, als die der Ruhr, des Typhus, des Scharlachs und der Maſern, und es iſt unrichtig, wenn man ſagt, der Menſch bekomme die Pocken nur einmal in ſeinem Leben, richtiger würde man ſagen, der Menſch werde nicht alt genug, um die Pocken zum zweitenmal zu bekommen. Mit wie wenig Recht kann man daher den Kuhpocken eine abſolute Schutzkraft gegen die Menſchenpocken zuſchreiben? Wer an dieſelbe glaubt, hat auf gleiche Weiſe Theorie und Erfahrung gegen ſich, — die Theorie, weil ſie ſich vergebens nach Gründen umſieht, warum eine Krankheit vor der andern ſchütze, oder gar ſchützen müſſe, — die Erfahrung, weil ſie täglich Fälle genug aufſtellt, wo Vaccinierte, bei aller Vorſicht, mit welcher man bei ihrer Impfung verſucht, wahre Menſchenpocken bekommen haben. Freilich weichen die bei Vaccinierten vorkommenden Pocken in vielen Stücken von den gewöhnlichen Menſchenpocken ab, ihr Verlauf iſt anders, ihre Erſcheinungen ſind anders, und, was die Hauptſache iſt, ſie ſind milder und gutartiger; aber man irrt ſich, wenn man glaubt, ſie ſeien eine andere Art von Pockenkrankheit, vor welcher die Kuhpocken nicht ſchützen. Denn auch abgeſehen, daß hier ſogleich die Frage entſteht, warum die Kuhpocken nicht auch vor dieſer Art von Pockenkrankheit ſchützen ſollten? ſo kann die Verſchiedenheit derſelben von den gewöhnlichen Menſchenpocken, obſchon man beide durch verſchiedene Namen unterſchieden hat, indem man jene Varioloiden, dieſe Variolen nannte, doch nichts weiter beweiſen, als daß die wahren Menſchenpocken bei Vaccinierten gutartiger ſind, als bei Nicht-Vaccinierten, und ich denke, daß man ſich mit dieſer wohlthätigen Wirkung der Kuhpocken gar wohl hätte begnügen können. Der Glaube an die abſolute Schutzkraft derſelben iſt einmal ein Wahnglaube, das hat die Erfahrung zur Genüge erwieſen, und eingedenk, daß, was die Natur nicht will, die Kunſt nicht erzwingen kann, hätte man ihn längſt aufgeben ſollen, anſtatt daß man noch immer neue Verordnungen erläßt, von denen man ſich einbildet, daß durch ihre Befolgung der Zweck ganz gewiß werde erreicht werden.

Aber noch mehr, als die Anweiſungen zu Verſuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, und die Verordnungen im Betreff der Schutzpocken-Impfung, verdroſſen mich die Inſtruktionen in Betreff der Cholera, nicht nur die im Jahr 1832, ſondern auch die im Jahr 1836 ausgegangene. Allerdings war die erſtere, als ſie erſchien, viel beſſer, als ſie in ihrem erſten Entwurf war, und ich darf mir ſchmeicheln, daß ich, wie ich in der Folge erzählen werde, durch mein mir von dem Präſidium der Regierung in Ansbach abgefordertes Gutachten viel zu ihrer Abänderung beigetragen habe; aber ſie enthielt doch immer noch Vorſchriften genug, die nicht minder unzweckmäßig und unausführbar waren, als die zuerſt angeordneten Gränzkordons, die Abſperrung der Straßen und Häuſer, die den Aerzten vorgeſchriebene Kleidung u. ſ. w. Zu dieſen beibehaltenen Vorſchriften rechne ich vorzüglich die Errichtung von Cholera-Spitälern außerhalb der Städte, wohin alle Kranke, ſie mochten ſein, welche ſie wollten, gebracht werden ſollten. Auch in Nürnberg wurde ein ſolches Cholera-Spital außerhalb der Stadt, in der ſogenannten Johannis-Kaſerne, errichtet, und zur Hinſchaffung der Kranken wurde eine Art von Körben verfertigt, deren Anblick für Manche nicht minder furchtbar war, als die Krankheit ſelbſt. Da alle dieſe Anſtalten auf Befehl der Regierung getroffen wurden, ſo fand dagegen keine Einwendung Statt, der Befehl mußte, wie hoch ſich auch die Einrichtungskoſten des Spitals belaufen mochten, befolgt werden, und als Dirigent der Krankenanſtalten wurde ich dabei beſonders in Anſpruch genommen. Aber über dieſe Anordnungen zu denken, war nicht verboten, und je mehr ich darüber dachte, deſto weniger konnte ich ſie gut finden. — Erſtlich wurde dabei als entſchieden vorausgeſetzt, daß die Cholera eine fremde Krankheit ſei, die aus Aſien nach Europa gekommen, was ich nicht glauben konnte, weil ich in meiner Praxis Fälle genug von unſerer einheimiſchen, unrichtig ſo genannten ſporadiſchen Cholera geſehen hatte, wo die Krankheit von eben ſo fürchterlichen Symptomen begleitet war, und eben ſo ſchnell tödtete, als die aſiatiſche. — Zweitens wurde dabei als eben ſo entſchieden angenommen, die Cholera ſei eine anſteckende Krankheit, deren Verbreitung eben ſo ſicher verhindert werden könne, als die Verbreitung der Peſt, was ich eben ſo wenig glauben konnte, als daß ſie eine fremde Krankheit ſei, weil ich von allen Orten her hörte, daß ſie gegen die Gewohnheit anſteckender Krankheiten nicht llmählig von einem Ort zum andern fortſchreite, daß ſie bald dieſen bald jenen überſpringe, um einen entferntern deſto ärger heimzuſuchen, daß ſie da, wo ſie ausgebrochen, nicht ſo viele Menſchen befalle, und nicht ſo lange dauere, als andere anſteckende Krankheiten, und weil ich, wenn von Fällen erzählt wurde, wo wirklich Anſteckung Statt gehabt zu haben ſchien, Grund zu haben glaubte, die Anſteckung ſei vielmehr pſychiſch, als Wirkung der Furcht vor der Krankheit, oder des Entſetzens über den Anblick eines Kranken, als vermittelſt eines übertragenen materiellen Stoffes, erfolgt. — Endlich wurde bei jenen Anordnungen nicht bedacht, daß die Cholera eine viel zu ſchnell verlaufende Krankheit iſt, als daß man Zeit hätte, die Kranken in ein weit entferntes Spital zu transportieren, daß Viele unterwegs würden ſterben müſſen, ja daß Manche ſchon der Abſcheu vor den Cholera-Körben tödten könnte. Nach meiner Anſicht waren alle dieſe Anordnungen nicht nur überflüſſig und unausführbar, ſondern auch nachtheilig, weil ſie die Furcht vor der Krankheit vermehren müſſen, die Furcht aber mehr, als alles Andere, für ſie empfänglich macht. Wer ſich vor einer Krankheit nicht fürchtet, wird nicht leicht von ihr ergriffen, und beſonders von einer nicht anſteckenden, wie die Cholera, bei welcher, dem oben Geſagten zufolge, die Anſteckung, wenn ſie irgend Statt hat, nur auf pſychiſchem Wege zu erfolgen ſcheint. Daher bin ich feſt überzeugt, daß, wenn nicht zu ihrer Abhaltung, doch zur Verhinderung ihrer Verbreitung in den Orten, wo ſie ausgebrochen, die wirkſamſten Mittel ſolche ſind, welche die Furcht vor ihr vermindern. Um einen Feind weniger zu fürchten, muß man ihn nicht von fern, wo er immer furchtbarer ſcheint, als er iſt, ſondern in der Nähe ſehen. Man muß, wenn er ſich zu nähern droht, ihn nicht durch Grenz-Kordons, durch Abſperrungen, oder andere dergleichen unmächtige Vorkehrungen abzuhalten, und wenn er wirklich da iſt, ſich nicht vor ihm zu verbergen ſuchen, ſondern ihm muthig ins Angeſicht ſehen, und was insbeſondere die Aerzte betrifft, ſo ſind ſie es, die hier vorzüglich mit einem guten Beiſpiel vorangehen müſſen. Der Muth, den ſie zeigen, wird auch Andere muthig machen; auch dürfen ſie den Muth nicht ſinken laſſen, wenn ſie ſehen, daß die Krankheit ihrer Kunſt ſpottet. Schon Sydenham hat geſagt, daß ihm bei ungewöhnlichen Epidemien im Anfang die meiſten Kranken ſterben, und daß er erſt, wenn er den Genius der Krankheit genauer ſtudiert und erkannt habe, in ihrer Behandlung glücklicher ſei. Dies gilt auch vorzüglich von der Cholera. Auch hier kommt es vor allem darauf an, den Genius der Krankheit zu ſtudieren und zu erkennen, und es iſt kein Zweifel, daß die Cholera-Aerzte aller Orten dieſes Studium nicht verſäumt haben. Aber anſtatt ſich nach ſpecifiſchen Mitteln gegen die Krankheit umzuſehen, die es nicht giebt, und nicht geben kann, hätten ſie dieſelbe vielmehr nach allgemeinen therapeutiſchen Principien behandeln ſollen, was leider die wenigſten gethan zu haben ſcheinen, ohne Zweifel in der Meinung, daß eine ſo ungewöhnliche Krankheit auch eine ungewöhnliche Behandlungsart erfordere. Allein dem iſt nicht alſo. Wie jede andere Krankheit, muß auch die Cholera nach allgemeinen therapeutiſchen Principien behandelt werden, und daß die rechte Methode noch nicht gefunden iſt, beweiſt nicht, daß es keine ſolche giebt, es beweiſt vielmehr, wie ſehr es überhaupt noch an einer wiſſenſchaftlichen Therapie fehlt. Daher werden vor der Hand zweckmäßig getroffene policeiliche Vorkehrungen immer die Hauptſache bleiben, und wenn ſie ſo ſind, wie ſie neuerlich in München getroffen worden, ſo leiſten ſie gewiß Alles, was man erwarten kann. Unläugbar haben ſie viel dazu beigetragen, daß ſich die Krankheit nicht allgemeiner verbreitet und länger geherrſcht hat. Aber das Meiſte hat gewiß die Furchtloſigkeit des Königs, da er München auch zur Zeit der größten Gefahr nicht verließ, und der Muth des Fürſten von Wallerſtein gethan, der beinahe täglich die Cholera-Spitäler perſönlich beſuchte, und während er die Kranken tröſtete, den Geſunden in ſeinem Beiſpiel den Beweis lieferte, daß Muth das kräftigſte Vorbeugungsmittel gegen die Cholera ſei.

Aber genug nun von mediciniſchen Dingen; jetzt auch wieder Etwas von meinem geſelligen Leben. — Größere Geſellſchaften beſuchte ich in den ſpätern Jahren meines Aufenthalts in Nürnberg viel ſeltener, als zu Anfange, auch hatte ich weniger Anlaß dazu, da ſie ſelbſt ſeltener wurden. Die belebteſten und intereſſanteſten derſelben waren die, welche der verſtorbene Generallieutenant Graf von Ekart gab. Er war der einzige, welcher in Nürnberg ein ſogenanntes Haus machte, und wie er ſelbſt einer der höflichſten gefälligſten und unterhaltendſten Männer, und ſeine Gemahlin eine gleich gefällige und unterhaltende Dame war, ſo waren auch die Geſellſchaften in ſeinem Hauſe für Jeden, der dazu geladen war, gleich angenehm. Er wußte Jedem die ihm angemeſſene Unterhaltung zu verſchaffen; wer ſpielen wollte, fand ſeinen Spieltiſch, wer ſich mündlich unterhalten wollte, fand ſeinen Mann, wer ein Liebhaber der Muſik war, konnte Klavierſpielen und Singen hören, ja es fehlte auch nicht an einem Liebhabertheater für die jüngere Welt. — Nicht minder angenehm, als die Geſellſchaften, waren auch die Diner's, die er gab. Sie waren alle eben ſo geſchmackvoll angeordnet, als reich die Tafeln an den ausgeſuchteſten Speiſen und köſtlichſten Weinen. Die Tiſchgeſellſchaft war gewöhnlich zahlreich, und die dadurch bewirkte Manchfaltigkeit der Unterhaltung machte, daß jeder Gaſt ſich heiter und vergnügt fühlte. Die Unterhaltung bezog ſich auf alle mögliche Gegenſtände, und, wie leicht zu erachten, kamen manchmal auch ſolche vor, die tüchtig zu lachen machten. So erinnere ich mich z. B. eines ſolchen Gaſtmahls, dem ein gewiſſer Cavallerie-Oberſt, ein Herr von B., beiwohnte. Es war die Rede von der damals viel beſprochenen Behauptung, daß der Kopf auch nach ſeiner Trennung von dem Rumpfe noch Bewußtſein habe. Der größte Theil der Geſellſchaft widerſprach dieſer Behauptung, der Oberſt nahm die entgegengeſetzte Parthie, es kam zum Streit, und nachdem lange hin und her geredet worden, ſagte endlich der General, auf mich hinweiſend: „Da ſitzt ja ein Arzt, der wird es uns am beſten ſagen können, was an der Sache iſt.“ Ich hatte bis dahin blos zugehört, und es machte mir Vergnügen, einen Mann, der von dergleichen Dingen gar nichts verſtehen könne, doch als ſo geſcheidter Mann, wie er war, ſo entſcheidend darüber ſprechen zu hören. Allein da ich zum zweiten mal aufgefordert wurde, meine Meinung abzugeben, ſo ſagte ich, daß ich dieſe nicht klarer ausſprechen zu können glaube, als wenn ich eine Geſchichte erzähle, die ganz deutlich zeigen werde, was an der Sache ſei. Ich erzählte alſo, es ſei einmal ein Scharfrichter geweſen, der ſo fertig in ſeiner Kunſt war, daß, wenn er einen köpfte, der Kopf ſo geſchwind und geſchickt abgehauen ward, daß der Geköpfte glaubte, der Kopf ſitze noch ſo feſt, als vorher. Ein ſolches Meiſterſtück der Scharfrichterkunſt ſei ihm nun beſonders bei einem kurzhalſigen Delinquenten gelungen, dieſer habe gar nichts von der vollbrachten Operation gemerkt, ſondern er ſei, dieſelbe jeden Augenblick erwartend, ſitzen geblieben, wie ihm aber die Zeit endlich zu lange geworden, habe er den Scharfrichter mit den Worten angefahren: „Nun, Herr Scharfrichter, wirds bald?“ — „Schon geſchehen, habe ihm der Scharfrichter geantwortet, ſchüttle Er nur!“ er ſchüttelte, und der Kopf fiel zu Boden. „Nun, meine Herren, fragte ich, nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte, kann wohl etwas klarer beweiſen, daß ein vom Rumpf getrennter Kopf noch Bewußtſein habe, als dieſe Geſchichte?“ Die ganze Geſellſchaft lachte, nur der Oberſt blieb ernſthaft. Er ſchien die Geſchichte für keine Fabel zu halten, und die Myſtifikation gelang vollkommen. Ob er in der Folge bei ſeinem Glauben geblieben iſt, iſt mir nicht bekannt, aber ſo oft ich ihn auch nach der Hand wieder ſah, ließ er mich nie merken, daß er den Spaß übel genommen. Solcherlei Späße kamen bei dieſen Diner's öfter vor, und wie es überhaupt meine Art war, das Lächerliche auch an bedeutenden Perſonen aufzuſuchen, ſo that ich es beſonders gern in ſolchen größern Geſellſchaften, nicht in der Abſicht, einem von der Geſellſchaft wehe zu thun, ſondern weil ich ſah, daß es der Geſellſchaft Vergnügen machte, denn auch diejenigen, denen es galt, lachten gewöhnlich mit, und nahmen mir den Spaß um ſo weniger übel, da ich ihnen Gelegenheit genug gab, das Wiedervergeltungsrecht an mir auszuüben. Jeder Menſch, ſo vorzüglich er auch an Geiſt und Herz ſein mag, hat ſeine lächerliche Seite, es kommt nur darauf an, daß man ſie aufſucht, und wenn man keinen Mißbrauch von der Entdeckung macht, und ein guter Menſch thut das nie, ſo iſt eine nicht beleidigende und nicht zur Unzeit angebrachte Perſiflage oder Myſtifikation nicht an der unrechten Stelle. Mir war, beſonders bei ausgezeichneten und auch von mir ſelbſt hochgeſchätzten Menſchen das Auffinden ihrer lächerlichen Seite von jeher eine angenehme Beſchäftigung. Der hochgeachtete Mann ward mir dadurch auch lieb, weil ich mich ihm gleicher fühlte, und mich weniger beſchämt ihm gegenüber ſtellen konnte. So imponierten mir auch die hochgeprieſenſten Menſchen weniger, als Anderen, ich huldigte ihnen nicht wie Göttern, dagegen aber gewann die gemeine Menſchheit mehr Werth in meinen Augen, und ich lernte ſie um ſo höher ſchätzen, je öfter ich ſah, daß der Nimbus, der ſich um die Hochgeprieſenen in der Ferne verbreitete, bei näherer Beſchauung nichts mehr, als der Schein eines Stümpchens Unſchlitt, war. So lebte z. B. in Nürnberg noch kurz vor meiner Ankunft ein gewiſſer Staatsrath, ein Mann, gleich hochgeprieſen wegen ſeines Verſtandes, als ſeiner juriſtiſchen Gelehrſamkeit. Dieſer hochgelehrte Juriſt konnte nicht überzeugt werden, daß das deutſche Reich nicht mehr exiſtiere. Die Errichtung des Rheinbundes, die ſeine Auflöſung zur Folge hatte, galt ihm für eine Fabel, und er ging aus der Welt in der beruhigenden Ueberzeugung, daß ein Reich, welches auch ihm ein heiliges war, nie untergehen könne. Dieſer Staatsrath erinnerte mich an einen Kaufmann in Ludwigsburg, welchen man allgemein für einen geſcheidten Mann hielt, welcher aber eben ſo wenig, als jener Staatsrath an den Untergang des deutſchen Reichs, an den dreißigjährigen Krieg glaubte. „Was? ſagte er, als einmal in einer Geſellſchaft von dieſem Krieg die Rede war, ein Krieg von dreißig Jahren! in einem ſo langen Krieg müßte ja zuletzt kein Soldat mehr aufzutreiben geweſen ſein, man hätte denn die Weiber zu Soldaten anwerben müſſen, was ein baarer Unſinn geweſen wäre.“ — Solche Lächerlichkeiten ſehen wir täglich nicht nur in Betreff des Urtheilens, ſondern auch in Betreff des Handelns. So war ich z. B. der Arzt eines vornehmen, ſehr reichen Mannes, der im Großen nichts weniger als geizig, im Kleinen aber ein ſolcher Knicker war, wie man nicht leicht einen findet. In den Geſellſchaften, und an den Tafeln, die er gab, war, wie in den Geſellſchaften und an den Tafeln unſeres edeln Generals von Ekart, Alles im Ueberfluß, es war an gar nichts geſpart, es ging Alles auf das ſplendideſte zu; allein eben ſo weit ging auch in Kleinigkeiten ſeine Knickerei, wovon ich nur ein einziges Beiſpiel anführen will. Er befand ſich nicht wohl, ich wollte ihm eine Arzenei verſchreiben, und verlangte ein Blatt Papier zum Recept. Er reichte mir eins, zwar groß genug für ein Recept, denn meine Recepte waren nicht lang, aber auf der einen Seite des Blattes war ſchon etwas geſchrieben, es ſtanden darauf die Anfangsworte eines Briefchens an einen Freund, die Worte: Guten Morgen. Ich bemerkte dieß, und nachdem ich das Recept auf die leere Seite geſchrieben hatte, und es ihm hinreichte, bemerkte er es ebenfalls. Er bat mich, das Recept auf ein anderes Blatt zu ſchreiben, und ſuchte nach einem ſolchen. „Nicht doch, ſagte ich, Sie ſehen, daß auf dem Papier Raum genug für ein Recept iſt, man muß das Papier, deſſen man in unſerer ſchreibſeligen Zeit ohnehin ſo viel unnützerweiſe verbraucht, ſparen, und damit dieſe patriotiſche Probe von Papiererſparniß auch dem Apotheker zum Muſter dient, will ich bei meinem nächſten Recept ſelbſt auf die eine Seite, ſtatt guten Morgen, guten Abend ſchreiben.“ Er lachte zwar über dieſe Beſchämung, aber es ärgerte ihn doch, daß ich darauf beharrte, das Recept müſſe in die Apotheke geſchickt werden, und die Folge war, daß mir von jetzt an immer ein ganzer Bogen vorgelegt wurde, von dem ich dann mit der beigelegten Scheere abſchnitt, ſo viel ich brauchte.

Solche Gelegenheiten zur Bereicherung meiner Menſchenkenntniß bot mir mein praktiſches Leben täglich dar; aber von allen war mir keine intereſſanter, als die Erſcheinung des berüchtigten Kaſpar Hauſer in Nürnberg, deſſen Geſchichte noch jetzt ein Räthſel iſt, und allem Vermuthen nach bleiben wird. Der Menſch war ungefähr funfzehn Jahre alt, als er nach Nürnberg kam. Er wußte nicht, wie und durch wen er nach Nürnberg gebracht worden. Man fand ihn eines Morgens vor einem Hauſe einſam auf einem Steine ſitzend, und er hatte nichts bei ſich, als einen Brief an einen Rittmeiſter von dem in Nürnberg garniſonierenden Kavallerie-Regiment, von unbekannter Hand, und ohne Namensunterſchrift. Der Rittmeiſter, eben ſo unbekannt mit dieſem Menſchen, als jeder Andere, und ſich vergebens hin und her beſinnend, wer wohl der Verfaſſer des Briefes, der ihn in ſeinen Schutz empfahl, ſein könne, zeigte ſogleich den Vorfall der Policei an. Der alsbald herbeigekommene Policeiſoldat nahm ihn in Empfang, und brachte ihn in das Findelhaus, wo er verpflegt, und ſo lange aufgehoben werden ſollte, bis eine nähere Unterſuchung ergeben würde, was weiter mit ihm zu thun ſei. Das Reſultat dieſer Unterſuchung war, daß er nichts weiter von ſich wiſſe, als daß er Kaſpar Hauſer heiße, und von ſeiner frühen Kindheit an eingeſperrt geweſen, wo aber, wiſſe er eben ſo wenig, als wie und durch wen er aus ſeiner Gefangenſchaft erlöſt worden. Daß er eingeſperrt, und ſehr lange eingeſperrt geweſen, war nicht zu bezweifeln, ſeine Unwiſſenheit, ſein Unvermögen ſich auszudrücken, ſeine kindliche Art zu ſprechen, die Empfindlichkeit ſeiner Augen gegen das Licht, und überhaupt die Empfindlichkeit ſeines ganzen Körpers gegen äußere Eindrücke, vorzüglich aber die weiche Haut ſeiner Fußſohlen verriethen es aufs Deutlichſte. Aber dieſe lange Einſperrung ſchien noch eine andere, ungleich merkwürdigere Wirkung auf ihn gehabt zu haben, eine ungewöhnliche Erhöhung ſeiner geiſtigen Kräfte, beſonders ſeines Auffaſſungs- und Erinnerungsvermögens. Was er ſah und hörte, faßte er eben ſo tief und ſchnell auf, das Aufgefaßte haftete ſo feſt in ſeiner Erinnerung, daß er Jeden, den er geſehen hatte, und man kann ſich denken, welche Menge neugieriger Perſonen er zu ſehen bekam, ſogleich wieder erkannte, und wenn er ihre Namen gehört hatte, ſich derſelben eben ſo ſchnell und lebhaft wieder erinnerte, als deſſen, was ſie mit ihm geſprochen hatten, kurz, dieſer Findling verrieth ein eben ſo ſeltenes Genie, als ſein Schickſal ſelten war, welches ihn zuletzt nach Nürnberg führte. Ganz natürlich wurde er daher nicht als ein gemeiner Findling betrachtet. Man glaubte, dieſe ſeltenen Geiſtesgaben verdienten auch eine ihrem Grade gemäße Entwickelung, und man ſah ſich, dieſe zu bewerkſtelligen, um ſo mehr veranlaßt, da man ſich einbildete, ein ſo wohlgeſtalteter, mit Geiſtesfähigkeiten ſo reich ausgeſtatteter, und die Spuren einer als Kind genoſſenen beſſern Erziehung ſo deutlich verrathender Jüngling könne nicht von gemeinem Stand, er müſſe entweder der Sohn eines hohen katholiſchen Geiſtlichen, oder gar der Sohn eines Fürſten oder Fürſtin ſein, den man, wie einſt den Mann mit der eiſernen Maske, aus dem Weg geſchafft, und weil man ihn nicht geradezu umbringen wollte, eingeſperrt habe. Natürlicherweiſe hatte man nichts angelegeneres, als dieſe Vermuthung zur Gewißheit zu bringen. Die Erſcheinung des Unglücklichen in Nürnberg wurde ſo ſentimentaliſch, als möglich, durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Das Ausland, wie das Inland, wurde zur Theilnahme aufgefordert. Man ſtellte Nachforſchungen aller Art an, jeder leiſen Spur, die ſich zeigte, ging man nach. Aber Alles war, wie leicht zu erwarten, vergebens. Wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln drein werfen, ſagt das Sprichwort, und dieſes Sprichwort bewährte ſich auch hier. Alle Nachforſchungen waren fruchtlos. Nicht einmal der Ort, wo der Unglückliche eingeſperrt war, wurde entdeckt, noch viel weniger kam man den Böswichtern, die ihn einſperren ließen, noch ihrem Helfershelfer, der den Eingeſperrten verpflegte, auf die Spur. Gleichwohl gab man jene Vermuthungen nicht auf, die Fruchtloſigkeit der angeſtellten Nachforſchungen ſchien ſie vielmehr glaubwürdiger zu machen, und was vorauszuſehen war, geſchah. Der Findling wurde zu einem Kind der Stadt gemacht, auf Koſten der Stadt erzogen, aber nicht in dem Findelhaus, wohin er gehörte, ſondern in einem Privathaus, unter der Aufſicht eines Profeſſors, wo er ſofort Alles lernen ſollte, was zu einer höhern Erziehung gehört, ſelbſt das Reiten und Tanzen nicht ausgenommen. Außer der Vermuthung über ſeine Abſtammung von einem Vornehmen, ſelbſt einem Fürſtenhaus, auf deren eines man im Stillen ſich wirklich zu deuten erlaubte, glaubte man ſich auch, und noch mehr, zur Befolgung dieſer Maßregel von den außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten dieſes Adoptivſohns der Stadt aufgefordert, und wirklich ſchien auch der gute Erfolg der Erwartung vollkommen zu entſprechen. Allein das war nur im Anfang ſo, weiterhin war der Erfolg nicht mehr ſo erfreulich. Die Geiſtesfähigkeiten zeigten ſich nicht ſo groß, wie ſie anfangs ſchienen; es verhielt ſich damit, wie ich ſchon, da ich den Wunderjungen zum erſtenmal ſah, vorausſagte, wie in typhöſen Fiebern, wo die Kranken im Delirium oft auch ungewöhnliche Geiſteskräfte zeigen, und Manche ſogar lateiniſch ſprechen, ſobald ſie aber wieder geſund geworden, dieſe erhöheten Geiſteskräfte wieder auf ihr gewöhnliches Maaß heruntergeſetzt ſind. Man ſollte, ſagte ich, den Wunderjüngling erſt, außer Waſſer und Brod, was zuvor ſeine einzige Nahrung war, auch etwas anderes eſſen und trinken lehren, man ſollte ſein durch die lange Finſterniß, in der er lebte, übermäßig empfindlich gewordenes Auge allmählig an das Licht, ſein übermäßig empfindlich gewordenes Ohr, das ſo lange nichts hörte, als die leiſe Stimme ſeines Verpflegers, an manchfaltigere und lautere Töne gewöhnen, man ſollte ſeine durch die lange Gefangenſchaft geſchwächten körperlichen Kräfte durch allmählige Gewöhnung an eine manchfaltigere und reichlichere Nahrung, und an eine dem Maß derſelben angemeſſene Bewegung ꝛc. zu ſtärken ſuchen, und man würde bald ſehen, was von ſeinen ſo hoch angeſchlagenen Geiſteskräften übrig bleibe. Sollte auch, fuhr ich fort, der junge Menſch wirklich der Sprößling eines hohen Hauſes, und ſelbſt eines Fürſtenhauſes ſein, ſo ſei er doch vor der Hand nichts mehr und nichts weniger, als ein Findling, der in das Findelhaus gehöre, und es würde am beſten für ihn geſorgt werden, wenn man ihn, nach erhaltenem gewöhnlichen Unterricht, ein Handwerk lernen ließe, und einem braven und tüchtigen Meiſter in die Lehre gäbe. So würde man ihn nicht nur vor den durch die wiederholten lauten Nachforſchungen wegen ſeines Herkommens herausgeforderten und mit Recht zu befürchtenden Gegenverkehrungen ſeiner Unterdrücker ſicher ſtellen, ſondern er ſelbſt würde auch als ein tüchtiger Handwerker ein glücklicherer Menſch werden, als er als ein vermeinter Prinz, oder als eines andern vornehmen Mannes Sohn werden könne, ſo lange er nicht dafür anerkannt ſei, — eine Anerkennung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach nie zu hoffen ſtehe, und geſetzt auch, die Anerkennung erfolge ſeiner Zeit, ſo würde es eben kein Unglück für den Fürſtenſohn ſein, ein Handwerk erlernt zu haben, auch wenn ihn das Schickſal zum Erben eines Thrones beſtimmt hätte. Dieſes und noch manches Andere ſagte ich bald da und bald dort, aber es fand nirgends Beherzigung. Der Findling wurde wie ein junger Menſch von Stand erzogen; er bekam Unterricht in Sprachen und in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden; er lernte Zeichnen, Malen, Tanzen, Reiten und andere Künſte. Aber in Nichts zeichnete er ſich beſonders aus, er blieb ein ganz gewöhnlicher Menſch, und wohl ihm, wenn er nichts weiter, als das, geblieben wäre! Allein er ward auch ein verdorbener Menſch, und er ward es durch ſeine unzweckmäßige fehlerhafte Erziehung. Er ward eingebildet, weil er ſich als ein Wunderweſen angeſtaunt ſah, ſtolz, weil man ihm zu verſtehen gab, er könne der Sprößling einer vornehmen Familie oder gar ein Fürſtenkind ſein, eitel, weil er ſich von den Damen, die den lieben Jungen in ihre Geſellſchaften einluden, ihm allerlei Geſchenke machten, Ringe an die Finger ſteckten, und was dergleichen Auszeichnungen mehr waren, geſchmeichelt ſah, anmaßend, weil er ſich gewöhnte, mehr aus ſich zu machen, als an ihm war, lügenhaft, weil er, um ſich noch geltender zu machen, ſich mit Eigenſchaften und Vorzügen brüſtete, von denen er gar wohl wußte, daß ſie ihm fehlten, kurz, er wurde im eigentlichen Verſtand ein verdorbener Menſch. Wie wenig der ihm ertheilte Unterricht bei ihm gefruchtet, ſah man bald ein; aber an ſeine ſittliche Verdorbenheit wollten nur Wenige glauben, und es iſt auffallend, daß nicht nur Lord Stanhope, deſſen Schützling er vorzüglich war, und der ihn bald genug hätte durchſchauen können, ſondern auch ein Mann, wie Feuerbach, der ſonſt die Menſchen ſo gut zu beurtheilen wußte, ſo blind für ihn eingenommen ſein konnten. Indeſſen wie alles in der Welt ſeinen Reiz endlich verliert, ſo war dies auch mit Kaſpar Hauſer der Fall. Er hörte nach und nach auf, das Tagesgeſpräch zu ſein, man fing an, weniger aus ihm zu machen, man nahm immer weniger Notiz von ihm, und bald ſchien es, daß man ihn gar vergeſſen wolle. Dies fühlte er ſelbſt ſehr gut, ſchon als er noch in Nürnberg in dem Hauſe und unter der Aufſicht des Profeſſors Daumer war, und wo ſeinem Vorgeben nach das erſte Attentat auf ſein Leben verſucht ward, — ich ſage, ſeinem Vorgeben nach, denn was man auch auf den Grund ſeiner Ausſagen, und des ärztlichen Parere für ſeine Unſchuld geſagt hat, ich konnte mich von der Wahrheit ſeiner Ausſagen nicht überzeugen. Ich glaubte, daß er ſich ſelbſt verwundet, und es gethan habe, um die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich immer mehr zu verlieren ſchien, aufs neue auf ſich zu ziehen, und was mir, außer der Verwundung ſelbſt, die an dem Ort, wo ſie geſchah, als eine Verwundung von fremder Hand nicht wohl zu begreifen iſt, für die Richtigkeit meiner Meinung vorzüglich zu ſprechen ſchien, war, weil es mir unglaublich vorkam, daß der gedungene Mörder, ſtatt ihm den beabſichtigten tödtlichen Streich zu verſetzen, ſich mit einer bloſen Verwundung begnügt habe. Eben dieſer Meinung war ich auch in Betreff des zweiten Attentats auf ſein Leben in Ansbach, wo er in einer Kanzlei als Schreiber arbeitete. Hier ſah er ſich auf dem Wege, bald ganz vergeſſen zu werden, und nichts iſt natürlicher, als daß der eitle, verwöhnte, ja verhätſchelte Menſch das zu erlöſchen drohende Andenken an ſich durch ein zweites vorgebliches Attentat auf ſein Leben wieder aufzufriſchen ſuchte. Er entſchloß ſich alſo zu einer zweiten Selbſtverwundung, in der Hoffnung, er werde ſeine Abſicht auch jetzt wieder eben ſo glücklich erreichen, als das erſte mal in Nürnberg. Aber diesmal kam er nicht ſo leicht weg, als damals. Er ſtach fehl, das Inſtrument drang tiefer ein, als er gewollt hatte, die Wunde war tödtlich, und er ſtarb als ein Selbſtmörder, nicht als ein Verwundeter von fremder Hand. So dachte ich, und ich weiß, daß Viele eben ſo dachten. Aber ich bin weit entfernt, ihn einen Betrüger zu nennen, wie Einige gethan haben, die ihn ſchon bei ſeiner Ankunft in Nürnberg als einen ſolchen in Verdacht genommen hatten, indem ſie ſeine Ausſage, mehrere Jahre eingeſperrt geweſen zu ſein, für eine Lüge, ſein ganzes Benehmen in Nürnberg für eine einſtudirte Rolle, kurz, ihn für einen abgefeimten Betrüger hielten. Ich halte ihn vielmehr für einen Betrogenen, betrogen von der hohen Meinung von ſich, die ihm ſeine ſelbſt nicht minder verblendeten Gönner und Beſchützer, und, ich möchte wohl noch hinzuſetzen, ſeine Liebhaber und Liebhaberinnen beibrachten. Dieſe hohe Meinung von ſich machte ihn zu einem eiteln, ſtolzen, anmaßenden Menſchen, und wenn er endlich zum Selbſtmörder wurde, ſo war es ſeine gekränkte Eitelkeit, ſein unbefriedigter Stolz, ſeine getäuſchten Hoffnungen und Erwartungen, die ihn dahin führten. Sein Selbſtmord gereicht daher ihm weniger zum Vorwurf, als denjenigen, die ihn ſo eitel, ſtolz und anmaßend machten. Zu dieſen gehört vorzüglich Lord Stanhope, und es thut mir leid, ihm auch den trefflichen Feuerbach an die Seite ſtellen zu müſſen, obſchon der erſtere mehr Schuld an ſeinem Verderben war, als der letztere. Jener war es vorzüglich, der ihn ſo eitel, ſtolz und anmaßend machte, und es wäre weit beſſer geweſen, wenn er das ſeinem Schützling zugefügte Uebel im Stillen bereut hätte, als daß er ihn in der Folge öffentlich für einen Betrüger ausgab. Feuerbach war blos verblendet, indem er in einem ganz gemeinen Menſchen etwas Außerordentliches zu ſehen glaubte, an dem doch gar nichts war, als was man ihm andichtete, oder er ſich ſelbſt anlog.

Fremde Perſonen von Bedeutung lernte ich in Nürnberg wenige kennen. Es kamen zwar täglich viele, theils durchreiſende, theils länger in der Stadt verweilende Fremde an; aber ich nahm nur von ſolchen Notiz, die mich beſonders intereſſierten, theils als Männer vom Fach, theils als Gelehrte von Ruf, deren perſönliche Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Von den erſten nenne ich vorzüglich den Preußiſchen Geheimenrath von Wendt aus Breslau, von den letztern den großherzoglichen Kanzler von Müller aus Weimar.

Den Geheimenrath von Wendt hatte ich längſt als ausgezeichneten Schriftſteller geſchätzt, und als praktiſcher Arzt war er mir ſchon einige Jahre vor ſeiner Ankunft in Nürnberg von einem ſeiner Landsleute, deſſen Hausarzt er iſt, ſo ſehr zu ſeinem Vortheil geſchildert worden, daß ich über den Beſuch, mit dem er mich beehrte, hoch erfreut war. Er hielt ſich nur ein Paar Tage in Nürnberg auf, aber die wenigen Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmſten in Nürnberg, nicht allein weil ich an ihm einen vorzüglichen Arzt, ſondern auch einen eben ſo heitern und jovialiſchen, als geiſtreichen und gelehrten Mann kennen lernte.

Der Kanzler von Müller war mir ſchon, ehe ich ſeine perſönliche Bekanntſchaft machte, von der Geheimeräthin von Wolzogen, meiner ſchon genannten hochverehrten Freundin, als einer der würdigſten Männer in Weimar geſchildert worden, und man kann ſich denken, wie erfreut ich über ſeinen Beſuch war. Wegen ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Göthe und Schiller, und wegen der Achtung, in welcher er bei beiden ſtand, war mir ſeine Bekanntſchaft doppelt erfreulich. Von beiden großen Männern erfuhr ich durch ihn Vieles, was ich zuvor nicht wußte; dagegen konnte ich ihm auch Manches von Schiller, beſonders aus ſeiner Jugendzeit, ſagen, was er nicht wußte, und was ihm viel Freude machte. Ich beſitze ein Andenken von ihm, welches mir ſehr werth iſt, ein Exemplar der von dem Großherzog von Weimar veranſtalteten Prachtausgabe von Göthe's Iphigenie, für welches ich ihm um ſo größern Dank ſchuldig bin, da er es nur mit Mühe auftreiben konnte, und demſelben ein wahrhaft herzlicher Brief beigelegt war.

Von den Fremden, welche ich zuvor ſchon perſönlich kannte, nenne ich zuerſt den berühmten Jean Paul, den Legationsrath Friederich Richter, in Baireuth. Hier lernte ich ihn zuerſt kennen, und zwar in dem Hauſe des damaligen Regierungspräſidenten Baron von Welden, bei welchem ich mit ihm zu Mittag ſpeiſte. Weil ich mehrere Tage in Baireuth verweilte, ſah ich ihn öfter, ſowohl in ſeinem Hauſe, als in Geſellſchaft, beſonders in der dortigen Harmonie, welche er alle Abende beſuchte. Noch näher aber wurde ich mit ihm in Nürnberg bekannt, wo er ſich einen vollen Monat aufgehalten hatte. Er hatte eine Privatwohnung gemiethet, und es verging ſelten ein Tag, an dem ich ihn nicht beſuchte. Ich traf ihn gewöhnlich an ſeinem Arbeitstiſch, theils leſend, theils ſchreibend, und bald wurde ich auch mit der Art bekannt, wie er arbeitete. Er las ſehr viel, ſelbſt in der Harmonie, und nicht blos Zeitungen und Journale, ſondern auch Bücher, die er mitgebracht hatte. Er hatte immer eine Schreibtafel bei der Hand, um auf der Stelle nicht nur Alles, was ihm bei'm Leſen intereſſant vorkam, ſondern auch ſeine eigenen Gedanken dabei, ſeine originellen Anſichten, ſeine geiſtreichen Einfälle, ſeine überraſchenden Witze, niederzuſchreiben. Dieſe Früchte ſeiner Lektüre und ſeiner Studien trug er dann unter den gehörigen Rubriken in ein dickes Schreibbuch in Quartformat ein, und wenn er über einen Gegenſtand ſchreiben wollte, ſo lieferten ihm dieſe Schreibbücher die Materialien, die er nur zuſammen zu ſtellen brauchte, um ein Buch daraus zu machen. So entſtanden wenigſtens die meiſten ſeiner Werke. Aber unverkennbar verräth ſich auch in ihnen dieſe Art zu ſchreiben in der ſonderbaren, oft gezwungenen Zuſammenſtellung ſeiner Ideen, und in ihrem häufigen unklaren Zuſammenhang; auch iſt ſie ohne Zweifel die Urſache des Mangels an Geſchmack, den man ihm nicht mit Unrecht vorwirft. Indeſſen gehört er ohne Widerrede zu den geiſtreichſten und originellſten unſerer Schriftſteller, und was ſeinen Charakter betrifft, zu den gutmüthigſten und liebenswürdigſten Menſchen. Ich beſitze noch mehrere Briefe von ihm, die davon Zeugniß geben. Wegen der Augenſchwäche, an welcher er litt, ſind ſie alle auf grünes Papier geſchrieben.

Ein anderer Fremder, welchen ich zuvor ſchon perſönlich kannte, und deſſen ich hier mit Vergnügen erwähne, iſt der ſchon früher von mir genannte D. Schlotmann aus Römhild. Er beſuchte mich zweimal in Nürnberg. Das erſte mal kam er aus Wien, wohin ihn der damalige Kongreß gezogen hatte, und wie ſehr er, wie überall, auch dort ſeine Neugierde befriedigt, und wie ſcharf er Alles, was auf dem Kongreß vorging, theils ſelbſt beobachtet, theils auszukundſchaften gewußt hat, beweiſt, daß er mir Reſultate der Verhandlungen erzählte, die damals noch Geheimniſſe waren, bei ihrer öffentlichen Bekanntwerdung aber ſich vollkommen bewährten. — Das zweite mal war er im Begriff, nach Holland zu reiſen, und machte mir blos einen vorübergehenden Beſuch; auch ſagte er mir nicht, was der Zweck ſeiner Reiſe ſei. Allein theils eben die Eile, mit welcher er die Reiſe fortſetzte, theils weil er diesmal zu Wagen, nicht, wie ſonſt, zu Fuß reiſte, theils einige leiſe Winke, die er fallen ließ, ließen mich glauben, daß der Zweck derſelben ein politiſcher ſei. Seit dieſer Zeit ſah ich ihn nicht wieder; ich hörte blos ſpäter, daß er nach Frankfurt gezogen, dort einen in Römhild nicht gewohnten Aufwand gemacht, und vermuthlich als Agent einer nordiſchen Macht eine nicht unbedeutende politiſche Rolle bis zu ſeinem daſelbſt erfolgten Tode geſpielt habe. Er war ein trefflicher Kopf, reich an Kenntniſſen aller Art, beſonders aber an politiſchen; auch war er, wie einige kleine in Journale eingerückten Aufſätze von ſeiner Hand beweiſen, ein guter Schriftſteller, und es iſt Schade, daß das von ihm angekündigte, vielverſprechende Panorama der Politik nicht im Druck erſchienen iſt, vielleicht eben deswegen, weil er ſelbſt eine politiſche Rolle übernommen hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich in den letzten Jahren meines

Aufenthalts in Nürnberg größere Privatgeſellſchaften ſeltener beſuchte, als in den frühern, noch ſeltener aber beſuchte ich öffentliche Geſellſchaften, und zuletzt gar keine mehr, nicht einmal die vorzüglichſte von allen, das Muſeum. Eben ſo nahm ich auch ſehr ſelten an großen Gaſtmahlen Theil, nicht allein, weil ich ſolche überhaupt nicht liebe, ſondern auch, weil mir die Gäſte zu gemiſcht, und die Art, wie es gewöhnlich dabei zugeht, und beſonders das dabei übliche Singen und Ausbringen von Toaſten zuwider waren. — Dagegen machte ich, ſo oft ich Zeit hatte, Spaziergänge auf das Land, und, wie vormals in Ludwigsburg, Würzburg und Ansbach, ſuchte ich mir auch in Nürnberg in der Umgegend ein Plätzchen aus, wohin ich dieſelben richtete. Dieſe Spaziergänge waren ein wahres Bedürfniß für mich, und ich war ſchon mehrere Wochen in Nürnberg, ehe ich eines fand. Es waren mir zwar mehrere empfohlen worden, welche ich in Begleitung des D. Schadelook beſuchte, allein es wollte mir keines recht gefallen. Endlich führte mich derſelbe auch nach Hummelſtein. Ich fand hier nichts als ein einſames Wirthshaus; aber die nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Lage deſſelben, der ſchöne Weg dahin, und die Annehmlichkeit des Platzes ſelbſt beſtimmten mich ſogleich zu ſeiner Wahl. Von allen ſolchen Plätzen in der Umgegend war dieſer am wenigſten beſucht; blos Fuhrleute, und aus der Stadt nur gemeine Leute, und auch dieſe nur zuweilen, kehrten in dem Wirthshauſe ein. Allein um ſo öfter begab ich mich dahin, anfangs ganz allein, oder blos begleitet von meiner Familie, bald aber lockten mein Beiſpiel und meine Lobpreiſungen des Platzes auch Andere dahin, die Geſellſchaft, die man dort traf, wurde immer zahlreicher, und nicht lange, ſo wurde der Platz der beſuchteſte in der Umgegend, und um ſo angenehmer, da das gemeine Volk von einem Ort, wo ſich die erſten Perſonen von dem Militär- und Civilſtand verſammelten, von ſelbſt wegblieb. So blieb es mehrere Jahre. Erſt, nachdem ſich die öffentlichen Geſellſchaftsplätze in und außerhalb der Stadt vermehrten, theilte ſich die Geſellſchaft, und der Beſuch des Hummelſteins nahm, ungeachtet der Verſchönerung des Platzes durch eine kleine engliſche Anlage, und vielleicht eben wegen dieſer Verſchönerung, wie dies oft der Fall iſt, dergeſtalt ab, daß man nur noch am Sonntag früh, oder an einem oder zwei Wochentagen Geſellſchaft daſelbſt antraf. Auch ich beſuchte ſeit dem Tod meiner Frau den Ort ſeltener, es war ihr Lieblingsplatz, und es iſt natürlich, daß ich mich ſcheute, einen Ort oft zu beſuchen, wo ich die Unvergeßliche nicht mehr an meiner Seite ſah. Ueberhaupt machte ich in der letztern Zeit ſelten mehr einen Spaziergang auf das Land, und wenn ich mich in Geſellſchaft erheitern wollte, begab ich mich auf den ſogenannten Schloßzwinger, wohin mich ſchon die ſchöne Ausſicht in die weite reiche Umgegend einlud, welcher nur die Ausſicht von der im dreißigjährigen Krieg ſo berühmt gewordenen alten Veſte bei Zirndorf zu vergleichen iſt.

Unter dieſen Verhältniſſen befand ich mich ganz wohl und zufrieden in Nürnberg, und obſchon mein Leben hier viel einförmiger war, als in Ludwigsburg und Würzburg, ſo wandelte mich doch ſelten die Luſt an, Nürnberg mit einem andern Ort zu vertauſchen, nicht allein weil ich ſtets auf die Realiſierung meiner Pläne wegen der Krankenanſtalten hoffte, ſondern auch weil Nürnberg unſtreitig diejenige Stadt in Baiern iſt, wo man am ungenierteſten leben kann. Schon die Stadt ſelbſt, ſo alt ſie iſt, gehört gleichwohl zu den ſchönern Städten in Deutſchland, auch kenne ich keine, die ihr in Rückſicht auf Salubrität, welche ſie vorzüglich ihrer hohen und freien Lage, der Richtung ihrer mehrentheils weiten Straßen von Oſten nach Weſten, der durchfließenden Pegnitz, und der Reinlichkeit ihrer Bewohner zu danken hat, vorziehe. Seit meinem vieljährigen Aufenthalt in derſelben habe ich nie eine eigentliche Epidemie erlebt, dergleichen z. B. ſo oft in Stuttgart herrſchen, nicht einmal eine Ruhrepidemie, die bekanntlich an andern Orten eine ſo häufige Erſcheinung ſind. Die häufigſte Krankheit in Nürnberg iſt die Lungenſucht, an ihr ſterben die meiſten Menſchen, und ohne Zweifel trägt, außer dem ſandigen Boden und dem Staub der vielen Fabriken, das meiſte die Kälte der maſſiven Häuſer bei, die, zumal im Sommer, ſo leicht Veranlaſſung zu Katarrhen giebt, deren öftere Wiederkehr und häufige Vernachläſſigung endlich zur Lungenſucht führen. — Nicht minder, als dieſe Salubrität der Stadt, machen auch die in derſelben noch vorhandenen vielen Denkmäler der Kunſt, die vielen Fremden, die ſie beſuchen, der bedeutende Handelsverkehr ſowohl in der Stadt ſelbſt, als zwiſchen ihr und der nahe gelegenen Stadt Fürth, überhaupt das überall herrſchende rege Leben, vor allem aber die Biederkeit und Gutmüthigkeit der Einwohner, ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde, ihre Gaſtfreundſchaft, den Aufenthalt in ihr angenehm. Allerdings giebt zwar, wie in allen Handelſtädten, auch in Nürnberg der Handelſtand den Ton an, allein keineswegs ſo ſehr, wie in andern Handelſtädten, z. B. in Augsburg, was ſich leicht daraus erklären läßt, daß es unter den Nürnberger Kaufleuten keine Millionäre, dagegen aber eine Menge wohlhabender Bürger giebt, die ſich den Kaufleuten an die Seite ſtellen können, und ſich eben ſo wenig vor dem Handelſtand demüthigen, als früher vor dem Patriciat. Mich kümmerte weder der Handelſtand noch das Patriciat, ich war ein königlicher Staatsdiener, von beiden gleich unabhängig, und ich war zufrieden, mich von beiden geachtet zu ſehen. Ohnehin kein Freund von zerſtreuenden Vergnügungen, konnte ich mich leicht in meine einförmige Lebensart fügen, und wenn ich mich zerſtreuen wollte, ſo machte ich eine Reiſe in mein Vaterland, was ich während meiner Anſtellung in Nürnberg mehrmals that. Meine Beſuche im Vaterland waren mir jedesmal gleich erfreulich. Ich ſah meine Aeltern, Geſchwiſter, meine Anverwandten und meine alten Freunde wieder, und das Andenken an die ſchönen Tage, welche ich mit ihnen verlebte, entſchädigte mich hinlänglich für das, was ich in Nürnberg entbehrte. Allein, nachdem ich im Jahr 1815 meine Mutter, im Jahr 1823 meinen Vater, und bald nachher auch meine älteſte Schweſter in Stuttgart, und in Ludwigsburg meine Schwiegermutter, zwei meiner Schwäger und eine Schwägerin verloren hatte, machten mir meine Reiſen dahin weniger Freude, und ich verweilte daher nie mehr ſo lange in dem Vaterland, als früher. Es iſt ein trauriges Gefühl, die Seinigen da, wo man ſie ſonſt fand, nicht wieder zu finden, und es würde vergebens ſein, die Empfindungen zu ſchildern, von denen ich ergriffen wurde, als ich bei meinen letztern Reiſen im Jahr 1834 und 1836 nur noch zwei Schweſtern, einen Schwager und zwei Schwägerinnen, und von meinen ehemaligen vielen Freunden und Freundinnen ſo wenige mehr am Leben antraf.

Aber ein noch weit traurigeres Ereigniß für mich und meine Familie, als der Tod ſo vieler lieben Anverwandten und Freunde, war der Tod meiner Frau. Sie ſtarb am ſiebenten December 1827, nachdem ſie längere Zeit zuvor gekränkelt hatte. Wie mein ihr vorangegangener Sohn, ſtarb auch ſie an der Lungenſucht. Was ich an dieſer treuen Gattin, was meine Tochter an dieſer liebevollen Mutter verloren, können wir nicht ſagen, wir können es blos fühlen.

Es ſtarb an ihr eine der verſtändigſten, gebildetſten, edelſten der Frauen. Dafür galt ſie bei Allen, ſowohl Männern als Frauen, die ſie näher gekannt hatten, und die Achtung und Verehrung, deren ſie überall, wo wir waren, genoß, und das Andenken an ſie, das noch lebendig in den Herzen aller ihrer Freunde iſt, iſt das ſchönſte Denkmal, welches ihr hätte errichtet werden können.

Ein anderes für mich ſehr ſchmerzhaftes Ereigniß war der Tod des Grafen von Thurheim im Jahr 1833. Schon zwei Jahre zuvor hatte er ſich aus dem Staatsdienſt zurückgezogen, und privatiſierte in Ansbach, wo ſeine einzige Tochter an den Regierungsrath Fürſten Karl von Wrede, älteſten Sohn des berühmten Marſchalls, verheurathet war. Wie glücklich es mich machte, dieſem mir ſo theuren Freund wieder näher zu ſein, brauche ich nicht zu ſagen. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht, zu mir nach Nürnberg zu kommen; aber um ſo öfter beſuchte ich ihn in Ansbach, und gewöhnlich auf einige Tage. Seine Geſundheit war durch häufige Anfälle von Podagra ſehr geſchwächt, doch waren ſeine Geiſteskräfte noch in voller Wirkſamkeit, nur ſein Gedächtniß hatte bedeutend nachgelaſſen. Neuere Vorgänge, auch wenn ſie ihn in hohem Grade intereſſierten, vergaß er in kurzem wieder, dagegen erinnerte er ſich der frühern noch immer deutlich, und daher waren auch dieſe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. So verſetzten wir uns zurück in unſere in der Akademie in Stuttgart durchlebten Jugendjahre, ſo wiederholten wir in der Erinnerung unſer Zuſammenleben in Würzburg, Ansbach und Nürnberg, und dieſe Erinnerungen befeſtigten aufs neue unſern alten Freundſchaftsbund. Aber leider dauerte dieſes Beiſammenſein nicht lange. Die Kränklichkeit des Grafen nahm zu, mit dem zunehmenden Verfall des Körpers fingen auch ſeine Geiſteskräfte merklicher an zu ſchwinden, das Gedächtniß war völlig erloſchen, und der ſonſt ſo geiſtreiche Mann verfiel zuletzt in einen Zuſtand gänzlicher Beſinnungsloſigkeit, in welchem er, nach mehrwöchentlicher Dauer, vom Schlag getroffen, ſtarb. Nächſt Schiller, war er mir von meinen Jugendfreunden der liebſte; auch hat keiner von ihnen auf mein ganzes Schickſal ſo großen Einfluß gehabt, als er. Er war es vorzüglich, der mich beſtimmte, mein Vaterland zu verlaſſen, und in Baieriſche Dienſte zu treten, er war es auch vorzüglich, der mich dieſen Wechſel nie bereuen ließ. Ich hatte an ihm einen immer gleich eifrigen Gönner, einen immer gleich wohlgeſinnten

Freund, eben ſo an dem hochgeſtellten Staatsminiſter, wie an meinem ehemaligen Mitzögling in der Akademie in Stuttgart. Wie ſo viele andere meiner ältern Freunde iſt auch er heimgegangen; aber ſein Andenken lebt in meinem Herzen, und wird leben, bis auch ich dahin gehe, wohin er mir vorausgegangen iſt.

Zu den fröhlichen Ereigniſſen, welche ich in Nürnberg erlebte, zähle ich, außer den Beſuchen, die ich von Zeit zu Zeit von meinen Freunden und Verwandten aus Stuttgart, Ludwigsburg, Würzburg, Ansbach und München, und von Fremden aus mehreren Gegenden von Deutſchland erhielt, vorzüglich den Beſuch der Herzogin Franziska von Würtenberg im Jahr 1810, die Durchreiſe der verwittweten Kaiſerin von Rußland Maria Federowna, der Mutter des damals regierenden Kaiſers Alexander, durch Nürnberg im Jahr 1818, die Anweſenheit des Königs Maximilian von Baiern in Nürnberg im Jahr 1823, und meine Jubiläums-Feier im Jahr 1830.

Die Herzogin Franziska, Gemahlin des im Jahr 1793 verſtorbenen Herzogs Karl, kam nach Nürnberg, hauptſächlich in der Abſicht, wie ſie mir ſagte, mich wegen ihres Geſundheitszuſtandes um Rath zu fragen. Sie war ſchon ſeit längerer Zeit kränklich geweſen, als ſie auf einer zu ihrer Erholung gemachten Reiſe in Nürnberg ankam. Sie litt an einem unheilbaren organiſchen Uebel, gegen welches ich ihr blos Palliativmittel verordnen konnte. Auf den Gebrauch dieſer Mittel glaubte ſie, ſich beſſer zu befinden, und beſchloß daher, bis zu ihrer völligen Geneſung in Nürnberg zu verweilen. Sie logierte in einem Gaſthof, und ich war alle Mittage bei ihr zu Tiſche. Sie war gewöhnlich heiter, und der Gegenſtand unſerer Unterhaltung war meiſtens die ehemalige Akademie in Stuttgart, deren Stifter ihr Gemahl, und deren Zögling ich war. Gleich mir, erinnerte ſich auch die Herzogin einer Menge intereſſanter Vorfälle in derſelben, und dieſe Erinnerungen machten uns beiden große Freude. Indeſſen gefiel dem König Friederich, damals noch Churfürſt, ihr langer Aufenthalt in Nürnberg nicht. Er wollte, daß ſie nach Hauſe zurückkehre, ich ſollte ihr dies beibringen, und ich hatte um ſo mehr Urſache, ſie, dem Wunſche des Königs gemäß, zur Heimreiſe zu bewegen, da ich zu ihrer Herſtellung ſchlechterdings keine Hoffnung hatte. Sie verweilte einen vollen Monat, den ganzen November, in Nürnberg, und als ich ihr die Rückreiſe nach Kirchheim, ihrem Wittwenſitz, anrieth, ſagte ſie mir, daß ſie dazu entſchloſſen ſei, und daß ſie auch gern dahin zurückkehren würde, wenn nur nicht der fatale Neujahrstag bevorſtände. Ich glaubte, ſie fürchte die läſtigen Gratulationen an dieſem Tage; allein dieſe Furcht ſchien vielmehr eine Ahnung ihres nahe bevorſtehenden Todes geweſen zu ſein, denn der Neujahrstag war der Tag, an welchem ſie ſtarb.

Das zweite erfreuliche Ereigniß war die Anweſenheit der Kaiſerin Mutter von Rußland. Sie beſuchte Nürnberg auf ihrer Reiſe nach Stuttgart zu ihrer Tochter, der Königin Katharina von Würtenberg. Sie kam erſt am ſpäten Abend in Nürnberg an, dennoch war das Gedränge auf der Straße ſo groß, daß der Wagen nur Schritt vor Schritt fahren konnte, und mehrere male halten mußte. Um ſo beſſer konnte die Kaiſerin das ſie begrüßende Glockengeläute hören, welches ihr ſo wohl gefiel, daß ſie, um es noch deutlicher und länger zu hören, den Wagen einige mal abſichtlich halten ließ. Sie verweilte ſich nur einen Tag in der Stadt, beſah aber alle Merkwürdigkeiten derſelben, und bei der Kunſtausſtellung auf dem Rathhausſaal ließ ſie ſich auch die Perſonen, die ihr aufwarten wollten, vorſtellen. Ich war nicht darunter, obwohl ihr Leibarzt, der Staatsrath Ruhl, den ich auf das Rathhaus begleitet hatte, mich ihr ebenfalls vorſtellen wollte. Ich verbat es, weil ich nicht dazu angekleidet war. Allein ob ich ſchon nicht das Glück hatte, mit ihr zu ſprechen, ſo ſah ich doch dieſe hohe Frau in der Nähe, und freute mich ihrer imponierenden Geſtalt, ihrer wahrhaft fürſtlichen Haltung, und der auffallenden Aehnlichkeit ihrer Geſichtsbildung mit der ihres Bruders, des Königs Friederich von Würtenberg, dem ſie auch an Geiſt gleich war. Wie wohl es ihr in Nürnberg gefiel, und wie ſehr ſie insbeſondere der Anblick der alten Denkmäler der Kunſt erfreute, konnte man nicht blos aus ihren Aeußerungen darüber, ſondern auch daraus ſchließen, daß ſie mit Verwunderung hörte, ihr Sohn, der Kaiſer Alexander, der die Stadt nicht lange zuvor beſucht hatte, habe ſich nur einige Stunden in ihr verweilt. Gleich am Morgen nach der Ankunft der Kaiſerin erhielt ich von ihrem Leibarzt, dem ſchon genannten Staatsrath Ruhl, einen Beſuch, der mich um ſo mehr freute, da ich an ihm einen eben ſo lieben Mann, als tüchtigen Arzt kennen lernte. Ich führte ihn überall in der Stadt herum, und begreiflich auch in meine Krankenanſtalt im Spital zum heiligen Geiſt. Unter andern Kranken, auf welche ich ihn aufmerkſam machte, war auch eine junge Weibsperſon, die im Gedränge bei'm Einzug der Kaiſerin am Kopf verwundet worden war. Die Verwundung war, wie er ſich ſelbſt überzeugte, ohne Bedeutung, gleichwohl ſetzte er die Kaiſerin von dem Vorfall in Kenntniß, und am Nachmittag ließ mir dieſelbe acht Stück Dukaten für die Verunglückte durch ihn zuſtellen, welche ich ihr gleich am folgenden Morgen einhändigte. Aber das war noch nicht genug. Unter andern Baieriſchen Staatsdienern, welche die Kaiſerin bis an die Grenze begleiteten, war auch ein Regierungsrath von Baireuth, der Graf von Münſter. Dieſer ſtellte mir nach ſeiner Zurückkunft noch zehn Stück Dukaten für die verunglückte Weibsperſon zu; allein ich übergab ihr ſolche nicht, theils weil ſie bereits als vollkommen hergeſtellt aus der Krankenanſtalt entlaſſen war, theils weil ich unterdeſſen erfahren hatte, daß ſie ein notoriſch liederliches Weibsbild ſei, ſondern glaubte, das kaiſerliche Geſchenk würde ungleich beſſer angelegt ſein, wenn es eine arme blinde Buchhändlerswittwe, Namens Grattenauer, erhielte, zumal da die Mutter ihres verſtorbenen Mannes Säugamme bei der Kaiſerin geweſen ſei. Ich ſchrieb deshalb ſogleich an den Staatsrath Kuhl nach Stuttgart, der Kaiſerin wurde mein Vorſchlag vorgelegt, und mit Vergnügen von ihr genehmigt, nur bemerkte ſie, daß ſie ſich zwar ganz wohl einer Grattenauerin erinnere, daß aber dieſelbe nicht ſie, ſondern einen ihrer Brüder, geſtillt habe. So bekam alſo dieſe arme blinde Wittwe jene zehn Stück Dukaten, ich ließ mich über den Empfang von ihrer Tochter quittieren, und glaubte, die Sache ſei nun abgemacht, weil ich vermuthete, daß die Weibsperſon, der ſie zuerſt zugedacht waren, nichts davon erfahren habe. Aber der Graf von Münſter mußte ausgeſchwatzt haben, und zwar in der Beſtelmeieriſchen Handlung, wo er vor ſeiner Rückkehr nach Baireuth etwas gekauft hatte, und die Mutter der Weibsperſon eben damals in dem Beſtelmeieriſchen Haus als Taglöhnerin arbeitete. Hier hatte dieſe nun erfahren, daß mir noch weitere zehn Stück Dukaten für ihre Tochter zugeſtellt worden, aber nicht, was weiter damit geſchehen ſei. Sie glaubte daher, ich hätte ſie unterſchlagen, und in dieſer Vorausſetzung kam ſie nach einigen Tagen zu mir. Natürlich verrieth ſie ihre Abſicht nicht ſogleich, ſie ſagte mir blos, daß ihre Tochter noch nicht ganz geſund ſei, daß ſie noch immer über heftige Schmerzen im Kopf klage, und daß ſie noch außer Stand ſei, etwas zu arbeiten. Ich erwiederte ihr, da die Wunde von gar keiner Bedeutung geweſen, ſo dürfe ſie außer Sorgen ſein, die Schmerzen im Kopf würden ſich in kurzem von ſelbſt verlieren. Die Frau ging, wie es ſchien, beruhigt fort, aber nach einigen Tagen kam ſie wieder, die nämlichen Klagen wiederholend, ich gab ihr denſelben Beſcheid, wie das erſte mal, aber ich merkte wohl, was ſie eigentlich auf dem Herzen hatte; ſie zögerte, als ob ſie ſich noch auf etwas beſinne, fortzugehen, und ſie war bereits ſchon der Thüre zugegangen, als ſie wieder umkehrte, und mit der wahren Abſicht ihres Beſuchs herausrückte. „Um Verzeihung, Herr Doktor, ſagte ſie, noch ein Wort, wenn Sie erlauben; wie ich höre, haben Sie von der ruſſiſchen Kaiſerin für meine Tochter noch weitere zehn Stück Dukaten erhalten, die Sie wahrſcheinlich noch bei Handen haben, und wenn ich bitten dürfte“ — „Das iſts alſo, unterbrach ich ſie, warum Ihre Tochter noch nicht geſund iſt! Aber woher weiß Sie denn, fuhr ich fort, daß ich die zehn Stück Dukaten erhalten habe?“ — „Von der Madame Beſtelmeier, war ihre Antwort, bei welcher ich als Tagelöhnerin arbeite.“ „Madame Beſtelmeier, erwiederte ich, hat Ihr die Wahrheit geſagt, aber die zehn Dukaten hat eine andere Perſon erhalten, die des Geſchenks würdiger iſt, als Ihre Tochter, das ſage Sie der Madame Beſtelmeier, und wenn ſie wiſſen will, wer? ſo ſoll ſie nur zu mir kommen, und ich werde es ihr ſagen.“ Die Frau entfernte ſich, ohne etwas zu erwiedern; allein nach einigen Tagen erhielt ich von dem Bürgermeiſter Binder ein Schreiben, nebſt einem Protokoll, woraus ich erſehen würde, daß ich von der mehr erwähnten Weibsperſon wegen Geldunterſchlagung verklagt worden. Hätte ich den Brief des Staatsraths Ruhl und die von der Tochter der Frau Grattenauer ausgeſtellte Quittung nicht wohl aufgehoben gehabt, ſo wäre ich, weil ich blos durch die Erzählung des Vorgangs auf die Beſchuldigung hätte antworten können, allerdings in einige Verlegenheit gekommen. Aber ich hatte zu meiner Rechtfertigung nichts zu thun, als dem Bürgermeiſter den Brief und die Quittung mitzutheilen. Die Klägerin wurde vorgefordert, Brief und Quittung ihr vorgelegt, ſie wurde mit ihrer Klage abgewieſen, und ich wurde gefragt, welche Genugthuung ich wegen der Injurie verlange? Natürlich verlangte ich keine. Ich wußte, daß Niemand in Nürnberg mich einer ſolchen

Handlung für fähig halte, und das Weibsbild, glaubte ich, ſei genug geſtraft, daß ſie die Dukaten nicht erhalten hatte.

Das dritte erfreuliche Ereigniß war die Anweſenheit des Königs Maximilian in Nürnberg. Es war das erſte mal, daß der König die Stadt mit einem Beſuch beehrte. Er ward mit Jubel empfangen, und dieſen Jubel erwiederte er durch ſeine gewohnte liebreiche Popularität. Die zwei Tage, während welcher er in Nürnberg verweilte, waren Feſttage für die Stadt, ſie waren auch Feſttage für ihn. Sorgenvoll kam er in Nürnberg an, denn er hatte gefürchtet, es möchte in dem Volksgedränge auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg ein Unglück geſchehen ſein; aber wie man ihm meldete, daß Alles gut abgelaufen ſei, erheiterte ſich ſein Geſicht, und freudig rief er aus: „Nun bin ich erſt gern in Nürnberg!“ So war es auch. Wie er durch ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit alle Herzen gewann, ſo huldigten ihm auch alle Herzen, und dieſe ungeheuchelte Huldigung wirkte wieder auf ihn zurück. Es war ihm wohl in der Mitte eines ihm ſo herzlich huldigenden Volks, und tief gerührt verſprach er bei'm Abſchied, bald wieder zu kommen. Bei der Aufwartung, welche ihm die höhern Militär- und Civilbeamten, der Magiſtrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten, die Geiſtlichkeit ꝛc. bei ſeiner Ankunft machten, grüßte er alle ihm ſchon bekannten Individuen auf das freundlichſte, und unter dieſen war auch ich. Nach der Tafel am folgenden Tag, zu welcher auch ich gezogen worden, unterhielt er ſich lange mit mir über Würzburg, über das Julius-Spital, wie oft er daſſelbe beſucht, mit mir und meinen Schülern in den Krankenzimmern herumgegangen, und als ich auf die Frage, ob nicht auch in Nürnberg eine ſolche Krankenanſtalt einzurichten ſei? mit Ja antwortete, war er ſehr erfreut darüber, und forderte mich auf, dafür zu ſorgen, daß, ſobald als möglich, Hand an das Werk gelegt werde. Ueberhaupt war er ſehr gnädig gegen mich, er erkundigte ſich aufs genaueſte nach meinen Verhältniſſen in Nürnberg, er intereſſierte ſich für Alles, was ich ihm darüber ſagte, ſo wie er nichts vergeſſen hatte, was er von Würzburg her von mir wußte, und man kann ſich denken, wie glücklich mich dieſer neue Beweis ſeiner königlichen Huld machte. — In ſeiner Begleitung befanden ſich unter Andern auch ſein Leibarzt Harz, und ſein Leibchirurg Winter, die ich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal ſah. Ich wurde bald näher mit ihnen bekannt, ja vertraut, und dieſe nähere Bekanntſchaft mit zwei ſchon vorher von mir hochgeſchätzten Männern machte mir die Anweſenheit des Königs um ſo erfreulicher.

Das vierte erfreuliche Ereigniß war die Feier meines Jubiläums im Jahr 1830, die auf eine mir ganz unerwartete Art veranſtaltet wurde. Ueberhaupt kein Freund von beſondern Feierlichkeiten, wie Amts-Jubiläen, ſilbernen und goldenen Hochzeiten u. ſ. w. dachte ich an nichts weniger, als an die Feier meiner funfzigjährigen Praxis, und es war ein bloſer Zufall, der dazu Veranlaſſung gab. Der damalige Präſident der Regierung in Ansbach, Herr von Mieg, hatte mich einige Wochen zuvor, wie er mich bei einem ihm gemachten Beſuch ſo geſund und gutausſehend für mein Alter fand, gefragt, wie lange ich bereits praktiſcher Arzt ſei? Ich antwortete ihm, ohne irgend eine Abſicht bei ſeiner Frage zu vermuthen, daß es am Ende des nächſten Decembers funfzig Jahre ſeien. Er mußte ſich dieſes gemerkt haben, und da er überhaupt ſehr wohlwollend gegen mich geſinnt war, ſo war es mir leicht begreiflich, wie er auf den Gedanken kommen konnte, mir auch bei dieſer Gelegenheit einen Beweis davon zu geben. Der Tag, an welchem ich meine praktiſche Laufbahn begonnen hatte, war der ein und zwanzigſte December, und ehe noch dieſer Tag herangekommen war, wurde ich durch ein Kabinets-Schreiben des Königs Ludwig überraſcht, worin er mir in den gnädigſten Ausdrücken zu meinem funfzigjährigen Jubiläum Glück wünſchte, und mich ſeiner Gnade verſicherte. Dieſes gnädige, dem Tag des Jubiläums zuvoreilende, und mir eben deswegen doppelt ſchätzbare Schreiben des Königs, welcher der Erſte ſein wollte, der mir Glück wünſchte, ließ mich leicht ahnen, daß mir auf Veranlaſſung des Regierungs-Präſidenten von Mieg noch manches andere bereitet ſein könnte. Am ein und zwanzigſten December Vormittags erſchienen zuerſt die beiden Bürgermeiſter der Stadt, welche mir unter Darbringung ihrer Glückwünſche das Diplom eines Ehrenbürgers von Nürnberg überreichten, dann eine Deputation der Nürnberger Aerzte, welche mir ihre Theilnahme an dieſem Ehrentage durch eine ſchöne lateiniſche Denkſchrift bezeigten, hierauf eine Deputation von der Univerſität Erlangen, aus dem damaligen Prorektor und zwei Profeſſoren von der mediciniſchen Fakultät beſtehend, welche mir im Namen der Univerſität Glück wünſchten, und noch an demſelben Tag erhielt ich auch ein von dem Prorektor und ſämmtlichen Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät der

Univerſität Würzburg unterzeichnetes höchſt ehrenvolles Schreiben, welchem zum Andenken an meine vormals an derſelben bekleidete Lehrerſtelle ein neues Doktor-Diplom beigelegt war. Wie ſehr ich durch dieſe vielfachen Ehrenbezeugungen erfreut war, brauche ich nicht zu ſagen; aber den Beweis, welchen mir der Regierungs-Präſident von Mieg, welcher dazu Veranlaſſung gab, dadurch von ſeinen wohlwollenden Geſinnungen gegen mich gegeben, ſchätzte ich nicht minder hoch, als alle jene Ehrenbezeugungen, wie ich denn überhaupt nie vergeſſen werde, was ich ihm ſchuldig geworden, als ich in ihm meinen erſten Vorgeſetzten zu verehren das Glück hatte.

Außer dieſen mich beſonders angehenden Ereigniſſen, erlebte ich noch mehrere von allgemeinerem Intereſſe, wie das große Luſtlager zwiſchen Nürnberg und Fürth im Jahr 1824, die mehrmalige Anweſenheit des jetzt regierenden Königs Ludwig in Nürnberg, die Grundſteinlegung zum Denkmal Albrecht Dürers, welcher unter andern Fremden auch mein lieber Jugendfreund Dannecker, und der Ober-Medicinalrath Ringseis, deſſen nähere Bekanntſchaft ich bei dieſer Gelegenheit machte, beiwohnten, die Erbauung des neuen Theaters in Nürnberg, die Gründung der muſterhaften politechniſchen Schule, und deren fortdauerndes erfreuliches Gedeihen unter der Direktion des genialen, raſtlosthätigen Exbürgermeiſters Scharrer, die Einführung des jährlichen großen Nationalfeſtes an der ſogenannten Peterhaide, ſeit dem Beſuch, mit welchem es im Jahr 1833 der König beehrte, Ludwigsfeld genannt, die Errichtung der Eiſenbahn zwiſchen Nürnberg und Fürth, der erſten in Deutſchland; auch möchte ich als ein ſolches allgemein erfreuliches Ereigniß die große Julius-Revolution im Jahr 1830 nennen, während welcher ich mich gerade in Stuttgart befand, und die Freude darüber zunächſt mit meinen Landsleuten theilte. Allein ich begnüge mich, dieſe Ereigniſſe blos zu nennen, und kehre wieder zu der Geſchichte meines amtlichen Lebens zurück.

Ehe ich aber da fortfahre, wo ich zuletzt ſtehen geblieben, muß ich noch etwas über das Verhältniß ſagen, in welchem ich als Direktor der Krankenanſtalten in Nürnberg zu der Kreis-Regierung in Ansbach ſtand. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich meine Berichte und Anträge nicht an den Magiſtrat, ſondern unmittelbar an die Regierung zu machen hatte. So war ich allerdings der Regierung untergeordnet, und dieſer Unterordnung zufolge hatten das Referat über meine Berichte und Anträge die Kreis-Medicinal-Räthe Geſſner und Kraus. Allein ich hatte bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der letztere, als Kreis-Medicinalrath, glaube, ſich über den der Regierung untergeordneten Direktor der Krankenanſtalten etwas herausnehmen zu dürfen, und wirklich herausnahm. So kam er z. B. einſt ganz unvermuthet nach Nürnberg, und inſpicierte, ohne mir vorher etwas davon zu ſagen, die Krankenanſtalten. So veranlaßte er gleich nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Inſpektion die Regierung zu dem Beſchluß, einen der Armenärzte zu entlaſſen, weil er bemerkt hatte, daß demſelben ein Stück des Unterkiefers fehle, wodurch ſein Anblick widrig, und der Geruch, den das noch immer offene kariöſe Geſchwür verbreite, ekelhaft ſei. Daß ich, da ſonſt nichts gegen dieſen Armenarzt einzuwenden war, gegen den Beſchluß der Regierung proteſtierte, verſteht ſich von ſelbſt; auch nahm die Regierung, wie zu erwarten war, den Beſchluß ſogleich zurück, und der Armenarzt blieb an ſeiner Stelle. Allein ich begnügte mich nicht mit der erhaltenen Genugthuung in dieſem einzelnen Fall, ich wollte ſeiner Anmaßung überhaupt ein Ende machen, und bat daher die Regierung, ihm das Referat über die Krankenanſtalten abzunehmen, und ſeinem Kollegen Geſſner zu übergeben, von dem ich, als einem eben ſo verſtändigen, ruhigen und billigen Mann, als kenntnißreichen und gewandten Geſchäftsmann, keine ſolche Unbilden zu fürchten hatte, und die Regierung entſprach meiner Bitte. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß die Regierung ſich ſtets liberal, wohlwollend, ja zuvorkommend gegen mich bewies, und insbeſondere der damalige Präſident, der Graf von Drechſel, der, wie ſeine beiden Vorgänger, ſich bei jeder Gelegenheit als einen wahren Freund von mir bezeigt hat.

Indeſſen kam ich doch einmal, und zwar gleich im Anfang, in eine unangenehme Kolliſion mit der Regierung, wegen meiner Amts-Adreſſe. Die Reſkripte, die ich von derſelben erhielt, kamen nämlich nicht unter meiner Amts-, ſondern unter meiner Namens-Adreſſe an mich, ich erhielt ſie daher nicht portofrei, und um mir dieſe Ausgabe zu erſparen, bat ich die Regierung, die Reſkripte unter meiner Amts-Adreſſe, nämlich: An die königliche Direktion der Krankenanſtalten in Nürnberg, an mich gelangen zu laſſen. Ob dieſe Adreſſe der Regierung zu vornehm für mich ſchien, weiß ich nicht, ich weiß blos, daß in einer Sitzung viel darüber debattiert worden, genug, das Reſultat war, daß bei dem nächſten Reſkript, das ich erhielt, die Adreſſe, ſtatt an die *Direktion*, an die *Kommiſſion der Krankenanſtalten*, lautete. Außerdem, daß mir die Adreſſe: an die *Kommiſſion*, ſchon an ſich ſelbſt ſonderbar vorkam, ſo konnte ich mir auch keinen andern Grund denken, warum mir die Regierung die von mir vorgeſchlagene Adreſſe nicht bewilligen wollte, als den eben erwähnten, daß ſie nämlich zu vornehm für meine Stelle ſei. Ich wandte mich daher aufs neue an dieſelbe, und bezog mich auf mein Anſtellungsdekret, in welchem ausdrücklich ausgeſprochen ſei, daß mir die *Direktion* der Krankenanſtalten in Nürnberg übertragen worden, und daher nichts gegen die von mir vorgeſchlagene Adreſſe eingewendet werden könne, die Regierung müßte ſie denn für zu vornehm für meine Stelle halten, was ſie doch keineswegs ſei, da es nicht blos Regierungs-Direktionen, Polizei-Direktionen ꝛc., ſondern auch Fabrik-Direktionen, Theater-Direktionen ꝛc. gebe, welchen die Direktion öffentlicher Krankenanſtalten wenigſtens gleich ſtehe. Gleichwohl fand die Regierung nicht für gut, mir die verlangte Adreſſe zu bewilligen. Ich entſchloß mich daher, um dem Streit auf einmal ein Ende zu machen, mich an das Miniſterium zu wenden, und dieſes bewilligte mir nicht nur meine Bitte wegen der Adreſſe, ſondern es veranlaßte auch den König, mir den Charakter und Rang eines Ober-Medicinalraths beizulegen, wodurch ich nicht nur ähnlicher Kolliſionen mit der Regierung, ſondern auch der Anmaßungen der Kreis-Medicinalräthe überhoben ward.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich wieder auf die Geſchichte meines amtlichen Lebens zurück. Ich habe ſchon bemerkt, daß ich mir die Behandlung der Kranken in der in dem Spital zum heiligen Geiſt im Jahr 1812 — 1823 errichteten Krankenanſtalt ſelbſt vorbehalten hatte. Dieß lag zwar nicht in dem Wirkungskreis, der mir als Direktor der Krankenanſtalten angewieſen war, ich hatte als ſolcher blos die Oberaufſicht über die Krankenanſtalten, und die an denſelben angeſtellten Aerzte zu führen, Vorſchläge zur Verbeſſerung der Anſtalten zu machen, die Beſetzung der erledigten Stellen an denſelben zu begutachten, die Apotheker-Rechnungen zu revidieren, und am Schluß des Etatsjahres einen allgemeinen Bericht über den Zuſtand der Anſtalten an die Kreis-Regierung zu erſtatten. Der

Grund, warum ich die Behandlung der Kranken in der neu errichteten Krankenanſtalt ſelbſt übernahm, war, theils weil ich mir dadurch eine angenehme Beſchäftigung verſchaffte, theils weil die Anſtellung eines beſoldeten Arztes vor der Hand dadurch unnöthig wurde. Eben deßwegen beſorgte ich auch die Kranken allein, ohne einen Gehülfen, und erleichterte mir das Geſchäft blos dadurch, daß ich die ihr praktiſches Biennium unter meiner Leitung machenden angehenden Aerzte zur Führung der Tagbücher und zu den erforderlichen anderweitigen Schreibereien benutzte. Erſt ſpäter, wie ich älter geworden war, ließ ich mir ein Paar Gehülfen zugeben, wozu ich den D. Merkel und den D. Ziehl, und nach dem Abgang des letztern den D. Lochner vorſchlug. Sie wurden mir von dem Magiſtrat ohne Schwierigkeit bewilligt, und ich hatte alle Urſache, mit der Wahl derſelben zufrieden zu ſeyn. Durch die Anſtellung dieſer Gehülfen wurden mir meine Geſchäfte in der Anſtalt bedeutend erleichtert; auch hatten ſie ſich bald ſo zu Spitalärzten ausgebildet, daß ich ihnen die Beſorgung derſelben ganz allein überlaſſen konnte, und ſolchergeſtalt nicht nur zur Betreibung meiner Privatpraxis, ſondern auch zu außergewöhnlichen Arbeiten mehr Muße bekam. Zu ſolchen außergewöhnlichen Arbeiten wurde ich häufig aufgefordert, und ſie beſtanden meiſtens in Gutachten über Wahnſinnige und andere Kranke, welche von den Gerichten, von der Kreis-Regierung und von Privatperſonen von mir verlangt wurden. So wurde ich z. B. von dem in Bamberg reſidirenden Herzog Wilhelm zu einem Gutachten über den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand ſeines Sohnes, des Prinzen Pius, ſo ſpäterhin von dem Präſidium der Regierung des Rezat-Kreiſes zu einem Privatgutachten über die Inſtruktion in Betreff der Cholera, welche von dem Miniſterium den Kreis-Medicinalräthen zur Begutachtung vorgelegt worden, aufgefordert. — Mein Gutachten über den Prinzen Pius wurde ungeachtet der freien Sprache, welche ich mir in demſelben erlaubte, nicht nur von ſeinem Vater, ſondern auch von dem königlichen Familienrath wohlgefällig aufgenommen. Meine Vorſchläge hinſichtlich der Behandlung des Prinzen wurden größtentheils genehmigt, und der gute Erfolg hat ihre Zweckmäßigkeit bewährt. — Einen gleich guten Erfolg ſcheint auch das Privatgutachten gehabt zu haben, zu welchem ich über die Inſtruktion, die Cholera betreffend, von dem Präſidium der Kreis-Regierung aufgefordert wurde. Die Inſtruktion war längſt verfaßt, aber ſie ſollte nicht eher bekannt gemacht werden, als bis die Krankheit Baiern näher käme. Dieſer Zeitpunkt war eingetreten, ehe jedoch die Inſtruktion wirklich bekannt gemacht wurde, ſollten erſt die Kreis-Medicinalräthe ihr Gutachten darüber abgeben. Es befand ſich eben damals der Kreis-Medicinalrath Mark von Baireuth in Nürnberg, als jene Aufforderung an die Kreis-Medicinalräthe erging. Er ließ mich das deßhalb an ihn ergangene Reſcript leſen, erkannte, wie ohne Zweifel alle andere Kreis-Medicinalräthe, die Schwierigkeit der Aufgabe, und ich war herzlich froh, daß ich kein Kreis-Medicinalrath mehr war. Ich hatte nämlich die Inſtruktion gelegenheitlich bereits früher geleſen, und hatte ſo vieles gegen ſie einzuwenden gefunden, daß ich mich mit Recht freuen konnte, kein Gutachten über ſie abgeben zu müſſen. Aber meine Freude dauerte nicht lange. Wenige Tage nach der Abreiſe Marks von Nürnberg wurde mir die Inſtruktion von dem Präſidium der Regierung zum Privatgutachten zugeſchickt, und da ich die Aufforderung nicht abweiſen konnte, ſo machte ich mich alsbald über die Inſtruktion her, und ich glaube kaum, mich über irgend einen Gegenſtand offener und freier ausgeſprochen zu haben, als über dieſen. Ob mein Gutachten dem König unmittelbar vorgelegt worden, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß die Inſtruktion, die hernach erſchien, eine ganz andere war, als die ich geleſen und begutachtet hatte. Mehrere der von mir gerügten Vorſchriften waren ganz weggelaſſen, und von den beibehaltenen waren viele ſo modificirt, daß ich meine Einwirkung bei ihrer Umarbeitung nicht verkennen konnte.

Wie zu dieſen und andern dergleichen außergewöhnlichen Arbeiten gab mir, wie ſchon geſagt, die Anſtellung oben genannter Gehülfen auch mehr Muße zur Betreibung meiner Privatpraxis. Allein wie es mir überhaupt nie um große Erweiterung derſelben zu thun war, ſo benutzte ich meine freie Zeit mehr zu wiſſenſchaftlichen Studien, beſonders zu philoſophiſchen und hiſtoriſchen, und ich muß geſtehen, daß das Intereſſe an denſelben die Luſt zur ärztlichen Praxis je länger je mehr bei mir verminderte. Hierzu kam, daß neben den Wundärzten, die in der Stadt ihr Weſen trieben, jetzt auch Homöopathen auftraten, und eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen anfingen. Zwar wußte ich wohl, daß dieſer Unfug nicht lange dauern würde, denn es gehörten, um ihm ein Ende zu machen, nur einige Todesfälle bedeutender Perſonen dazu, welche, wie die Gräfin von Pückler, die Frau Präſidentin von Dörnberg, die Fürſtin von Thurn und Taxis ꝛc. das Opfer der Homöopathie wurden. Aber es iſt doch höchſt betrübend für einen wiſſenſchaftlichen Arzt, ſeine Kunſt unter einem Publikum auszuüben, wo dieſes Maximum von Charlatanerie ſelbſt unter den höhern, ſo genannten gebildeten Ständen, ſo viele Anhänger fand, und jener Opfer ungeachtet zum Theil noch findet. Indeſſen prakticierte ich doch noch immer fort, und ich konnte es um ſo eher thun, je mehr ſich mit meinen zunehmenden Jahren meine Praxis von ſelbſt verminderte. Schon ſeit längerer Zeit nämlich machte ich keine Beſuche in der Nacht mehr; ſchon dies ſchreckte Viele ab, mich zum Arzt zu wählen, ſo wie es auch ſchon Manche zur Wahl eines jüngern Arztes ſtatt meiner veranlaßt hatte. Aber auch bei Tag wurden mir meine Krankenbeſuche je länger je beſchwerlicher, und ſo ſah ich denn den Zeitpunkt immer näher rücken, wo ich auch dieſe, ohne mir weder ſelbſt einen Vorwurf zu machen, noch einen ſolchen von Andern befürchten zu müſſen, würde einſtellen können, oder vielmehr müſſen.

Allein ich wartete den Eintritt dieſes Zeitpunkts von ſelbſt nicht ab. Ich hatte am eilften März 1836 mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt. Ich fühlte mich zwar für mein hohes Alter geiſtig und körperlich noch ziemlich kräftig, und eine Reiſe im Sommer nach Stuttgart auf dem Eilwagen gab mir davon den Beweis. Allein nun kam auf den ungewöhnlich heißen und trocknen Sommer ſchnell der kühle und regneriſche Herbſt. Dieſer Wechſel hatte, wie gewöhnlich, Krankheiten, gaſtriſche Fieber, ruhrartige Durchfälle, wirkliche Ruhren, Brechruhren ꝛc. zur Folge. Die Kranken häuften ſich, und wie die andern Aerzte, hatte auch ich mehr zu thun, als gewöhnlich. Für einen Mann von meinen Jahren war die Anſtrengung zu groß, ich fühlte, daß ich einer ſolchen Anſtrengung nicht mehr gewachſen war, und bald belehrte mich die Erfahrung darüber. Auch ich wurde von der epidemiſchen Diarrhöe befallen. Ich litt zwar an derſelben nur einige Tage; aber ich war kaum wieder ausgegangen, ſo bekam ich einen Rückfall, die Diarrhöe dauerte, bald ſtärker bald ſchwächer, mehrere Wochen lang fort, ich fühlte mich in hohem Grade entkräftet, das Gefühl der Entkräftung wollte ſich nicht verlieren, und da ich mich ſchon ſeit mehreren Jahren in den Wintermonaten nie ſo wohl, als im Sommer, befunden, ſo konnte ich leicht vorausſehen, daß ich im bevorſtehenden Winter, wenigſtens als praktiſcher Arzt, nicht mehr würde leiſten können, was man von einem ſolchen fordert. Ich entſchloß mich daher, am Schluſſe des Jahrs meine Praxis aufzugeben, und am erſten Januar 1837 machte ich meinen Entſchluß durch die Zeitungen bekannt.

Schon ehe ich mich zu dieſem Schritt entſchloß, hatte ich mir auch meine amtlichen Geſchäfte auf eine meinem hohen Alter gemäße Art zu erleichtern geſucht, indem ich an den Magiſtrat den Antrag ſtellte, meine beiden Aſſiſtenten Merkel und Lochner zu wirklichen ſelbſtſtändigen Spitalärzten, jenen für die Verſorgungs-, dieſen für die Krankenanſtalt, zu ernennen. Schon als mehrjährige Aſſiſtenten hatten ſie Anſpruch auf dieſe Beförderung, und ihre Geſchicklichkeit, ihr Fleiß, und ihr eben ſo würdiges als humanes Betragen gegen die Kranken gaben ihnen volles Recht dazu. Mein Antrag wurde von dem Magiſtrat ohne Anſtand angenommen, und eben ſo auch von der königlichen Regierung genehmigt. Der Vortheil, den ich von dieſer Beförderung meiner Aſſiſtenten hatte, war, daß ich die Anſtalten nicht mehr alle Tage beſuchen durfte, daß das Ordinieren ihnen überlaſſen wurde, und daß ich nur die Oberaufſicht zu führen hatte. Als ein Mann von ſieben und ſiebenzig Jahren hätte ich zwar als Staatsbeamter meine Verſetzung in den Ruheſtand ſchon längſt fordern können; allein außerdem, daß es gegen meine Grundſätze iſt, dem Staat, ſo lange man ihm noch Dienſte leiſten kann, als Penſionär zur Laſt zu fallen, lag mir auch die Ausführung meiner Plane zu einer beſſern Organiſation der Krankenanſtalten zu ſehr am Herzen, als daß ich mich hätte entſchließen können, eher um meine Penſionierung zu bitten, als bis ich gewiß war, daß es zur Ausführung derſelben entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht mehr bei meinen Lebzeiten, kommen würde. Ich beſchloß daher, vorerſt blos meine Privatpraxis aufzugeben, und dies geſchah, wie ſchon geſagt, am Anfange des Jahrs 1837. Ich kann nicht läugnen, ich that dieſen Schritt mit ſchwerem Herzen. So viele Familien hatten mir ſeit einer langen Reihe von Jahren ihr Vertrauen geſchenkt, ſie achteten mich nicht nur als Arzt, ſondern ſie liebten mich auch als ihren Freund, und auf einmal ſollten ſie ſich von mir verlaſſen, und den Arzt, den ſie ſonſt ſo vertrauungsvoll zu Hülfe gerufen hatten, gleichgültig gegen ihre Leiden an ihren Häuſern vorübergehen ſehen. — Indeſſen war, wie ich leicht vorausſehen konnte, der Eindruck, den jene Anzeige machte, nicht überall derſelbe. Manche verdroß mein Entſchluß, und ſie wählten ohne weiteres einen andern Arzt; Viele betrübte er zwar, aber ſie ſahen ein, daß ich als ein Greis von ſieben und ſiebenzig Jahren recht gethan, meine Privatpraxis aufzugeben, und beruhigten ſich damit, daß ich bei jener Bekanntmachung erklärt hatte, den Hausärzten, die ſie wählen würden, in allen wichtigen Fällen mit meinem Rath beizuſtehen; Andere endlich nahmen von meinem Entſchluß gar keine Notiz, ſie beſchickten mich nach wie vor, wenn Jemand in ihrer Familie erkrankte, ja ich wurde ſogar von Familien gerufen, deren Arzt ich zuvor nie geweſen. So war es denn im Ganzen eben ſo gut, als ob ich meine Praxis nicht aufgegeben hätte, und ich ſah wohl ein, daß ich mich von derſelben nicht eher würde losmachen können, als bis ich von Nürnberg ſelbſt wegzöge.

Hiezu fand ich nun in der Beförderung meines Schwiegerſohns zum Poſtverwalter in Nördlingen eine Aufforderung, die mir zu keiner Zeit hätte gelegener kommen können. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, derſelben zu entſprechen, weil eben jetzt auch der Zeitpunkt zur Ausführung meiner Plane wegen der Krankenanſtalten ganz nahe ſchien.

Ich habe nämlich bereits oben geſagt, wie viel ich von dem neu gewählten Bürgermeiſter Merkel in Betreff der Erbauung des längſt projektierten allgemeinen Krankenhauſes erwartete. Er hatte meine Erwartung nicht getäuſcht. Gleich nach dem Antritt ſeines Bürgermeiſteramts hatte er die Recherchierung der Mittel zur Ausführung des Unternehmens zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit gemacht, und das Ergebniß dieſer Recherchen war, wie er mich verſicherte, ſo befriedigend, daß an der wirklichen Ausführung um ſo weniger zu zweifeln war, da jetzt der größte Theil des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten günſtiger für die Sache geſtimmt ſchien, als vormals. Es kam daher blos auf den förmlichen Beſchluß des Magiſtrats an, und auch dazu war bereits Alles nach der Verſicherung des erſten Bürgermeiſters Binder, der ſich das Referat über dieſen auch ihm höchſt wichtigen Gegenſtand ſelbſt vorbehalten hatte, ſo vorbereitet, daß es ſich blos noch von der Entſcheidung der Vorfrage handelte, wo das Krankenhaus erbaut werden ſoll, ob auf dem vor acht Jahren dazu erkauften Platz außerhalb der Stadt, oder innerhalb der Stadt auf der von der Pegnitz gebildeten

Inſel, auf welcher das Spital zum heiligen Geiſt ſteht. Das Kollegium der Gemeinde-Bevollmächtigten ſtimmte für den letztern Platz, und wirklich ſprachen auch für die Wahl deſſelben ſo viele Gründe, daß auch ich dafür ſtimmte, vorausgeſetzt, daß der Platz für ein Krankenhaus, das allen an ein ſolches zu machenden Anforderungen entſprechen ſollte, Raum genug gewähre. Dies mußte nun näher unterſucht werden. Der Magiſtrat ließ den Platz durch den ſtädtiſchen Baurath ausmeſſen, und nachdem ich ihm meine Ideen über die Einrichtung des Krankenhauſes mitgetheilt hatte, verfertigte er vorläufig einen Riß zu dem aufzubauenden Gebäude. Allein leider fand ſich nicht nur der Raum viel zu klein, ſondern es zeigte ſich auch, daß ſich die Baukoſten viel höher belaufen würden, als man vermuthen konnte. Es blieb alſo, da auch ſonſt in der Stadt kein anderer ſchicklicher Platz für das Gebäude vorhanden war, nichts übrig, als ſich für den ſchon vor acht Jahren dazu auserſehenen und angekauften Platz außerhalb der Stadt zu entſcheiden. Die Haupteinwendung, welche ich gegen die Wahl dieſes Platzes zu machen hatte, war, daß es an demſelben an der erforderlichen Menge Waſſer fehlen möchte. Allein, wie man mich von allen Seiten her verſicherte, ſollte dies keineswegs der Fall ſein, und wirklich zeigte ſich auch bei näherer Unterſuchung kein Mangel an Waſſer, weder an dem Platz ſelbſt, noch in der Umgegend. Ich ſchlug alſo vor, bei der Wahl dieſes Platzes zu bleiben, und die größern Koſten, welche hier die Aufführung des Gebäudes verurſachen würde, nicht zu ſcheuen, da es nicht blos um die Befriedigung eines Bedürfniſſes zu thun ſei, welcher nicht länger ausgewichen werden könne, ſondern daß es auch die Ehre der Stadt fordere, nicht länger hinter andern, viel kleinern Städten, als Nürnberg hierin zurückzubleiben.

Dieſen Vorſchlag machte ich im Monat December 1836. Allein der Januar, der Februar, der März des folgenden Jahrs vergingen, ohne daß irgend etwas weiteres in der Sache geſchah. Der magiſtratiſche Beſchluß wurde von einer Woche zur andern hinausgeſchoben. Der erſte Bürgermeiſter konnte, wie er ſagte, wegen zu vieler anderweitiger Arbeiten mit Abfaſſung ſeines Vortrags nicht fertig werden, der zweite wollte, diplomatiſch bedenklich, das Referat dem erſten nicht abnehmen, und ſo kam es denn ganz natürlich nicht zu der längſt verheißenen und von mir täglich erwarteten Sitzung, in welcher die Erbauung des neuen Krankenhauſes beſchloſſen werden ſollte. Nun war ich zwar überzeugt, das neue Krankenhaus werde früher oder ſpäter gebaut werden müſſen, weil das immer dringender werdende Bedürfniß dazu nöthige. Allein nach ſo vielen und mancherlei Verzögerungen, die ich bereits erlebt hatte, mußte ich fürchten, daß immer wieder neue eintreten würden, und wie ſehr ich auch dieſe Furcht zu bekämpfen ſuchte, ſo ſchlug doch der Gedanke, daß ich, wie raſch es auch nach einmal gefaßtem Beſchluß des Magiſtrats, und nach Beſtätigung deſſelben von der Kreis-Regierung in Ansbach und dem Miniſterium in München, mit der Ausführung vorwärts gehen möchte, doch weder bei dem Bau des Krankenhauſes thätig mitwirken, noch viel weniger die Direktion deſſelben in der Folge würde übernehmen können, meine Hoffnung immer wieder aufs neue nieder. Zur Erbauung des Krankenhauſes mußte ich wenigſtens einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren rechnen, bis zur Vollendung des Baues und ſeiner Einrichtung wäre ich einige achtzig Jahre alt geworden, und in dieſem hohen Alter — wie hätte ich wohl hoffen können, die Direktion deſſelben mehr zu übernehmen? Es wäre thöricht geweſen, wenn ich dieſe Hoffnung nicht aufgegeben hätte. Ich mußte mich begnügen, den Plan zu dem Krankenhauſe entworfen zu haben, die Mitwirkung bei der Ausführung des Baues, die Einrichtung des Hauſes, und die Direktion der Anſtalt mußte ich einem jüngern Mann überlaſſen, und Alles, was ich hätte leiſten können, wäre geweſen, ihn dabei zu unterſtützen, wenn er anders dieſe Unterſtützung ſich würde haben gefallen laſſen. Ich bat daher bei der Regierung um meine Verſetzung in den Ruheſtand, und höchſt ehrenvoll wurde mir meine Bitte von dem König bewilligt. — Daß auch dieſer Schritt großes Aufſehen in der Stadt machte, läßt ſich denken. Aber dies kümmerte mich nun nicht mehr, und ich war froh, daß ich dieſen wichtigen Schritt endlich gethan hatte. Mehr, als fünfzig Jahre, hatte ich größtentheils für Andere gelebt, es war mir nicht zu verdenken, wenn ich auch noch einige Jahre für mich leben wollte. Schon dies ließ mich jenen Schritt nicht gereuen; dann hatte ich ſchon längſt bei mir beſchloſſen, und es auch da und dort laut ausgeſprochen, daß, wenn es nicht bald mit der Herſtellung des neuen Krankenhauſes Ernſt werden würde, ich nichts mehr damit zu ſchaffen haben wolle, der Aerger über die lange Verzögerung befeſtigte mich in meinem Entſchluß, und der Gedanke, die unerwartete Niederlegung meiner Stelle könnte vielleicht zur Beſchleunigung des magiſtratiſchen Beſchluſſes indirekt mehr thun, als alle meine bisherigen ſo oft vergebens wiederholten direkten Anregungen, beſtimmte mich zu ſeiner Ausführung. Ich dachte nämlich, der Magiſtrat werde entweder die Niederlegung meiner Stelle als die Wirkung meines Aergers anſehen, und mir zum Trotze gleich nach meiner Entlaſſung Hand an das Werk legen, oder er werde, beſſer von mir denkend, und einſehend, daß er meine Mitwirkung dabei nicht entbehren könne, noch während meiner Anweſenheit in Nürnberg den ſo lange verzögerten definitiven Beſchluß faſſen. Wahrſcheinlicher, als das erſte, ſchien mir das letzte, und was ich vermuthete, geſchah. Die unerwartete Niederlegung meiner Stelle war ein neuer Antrieb für den erſten Bürgermeiſter, ſeinen Vortrag über die Errichtung des neuen Krankenhauſes zu beſchleunigen. Wenige Tage, nachdem meine Entlaſſung bekannt geworden, bildete er ein aus dem zweiten Bürgermeiſter, einigen Mitgliedern des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten, dem königlichen Stadt-Kommiſſär, dem königlichen Stadtgerichtsarzt und mir beſtehendes Komite, der Tag der Sitzung wurde anberaumt, das Komite hatte ſich eingefunden, der vorſitzende erſte Bürgermeiſter hielt einen eben ſo umfaſſenden als gründlichen Vortrag über den Gegenſtand, alle Glieder des Komite ſtimmten ihm bei, die Erbauung des Krankenhauſes wurde einſtimmig beſchloſſen und ich hatte die Freude, wenigſtens den Hauptſchritt zur Ausführung meines Plans gethan zu ſehen. Hätte ich meine Stelle nicht niedergelegt, ſo wäre allem Anſehen nach dieſer Schritt viel ſpäter, vielleicht gar nicht gethan worden, und ſo kann ich wohl ſagen, was mir zuvor in einer langen Reihe von Jahren direkt nicht gelang, iſt mir endlich indirekt in einer einzigen Sitzung von einigen Stunden gelungen. Und ſo hatte ich nun das Ziel, nach welchem ich ſo lange ſtrebte, wenigſtens ſo weit erreicht, als ich es erreichen konnte. Ich konnte mir wegen zu frühzeitigen Abtritts von meinem Amt keinen Vorwurf machen, ich konnte Nürnberg getroſt verlaſſen, und was mich über meinen Abgang noch mehr beruhigte, war, daß mich der Magiſtrat in einem an mich erlaſſenen ſehr ehrenvollen Schreiben aufforderte, auch aus der Ferne zum Beſten der Krankenanſtalten fortzuwirken.

Endlich kann ich nicht läugnen, daß ich die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt ſind, in dem Schooße meiner Familie zuzubringen wünſchte. Ein Greis von acht und ſiebenzig

Jahren iſt getrennt von den Seinigen übel daran. So viele Freunde er auch haben mag, ſteht er doch allein, es fehlt ihm an tauſend Dingen, die ihm nur die Seinigen gewähren können, und wenn er vollends kränklich wird, ſo iſt er doch bei aller Hülfe, die ihm ſeine Freunde leiſten mögen, verlaſſen, und das Gefühl, allein zu ſein, macht ihn bei aller Reſignation, deren er fähig iſt, unglücklich. Je näher die Abreiſe meiner Familie herbei kam, deſto tiefer fühlte ich dies, und wenn ich zuvor minder feſt entſchloſſen war, Nürnberg zu verlaſſen, und mit meiner Familie nach Nördlingen zu ziehen, ſo war ich es jetzt deſto feſter. So Vieles mir auch Nürnberg werth gemacht hatte, die vielen Jahre, die ich dort verlebt, die vielen Freunde, die ich mir erworben, die allgemeine Achtung, in der ich bei dem Publikum ſtand, und noch ſo vieles Andere, ſo fiel mir doch der Abſchied von der alten ehrwürdigen Stadt nicht ſo ſchwer, als ich gefürchtet hatte. Der Gedanke, bei den Meinigen zu bleiben, und in ihrem Kreiſe den Reſt meines Lebens, meiner ſelbſt genießend, zuzubringen, überwog jeden andern Gedanken, und ohne meinen Entſchluß zu bereuen, zog ich mit meiner Familie nach Nördlingen, wohin mein Schwiegerſohn ſchon vor einigen Monaten vorausgegangen war, und unſere Ankunft mit Sehnſucht erwartete.

Fünftes Buch.

Es war ein regneriſcher unfreundlicher Tag, dergleichen man ſelten im Monat Mai erlebt, an welchem ich mit meiner Tochter und ihren Kindern von Nürnberg abreiſte. Wir konnten die Schönheit der Gegend, in welcher Nördlingen liegt, mehr ahnen als ſehen, und eben ſo raubte uns auch der anhaltende Regen den Ueberblick der vielen wohlbevölkerten Dörfer in der Umgegend. Erſt in Oettingen, wo wir Mittag hielten, heiterte der Himmel ſich etwas auf, und Abends um fünf Uhr kamen wir glücklich in unſerem neuen Wohnort an. Das Haus, welches wir gemiethet hatten, gewährte zwar von außen wegen der Ungleichheit ſeines Daches, und ſeines weißen, mit dem Dunkelroth der Fenſtereinfaſſungen und Stockabtheilungen grell abſtechenden Anſtriches keinen ſonderlich erfreulichen Anblick; aber es ſteht an einem freien Platz zunächſt der großen ſchönen gothiſchen Kirche, ſeine größere Front gegen Morgen, die kleinere gegen Mittag gerichtet, und wenn uns ſchon dieſe Lage mit dem Ungefälligen ſeines Aeußern verſöhnte, ſo ließ uns ſeine bequeme innere Einrichtung ganz darüber wegſehen. Hierzu kam, daß wir es, was uns beſonders lieb war, allein bewohnten, und daß uns auch das Gärtchen am Haus überlaſſen war, was wir ebenfalls, vorzüglich um der Kinder willen, hoch anzuſchlagen hatten.

Schon dieſe Annehmlichkeiten unſerer neuen Wohnung minderten die mancherlei unangenehmen Gefühle, mit welchen wir Nürnberg verließen, um Vieles, und nach dem, was wir zuvor ſchon Gutes von Nördlingen gehört hatten, durften wir hoffen, daß wir Nürnberg, trotz ſeiner vielen Vorzüge vor Nördlingen, je länger je weniger vermiſſen würden. Dieſe Hoffnung hatte vorzüglich ich, denn außerdem, daß ich längſt ſchon beinahe ein Fremdling in Nürnberg geworden war, indem ich ſchon ſeit mehreren Jahren ſelten mehr eine größere Geſellſchaft beſuchte, und mich faſt allein auf den Umgang mit meinen nähern Freunden und Bekannten, und auf den Betrieb meiner Geſchäfte beſchränkte, hatte auch die Veränderung meiner Lage ſelbſt ſo viel Erfreuliches für mich, daß ich das Angenehme meiner frühern in Nürnberg leicht verſchmerzen konnte, und ich darf wohl ſagen, wirklich verſchmerzte. Ich war mit meiner Familie zuſammen geblieben, ich durfte nicht einſam und verlaſſen unter fremden Menſchen leben, ich konnte der Liebe und Treue meiner Nürnberger Freunde gewiß ſein, wie ſie der meinigen, ich hatte nicht mehr mit den Widerwärtigkeiten meines Berufs zu kämpfen, ich war aus einem Sklaven deſſelben ein freier Mann geworden, und den Reſt meines größtentheils Andern gewidmeten Lebens durfte ich mir ſelbſt leben. Zwar war ich in Nürnberg ſowohl als praktiſcher Arzt, als auch als königlicher Staatsbeamter, viel beſſer daran, als alle meine Kollegen. Als praktiſcher Arzt war ich nicht an die Praxis gebunden, denn ich mußte nicht von ihr leben, ich konnte nach Muße prakticieren. Als Staatsbeamter genoß ich der mir als ſolchem gebührenden Achtung, und ſo war allerdings meine Lage viel glücklicher, als die Lage aller meiner Mitärzte. Aber nichtsdeſtoweniger fand ich doch gar Vieles, was mir nicht nur mein praktiſches Leben, ſondern auch meine amtliche Stelle verbitterte. Allen Widerwärtigkeiten war ich durch meinen Abgang von Nürnberg mit einemmal entgangen; ich konnte, nachdem ich Nürnberg im Rücken hatte, freier athmen, und ſchon in den erſten Tagen nach meiner Ankunft in Nördlingen ward es mir klar, daß ich durch die Veränderung meiner Lage mehr gewonnen, als verloren hatte. Zwar entging mir durch den Verluſt meiner Privatpraxis in Nürnberg ein nicht unbedeutender Theil meines Einkommens, allein bei meiner anſehnlichen Penſion, und bei meinen ungleich geringern Ausgaben in Nördlingen konnte ich jene Mehreinnahme leicht miſſen, ja da ich mich überhaupt nicht aus Intereſſe in eine Privatpraxis in Nürnberg eingelaſſen hatte, ſo kommt jener Verluſt an Einkommen in keinen Betracht gegen die Vortheile, welche ich mir von der Unabhängigkeit meiner Lage in Nördlingen zu verſprechen hatte, und welche mir auch im reichen Maße zu Theil wurden, wie die nun folgende Geſchichte meines Aufenthalts daſelbſt ausführlicher zeigen wird.

In den erſten vierzehn Tagen hielt mich theils die Beſchäftigung mit meiner häuslichen Einrichtung, theils das ſchlechte Wetter zu Hauſe. Allein ſo wie ich mit jener fertig, und dieſes beſſer geworden war, war mein erſtes, mich in der Stadt umzuſehen, in welcher ich künftig wohnen ſollte, und ihre Umgegend kennen zu lernen, von deren Schönheit und Fruchtbarkeit ich früher ſchon vieles gehört hatte.

Von der Stadt, als einer ehemaligen Reichsſtadt, verſprach ich mir, wie leicht zu erachten, nicht ſonderlich viel. Ich dachte mir ſie als ein kleines Städtchen, mit altväteriſchen Häuſern, finſtern und ſchmutzigen Straßen, und noch ſchmutzigern Nebengäßchen. Allein ich fand Alles viel beſſer. Die Stadt hat einen größern Umfang, als ich vermuthete. Die Häuſer ſind größtentheils gut gebaut, mehrere wirklich ſchön, es giebt mehrere freie Plätze in der Stadt, die Hauptſtraßen haben die gehörige Breite, nur das Pflaſter könnte beſſer ſein, auch ſind mehrere Straßen, ſelbſt Hauptſtraßen, nicht gepflaſtert, ſondern blos chauſſiert, daher bei ſchlechtem Wetter ſchmutzig, und überdies nicht gehörig rein gehalten. Dagegen zieht ſich um die ganze Stadt ein bedeckter Gang, in welchem man auch bei dem ſchlechteſten Wetter ſpazieren gehen kann. Die Stadt iſt überall von Gärten umgeben, größtentheils jedoch von Baum- und Grasgärten, weil die Gemüße in dem leimigen Boden weniger gut gerathen, als das Obſt. Schon dieſe vielen Gärten, die Geſundheit und Schönheit der Bäume und der üppige Graswuchs, beſonders in dem Stadtgraben, machen die Umgebung der Stadt ſehr anmuthig; aber dieſe nächſte Umgebung der Stadt kommt in keinen Vergleich mit der weiten, fruchtbaren und reich bevölkerten Ebene, auf welcher die Stadt liegt, und welche an Schönheit auch den ſchönſten Gegenden in Deutſchland nicht nachſtehen würde, wenn es ihr nicht an Bäumen, zumal an kleinen Waldparthien, wodurch ſie mehr Abwechſelung, und an einem Fluß mit ſchönen Ufern fehlte, wodurch ſie mehr Leben erhielte. Nach allen Richtungen hat man eine gleich ſchöne Ausſicht ſchon von der Ebene aus, und noch mehr von den Anhöhen, zu welchen ſie ſich da und dort erhebt, vorzüglich aber von dem hohen Stadtkirchthurm, und dem Felſen in dem eine kleine Stunde von Nördlingen gelegenen Wallerſtein, wo man beinahe das ganze Rieß überſieht, und ſchon mit bloſen Augen gegen hundert, theils größere theils kleinere Dörfer zählt. Von dieſen Dörfern habe ich, ſobald ich mich in der Stadt umgeſehen hatte, mehrere beſucht, und gefunden, daß ſie faſt durchaus wohl gebaut, reich bevölkert, und von fleißigen, heitern Menſchen, und, wie ich hörte, auch vielen wohlhabenden Familien bewohnt ſind. Da ich jetzt mehr Zeit zu ſolchen Exkurſionen hatte, als in Nürnberg, ſo machte ich ſie auch häufiger, und nie kehrte ich von einer zurück, ohne mich zu freuen, in einer Stadt zu leben, die zwar, als Stadt, Nürnberg weit nachſteht, aber in Rückſicht auf die Schönheit der Gegend, in welcher ſie liegt, Nürnberg wenigſtens gleichkommt.

Aber ſo wie überhaupt an jedem Ort in der Welt die Menſchen das Intereſſanteſte ſind, ſo intereſſierten auch mich mehr, als die Stadt und ihre Umgebungen, die Menſchen, mit denen ich an meinem neuen Aufenthaltsort leben ſollte, und ich begann daher gleichzeitig mit der Beſichtigung der Stadt meine Beſuche, zuerſt bei denjenigen Perſonen, die ich ſchon früher kannte, dann bei denen, die ich kennen zu lernen wünſchte, in der Hoffnung, bald in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, indem einem geſelligen Menſchen nichts einen Ort, er ſei welcher er will, angenehmer machen kann, als die nähere Berührung, in welche er mit guten, verſtändigen und gebildeten Menſchen kommt.

Der erſte dieſer Beſuche war der, welchen ich dem fürſtlich Wallerſteiniſchen Domänen-Direktor Ritter in Wallerſtein machte. Er war früher Hof-Intendant der verwittweten Herzogin Ludwig von Würtenberg, und ich ſah ihn zum erſtenmal in dem Schloß Winnenthal vier Stunden von Ludwigsburg, dem Wittwenſitz der Herzogin, aus Gelegenheit einer Krankheit der Herzogin, deren Arzt ich ſchon in Ludwigsburg nach dem Tod ihres Gemahls geweſen war. Da ich dieſelbe öfter beſuchen mußte, ſo lernte ich auch ihren Intendanten näher kennen, ich kam bald in ein freundſchaftliches Verhältniß mit ihm, und ſo lange wir uns auch nicht geſehen hatten, ſo erneuerte ſich daſſelbe ſogleich bei unſerem Wiederſehen in Wallerſtein. Ich traf ihn in ſeinem freundlichen, wohl gebauten, trefflich eingerichteten Haus, beſah den daran ſtoßenden Garten mit ſeiner niedlichen engliſchen Anlage, und bei einem Glas Nierenſteiner erinnerten wir uns unſerer frühern Bekanntſchaft nicht nur auf das lebhafteſte wieder, ſondern es kamen auch einzelne Vorfälle zur Sprache, von welchen ich nur einen erzählen will, und zu welchem eben jene Krankheit der Herzogin Veranlaſſung gab. Die Herzogin lag bedeutend krank an einem Gallenfieber. Es war im Herbſt, der Weg weit, das Wetter ſchlecht, die Reiſeauslagen, die ich zu machen hatte, beliefen ſich auf eine beträchtliche Summe, die Korreſpondenz mit der Hofdame, die nicht deutſch konnte, mußte in franzöſiſcher Sprache, in welcher ich eben ſo wenig gut ſchreiben, als ich ſie fertig ſprechen konnte, geführt werden. Nach einigen Wochen war die Herzogin glücklich wiederhergeſtellt, und es war natürlich, daß ich auch eine meinem Verdienſt um ſie angemeſſene Belohnung erwartete. Aber ich erhielt nicht mehr, als hundert Reichsthaler, eine Summe, von welcher beinahe ſchon ein Drittheil für meine Auslagen abging, und mit dem Reſt hielt ich mich für die Mühe, die ich mir mit ihr gab, für den Verluſt der Zeit, die mir die vielen Beſuche in Winnenthal wegnahmen, für die Verſäumniſſe in Ludwigsburg, und die Beſchwerlichkeit meiner franzöſiſchen Korreſpondenz, für nichts weniger als fürſtlich belohnt. Ich ſchrieb daher an Ritter, welcher mir auf Befehl der Herzogin jene Summe zugeſchickt hatte, daß ich mit dieſer unverhältnißmäßigen Belohnung nicht zufrieden ſein könne, daß zwar die Summe an ſich nicht gering ſei, daß aber auch wohlhabende bürgerliche Perſonen den Arzt nicht ſelten eben ſo gut bezahlten, daß die Reichen für die Armen bezahlen müſſen, und daß die Frau Herzogin nicht vergeſſen dürfe, daß ich ſie durch Herſtellung von einer ſchweren lebensgefährlichen Krankheit aufs neue in den Beſitz ihrer irdiſchen Herrlichkeit eingeſetzt habe. Das war freilich eine große Impertinenz, und ich fürchtete, die Herzogin würde mir dieſelbe nicht nur im höchſten Grad übel nehmen, ſondern auch bei dem Herzog ſich über den impertinenten Arzt beſchweren. Allein ſie that wenigſtens das letztere nicht, und ohne ſich über mein Benehmen zu äußern, ließ ſie mir die oben angegebene Summe verdoppelt durch Ritter zuſtellen. Ritter erinnerte ſich dieſes Vorgangs noch ganz genau, und verſicherte mich, daß die Herzogin gewiß nicht aus Geiz mich ſo ſchlecht honorierte, ſondern blos, weil ſie nicht gewußt habe, was ſich in ſolchen Fällen gebühre, daß ſie nichts weniger als geizig, ſondern im Gegentheil ſehr oft zu freigebig geweſen, während ſie am unrechten Ort ſparte. Mich freute dieſe Belehrung wegen ihres Geizes, von dem ich zu ihren Lebzeiten ſo viel ſagen hörte, um ſo mehr, da ſie wegen ſo vieler anderer guter Eigenſchaften allgemein gerühmt wurde. — Wenige Tage nach meinem Beſuch in Wallerſtein machte mir Ritter ſeinen Gegenbeſuch in Nördlingen, wo wir nicht minder vergnügt beiſammen waren; aber eine Reiſe, die er in die Rheingegenden machte, unterbrach drei Monate lang unſere erneuerte Verbindung. Nach ſeiner Zurückkunft ſahen wir uns ſowohl in Nördlingen als in Wallerſtein öfter, weil wir beide als penſionierte Beamte keine bindende Geſchäfte mehr hatten, und immer war ich vergnügt in ſeiner Geſellſchaft, nicht nur weil er ein eben ſo gebildeter als geſcheidter Mann iſt, ſondern auch weil er mir aus dem Schatz ſeiner Erfahrungen, beſonders in Betreff des Würtenbergiſchen Hofes, manches mittheilte, was ich zuvor nicht wußte.

Ein anderer alter Bekannter, den ich aufſuchte, war ein Baron von Welden, den ich bereits vor vielen Jahren in Ansbach kennen gelernt hatte. Er war vormals Eichſtädtiſcher Beamter, nach dem Uebergang des Fürſtenthums an Baiern wurde er penſioniert, lebte zuerſt in Ansbach, und zog dann nach Klein-Nördlingen, einem eine halbe Stunde von Nördlingen entfernten Dorf, wo er ein nicht unbedeutendes Anweſen beſitzt. Auch mit ihm wieder zuſammen zu kommen, war mir ſehr erfreulich, denn er iſt ein Mann von geſundem Verſtand, und dem beſten Herzen, redlich, gefällig und zuvorkommend dienſtfertig. — Nicht minder erfreulich war mir auch die erneuerte Bekanntſchaft mit ſeiner Gemahlin, welche ich in Ansbach als Freundin der Gräfin von Thurheim öfter, als ihn, zu ſehen Gelegenheit hatte. Sie war damals eine der ſchönſten Frauen in Ansbach, und man ſieht ihr noch wenig an, daß ſie älter geworden. Auch beſitzt ſie noch dieſelbe Lebendigkeit und Munterkeit, welche ſie in Ansbach ſo liebenswürdig machten, und was ſich mit den Jahren noch weniger verliert als Schönheit, ſie iſt noch dieſelbe geiſtreiche Frau, für die ſie in Ansbach allgemein bekannt war. Sie hat eine noch unverheurathete Tochter bei ſich, die, wenn ſie auch ihrer Mutter an Schönheit nicht gleicht, doch durch ihren Verſtand und ihre Bildung beweiſt, daß ſie die Tochter einer ſolchen Mutter iſt. Schon das Angenehme des Umgangs mit einer ſolchen Familie lockte mich öfter nach Klein-Nördlingen, aber auch der zunächſt an dem Wohnhaus gelegene große und ſchöne Garten, ob ihn gleich der Beſitzer an einen Wirth verpachtet, und der Wirth ihn zu einem öffentlichen Geſellſchaftsplatz gemacht hat, zog mich oft dahin, theils weil ich keinen Fehlgang machte, wenn die von Weldenſche Familie nicht zu Hauſe war, theils weil der Garten groß genug iſt, um ſich von der größern Geſellſchaft abſondern zu können, wenn man allein ſein will.

Außer den eben genannten, fand ich ſonſt keine alte Bekannte, weder in der Stadt ſelbſt noch in der Nachbarſchaft, aber um ſo zahlreicher waren die neuen Bekanntſchaften, die ich machte, und ich freute mich derſelben um ſo mehr, da ich unter beiden Geſchlechtern wirklich mehrere Perſonen fand, mit welchen ich in eine nähere Verbindung zu kommen wünſchen konnte, als ich vermuthete. Nächſt unſerem Hausherrn, dem Rath und Kaufmann Weimann, unſerem nächſten Nachbar, zähle ich dazu von den Geiſtlichen der Stadt den Dekan Beck, die Stadtpfarrer Weng, Günther und Jordan, und den katholiſchen Pfarrer Zipfel, dann den Landrichter Pölzel, den Rentbeamten Ammon, den Bürgermeiſter Doppelmeier, die beiden Advokaten von Sieger und Gös, den Rektor Hirſchmann, den Subrektor von Löffelholz, und den Landgerichtsarzt Böhm.

Die Geiſtlichen ſind durchaus aufgeklärte Männer. Aber es würde zu weitläuftig ſein, jeden der genannten Geiſtlichen einzeln zu ſchildern, es iſt genug, wenn ich ſage, daß ich ſie insgeſammt als Männer kennen lernte, in deren Mitte zu leben, Jedem, der ſolche Männer zu ſchätzen weiß, erfreulich ſein muß.

Eben ſo enthalte ich mich auch einer nähern Schilderung unſeres wackern Hausherrn Weimann, des ſich in allem ſeinem Thun als einen ſehr braven Mann darſtellenden Landrichters Pölzel, des in der Preußiſchen Schule gebildeten, geſchäftsgewandten Rentbeamten Ammon, des gutmüthigen, redlichen, und auch wegen ſeines Kunſtſinnes achtbaren Bürgermeiſters Doppelmeier, der beiden wegen ihrer Rechtlichkeit und Geſchicklichkeit gleich geſchätzten Advokaten von Sieger und Gös, des ſprachgelehrten wackern Rektors Hirſchmann, des geſchickten fleißigen und liebenswürdigen Subrektors von Löffelholz, und noch mehrerer Anderer; nur von meinem Kollegen, dem Landgerichtsarzt Böhm, muß ich einige Worte mehr ſagen.

Er iſt noch ein ganz junger Mann, und was mir mein Schwiegerſohn, der ihn ſchon früher kennen gelernt hatte, von ihm ſagte, fand ich gleich bei der erſten Unterredung mit ihm vollkommen beſtätigt. Nicht, wie die meiſten jüngern Aerzte, geht er auf den Erwerb einer ausgebreiteten Praxis aus, er lieſt und ſtudiert auch noch fleißig, und wie er ſchon von der Univerſität aus reich an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen war, ſo vermehrt er ſie nicht nur durch ſeine fortgeſetzten Studien noch täglich, ſondern er weiß ſie auch zu ſeiner weitern Ausbildung zum praktiſchen Arzt zu benutzen, was ihm um ſo beſſer gelingt, da er ſchon von Natur ausgezeichnete praktiſche Talente beſitzt. Solche jüngere Aerzte, beſonders wenn ſie auch ein ſo einnehmendes Aeußere haben, wie er, gelangen bald zu einer ausgebreiteten Praxis, ohne daß ſie nöthig haben, dazu Wege einzuſchlagen, die, wie ſie ſelbſt, auch den ärztlichen Stand entehren. Die Praxis macht ſich bei ihnen von ſelbſt, und wirklich iſt Böhm ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, ſelbſt in weit entlegenen Ortſchaften als Arzt und Chirurg, denn er iſt auch ein gleich ausgezeichneter Chirurg, ſo geſucht und beliebt, daß er ſelten zu Hauſe zu treffen, und wenn es ſo fortgeht, zu beſorgen iſt, er werde die Anſtrengungen und Strapazen nicht in die Länge aushalten können. Aber nicht minder achtungswürdig, als Arzt, iſt er auch als Menſch, indem man ſelten einen ſo theilnehmenden, gewiſſenhaften und uneigennützigen Arzt findet, als er iſt.

Von den Damen, deren Bekanntſchaft ich in Nördlingen machte, kann ich weniger ſagen, als von den Männern, theils weil man ſie nicht ſo leicht und ſchnell kennen lernt, als dieſe, theils weil ſie mich als einen Greis von acht und ſiebenzig Jahren nicht mehr in dem Grade intereſſierten, als in meinen jüngern Jahren. Ich gefiel mir zwar immer noch wohl in ihrer Geſellſchaft, zumal wenn ich mit geiſtreichen und gebildeten zuſammen kam, auch hatte ihre Schönheit ihren Reiz noch nicht für mich verloren. Allein da ich in der letztern Zeit überhaupt ſeltener Geſellſchaften beſuchte, ſo kam ich noch ſeltener in Damengeſellſchaften, und eben ſo ſelten beſuchte ich ſie auch zu Hauſe, theils weil mich die Beſuche bei ihnen genierten, theils weil ich nicht eitel genug war, mir einzubilden, ſie könnten an dem alten Mann noch einiges Intereſſe finden. Daher beſuchte ich meiſtens blos ältere Damen, und unter dieſen intereſſierten mich vorzüglich die Frau von Bouninghauſen, die Räthin Kiderlin und ihre Tochter, und die Frau des Dekans Beck, wiewohl auch bei ihnen meine Beſuche nicht ſo häufig waren, als ſie es zu wünſchen ſchienen.

Die Frau von Bouninghauſen iſt die Wittwe eines alten Bekannten und Freundes von mir, des ehemaligen Würtenbergiſchen Landvogts von Bouninghauſen in Heilbronn am Neckar, und des Sohnes eines Würtenbergiſchen Generals, deſſen ich mich noch von der Akademie in Stuttgart her erinnere, da ich ihn öfter in Begleitung des Herzogs ſah, bei welchem er in hohem Anſehen ſtand. Daher war mein erſter Damenbeſuch in Nördlingen der bei ihr. Sie muß in ihren jüngern Jahren ſehr ſchön geweſen ſein, denn auch noch jetzt gehört ſie zu den ſchönen alten Frauen. Noch mehr aber, als die Reſte ihrer vormaligen Schönheit, zog mich ihr würdiges und freundliches Benehmen, ihr gebildeter Verſtand, ihre Welterfahrung und die Offenheit, mit welcher ſie ſich mittheilte, an, und je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gewann ſie meine Achtung und mein Zutrauen.

Nicht minder, ja ich möchte ſagen, noch beſſer, als die Frau von Bouninghauſen, gefiel mir die Räthin Kiderlin. Sie iſt eine Frau ſchon hoch in Jahren, ſeit mehreren Jahren Wittwe, aber nicht minder geachtet in ihrem Wittwenſtand, als zu Lebzeiten ihres Mannes, nicht wegen des Wohlſtandes, in welchem ſie lebt, ſondern weil ſie eine eben ſo gute, artige und gefällige, als verſtändige Frau iſt. Schon bei dem erſten Beſuch, den ich ihr machte, hatte ich mich davon überzeugt, und eben darum war ſie auch eine von denen Damen, deren Bekanntſchaft ich vorzüglich zu kultivieren ſuchte. — Ein auf eine andere Art vorzügliches Frauenzimmer iſt ihre Tochter. Sie iſt nicht mehr jung, aber von einer angenehmen Bildung, und von einer Heiterkeit, welche ſogleich für ſie einnimmt. Gutmüthig und freundlich, wie ihre Mutter, zeichnet ſie ſich noch beſonders durch ihren hellen Verſtand, ihr eben ſo anſtändiges als munteres Betragen im Umgang aus, und was mir die Unterhaltung mit ihr beſonders angenehm macht, iſt, daß ſie ſehr bekannt in meinem Vaterland iſt, und mehrere Freunde dort hat, die auch die meinigen ſind.

Die Frau des Dekan Beck iſt eine geborene Italienerin, aber eine wahrhaft deutſche Frau, ebenfalls ſchon bei Jahren, und ſehr achtungswürdig wegen ihres Verſtandes, ihrer Häuslichkeit, und überhaupt wegen ihrer weiblichen Tugenden, deren ihr keine fehlt. Sie gehört unter die vorzüglichſten Frauen in Nördlingen, ſo wie ſie auch allgemein dafür anerkannt iſt.

Außer den genannten lernte ich auch noch mehrere andere verſtändige, wackere häusliche und liebenswürdige Frauen, wie vorzüglich die Frau des Advokaten von Sieger, die liebſte Freundin meiner Tochter, kennen, ſo wie auch mehrere ſchöne Frauen, wie die Landrichterin Pölzel und die Frau von Gruner, und beider noch ſchönere Töchter.

Was das Nördlinger Volk im Ganzen betrifft, ſo iſt daſſelbe, wie überall, auf Sinnengenuß geſtellt, dabei aber gewerbſam und fleißig, wie es denn auch an keiner Art geſchickter Profeſſioniſten in der Stadt fehlt. Als eine vormalige Schwäbiſche Reichsſtadt iſt ſie auch jetzt mehr Schwäbiſch als Baieriſch, nicht allein rückſichtlich der Sprache, ſondern auch der Sitten. Das Volk iſt gutmüthig, höflich, dienſtfertig, und daß es im Ganzen auch wohlhabend iſt, zeigt ſich insbeſondere auch darin, daß man ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, nicht ſo viel Bettler ſieht, als anderwärts, ob es ſchon in Nördlingen eben ſo theuer zu leben iſt, als in Nürnberg. Allerdings gibt es auch in Nördlingen Arme genug, allein daß dieſe ſich weniger, als anderwärts, auf Bettelei legen, kommt hauptſächlich von der hier eingeführten hohen Armentaxe her, welche ungleich größer iſt, als in vielen andern Städten. Indeſſen zahlt man die Armentaxe gern, weil nichts unangenehmer iſt, als allenthalben von Bettlern angefallen zu werden, von denen man nicht weiß, ob ſie des Almoſens, welches man ihnen reicht, auch werth ſind.

Ungleich drückender, als die hohe Armentaxe, iſt die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen. Da Nördlingen in einer ſo fruchtbaren Gegend liegt, ſo ſollte man eher das Gegentheil erwarten. Allein die Theuerung wird vorzüglich dadurch veranlaßt, daß ſo viele Viktualien in das Würtenbergiſche ausgeführt werden, und die Würtenbergiſchen Händler bei ihren Einkäufen nicht gehörig von der Policei beaufſichtiget werden, die zwar das Geſetz aufgeſtellt hat, daß Fremde nicht eher einkaufen dürfen, als bis ſich die Einheimiſchen mit ihrem Bedarf verſehen haben, allein gleichgültig zuſieht, daß viele einheimiſche Viktualienhändler auch für die fremden einkaufen, ſo daß ein großer Theil der auf den Markt gebrachten Viktualien ſchon verkauft iſt, ehe der Markt anfängt. Dies iſt der wahre Grund der Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, und daß der Magiſtrat, der ihn wohl kennt, zur Abſtellung jenes Unfugs gleichwohl wenig oder gar nichts thut, kommt ohne Zweifel daher, daß er, wie überhaupt die meiſten Magiſtrate, ſeine Popularität nicht verlieren will. Eben dieſem Mangel an Energie des Magiſtrats iſt es auch zuzuſchreiben, daß manche Lebensmittel, wie z. B. das Brod, und das Bier in einigen Wirthshäuſern, nicht von ſo guter Qualität ſind, wie man ſie anderwärts antrifft. Daher iſt es in dem nur wenige Stunden von Nördlingen gelegenen Oettingen nicht nur wohlfeiler zu leben, als hier, ſondern es ſind auch manche Lebensmittel beſſer, ſo daß man, wenn man um denſelben Preis beſſer leben will, ſie von Oettingen kommen laſſen muß, wie dies bei uns der Fall iſt, die wir von Nürnberg her beſſer zu leben gewohnt ſind, als man im Allgemeinen in Nördlingen lebt.

Aber noch weit mehr, als die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, fällt der Mangel an guten Unterrichtsanſtalten, beſonders für das weibliche Geſchlecht, auf, welchem abzuhelfen längſt eine Hauptangelegenheit des Magiſtrats hätte ſein ſollen. Blos für die Knaben iſt eine gute lateiniſche Schule, und eine wohlbeſorgte Gewerbsſchule vorhanden, für die Mädchen beſteht blos eine ganz gewöhnliche Trivialſchule, in welcher ſie nichts, als Leſen, Schreiben und Rechnen lernen, zu einer höhern Bildung fehlt es nicht nur an einer öffentlichen Anſtalt, ſondern es können auch aus Mangel an Unterſtützung keine Privatanſtalten aufkommen, ja es können ſich aus eben dieſem Grunde nicht einmal einzelne tüchtige Lehrer und Lehrerinnen halten. So ſah ſich z. B. der treffliche Muſiklehrer Kindinger genöthigt, ſich um eine erledigte Kantorſtelle in Nürnberg zu melden. So begab ſich die in weiblichen Arbeiten ausgezeichnet geſchickte Demoiſelle Klara Beck, weil ihr eine verlangte kleine Unterſtützung von dem Magiſtrat verweigert worden, nach Dinkelsbühl. So ſuchten noch andere gute Privatlehrer, um ein beſſeres Glück auswärts zu machen, von Nördlingen wegzukommen. Die Familien, die ihren Töchtern eine höhere Erziehung geben wollen, haben daher keine andere Wahl, als entweder koſtſpielige Gouvernantinnen zu halten, oder ſie in ein auswärtiges Erziehungsinſtitut zu ſchicken, wie z. B. in das in Wallerſtein von einer Würzburgerin errichtete, welches zwar gelobt wird, aber, wie leicht zu erachten, dem Zweck eben ſo wenig entſpricht, als alle andere Inſtitute dieſer Art. Da wir eine Gouvernantin von Nürnberg mitgebracht hatten, ſo fühlten wir den Mangel an Anſtalten für höhere Mädchenbildung zwar weniger, aber da die Gouvernantin nicht in Allem, was die Kinder lernen ſollten, Unterricht geben konnte, ſo konnte auch uns der Mangel an tüchtigen Privatlehrern nicht gleichgültig ſein, und wie wohl wir uns auch ſonſt in Nördlingen gefielen, ſo vermißten wir doch in dieſer Rückſicht unſern vormaligen Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich. So viel ich hörte, iſt dem Magiſtrat ſchon längſt ſeine Saumſeligkeit in Betreff dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorwurf gemacht worden, und auch ich habe mich darüber bei mehreren Gelegenheiten nachdrücklich ausgeſprochen; allein er entſchuldigt ſich immer damit, daß die Stadt von den Kriegszeiten her noch ſo viele Schulden habe, und daß dieſe erſt bezahlt ſein müſſen, ehe für Verbeſſerung des Erziehungsweſens, wegen der großen Koſten, die ſie erfordere, etwas Bedeutendes geſchehen könne. Allerdings ein ſehr triftiger Entſchuldigungsgrund! Aber wenn Schuldenabzahlen etwas Löbliches iſt, ſo iſt die Verbeſſerung des Erziehungsweſens etwas nicht minder Löbliches, und wenn der Magiſtrat glaubt, vor Allem auf das Abzahlen der Stadtſchulden bedacht ſein zu müſſen, ſo beweiſt er dadurch, daß er das materielle Intereſſe dem geiſtigen vorziehe, und wie kann ſich wohl ein Magiſtrat dieſes nachſagen laſſen? Mit dem Schuldenzahlen hat es Zeit, und es iſt nicht nothwendig, daß man in einem Zeitraum von wenigen Jahren damit zu Stande komme, die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens hingegen iſt ein Bedürfniß, deſſen Befriedigung nicht aufgeſchoben werden darf, wenn die jetzige Generation nicht durch Vernachläſſigung ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung büßen ſoll, was die künftige an materiellem Wohlſtand gewinnt, wenn die Stadt ſchuldenfrei iſt. Ohne Zweifel kennt der Magiſtrat dieſes Bedürfniß eben ſo gut, und vielleicht noch beſſer als Alle, die ihm abgeholfen zu ſehen wünſchen; allein wenn man ihm auch gern zugibt, daß es bisher an Mitteln zu ſeiner Befriedigung gefehlt habe, ſo kann ihn dies blos entſchuldigen, daß er bisher für die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens nichts im Großen gethan hat, keineswegs aber auch darüber, daß er aus lauter Eifer, die Stadt ſchuldenfrei zu machen, gleichgültig zuſieht, wenn von den vorhandenen tüchtigen Privatlehrern einer nach dem andern aus Mangel an Unterſtützung die Stadt verläßt, und kein fremder gleich tüchtiger ſeine Stelle einzunehmen Luſt hat. Daher ſollte er vor der Hand wenigſtens dafür ſorgen, daß es in der Stadt nicht an tüchtigen Privatlehrern fehle. Glaubt er, ſich auch dieſer Sorge entſchlagen zu dürfen, ſo erregt er den gerechten Verdacht, daß es ihm mehr um die kleinige Erſparung von einigen hundert Gulden für das ſtädtiſche Aerar, als um das Wohl der heranwachſenden Jugend zu thun ſei, ein Verdacht, den ein Magiſtrat, der noch höhere Pflichten kennt, als die Stadt ſchuldenfrei zu machen, um ſo weniger auf ſich ſitzen laſſen darf, da unverkennbar auch die ſittliche Bildung der Nördlinger Jugend, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, nicht minder vernachläſſigt iſt, als die geiſtige.

Nach dieſen die Stadtangelegenheiten betreffenden Bemerkungen kehre ich wieder zu meinen eigenen Angelegenheiten zurück. Da ich als Penſionär ganz Herr meiner Zeit war, ſo konnte ich auch einen größern Theil derſelben, als in Nürnberg, dem geſelligen Leben widmen, und ſo brachte ich denn meine meiſten müßigen Stunden in dem Umgang mit meinen oben genannten neuen Freunden und Freundinnen zu. Sie waren mir alle ſehr liebe Geſellſchafter, indeſſen hielt ich mich doch am meiſten an die Geiſtlichen, nicht weil ich dieſe für vorzüglichere Menſchen hielt, ſondern weil ich am liebſten mit ſolchen Männern umgehe, bei denen ich mehr allgemeine, als blos auf ein beſonderes Fach beſchränkte wiſſenſchaftliche Bildung finde. Zwar gibt es auch unter den andern gelehrten Ständen Männer von allgemeiner wiſſenſchaftlicher Bildung genug, aber im Ganzen fand ich ſie doch immer am häufigſten unter den Geiſtlichen. Daß ſehr viele Juriſten blos in ihrem Corpus juris und in ihren Geſetzbüchern zu Hauſe ſind, kann Niemand läugnen, der ſie über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſprechen hört, und daß es auch mit vielen Aerzten nicht anders iſt, kann eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Dies kann man von den Geiſtlichen nicht ſagen. Es gibt zwar auch nicht wenig Geiſtliche, denen die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung abgeht; allein im Ganzen trifft man ſie bei ihnen weit häufiger an, und wenn es vorzüglich dieſe allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung iſt, was den Umgang zwiſchen Gelehrten angenehm macht, und daran iſt wohl kein Zweifel, ſo iſt es ganz natürlich, daß, wer ſelbſt ſich einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung bewußt iſt, ſich am liebſten zu ſeines Gleichen hält, weil er nur bei ihnen findet, was er vorzüglich zu ſeiner geſellſchaftlichen Unterhaltung verlangt. Solche Gelehrte finden ſich nun am häufigſten unter den Geiſtlichen, und die Urſache iſt hauptſächlich das Studium der Philoſophie, welches von den Studioſen der Theologie fleißiger getrieben wird, als von den Studioſen der Jurisprudenz und der Medicin. Soll aber das Studium der Philoſophie den Studioſen der Theologie wirklich dieſen Nutzen bringen, ſo müſſen ſie daſſelbe auch als Pfarrer fortſetzen, aber bekanntlich thun dieſes nicht alle, und in unſerer jetzigen Zeit noch weniger, als früher. Entweder ſetzen ſie es, nachdem ſie Pfarrer geworden, aus Bequemlichkeit oder in der Meinung beiſeite, jetzt es blos noch mit der Bibel, der Dogmatik und dem Katechismus zu thun zu haben, oder ſie geben ihre philoſophiſchen Studien auf, theils weil ſie ſelbſt das theologiſche Lehrſyſtem für abgeſchloſſen, und eine weitere philoſophiſche Prüfung deſſelben für überflüſſig halten, theils weil ſie ſich fürchten, von den Konſiſtorien, welche, als die vom Staat aufgeſtellten Bewahrer deſſelben, von amtswegen Widerſacher der Philoſophie ſind, in das ſchwarze Regiſter eingeſchrieben zu werden. Nur wahrhaft proteſtantiſche Geiſtliche, d. h. ſolche, die auch ein Fortſchreiten in der Theologie für möglich und nützlich halten, fahren in ihren philoſophiſchen Studien fort, weil ſie einſehen, daß nur die Philoſophie Licht in die Theologie bringen kann, und dieſe ſind es, von denen ich ſpreche, wenn ich ſage, daß ich lieber mit Geiſtlichen umgehe, als mit Juriſten und Medicinern, wenn ſie nichts weiter ſind, als Juriſten und Mediciner. Freilich ſind Geiſtliche dieſer Art jetzt nicht mehr ſo häufig als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo das freie Denken in Religionsſachen nicht ſo verpönt war, wie jetzt. Aber es giebt ihrer doch noch Viele, die ſich eben ſo wenig von einem Konſiſtorium, welches das Lutherthum, wie es ſich in den erſten Zeiten nach Luther geſtaltet, ſtabil zu machen ſuchen, abſchrecken laſſen, als ſie ſich einem Konſiſtorium zu Gefallen zum Myſticismus bekennen, der in der Religion eben das iſt, was die Homöopathie in der Medicin, ein Schandmahl unſeres Zeitalters. So weit ich unſere Nördlinger Geiſtliche, und auch einige vom Lande kenne, gehört keiner weder zu den verknöcherten ſtarren Lutheranern, noch zu den wahnſinnigen oder heuchleriſchen Myſtikern. Sie ſind insgeſammt aufgeklärte Männer, und, was mit echter Aufklärung unzertrennlich verbunden iſt, auch rechtſchaffene Männer, und der Umgang mit ihnen gehört, nächſt dem Umgang mit meinem Kollegen Böhm, deſſen ich mich wegen ſeiner vielen Geſchäfte, die ihn dem geſelligen Umgang entziehen, leider zu ſelten erfreue, unter die vorzüglichſten Annehmlichkeiten meines Aufenthalts in Nördlingen.

Da ich nach meinem Abgang in Nürnberg aller ärztlichen Praxis entſagt habe, ſo erwartet man vielleicht, daß ich die dadurch erhaltene Muße nicht blos zum Studieren und Leſen, denn man wird mir zutrauen, daß ich in Nördlingen kein Müßiggänger geworden, und zum geſelligen Umgang, und bei guter Witterung zu Spaziergängen in der ſchönen Umgegend von Nördlingen, ſondern auch zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten benutzt haben werde. Allein was hätte ich ſchreiben ſollen? Ein philoſophiſches Werk, da ich ſo großen Philoſophen, wie Kant, Fichte, Schelling ꝛc., blos nach, nicht gleich denken konnte? Ein hiſtoriſches, da ich ſo treffliche Hiſtoriker, wie Raumer, Rotteck, Schneller ꝛc. auch nicht von ferne zu erreichen hoffen durfte? Oder was hätte ich als Arzt ſchreiben ſollen? Etwa ein Enchiridion, in welchem ich das Reſultat meiner Praxis als ein Vermächtniß niedergelegt hätte, wie Hufeland, deſſen praktiſches Leben viel reicher war, als das meinige? Oder ein Handbuch der praktiſchen Heilkunde, eine Iliade nach dem Homer, nachdem uns Neumann mit ſeiner ſpeciellen Pathologie und Therapie beſchenkt hat? Oder endlich gar eine neue Theorie der Medicin, die, auch abgeſehen, daß wir der Theorien ohnehin ſchon zu viel haben, zu nichts gedient hätte, als zum Beweis, daß Theoretiſieren nicht meine Sache ſei? — Indeſſen habe ich doch eine ſchriftſtelleriſche Arbeit unternommen, eine Arbeit, welche ich ſchon ſeit einigen Jahren vorhatte; ich fing an eine Geſchichte meines Lebens zu ſchreiben, und ſie ſoll auch das einzige ſein, was ich noch ſchreiben werde. Schon in Nürnberg hatte ich die Materialien dazu geſammelt und geordnet, und ſo konnte ich dann gleich nach meiner Ankunft in Nördlingen die Arbeit beginnen. Ich weiß wohl, daß ich nicht zu den Männern gehöre, deren Lebensgeſchichte von beſonderem Intereſſe iſt. Ich kann weder als Menſch, noch als Arzt, etwas von mir ſagen, was nicht auch andere Menſchen und Aerzte von ſich ſagen können. Allein außerdem, daß ich in manche Verhältniſſe gekommen bin, in welche hundert Andere nicht kommen, glaube ich, meine Selbſtbiographie dürfte auch deswegen nicht ganz unintereſſant ſein, weil ſie durchaus die Spuren einer genauen Selbſtbeobachtung, einer aufrichtigen Wahrheitsliebe, und einer treuen Darſtellung meiner Anſichten über allerlei Gegenſtände tragen wird, welche nicht jeder Selbſtbiograph ſo offen ausſprechen würde, wie ich es gethan habe. Ueberdies ſchreibe ich ſie vielmehr für mich ſelbſt und für meine Freunde, als für das Publikum, und was mich vorzüglich bewog, ſie zu ſchreiben, war, weil ſie mir zu einer lebendigern Erinnerung an mein vergangenes Leben dienen ſollte, auf welches ich zwar nicht mit voller Selbſtzufriedenheit, doch ohne Vieles bereuen zu müſſen, zurück ſehen kann. Wirklich blieb auch meine Abſicht nicht unerreicht. Mein ganzes Leben, von meiner früheſten Kindheit an, ſtellte ſich mir auf das lebhafteſte dar, ich durchlebte es gleichſam wieder von vorn, und ob ich mich gleich des Unerfreulichen nicht minder lebhaft erinnerte, als des Erfreulichen, ſo war doch Beides vorüber, und ich konnte das Andenken an das Erfreuliche um ſo feſter halten, da man das Unerfreuliche ohnehin leichter vergißt, als das Erfreuliche. Vor Allen war mir die Erinnerung an meine Kinderjahre ein köſtlicher Genuß, eben ſo auch die Erinnerung an meine Jünglingsjahre, die ich in der Akademie in Stuttgart in der Mitte ſo vieler lieben Freunde zubrachte, und wenn ich bei der Darſtellung meiner männlichen Lebensperiode auf gar Manches kam, was mir die Rückerinnerung an ſie weniger erfreulich machte, als an die ſchöne heitere Jugendzeit, ſo hatte ich doch das Unangenehme und Widrige ertragen, und der Gedanke, es mit Muth und Geduld ertragen zu haben, verwandelte das unangenehme Gefühl in ein angenehmes. Ueberhaupt war ich bei keiner meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten vergnügter und aufgelegter, als bei dieſer. Ich konnte ſie fortſetzen, ſo oft ich wollte, und wenn ich ihr auch mehrere Stunden gewidmet hatte, ſo war ſie mir doch nie ſo entleidet, daß ich abbrechen mußte. Daher verging auch nicht leicht ein Tag, an dem ich ſie ausſetzte; ich ſetzte ſie entweder fort, oder revidierte wenigſtens das bereits fertig gewordene, und ſo rückte ſie denn ſtets weiter vorwärts, und ich konnte hoffen, ſie bald vollendet zu ſehen.

Neben dieſer ſteten Fortſetzung meiner Biographie widmete ich auch einen Theil meiner Muße meiner Korreſpondenz, welche in Nördlingen häufiger war, als in Nürnberg und überhaupt an allen Orten, wo ich früher gelebt hatte. Ich war nämlich von jeher nie ein fleißiger Briefſteller geweſen, blos meine Geſchäftsbriefe, deren ich als praktiſcher Arzt allerdings nicht wenige zu ſchreiben hatte. fertigte ich ſogleich, und wenn die Fälle, wo ich wegen Kranker um Rath gefragt wurde, dringend waren, beantwortete ich die Briefe mit umgehender Poſt. Dagegen war ich um ſo ſaumſeliger in Beantwortung der freundſchaftlichen Briefe, und Höflichkeitsbriefe beantwortete ich entweder gar nicht, oder ich verſchob die Antwort ſo lange, daß ich mich ſchämte, ſie nachzuholen, und ſo hörte denn dieſe Art von Korreſpondenz zuletzt beinahe ganz auf. In Nördlingen hingegen, wo ich, weil ich nicht mehr prakticierte, weniger Geſchäftsbriefe zu ſchreiben hatte, konnte ich mehr Zeit meiner freundſchaftlichen Korreſpondenz widmen, und dies that ich auch wirklich. Am häufigſten jedoch korreſpondierte ich mit meiner ſchon früher genannten Freundin in Nürnberg, dem Fräulein Bertha von Kretſchmann. Unſere Korreſpondenz betraf meiſtens philoſophiſche, pädagogiſche und religiöſe Gegenſtände, und man kann ſich denken, wie intereſſant mir der Ideenwechſel über ſolche Gegenſtände mit einem Frauenzimmer war, welches ich zu den geiſtreichſten und gebildetſten zähle, die mir in meinem Leben vorgekommen.

Es würde nicht am rechten Orte ſein, wenn ich Alles, was wir uns über jene Gegenſtände, und noch weniger, was wir uns über minder wichtige Dinge ſchrieben, hier mittheilen wollte. Ich liebe überhaupt die Briefwechſel nicht, wo ſich die Freunde, zumal wenn ſie an dem nämlichen Ort wohnen, jede Kleinigkeit ſchriftlich mittheilen. Nur Ideen und Empfindungen wichtiger Art, wenn ſie ſogleich zu Papier gebracht, und dem Freunde gleichſam noch warm mitgetheilt werden, verdienen eine ſchriftliche Mittheilung. Nachrichten hingegen, wie man geſchlafen habe, wie man ſich befinde, was man den Tag über getrieben und gethan habe, was man am folgenden Tag thun oder treiben wolle, ſind der ſchriftlichen Mittheilung nicht werth, und wenn man ſie gar drucken läßt, ſo iſt es ein Beweis von Eitelkeit, weil man dadurch verräth, daß man ſich einbilde, es ſei auch intereſſant für die Welt, zu wiſſen, wie ein berühmter Mann ſeine Halsbinde anzieht. Eine ſolche Korreſpondenz habe ich mit meiner Freundin nicht geführt. Es waren lauter wichtige Gegenſtände, über welche wir uns unſere Ideen mittheilten, und wenn eine Korreſpondenz dieſer Art ſchon an ſich intereſſant iſt, ſo wird ſie noch ungleich intereſſanter als Korreſpondenz mit einem geiſtreichen ſelbſtdenkenden Frauenzimmer, deſſen Anſichten immer etwas Originelles haben, den denkenden Mann auf eine eigene Art anſprechen, und ihn zu einer mehrſeitigen Entwickelung ſeiner eigenen anregen.

Es iſt leicht zu erachten, daß in einer ſo kleinen Stadt, wie Nördlingen, ſelten etwas vorkommt, was die allgemeine Aufmerkſamkeit der Einwohnerſchaft erregt, und in lebendigere Bewegung ſetzt, wie dies in größern Städten der Fall iſt. Es iſt kein fürſtlicher Hof dort, an deſſen Feſtivitäten das Volk Theil nehmen könnte. Es gibt keine Merkwürdigkeiten dort zu ſehen, die Fremde herbeiziehen. Es exiſtiert dort kein ſtehendes Theater, nur zuweilen findet ſich eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft ein, die einige Wochen hindurch ſpielt. Es giebt keine große öffentliche Geſellſchaftshäuſer, wo Bälle, Maskeraden, große Gaſtmähler gehalten werden könnten, und was dergleichen Gelegenheiten zu allgemeinen Ergötzlichkeiten mehr ſind. So geht das Leben in Nördlingen ſtets ſeinen gewöhnlichen Gang fort; nur die große Nördlinger Meſſe erregt mehr Regſamkeit und Bewegung in der Stadt. Dieſe Meſſe nämlich iſt die einzige im Jahr, und dauert vierzehn Tage. Sie fällt in das Ende des Monats Mai, beginnt an einem Samſtag präcis Mittags um zwölf Uhr, und ſo hört ſie auch am Samſtage präcis um zwölf Uhr auf. Sie iſt eine der beſuchteſten Meſſen in Baiern, auch von weit entfernten Orten kommen Verkäufer und Käufer herbei, der Marktplatz, andere freie Plätze, mehrere Hauptſtraßen ſind mit Buden beſetzt, vor Allem aber ein großer geräumiger Boden, das Paradies genannt. Am beſuchteſten iſt die Meſſe am zweiten Sonntag, und wie auf dem Markt, wimmelt es auch in den Wirthshäuſern von Menſchen. Gleichwohl wird nicht ſoviel verkauft, als man glauben ſollte. Der größte Theil der Beſuchenden beſucht die Meſſe mehr, um ſich zu vergnügen, als um einzukaufen, und daß es nicht an Gelegenheit, ſich zu vergnügen, fehlt, beweiſen die vielen Tanzbeluſtigungen, welche faſt in allen Wirthshäuſern Statt finden, und zumal in der Nacht vom letzten Freitag auf den letzten Samſtag, wo auch die meiſten Dienſtboten Theil nehmen. Sonſt ſollen die Meſſen noch beſuchter geweſen ſein, als jetzt, es ſollen ſich weit mehr fremde Kaufleute auf denſelben eingefunden haben, und ſo ſoll auch mehr gekauft worden ſein. Da die Meſſe die einzige im Jahr iſt, ſo ſollte man denken, es müßten auch mehr Geſchäfte gemacht werden; allein daß dies nicht geſchieht, kommt theils daher, daß jetzt weniger Geld unter den Leuten iſt, weil ſie ſich von den langen Kriegszeiten her noch nicht ganz erholt haben, theils daher, daß die Meſſe zu lange dauert. Sie ſollte nur eine Woche lang dauern, dagegen ſollten jährlich zwei ſein, die eine im Frühjahr, die andere im Herbſt. Iſt nur eine Meſſe im Jahr, ſo müſſen die Käufer ſich mit den Waaren, die ſie auf der Meſſe kaufen, auf ein ganzes Jahr verſehen, und dazu fehlt es den Meiſten an Geld, und was die Verkäufer betrifft, ſo dauert für ſie die Meſſe zu lang, weil ein zweiwöchentlicher Aufenthalt an einem Ort, wo es ſo theuer zu leben iſt, wie in Nördlingen, und wo ſie ein ſo großes Standgeld bezahlen müſſen, zu koſtſpielig iſt. Daher nimmt die Zahl der Kaufleute, welche die Meſſe beziehen, mit jedem Jahre ab, und die ſich einfinden, klagen mit Recht über den geringen Gewinn, den ihnen die Meſſe bringe. Dieſer Klage würde am beſten abzuhelfen ſein, wenn, wie ſchon geſagt, ſtatt einer zwei, jede nur eine Woche lang dauernd, eingeführt würden.

Auch der Magiſtrat ſoll, wie man geſagt, längſt zu dieſer Abänderung geneigt geweſen ſein, und er würde ſie wirklich auch ſchon getroffen haben, wenn nicht, ſo oft die Sache zur Sprache kam, die einheimiſchen Kaufleute aus leicht zu erachtenden Gründen dagegen proteſtiert hätten.

Man könnte denken, der Mangel an öffentlichen Luſtbarkeiten in Nördlingen, an denen Nürnberg ſo reich iſt, werde uns öfters an unſern Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich erinnern. Allein dies war keineswegs der Fall. Erſtlich konnten wir jene Luſtbarkeiten leicht miſſen, weil wir nie einen großen Antheil daran genommen hatten. Wir beſuchten ſelten das Theater, wohnten ſelten einem Koncert oder Ball bei, machten nur zuweilen eine Parthie auf die alte Veſte, fuhren nur zuweilen auf der Eiſenbahn, und was mich insbeſondere betrifft, ſo beſuchte ich ſelbſt das Volksfeſt in den vielen Jahren, ſeit es beſteht, überhaupt nur dreimal. Was wir vermißten, waren die vielen Freunde, die wir in Nürnberg zurückließen, zumal im Anfang, wo wir noch ganz fremd in Nördlingen waren, und noch keine Bekanntſchaften gemacht hatten, die uns den Verluſt hätten erſetzen können. Insbeſondere war dies der Fall bei meiner Tochter, welcher die Trennung von ihren Freundinnen um ſo ſchwerer fiel, je feſter ſie ſich an einige derſelben angeſchloſſen hatte. Allein auch ſie fand ſich bald in ihre neue Lage, da ſie in Nördlingen mehrere Frauen kennen lernte, mit welchen eine nähere Verbindung ihr wünſchenswerth war, und ſchon in den erſten Wochen dieſen Wunſch erfüllt ſah, indem der größte Theil derſelben ihr mit Wohlwollen entgegen kam.

Zweitens hatten wir zwar durch unſern Abzug von Nürnberg, außer dem Umgang mit unſern Freunden, auch noch vieles Andere verloren, was wir in Nördlingen nicht fanden, und was nur eine größere Stadt gewähren kann, wie der ſtets vorhandene Vorrath aller zur Befriedigung jeder Art von Lebensbedürfniſſen erforderlichen Mittel, die mancherlei Gelegenheiten zu litterariſchen Unterhaltungen und Beſchäftigungen, zu Kunſtgenüſſen aller Art u. ſ. w. Allein wir fanden uns in Nördlingen dafür von einer andern Seite entſchädigt, mein Schwiegerſohn durch ein beſſeres Einkommen, und eine angenehmere dienſtliche Stellung, meine Tochter durch das vermehrte Anſehen in der kleinern Stadt, durch die Erſparniſſe, welche ſie, jetzt weniger zu Luxusausgaben aufgefordert, machen konnte, und durch Verminderung ihrer Haushaltungsſorgen, und ich durch meine Verſetzung in den Ruheſtand, die mich zu meinem eigenen Herrn machte, mich allen Unanehmlichkeiten meines Amtes, und allen Mühſeligkeiten meiner Praxis enthoben, und mich in den Stand geſetzt hatte, die letzten Jahre meines Lebens mir ſelbſt zu leben. Ich konnte nun thun und treiben, was ich wollte, ich konnte die Gegenſtände meiner Studien ganz nach meiner Neigung wählen, ich wurde nicht mehr von denſelben zur Unzeit abgerufen, und, was eine Hauptſache iſt, ich durfte, wenn ich zu meiner Erholung oder zu einem andern Zweck eine Reiſe machen wollte, um keinen Urlaub mehr bitten.

Daß ich mir alle dieſe Vortheile auf alle Weiſe zu Nutzen gemacht habe, kann man ſich leicht denken. Mit keiner ärztlichen Praxis mehr befaßt, las ich jetzt nur ſolche mediciniſche Schriften, von welchen ich mehr Licht in der Phyſiologie erwartete; dagegen aber las und ſtudierte ich um ſo fleißiger philoſophiſche und hiſtoriſche Werke, theils die ältern, die ich ſchon früher geleſen und ſtudiert hatte, wie unter den erſtern Kant's, Garve's ꝛc. und unter den letztern Gibbon's, Hume's, Robertſons ꝛc., theils neuere, wie unter jenen beſonders Heinroth's Schriften, und unter dieſen vorzüglich Raumer's klaſſiſche Geſchichte des neuern Europa.

Das Studium dieſer und anderer vorzüglicher philoſophiſcher und hiſtoriſcher Werke war der Gegenſtand meiner täglichen Beſchäftigung, und wenn ich es unterbrach, ſo geſchah es nur durch eine Reiſe entweder in mein Vaterland oder anders wohin, wodurch ich neben dem Hauptzweck auch den erreichte, daß mir meine Studien um ſo lieber wurden, je länger ich ſie unterbrochen hatte.

So reiſte ich ſchon einige Wochen nach meiner Ankunft in Nördlingen in mein Vaterland, und man kann ſich denken, daß ich dieſe Reiſe mit ganz andern Gefühlen machte, als alle meine frühern. Schon daß ich nicht mehr um Urlaub bitten mußte, machte, daß ich die Reiſe viel heiterer antrat, als ſonſt, und der Gedanke, in meinem Vaterland bleiben zu können, ſo lange ich wollte, ließ mich nicht ſchon bei der Hinreiſe auf die Rückreiſe denken. Ich nahm keine Sorgen weder wegen zurückgelaſſener oder meine Hülfe in Anſpruch nehmender neuer Kranken, noch wegen Verſäumniß amtlicher Geſchäfte mit mir auf die Reiſe. Das Vergnügen, meine Anverwandte und Freunde wiederzuſehen, wurde nicht durch den

Gedanken, noch ehe ich ihrer recht froh geworden, wieder von ihnen ſcheiden zu müſſen, getrübt, und wenn ich bei meinen frühern Reiſen ſie gleichſam nur im Vorübergehen geſehen hatte, ſo konnte ich jetzt wieder auf längere Zeit mit ihnen zuſammenleben, ſo wie ich eben wegen des längern Aufenthalts in den mir in meinen jüngern Jahren ſo lieb gewordenen Städten Stuttgart und Ludwigsburg aufs neue wieder einheimiſch werden konnte.

In dieſen freudigen Gefühlen rüſtete ich mich nun zu meiner vorhabenden Reiſe, ehe ich aber das Nähere von derſelben erzähle, muß ich erſt eines Beſuchs erwähnen, welchen wir von dem Bruder meines Schwiegerſohns, dem Oberpoſtamts-Sekretär Hänlein von Nürnberg erhielten. Schon bei unſerer Abreiſe von Nürnberg hatte er verſprochen, uns eheſtens in Nördlingen zu beſuchen, und man kann ſich denken, wie erfreut wir waren, dieſen in jeder Beziehung trefflichen jungen Mann in unſerer Mitte zu ſehen. Er verweilte nur acht Tage bei uns, und da dieſer kurze Aufenthalt nicht geſtattete, ihn in dem ſchönen Rieß überall hinzuführen, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, ſo ſuchten wir ihn dafür durch die Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit zu entſchädigen, die wir ihm gaben, und auf die er ſich beſonders in den letzten Tagen unſeres Aufenthalts in Nürnberg, wo er beinahe Alles, was zu unſerem Abzug nöthig war, eben ſo eifrig als verſtändig beſorgte, den größten Anſpruch zu machen hatte. Daß er mit ſeinem Beſuch bei uns zufrieden war, zeigte uns ſeine ungetrübte Heiterkeit während deſſelben, und der Schmerz, mit dem er uns verließ, und welcher ihm und uns nur durch das gegenſeitige Verſprechen erleichtert wurde, daß wir uns bald wiederſehen würden.

Gleich nach der Abreiſe dieſes lieben Gaſtes trat ich in Begleitung einer meiner Enkelinnen die Reiſe in mein Vaterland an. Ich machte, wie die zwei letztern, auch dieſe auf dem Eilwagen, fuhr aber nicht bis nach Stuttgart, ſondern ſtieg ſchon in Kanſtadt ab, um mich zu meinen noch lebenden zwei Schweſtern in Untertürkheim, einem eine kleine Stunde von Kanſtadt entfernten Dorfe, zu begeben. Hier ſollte nämlich mein fixer Aufenthalt ſein, von Untertürkheim aus wollte ich meine Exkurſionen nach Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg machen, und weil ich diesmal länger im Vaterland verweilen wollte, und mir vorgenommen hatte, mich zwiſchenhinein mit verſchiedenen litterariſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, wozu mir beſonders die Nähe von Stuttgart die mir in Nördlingen mangelnden Hülfsmittel darbot, ſo war auch in dieſer Rückſicht Untertürkheim der ſchicklichſte Ort, welchen ich zu meinem fixen Aufenthalt wählen konnte.

Schon einige Tage vor meiner Abreiſe von Nördlingen hatte ich meinen Schweſtern meinen Beſuch bei ihnen angekündigt, und wie ſonſt immer, glaubte ich, auch diesmal alles zu meiner Aufnahme hergerichtet zu finden. Ich fuhr daher von Kanſtadt, wo ich den Eilwagen verließ, ſogleich mit einem Lehnkutſcher nach Untertürkheim. Meine Schweſtern empfingen mich auf das herzlichſte, aber ſie überraſchten mich zugleich mit der Erklärung, daß ſie mich nicht bei ſich aufnehmen können, weil ſie am Tag vor Empfang meines Briefes ihr Haus verkauft hätten, und mit Räumung deſſelben beſchäftigt ſeien, daß ſie ſich aber in Kanſtadt um eine Wohnung für mich umgeſehen, und daß der Oberamtsrichter daſelbſt, der Oberjuſtizrath Gleß, an welchen ſie ſich deshalb als an einen nahen Anverwandten und einen alten lieben Freund von mir gewendet, ſich erboten habe, mich in ſeinem eigenen Hauſe aufzunehmen, und mich, ſo lange ich wollte, zu beherbergen. Auf dieſe Nachricht fuhr ich ſogleich von Untertürkheim zurück nach Kanſtadt, ſtieg im Hauſe des Oberjuſtizraths ab, und wurde von ihm und ſeiner Familie als ein willkommener Gaſt empfangen. Nun konnte ich zwar, wie von Untertürkheim, auch von Kanſtadt aus meine Exkurſionen nach Stuttgart und Ludwigsburg machen, auch gab mir die Gleßiſche Familie auf alle Weiſe zu erkennen, daß ich ihnen ein eben ſo lieber Gaſt ſei, als ich meinen Schweſtern geweſen wäre; allein ich verweilte nur zehn Tage in Kanſtadt, weil ich von dem Bruder des Oberjuſtizraths, dem Ober-Medicinalaſſeſſor Gleß, nach Stuttgart eingeladen ward, und dieſer Einladung um ſo lieber folgte, da ich nicht nur, ſo oft ich nach dem Tod meiner Aeltern in Stuttgart geweſen, immer bei ihm gewohnt hatte, ſondern auch wegen des Verfalls in Untertürkheim nicht ſo lange im Vaterland bleiben wollte, als ich anfangs Willens war.

Wie von ſeinem Bruder in Kanſtadt, wurde ich auch von ihm auf das freundlichſte aufgenommen, und ich war ihm um ſo willkommener, da ſein älteſter Sohn, der im Frühjahr ſeine mediciniſchen Studien vollendet, und die Doktorwürde erhalten, ein Paar Tage zuvor ſeine gelehrte Reiſe nach Paris angetreten hatte. Allein auch in Stuttgart verweilte ich nur zehn Tage, und weil ich meinen Schwager, den Hofprediger Harpprecht in Ludwigsburg, ſchon in Kanſtadt, wo er das Bad gebrauchte, täglich geſehen, und daher keine Veranlaſſung hatte, auch in Ludwigsburg längere Zeit zu verweilen, ſo beſchloß ich, meinen Aufenthalt im Vaterland überhaupt abzukürzen, und nach nicht vollen drei Wochen reiſte ich von Stuttgart aus wieder nach Nördlingen zurück.

Solchergeſtalt hatte ich nun freilich meinen Plan, eine längere Zeit im Vaterland zu bleiben, für diesmal nicht ausgeführt; allein meine Hauptabſicht hatte ich darum nicht verfehlt. Ich hatte alle meine Freunde in Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg wiedergeſehen, ich hatte höchſt vergnügt mit ihnen zuſammen gelebt, ich hatte einige neue intereſſante Bekanntſchaften gemacht, ich hatte alle die Plätze beſucht, wo ſo viele theure Erinnerungen an mein früheres Leben wieder lebendig in mir wurden, ich hatte auf dem Gottesacker in Stuttgart meine dort ruhenden Aeltern und Geſchwiſter, und alle vor mir hingegangenen Freunde herzlich gegrüßt, und ſo konnte ich denn, auch mit meinem diesmaligen Aufenthalt im lieben Vaterland ganz zufrieden, wieder nach Nördlingen zurückkehren.

Ungeachtet ich ſeit meiner Verſetzung in den Ruheſtand nichts mehr mit Krankenanſtalten zu thun hatte, ſo intereſſierte mich doch das Krankenhaus in Stuttgart zu ſehr, als daß ich es auch diesmal zu beſuchen hätte unterlaſſen können. Es gehört unter die vorzüglichſten Krankenhäuſer, die ich kenne, und wenn ich es wegen ſeiner in jeder Hinſicht trefflichen Einrichtung höchlich preiſen muß, ſo muß ich auch zum Ruhm der an demſelben angeſtellten Aerzte, vorzüglich aber des erſten von ihnen, meines Freundes und Wirths Cleß, ſagen, daß ſchwerlich ein öffentliches Krankenhaus ſo beſorgt iſt, als dieſes Stuttgarter. Es iſt eine wahre Freude, in demſelben herumzuwandeln, die überall herrſchende Ordnung und Reinlichkeit wahrzunehmen, und den wie in ſeinem Element darin lebenden Cleß handeln zu ſehen. Ein ſolches Krankenhaus ſollte nach meinem Plan das Nürnberger werden; aber das Schickſal hat es nicht gewollt, mein Plan iſt wenigſtens bis jetzt unausgeführt geblieben, und ich kann mich blos freuen, daß eines in Stuttgart, meiner Vaterſtadt, exiſtiert, welches meiner Idee von einem Krankenhaus, wie es ſein ſoll, entſpricht.

Von den vielen Freunden, welche ich ſonſt bei meinen Beſuchen im Vaterland antraf, leben ſehr wenige mehr; die noch lebenden, und während meines Aufenthalts anweſenden habe ich alle beſucht, und mit ihnen insgeſammt die vergnügteſten Stunden zugebracht. Von ihnen nenne ich vorzüglich den Medicinalrath und vormaligen Stadtphyſikus Plieninger, den penſionierten Oberamtmann Seubert, den penſionierten General der Infanterie von Phull, die verwittwete Frau von Rotter, und ihre Tochter, die gleichfalls verwittwete Miniſterin von Weishaar, und den Miniſter des Innern, den Geheimenrath von Schlayer. Die drei erſten gehörten ſchon, als meine Mitzöglinge in der vormaligen Karls-Akademie in Stuttgart, zu meinen liebſten Freunden, und wie überhaupt Jugendfreundſchaften ſich am feſteſten knüpfen, ſo war dies auch der Fall bei uns. Wir ſind nun alle hochbejahrte Männer, aber wir lieben uns noch eben ſo warm, als wir uns als Zöglinge der Akademie liebten, und daher war es auch diesmal ein hoher Genuß für mich, ſie wiederzuſehen. — Die Frau von Rotter, die ich ſchon als ganz junges Mädchen kennen lernte, war mir auch als Frau wegen ihrer reinen, ſelten in einem ſo hohen Grade wahrzunehmenden Weiblichkeit ſehr lieb, und auch als ich ſie diesmal wieder ſah, hatte ich die Freude, mich zu überzeugen, daß ſie, wie ihre Tochter, mich noch immer zu ihren liebſten Freunden zähle.

Mit dem Geheimenrath von Schlayer bin ich erſt vor zwei Jahren, und zwar aus einem glücklichen Irrthum, bekannt geworden. Ich wollte nämlich einen Beſuch bei dem Kriegsminiſter, dem General von Hügel machen, kam aber ſtatt in das Kriegsminiſterium in das Miniſterium des Innern. Ich ließ mich bei dem Miniſter durch einen Kanzleidiener melden, welcher mich einſtweilen, bis der Miniſter zu ſprechen ſein würde, in das Wartzimmer führte. Hier wartete ich nun beinahe eine halbe Stunde, ohne daß ein Kanzleidiener wiederkam, die Zeit fing mir an lang zu werden, ich wollte mich wieder entfernen, allein in dem Augenblick, da ich die Treppe hinuntergehen wollte, öffnete ſich eine Thüre, aus welcher der Profeſſor Pahl, welchen ich am Tag zuvor im Badgarten in Kanſtadt geſehen hatte, heraustrat, begleitet von einem jungen Mann, welchen ich für einen Sekretär des Kriegsminiſters hielt. Ich bat ihn, mich zu dem Miniſter zu führen, allein der junge Mann war kein Sekretär des Kriegsminiſters, es war der Miniſter des Innern, der Geheimerath von Schlayer. Ich wollte mich wegen meines Irrthums entſchuldigen, aber wie ich, freute auch er ſich des Irrthums. Er nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in ſein Arbeitszimmer, und benahm ſich ſo wohlwollend gegen mich, als ob wir ſchon längſt die beſten Freunde wären. Ich verweilte beinahe eine Stunde bei ihm, und bei'm Abſchied mußte ich verſprechen, ihn zu beſuchen, ſo oft ich nach Stuttgart käme. Im folgenden Jahr machte ich zwar wieder eine Reiſe nach Stuttgart, aber ich beſuchte ihn nicht, weil er wegen des damaligen Landtages zu beſchäftigt war, ich ſah ihn blos in einer Sitzung der Ständeverſammlung, welcher ich beiwohnte, und in welcher ich ihn mit Bewunderung ſeines eben ſo ausgezeichneten Rednertalents als ſeiner tiefen Kenntniſſe, die er in dieſer wichtigen Sitzung an den Tag legte, ſprechen hörte. Wie leid es mir that, meine Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Mann diesmal nicht erneuern zu können, kann man ſich denken. Um ſo mehr freute ich mich auf meinen Beſuch in Stuttgart im nächſten Jahr, wo ich ihn minder beſchäftigt anzutreffen hoffte. Allein ich durfte nicht ſo lange warten. Schon in demſelben Jahr machte er nach Beendigung des Landtages eine Erholungsreiſe, und überraſchte mich auf eine eben ſo erfreuliche, als unerwartete Weiſe mit einem Beſuch in Nürnberg, wo er zwei Tage lang verweilte. Er war zuvor nie in Nürnberg geweſen, und ich brauche nicht zu ſagen, daß ich Alles that, was mir möglich war, um ihm ſeinen Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. Mit Vergnügen ſah er Alles, was dieſe alte ehrwürdige Stadt Intereſſantes aufzuweiſen hat, vorzüglich aber freute ihn die Fahrt auf der Eiſenbahn von Nürnberg nach Fürth, die er in meiner Begleitung machte. Ueberhaupt verließ er Nürnberg vollkommen befriedigt, und was mich betrifft, ſo zähle ich die Paar Tage, die ich mit ihm zuſammen war, zu den angenehmſten meines Lebens.

Aber näher, als in Nürnberg, wurde ich mit dieſem hochverehrten Mann bei meinem im folgenden Jahr gemachten Beſuch in Stuttgart bekannt. Schon am erſten Tag nach meiner Ankunft begab ich mich zu ihm, wurde auf das freundlichſte von ihm aufgenommen, unterhielt mich mit ihm über allerlei Gegenſtände, über welche er ſich eben ſo offen als einſichtsvoll ausſprach, ſpeiſte bei ihm zu Mittag, wo ich mit ihm und ſeiner Gemahlin einige höchſt vergnügte Stunden zubrachte, und als ich Stuttgart verließ, freute ich mich ſchon voraus auf das nächſte Jahr, wo ich mein Vaterland wieder zu beſuchen beſchloſſen hatte, und ihn und ſeine Gemahlin wiederſehen würde.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich nur zehn Tage in Stuttgart aufhielt; aber mein Freund Cleß machte mir dieſe Tage zu eben ſo vielen Feſttagen. Wir beſahen mit einander alles Merkwürdige in der Stadt, die vielen und großen ſchönen neuen Gebäude, wir machten Spaziergänge in den reizenden Umgebungen der Stadt, wir beſuchten die geſchloſſenen Abendgeſellſchaften, deren Mitglied er war, und in denen ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften machte, unter andern mit dem geiſtreichen und gelehrten Profeſſor an dem Gymnaſium Pauli, dem Sohn eines meiner ehemaligen liebſten Freunde in Ludwigsburg. Wir reiſten mit einander nach Eßlingen, wo wir den Abſchied ſeines ältern Sohnes von dem väterlichen Haus feierten. Wir gingen mit einander nach Kanſtadt zu einem großen Gaſtmahl in dem Frößneriſchen Badhauſe, wo ich ebenfalls mehrere intereſſante Perſonen, und, was mir beſonders angenehm war, die hochgefeierte Sängerin, Fräulein Schebeſt, welche ich im vergangenen Jahr in Nürnberg ſpielen ſah, nun auch perſönlich kennen lernte, und an der ausgezeichneten Künſtlerin auch ein ſchönes, liebenswürdiges, und, was bei ſolchen hochgefeierten, voreilig vergötterten Künſtlerinnen ſelten der Fall iſt, beſcheidenes anſpruchloſes Frauenzimmer fand. — Von bekannten Perſonen, die an dem Gaſtmahl Theil nahmen, traf ich unter mehreren andern auch meinen einzigen noch lebenden Lehrer, den Oberſten von Röſch, an. Er war bereits vier und neunzig Jahr alt, noch ſo geſund und rüſtig, wie ich ihn immer geſehen hatte. Wie gewöhnlich, hatte er auch diesmal den Weg von Stuttgart nach Kanſtadt zu Fuß gemacht, aß mit dem beſten Appetit, und als ich ihm über ſein glückliches Alter meine Freude bezeigte, erwiederte er, vier und neunzig Jahre ſeien noch kein Alter, wenn er das hundertſte Jahr zurückgelegt habe, werde er eingeſtehen, daß er ein alter Mann ſei, und ſo lange er nicht hundert und fünf und zwanzig Jahre zähle, denke er nicht an das Sterben.

Nach Ludwigsburg, wo ich ebenfalls, wenn ich meinen Schwager Harpprecht dort getroffen hätte, mehrere Tage verweilen wollte, kam ich nur zweimal, das Einemal, als ich meine Enkelin, die mich auf der Reiſe begleitet hatte, einführte, und das andere mal, als ich ſie wieder dort abholte. Beide mal war ich nur über Mittag in Ludwigsburg, wo ich bei meiner Schwägerin, der verwittweten

Stallmeiſterin Leutze ſpeiſte. Die Zeit war daher zu kurz, um Beſuche zu machen, doch ging ich vor Tiſch eine Stunde ſpazieren in den ſchönen Anlagen hinter dem königlichen Schloß, und auf dem Rückweg durchlief ich einige Straßen, um die wohlbekannten Häuſer wieder zu ſehen, die ich ſo oft als Arzt betreten hatte. Aber die meiſten ſah ich mit Wehmuth an, weil von denen, die ſie vor dreißig Jahren bewohnten, nur wenige mehr am Leben waren. Ueberhaupt fühle ich nirgends ſo ſehr, daß ich ein alter Mann geworden, als in Ludwigsburg und in Stuttgart. In beiden Städten finde ich mich wie in einer neuen Welt, nicht nur was die Menſchen, ſondern auch die Städte ſelbſt betrifft. Die Städte haben ſich erweitert, verſchönert, und es machte mir Freude, dieſe Veränderungen wahrzunehmen. Aber wenn ich mein Haus in Ludwigsburg anſehe, das zu einer Kaſerne geworden, und an dem Akademiegebäude in Stuttgart vorübergehe, und bedenke, daß es jetzt ſtatt den Muſen Hofleuten zur Wohnung dient, ſo überfällt mich eine Wehmuth, deren ich lange nicht wieder los werden kann. Ein gleiches Gefühl überfällt mich auch, wenn ich der Menſchen gedenke, welche beide Städte zu meiner Zeit bewohnten. Nur Wenige von ihnen leben noch, die Meiſten ruhen längſt in ihren Gräbern, und der Gedanke, wie lange wohl den noch Lebenden und mir das Licht des Tages zu ſchauen noch vergönnt ſein wird, läßt mich die Freude, ſie zu ſehen, nur halb genießen.

Mit dieſen wehmüthigen Gefühlen verließ ich nun mein liebes Vaterland auch diesmal wieder, und der Gedanke, es vielleicht zum letztenmal beſucht zu haben, verfolgte mich auf der ganzen Rückreiſe. Indeſſen kam ich, begleitet von meiner Tochter und einer andern meiner Enkelinnen, welche mir bis Aalen entgegengefahren, wieder wohlbehalten in Nördlingen an, und es that mir wohl, mich nun wieder in dem engen Kreis der Meinigen zu ſehen, in welchem man ſich doch immer am wohlſten befindet, zumal nach einem ſo zerſtreuten Leben, wie bis in mein hohes Alter, das meinige.

Das Erſte, womit ich mich nach meiner Zurückkunft beſchäftigte, war, wie leicht zu erachten, die Fortſetzung meiner Biographie; allein den größten Theil meiner Muße wollte ich wiſſenſchaftlichen Studien widmen, da ich aber im Sinne hatte, zu Ende des Sommers Nürnberg wieder zu beſuchen, ſo wollte ich mich vor der Hand nicht damit befaſſen, ſondern benutzte die Zwiſchenzeit zum Leſen biographiſcher Schriften, und zwar zuerſt der Lebensgeſchichte des berühmten Heim in Berlin, die ich zwar gleich nach ihrer Erſcheinung flüchtig durchgeſehen hatte, jetzt aber erſt eigentlich las. Intereſſierte mich die Biographie eines ſo originellen, als Menſch und als Arzt gleich hochwürdigen Mannes, ſchon an ſich ſelbſt, ſo intereſſierte ſie mich noch beſonders auch deswegen, weil einige meiner Freunde zwiſchen Heim und mir eine auffallende Aehnlichkeit gefunden haben wollten. Ich meinerſeits habe dieſe Aehnlichkeit nicht gefunden, ich mochte mich mit ihm als Arzt oder als Menſch vergleichen. Als Arzt ſteht er nach meiner innigſten Ueberzeugung weit höher, als ich, nicht allein wegen ſeines praktiſchen Talents, mit dem ſich das meinige nicht meſſen darf, ſondern auch wegen der ſtets gleichen Luſt und Liebe, womit er ſeine Kunſt bis in das höchſte Alter ausübte. Wie in ſeinen jüngern Jahren, trat er als ein achtzigjähriger Greis noch eben ſo unverdroſſen und heiter an das Krankenbette, als ich kaum in meinem vierzigſten Jahr, und ob er ſchon die Mängel unſrer Kunſt ohne Zweifel eben ſo gut einſah, als ich, ſo erzeugte dies doch bei ihm keinen Widerwillen gegen ſie, wie bei mir. Er übte ſie als eine Kunſt, in welcher man immer weiter kommt, und das war ihm genug, um über ihre dermalige Unvollkommenheit wegzuſehen, und zufrieden mit dem zu ſein, was ſie auf ihrem jetzigen Standpunkt zu leiſten vermöge. Ich hingegen übte ſie als eine Kunſt, in welcher Meiſter zu werden ich verzweifelte, und wenn Heim mit Luſt und Liebe an das Krankenbette trat, ſo trat ich an daſſelbe mit dem niederſchlagenden Gefühl, daß ich den Anforderungen, die ich an mich machte, ſo wenig Genüge leiſte. So wurde mir mit jedem Jahr die Praxis weniger erfreulich, es kamen Stunden, wo ich den ärztlichen Stand verwünſchte, und es bereute, mich demſelben gewidmet zu haben, und mit Sehnſucht ſah ich dem Zeitpunkt entgegen, wo ich die Praxis mit Ehre würde aufgeben können. Heim war Arzt mit ganzer Seele, ich war es nur aus Pflicht, weil ich mich einmal dem ärztlichen Stande gewidmet hatte, und wenn er ſich nach vollbrachtem Tagwerk, in ſeinem Gott vergnügt, zu Bette legte, und, mit neuem Muth ausgerüſtet, daſſelbe am folgenden Tag wieder eben ſo heiter fortſetzte, als er es am Tag zuvor geendigt hatte, ſo fürchtete ich mich beim Schlafengehen ſchon wieder auf den folgenden Tag, ging, wenn ich gefährliche Kranke hatte, nie aus, ohne daß mich der niederſchlagende Gedanke begleitete, ich möchte ſie ſchlimmer antreffen, als ich ſie am Tag zuvor verlaſſen hatte, und ſo viele Kuren mir auch gelingen mochten, ſo erhob doch dieſes Gelingen meinen Muth nie ſo, als ihn das Mißlingen anderer niederſchlug, kurz, ich wurde meines praktiſchen Lebens nie ſo froh, als Heim des ſeinigen.

Eben ſo wenig Aehnlichkeit zwiſchen Heim und mir, als Arzt, fand ich, wenn ich mich mit ihm als Menſch verglich. Wie er einer der vorzüglichſten Aerzte ſeiner Zeit war, ſo war er auch wegen ſeines Charakters ein nicht minder hochachtungswürdiger Menſch. Wohlgeſinnt gegen alle Menſchen, ſtets bereit, Jedem zu dienen, nicht nur als Arzt, ſondern auch als Menſch, kein Opfer ſcheuend, das ihm die Leiſtung ſeiner Dienſte koſtete, mehr bekümmert um das Wohl Anderer, als um ſein eigenes, gleich uneigennützig, nachdem er einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens verloren hatte, als da er noch im Beſitz deſſelben war, immer ſich darſtellend als den, der er war, gegen Große und Geringe ſeine Geſinnungen gleich offen, ja ſelbſt bis zur Derbheit ausſprechend, war er ein Mann, dergleichen man ſelten in der Welt, zumal unter den Aerzten, antrifft. Aber es gehörte dazu auch ein Charakter, wie der ſeinige, ſein heiteres Temperament, ſeine von Natur fröhliche Gemüthsſtimmung, ſeine ihm eigene Jovialität, ſeine kindliche Religioſität, welche ihn bei allen Widerwärtigkeiten, die ihm begegneten, ſich ſtets gleich erhielt, ſo daß er am Schluſſe jedes Tages ſagen konnte, er habe ſich in ſeinem Gott vergnügt ſchlafen gelegt. Auch ich darf, ohne mir zu ſchmeicheln, von mir ſagen, daß ich ein guter Menſch bin, der es wohl mit allen ſeinen Mitmenſchen meint, der ihnen gern dient, wo ſie ſeiner Hülfe bedürfen, daß ich vor Großen wie vor Geringen rede, wie ich denke, und mich nichts darum bekümmere, ob es ihnen angenehm oder unangenehm iſt, und ob es mir nütze oder ſchade. Allein um, wie Heim, für das, was ich bin, erkannt zu werden, fehlt mir ſeine immer gleiche Heiterkeit, ſeine frohe, durch keine Widerwärtigkeit zu trübende Laune, und, ich darf wohl hinzuſetzen, ſeine Religioſität, welche gewiß das Meiſte zu ſeiner ſtets heitern Gemüthsſtimmung beitrug. Ich kann zwar auch recht heiter ſein, ja zuweilen bis zur Luſtigkeit, aber was ich nur zuweilen bin, das war Heim immer. Er war, was ihm auch Unangenehmes begegnen mochte, ſtets der gleich heitere Mann, ich bin es nur, ſo lange mich nichts in üble Laune ſetzt, und wenn Heim nie übler Laune war, ſo lag der Grund davon in ſeinem minder reizbaren Temperament, in ſeiner von Natur heitern Gemüthsſtimmung, die mir mangelt, und in ſeiner Religioſität, die bei ihm mehr eine Sache des Herzens, als ein Erzeugniß der Vernunft war, wie bei mir.

Nebſt der Lebensgeſchichte Heims, las ich noch einige andere, theils ältere, die ich aus Mangel an Zeit noch nicht geleſen hatte, theils neuere, die mir als beſonders leſenswerth empfohlen wurden; allein ich las ſie mehr zur Unterhaltung in meinen müßigen Stunden, als in der Abſicht, ſie für meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien zu benutzen. Dieſe forderten eine ernſtere Beſchäftigung, und da indeſſen die Zeit zu meiner Reiſe nach Nürnberg herbeigekommen, ſo ſchob ich ſie bis zu meiner Zurückkunft auf, und zu Anfang des Septembers trat ich die beſchloſſene Reiſe in Begleitung meiner Tochter an. Meine Abſicht bei derſelben war, theils meine daſelbſt zurückgelaſſenen Freunde wiederzuſehen, theils zu hören, was ſeit meiner Entfernung mit den dortigen Krankenanſtalten vorgegangen, und wie weit es insbeſondere mit dem neuen Krankenhaus gekommen, deſſen Erbauung vor meinem Abgang nach Nördlingen bereits beſchloſſen war. Von den Krankenanſtalten hatte ich ſeit der Zeit gar nichts mehr gehört, ich ſchloß daraus, daß wohl Alles noch beim Alten ſei, und verſprach mir daher nicht viel Erfreuliches. Um ſo mehr aber freute ich mich auf das Wiederſehen meiner Freunde, und ich geſtehe, daß ich den Augenblick, mich wieder in ihrer Mitte zu befinden, kaum erwarten konnte. Daſſelbe war auch der Fall mit meiner Tochter, meiner Begleiterin auf der Reiſe. Wir hatten in Ansbach übernachtet, wo wir die Mutter meines Schwiegerſohns beſuchten, und es war eben Mittag, als wir in Nürnberg ankamen. Wir ſtiegen im Wittelsbacher Hof ab, packten noch vor Tiſch unſere Sachen aus, und es war kaum abgeſpeiſt, ſo begann ich meine Beſuche. Ich fand mich wieder ſo einheimiſch in der Stadt, als ob ich ſie nicht verlaſſen hätte. Ich durchwandelte die Straßen, wie wenn ich noch praktiſcher Arzt in Nürnberg wäre. Erſt ſpät am Abend kam ich wieder in den Gaſthof zurück. Am andern Morgen ſetzte ich gleich nach dem Frühſtück meine Beſuche fort, und ſchon in den erſten vier Tagen hatte ich beinahe alle meine Freunde wiedergeſehen. Die Freude, mit welcher ich von allen, von den minder vertrauten, wie von den vertrauteſten, aufgenommen worden, übertraf alle meine Erwartung. Ich wußte, wie lieb ich ihnen war, da ich mit ihnen zuſammen lebte, aber es ſchien, als ſei ich ihnen ſeit unſerer

Trennung noch lieber geworden, und nie hätte ich geglaubt, daß die Anhänglichkeit an einen Arzt, dem man ſein Vertrauen geſchenkt hat, von ſolcher Dauer ſei. Mehrere Familien hatten ſeit meinem Abgang von Nürnberg noch keinen Hausarzt gewählt, ſondern bei vorgekommenen Unpäßlichkeiten ſich an die wohlaufbewahrten alten Recepte von mir gehalten. Andere hatten zwar bereits ihre Hausärzte, aber ich mußte ihnen aufs neue verſprechen, in allen wichtigen Fällen ihnen auch aus der Ferne mit meinem Rath beizuſtehen. Beinahe Alle, die während meiner Anweſenheit krank lagen, verlangten meinen Rath und meine Hülfe, ſo daß es ſchien, als ſollte ich aufs neue wieder in mein praktiſches Leben in Nürnberg eintreten. Dieſe Beweiſe von Vertrauen haben mich mehr erfreut, als alles andere Erfreuliche, was mir in den Paar Wochen, die ich in Nürnberg verweilte, widerfahren iſt; auch haben ſie mich aufs neue in der Ueberzeugung beſtärkt, daß das Vertrauen zu dem Arzt zum Gelingen ſeiner Kuren eben ſo viel oder noch mehr thut, als ſeine Kunſt. Mehrere Kranke, die ich beſuchte, glaubten ſich bei meinem Anblick beſſer zu befinden, und ſie wurden wirklich beſſer, ungeachtet ich ihnen nicht das mindeſte verordnete, und alles billigte, was ihnen ihre Hausärzte verſchrieben hatten. Dieſe neuern Erfahrungen erinnerten mich an viele ältere, welche ich in meiner Praxis von dieſem Einfluß des Vertrauens zu dem Arzt gemacht hatte, und ich hatte gewiß recht, wenn ich bei einer frühern Gelegenheit ſagte, daß ich das Glück meiner Praxis vorzüglich dem Vertrauen danke, welches ich mir von meinen Kranken erworben hatte. Dieſes Vertrauen gehört zu den pſychiſchen Einflüſſen, von denen jeder Arzt, der bei ſeinen Verordnungen nicht blos den Magen und die Haut in Anſpruch nimmt, aus Erfahrung weiß, was er in ſo vielen Fällen, wo ihn die Arzneien aus der Apotheke im Stiche laſſen, durch verſtändige Einwirkung auf die Pſyche vermag.

Von den vielen Ehrenbezeigungen, welche mir während meiner Anweſenheit in Nürnberg zu Theil wurden, erwähne ich nur einer, eines Feſtmahles, welches der Bürgermeiſter Binder und der Direktor **Scharrer** auf der alten Veſte bei Zirndorf veranſtalteten, und an welchem auch beider Frauen und meine Tochter Theil nahmen. Wir fuhren Nachmittags von Nürnberg auf der Eiſenbahn nach Fürth, wo uns die Wagen, welche uns nach der alten Veſte führen ſollten, erwarteten. Eine Stunde vor Tiſch kamen wir auf derſelben an, erfreuten uns, durch das ſchöne Wetter begünſtigt, der weiten, nach allen Richtungen gleich ſchönen Ausſicht, beſahen den ſtattlichen, der Vollendung nahen, über neunzig Fuß hohen, den Blick noch weiter tragenden Thurm, und ſo erheitert begaben wir uns nun in das Wirthshaus. Das Mahl war einfach, aber die Speiſen alle ſehr gut zubereitet, und die Weine, welche die beiden Herren, ſo wie das Deſert, welches die Frauen von Nürnberg mitgebracht hatten, köſtlich. Wie vergnügt wir bei Tiſch waren, kann man ſich denken. Unſere Unterhaltung würzte das Mahl, der treffliche Champagner belebte unſer Geſpräch. So blieben wir zuſammen bis gegen Abend, wo wir wieder zurück nach Fürth, und von da nach Nürnberg, wie am Morgen, auf der Eiſenbahn fuhren. Ich erinnere mich weniger Tage in meinem Leben, an welchen ich ſo vergnügt geweſen, als an dieſem. Schöne Natur, ſchönes Wetter, Zuſammenſein mit geiſtreichen Männern und vertrauten lieben Freunden, und verſtändigen, gebildeten, wackern Frauen, machten mir dieſen Tag zu einem Feſttag.

Gleich ſchöne Stunden brachte ich auch mit meiner theuern Freundin und Korreſpondentin, Fräulein von Kretſchmann, zu. Oefter, als bei allen andern Freunden, war ich bei ihr, und am Tage vor meiner Abreiſe war ich den ganzen Nachmittag mit ihr und ihrer Schweſter, die eben auf Beſuch bei ihr war, auf dem Lande, in Hummelſtein, meinem ehemaligen Lieblingsort. Wie immer, war auch diesmal meine Unterhaltung mit ihr eben ſo lehrreich als angenehm. Eine Menge der intereſſanteſten Gegenſtände kam zur Sprache, und von was die Rede ſein mochte, ſprach ſich ihr Geiſt und ihr Herz gleich ſchön und herrlich aus. Ich war immer ſtolz auf ihre Freundſchaft, aber je näher ich ſie kennen lerne, deſto mehr bilde ich mir auf dieſelbe ein. Es ſcheint mir, als gewinne ich dadurch an eigenem Werth, und welcher Wahn kann wohl beglückender ſein, als dieſer?

Was die Krankenanſtalten betrifft, ſo fand ich ſie noch ganz ſo, wie ich ſie verlaſſen hatte. Die an denſelben angeſtellten Aerzte und Chirurgen trieben insgeſammt ihre Geſchäfte auf die gewohnte Weiſe, und es war mir lieb, zu vernehmen, daß der Stadtgerichtsarzt, welchem nach meinem Abgang die Aufſicht über die Anſtalten von der Kreis-Regierung übertragen worden, Alles den bisherigen Gang darin gehen ließ. Ich hatte das nicht vermuthet, denn ich glaubte, er würde darin Manches zu reformieren finden, wenn es auch blos um das Reformieren ſelbſt geweſen wäre. Er unterließ es, und er that wohl daran, weil jede Abänderung, die er getroffen haben würde, zu nichts Erſprießlichem geführt hätte. Was zur Verbeſſerung der Anſtalten, ſo lange ſie unter meiner Direktion ſtanden, möglich war, iſt geſchehen, denn es waren nur Palliativmittel anwendbar, und dieſe hatten geleiſtet, was ſie konnten. Eine radikale Verbeſſerung war unmöglich, ſo lange es an einem allgemeinen Krankenhaus fehlte, der Magiſtrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten hatten dieß endlich erkannt, die Erbauung des Krankenhauſes war vor meinem Abgang von Nürnberg beſchloſſen; allein ich fand leider, daß ſeitdem nichts weiter geſchehen, als daß der Plan zu dem Gebäude dem Bauinſpector Schmidtner zur Reviſion zugeſtellt worden, um die ſeit dem erſten Entwurf nöthig befundenen Abänderungen und Verbeſſerungen nachzutragen. Dieß war allerdings nothwendig, und ich hatte ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben, da ich während meiner Anweſenheit in Stuttgart im Jahr 1836 bei meinen wiederholten Beſuchen des allgemeinen Krankenhauſes daſelbſt auf Manches geführt worden, was in dem erſten Entwurf zu dem in Nürnberg zu erbauenden mangele. Leider war der neue Plan, ſo lange ich in Nürnberg war, nicht fertig geworden, und ich mußte abreiſen, ehe ich ihn geſehen hatte, ja ich hatte Grund zu glauben, daß Schmidtner die Arbeit nicht einmal begonnen habe. Ueberhaupt ſchien es mir mit der Erbauung des neuen Krankenhauſes kein rechter Ernſt zu ſein. Man ſchien das Bedürfniß deſſelben noch nicht recht zu fühlen, und wenn vollends der Bau des Hauſes und ſeine Einrichtungen nach dem neuen Plan mehr koſten ſollte, als man Anfangs berechnet hat, ſo iſt es leicht möglich, daß ſelbſt von denen, welche die Sache begünſtigt hatten, Manche wieder neue Bedenklichkeiten erheben, und zum Aufſchub des Unternehmens auf beſſere Zeiten rathen werden. Mir, der ich jetzt nichts mehr mit den Nürnberger Krankenanſtalten zu thun hatte, kam es nicht zu, die Angelegenheiten mit dem vormaligen Eifer zu betreiben, ich mußte mich begnügen, ſie den beiden Bürgermeiſtern blos wieder zu empfehlen. Beide verſicherten mich zwar, daß zur Ausführung des Werkes gewiß und bald werde geſchritten werden; allein da ſo viele von denen, die nicht alle denken, wie ſie, darein zu reden haben, ſo geſtehe ich, daß ich, ihrer Verſicherung ungeachtet, Nürnberg mit dem niederſchlagenden Gedanken verließ, daß ich vielleicht nicht einmal den Beginn eines Werkes, welches mir ſeit einer Reihe von Jahren ſo ſehr am Herzen lag, mehr erleben werde.

Nach meiner Zurückkunft nach Nördlingen machte ich mich, wie ich mir vorgenommen hatte, wieder an meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien. Geſchichte und Philoſophie waren von jeher der Lieblingsgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigungen; allein ſo lange ich als praktiſcher Arzt den größten Theil meiner Zeit meinen mediciniſchen Studien widmen mußte, betrieb ich jene nur als Nebenſache, jetzt aber als den Hauptgegenſtand meiner Studien, und zwar nicht blos aus Liebhaberei, ſondern mit eben dem Ernſte, mit welchem ich vormals meine mediciniſchen betrieben hatte. Allein ſo wie bei den letztern mein Hauptaugenmerk immer auf das Praktiſche gerichtet war, ſo war dieß auch der Fall bei den philoſophiſchen und hiſtoriſchen. So habe ich, was zuerſt die Philoſophie betrifft, zwar die meiſten Syſteme, die von Zeit zu Zeit aufgeſtellt werden, ſtudiert, und auch ziemlich verſtanden, ausgenommen das Hegel'ſche, deſſen Urheber ſich ſelbſt nicht verſtanden zu haben ſcheint, am meiſten aber hat mich das Kant'ſche angezogen, nicht weil ich Kant für den größten Philoſophen der neuern Zeit halte, ſondern weil er darauf ausgeht, vielmehr die Grundloſigkeit aller Metaphyſik darzuthun, als eine neue aufzuſtellen. Ueberzeugt, daß der Menſch von der überſinnlichen Welt unmöglich etwas Poſitives wiſſen kann, habe ich alles, was die Fichte, Schellinge, Hegel und alle andern ſpekulativen Philoſophen darüber ausſagen, für leere Träume gehalten, welche mitzuträumen zwar eine angenehme Unterhaltung gewährt, vorausgeſetzt, daß es den Mitträumenden nicht an der dazu erforderlichen Phantaſie fehlt, aber durchaus keine Reſultate für das Leben geben, worauf es doch nach meiner Ueberzeugung bei allem Philoſophieren hauptſächlich ankommt. Reſultate für das Leben gibt blos die praktiſche oder die Moralphiloſophie, und darum habe ich auch dieſe zum Hauptgegenſtand meiner philoſophiſchen Studien gemacht. Der liebſte unter den Moralphiloſophen war mir immer Garve. Seine Schriften haben mich am meiſten angezogen, ich habe ſie am fleißigſten geleſen, und leſe ſie noch jetzt mit dem gleichen Intereſſe. Höher, als Garve, ſteht zwar Kant, in ſo fern er für die Moral ein höchſtes Princip, ſein dem Menſchen eingeborenes Sittengeſetz, und zur Befolgung des Geſetzes als das alleinige Motiv die Achtung vor demſelben aufſtellt. Allein dieſer höhere

Rang gebührt Kant blos als *theoretiſchem Moralphiloſophen*. In der *Praxis* reicht ſein *kategoriſcher Imperativ*, welcher unbedingten Gehorſam gegen das Sittengeſetz gebietet, nicht aus, aus bloſer Achtung vor dem Geſetz, worauf ſich derſelbe gründet, könnte nur der rein-vernünftige Menſch demſelben gemäß handeln. Allein der Menſch iſt kein rein-vernünftiges, ſondern er iſt ein *ſinnlich-vernünftiges* Weſen, bei welchem, wie überall, auch bei der Befolgung des Sittengeſetzes, neben der Achtung vor demſelben, immer zugleich *ſinnliche Motive* mitwirken müſſen. Die Erkenntniß des Geſetzes, als ſolche, iſt eine blos theoretiſche Erkenntniß, die todt im Kopf liegt; ſoll ſie lebendig werden, ſo muß auch die ſinnliche Natur ins Intereſſe gezogen werden, außerdem bleibt ſie eine unfruchtbare Schulweisheit, wie die tägliche Erfahrung lehrt, welche uns Beiſpiele genug aufſtellt, daß es ſelbſt unter den größten Philoſophen ſchlechte Menſchen gibt. Auch der verdorbenſte Menſch weiß, daß er nicht thun darf, was er *mag*, ſondern thun muß, was er *ſoll*, denn das Sittengeſetz, das Geſetz recht zu thun, iſt ihm ins Herz geſchrieben, und er hat darüber einen unbeſtechlichen Richter an ſeinem Gewiſſen. Aber warum befolgt er deſſen ungeachtet das Geſetz nicht? Offenbar deswegen, weil nicht ſeine Vernunft, ſondern ſeine Begierden und Leidenſchaften, welche die Oberherrſchaft über die Vernunft bei ihm gewonnen haben, ſeinen Willen beſtimmen. Wäre der Menſch ein rein vernünftiges Weſen, ſo würde es ſeine Vernunft allein ſein, was ſeinen Willen beſtimmt; bei einem ſinnlich vernünftigen Weſen gibt die Vernunft blos das Regulativ für den Willen, aber in Thätigkeit geſetzt wird er nur durch die Gefühle von Luſt und Unluſt, welche, wie bei dem Thier, auch bei dem Menſchen die Triebfedern aller ſeiner Handlungen ſind. Von allem, was er thut, will er auch einen Genuß, einen Vortheil, und wenn er moraliſch handeln will, für die Verzichtung auf die ſinnlichen Genüſſe, die ihm das Sittengeſetz gebietet, eine Entſchädigung haben, die ihm ebenfalls nur durch ſinnliche Genüſſe zu Theil werden kann. Nun gewährt allerdings auch das Handeln nach dem Geſetz der Vernunft ein angenehmes Gefühl, ja das angenehmſte, deſſen der Menſch fähig iſt, die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſo wie das Gegentheil ein nicht minder unangenehmes, das peinigende Gefühl der Reue, des Mißmuths, der Selbſtverachtung. Allein mit dieſem Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt begnügen ſich nur die im höchſten Grad moraliſch ausgebildeten Menſchen, und deren gab es von jeher ſehr wenige, und vielleicht gar keinen. Weit die Meiſten verlangen auch äußere Vortheile von ihrer moraliſchen Handlungsweiſe, Lob, Hochachtung, Vertrauen von Andern, erfreuliche Erfolge ihrer Handlungen, und wenn ſie religiöſe Menſchen ſind, auch Ruhm vor Gott. Bei einem ſinnlich-vernünftigen Weſen, wie der Menſch iſt, kann dieſes nicht anders ſein, und ſelbſt das Chriſtenthum, welches das Rechthandeln als das Gebot Gottes aufſtellt, verſchmäht die Mitwirkung ſinnlicher Motive nicht, indem es für die Entſagungen, die es auflegt, die reichſte Entſchädigung in einer künftigen Welt verheißt. Nur die rohe Sinnlichkeit hindert die Menſchen an der Befolgung des Sittengeſetzes, die ungebändigten ſinnlichen Triebe, die Begierden und Leidenſchaften, und jene edlen Triebe nur, wenn ſie ihre gehörigen Schranken überſchreiten, die Begierde nach Ehre in Ehrgeiz, die Begierde nach Achtung in Herrſchſucht, die Begierde nach Erwerb in Habſucht und Geiz ausarten. In ihren gehörigen Schranken gehalten, fördern ſie vielmehr das Handeln nach dem Sittengeſetz, als daß ſie ihm hinderlich ſein ſollten. Sie dürfen daher nur gebändigt, nicht unterdrückt oder gar vertilgt werden, wie es die Selbſtpeiniger in Indien, die Kloſterbewohner im Mittelalter verſucht haben, und die Pietiſten und Myſtiker unſerer jetzigen Zeit auf ihre Weiſe es noch verſuchen. Auch abgeſehen von den ſchlimmen moraliſchen Folgen dieſer vermeinten Selbſtüberwindung, darf der Menſch nie aufhören, ein ſinnliches Weſen zu ſein. Seine ſinnliche Natur iſt die Trägerin ſeiner geiſtigen, ſeine ſinnlichen Triebe geben ihm den erſten Anſtoß zur Entwickelung ſeiner Vernunft, ihre Befriedigung iſt das Mittel zur Ausbildung derſelben, ſie ſind die Haupttriebfedern, welche den Willen in Thätigkeit ſetzen, ihre Befriedigung iſt die Bedingung der Erhaltung des Körpers, und ihre Nichtbefriedigung würde ein indirekter Selbſtmord ſein. Weit entfernt alſo, daß ſie, um die Vernunft in ihrer Thätigkeit freier zu machen, unbefriedigt gelaſſen, oder gar unterdrückt werden dürften, gebietet vielmehr die Vernunft ſelbſt ihre Befriedigung, und macht dieſe dem Menſchen nicht minder zur Pflicht, als die Befolgung ihrer höchſten Gebote. Sie fordert nur Maß in derſelben, ſie fordert nur Beſchränkung der ſinnlichen Triebe, damit ſie nicht ihre gehörigen Grenzen überſchreiten, ihre Anforderungen nicht taub gegen das Gebot der Vernunft machen, und ſtatt ihr zu gehorchen, die Oberherrſchaft dergeſtalt über ſie gewinnen, daß auch die Stimme des Gewiſſens nicht mehr gehört wird. Daß der erſte Schritt hiezu durch die Erziehung geſchehen muß, iſt einleuchtend, denn das Hauptgeſchäft der Erziehung iſt die Beſchränkung der ſinnlichen Triebe von der früheſten Jugend an, und die gleichzeitige Stärkung des Willens durch ſtete Uebung im Gehorſam, damit er fähig werde, ihren übermäßigen Anforderungen zu widerſtehen, noch ehe die Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin des Menſchen, und die Befolgung ihrer Geſetze als ſeine höchſte Pflicht von ihm anerkannt wird. Das Rechthandeln muß dem Menſchen erſt angewöhnt werden, ehe es bei ihm zur klaren Erkenntniß und zum vollen Bewußtſein des Sittengeſetzes kommt, er muß in der Befolgung deſſelben von Kindheit an geübt werden, und das Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, das unzertrennlich mit ſeiner Befolgung verbunden iſt, wird den Anforderungen der ſchon voraus beſchränkten ſinnlichen Triebe nicht nur das Gleichgewicht halten, ſondern es wird auch, wie es ſelbſt das höchſte aller angenehmen Gefühle iſt, das Uebergewicht über ſie gewinnen. Nur ſo kann der Menſch, als ſinnlich-vernünftiges Weſen, ſeine ſinnliche Natur mit ſeiner vernünftigen in Einklang bringen, und iſt dieſer Einklang zu Stande gebracht, ſo koſtet es ihm keinen Kampf mit den ſinnlichen Trieben mehr. Sein Gemüth, weniger empfänglich für den groben ſinnlichen Reiz, iſt um ſo empfänglicher für jenes, jede Art von Sinnenluſt weit übertreffendes Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und je mehr er daſſelbe kennen lernt, deſto mehr gewinnt es Macht über ſeinen Willen. Jetzt darf er ſich nur denken, daß Etwas zu thun oder zu unterlaſſen Pflicht ſei, und der Wille, den kein gemeiner Sinnenreiz mehr von ſeiner Richtung zum Guten abzulenken vermag, iſt bereit zu gehorchen. Was dem ſinnlichen Menſchen die größte Mühe macht, was ihm zu thun oder zu unterlaſſen unmöglich ſcheint, was er, als ein zu großes Opfer, das er bringen ſoll, wirklich unterläßt, das koſtet ihm keine Anſtrengung, denn er hat keinen Widerſtand zu überwinden. Ja er darf er ſogar ſeinen niedrigſten ſinnlichen Trieben in ihren Beſtrebungen ihren Lauf laſſen, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie ihr gehöriges Maß überſchreiten, denn er hat ſie der Oberherrſchaft ſeiner Vernunft unterworfen, und ihre Befriedigung gehört nun ſelbſt zu den ſittlichen Handlungen.

Dieſe Uebereinſtimmung der Sinnlichkeit mit der Vernunft zu bewirken, iſt die große Aufgabe der Erziehung, und ſie iſt gelöſt in dem ſittlichen Charakter. Wo dieſer Charakter ſich bei einem Menſchen gebildet hat, da iſt das ſittliche Handeln kein Kampf mehr. Es iſt ein freies, ohne alle Anſtrengung erfolgendes Handeln, ja der Handelnde weiß nicht einmal, daß er ſittlich handelt. Alle ſeine ſittlichen Handlungen verrichtet er mit einer Leichtigkeit, als ob blos der Inſtinkt in ihm wirkte, und die Erfüllung auch der ſchwerſten Pflichten iſt ihm ein Spiel, weil die mit der Vernunft verſöhnte Sinnlichkeit ihr keinen Widerſtand mehr leiſtet. Die Vernunft hat in ihm die ihr gebührende Oberherrſchaft gewonnen, und was ſie beſchließt, das geſchieht auch, weil nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft den Willen regiert. Ja eben dieſe Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Vernunft geſtattet ſogar dem Menſchen, bei welchem der ſittliche Charakter zu ſeiner vollſtändigen Ausbildung gekommen iſt, ſich in ſeiner Handlungsweiſe ganz von ſeinem Gefühl leiten zu laſſen, weil er nicht Gefahr läuft, den Geboten ſeiner Vernunft entgegen zu handeln, wenn er die Beſtimmung ſeines Willens ganz ſeinem Herzen überläßt. Daher giebt es aber auch nichts Schöneres und Liebenswürdigeres, als einen ſolchen Charakter. Er iſt das Größte, was der Menſch auf dieſer Erde erreichen kann. Ihn zu bilden, muß daher das höchſte Ziel der Erziehung, ihn immer mehr zu vervollkommnen, das unabläſſige Beſtreben des Menſchen in dem ganzen Lauf ſeines Lebens ſein. — Dies ſind die Grundſätze meiner Moralphiloſophie, die ich in meiner im Jahr 1822 erſchienenen Schrift: Ideen über ſittliche Kultur und Erziehung, ausführlicher entwickelt habe, und denen ich auch jetzt noch huldige, weil ich glaube, daß ſie der Natur des Menſchen die angemeſſenſten ſeien.

Zu dem gleichen praktiſchen Zweck habe ich, wie meine philoſophiſchen, auch meine hiſtoriſchen Studien getrieben, ob ich ſchon den hohen Werth der Geſchichte auch von ihrer wiſſenſchaftlichen Seite nie verkannt habe. Als Wiſſenſchaft iſt es der Geſchichte blos um die Ausmittelung der Thatſachen, die ſie erzählt, zu thun. Der wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſcher ſucht in dieſer Abſicht neue Quellen und Hülfsmittel der Geſchichte auf, berichtigt jedes unrichtig beſchriebene Faktum, jede falſch angegebene Jahreszahl, jeden unrichtig genannten Ort, jeden unrichtig angegebenen Namen einer handelnden Perſon. Als Geſchichtſchreiber erzählt er die Begebenheiten nicht nur nach der Zeit und dem Ort, wo ſie vorgefallen, ſondern er bemüht ſich auch, zu zeigen, wie jede Begebenheit entweder als Folge vorhergegangener Ereigniſſe, oder als Wirkung abſichtlich unternommener Handlungen, wieder andere Begebenheiten zur Folge gehabt hat, um ſo den Faden der Geſchichte vom Anfang an bis auf die jetzige Zeit fortzuführen. Der pragmatiſche Geſchichtſchreiber hingegen betrachtet die Geſchichte als ein großes Drama, welches das Menſchengeſchlecht auf dem Welttheater im Lauf der Zeiten aufgeführt hat. Er ſieht, wie der Knoten des Drama zwar langſam, und oft unterbrochen, ſeiner Entwickelung entgegen ſchreitet, und obſchon nach dem Ausſpruch des großen Dichters:

Das iſt die Lehre aller Menſchenſagen,
Und des Vergangnen ew'ge Wiederholung:
Erſt Freiheit und dann Ruhm, dann üpp'ger Reichthum,
Verderbniß, Laſter, Barbarei zuletzt.
So hat mit allen ihren großen Bänden
Die Weltgeſchichte eine Seite nur;

die nämlichen Scenen immer wiederkehren, doch Alles zur Verwirklichung des bisher blos in der Idee der Weiſen exiſtierenden Zuſtandes der Menſchheit hinſtrebt, in welchem die Lüge der Wahrheit, die Willkühr dem Recht, der Egoismus der Nächſtenliebe, die Politik der Moral Platz machen wird. So hat vorzüglich Herder die Geſchichte betrachtet, und ſein unſterbliches Werk: Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, muß Jedem, der es lieſt, ſtudiert und verſteht, die tröſtliche Hoffnung geben, daß das menſchliche Geſchlecht nicht beſtimmt iſt, ſich in einem ewigen Kreis herumzudrehen, ſondern daß eine Zeit kommen muß, wo es ſeine höhere Beſtimmung erkennen, und dieſer Erkenntniß gemäß handeln wird. Unverkennbar iſt die Menſchheit im Lauf der Jahrhunderte zu dieſem Ziel immer weiter fortgeſchritten, und wie oft auch bald da bald dort ein Stillſtand, ja ſelbſt ein Rückſchritt Statt gefunden hat, ſo war doch im Ganzen des Fortſchreitens mehr, als des Stillſtehens und des Rückſchreitens. In allen Epochen der Geſchichte ſind Männer aufgeſtanden, die jenes hohe Ziel deutlicher erkannt, und die Menſchheit derſelben mehr oder weniger näher gebracht haben. So im grauen Alterthum Zoroaſter, Konfucius, Moſes. So in Griechenland Lykurg, Solon, Pythagoras. So zur Zeit der fürchterlichen Römiſchen Weltherrſchaft der Stifter des, eine moraliſche Weltherrſchaft begründenden Chriſtenthums, ein verachteter

Jude, und der Sohn eines Zimmermanns. So in unſerer neuern Zeit Martin Luther, Friederich der Große, Waſhington, und noch mehrere Andere aus allen Ständen, Fürſten, Staatsmänner, Gelehrte, Künſtler. Dies ſind die Menſchen, welche die Geſchichte als Wohlthäter der Menſchheit preiſt, und wie tief eingreifend, und auf alle Zeiten fortdauernd wirkſam ihre Bemühungen geweſen, zeigt unſer jetziges Zeitalter, welches die hohe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Kultur, auf der es ſteht, dieſen Heroen unſeres Geſchlechts zu danken hat.

Unſtreitig hat in unſerm Zeitalter die Civiliſation eine Stufe erreicht, welche ſie weder im Mittelalter, noch im Alterthum, ſelbſt in den ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms, nie erreicht hat. Die Wiſſenſchaften ſind nicht mehr das ausſchließende Eigenthum der gelehrten Stände, wie vormals, ſie ſind ein allgemeines Gut der Geſellſchaft geworden, und ſelbſt unter dem Landvolk iſt die vormalige rohe Unwiſſenheit verſchwunden. Faſt jedes Dorf hat, wenigſtens in Deutſchland, jetzt ſeine eigene Schule, zur Bildung der Schullehrer ſind eigene Seminarien errichtet, und der Schulunterricht ſelbſt hat manche weſentliche Verbeſſerungen erhalten. In den Staaten ſind nicht nur die öffentlichen Unterrichtsanſtalten, von den Trivialſchulen bis zu den Gymnaſien und Univerſitäten herauf, jetzt ſo aneinander gereiht, daß nirgendwo eine Lücke iſt, ſondern es kommen auch immer mehrere Privatanſtalten auf, ſo daß ſchon jetzt kaum mehr etwas zu wünſchen übrig bleibt. — Nicht anders verhält es ſich auch mit dem Unterricht in den Künſten. Man lernt jetzt nicht mehr blos Leſen, Schreiben und Rechnen, man lernt auch Zeichnen und Malen, und ſelbſt das rohe Handwerk bildet ſich, beſonders ſeit der Errichtung politechniſcher Schulen, immer mehr zu einer Kunſt aus. Um ſich von dieſen Fortſchritten, beſonders in den mechaniſchen Künſten, zu überzeugen, darf man ſich nur an die vielfachen Erzeugniſſe der Induſtrie in den ſich mit jedem Jahr vermehrenden Fabriken, an die Einführung der Dampfſchiffe und der Eiſenbahnen erinnern, wodurch jene Erzeugniſſe mit Vogelſchnelligkeit von einem Lande zum andern verführt werden, und wer mag zweifeln, daß man bald noch auf hundert andere Erfindungen kommen wird, die noch größere bewundernswürdige Beweiſe von dieſen Fortſchritten geben werden!

Nicht geringere Fortſchritte, als in den Wiſſenſchaften und Künſten, hat die Menſchheit in unſerm Zeitalter auch in der Geſittung gemacht, und den Beweis liefert unſer ganzes geſelliges Leben. Man ſehe unſere jetzigen Fürſten, in dem ganzen chriſtlichen Europa findet ſich kaum noch einer unter ihnen, der in dem Wahn, als wären die Fürſten Weſen höherer Art, glaubt, daß ſeine Unterthanen nur um ſeinetwillen da ſeien, und daß er mit ihnen ſchalten und walten dürfe, wie es ihm beliebt. Man betrachte unſern jetzigen Adel, und man ſieht, daß die Adeligen ganz andere Menſchen geworden ſind, als ihre Vorfahren auf ihren Burgen, die Unwiſſenheit und Brutalität für Prärogativen ihres Standes hielten. Man betrachte unſere jetzigen Gelehrten, und man findet an ihnen ſelten mehr die vormaligen ſtolzen, ungeſchliffenen und unbeholfenen Pedanten, ſondern größtentheils beſcheidene, umgängliche, lebensluſtige Männer. Man ſehe die Beamten unſerer Zeit, von dem erſten Miniſter an bis zu dem letzten Kanzleiſchreiber, trifft man ſelten mehr bei einem den vormaligen beleidigenden Amtsſtolz an, ſie ſind durchaus höflicher, freundlicher, gefälliger geworden. Man ſehe endlich den Bürger unſerer Zeit in den Städten, und die Bauern auf dem Lande. So wie dort nicht blos der Handelſtand, nicht blos die Künſtler und Fabrikanten, ſondern auch die gemeinen Handwerker höflicher, beſcheidener, gehorſamer gegen die Obrigkeit, und ſelbſt in ihren Gelagen, wo ſich die Rohheit am offenſten ausſpricht, verträglicher und friedſamer geworden ſind, ſo iſt hier an die Stelle der vormaligen Plumpheit mehr Beweglichkeit und Gewandtheit, an die Stelle des vormaligen groben Bauernſtolzes mehr ſtädtiſche Höflichkeit, an die Stelle der oft bis zur Brutalität gegangenen Widerſpenſtigkeit mehr Gehorſam und Folgſamkeit getreten.

Nicht minder, als bei dem männlichen, hat auch bei dem weiblichen Geſchlecht im Ganzen die Geſittung in unſerm Zeitalter zugenommen. Mögen auch die hohen Tugenden der Römiſchen Matronen, und die liebenswürdigen Eigenſchaften der Griechiſchen Hetären gegenwärtig ſeltener wahrgenommen werden, ſo ſehen wir dagegen bei unſerer jetzigen weiblichen Welt mehr allgemeine ſittliche Bildung, und eine weitere Verbreitung derſelben in allen Ständen von den Höfen der Fürſten an bis zu den letzten Klaſſen der Stadtbewohnerinnen und den Bäuerinnen auf dem Lande. Kurz, in allen Ständen ſind unter beiden Geſchlechtern die Fortſchritte der Geſittung unverkennbar; die Menſchen ſind gefälliger gegen einander, verträglicher mit einander, und wenn auch nicht von Herzen, doch äußerlich wohlwollender gegen einander, und das geſellige Leben überhaupt freier, ſchöner, an Freuden reicher geworden.

Aber ſo erfreulich dieſe Lichtſeite der Civiliſation iſt, ſo unerfreulich iſt ihre Schattenſeite. Offenbar hat mit der Zunahme der Civiliſation auch der Hang zum ſinnlichen Wohlleben gleichen Schritt gehalten, und um ſich davon zu überzeugen, darf man nur unſere jetzige Zeit mit den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution vergleichen. Damals waren nicht nur die Hofhaltungen der Fürſten — verſteht ſich mit Ausnahmen — weniger koſtſpielig als jetzt, ſondern auch die Vornehmen und Reichen machten weniger Aufwand, und was die bürgerlichen Stände betrifft, ſo herrſchte bei ihnen mehr oder weniger noch die vormalige alterthümliche Frugalität, von einem Luxus, wie er jetzt auch in dem letztern herrſcht, hatte man damals keinen Begriff. Nur die Fürſten hatten ihre Schlöſſer, nur die Vornehmſten und Reichſten wohnten in großen, wohlmeublirten Häuſern. Nur die Vornehmſten und Reichſten kleideten ſich in Gold und Seide, umgaben ſich mit einer großen Dienerſchaft, und hielten eigene Equipagen; jetzt hat jeder Vornehme und Reiche eine Art von Pallaſt mit ſchönen und koſtbaren Meubeln ausgeſchmückt, jeder kleidet ſich in feines Tuch und koſtbare Stoffe, jeder hat ſeine zahlreiche Dienerſchaft, jeder ſeine eigenen mit ſchönen Pferden beſpannten Wagen, und ihrem Beiſpiel folgen mehr oder weniger auch die übrigen bürgerlichen Stände, die Gelehrten, die Kaufleute, die Gewerbsmänner, die Handwerker. Jeder will ein geräumiges, ſchön und modern meublirtes Haus bewohnen, und er baut und ſchmückt es ſich aus. Jeder will ſchön und reich gekleidet ſein, und er kleidet ſich ſchön und reich. Jeder will gut bedient ſein, und hält ſich zwei, drei und mehrere Dienſtboten. Jeder reiche Kaufmann fährt mit eigener Equipage, und gibt ſeinen Bedienten eine eigene Livree, die Aerzte, die ſonſt ihre Viſiten zu Fuß machten, machen ſie jetzt fahrend, und ſelbſt Schneider und andere Handwerker haben ihr eigenes Fuhrwerk, oder wenigſtens ihr Reitpferd. Wie ganz anders war dieß in frühern Zeiten! Sonſt machte ſich der Bürger blos an Neujahrstagen, an Sonn- und Feiertagen, einen guten Tag, jetzt geſchieht es faſt täglich, und auch andere Wochentage ſind jetzt blaue Montage. Jeder eilt, mit ſeinem Berufsgeſchäft fertig zu werden, um ſo bald wie möglich, zu ſeiner Kompagnie im Wirthshaus zu kommen; in ſeinen Feierſtunden mit ſeiner Familie zu leben iſt ihm eine Pein, er fühlt ſich nur wohl außer dem Haus, und dazu findet er bei der täglich zunehmenden Menge von Vergnügungsplätzen Gelegenheit genug. Der Hang, ſich zu zerſtreuen, der Widerwille gegen das Zuhauſebleiben iſt ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit, und es ſcheint wirklich eine eigene Angelegenheit der Obrigkeiten zu ſein, dieſen unſeligen Hang vielmehr zu befördern, als zu verhindern, indem ſie nicht nur beinahe einem Jeden, der einen neuen Vergnügungsplatz eröffnen will, die Erlaubniß dazu geben, ſondern auch öffentliche, Wochen lang dauernde Volksfeſte veranſtalten, von denen man früher nichts wußte. Welche Nachtheile dieſe Gelegenheitsmachereien zum ſinnlichen Wohlleben für die bürgerlichen Stände haben, iſt leicht einzuſehen. Die Luſt zu arbeiten geht verloren, die Arbeiten ſelbſt werden weniger gut verfertigt, die Lieferung der Arbeit geſchieht nicht mehr zur verſprochnen Zeit, der ſchlechte und lügneriſche Arbeiter verliert ſeine Kundſchaft, der Wohlhabende kommt in ſeinem Vermögen herunter, und der verarmte Bürger wird ſehr oft zugleich ein ſchlechter Bürger.

Aber wie auf der einen Seite Verarmung, ſo iſt auf der andern übermäßiger Reichthum die Frucht der Civiliſation. Um dem Hang zum ſinnlichen Wohlleben zu genügen, muß man die Mittel dazu haben, man muß reich zu werden ſuchen, und das Geld wird der Gott der Welt. Dieſem Gott huldigen nicht nur die Kaufleute, die eigentlichen Prieſter deſſelben, ſondern auch alle übrigen Stände, von den Fürſten und Großen an bis hinunter zu dem Landvolk und dem Taglöhner. Denn wornach trachten die Fürſten, wenn ſie Krieg führen, Handelsverträge ſchließen, die Anlegung ſo vieler Fabriken begünſtigen, und zur Förderung des Handels Eiſenbahnen und Flüſſe verbindende Kanäle anlegen laſſen, als nach Vermehrung der Staatseinkünfte? Wozu ſtudiert und ſchreibt der Gelehrte, wozu arbeitet der Künſtler und Handwerker, wozu baut der Bauer im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Feld, als um Geld zu erwerben? Alſo überall derſelbe Zweck, den der Kaufmann verfolgt, wenn er ſeine Güter dem ungetreuen Meere anvertraut. So iſt der Gelderwerb das allgemeine Loſungswort in der civiliſierten Welt. Aber je mehr Geld, und je mehr Mittel zum ſinnlichen Wohlleben, deſto größer der Hang zu demſelben, deſto größer die Begierde, es immer höher und höher zu ſteigern. Wie wenig bei dieſem ſtets tiefern Verſinken in das ſinnliche Leben das Höhere im Menſchen geachtet, wie vorzüglich nur der Verſtand, nicht auch die Vernunft ausgebildet wird, wie die Religioſität immer mehr aus der Welt verſchwindet, und, was die Folge davon iſt, bei ſo Vielen, die dieſen Mangel tiefer fühlen, die wahre Religioſität in Pietiſterei und Myſticismus ausartet, während daß Andere zu Religionsverräthern oder Religionsſpöttern werden, wie man keinen Unterſchied mehr zwiſchen Sittlichkeit und Geſittung macht, wie man die Scheinglückſeligkeit, nach welcher man jagt, für wahre Glückſeligkeit hält, die doch der höchſte Zweck der Civiliſation ſein ſoll, fällt Jedem, der ſich nur ein wenig in der civiliſirten Welt umſieht, klar in die Augen. Aber die große Frage iſt: wie iſt zu helfen? Daß die Civiliſation in ihrem Fortſchreiten nicht aufgehalten werden kann, iſt einleuchtend, denn dieß vermag keine menſchliche Macht. Allein vielleicht liegt in ihren Fortſchritten ſelbſt das Mittel, daß ſie zu jenem höhern Ziele führt. Schon der immer größere Verkehr der Völker mittelſt des ſich ſtets verbreitenden Handels, ihr Näherrücken an einander mittelſt der Dampfſchifffahrt und der Eiſenbahnen, die Verbrüderung derſelben mittelſt der erkannten Gleichheit ihrer Intereſſen, Alles dieſes muß ſie nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß ſie Freunde ſein müſſen, und wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Völker ſich als Freunde und Brüder anſehen und behandeln, wie wollte es wohl ein Fürſt anfangen, ſein Volk zu einem Kriege mit einem andern zu vermögen? Das Intereſſe des einen Volkes iſt auch das Intereſſe des andern, alle Völker würden ihr gemeinſames Intereſſe wahren, und ein Krieg des einen gegen das andere wäre ein unſinniges Beginnen ihrer Fürſten. So realiſierte ſich die Idee eines ewigen Friedens von ſelbſt, und welche unabſehbare Folgen würden ſich nicht an die Realiſierung dieſer Idee knüpfen, nicht allein in Hinſicht der materiellen Intereſſen, ſondern auch der moraliſchen?

Aber das Fortſchreiten der Civiliſation bahnt ſich noch in einer andern Hinſicht den Weg zu ihrem höhern Ziel. Je höher nämlich die Civiliſation ſteigt, je weiter ſie ſich in allen Klaſſen des Volks verbreitet, deſto mehr verliert ſich auch der Unterſchied der Stände. Jeder Stand wird aufgeklärter, jeder geſitteter, jeder fühlt ſeinen Werth im Staat immer mehr, und wenn ſich einmal der Handwerker in ſeiner Profeſſion eben ſo viel dünkt, als der Gelehrte in der ſeinigen, der ſubalterne Beamte im Bewußtſein ſeiner Tüchtigkeit ſich dem höher ſtehenden kühner gegenüberſtellt, und dieſer, unverblendet von ſeiner Würde, einſieht, daß er ohne jenen keine ſonderliche Rolle ſpielt, wenn auch ſchon der aufgeklärtere Landbauer erkennt, daß ſein Stand ein eben ſo ehrenwerther Stand iſt, als jeder andere, kurz, wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Vernunft über den Werth der menſchlichen Dinge entſcheidet, ſo kann es nicht fehlen, die Höhergeſtellten müſſen von ihrer uſurpierten Höhe herunterſteigen, ſie müſſen ihre eingebildeten Vorzüge gegen reellere zu vertauſchen ſuchen, und welche könnten dieſe wohl ſein, als die moraliſchen? Freilich können, bis es dahin kommt, noch Jahrhunderte hingehen, aber ich bin überzeugt, daß es einmal ſo weit kommen wird. Die Civiliſation muß dem Reich der Vernunft den Weg bahnen, denn das Reich der Vernunft iſt das Reich Gottes, und die Menſchheit hat entweder keine Beſtimmung, oder die Menſchen müſſen früher oder ſpäter Bürger in dem Reich Gottes werden, welches ſchon auf dieſer Welt beginnen muß, nicht erſt in einer künftigen.

Dieß bewirkt nach meiner Anſicht ſchon der Gang der Civiliſation ſelbſt. Aber auch die Regierungen können das ihrige dazu beitragen, und dies geſchieht vorzüglich durch Anordnung beſſerer Erziehungsanſtalten, und durch Einführung eines beſſern Unterrichts überhaupt, und insbeſondere in der Religion. Die Jugend lernt in den Schulen im Ganzen weit mehr, als ſie braucht, aber gerade das, was ſie am nöthigſten braucht, lernt ſie am wenigſten. Der Menſch iſt nicht zum Alleswiſſen, ſondern zum Rechthandeln beſtimmt, und recht handeln kann nur der Vernünftige, oder, was daſſelbe iſt, der religiöſe Menſch, denn die Vernunft iſt das Göttliche im Menſchen. Bisher war es vorzüglich der Verſtand, auf deſſen Ausbildung man ausging, und es iſt unläugbar, daß der Zweck bereits in hohem Grade erreicht worden. Aber auch die Vernunft hat nicht minder große, ja noch größere Anſprüche auf ihre Ausbildung, und zur Befriedigung dieſer Anſprüche iſt die bloſe Dreſſur zur Geſittung (denn die moraliſche Erziehung iſt heutzutage ſelten etwas mehr) nicht genug. Die Jugend muß auch früh genug zum Bewußtſein des Sittengeſetzes und zu einer innigen Achtung für daſſelbe gebracht werden, und dazu kann blos ein beſſerer Unterricht überhaupt, und insbeſondere in der Religion führen, das heißt in dem urſprünglich reinen Chriſtenthum, nicht in der darauf erbauten ſo genannten chriſtlichen Glaubenslehre, in welche es unter den Händen der Prieſter ausgeartet iſt. Freilich können die Regierungen zu dieſer Verbeſſerung des Religionsunterrichts nur indirekt wirken, und auch dazu werden ſie ſich ſchwerlich verſtehen, ſo lange ihnen die chriſtliche Glaubenslehre eben ſo zu einem Werkzeug der Politik dient, wie dem Clerus zur Behauptung ſeines Anſehens und ſeiner Macht über die Gemüther der Menſchen. Allein in dem Chriſtenthum liegt eine höhere Macht, als die Macht der Fürſten und Prieſter, und ſo gewiß einſt eine Zeit kommen wird, wo es als das, was es ſeinem Weſen nach iſt, als eine Vernunftreligion erkannt, und als ſolche allgemeine Weltreligion werden wird, ſo gewiß werden auch die Regierungen und ſelbſt die Prieſter thätige Beförderer dieſer heilbringenden Umwandlung werden. Die Fürſten nennen ſich die Stellvertreter Gottes auf Erden; ſoll dieſer Ausdruck einen Sinn haben, ſo müſſen ſie Gehülfen der Gottheit bei der Ausführung ihres Plans mit dem Menſchengeſchlecht ſein, welcher kein anderer iſt, als das Reich der Vernunft in die Welt einzuführen. Die Aufgabe der Fürſten kann daher keine andere ſein, als aus dem civiliſierten Staat einen ſittlichen zu machen, deſſen Genoſſen nicht blos Bürger, ſondern auch Menſchen ſind. Freilich iſt ein ſolcher ſittlicher Staat eine Idee, welche dem erſten Anſehen nach eben ſo unausführbar zu ſein ſcheint, als die Idee eines ewigen Friedens. Allein wenn es wahr iſt, was Fichte ſagt, daß das Streben aller Regierung dahin gehen muß, alle Regierung überflüſſig zu machen, ſo iſt die Civiliſierung der Staatsgenoſſen blos Mittel zum Zweck, der Zweck ſelbſt iſt die Sittlichkeit derſelben. Der Menſch, wenn er das werden und ſein ſoll, was er allein im Staat werden kann, ein Menſch im vollen Sinne des Worts, muß ſich zu einem ſittlichen, d. h. ſich nach dem Vernunftgeſetz frei beſtimmenden Weſen, ausbilden. Iſt er das nicht, und ſo lange er es nicht iſt, iſt er ein Kunſtmenſch, ein menſchliches Thier, das eben ſo dem Zwang des Geſetzes, wie das vernunftloſe Thier ſeinem Inſtinkt, folgt. Nur als ein ſittliches Weſen kann der Menſch ein echter Staatsbürger ſein. Denn nun iſt es nicht mehr der äußere Zwang des Geſetzes, es iſt der aufgeſchloſſene innere Sinn für den Zweck des Staates, der innere freie Antrieb, was ihn zum Gehorſam gegen das Geſetz beſtimmt. Es dahin zu bringen, iſt allerdings eine ſchwere Aufgabe, und bis ſie gelöſt wird, können noch Jahrhunderte, ja Jahrtauſende hingehen. Aber es iſt genug, wenn die Menſchheit dieſem Ziel nur immer näher rückt, und daß dies wirklich der Fall iſt, daran kann nur der zweifeln, der keinen Begriff von der Menſchheit, und ihrer höhern Beſtimmung hat.

Ich bin weit entfernt, den Regierungen einen Vorwurf zu machen, daß ſie für das Wohl der Staatsbürger durch eine immer höher getriebene Civiliſierung derſelben ſorgen, denn nur in einem civiliſierten Staat iſt wahre ſittliche Bildung möglich. Ich tadle nur, daß ſie darüber vergeſſen, ſie befördern blos Scheinglückſeligkeit, nicht wahre Glückſeligkeit. Wahre Glückſeligkeit kann nur die Frucht der ſittlichen Ausbildung der Vernunft ſein. Fehlt es an dieſer, ſo mag die Civiliſation eine Höhe erreichen, welche ſie will, ſo lange die Haupttendenz derſelben, wie bisher, Vervielfältigung und Erhöhung der Mittel zum ſinnlichen Wohlbefinden bleibt, kann von wahrer Glückſeligkeit nicht die Rede ſein. Es iſt blos Scheinglückſeligkeit, die dadurch befördert wird, und die den Namen wahrer Glückſeligkeit um ſo weniger verdient, da ſie kein Gemeingut der civiliſierten Welt werden kann. Nur die Kinder des Glücks können ſich in den Beſitz der durch die Civiliſation herbeigeführten Mittel zum ſinnlichen Wohlleben ſetzen. Aber auch die vom Glück minder begünſtigten Menſchen wollen genießen, wie jene; ſie können es nicht, weil ihnen die Mittel dazu fehlen, ſie fühlen ſich daher unglücklich, und um ſo unglücklicher, je mehr ſie Genüſſe kennen lernen, welche ſie ſich aus Mangel an den Mitteln dazu verſagen müſſen. Nur der vernünftige Menſch begnügt ſich mit dem Nothwendigen, und auch im vollen Beſitz aller Mittel zum ſinnlichen Wohlleben weiß er ſich zu mäßigen. Dafür aber genießt er um ſo mehr ſich ſelbſt, ſein Wohlbefinden hängt nicht von ſeiner äußern Lage ab, die Quelle, aus der es entſpringt, hat er in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſein ſeines moraliſchen Werths, und dieſe innere Quelle fließt immer gleich reichlich, ſeine äußern Verhältniſſe mögen ſein, welche ſie wollen. Daher genießt er auch eines Wohlbefindens, das kein äußerer Zufall trüben, das keine unbefriedigte Leidenſchaft ſtören kann, das an keinen Stand gebunden iſt, das auch dem Taglöhner zu Theil wird, wenn er hat, was er zu ſeiner Leibesnahrung und Nothdurft bedarf, und ſelbſt dem Bettler, der von den Broſamen lebt, die von den Tiſchen der Herren fallen. Welch eine andere Welt würde die civiliſierte Welt ſein, wenn nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft in ihr herrſchte! Die Vernunft verbietet die ſinnlichen Genüſſe nicht, ſie gebietet ſie vielmehr, weil der Menſch kein rein-vernünftiges, ſondern ein ſinnlich-vernünftiges Weſen iſt. Sie verlangt nicht, daß die Menſchen wieder in den Naturzuſtand zurückkehren, und den Früchten der

Civiliſation entſagen ſollen, ſie verlangt blos, daß ſie im Genuß derſelben Maß halten, denn das Geſetz der Vernunft iſt Maß. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt leben ſoll, wie ſeine Unterthanen, der Vornehme und Reiche, wie der Geringe und Arme, der Stadtbewohner, wie der Landbewohner, ſie erkennt vielmehr den Unterſchied der Stände als nothwendig und nützlich an, aber ſie verlangt, daß alle Stände auf gleiche Weiſe geachtet, keiner dem andern vorgezogen, keiner auf Koſten des andern begünſtigt werde. Sie verlangt nicht, daß eine Gleichheit des Vermögens eingeführt werde, denn das iſt unmöglich, aber ſie verlangt, daß es keinem Staatsgenoſſen an dem Nothwendigen zu ſeinem Lebensunterhalt fehle, denn darauf hat jeder Staatsgenoſſe gerechten Anſpruch als Menſch, und es iſt eine der heiligſten Pflichten der Regierungen, dafür zu ſorgen, nicht durch Anweiſung der Armen an die Mildthätigkeit der Wohlhabenden, ſondern durch Anſtalten zur Verminderung der Armuth ſelbſt. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt keinen glänzenden Hof um ſich habe, keinen großen prächtigen Pallaſt bewohne, keine köſtliche Tafel halte, und nicht auch in ſeinen Beluſtigungen, und in den Feſten, die er gibt, ſeine Würde behaupte, ſie verlangt nicht, daß der hohe, den Thron umgebende Adel es dem Fürſten nicht nachthue, daß der Reiche in ſeinem Aufwand ſich dem Adel nicht gleichſtelle, aber ſie verlangt, daß der Fürſt die Staatseinkünfte nicht zu ſeinen Liebhabereien verſchwende, und nicht vergeſſe, daß er blos der Verwalter derſelben iſt, und daß der Adelige und Reiche in ſeinem Aufwand nicht die gehörigen Grenzen überſchreite; ſie verlangt, daß ſie von ihrem Ueberfluß die Dürftigen unterſtützen, zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Armenanſtalten beitragen, und, was eine Hauptſache iſt, in ihrer freiwilligen Frugalität den Geringen und Armen das Beiſpiel geben, daß man auch bei großem Reichthum mäßig ſein könne, damit ſie ihre erzwungene Frugalität deſto leichter ertragen lernen. Denn was macht eigentlich die Armen unglücklich? Nicht die Armuth an ſich, in die man ſich findet, wenn man nur nicht an dem ſchlechterdings unentbehrlichen Mangel leidet, ſondern der Neid auf die Vornehmen und Reichen, deren Aufwand ihnen Hohn ſpricht, ſie gegen ſie erbittert, und geneigt macht, wo es dazu Gelegenheit gibt, ihren Haß gegen ſie auszulaſſen, jedem Aufwiegler, der ihnen ein beſſeres Schickſal verſpricht, anzuhängen, und ihnen zur Ausführung ihrer Plane die

Hände zu bieten. Dies zeigt die Geſchichte aller Revolutionen, und es iſt ein großer Irrthum der Regierungen, wenn ſie glauben, daß. um Revolutionen zu verhindern, Alles gethan ſei, wenn ſie der Urheber derſelben habhaft geworden, und während ſie dieſe einſperren und beſtrafen, Andere von ähnlichen Verſuchen abzuſchrecken hoffen, indem ſie die Preſſe beſchränken, alle verdächtige Bücher verbieten, die Zeitungen und Journale einer immer ſtrengern Cenſur unterwerfen, und ihre Spione ausſchicken, um Jeden, der irgend einen Verdacht böslicher Geſinnungen gegen die Regierung erregt, bei'm Kopf zu nehmen. Dieſe Maßregeln ſind blos Palliativmittel. Sie unterdrücken zwar den Ausbruch den Uebels, aber ſie helfen ihm nicht ab, ſie beſchleunigen vielmehr ſeinen Ausbruch, weil ſie gegen die Regierung erbittern. Nur Zufriedenheit mit der Regierung, Zufriedenheit des ganzen Volks, beugt dem Uebel gründlich vor, und es bedarf jener Palliativmittel nicht. Aber wodurch erwerben ſich die Regierungen dieſe allgemeine Zufriedenheit? Nicht durch Konſtitutionen, welche die Fürſten ihren Völkern aus Gnaden geben, nicht durch Abhaltung von Landtagen, auf welchen die Majorität nach dem Willen der Regierung ſtimmt, nicht durch eine immer weitere Verbreitung einer ſchimmernden, Licht lügenden Aufklärung unter dem Volk, welche daſſelbe nur anmaßend und übermüthig macht, nicht durch unbegrenzte Beförderung der Induſtrie und des Handels, wobei nur die Fabrikanten und Kaufleute reich werden, das Volk aber, zu immer größerem Luxus dadurch verleitet, verarmt, und mit der Verarmung zugleich demoraliſiert wird, ſondern durch ein gutes Regiment, an deſſen Spitze ein weiſer, wohlgeſinnter und willenskräftiger Fürſt ſteht. Sei die Konſtitution eines Staates ſo gut, als ſie will, die Organiſation deſſelben von oben bis unten ſo trefflich, als ſie will, die Hauptperſon iſt und bleibt immer der Regent. Er iſt die Seele des Staates, die ihn trägt und regt, aber nicht dadurch, daß er. worein ſo viele Fürſten ihren höchſten Ruhm ſetzen, ſelbſt regiert, ſondern dadurch, daß er die Männer, durch welche er regiert, gehörig zu wählen, und jeden an ſeinen rechten Platz zu ſtellen weiß, daß er die Würdigkeit zur Anſtellung im Staatsdienſt nicht nach den heuchleriſchen Huldigungen, die ſeiner Perſon dargebracht werden, ſondern nach dem Werth der Individuen bemißt, die ſich darum bewerben, daß er ſich nicht den Ariſtokraten, die ihm das Volk als den Feind der Fürſten darſtellen, und der Prieſterſchaft, die es als für durchaus verderben ausſchreit, hingibt, ſondern ſich mehr auf die Treue deſſelben, als auf die Treue der Ariſtokraten und auf die Redlichkeit der Prieſter verläßt, daß er überhaupt keinen Stand dem andern vorzieht, daß er ſich nicht mit Günſtlingen umgibt, die nicht ſeinen, ſondern ihren Vortheil ſuchen, daß er keinem ihn zum Gott erhebenden Schmeichler Zutritt zu ſich geſtattet, keinem phantaſtiſchen, von Volksbeglückung und Glanzerhöhung der Krone faſelnden Projektenmacher Gehör gibt, ſondern überall ſelbſt ſieht, jeden ſeiner Unterthanen mit eben der Aufmerkſamkeit, wie ſeine höchſten Staatsbeamten, anhört, und nicht verſchmäht, auch aus gemeinem Mund Wahrheit zu vernehmen, kurz, wenn er ein eben ſo gütiger, als weiſer und gerechter Fürſt iſt. So gedeiht nicht nur der Staat freudig unter ſeinem Zepter, und unter allen Klaſſen des Volks herrſcht vollkommene Zufriedenheit, ſondern er ſtellt ſich auch als Muſter für alle Klaſſen des Volks auf, vom Hofmann und Miniſter an bis hinunter zum Landbauer und Taglöhner. Durch Erfahrung belehrt, daß nur Rechtſchaffenheit und wahres Verdienſt vor ihm gilt, wird nicht leicht Jemand Scheinverdienſt vor ihm geltend machen wollen, nicht leicht Jemand, ohne ſich ſeiner Würdigkeit bewußt zu ſein, ſich um ein Amt oder eine Ehrenſtelle bewerben, nicht leicht Jemand über Andere herrſchen wollen, die ſich nicht, ſeine Ueberlegenheit anerkennend, ſeiner Herrſchaft freiwillig unterwerfen. Der Staat, von einem ſolchen Fürſten regiert, iſt kein blos ſo genannter, ſondern ein wahrer Organismus, gleich dem geſunden menſchlichen, in welchem jeder einzelne Theil ſeine gehörige Stelle einnimmt, jeder wirkt, wie er ſeiner Beſtimmung gemäß ſoll, und die Seele, die ihn belebt, durch keine krankhafte Verſtimmung weder des Ganzen, noch eines einzelnen Theiles, in ihrer freien kräftigen Thätigkeit gehemmt wird. Schon jetzt gibt es ſolche Fürſten, und wenn in der Folge, was leider bisher ſelten der Fall war, auch die Fürſtenkinder beſſer erzogen, und vorzüglich in dem, was zu ihrer hohen Beſtimmung gehört, unterrichtet werden, wird es ihrer noch mehr geben. Machen dann ſolche Fürſten die Mehrzahl aus, ſo wird, wie in das Volksleben, auch in die Politik mehr Moralität kommen. Wie der Egoismus der Völker, wird auch der Egoismus der Fürſten verſchwinden. Die Völker werden gleich Brüdern neben einander wohnen, die Fürſten werden Koſmopoliten werden, die Kriege werden aufhören, der ewige Friede wird kommen.

das goldene Zeitalter wird auch in der civiliſirten Welt wiederkehren.

Freilich können, wie ſchon geſagt, noch Jahrhunderte hingehen, bis es ſo weit kommt, aber daß dieſe Ausſicht kein leerer Traum iſt, zeigen die Fortſchritte, welche die geiſtige und ſittliche Kultur bereits gemacht hat, unwiderſprechlich, und was ſo weit vorgeſchritten iſt, kann nicht mehr zurückſchreiten. Es werden keine wilden Barbaren mehr in Europa eindringen, oder wenn ſie es verſuchen ſollten, wird es ihnen nicht gelingen, ſich feſtzuſetzen, unſere tapfern Armeen würden ſie alsbald in ihre heimathlichen Steppen zurückſchlagen. Es wird nie in Europa ein aſiatiſcher Deſpotiſmus aufkommen, und wenn, wie wir es noch in unſern Zeiten geſehen haben, auch in der Folge Eroberer auftreten ſollten, die ungewitzigt durch das Schickſal ihrer Vorgänger, auf Gründung von Univerſalmonarchien ausgehen, ſo werden ſie doch keine Attila's und Dſchengis-Chane ſein. Wie jetzt ſchon die meiſten europäiſchen Staaten konſtitutionelle Monarchien ſind, ſo werden es früher oder ſpäter alle werden, weil die Einführung konſtitutioneller Verfaſſungen die unausbleibliche Folge der Civiliſation iſt. -Es werden zwar auch in den konſtitutionellen Monarchien nicht immer weiſe und gute Fürſten den Thron zieren, es werden ihn auch ſelbſtſüchtige und deſpotiſch geſinnte beſteigen, welchen die Konſtitution eine verhaßte Feſſel iſt, aber ſchwerlich wird es einer wagen, die Konſtitution aufzuheben, er wird ſie blos zu untergraben verſuchen, und auch dieſe Verſuche werden um ſo weniger gelingen, je mehr die Konſtitutionen ſelbſt ſich mit der fortſchreitenden Civiliſation immer weiter ausbilden und befeſtigen werden. Was ſolche Fürſten nicht ſind, das müſſen ſie wenigſtens ſcheinen, und wie ſie, dieſen Schein zu behaupten, gezwungen ſind, der Konſtitution gemäß zu regieren, ſo werden auch ihre Gehülfen in der Regierung, ihre Miniſter und Räthe, ſich wohl hüten, ihnen die Hände zu Schritten zu bieten, welche für ſie eben ſo gewagt und gefährlich ſind, als für die Fürſten. — Auf den Gerichtsbänken werden zwar, wie bisher, nicht lauter gerechte Richter ſitzen, aber mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung, indem ſie der Chikane, und der Mißdeutung und Verdrehung der Geſetze weniger Raum geſtatten wird, werden auch die Richter ſelbſt beſſer, und ihre Erkenntniſſe gerechter werden. — Die Theologen werden zwar zur Aufrechthaltung ihres prieſterlichen Anſehens und ihrer Macht über die Gemüther der Menſchen an ihrem Dogmenſyſtem feſthalten, wie immer, aber ſeit man die Heiden nicht mehr mit dem Schwert bekehrt, und die Ketzer nicht mehr auf Scheiterhaufen verbrennt, werden je länger je mehr Bekämpfer deſſelben auftreten, bis es endlich dem urſprünglichen reinen Chriſtenthum, an deſſen Stelle es getreten, Platz macht. — Unter den Aerzten wird es zwar auch in der Folge nicht an Homöopathen, Geiſterſehern und Teufelaustreibern, und andern dergleichen Narren fehlen, aber die Mehrzahl wird ſich am Krankenbette bilden, und, keinem am Schreibtiſch ausgeheckten Syſtem huldigend, das Heil der Medizin allein in den an demſelben gemachten, und zu ſicher leitenden Grundſätzen und Maximen des Handelns benutzten Erfahrungen ſuchen und finden. — Unter den Philoſophen endlich werden zwar noch Manche auftreten, welche die überſinnliche Welt zum Gegenſtand ihres Philoſophierens machen, und ihre metaphyſiſchen Hirngeſpinnſte für die tiefſte Erkenntniß, für das höchſte Wiſſen halten und ausgeben, aber dieſer ſpekulativen Philoſophen werden immer weniger werden, je mehr man lernen wird, die Vernunft bei'm Philoſophieren vernünftiger zu gebrauchen, und je mehr zu hoffen iſt, daß das Schickſal aller bisher aufgeſtellten ſpekulativen Syſteme, der Untergang des einen nach dem andern, von ähnlichen Verſuchen abſchrecken, und zu der Erkenntniß führen wird, daß die Philoſophie vom Himmel, zu welchem ſie ſich verſtiegen, wieder zur Erde zurückkehren muß, wenn ſie fruchtbar für das Leben, und ihr Einfluß auf Staatenregierung, Geſetzgebung, Erziehung und wahre Volksaufklärung heilbringend ſein ſoll. So werden ſich überall die Früchte unſerer bereits ſo ſchön begonnenen und immer weiter fortſchreitenden Civiliſation immer deutlicher zeigen, es wird kein finſteres Mittelalter, ſo ſehr es auch blinde Verehrer deſſelben zurückwünſchen, und Manche es zurückzubringen trachten, wiederkehren, es wird keine Zeit der Barbarei wiederkommen, die Menſchen werden immer vernünftiger werden, und Licht und Recht wird früher oder ſpäter die allgemeine Loſung in der civiliſirten Welt ſein.

Dies ſind die Reſultate meiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien, und wer, der Achtung vor der Würde der Menſchheit hat, und ſie liebt, möchte ſie wohl für leere Träume halten? Der Zuſtand der Menſchheit unter der Herrſchaft der Vernunft iſt ihr natürlicher Zuſtand, eben ſo natürlich als der Zuſtand der Thierwelt unter der

Herrſchaft des Inſtinkts. Daß die Menſchheit dieſem Zuſtand entgegen ſchreitet, zeigt die Geſchichte unwiderſprechlich, und wenn irgend etwas den Geiſt des Menſchen erheben, und ſein Herz erfreuen kann, ſo iſt es dieſe Ausſicht in die Zukunft. Daher war das Studium der Geſchichte, welche dieſe Ausſicht eröffnet, nebſt dem Studium der menſchlichen Natur, deſſen Reſultat mit dem Reſultat des Studiums der Geſchichte daſſelbe iſt, von jeher mein Lieblingsſtudium. Ihm widmete ich, ſo lange ich praktiſcher Arzt war, meine meiſten müßigen Stunden, und ſeitdem ich es nicht mehr bin, iſt das Leſen der die Geſchichte in jenem Geiſt bearbeitenden Hiſtoriker, wie Gibbon, Rotteck, Schneller, Raumer, und vor allen Herder, der Hauptgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigung. Beinahe den ganzen Winter hindurch trieb ich nichts anders, und erſt im Frühjahr fand ich nöthig, eine Pauſe zu machen.

Ich befand mich nämlich während des ganzen Winters geiſtig und körperlich wohl, doch fühlte ich, daß ich, früher an ein bewegteres Leben gewöhnt, zu viel geſeſſen hatte, und um den weiteren übeln Folgen einer ſitzenden Lebensart zu begegnen, nahm ich mir vor, gleich nach dem Eintritt der beſſern Witterung mir mehr Bewegung zu machen, und wenigſtens alle ernſtere Studien eine Zeit lang aufzugeben. Ich ging daher täglich ſpazieren, oft ſtundenlang, benutzte dieſe Spaziergänge von Zeit zu Zeit zu Beſuchen bei den Geiſtlichen in der Umgegend, die ich in Nördlingen, wo ich mit ihnen und ihren Frauen öfter in Geſellſchaft zuſammenkam, als gebildete und wackere Männer hatte kennen lernen, und zu Hauſe wandte ich mich wieder zu meinen alten Lieblingsdichtern, die ich nun mit eben dem Intereſſe als Greis las, mit welchem ich ſie in meinen jüngern Jahren geleſen hatte. Sie unterhielten mich, ſie erheiterten mich, ja ſie machten mich wieder jünger, indem ſie mich in die Zeiten verſetzten, wo ſie mir waren, was andern die Muſik iſt, und eine Zuflucht, wenn mich amtliche Verdrüßlichkeiten oder Unannehmlichkeiten anderer Art in üble Laune verſetzen wollten. Vorzüglich war es Arioſt, an den ich mich bei ſolchen Fällen wandte, ich durfte nur ein Paar Geſänge in ſeinem raſenden Roland leſen, und ſogleich war Alles wieder gut. Jetzt las ich vorzüglich die hiſtoriſchen Dramen Shakſpeares, und wenn ich ihn in meinen frühern Jahren als den größten Dramatiker aller Zeiten bewunderte, ſo bewunderte ich jetzt, da ich ſelbſt die Menſchen beſſer kennen gelernt hatte, an ihm den großen Kenner des menſchlichen Herzens, in deſſen Innerſtes vielleicht Keiner ſo tief geblickt hat, wie er.

Ich habe nun mein neunundſiebzigſtes Lebensjahr angetreten, und ich glaube nicht, daß mir in dieſem hohen Alter noch etwas begegnen werde, was zu erzählen der Mühe werth wäre. Ich ſchließe daher meine Selbſtbiographie, und füge dem bisher Erzählten noch einige Bemerkungen über mich bei, die zur nähern Kenntniß meiner Individualität dienen mögen. Der Menſch mag in der Welt ſein, was er will, ein Landbauer, ein Handwerker, ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Regent, die Hauptfrage iſt immer: was iſt er, was war er als Menſch? Die Beantwortung dieſer Frage iſt die Hauptaufgabe, welche der Selbſtbiograph zu löſen hat, und ſo will ich denn mich dieſer Obliegenheit nicht entziehen, ob ich ſchon weiß, daß die Beantwortung der Frage nicht ganz zu meinem Vortheil ausfallen wird.

Als der Sohn in beſchränktem Wohlſtand lebender, und an eine einfache Lebensart gewöhnter Aeltern, wurde ich auch von ihnen zu der gleichen Lebensart erzogen, was um ſo leichter war, da ich meine frühern Kinderjahre in dem großälterlichen Haus auf dem Lande zubrachte, wo die Lebensweiſe noch einfacher war als in dem älterlichen. So wurde ich ſchon in meiner zarteſten Kindheit zur Mäßigung in allen Arten ſinnlicher Genüſſe gewöhnt, und nachdem ich ſchon als ein zwölfjähriger Knabe als Zögling in die vormalige Militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde eingetreten war, ſo wurde ich bei der in derſelben eingeführten Lebensweiſe nicht nur bei der gewohnten Mäßigung erhalten, ſondern die Angewohnheit an dieſelbe wurzelte noch feſter, da es in dem Inſtitute durchaus an Verſuchungen zur Unmäßigkeit fehlte. Dieſelbe einfache Lebensweiſe ſetzte ich auch nach Verlegung der Pflanzſchule nach Stuttgart, wo ſie zur Militärakademie geworden, auf gleiche Weiſe fort, und als ich die Akademie in meinem einundzwanzigſten Jahr verließ, war ſie mir ſo zur Gewohnheit geworden, daß mich nur ſehr ſtarke Anreizungen zu Exceſſen verleiten konnten. Freilich fehlte es nach meinem Eintritt in das öffentliche Leben an ſolchen Anreizungen nicht, und ich kann nicht läugnen, daß ich ihnen öfters nicht zu widerſtehen vermochte. Allein weil mir beinahe jeder Exceß, den ich beging, eben weil ich nicht daran gewöhnt war, übel bekam, ſo fürchtete ich mich vor neuen, und ließ mich deßwegen ſeltner dazu verleiten. Der Hauptexceß, den ich beging, war, daß ich zuweilen einige Gläſer Wein zu viel trank; allein daß das Trinken bei mir nicht, wie bei ſo vielen jungen Männern der damaligen Zeit, zur Leidenſchaft wurde, hatte ich eben meiner von der früheſten Jugend an gewohnten Mäßigkeit zu danken, die Mäßigkeit war Regel, der Exceß Ausnahme, und wenn ich auch zuweilen einige Gläſer zuviel trank, ſo geſchah es immer in Geſellſchaft mit Freunden, für mich allein trank ich nie, denn nur unter Freunden fühlte ich, daß der Wein das Herz erfreut. — Noch weniger, als der Wein, verleitete mich ein wohlbeſetzter guter Tiſch, von meiner gewohnten Mäßigung abzuweichen. Ich war zwar gern zu Gaſt in Häuſern, wo man gut aß und trank, aber immer freute mich die Geſellſchaft mehr, als das gute Eſſen und Trinken, und ich erinnere mich nur weniger Fälle, wo ich mir bei einem Gaſtmahl eine Indigeſtion zugezogen hätte. Dieſe Mäßigung war die Folge meiner Erziehung, und ich bilde mir darauf eben ſo wenig ein, als auf meine Enthaltſamkeit in Rückſicht auf die Freuden der Liebe, welche ich vor meiner Verheirathung nie genoſſen hatte. Es iſt nicht meine moraliſche Kraft, welcher ich Beides zu danken habe, es ſind meine Aeltern und Großältern, und mein eilfjähriger Aufenthalt in der Karls-Akademie, denen ich dafür Dank ſchuldig bin.

Gleichen Dank bin ich auch meinen Aeltern und Großältern und der Karls-Akademie, und letzterer vorzüglich, für die Gewöhnung an Ordnung ſchuldig, welche mir ebenfalls zur andern Natur geworden, und beſonders als praktiſchem Arzt zu Statten gekommen iſt. Von meiner früheſten Jugend an gewohnt, immer früh aufzuſtehen, und früh zu Bett zu gehen, blieb ich auch bis in mein hohes Alter dieſer Gewohnheit getreu. So kam ich jeden Tag zur gehörigen Zeit an meine Geſchäfte, ſo konnte ich in der Nacht von denſelben gehörig ausruhen, um ſie am folgenden Tag mit erneuter Kraft fortzuſetzen; dadurch gewann ich nicht nur Zeit genug dazu, ſondern ich konnte ſie auch, eben weil ich weniger Eile hatte, deſto beſſer beſorgen. Wie ich als Zögling der Karls-Akademie im Sommer immer früh um ſieben, im Winter um acht Uhr meine Hörſäle beſuchte, ſo fing ich auch als praktiſcher Arzt um dieſelbe Zeit meine Krankenbeſuche an, und ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht mit denſelben fertig geworden wäre, oder um fertig zu werden, einen Kranken hätte verſäumen müſſen. Darüber kann ich mich auf das Zeugniß aller Familien berufen, deren Hausarzt ich war, in Ludwigsburg, in Würzburg und in Nürnberg. — Aber ein Anderes iſt es, die Kranken gehörig beſuchen, und keine verſäumen, ein Anderes, ſie mit Luſt und Liebe behandeln, und hier muß ich nun geſtehen, daß ich nicht immer das Lob verdient habe, welches mir meine Kranken gaben. Ich gab mir zwar alle Mühe bei ihrer Behandlung, ich beſuchte ſie auch in leichtern Krankheitsfällen fleißig, und in bedeutendern täglich zwei auch dreimal, und mit Vergnügen ſah ich, daß ſie die Mühe, die ich mir mit ihnen gab, dankbar erkannten. Aber um ſo weniger war ich mit mir ſelbſt zufrieden. Die meiſten Kuren gelangen mir zwar, aber gewöhnlich waren die Krankheiten, die ich glücklich heilte, Krankheiten leichterer Art, welche, auch ſich ſelbſt überlaſſen, eben ſo glücklich vorüber gegangen wären. Dagegen ſpotteten ſchwerere Krankheiten deſto öfter meiner Kunſt, und weil ich glaubte, meine Aufgabe ſei, auch von dieſen, die nicht entſchieden unheilbar ſind, zu heilen, ſo ſetzte mich jeder Todesfall in die peinlichſte Stimmung, die ich nicht wieder los werden konnte, bis mir eine bedeutende Kur gelungen war. So faßte ich zwar wieder neuen Muth, zumal wenn, wie es öfter geſchah, auf eine mißlungene Kur mehrere glückliche folgten; aber ſo oft dieſe glücklichen Kuren durch eine oder ein Paar unglückliche unterbrochen wurden, erneuerte ſich auch jene peinliche Stimmung wieder, und ſo konnte ich denn meines ärztlichen Lebens nie ganz froh werden. Ich ſagte mir zwar immer, daß auch den geſchickteſten und erfahrenſten Aerzten Kranke genug ſterben, daß der Arzt, wenn ihm ein Kranker ſtirbt, ſich mit dem Bewußtſein tröſten kann, nichts bei demſelben verſäumt zu haben, daß an dem Mißlingen vieler Kuren nicht der Arzt, ſondern die Kranken, indem ſie ſeine Verordnungen nicht genau befolgen, Schuld ſeien, daß endlich die Heilkunſt ſelbſt noch viel zu unvollkommen ſei, als daß der Arzt am Krankenbette ſeiner Sache überall gewiß ſein, und mit Sicherheit handeln könne. Allein dieſe Unvollkommenheit der Heilkunſt war es eben, was mir die ärztliche Praxis verdrüßlich machte. Ich ſah, daß ich mich einer Kunſt gewidmet hatte, in welcher ich nie vollkommener Meiſter zu werden hoffen könne. So oft ich einen Kranken verlor, bereute ich es, mich ihr gewidmet zu haben, und obſchon meine gelungenen Kuren mich immer wieder ermuthigten, ſo blieb mir doch ſtets der Zweifel, ob ich ſie nicht vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken gehabt, ein Zweifel deſſen ich um ſo weniger Meiſter werden konnte, da ich ſah, daß ſo viele

Aerzte von geringerem Talent, von weniger Kenntniſſen und von beſchränkterer Erfahrung, ja ſogar Quackſalber nicht ſelten deſſelben Glücks ſich zu erfreuen haben. Indeſſen war ich einmal praktiſcher Arzt, ich konnte nichts andres mehr ergreifen. Ich prakticierte daher fort, aber ich that es nicht aus Luſt und Liebe ſondern aus Pflicht, und was mir die Erfüllung dieſer Pflicht erleichterte, war das Vertrauen, welches die Kranken in mich ſetzten, und welches ich um ſo höher anſchlug, da ich mich für überzeugt hielt, daß ich das Gelingen vieler meiner Kuren dieſem Vertrauen zu danken habe. Denn das Vertrauen zu dem Arzt macht Muth und der Muth iſt eine Univerſalarzenei, wenn es irgend eine giebt.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Mißſtimmung, in welche mich mein ärztliches Leben ſo oft verſetzte, mich auch im geſelligen Leben nie ganz verließ. Ich konnte zwar in Geſellſchaften ſehr heiter ſein, und man ſah mich gern in ihnen, weil ich reich an Anekdoten war, die ich zum beſten gab, und auch manches Andere, theils aus meiner Lektüre, theils aus meiner Welterfahrung wußte, deſſen Mittheilung der Geſellſchaft Vergnügen machte. Allein ich durfte nur einen oder ein Paar ſchwere Kranke in der Behandlung haben, ſo brachte ich eine verdrüßliche Stimmung in die Geſellſchaft mit, und weil dieſes öfters geſchah, und ich überhaupt von Natur ſtill, in mich gekehrt, mehr in meinem Innern, als nach außen beſchäftigt, und von meiner frühern Erziehung her etwas ſchüchtern war, ſo war ich im Ganzen kein angenehmer Geſellſchafter, ja Viele, die mich nicht näher kannten, hielten mich für einen unfreundlichen, untheilnehmenden, ſtolzen Menſchen. Freilich konnte ich den Leuten nicht ſo ſchmeicheln, wie es ihre Eitelkeit verlangt, und wie man es beſonders an den Aerzten gewohnt iſt, denn das war mir weder von der Natur gegeben, noch achtete ich auch, mir meiner eigenen Mängel bewußt, die Menſchen ſo hoch, daß ich ihnen hätte ſonderlich ſchön thun können. So ſchön thun können ihnen nur diejenigen, die ſie gewöhnlich nur im Sonntagshabit ſehen, der Arzt hingegen, der ſie auch im Schlafrock ſieht, weiß beſſer was an ihnen iſt, und wenn ihnen die meiſten Aerzte gleichwohl mehr Achtung und Verehrung bezeigen, als ſie verdienen, ſo ſind ſie entweder Heuchler, oder ſie thun ihnen ſchön in der Hoffnung, deſto reichlicher von ihnen bezahlt zu werden. Aber Begierde nach Reichthum war nie meine Sache, und deswegen beneidete ich nie einen meiner Mitärzte um ihre ausgebreitete und einträgliche Praxis. Ich rivaliſierte mit keinem, und wenn ich nur mit einigen auf einem freundſchaftlichen Fuß ſtand, ſo war es nicht Neid auf die andern, ſondern die Verſchiedenheit unſerer Denkungsart, unſerer Anſichten und unſeres Betragens, was uns auseinander hielt. Von Jugend auf an Mäßigung gewöhnt, war ich zufrieden, wenn ich erwarb, was ich bedurfte, um meiner Familie eine ſorgenfreie, behagliche und anſtändige Exiſtenz zu verſchaffen, und weil es mir nie an etwas hiezu fehlte, ſo hatte ich nie nöthig, Leuten Komplimente zu machen, die ich nicht ihrer Perſönlichkeit wegen achtete. So erſchien ich freilich Vielen als ein unfreundlicher, untheilnehmender und ſtolzer Menſch. Allein ich war es nicht. Ich war wohlgeſinnt gegen alle meine Mitmenſchen, ob ich ſchon mit wenigen auf einem eigentlich freundſchaftlichen Fuß ſtand. Ich war theilnehmend an den Leiden meiner Kranken, obſchon ich es zuweilen weniger ſchien, weil ich, ſo oft es Noth that, ernſt und ſtreng gegen ſie war; ich ſuchte mir ihr Vertrauen nicht durch unzeitiges Mitleid, ſondern durch die Mühe, welche ich mir mit ihnen gab, zu erwerben, und wenn man mich für ſtolz hielt, ſo gab ich dazu blos dadurch Anlaß, daß ich öfters an Perſonen, welche ich nicht näher kannte, gleichgültig vorüberging, und Andere, welche ich ihrer Perſönlichkeit wegen nicht lieben und achten konnte, nicht ſo komplimentierte, wie es die Konvenienz forderte. Ich kannte mich ſelbſt zu gut, um irgend einen Menſchen zu verachten, ich bedauerte vielmehr die Verächtlichen, weil ich fühlte, wie weit ich ſelbſt hinter dem Ideal zurückſtand, welches ich mir von einem Menſchen, wie er ſeiner Beſtimmung nach ſein ſoll, gebildet hatte. Daher ging auch mein Beſtreben ſtets auf meine weitere Ausbildung, wie für die Kunſt der ich mich gewidmet hatte, auch für das geſellige Leben, in welchem ich mich als Arzt bewegte. Freilich waren die Fortſchritte, welche ich in beiden machte, nicht groß; aber ich fühlte doch, daß ich immer etwas vorwärts kam, — in meiner Kunſt, indem ich ſie zwar nie in dem großen Vertrauen auf ſie, wie die meiſten ältern praktiſchen Aerzte, aber doch, an Erfahrung reicher geworden, mit mehr Sicherheit und Dreiſtigkeit übte, — in dem geſelligen Leben, indem ich in den Geſellſchaften, die ich beſuchte, mich jederzeit, wenn auch nicht immer freundlich, heiter und unterhaltend, doch anſtändig und würdig, und als einen Mann betrug, der die Wahrheit liebt, das Böſe haßt, und das Gute ſchätzt und zu befördern ſucht, ſo viel er es in ſeiner Lage vermag.

Mehr, als im geſelligen Leben, zeigt ſich der Mann, wie er iſt, in dem häuslichen, als Gatte und Familienvater. Ich war, als ich heurathete, ſieben und zwanzig, und meine Frau ſiebenzehn Jahre alt. Unſeren Ehebund hatte die Liebe geſtiftet, und wie glücklich meine Wahl war, brauche ich nicht zu ſagen, da ich in dem zweiten Buch dieſer Geſchichte die Vorzüge meiner Frau zur Genüge geſchildert zu haben glaube. So jung ſie war, ſo beſaß ſie doch alle Eigenſchaften, welche zur Führung auch eines größern Hausweſens, als das unſerige, erfordert werden. Ich konnte ihr daſſelbe ganz überlaſſen, und ich that es auch. Was ich einnahm, gab ich in ihre Hände, ſie konnte darüber ſchalten und walten, wie ſie wollte, und ich hatte nie Urſache, es zu bereuen, da ſie bis zu ihrem Tod eine eben ſo verſtändige als treue Verwalterin deſſelben war. Beiderſeits an Sparſamkeit gewöhnt, kamen wir mit unſerem Einkommen, ſo gering es auch im Anfang war, doch ganz gut aus, und wenn die kluge Oekonomie meiner Frau ſchon an ſich ſelbſt mir höchſt ſchätzbar war, ſo ward ſie mir es noch mehr dadurch, daß ich, frei von allen häuslichen Sorgen, deſto heiterer und muthiger meine Berufsgeſchäfte betreiben konnte. So war es, da wir noch keine Kinder hatten, und ſo blieb es auch, nachdem uns eine Tochter, und zwei Jahre darauf ein Sohn geboren worden, und nun ein neues Geſchäft auf meine Frau wartete, die Erziehung unſerer Kinder. Auch dieſes Geſchäft beſorgte ſie eben ſo verſtändig und gewiſſenhaft, als ihre Haushaltung. Sie erkannte, daß bei Kindern beiderlei Geſchlechts die erſte Erziehung vorzüglich der Mutter obliege, und wenn meine Tochter eine tüchtige Hausfrau, eine treue Gattin, und eine ſorgſame Mutter ihrer Kinder geworden, und mein Sohn bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Hauſe ein durchaus unverdorbener Jüngling war, ſo iſt dies vorzüglich das Verdienſt ihrer Mutter. Was ſie ſelbſt war, ſollte auch ihre Tochter werden, eine tüchtige bürgerliche Hausfrau, und wenn mein Sohn nicht geblieben iſt, was er bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Haus war, ſo iſt es weniger ihre Schuld, als die meinige. Ich hatte ihm zuviel zugetraut, ich hatte nicht gefürchtet, daß ein ſo verſtändiger, ſo gut gearteter, und ſo fleißiger Menſch, auch wenn er die ſchlechteſten Beiſpiele vor ſich haben würde, ausarten könne, und wie er die Univerſität Erlangen bezog, dachte ich um ſo weniger daran, ihn unter Aufſicht zu ſtellen, da er ſich während ſeines Aufenthalts auf der Univerſität

Altdorf ſtets als einen eben ſo geſitteten als fleißigen Studenten betragen hatte. Hätte ich von der traurigen Verwandlung, welche in Erlangen mit ihm vorging, früher etwas erfahren, ſo wäre es mir vielleicht gelungen, ihn auf den Pfad des Guten wieder zurückzubringen. Allein wie es leider in ſolchen Fällen oft geſchieht, daß die Freunde uns mit böſen Nachrichten von den Unſerigen verſchonen wollen, ſo geſchah dies auch hier, und als ich erfuhr, was mehrere meiner Freunde längſt wußten, war es bereits zu ſeiner Rettung zu ſpät. Als ein von Natur guter Menſch ſah er zwar die mit ihm vergangene Veränderung ſehr wohl ein, und die Verweiſe und Ermahnungen, die er von mir erhielt, bewirkten jedesmal die tiefſte Reue wegen des Vergangenen, und die beſten Vorſätze für die Zukunft bei ihm, allein es erfolgte immer nur eine vorübergehende Beſſerung. Das Uebel war bereits zu tief gewurzelt, als daß er ſeine guten Vorſätze hätte zur Ausführung bringen können, und ſo ſtarb er als ein trauriges Opfer desſelben in einem Alter von fünf und dreißig Jahren.

So hatten wir nun nur noch ein einziges Kind, unſere an den nunmehrigen königlichen Poſtverwalter in Nördlingen verheurathete Tochter, und da ich bald nach dem Tode meines Sohnes auch meine Frau verlor, und entſchloſſen war, nicht wieder zu heurathen, ſo blieb ich nicht nur bei ihr wohnen, ſondern begab mich auch bei ihr in die Koſt. So lebten wir in Nürnberg neun Jahre zuſammen, und nachdem mein Schwiegerſohn zum Poſtverwalter in Nördlingen befördert, und ich in den Ruheſtand verſetzt worden, wählte auch ich Nördlingen zu meinem Aufenthaltsort. Gleich meiner Frau, beſorgte mich auch meine Tochter, wie in Nürnberg, auch in Nördlingen zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Auch war ich im Ganzen mit der Art, wie ſie ihre Kinder, drei Mädchen, erzog, wohl zufrieden, nur bedurfte ſie dabei der Mitwirkung einer Gehülfin, weil man gegenwärtig weit mehr von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt, als ehedem. Die Kinder erhielten daher eine Gouvernantin, und wir waren ſo glücklich, eine Perſon zu finden, wie wir ſie wünſchten, ein Mädchen von zwanzig Jahren, welches in Allem, was die Kinder von ihr lernen ſollten, wohl unterrichtet war, und, was beſonders mir ſehr am Herzen lag, nicht zu den Gouvernantinnen gehörte, welche das Höchſte zu leiſten glauben, wenn ſie ihre Zöglinge, wie man ſagt, für die Welt erziehen, eine Erziehung, bei welcher, wie die Erfahrung lehrt, ſo häufig das Weſentliche dem Unweſentlichen, das Nützliche dem Angenehmen, die Bildung für das Haus der Bildung für die Welt aufgeopfert wird. Schon die Knaben, die doch einer vielſeitigern Ausbildung bedürfen, lernen heutzutage Viel und Mancherlei, was ſie zu ihrem künftigen Beruf nicht brauchen; um ſo mehr iſt es bei Mädchen gefehlt, wenn ſie Dinge lernen ſollen, die ihnen zur Ausbildung für ihre wahre Beſtimmung nicht nur nicht förderlich, ſondern vielmehr hinderlich ſind. Dem weiblichen Geſchlecht iſt ſein Wirkungskreis in dem Hauſe angewieſen, eine ſorgſame fleißige Hausfrau, eine liebevolle treue Gattin, eine wachſame liebende Mutter, eine verſtändige gewiſſenhafte Erzieherin ihrer Kinder zu werden, iſt des Mädchens Beſtimmung, und der Hauptzweck der weiblichen Erziehung iſt verfehlt, wenn dabei mehr auf äußere Auszeichnung, als auf echte weibliche Ausbildung hingearbeitet wird. Denn auch abgeſehen, daß für letztre gewöhnlich um ſo weniger gethan wird, als zu viel für die erſtere, ſo verlieren auch die ſo erzogenen Mädchen gar leicht den Sinn für das Weſentliche, ſo daß ſie, wenn ſie ſofort Frauen und Mütter werden, nicht mehr das Verſäumte nachzuholen vermögend, ſich um ſo unglücklicher fühlen, je mehr ſie gewahr werden, daß zur Erfüllung der Pflichten, die ihnen dieſer neue Stand auflegt, etwas mehr erfordert wird, als eine Virtuoſin auf dem Klavier, eine Künſtlerin an der Stickrahme zu ſein, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch ſprechen zu können, und in Geſellſchaften als modiſch fein gebildete, oder gar als gelehrte Damen ſich produciren zu können. Dieſe Bemerkungen wiederholte ich, ſo oft ich dazu Gelegenheit fand, gegen meinen Schwiegerſohn, und ich freue mich, ſagen zu können, daß ſie bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben, ob er ſchon auf die Erziehung für die Welt mehr Werth legte, als ich. Beſonders aber widerrieth ich, die Kinder in ein öffentliches Mädchen-Inſtitut zu geben, nicht nur weil ich überhaupt wenig auf dieſe Inſtitute halte, da die Mädchen, ſo wie ſie für das häusliche Leben beſtimmt ſind, auch zu Hauſe erzogen werden müſſen, ſondern auch weil ich kein ſolches Inſtitut kenne, ja keines für möglich halte, wo die Mädchen zu dem, was ſie ihrer Beſtimmung nach werden ſollen, erzogen werden können. Auch darüber war mein Schwiegerſohn mit mir einverſtanden, und ich zweifle nicht, daß er ſeiner Anſicht getreu bleiben werde, auch dann, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Meine drei Enkelinnen ſind alle von der Natur ſo ausgeſtattet, daß ich hoffen darf, ſie werden einſt werden, was ihre Großmutter war, und ich glaube, daß dies auch für die jetzige Zeit, ungeachtet der größern Anforderungen, welche man jetzt an das weibliche Geſchlecht macht, genug wäre, denn Alles hat ſein Maß, und wie wenig auch hier das rechte Maß überſchritten werden darf, erſieht man daraus, daß, was man bei dem weiblichen Geſchlecht höhere Bildung nennt, genau betrachtet, ſehr oft Verbildung iſt.

Bei einem ſo lebhaften und reizbaren Temperament, wie das meinige, und bei der häufigen Verſtimmung, in welche mich meine Berufsgeſchäfte ſetzten, konnte es nicht fehlen, wie in die Geſellſchaften, die ich beſuchte, mußte ich dieſe Verſtimmung auch in den Kreis meiner Familie mitbringen, und da man ſich zu Hauſe weniger zuſammennimmt, als in öffentlicher Geſellſchaft, ſo war in ſolchen Stunden übler Laune auch die unbedeutendſte Kleinigkeit im Stande, mich auf eine Art aufzuregen, daß ich mich oft im eigentlichen Verſtand ungebärdig benahm. Indeſſen war meine Frau verſtändig und ruhig genug, den Pulvermüller, wie mich ihre Freundin Paulus nannte, ausbrauſen zu laſſen, und ſie konnte es um ſo mehr thun, da ſie wußte, daß nichts, als ihr ruhiges Betragen nöthig war, um den böſen Dämon alsbald von dem guten beſiegt zu ſehen. War der kurze Sturm vorüber, ſo war ich der gutmüthigſte Menſch von der Welt, denn es gibt wohl wenig gutmüthigere Menſchen, als ich von Natur bin, ja ich möchte ſagen, daß meine Gutmüthigkeit zuweilen zu weit ging, und beſonders habe ich mir dieſen Vorwurf in Betreff meines Sohnes zu machen, dem ich immer wieder verzieh, wenn er Reue wegen ſeiner Vergehungen bezeigt hatte. — Ueberhaupt war ich, wenn ich bei guter Laune war, in welche mich auch die unbedeutendſten erfreulichen Ereigniſſe ſetzen konnten, heiter, luſtig, oft bis zur Ausgelaſſenheit, freundlich gegen Jedermann, dienſtfertig, wohlthätig, kurz, Alles, wodurch ein guter Menſch ſich zu erkennen gibt. Dies wußte Niemand beſſer, als meine Frau, und daher war auch unſere Ehe, ungeachtet der öftern, durch meine nach Hauſe mitgebrachte Verſtimmung veranlaßten Mißhelligkeiten, eine glückliche Ehe. Wie mich meine Frau, ſo liebte ich auch ſie herzlich, und den ſprechendſten Beweis, wie gewiß ſie meiner Liebe war, gab ſie mir dadurch, daß ſie ſich nie etwas daraus machte, wenn ſie ſah oder hörte, daß mir auch andere ſchöne und liebenswürdige Frauen und Mädchen wohlgefielen, ja ſelbſt nicht, wenn dieſes Wohlgefallen bis zum Kourmachen ging. Sie hielt es für das, was es war, für etwas Vorübergehendes, das meiner nicht auf Wohlgefallen an ihrer ſchönen Geſtalt, ſondern auf Anerkennung ihres innern Werths gegründeten Liebe zu ihr keinen Eintrag thun konnte, und das ſie mir um ſo lieber verzieh, da ſie dabei immer mehr gewann, als verlor. — So herzlich, wie meine Frau, liebten mich auch meine Tochter und mein Schwiegerſohn, und ſeit ich Großvater bin, auch meine Enkel, und wie lieb auch ſie mir waren und ſind, gab ich ihnen nicht nur dadurch zu erkennen, daß ich nach dem Tod meiner Frau, wo ich wohl hätte wieder heurathen können, Wittwer blieb, und mit ihnen nach Nördlingen zog, ſondern auch dadurch, daß ich ſelbſt der Lehrer meiner Enkel wurde, indem ich ſie in Allem, wozu es in Nördlingen an Lehrern fehlte, und was ich zu ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung für nothwendig hielt, unterrichtete.

Aber zur vollſtändigen Schilderung meiner Individualität gehört auch noch eine nähere Darſtellung meines mediciniſchen und religiöſen Glaubensbekenntniſſes, und über beide werde ich mich, wie über alles Andere, ausſprechen, wie ich denke. Zuerſt alſo mein *mediciniſches Glaubensbekenntniß*. Ich habe daſſelbe ſchon früher in der Schrift: Rhapſodien aus den hinterlaſſenen Papieren eines praktiſchen Arztes, herausgegeben von Ernſt Friederich Wahrhold, abgelegt, und da es noch daſſelbe iſt, ſo brauche ich es hier blos zu wiederholen. Es lautet, wie folgt.

1.

Ich würde gegen meine Ueberzeugung ſprechen, wenn ich behaupten wollte, wir ſeien in der Heilkunſt nicht weiter gekommen, als die Alten. Allein ich glaube, daß man dies nur in *wiſſenſchaftlicher Beziehung* mit Grund ſagen kann. In der *Praxis* ſind wir nur in der Chirurgie bedeutend weiter gekommen, in der Medicin hingegen nur um einige Schritte. Wir ſind wohl im Beſitz mehrerer Heilmittel, als die Alten, wir handeln rationeller, als ſie, wir ſind thätiger, als ſie. Aber wir heilen deswegen nicht glücklicher, es geneſen und ſterben uns im Ganzen eben ſo viele Kranke, als ihnen. Wären wir beſſere *praktiſche Aerzte*, als ſie, ſo müßte die Zahl der Geneſenden nothwendig größer ſein, die

Sterblichkeit müßte ſich im Ganzen vermindert haben, was doch keineswegs der Fall iſt. Wollte man ſagen, die Menſchen ſeien im Alterthum geſünder geweſen, es ſeien weniger Krankheiten vorgekommen, die Krankheiten ſeien einfacher, mehr akuter als chroniſcher Art, und wegen der einfachen Lebensweiſe und der kräftigern Konſtitution der damaligen Menſchen leichter zu heilen geweſen, als jetzt, ſo gebe ich dieſes Alles gern zu. Allein die Frage iſt hier nicht von der Zahl der Geneſenden und Sterbenden überhaupt, ſondern von der Zahl der Kranken, die geheilt oder nicht geheilt werden, und in dieſer Rückſicht iſt der Unterſchied wahrlich nur ſehr unbedeutend. Sowohl an akuten, als an chroniſchen Krankheiten, ſterben jetzt noch ohngefähr eben ſo viele Menſchen als zu den Zeiten des Hippokrates. Die Natur beider Krankheitsklaſſen hat ſich nicht geändert, ihre Urſachen ſind noch eben dieſelben, ſie ſelbſt ſind nicht bösartiger geworden, unſere veränderte Lebensart hat ſie nicht verſchlimmert, ſie iſt blos Schuld, daß die chroniſchen Krankheiten im Verhältniß zu den akuten häufiger geworden, und daß einige Krankheiten, welche die Alten nicht kannten, entſtanden ſind. Man kann alſo blos ſagen, daß jetzt mehr Kranke an chroniſchen Krankheiten ſterben, als zu den Zeiten des Hippokrates, und wenn wir, was ich keineswegs läugne, in der Behandlung dieſer Krankheiten glücklicher ſind, als die Alten, ſo kommt dies blos daher, daß wir im Beſitz wirkſamerer Mittel gegen ſie ſind. Allein warum leiſten wir mit ſo wirkſamen Mitteln nicht noch mehr? Warum ſterben uns beinahe noch eben ſo viele Kranke? Offenbar, weil wir von unſern Mitteln noch nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtehen. Denn was thun wir? Wir erklären ihre Wirkungsart nach den Principien des herrſchenden Syſtems, wir richten uns nach dieſen Principien bei ihrer Verordnung, wir achten aus allzu großem Vertrauen auf ihre Kräfte zu wenig auf die Heilkraft der Natur. Die Folge davon iſt, wir wählen nicht überall die paſſenden Mittel, wir laufen mit den gewählten gleichſam Sturm auf die Krankheit. Durch dieſes zu thätige Verfahren ſtören wir die Natur, die doch von der Kunſt blos unterſtützt werden ſoll, in ihren Heilbeſtrebungen, und anſtatt die Krankheit ſchneller zu heben, verzögern wir vielmehr ihre Heilung, und anſtatt ſie zu heilen, machen wir ſie unheilbar. So kann freilich unſere neuere rationelle Heilkunſt wenig mehr leiſten, als die alte empiriſche, und der Unterſchied beſteht blos darin: den

Alten fehlte es an dem erforderlichen Vorrath wirkſamer Mittel, ſie mußten daher die Heilung der Krankheiten größtentheils der Natur überlaſſen; wir neuern Aerzte haben vielmehr Ueberfluß als Mangel an wirkſamen Mitteln, aber wir ſind mit dieſen Mitteln zu freigebig, ſtatt die Natur blos zu unterſtützen, wollen wir ſie meiſtern, und doch iſt nichts gewiſſer, als der ſich zu allen Zeiten bewährte Ausſpruch der Erfahrung, daß nicht der Arzt, ſondern die Natur die Krankheiten heilt, daß der Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Herr und Meiſter iſt. Freilich bedarf die Natur ſehr oft der Unterſtützung der Kunſt, und es iſt bekannt, wie viel wir durch rechtzeitige Aderläſſen, durch Brechmittel und Laxanzen, durch unſere ſo genannten auflöſenden Mittel, durch das Opium und andere Narkotika, durch die Chinarinde, das Queckſilber und andere Metallpräparate, kurz, durch eine Menge unſerer Arzneimittel, zur rechten Zeit und auf die rechte Art angewendet, ſelbſt in den bedenklichſten Fällen, vermögen. Aber es iſt nicht minder bekannt, daß wir mit allen dieſen Mitteln wenig oder nichts leiſten, wenn die Natur nicht das Meiſte dabei thut. Die Heilkraft der Natur iſt das größte aller Heilmittel, das hat man in der neueſten Zeit am auffallendſten an den homöopathiſchen Kuren geſehen, die offenbar ohne alle Arzeneien, (denn die homöopathiſchen ſind keine,) erfolgen; nächſt dem Glauben an das Wunderbare und Unbegreifliche, thut die Heilkraft der Natur dabei Alles. Aber auch bei unſern wiſſenſchaftlichen Kuren thut ſie wenigſtens das Meiſte, und wie viel wir auch mit unſern künſtlichen Mitteln leiſten mögen, ſo unterſtützen wir blos damit die Heilkraft der Natur, die Heilung ſelbſt iſt lediglich ihr Werk. Das haben von jeher alle erfahrene und denkende Aerzte eingeſehen, und auch ich ſelbſt habe mich davon in meiner vieljährigen Praxis zur Genüge überzeugt. Ich habe bei Epidemien, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, deren ich ſehr Viele zu behandeln hatte, geſehen, daß viele ſehr ſchwer Erkrankte, welche, wie das bei dem gemeinen Volk gewöhnlich der Fall iſt, gar keine Arzeneien nahmen, eben ſo bald und eben ſo vollſtändig genaſen, als Andere, welche Alles nahmen, was ich ihnen verordnete. Eben ſo habe ich bei chroniſchen Krankheiten ſehr oft die Erfahrung gemacht, daß ich bei ihnen weit mehr mit einer angemeſſenen, ſtreng gehaltenen Diät ausrichtete, als mit den Arzeneien, die ich aus der Apotheke verſchrieb. Ohne Zweifel haben auch andere Aerzte dieſe Erfahrungen nicht minder häufig gemacht, und gleich mir, durch dieſe vielfältigen Erfahrungen belehrt, die Maxime befolgt, nur da thätig einzuſchreiten, wo die Heilung der Natur nicht allein überlaſſen werden kann. Allerdings kommen ſolche Fälle oft vor, aber eben ſo oft kommen auch die entgegengeſetzten vor, und hier iſt es offenbar, daß die Kunſt mehr ſchadet, als nützt, ja wo ſie oft noch weit mehr ſchaden würde, wenn die Natur nicht wieder gut machte, was die Kunſt verdarb. Wie wahr dieſes iſt, erſieht man ſchon daraus, daß bei allem Wechſel der Heilmethoden, welche die von Zeit zu Zeit aufkommenden Syſteme zur Folge gehabt, dennoch die Zahl der Geneſenen und Geſtorbenen im Ganzen immer dieſelbe geweſen. Geſchadet hat dieſer Wechſel der Heilmethode allerdings, und er mußte ſchaden, weil die Theorien, worauf ſie ſich gründeten, einſeitig waren, denn alles Einſeitige ſchadet, und muß ſchaden. Aber was wars, was iſts, und was wirds immer ſein, was da macht, daß auch die einſeitigſte verderblichſte Methode nicht ſo viel ſchadet, als man mit Recht fürchten ſollte? Die Heilkraft der Natur iſts, die, wie ſie überhaupt nur zu oft unſere Ehrenretterin iſt, zum Glück auch unſere größern gegen ſie begangenen Unbilden wieder gut macht. Siegreich über alle Methoden, die bisher aufgekommen, ſtand ſie da, ſiegreich über alle, die künftig aufkommen werden, wird ſie da ſtehen, und nur die Methode, die ihr abgelernt iſt, die auf Erfahrung gegründete, und auf dem Weg der Erfahrung immer mehr vervollkommnete, die empiriſch-rationelle, vermag ſie in ihrem Sieg zu unterſtützen. Daher iſt das Krankenbette die wahre Schule für den praktiſchen Arzt, und nur in dieſer Schule kann er ſich zu einem ſolchen bilden.

9.

Ich bin weit entfernt, die Fortſchritte zu verkennen, welche die Medicin als Wiſſenſchaft in neuern Zeiten gemacht hat. Ich weiß, und ſchätze es ſehr hoch, was in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Pharmacie u. ſ. w., theils auf dem Weg der Beobachtung, theils auf dem Weg der Spekulation gethan worden. Aber ich glaube, daß noch ſehr viel fehlt, um auf die bereits gewonnenen halben Begriffe von dem Weſen des Organismus, und ſeinem geſunden und kranken Leben, ein auch für die Praxis brauchbares Syſtem bauen zu können, ja ich zweifle, ob wir überhaupt jemals zu einem ſolchen Syſtem gelangen werden. Wie viele Syſtme der Heilkunde ſind nicht bereits aufgeſtellt worden, aber können wir wohl von irgend einem ſagen, daß es uns am Krankenbette nicht im Stiche gelaſſen hätte? So viel ſie bei ihrer Erſcheinung verſprachen, ſo viele Anhänger ſie fanden, ſo hoch ſie im Anfang geprieſen wurden, ſie haben alle ihren Tag erlebt, das Brownſche ſo gut, als das Boerhavſche, das Naturphiloſophiſche ſo gut, als das Brownſche, und ſo viele auch in der Folge aufſtehen mögen, ſie werden alle das gleiche Schickſal haben, denn Opinionum commenta delet dies. Ein für die Praxis brauchbares Syſtem kann nur auf lautere, durch keine ſpekulative Anſicht getrübte Erfahrung gebaut werden, und ein ſolches iſt allein das empiriſch-rationelle, zu welchem die Alten, und vorzüglich Hippokrates, den Grund gelegt haben. Die ſpekulativen Syſteme mögen wohl die Fortſchritte der Wiſſenſchaft beurkunden, und dem Scharfſinn ihrer Urheber Ehre machen; am Krankenbett macht nur Erfahrung den Meiſter, und um als Meiſter zu handeln, ſind nur praktiſche Grundſätze, d. h. unmittelbar aus der Erfahrung abgeleitete Regeln und Maximen des Handelns nöthig und nützlich.

II.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, unſere bisher aufgekommenen ſpekulativen Syſteme hätten für die Praxis gar keinen Nutzen gehabt; die ſchärfere Beobachtung der Erſcheinungen der Krankheiten, wozu ihre Prüfung am Krankenbette führte, müßte auch zu einem ſchärfern Studium der Geſetze des kranken Lebens anregen, und zu nützlichen Reſultaten für die Praxis führen, auf welche man vielleicht ohne ſie nicht gekommen wäre. Allein ich glaube, daß ſie auf der andern Seite wohl eben ſo viel geſchadet haben, indem ſie, ſelbſt auf einſeitige Anſichten gegründet, auch dem Beobachtungsgeiſt eine einſeitige Richtung gaben, wodurch er, ſtatt mit der gehörigen Freiheit und Unbefangenheit, vielmehr im Geiſt des Syſtems zu wirken beſtimmt wurde, — eine Richtung, vor welcher auch der Unbefangenſte nicht ſicher iſt, und welche zu nehmen er um ſo leichter verſucht wird, je mehr ihm einerſeits das Syſtem ſelbſt wegen ſeiner Neuheit, der ſcheinbaren Richtigkeit ſeiner Principien, und der Konſequenz, mit welcher es durchgeführt iſt, einleuchtet, und je mehr ihm anderſeits um des Gewinns willen, welchen er für die Praxis von ihm erwartet, daran gelegen iſt, es durch ſeine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu beſtätigen. So hat von jeher jedes neu aufgeſtellte Syſtem, wie ſeine Anhänger und Verfolger, auch ſeine Beförderer unter den praktiſchen Aerzten gefunden. Getäuſcht von allen vorhergegangenen Syſtemen, aber eben deswegen das Bedürfniß eines beſſern um ſo ſtärker fühlend, greifen ſie mit beiden Händen nach dem neuen. Sie glauben, weil es noch mehr verſpreche, leiſte es auch mehr. Sie fangen an nach demſelben zu handeln, und die gemachten Kuren ſcheinen es zu beſtätigen, weil ſie dieſelben den Grundſätzen des Syſtemes gemäß deuten. Allein ſie bedenken nicht, daß die Grundſätze des Syſtems ſelbſt von einſeitigen Beobachtungen und Erfahrungen abſtrahiert ſind, und daher unmöglich allgemein gültige Grundſätze ſein können, wie doch ein jedes Syſtem, das haltbar ſein ſoll, fordert, und wenn früher oder ſpäter das Syſtem fällt, werden ſie mit Schrecken gewahr, daß ſie abermal getäuſcht worden. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, welche Senſation hat nicht das Browniſche Syſtem bei ſeiner Erſcheinung gemacht! Haben ihm nicht alle erfahrenen Aerzte ſo gut, wie die jüngern gehuldigt? Haben ſie nicht ihr früheres Wiſſen, als eiteln unnützen Quark, gegen die Browniſche Lehre vertauſcht? Haben ſie nicht von dem Augenblick an, da ſie zu ihm übergingen, und nach Browniſchen Grundſätzen zu handeln anfingen, ihre Erfahrungen dieſem Grundſatze gemäß erklärt? Haben ſie nicht dieſe Erfahrungen als eben ſo viele Beweiſe für die Richtigkeit jener Grundſätze angeſehen, und auf alle Weiſe geltend zu machen geſucht? Aber das Browniſche Syſtem, von unbefangern, der wahren Erfahrung treuer gebliebenen Aerzten näher geprüft und geſtürzt, fiel, wie alle ſeine Vorgänger. Seine Anhänger kamen zur Beſinnung, ſchämten ſich Brownianer geweſen zu ſein, dankten Gott für die der Natur verliehene Heilkraft; und alſo bekehrt gingen ſie wieder zu ihrem verlaſſenen rationellen Empirismus über. Dieſe temporären Verirrungen ſchaden zwar durch die Mißgriffe, zu denen ſie in der Praxis verleiten, ſehr viel, und ſie würden ohne Zweifel noch mehr ſchaden, wenn die Natur nicht wieder gut machte, was jene Mißgriffe verderben. Aber ich glaube, daß der Schaden noch größer iſt, welchen ſie in der Heilkunſt ſelbſt verurſachen. Sie machen die frühern Erfahrungen zweifelhaft, ſie bereichern die Heilkunſt mit keinen ſichern neuen Erfahrungen, der allgemeine Gewinn an wahrer Erfahrung wird geſchmählert, und die Ausbildung das einzig wahre, für die Praxis brauchbarere Syſtem, des empiriſch-rationellen, wird in ihren Fortſchritten aufgehalten.

4.

Ich bin überzeugt, daß unſer Heilmittel-Apparat, ſo ſehr er auch mit entbehrlichen und mit Recht auszumerzenden Mitteln überladen iſt, doch einen ungleich größern Schatz vom wirkſamen Mitteln aller Art hat. Allein ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß wir von einem ſchon großen Theil derſelben noch nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtehen. Was uns hieran hindert, iſt erſtlich der häufige Wechſel unſerer Theorie und Syſteme. Jedes neue Syſtem bewirkt eine andere Anſicht der Krankheiten, die veränderte Anſicht der Krankheiten hat auch eine andere Anſicht der Wirkungsart der Heilmittel zur Folge, und nichts iſt natürlicher. als daß bei dieſen immer veränderten Anſichten ihrer Wirkungsart die Indikationen zu ihrem Gebrauch auf gleiche Weiſe unbeſtimmter und unſicher werden. So wurden z. B. der Moſchus und das Opium, die früher allgemein für antiſpasmediſche Mittel gehalten wurden, durch das Browniſche Syſtem zu reizenden, durch das naturphiloſophiſche zu antiphlogiſtiſchen. Wie können wir wohl unter dieſen Umſtänden unſere Heilmittel ihren Kräften gemäß anwenden lernen? Woraus ſollen wir die Indikationen zu ihrem Gebrauch ſchöpfen, da die einzig lautere Quelle ſo getrübt iſt? Wer ſieht hier nicht die ſchlimme Wirkung unſerer theoretiſchen Syſteme?

Ein anderes, eben ſo großes Hinderniß des richtigen Gebrauchs unſerer Heilmittel, und insbeſondere der Arzneien aus den Apotheken, iſt, daß wir ſie ſo ſelten einzeln, ſondern gewöhnlich in Verbindung mit andern, anwenden. Ich ſpreche nicht von Zuſammenſetzungen, wie wir ſie in den Recepten ſolcher Aerzte finden, die für jedes einzelne Symptom ein eigenes Mittel verſchreiben; auch die einfachen Recepte, die von richtigen Indikationen diktirt, und in denen den Hauptingredienzen keine adjuventia, corrigentia, u. ſ. w. beigemiſcht ſind, ſind nicht immer einfach genug. Es ſind dem Hauptmittel immer noch mehr oder weniger Nebenmittel, oft von nicht minderer Wirkſamkeit beigemiſcht, und eben dieſe Beimiſchung macht, daß wir die eigentliche Wirkung des Hauptmittels unmöglich ganz genau kennen lernen können. Zwar giebt es manche Kompoſitionen, von denen die einſtimmige Erfahrung aller guten Praktiker lehrt, daß ſie nur als ſolche die beabſichtigte Wirkung hervorbringen, wie z. B. das Doweriſche Pulver. Allein um die Kräfte eines Arzneimittels ganz genau kennen zu lernen, es iſt ſchlechterdings nothwendig, daß wir es für ſich allein anwenden. So haben wir den Gebrauch der Chinarinde in den Wechſelfiebern, des Opiums und Moſchus im Typhus, des Queckſilbers in entzündlichen Krankheiten, des Eiſens in der Bleichſucht, kennen gelernt, und ſo werden wir ſicher auch zur genauern Kenntniß der Kräfte anderer Arzneimittel gelangen. Arzneimittel, deren Wirkſamkeit durch ſichere Erfahrungen erprobt iſt, bleiben immer wirkſame Mittel, es kommt nur darauf an, daß wir ſie jederzeit da anwenden, wo ſie wirklich paſſen. Dieß geſchieht offenbar noch weit nicht bei allen; wir werden es aber lernen, wenn wir ſie, ſo viel möglich, allein, ohne Verbindung mit andern, anwenden, und genau auf die Umſtände achten, unter welchen ſie die ihnen zukommenden Kräfte äußern. Vermiſchen wir ſie mit andern, und zumal von ähnlicher Wirkung, ſo können wir nie genau beurtheilen, welches eigentlich gewirkt hat. Verordern wir hingegen jedes für ſich, und geben wir genau auf die Umſtände Acht, unter welchen es ſeine Kraft äußert, ſo kann es nicht fehlen, wir werden bald, wie ſeine Kräfte ſelbſt, auch die Indikationen zu ſeiner Anwendung genauer kennen lernen.

5.

Ich bin überzeugt, daß unter den täglich neu aufkommenden Heilmitteln viele ſehr wirkſam ſind. Allein ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß nur eine Reihe auf das ſorgfältigſte angeſtellter Beobachtungen über ihren Werth entſcheiden kann. Wir glauben dem, was ihre Erfinder von ihnen rühmen, zu ſehr, wir ſind ſogleich bereit, Verſuche mit ihnen zu machen, und wenn uns dieſe Verſuche einige mal gelingen, ſo glauben wir Wunder was für einen Gewinn wir an dem neuen Mittel gemacht haben. So geht es uns mit den meiſten dieſer neu aufkommenden Mittel, und zum Beweis will ich nur die Anguſturarinde, die Blauſäure, die Jodine, die Ratanhia, anführen. Kaum hatte man die Anguſturarinde kennen gelernt, ſo glaubte man ſchon, an ihr ein eben ſo wirkſames Mittel, als an der Chinarinde, zu haben. Nicht weniger Lobeserhebungen machte man auch von der Jodine, der Ratanhia, der Blauſäure u. ſ. w. Allein je mehr man die Lobpreiſungen dieſer neuen Arzneimittel übertrieb, deſto mehr vernachläſſigte man die alten, und ſelbſt die wirkſamſten fingen an, außer Gebrauch zu kommen. So verdrang die Jodine den ſonſt ſo bewährten Kropfſchwamm. So ſollte die Blauſäure als beruhigendes Mittel mit dem Opium gleichen Rang einnehmen. So fand man an der Ratanhia ein alle andere übertreffendes Adſtringens. — Aber was waren die Folgen dieſer voreiligen Lobpreiſungen? Wie wenige dieſer Mittel haben den Glauben an ſie gerechtfertiget? Wie Viele haben ſchon jetzt wieder ihren Kredit verloren, und wie Viele von denen, die ihn noch behaupten, werden ihn behalten? Wie ſie die alten, längſt bewährten, zu verdrängen drohten, und zum Theil wirklich verdrangen, ſo werden auch ſie wieder von neuen verdrungen werden, und nur diejenigen werden dieſem Schickſal entgehen, welche die Probe fortgeſetzter unbefangener Beobachtungen ausgehalten haben. In der Heilkunſt kann nur die Erfahrung entſcheiden, und nur der Stempel iſt der echte, welchen die Erfahrung aufdrückt.

61.

Ich bin überzeugt, daß mittelſt der mit den Fortſchritten in den Naturwiſſenſchaften gleichen Schritt haltenden Ausbildung des empiriſch-rationellen Syſtems am Krankenbette, die praktiſche Heilkunde allmählich ſich zu einer Kunſt erheben wird, welche den Spottnamen einer Ars conjecturalis nicht mehr verdient. Aber ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß auch dann zum Glück in ihrer Ausübung eben ſo wenig, als bisher, das Savoir faire fehlen darf, und es wird immer wahr bleiben, was Richter ſagt, daß, um ein geſuchter Arzt zu werden, ein Drittel Wiſſenſchaft und zwei Drittel Savoir faire die rechte Proportion ſei. Wie immer, werden auch die größten Aerzte, wenn ſie ſich blos auf ihre Kunſt verlaſſen, ungeſucht zu Hauſe ſitzen; um ſich bei dem Publikum geltend zu machen, müſſen ſie auch ſeine Gunſt zu gewinnen wiſſen, und dieſe läßt ſich nur durch perſönliche Eigenſchaften gewinnen, durch zuvorkommende Dienſtfertigkeit, ſchmeichleriſche Gefälligkeit, mitleidige Theilnahme an dem Leiden der Kranken, geduldiges Anhören ihrer Klagen, kluge

Nachgiebigkeit gegen ihre Launen, und was insbeſondere das weibliche Geſchlecht betrifft, durch ein ihrer Eitelkeit ſchmeichelndes galantes Betragen. Das iſt nun freilich nicht die Sache eines jeden ſich ſeiner Tüchtigkeit bewußten und auf ſeine Würde haltenden Arztes; allein dafür werden ihnen auch die geſchmeidigen, gefälligen, ſchmeichelnden, und bei dem weiblichen Geſchlecht den Rath des Mephiſtopheles*) befolgenden Aerzte in der Regel den Rang ablaufen. Hierzu kommt, daß die wiſſenſchaftlichen Aerzte allerwärts bald mehr bald weniger Charlatans neben ſich haben, welche bekanntlich unter dem leichtgläubigen, wunderſüchtigen Volk einen um ſo größern Anhang finden, je mehr ſie, wie die Gaßner und Hohenlohe ſeinen Glauben an Wunder, die Kaglioſtro's und Meßmer an verborgene Naturkräfte, durch welche zu wirken nur wenigen auserwählten Menſchen gegeben ſei, und wie Hahnemann und ſeine Jünger an den homöopathiſchen Unſinn, zu ihren Zwecken zu benutzen verſtehen.

Ich komme nun zu meinem religiöſen Glaubensbekenntniß, und ich ſcheue mich nicht, dieſes mit eben der Offenheit abzulegen, wie mein mediciniſches. Auch abgeſehen, daß jeder Menſch das Recht hat, auch in religiöſen Angelegenheiten ſeiner Ueberzeugung zu folgen, ein Recht, welches ihm weder der Staat noch die Kirche nehmen kann, ſo iſt es blos meine individuelle Ueberzeugung, die ich ausſpreche, und da ich weit entfernt bin, einen Andern in der ſeinigen zu ſtören, ſo darf ich hoffen, daß weder die Kirche das Anathema über mich ausſprechen, noch irgend ein chriſtlicher Staat, in welchem die drei verſchiedenen chriſtlichen Konfeſſionen friedlich neben einander beſtehen, und neben den Chriſten auch die Juden geduldet werden, ſo inkonſequent ſein werde, mein Glaubensbekenntniß zu einem Attentat gegen den Staat zu qualificieren.

Von chriſtlichen Aeltern gezeugt und in einem chriſtlichen Lande geboren, von meiner früheſten Jugend an in den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet, und als Staatsbürger gehalten, mich zu demſelben zu bekennen, nenne ich mich nicht nur einen Chriſten, ſondern ich bekenne mich auch von ganzem Herzen zu dem Chriſtenthum, aber nur zu dem urſprünglichen reinen Chriſtenthum, nicht zu dem, welches die chriſtlichen Prieſter aus demſelben gemacht haben. Nach ſeinem urſprünglichen reinen Sinn iſt das Chriſtenthum nichts weiter, als eine Sittenlehre, welche die Menſchen beſſer machen ſollte, und ſchon ihrer innern Vortrefflichkeit wegen dieſen Zweck nicht verfehlen kann. Aber an dieſer Sittenlehre allein genügt es den chriſtlichen Prieſtern nicht, die Hauptſche iſt ihnen der Glaube, der Glaube an Jeſum, den Sohn Gottes, d. h. der Glaube an das Syſtem von Dogmen, zu welchem zwar Jeſus, indem er als ein geborener und erzogener Jude über den Zweck ſeiner Sendung und ſeinen Verſöhnungstod auf jüdiſche Weiſe ſprach, Veranlaſſung gab, welches aber in der großen Geſtalt, in welcher es vor uns liegt nicht ſein Werk, ſondern das Werk der chriſtlichen Prieſter iſt. Dieſes Syſtem von Dogmen nun aufrecht zu erhalten, es immer mehr zu befeſtigen, es immer weiter auf der Erde zu verbreiten, war von jeher das unabläſſige Beſtreben der chriſtlichen Prieſter, es iſt es noch, und wird es bleiben, ſo lange es chriſtliche Prieſter gibt. Ich bin weit entfernt, dem Prieſterſtand auf irgend eine Art zu nahe zu treten; ich bin überzeugt, daß es Prieſter von allen Konfeſſionen gibt, die von Herzen glauben, was ſie lehren, und ich ehre den Eifer, mit welchem ſie jedem Zweifel an der Wahrheit ihrer Lehrer zu begegnen, und die Ungläubigen auf den Weg einer beſſern Erkenntniß, wie ſie ſagen, zu bringen ſuchen. Aber ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß einem großen Theil mehr daran liegt, daß die Lehren geglaubt werden, als daß ſie wirklich wahr ſeien. Hörten die Menſchen auf, an die Gottheit Jeſu zu glauben, ſo wäre es um das ganze geiſtliche Anſehen der chriſtlichen Prieſterſchaft geſchehen. Die Prieſter wären nicht mehr die Nachfolger der mit dem heiligen Geiſt erfüllten Apoſtel, und der Pabſt in Rom wäre nicht mehr der Statthalter Chriſti. Das chriſtliche Dogmenſyſtem würde für ein Machwerk der Prieſter angeſehen werden, und ſie ſelbſt würden aufhören, die Organe zu ſein, durch welche, ihrem Vorgeben nach, Gott noch jetzt zu den Menſchen ſpricht. Aber welcher Prieſter, der ſich in ſeiner Prieſterwürde gefällt, und weiß, was für ein mächtiges Mittel, auf die Menſchen zu wirken, in ſeinen Händen liegt, wird wohl ſo unklug ſein, ſie nicht an einem Glauben feſtzuhalten, auf deſſen Fortdauer das hohe Anſehen und die große Macht beruht, welche der Prieſterſtand von jeher behauptet, und ſo wohl zu benutzen gewußt hat? Nur als ein von Gott eingeſetzter Stand konnte es die Prieſterſchaft wagen, einen Staat im Staat zu bilden, und dem geiſtlichen Staat die Macht zu verſchaffen, den weltlichen zu beherrſchen. Wohl iſt dieſe Prieſtermacht nicht mehr ſo groß, wie in dem Mittelalter, wo der römiſche Pabſt ſich wirklich als einen Gott auf der Erde benehmen durfte. Aber ſie iſt nur als weltliche Macht geringer geworden, als Herrſcherin über die Gemüther iſt ſie noch immer wirkſam genug, und was ihre Fortdauer bisher vorzüglich geſichert hat, und auch noch lange genug in der Folge ſichern wird, iſt ohne Zweifel der frühzeitige Unterricht der chriſtlichen Jugend in dem Prieſter-Chriſtenthum. Schon die kleinſten Kinder werden mit den chriſtlichen Glaubenslehren bekannt gemacht, die Unterweiſung in denſelben wird von Jahr zu Jahr fortgeſetzt, und den Erwachſenen gibt der chriſtliche Kultus Gelegenheit genug, ſich jenes Jugendunterrichts zu erinnern. Dieſe frühzeitige Unterweiſung in den Lehren des Prieſter-Chriſtenthums macht, daß man ſie auch im reifern Alter ſo fortglaubt, wie man in der Jugend davon belehrt worden. Der blinde Glaube, durch die Gewohnheit je länger je feſter wurzelnd, verwandelt ſich, wie dies immer der Fall iſt, wenn man über einen Gegenſtand lange auf dieſelbe Art gedacht hat, in ſcheinbare Ueberzeugung. Die gedankenloſe Beobachtung der kirchlichen Gebräuche beſtärkt in dieſer Ueberzeugung, und macht ſie feſter und feſter, je gedankenloſer ſie iſt. Die vermeinte Heiligkeit der Lehre macht ſie zu einem Noli me tangere, und die Furcht, ſie zu profanieren, ſchreckt ſie von jeder Prüfung derſelben ab. — So iſt es freilich kein Wunder, daß ſich der Glaube an das chriſtliche Dogmenſyſtem ſo viele Jahrhunderte lang erhalten hat, und ich geſtehe, daß auch ich in meinen jüngern Jahren, ihm, wie ſo viele tauſend Andere, gehuldiget habe. Allein ſobald ich anfing, mehr ſelbſt zu denken, verminderte ſich bei mir die Scheu, auch über religiöſe Gegenſtände nachzudenken, und das Erſte, nachdem ich dieſe Scheu überwunden hatte, war, daß ich die Bibel las, wie jedes andere Buch. So fand ich in derſelben zwar die intereſſanteſten Erzählungen, die trefflichſten Charakterſchilderungen, die größten Wahrheiten, die weiſeſten Sittenſprüche, die erhabenſten und rührendſten Dichtungen, aber auch daneben die ſcheußlichſten Thaten, ſelbſt von den Lieblingen Gottes begangen, die größten Irrthümer neben den größten Wahrheiten, die abgeſchmackteſten Vorſchriften neben den weiſeſten Sittenſprüchen. Bei dieſem Ergebniß meines Bibelleſens und meines Studiums der bibliſchen Schriften konnte ich natürlicherweiſe nicht mehr an die Bibel als an eine von Gott eingegebene Schrift glauben; ich ſah ſie an als eine Sammlung von Schriften, deren Verfaſſer ſchrieben, wie es ihr Zeitalter, der Grad ihrer geiſtigen Bildung, das Maß ihrer Kenntniſſe, und ihrer individuellen Anſichten mit ſich brachten, und ſo betrachtete ich nicht nur das alte, ſondern auch das neue Teſtament. Die Evangeliſten und Apoſtel hielt ich nicht mehr für von Gott inſpirierte Männer, ſondern für Menſchen wie alle Andern, und ſo auch ihren Herrn und Meiſter, Chriſtus ſelbſt. Ich ließ das Wunderbare in ſeinem Leben auf ſich beruhen, das Unverſtändliche in ſeinen Ausſprüchen maß ich ſeinen Apoſteln, die über den Sinn derſelben offenbar ſelbſt nicht immer im Klaren waren, bei, und in Hinſicht auf das, was er über ſeine eigene Perſon, den Zweck ſeiner Sendung, ſeinen Verſöhnungstod, ſeine vereinſtige Wiederkunft u. ſ. w. ſprach, war es mir klar, daß er ſich ſeinen Jüngern nicht anders verſtändlich machen konnte, als daß er ſich ihrer jüdiſchen Vorſtellungsart gemäß ausdrückte. Wie er ſelbſt bis zu ſeinem Tode ein Jude blieb, ſo hatte er auch nicht die Abſicht, das Judenthum zu ſtürzen, er wollte blos der Reformator deſſelben ſein, und wenn er ſein Leben am Kreuz endigte, ſo ſtarb er nicht als Sühnopfer für die Menſchen, ſondern als Märtyrer ſeiner Lehre — ein Opfer des Prieſterhaſſes.

---

*) S. Göthe's Fauſt.

So blieb mir denn als reine Ausbeute meines Bibelleſens in Beziehung auf Chriſtus blos ſeine Sittenlehre übrig, — aber eine Sittenlehre, zu welcher ſich Jeder bekennen muß, der ſie von jenen unweſentlichen Beiwerken zu trennen weiß, und mit Freuden bekennt, weil ſie nicht nur auf die tiefſte Kenntniß der menſchlichen Natur gegründet, ſondern auch mehr, als jede andere, dem Bedürfniß des Menſchen angemeſſen iſt. Sie leiſtet Alles, was der Menſch zur Führung eines ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung gemäßen Lebens bedarf. Sie gibt ihm nicht blos trockene Lehren, zu deren Befolgung er keinen innern Antrieb hat, ſie wirkt auch auf ſein Gemüth, ſie erwärmt auch ſein Herz, indem ſie nicht blos ſeine vernünftige, ſondern auch ſeine ſinnliche Natur in Anſpruch nimmt. Kein Religionslehrer, ſo viel ihrer auch in der Welt aufgetreten ſind, hat wohlthätiger auf die Menſchheit, keiner ſo fortdauernd wohlthätig gewirkt, wie er. Keiner hat die Menſchen der Gottheit näher gebracht, keiner ſie mehr zu ihr erhoben, wie er. Denn welches Verhältniß der Gottheit zu den Menſchen kann näher und inniger ſein, als das Verhältniß eines liebevollen Vaters zu ſeinen Kindern! Der Gott Jeſu iſt kein Weſen außerhalb der Welt, welches der Menſch nur von fern anbeten, welches er nur fürchten, nicht lieben kann, ſondern er iſt ein Weſen innerhalb der Welt, welches zwar unſichtbar, aber überall gegenwärtig iſt, welches auch die geheimſten Gedanken der Menſchen kennt, welchem aber auch jeder Menſch ſeine geheimſten Gedanken vertrauen darf, weil es die reinſte Liebe und Güte iſt. Nur eine ſolche Vorſtellung von Gott kann die Menſchen Gott näher bringen, kann eine wahre Liebe zu ihm, ein wahres Vertrauen zu ihm, eine wahre Scheu vor ihm, eine wahre Furcht vor dem Böſen, und ein aufrichtiges und ernſtliches Beſtreben nach dem Guten erzeugen, und ein ſolches Weſen iſt der Gott Jeſu, er iſt der liebevolle Vater der Menſchen. Dieſer Vater will, daß ſeine Kinder glücklich ſein ſollen, und die Bedingung ihrer Glückſeligkeit iſt der Gehorſam gegen ſeine Gebote. Die Erkenntniß dieſer Gebote iſt die höchſte Erkenntniß, nach welcher ſie zu ſtreben haben, und welches Verdienſt um die Menſchheit könnte wohl größer ſein, als das Verdienſt des Mannes, der ſie zur Erkenntniß jener Gebote geführt, und in Befolgung derſelben ſich ihnen als das vollkommenſte Muſter aufgeſtellt hat! Dieſer Mann iſt Chriſtus, und wenn je ein Menſch ein Geſandter Gottes genannt werden kann, ſo war er es. Er iſt der Repräſentant der reinen menſchlichen Natur, der wahre Gottmenſch, denn ſein ganzes Leben auf Erden war der Ausdruck des Göttlichen im Menſchen. Wie hätte wohl dieſer Gottmenſch, deſſen ganzes Geſchäft auf Erden die Verkündigung und Verbreitung ſeiner Sittenlehre, und deſſen ganzes Leben ein Thun nach den Vorſchriften derſelben war, der Urheber eines Dogmenſyſtems ſein wollen oder können, welches ſo viel Unheil in der Welt angerichtet, ſo viele Kriege veranlaßt hat, und auch jetzt noch ungeachtet der minder großen Geſtalt, die es ſeit der Reformation erhalten, Spaltungen unter den Bekennern des Chriſtenthums unterhält, die, wie in dem Mittelalter, in die grimmigſten Verfolgungen ausarten würden, wenn es nicht der Talisman verhinderte, den man Toleranz nennt. Chriſtus war kein Theolog, wie unſere chriſtlichen, der, gleich einem Profeſſor auf dem Katheder, ſeinen Zuhörern ſein dogmatiſches Syſtem vortrug. Er hielt ihnen keine Vorleſungen über das Weſen Gottes, ſeine Eigenſchaften und ſeine Geheimniſſe. Er ſuchte nicht, ihnen begreiflich zu machen, wie Gott einen Sohn haben könne, und wie er ſelbſt dieſer Sohn ſei. Er ſagte ihnen nicht, was die dritte Perſon in der Gottheit, der heilige Geiſt ſei, von wem er ausgehe, von dem Vater allein, oder von dem Vater und Sohn zugleich, und wie es mit den Wirkungen dieſes Geiſtes auf den Menſchen zugehe. Was er ſie lehrte, waren die richtigen Begriffe, welche er ihnen über ihr Verhältniß zur Gottheit beibrachte, war die Bezeichnung des Weges, auf welchem allein ſie in dieſes Verhältniß kommen können, waren die *praktiſchen Lehren*, welche er ihnen gab, Lehren zur Erzeugung gottſeliger Geſinnungen, Maximen zur Führung eines Gott wohlgefälligen Lebens. *Liebet Gott über Alles, und euren Nächſten, wie euch ſelbſt, vertraget euch unter einander wie Brüder, liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch haſſen, ſegnet die, die euch fluchen u. ſ. w.* Dieß ſind die Lehren, die er immer im Munde führt, die er in ſeinen Parabeln, bald unter dieſem, bald unter einem andern Bilde, anſchaulich macht, und, was die Hauptſache iſt, in deren Befolgung er ihnen als das vollkommenſte Muſter vorleuchtet. Dieſe Lehren ſind der ganze Inbegriff des Chriſtenthums, ſein Anfang und Ende. Sie kann auch der gemeine Menſchenverſtand faſſen, und ſchon dem Kinde können ſie beigebracht werden, ſobald es Gehorſam gegen ſeine Aeltern gelernt hat. Aber was haben die Prieſter aus dieſen ſo einfachen, ſo leicht faßlichen Lehren gemacht? Eine geheimnißvolle, unbegreifliche, unfruchtbare *Glaubenslehre*, welche, indem ſie Jeſum, den Sittenlehrer, zu einem Sohn Gottes, und ſeinen Tod zu einem Sühnopfer für die Sünden der Menſchen macht, das Weſen des Chriſtenthums ganz verkennt, und die Urſache iſt, daß das Chriſtenthum zu einer Religion *an ihn*, d. h. zu einer neuen Art von Götzendienſt geworden, nicht viel beſſer, als der alte heidniſche, den es verdrängen ſollte. Man leſe die Kirchengeſchichte, und man wird davon keinen weitern Beweis verlangen. Nun liegt freilich nichts daran, ob Jemand vor einem hölzernen Chriſtus anbetend niederfällt, und von einer heiligen Reliquie Wunderkräfte erwartet, wenn er nur dadurch zum Guten geleitet wird, und es iſt unvernünftig und unrecht, über ſolchen Aberglauben zu ſpotten. Allein nicht minder unvernünftig und unrecht iſt es, einer ſolchen Religion das Wort in

Zeiten zu reden, wo der aufgeklärtere Theil des Volks das Abgeſchmackte und Widerſinnige derſelben einſieht. Der Aufgeklärte verlangt eine vernünftigere Religion, und wenn er gleichwohl an jene zu glauben gehalten wird, ſo widerſtrebt er nicht nur dieſem Gebot, ſondern er wird auch dadurch veranlaßt, die Religion überhaupt für Etwas anzuſehen, das nur für das gemeine Volk, als Zügel ſeiner Begierden und Leidenſchaften, gehört. Darin liegt die wahre Urſache des ſo ſehr beklagten Mangels an Religioſität in unſerer Zeit unter den gebildetern Volksklaſſen, und die chriſtlichen Prieſter mögen ſich bemühen, wie ſie wollen, das Anſehen ihres Dogmenſyſtems aufrecht zu erhalten, ſo werden ihre Bemühungen je länger je weniger von Erfolg ſein. Das Heil der chriſtlichen Kirche beruht allein auf der Wiederherſtellung des Chriſtenthums in ſeiner urſprünglichen Reinheit; dahin ſollten die Prieſter arbeiten, und nicht warten, bis entweder ein neuer Luther das Chriſtenthum von der Pfaffenſchmiere, wie Lichtenberg das Prieſterchriſtenthum nennt*), reinigt, oder die Regierungen, einſehend, daß für aufgeklärte Völker keine abergläubiſche Religion mehr taugt, ihnen in der Reform, die von ihnen ſelbſt ausgehen ſollte, zuvorkommen.

Das Weſen des Chriſtenthums — ich kann es nicht genug wiederholen, — beſteht in ſeiner Sittenlehre, deren Befolgung freilich nicht ſo bequem iſt, als der blinde Glaube an gewiſſe Lehrmeinungen, und weit mehr fordert, als die Beobachtung unweſentlicher Ceremonien. Beſſerung des Herzens, Umſchaffung des ſinnlichen Menſchen in einen moraliſchen, iſt ſein hohes Ziel, und der Weg zu dieſem Ziel iſt der von Chriſtus, als dem größten aller Sittenlehrer, eröffnete. Seine Sittenlehre ſoll den Menſchen von der Knechtſchaft der Sinnlichkeit befreien, ſie ſoll dem Erzfeind der Moralität, dem Egoismus, ſteuern, ſie ſoll die Menſchen zu Brüdern machen, ſie ſoll die Furcht vor der Gottheit in Liebe zu ihr verwandeln, ſie ſoll ſie verehren und anbeten lehren nicht durch äußern Dienſt (Gottesdienſt), ſondern wie die Schrift ſagt, im Geiſt und in der Wahrheit, d. h. als das höchſte moraliſche Weſen, welches der Menſch nur dadurch auf eine ihrer und ſeiner würdige Art verehren kann, daß er, als ihr Nachbild, in ſeiner beſchränkten Sphäre handelt, wie ſie in ihrer unendlichen, nämlich als vernünftiges

---

*) Siehe vermiſchte Schriften 1. Theil S. 144.

Weſen, deſſen Aufgabe iſt, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens ſeine Handlungsweiſe nach den Geſetzen der Vernunft zu beſtimmen.

Dies war der hohe Sinn des Stifters des Chriſtenthums, und wenn auch er, gleich allen andern Religionsſtiftern, zur Befolgung ſeiner Lehren die Sinnlichkeit in Anſpruch nahm, ſo geſchah es, weil er ihnen dadurch auch bei den rohen ſinnlichen Menſchen Eingang verſchaffen wollte. Nur der gebildete Menſch, und, wie die Erfahrung lehrt, auch dieſer nicht immer, vermag, die einfache moraliſche Lehre aus reiner Achtung vor derſelben zu befolgen; der rohe ungebildete Menſch bedarf dazu ſchlechterdings auch ſinnlicher Motive. Er bedarf des Glaubens an einen Gott, an welchem der Menſch einen ſteten Zeugen ſeiner Handlungen, einen ſteten Behorcher auch ſeiner geheimſten Gedanken habe. Er bedarf des Glaubens an den Schutz dieſes Gottes, welchen er im Gebet anrufen müſſe, damit er ihn auf den betretenen guten Weg fortleite, ihn aufrecht erhalte, wenn er ſtrauchle, und wieder aufrichte, wenn er falle. Er bedarf des Glaubens an einen Verſöhner mit Gott, der ſich für die Sünden der Menſchen geopfert habe, und zur würdigen Vollbringung dieſes Werks ſelbſt Gott (der Sohn Gottes) ſein müſſe. Er bedarf endlich des Glaubens an ein künftiges Leben, wo das geſammte Menſchengeſchlecht vor den Richterſtuhl dieſes Gottes und ſeines Sohnes gefordert, und die Guten die ihnen verheißenen Belohnungen, die Böſen die ihnen angedrohten Beſtrafungen erhalten werden. Dieſe und andere dergleichen Glaubensartikel ſind die Grundlage aller poſitiven Religionen, und ſie müſſen es ſein, weil das Weſen jeder poſitiven Religion in dem Glauben an eine Macht beſteht, welcher der Menſch unbedingt und blindlings gehorchen muß, wenn er ihrer Rache entfliehen will. Auch Chriſtus hat dieſes wohl erkannt, und obſchon bei der Religion, die er ſtiftete, ſein Zweck die moraliſche Beſſerung der Menſchen war, die ſchlechterdings des Menſchen eigenes freies Werk ſein muß, ſo kannte er doch die Menſchen zu gut, um eine *höhere Sanktion* ſeiner Sittenlehre für entbehrlich zu halten, und ſo iſt er allerdings auch dadurch ein Wohlthäter der Menſchheit geworden, daß er dieſelbe als eine *von Gott kommende* aufgeſtellt, und die Befolgung ihrer Vorſchriften als den *Befehl Gottes* ausgeſprochen hat. Allein ſo wenig es überhaupt eine *geoffenbarte* Religion gibt, ſo wenig iſt auch das Chriſtenthum eine ſolche. Es iſt eine *Vernunftreligion*, und es iſt kein

Zweifel, daß ſie, wie jetzt ſchon von dem Weiſen im Volk, einſt auch allgemein dafür erkannt werden wird. Aber ſo lange das gemeine Volk, zu welchem, was die Religion betrifft, unſtreitig auch der größte Theil der Aufgeklärten und Gebildeten gehört, noch unter der Herrſchaft der Sinnlichkeit ſteht, kann von einer Vernunftreligion weder überhaupt die Rede ſein, noch darf auch das Chriſtenthum als eine ſolche aufgeſtellt werden. Wie zu der Zeit, da Chriſtus als Stifter derſelben auftrat, und ſeine Apoſtel die neue Lehre aller Welt verkündigten, wie zu der Zeit, da die chriſtlichen Prieſter die nordiſchen Barbaren, welche das römiſche Reich in Beſitz genommen, zu Chriſten machten, bedürfen auch die jetzigen chriſtlichen Völker nicht minder, als die heidniſchen, zu deren Bekehrung die chriſtlichen Staaten allenthalben hin Miſſionäre ausſenden, des Glaubens an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums, und an eine mit göttlicher Autorität bekleidete *Kirche*, welche kraft dieſer Autorität lehrt, was der Menſch, um ein würdiges Glied der chriſtlichen Gemeinde zu ſein, glauben und thun ſoll, und was er in einem künftigen Leben zu gewärtigen hat, wenn er in dem gegenwärtigen ihren Vorſchriften nicht folgt. Es verhält ſich nämlich mit den Vorſchriften der Kirche, wie mit den Geſetzen, welche die Staatsregierungen geben. Beide ſind Geſetze für den ſinnlichen Menſchen, der, ſo lange er nicht aus eigener Ueberzeugung und aus innerem Antrieb das Gute zu thun, und das Böſe zu unterlaſſen vermag, durch äußern Zwang dazu angehalten werden muß. So lange es daher mit der Menſchheit nicht ſo weit gekommen iſt, daß die Menſchen ihre eigene Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin anerkennen, und die Befolgung ihrer Geſetze für ihre höchſte Pflicht halten, ſo lange müſſen, wie im Staat, auch in der Kirche poſitive Geſetze walten, und es würde bei dem jetzigen Stand der geiſtigen und ſittlichen Kultur eben ſo voreilig und thöricht ſein, den Menſchen den Glauben an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums zu nehmen, und ſie vom Gehorſam gegen die Kirchengeſetze zu entbinden, als wenn man verlangen wollte, die Staatsregierungen ſollten die Menſchen ſich ſelbſt regieren laſſen. — Aber eben weil das Chriſtenthum ſich dereinſt zu einer Vernunftreligion erheben ſoll, ſollte auch bei dem Unterricht in demſelben vorzüglich darauf hingearbeitet werden. Die Geiſtlichen, denen dieſer Unterricht anvertraut iſt, ſollten nicht, wie bisher die Meiſten, die Schale für den Kern geben, keinen höhern

Werth auf das Geheimniß, als auf die Lehre, legen, ihre Schüler überall auf die Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums aufmerkſam machen, und den Stifter deſſelben vielmehr als das nachahmungswürdigſte Muſter eines Chriſten darſtellen, als von ihm immer, als von dem Sohn Gottes, ſprechen, und, als beſtände das Weſen des Chriſtenthums in dem Glauben an ſeine Gottheit, ihn zum Gegenſtand einer noch höhern Verehrung und Anbetung machen, als den Vater.

Wie wenig die chriſtliche Prieſterſchaft auf die Ausbildung des Chriſtenthums zu dem, was es ſeinem Weſen nach iſt, ausgeht, beweiſt der Aufruhr, welchen die kürzlich erſchienene Schrift: Das Leben Jeſu von Strauß, in der orthodoxen theoligiſchen Welt erregt hat. Seine Widerſacher haben in ihren Gegenſchriften klar gezeigt, um was es ihnen eigentlich zu thun iſt. Sie wollten beweiſen, daß der Chriſtus, deſſen Leben und Thaten die Evangeliſten erzählen, nicht, wie Strauß nachzuweiſen ſich erdreiſtet, eine mythiſche Perſon, ein jüdiſcher Rabbiner, auf welchen er ſelbſt, und ſeine Anhänger und Nachfolger die Weiſſagungen im alten Teſtament von dem künftigen Meſſias bezogen, ſondern wirklich der verheißene Meſſias, der Sohn Gottes in menſchlicher Geſtalt, geweſen ſei. Allein warum kann man denn dieſes Alles nicht dahin geſtellt ſein laſſen? Iſt es nicht genug, daß das, was die Jünger Chriſti ihren Meiſter ſprechen laſſen, geſchrieben da ſteht? Wer es geſprochen hat, mag geweſen ſein, wer er will, und geheißen haben, wie er will, es ſteht einmal da, und es iſt das Vortrefflichſte, was je von einem Menſchen ausgeſprochen worden, ein wahrhaft göttliches Wort, welches beſtehen wird, ſo lange die Welt beſteht, und mit der Kraft, welche in ihm liegt, fortwirken wird, mit welcher es ſchon ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden gewirkt hat.

Man hört häufig den Aerzten nachſagen, daß ſie größtentheils Materialiſten, Freidenker, ja Manche von ihnen entſchiedene Atheiſten ſeien. Dieſer Vorwurf iſt ungerecht. Durch ihren Beruf auf das Studium der Natur hingewieſen, und dadurch aufgefordert, die in ihr wirkenden Kräfte genauer kennen zu lernen, erklären ſie freilich Manches als Wirkungen der Naturkräfte, was andere Leute als Wirkungen überſinnlicher Kräfte anſehen. Aber eben ihre genauere Kenntniß der Kräfte der materiellen Natur, und der Geſetze, nach welchen ſie wirken, macht auch, daß ſie über das, was nicht Natur iſt, ohne deſſen Daſein aber weder eine materielle Natur möglich iſt, noch beſtehen kann, richtiger urtheilen lernen. Weit entfernt alſo, daß die Aerzte Atheiſten ſein ſollten, können ſie es nicht einmal ſein, ja es gibt vielleicht in keinem Stand mehr wahrhaft religiöſe Menſchen, als in dem ärztlichen, wenn man unter Religioſität das verſteht, was dieſen Namen wirklich verdient. Wahre Religioſität beſteht nämlich weder darin, daß man fleißig in die Kirche geht, und die religiöſen Ceremonien pünktlich der Vorſchrift gemäß mitmacht, noch eben ſo wenig darin, daß man ſich zu gewiſſen Lehrmeinungen bekennt, welche die Kirche als Religionsgrundſätze aufgeſtellt hat, ſondern ſie iſt ein innerer Zuſtand des Menſchen, ſie iſt die religiöſe Geſinnung, die ihn geneigt macht, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens das ihm eingeborene Sittengeſetz als ein von einem höchſten moraliſchen Geſetzgeber ſtammendes Geſetz anzuerkennen, und die Verbindlichkeit zu ſeiner Befolgung in der Stimme des Gewiſſens, als der Stimme jenes höchſten Geſetzgebers, zu vernehmen. Dieſer Stimme unbedingt zu gehorchen, fühlt ſich Jeder aufgefordert, deſſen inneres Ohr nicht taub gegen ſie geworden; aber dieſe Aufforderung iſt um ſo häufiger und ſtärker, je ernſter und wichtiger der Beruf iſt, dem er ſich im Leben gewidmet hat. Der Beruf des Arztes iſt unſtreitig einer der ſchwierigſten und mühſamſten. Keiner fordert mehr Fleiß und Anſtrengung, keiner mehr Aufopferungen, keiner mehr Gewiſſenhaftigkeit. Aber wie oft ermüdet ſein Fleiß! Wie oft glaubt er, unter der Laſt ſeiner Geſchäfte erliegen zu müſſen! Wie oft verläßt ihn ſeine Geduld! Wie oft erwacht der Gedanke in ihm, ſich ſeinen Beruf durch ſeltenere Beſuchung der Kranken, durch minder angeſtrengten Fleiß bei ihrer Behandlung, durch weniger Sorgen um ſie, leichter zu machen! Allein wodurch entgeht er allen dieſen Verſuchungen am gewiſſenſten? Nicht dadurch, daß er bedenkt, von ſeinem Beruf leben zu müſſen. Nicht dadurch, daß er ſich ſchämt, nachdem er ſo viele Jahre lang thätig geweſen, jetzt auf einmal in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen. Nicht dadurch, daß er fürchtet, von dem Publikum weniger geehrt zu ſein, nachdem er ihm als praktiſcher Arzt zu dienen aufgehört hat. Sondern dadurch, daß er, eingedenk ſeiner höhern Beſtimmung, die immer gleiche Fortſetzung ſeiner Thätigkeit für Pflicht erkennt, und in der Erfüllung derſelben das Mittel findet, ſeine ermattende Kraft wieder zu ſtärken, ſeinen ſinkenden Muth wieder zu heben, das erlöſchende Feuer ſeiner

Thätigkeit wieder anzufachen. Dies iſt die große Wirkſamkeit der Religioſität, wie bei allen Menſchen, ſo auch bei dem Arzt. Nur der religiöſe Arzt vermag, ſeinen Beruf ſtets mit dem gleichen Fleiß, der gleichen Treue und Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. Nur er vermag, wenn er ein reicher Mann geworden, der Verſuchung zu widerſtehen, ſein Geſchäft aufzugeben, und auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen. Nur er vermag, ohne Widerwillen an die Lagerſtätte der ekelhafteſten, und mit frohem Muth an das Bette der mit den gefährlichſten anſteckenden Krankheiten behafteten Kranken zu treten. Nur er vermag, wenn er ſich ſelbſt nicht wohl befindet, ſein eigenes Leiden zu vergeſſen, und einen Kranken perſönlich zu beſuchen, der vielleicht weniger krank iſt, als er ſelbſt. Alle wahrhaft große Aerzte, Alle, die ihr ganzes Leben hindurch ſtets mit gleicher Thätigkeit gewirkt haben, Alle, denen jedes Menſchenleben gleich heilig war, Alle, die dem Armen wie dem Reichen, dem Geringen wie dem Vornehmen, ſtets mit gleichem Eifer gedient haben, Alle, die getroſt und freudig geſtorben ſind, ſind auch religiöſe Aerzte geweſen, und mir wenigſtens iſt keine Ausnahme bekannt.

Auch ich darf von mir ſagen, daß ich in dem Sinn, in welchem ich das Wort Religioſität nehme, zu den religiöſen Aerzten gehöre. Ich habe an mehreren Stellen meiner Lebensgeſchichte geäußert, mit wie wenig Luſt und Liebe ich im Ganzen die Arzneikunſt ausgeübt habe, der Gedanke, daß ich nie zur Meiſterſchaft in meiner Kunſt gelangen werde, und der Zweifel, ob ich nicht die gelungenſten meiner Kuren vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken hatte, machten mir dieſelbe verdrüßlich. Deſſen ungeachtet habe ich bis in mein hohes Alter die Praxis nicht nur nicht aufgegeben, ſondern ich habe ſie auch jederzeit ſo gut beſorgt, als mir mein Alter geſtattete. Nicht ſchnödes Intereſſe, nicht Furcht vor dem Tadel des Publikums, noch ein anderer äußerer Beweggrund hat mich dazu vermocht, ſondern die Ueberzeugung, daß es meine Pflicht ſei, meinen einmal gewählten Beruf abzuwarten, bis ich fühlte, daß mir die Kraft dazu gebrach, und dieſe Ueberzeugung habe ich gewonnen, indem ich die Erfüllung meines Berufs für eine heilige Pflicht hielt.

So war ich, ſo denke ich, ſo handelte ich, und wenn ich nun als ein Greis von beinahe achtzig Jahren auf mein langes Leben zurückſehe, ſo muß ich ſagen, daß es im Ganzen ein glückliches Leben war. Ich bin von meiner Kindheit an, wenige Unterbrechungen abgerechnet, ſtets geſund geweſen. Mich geiſtig auszubilden, hat es mir an keiner Gelegenheit gefehlt. Nicht lange nach meinem Abgang von der Akademie wurde ich als Gerichtsarzt angeſtellt, und als ausübender Arzt war ich in meiner Praxis weiter öfter glücklich, als unglücklich. Im Staatsdienſt iſt mir in allen Stellen, die ich bekleidete, die Zufriedenheit und Achtung meiner Vorgeſetzten zu Theil geworden. In meinem Privatleben hat es mir nirgends an wahren Freunden gefehlt, und unter den noch lebenden iſt keiner, der mir nicht treu geblieben wäre. Ich habe wohl Neider und Widerſacher, aber nie einen eigentlichen Feind gehabt. Ich habe in einer ununterbrochen glücklichen Ehe gelebt, und was ich an Vaterfreuden verlor, das erſetzen mir meine Enkel, deren Heranwachſen und Gedeihen die ſchönſte Freude meines Alters iſt. Was mich betrübt, iſt, daß ich nicht Alles geleiſtet habe, was ich hätte leiſten ſollen und können, und letzteres beſonders in Nürnberg, welches ich verlaſſen mußte, ohne zur Verbeſſerung der dortigen öffentlichen Krankenanſtalten etwas Bedeutendes gethan zu haben. Allein ich kann mich darüber tröſten, weil es nicht meine Schuld war. Eben ſo kann ich mich auch tröſten, wenn ich als Staatsbürger und Menſch meinen Obliegenheiten nicht überall nachgekommen bin, wie ich hätte ſollen, da ich mir bewußt bin, daß nicht Mangel an gutem Willen, ſondern Unvermögen und Mißtrauen in mich ſelbſt daran Schuld war. Als Staatsbürger habe ich mich ſtets beſtrebt ein treuer Unterthan meines Fürſten, ein gehorſamer Untergebener meiner Vorgeſetzten, und ein wohlwollender Freund meiner Mitbürger zu ſein. Als Menſch habe ich freilich Manches unterlaſſen, was ich hätte thun, und Manches gethan, was ich hätte unterlaſſen ſollen; allein auch darüber glaube ich mich beruhigen zu können, weil ich es mit aufrichtiger Reue bekenne. — Ich ſtehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Exiſtenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchſten Macht, Weisheit und Güte iſt.

Die Heiterkeit und Geiſtesfriſche, womit vorſtehende Biographie ſichtlich beendigt erſcheint, läßt kaum den Gedanken zu, daß dieſelbe im Vorgefühl eines nahe bevorſtehenden Todes geſchloſſen wurde, und doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der verehrte Verfaſſer dieſes Vorgefühl gehabt habe.

Am 30. Januar 1838 ſchrieb er an eine Freundin in Nürnberg: „Die ungewöhnlich ſtrenge Kälte hat mir dieſen Monat ſelten erlaubt, „meine gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, aber ſobald die Witterung milder wird, werde ich das Verſäumte um ſo mehr einzuholen ſuchen, da ich fühle, daß mir das Sitzen nicht gut bekommt. „Wer ſo viele Jahre an ein bewegtes Leben gewohnt war, erträgt „den Uebergang zu einem ſitzenden ſchwer, und ich wundre mich, daß „die große Veränderung bis jetzt keine nachtheiligen Folgen für mich „gehabt hat. — Den größten Theil meiner Zeit habe ich während „des Winters meiner Biographie gewidmet, ſo daß ich damit auf „dem laufenden bin.“

Am 31. Januar deſſelben Jahres fühlte er ſich unwohl, und doch muß ſeine Biographie denſelben Tag ihren, des Verfaſſers ſo würdigen und ſchönen Schluß erhalten haben, denn die darauf folgenden Tage lag er an einem gaſtriſchen Fieber danieder, in deſſen Verlauf der ihn behandelnde D. Böhm bereits die Anzeige einer bevorſtehenden Entkräftung wahrnahm. Am Abend des 3. Februar wich zwar das Fieber, aber nun nahm auch die Entkräftung ſichtlich zu. Dabei klagte der Kranke über zunehmende Dunkelheit, bis er am 5. Februar ruhig ſagte: „Ich habe mein Augenlicht verloren.“ Zugleich wurden mehrere Vertiefungen auf der Oberfläche ſeiner Augen ſichtbar. Am 6. Februar ſagte er: „Es geht mit mir zum Ende, Gott gebe, daß es nicht mehr lange daure;“ und um die Mittagsſtunde deſſelben Tages ſank er, umgeben von liebenden Kindern und Enkeln, ſanft und heiter in den langen Schlaf. Er ſtarb mit vollem Bewußtſein, und ſchlummerte viel ſanfter als ſonſt im Leben ein, wo ihm ſo oft die Sorge für ſchwer Erkrankte Ruhe und Schlaf geraubt hatte. Mit dem Rückblick auf ein wohl vollbrachtes Leben, ohne Sorge für die Seinen, und ergeben in den höchſten Willen, neigte der vielgeliebte, edle Greis das Haupt zum Tode.

Bei der Kräftigkeit ſeines lebhaften Weſens ſtand ſeinen Freunden der Gedanke an ſeinen Tod noch ſehr ferne, und um ſo ſchmerzlicher mußte daher dieſe Nachricht ſie überraſchen. Als ſie erkannten ſpäter, daß ſein Körper wohl ſchon längere Zeit ſich dem Grabe zugeneigt hatte, und nur von dem regen, ſtets neu und friſch erhaltenen Leben ſeines Geiſtes gefriſtet und aufrecht erhalten ward. Wie ſehr dieſer ſeinen Körper zu beherrſchen vermochte, beweiſet auch ganz beſonders die feſte und deutliche Handſchrift, mit welcher er, ſchon erkrankt, ſeine Biographie ſchloß, und von welcher ein Facſimile dieſem Werke voranſteht.

Dieſe geiſtige Kraft, welche ihn auszeichnete, dürfte ſich in ihm aber beſonders deshalb ſo mächtig ausgebildet haben, weil ſich ſeine Studien nicht in einem beſtimmten Kreis bewegten, ſondern mit gleicher Lebhaftigkeit alle denkbaren Intereſſen der Menſchheit und alle Erſcheinungen und Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und Natur umfaßten und nirgends abgeſchloſſen waren. Jede ſelbſt anſcheinend geringfügige Mittheilung durfte ſeiner Aufmerkſamkeit gewiß ſein, ſoferne ſie nur das Gepräge der Wahrheit oder des Erlebten trug. Fictionen dagegen wies er, als thörichten Zeitverderb, mit Strenge von ſich, auch hierin wie in allem, ſeiner vollkommen praktiſchen Richtung folgend. Dadurch mußte nun ſeinem Geiſte aus allen Theilen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur, in fortwährendem Wechſel, ſtets neu belebende Nahrung zuſtrömen, und ſeine oft ausgeſprochenen Worte beſtätigen: „Man muß Vieles lernen, um alt zu werden, denn die Einſeitigkeit führt endlich zum Zuſtand der Kindheit zurück.“ — So war es ihm gelungen, ein hohes Alter zu erreichen, ohne deſſen Schwächen zu empfinden; in ſeinen Reden und Briefen athmete noch die Lebhaftigkeit der Jugend und die geiſtvolle Kraft des Mannes, als ſein Körper zuſammenbrach und ein ſchönes, wohlthätiges und ſegensreiches Leben endete.

In dem Nachlaſſe des Verfaſſers vorſtehender Biographie fanden ſich aus deſſen verſchiedenen Lebensperioden, 18 Briefe ſeines erſten Freundes und Mitſchülers, Friedrich Schiller. Eine Freundſchaft, die von früher Jugend bis zum Tode ununterbrochen beſteht, darf mit Recht als ein Theil des innern Lebens angeſehen werden, und man glaubte daher, dieſe Briefe, in welchen Schiller als Freund, Sohn und Menſch ſeinem hohen Ruhm als Schriftſteller entſpricht, und welche das zärtliche, treue Andenken, welches der Verfaſſer bis in ſein hohes Alter an ihn bewahrte, ſo ſchön rechtfertigen, deſſen Biographie beigeben zu müſſen.

Anhang.

18 Briefe von Friedrich Schiller.

1.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Endlich bin ich von der heftigen Beſtürzung über den traurigen Abſchied meines theuerſten Freundes wieder zu mir ſelbſt gekommen, und wage es mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen ſoll ich dieſes nun ſonſt thun als gegen den Vater eines unſchätzbaren Sohn's, als gegen Sie, der Sie mich am beſten verſtehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, froſtigen Tröſtungen betrüben, die nur allzuſehr ein kaltes fühlloſes Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn ſein Verluſt iſt unerſetzlich und für Troſtgründe zu groß. Hören Sie es alſo noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz ſchon tauſendmal wird geſtanden haben: — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling aus deſſen lebhafter Geiſteskraft künftige Größe und Bewunderung geahndet wurde, einen Jüngling, deß empfindungsvolles, zärtliches Herz Ihm die Liebe aller Menſchen erwarb, und izo durch das allgemeine Trauren Derer die Ihn kannten auf das Vollkommenſte gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der ſchönſten Hoffnungen, der ſchmeichelhafteſten Ausſichten, und der es werth war, der Stolz ſeines Vaters zu ſeyn, und der würdigſte unter uns allen war länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden ſeine erbittertſten Feinde geſtehen müſſen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun Seinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig?

Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, ſeine ſchönſten Hoffnungen, die Freuden ſeines Lebens in einem Sarge dahin tragen ſehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröſtlichen Vaters gerecht ſind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich izt rede, zehnfach gerechter ſind als aller anderer — denn ich empfand es, wie ſchwer es ſchon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen ſeyn, wenn dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf.

Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und iſt es izt nicht mehr? Iſt er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deſſen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor Er, das Ihm nicht dort unendlich wieder erſezt wird? Was verließ Er, das Er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb Er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, eh' Er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Plane ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden? — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit Ihm aus dem böſen Leben, er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerükt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre Seine Seele betrüge.“ — So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem Er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

Beſter Vater meines geliebten Freund's, das ſind nicht auswendig gelernte Gemeinſprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es iſt eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung ſchöpfen mußte; tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie Er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſeyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſeyn. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig ſeyn, ſo aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber ſchon freut ſich ein zweiter, die doppelte ſüße Pflicht zu tragen, und dieſer allein war es auch würdig, die Stelle des Entriſſenen zu erſetzen. Er fühlt was er Ihnen ſchuldig iſt, er ſtrengt alle Kräfte ſeines Geiſtes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leiſten, als ich meinem Vater jemals verſprechen kann. Weinen Sie über den Verluſt des würdigſten Jünglings, weinen Sie, denn er iſt alles werth — doch vergeſſen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf kek ſagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verſcharren.

Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu tröſten, da ich ſelbſt noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Troſtes aus Ihrem eignen vortrefflichen Herzen und aus der Religion ſchöpfen können, und was ich hier ſagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten ſich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wiederum umarmen, dort werd' ich Freudenthränen weinen am Halſe meines theuren werthen Freundes. Stets ſoll mir ſein Andenken heilig ſeyn, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder ſchenken, ſo wollt' ich ſtolz auf mich ſelbſt ſeyn. Aber es ſoll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe in ewige Gewogenheit und Freundſchaft und wünſchte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborener Herr
Hochzuverehrender
Herr Hauptmann
Dero gehorſamſter Sohn

Stuttgardt, den 15. Janr. 1780. J. C. Schiller.

8.

Stuttgard 1. Februar 1781.

Beſter Freund!

Denk doch den Tauſendſakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirſt, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden ſchickteſt — geſtern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geſchrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du ſollteſt ihn ſchon vor 14 Tagen bekommen — iſt der Hunds.... mein Kerl ſchuld. Nimms alſo nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerſt habe ſchicken wollen, durch dieſen Zufall zu kurz gekommen biſt. Weil Du nicht hier warſt, und ich wußte, daß Du dem Verſtorbenen und ſeinen Aeltern gut warſt, ſo nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus ſchickten, ſo ſchrieb ich express Deinen Namen zu den Unſrigen. Ich ſoll Dir auch von den Aeltern tauſendfältig Dank dafür abſtatten. Dieſer Dank koſtet Dich freilich Fl. 2. 12 Kr. denn ſoviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeſchrieben iſt, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft) Weil aber alle Mediciner, ſelbſt Dr. Ebert ungefragt dazu gezogen worden ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn ſie ſind zum Todlachen; ich ſpare ſie alſo bis auf Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es iſt ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſey mir gnädig!

Sey ſo gut und ſchicke mit dem nächſten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schweſtern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

NB. Du bekommſt außer dem noch 8 Exempl.
Hr. Schmid gab heute den alten Frager.

8.

Herrn Doktor von Hoven, beim
Herzogl. militairiſchen Waiſenhauſe
zu Ludwigsburg.

Stuttgardt, den 25. May 1782.

Liebſter Freund!

Ich gehe dieſen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynſt Du wol?) J nach Mannheim, Frau von Wolzogen, Frau Hauptmann Viſcherin und ich machen zuſammen eine Reiſegeſellſchaft aus. Willſt Du nun Parthie mit machen, ſo biſt Du von uns allen freundſchaftlich eingeladen und kannſt Dich praecise um ½ zwei Uhr im Chauſſeehauß zwiſchen Suffenhauſen und Ludwigsburg einfinden und dort auf uns warten. Wir kommen in einer 4ſitzigen Chaiſe vorbei und haben Raum genug zu einer 5ten Perſon darin übrig. Die ganze Reiſe wird Dich nicht über 10 Fl. kommen. So iſt es ſchon unter uns ausgemacht und durchgehends accordirt. Ich habe nach Mannheim wiſſen laſſen, daß ich komme und um eine Vorſtellung meiner Räuber erſucht. Biſt Du daher entſchloſſen, Theil an der Sache zu nehmen, ſo *vergiß ja nicht* praecise um ½ zwei Uhr Dich im Chauſſeehauß einzufinden und uns dort zu erwarten. Wir werden nach Dir fragen, und, da wir uns nicht aufhalten können, unſern Weg fortſetzen wenn Du nicht zugegen biſt. Du nimmſt allenfalls 2 Hemden und ein gutes Kleid mit, welches Du unter einem Ueberrocke auf dem Leibe tragen kannſt. Stiefel verſteht ſich ohnehin, und allenfalls 2 Ducaten Geld, willſt Du und kannſt Du alſo, ſo komme! wo nicht, ſo werden wir, wenn Du nicht am beſagten Ort biſt, es für einen Beweiß halten, daß Du nicht kommen werdeſt und alſo weiter fahren.

Uebrigens ſtillſchweigen!

Dein aufrichtiger

Schiller.

An Deine Familie meinen gehorſamſten Reſpekt.

4.

An Herrn Doktor von Hoven, am militairiſchen Waiſenhauſe zu Ludwigsburg.
[illegible]

(Ohne Datum.)

Lieber Freund!

Peterſen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder beſſer, Anthologie ſchon geſagt haben. Du haſt ihm eine Romanze geſchickt, die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann, weil ſie die theologiſche Cenſur nicht paſſirt und das ganze Inſtitut hintertreiben könnte.

Sey alſo ſo gut und verfertige etwas anders das wider die Intoleranz unſerer Cenſur nicht ſo ſchnurgerade anrennt. Schick mir auch Deinen Oſſianiſchen Sonnengeſang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komiſche Muſe für uns nicht verloren gehen. Ich leg es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verluſt rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirteſt. Vier Bögen ſind gedruckt und zwar ſehr — ſchön mit dem ſchönſten Papier. Komm überhaupt dieſer Tage hieher und dann das weitere.

Meinen gehorſamſten Reſpekt an Deinen vortrefflichen Vater, Deine Frau Mutter und Schweſter.

Dein Freund

Schiller.

5.

Jena, am 10. October 1792.

Mit größter Freude erfahre ich von meiner Mutter, daß ich von Dir und den Deinigen noch nicht ganz vergeſſen bin. Auch Dein und Ihr Andenken iſt noch lebhaft in mir, und keine Zeit wird die glücklichen Jahre, die wir — im Schatten des Helikon — mit einander verlebten, in meinem Herzen auslöſchen können. Das waren die Zeiten der Hoffnung, und keiner von uns, denke ich, hat Urſache ſich der Erfüllung zu ſchämen.

Das lange Stillſchweigen Deines ſo reichen, ſo ſchön gebildeten Geiſtes, iſt mir, ich geſtehe es, lang unerklärbar geweſen. Aber Du reifteſt im Stillen, und tratſt auf die Laufbahn mit vollendeter Kraft. Mit Begierde hab' ich Dein Werk verſchlungen und in jeder

Zeile erkannte ich Deinen Geiſt. Der denkende Theil unſerer thüringiſchen Aerzte nennt es mit Achtung, und die mediciniſche Welt erwartet noch große Dinge von Dir. Leider kann ich Dich nicht auf ähnliche Art bewirthen. Du machſt die Lahmen gehen, die Blinden ſehen, die Todten auferſtehen — ich mache Verſe und philoſophire. Schwer hat mich die hippokratiſche Kunſt für meine Apoſtaſie beſtraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger ſeyn wollte, ſo hat ſie mich unterdeſſen zu — ihrem Opfer gemacht. Sie hat mich gezwungen, zu ihr zurückzukehren, aber leider nur um ihre ſchwere Hand zu empfinden. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, ſo mache Dich immer darauf gefaßt, daß ich zu Dir komme, und mir Geneſung hohle.

Da ich Dich gerne zuweilen an mich erinnern möchte, ſo lege ich dieſe Kleinigkeit bei. Nimm damit vorlieb, bis ich Dir etwas beſſeres geben kann. Eine neue Bekleidung des Alten iſt alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag. Deinem verehrungswerthen Vater verſichere meine aufrichtigſte Achtung und Liebe. Mit dankbarem Herzen erkenne ich die Freundſchaft, die er dem meinigen erzeigt. Deiner Mutter, Deiner Gemahlin, Deinen Schweſtern küſſe ich hochachtungsvoll die Hand. Lebe wohl mein unvergeßlicher Freund. Auf immer

der Deinige

Friedrich Schiller.

6.

Jena, den 24. May 1794.

Unſere Reiſe haben wir in 9 Tagen glücklich und bei ziemlich guter Geſundheit vollendet und ich ergreife den erſten freien Augenblick, den ein Zuſammenfluß von Zerſtreuungen und Geſchäften mir übrig läßt, Dir mein theurer Freund und Deiner liebenswürdigen Henriette unſer Andenken zu erneuern. Ich ſollte euch beide für die herzliche Liebe danken, die ihr uns während unſeres Aufenthalts erwieſen habt, aber wie kann ich dieſes? Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet und alles was ich vermag iſt dieſes Geſtändniß, daß ich es lebhaft fühl und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Freundſchaft euch dafür gewidmet iſt. Laß mir die frohe Hoffnung, daß dieſe ſchöne Erneuerung unſerer Jugendfreundſchaft für unſer ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben und daß ein gutes Geſchick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zuſammen führen wird. Unterdeſſen laſſt unſer Andenken unter euch leben, wie das eurige unter uns unvergeßlich iſt. Deiner und Deiner Frauen Familie empfiehl uns aufs beſte, und unſern beiden Freunden Haug und Stoll ſage recht viel freundſchaftliches von mir.

Meine Frau wird noch einige Zeilen beilegen.

Ewig der Deinige

Fr. Schiller.

An
den Herrn Hofmedicus
von Hoven
Ludwigsburg

7.

Jena, den 21. Novbr 1794.

Schon ſeit dem Sommer habe ich es mir von Woche zu Woche vorgenommen, liebſter Freund, Dir zu ſchreiben, aber über abwechſelnden Unpäßlichkeiten und Geſchäften, deren noch nie ſo viele auf mir lagen, als in dieſer Zeit, nie zur Ausführung kommen können. Deſto angenehmer überraſchte mich Dein und Deiner guten Familie liebes Andenken, und herzlich danke ich euch dafür. Die Erinnerung an euch beide lebt in meinem Herzen, und der vergangene Herbſt hat mir die Zeit wieder zurückgebracht, die wir voriges Jahr zuſammen verlebten. Du weißt, daß ich ein ſchlechter Briefſchreiber bin, aber meine Freunde deßwegen nicht weniger lieb behalte, und in dieſer Rückſicht wirſt Du mir eine Sünde verzeihen, die mir ſchon ſo oft hat verziehen werden müſſen.

Um den Inhalt Deines Briefes ſogleich zu beantworten, bitte ich Dich, mir Dein Manuſcript nur unverzüglich zuzuſchicken, ſobald es fertig iſt. Mit dem Werke in der Hand läßt ſich am beſten marchandiren. Weniger als eine Karolin pr. Bogen ſollſt Du nicht erhalten, aber ſo viel darüber, als dem Buchhändler Volke ſich nur abzwacken läßt. Dafür, daß es elegant gedruckt wird, will ich ſorgen. Du mußt Dich nicht daran ſtoßen, wenn ich Dir vielleicht einen Juden (einen ſolchen nämlich, der wirklich beſchnitten iſt), zum Verleger ausſuche. Es iſt wirklich in Strelitz ein ſolcher als

Buchhändler aufgeſtanden, und er hat von mir einen Muſenalmanach im Verlag. Die ſächſiſchen Juden haben viel Kultur und bedeuten etwas. Dieſer, der ſich Michaelis nennt, iſt ein junger, unternehmender Mann, der Kenntniſſe beſitzt, in guten Verbindungen ſteht, und bei dem Herzog von Meklenburg viel Kredit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird. Dieß würde auch mit Deinem Opus der Fall ſeyn, und ich könnte Dir den Druck ſelbſt dirigiren.

Vielleicht hat Dir Fama ſchon geſagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir anfangen wird. Es iſt das berühmte Weltjournal, wovon wir oft geſprochen haben und dieſes kommt nun wirklich zu Stande. Cotta iſt muthig genug es zu verlegen und die Aſpecte ſind allerdings äußerſt günſtig. Ich habe ſchon 26 Mitarbeiter, worunter die mehrſten bekannten Schriftſteller ſind. Göthe, Engel, Garve, Fr. Jacobi, Gleim, Pfeffel, Fr. Schulz, Schütz, Hufeland, Matthiſon, Schlegel, Genz aus Berlin, der Coadjutor von Mainz und andere mehr ſind dabei. Ein engerer Ausſchuß von ſieben Mitgliedern, worunter Goethe ꝛc. ſind, wird über die Aufnahme der eingeſandten Stücke erkennen. Goethe iſt mit ganzer Seele dabei, und er allein wird die drei erſten Stücke zur Hälfte beſetzen. Auch ſchreibt er mit an meinem Muſenalmanach. Ueberhaupt bin ich dieſen Sommer endlich mit Goethe genau zuſammengekommen und es vergeht keine Woche, daß wir nicht einander ſehen oder ſchreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt und ihn ganz in ſeinem Weſen kennen lernen. Er iſt ein höchſt intereſſanter Charakter in jedem Betracht und ſeine Sphäre iſt ſo weit ausgebreitet. In naturhiſtoriſchen Dingen iſt er vortrefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Oekonomie des organiſchen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeiſt iſt ganz und gar nicht ausgeldicht, nur hat er ſich ſeit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelaſſen, davon Du in den erſten Stücken des (unlesbar) Proben finden wirſt. Ueber die Theorie der Kunſt hat er viel gedacht, und iſt auf einem ganz andern Wege als ich zu dem nämlichen Reſultat mit mir gekommen. Gegenwärtig korreſpondiren wir darüber. Meine Briefe nach Dänemark erſcheinen ganz umgearbeitet in dieſem Journal. Du wirſt Dich darüber freuen, denn ſie ſind das beſte was ich in meinem Leben gemacht habe.

Das Journal führt den Namen: Die Horen und jeden Monat erſcheint ein Stück. In ſieben Wochen wird das erſte Stück zu leſen ſeyn. Vielleicht erhalten wir auch Kant zum Mitarbeiter: ich habe ihn eingeladen. Er hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre auf den Angriff gar ſchön geantwortet, den ich in meiner Anmuth und Würde auf ihn gemacht, und dieß hat mich in Bekanntſchaft mit ihm geſetzt.

Seitdem ich wieder in Jena bin habe ich mich ſehr mit Kantiſcher Philoſophie abgegeben und mich ſehr wohl dabei befunden.

Fichte intereſſirt mich auch ſehr. Er hat ein neues Syſtem in der Philoſophie aufgeſtellt, welches zwar auf das Kantiſche gebaut iſt, und es auf's neue beſtätigt, aber doch ſehr viel neues und großes in der Form hat. Es wird ſehr viel Aufſehen und Streit erregen, aber Fichte's überlegenes Genie wird alles zu Boden ſchlagen, denn nach Kant iſt er gewiß der größte ſpekulative Kopf in dieſem Jahrhundert. Vorige Meſſe hat er fünf Vorleſungen aus einem ſeiner Kollegien drucken laſſen, die Du Dir anſchaffen mußt. Sie führen den Titel: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten von Fichte, und enthalten kaum 8 Bogen.

Denkſt Du noch an Deinen Herrn Bechler? Dieß hätte ein ſchöner Beitrag zu den Horen werden können, vielleicht muntert Dich das Journal dazu auf.

Mit meiner Geſundheit iſt es dieſen Sommer und Herbſt leidlich gegangen, wiewohl immer von Zeit zu Zeit neue Stöße von meinen Krämpfen kamen. Am Arbeiten hat es mich wenig gehindert. Nur die Nächte inkommodirte es mich ſehr. Meine Frau und der kleine Karl ſind recht wohlauf. Der letzte rückt mit jedem Tage um einen Schritt weiter. Seit einigen Monaten geht er und fängt an zu ſprechen. Er küßt ſeiner Pathe die Hände. Grüße Deine liebe Frau recht herzlich von mir und gib ihr einen recht ſchönen Kuß. Ihr Andenken iſt mir unvergeßlich, und in mancher Stunde ſehe ich ſie vor mir in ihrer lieben freudigen Geſchäftigkeit. Auch unſeren gemeinſchaftlichen Freunden und Deiner Familie ſage viele Grüße von mir. Meine Frau wird wohl heute ſelbſt an Deine Heinrike ſchreiben. Lebe recht wohl und behalte lieb

Deinen
Dir ewig ergebenen
Schiller.

An
den Herrn Hofmedikus
von Hoven
Ludwigsburg.

8.

Jena den 31. Januar 1795.

Du wirſt mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Schickſale Deines Mscrpts gewartet haben, aber ich konnte Dir nicht eher als jetzt etwas beſtimmtes darüber ſchreiben. Ich wartete ſchon ſeit 4 Wochen auf Antwort von dem Juden in Strelitz, dem ich es angetragen habe, und von dem ein leidlicher Preiß zu erwarten war. Aber weil ich die Erſcheinung auf dieſe nächſte Meſſe zur Bedingung machte, ſo vermuthe ich, daß er die Antwort abſichtlich anſtehen ließ, um den Abdruck für dieſen Termin unmöglich zu machen und ſich das Werk auf eine andere Meſſe zurückzulegen. Weil ich aber vermuthete, daß Dir eine frühere Erſcheinung lieber ſeyn würde, als einige Carolins mehr, ſo habe ich es an einen andern Buchhändler um 24 Friedrichsdor verkauft, mit der Bedingung, daß es auf Oſtern dieſes Jahrs erſcheine, welches nun auch geſchieht. Wenn Du überlegſt, daß das ganze Buch, auf den gewöhnlichen Fuß wiſſenſchaftlicher Werke gedruckt, nicht mehr als 16 Bogen ausgemacht haben würde, ſo kannſt Du doch 13 Fl. auf den Bogen rechnen. Zugleich erhälſt Du zwei Dutzend Freiexemplare, worunter 12 auf Poſtpapier, und kannſt überhaupt eines recht hübſchen Aeußern verſichert ſein. Der Verleger iſt ein Buchdrucker, Göpferdt, der etwas darin ſuchen wird, auch ſeiner Preſſe dadurch Ehre zu machen. Er wird es ſehr weitläuftig drucken, um einen höhern Kaufpreiß darauf ſetzen zu können. Die Schrift iſt zwar deutſch, aber ſie wird Dir ſehr wohlgefallen. Es iſt dieſelbe, ſo wie auch das Format, wie bei der 2ten Auflage des Geiſterſehers, den Du deshalb nachſehen kannſt. Was mich aber vorzüglich bewog, das Werk über Hals und Kopf zum Druck zu befördern, das iſt die Aeußerung des Rath Hufelands, daß er mehrere Deiner Ideen in einer Schrift, die auf Oſtern heraus kommt, produciren werde. Dieſes Zuſammentreffen zweier Schriftſteller in ähnlichen Resultaten iſt ſehr ſchön, wenn ihre Schriften zu gleicher Zeit erſcheinen; kommt aber eine nur um einige Monate ſpäter, ſo kann er immer in Gefahr ſein, für einen plagiarius gehalten zu werden. Ich lege Dir hier Hufelands Erklärung über Deine Schrift bei, die Dir Vergnügen machen wird.

Für die Anzeige und Anrühmung des Werks in öffentlichen Blättern will ich und Göpferdt ſchon ſorgen.

Vergiß Deine Theilnehmung an der Litt. Zeitung nicht.

Es würde doch gut ſein, mit dieſem Institut in einiger Verbindung zu bleiben. Bei mir iſt jetzt viel Unruhe, ſowohl in meiner öffentlichen, als häuslichen Existenz. Die Redaktion der Horen iſt am Anfang doch eine ziemlich anſtrengende Beſchäftigung, beſonders wegen der Correspondenz und Beurtheilung des eingeſchickten. Indeſſen habe ich die Sache ſchon ziemlich im Gange und alles verſpricht den beßten Erfolg. In meiner Familie iſt jetzt auch einige Unruhe, da der kleine Karl inoculirt worden iſt; es geht aber alles vortreflich und ob er gleich ziemlich viel Blattern bekommen hat, ſo war das Fieber doch äuſſerſt mäſſig und trotz einem Augszahn, den er dieſer Tage bekam, blieb er von jedem Zufall verſchont. Die Blattern ſind ſchon im Abdorren, und er hüpft im Zimmer herum, wie in geſunden Tagen. Mit meiner Geſundheit iſt es im Ganzen zwar daſſelbe, doch bin ich mit dieſem Winter beſſer zufrieden, als mit dem vorigen, weil ich bei Tag weniger von Krämpfen beunruhigt werde, und meinen Geſchäften ungehindert nachgehen kann. Auch meine Frau hat ſich dieſe Monate über ganz leidlich befunden. Deiner lieben Heinrike ſage von uns beiden die herzlichſten Grüße. Meine Frau wird ihr bald ſelbſt ſchreiben. Empfiehl mich Deiner Familie in Stuttgardt und unſern gemeinſchaftlichen Freunden beſtens und behalte lieb

Deinen

Sch.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. dato Jena den 31. Januar 1795.

Sie haben mir, verehrteſter Freund, durch die Mittheilung beigehenden Manuſcripts eine ſehr angenehme Lectüre verſchafft, wofür ich Ihnen und dem würdigen Verfaſſer, den ich ſchon aus ſeinem Werk über die Wechſelfieber hochſchätzen lernte, den verbindlichſten Dank ſage. — Noch nie habe ich etwas mediciniſches geleſen, worinnen ich mich ſelbſt und meine ganze Vorſtellungsart ſo gefunden hätte, als hier, und ich kann Ihnen aufrichtig verſichern, daß ich mehrmalen über die Möglichkeit einer ſolchen Denkgleichheit in Erſtaunen gerathen bin. — Ganz dieſelbe Erklärungsart, dieſelbe Entwicklung mehrerer ſchroffen pathologiſchen Ereigniſſe, wie ich ſie meiner Individualität am angemeſſenſten fand, und wie ich ſie vorigen Sommer meinen Zuhörern dargeſtellt habe, und wahrſcheinlich dieſe Oſtern in ein Paar Bogen über Pathogenie öffentlich darſtellen werde. — Nach dieſer Erklärung darf ich nun freilich das Buch nicht loben, aber daß es mir nicht allein recht, ſondern aus der Seele geſchrieben iſt, das bezeuge ich.

Hätte ich gewußt, daß ich in ihren Horen auch auftreten dürfte, ſo würde ich Ihnen ſchon einen Aufſatz angeboten haben, der nun im Merkur erſcheint, und noch jetzt läugne ich nicht, daß, ohnerachtet Ihrer gütigen Erlaubniß, ich es doch nur mit Schüchternheit wagen werde, neben den trefflichen, öffentlich genannten und dadurch gleichſam legitimirten Mitarbeitern, als ein Unberufener aufzutreten. —

Der Ihrige

D. Hufeland.

9.

Jena den 9. Jan. 1796.

Der faule Freund meldet ſich endlich einmal wieder und es iſt Zeit, wirſt Du ſagen. Ich trage mich auch ſchon faſt 3 Monate mit dieſem Brief an Dich, und verſchob ihn bloß deswegen, weil ich gerne meinen Muſenalmanach für Deine liebe Frau beilegen wollte, und von meinem Buchhändler, dem Michaelis, der die Unordnung ſelbſt iſt, immer von Poſttag zu Poſttag herum gezogen wurde. Endlich hab' ich ihn einmal erhalten, und der erſte Gebrauch, den ich davon mache, iſt, ihn Deiner Heinrike zu ſenden. Möchte er ihr einiges Vergnügen machen und auch Dir. Ich bin dieſes Jahr nach einer langen Pauſe wieder zur Poeſie zurückgekehrt, wie Du auch in den Horen wirſt gefunden haben, und werde vermuthlich den größten Theil dieſes Jahres dabei bleiben.

Deine Schrift eſtimirt man ſehr, wo ich nur darüber urtheilen höre. Ich wünſchte zu wiſſen, ob Du Dein Honorar erhalten haſt. Der Verleger, der zwar ehrlich und ſicher iſt, war lange Zeit in der Klemme, weil ſeine Kundsleute, die Buchhändler, denen er druckt, ihn immer nicht bezahlen, und der Krieg auch im Buchhandel ſtark gefühlt wird. Sollteſt Du Dein Geld noch nicht erhalten haben, ſo laſſe michs doch wiſſen, daß ich ihn treibe. Wie ſtehts ſonſt mit der Schriftſtellerei? Ich hoffe, Du wirſt keine ſo lange Pauſe mehr machen, als zwiſchen Deiner erſten und zweiten Schrift.

Mit meiner Geſundheit iſt es zwar noch immer das alte, aber ich kann doch arbeiten, trotz einem Geſunden; der Geiſt iſt hell und heiter und mein Humor fröhlich. Nach und nach gewöhne ich mich an mein Uebel. Ich habe gar keine Zerſtreuungen, und kann meine ganze Zeit, welche die Krämpfe mir frei laſſen, etlichen Freunden und meiner Arbeit widmen. Der kleine Sohn iſt friſch und geſund, und plaudert mir den ganzen Tag die Ohren voll. Er macht mir ganz unendlich viel Freude. Meine Frau, die ſich Euch herzlich empfiehlt, iſt auch wohlauf.

Sage Deiner lieben Heinrike recht viel ſchönes von mir und empfiehl mich euren beiden Familien aufs beſte. Du ſelbſt vergiß mich nicht ganz und hörſt Du auch ſelten von mir, ſo weißt Du doch, daß ich von ganzem Herzen der Deinige bin und bleibe.

Schiller.

10.

Weimar 27. Nbr. 1801.

Es hat mich von Herzen gefreut, nach meiner Zurückkunft von der Dresdner Reiſe einen Brief von Dir zu finden, der mich der Fortdauer Deiner Liebe verſichert. Glaube mir, ſo ſchlecht es auch mit meinem Briefſchreiben bisher beſchaffen war, ſo bin ich immer der Alte geblieben wie Du mich kennſt, und werde es bleiben bis ans Ende. Eben dieſe brüderliche Neigung iſt es, die mir den Wunſch eingegeben hat, Dich und Deine Familie in unſere Nähe verſetzt zu ſehen, und viel gäb ich darum, wenn dieſer Wunſch zu realiſiren wäre. Aber hier muß die perſönliche Bekanntſchaft alles thun, und wenn Du es, für Dein eigenes und für unſer Vergnügen möglich machen könnteſt, auf 4 Wochen oder 6 abzukommen und hieher zu reiſen, ſo könnte dieß den Grund zu einer ſolchen Ausſicht legen. Mit der Univerſität von Jena iſt es nichts für jetzt, denn Hufelands Stelle iſt während meiner Abweſenheit durch einen gewiſſen D. Himly aus Helmſtädt beſetzt, und die mediziniſche Facultät noch durch andere Privatdocenten vermehrt worden. Auch würdeſt Du Dich vielleicht in die ganz ungewöhnte akademische Thätigkeit nicht ſogleich finden; den ſchwäbiſchen Dialect, der bei dem öffentlichen Vortrage auf einer ſächſiſchen Univerſität im Wege ſteht, nicht einmal gerechnet. Als praktiſcher Arzt hingegen wäre in Weimar gewiß etwas für Dich zu thun, wenn es nur angienge, daß Du erſt hier feſten Fuß bekämeſt. Die öffentliche Stimme iſt für keinen einzigen der hieſigen Aerzte, und wer es kann, läßt den Dr. Stark von Jena rufen. Aber freilich würde es ſchwer ſein, Dir gleich eine hinlängliche Entſchädigung für das, was Du zu Ludwigsburg im Stiche ließeſt, anzubiethen. Die Beſoldungen ſind für die theure Lebensart, die hier herrſcht, ſehr klein, und das meiſte müßte durch die Praxis erworben werden. Hierbei wäre aber allerdings viel zu gewinnen, weil zwei Hofhaltungen hier ſind, eine dritte mit nächſten dazu kommt, und viel Adel hier lebt. In Rückſicht der Societät und der Vergnügungen würdet Ihr euch freilich ſehr verbeſſern und unſere Vereinigung an dem nämlichen Orte würde keine Kleinigkeit ſein. Noch einmal alſo: laß es auf eine Probe ankommen, reiſe aufs nächſte Frühjahr hieher und lerne das Locale mit Deinen eigenen Augen kennen. In Ludwigsburg wird ſich doch wohl einer finden, der Deine Patienten übernimmt; iſt doch unſer Hofrath Stark, der in Jena und Weimar zugleich angeſtellt iſt, oft auf 3 Wochen in andern Gegenden abweſend, und wenn Du 4 Wochen krank lägeſt, müßten ſichs Deine Patienten ja auch gefallen laſſen. Aber vor Ende Mays müßtet ihr kommen, weil im Junius vieles aufs Land reiſet.

Welche Freude für uns, Euch wieder zu ſehen, und zwar bei uns! und auch für Euch eine angenehme Zerſtreuung, da ihr noch ſo wenig von dem Ausland geſehen habt! Wie würden unſere Kinder ſich mit den Eurigen ergeben! Vielleicht brächtet ihr auch Freund Conz mit, der ſich hier der vergangenen Zeiten mit Vergnügen erinnern würde. Grüße ihn recht ſchön von mir.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Frau. Meine freundſchaftlichen Grüße an Deine ganze Familie. Ewig der Deinige

Schiller.

11.

Weimar am 6. Febr. 1802.

Ich bin ſehr bekümmert, Lieber, wegen der Geſundheitsumſtände meiner Mutter, die ſeit einiger Zeit ihr altes Uebel, die Schmerzen im Unterleibe wieder empfindet, und zugleich den eigenen Zufall hat, daß ihre Zeit wieder eingetreten iſt. Sie wohnt in

Stuttgardt, bei Stolls, die ſich ihrer ſehr freundſchaftlich annehmen, und Jacobi hat ſie in der Kur, der ſehr Sorgfalt gegen ſie beweißt. Ich weiß aber daß ſie zu Dir das größte Vertrauen hat, und wünſchte daher, daß Du ihren Zuſtand ſäheſt, und je nachdem Du ſie findeſt, ſie lieber in Ludwigsburg unterbringen möchteſt, beſonders da ſie bei Stolls, die ſehr enge wohnen, viele Ungelegenheit machen muß. In Ludwigsburg, dächte ich, müßte man ſchon eine paſſende Wohnung und Jemand zur Pflege für ſie finden.

Ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich Deine Meinung über ſie gehört habe, alles was zu ihrer Erleichterung nöthig iſt, geht auf meine Koſten und Cotta in Tübingen wird das Nöthige auf meine Rechnung vorſchießen.

Ich ſehe einem Briefe von Dir ſchon längſt mit Verlangen entgegen. Meine Frau grüßt Dich und Deine liebe Frau, ſo wie ich, aufs herzlichſte und wird bald ſelbſt wieder ſchreiben.

Heute nichts weiter als ein herzliches Lebewohl von

Deinem treuen Freund

Schiller.

Die Einlage bitte ich bald möglichſt an meine Mutter abgeben zu laſſen.

19.

Weimar den 5. März 1802.

Ich danke Dir herzlich, lieber theurer Freund, für Deine liebevollen Bemühungen wegen meiner Mutter, und ſo ſehr mich auch Deine Nachricht von ihrem Zuſtande bekümmert, die ſie mir nun ſelbſt auch von Sulzbach aus beſtätigt hat, ſo wird es mir doch zu großem Troſte gereichen, wenn ich ſie in Einer Stadt mit Dir weiß, denn unter den Umſtänden, worinn ſie ſich befindet, würde ſie bei meiner Schweſter mehr Laſt erregen, als Dienſte empfangen können. Ich bitte Dich alſo aufs angelegentlichſte, ſie nach Ludwigsburg bringen zu laſſen, und dort in einem ſchicklichen Ort ein Zimmer und Kammer für ſie zu miethen, auch wird ſie einer guten Perſon zur Wartung bedürfen. Sei dann ſo gütig den Anſchlag zu machen, was dieſes beides vierteljährig koſten kann, ſo will ich Herrn Cotta zur Bezahlung Anweiſung geben. Da in ihrem Alter, an eine Heilung dieſes

Uebels nicht zu denken iſt, ſo wird blos davon die Rede ſein können, ihr die Schmerzen zu erleichtern. Faſt befürchte ich, daß man ihr das Uebel durch Verſtopfung des Blutausfluſſes wohl nicht ganz zugezogen, doch beſchleunigt hat.

Dein und Deiner lieben Frau Antheil an ihrem Zuſtand wird ihr den Aufenthalt in Ludwigsburg ſehr beruhigend machen, auch können ihre Freunde in Stuttgardt und meine Schweſter in Sulzbach ſie dort zuweilen beſuchen, weil ſie dann in der Mitte von beiden Orten iſt.

Du wirſt in dieſen Tagen meinen Schwager mit dem Erbprinzen von Weimar ſehen, der Dir und Deiner lieben Frau unſere herzlichen Grüße überbracht haben wird. Die Hoffnung auf Deine Hieherreiſe laſſe ich mir nicht ſo leicht rauben, wir wollen aber in einer freudigen Zeit wieder davon reden.

Herzlich umarmen wir euch und ich bin jetzt und immerdar Dein

treuer

Schiller.

Die Einlage an meine Mutter bitte ich bald zu beſorgen.

13.

Weimar den 10. Janr. 1803.

Zur Beſetzung der mediciniſchen Profeſſorſtelle, theurer Freund, iſt indeſſen kein weiterer Schritt geſchehen, aber Loder geht Ende Sommers wirklich nach Halle ab, und hat ſeine Entlaſſung vor 8 Tagen erhalten. Nun hängt alles davon ab, wen man an Loders Stelle berufen wird, Sömmering, den man freilich am liebſten hätte, hofft man nicht zu bekommen, weil er nach Wrisbergs Tod, der ſehr bald erfolgen kann, Ausſichten nach Göttingen hat. Sollten binnen jetzt und 14 Tagen, wo mein Schwager mit dem Erbprinzen nach Rußland abreiſt, Deine Ausſichten nach Jena ungewiſſer werden, wie ich nicht hoffe, ſo will ich meinem Schwager dringend empfehlen, Dich auf die neue Univerſität nach Dorpath zu bringen, doch iſt dies freilich nur ein pis aller und ich will nicht wünſchen, daß Du nöthig habeſt, dieſen Schritt zu thun. Wir hatten uns hier ſchon ſo ſehr darauf gefreut, uns endlich vereinigt zu ſehen, daß ich von dieſer Hoffnung nicht ſo leicht ſcheiden kann.

Ich wäre gern mit Cotta nach Schwaben gereiſet, aber die Zeit war mir nicht bequem dazu, weil ich jetzt nicht gut abkommen konnte. Und damals, als ichs ihm zuſagte, glaubte ich einen andern Plan damit vereinigen zu können, welcher aber jetzt abgeändert iſt. In 14 Tagen kommt unſer Herzog zurück und dann hoffe ich, daß in Deiner Sache etwas wird entſchieden werden.

Lebe recht wohl, unſere herzlichſten Grüße an Euch beide.

Dein

treuer Freund

Sch.

11.

Liebſter Freund!

Daß Du bei hieſigem geheimen Consilio zu der mediciniſchen Professur des abgegangenen Profeſſors Himly in Vorſchlag gebracht worden, hat Dir Wolzogen geſchrieben. Ich habe nichts davon gewußt, daß Roose, den man ſchon längſt vocirt hatte, es abgeſchrieben, ſonſt hätte ich gleich die Gelegenheit benutzt, Deiner zu gedenken. Der geheime Hofrath Loder, der in dieſen Sachen von dem hieſigen und dem gothaiſchen Hofe immer zuerſt gefragt wird, hat ſich für Hopfengärtner beſtimmt, und weil man mit Beſetzung der Stelle eilt, ſo ſind ſogleich die nöthigen Schritte geſchehen. Ich habe aber, ſobald ich davon hörte, an Loder geſchrieben, und die Antwort, welche ich beilege, von ihm erhalten.

Du erſiehſt aus derſelben, worauf man bei der Stelle quästionis eigentlich dringt, und da Du bei Deiner langen praktiſchen Amtsführung doch vielleicht aus der Uebung in dieſen ſcholaſtiſchen Dingen gekommen biſt, ſo würde es gut ſein, wenn Du Dich vorläufig darauf einrichteteſt, um noch dieſen Sommer mit Einem Collegium aufs wenigſte debütiren zu können. Man wird in dieſer Sache zu einem baldigen Schluß zu kommen ſuchen, und im Fall, daß Hopfengärtner es abſchreibt ſo könnte leicht binnen 8 Wochen die Vocation an Dich ergehen und ein baldiger Antritt verlangt werden. Zu disputiren brauchſt Du nicht gleich, ſoviel ich weiß, wenn es nur nach einem halben Jahre geſchieht. Wenn Du nun noch den Plouquet in Tübingen für Dich intereſſiren kannſt, oder auch mit

Hopfengärtner ſelbſt hinlänglich bekannt biſt, um Dich, im Fall ſeiner eigenen Weigerung, von ihm vorſchlagen zu laſſen, ſo würde dieſes Deine Sache ſehr fördern. Aber Du dürfteſt auch keinen einzigen Tag verlieren, damit nicht ein Anderer zuvorkommt.

Wie ſehr es uns alle erfreuen würde Dich mit Deiner Familie hieher verſetzt zu ſehen, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Verſäume ja nichts, um es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Stelle ſelbſt iſt nicht ſchlecht und kann, wenn Du mit Vorleſungen und mediciniſcher praxis reuſſierſt, wie zu erwarten ſteht, endlich doch einige 1000 Rthlr. jährlich abwerfen.

Laß mich bald in einigen Zeilen wiſſen, was Du von Hopfengärtner in Erfahrung gebracht haſt, und was Du von Plouquets Verwendung hoffſt. Mit größtem Verlangen ſehe ich dem Erfolge entgegen.

Herzlich umarmen wir euch. Deine liebe Frau grüße ich aufs [illegible]üſſe.

Dein treuer Freund

Weimar den 20. März 1803. Sch.

Beilage zu vorigem Briefe
d. d. Weimar, den 20. März 1803.

Wenn ich Ihren Brief, höchſtverehrter Herr Hofrath, früher erhalten, und den perſönlichen Charakter des Herrn Hofmedikus von Hoven, welcher mir durch Ihre Beſchreibung ſehr achtungswerth geworden iſt, eher gekannt hätte, ſo würde ich es mir zur beſondern und angenehmen Pflicht gemacht haben, dieſen Ihren Freund, nach der Ueberzeugung, welche ſich auf ſeine mir bekannten Schriften (über das Wechſelfieber, über die Rindviehſeuche, über das epidemiſche Fieber zu Aſperg) gründet, als einen Mann von vorzüglichen praktiſchen Talenten und Kenntniſſen da zu empfehlen, wo meine Empfehlung ihm vielleicht von einigem Nutzen geweſen wäre. Ich habe aber, weil unſerer ganzen Univerſität und beſonders der mediciniſchen Fakultät, an der möglichſt baldigen Beſetzung der vakanten Stelle äußerſt viel gelegen iſt, ſchon vor 8 Tagen, als der ſel. Rooſe mir endlich die durch ſeine Krankheit und aus derſelben entſtandene Unſchlüſſigkeit ſo lange verzögerte abſchlägliche Antwort gegeben hatte, ohne Zeitverluſt in Gotha und Weimar den Herrn Leibarzt Hopfengärtner zu Stuttgart vorgeſchlagen, und ſeinethalben ſowohl an den Herrn Profeſſor Blouquet zu Tübingen, mit welchem ich in einem vertraulichen Briefwechſel ſtehe, als an einen ſichern Freund in Stuttgardt ſelbſt, welcher die Verhältniſſe des Herrn Leibarzts Hopfengärtner kennen muß oder doch leicht erfahren kann, geſchrieben, um von ſeinem perſönlichen Charakter, von ſeiner etwaigen Neigung zum akademiſchen Leben und von der Möglichkeit ſeiner Acquiſition gewiſſe Nachricht zu erhalten. Von dieſem Schritte, den ich aufs ſchleunigſte thun zu müſſen glaubte, habe ich bereits den Herrn geheimen Rath Voigt und den Herrn geheimen Rath von Ziegeſar informirt; der letztere hat mir auch ſchon ſeine Zufriedenheit darüber ſchriftlich zu erkennen gegeben, und wird ohne Zweifel dem Herzoge von Gotha etwas davon geſagt haben. Den Herrn Leibarzt Hopfengärtner kenne ich blos aus ſeinen höchſt intereſſanten Schriften und bin nie mit ihm in einem nähern Verhältniſſe oder Briefwechſel geweſen; ich reſpektire ihn aber, ſeiner Jugend ungeachtet, als einen der vorzüglichſten mediciniſch praktiſchen Schriftſteller in Deutſchland, welcher auch die zu einem mediciniſchen Fakultiſten erforderlichen Schulkenntniſſe beſitzt. Vielleicht iſt er Ihnen von Perſon bekannt. Unter dieſen Umſtänden bleibt mir für jetzt nichts übrig, als die Antwort von Tübingen und Stuttgardt zu erwarten, welche ich den genannten beiden Herrn Miniſtern werde einſenden müſſen. Sollte Herr Hopfengärtner nicht für uns zu haben ſein, ſo werde ich mit wahrer Freude alles nur mögliche beizutragen ſuchen, daß wir ſeinen und Ihren vortrefflichen Landsmann bald möglichſt hieher bekommen können. Wäre es doch möglich, daß wir die Acquiſition von beiden zugleich machen könnten!

Da Sie den Herrn Hofmedikus von Hoven genau kennen, ſo werden Sie es auch am beſten wiſſen, ob er ein eben ſo guter Fakultiſt werden wird, als er ein trefflicher Arzt und reſpektabler Menſch iſt. Bei der vakanten Stelle wird hierauf um ſo mehr zu ſehen ſein, da wir bereits einen Fakultiſten haben, dem es bekanntlich an Schulſtudien ganz fehlt.

Nehmen Sie die Verſicherung meiner lebhafteſten Verehrung und meiner herzlichſten Dankbarkeit für ihr wohlwollendes Vertrauen an.

Loder.

15.

Weimar den 21. April 1803.

Aus der Beilage erſiehſt Du, liebſter Freund, wie Deine Sache ſteht. Wahrſcheinlich wird nun binnen 14 Tagen eine officielle Vocation an Dich ergehen und ich wünſche, daß Du ſie ohne irgend eine Schwierigkeit zu machen, annehmen mögeſt.

Hundert Carolin kannſt Du gleich in dem erſten Jahre als Honorar verdienen, wenn Du halbjährig 2 Kollegien lieſeſt, und im Durchſchnitt nur 20 bezahlende Zuhörer in jedem zählſt. Gewinnſt Du vielen Zulauf, ſo kann ſich dieſe Summe gleich im nächſten Jahre verdoppeln. Auch die Praxis, ſo wie die Schriftſtellerei, welche Dir durch akademiſche Thätigkeit um vieles erleichtert und auch lucrativer gemacht wird, ſind Quellen des Erwerbs, welche nicht fehlen können. Der Eintritt in die Fakultät ſelbſt kann Dir bei der erſten Vacanz (denn keiner wird über die beſtimmte Zahl in die Fakultät genommen) nicht fehlen, ſobald Du als akademiſcher Lehrer Beifall haſt, und alsdann vermehrt ſich Deine Beſoldung durch den Ertrag der Doctorpromotionen um mehr als das doppelte. — Eine Exſpektanz auf den Eintritt in die Fakultät wird aber nicht gegeben, Du würdeſt alſo, wenn Du dieſe Bedingung machteſt, Deine Sache nur aufhalten, ja vielleicht ganz zum Stocken bringen.

Deine Plane nach Rußland bleiben Dir nicht nur noch immer offen, wenn Du auch hieher gehſt, denn Du verpflichteſt Dich ja nicht mehr, als Himly auch gethan hat; Du kannſt jene Plane vielmehr noch weit ſicherer realisiren, wenn Du erſt auf einer ſo angeſehenen Univerſität geweſen biſt. Denn die Vocationen finden einen viel ſchwerer in einem praktiſchem Amte, wie etwa ein Physikat iſt, als auf einem akademiſchen Lehrſtuhl. Du müßteſt alſo ſchon deswegen, wenn ſelbſt Deine Jenaiſchen Ausſichten weit weniger vortheilhaft wären, dieſe Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen, weil ſie eine entſcheidende Stufe zu einem beſſern Platze iſt.

Examinirt wird kein Profeſſor, aber man erwartet, daß Du ſelbſt bei vorfallenden Gelegenheiten als Examinator werdeſt zu brauchen ſein, welches Loder eigentlich damit ſagen wollte, daß er von ſeinem künftigen Collega gute Schulkenntniſſe fordert, denn das Examiniren geſchieht in lateiniſcher Sprache.

Kannſt Du vor Johannis noch eine Vorleſung hier anfangen, ſo gewinnſt Du dadurch ſehr. Man rechnet gewöhnlich als Mittelzahl 5 Stunden wöchentlich zu einem Collegio. Wenn Du alſo in Mitte des Sommers antrittſt, folglich 4 Wochen ſpäter, als die Kollegien angehen, ſo kannſt Du demnach mit einem pensum fertig werden, wenn Du nur wöchentlich 2 Stunden mehr dazu nimmſt. Ehe Du alſo den Sommer hingehen läſſeſt, wollte ich lieber rathen. Du reiſteſt 4 Wochen früher ab, und ließeſt Deine Familie nachkommen, denn es kommt Dir an Geld reichlich herein, und alles liegt daran, Dich ſo ſchnell als möglich in Beſitz zu ſetzen.

Jetzt lebe wohl und mögen gute Geiſter Deinen Entſchluß regieren — herzlich umarmen wir Dich und die Deinigen.

Dein treuer Freund

Sch.

Die Schachtel an meine Schwägerin iſt angekommen. Sie wird ſelbſt ſchreiben.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. d. Weimar, den 21. April 1803.

Jena, den 20. April 1803.

Ich war wirklich in der Abſicht in Ihrem Hauſe, um Ihnen, verehrteſter Herr Hofrath, die angenehme Nachricht zu bringen, daß nun Ihrem Freunde, dem Herrn von Hoven, nichts mehr im Wege ſteht und daß er, wie ich gewiß glaube, den Ruf hieher mit einem fixen Gehalte von 600 Rthlr. Sächſ. oder 1100 Fl. erhalten wird. Die höchſte Reſolution von Gotha und Weimar habe ich zwar noch nicht in Händen und kann ſie auch vor dem Montag nicht erhalten; die Einleitung aber iſt ſo gemacht und die Umſtände ſind ſo günſtig, daß ich, meines Ortes, an dem glücklichen Erfolg nicht zweifle. Die möglichſte Beſchleunigung der Sache wird Pflicht ſein, weil es ſowohl für die Akademie, als für den Herrn v. H. von Wichtigkeit ſein wird, wenn er noch in dieſem Sommer die Stelle antreten und ſeine Vorleſungen gleich nach Pfingſten anfangen kann. Als Prof. Med. ordin. supernumerarius und als außerordentliches Mitglied der medic. Fakultät und des Senates, braucht er nicht zu diſputiren, ſondern er hat nur ein kurzes deutſches oder lateiniſches Programm zu ſchreiben; das Diſputiren wird nur dann nöthig ſein, wenn er in eine ordentliche Fakultätsſtelle mit Emolumenten einrücken wird.

Die Collegia, welche man von ihm erwartet, ſind die eigentlich mediciniſch praktiſchen; er kann aber, wenn er es will, jedes andere mediciniſche Collegium dabei leſen. Himly las im vorigen Winter die Noſologie und Therapie in einem Curſus, und zwar nur den generellen Theil, täglich in zwei Stunden. Ich würde dem Herrn von Hoven rathen, ſogleich mit dem ſpeciellen Theil anzufangen und alſo Himly's unvollendetes Collegium fortzuſetzen. Am Sonnabend werde ich die Ehre haben, mit Ihnen darüber mündlich mehr zu ſprechen. Meine Schwiegerältern bleiben deshalb länger in Jena, als es anfangs ihre Abſicht war, und freuen ſich mit uns auf die Jungfrau von Orleans. Sollte es Ihnen möglich ſein, vorher nach Jena zu kommen, ſo würde ich Sie bitten, in der Geſellſchaft vom Herrn von Göthe den Mittag in meinem Hauſe zuzubringen. Ihre Gegenwart würde auch unſern trefflichen Voß veranlaſſen, ſich aus ſeiner Klauſe heraus zu machen. Gebe der Himmel gutes Wetter, dam[illegible]ſe Wünſche und Hoffnungen zur Erfüllung kommen mögen!

Mit der aufrichtigſten und unwandelbarſten Verehrung

Der Ihrige

Loder.

16.

Weimar den 26. April 1803.

Ich vergaß neulich, Loders Brief beizulegen, lieber Freund, und eile ihn nachzuſchicken. Vermuthlich wird binnen 8 Tagen eine Anfrage bei Dir geſchehen. Richte Dich jetzt nur ein, daß Du im Junius hier antreten kannſt. Wenn Du einen Antrag erhältſt, ſo berühre doch in Deiner Antwort, was für Anſtalten auf der Jenaischen Academie im Betreff der Wittwen gemacht ſeien? — Sollte nicht dafür geſorgt ſein, ſagſt Du dann, ſo müßteſt Du darum bitten, Deiner Frau einen kleinen Wittwengehalt zu verſichern, — dieſes wird Dir vielleicht das Benefiz verſchaffen können, das auch Himly iſt verſichert worden, nämlich 100 Rthlr. Pension für Deine Frau, wenn ſie Dich überlebt.

Herzlich umarmen wir euch.

Ganz der Deinige

Schiller.

17.

Weimar 18. Mai 1803.

Du wirſt Dich über das lange Ausbleiben Deiner Vocation gewundert haben, lieber Freund, weil nach den letzten Nachrichten, die Du von mir erhalten, eine baldige Entſcheidung zu erwarten war. Aber ein Umſtand, den ich Dir noch nicht ſchreiben kann, weil ihn Göthe mir im geheimen vertraute, hat die ganze Sache für jetzt ins Stocken gebracht. Es iſt nämlich zweifelhaft, ob Himly's Stelle überhaupt wird beſetzt werden; dieſes wird ſich wahrſcheinlich Anfang des nächſten Monats, wo unſer Herzog von ſeiner Reiſe zurückkommt, entſcheiden. Wird dieſe Stelle (welche erſt ſeit Hufelands Verſetzung nach Jena für ihn neu errichtet worden iſt) noch beſetzt, ſo haſt Du, ſoviel ich weiß, keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Betrachte alſo Deine Sache noch nicht als geſchloſſen, und thue vor der Hand keinen Schritt, der Deinen andern Verhältniſſen entgegen wäre.

Ich hoffe, daß alles nach unſern Wünſchen ſich noch löſen wird, aber für den ſchlimmſten Fall mußt Du Dich wenigſtens vor einem conträren Schritt hüten.

Sobald ich etwas erfahre, ſchreibe ich Dir ſogleich.

Herzlich umarmen wir Dich und Deine liebe Frau.

Dein treuer

Sch.

18.

An Herrn Profeſſor
von Hoven
in Würzburg

Jena 14. Aug. 1804.

Ich kann Niethammers nicht nach Würzburg abreiſen laſſen, ohne einen herzlichen Gruß an euch mitzugeben. Deinen Brief habe ich vor 5 Tagen erhalten und werde ihn umſtändlicher beantworten, wenn ich mich erſt wieder von meiner Krankheit erhohlt habe. Daß ich einen ſchweren Anfall gehabt, wird Dir Niethammer erzählen. Ich bin noch ſehr angegriffen und kann nur mit zitternder Hand ſchreiben. Meine Frau iſt vor 3 Wochen glücklich von einer Tochter entbunden worden, und befindet ſich mit dem Kinde vollkommen wohl, ſie läßt Dich und Deine liebe Frau herzlich grüßen und wird ſelbſt ſchreiben, ſobald ſie aus den Wochen iſt. Ich empfehle Dir und beſonders Deiner lieben Frau die gute Niethammerin aufs beſte. Nehmt ſie freundlich auf und als eine Freundin von uns, ſie iſt eine ſehr gute Frau und verdient eure Freundſchaft. Es iſt ihr ſchwer geworden, ſich von Jena loszureißen, woran ſie durch viele Bande von Jugend auf gefeſſelt war, auch verläßt ſie ſchöne Beſitzungen von denen man ſich ungern trennt. Es wird ihr alſo ſehr wohl thun. eine freundliche Aufnahme bei euch zu finden.

Niethammern wirſt Du als einen wackern und ſehr tüchtigen Mann kennen lernen, der das Gute mit Eifer befördert. Ich wünſchte, daß ihr recht gute Freunde würdet.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Jette.

Dein

treuer Freund

Schiller.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Verbeſſerungen.

Da die meiſten Fehler durch unrichtiges Leſen der Eigennamen entſtanden ſind, ſo gilt ihre Verbeſſerung an der erſten Stelle, wo ſie vorkommen, auch für die folgenden, um die wiederholte Aufzählung zu erſparen.

Seite
28. Zeile 1. leſe Mangierſaal ſtatt Mengierſaal.
58. „ 23. „ Graf Thürheim ſtatt Thurheim (dieſer Fehler kommt am häufigſten vor).
112. „ 30. „ Bietigheim ſtatt Birtigheim.
133. „ 1. „ fatal ſtatt fatatal.
152. „ 30. fehlt nach dem Wort „Profeſſors“ der Name „Heine.“
153. „ 15. leſe Loder ſtatt Boder.
193. „ 13. „ von Ringel ſtatt Riegel.
198. „ 1. v. u. leſe Otto ſtatt Otta.
220. „ 6. „ Eichkobel ſtatt Eichkobel.
232. „ 2. „ Schmidtner ſtatt Schmidter.
236. „ 11. „ Cella ſtatt Celle.
— „ — „ von Lochner ſtatt Loder.
— „ 20. „ Heller ſtatt Helde.
— „ 30. „ Schadeleck ſtatt Schedeteck.
291. „ 7. u. 18. leſe Pölzl ſtatt Pölzel.
— „ — u. 20. „ von Ammen ſtatt Ammon.
— „ 8. u. 23. leſe von Genger ſtatt von Sieger.
292. „ 27. 31. u. 33. leſe Bouwinghauſen ſtatt Beuninahauſen.
309. „ 8. leſe Waisbaar ſtatt Weisbann.
352. „ 26. „ unbefangenern ſtatt unbefangern.
366. „ 29. „ gewiſſeſten ſtatt gewiſſenſten.
368. „ 8. „ weit ſtatt weiter.
376. „ 20. „ Dr. Cloveet ſtatt Ebert.
379. „ 3. v. u. leſe fühle ſtatt fühl.
381. „ 7. v. u. fällt die Paranthese (unleſbar) hinweg, da das Wort Journals heißt.

Schillers Calender

vom 18. Juli 1795 bis 1805.

Herausgegeben

von

Emilie von Gleichen-Rußwurm
geb. von Schiller.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
1865.

1322

BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Nicht ohne Intereſſe werden viele Freunde Schillers die Veröffentlichung ſeiner Calender begrüßen, welche er eigenhändig ſeit dem 18. Julius 1795 bis zum 29. April 1805, zehn Tage vor ſeinem Tode, führte, und ſich in ihnen ſo mancher Bemerkungen, wie der Ordnung und Pünktlichkeit erfreuen, womit der Dichter ſich auch ſeinen häuslichen Angelegenheiten widmete. Wohl mögen ihm dieſe kurzen Notizen zur Nothwendigkeit geworden ſein, ihn verbindend mit dem Laufe des täglichen Lebens, eine Brücke ſeines idealen Daſeins zur Wirklichkeit, und ſo werden ſie Allen eine willkommene Erſcheinung ſein, die den Dichter im Herzen tragen.

Greifenſtein ob Bonnland, im November 1864.

Emilie von Gleichen-Rußwurm

geb. von Schiller.

Schillers Calender.

Von 1795—1805.

Von 1795, 18. Juli an bis 1798 (incl.) ſind ſie von Schiller ſelbſt angelegt in Folioformat.

Für die folgenden Jahrgänge benutzte Schiller gedruckte Calender:

1799 „Tägliches Taſchenbuch für alle Stände“
auf das Jahr 1799.
Gotha bei Karl Wilhelm Ettinger.

1800 „Gothaiſcher verbeſſerter Schreibkalender“
auf das Jahr Chriſti 1800.
Gotha bei Johann Chriſtoph Steyhers Wittwe
und Erben.

1801 derſelbe.

1802 derſelbe.

1803 „Neuer Schreib-Almanach“
für
das Fürſtenthum Weimar
auf das Jahr 1803.
Jena
zu haben bei dem Hofbuchdrucker
Göpferdt.

1804 derſelbe.

1805 derſelbe.

Julius 1795.

(Briefe von:)

18. Müller, Leipzig.

20. Geh. Rath Jacobi.
Gros aus Göttingen.
Cotta. Körner.
22. Humboldt.
24. Cotta.
25. Anonym. (Crefeld.)
27. Göthe (von Karlsbad).
Haug. Erhardt.
29. Coadjuter. Kammerherr von Pleckborn aus Bayern.

An Kant (VI. Hore) 19.
Gr. S.
„ Göthe.
„ Körner.
„ Humboldt.

„ Cotta. Mscrpt.

Auguſt.

	Von	An
1.	Cotta (Horenpaquete) Humboldt. Reichardt.	
2.		Herder.
3.	Göthe. Archenholz. Heimburg. Solitude. Hölderlin.	Coadjutor. Auguſtenburg. Schimmelmann. (bloße Paquete). Humboldt. Körner. Reichardt. Meyer von Weimar. Cotta. Erhardt. Solitude.
5.	Herder. Meyer von Weimar.	
7.	Göthe. Cotta (2 Briefe) Conz.	Herder. Humboldt. Erſte Lieferung des Manuſc. zum Almanach.
10.	Schlegel.	Humboldt. (Reich der Schatten)
11.		Göthe nach Weimar.
12.	Koſegarten. Meier (Berlin) Herder { Gedichte zum Almanach.	
14.	Anonymer Brief nebſt politiſchem Aufſatz.	Cotta (Anfang des 8ten Hefts der Horen.) Humboldt (Gedichte, beantwortet den 29ſten)
15.	Koſegarten (Volkslied)	Solitude. (Bücher)
17.	Göthe. Cotta.	Herder. Göthe. Körner.
18.	Kenina.	
19.	Göthe. Humboldt. Cotta.	

	Von	An
21.	Göthe.	Gerſt in Thorn. Göthe. Cotta zum 9ten Stück.
22.	Körner. Humboldt. Göthe. Herder (Homer)	Humboldt (Ideale ꝛc.)
24.		Humboldt.
26.	Humboldt (Antwort auf den 10. Aug.) Körner (Langbeins Ged.) Göthe.	
27.		Körner (1. Lieferung m. Gedichte)
28.	Erhardt.	Cotta. Reichardt. (W. d. F.)
29.	Humboldt (Antwort auf 14. Aug.)	Humboldt. (W. d. F.)
30.	Horenpaquete.	Göthe. Herder. Becker (bloß Paquet)
31.	Cotta (Subſcribentenliſte) Göthe. Reichardt. (Noten zu M. d. Ge\[s\].)	Göthe. Humboldt. Körner (Tanz ꝛc.). Voß. Coadjutor, Jacobi. Gräfin Schimmelmann.

September.

	Von	An
2.	Humboldt. Cataloge aus Dänemark.	Herder.
4.	Schimmelmann. Cotta.	Cotta. Humboldt.
5.	Geſch aus Ansbach mit Mſcrpt. Humboldt (auf 22). Körner. 100 Rthlr. von Henkeſen aus Hamburg.	
6.	Geh. Rath Voigt. Göthe.	
7.	Coadjutor. Solitude.	Humboldt. Henkeſen. Körner (R. d. Schatten) Cotta (dort angekommen am 16.)
9.	Göthe.	Göthe.
10.	Herder.	
11.	Reichardt.	Körner. (Gedichte)
12.	Körner. Humboldt.	
13.		Göthe. Voigt. Herder.
14.		Humboldt. Herder. Meier (Berlin). Schlegel. Geſch. König. Erhardt. Schimmelmann.
15.	Goethe.	
16.	Engel. (Charaktergemählde. Lorenz Stark.) Humboldt.	
17.	Göthe. Erhardt.	
18.	Cotta vom 7. dat. Cotta vom 11. dat. Reuſſer. Hölderlin (Gedichte)	Körner. Langbein. Göthe. Cotta. (Mſcrpt.)

	Von	An
19.	Körner. Humboldt.	Humboldt (Noten zum Tanz)
21.		Engel. Körner (Elegie) Humboldt.
23.	Göthe.	
25.	Herder (Oſſian).	Cotta (Oſſian). Körner (Abend, Stanzen). Göthe. Herder.
26.	Humboldt, dat. 22. Göthe.	Humboldt.
28.	Cotta (Antwort auf 7. Sept.)	Cotta. (Mährchen und Elegie) Humboldt.
30.	Körner. Humboldt. Herder (kleine Gedichte)	

October.

	Von	An
1.	Erhardt.	
2.	Geh. Rath Jacobi.	Göthe. Cotta.
3.	Cotta. (Horenpaquete) Körner. Humboldt.	Körner (10 Ldors abgeſchickt)
4.	Beſoldung a 50 Rthlr.	Herder. Becker. Göthe.
5.	Cotta. (Hore mit Briefpoſt) Neumaier aus Burghauſen in Bayern. 10 Ldors für Hrn. v. Humboldt.	Humboldt. (Elegie) Schlegel. (IX. Horenſtück) Körner. (Horen 8. 9.) Reichardt. Jacobi. Cruſius. Cotta. (unmittelbar). Auguſtenburg. Schimmelmann. Coadjutor.
7.	Humboldt.	
8.	Streicher.	
9.	Gräfin Schimmelmann.	Streicher.
10.	Cruſius. Herder. Göthe. Humboldt.	Humboldt.
12.		Cruſius.
14.	Körner. Buchh. Michaelis 2 Briefe.	Herder.
16.	Göthe (von Eiſenach) dat. 13. Von Stark 100 Rthlr. für Humboldt erhalten.	Göthe 2 Gedichte. Cotta (Grazien, Gefahr äſthet. S. zwölf Gedichte) Michaelis nebſt Anzeige. Humboldt. (Einſchluß einiger Briefe.)
17.	Humboldt (E und F des Almanachs) dat. 12. A. W. Schlegel (nebſt Briefen über Poeſie ꝛc.)	

	Von	An
19.	Göthe aus Eiſenach. Reinwald. (Hellfelder 30 Rthlr. für Hrn. von Humboldt bezahlt) Spazierengefahren.	Körner. Humboldt. 2 Paquete. Göthe. Herder (Abhandlung über das Naive.)
20.	Spazierengefahren Paulus zu Abend.	
21.	Göthe. (Mad. Stael über die Dichtungen) Michaelis 2 Briefe. Humboldt. Antwort auf 5. Herder, Antwort auf 18. Spazierengefahren.	
22.		Michaelis Buchh. 56 Rthlr. 12 Gr. an Prof. Ilgen für Hrn. von Humboldt bezahlt.
23.	Cotta, Antwort auf 28. Sept. und 2. Okt. (nebſt Beſſelt nes Stück dat. vom 12. Okt.)	
24.		Göthe u. Herder. (durch einen Expreſſen)
25.	Göthe. (Antwort auf 24)	
26.	Herder Beſuch.	Cotta. (Vom Kaiſer.) Humboldt. Göthe.
27.	Erhardt. (Ueber die Unſchuld.)	
28.	Cotta. (Elegie abgeſch. d. 20.) Humboldt, abgeg. d. 23. Ant. auf 17.	

	Von	An
29.	Götze.	
30.	Herder. (nebſt Iduna). Cotta. (X. Hore p. Briefpoſt.) Prof. Kausler aus Stuttgardt. Mſcrpt. Michaelis aus N. Strelitz.	Cotta. (Schlegels zwei Briefe, 2 Herderiſche u. 2 Pfeffelſche Stücke.) Herder.
	Voß in Eutin (Almanach.)	
31.	Voß in Eutin (Almanach). Herder nebſt Punkten gegen Wolf.	(Woltmann Bef.)

	Von	An
1.	Akademiſcher Buchhandlung. Wieland 11—13ter Band. Thümmels Reiſen.	Geh. Rath Voigt in W. Göthe.
2.	Horenpaquete. Cotta Antwort auf 16. Archenholz. Prof. Lange (Nürnberg). Göthe. Von der Solitude. (1 Theil von Adelungs Wörterbuch; Poſſelt's Conducteur.) An Hambner 1 Carolin gegeben.	Schlegel (Horen X.) Körner und Humboldt (Horen X.) Cotta.
4.	Geh. Rath Voigt. Humboldt, abgegangen den 30. Oct.	Hrn. Coadjutor (X. Horen). Göthe. Herder (X. Horen)
5.	Göthe angekommen.	
6.		Archenholz. Gräfin Schimmelmann. Prinz von Augustenburg.
7.	Bei Griesbachs geweſen.	
8.	Körner. Cotta (October Horen) (An Tiſchler 3 Carolin bezahlt.)	Humboldt. (Körners Brief)
10.	Griesbachs zu Abend mit Göthen.	
11.	Göthe abgereiſt. Brief von H. von Heimburg. Göthe. Humboldt. Herder. (Iduna.)	
12.	Prof. Tauſch aus Hanau. (Gedicht von Cramer)	
13.	Coadjutor.	Cotta (Sentiment. Dichter. Erſte Lieferung.)

November.

	Von	An
14.	Schlegel. (der Brief über Poesie.)	
16.	Cotta. (Die Fortsetzung des Journals betr., abgeschickt den 9 Nov.)	Cotta. Körner. Humboldt.
18.	Humboldt. Göthe (Meister III. Bd.)	
20.	Graf Soden. (Das Kind der Hölle.)	H. v. Heimburg (nebst 2 Ged.)
	Archenholz. Cotta. (2 Bogen des XI. St.)	Cotta. (Fortsetzung der sentim. Dichter Seite 27—45). Göthe.
	*	Solitude.
21.	Hrn. von Dachröden aus Erfurth.	Humboldt.
	Sobieski von Archenholz. Göthe.	
23.		Cotta. Archenh. Auff. Herder. (Sentim. D.) Göthe.
25.	Cotta. (Horen XI. Bezahlt X.) Humboldt. (Nachmittags 3 Uhr.) (An Hufeland für Humboldt 16 Rthlr. 1 Gr. 9 Pf. bezahlt.) Göthe. Herder. Antwort auf 23.	
27.	Cotta. (vom 17. Nov. 4. 5. 6. Bogen XI. Stücks.) Cotta vom 19. (7ter Bogen XI.)	Cotta. (Beschluß der sent. Dichter. Inhalt des Jahrgangs.)
28.		Humboldt.
29.		Göthe.
30.	Boegel aus Paris. Göthe.	Humboldt. (Zwei Aufsätze vom Naiven u. Sentim.)

December.

	Von	An
2.	Humboldt. (Antwort auf 16. u. 20. Nov.) nebſt 50 Friedrichsd'or.	
4.		Engel.
7.	Cotta. (XI Hore mit der reit. Poſt, den 25. abgeg.)	Humboldt.
8.	Horenpaquete nebſt Bibliotheque de Campagne.	
9.	Runge aus Hamburg. Bielfeld von hier.	Gethe. (Horen) Herder. (Horen) Coadjutor. (Horen.)
10.	Gethe (Propertz). Humboldt vom 4ten. Von der Litteratur Zeitung.	Körner. (Horen)
11.		Herzog von Augustenburg. Gräfin Schimmelmann. Schlegel. (Horen) Cotta. (um Exemplar der XI. Hore geſchr. nebſt Anfang des I. Stks. 1796.)
12.		Humboldt. (Horen)
13.	Michaelis aus Strelitz, dat. v. 25. Nov.	Gethe u. 15 Lbors, 10 Lbors an Herder.
14.	Solitude. Cotta. (Flora XII, dat. 3. Dezember.)	
15.	Breitkopf'ſche Buchhandlung. Adelung II. Band.	
16.	Cotta. Poſſelt XI. Gethe. Herder.	

December.

	Von	An
17.	Humboldt. Friedr. Schlegel aus Dresden.	
18.		Göthe.
19.	Göthe, Properz Eleg. Humboldt. Körner.	Humboldt.
20.	Bei Grießbachs geweſen.	
21.	Körner.	Cotta. Aſſign. auf 124 Laubthlr.
22.		Körner. Aushängebogen v. Alm. Herder. (Die Religieuse betreffend.)
23.	Madame Mereau. Humboldt. Schlegel aus Braunſchweig. Herder.	Madame Mereau. Herder. (Thalia geſendet) Göthe. An Fr. v. Kalb 15 Laubthlr. für Rheinwein.
24.	Göthe. Heubner (3 Karolin verſchoſſen.)	Neujahr an die Leute 1 Karolin zuſammen an Geld nebſt 1 Extra-Rthlr. für Chriſtine u. 1 Laubthlr. Werthes an Geſchenken für Beide.
25.	Woltmann, Operette und Trauerſpiele.	Göthe.
26.	Burde aus Breslau nebſt Gedichten.	Humboldt.

December.

	Von	An
27.	3 Quartale von der chère Mère nebst 50 Rthlr. Weihnachten; davon abgezogen noch 60 Rthlr., die wir schuldig waren.	
28.	Cotta. (6 Bogen des 12ten Hefts dat. 18. Dez.)	Cotta. (Properz. Bürdes Gedichte)
29.	Goethe (Xenien).	Goethe.
30.	Gräfin Schimmelmann. Humboldt nebst 3 Kalender. Meier aus Berlin.	Goethe 1 Cal. Herder 1 Calend.
31.	Goethe. An die Barbiererin 4 Rthlr. u. 1 Rthlr. für den Gesellen. Graf Burgstall hier gewesen.	

Von den Horen hat Cotta regelmäßig zu ſenden 19 Exempl. P. P. und 11 Exempl. C. P. Davon gebe ich ab

	P.	C.
Herzog v. Weimar	1	
„ „ Auguſtenburg	1	
Graf Schimmelmann	1	
Coadjutor	1	
Goethe	3	3
Herder	2	
Humboldt	2	
Schütz	2	
Hufeland	1	
Woltmann	1	
Körner	1	1
Schlegel		1
Becker		1
Fahrende Poſt		2
Niethammer		1
Chère Mère		1
Meyer		1

	Von	An
1.	Cotta. (Aushängebogen des XIten Stücks, 7 und 8ter) Kammerherr von Pelkhoven aus Straubing.	
2.	Humboldt vom 29. Dez. Goethe. Gerning nebſt einem Gedicht. v. Lutgendorf aus Franken.	Humboldt, nebſt Einſchluß von Hellfeldt.
3.	Goethe hier angekommen.	
4.	Körner nebſt Aushängebogen zum Almanach.	Cotta. (Sentim. Dichter. Erſte Hälfte) Humboldt.
6.	Cotta, Horenpaquete. Solitude. Gräfin Schimmelmann. Schütz mit der Litt. Zeitung. Engel (Fortſ. v. Stark.)	Herder. (Horen)
7.	von Funk angekommen.	
8.		Solitude. Cotta. (Beſchluß m. Aufſatzes.) Engels Mſcrpt. (Fortſ. Voß Almanach } Horen Körner } XII St. Coadjutor }
	Humboldt.	
9.	Herder.	Herder } ſind erſt den 11. abgegangen. Becker in Gotha }
10.	von Funk abgereiſt.	Schlegel in Braunſchweig.
11.		Archenholz v. Horen, Alman.

	Von	An
		Humboldt. Koſegarten. Herzog von Auguſtenburg. Gräfin Schimmelmann. Klein in Halle. Bürde.
13.	Krauſe aus Halle. Bei Grieſbachs Abends geweſen.	
14.	3 Rthlr. an Heubner.	
15.	Cotta.	
16.	Michaelis (10 Exempl. d. M. Alm. und 36 (Mauke) Exempl. der Epigramme) 1 davon an Woltmann, der hier war, 2 an Goethe und 2 an Herdern davon geſchickt.	
17.	Humboldt. Goethe abgereiſt.	Herder. (4 Almanache) Madam Mereau (Almanach).
18.	Cotta. (Flora den 7. abgeſchickt.) Coadjutor. Michaelis nebſt 16 Muſen-Almanachs.	[Den 27. an Humboldt „ 22. „ Körner „ 23. „ Langbein „ 24. „ Göthe „ 30. „ Herder „ 25. „ Conz Almanach. „ 26. Cotta nebſt Almanach. „ 28. Michaelis „ 29. Cruſius, wegen Woltmann]

	Von	An
19.		Goethe und Herder zwei Almanach.
20.	Reinwald. Mad. Mereau. Goethe.	Haug. (Einſchluß von Almanach an Neuffer und Hölderlin.)
21.	Herder.	
22.		Cotta. (Madame Staël.) Goethe.
23.	Humboldt. Schlegel. (Mſcrpt.) Körner. Müller aus Leipzig. Goethe. (An Woltmann bezahlt 12 Lvors. für Cotta 2 für den Almanach.)	
24.		Goethe.
25.	Kammerrath Kirſtein aus Kopenhagen. Henikken aus Hamburg. Cotta mit Aushängebogen.	Humboldt.
27.	Humboldt. Goethe.	Goethe.
29.	Cotta. Huber.	Cotta. (Schlegels Aufſatz.)
30.	667 Rthlr. durch Henikken aus Hamburg. Koſegarten. Goethe.	

Februar.

	Von	An
1.	Körner. Cotta, 1 Hore v. Briefpoſt.	Körner. Humboldt. Coadjutor (Alm.) Heniſeyen. Kirſtein. Schlegel (30 Ldors.) Reinwald (Alman.) Goethe.
3.	Humboldt.	
5.	Goethe. Cotta. An Starke geſandt 6 Ldors.	Cotta. Goethe.
6.	Humboldt. Abramien aus Berlin.	
7.	Horenpaquete mit 35 Exempl. und Einſchluß an Gabler.	Goethe. Herder. (An Knebel geſandt 15 Ldors.)
8.	An Hellfeld für Humboldts an Hauszins gegeben 30 Rthlr.	Herzog von Auguſtenburg. } Horen. Graf Schimmelmann. } Horen. Humboldt. } Horen. Körner. Cotta. (Beſchluß des 11. St.) Coadjutor } Horen. Schlegel } Horen. Becker } Horen. Klein } Horen.
9.	Horen.	
10.	Körner. Reinwald. Goethe nebſt Porträten und Tapeten.	

	Von	An
12.	Schimmelmann. Cotta (1ſte Hore.)	Cotta. Huber. Abramſon. Goethe.
13.	Goethe, Reiſe in d. Schw. Goethe, Properz. Humboldt. Woltmann.	
14.		Goethe.
15.	Cotta, Poſſelts Annalen. Bürde nebſt Gedichte.	Humboldt.
16.	Reinwald. (Pulververſchwörung.) Goethe angekommen.	
17.	Voß. (Ueberſetzungen aus Tibull und Theocrit.) Humboldt.	
18.	~~An den~~ Tiſchler bezahlt 7 Rthlr.	
19.	Von der Solitude. (Manes.) Geh. Reg. Rath Straßer aus Hildburghauſen.	Nach der Solitude. Cotta. (Properz.) Tourville.
22.		Cotta. Tourvile. Humboldt.
24.	Cotta (Flora II.) Humboldt.	
26.		Cotta. (Moraliſcher Nutzen äſth. Sitten.)
27.	Körner.	
29.	Coadjutor.	Humboldt. Schlegel. Körner. Solitude.

	Von	An
1.	Erhardt. (Journal der bildenden Künſte.) (12 Bouteillen Rheinwein vom Coadjutor.)	
2.	Cotta (IIte Hore durch Briefpoſt.) Humboldt. Langbein (der Wunſch). Schlegel (über Shakeſpeare).	
4.	Lolo an den Hrn. Coadjutor geſchrieben.	
5.	Cotta. (Horenpaquete.) Graß aus Liefland (Gedichte). Schlegel. (Shakeſpeare.)	
6.	Stark. Henry Billets.	Fr. v. Kalb hier.
7.	Solitude. Cotta. Schlegel.	Cotta. Humboldt } Horen. Coadjutor. Herder } (Lolo nach der Solitude.)
9.	Humboldt. (Medaillon.) Abramſon. Herder.	
10.	Stegmann hier geweſen.	
11.		Gräfin Schimmelmann. Herzog v. Auguſtenburg. Schlegel } Körner } Horen. Humboldt }
12.	Schubart. (Engliſche Blätter.)	
14.	Zwei Briefe von der Solitude. Cotta. (Flora.)	Humboldt. Cotta.
	Koſegarten. (Bücher.) Graß	Solitude.

	Von	An
15.		An Herder abgeſchickt 39 Ldors in Gold, 4 Rthlr. 16 Gr. in Münze.
16.	Humboldt. Goethe abgereiſt.	
18.		Goethe. Cotta. (Cellini.)
19.	Matthiſſon (Gedicht.)	
21.	Solitude. Cotta. (Poſſelt) Huber. Coadjutor an Lolo. Alxinger. (Juvenal 1.)	Solitude. Cotta. Humboldt. Körner.
22.	Wächter aus Wien. (Bezahlt an Hauszins.)	
23.	Nach Weimar abgereiſt.	Göritz.
24.	Körner. Göritz.	
30.	Koſegarten Mahlmann { Gedichte.	Cotta. (Mſcrpt.)
31.	Cotta. (Horen)	

April.

	Von	An
2.	Humboldt.	Hellfeldt. Humboldt.
3.	Solitude.	Solitude.
5.	Solitude.	

	Von	An
7.	Humboldt. Hellfeld.	
		Niethammer. Humboldt.
10.	Cotta.	
		Körner.
11.	Horenpaquete.	
		Körner.
13.	Humboldt.	
		Solitude.
16.	Körner. Göpfert.	
17.	Haug. Zumſteeg. Dannecker. v. Knebel. v. Knebel.	
18.		Oppels Kutſcher 5 halbe Laubthaler; an den Auguſt 2 Laubthaler Trinkgeld im Göthe'ſchen Hauſe. 2 Laubthaler in die Küche, 2 Laubthaler dem Aufwarter. Trinkgeld an Schacht bei der Fr. von Stein 2 Laubthlr.
19.		
20.	Vorgefundene Briefe. Funk. Humboldt. Zapf, Wein.	Bin ich wieder in Jena angekommen.
21.	Goethe. (Cellini.) Michaelis aus Strelitz.	Goethe.
22.	Gräfin Schimmelmann.	Gräfin Schimmelmann Humboldt Coadjutor Cotta. (Cellini) Herzog v. Auguſtenburg } Horen. Becker

April.

	Von	An
23.	Herder. (Terpſichore.)	
25.	Nach Weimar gereiſt	Solitude.
26.	Meyer aus Rom. Körner. Körner aus Zurich, Mſcrpt. Anonym mit Mſcrpt.	
27.	Koſegarten, Mſcrpt.	
28.	Cotta. Schlegel aus Dresden.	
29.	Joch mit Gedichten.	Funk.
30.	Voß. (Theocrit.) Humboldt. Maier von hier, Aufſatz.	

May.

	Von	An
2.	Aus Hannover.	Herder. Solitude. Humboldt. Cotta nach Leipzig.
4.	Reinwald. Herder. Schmidt. Gedichte.	
7.	Zahn aus Tübingen.	Solitude.
10.	Reinwaldin.	
14.	Fr. v. Kalb.	
16.	von Fich	
17.	Körners abgereiſt.	

May.

	Von	An
18.	Reinwald. Coadjutor.	Cotta. Cellini, 3.
20.	Garve nebſt Büchern.	Solitude.
21.	Körner.	
23.	Hoven. Redakteur des allg. Litt. Anzeigers.	Körner. Humboldt.
27.	Solitude 3 Briefe. Körner. Cotta.	Prinz von Auguſtenburg. Gräfin Schimmelmann. Coadjutor. Solitude. Humboldt.

Junius.

	Von	An
3.	Koſegarten. Gedichte. Bürde. Gedichte.	Cotta. Shakeſpeare's Sturm 1. Lief. (Zauberin von Voß.)
4.	Dannecker, medaillon. Humboldt. Cotta. (Horenpaquete.)	
5.	Humboldt durch Gelegenheit.	
6.		Herder. (Horen.) Humboldt. Cotta. Körner. Voß.
7.	Goethe abgereiſt. Butenſchön. Petrarch.	

	Von	An
10.	Reuſſer, Gedichte.	Goethe Humboldt } Ceres. Körner
11.	Herder. Goethe.	
13.	Flora. Tubingen.	Goethe. Caroline.
15.	Reinwald. Humboldt. Goethe.	Cotta.
16.	Voß.	
17.	Cotta. Voß angekommen.	Goethe.
18.	Körner. (Antw. auf 10.) Goethe.	Göthe.
20.	Solitude. v. Wurmb.	Goethe. Humboldt. Herder. (Ceres)
22.	Humboldt.	Cotta. (Cellini 4)
24.	Conz. Gräfin Schimmelmann.	Goethe. Körner. Solitude.
25.	Goethe.	
27.	Goethe.	Goethe.
28.		Goethe.
29.	Caroline. Humboldt. Goethe.	Cotta. Ecloge. Theoderich.

Julius.

	Von	An
1.	Cotta. Steigentesch.	Goethe.
2.	Meier aus Berlin, Gedichte. Schlegel. Goethe (Hexenpaquete.)	

Julius.

	Von	An
3.		Goethe. Herder. (Becker 4. 5. 6. Horen)
4.	Solitude. Dannecker. Cotta. Hampe aus Braunſchweig.	Humboldt. Koſegarten. Voß. Klein. Gräfin Schimmelmann. Coadjuter. Körner. Herzog von Auguſtenburg. Goethe.
6.	Funk. Herder. Goethe.	Goethe. Solitude. Cotta.
7.	Graß aus Leipzig.	
8.	Goethe. Cotta.	Goethe. Cotta. Bolt in Berlin.
9.	Humboldt. Goethe.	
11.	(Ernſt geboren.) Körner. Anonym Gedicht.	Goethe. Humboldt. Körner. Funk. Herder. Fr. von Stein. Chère Mère. Oncle. Wolzogen.
12.	Sophie Mereau.	
13.	Reinwald. Humboldt. Goethe. Voigt aus Weimar. Fr. v. Stein mit 10 Rthlr. Jaß mit Wein.	Cotta. Solitude.
14.	Oncle. Herder. Chère Mère angekommen.	
16.	Goethe Abends angekommen.	Humboldt. Herzog von Strelitz.
17.		Göpferdt, 5 Lvrs.
18.	Cotta 3 Briefe. Körner.	

Julius.

	Von	An
19.	Goethe abgereiſt.	
20.	Gieſe. Hannover. Reinwald. Humboldt. Goethe.	
22.	Bolt. Caroline.	Bolt. Cotta. Humboldt. Goethe. Göpferdt, 2 Ldors.
23.	Goethe. Herder. Humboldt.	Heubner 3 Rthlr. Lodern 9 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf.
25.	Schlegel, Friedr. Körner. Chère mère abgereiſt.	Goethe. Körner.
27.	Michaelis (Tanz). Goethe.	Chère mère.
28.	Goethe.	Goethe.
29.	Coadjutor. Hölderlin, Gedicht. Mad. Mereau.	Herder.
30.	Goethe.	
31.		Goethe.

Auguſt.

	Von	An
1.	v. Funk.	Goethe. Humboldt. Müller in Leipzig.
2.	Caroline.	Caroline.
3.	Anonym Gedicht. Goethe.	
4.	Wolzogens gekommen.	

Auguſt.

	Von	An
5.	Brief von Regensburg. Keutholm aus Lünen. Fabricius Bayl aus Bamberg. Matthiſſon hier geweſen.	Herder. Correktur. Goethe.
6.	Humboldt. Goethe. Wolzogens abgereiſt.	
7.	Fr. Schlegel angekommen.	
8.	Müller aus Leipzig.	Goethe. Zelter.
9.	Paſtor Stolz hier geweſen.	Herder. Correktur.
10.	Goethe. Herder.	Goethe.
12.	Wolzogens angekommen.	Goethe.
13.	Goethe. Körner.	
15.	Cotta. Cotta, Horen. Meine Mutter. Reinwaldin.	Solitude. Cotta. Körner. Goethe. Humboldt. Reinwald.
16.		Goethe. Herder.
17.	Goethe. Solitude. Reinwaldin. Reinwald. Goethe. Zelter aus Berlin.	
18.	Goethe angekommen.	
19.	Cotta.	Zelter. Cotta, Aushängebogen.
24.	Bolt.	
25.	Spener.	
27.	Cotta. Mora. Herder. Humboldt. Buchhandlung .... mit Cabale und Liebe.	
28.	(Goethens Geburtstag)	Herder.
31.	Zelter.	Cotta.

	Von	An
2.	Cotta.	
3.	Körner.	
5.		Zelter. Spener.
7.	Cotta. Solitude.	Cotta, Aushängebogen bis J.
		Solitude. Reinwald.
12.	J** aus Hamburg mit Gedichten.	
14.	Reinwald. Spener.	
16.	Cotta. Horen VIII. Avis für die Verſendung des M. Almanachs. M. Hartmann aus Tübingen, ſchlechte Gedichte.	Cotta (M. L. M. vom Almanach).
19.	Solitude. (Nachricht von des lieben Vaters Tode.)	Bolt. Solitude. Reinwald.
20.	Boie aus Meldorf, Gedichte.	
21.		Cotta. Anfang des Cellini.
23.	Cotta. Aſſignation auf 200 Rthlr.	
24.	Körner. Humboldt. Bolt.	Für Humboldt 40 Gr.
25.		Göpferdt 12 Laubthlr.
28.	Reinwald.	
29.		Körner 1 Alm. holl. broſch. ohne Kal.
30.		Herder 6 Alm. in Seide. Humboldt 1 Alm. holl. broſch. v. K. Cotta 1 Alm. in Seide u. Gold.

	Von	An
1.	Herder.	
2.		Geh. Rath Voigt hier geweſen. 1 Exemplar d. Alm. in Seide geſchenkt.
3.	Cotta. Pfarrer Klinkhardt in Schönfels.	
4.	Goethe abgereiſt.	
5.	Hebein aus Wolfenbüttel.	Goethe.
	Spener. Humboldt.	
7.	Cotta.	Humboldt.
8.	Körner. Zelter. Spener. 500 Kupfer.	Ein Brief nebſt 2 Paqueten an Böhme in L.
	Goethe.	
9.		Goethe. 100 Kupfer, eben ſo viele Tittelblätter. Muſik für Voigt und Herder.
10.	Goethe.	Goethe. Nach Leipzig geſendet. Almanachs-Paquete. Muſikpaquete.
11.	Goethe, Expreſſen.	Spener, Gedicht. Goethe durch Expreſſen.
12.	Reinwaldin.	Cotta.
14.	Mad. Mereau.	Goethe.
15.	Humboldt. Buchhandlung.	Hermann'ſche Buchhandlung.
	Böhme. (12 Horenpaquete.)	Böhme, Leipzig.
	Goethe.	

	Von	An
17.	Körner.	Herder, Goethe } Horen. Matthiſon, Zelter, Alm. Humboldt, Böhme. Coadjutor, Gräfin Schimmelmann, Alm. Körner Alm. Muſic. Horen. Becker, Klein, Horen. Voß, Almanach.
18.		Goethe.
19.	Goethe. Goethe. v. Funk, Manuſc. v. Tacheröden nebſt 200 Rthlr. 19½ Gr. Porto.	Göthe.
21.	Cotta, IX. Hore.	Ettinger. Pak. Herzog von Auguſtenburg.
	Humboldt. Goethe. (Meiſter.)	Stahl 31 Rthlr. 12 Gr.
	22. Oktober 1796 an den Wallenſtein gegangen, denſelben am 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem 20 Monate voll mit ſämmtlichen drei Stücken zugebracht.	
23.		Goethe.
24.	Solitude.	
25.	Horenpaquete 9tes Stück.	Goethe.
26.	Humboldt.	Cotta, Rechnung. Solitude. Reinwaldin.
28.	Böhme, Leipzig.	Goethe. (Horen.) Körner. (Horen.) Knebel, Herder, Becker, (Horen.)

Oktober.

	Von	An
29.	Goethe	
31.	Hermanniſche Buchhandlung aus Frankfurt a. M. Spener. Bolt. Körner.	Goethe nach Ilmenau. Heubner 4 Rthlr. Cotta. Böhme (Velin Almanach). Vulpius Mlle. Spener m. B.

November.

	Von	An
1.	Humboldt hier angekommen.	
2.	Reinwaldin.	Cotta. Goethe.
4.		Böhme, 80 Alm.
5.	Zelter aus Berlin.	Kupferplatte an Cotta. An Bauer die ganze Rechnung bezahlt.
7.	Cotta. (Poſſelt.) Coadjutor. Koſegarten.	Koſegarten. Alm.
9.		Cotta. (Agnes Lilien.)
11.		Cotta. (Agnes Lilien.)
12.	Goethe. Anonymes mit Gedichten.	Goethe.
14.	Solitude; von jetzt ab nach Leonberg zu addreſſiren.	
15.	Goethe	

	Von	An
		Nach Leonberg. Goethe. Cotta.
17.	Körner.	
18.	Gräfin Schimmelmann. Goethe.	Goethe.
19.	24 Bouteillen Wein von Erfurt zum Präſent. Goethe.	
21.	Solitude. Cotta nebſt Geldanweiſung auf 158 Rthlr. und Flora Oktober.	Körner.
22.		Goethe.
23.	Cotta. Kirſtein. Henkeſen aus Hamburg 100 Dukaten.	Coadjutor. 9. 10. H . . Cotta.
25.	Hölderlin aus Frankfurt. Wittenbach aus Wetzlar. Cotta.	Gräfin Schimmelmann. Boie, Mſcrpt. an Cotta. Hölderlin. Geh. Rath Voigt. Kirſtein. Henkeſen. Herzog von Auguſtenburg 9. 10. H. Goethe.
26.	Spener. Goethe.	
28.	Körner.	
29.		Körner, X. Hore.
30.	Goethe. Cotta.	Caroline, Cotta. (Agnes.) Körner.

December.

	Von	An
1.	An Schlegel 20 Dukaten.	Böhme.
2.		Cotta.
3.	Zelter.	
5.	Cotta.	
6.	Goethe.	Goethe.
7.	Voß, Almanach. Böhme. Meiſter nebſt 158 Rthlr. Goethe, Elegie.	An Bauer 4 Rthlr. 12 Gr.
9.	Hamburger Zeitung. Anonym.	Goethe.
10.	Gethe. Muſikalien von Cotta. Gabrieli aus Ulm. Goethe.	
11.		Goethe. An Göpfert 11 Laubthlr. bezahlt.
12.	Briefe und Kiſte von der Solitude ⅛ Cent. von Nürnberg. 1 Rthlr. Cotta. Horen IX. Cotta 1. Speditionsliſte. Cotta. 2. Speditionsliſte.	Goethe 1. XI Hore. Schubart von Bremen 4 Paquete (10 Alm.) Klein 1. XI. Hore.
13.		(40 Rthlr. durch Humboldt an Zelter.)
14.	Caroline. Goethe. Brinkmann.	Cotta.
16.		Goethe. Cotta (wegen 20 Karolin).
17.	Dannecker, Medaillons. Anonym. mit Mſcrpt. aus Eduard. Körner.	An Humboldt bezahlt 134 Rthlr. (6 Rthlr. 12 Gr. Cotta.) An Woltmann 13 Dukaten bezahlt.

	Von	An
18.	Goethe.	
19.	Beie. M. Conrad aus Tübingen. Gedichte. Nöhden aus Göttingen, engliſcher Fieſko. Cotta, Poſſelt, Flora.	Caroline.
22.	Goethe.	
23.	Cotta.	
24.		Heubner 3 Rthlr. 6 Gr.
25.		Goethe.
26.	Leonberg. Riſt aus Kiel.	
28.	Voigt aus Weimar.	Körner.
29.	Goethe.	
30.	Gräfin Schimmelmann.	Cotta.

An Horen ſendet Cotta
gratis . . . . .
für Geld . . . . .
An Horen gebe ich ab:

an Goethe
Herder
Schlegel
Woltmann
Hufeland
Schütz
Humboldt
Körner
Coadjutor
Schimmelmann
Prinz v. A.
v. Funk
Boie

	Von	An
1.		An den Barbier 4 Rthlr. 1 Rthlr. für den Geſell; für Stiefel 5 Rthlr.
2.	Cotta. XII. Hore p. Briefp.	Geh. Rath Voigt. Cotta. (König Karl) Frau von Stein.
4.	Caroline.	
6.	Wyttenbach. Abramſon.	
7.	Fr. von Stein. Goethe. Mlle. Vulpius.	
9.	Koſegarten. Cotta. (Horenpaquete.)	
10.		Zur Ader gelaſſen. ½ Laubthaler dem Barbier Stieger.
11.	Goethe.	Goethe.
13.	Körner. Goethe auf einen Tag hier geweſen.	
16.		Gräfin Schimmelmann. N°. 12. Hore, dito Coadjutor, dito ohne Brief an Herzog von Auguſtenburg.
17.	Fräulein von Gemmingen.	Goethe.
18.	Heine aus Hameln, Stifts-Secretair, nebſt Gedichten. Goethe. Cotta. Cotta.	
20.		Agnes an Cotta.

Januar.

	Von	An
23.	Leonberg. Fr. von La Roche.	Horen. Körner. Becker. Klein. Rohden in Göttingen. Frau von La Roche. Jagemann.
24.		Goethe. An Heubner 6 Rthlr. und ganz abgeſchloſſen.
25.	Goethe.	
26.	Körner.	
27.		Goethe.
30.	Coadjutor. Goethe. Cotta (Poſſelt.)	

Februar.

	Von	An
1.	Goethe.	Cotta. (Pindar. Guiſſard. Beſchluß.)
2.		Goethe.
3.	Cotta. Vorbek, Profeſſor aus Duisburg. Röhden.	Cotta. Böhme Alm. Jagemann.
4.	Graß aus Zürich. Goethe. (Treſſan von Jagemann).	
6.	Leonberg. Cotta (1 Hore Brfv.)	Cotta (wegen Kapital geſchrieben).

	Von	An
8.	Das Gebot von 1150 Rthlr. auf den Garten gethan. Horenpaquete. Goethe.	Goethe. Leonberg.
9.	Spener.	Körner.
10.	Reinwald.	Göthe. Jagemann.
11.	Gothe.	
12.	Goethe hier geweſen.	
13.	Goethe abgereiſt.	Körner. Funk.
15.		Cotta, Cellini.
16.	Boie mit Gedichten.	
17.		Goethe. Autenrieth. Reinwald.
18.	Goethe.	
20.	Cotta. Goethe. (Abends ſelbſt angekommen.)	
21.	Körner.	Jagemann.
22.	Jagemann.	
24.	Cotta. Anweiſung auf 120 Laubthaler. Antwort auf den 6. Febr.	Körner. Cotta. Böhme.
25.	Körner. Müller aus Leipzig. (Addreſſe: Neue Gaſſe, Teichmanns Garten.)	Lepretre, Paket und Kupferplatten.
27.	Cotta, 800 Rthlr. Andreä aus Frankfurt 462 Gulden rhein. Porto und Trinkgeld zuſammen 10 Rthlr.	

	Von	An
1.	Buchhändler Böhme mit 120 Laubthaler.	
3.	Cotta, Poſſelt. Flora.	
5.	Funk.	
6.	Autenrieth.	
9.		Körner.
13.	Hauswald aus Dresden. Körner. Rothmahler.	
14.	Leonberg.	
15.	Cotta. Herder, zerſtreute Blätter.	Cotta. Leonberg.
	Wilhelmi, Leipzig.	
	Körner. Cotta (Horen).	
	Röhden. Spener.	
28.	Lilieſtrale. Bönninger ꝛc.	
	Goethe abgereiſt.	

April.

	Von	An
3.		Cotta. (Müller Schluß.)
4.		Goethe.
5.	Cotta. Goethe.	Cotta.
7.	Meyer, Spediteur in Frankfurt.	Röhden. Spener. Cotta.
		Goethe. Körner.

	Von	An
8.	Goethe.	
10.	Tableau von Duisburg.	
11.		Goethe.
12.	Goethe.	Cotta. Cellini.
14.		Goethe. Lilieſtrale. Böninger u. Langer. Kunze.
15.	Goethe. Spener.	
17.	Cotta. Leonberg.	
18.		Goethe.
19.	Spener. Langbein. Körner.	
21.	Goethe. Cotta. (Horen III. Stk.)	Goethe. Körner. Induſtrie Comptoir in Weimar.
22.	Goethe.	
25.		Goethe.
26.	Goethe.	
27.	Goethe.	
28.		Goethe.
29.	Goethe angekommen. Jagemann (3 Arioſt).	Spener, 5 Gedichte.

	Von	An
1.	Körner. Horenpaquete III Stück. Cotta. Caroline. (Agnes)	Körner. (Horen.) Langbein.
2.	In den Garten gezogen.	Goethe.
3.	Bayl aus Bamberg. Goethe. Göſchen. Caroline. (Agnes)	Cotta. Anfang vom Waldbruder.
5.	Oncle Wurmb. Reuſſer. Voß. (Phaethon) Schimmelmann an Lolo.	Goethe. (Herder.) Horen. Cotta, Fortſetzung des Waldbruders. (Klein, 3tes Horen-Stück.)
6.	Goethe.	
8.	Horner aus Zürich.	
10.		Goethe. Cotta in Tübingen. v. Funk.
11.		Göſchen. Cotta nach Leipzig.
12.		Cotta, Mſcrpt. Voſſens; Phaethon; Agnes.
13.	Goethe.	
15.	Zahn.	
16.		Goethe.
17.	Bönninger. Cotta aus Leipzig. Goethe.	
20.	Goethe angekommen.	Cotta nach Leipzig.
22.	Leonberg.	
23.	Goethe.	
24.	Funk. Anonym.	Leonberg.
25.	Cotta. Matthiſon.	
26.	Cotta hier geweſen.	

May.

	Von	An
27.		An Zapf 78 Rthlr. An Schreiber 33 Rthlr.
28.	Rechnung mit Goethe abgeſchloſſen bis April 1797 excl.	An Hebel 21 Rthlr. 5 Gr.
29.	Cotta aus Tübingen, Hore 4.	
31.		Mſcrpt. an Cotta. Humboldt.

Junius.

	Von	An
1.	Induſtrie Comtoir.	(Schlegel.)
2.	Roſegarten.	
3.	Spener. Körner.	Körner. Unger.
4.		An Göpfert 19 Rthlr. 19 Gr.
5.	Röbden. Taucher angefangen.	Wolzogen. Commiſſion Bertuch zu bezahlen.
6.	Horenpaquete.	
7.	Reinwaldin.	
9.		Herder 6 Ldors. Voß 14 Ldors. Hirt 10 Ldors. Roſegarten 8 Ldors. Gräfin Schimmelmann.

	Von	An
10.	Steigenteſch. Anonymus über den Roman.	Mad. Mereau 4½ Ldors. Hofr. Starke=Ldors. 5 Rthlr.
11.		An den Maurer 53 Rthlr. 9 Gr. bezahlt.
12.	Herder. Schmidt aus Weimar. Cotta.	
14.	Schever aus Erfurt. Unger. Taucher geendigt.	Cotta. (Cellini und Romeo.)
15.		An den Schloßer 13 Rthlr. 19 Gr.
16.	Cotta. Goethe wieder abgereiſt.	Cotta. (Emigrirt. Flora) Wolzogen.
17.	Körner. Naumanns Ideale.	
18.	Wolzogen.	
19.	Handſchuh fertig.	Körner, Prolog.
20.		Goethe.
21.	Cotta. An Rudolphs Vater 1 Rthlr. 21 Gr.	
22.	Goethe. Humboldt.	
23.	Conz. Wolzogen. Goethe.	Goethe.
24.	Ring des Polykrates fertig.	
25.	Goethe.	
26.	Cotta. Hölderlin. Köhler, Vicar bei Tübingen.	Goethe. Unger. Horner.
28.	Goethe. Humboldt.	Goethe. Humboldt.
29.	Ahlwarth aus Anclam in Preuß. Vor-Pommern. Goethe.	
30.		Cotta, Mſcrpt. (Eduard.)

	Von	An
1.	Klein aus Halle. Körner. Goethe.	
2.	Cotta. Jaegle aus Neapel, Gedichte. Anonym von hier, Gedichte.	Hirt hier geweſen.
3.		(Nadoweſſiſches Lied.)
4.		Goethe. Wolzogen.
5.	Humboldt, Ode. Goethe.	Cotta. (Eduard, Reſt.)
6.	Unger.	
7.	Gramberg aus Oldenburg, Gedichte.	Zelter. Ahlwarth in Anclam. Funk. Goethe. Cotta Mſcrpt.
8.	Goethe. Goethe.	Humboldt. Wolzogens.
9.	Caroline.	
10.	Leonberg. Cordes aus Glandorf im Osnabrück'ſchen, Gedichte.	Goethe.
11.	Nach Weimar gereiſt.	Ernſts Geburtstag.
14.	Cotta.	Der Herzogin Louiſe den Prolog und die Balladen vorgeleſen.
17.	Funk. Körner. Humboldt.	
18.	Cotta.	Von Weimar angekommen.
19.	Ther: aus Bautzen. } Gedichte. Wolf aus Weſtphalen. } Gedichte. Zelter, Unger nebſt 1 Ries Engl. Papier. Goethe. Cotta. (Horenpaquete).	

	Von	An
21.		Cotta. (Vieilleville. Prolog. Gedichte.) Goethe, Horen. Meier. Humboldt Körner } Horen Nr. 4. Nach Leonberg. Herder Voß Klein } Horen.
22.	Humboldt. Burdach aus Wittenberg, Gedichte. Poſtverwalter Burkhardt von hier. Goethe.	
23.		Goethe.
24.	Cotta, Gedrucktes. Zahn. Pebert aus Hamburg (Brun's Gedichte). Schmidt aus Friedberg; Gedichte. Körner. Miller aus Leipzig, Gedichte. Pfarrer Herſt. (Guſtav III.)	Bötticher.
25.	Goethe.	Goethe. Wolzogen.
26.	Decker (mit Humboldts Werk). Goethe.	
27.	Wolzogen.	Schlegel.
28.	Schlegel.	Schmidt. Goethe. Hölderlin.
29.	Humboldt. Goethe. Herder.	

Julius.

	Von	An
30.	Wolzogen.	Wolzogen.
31.	Matthiſon. Horner. v. Funk.	Ritter Toggenburg fertig. Funk.

Auguſt.

	Von	An
2.	Caroline.	
4.		Cotta. Caroline.
5.	Körner.	
7.	Zelter, Melodien. Caroline. Thon, Cand. Juris von hier; Mſcrpt.	Goethe. Humboldt (Nr. 5). Körner. Zapf. Amelie. Zelter.
9.	Koſegarten.	
11.	Cotta. Caroline. Ibykus angefangen.	Zumſteeg, 2 Gedichte. Cotta, muſik. Damen Kalender, Vieilleville. Unger, Anfang der Agnes. An Heubner 3 halbe Laubthaler.
12.	Pfaff, Jur. Cand., Stuttg M. Lehmann, ref. Pred., Barby Anonym mit Phaeton.	
14.	Zapf nebſt 1 Eim. roth und 1 Eim. weißen Wein, zuſ. 10 Rthlr.	

Auguſt.

	Von	An
15.	Goethe aus Frankfurt. Cotta. Caroline.	
16.		Ibykus fertig.
18.	Leonberg. Cotta. Siegfr. Schmidt.	Goethe. Ibykus nebſt Aushängebogen. Cotta, Aushängebogen. Funk.
19.	Funk. Thilo aus Deſſau, ſchlechte Gedichte. Wolzogen. Vieilleville.	
20.	Goethe aus Frankfurt.	
21.	Wolzogen.	
22.	Helderlin, nebſt dem „minister“ von Lenis.	
25.	Humboldt.	
28.	Caroline. Semler, Gedichte.	Unger, Mſcrpt.
29.	Amelie.	
30.	Goethe (Antwort auf 18.) (Horenpaquete.)	Goethe, 4 Aush. Zumſteeg, Lied. Cotta, 4 Aush.

	Von	An
1.	Goethe. Böttiger. Cotta. Amelie mit Gedichten für Cotta.	Breitkopf.
2.	Körner. v. Wedig, ſchlechte Gedichte.	
4.	Rohden. Leonberg. Dumpf (ohne Ort) Gedichte. Anonymus, Gedichte. Cotta, Landtags-Verhandlungen.	
6.	Wolzogen.	Böttiger. (Ibykus.)
8.	Cotta. Böttiger. (Ibykus.)	Goethe Cotta } Aushängebogen vom Almanach G. H. Unger, Fortſetz. der Agnes.
9.	Breitkopf.	
10.	Caroline.	
13.	Caroline (Agnes.) Wolzogen.	Cotta. (Vieilleville nebſt J. K. Bogen.) Leonberg.
14.	Goethe. Amelie (Abdallah.)	(Karls Geburtstag.)
15.	Humboldt. Wolzogen hier geweſen mit Lieut. Bent.	Goethe Cotta } L. Bogen. Humboldt. Körner.
16.	Horenpaquete nebſt 200 Rthlr.	
18.	Caroline für Unger. Cotta. Goethe.	Unger. (Agnes.)
20.	Unger. (Agnes.)	
21.		(Der Ofen von Rudolſtadt.)
22.		Unger. (Mſcrpt.) Cotta. Goethe. Breitkopf. Funk. Amelie.

September.

	Von	An
23.	Cotta, Umſchläge und Decken zum Almanach 1500. Caroline (Agnes.)	
25.	Cotta. Zwei Briefe. Gang nach dem Eiſenhammer fertig.	
26.		Caroline.
27.	Cotta. Caroline.	Cotta, Schluß der Geiſterinſel und M. Bogen. Unger. (Miſcpt.)
29.	Caroline.	
30.	Breitkopf. Böhme. Cotta, 388 Umſchläge ꝛc.	

Oktober.

	Von	An
2.	Körner. Cotta.	Goethe, Almanach. Breitkopf. Böhme. Cotta. Körner (Almanach. Horen.)
4.	An den Wallenſtein gegangen.	Herder. / Amelie } Almanach Velin.
	Almanache an Hufeland, Mereau, Schlegel, Gries.	Coadjutor, Almanach Velin.
	Vulpius.	
5.	Göſchen.	

	Von	An
6.	Goethe, zwei Briefe. Meier. Caroline (Agnes.)	Regierende Herzogin, Almanach Belin. Goethe (auch Exempl. der 6. u. 7. Hore nach Weimar.) Unger.
7.	Unger. Breitkopf (700 Exempl. Melodien.) Amelie.	
8.	Wolzogen.	
9.	Caroline.	Leipziger Meſſe. Unger.
10.	Herzogin Louiſe.	Böttiger 1 Belin Geh. Rath Voigt } Alm. 1 Belin
11.	Rohden aus Berlin. Cotta. Amelie.	Cotta.
12.	Geh. Rath Voigt. Caroline. (Agnes fertig.) Böttiger.	Caroline.
13.	Einſiedel (nebſt ſ. Schrift.)	Unger. (Agnes Beſchluß.) Schmidt (Siegfr.) Brinkmann. } Alm. Matthiſon.
14.	Funk Antwort auf 18 Ldors. Unger mit 100 Frdors. Körner.	
16.	Cotta. D. Arnold aus Erfurt.	Chère Mère angekommen.
17.		In die Stadt gezogen.

	Von	An
18.	Böttiger mit Goethes Taſchenbuch.	Böttiger.
20.	Vulpius. Cotta mit Taſchenbuch f. Damen.	An Heubner 6 Rthlr. 12 Gr. und neulich 1 Laubthlr. Vorſchuß. Unger. Zelter. Böhme. Cotta. Zumſteeg. Goethe. Körner. Schimmelmann.
21.		An den Schloßer 5 Rthlr. 2 Gr. An Grießbachs 59 Rthlr.
23.		Göſchen. Zapf um Wein. Breitkopf.
24.	M. Semler aus Neuſtadt an der Orla.	Gleichens hier geweſen.
25.	Böhme aus Leipzig.	Chère Mère abgereiſt.
27.	Goethe (aus Stäfa) Zumſteeg.	
28.	Cotta 177 Rthlr. hieſiges Geld nebſt Horenpaqueten.	
30.	Reinwald. Humboldt vom 24. aus München. Cotta. Hore VIII. v. Briefw.	Cotta, Mſcrpt. Goethe. Humboldt. Almanach. Leonberg.
31.		Zwei Karolin Wirthſchaft.

	Von	An
1.	Cotta (Poſſelt). Breitkopf (wegen der Zauberflöte). Wolzogen.	
3.	Goethe (aus Zürich vom 25. Okt.)	Zapf hier geweſen.
4.		Angefangen, den Wallenſtein in Jamben zu machen.
6	Goethe (aus Tübingen) Garve. Leonberg.	Garve.
8.	Streiber aus Eiſenach. Garve. (Schrift über G. und E.)	An Bauer bezahlt 28 Rthlr. 16 vorher ſchon 19 „ 12 für 1125 Alm. 48 „ 4 die Velin Exempl. das Hundert à 6 Rthlr.
10.	Cotta (Gartenkalender). Wolzogens hier geweſen.	An Göpfert 13 Rthlr. 12 Gr. NB. An Cotta habe für 3 Alm. 2 Rthlr. 15 Gr. zu bezahlen. Ferner für 1 Ex. des I. II. u. III. Alm. nach Rudelſtadt.
11.	Böttiger.	
12.	Körner.	
13.	Goethe aus Nürnberg.	
15.		Cotta (Hirts Laocoon).
16.		Horen an Goethe.
17.	Cotta.	
20.	Göſchen.	Goethe mit Meier durchgekommen.

November.

	Von	An
21.		Körner.
22.	Coadjutor. Abel. Conz. Goethe nebſt 16 Laubthlr.	Goethe. Cotta wegen Geld.
23.	Zelter nebſt Melodien.	
24.		Goethe.
25.	Goethe.	
27.		Garve. Göſchen. Goethe (bloß Melodien).
28.		Goethe.
29.	Goethe. Goethe.	

December.

	Von	An
1.		Goethe.
2.	Goethe. Frau von der Recke.	
4.	Cotta. Zumſteeg.	
5.	Körner. Müller aus Leipzig.	Goethe.
6.	Cotta, Horenpaquete neuntes St.	
7.	Goethe.	
8.		Goethe. Cotta ohne Brief.
9.	Goethe.	
11.		Prof. Klein in Halle.
12.		Goethe.

	Von	An
13.	Goethe.	
15.	Genz.	Goethe. Cotta. Meine Mutter. Zapf um Wein anzumahnen.
16.	Goethe.	
18.	Cotta. Anonymus aus Bayern. Rahlenbeck aus Glochau.	
19.	Zapf mit 1½ Eimer rothen Wein.	
20.	Gräfin Schimmelmann. Goethe.	Cotta wegen Geld.
21.	Unger. (Agnes 6 Expl.)	
22.	Cotta. Cotta. Vogel aus Altdorf.	Goethe. Cotta, Gedicht zum X. Horenſtück. Göſchen, Geiſterſeher.
23.	Goethe. Wolzogen.	Unger.
24.	Cotta mit 150 Laubthlr. Böttiger.	
25.		Körner. Unger. Cotta.
26.		Chère Mère. Goethe.
27.	Wolzogen. Goethe.	(Lolo nach Weimar.)
28.	Humboldt aus Paris. Unger, nebſt 3 Agnes.	
29.	Cotta.	Goethe.
30.	Goethe.	

Januar 1798.

	Von	An
1.	Körner.	
2.		Goethe.
3.	Klein. Goethe.	
5.	Cotta.	Goethe. Cotta.
6.	Fleiſchmann aus Meiningen. Goethe.	
8.	Cotta.	Körner. Genz.
9.		Goethe.
10.	Goethe.	Cotta, Mſcrpt.
11.	Zur Ader gelaſſen ⅓ Laubthlr.	
12.	Cotta.	Goethe.
13.	Goethe.	
16.		Goethe.
17.	Goethe.	Caroline.
18.	Unger. Leonberg.	
19.		Goethe.
20.	Goethe.	
22.	Cotta.	
23.		Goethe.
24.	Goethe.	Cotta, Fortſetzung. Böttiger. Körner. Unger. Wilhelm Rein, Bhdlr. in Leipzig. Adolph Röhden, Dr. Medic. in Göttingen. Vogel in Altdorf. Goethe.
26.	Cotta.	

	Von	An
27.	Goethe. Körner.	
29.		Humboldt. Einſiedel.
30.		Goethe.
31.	Laſaulx aus Koblenz. (Gedichte) Goethe.	

Februar.

	Von	An
1.	Louiſe Brachmann aus Weißenfels. Böttiger.	
2.	Wilh. Rein mit 4 Agnes.	Goethe.
3.	Goethe.	
6.		Göthe.
7.	Göthe.	
9.		Goethe.
10.	Goethe. Schröder, Buchh. aus Gottingen. Körner.	
12.		Leonberg. Cotta in 3 Paqueten. Körner, Muſter von Bordüren.
14.		Goethe. Rath Spilker mit Biblioth. Büchern.

Februar.

	Von	An
14.	Goethe.	
15.		(Stein hier geweſen.)
16.	Röhden, Adolph aus Göttingen. Spilker aus Weimar.	Goethe. Streiber. Heubnern 6 Laubthlr. vorgeſchoſſen; wieder 2 andere.
17.	Goethe.	
18.	Humboldt.	
19.	Unger aus Berlin.	Brinkmann hier geweſen.
20.		Goethe. Humboldt. Brinkmann.
21.	Goethe.	
23.		Goethe.
24.	Goethe. (Horenpaquete.)	
25.	Zelter.	
26.	Goethe. Körner, Bordüren.	
27.		Goethe.
28.	Goethe.	

März.

	Von	An
1.	Campe. Bürger Diplom aus Frankreich.	
2.	Körner.	Campe. Fiſcher. Goethe. Manuſcrpt an Cotta.

	Von	An
3.	Kummeth aus Koburg, Reſcript. Goethe.	
5.	Röhden. Humboldt. Cotta.	Cotta wegen 500 Rthlr.
6.		Goethe.
7.	Goethe.	
9.		Goethe.
10.	Goethe. Campe. Mag. Fiſcher.	
13.	Campe.	Goethe.
14.	Goethe.	Goethe.
16.	Univerſität (Prof. ordin.) Gräfin Schimmelmann.	Goethe. Körner.
17.	Goethe.	
20.	Goethe angekommen.	
21.	D. Fiſcher.	
23.		Kummeth in Koburg 3 Rthlr. 2 Gr.
24.	Cotta 500 Rthlr.	
25.	Anonymer Brief über die Reſignation.	
26.	An Paulſen 105 Rthlr. 12 Gr.	
27.		An Zapf 78 Rthlr. 18 Gr.
28.		Cotta.
31.	Körner. Kanzlei zu Koburg.	

April.

	Von	An
4.	Meiner Mutter.	
6.	Goethe abgereiſt.	Goethe.
10.	Goethe.	Goethe.
11.		
12.	Horenpaquete XI. Stück.	
13.		Cotta.
14.		
15.	Humboldt.	war ich nicht wohl.
18.	Cotta.	
23.		
24.		Goethe.
25.	Goethe.	Leonberg.
27.		Goethe. Büttner in Bremen. Humboldt. Körner.
28.	Goethe.	
30.	Cotta. Körner. v. Steigenteſch.	

May.

	Von	An
1.		Goethe.
2.	Goethe.	
4.		Goethe.
5.	Fiſchenich.	

	Von	An
6.	Goethe.	
7.		In den Garten gezogen.
8.		Goethe.
9.	Goethe.	
11.		Goethe. Herder wegen Freitiſches.
12.	Cotta. Herrmann aus Leipzig. Humboldt mit Mſcrpt. über Herrmann. Goethe. Eccard aus Emmendingen, Gedichte.	
13.	Herder.	
14.	Cotta, nebſt einer Kiſte aus Leipzig.	
15.		Goethe.
16.	Goethe.	
17.	Schweighäuſer aus Straßburg.	Cotta hier geweſen; hat 190 Ldors bezahlt.
18.		Goethe. Amelie 15 Ldors.
19.	Vulpius. Grüner, Schauſpieler, Gedichte. Goethe.	
20.		Goethe angekommen.
21.	Münchhauſen, Gedichte.	
22.	Körner.	
23.	Amelie, Gedichte von Matthiſon. Thilo aus Deſſau, Gedichte.	
25.		Körner.

May.

	Von	An
28.	Cotta aus Feuchtwang.	
30.		Cotta wegen Goethe's Künſtler.
31.	Goethe abgereiſt.	

Junius.

	Von	An
2.	Humboldt. Matthiſon.	
3.		Mad. Gotter 22 Ldors.
4.	Goethe wieder angekommen.	Zapf wegen 2 Eimer Wein.
5.	Lolo aus Rudolſtadt.	
6.		Lolo nach Rudolſtadt.
8.	Meſſerſchmidt, aus Leipzig, Kochen beide mit Gedichten.	
9.	Mad. Gotter.	
11.	Eberhard aus Leipzig, Gedichte.	
12.	Horenpaquete.	
13.	Schelver, Osnabrück, Gedichte. Buchh. Körner aus Frankfurt.	
15.	Thieſſing, ſchlechte Gedichte.	
16.	Noeſler, Notarius aus Dresden.	
18.	Cotta.	Körner 6 Rthlr. 8 Gr.

	Von	An
19.		(Goethens Beitrag zum Almanach abgeſchrieben erhalten.)
20.	Goethe abgereiſt.	
22.	Cotta. Göſchen.	
23.		Zum Almanach gegangen.
24.	Geiſt.	
25.	Conz, Gedichte.	
26.		Goethe. Herder.
27.	Matthiſon. Goethe.	
28.	Reinwald.	
29.	Cotta. Karoline.	Humboldt. Goethe.
30.	Körner. Goethe.	

Julius.

	Von	An
2.	Oberamtsrath Wagner aus Warthauſen.	Göſchen. Caroline.
4.	Hirt aus Berlin.	Cotta. Meine Mutter.
6.	Zapf mit $2\frac{1}{4}$ Eimer Wein, zuſammen 56 Rthlr. Sächſ.	Göſchen, Reſt des Geiſterſehers. Louiſe Brachmann.
7.	Matthiſon, Gedichte von Mad. Brun.	

Julius.

	Von	An
8.	Humboldt.	
9.	Hirt aus Erlangen, Gedichte.	An Fiedler 4 Karolin pro Moreri VIII Vol. Goethe abgereiſet.
11.	(Ernſts Geburtstag) Gries aus Dresden.	
13.		Goethe.
14.	Goethe.	
16.	Goethe.	Goethe.
18.	Goethe.	
20.		Goethe. Reinwald.
21.	Körner. Goethe.	
24.		Goethe.
25.	Humboldt, Antwort auf 29. Juni.	
26.	Goethe.	
27.	Eſchen mit Gedichten.	Goethe.
28.	Amelie Imhof, Gedichte.	
29.	Goethe.	Goethe angekommen.
30.	Herr von E. aus Kopenhagen. Hardenberg. Louiſe Brachmann.	

Auguſt.

	Von	An
2.	Schelver aus Osnabrück Müller (Gedichte.)	
3.	Anonym aus Königsberg (Gedichte.)	
6.	Hölderlin, Gedichte. Cotta. Herder.	Körner (Moltker mitgegeben.)
7.	Fiſcher aus Leipzig.	
11.	Körner.	
14.	Cotta.	
15.		Die 2 letzten Akte Wallenſtein's. Goethe geleſen.
16.	Goethe abgereiſt.	Körner.
17.		Humboldt. Reinwald. Cotta.
18.		(Ritter angefangen).
20.	Jägle, Gedichte. Cotta.	
21.		Goethe.
22.	Matthiſon. Gries.	
23.	Goethe.	
24.		Goethe.
25.	Körner.	(Fichte da geweſen)
26.	Goethe.	(Ritter fertig)
27.	Goethe.	(Bürgſchaft angefangen)
28.		Goethe.
29.	Nauwerk. Matthiſon (Gedicht). Goethe.	
30.		(Bürgſchaft fertig)
31.		Goethe. Körner. Nauwerk. Meine Mutter. Matthiſon. (Aushängebogen)

September.

	Von	An
1.	Vieweg. Goethe. Caroline.	
3.	Anonymus, Gedichte.	
4.		Goethe.
5.	Matthiſon. Matthiſon.	Cotta. Göthe.
6.	Reinwald. Goethe.	
7.	Goethe.	Goethe. Ceres fertig gemacht.
8.	Louiſe Brachmann.	Wieder an den Wallenſtein gegangen.
9		Goethe.
10.		Nach Weimar.
13.	Gries, Gedichte.	
14.	Göpferdt.	
15.	Röhden, Carlos geſchickt. Cotta.	Von Weimar zurück.
16.		Meller. Haug. Schneider. Schloſſer.
18.		Goethe.
19.	Humboldt. Cotta. Goethe. Goethe. Böttiger. Körner.	
21.		Goethe.
22.		Goethe angekommen.
24.	Schubart.	
26.		Cotta.
28.		Matthiſſon 7. 8. 9. Bogen.
29.	Aus Berlin Gedichte.	Wallenſteins Lager abgeliefert.

	Von	An
2.	Cotta.	
6.	Goethe, Expreß.	
7.	Goethe.	
9.	Cotta.	Goethe. Körner.
10.	Goethe.	Goethe.
11.	Geh. Rath Voigt. Iffland.	Voigt durch Expreſſen.
12.		Wallenſteins Lager in Weimar gegeben.
13.		
14.	Geh. Rath von Falkenſtein in Schleiz. Goethe angekommen.	Iffland. Exemplare an Matthiſſon.
17.	Cotta. Cotta. Geh. Rath Voigt. Körner.	Zwei Titelkupfer und Deckenpaquete an Cotta.
18.		Voigts und der Prinz hier geweſen.
21.	Goethe gegangen.	
23.		Goethe.
24.	Goethe.	
26.	Cotta.	Goethe.
27.	Goethe.	
29.		Schimmelmann. Coadjutor. Körner. Cotta.
30.		Goethe.
31.	Goethe.	

Oktober.

Wegen des M. Almanachs iſt für künftige Jahre zu bemerken:

1) daß das Papier genau ſortirt werde, damit keine verunſtalteten Exemplare mit unterlauſen.

2) Die Decken müſſen alle auf Schreibpapier gedruckt werden, und die Farben müßen beſſer gewählt ſeyn.

3) Dem Buchbinder iſt das Einlegen der Maculatur zwiſchen das Titelblatt und Titel-Kupfer [illegible] zu empfehlen.

November.

	Von	An
2.	Seidel.	Goethe. Japſ 8 Karolin.
6.		(In die Stadt gezogen). Goethe.
8.	Goethe.	
9.		Goethe.
10.	Goethe.	
11.		(Am Sonntag Goethe angekommen.) Cotta 10 Titelkupfer.
12.	Cotta. Kotzebue. Japſ mit 2 Eimer Wein à 44 Rthlr. Reſt noch 5 Rthlr.	
15.	Meier aus Weimar.	
16.	Cotta.	Kotzebue.

	Von	An
17.	Cotta.	
18.	Cotta 171 Laubthaler.	
21.	Iffland.	
23.	Coadjutor. Cotta.	Cotta.
24.	Körner.	
25.	Damaratius aus Grätz. Spener.	

(December fehlt im Manuſcript.)

An Cloſſius 300 Titelkupfer und 300 Umſchläge, 183 grüne 68 blaue 36 rothe 12 Violette.

An Bauer 355 Umſchläge und 375 Titelkupfer

grüne 24
blaue 65
rothe 38
violette 123 } für ordin. Exemplare.
gelbe 67 } für
rothe 38 } Velin-Exempl. 675 K.
zuſammen 655 U.

An Cloſſius 37 rothe Bogen 26 violette 9 grüne 3 gelbe

An Bauer 31 gelbe 22 violette 22½ rothe 27 grüne Kupfer 727

An Cotta 50 Umſchläge u. eben ſo viele Kupfer Umſchläge 707

An Göpfert 2 Umſchläge und zwei Kupfer.

Am 30.

An Bauer 400 Decken, 400 Kupfer, 25 Bogen gelb Papier, 69 Bogen rothes, 6 Bogen blaues.

Auf den 64 Feldern des Schachbrettes erſcheint die Summe

Trill. | Billion | Millionen |
4,434,027,874,201,077,760;

wenn man auf jedes Feld das Doppelte des vorhergehenden ſetzt.

Setzt man das Quadrat, ſo ſteht auf dem ſechſten Feld dieſe Zahl

10,440,730,509,495,153,616.
Trill. | Billion | Million |

Januar 1799.

	Von	An
1.	Nachtrag zu den Picol. an Iffland.	
4.	Nach Weimar abgereiſt.	
13.	Iffland aus Berlin.	50 Ldors v. Hamburg.
16.	Kotzebue aus Wien.	
30.	Erſte Vorſtellung der Piccolomini in W.	

Februar.

	Von	An
1.	Cotta.	
2.	Zweite Vorſtellung der Piccolomini.	
7.	Von Weimar zurückgekommen mit Goethen.	
8.		20 Rthlr. Cloſſius.
9.	Humboldts Werk von Vieweg.	
11.		Cotta nebſt Mſcrpt. des Vorſpiels. Körner.
13.	Cotta.	An Schneider Müller 6 Rthlr. 17 Gr.
16.	Iffland.	
18.	Madame Hölzel. Reinwalds.	Iffland.

	Von	An
20.	Mittel aus Mannheim.	Cotta, Anweiſung auf 5 Carolin. Hölzel, Anweiſung auf 5 Carolin.
22.		Cotta, Anzeige d. Piccol.
25.	Böttiger, Modejournal. Loos aus Berlin.	
27.	Goethe wieder abgereiſt.	

März.

	Von	An
1.	Cotta. Körner.	Goethe. Böttiger.
2.	Opitz aus Dresden.	
4.	Goethe. Böttiger.	Humboldt. Opitz. Sattler 3 Rthlr. 9 Gr.
5.		Goethe.
6.	Nachricht von Leonberg. Göthe.	I. und II. Akt des Wallenſtein geendigt.
7.	Iffland. Nachrichten von Piccolomini.	
8.		Goethe. 2 erſte Acte Wallenſtein.
9.	Goethe.	

März.

	Von	An
11.	Goethe.	
12.		Goethe.
13.	Cotta, Antwort auf 20. Februar.	(Beſoldungsquartal)
15.	Arnold aus Erfurt, Gedichte.	Goethe.
17.		Wallenſtein geendigt.
18.	Körner, Dresden. Graßmann (Wittmansdorf bei Luckau in der Niederlauſitz), Gedichte. Goethe.	Goethe durch Expreſſen den Wallenſtein geſchickt. Iffland den Wallenſtein geſchickt.
19.		Goethe.
20.	Bücherkatalog von Braunſchweig.	Sämerei und Nelken 3 Rthlr. 13 Gr.
	Goethe.	Henri für den Schrank 4 Rthlr. 21 Gr.
21.		G. angekommen.
22.	Steigenteſch, Gedichte. Cotta.	
27.	Steinhaus von hier.	
28.	Iffland.	
31.	Madame Hölzel.	

	Von	An
3.	Körner.	
5.		1 Carolin an Rudolph.
7.	Mereau, mit Gedichten.	
8.	Opitz.	Körner. Opitz. Meine Mutter.
9.		Nach Weimar gereiſet mit Goethen.
11.	Lolo geſchrieben.	
12.	Steinhaus.	
13.		Cotta durch Gädike.
14.	von Rohr aus Köslin.	
15.	Göſchen. Leonberg.	
17.	Niethammer.	Die Piccol. in Weimar gegeben.
18.	Körner.	
19.	Schelling.	
20.		Erſte Vorſtellung Wallenſteins.
22.		Zweite Vorſtellung Wallenſteins.
23.	Madame Bernhard.	
25.	Von Weimar zurückgekommen.	
26.	Maria Stuarts Geſchichte angefangen zu ſtudiren.	Göſchen. Goethe. 16 Karolin an Hufeland.
27.	Goethe. Villfeld.	Hauszins an Griesbach.
29.	Cotta aus Leipzig.	Gräfin Schimmelmann nebſt den 2 Schauſpielen.

	Von	An
1.	Leonberg. Meiningen.	Goethe hier angekommen.
2.		Cotta hier geweſen.
		60 Ldors von Iffland.
6.	Reinwald.	In Dornburg geweſen.
8.		(17 Rthlr. an den Maurer.)
9.		An Körner.
10.		In den Garten gezogen.
13.	Zumbach aus Köln (Haas und Sohn).	
	Eccard, Gedichte.	
14.	Humboldt.	Meier.
15.	Schreiber aus Wittenberg, Gedichte.	
	Melchior Striegel geſchickt.	
	Meſſerſchmiedt, Gedichte.	
17.	Amelie.	
18.	Unger aus Berlin, Vorſchläge.	An Zapf nebſt 49 Rthlr.
	Mahlmann, Gedichte.	Wallenſteins Lager in W. gegeben.
20.	Körner.	Piccol. in W. gegeben.
21.		Körner.
22.		Wallenſtein in W. gegeben.
27.	Voigt aus Weimar. Cotta.	Goethe abgereiſt.
28.		Domherr v. Dalberg. Goethe.
29.	Kammerſekretär Jacobi von Berlin.	Schall.
	Goethe. Meier aus Weimar.	
31.	Röbden. Lotterie aus Hamburg.	Jacobi in Berlin.
		Unger in Berlin. Goethe.

	Von	An
1.	Goethe.	
3.	Koſegarten aus dem Meklenburgiſchen, Gedichte.	
	Conz. Körner.	
4.	Symonds.	Goethe.
	Maria angefangen auszuarbeiten.	
5.	Irinus, Gedichte. Cotta. Caroline. Goethe.	
6.		v. Dohm hier geweſen.
7.		Cotta. Leonberg. Goethe.
		Röhden und ſeinen Bruder.
8.	Steinhauſens Verwandter.	Sind wir in Weimar geweſen.
9.		An Rudolph 2 Laubthlr.
11.	Melliſch aus Dornburg.	
12.	Mereau aus Naſchhauſen.	Melliſchens hier geweſen.
	Gaedike, Schriftproben.	Fr. von Kalb.
		Quartalgeld erhalten.
13.		Fr. v. Kalb wieder abgereiſt.
14.	Reinwald. Lüdger aus Bremen.	Cotta. Goethe.
	Gieſe aus London. Bauer. Mad. Bernhard.	
15.	Matthiſon, Gedichte. Meier.	An Rudolph 2 Laubthlr.
16.		2 Laubthlr. an Steinh.
17.	Goethe aus Roßla.	Böhme in Leipzig.
18.		Goethe. v. Hendrich hier geweſen.

Junius.

	Von	An
19.	Goethe. Anonym. Böhlendorf, Gedichte.	
21.	Reinwald.	Goethe.
22.	Böhme, Euripides. Thilo Gedichte. Goethe.	
23.	Melliſch.	
24.	Cotta. v. Weſſenberg. Nöhden.	Ein Klafter Holz. Reinwalds hier geweſen.
25.		An Melliſch nach Dornburg.
26.	Unger. Freiherr v. Ungern-Sternberg. Goethe. Melliſch.	Goethe. Fr. v. Kalb. Lüdger aus Bremen.
27.		Mit R. nach Dornburg gefahren.
30.		Mit Reinwalds nach Weimar gereiſt.

Julius.

	Von	An
2.	Charlotte Kalb. Gedicht von der Brun.	Rudolphen von W. nach Jena geſchickt. Wallenſtein in W. gegeben.
3.		Nachts von Weimar zurück.

	Von	An
5.		Goethe.
6.	Goethe.	
7.		(10 Rthlr. für Leinwand.) Kirms.
8.	Rolde aus Roſtock, Gedichte.	Wolzogen. Zapf.
9.	Goethe.	Goethe.
10.	Goethe. Krug mit Gedichten.	
11.	Kirms.	
12.		Goethe.
13.	Goethe. Zapf mit 1 Eimer Wein à 20 Rthlr.	An Zapf 4 Louisdor.
15.	Reinwald.	
16.		Goethe. 3 Laubthlr. an Steinhaus.
17.	Riemeyer. Bezhoeſt aus Lippſtadt. Charl. Kalb v. Waltershauſen. Hölderlin. Goethe. Melliſch.	Kalb.
19.	Ramsler, Gedichte. Vulpius.	Goethe.
20.	Goethe.	
22.		van Hoof.
23.		Goethe.
24.	Goethe.	Erſter Akt der Maria fertig.
25.		Zweiter angefangen.
26.		Leonberg.
27.	Goethe.	
29.	Miller aus Leipzig, Gedichte.	
30.	Vulpius.	Goethe.
31.	Melliſch. Goethe.	

Auguſt.

	Von	An
2.		Goethe.
3.	Goethe.	
4.	Zapf mit 1 Eimer Wein à 4 Karolin.	
5.	Steinkopf aus Stuttgardt.	
6.		Goethe.
7.	Rohden vom 24. Julius. Goethe.	
9.		Körner. Goethe.
10	von Hoff. Goethe.	
12.	G. von Hoff aus Gotha. Lezay aus Lauſanne.	Cotta. Chère Mère.
13.		Goethe.
14.	Goethe.	
17.	Körner. Goethe.	
18.		2 Laubthlr. Steinhaus.
19.		Sheridan.
20.		Goethe.
21.	Goethe.	
23.		Goethe.
24.	Goethe.	
26.	Wilhelm Richardſohn aus Altenburg.	Zweiter Akt der Maria fertig. Richardſohn. Haarbauer. Rohden. Hölderlin.
27.	Kirms nebſt 150 Rthlr.	Dritter Akt der Maria angefangen. Kirms. Goethe.
28.	Goethe. Goethe.	
30.	Eichen, mit Gedichten.	Goethe.

	Von	An
1.		An den Herzog von Weimar.
2.	Cotta. von Hoof.	
3.		Pauſe in der Maria bis 1. Oktober. Goethe.
4.		(Nach Rudolſtadt gereiſt.) Charlotte Kalb.
7.	Goethe.	
10.	Cotta. Damenkalender.	
11.	Herzog von Weimar. Geh. Rath Voigt. 200 Rthlr. Zulage.	
13.		Von Rudolſtadt nach Weimar. Silber von der Herzogin.
15.		Abends von Weimar nach Jena zurück.
16.		Goethe hier angekommen. Goethen die 2 erſten Akte der Maria vorgeleſen.
17.		Beſoldungsgebühren. 8 Rthlr. 13 Gr. in die Kanzlei. 1 Rthlr. Trinkgeld dem Ueberbringer.
18.	Charlotte Kalb.	
19.		(3 Laubthlr. Steinhaus.)
20.	Hölderlin.	

September.

	Von	An
23.	Bloquiere aus Irland. Lüdger aus Bremen.	
24.		Gaedike, Gedicht.
26.		Steinbaus 1 Laubthlr.
27.	Meine Mutter.	Charlotte Kalb durch Weſſenberg. Gaedike, Gedichte. Körner. Kutſcher 3 Rthlr. 15 Gr. Schneider Miller 4 Rthlr. 22 Gr.
28.	Gaedike.	
29.	Seifarth, Souffleur.	
30.		Gaedike, die Glocke abgeſchickt. Wieder zur Maria gegangen.

Oktober.

	Von	An
3.		Beſoldungs-Quartal 100 Rthlr.
5.		Wieder in die Stadt gezogen.

	Von	An
6.	Prof. Abel aus Tübingen.	
7.	F. Anonym, Nürnberg.	
9.		Herzog. Herzogin. Herder. Ludger. Meine Mutter. (Steinhaus 2 Laubthlr.)
11.		Caroline Henriette Louiſe Nachts um ½ Eilf Uhr geboren. (Schuhmacher 3 Rthlr. 14 Gr.)
12.		Chère Mère. Caroline.
13.		Rudolph 2 Laubthlr. Goethe abgereiſt.
14.		Chère Mère angekommen.
15.		Caroline Vormittags getauft. Pathen: Chère Mère. Die Gleichen. Goethe. An Frau v. Gleichen. Goethe.
16.	Schweſter Louiſe.	Cotta, beide Stucke. Cruſius durch Gopferdt.
17.	Melliſch.	Melliſch.
18.	Gräfin Schimmelmann an Lolo.	Goethe. Caroline.
19.		Goethe.
21.	Miller aus England.	Regierende Herzogin, Almanach. Melliſch.

Oktober.

	Von	An
22.	Frau von Gleichen.	Goethe. Geh. Rath Voigt in Weimar.
23.	Herzogin Louiſe. Haarbauer.	An dieſem Tage iſt Lolo ſehr krank worden. Gewacht.
24.	(Melliſch hier geweſen.) Geh. Rath Voigt.	
25.	Ludger aus Bremen. Melliſch.	Caroline. Goethe. Gewacht.
26.	Caroline. Goethe.	
27.	Lever aus Magdeburg.	
28.	Wilmans aus Bremen.	Rathmann. Fritze. Goethe. Gewacht.
29.	Wolzogen.	Frau von Stein. Caroline. Seiffarth. Gewacht.
30.		Caroline. Goethe.
31.	Körner. Meier.	

November.

	Von	An
1.	Seiffarth.	Körner. Matthiſſon. Goethe. Meine Mutter. Rathmann. Haarbauer. Cotta. Fritze. Gewacht.

	Von	An
2.	Goethe.	
4.	Cotta. Cruſius.	Rathmann. Fritze. Caroline. Goethe. Sophie. Albrecht. Piccolomini.
6.	Rathmann Fritze.	Bin ich nach Weimar gereiſet. Gewacht.
8.	Cotta. Rathmann Fritze.	Haarbauer angekommen.
9.	Goethe.	
10.		Goethe hier angekommen.
11.		Caroline.
16.	Frege mit 200 Laubthalern.	
17.		Verzeichniß der Oeconom. Gelder 4 Laubthlr. Chriſtine und Rudolph. Wirthſchaft.
18.	Meine Mutter.	Meine Mutter. Körner. Cotta. Rathmann, Fritze. Göſchen. Frege, Quittungen.
21.		An dieſem Tag iſt Lolo um vieles beſſer geweſen und hat einen Brief geſchrieben. 1 Carolin in die Wirthſchaft.

	Von	An
3.		An dieſem Tag ſind wir nach Weimar gezogen.
4.	Goethe aus Jena.	Goethe.
5.	Rathmann Fritze 7 Rthlr. Griesbachs.	Grießbachs. Starke.
6.		Cruſius. Cotta. Reinwalds.
8.		Paquete an Cotta, reitende Poſt.
		Chère Mère. Göpferdt. Grießbachin.
9.	Meine Mutter.	
11.	Griesbachin.	
14.	Körner.	
16.	Niemeyer.	
17.	Chère Mère.	
20.	Cotta.	
23.	Emil. Härtel.	

Anno 1760 nach Gmünd und Lorch.

Anno 1766 im Dezember aus Lorch nach Ludwigsburg.

Anno 1773 im Januar nach der Pflanzſchule.

Anno 1780 im Dezember von der Akademie hinweg.

1782 im Auguſt* Stuttgardt verlaſſen, nach Mannheim, Frankfurt, wieder nach Mannheim, drauf nach Meiningen ꝛc. im Dezember.

1783 im Juli von Bauerbach zurück nach Mannheim.

1785 im April nach Leipzig; im Oktober nach Dresden.

1787 im Auguſt nach Weimar.

1789 nach Jena.

1799 im Dezember nach Weimar.

---

* Nach Streicher im September.

7 Jahre in Stuttgardt
$10\frac{7}{12}$ „ „ Jena
$5\frac{5}{12}$ „ „ Weimar
2 „ „ Dresden
$1\frac{3}{4}$ „ „ Mannheim
$\frac{7}{12}$ „ „ Bauerbach.

Teleſcop
Ring des Saturn
Buchſtaben

Ludwigsburg
Gmünd
Lorch
Ludwigsburg
Solitude
Stuttgardt
Mannheim
Frankfurt
Oggersheim
Bauerbach
Mannheim
Schwetzingen
Leipzig
Gohlis
Dresden
Weimar
Rudolſtadt
Dresden
Jena
Ludwigsburg
Weimar
Dresden
Ettersburg.

Emuls. papav.	℥ v.
Gum. arab.	℥ j
Flor. Zinci	gr vj
Syrup. papav.	℥ j
Liq. anodyn. Hoffm.	ʒ j

Alle 2 Stunden ein Eßlöffel.

M. D. S.

Januar 1800.

	Von	An
7.	Göpferdt. Göpferdt.	Göpferdt 19 Rthlr. 20 Gr.
16.		Holz zu fahren 9 Rthlr. Solches zu machen 2 Rthlr. 20 Gr.
18.		Tiſchler 4 Rthlr. 8 Gr. Fuhrlohn für Wein 4 Rthlr. 1 Eimer aus Suhl (An Zapf ſchuldig worden 16 Rthlr.)
20.	Körner. Cotta, Flora.	
21.	Göpferdt.	Rudolph 3 Rthlr. 6 Gr. Chriſtine 8 „ 3 „ Schneider 2 „ 2 „
22.	Narbonne. Thielmann.	
23.	Cotta.	
26.	Paulſen.	
28.		Die Röhre in die Küche 2 Rthlr. 12 Gr.
29.	Melliſch aus Meiningen.	
30.	Cruſius.	Zu Mahomet gegeben worden.
31.	Cotta.	

Februar.

	Von	An
1.	Cotta. Mad. Grießbach.	Niethammers hier geweſen.
4.	Cotta.	Im Palais Abends geweſen.
5.		Cotta.
7.	Niethammer.	
8.	Vermuoten (nebſt Sardellen).	
13.		An Rudolph 2 Laubthlr.
16.		Ader gelaſſen. Bin ich krank werden.

März.

	Von	An
4.		Quartal erhalten aus Fürſtl. Haupt Kammer Kaſſe.

	Von	An
15.		Kiſtchen mit 17 Bouteillen Wein aus Bremen. Franco bis Braunſchweig. Fracht von da ½ Ctr. 1 Rthlr. 12 Gr.
20.		Cotta. Melliſch (Piccolomini). Göſchen. Unger. (Autun und Manon). Göpferdt (Correctur). Wilmans.
21.		Wirthſchaft 6 Rthlr. 12 Gr. Der Jungfer Reiſegeld 2 Rthlr. 20 Gr. Der Amme bei ihrem Abgehen noch Reſt 7 Rthlr. 4 Gr.
22.	Haarbauer.	Göpferdt.
23.	Narbonne aus Eiſenach. C. St. mit Gedichten.	
24.	Juſtizrath Hufeland.	
25.	Cotta.	Rudolphs Rechnung 1 Rthlr.
26.	Schelling. Göpferdt.	Göpferdt. Iffland (Macbeth geſchi[illegible]). Opitz (wegen Macbeth angefragt).

	Von	An
28.		In die Wirthſchaft 6 Rthlr. 12 Gr.
29.	Göpferdt.	
30.	Steigenteſch mit Gedichten (in Offenburg, Major).	

May.

	Von	An
3.	Göpferdt. Werthes, Gedichte. Conz, Gedichte.	Cotta hier geweſen auf ſeiner Durchreiſe zur Meſſe.
4.		An Göpferdt.
8.	Göſchen.	
9.	Opitz. Unger.	Goethe. Cotta.
10.	Zapf, Wein erhalten für $5\frac{1}{4}$ Karolin; bin ihm alſo mit den vorigen 16 Rthlr. ſchuldig 7 Karolin $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{4}$.	
11.		Habe ich die Schauſpieler bei mir gehabt und 4 Akte der M. Stuart vorgeleſen.
13.	Cruſius.	

May.

	Von	An
14.		Macbeth zum erſtenmal.
15.	Cruſius.	Nach Ettersburg gereiſt.
16.		Habe den 5. Akt der Maria vorgenommen.
17.	Cotta mit 30 Karolin. Göpferdt. Lolo.	
18.		Lolo.
21.	Haarbauer hier geweſen; Briefe mitgebracht von Melliſch. Unger. Lolo nebſt 12 Laubthaler.	Lolo. Göpferdt.
23.	Meſſerſchmidt, Gedichte.	Bin ich nach Weimar gereiſt. Leſeprobe von den 4 erſten Akten der Maria Stuart.
24.		Iſt Cotta angekommen.
25.		Abends wieder in Ettersburg angekommen.
28.	Lolo Süvern aus Berlin. Göpferdt.	
29.	Lolo.	Schauſpieler hier geweſen.
30.	Lolo.	An Lolo nach Weimar geſchrieben.

	Von	An
2.	Iffland.	Bin ich von Ettersburg zurückgekommen.
3.	Meſſerſchmidt, Gedichte.	
9.	Beſoldungsquartal erhalten.	Maria Stuart geendigt.
12.		Eine Karolin in die Wirthſchaft.
14.		Maria Stuart zum erſtenmal geſpielt.
16.		Maria zum zweitenmal.
17.	Böhlendorf, Gedichte.	Göpferdt.
18.		4 Thaler in die Wirthſchaft.
19.		Körner.
20.	Eichſtädt.	Franks in Sulzbach. Nach Leonberg.
21.		1 Karolin Wirthſchaft.
23.	Thilo.	Hufeland. Iffland (Maria Stuart.) Körner. (Wallenſtein.)
26.	Gaupp aus Paris. Broxtermann aus München. Cotta. Hufeland.	Pränumerirt auf Müller Reiſen 1 Rthlr. 15 Gr. 1 Karolin Wirthſchaft.
27.	Humboldt aus Paris. Vermehren.	
29.		Lolo.
30.	Becker. Matthiſſon. Körner.	In die Wirthſchaft 2 Rthlr. Becker (Maria Stuart nach Lauchſtädt). Matthiſſon. Opitz (Maria Stuart). Wilmans (Gedichte).

Julius.

	Von	An
1.	Cotta. Göpferdt.	Jungfrau von Orleans. Weinſteuer 1 Rthlr. 12 Gr.
2.	Grießbachin.	Grießbachin. Der Chriſtine 3 Rthlr. 6 Gr. Eichſtädt.
3.	Wilmans. Körner. Iffland. Lolo.	Körner. (Maria)
4.		Lolo. In Tiefurt geweſen. Schreder.
5.		Wirthſchaft 3 Rthlr. 6 Gr.
7.		Lichter 11 Gr.
8.	Chriſtoph Jett aus Heidelberg, Gedicht. Becker aus Lauchſtädt.	Becker. Wirthſchft. 3 Rthlr. 6 Gr.
9.	Göpferdt. Lolo aus Rudolſtadt.	
10.	Cotta. Lolo.	Lolo. Wirthſchft. 3 Rthlr. 6 Gr.
12.	Göpferdt. Vermehren.	Göpferdt.
13.		Wirthſchaft 3 Rthlr. 6 Gr.
14.	Körner.	Becker.
15.	Becker aus Lauchſtädt.	
16.	Göpferdt.	
17.	Opitz nebſt 10 Lvors. Unger.	Körner. Wirthſch. 1 Rthlr. 15 Gr.
18.	Hirſch aus Ansbach. Charlotte Kalb.	Wirthſch. 6 Rthlr. 12 Gr.
20.	Unger.	
21.		Ein Klafter Holz.
23.	Becker. Göpferdt.	

Julius.

	Von	An
24.	Klingemann. Cotta.	$^1/_3$ hartes Holz 6 Rthlr. 12 Gr. In die Wirthſch. 4 Rthlr. 21 Gr.
25.	von der Heide, Braunſchweig, Lotterie.	
26.	Goethe aus Jena. Kochen.	Goethe. Wirthſch. 1 Rthlr. 11 Gr.
28.	Körner.	Unger. Süvern. Körner. Wirthſch. 2 Rthlr. 22 Gr.
29.		Charlotte Kalb. Cotta. Wirthſch. 11 Rthlr. 8 Gr.
30.	Goethe. 150 Rthlr. vom Theater.	Goethe.

Auguſt.

	Von	An
1.	Mlle. Brachmann.	Becker. An Rudolph für Copien 3 Rthlr. 6 Gr.
2.	Goethe. Göpferdt. Gries. Buchdrucker Frank aus Halle.	Goethe.
4.	Meine Mutter und Louiſe. L. Brachmann.	
5.	Becker.	Becker. Wirthſch. 6 Rthlr. 12 Gr.

Auguſt.

	Von	An
6.	Eſchen. Göpferdt. Paulſen.	
8.		An Paulſen 8 Karolin.
9.	Göpferdt.	Göpferdt.
11.	Ch. Kalb. Körner.	Wirthſchft. 6 Rthlr. 12 Gr.
12.	Paulſen. Göpferdt.	Göpferdt.
13.	Jett.	
14.	Melliſch. Cotta.	
15.		Nach Oberweimar gezogen.
18.	Schmidt aus Friedberg. Cotta. F. v. Kalb.	
19.	Melliſch.	Melliſch.
23.	Vermehren.	
25	Anonym, Gedicht.	
28.	Unger.	Wirthſch. 6 Rthlr. 12 Gr.
29.	Becker aus Rudolſtadt.	Louiſe Brachmann. Cruſius. Unger. (Der Proceß.) Gräfin Schimmelmann. Coadjutor. Cotta. Reinwalds. Frank. Einſchluß an Cotta.

31

Exemplare von Wallenſtein.

Velin	Poſtpap.	Druckp.
Goethe	Reinwald	Melliſch 1. P.
Schlegel	Grießbach	Göſchen 1. 2.
Schimmelmann	Niethammer	Ruſſ. Dame 1. B.
Coadjutor	Körner	
Caroline	Secret. Schmidt.	Frank in
Lolo.	Becker	Commiſſion.

* An

Exemplare der Gedichte.

Velin.	Poſtp.	ord.
Goethe	Chère Mère	Reinwald.
Schlegel	Körner.	Frank.
Matthiſſon	Fr. v. Stein.	Steigenteſch.
Cotta	Geh.Räthin Voigt.	Meier.
Meier		
Caroline	Fr. v. Schardt.	Niethammer.
Coadjutor		Paulus.
Lolo		Grießbach.
Schelling.		

September.

	Von	An
2.	Göpferdt.	Wirthſchaft 6 Rthlr. 12 Gr.
3.	Onkel Wurmb.	
4.	Cruſius. Cotta.	Körner Matthiſſon } Gedichte.
5.		Wirthſch. 6 Rthlr. 12 Gr.
8.	Wellborn in Halle, Gedichte.	
9.		In die Wirthſch. 4 Rthlr. 21 Gr.
11.	Unger. Woltmann.	
12.	Cotta.	Oncle.

September.

	Von	An
13.	Goethe.	Goethe.
16.	Hevenbeck, Gedichte.	
17.	Hennings, Buchhändler, Erfurt. Goethe.	Goethe.
19.	Cotta.	
24.	Goethe.	Ein Klfr. Holz 6 Rthlr. Ein Wagen Stöcke 6 Rthlr. 12 Gr. Goethe.
26.		Von Wolzogen 100 Laubthlr.
27.		An Goethe. Holz 2 Wagen Stöcke 12 Rthlr.
29.		An Rudolph 10 Rthlr.

Oktober.

	Von	An
3.	Dalberg von Erfurt.	

November.

	Von	An
17.	Iffland 36 Dukaten. Jacobi aus Berlin. Mama. Frank.	
25.	Gutjahr. Caduti. Cotta.	Fröhlich Weinh. in Erfurt. Zapf. Meine Mutter.
27.	Körner.	
28.		1 Klfr. weich Holz 6 Rthlr. An Zapf 31½ Laubthlr.
29.	Schütz. Niethammer.	

December.

	Von	An
7.		1 Eimer Wein von Zapf erhalten; dieſem wieder ſchuldig 26 Rthlr. noch vom vorigen 1 Rthlr. 19 Gr. 6 Pf. 27 „ 19 6
8.		Gage abholen laſſen. 4 Karolin Wirthſchaft.
9.		Für 17 Ellen Leinwand, Elle à 13 Gr.
15.	Cruſius 36 Carolin.	

	Von	An
16.	Gedichte.	
17.	Goethe.	Goethe.
18.		Iffland. Cruſius. Göpferdt. Körner.
20.	Cotta.	
21.		Lolo. 6 Laubthlr.
22.	Cruſius.	

	Von	An
1.	Wieland, Ariſtipp.	Wirthſchaftsmonat 25 Laubthlr. Brodrechnung vom vorigen Quartal. Für Bier Reſt 9 Rthlr. 20 Gr.
2.	Reichenbach 370 Laubthlr.	
6.	Körner.	Körner.
7.	Mama aus Leonberg. Leinwand 40 Ellen. Cotta. Vermehren.	
8.		Mama. Cotta.
9.	Cruſius 30 Laubthlr.	
11.	Iffland.	Huſchke 39 Rthlr. Starke 130 Rthlr. Furs Clavier 35 Rthlr. und das alte dazu gegeben.
12.	Loder.	Loder. Unger.
13.	Niemeyer aus Halle. Link aus Halle. Loder.	Loder.
14.		An Sl. 60 Laubthlr.
15.	Göpferdt, Mſcrpt. Meſſerſchmidt. Unger durch Rein in Leipzig 33½ Laubthlr.	Göpferdt. Göſchen (Carlos). Körner. Cruſius (Niederl.) Holz 1 Klf. Buchen 4 Rthlr. 2 Gr. — Eichen 3 Rthlr. 14 Gr. von der Kammer.

Januar.

	Von	An
18.	Unger.	Fuhr nach Jena 2 Rthlr. 20 Gr.
19.		Auf dem Stadthauſe 16 Rthlr. 12 Gr.
20.	Durch Hrn. Föhr nach Meiningen.	
21.	Fichte (Beſtimmung des Menſchen, Handelsſtaat).	
	Gabler.	
23.	Unger. Körner.	Unger.
27.	Saal.	
29.	Haarbauer.	
30.		Auf der Redoute 1 Rthlr. 18 Gr.

Februar.

	Von	An
1.		Wirthſchaft 52 Rthlr.
2.	v. Dalberg, mit Melodien.	
3.	Le Pique.	
4.	Cotta.	
5.		Cotta.
6.		Für engl. Bier 1 Eim. u. Faß à 20 Gr. 4 Rthlr.

	Von	An
14.	Haarbauer (von' der Tanne).	
20.		Ludolf V. Tom. 3 Laubthlr.
24.	Göſchen. Chamoinisse Polier aus Paris.	
25.		Wirthſchaft 4 Rthlr. 21 Gr.
26.		Paquet an Cruſius. Brief an Göſchen. Mſcrpt. Göpferdt.
27.	Cotta.	

März.

April.

	Von	An
1.		Von Jena zurück.
16.		Jungfrau von Orleans fertig.
17.	Kapf mit ſ. Gedichten. Meine Mutter.	
21.		An meine Mutter.
23.		Vier Akte der Jungfrau an Ungern nach Berlin.

April.

	Von	An
24.	Die Jungfrau den Damen vorgeleſen.	
25.		Wein von Stuttgardt.
26.		Cotta hier durchgekommen.
29.	Beck aus München.	
30.	Opitz verlangt die Jungfrau.	Schluß der Jungfrau an Ungern geſchickt. Jungfrau an Körner geſchickt.

May.

	Von	An
1.	Pfarrer Pigera aus dem Breisgau. Schelling.	
7.	Cotta aus Leipzig.	Göſchen (Mſcrpt. v. Carlos.) Opitz.
11.	Schlegel A. W. Unzelmann. Schelling.	Cotta.
13.		Schelling, Maria, Proſaiſche Aufſ. Niethammer, Maria. 1 Klf. hart Holz 7 Rthlr.

	Von	An
14.	Körner. Cotta.	Körner (Macbeth.) Göſchen (Schluß des Carlos). Schlegel.
16.		Heut iſt Wallenſtein gegeben. Cotta von Leipzig zurückgekommen und nur 50 Karolin mitgebracht. Ich habe an ihn zu bezahlen 2130 Gulden rhn. Er hat mir noch die Maria Stuart, den Macbeth und die zweite Auflage Wallenſteins zu bezahlen.
21.		An Körner. Dem Fröhlich 31 Rthlr. 12 Gr. für Wein.
31.		An Zapf den Reſt meiner Rechnung bezahlt.

	Von	An
2.	Kupferſtich aus Rom von Reinhardt.	
4.	Reinhardt aus Rom. Opitz.	
5.	Einſiedel.	
6.	Hufeland aus Jena.	
7.		Fromman.
9.		Niethammer.
10.		Iſt Maria Stuart gegeben worden.
15.		Holz für 1 Laubthlr.
16.	Hölderlin.	
17.	Niethammer.	Meine Beſoldung erhalten in ſchwer Geld. Hero und Leander fertig gemacht.
18.	Cotta. Niethammer.	Körner. (Maria) Rauwerk.
19.		Cotta. (Hero und Leander.)
25.	Seckendorf.	
26.	Goethe aus Göttingen.	
29.	Rochlitz aus L.	Cotta. Lepique (Macbeth) Beck. Iffland. Herzfeld.
30.	Fröhlich mit ½ Eimer Rouſſillon.	Reinhard in Rom. Goethe.

	Von	An
4.		Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen.
9.		Körner. Rochlitz. Steigenteich. Fichte.
11.	Haarbauer.	
13.	Cotta.	
15.		1 Karolin an Rudolphs Lohn.
16.	Cotta. Haarbauer. Unger.	
17.	Zapf, an den ich zu bezahlen 26 Rthlr.	Unger. Herzfeld. Opitz.
20.	Körner. Cruſius.	An Schneider 6 Rthlr. 16 Gr. Körner.
22.	Goethe von Pyrmont.	
27.	Opitz.	Opitz. Unger.
28.	Becker aus Lauchſtädt.	War ich in Tiefurth.
30.	Herzfeld aus Hamburg. Unger. Körner.	
31.		Unger. Herzfeld. (Jungfrau v. O.) Körner. Krickeberg. Opitz.

Auguſt.

	Von	An
3.	Opitz (6 Ldors). Rochlitz. Hennichs aus Paris.	Meine Mutter. Seckendorf.
4.	Becker.	Becker.
6.		Von Weimar abgereiſt bis Naumburg.
7.		War ich zu Leipzig. Gräfin Schimmelmann.
8.		Zu Oſchatz über Nacht.
9.		In Dresden angekommen.
10.	Unger.	
12.		Körners H. und L. vorgeleſen.
27.	Herzfeld. Unger.	12 Ldors. von Herzfeld.

September.

	Von	An
1.		Von Loſchwitz nach Dresden gezogen.
3.	Reinhardt aus Rom. Unger.	
4.		Unger.
8.		Opitz.
11.	Steigenteſch.	
12.	Kirms. Opitz. Meier.	

	Von	An
14.		An Karoline 22 Ldors geliehen. An Körner 8 Ldors.
15.		Von Dresden abgereiſt. In Hubertsburg übernachtet.
16.		In Hohenſtadt übernachtet.
17.		Nach Leipzig gekommen. Jungfrau v. O. in Leipzig gegeben.
18.		Von Cruſius 68 Rthlr. ſaldo. Von Göſchen 300 Rthlr. für den Carlos.
19.		In Weißenfels übernachtet.
20.	Von Leonberg. v. Scherer.	Von der Dresdner Reiſe zurückgekommen.
21.		Iſt Maria Stuart von M. Unzelmann geſpielt worden.
22.		Cotta.
24.		Körner.
25.	Körner.	
28.	Unger. Körner. Cotta.	
30.		An den Warbeck gegangen und fortgefahren.

	Von	An
1.		Beſuche. Mr. Booth. Hr. Ackermann.
2.		Hausmiethe 30 Rthlr. 12 Gr. Laubth. à 14 Gr. macht 31 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf.
3.	Gries, Taſſo.	Von Stephanie erhalten 100 Rthlr. in Conv. Thlr. à 1. 8. 33 Speciesthaler. An Tennſtedt gegeben 23 Rthlr. Der Frau geſchickt 100 Rthlr. à 1. 8.
5.		Die Fuhr der Kinder nach Rudolſtadt bezahlt 7 Rthlr. 4 Gr. Körner.
6.	Iffland.	
8.	Körner. Göſchen. Cotta.	
9.		Meine Mutter. Beſuche: Bergrath Kirſten aus Berlin.
10.		20 Rthlr. an Hoffmann für Wein bezahlt und Rechnung abgeſchloſſen. 6 Laubthlr. an Maurermeiſter Weller.

	Von	An
		Beſuche: Kammergerichtsrath Sack aus Berlin.
12.		Dem Schneider bezahlt 2 Rthlr. 12 Gr.
13.		An Zapf 26 Rthlr. An Cotta geſchrieben wegen des künftigen Contracts.
15.	Unger nebſt 12 Kalendern.	
16.		An Göſchen. 1 Maroq. Kalender an den Herzog. dito an Herzogin Louiſe. dito an Prinzeß. dito an Herzogin Mutter. 1 ordin. an Goethe. dito an Meier. dito an Wieland.
19.	Unger. Göſchen.	Körner, 2 Kalender. Unger.
27.		Mit Carolinen abgerechnet. Sie hat mir noch zu bezahlen
29.		1 Eimer Wein à 24 Rthlr. von Hoffmann aus Meblis erhalten und daran 6 Rthlr. 12 Gr.

Oktober.

	Von	An
		für Fuhrlohn ausgelegt, bleibe ſchuldig 17 Rthlr. 12 Gr.
		An Göſchen. (Mſcrpt.)
30.	Körner. Zapf.	Von Zapf erhalten 1 Eimer rothen 1 Eimer weißen bin ihm noch dafür ſchuldig 7½ Karolin.
		An Heyen.
31.		Weinvorrath am Ende dieſes Monats 4 Eimer und 8 Boutl. Holzvorrath.
		Lichter.
		Schnupftobak.
		Rauchtobak.

November.

	Von	An
2.	Becker aus Dresden.	Körner (den Meß geſchickt.)
3.	Mad. Unzelmann aus B. 3 Kalender. Unger.	

November.

	Von	An
5.	Cotta; Antwort auf 13. Oktober.	Becker in Dresden.
7.	G. Jacobi von Freiburg.	An Lolo u Karolin.
12.	Körner.	
13.	Grosheim aus Kaſſel.	
16.	Becker aus Dresden.	War ich bei der Herzogin Amalie. Körner. Göſchen (Mſcrpt.)
18.		Beſuch von Genz.

December.

Von	An

Gegen den Catarrh.
Rc. Ω Minder. ʒij
Ext. gram. ʒß
Aquae menth. pip.
— Flor. Sambuci āā ʒiiß
Syrup. papav. rhoë ad. ʒj

Alle 2 Stunden 1 Eßlöffel.

Tapeten von Irrfurt 12
Stück blaue à 80 kr.
6 Stück grün violet à
150 kr.
Bordure (a) 60 Ellen
Travers
72 Ellen Montant
Elle à 10 kr.
(b) 108 Ellen à
9 fl. zusammen.

Januar 1802.

	Von	An
1.	Beck aus Mannheim. Herzfeld aus Hamburg.	
3.		Miller in Stuttgardt. Cotta. Meine Mutter. Herzfeld in Hamburg.
4.		Schreibmaterialien erhalten. Opitz Körner } Turandot abgeschickt.
6.	Haarbaur aus Neuweiler. Reinwald aus Meinungen.	
8.	Cotta.	
9.	Hofr. Schütz.	Schütz.
12.	Göpfert.	Göpfert.
14.	Nürnbergiſche Theater Direction.	
15.	Körner. Antwort auf 4. Januar. Göſchen.	Für Glas und Rahmen zu Müllers Kupferſtich habe bezahlt 8 Rthlr. 12 Gr.
16.	Hölzlin aus Mannheim.	
18.	Iffland. Schütz aus Jena.	Beck. Reinwald. Dem Tiſchler 10 Rthlr. bezahlt.
19.	Niethammer.	
21.	Meine Mutter. Jacobi aus Berlin mit 34 Stk. Dukaten für die Jungfrau v. Orleans.	

Januar.

	Von	An
22.		Iffland. (Turandot.) Jacobi. (Quittung.)
23.	Schütz. Gepfert. Rohden aus Göttingen. Goethe.	Schütz. Körner. Charlotte Kalb. Niethammer. Goethe. Gepfert.
26.	Gepfert.	
27.	Niethammer. Froehlich, Erfurt mit Wein. Gepfert.	An Froehlich ſchuldig 34 Rthlr. 12 Gr. Steinwein 22 Boutl. à 1 Rthlr. Leiſtenwein 8 Boutl. à 1 Rthlr. 10 Gr. iſt bezahlt.
30.		Turandot zum erſtenmal gegeben.

Februar.

	Von	An
1.	Meine Mutter. Körner.	
3.	Haslech aus Kaſſel.	
4.	Apotheker Schwarze, Jena. Cotta. Mad. Kriekeberg (mit 10 Louis.) Herzfeld. Körner.	4 Rthlr. Licent bezahlt. Schwarz } in Jena. Hufeland } in Jena. Körner (2 Gedichte.)

	Von	An
5.	Frankfurter Theaterdirection.	M. Mutter. Hoven. Cotta.
6.	Holzeln. Göpfert. Hufeland.	
8.		Hasloch.
11.	Haug. Göschen. Advocat aus Dresden.	Hufeland. Niethammer. Göschen. Crusius. Goethe.
12.	Beck aus Mannheim.	Schwarze in Jena 60 Rthlr. 10 Gr.
13.	Goethe. Göpfert.	
15.	Körner. Körner. Opitz.	Hasloch. (Johanna abgeschickt.) Herzfeld. (Wallensteins Tod.)
16.		Grambs in Frankfurt.
17.	Niethammer. Hasloch.	Goethe. Grambs. (J. v. O.)
18.	Apotheker Schwarze. Göpfert.	Laternengeld an die Polizei 3 Kopfst. Körner. Advocat.
19.	Göschen. Crusius. Buchhändler Müller. (Berlin) Körner. Körner. Cotta.	Goethe.
20.	Goethe. Goethe. Niethammer nebst Büchern.	Goethe. Schwarze, Jena.
22.	Cotta. Zumsteeg (vom 17. Januar.)	Hofr. Stark.
23.	Hasloch mit 12 Dukaten.	Cotta.
25.		Körner. (Turandot für Opitz.)
27.	Göpfert.	Göpfert.
28.		Körner durch Eck.

März.

	Von	An
1.	Hoven.	Göſchen.
2.	Hasloch. Anonymus wegen Turandot.	
3.	Meine Mutter. Reinwaldin.	
6.		meine Mutter. Hoven. Haug. Jacobi.
8.	Körner. Jacobi, Freiburg.	Hasloch (12 Dukaten.) Herzfeld. (Lager, Piccolomini.)
10.	Goethe.	Goethe.
11.		30 Species an Lolo.
12.	Unger.	
15.		Cotta.
17.	Goethe. Pfarrer Schmidt aus Wilmerode.	
18.		Körner. Becker. (Gedichte.)
19.		Heute habe ich den Kaufcontrakt wegen des Melliſchen Hauſes unterſchrieben.
20.	Goethe. Vogel aus Mannheim. Göpfert.	Goethe.
21.	Genz aus Berlin.	
24.		Turandot an Herzfeld.
25.	Genz aus Berlin.	2600 fl. rhn. von Fürſtlicher Kammer erhalten.
26.		An Bürgermeiſter Schulz aufs Haus abſchlägl. bezahlt 1365 Rthlr. oder 210 Karolin.

	Von	An
29.	Meine Mutter.	
30.	12 Dukaten von Frankfurt für die Jungfrau v. O.	

April.

	Von	An
1.	Herzfeld. Körner. Becker.	
5.	Cotta. Haug mit Zumſteegs Oper.	Grambs.
7.		Für 4 Paar baumwoll. Strümpfe 5 Rthlr., für 2 Sommerweſten 3 Rthlr., für 1 Paar geſtrickte ſchwarze ſeidene Strümpfe 3 Rthlr.
8.	Von der Chère Mère erhalten 600 Rthlr.	Den Bürgermeiſter Schulz habe abſchläglich bezahlt 112 Carolin; ſind alſo noch zu bezahlen 324 Carolin und 1 Rthlr.
10.	Wirzburg gelehrte Anzeigen. Buchhändler Severin.	Voß in Eutin durch Helwig. Faſelius in Jena.
12.	Louiſe Brachmann von Weißenfels.	Schweſter Louiſe.

April.

	Von	An
13.	Heinrich Noel, Bremen mit $^{17}/_{2}$ Boutl. Falerner 5 Rthlr. $^{10}/_{2}$ Boutl. Port à Port 6 Rthlr. Kiſte, Emballage ꝛc. 1 Rthlr.	
14.	Charlotte Kalb. Reinwaldin.	
15.	Copiert.	
19.	Rembe aus Halle (Taucher, Melodie.)	
	Hinrichs Buchhandl. aus Leipzig.	
	Cotta. Zelter.	
20.	Faſelius.	
22.		Mscrpt an Göſchen.
25.		Von Goethe Vorſchuß.
26.		1 Eimer Wein von Hoffmann à 24 Rthlr. Darauf abſchlägl. bezahlt 8 Rthlr. Alſo bezahle noch 16 Rthlr. Körner.
29.		Heute bin ich in unſer neues Haus gezogen. Und ſtarb meine Mutter in Schwaben, alt 68 Jahr 4 Monate.
30.	Reinhold aus Kiel.	

Univ. Bibl. München

	Von	An
2.	Faſelius.	Faſelius.
3.	Louiſe. Reinwaldin.	Cruſius.
4.	D. Schad.	D. Schad. Habe den Lehenſchein erhalten und bin an den Lehnhof vorgeladen worden.
5.	Goethe.	Habe die Lehen empfangen 2200 Rthlr. (Laubthlr. à 39 Gr.), habe vom Pachter von Nieder-Roßla erhalten. Für das Haus habe jetzt in Summa bezahlt 3900 Rthlr. und bin noch 300 ſchuldig.
6.	Körner. Opitz. D. Schad. Goethe.	Goethe. Habe 12 Louis. von Opitz erhalten. An Lolo ein halb Jahr Wirthſchaftsgeld ꝛc. bezahlt, welches mit den 2 nächſten Quartalen, die ſie einkaſſiret, 150 Rthlr. beträgt.
7.		Miethzins an Müller 31 Rthlr. 12 Gr. Auslage für den Garten 10 Rthlr. 5 Gr.

	Von	An
		Auslage für Cattun 19 Rthlr. 12 Gr. — für den Becker 11 Rthlr.
8.	Klein, Mannheim. Goethe.	Heute iſt Cotta durchgereiſet.
10.	Schubart aus Stuttgardt. Goethe.	Reinwaldin. Louiſe. Opitz. Ulmann.
11.	Göpfert.	Göpferdt.
	Pfarrer Frank Reinwaldin mit Nachricht vom Tod meiner Mutter.	
12.	„Titus.“ Goethe.	Goethe.
13.	Herzfeld mit 24 Ldors. Iffland.	
16.	Goethens Iphigenia.	
17.	Ulmann. Opitz.	Opitz. Herzfeld.
19.	Adolph v. Seckendorf aus Leipzig.	
20.	Hufeland aus Jena.	Cotta nach Leipzig. Hufeland nach Jena.
21.	Unger. Seiffer aus Göttingen.	
22.	„Nathan.“	
24.	Frank. Reinwaldin. Cotta aus Leipzig. Cruſius mit 74 Karolin. Humboldt.	Cruſius. Frank. Reinwaldin. Reinhold. 300 Rthlr. als den Reſt der 4200 Rthlr. für das Haus an den Rath Schulze abgetragen.
25.		Rudolph 1 Karolin. Heute behielt ich baar in Kaſſe 472 Rthlr.

May.

	Von	An
26.	„Wallenſt. Lager." „Bruder."	
27.	Göſchen mit 60 Karolin. Louiſe aus Schwaben.	
28.	Körner durch Prof. Graſſy.	
29.	„Alarcos Verſuchung." Cotta hier angekommen.	Hoffmann Weinhändler den Reſt der Rechnung 16 Rthlr. An Zapf 48 Rthlr. 18 Gr. 1 Hut für 3 Rthlr. 12 Gr. 50 Karolin von Cotta und alte Rechnung saldirt. Schall für Cottas Rechnung 10 Ldors. Fr. St. f. C. R. 12 Karolin.

Junius.

	Von	An
1.	Mad. Simony aus Magdeburg.	
2.	„Iphigenia."	
3.	Herausgeber der Aſpaſia. Opitz. Humboldt.	Göſchen. Goethe zurückbezahlt 76 Rthlr. 8 Gr. An Löſer für Waare 19 Rthlr. 12 Gr.

	Von	An
1.		Mad. Simony. Herausgeber der Aſpaſia.
5.	Niethammer. Wallenſtein gegeben.	
7.	„Don Juan.“	Körner. Humboldt.
9.	Goethe. Schelling.	Auf 8 Tage Vorrath an weichem Holz. Von der Kammer erhielt 4 Schock Wellen zuſammen 4 Rthl. 8 Gr. das Fuhrlohn . 4 „ — das Macherlohn . 1 „ 6 „ 9 „ 20 „ Goethe.
11.	Thon aus Lichtenberg.	Cotta. Mſcrpt. der Maria an Scheffer. 25 Rthlr. abſchlägl. an Kuhnboldt. Ulmann 41 Rthlr. für Tapeten, Bordüren.
12.	„Taubſtumm.“ „Adolph und Clara.“ Goethe.	Goethe.
14.	Körner. Mad. Simony.	
15.		Habe Fröhlich bezahlt 34 Rthlr. 12 Gr.
16.	„Fremde.“ Grießbach.	Grießbach.

	Von	An
17.		1 Fußdecke zu 60 Ellen gekauft für 17 Rthlr. 6 Gr.
19.	„Carlos.“ Grießbach.	Grießbach. D. Schad.
20.	D. Schad.	D. Schad.
21.	Cotta.	Iſt die Jungfer angekommen.
23.	Geh. Rath Hufeland.	
24.	Wilmans aus Bremen.	
	Jacobi aus Berlin mit 16 Dukaten.	
28.	Lawäz mit Anweiſung auf 12 Dukaten.	
	Scheffer aus Gottorf. Korner.	
29.	Pfarrer Büel aus Gotha.	
	Goethe aus Landſtädt.	

Julius.

	Von	An
1.	Cotta. Gevierdt.	
5.	Cotta.	Das engliſche Bier zu 160 Mß. mit 9 Rthlr. 8 Gr. bezahlt.
		Göſchen. Körner.

Julius.

	Von	An
7.	Prof. Voigt, Frankf. a/M.	
9.	Conz.	
14.	Sander aus Berlin.	
15.	Cotta. Grieſinger.	
16.		Cotta. Grieſinger.
17.	(Dieſe ganze Woche geregnet und mußte eingeheizt werden.)	
19.	Frankh.	
22.	Göſchen mit 12 Dukaten.	War ich in Tiefurth.
23.	Habe ich die Eſelsmilch angefangen.	12 Karolin an Lolo vorgeſchoßen.
28.	Paulus.	

Auguſt.

	Von	An
3.	Lolo nach Rudolſtadt.	
6.		Curfürſt von Mainz.
8.	Lolo.	
9.	Opitz.	Cotta.
11.	Goethe.	
12.		Lolo.
16.	Cotta. v. Sacken.	Habe ich verräthig gehabt

	Von	An
		55 Dukaten oder 172 Rthlr. 9 Gr. 17 Karolin 110 „ 12 „ (8 Karolin) 2 Ldors 11 „ 3 „ Summa 294 (4 Karol. 26 320 Empfing ich vom Weimarer Theater 100 420
17.		Für 4 Schock Stöcke 4 Rthlr.
18.	Goethe.	Goethe.
21.		Dem Tischler 34 Rthlr. 3 Gr. Dem Tüncher 42 „ 6 „ 76 „ 9 „ Rudolph mit der Fuhr nach Jena 2 Rthlr. 8 Gr. 1 Eimer Wein ¼ Eim. Steinwein. 4 Schock Stöcke.

Auguſt.

	Von	An
22.		Prof. Becker in Dresden.
23.	Voigt aus Frankfurt.	Voigt in Frankfurt a/M.
	Geh. Rath Voigt aus Eiſenach.	Pfarrer Frankh.
27.		Voigtchens Geburtstag.
28.		Goethens Geburtstag.
31.		An Cotta 15 Karolin auf Anweiſung Wolzogens an die hieſige Kammer.

September.

	Von	An
1.	Curfürſt von Mainz.	
2.		Waren Riemeiers bei uns.
3.	Herzogs Geburtstag	War Büel hier.
4.		Für Oelfarb und Leimfarb 8 Rthlr. 18 Gr.
		Körner durch Büel.
6.	Körner.	
7.		Für das Weidnerſche Anleihen, Conſens-Gebühren ꝛc. ꝛc. 12 Rthlr. 23 Gr. ſchwer Geld.

	Von	An
9.	Cotta.	Körner.
10.		Dem Schloßer 16 Rthlr. 6 Gr. dem Zimmermann 34 „ 7 „ dem Schmied 5 „ 19 „ für Pferdehaare 3 „ 18 „ Summe 60 „ 2 „ Cotta.
11.		War ich in Tiefurth beim Diner.
12.	Reinwaldin.	
13.	Karl v. Wolzogen aus Java.	
16.	Louiſe aus Sulzbach.	
18.	Göpferdt.	
19.		Humboldts hier geweſen.
20.	Lempp. Cotta mit Turandot und Almanach.	
21.	Niethammer.	
22.	Sind Humboldts wieder abgereiſt.	
23.	Körner.	
25.	„Verſuchung.“ „Was wir bringen“	Iſt das Theater wieder eröffnet werden.
27.	Fröhlich nebſt 1 Eimer Malaga macht ſammt Kiſte 34 Rthlr. Bramaſchk, Advokat.	
30.	Cotta.	

Oktober.

	Von	An
2.	„Taubſtumme." „Was wir bringen"	
6.	„Die Ausſteuer."	
	Cotta. Kalb. Göpferdt.	An Lolo 10 Laubthaler.
7.	Mad. Krickeberg. Büel.	
9.	„Adolph und Clara." „Wallenſteins Lager."	
11.	Wilmanns. „Jäger."	Cotta. Frankh in Cl.-Sulzbach (Turandot). Becker. Körner. (Turandot.) Spazier. Göpferdt.
12.		Rudolph 6 Rthlr. 8 Gr. Ich bin jetzt noch ſchuldig an Rudolph excl. den Oktober des laufenden Monats, Jahrs 24 Rthlr. gerechnet 46 Rthlr. 7 Gr.
13.	„Doktor und Apotheker."	
16.	„Brüder." „Bürgergeneral."	
17.	Abel aus Tübingen.	
18.	„Der Hausvater."	
19.	Lieut. v. Schmeling.	Cabuſac aus Toulouſe war hier.
20.	„Hopfenkeim."	
23.	„Pflicht und Liebe."	
25.	„Wirrwar."	
27.	„Verwandtſchaften." Lenze aus Schwaben.	

Oktober.

	Von	An
29.	Büel. Körner. Cotta. Pfarrer Frankh.	Frankh. Cotta.
30.	„Titus.“	Boſens und Grießbachs zum Beſuch.
31.	Bezahlt habe ich Licent . . . 4 Rthlr. Steuer 1 Jahr 13 „ 13 Brandkaſſe . . 10 „ Summa 28 „ 16	

November.

	Von	An
1.	„Offene Fehde.“ Böhme mit 250 Laubthlr. für Cotta's Rechnung.	
2.	Reinwald.	Hr. v. Funk hier angekommen.
3.	„Pflicht und Liebe.“	Bremer Portwein 40 Bout. à 20 Rthlr. Schwer Geld.
4.	Humboldt. Körner. Brachmann.	
5.	Süvern mit Sophokles.	
6.	„Saalnixe.“	

November.

	Von	An
8.	„Brüder.“ „Es iſt die rechte nicht.“	
10.	„Schreibepult.“	
13.	„Wallenſtein.“	
15.	„Selbſtbeherrſchung.“ Cotta.	Körner. Brachmann.
16.	Becker aus Dresden. Der Adelsbrief aus Wien.	
17.	„Hausverkauf.“ „Fürſt und Bauer.“	
18.	Cotta.	
20.	„Nathan der Weiſe.“	
22.	„Advokaten.“ Körner. Schubarts Gedichte.	
24.	„Fähnrich.“	
27.	„Tancred.“	
29.	„Hausverkauf.“ „Beide Billets.“	Cotta. Körner.
30.	Großheim aus Kaſſel.	

December.

	Von	An
1.	„Irrthum in allen Ecken.“	
2.	Prof. Gerhard aus Erfurt.	
4.	„Mädchen von Marienburg.“	
6.	„Die Amerikaner.“	Reinwald.

	Von	An
7.	Kotzebue.	
8.	„Wildfang."	
9.		Ball bei Graf Reuß.
11.	„Camilla."	
13.	„Silberne Hochzeit."	
15.	„Schwarze Mann." „Stammbaum."	
16.		Thee bei Grafen Reuß.
18.	„Camilla."	
20.	„Ueble Laune." Reinwaldin.	
21.	Louiſe Brachmann.	
22.	„Schachmaſchine." Cotta.	
23.		An Fröhlich die für Malaga reſtirenden 34 Rthlr. bezahlt.
24.		Rudolphs Neujahr 5 halbe Laubthlr.
25.	Hahn, Buchhändl. von Hannover.	
26.	„Saalnixe."	
28.	„Saalnixe."	Eiſert 16 Rthlr. 3 Gr. Dennſtädt 5 Rthlr — Goethens Kutſcher 1 Rthlr. 15 Gr. — Bedienten 2 Rthlr. 15 Gr. — Kuche 1 Rthlr. 15 Gr. Gernhardt 19 Gr. 6.

	Von	An
29.	„Epigramm."	
30.	Humboldt aus Rom vom 10. Dez.	

Actus I — — — 20. Dez.
Actus II — — — 14. Januar
Actus III — — — 29. Januar.
Actus IV — — — 23. Febr.
Actus V — — — 19. März

(Berechnung für Wirthſchafts-Ausgaben im Jahre 1802.)*

	Jährlich
Wirthſchaft Tags à 1 Rthlr. 11 Gr.	525
Kleider für Lolo und Kinder	150
Zucker, Kaffee und Thee	75
Lohn und Neujahr für Chriſtine und Jungfer	42
Seife und Wäſcherlohn	35
Bäcker	38
Lichter	35
Facit	900

Meine Auslage.

Holz, Steuer, Brandkaſſe	125
Rudolphs Lohn und Kleider und Neujahr	40
Meine Kleider	75
Intereſſen dem Pachter	100
Unterricht der Kinder	20
Poſtgeld, Papier, Abſchreiben	50
Taback, Barbier, Apotheke ꝛc.	40
Trinkgelder und Ehrenausgaben	50
Wein und Bier	125
	625

---

* Dieſe Ueberſchrift von der Hand Charlottens v. Schiller.

	Von	An
1.	„Wallenſteins Lager." „Paläophron."	Dennſtädt 5 Rthlr. 13 Gr.
3.	„Die Müllerin." Gries IV Taſſo.	Jenaiſcher Poſtillion 9 Gr.
4.	Körner.	
5.	Reg. Rath Merkel aus Kaſſel.	
6.	Gebrüder Holzmann. Adreſſe Johannes Holzmann in Frankfurt a. M.	
7.	Habe 650 Rthlr. von Frankfurt anonym erhalten. Breitenſtein, Hofprediger, mit Mſcrpt.	
8.	„Beide Figaros."	
10.	„Verſöhnung." Advokat Bramaſchk.	
		Körner. Cotta. Louiſe Frankh. Reinwald. Reinwaldin. Oberſt von Marſchall nebſt 2 Karolin.
11.	Hölzeln aus Mannheim.	
12.	„Argwöhniſche Liebhaber." Göpferdt.	
13.	Cruſius.	Göß 1 Laubthlr.
14.		Gekauft 1 ſammtne Weſte 3 Laubthlr. 1 blau-weiße ſeidne 2½ Laubthlr.

	Von	An
15.	„Don Juan.“ Göpferdt.	Schneider für 3 Weſten ohne Barchent 2 Rthlr. 16 Gr.
17.	„Ausſteuer.“ Cotta.	An Advocat mit Geld. Curfürſt v. Mainz. Göpferdt, Mſcrpt.
18.		Chère Mère abgereiſet.
19.	„Beide Figaro.“ Hagemann in Jena. Reinwald. Reinwaldin. Fr Ob. von Marſchall geb. von Bibra.	
20.	Körner.	
22.	„Clavigo.“	An Pachter Weidner habe 66 Rthlr. Zins geſchickt.
24.	„Hopfenkeim.“	
26.	„Spieler.“ Pachter Weidner.	
27.	Kirchner Faſelius. Becker, Advokat aus Dresden.	
28.	Louiſe aus Schwaben.	
29.	„Solimann.“	
30.		War ich am Hofe.

	Von	An
1.	„Soliman.“ Heute habe die Braut vollendet. Cotta.	
2.	„Hageſtolzen.“	
3.		Paulus.
4.		Die Braut bei mir vorgeleſen.
5.	„Hausverkauf.“ „Zauberrecepte.“	
7.	„Wallenſteins Lager.“ Ballet. Wulfefeld v. Frankfurt.	Wülfefeld. Körner.
8.	Lotterie. Paulus.	
9.	„Hausfriede.“	
11.		Die Braut bei der Herzogin vorgeleſen. An den Archichancellier mit dem Stück.
12.	„Nathan.“ Faſelius. Buſch aus Neuwied.	
14.	„Armuth und Edelſinn.“ Epple aus Bothnang.	Cotta. Körner. Opitz.
16.	„Verwandtſchaften.“	
19.	Cotta. „Die Mohrin.“ „Das Kinder-Ballet.“	
20.		Bei Hof geweſen. Cotta. Cruſius. Fröhlich.
21.	„Wirrwarr.“	
22.		Auf der Redoute geweſen.
23.	„Juriſt und Bauer.“ Ballet.	

Februar.

	Von	An
25.	Körner, Antwort auf 14 dito.	
	Kapellmeiſter Weſſely.	
26.	„Unterbrochenes Opferfeſt.“	
	Breitenſtein. Göpferdt.	
28.	„Taubſtumme.“	An Iffland An Herzfeld An Zelter Die Braut v. M.

März.

	Von	An
2.	„Vaterhaus.“	
5.	„Saalnixe.“	War ich im Klubb.
7.	„Mohrin.“ „Adolph u. Clara.“	
	Cotta, Antwort auf 14.	
8.	Körner. Cruſius. Göpferdt.	
9.	„Turandot.“	
10.	Archichancellier vom 3. März.	Körner. Cruſius.
	Opitz wegen der Braut.	
11.	Reinhardt aus Rom.	
12.	„Käſtchen mit der Chiffre.“	
14.	„Offene Fehde.“ Cotta.	Cotta.
16.	„Dorfbarbier.“ „Beide Billets.“	Humboldt. Reinhardt.
	Fröblich mit 12 Bout. Frontignac zuſammen à 8 Rthlr. 12 Gr.	

	Von	An
17.	Cruſius.	
19.	Braut von Meſſina zum erſtenmal.	
21.	„Mohrin.“ „Kinderballet.“	
22.	Körner.	
23.		Wurde ich vom Rheumatiſm befallen.
25.	Herzfeld. Reinwald.	
26.	„Braut zu Meſſina.“	
27.	Herrmann aus Lübben.	
28.	„Verſuchung.“ „Es iſt die rechte nicht.“	Cotta. Spitz. Loder. Reinwald. Körner.
29.	12 Ldors von Herzfeld. Breitenſtein.	
30.	„Schachmaſchine.“ Loder.	Hoven. Breitenſtein.
31.	Humboldt. Cruſius.	Chère Mère angekommen.

April.

	Von	An
2.	„Natürliche Tochter.“	Grießbach.
4.		Cruſius.
6.	Grießbach.	
8.	Cotta.	

	Von	An
9.	Weinhändler Hemken " Hoffmann mit 1 Eim. Wertheimer, darauf an Fuhrlohn 6 Rthlr. 12 Gr.	
11.	„Unterbrochenes Opfer.“	
12.	„Alt und neue Zeit.“	
13.	Thibaut mit 575 Rthlr.	Thibaut.
14.	Iffland. Hoven.	
16.	„Natürliche Tochter.“	
18.	„Mädchen von Marienburg.“	
19.		Schloſſer erſtes Jahr 2 Rthlr. 6 Gr.
20.	„Cosa rara.“	Loder.
21.	Loder.	Chère Mère; 3 Karolin an Loder.
22.		Hoven. Iffland.
23.	„Jungfrau von Orleans.“	
25.	„Clavigo.“	Rudolph von Habsburg fertig.
26.	Cotta nach Leipzig durchgereiſt.	Souper und Punſch auf dem Stadthaus.
27.	„Schöne Müllerin.“ Göpferdt. Melliſch.	Göpferdt. Hoven.
28.		Becker in Dresden.
29.	Körner.	
30.	„Jungfrau von Orleans.“	Nach Erfurt gereiſet.

	Von	An
2.	„Jager."	
3.		Der Neffe als Oncle fertig geſchrieben.
4.	„Portrait des Cervantes." Reinwaldin. Zelter. Iffland mit 33 Duk.	Iffland. Holzmann bezahlt.
5.		Der Paraſit fertig.
7.	„Jungfrau von Orleans."	
9.	„Herbſttag." Unger aus Berlin. Klein aus Siebenbürgen. Abt Vogler.	Lolo das Geld auf 4 Monate.
11.	„Scherz und Ernſt." „Wallenſt. Lager."	
12.		Körner. Cotta.
14.	„Die Räuber."	
16.	„Cervantes Portrait."	Iffland den Neffen als Oncle.
17.	Koſegarten. Cotta aus Leipzig.	Weinhändler Hoffmann bezahlt.
18.	„Neffe als Oncle." Goethe aus Jena. Vulpius.	Hoven.
19.	Seiffer aus Göttingen.	
21.	Goethe aus Jena. „Braut von Meſſina." Cotta hier geweſen. 30 Ldors von Cotta.	Goethe.
22.		Helden vor Troja fertig. Ehlers 10 Ldors für Cotta.

	Von	An
23.	„Neffe als Oncle.“ „Adolph u. Clara.“ Spazier. Körner. Goethe aus Jena.	Paraſit an Iffland. Paraſit u. Neffe an Herzfeld.
24.	Humboldt.	Löſer 12 Karolin für 1 Spiegel, 1 Schreibtiſch, 1 Kommode.
25.	„Scherz und Ernſt.“ „Dorfbarbier.“	Goethe.
27.	Herzfeld von Hamburg.	
28.	„Maria Stuart.“	
30.	„Jungfrau von Orleans.“	Iſt der König von Preußen durchgekommen.

Junius.

	Von	An
1.	„Scherz und Ernſt.“ „Portrait des Cervantes.“	Göpferdt 48 Rthlr. 5 Gr.
2.	Schauſpieler Gruner aus Mannheim.	Friedrich 4 „ 6 „ Für Holz 9 „ 15 „ Opitz beide franz. Stücke.
3.	Pfarrer Freiblich.	
4.	„Iphigenie von Gluck.“	W. 30 Ldors bezahlt.
5.		In Kaſſe habe ich 478 Rthlr.

	Von	An
6.	„Fremde von Andreß,“ letzte Vorſtellung. Hoven.	
8.		Cotta die Vorrede zur Braut.
10.		Hoven. Cotta.
11.	„Braut von Meſſina“ in Lauchſtädt. Niethammer.	Körner durch Zelter.
12.	„Alte und neue Zeit.“ (Eine Uniform 40 Rthlr. ohne Schneider.)	Cruſius hat an Wolzogen für mich 25 Karolin bezahlt. Davon iſt abgegangen: für Pantoffel 16 Gr. für 1 Dutzend Halstücher 8 Rthlr. 12 Gr. für 10 Paar Strümpfe 10 „ 15 „ 57 Pfd. Zucker à 7 [illegible] Gr. 16 Rthlr. 10 Pfd. Kaffe à 12 Gr. 5 „
13.	„Nathan.“	
14.	Fichte.	
17.	Cotta.	
18.	Cotta durch Dr. Schnurrer. „Opferfeſt.“	
20.	Opitz. Chère Mère angekommen.	Cotta. Quant. Fichte.
21.	Becker aus Lauchſtädt. Iffland.	Becker.

Junius.

	Von	An
23.	Körner.	
25.	Riethammer.	Riethammer.
26.		War ich bei Hof.
27.	Riethammer. Zelter.	
28.	Cotta nebſt Aſſign. an Fregen und einem Exempl. der Braut von Meſſina.	
29.	Göpferdt.	Göpferdt.
30.		Tiſchler 5 Rthlr. 8 Gr. Schloſſer 2 „ 12 „ Elkan 9 „ 2 „ Goldſchmied 2 „ — „ Klauer 4 „ 12 „ Predari 24 „ — „ Glaſer 4 „ 16 „

Julius.

	Von	An
2.	„Wallenſteins Lager.“ „Adolph und Clara.“	Bin ich nach Lauchſtädt.
3.	„Braut von Meſſina.“	
4.	„Natürliche Tochter.“	Lolo.
6.	„Verwandtſchaften.“	Lolo. Goethe.

	Von	An
7.	„Bruder." „Hausverkauf." Goethe. Lolo. Riethammer. Niemeyer.	Niemeyer.
8.	Lolo. Horn aus der Mark.	Bin ich nach Halle. Lolo.
9.	„Mädchen von Marienburg."	Lolo.
10.	„Argwöhniſche Liebhaber."	
11.	„Jungfrau von Orleans." Cruſius 13 Rthlr. Saldo erhalten. Lolo. Niemeyer.	
13.	„Hausfrieden."	Iffland. Niemeyer.
14.	„Adolph und Clara." „Alarcos." Herzfeld. Schröder aus Göttingen. Cotta. Schubert aus Bremen. Göpferdt.	Von Lauchſtädt zurück.
15.		Herzfeld.
16.	„Epigramm."	Wolzogen von Berlin nach Rußland abgereiſt.
17.	„Lager." „Neffe als Onkel."	War ich am Hofe.
18.	Cotta, Exemplar der Braut von Meſſina. Wolzogen.	Herzfeld. Körner. (Hieſiger Jahrmarkt.)
21.	Wolzogen. Geh. Rath Jandel.	
22.		Die Frau abgereiſt. Geh. Rath Jandel in Berlin.
23.	Vulpius aus Jena. (Port Wein 30 Boutl. von Bremen 4 Rthlr. Fracht in Conv. Geld.)	Vulpius. Riethammer.

	Von	An
25.	Humboldt.	Aſſekuranz von einem Jahre bezahlt 10 Rthlr. Courant.
26.	Lüdger aus Bremen. Fichte.	
27.	Niethammer.	Niethammer. Vulpius.
28.	Cotta. Körner.	
29.		Für 2 Kanonen-Oefen habe 16 Rthlr. erhalten.
30.		An Lolo 66 Rthlr.

Auguſt.

	Von	An
4.	Iffland.	
5.	Loder.	Loder. Iffland. Niemeyer.
6.		War ich in Jena.
7.	Seiffer aus Gottingen.	An Hof geweſen.
9.		Goethe in Jena durch Hrn. Arnold aus Straßburg.
11.		Niethammer.
15.		Den Erzkanzler mit dem Graf von Habsburg.
17.	Griepenkerl aus Braunſchweig.	Grießbach.
18.	Grießbachin.	Göpferdt. Grießbachs.

Auguſt.

	Von	An
19.		Humboldt.
20.	Göpferdt.	War am Hof.
25.	Fichte. Iffland.	Dieſen Abend an den Tell gegangen.
27.	Advokat Salzmann. Göpferdt.	
28.		War ich bei Hofe.
30.	„Wallenſteins Tod."	Cour. König von Schweden hier.
	Breitenbach. Cotta.	
31.	Freiherr von Fever aus Erfurt. Reinwald. Dr. Stoll aus Berlin. Den Brillantring vom Könige von Schweden.	

September.

	Von	An
3.		Paulus. Göpferdt.
4.		Wolzogen durch den Kurier.
6.	Paulus. Niethammer.	
8.	Körner.	
10.	Niethammer.	
11.		Am Hofe.
12.	Humboldt. Louiſe Brachmann. Kuhn.	Humboldt. Körner. Brachmann. Cotta. Niemeyer.

September.

	Von	An
13.	Wilmans mit Taſchenbuch. Göpferdt.	
15.	Haug.	
17.	„Jungfrau von Orleans.“ Fernow.	Fernow.
19.	Herzfeldt 5 Ldors. Cotta.	
20.	Die Gage erhalten.	
22.	Göpferdt. Grießbachin.	
23.		Fichte.
24.	„Saalnixe.“	
26.	Buel aus Schaffhauſen. Seiffer aus Göttingen.	
29.	v. Chamiſſo aus Berlin mit Muſenalmanach.	
30.		Herzfeld. (War Louiſe Brachmann hier.)

Oktober.

	Von	An
1.	„Julius Cäſar.“ Paulus.	
2.	„Menſchenhaß und Reue.“	Nach Jena gereiſt.
3.		Cruſius.
5.	„Läſterſchule.“ Archichancelier. Cotta. D. Schad.	

Oktober.

	Von	An
7.	Lolo von Rudolſtadt.	Lolo. (Von Jena zurück.)
8.	„Julius Cäſar."	
9.		Am Hof geweſen.
10.	„Pflicht und Liebe." D Reibe aus Görlitz. Louiſe Brachmann. Anonym von Regensburg mit Bancozetteln à 620 Rthlr.	Caroline. Lolo. Körner.
12.	„Paraſit."	
13.	Lolo.	Lolo.
14.	Körner. Caroline aus Dresden.	Cotta.
15.	„Klara von Hoheneichen."	
17.	„Corſen." Griepenkerl aus Braunſchweig. Lolo aus Rudolſtadt.	
19.	„Offene Fehde." „Scherz und Ernſt."	Lolo 51 Rthlr.
21.	Wolzogen aus Petersburg.	Den Erzkanzler. (Kutſcher bezahlt. Licent 4 Rthlr. Steuer 14 Rthlr. 16 Gr.
22.	„Titus."	
24.	„Komiſche Ehe." „Bürgergeneral."	
26.	„Paraſit." Schubert.	
27.	Körner.	
28.		Wolzogen. Cotta. Adlerskron.
29.	„Kleinſtädter."	
30.	Geh. Rath Hufeland.	War ich am Hofe.
31.	„Verwandtſchaften." Cotta. Iffland.	Wolzogen.

	Von	An
2.	„Verſöhnung.“	
3.		Thee und Spiel bei der Herzogin Amalie.
4.	Löfflund.	
5.	„Maria Stuart.“ Voigt, Bücherverleiher aus Jena.	
7.	„Deutſche Kleinſtädter.“ Niethammer.	Körner.
8.		Lolo habe 50 Species gegeben.
9.	„Lorbeerkranz.“	
11.	Louiſe Brachmann.	
12.	„Iphigenie von Gluck.“ Genz.	
13.		War ich am Hof.
14.	„Schachmaſchine.“ Beſchert.	
16.	„Brüder.“ „Beide Billets.“	
17.	Humboldt.	
18.	Körner.	
19.	„Saalnixe“ II Th. auf dem Stadthauſe.	
21.	„Fremde von Andros.“ „Stammbaum.“ Cotta.	
22.		Lolos Geburtstag.
23.	„Die Heben.“	
24.	Kapf. Göpferdt.	Wolzogen.
26.	„Deutſche Kleinſtadter.“	
28.	„Hageſtolzen.“ Goethe.	
30.	„Portrait der Mutter.“	Goethe. Göpferdt.

Holzrechnung mit Anfang Februars

Ann. Curr. angefangen.

	1 Klafter Fichtenholz von Kammer mit Fuhrlohn	5	Rthlr.	14	Gr.	
	1 Wagen voll oder 2 Klafter eichene Stöcke vom Bauer	7	„	—	„	
	1 Klafter Buchenholz, Kammer .	6	„	16	„	
	1 Klafter Kienbaum, Bauer . .	6	„	12	„	
	6 Schock Wellen von der Kammer, das Schock ½ Laubthlr. . .	4	„	21	„	
	mit Fuhrlohn zu 2 Fuhren .	5	„	—	„	
	½ Klafter weiches Holz	3	„	—	„	
	1 Klafter Erlenholz vom Bauer .	7	„	—	„	
Kammer	4 Schock buchene Wellen . . .	5	„	15	„	
	4 Schock Aſterſchl. Wellen	4	„	—	„	
	Fuhrlohn zuſammen . . .	9	„	—	„	
	1 Klafter Eichenholz, Fuhrlohn .	6	„	—	„	
	6 Schock Wellen	8	„	6	„	Sächſ.
	Fuhrlohn	3	„	—	„	
	Fuhrlohn	3	„	18	„	
Kammer	1 Klafter Fichtenholz	2	„	20	„	
	Fuhrlohn	2	„	—	„	
	1½ Klafter Buchen Wurzelſtöcke zuſammen	4	„	—	„	
	Fuhrlohn	2	„	12	„	
	1 Klafter nebſt Fuhrlohn vom Förſter	6	„	12	„	
	2 Klafter Stöcke, Kammerpreis .	2	„	20	„	
	Fuhrlohn	2	„	12	„	

	Von	An
2.	Caroline aus Dresden. Schmidt aus Berlin mit Muſik.	
3.	„Saalnixe" II. Th. Goethe. Göpferdt.	Göpferdt.
4.		Am Hofe.
5.	„Franzöſiſche Kleinſtädter." Iffland. Mad. Unzelmann.	Iffland. Unzelmann.
7.	„Ausſteuer."	
8.		Göpferdt durch Poſtillon 12 Karol. Fröhlich 42 Rthlr. (erſt am folgenden Montag.)
10.	„Braut von Meſſina."	
12.	„Mädchen von Marienburg." Schreiber aus Eiſenach.	
13.	Herzfeld.	
14.	„Manudo." Goethe.	Goethe.
15.	Wolzogen. Zapf mit 1 Eimer Wein, bei ihm 26 Rthlr. ſchuldig. Gleichen. Madame Stael.	Gleichen. Abends am Hof geweſen.
16.	Auſtern von Hamburg.	Abends bei der Herzogin Mutter.
17.	„Waſſerträger." Fröhlich oder Lange et Compagnie aus Erfurt mit 1 Eimer Malaga à 34 Rthlr.	
19.	„Wallenſteins Lager." „Verſuchung."	

	Von	An
21.	„Natürliche Tochter."	
23.	„Jungfrau von Orleans."	
26.	„Waſſerträger."	
28.	„Nathan der Weiſe."	
30.	Körner.	
31.	„Saalnixe."	

Januar 1804.

Vis est vita; vides, quae nos facere omnia cogit.
Lucilii reliq.

	Von	An
2.	„Maria Stuart.“	
3.	War Cour.	
4.	„Grotius.“ Prof. Becker aus Dresden. Göpferdt.	
5.	Flick aus Baſel.	Körner. Cotta. Reinwalds nebſt 5 Dukaten. Bredari 16 Rthlr. 20 Gr.
7.	„Opferfeſt.“	
9.	„Braut von Meſſina.“	
11.	„Turandot.“	
13.	Reinwaldin.	
14.	„Camilla.“	
16.	„Amerikaner.“ Reinwaldin.	
17.	Körner.	Zelter.
18.	„Alte und neue Zeit.“	
21.	„Clavigo.“	
23.	„Wirrwarr.“ Iffland.	Iffland 1ter Akt und Rütli.
25.	„Fremde aus Andros.“	
26.	Cotta.	
27.		Schiegg 34 Rthlr.
28.	„Grotius.“	
30.	„Mithridat.“ „Stammbaum.“	Haarbauer.

	Von	An
1.	„Saalnixe.“ I.	
2.	Schiega. Cruſius. Schnorr aus Leipzig.	100 Rthlr. ſächſ. an Caroline.
4.	„Deſerteur.“ Walther aus Mannheim.	
5.		Am Hofe.
6.	„Paraſit.“	An Iffland. III. u. IV. Akt. Cruſius und Schnorr.
8.	„Hausfriede.“	
10.	Schoder aus Tübingen. Stipend.	
11.	„Tarare.“	
13.	„Advokaten.“ Iffland.	Iffland; Reſt des 4. und Anfang des 5. Aktes.
14.	Cruſius. Schauſpieler Schwarz.	
15.	„Huſſiten.“	
17.	Thon aus Lichtenberg mit 200 Rthlr. für Carolinen.	
	Becker aus Tresden.	
18.	„Huſſiten.“	Den Tell geendigt.
20.	„Höhen.“	An Iffland den ganzen Tell.
		Schwarz. Becker. Körner. Weber. Stoll.
22.	„Brüder.“ „Revange.“	
25.	„Oberon.“	
27.	„Armuth und Edelſinn.“ Brammaschk.	

	Von	An
29.	„Portrait des Cervantes."	Mad. v. Stael abgereiſt. Brief an Iffland. In Kaſſe baar behalten 680 Rthlr.

März.

	Von	An
1.	Herzfeld aus Hamburg.	Erſte Leſeprobe des Tell.
3.	„Deſerteur."	
4.	Frauenholz.	
5.	„Mithridat."	
6.		Zweite Leſeprobe des Tell.
7.	„Franzöſiſche Kleinſtädter."	
8.	Schwarz aus Breslau.	Die erſten Akte des Tell auf dem Theater.
9.	Körner.	3. 4. u. 5. Akt des Tell.
10.	„Waſſerträger."	Mich zum Demetrius entſchloſſen.
12.	„Iphigenie" v. Goethe.	Iffland. Körner nebſt 25 Rthlr. für Advokat Herzfeld.
13.		Probe vom Tell.
14.	„Argwöhniſche Liebhaber."	

	Von	An
15.	Schwarz aus Breslau.	Probe vom Tell.
16.	Wolzogen mit Courier.	Hauptprobe.
17.		Wilhelm Tell zumerſtenmal.
19.	Cruſius.	Wilhelm Tell wiederholt.
21.	„Entführung aus dem Serail."	
22.	Körner.	
24.	„Tell."	
25.		An Lange 34 Rthlr. An Zapf 26 Rthlr.
26.	Iffland.	Schwarz. Herzfeld.
27.	Weber.	
28.	Walther aus Mannheim.	
29.		An Lolo 10 Dukaten.
30.	Buchh. Scherer aus München.	Cotta. Walther in Mannheim

April.

	Von	An
1.		Am Hof geweſen.
2.	„Huſſiten." Seiffer aus Göttingen. Herzfeld.	
4.	„Verſöhnung."	

	Von	An
	Zapf nebſt 1 Eimer Wein, dafür noch Reſt 26 Rthlr.; dieſe bezahlt am 1. Juli.	Herzfeld.
7.	„Macbeth."	
	Ramann 1 Kiſte, dafür 12 Rthlr. 12 Gr.	An Lolo 40 Konventionsthaler.
9.	„Wildfang." Walther aus Mannheim.	
10.	Iffland. Becker aus Dresden.	
11.	„Stille Waſſer." Dr. Stoll.	Für Frauenholz 10 Dukaten. Den 9. in Caſſa behalten 360 Rthlr. Von Wolzogen bekomme ich 119 „ Von Göpferdt 75 „ 554
12.		Mſcrpt. des Tell nach Mannheim. Körner.
13.		Iffland. Pachter Weidner. v. Halem.
14.	„Macbeth."	
16.	„Evelina."	
17.		Thee bei Egloffſtein.
18.	„Reiſe nach der Stadt." Lange aus Erfurt mit 24 Bout. Muſter wofür 15 Rthlr. 20 Gr. 8 Gr. Fracht bezahlt.	

	Von	An
19.	Gries. Cotta.	Eſſenkehrer 2 Rthlr. 6 Gr. Laternengeld 2 Rthlr. 8 Gr. bezahlt. Den Buchhändler Hoffmann bezahlt mit 17 Rthlr 21 Gr.
21.	„3 Sultaninnen.“ Ramann nebſt 6 Bout. Muskat.; dafür 3 Rthlr. 8 Gr. Göpferdt. Göſchen. Cruſius.	Göpferdt
22.	Cotta durchgereiſet.	Am Hofe.
23.	„Fähndrich.“	An Gräfin Schimmelmann. Cruſius Göſchen.
24.	Haffner aus Ansbach. Morel aus Rheims.	
25.	„Zauberflöte.“	Tell an Erzkanzler.
26.		Von Weimar abgereiſt. Abends in Weißenfels.
27.		Mittags in Leipzig Abends in Leipzig.
28.		Abends in Leipzig.
29.		Von Leipzig ab und Abends in Wittenberg.
30.		Abends in Potsdam.

	Von	An
1.		Mittags in Berlin.
2.	„Zauberflöte.“	Bei Hagens zu Mittag.
3.		Concert in Berlin. Hufeland. Iffland. Dr. Stoll. Bernhardi. Bethmann. Zelter u. Frau. Erhard. Prof. Ditmar. Weichert. Romberg.
4.	„Braut von Meſſina.“	Bei Ifflands zu Mittag.
5.		Beim Prinzen Ludwig Ferdinand gegeſſen.
6.	„Jungfrau von Orleans.“	
10.	„Ausſteuer.“	
11.	Oper: „Iphigenia.“ Berlin.	
12.	„Jungfrau von Orleans.“	Soupirt bei Hufeland.
13.		Bei der Königin. Zu Mittag bei Iffland.
14.	„Wallenſtein.“	
15.	„Merope.“	Sing Akademie.
17.		Reiſten wir nach Potsdam ab. Mittags bei Beyme. Abends in der Komödie. „Fanchon.“ Nachts bei Maſſenbach.
18.		Von Potsdam nach Wittenberg.
19.		Nach Leipzig.

May.

	Von	An
20.		Nach Naumburg.
21.	„Nathan der Weiſe.“ Von Cotta 648 Rthlr. vorgefunden.	In Weimar angekommen.
23.		An Cotta.
25.		Abends bei der Herzogin Mutter.
26.	„Die drei Gefangenen.“	An Joh. Fried. Gotth. Salzmann.
27.		Am Hof geweſen. 135 fl. von Mannheim aus Berlin.
28.	Göſchen nebſt 20 Ldors. Herzfeld mit 12 Ldors.	An Walther in Mannheim. Cotta. Becker in Dresden. Körner.
29.	„Heautontimorumenos.“	
31.		An Göſchen.

Junius.

	Von	An
1.		An Cotta Mſcrpt.
2.	„Je toller je beſſer.“ Reſt in 1171.	Dejeuner bei Reußens.

	Von	An
3.	Hatte ich in der Schatulle baar . . . 1158 Rthlr. Außerdem Münze 13 „ 1171 „	
4.	Sind Reinwalds angekommen. Körner.	An Cotta Mſcrpt., am 10. angekommen.
5.	Cotta.	An den Herzog wegen einer Zulage. Für die blaue Bibliothek 4 Rthlr.
6.	„3 Gefangene.“	
7.	Reinwalds abgereiſt.	
8.	Erzkanzler.	Mſcrpt. an Cotta. Dem Weinhändler Ramann bezahlt 16 Rthlr. Vom Herzog die Zulage von 400 Rthlr. akkordirt bekommen.
9.	„Der Puls.“ „Järi und Bätely.“ Hofadvokat Salzmann.	An Gaſtwirth Braun 2 . thlr. 20 Gr. Reſt in Caſſa: 1148 Rthlr.
10.		War ich am Hofe. Salzmann.
11.	Carolinen.	An Salzmann 59 Rthlr. Dem Schloſſer 6 Rthlr. 3 Gr.

	Von	An
12.	Gebhard u. Hauk, Spediteur v. Frankfurt.	
13.	„Je toller je beſſer.“ Ramann aus Erfurt nebſt 8 Bout. Oedenburger wofür 7 Rthlr. zu zahlen.	An Lolo zur Wirthſchaft 50 Rthlr. An Rudolph 1) Abſchreibgeb. 2 Rthlr. 12 Gr. 2) Rechnung 4 „ 19 „ Tiſchlers Rechnung 4 „ 21 „ Summe 62 Rthlr. 4 Gr.
14.	Ein Eimer Wein, Acciſe u. Licent 1 Rthlr. 18 Gr.	
15.		Cotta geſchrieben. An Rudolph 1 Rthlr. 10 Gr. An den Schneider 13 „ An Eiſert 25 „
16.	„Tell“ letzte Vorſtellung. 25 Bout. Champagner aus Rheims à 3 Livres Frachtkoſten 13 Rthlr. 2 Gr.	Ausgabe 122 Rthlr. 13 Gr. Reſt in Caſſa 1025 Rthlr.
18.	Cruſius nebſt 253 Rthlr. Salzmann.	An Beyme geſchrieben. 105 Rthlr. an Lolo. Nach Jena gefahren und zurück. Auslagen 6 Rthlr. (Beſoldung erhalten.)
20.		Wolzogen.

	Von	An
21.	Cotta.	Rudolphs Rechnung.
22.	1085 Wiener Gulden in Banco-Zetteln von Aſchaffenburg macht 542 Rthlr. 12 Gr. Cotta, datirt vom 15.	An Ulmann für Waaren 32 Rthlr. 17 Gr. War ich in Tiefurt.
23.	Ramann 2 Fäßchen mit Wein. Dafür Fracht bezahlt 10 Gr. Bleibe dafür ſchuldig 37 Rthlr. 12 Gr.	Reſt und Einnahme davon ab. Behalte baar in Caſſa 1792 Rthlr.
24.		War ich am Hofe.
25.	Walther aus Mannheim. Ramann aus Erfurt.	Cruſius.
26.	Cotta mit 1 Korrektur.	
27.		Salzmann. Cotta.
28.		Am Hofe wo König v. Pr. Herzogin nach Wilhelmsbad abgereiſet.
29.		Für 42 Rthlr. 16 Gr. Mouſſelin u. Battiſt an Ulmann bezahlt. Ein Wagen Holz 4 Rthlr. 1782 Ausgabe 46 16 Behalte in Caſſa 1735 Rthlr. 8 Gr.

Wein-Vorrath vom 30. Juni 1804.

	Ganze Bouteil.	halbe.
Malaga	61	
Bourgogne	35	
Champagne	23	
Weißer Portwein	10	
Muscaten	4	
Leiſtenwein	2	
Ruſter	17	
Oedenburger	6	
Frankenwein	34	
Falerner		4
Rum	5	

am 7. Juli 1 Eimer Burgunder v. Ramann 39 Rthlr.

am 17. Juli ½ Eimer desgleichen.

am 29. September 1 Eimer dito.

1 Eimer Frankenwein von Niethammer.

	Von	An
1.		An Ramann 44 Rthlr. 12 Gr. An Lange 15 „ 20 „ An Zapf 26 „ — „
2.	Becker aus Dresden.	An Weidner 1100 Rthlr. zurück bezahlt nebſt 38 Rthlr. 12 Gr. rückſtändigen Intereſſen. An den Erzkanzler. Rudolphs Rechnung 7 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.
3.		Acciſe u. Licent für 1 Eim. deutſchen u. 25 Bout. Champag. 4 Rthlr. 6 Gr. Reſt 50 Rthlr. 12 Gr.
5.		Becker nebſt dem Alpenjäger. Körner.
7.	Ramann mit 1 Eim. Burgunder; bleibe dafür 39 Rthlr. ſchuldig.	
9.	Ramann. Von der hieſigen Theaterkaſſe 155 Rthlr. 6 Gr.	An Kaufmann Hönnige 39 Rthlr. 18 Gr.
10.		Fuhrlohn für 2 Wagen Holz 4 Rthlr. 16 Gr. An Rudolph 2 Rthlr. 10 Gr.
11.		Ernſts Geburtstag.
12.	Archichancelier. Reinwald. Körner. Cruſius.	Zur Prinzeſſin von Cleve mich entſchloſſen.

	Von	An
14.	Lange aus Erfurt mit Weinproben.	An den Schneider 5 Rthlr. 18 Gr. An den Klimperer 5 Rthlr. 3 Gr.
15.	Der Tell in Mannheim zum erſtenmal. Geh. Rath Hufeland aus Berlin durch Gelegenheit.	
16.	Cotta vom 26. Juni, Antwort auf 15. Juni. Cotta vom 6 Juli, Antwort auf 27. Juni. Bougine aus Wien mit Gedichten. Anonym aus Dänemark.	Cotta. Hufeland in Berlin. Zelter. War ich in Tiefurt.
17.	Morel aus Rheims.	
18.		Geburtstag der Prinzeſſin. An Rudolph gegeben 15 Speciesthaler. Demſelben für den Weinh. aus Rheims 12½ Laubthlr.
19.	Brinkmann aus Berlin.	Nach Jena gereiſt.
24.		Wurde ich von der Kolik befallen.
25.	Emilie geboren. Name: Emilie Henriette Louiſe.	
26.	Goethe aus Weimar. Graß aus Rom.	

	Von	An
27.	Cotta 4. Correctur.	Cotta (diktirt.)
30.	Kam Graf Geßler.	
31.	Körner.	

Auguſt.

	Von	An
1.	Goethe aus Weimar. Weber aus Berlin.	
3.		Goethe. Cotta. Correctur 6.
6.	Goethe.	
7.	Emilie getauft.	
	Pathen: Fürſtin von Schwarzburg Rud. und Sondershauſen; Prinzeſſin von Weimar;	
	Chère Mère. Wolzogen.	
	Geßler. Voß.	
	1 Ldors an Marezoll.	
	2 Rthlr. an Faſelius.	
	2 Rthlr. an Kindfrau.	
	1 Rthlr. an Amme.	
	4 Rthlr. an Sticher.	
	1 Laubthlr. an Wöchner.	
8.	Geßler abgereiſt.	

	Von	An
10.	Cotta. Hoven. Warmholz aus Barchfeld. Cruſius.	Cotta. Correctur 6.
11.	Körner. Kupferſtecher Müller aus Weimar.	
13.	Goethe nach Jena gekommen.	
15.	Goethe abgereiſt. Desport aus Weimar.	Hoven.
17.	Cotta mit Correctur.	Cotta. Rudolph.
18.	Frege mit 120 Laubthlr. Goethe.	
19.	Bin ich nach Weimar zurückgekommen.	
21.	Raimer aus Berlin. Lolo.	Lolo.
22.	Lolo.	
23.	Cotta, Correctur 8.	Körner. Lolo von Jena zurück.
24.		Cotta.
28.	Goethens Geburtstag.	
30.	Cotta, Correctur 9.	
31.		Cotta.

	Von	An
3.	Cotta mit 2 Almanachen.	Goethe von Lauchſtädt zurück.
4.		Lolo 5 Karolin
5.		Gern hier geweſen.
		Körner durch Hrn. v. Richter.
6.	Cotta, letzte Correctur.	Cotta. Wolzogen.
		E.dr. Ramann bezahlt mit 59 Rthlr.
9.		War ich am Hoſe.
12.	52 Rthlr. von Niethammer.	
14.	Seiffer aus Göttingen.	
	Karls Geburtstag.	
15.	Hat das Theater wieder angefangen.	Löſer 6 Ldors.
	„Saalnixe“ II. Th.	
17.		Fünf Karolin an L.
20.	Körner.	
21.	Zimmermann aus Berlin.	
22.	„Götz von Berlichingen.“	
	Niethammer nebſt 8 Karolin.	
24.	192 Rthlr. v. Ulmann. Cotta.	
25.	Niethammer.	
28.		Lolo 15 Karolin.
29.	„Götz von B.,“ 3 erſte Akte.	
	Burgunder von Ramann, dafür ſchuldig 39 Rthlr.	
	Göpferdt mit einem Schreibkalender.	
	Beſoldung erhalten mit der Zulage.	

	Von	An
	Abzug für Kanzley 16 Rthlr. 19. Für Almoſen $2\frac{1}{2}$ v.C. 10 Rthlr.	
30.	$4\frac{1}{2}$ Elle $\frac{11}{4}$ breit Tuch zum Oberrock beſtellt.	

Oktober.

	Von	An
1.	„Nathan der Weiſe.“ Kamen die ruſſiſchen Fuhrleute. Ulmann mit Tuchproben.	Ulmann.
2.	Habe ich vomiert. Herzfeld aus Hamburg.	
3.	„Argwöhniſche Liebhaber.“ War Louis Wolzogen mit dem Prinzen von Würtemberg hier	
4.	Lawrence aus Verdün.	
6.	„Luſtige Schuſter.“	
8.	„3 Gefangene.“ Cotta mit 18 Exemplaren vom Tell	

Velin.	mit K.	ohne.
1 Herzogin Louiſe.	Goethe.	ich.
1 Amalie.	Körner.	Karoline.
1 Lolo.	Reinwald	
	Ch. W.	

	Von	An
	mit K. Lolo. Grieß. Voß.	
10.	„Je toller je beſſer.“	
11.	Karlinchens Geburtstag. Fühlte ich mich wieder beſſer.	Körner nebſt 1 Tell.
13.	„Götz“ 2ter Theil.	
14.	Charlotte Kalb.	War ich am Hofe.
15.	„Luſtige Schuſter.“ Jahrmarkt.	
17.	„Schachmaſchine.“ Cotta.	Rudolph Gage 6 Rthlr. 12 Gr.
18.		Licent 4 Rthlr. Steuer 13 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf.
19.		Cotta. Dem Tiſchler 39 Rthlr. 14 Gr.
20.	„Zauberflöte.“ Körner.	
21.		War ich am Hofe.
22.	„Evelina.“ Cotta. Wittich aus Berlin.	
24.	„Johanna von Montfaucon.“	
25.		Lolo 60 Rthlr. conv. Geld. Ulmann Tuch f. Oberrock 25 Rthlr. 2 Gr. Heute in Caſſa übrig behalten 238 Rthlr. 20 Gr.

Oktober.

	Von	An
26.		Waare von Bredari für 43 Rthlr. 21 Gr. Ramann bezahlt mit 39 Rthlr.
27.	„Turandot."	
28.		War Cour.
29.	„Der Puls." „Ariadne."	
30.	Geſellſchaft bei der reg. Herzogin.	
31.	„Mithridat."	Dem Schloſſer bezahlt 8 Rthlr. 3 Gr. Für Holz 3 Rthlr.

November.

	Von	An
3.	„Don Juan."	
4.	An den Prolog gegangen.	
5.	„Corſen." Cotta.	Floßholz 5 Rthlr. 16 Gr. Zimmermann 4 Rthlr. 12 Gr.
7.	„Pagenſtreiche." Cotta.	½ Klftr. Holz vom Bauer 4 Rthlr. ½ Wagen Stöcke 2 Rthlr.
8.	„Die Jgfr. v. O." Prolog fertig.	

	Von	An
9.	„Je toller je beſſer.“ Einzug der Erbprinzeſſin. Präſentation.	
10.	„Wall. Lager.“ „So machen ſie's in der Comödie.“ Nachtmuſik.	
11.		Cour.
12.	„Vorſpiel“ und „Mithrid.“ Feuerwerk.	
13.	Hofball. War Göſchen hier.	Lolo 14½ Thaler.
14.	„Wall. Lager.“ „Beide Billets.“	
15.	Ball bei Graf Reuß.	
16.	Auf der Redoute geweſen.	
17.	„Jgfr. v. Orl.“	
18.	War ich am Hofe.	
19.	„Pagenſtreiche.“	
20.	„Waſſerträger.“ Cruſius. Für Cottas Rechnung 520 Rthlr. erhalten.	
21.		Lolo 12 Karolin. Reſt in Caſſa 360 Rthlr. 15 Gr. Cotta.
22.	Weinhändler Gerth aus Frankfurt a. M.	Cruſius. Körner. Göſchen. Rochlitz. Lolos Geburtstag.
24.	„Scherz und Ernſt.“ „Järi und Bätely.“	
26.	„Hausfrieden.“	Göſchen. Wittich.
28.	„Argwöhn. Liebhaber.“	

	Von	An
1.	„Tell.“	Hatte ich in Caſſa 316 Rthlr.
3.	„Geſchwiſter.“ „Elbondocani.“ Zimmermann.	
4.	Göſchen. Körner.	
5.	„Stille Waſſer.“	Für Holz 13 Rthlr. 8 Gr. Für 3 Paar woll. Strümpfe 7 Rthlr. 12 Gr.
8.	„Götz von Berlichingen.“	
10.	„Reiſe nach der Stadt.“	Göſchen. Rochlitz. Körner mit dem Vorſpiel.
12.	„Mädchen von Surina.“	
13.	Cotta.	Cruſius. Habe Bredari bezahlt.
14.		Cotta nebſt Vorſpiel.
15.	„Waſſerträger.“ Von Bremen 40 Boutl. Portwein. 10 „ Malaga. dafür Fracht bezahlt 5 Rthlr. 12 gute Groſchen.	Elkan 29 Rthlr. 6 Gr. für Waaren.
16.		War ich am Hofe. Lolo 12 Karolin.
17.	„Hageſtolzen.“ An Phädra gegangen.	
18.	Göſchen. Sophie Brentano.	
19.	„Nathan.“	
20.	Beſoldung erhalten.	Lolo 170 Rthlr. ſächſiſch.

	Von	An
		Ulmann für Leinwand 17 Rthlr. 22 Gr. Intereſſen für 192 Rthlr. = 3. 6.
21.	Körner. Buchhändler aus Cöln.	
22.	„Elbondocani." „Barmherzige Brüder."	½ Klf. Holz vom Bauer 4 Rthlr.
24.		Cotta. Göſchen.
25.	„Portrait der Mutter."	
26.	„Huſſiten."	
28.	Fiſchenich.	

Jahr 1802.

Haus und Einrichtung. Anleihen auf den Garten	1000
Vorſchuß von Cotta auf mein Theater, 300 Carol.	1950
Göſchen 30jähr. Krieg	325
1 Theaterſtück, dafür von Weimar, Berlin, Leipzig, Hamburg und anderen Bühnen	275
Zuſchuß von meinem Vorrath	350
	3900

Behalte darauf gut	200
Schikaneder	250
Johanna, hieſ. Th.	100
Bell in London	200
process	
Mſcrpte nach England.	
Meine Gedichte neu aufgelegt.	

Behalte noch übrig	150	1 Theaterſtück	275
Fixum	620		
Cruſius, Gedichte 2ter B.	325		
— IV. Band Proſaiſche Schr.	175		
	1270		

Jahr 1803.

Fixum	570	Theater	275
1 Stück, Cotta	650		
Chineſiſcher Roman	330		
	1550		

Jahr 1804.

Behalte auf vom vorigen Jahr	100	Theater	275
Fixum	570		
1 neues Stück, Cotta	650		
Cruſius, Proſ. Schr V.	150		
	1470		

Habe.

Mein Theater, 2 Bände	1300
Das Stück von 1802	650
Kleinigkeiten an Cotta Neue Editionen ꝛc.	225
	5217

Soll.

Vorſchuß im Jahre 1804	1950
Meiner Mutter 3 Quartal	228
	2178

Quitt mit Cotta.

Jahr 1805.

Fixum	570	Theater zwei St.	550
1 neues Stück	650		
	1220		
Mein Theater III und IV.	1300		

Jahr 1806.

Fixum	570	Theater	275
Intereſſen	50		
1 neues Stück	650		
Cruſius, Chineſiſcher Roman	200		
	1470		
Mein Theater, V und VI. Band.		1300	

Jahr 1807.

Fixum	570	Theater	275
Intereſſen	100		
1 neues Stück, Cotta	650		
	1320		

Mein Theater VII. und VIII. Band nach Abzug von 3 Jahrgeldern an meine Mutter.		1100

Jahr 1808.

Intereſſen	150	Theater zwei Stücke	500
Fixum	570		
Ein neu Stück, Cotta	650		
	1370		
Mein Theater, IX und X. Band			1300
Summa mein Theater			5000
Honorar von der Schaubühne			2400
Capital			7400

In Sieben Jahren 10 Theaterſtücke, den 1801 angefangenen Warbeck und die umgearbeiteten mit gerechnet.

Jahr 1809.

Fixum	570
Intereſſen	200
Schriftſtell. Arbeiten und Schluß der Schauſpielſammlung . .	650
	1420

Ich brauche

Wirthſchaft	480
Zucker, Kaffee, Thee	60
Wein 6 Eimer à 24 Rthlr.	160
Holz, 16 Klafter	110
Lichter 125 ℔	30
Lohn und Neujahr	100
Mama	76
Kinder Unterricht	36
Kleider in allem	175
Für mich und extra	70
	facit 1300

Ich empfange

Fixe Beſoldung	570
Jahrlich ein Stück	650
Intereſſen von 2000 Rthlr.	80
	1300

33 bunte Schnupftücher
37 Hemden
3 ganze Halstücher
4 halbe Halstücher
8 Halsbinden
8 Halsbinden, ſteife
14 weiße Schnupftücher
22 Paar Strümpfe
2 Paar weiß ſeidene Strümpfe
5 Paar bunt ſeidene Strümpfe
5 Paar wollene Strümpfe
1 wollenes Camiſol
2 Barchent Weſten mit Aermeln
3 Mützen
2 Paar barchente Unterhoſen
2 Paar leinene
1 Paar Multum Unterhoſen
1 Schlafrock
1 Pudermantel
3 Hüte
3 Paar Stiefel
4 Paar Schuh
1 Paar Halbſtiefel
1 Paar Sporn
1 Paar Schuhſchnallen
2 Degen
1 Muff
1 Chapeau-bas Hut
1 Paar Ueberſchuh
4 Paar Handſchuhe
10 Röcke
3 Oberröcke
1 Pelz
1 Mantel
3 ſchwarz ſeidene Hoſen
1 P. ſchwarze Tuchhoſen
2 P. mancheſterne Hoſen
1 P. grüne Hoſen
5 P. Nanquing Hoſen
2 P. ſchwarze Zeughoſen
1 P. lederne Hoſen
4 geſtickte Weſten
1 noch nicht gemachte geſtickte Weſte
2 ſchwarze Weſten
4 ſeidene Weſten
1 roth geſtreifte Weſte
2 weiße Weſten
2 Winterweſten
1 Sommerweſte ohne Taſchen.

	Von	An
1.		Neujahrsgelder: Dennſtädt 1 Ldors. Müller, Friſeur 3 Rthlr. 16 Gr. Gernhardt 1 Rthlr.
2.	„Luſtige Schuſter."	
3.		Abends zu Thee bei der Großfürſtin.
4.	Göſchen mit Journal der Frauen. Rochlitz.	Abends zu Thee bei der Herz. Louiſe.
5.	„Evelina."	1 Klf. Buchenholz vom Bauer à 8 Rthlr. 12 Gr.
6.		Am Hofe.
7.	„Wildfang."	Iffland durch Oels. Cotta 4 Bogen des Carlos.
8.		1 kleiner Wagen Stöcke 2 Rthlr. 12 Gr. 1 Klftr. ½ weich ½ hart Holz vom Bauer 7 Rthlr. 12 Gr.
9.	„Ariadne." „Juriſt und Bauer."	War ich Abends bei der Herzogin Mutter.
12.	„Deſerteur." Mad. Unger aus Berlin.	1 Karren Holz à 2 Rthlr. 12 Gr.
13.		Am Hofe.
14.	„Amerikaner."	Wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen.

	Von	An
16.	„Mitſchuldigen.“ „Bürgergeneral.“	1 Klfr. ½ hartes ½ weiches à 7 Rthlr. 12 Gr.
18.	Heute iſt Haarbaur von Berlin durchgekommen. Habe ich die Schreibmaterialien erhalten von [illegible]rms.	An Cotta bis zum 14ten Bogen Carlos.
19.	„J. Aurore.“	
20.		Heute Leſeprobe von der Phädra.
21.	„Kleinſtädter, deutſche.“ 34 Rthlr. von Görner aus Jena. Aus Herrnhut. Cruſius.	Görner. Körner.
23.	„Verſöhnung.“	
24.	Salzmann in Jena.	Rochlitz. Cruſius.
25.		Wolzogens bezahlt 51 Rthlr. 17 Gr.
26.	„Je toller je beſſer.“ Becker aus Dresden.	1 Wagen Eichenholz 8 Rthlr.
28.	Cotta.	
29.	Körner.	Ball bei der Herzogin Mutter.
30.	Iffland durch Oels. „Phädra.“	Bredari wurde ich ſchuldig für 2 Weſten 4 Rthlr. 12 Gr. für 1 P. Handſchuh 12 Gr.

	Von	An
2.	„Frohſinn und Schwärmerei. „Der Selbſtgefällige.“	1 Kl. Eichenholz 7 Rthlr. 15 Gr.
3.		Am Hofe. Carolinens Geburtstag.
4.	„Ausſteuer.“	
6.	„Barmherzige Brüder.“ „Mitſchuldige.“	
7.		An Schnorr.
9.	„Don Juan.“	Hatte ich in der Nacht den Fieberanfall.
11.	„Wall. Lager.“ „So machen ſie's in der Comödie.“ Rochlitz. Cotta.	Fieberanfall in der Nacht. Cotta. Becker. Cruſius.
13.	„Lorenz Stark.“	
16.	„Camilla.“ „La Glace von Cotta.“	Geburtstag der Großfürſtin. Sonderhauſiſche Belehnung.
18.	„Phädra.“ Schnorr.	
20.	„Revanche.“ „Hausverkauf.“	
23.	„Solimann II.“	
25.	„Tancred.“	Göſchen. Cotta. Iffland mit Phädra. Brentano.

	Rthlr.
An Paulus für Bücher	70
Von Niethammer baar	104
Von Görner	34
Für 1 Eim. Wein	32
	240
Davon abgezogen	195
was Cotta bezahlt	45

Februar.

	Von	An
26.	Abt Vogler aus Wien. Levi aus Berlin.	
27.	„Höben.“	
28.		Cotta.

März.

	Von	An
1.	Körner.	
2.	„Iphigenia,“ Oper.	
4.	„Beſchämte Eiferſucht.“ Aus Halle.	
6.	„Laune der Verliebten.“ „Jüngers Entführung.“	
7.		An Körner.
8.		Zum Thee bei der reg. Herzogin.
9.	„Tell.“	
10.		Am Hofe.
11.	„Heautontimorumenos.“	
12.	Göſchen.	Mittags bei der Herzogin Mutter.
13.	„Menſchenhaß und Reue.“	
15.		Abends bei der Großfürſtin.

	Von	An
16.	„Titus.	
17.		Am Hof geweſen.
18.	„Schwarze Mann." „Zurückkunft des Fürſten."	
19.	Zapf. Cotta.	Ein Eimer Würzburger Wein von Zapf, wofür noch 20 Rthlr. reſtire.
20.	„Puls." „Adolph und Klara."	
23.	„Regulus." Weſſelhöft.	
24.		Am Hofe.
25.	„Selbſtbeherrſchung."	Louiſe. Reinwalds. Göſchen.
27.	„Iphigenia." Oper.	
28.	Göſchen. Mad. Spazier.	
29.	F. v. Bechtolsheim.	
30.	„Oberon."	
31.		Am Hofe.

April.

	Von	An
1.	„Geſchwiſter." „Dorfbarbier." Reinwaldin.	
3.	„Verſuchung." „Savojarden." Frommann.	Frommann. Paulus nebſt 45 Rthlr. Niethammer.

	Von	An
5.		Humboldt Reinhard Graß nach Rom durch Herda.
6.	„Je toller je beſſer.“	
12.		An den Erzkanzler nebſt Vorſpiel und Phädra.
14.		Am Hofe.
15.	Hempel Buchhändler. „Bayard.“	Stein in Breslau. Iffland (durch Cordeman.)
16.	Griesbachin.	
17.	„Scherz und Ernſt.“ „Geſchwiſter.“	
18.	Grimm von Heidelberg.	
20.	„Schatzgräber.“ Die Verſuchung.“	
21.		Am Hofe.
22.	„Beſchämte Eiferſucht.“	Körner durch Ehlers. Iſt Chère Mère gekommen.
24.	„Schatzgräber.“ Wiederkunft d. F.“	An die Griesbachin.
25.		Körner. Göſchen.
27.	„Laune der Verliebten.“ „Mißverſtändniß,“ Oper. Gepierdt.	
28.		Am Hofe.
29.	„Klara von Hoheneichen.“ Poſtverw. Schubert aus Bremen.	

Juni.

Juli.

11.	Ernſts Geburtstag.
18.	Geburtstag der Prinzeſſin.
25.	Emiliens Geburtstag.

Auguſt.

September.

14.	Karls Geburtstag.

Oktober.

11.	Karolinchens Geburtstag.

November.

10.	Mein Geburtstag.
22.	Lolos Geburtstag.

December.

[Vorſtehendes hatte Schiller im Voraus im Kalender notirt.]

Die Maltheſer. Tragödie.	
* Wallenſtein. Tragödie.	1797. 98. 99.
Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug. Sigiſmunds Verbrechen ſeines Günſtlings und ſtrenge Juſtiz des Kaiſers.	
* Maria Stuart. Tragödie.	1799—1800.
Narbonne oder die Kinder des Hauſes.	
Der Hausvater.	
Verſchwörung gegen Venedig.	
Sicilianiſche Veſper.	
* Das Mädchen von Orleans.	1800—1801.
* Macbeth nach Shakeſpear.	1800.
* Gozzis Turandot.	1802.
Agrippina. Tragödie.	
Die Begebenheit zu Famaguſta.	
Warbek.	
Die Polizei im Schauſpiel.	
* Die feindlichen Brüder zu Meſſina. Tragödie.	1803.
Themiſtokles. Tragödie.	
Gräfin von Flandern. Schauſpiel.	
* Wilhelm Tell. Tragödie.	1804.
Gräfin von S. Geron.	
Die Flibuſtiers. Schauſpiel.	
Bluthochzeit zu Moskau.	
Das Schiff.	
Henri IV oder Biron.	

Charlotte Corday. Tragödie.
Rudolph von Habsburg.
Heinrich der Löwe von Braunſchweig.
Der Graf von Königsmark.
Monaldeschi.
Roſamund.
Die Braut der Hölle.
Elfride.

Die Malteser. Tragödie.

~~Wallenstein. Tragödie.~~ 1797. 98. 99.

Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug Sigismunds. Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers.

~~Maria Stuart Tragödie~~ 1799–1800.

Narbonne oder die Kinder des Hauses.

Der Hausvater.

Verschwörung gegen Venedig.

Sicilianische Vesper

~~Das Mädchen von Orleans~~ 1800–1801

~~Macbeth aus Shakespear~~ 1800.

~~Gozzis Turandot~~ 1802

Agrippina Tragödie.

Die Begebenheit zu Famagusta.

Warbeck.

die Polizey ein Schauspiel.

1803. ~~Die feindlichen~~ Brüder zu Messina. ~~Tragödie.~~

Themistokles. Tragödie.

Gräfin von Flandern. Schauspiel.

1804. Wilhelm Tell. Tragödie.

Gräfin v. St. Geran.

Die Flibustiers. Schauspiel.

Bluthochzeit zu Moskau.

das Schiff.

Henri IV. de Biron.

Charlotte Corday. Tragödie

Rudolph v Habsburg.

Heinrich der Löwe v Braunschweig.

Der Graf von Königsmark.

Monaldeschi.

Rosamund.

Die Braut der Hölle.

Elfride

Univ. Bibl. München

Schillers

dramatiſche Entwürfe

zum erſtenmal veröffentlicht

durch

Schillers Tochter

Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1867.

1322

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Ich habe lange gezögert die noch ungedruckten dramatiſchen Entwürfe Schiller's der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es war mir ein eignes, unnennbar angenehmes Gefühl etwas von des theuern Vaters Hand zu beſitzen, was mir noch allein gehörte, doch fühle ich auch lebhaft, ein Unrecht zu begehen, wenn ich ſeinen Freunden, ſeinen Verehrern dieſen theuern Schatz länger vorenthalten würde, welchen ſie gewiß mit großem Intereſſe begrüßen werden.

Greifenſtein ob Bonnland, den 9. Mai 1867.

Emilie von Gleichen-Rußwurm

geb. von Schiller.

Inhalt.

Seite

Agrippina 1

Themiſtokles 21

Gräfin von Flandern 27

Die Herzogin von Zelle 71

Roſamund oder die Braut der Hölle 99

Elfride 111

Agrippina.

In dem Verzeichniß von Schillers Hand als 7 bezeichnet.

Der Tod des Brittanikus und der Tod der Agrippina geben beide den Stoff zu einer reinen Tragödie, und vorzüglich der leztere.

In dem erſtern iſt vielleicht noch zuviel von einem ſtoffartigen Intereſſe und einem ſentimentaliſchen Mitleid zu fürchten, da der Untergang der Agrippina mehr die tragiſche Furcht und das tragiſche Schrecken erregt.

Agrippina iſt ein Charakter, der nicht ſtoffartig intereſſirt, bei dem vielmehr die Kunſt das ſtoffartig widrige erſt überwinden muß. Rührt Agrippina, verſteht ſich ohne ihren Charakter abzulegen, ſo geſchieht es lediglich durch die Macht der Poeſie und die tragiſche Kunſt.

Agrippina erleidet bloß ein verdientes Schickſal, und ihr Untergang durch die Hand ihres Sohns iſt ein Triumph der Nemeſis. Aber die

Gerechtigkeit ihres Falls verbeſſert nichts an der That des Nero: ſie verdient durch ihren Sohn zu fallen, aber es iſt abſcheulich daß Nero ſie ermordet. Unſer Schrecken wird alſo hier durch kein weiches Gefühl geſchwächt. Wir erſchrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer. Eine leidende Antigone, Iphigenia, Caſſandra, Andromacha ꝛc. geben keine ſo reine Tragödie ab.

Der Tod der Agrippina macht Epoche in dem Charakter des Nero; hier fühlt er die lezte Schaam, und die lezten Schauer der Natur, er überwindet ſie und hat nun alle moraliſche Gefühle überwunden.

Er macht Epoche in ſeinem Charakter; denn ſolange die Mutter lebte, hatte Nero noch einen Zügel. Seine ganze Infamie und Schändlichkeit brach noch nicht ganz aus bei ihrem Leben. Wie ſie todt iſt achtet er nichts mehr, und eins der erſten iſt, daß er aufs Theater geht.

Es koſtet dem Nero etwas, ſeine Mutter umzubringen; nicht etwa aus einem Reſt von Liebe, die hat er nie für ſie empfunden. Es iſt bloß die unvertilgbare Naturſtimme, die er Mühe hat zum Stillſchweigen zu bringen. Dieſe Naturſtimme iſt ſo allgemein, es iſt ein ſo ewiges Naturgeſetz, daß ſelbſt ein Nero die heftigſte Criſe ausſtehen muß, eh er es überwindet, und er überwindet es nicht, ſondern muß es umgehen.

Die Tragödie hält ſich alſo mehr innerhalb des Phyſiſchen Kreiſes als des Moraliſchen auf; oder ſie behandelt dasjenige moraliſche, welches eine phyſiſche Macht ausübt.

Nero ſcheint noch verbeſſerlich, ſolang er ſeine Mutter nicht getödet hat; er ſteht, in dem Stück auf einer Grenze. Er fühlt noch Schaam, er ſcheut noch etwas heiliges, es iſt noch nicht alle Hofnung verloren. Aber noch eh er ſie töden läßt und um ſie töden laſſen zu können, muß er die Natur ausziehen. Dieſe kehrt noch einmal zurück, wenn die That gethan iſt, aber ohnmächtig und ohne Folgen.

Ja es kommt in dem Stücke ſelbſt ſoweit, daß ſeine Mutter ihn noch einmal herumbringt.

Agrippina hat ein Orakel erhalten, daß ihr Sohn herrſchen und ſie töden würde. Damals war es ihr nur um ihren Zweck zu thun. Occidat dum imperet.

Ihre Macht iſt geſunken, ſie hat ihren Einfluß auf ihn verloren und muß andre, ſtatt ihrer ihn beherrſchen ſehen. Diß iſt ihr größtes Unglück, denn ſie hatte ihm die Herrſchaft mehr verſchafft um ihrentwillen als um ſeinetwillen, aber er iſt ihr entſchlüpft, weil ſie ihre Regierſucht nicht zu mäßigen oder zu verbergen verſtand. Jezo büßt ſie es theuer durch Verlaſſenheit und Verachtung — Sie kann dieſen Zuſtand nicht gelaſſen ertragen.

Sie ſteht zuweilen auf dem Sprung gegen ihren eignen Sohn zu conſpirieren, und zuverläſſig würde ſie ihm einen Gegner erwecken, wenn ſich hoffen ließe, daß ſie dadurch etwas gewänne. Aber im Augenblick des gekränkten Stolzes überlegt ſie nicht einmal die Folgen; ſie findet eine Befriedigung darin, ihm die Macht zu nehmen, die ſie nicht mit ihm theilen ſoll. — Durch dieſe Geſinnung iſt ſie ein gefährlicher Character, kann wenigſtens dem Nero ſo abgeſchildert werden.

Sie iſt eine nicht verächtliche Gegnerin, Tochter eines Ceſars, Gemahlin eines Imperators und Mutter eines ſolchen verbindet ſie die höchſte weibliche Würde auf ihrem Haupt.

Sie hat in Rom einen Anhang, ſie beſizt Schäze, ein groſes Mancipium.

Ferner. Sie kann die Rechte des Nero an den Thron des Auguſtus umſtürzen, ſobald ſie, mit Aufopferung ihrer eignen Ehre, die Wege bekannt macht, durch die er zum Thron geführt worden, und von ihrer Verzweiflung iſt ein ſolcher Schritt in der That zu fürchten. Auch hat ſie ſchon damit gedroht.

Sie hat ſich fähig gezeigt zu jedem Verbrechen, da ſie Ehebruch, Blutſchande und Mord ſchon verſuchte.

Ein Beweis, wieweit ſie aus Rachſucht und blinder Regierſucht zu gehen im Stand iſt war Brittanicus, den ſie anfangs unterdrückte und nachher in Schuz nahm.

Am Anfang der Handlung iſt Agrippina zurückgeſezt und verlaſſen.

Im Verfolg der Handlung erhält ſie noch einmal auf einen Augenblick die Herrſchaft über ihren Sohn, der ſie

Schnell darauf dem Tode dahingiebt.

Ihre Ermordung geſchieht zweimal, da ſie das erſtemal entrinnt.

Abſchied des Nero von der Agrippina, eh ſie ſich auf das Schiff begiebt, wo ſie der Tod erwartet.

Die eigentliche lezte Gewaltthat gegen Agrippina wird ſchon mehr durch den Drang des Augenblicks als aus Beſonnenheit beſchloßen. Nero fürchtet ganz ernſtlich für ſ. Leben, beſonders da er den großen Zulauf zu der geretteten Auguſta erfährt.

Der Aberglaube der Römer muß in der Schilderung beſonders hervorſpringen.

Das Nativitätſtellen laſſen iſt ein Regal, es iſt ein capitales Verbrechen, die Magie über die Zukunft zu fragen —

Ein geheimes Ereigniß zwiſchen dem Nero und ſeiner Mutter flößt ihr die Hofnung ein, daß ſie ihn entweder noch herumbringen oder daß er ſie doch nicht töden werde.

Nichtsdeſtoweniger nimmt ſie die äuſerſten VorſichtsMaaßregeln gegen einen mörderiſchen Angriff.

Soll Octavia, Neros Gemahlin, in die Handlung verflochten werden?

Seneca erſcheint nicht zu ſeinem Vortheil und zeigt einen zweideutigen Character.

Burrhus iſt ein feſter Charakter, ein Weltmann und Krieger, und ſteht mit Achtung da zwiſchen dem Laſter und der Tugend.

Agrippina macht einen Verſuch, die Begierden des Nero zu erregen; ſoweit diß nehmlich ohne Verlezung der tragiſchen Würde ſich darſtellen läßt. Es wird, verſteht ſich, mehr errathen als ausgeſprochen.

Agrippina beſchüzt die gute Sache gegen den Nero, wie ſie ſchon bei Brittanicus gethan hat. Dieß giebt Gelegenheit, einen ſchönen Character einzuführen, ohne dem Geiſt des Ganzen zu widerſprechen, denn dieſer geſtattet nicht, daß das Gute dem Böſen, ſondern will daß Böſes dem Böſen entgegenſtehe.

Agrippina muß in dem Stücke nichts gegen den Nero thun, obgleich ſie zu allem fähig wäre; dieſen Grad der Unſchuld muß ſie, ihm gegenüber und in dieſem lezten Verhältniß, haben, das erfodert das tragiſche Geſetz — Sie muß als Mutter gegen den Sohn da ſtehen. Zwar als eine ſehr ſchuldige Mutter aber nicht gegen den Sohn ſchuldig.

Nero iſt eitel auf ſeine Talente, er hat nur kleinliche Neigungen, durchaus nichts Großes oder Edles iſt in ſeiner Natur. Er hat eine gemeine Seele; daher kennt er auch keine Großmuth in ſeiner Rache, und alles haßt er, was edel und achtungswürdig iſt in Rom. Er iſt dabei im höchſten Grad feigherzig, argwöhniſch, leicht aufzuſchrecken, ſchwer zu verſöhnen. Er iſt habſüchtig, wollüſtig, lüderlich.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Agrippina. Albina.

Albina.

Was muß ich ſehn? Indeß daß Nero ſchläft,

Erwarteſt du hier einſam ſein Erwachen?

Die Mutter Ceſars irret unbegleitet

an ſeiner Thür zu lauern

Durch den Pallaſt, und wacht an ſeiner Schwell?

Auguſta, geh zurück, in dein Gemach zurück.

Agrippina.

Ich darf mich keinen

Nicht einen Augenblick entfernen von hier

Albina — Hier

Ich will ihn hier erwarten.

Entfernen — Hier erwart ich ihn Albina!

Der Kummer, den er auf mich häuft, giebt mir

Die Unruh, die

Giebt mir des Stoffs genug, ſolang er ſchläft,
Soll mich beſchäftigen, ſolang er ſchläft.
Beſchäftigung genug, ſolang er ſchläft.
Was ich vorher geſagt, trift ein Albina!
Nero erklärt Brittanikus die Fehde,
Des Zwanges iſt des Zwanges müd, geliebt
Nicht mehr geliebt, er will gefürchtet ſeyn,
Geliebt zu ſeyn, er will ſich Furcht erwerben.
Brittanikus drückt ſeinen ſtolzen Geiſt!
Ich ſelbſt, ich fühl es, daß ich ihm läſtig werde!

Albina.

Ihm läſtig du? die ihm das Leben gab,
Den Thron ihm gab, den er nicht hoffen konnte!
Du, die den Sohn des Klaudius enterbt,
Und ihn den
Den glücklichen Domitius
Zum Reich berief? Alles alles ſpricht
Für Agrippina und er muß dich lieben!
Für dich, iſt er nicht ſchuldig dich zu lieben!
Er iſt dir Liebe ſchuldig!

Agrippina.

Er ſollt   Schuldig wohl!
                                        wenn er edel denkt!
Wohl iſt er das Albina! Alles ſchreibt

Ihm dieſe wenn er edel denkt,
Doch iſt er undankbar, verdammt mich alles.

Albina.

Er undankbar? Wie? Zeigt nicht ſein Betragen
Wie tief er ſeine Pflichten fühlt und kennt?
Seit dreien Jahren, daß er Rom beherrſcht,
Was hat er nicht geäuſert und gethan
Das einen großen Kaiſer nicht verſpräche?
Seit dieſen drei
In den drei Jahren, daß er Rom beherrſcht,
ſah Rom
Seit dem er herrſcht,
Die alte Zeit der Conſuln wiederkehren!
Er herrſcht ſo väterlich, Nero
Denn wie ein Vater herrſchet er! Ein Jüngling
zeigt er,
Zeigt er mit der Auguſt geendet!
Als Jüngling

Agrippina.

Ich will nicht blind ſeyn gegen ſein Verdienſt,
Wohl fängt er an ſo wie Auguſt geendet,
Verleihn die Götter, daß die Zukunft nicht

Die glückliche Vergangenheit zerſtöre,
Daß er nicht ende wie Auguſt begann.
verbirgt er ſich
Umſonſt hüllt er ſich ein, in ſeinen Zügen
Leſ ich den Stolz, den wilden düſtern Sinn.
D   Domitier! Und mit
Dem Stolz, den er aus ihrem Blut geſchöpft,
Paart er den ganzen Hochſinn der Neronen,
Den er an meinen Brüſten eingeſogen.
Stets glücklich iſt der Anfang der Tyrannen,
Auch Cajus war zuerſt die Freude Roms,
in
Eh er zu ſeinem Schrecken ſich verwandelt.
Eh er die
Und kümmerts mich, ob Nero längre Zeit
Sich ſelbſt getreu der Welt ein Muſter gebe
Tugend gebe?
Gab ich das Steuer Roms in ſeine Hand
Daß er dem Volk und dem Senat
Es nach des Volks und des Senats zu lenken
Zu lenken? Sei er Vater ſeine
Doch
will ers ſo
Sei er des Landes Vater, wenn er will,
Doch denk er etwas mehr daran

Gefällts ihm ſo, doch denk er etwas mehr
Daß Agrippina ſeine Mutter.

— Mit welchem Nahmen aber nennen wir
Die Frevelthat, die dieſer Tag beleuchtet?
wer wüßt es nicht, daß Junia
Er weiß, denn aller Welt iſt es bekannt,
Geliebt wird von Brittanikus — Das
Und dieſer Nero, den die Tugend leitet,
Läßt Junien in dieſer Nacht entführen!
Was ſoll das? Iſts die Liebe? Iſts der Haß,
Der ihn beſeelt? Iſts bloß die Freude ſie
Zu quälen? Oder ſtraft er ſie darum
Wie oder ſtraft er weil ich ſie ſchütze,
Sie weil ich ſie ſchütze?

Albina.

Du ſchützeſt ſie, Auguſta.

Agrippina.

Vollende nicht Albina!
Wohl weiß ichs, daß ich ſelbſt ſie untergrub,
Daß von dem Thron, auf den Geburt ihn rief,
Brittanikus durch mich verdränget ward,
Durch mich Silan, der Bruder Juniens
Dem Claudius die Herrſchaft zugedacht, Silan,

Silan, der
Die Hand Octaviens verluſtig gieng
Octaviens Hand und

Nero genießt die Frucht von dieſem allem,
Und ich, zum Lohn dafür, muß zwiſchen ihn
Und jene treten,

Zum Gegendienſte
Auf daß Brittanicus einſt zwiſchen mir
Und meinem Sohn das Gleiche mir erzeige!

Albina.

Welch ein

Agrippina.

Mein Hafen in dem Sturm,
Hält diß ihn nicht, iſt Nero mir verloren!

Albina.

E gegen Deinen Sohn?

Agrippina.

Er fürchte mich, damit ich ihn nicht fürchte.

Albina.

Dich ſchreckt vielleicht

Doch iſt dir Nero nicht mehr was er ſoll,
So iſt diß ein Geheimniß zwiſchen dir
Und Ceſarn und verlautet nicht zu uns.
Was Rom an neuen Würden ihm verleiht,
Mit ſeiner Mutter eilt er es zu theilen
Nichts

Dein Nahme iſt ſo heilig als der ſeine,
Der traurigen Octavia wird kaum
Gedacht, ſo hoch hat euer Ahnherr ſelbſt
Auguſtus niemals Livien geehrt —

Nero zuerſt erlaubt ſeiner Mutter
Lorbeerbekränzt die Fasces vorzutragen.
Wie kann er mehr ſein kindlich Herz dir zeigen?
Welch andres Pfand verlangſt Du ſeiner Liebe?

Agrippina.

Der Ehrfurcht weniger, des Vertrauens mehr!
Ein wenig mehr Vertraun, und minder Ehrfurcht!
All dieſe Gnaden, die er auf mich häufte,
Sie reizen nur Albina meinen Schmerz!
Die Ehren wachſen und mein Anſehn ſinkt!
Nein, nein, ſie iſt verſchwunden jene Zeit,

Da Nero noch ein Jüngling die Huldigungen
mir entgegen brachte
Des Hofs der ihn vergöttert, an mich wies
An mich des Hofes Huldigungen wies,
Der Staatsregierung ſich bei mir entlud,
Da mein Befehl den Rath verſammeln durfte,
Da hinter einem Vorhang ungeſehn
Ich dieſes Körpers mächtge Seele
Denn Nero noch der Volksgunſt ungewiß
ungewiß der
War er von ſeiner Macht nicht berauſcht!
Damals
Noch jezt ergreift mich jenes Tages Bild
Ein trauriger Tag! da Nero ſelbſt zuerſt
Geblendet ward von ſeiner Größe Glanz,
zehen
Da ihn von vielen Königen der Welt
Die Abgeſandten zu verehren kamen —
den alten Platz zu an, mich neben ihn zu ſetzen
Ich nahte mich, den altgewohnten Platz
Auf ſeinen Thron! — doch welcher böſe Rath
von
Sein Herz mir entwendet, weiß ich nicht —
Denn kurz
Doch ſchon als er von weitem mich erſah
Entſtellte finſtrer Unmuth ſein Geſicht,
Und mich ergriff das böſe Zeichen ſchnell. gleich!

Der Undankbare! Mit verſtellter Demuth
Hub er ſich ſchnell, und mir entgegen eilend
Mich zu umarmen, ſchob er liſtig mich
Vom Thron hinweg, den ich beſteigen wollte.
Seit dieſem Unfall neigt ſich meine Macht
ihrem
Mit jedem Tage ſeinem Falle zu
beſchleunigten Schritten
Sich täglich
Mir blieb der Schatten nur der alten Gunſt.
Burrhus und Seneka!
die Welt.

Albina.

Gebieterin, wenn du ſo arges wähnſt,
Warum diß Gift in deinem Herzen nähren?
Erkläre Dich mit Ceſarn
So ſchnell Du kannſt.

Agrippina.

Ceſar ſieht ohne Zeugen mich nicht mehr
Mich
Albina! Oeffentlich! trift mich die Reihe
Gelang ich zum Gehör, was er mir ſagt
Und was er nicht ſagt iſt ihm vorgeſchrieben
Von zwey die er ſich und mir

Zu Herren gab, iſt Einer ſtets zugegen.
Doch meid er meinen Anblick, wie er will
auch
Doch wie er mich vermeide, ich verfolg ihn,
Ich dränge mich ihm auf, und
Aus ſeinem Frevel muß ich Vortheil ziehn.
Horch ein Geräuſch! Man öffnet! — Auf der
Stelle
Geh ich

und iſt
Iſts möglich überraſch ich ſein Geheimniß.

Themiſtokles.

Hoffmeiſter bringt in dem Nachlaß zu Schillers Werken III. Band pag. 234, ein Blatt Themiſtokles, welches nach der Veröffentlichung Hoffmeiſter, nach deſſen lebhaftem Wunſche, geſchenkt wurde, und nach ſeinem Tod von W. v. Maltzahn acquirirt wurde wie mir dieſer erzählte.

Univ. Bibl.
München

Themiſtokles ſoll die Perſiſche Flotte gegen ſeine Mitbürger anführen, er hat es dem großen König verſprochen als er auf ſeiner Flucht bei dieſem eine gütige Aufnahme fand und gegen ſeine undankbaren Landsleute Rache brütete. Aber unterdeſſen iſt ihm ein anderer Sinn gekommen; er kann es nicht über ſich gewinnen für die Barbaren und gegen ſein Vaterland zu fechten. Da er nun nicht länger auf persiſchem Gebiete bleiben, mit ſeinem Volk aber ſich nicht mehr verſöhnen; die heiligen Obliegenheiten des Gaſtrechts nicht verletzen, noch weniger auf Unkoſten ſeiner Ehre und ſeiner Vaterlandsliebe befriedigen kann, ſo entſchliesst er ſich, als ein würdiger Grieche freiwillig zu ſterben.

Das Stück enthält die geſchäftigen Anſtalten zu einer großen Kriegsexpedition. Man erwartet eine große kriegeriſche Handlung und alles läuft auf nichts hinaus, da der, welcher die Seele davon ſeyn ſollte, ſich tödet. Beide Anſtalten, die der Perſer zum Feldzug und die des Themiſtocles zum Tode, welche jene aufhebt und vernichtet, gehen miteinander fort, und der Geiſt des Stücks iſt dieſer, daß etwas ganz anders, ſchlechthin andres erfolgt als veranſtaltet worden, und daß etwas ideales das reale zerſtört und in Nichts verwandelt.

Es wird dargeſtellt

a. Der Athenienſer Themiſtocles, der hochgeſinnte Grieche unter den Barbaren. Griechiſche und perſiſche Sitten im Contrast.

b. Themiſtokles hohes Anſehen bei den Perſern, und die Ehrenbezeugungen, die ihm von den Barbaren erwieſen werden.

c. Die Gnade des großen Königs, deſſen großes und unerſchütterliches Vertrauen zum Themiſtocles.

d. Joniſche Griechen, zwiſchen den europäiſchen Griechen und den Barbaren in der Mitte ſtehend.

e. Aechte Griechen, zwey wenigſtens, welche dem Themiſtocles ſein griechiſches Vaterland wieder vor die Seele bringen und eine heftige Sehnſucht darnach erwecken.

f. Themiſtocles Tochter Nesiptoleme, die Prieſterin der Mutter der Götter.

g. Der Neid der Perſer gegen den Themiſtocles.

h. Themiſtokles frühere Thaten und Heldenruhm. Geſchichte ſeines Exils und ſeiner Schickſale.

i. Griechenlands Blüthe und wachſender Ruhm, ſeitdem er unter den Perſern iſt. Cimons Frühling.

k. Themiſtokles erinnert ſich mit Begeiſterung der früheren Zeit. Die Schlacht bei Salamis. Olympiſche Spiele.

l. Er iſt dem großen König, den er verachtet, Pietät ſchuldig.

m. Die Griechen verachten ihn, und er liebt ſie mit heftiger Sehnſucht.

n. Ein Kind oder Enkel des Themiſtokles iſt für die Griechen begeiſtert.

o. Themiſtocles hat Sclaven und Sclavinnen. Eine hochgeſinnte Jonierin iſt darunter.

p. Er wird in dem Stücke ſelbſt von dem perſiſchen König beſchenkt.

q. Er ſtellt ein Opfer an, unter dem Vorwand ſeiner Abreiſe in den Krieg, es iſt aber ſein Todtenopfer.

r. Ein griechiſcher Philoſoph.

ſ. Griechiſche Mimen, einige Scenen aus einer verloren gegangenen Tragedie des Aeschylus, die dazu geeignet ſind, den Themiſtocles in eine rührende Begeiſterung zu verſetzen.

t. Ungeachtet er außer Handlung iſt und ſich dem Tode ſchon geweiht hat, ſo ſieht man in ihm doch ganz den herrlichen Griechen, den klugen anſchlägigen Staatsmann und Feldherrn, die hohe trefliche unzerſtörliche Natur; kurz den ganzen unſterblichen Helden. Geiſt fließt von ſeinen Lippen, Leben glüht in ſeinen Augen, Feuer und Thätigkeit iſt in ſeinem ganzen Thun.

Gräfin von Flandern.

Perſonen.

* Mathilde regierende Gräfin von Flandern.
* Gräfin von Lille.
* Graf von Aremberg.
* Floriſel von Ligne.
* Gräfin von Ligne, ſeine Mutter.
* Robert Prinz von Artois.
* Erich Prinz von Gothland.
* Alfons Prinz von Leon.
* Graf von Montfort.
Biſchoff von Ypern.
* Der Kanzler.
Robert deſſen Sohn.
* Rosmarin Floriſels alter Diener.
Jäger der Gräfin von Flandern.
* Bierbrauer, Anführer der Volksrebellen.
Bürger von Gent, und Bürgerweiber.
Soldaten.
Kammerfrau der Gräfin von Flandern.
Troubadour.

Hauptmotive fürs Theater.

1. Floriſels fürſtliche Großmuth im Zuſtand der Dienſtbarkeit.
2. Er wird zum Ritter geſchlagen und zeigt ſogleich die Geſinnung.
3. Rosmarin mit dem Antrag der Prinzeſſin fährt ab.
4. Die Erklärung und das Misverſtändniß. Großmuth der Megen.
5. Gräfin erklärt ſich mit Aremberg.
6. Montfort verſteckt und hervorſtürzend.
7. Floriſels Abſchied.
8. Floriſel. Gräfin. Die Liebenden.
9. Erichs Dummheit.
10. Kanzler und ſein Sohn.
11. Kanzler und Sohn. Lächerliches Misverſtändniß.
12. Volksaufſtand, befreit Gräfin aus Montfort's Hand.
13. Bierbrauer und Bürger. Gräfin.
14. Gräfin als Montforts Gefangene.

15. Die Staaten der Gräfin angefallen. Montfort geht.
16. Gräfin verſchwindet.
17. Rückkehr Floriſels als Sieger und Richter.
18. Schmerzliches Widerſehen der Megen.
19. Floriſels Abentheuer wenn er ſie ſucht.
20. Er und Montfort. Dieſer wird überwunden.
21. Gräfin und Floriſels Mutter. Floriſel und ſeine Mutter.
22. Die Liebenden finden ſich. Auflöſung des Irrthums.
23. Rückkehr und Freude.
24.
25.

Die Gräfin von Flandern.

Eine regierende Gräfin von Flandern wird von ihrem Volk und ihren Großen genöthigt, binnen einer kurzen Friſt die Wahl eines Gatten zu treffen, der ſie lang auszuweichen gewußt hat.

Prinz Erich von Gothland mit ſeinem Gouverneur. Ein ſpaniſcher Prinz. Ein franzöſiſcher Prinz. Zwei inländiſche Freier.

Vier mächtige Freier machen Anſprüche auf ſie, unter dieſen ſind zwey fremde Prinzen und zwey ihrer vornehmſten Vaſallen. Sie liebt keinen und fürchtet jeden.

Die fremden Prinzen machen ihre Geburt, ihre Macht, ihre Reichthümer geltend; die einheimiſchen Freier prevalieren ſich ihrer perſönlichen Vorzüge und des Staatsvortheils; die erſten ſuchen ihren Zweck durch Trotz, die andern durch Ränke zu erreichen.

Die Gräfin iſt ganz ohne Stütze, ihre Freunde ſind ohnmächtig, ihr Volk verlangt ihre Heirath und wird von den Großen aufgereizt, ſie hat keine andre Waffen als Klugheit und Liſt, ſich der verhaßten Wahl zu entledigen.

Ihre Abneigung dagegen gründet ſich nicht bloß auf ihre Gleichgültigkeit und ihren Widerwillen gegen die Freier. Ihr Herz iſt ſchon für einen andern intereſſiert, einen jungen Damoiſeau an ihrem Hof, der nicht im Stand iſt ſie zu ſchützen, der keine Anſprüche an ſie machen und den ſie nicht wählen kann, ohne ſich ſelbſt und ihn zu Grunde zu richten.

Floriſel iſt der jüngere Sohn eines ſehr edeln aber herabgekommenen Geſchlechts; er hat nichts als ſeine Ahnen, und muß am Hof ſeiner Fürſtin von ſeinen treuen Dienſten ſein Glück erwarten; aber er iſt liebenswürdig, tapfer, verſtändig und hochgeſinnt und ſeiner Gebieterin mit einer Neigung, die an Anbetung grenzt, ergeben. Von dem Vorzug, den ihm die Gräfin giebt, weiß er nichts, und ob er gleich für keine andere Dame Augen hat als für ſie, ſo iſt ihm doch

1. Gräfin von Flandern. Becker.
3. Gräfin von Megen.
4. Graf von Aremberg. Heide.
2. Floriſel. Oels.
9. Robert von Artois. Grimmer.
Prinz von Spanien. Grüer.
8. Erich von Gothland. Becker.
5. Montfort. Cordeman.
6. Rosmarin. Graff.
10. Biſchoff von Ypern.
7. Bierbrauer. Ehlers.
11. Kanzler.
12. Kanzlers Sohn.
13. Bürger.
14. Bürger.
15. Bürgerweib.
Bürgerweib.
Boten.
Soldaten.
16. Diener.
Diener.
Mutter Floriſel. Teller.

der Gedanke nie gekommen ſie zu beſitzen. Selbſt die bevorſtehende Heirath der Gräfin beunruhigt ihn nur inſofern, als er ihre Abneigung dagegen bemerkt und keinen der Bewerber für würdig genug hält, ſie davon zu tragen.

Die Aufgabe des Stücks iſt alſo eine doppelte erſtlich die zudringlichen Freier zu entfernen; zweitens dem Geliebten einen unwiderſprechlichen Anſpruch an ihre Hand zu erwerben. Dieſe zweifache Aufgabe wird dadurch in Eine verwandelt, daß Floriſel indem er durch ſeine Wachſamkeit, Treue und Tapferkeit die Unternehmungen der Freier vereitelt, ſich zugleich das höchſte Verdienſt um das Land und die Fürſtin erwirbt, und ſich als den würdigſten Gegenſtand ihrer Liebe darſtellt. Aber erſt nach den bänglichſten Proben und Verwicklungen trägt die Liſt, der Muth und die Liebe dieſen Sieg davon.

Spectakel.
1. Jagdgefolg.
2. Die Freier verſammelt.

Um die fremden Freier los zu werden bedient ſich die Gräfin mit vieler Klugheit der einheimiſchen. Dieſe haben ein Intereſſe, die ausländiſche Heirath zu verhindern, und obgleich das Volk jene begünſtiget und die Großen ſelbſt, aus Neid gegen ihre mächtigen Mitvaſallen lieber einen Fremden als einen Unterthanen zum Herrn haben wollen, ſo weiß die Gräfin doch ſich der einheimiſchen Freier ſo geſchickt zu bedienen, daß die ausländiſchen das Feld räumen müſſen.

3. Die Bürger im Schloß.
4. Die Armee zurückkehrend, militairiſchGericht.
5. DerRitterſchlag.
6. Die Verwechſlung.
7. Der Ueberfall im Cabinet.
8. Das Gefecht.
9. Der Einzug am Ende.
10.
11.
12.

Noch iſt von Floriſel gar nicht die Rede; er ſteht noch im Dunkeln und das Wohlwollen der Gräfin für ihn, das ſie nicht verhehlt, erſcheint bloß als herablaßende Güte. Doch auch jezt ſchon verliert ſie das Intereſſe ihres Herzens nicht aus den Augen, und in dieſer Epoche, wo ſeine Erhebung noch ganz unverfänglich iſt, giebt ſie ihm nicht nur Gelegenheit ſich zu ſignaliſiren, ſondern läßt ihn auch durch einen von den fremden Prinzen zum Ritter ſchlagen, der ihr gern dieſe Gunſt erweißt.

Die Gräfin erklärt ſich gegen die ausländiſchen Freier, welche auf ihre Geburt ſtolz thun, daß ſie darauf keinen Werth lege, daß ſie ihre Hand nur dem perſönlichen Verdienſt ſchenken würde.

Dadurch bereitet ſie die Erhebung ihres Geliebten vor; die einheimiſchen Freier aber unterſtützen dieſe Geſinnung aufs lebhafteſte, weil ſie dadurch zu gewinnen hoffen. Der Stolz des einen der zwey Prinzen läßt ſich dadurch wirklich rebutieren; er räumt das Feld ganz und ohne Rancune. Aber der andre der die Länder der Gräfin zu ſeinem Augenmerk gemacht hat und vom Geiß beherrſcht wird, giebt ſeine Entwürfe nicht ſo leicht auf. Wie er ſieht, daß er ſeinen Zweck nicht auf eine rechtmäßige Art erreichen kann, ſo beſchließt er per nefas ſich in den Beſitz der Gräfin und ihrer Staaten zu ſetzen. Er iſt ferox und gewaltthätig, voll Rachſucht geht er, um als Feind zu erlangen, was er als Freund nicht gewinnen kann.

Jezt alſo bleiben vor der Hand nur die einheimiſchen Freier auf dem Kampfplatz. Einer von dieſen hat die ſcheinbarſten Anſprüche und hält ſich, nach Entfernung des Prinzen, des Erfolgs für gewiß. Er hat zahlreiche Vaſallen, große Schätze, machtgebende Hof- und Staatsämter, iſt tapfer und kühn und glaubt noch perſönliche Vorzüge zu beſitzen. Auf ihm ruht der Stolz einer alten mächtigen Familie, er verſchlingt in Gedanken ſchon die Staaten der Gräfin und es wird ihm ſogar ſchwer, die humble Miene eines Freiers anzunehmen. Seine Nebenbuler verachtet er, und möchte wüthend werden, daß die Gräfin, um ſeinen Stolz zu demüthigen mit Achtung von ſeinem Nebenbuler ſpricht.

Dieſer iſt gleichfalls der Erbe eines großen Hauſes und mehr die Eiferſucht auf ſeinen Mitbewerber und die Nöthigung ſeiner Familie als eigener Stolz oder Liebe zur Gräfin führen ihn auf die Arena. Vielmehr hat ſeine Neigung ſich für eine andre edle Dame, am Hof der Gräfin, entſchieden, welches der Gräfin nicht unbekannt und eine Urſache mehr iſt, daß ſie ſich mit weniger Zurückhaltung gegen ihn beträgt.

Um ſich der Nöthigungen des Volks zu

entziehen und Friſt zu gewinnen, giebt ſie ſich alſo den Schein, als ob ſie den Grafen von Aremberg begünſtige, mit welchem ſie aber eine Explication hat und ſich ſeiner dadurch entledigt, daß ſie ihm ihr Wort giebt den Montfort gewiß nicht zu beirathen, und ihm den Beſitz ſeiner Geliebten zu verſchaffen verſpricht. Aus einem Freier der ſie drängt, wird er alſo ihr Vertrauter, ihr Freund und Beſchützer.

Die Geliebte dieſes Grafen von Aremberg, eine Gräfin von Megen, und Anverwandte der Gräfin von Flandern hat auch eine zarte Neigung zu Floriſel, welche ſie weniger verbirgt als ihre Gebieterin. Sie kann frei über ihre Hand gebieten, ſie kann ihrem Herzen folgen und ſie iſt dazu entſchloßen. Nachdem Floriſel Ritter geworden und Aufmerkſamkeit erregt hat, ſo gewinnt ſie Muth, einen Schritt gegen ihn zu thun, und ihm ihren Beſitz im Proſpekt ſehen zu laſſen. Erſt hat ſie ihn ſelbſt mit einer zarten Aufmerkſamkeit angegangen, ſelbſt in der Gräfin Gegenwart, welcher dieſer Antheil nicht entgeht, und

Eiferſucht einflößt — Nun thut ſie aber einen entſcheidenden Schritt, und weil ſie zu hoch über ihm ſteht, als daß er um ſie werben könnte, ſo ſteigt ſie zu ihm herab und läßt ihn, entweder durch den Biſchoff oder durch ſeinen Diener Rosmarin, erfahren, daß er geliebt ſey und daß er ihre Hand erlangen könne.

Rosmarin in der größten Entzückung über dieſes außerordentliche Glück ſeines jungen Zöglings und Gebieters kann nicht Worte genug finden, ſeine Freude auszudrücken, wenn er es ihm ankündigt, wird aber ordentlich böſe, wenn Floriſel ſich kalt und gleichgültig dabei bezeugt. Floriſel wird aber in die Nothwendigkeit geſetzt ſich gegen die Gräfin von Megen zu erklären.

Gräfin von F. iſt von dem Schritt ihrer Nebenbulerin unterrichtet worden und fürchtet alles. Sie iſt hier nicht bloß Weib ſondern eine empfindliche Souveraine und will es den Floriſel fühlen laſſen.

Man iſt in einem Garten. Die beiden Gräfinnen ſind auf einerlei Art angezogen. Rosmarin, im Wahn daß er die Gräfin von Megen vor ſich habe, ſagt der Gräfin v. Fl. daß Floriſel gleich da ſeyn werde.

Imagina Erbgräfin von Flandern.
Mathilde Gräfin von Lille.
Fräulein von Megen.
Floriſel von Ligne.
Seine Mutter.
Erich Prinz von Gothland,
Robert Graf von Artois
Prinz von Leon
Graf Montfort
Graf von Aremberg
Freier der Gräfin von Flandern.

Erſter Act.

1.

Mehrere Freier, ausländiſche Prinzen und inländiſche Große, halten ſich am Hof der Gräfin auf und werben um ihre Gunſt. Die falſche Gravität, der Hochmuth, die Herrſchſucht und die Ungeſchicklichkeit repræſentieren ſich in dem ſpaniſchen Prinzen, dem Grafen Robert von Artois, dem Grafen Montfort und dem Prinzen Erich von Gothland.

Eine abgeſchmackte Maſkerade des leztern hat das Pferd der Gräfin auf der Jagd ſcheu gemacht, daß es mit der Gräfin durchgeht. Floriſel einer ihrer Edelknechte rettet ſie durch ſeinen Muth und Geſchicklichkeit. Er wird von den Freiern geſchmeichelt, geprieſen und beſchenkt.

Spanier.
Artois.
Erich.
Montfort.
Megen.
Der lächerliche Freier.

A.

Bediente. Man hört Jagdhörner. Jäger erzählt.

B.

Gräfin. Floriſel. Gefolge.

C.

Floriſel. Die Diener.

D.

Floriſel. Rosmarin.

E.

Floriſel. Gräfin v. Fl.
Gräfin v. Megen.

F.

Floriſel. Biſchoff.

2.

G.

Gräfin. Freier. Floriſel, welcher zum Ritter geſchlagen wird.

Kanzlers Vortrag.

Die ausländiſchen Freier werden abgewieſen.

Floriſel gegen Robert.

H.

Erich wird abgewieſen.

I.

Montfort wird plantiert.

K.

Montfort. Erich.

Floriſel theilt das Geſchenk an die Diener der Gräfin aus, und legt nur auf eine Kleinigkeit die der Perſon der Gräfin angehörte, einen Werth. Sein Betragen kündigt eine hohe fürſtliche Geſinnung und eine Delikateſſe der Gefühle an, die ihn über alle andre Figuren erhebt. Er iſt von einem ſehr edeln aber armen Geſchlecht, ſeine Mutter lebt noch auf einem kleinen Stammſchloß, er iſt ihre einzige Hofnung. Ein alter Escudero, ein Erbſtück ſeines Hauſes, iſt zugleich ſein Diener und ſein Gouverneur. Floriſel hat die Liebe des ganzen Hofgeſindes, und ſeine Frömmigkeit macht ihn auch dem Biſchoff von Ypern, Beichtvater der Gräfin, werth.

Dieſer läßt ihn große Hofnungen faßen und ſtellt ihm gleichſam ſeine Nativität für die Zukunft; der Diener deutet rückwärts auf ſeine Kindheit und ſeinen Urſprung.

3.

Gräfin und Fräulein von Megen, ihre Dame und Freundin, haben Floriſels Galanterie und

Edelmut erfahren — Jene iſt gütig, dieſe ſchmeichelnd gegen ihn. Gräfin, von den Freiern und ihren eigenen Unterthanen gedrängt, ſpricht ihm von ihrem Widerwillen gegen eine Wahl, von dem Zwang, den man ihr anthun will. Floriſel zeigt ihr ein glüendes Devouement, läßt aber merken, daß er Montfort für den Begünſtigten halte, weil dieſer ſelbſt es behaupte. Fräulein Megen hält nur den Grafen Aremberg ihrer Hand würdig. Floriſel meint, daß keiner ſeine Gräfin verdiene, und ſie ſelbſt giebt zu erkennen, daß ſie keinen liebt; dennoch ſcheint ſie kein freies Herz zu haben. (Floriſel betet ſeine Gebieterin an, aber er hat ſich die Natur ſeiner Gefühle noch nicht geſtanden; er hält ſie bloß für Ehrfurcht und Dienſteifer; er hat noch keinen Gedanken an den Beſitz der Gräfin, und ſelbſt ihre Heirath beunruhigt ihn nur um ihretwillen.)

(Gräfin iſt über ihre eigenen Gefühle ſchon viel entſchiedener, aber eben darum hat ſie auch mehr Herrſchaft über die Aeuſerung derſelben.)

4.

Freier treten auf und becomplimentieren die Gräfin über ihre Erhaltung, dieß veranlaßt ſie, Floriſels Verdienſt zu rühmen. Sie bittet den Prinzen von Spanien ihm den Ritterſchlag zu geben; dieſer, dadurch geſchmeichelt, thut es mit ſelbſtzufriedener Gravität. Die andern ſchmücken und ehren den neuen Ritter, dem Herkommen gemäß.

Nun thut der Kanzler den Vortrag wegen der Wahl eines Gatten — Staatsurſachen und der Wille des Volks daß es geſchehe. Man will ihr die Wahl laſſen, aber ſie ſoll wählen. Er nennt einen jeden einzeln und ſeine Anſprüche.

Erklärung der Gräfin, daß die äuſern Vorzüge der Geburt und der Macht ihre Wahl nicht beſtimmen ſollen.

Montfort unterſtützt aus Selbſtſucht dieſe Erklärung.

Prinz von Spanien tritt zurück mit höflichem Anſtand.

Artois ſpricht hochmüthig, und läßt Drohungen einfließen.

Floriſel der neue Ritter behauptet mit edelm aber feſtem Anſtand die Freiheit ſeiner Gebieterin.

Artois erſtaunt über dieſe Kühnheit eines neugemachten Ritters.

Montfort und Aremberg treten auf Floriſels Seite und loben ihn. Fräulein Megen bewundert ihn, und ihre Liebe zu ihm nimmt zu. Artois entfernt ſich drohend.

Prinz Erich wird von Montfort ſpottweiſe 9
nach einer fabelhaften Braut ausgeſchickt; er nimmt
es in ſeiner kraßen Unwiſſenheit für Ernſt auf
und beurlaubt ſich.

Montfort thut nun, als wenn alles für ihn
gewonnen wäre, und triumphirt voreilig über die
abgefertigten unglücklichen Liebhaber, indem er
ſich ſchon als den Gemahl der Gräfin betrachtet.
Gräfin ſcheint anders geſinnt, und giebt dem Grafen
von Aremberg einen ſichtbaren Vorzug. Auch 10
beim Abgehen nimmt ſie ſeinen Arm an und läßt
Montfort ſtehen.

Dieſer fühlt ſeinen Stolz ſehr gekränkt und iſt wüthend — Erich kommt noch einmal zurück, ihn wegen der fabelhaften Prinzeſſin noch um etwas zu befragen, welches in dieſem Augenblick eine empfindliche Perſiflage ſeiner eigenen getäuſchten Erwartung iſt —

11 Montfort geht voll Zorn, und Erich beſchließt den Act, oder die Scene.

Fräulein von Megen bewillkommt Floriſel den neuen Ritter, zeigt ihm einen zärtlichen Antheil und bringt ihn auf die Liebe. Er dürſtet nach Thaten um etwas Großes, um ſeiner Gebieterin würdig zu werden.

12 Gräfin und Fräulein haben ſich eine Confidence zu machen. Die Rede iſt von Aremberg und Floriſel. Fräulein läßt ihre Parteilichkeit für den leztern merken. Gräfin zeigt Eiferſucht darüber und wird beinahe empfindlich über ihre Freundin, doch weiß ſie ihr Geheimniß noch ziemlich vor ihr zu verbergen — Aremberg kommt und das Fräulein entfernt ſich.

13 Gräfin ſpricht dem Aremberg von ſ. Bewerbung um ſie, zeigt ihm, daß ſie ihn hochſchäzt, aber daß ſie recht gut wiſſe, daß nicht

ſeine eigene Neigung, nur die Rivalität mit Montfort und die Inſtigationen ſeiner Parthei ihn auf den Kampfplatz geſtellt. Sie ſagt ihm, ſie wiſſe wohl, daß er ſie nicht liebe, er liebe das Fräulein von Megen. Sie giebt ihm ihr Wort daß Montfort nie ihre Hand erhalten werde, daß er alſo ſeiner Bewerbung quitt ſei — Sie verſpricht ihm ihre Dienſte bei dem Fräulein, beide ſcheiden als die beſten Freunde und Montfort der am Schluß hereintritt ſieht den dankbaren Grafen ihre Hand mit Leidenſchaft küſſen.

Montfort und Aremberg.

Dieſer läßt den ſtolzen Gegner in ſeinem Irrthum, als ob er von der Gräfin begünſtigt wäre, und geht ab.

Montfort

Montfort und Floriſel? M. weitentfernt dieſen für ſ. Nebenbuler zu halten ſucht ihn ſich zu attaſchieren. Er möchte ihn gegen Aremberg aufbringen, wozu F. nur zu ſehr geneigt iſt, aus heimlicher Eiferſucht — darinn beſtärkt ihn der erhaltene Befehl an den ** Hof zu gehen.

14 Das Fräulein hat unterdeſſen einen Schritt gethan, dem Floriſel Hofnung auf ihre Hand zu geben.

Monolog des Alten, wenn er ſeinen jungen Ritter erwartet.

Rosmarin, der alte Diener Floriſels iſt über das glänzende Glück ſeines Herrn ganz außer ſich, denn das Fräulein iſt nach der Gräfin die erſte Parthie in Flandern, und dabei voll perſönlicher Vorzügen. Floriſel iſt aber nicht ſo entzückt, als es ſein Diener erwartet und dieſer ärgert ſich über dieſe Gleichgültigkeit —

Der Biſchoff kann auch dazu gebraucht werden.

Geſchichte der Troubadours ꝛc.

Bis zum feindl. Einfall 40. 38.
Volksaufruhr ꝛc. 7. 6.
Bis zur Ankft d. Ar. 7. 6.
Soldaten. Biß zur Entf. Floriſels. 7. 7.
Letzter Akt 16. 15.
77. 72.
80.

Gräfin von Lille ſchickt dem Floriſel ihre Farbe.

Gräfin übt eine unſchuldige Liſt aus, um hinter das Geheimniß Floriſels und ihrer Nebenbulerin zu kommen. Es iſt kein prämeditirter Betrug, aber ſie benutzt die Gelegenheit, die der Zufall ihr darbietet. Rosmarin kann ſie mit der Gräfin verwechſeln, und dieß bringt ſie nun natürlich auf den Gedanken ſich für jene auszugeben.

15 Floriſel glaubt mit dem Fräulein zu ſprechen und ſchlägt ihre Hand aus. Die Aehnlichkeit des Anzugs und der herabgezogene Schleier täuſcht ihn; auch iſt er nicht frei und unbefangen genug, um ſcharfſichtig zu ſeyn. Die Stimme der verſchleierten Dame entdeckt ihm zuletzt die Gräfin, er erſchrickt, und da ſich das Fräulein nun zugleich nähert, ſo entfernt er ſich ſchnell.

16 Das Fräulein durchdringt zugleich den geſpielten Betrug und das Herzensgeheimniß der Gräfin, ſie beträgt ſich dabei zart und großmüthig edel, Gräfin fühlt ſich zugleich beſchämt und gerührt, ihre Herzen ergießen ſich, das Fräulein erſcheint im ſchönſten Licht einer edeln uneigennützigen Freundin; ſie giebt den Wünſchen der Gräfin nach, Aremberg glücklich zu machen. Ueber die Mittel, Floriſel empor zu bringen wird deliberiert, und ſeine Entfernung an einen berühmten Hof beſchloſſen, wo er ſich Ruhm erwerben ſoll.

III. Act.

Dem Montfort fällt ein Billet der Gräfin an Aremberg in die Hände, worinn ſie ihm ſein Glück verkündigt und ihn zu einer Zuſammenkunft einlädt. 17

Fioriſel iſt ſich jezt ſeiner Leidenſchaft für die Gräfin bewußt worden.

Montfort in eiferſüchtiger Wuth entſchließt ſich zu horchen, und läßt ſich von einer treuloſen Kammerfrau im Cabinet der Gräfin verſtecken.

Gräfin mit ihrem Kanzler, der auf den Einfall kommt, ſie für verliebt in ſ. Sohn zu halten. 18

Gräfin. Fräulein von Megen. Aremberg. Dieſer empfängt von der Gräfin die Hand des Fräuleins, ſein Glück. Gräfin ſegnet dieſe Verbindung und ſpricht von ihrer eigenen Lage mit Wehmut. 19

20 Montfort ſtürzt hervor, zu ihren Füßen.

Sie flieht erſchreckt, er hält ſie, ihr Schrecken macht dem Unwillen Platz. Er entſchuldigt ſeine Zudringlichkeit mit der Stärke ſeiner Liebe, ſie bleibt unverſöhnlich, er erniedrigt ſich, ſie zeigt ihm nichts als Verachtung und ſchickt ihn fort. Er iſt glücklich und unglücklich zugleich; jenes weil er Aremberg nicht mehr zum Nebenbuler hat.

Floriſel kommt dazu. Montfort ſucht ſich der Gräfin durch eine Gunſt oder eine bisher verweigerte Gerechtigkeit die er dieſem erzeigt, gefällig zu machen. Floriſels edles Benehmen gegen den Grafen.

21 Floriſel erhält, nachdem Montfort weg iſt, Befehl von der Gräfin ſich an den ** Hof zu begeben. Er iſt troſtlos, daß er aus ihren Augen verbannt werden ſoll, und es beruhigt ihn nicht, daß er Zeichen von ihrer Gnade erhält, daß ſie ihn als einen Mann und Herrn behandelt; vielmehr iſt ihm dieſe Veränderung ihres Betragens von der ſchlimmſten Vorbedeutung.

22 Fräulein Megen macht ſich anfangs eine muthwillige Freude daraus ihn zu necken, bald

aber rührt ſie der Ernſt ſeines Schmerzens und ſie ſucht, ihm Troſt einzuſprechen.

23 Der Kanzler kommt mit ſeinem Sohn, und giebt ihm Lehren wegen ſeiner künftigen Erhebung. Ein komiſches Intermezzo. Gräfin hat dem Sohn des Kanzlers Floriſels Stelle gegeben, dieſes hält der alte Bonhomme für ein Acheminement zu der Heirath, und beide machen ſich durch ihren eiteln Hochmuth lächerlich.

24 Floriſels leidenſchaftlicher Abſchied von dem Ort ſeiner Liebe. Rosmarin iſt bei ihm.

Abſchied der Gräfin von Floriſel — Sie zeigt ihm ihre Liebe. Er iſt auf dem Gipfel ſeines Glücks. 25

Ihre Verzweiflung, wenn er weg iſt, ſie
26 zeigt ihre ganze weibliche Schwäche. Nun will
ſie ſich vor Montfort in Sicherheit ſetzen, und
einen andern Aufenthalt wählen, aber ſie entdeckt,
daß ſie ſo gut als eine Gefangne iſt, und
Ariſtokratiſche Macht. in Montforts Gewalt. Sie will als Souveraine
mit ihm ſprechen, aber er eludiert ihre Erklärung
und unter dem Schein für ſie zu ſorgen, hält

er ſie gewaltſam. — Megen erbietet ſich, ſie zu befreien, ſie will es nicht haben — Die Rede iſt von einer Appellation an das Volk; ſie fürchtet es. Endlich nimmt ſie ihre Zuflucht zur Verſtellung.

Montfort bedient ſich ſeines Anſehens, um 27 die Gräfin unter dem Schein für ſie und den Staat zu ſorgen, ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Sie iſt ſo gut als ſeine Gefangne, ihre eignen Diener gehorchen dem Montfort mehr als ihr ſelbſt, ariſtokratiſche Unterdrückung. Sie ſucht vergebens, aus ſeiner Gewalt zu entfliehen.

Aremberg und ihre andre Freunde erbieten ſich zwar, ſie in Freiheit zu ſetzen, aber ſie fürchtet die gewaltſamen Folgen und unterſagt es ihnen. Sie nimmt ſich in Acht, den Montfort zu ſehr zu reizen und folgt ihm gutwillig in der Hoffnung, ſich dieſes verhaßten Zwanges auf eine andere Art zu entledigen.

Das lächerliche Mißverſtändniß des Kanzlers vermehrt ihre Verwirrung, da es ſich ihr in einem Augenblick entdeckt, wo ſie Schutz und Rath verlangte.

In dieſem Zeitpunkt geſchieht der feindliche
28 Einfall Roberts von Artois.

Montfort als Feldherr muß in den Krieg, die Staaten der Gräfin zu vertheidigen. Eh er geht, wendet er noch alles an, ſich der Hand der Gräfin zu verſichern, da ſie aber ſtandhaft bleibt, ſo läßt er ſie ſo gut als eine Gefangene zurück, und geht um gegen den Feind zu marſchieren.

Floriſel nach ſeiner Trennung von der Gräfin wird ſchnell zum Ritter ausgebildet, thut große Thaten und erwirbt ſich Länder und Ehre. Er ſammelt Ritter, wird ihr Anführer, und befindet ſich ſo im Stand die geſchlagene Armee des Montfort zu verſtärken.

IV. Act.

Die Bürger von Gent ſprechen von dem Krieg; der Krieg geht unglücklich. Montfort wird geſchlagen, Artois macht reiſſende Fortſchritte und bedroht Gent, indem er zugleich durch ſeine Emmiſſairs einen Volksaufſtand zu erregen ſucht.

Die Furcht vor Montfort macht dem größern 29 Schrecken vor dem Feinde Platz. Das Volk erobert das Schloß, wo Montforts Diener die Gräfin gefangen halten, dieſe aber ſtürzt von der ariſtokratiſchen Tyrannei unter die demokratiſche. Sie ſoll dem Artois ihre Hand geben, bleibt aber ſtandhaft.

Man kündigt der Gräfin die Freiheit an, aber ſie vertauſcht nur die Sklaverei mit einer andern.

Komiſch-fürchterliche Scenen der Volksherrſchaft. Gräfin unter den Bürgern. Ein Volksanführer. Lächerliches Betragen des Pöbels,

Es werden doch Exzeſſe begangen.

Klugheit der Gräfin. Sie ſucht umsonst, einen aus dem Volk zu beſtechen; ihre Flucht mislingt.

Die Bürgerwache in den vornehmen Zimmern.

Aremberg hat ſich entſchloßen, aus [auf?] dem Schloß in der Nähe der Gräfin zu bleiben, um ſie zu vertheidigen.

Montfort erſcheint wieder in Gent, nachdem er geſchlagen.

[Auf einmal kommt Nachricht von der Niederlage des Feinds und einer völligen Endigung des Kriegs durch den Tod des Prinzen von Artois. Floriſel iſts, der an der Spitze von dreihundert Edelleuten den Sieg entſchieden. Die flüchtige Armee des Montfort ſammelt ſich unter seinen Fahnen, alles ſtrömt ihm zu. Soldatengunst, er iſt im Anzug gegen Gent.

Aber in eben dieſer Nacht iſt die Gräfin mit Megen unſichtbar worden. Verzweiflung des Aremberg; Conſternation des Volks, Jammer des alten Dieners. Ende des 4ten Akts.

Im fünften Akt erſcheint Floriſel als Feldherr in der Stadt, die ſich vor ihm und seinen

Soldaten demüthigt. Er richtet die Verbrecher. Er erfährt die Verſchwindung der Gräfin, den böſen Verdacht, den das tiefe Schweigen des Aremberg und die Zunge ſeines Dieners ausdrückt. Er kann an der Gräfin nicht zweifeln und geht ab, ſie aufzuſuchen.]

Auf einmal kommt Nachricht von einer Niederlage des Feindes und einer völligen Endigung des Kriegs durch den Tod des Artois.

Die lächerliche Furcht der Bürger.

Floriſel iſts, der an der Spitze von 500 31 Edelleuten den Sieg entſchieden, die flüchtige Armee des Montfort ſammelt ſich unter ſeinen Fahnen, er iſt im Anzug gegen Gent. Gunſt der Soldaten. Ein Offizier des Floriſel bringt dem Fräulein dieſe Nachricht.

Der Zuſchauer iſt auf dem Gipfel der Freude, und wird auf einmal zurückgeſtürzt.

Aber in eben dieſer Nacht iſt die Gräfin 32 und der Graf von Aremberg unſichtbar worden.

Das Räthſelhafteſte daran iſt, daß das Fräulein nichts davon weiß, ſonſt könnte man glauben, daß Aremberg ſich mit der Gräfin durch die Flucht gerettet. Aber warum hätte

Montfort vollendet dieſe Entführung.

ihr Geliebter, hätte die Gräfin ſie zurücklaſſen ſollen.

Montfort iſt gegenwärtig, auf ihn kann daher der Verdacht nicht wohl fallen. —

33 Siegender Einzug der Armee — Militäriſche Obergewalt — Floriſel als Feldherr richtet die Rebellen und erſcheint als höchſte Obrigkeit, man ſieht ihn anticipando als Grafen von Flandern.

34 Sein treuer Diener berichtet ihm die Verſchwindung Arembergs und der Gräfin und zeigt einen böſen Verdacht.

35 Seine Zuſammenkunft mit dem Fräulein von Megen. Ihr ſtummer Schmerz klagt die Gräfin mehr an, als Rosmarins Zunge.

Er leidet tief, kann aber die Gräfin nicht für ſchuldig halten. Er entfernt ſich heimlich mit ſeinem Diener, ſie aufzuſuchen. Sein Gelübde, wenn der Himmel ſie ihn finden läßt.

V. Act.

Schickſale der beiden Verlorengegangenen.

Die Gräfin und Floriſels Mutter kommen zuſammen. Gräfin giebt ſich dieſer nicht gleich zu erkennen, eine äußerſt rührende Situation.

Floriſel kommt zu ſeiner Mutter, ohne zu ahnden, daß die Gräfin dortſeyn werde. Er erfüllt die kindliche Pietät.

Aremberg iſt auch von der Gräfin getrennt und ſucht ſie.

Gräfin iſt durch ihre Klugheit oder auch durch ein wunderbar glückliches Ereigniß aus den Händen ihres Räubers entkommen.

Montfort und Floriſel gerathen aneinander, fürchterliche Wuth, Montfort ſoll dem Floriſel den Aufenthalt der Gräfin entdecken, aber er ſtirbt ohne es zu thun.

Ein Troubadour kommt vor.

Eine Jagd.

25 Aremberg iſt verwundet und gefangen. Ima-
14
15 gina iſt auf eins von Montforts Schlöſſern ge-
17
15 bracht, wo man ihr heftig zuſezt, dem M. ihre
—
86 Hand zu geben —

Schickſale des Floriſel, der die Gräfin aufſucht.

Gemüthszuſtand eines unglücklichen Liebenden.

Verkleidung.

Gräfin erwählt den Floriſel zu ihrem Feldherrn.

Das Volk wird aufrühriſch über dieſe ſchlechte Wahl, u. verlangt, die Gräfin ſoll ſie widerrufen und Montfort dafür wählen.

Die Gräfin iſt geraubt, wenn Floriſel als Sieger zurückkommt. Montfort iſt da, aber Megen iſt verſchwunden.

Montfort hat ſie nicht geraubt, aber wer? Der Verdacht fällt auf Megen, und man muß glauben, daß die Gräfin ſeine Mitſchuldige ſei.

[Montfort bedient ſich der Macht, die ihm ſeine Stelle giebt um die Gräfin gleichſam als Gefangene zu halten. Sie iſt in keiner geringen Bedrängniß, beſonders hat ſie auch für Floriſel zu fürchten, wenn Montfort ihrer Liebe auf die Spur kommen ſollte — Sie denkt darauf, ihm zu entfliehen und ſich unter Megens Schuz zu begeben. Er bedeckt ſeine Gewaltthätigkeit mit der Pflicht ſeines Amts, mit der Sorge für ihre Perſon und für die Ruhe des Staats.

Montfort hat verſucht ſich der Gräfin mit Gewalt zu bemächtigen, es iſt durch Floriſels Wachſamkeit und Entſchloſſenheit fehlgeſchlagen und Montfort hat ſich davon gemacht. Dieſen Feind iſt die Gräfin los und in demſelben Augenblick tritt der ausländiſche Feind auf.

Artois macht reißende Fortſchritte und erregt zugleich das Volk; dieſes wird aufrühriſch und verlangt, die Gräfin ſoll der Noth ein Ende machen, und dem Mächtigen ihre Hand geben. Es gehört etwas dazu, ſtandhaft zu bleiben — Was thut hier Montfort? Er muß vorher entfernt werden; auch Floriſel iſt weg und in den Krieg, nur Megen iſt da, aber zu ohnmächtig — Gräfin bleibt feſt und denkt nur darauf, aus der Gewalt loszukommen. Sie iſt hart eingeſchloſſen und von trotzigen Unterthanen.

Die Gräfin verbindet den Grafen Megen mit dem Fräulein, ſie wünſcht ihnen Glück zu ihrer Liebe, und beide wünſchen ihr auch Glück in der Liebe. Man weiß, daß Montfort dieſe Scene behorcht. Nun entdeckt er ſich entweder ſelbſt aus Ungeſtüm des Charakters, oder der Zufall entdeckt ihn. In beiden Fällen entrüſtet ſich die Gräfin aufs äuſerſte, ſie flieht, er will ſie halten, ihr nacheilen, ſie ſpricht als Gebieterin.

Er ſteht verlegen, verwirrt, ärgerlich über ſich ſelbſt und doch zufrieden, daß er Megen nicht mehr als ſeinen Nebenbuhler weiß. Er hofft, die Gräfin, die keinen andern liebt, zu beſänftigen. Er bittet jene beiden um ihr Fürwort, er will alles thun, was der Gräfin gefallen kann — (Hier kann etwas zum Vortheil Floriſels geſchehen)

Wie er mit der Gräfin zuſammen kommt, zeigt ſie ſich unverſöhnlich, er entſchuldigt ſich mit der Heftigkeit ſeiner Liebe, er erniedrigt ſich vor ihr, ſie läßt es ihn fühlen und bleibt unverſöhnlich. Ihr iſt dieſer Anlaß zum Bruch ſehr willkommen.

Ein Dritter, etwa der Kanzler, kann dazu kommen, ſie erklärt in deſſen Gegenwart, daß Montfort nichts zu hoffen habe, daß ſie nicht misbandelt ſeyn wolle.]

Vereinigung der Liebenden und glückliches

Ende. Die Zurückkunſt muß ein Freudengenuß, ein Feſt ſeyn, es muß zu dem langen Streben und Ausharren ein Verhältniß haben. Oberons Schluß. Das Volk zieht den Wagen; den Verbrechern wird verziehen. Floriſel begrüßt mit Rührung die bekannten Orte, iſt freundlich gegen die, die vorher ſeines Gleichen waren, der Biſchoff überreicht ihm die Inſignien, er kniet nieder davor. Floriſel hat in der Angſt um die Gräfin ein Gelübde gethan, welches die Entwicklung auf eine intereſſante Art verzögert, und eben dadurch rührender und reizender macht.

Die Aremberg empfängt ihre Freundin,

— — — — — — — — — —

Zu erfinden iſt:

1.) Wie die Gräfin mit Aremberg verſchwindet.

2.) Wo ſie beide in der Zwiſchenzeit hinkommen, daß ihre Spur ſich nicht findet (Aremberg muß anſtatt dadurch zu verlieren, ſehr gewinnen)

3.) Was Floriſel, ſie ſuchend, unternimmt.

4.) Montforts Cataſtrophe.

5.) Floriſels frommes Gelübde.

6.) Erichs Ungeſchicklichkeit am Anfang und Floriſels Verdienſt um die Gräfinn.

Floriſel gelangt auf ſeinen eigenen Weg zu Gütern und Land und Titeln, er heißt am Ende Graf und iſt der Gräfin nun an Reichthum ſo nahe gekommen als Aremberg, von Montforts Beſitzungen nimmt er nichts an, er erlangt ſeine Güter auf einem viel ſchönern Weg.

Seine ſchöne Kindlichkeit gegen ſeine Mutter. Seine Frömmigkeit und Andacht, aber auch furchtbar und ſtreng zeigt er ſich einmal, wenn er Richter iſt, kühn gegen Artois, ſchrecklich gegen Montfort.

Eine höhere Hand iſt im Spiele, deren Organ ein Mönch iſt, Träume und Viſionen. — Das Chevalieresſe in Floriſels Erziehung.

Actus I.

Treſſan.

1. Schloßhof. Zurückkunft der Gräfin von einer Jagd, wo bald ein großes Unglück geſchehen. Jäger erzählt dem Hofgeſinde die Gefahr der Fürſtinn, die Sottiſe des Prinzen Erich, ihre Errettung durch eine muthige That des Floriſel: aber eine auſſerordentliche That. Freude aller ſowohl über die Rettung der Gräfin, als über den Floriſel, dem man den Ruhm davon am liebſten gönnt.

2. Floriſel geſegnet von dem Biſchoff, geprieſen von allen, kommt mit einem Schleier der Gräfin, den er bei der Gelegenheit habhaft geworden. Gräfin, die Prinzen, darunter der lächerlich vermummte Erich, treten auf. — Große Gunſt des Floriſel, ſeine Beſcheidenheit und Anmuth. Er

allein iſt nicht über ſeine That verwundert, nur über das Glück entzückt ihr gedient zu haben.

3. Geſchenk des ſpaniſchen Prinzen, er vertheilt es, obgleich ohne Stolz zu zeigen, an die andern und hält ſich an den Schleier der Gräfin.

4. Der Biſchoff prophezeit ihm ſein Glück, weil er die Gnade Gottes und ein kindliches Herz beſitze. Eine kurze Erwähnung ſeiner Mutter und der Nothwendigkeit, in der er ſich befindet, durch Verdienſte ſeinen Weg zu machen.

1. Scene.

Exponiert wird:
1. Erichs Albernheit.
2. Floriſels Muth u. Eifer.
3. Seine Gunſt bei allen.
4. Liebe aller zur Gräfin.

Almoſenier.
Haushofmeiſter.
Hoffräulein.
Stallmeiſter.

Schloßhof. Man hört Jagdhörner in der Ferne. Ein Jäger der Gräfin kommt und erzählt dem Hausgeſinde oder Hofgeſinde das Abentheuer der Gräfin auf der Jagd, welches durch eine abgeſchmackte Maſkerade des Prinzen von Gothland veranlaßt wurde — ihre Gefahr und ihre Rettung durch Floriſel den Damoiſeau der Gräfin. Alle die zuhören freuen ſich und ergieſſen ſich in Floriſels Lob.

2. Scene.

Gräfin kommt in Jagdkleidern mit ihrem Gefolge, worunter Floriſel iſt. Man lacht über Erich, man rühmt den Damoiſeau und die Gräfin giebt ihm ihr Wohlwollen lebhaft zu erkennen. Er hat ſich in Beſitz von etwas geſetzt [gezeigt?], das der Gräfin angehört, und was ihm unendlich werth iſt. Er ſteht da überſchüttet und überglänzt von der Gnade ſeiner Gebieterin. Noch ſcheint es nur Gnade; er der Diener und ſie die Fürſtin. Unter dieſem Geſichtspunkte betrachten es alle und gönnen ihm, dem armen Edelman dieſes Glück. —

3. Scene.

Wenn die Gräfin fort iſt, kommt ein Abgeordneter von dem ſpaniſchen Prinzen, welcher dem Floriſel ein reiches Geſchenk von ſpaniſchen Dublonen überbringt. Der hochmüthige Prinz will dadurch daß er den Retter der Gräfin fürſtlich belohnt, eine Galanterie gegen dieſe zeigen und ſeinen Stolz dadurch kitzeln. Floriſel verſchenkt das Goldſtück unter die anweſenden Hofdiener, welche ſich um ihn verſammelt haben. Ihn beglückt bloß eine Kleinigkeit, die der Gräfin angehörte.

4. Scene.

Floriſel hat ein Geſpräch mit Rosmarin ſeinem alten Diener und Mentor, wodurch man in ſeine Herkunft und Perſonalien rührend zurückgeführt wird.

5. Scene.

Der Biſchoff von Ypern ſegnet den jungen und frommen Damoiſeau und verheißt ihm alles Schöne und Herrliche von der Gnade des Himmels.

6. Scene.

Gräfin von Flandern und von Megen kommen im Geſpräch. Sie haben Floriſels Edelmuth erfahren und loben ihn. Er antwortet groß und fürſtlich, wie ein Menſch der nur von den höchſten Gefühlen belebt iſt. Er wünſcht ein Ritter zu ſeyn. Er ſpricht der Gräfin von ſeiner Mutter, ſie äuſert eine lebhafte Begierde ſein Geſchlecht zu kennen.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Schloßhof.

Man hört blaſen. **Hofdiener** treten auf. Gleich darauf **Stallmeiſter.**

Hofdiener.

Hört ihr, ſie ſinds. Sie ſind zurück vom Jagen!

Andre.

Stallmeiſter.

unbeſchädigt

Sie lebt! Sie iſt gerettet!

Hofdiener.

Wer? Was giebts?

Stallmeiſter.

Bald kam ſie uns nicht lebend mehr zurück!

Hofdiener

Die Herzogin von Zelle.

In dem Verzeichniß von Schillers Hand als 5 bezeichnet.

Ideen

zu einem Trauerſpiel:

Die Herzogin von Zelle.

Aus dieſem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzeßin vollkommen rein erhalten wird und *kein* Liebesverſtändniß zwiſchen ihr und Königsmark ſtatt findet.

Das tragiſche Intereſſe gründet ſich auf die peinliche Lage der Prinzeßin im Hauſe ihres Gemahls und am Hof ihrer Schwiegerältern. Mit einem Herzen welches Liebe fodert und im Hauſe ihrer Aeltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt iſt ſie an den Hof zu Hannover unter Menſchen gekommen, welche für nichts Sinn haben als für ihre Fürſtlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauſes. Als die Tochter einer bloßen adelichen (denn ihre Mutter war nicht fürſtlichen Geblüts) wird ſie an dem ſtolzen Hof zu

Hannover mit Verachtung angeſehen. Ihr Gemahl hat ſie nicht ſelbſt, viel weniger aus Liebe gewählt; bloß um die Erbſchaft des Herzogthums Zelle ſich nicht entgehen zu laſſen hat die Churfürſtin ihre Abneigung gegen ein ſolches Mißbündniß überwunden und die Prinzeſſin ihrem Sohn zur Gemahlin gegeben. Für ihre Perſon iſt ſie alſo unwillkommen in dieſem Fürſtenhaus, ihrem Gemahle der ſie nicht gewählt hat und der ſchon in der Gewalt einer Mätreſſe iſt, iſt ſie gleichgültig und wird ihm bald durch ihre Empfindlichkeit läſtig.

Die Prinzeſſin iſt in einer Lage, worinn viele ihres Standes ſich befinden. Es blieb ihr alſo eins von dieſen beiden zu thun:

Entweder ſich mit Klugheit der Verhältniſſe Meiſter zu machen, in denen ſie einmal iſt und folglich jene Menſchen nach [illegible] Weiſe zu beherrſchen

Oder wenn ſie dazu nicht den Charakter hatte, ſich mit der gewöhnlichen Paſſivität und Ergebung in dieſen Zuſtand zu reſignieren. Eins von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber für das erſte denkt ſie zu ſtolz und zu edel, und für das zweite iſt ſie zu lebhaft. Sie hat im väterlichen Haus die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, ſie iſt ſich ihrer Vorzüge bewuſſt und die Vernachläſſigung, die ſie erfährt, kränkt ſie aufs tiefſte. Und eben, weil ſie eine edle Natur iſt, ſo verſchmäht ſie es, ſich zu der Armſeligkeit der Menſchen, mit denen ſie zu thun hat, herabzulaſſen, ſie pocht auf ihr Recht, ſie hüllt ſich bloß in ihre Unſchuld und natürliche Würde, wofür jene keinen Sinn haben. Ihr lebhafter Verſtand läſſt ihr die Gemeinheit um ſich herum lebhaft fühlen und ſie ſchont ſie nicht, dadurch aber bringt ſie nur Haß und Erbitterung hervor.

— — — — — — — — — — — — — —

Sophie iſt eine edle Natur, in gemeine kleinliche herzloſe Verhältniſſe geworfen. Sie würde das Glück eines edeln Mannes gemacht haben, aber das Schickſal hat ſie zur Gattinn eines gemeinen Alltagsmenſchen gemacht, der für ihren Werth keinen Sinn hat, der in den Schlingen einer ſchlechten Perſon iſt, dem jede ſchöne freie Menſchlichkeit fremd iſt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihr erſter Gedanke iſt, da ſie es an dem Hof zu Hannover nicht mehr ertragen kann ſich in die Arme ihrer Aeltern zu werfen.

Dieſe befinden ſich eben auf einem Beſuch zu Hannover, wo die politiſche Vergrößerung dieſes Hauſes ſo eben alle Gemüther beſchäftigt. Denn der Kaiſer hat dem Herzog die Churwürde zugeſagt und in England hat man die Herzogin von Hannover zur Succeſſion in dieſem Königreich berufen. Beide Ereigniſſe werden als höchſt erfreulich gefeiert und ein glänzendes Hoffeſt iſt deſshalb veranſtaltet. Aber ſelbſt dieſes fröhliche Familienereigniß führt eine Kränkung der Prinzeſſin herbei. Denn die Herzogin von Hannover ganz von königlichen Hofnungen trunken macht ihr ein Verbrechen aus ihrer Gleichgültigkeit, und läſſt ihr fühlen, daß ſie ſie des ſie erwartenden Glücks für unwürdig halte und wirft einen beleidigenden Seitenblick auf ihre Geburt. Sophia fühlt bei dieſer öffentlichen Freude nur ihr häußliches Unglück, denn eben jezt iſt ihr von ihrem Gemahl und ſeiner Maitreſſe eine empfindliche Kränkung widerfahren.

Eben jezt alſo, wo ihr die ſchönſten Hofnungen zu blühen ſcheinen, wo das Haus Hannover dem höchſten Glanz entgegen geht, überraſcht ſie ihre Aeltern mit der unerwarteten Bitte, ſie wieder bei ſich aufzunehmen. Dieſer Widerſpruch ihres Zuſtandes mit dem öffentlichen giebt eine tragiſche Situation: verlaſſen will ſie dieſes Haus gerade in dem Momente, wo es das höchſte Glück ſcheint ihm anzugehören, und ohne daß ſie für Glanz und Größe unempfindlich wäre.

Ihrem Vater thut ſie zuerſt dieſes Geſtändniß, und wie ſie ihn unbeweglich findet, dann beſtürmt ſie das mütterliche Herz.

Aber ihre Mutter hat ſich vergebens ihrer bei dem Vater angenommen. Der Herzog von Zelle ſteht unter der höhern Influenz der Churfürſtinn und iſt ſelbſt gegen ſeine Gemahlin dießmal ſtreng und hart. Mutter und Tochter vermiſchen ihre Thränen und die Prinzeſſin muſs ihre Aeltern abreiſen ſehen.

Wenn dieſe weg ſind und die Feinde der Prinzeſſinn über ſie zu triumphieren glauben, ſo rafft ſie ſich zu einem edeln Entſchluß zuſammen. Sie will ihren Gemahl zurückführen, ſie will ihn gewinnen oder doch von ſeinem Unrecht überzeugen. In dieſer Abſicht ſucht ſie ihn auf und ſucht ſich ihm zu nähern. Sie ſchmückt ſich, um ihre Schönheit geltend zu machen, um ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln, um ſeine Eitelkeit zu reizen. Auch trägt ſie wirklich einen Triumph davon, und iſt nahe daran, ſeine Neigung zu erobern.

Königsmark wird von dem Liebespfeil getroffen, der auf ihren Gemahl gerichtet war.

Der Triumph der Prinzeſſin macht ihre Feindinnen nur deſto erbitterter gegen ſie. Sie bringen den Churprinzen dahin, daß er ſeine Gemahlin empfindlich beleidigt, und gerade in dem Moment, wo ſie ſich ihm aufrichtig nähern wollte. Ihr Herz wendet ſich nun ganz entſchieden von ihm ab.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Handlung beſteht alſo darinn, daß die Prinzeſſinn mit einer lebhaften Natur und zur duldenden Reſignation weniger fähig anfangs 1) gegen ein drückendes Verhältniß ſtrebt, und da ſie umſonſt verſucht, einen liebloſen Gemahl zurückzuführen, weil er ſelbſt gemein zum gemeinen hingezogen wird, da ſie gerade durch ihren Widerſtand dagegen ihr Verhältniß nur mehr verſchlimmert, 2) es zu zerreiſſen und in die väterlichen Arme zurückzukehren ſucht, welches wieder mislingt und durch die Maaßregeln kleinlicher Politik vereitelt wird, ſo daſs ſie 3) einen gewaltſamen Entſchluß ergreift

(Ihr Unglück und ihr Fehler iſt, ſich entweder nicht mit gemeiner Klugheit der Verhältniſſe Meiſter machen oder nicht mit gemeiner Paſſivität und Ergebung darein ſchicken zu können.

Eins von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber ihr Gemüth iſt nicht von dieſer Art. Sie hat im väterlichen Hauß die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, ſie war die Liebe der Menſchen,

— — — — — — — — —

Kurz ſowohl ihre ſchöne edle Natur widerſtrebt dieſem Zuſtand, als auch ihre verzeihliche Eigenliebe und ihr Stolz können ſich nicht leidend darein ergeben. Dazu kommt, daſs eine beredte Zunge, die ihrer Hofdame und noch mehr die ihres Freundes ihren Unwillen ſchüren.

Sie muß aber auch etwas zu erleiden haben, was ſich ſchwer ertragen läßt.)

— — — — — — — — — — — —

Der Fürſtenſtolz des Churprinzen kehrt ſich auch einmal gegen ſeine Maitreſſe, und er ſagt ihr einige harte Dinge, indem er ſie neben ſeiner Gemahlin herabſezt. (Indem die Mätreſſe des Chur-Prinzen von ihm beleidigt iſt, iſt die Buhlerin des Churfürſten von dem Königsmark beleidigt worden. — Davon, daß beide Schweſtern ſich in Vater und Sohn theilen, iſt auszugehen. Sie werden dadurch unüberwindlich.)

Aber er kann ſich darum doch aus dem Netz der Buhlerin nicht loswickeln, weil ſie ſeine ganze Schwäche kennt und zu benutzen weiß. Sein beharrlicher Charakter iſt für ſie bloß die augenblickliche edle Anwandlung gegen ſie. Hingegen iſt bei der Prinzeſſin der beharrliche Charakter edel und nur die augenblickliche Anwandlung zuweilen weibliche und menſchliche Schwäche.

Intereſſant iſt die anfangende Neigung des Prinzen zu ſeiner Gemahlin, von der ſie nichts ahndet. Er verliert das ſchöne Glück, deſſen er nicht werth iſt und fällt zu der Bulerin zurück, was er werth iſt.

Die Cataſtrophe muß das Gefühl des unherſtellbaren geben. Entſchiedene Verachtung der Prinzeſſin gegen ihren Gemahl. (Er hat eine Krone gewonnen, aber er hat ein edles Herz verloren. Entweder bin ich ſeiner nicht werth oder er nicht meiner.)

Die Prinzeſſin von Zelle.

Der Herzog von Hannover	Ernſt Auguſt
Der Erbprinz.	Georg
Die Herzogin von Hannover.	Sophia.
Die Erb-Prinzeſſin.	Sophia Dorothea
Der Herzog von Zelle.	Georg Wilhelm
Die Herzogin von Zelle.	Madam d'Olbreuse
Der Graf von Königsmark.	
Der Graf von Platen.	
Die Gräfin von Platen.	
Die Baroneſſe von Moltke.	
Die Gräfin von Wick.	
(Gräfin Platen und Churfürſt.	
Churfürſtin und Herzog.	
Herzog und Herzogin.	
Churprinz und Gräfin Platen.	

Scenen der Churprinzeß

1) mit dem Churprinzen *
2) mit der Churfürſtin *
3) mit ihrem Vater *
4) mit ihrer Mutter *
5) mit Königsmark *
6) mit demſelben
7) mit demſelben *
8) mit der Baroneſſe
9) mit derſelben
10) mit Graf Platen *
11) mit dem Churfürſten
12)

— — — — — — — —

Scenen Königsmarks

1) mit der Gräfin Platen.
2) mit dem Churprinzen.
3) mit der Baroneß.
4)
5) 6) 7) mit der Prinzeſſin.)

Nachricht von der Eröffnung der engliſchen Thronfolge macht das Hauß Hannover ſchwindeln.

Verſuch der Prinzeſſin ihren Gemahl zu gewinnen ſchlägt fehl.

Eine zweite Hofnung bleibt ihr, ſich von ihm zu trennen und ihren Eltern in die Arme zu werfen, ſchlägt fehl.

Ihre letzte Reßource iſt endlich mit Hülfe des Grafen von Königsmark in ein Kloſter in *** zu fliehen, ſchlägt auch fehl, weil ſie in ihn als ihren einzigen Freund gezwungen iſt ein Mistrauen zu ſetzen. Aber nicht genug, daſs ſie ſich in ihrer Hofnung getäuſcht ſieht, dieſer Schritt den ſie in aller Unſchuld gegen Königsmark gethan ſtellt ſie dem Schein der Schuld bloß, und führt einen unglückſeligen Eclat herbei, der ihren Ruf vor der Welt zu Grund richtet.

(Sie iſt alſo ganz hülflos und ihr Schickſal wird vollends tragiſch, daß das Mittel, welches ſie zu ihrer Rettung erwählt, zu ihrem Untergang ausſchlägt.)

Sophia von Cleve eine edle Natur iſt eigennützigen Abſichten zu gefallen mit einem herzloſen Fürſten und einer ſtolzen ſeelenloſen Fürſtenfamilie zuſammen geknüpft worden, wo man ſie ganz verkennt, geringſchäzt und unerträglich vernachläſſigt. Um ihre Erbſchaft das Herzogthum Celle nicht um ihre Perſon war es zu thun; man ſieht auf ſie als auf eine Roturiere herunter und möchte ſich ihrer lieber gar ſchämen, da man auf ſeinen alten Fürſtenadel dumm ſtolz iſt, und königliche Hofnung auf die Engliſche Krone richtet, welche gerade in dem Moment der Handlung ratifiziert worden.

Von den Hauptperſonen verachtet, ſieht ſie ſich verlaſſen von den Höflingen und inſultiert von den frechen Buhlerinnen ihres Gemahls und ihres Schwiegervaters. Sie kennt ihre Pflichten und ob ſie gleich ihren Gemahl nicht aus Liebe wählte, ſo iſt es ihr doch ein Ernſt, ihm zu leben und den Nahmen ſeiner Gattinn im ganzen Umfang zu verdienen.

Die rührende Situation iſt, daſs ſie ſich mit einem gewiſſen Feuer von Vertrauen und Freundſchaft an den Grafen Königsmark anſchließt, der ſie liebt und ihrer nicht werth iſt — daſs ſie, in größter Unſchuld, ſich dem ſchwerſten Verdacht mit ihm ausſezt und der unwiderleglichſte Anſchein von Schuld auf ſie fällt, indem ſie rein iſt wie die Unſchuld.

(Nach der Miſshandlung, die ſie von dem Churprinz erfahren, iſt ihr Herz ganz von ihm abgewendet. Aber gerade jezt fängt das ſeinige an, ſich ihr zuzuwenden. Die

Schaam, das Mitleid, die Reue thun dieſe Wirkung. Doch da ſie weit entfernt iſt dieß zu ahnden, ſo benuzt ſie dieſen Moment nicht und ihre Feindinnen haben Zeit, ihn fruchtlos zu machen. — Auch die junge Prinzeß kann dazu dienen, den Vater zu rühren.)

Den Churprinz incommodieren ihre Anſprüche auf ſein Herz. Er meint ſie habe genug, daſs ſie ſeine Hand und ſeine Würde beſitze. Er hat ſie ohne Neigung geheurathet.

Nachher aber wirft er ſich doch ſein hartes Betragen vor, und glaubt, ihr zuviel gethan zu haben. Dieſe Stimmung iſt ihren Feinden, der Familie Platen, gefährlich und ſie müſſen alles anwenden um eine Verſöhnung unmöglich zu machen. Jezt bedienen ſie ſich des Motivs der Eiferſucht, denn da er anfängt eine gewiſſe Neigung für die Prinzeſſin zu fühlen, ſo iſt er auch der Eiferſucht deſto fähiger.

Wehmuth der Prinzeſſin, wenn ſie ihre Eltern fortreiſen ſieht.

Jezt iſt ſie ganz ihren Feinden Preiß gegeben und muß ihren Hohn, ihren Triumph erfahren.

(Maitreſſe des Prinzen Georg iſt weniger thätig, nicht ſie iſts welche von der Prinzeſſin am meiſten gehaßt wird. — Prinz Georg iſt abweſend, wenn K. ermordet wird.)

Erſt nach der Abreiſe ihrer Aeltern hat ſie den Auftritt mit ihrem Gemahl. Sie will noch einen Verſuch machen ihn zu gewinnen, aber ſie wählt einen böſen Augenblick.

(Eine Scene wo jemand verſteckt iſt und anhört, was ein andrer ſagt.

Eine Scene, zu welcher jemand kommt und die lezten Worte hört.

Ein Zweykampf.

Zu Hannover iſt um dieſe Zeit eine Conſpiration.

Hannover iſt noch kein Curfürſtenthum.

Merkmale eines ungnädigen Empfanges.

Kann und darf eine Nebenhandlung eingemiſcht werden, und wenn dieſes iſt, ſoll ſich die Haupthandlung zu ihr groß oder klein verhalten?

— — — — — — — — — — — — — — —

Königsmark kommt erſt im Verlauf des Stücks zu der Handlung hinzu, und bleibt dann bis zu ſeinem Tod.

Prinz Georg iſt anfangs da und zulezt abweſend.

(Ganz am Schluß, nach Königsmark's Tod, kommt er zurück.)

Prinzeſſin hat einen großen Skrupel über die nächtliche Zuſammenkunft, die ſie dem Königsmark bewilligt.

Geſchichte mit dem nachgemachten Billet. NB.

Königsmark will die Prinzeſſin bewegen, noch in der nehmlichen Nacht ſich zu flüchten. Seine heftige Leidenſchaft ſchreckt ſie und die Binde fällt ihr von den Augen.

Damit die Geſchichte raſch zu einer Cataſtrophe ſich abrolle, muß gleich anfangs ein lebhafter Stoß hineingebracht werden, es muſs alles gleich ſo anfangen, daß eine Criſe erwartet wird.

Gleich die erſte Scene muß leidenſchaftlich und entweder ſelbſt That oder doch unmittelbare Wirkung davon ſeyn.

Das ſchlimme Verhältniſs der Ehegatten exponiert ſich ſchnell, aber zugleich müſſen ſich mehrere andre Verhältniſſe exponieren, daſs man in ein raſches und reiches Leben ſogleich verſezt wird.

Politiſche Vergrößerungs Plane (die Churfürſtenwürde und die engliſche Succeſſion) der einen Parthei und auf der andern der Familienverdruß. Churfürſtin hat beide sur le bras.

(Die Churfürſtin hat noch anderen Kummer.)

Sind die Aeltern aus Zelle ſchon in Hannover oder kommen ſie erſt an, während des Stücks?

Indem die Hannöveriſchen ihr Haus zu erheben beſchäftigt ſind, ſtrebt die Prinzeſſin hinweg, weil ſie es nicht mehr darinn ertragen kann. Die Aeltern aus Zelle, beſonders der Vater, freuen ſich der künftigen Erhebung ihrer Tochter und zu ihrem Erſtaunen und Schmerz will ſie ins väterliche Haus zurück.

Prinzeſſin will anfangs ihren Eltern nicht die Confidence machen, ſondern ihren Verdruß allein tragen, aber es wird zu arg und ihre Empfindlichkeit iſt ſtärker als ihr Entſchluß zu ſchweigen. Noch in Anweſenheit der Aeltern erfährt ſie eine ihr unerträgliche Begegnung.

(Warum kann ſie es nicht mehr ertragen? Wegen

1) der Kälte ihres Gemahls,

2) der Impertinenz der Buhlerinnen,

3) der ſtolzen Zurückhaltung der Churfürſtin

4) die Gräfin Platen bietet der Prinzeſſin etwas ganz unerträgliches.)

— — — — — — — — — — — — — —

Königsmarks erſter Auftritt muſs aufs höchſte prægnant und dramatiſch ſeyn. Er iſt eine chevaliereſke großmüthige und feurige Natur, der ſich aber doch zu ſehr in ſeiner Rolle gefällt, und der zum bloßen Freund und Helden zu zärtlich auch zu eitel iſt. (Unfähigkeit des Ritters, ſeine Freundin durch Muth zu befreien.)

Er tritt ſpäter in die Handlung ein, wenn die Aeltern aus Zelle ſchon weg ſind, wenn die Prinzeß ſchon den vergeblichen Verſuch auf ihren Gemahl gemacht hat, kurz wenn ſie das höchſte Bedürfniß eines Freundes empfindet.

Prinzeß zeigt das muthige Streben eines freien Charakters gegen Bornirtheit und Gemeinheit.

(Stationen alſo ſind:

1. der Vater
2. die Mutter.
3. der Prinz.
4. der Herzog.
5. die Herzogin.
6. die Maitreſſe.
7. Königsmark.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Prinzeſſin ſtellt dar eine edle Natur, welche gemeinen Verhältniſſen und Abſichten aufgeopfert worden, ſich mit allen Waffen der Unſchuld und Natur dagegen vergebens wehrt, und

— — — — — — — — — — — — — — —

Vorzüglich iſt auf eine dramatiſchere Cataſtrophe und einen ächt tragiſchen Ausgang zu denken, wo Unglück und Größe vereinigt ſind. Die ſchlechten Menſchen triumphieren, aber Unſchuld und Seelenadel bleiben doch ein abſolutes Gut. Das Edle ſiegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte.

Die höchſte Verlaſſenheit und Einſamkeit der Prinzeſſin, die nun nichts mehr hat als das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld und die Würde der Tugend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Churfürſtin erſcheint der Prinzeſſin in einem Augenblick als eine hilfreiche Freundinn, wo ſie ſich ganz verlaſſen ſah. Sie irrt ſich aber, wenn ſie etwas von dem Herzen der Churfürſtin hofft, die nur für die Verhältniſſe handelt. Auch dieſe Täuſchung iſt tragiſch.

Unter dieſen Umſtänden iſt Königsmark für die Prinzeſſin eine ſehr gewünſchte Erſcheinung. Sie kannte ihn ſchon an ihres Vaters Hof, es iſt ein freundſchaftliches Vertrauen zwiſchen ihnen, ſie weiß ſich von ihm verſtanden, ſie iſt ſeines Antheils gewiß. Deſswegen erblickt ſie ihn mit einem gewiſſen Grade von Leidenſchaft. Ein ſolcher Freund iſt es ja, der ihr längſt gefehlt hat.

Ihr Entſchluß ſteht feſt, Hannover zu verlaſſen, alle Bande ſind los die ſie halten können. Aber zur Ausführung bedarf ſie eines Freundes der Muth und Klugheit beſitzt.

Königsmark findet die Prinzeſſin ſchöner als je und in einer leidenſchaftlichen Bewegung. Das Feuer mit dem ſie ſeine Erſcheinung ergreift, entzündet ihn

— — — — — — — — — — — — — — —

Königsmark wird durch die Liebe an den Hof zu Hannover zurückgeführt.

Die Beleidigung, welche ſeiner geliebten Prinzeſſin von ihrem Gemahl geboten wird reizt ſeine chevalereſke Geſinnung, er will den Erbprinzen deßwegen zur Rechenſchaft ziehen. Eigenes Verhältniß des freien Edelmanns zum Fürſten. Er iſt nicht hannöveriſcher Diener.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Maſkenball iſt einzuführen, auf welchem Irrungen möglich werden. Die Prinzeſſin verkleidet ſich auf demſelben zweimal und hat mit ihrem Gemahl, ohne daß er ſie kennt, eine Scene.

Gräfin Platen kommt mit Königsmark zuſammen. Königsmark ſucht ein Tête a tête mit der Prinzeſſinn.

— — — — — — — — — — — — — — —

Worinn beſteht die Beleidigung, die der Prinzeßin von ihrem Gemahl und von den Maitreſſen widerfährt?

Es wird ihr einmal verboten an einem gewiſſen Ort zu erſcheinen, jemandes Beſuch anzunehmen, einen gewiſſen Schmuck zu tragen.

Eine Perſon, welche ſie beſchüzt, wird beleidigt.

Ein unſchuldiges Vergnügen wird ihr verkümmert.

Sie ſieht ſich deferiert

— — — — — — — — — — — — — — —

Da es dieſer Geſchichte an einem prægnanten dramatiſchen Momente und überhaupt an ſogenannten äuſern Handlungen fehlt, ſo ſind dieſe zu ſuchen und aus dem Stoffe heraus zu wickeln.

Vor allen Dingen muſs die Handlung prægnant und ſo beſchaffen ſeyn, daß die Erwartung in hohem Grade geſpannt und bis ans Ende immer in Athem gehalten wird. Es muſs eine aufbrechende Knoſpe ſeyn, und alles was geſchieht muſs ſich aus dem Gegebenen nothwendig und ungezwungen entwickeln.

Daher müſſen alle Parthien in höchſter Einheit verſchlungen ſeyn und alle bewegenden Kräfte auf einen einzigen Punkt hin drücken.

Alles ſteht in Correlation.

Die königliche Hofnung und die niedrige Abkunft der Prinzeſſin.

Die zwey fürſtliche Gattinnen, nehmlich die Herzoginnen.

Die zwey Mätreſſen.

Der blühende Königsmark und der alte Herzog.

Der feurige Freund und der kaltſinnige brutale Gatte.

(Dramatiſche Scenen wären:

Der anſcheinende Triumph der Prinzeſſin.

Ihre Scene mit dem Churprinzen und erlittene Miſshandlung.

Vergeblicher Verſuch auf das Herz ihres Vaters.

Rührende Scene mit ihrer Mutter.

Königsmarks leidenſchaftliche Aufwallung.

Königsmarks letzte Scene, wo er ihr ſeine Liebe zeigt.

Scene nach deſſen Ermordung und Arreſtation der Prinzeſſin.

Scene des Herzogs mit der Herzogin, wo es nahe zu einem Bruch kommt.

Churfürſtin und Prinzeſſin erklären ſich über Fürſtenehen

Erwachende Neigung des Churprinzen zu ſeiner Gemahlin.

Erweckte Eiferſucht deſſelben.

Zurückkunft des Churprinzen.

Eine Cour oder kleinere Aßemblee, den Abend vorher ehe Königsmark die geheime Zuſammenkunft mit der Prinzeſſin hat. In dieſer Geſellſchaft fragen ihn ihre Augen, ob alles zu ihrer Flucht veranſtaltet.

Prinzeſſin	Jagemann †	Fleck
Königsmark	Oels	Bethmann
Churfürſtin	Teller †	Meiern
Herzogin	Becker †	Böhm
Herzog	Malcolmi	Labes
Erbprinz	Cordemann	Beſchort
Churfürſt	Graff	Böhm.
Fr. v. Platen		
H. v. Platen	Heide †	
Fr. Moltke	Silie †	

Das Haus Hannover iſt im Emporſtreben, es hat Hofnung auf die Thronfolge in England, und in Deutſchland geht es der Churfürſtenwürde mit ſtarken Schritten entgegen. Dazu bedarf es aber der Vergrößerung und es kommt doppelt darauf an, alle Beſitzungen des Hauſes Hannover und Zelle, welche zu trennen von andern gearbeitet wird, zu vereinigen.

Die Herzogin betreibt die engliſche Succeſſion, der Herzog ihr Gemahl das Churfürſtenthum.

Die Mätreſſen betreiben ihre Angelegenheiten, Prinz Georg jagt und alles iſt in Bewegung, während daſs die deferierte Prinzeſſin ſich abhärmt.

Prinzeſſin Sophia iſt aus politiſchen Abſichten in dieſes ſtolze Fürſtenhaus hineingeworfen, dem ſie gleichgültig iſt und nur als ein nothwendiges Uebel aufgenommen worden.

(Die zurückgeſezte Gemahlin, die beleidigte Frau, die gereizte Fürſtinn ſtellen ſich in der Prinzeſſin dar.

Gräfin Platen muſs eine Urſache haben, der Prinzeß übel mitzuſpielen, ſie muß von ihr beleidigt ſein

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Volksliebe zu der Prinzeſſin wird auf eine muthige und rührende Art laut, bei ihrem Unglück.

Sie hat noch einen ſtandhaften Willen in ihrem lezten Abſchied, den ſie durchſezt.

(Ungewißheit über Königsmarks Schickſal. Georgs Zurückkunft nach Hannover.)

Von der Arretierung der Prinzeſſin an bis zum Schluß des Stücks verſtreicht noch einige Zeit.

Trennung von der Baroneſſe, von ihrem Kind ſoll ſie nicht mehr Abſchied nehmen, Trennung von ihrer Dienerſchaft, welche ſie beſchenkt — Frohe Trennung von den verhaſſten Mauern.

Ein Portrait, welches ſie zurückläſſt. Es iſt von ihrer Mutter.

Wenn die That geſchehen, in derſelben Nacht kann der Churprinz zurückkehren. Er iſt unwillig über den Eclat der Sache; aber jene Kaltſinnigkeit und Gravität, die ihn als Menſch und Gatte Mangel an Empfindung zeigen ließ, hat nun auch wieder das Gute, daß ſie ihn das Gewaltſame verabſcheuen lehrt.

Doch will er ſeine unglückliche Gemahlin nicht mehr ſehen, er willigt in ihre Einſperrung, denn er hält ſie für ſchuldig, wenigſtens einer zu großen Begünſtigung des Grafen. Dieſen haſſt er.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt ein Charakterzug der Herzogin von Hannover, daß ſie ihre Schwiegertochter verachtet und ihr doch mit einiger Zartheit begegnet.

Dieſes thut ſie, aus Achtung gegen ſich ſelbſt, aus einer gewiſſen vornehmen Geſinnung, auch aus Mitleiden.

Zuweilen will auch die junge Prinzeſſin ein Herz zu ihr faſſen, aber dann findet ſie die Herzogin immer kalt und verſchloſſen und ihr aufwallendes Vertrauen ſinkt ſogleich wieder.

Herzogin von Zelle antwortet ihrer Tochter, (welche ſagte, daß ſie, die Herzogin, doch durch Liebe ſei beglückt worden, daß ihr Mann ihr den Fürſtenhut zu Füßen gelegt habe) ſie ſehe an ihrem Beiſpiel, daß Heirathen der Liebe doch nicht glücklich enden, daſs ſie, die Herzogin jezt eine ganz andere Begegnung von ihrem Gemahl erfahre — dulden ſei des Weibes Loos, es ſei doppelt das Loos der Fürſtentöchter.

(Charactere alſo ſind.

1. Die Prinzeſſin.
2. Der Graf.
3. Die Herzogin von Hannover.
4. Die Gräfin Platen.
5. Der Prinz.
6. Der Herzog von Hannover.
7. Der Herzog von Zelle.

8. Die Herzogin von Zelle.
9. Graf Platen.
10. Fräulein von Moltke.
11. Prinz Max.
12. Gräfin Wick.)

Roſamund

oder die

Braut der Hölle.

Roſamund, oder die Braut der Hölle.[1]

Ein junger ſchöner zärtlicher Ritter hat Roſamunden lange geliebt, alles an ſie verſchwendet, ihr alles geopfert mit treuer redlicher Zärtlichkeit; ſie hat ihn anfangs aufgemuntert, ihm Gegenliebe gezeigt, Hofnung gemacht, ſie zu beſitzen.

Aber ihr Herz iſt eitel, liebloß, gefühllos, ſie liebt nichts als ſich ſelbſt, ſie will nur glänzen, nur verehrt ſeyn und weiß ein treues Herz nicht zu ſchätzen.

Sie hat ſchon viele Männer hintergangen und zur Verzweiflung gebracht. Man haßt ſie,

Rosamund.
Agnes.
Mathilde.
Roger.
Florisel.
Grimoald.
Der Baumeiſter mit der Leier.
Der Gärtner.
Der Schatzmeiſter.
Der Stallmeiſter
Der Marſchall, Truchſeß, Mundſchenk.
Der Admiral.

Handlung.

Der ſterbende Ritter,

---

[1] Wie aus dem Text des Entwurfs hervorgeht, gehört dieſer, ſtrenge genommen, nicht unter den „dramatiſchen" Nachlaß, da der Stoff Gegenſtand einer „Ballade" werden ſollte. Da indeß die Einreihung unter die dramatiſchen Entwürfe von Schiller ſelbſt herrührt, führen wir die Skizze in der ihr angewieſenen Reihenfolge auf. D. H.

Die entzweiten Freunde.
Die getrennten Liebenden.
Die Botſchaft des Dämons.
Die Ankunft deſſelben.
Die Warnung.
Die Künſte des Dämons.
Die Cataſtrophe.
Die böſe Rathgeberin.
Der Engel.

aber die Männer können ihrer Schönheit nicht widerſtehen.

Ihr Sinn iſt grauſam aus eitler Selbſtſucht. Kein Opfer rührt ſie, kein noch ſo edles großmüthiges Betragen; um ihre Eitelkeit zu vergnügen kann ſie Blut fließen ſehn, wenn nur ihren Reizen gehuldigt wird. Die Unglücklichen die ſie gemacht, zieren nur ihren Triumphwagen.

Famagusta — Majorca.

Sie geräth durch die Schmeicheleien des Dämons in eine wahre Trunkenheit, daß ſie ganz ſchwindelt und blind und dumm wird, und alle die groben ſichtbaren Schlingen nicht ſieht.

Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Roſamunds Rolle die Gunſt gewinnen kann. Als Sängerin kann es durch Geſang geſchehen, als Schauſpielerin

Wenn der Ritter, welcher ihr ſeine eigene Geliebte aufgeopfert, nun kommt, um von ihr den Lohn zu erhalten, iſt ſie ſchon gleichgültig gegen ihn geworden, und von dem Glanz des neuen Freiers geblendet.

Der Unwille gegen Roſamund muß durch ihre kalte Grauſamkeit gegen einen liebenswürdigen Ritter, durch ſeinen ſchmerzhaften verzweiflungsvollen Untergang und ihre Fühlloſigkeit dabei aufs Höchſte gereizt werden.

Aufs äuſerſte von ihr verhöhnt und verrathen liebt er ſie dennoch und ſtirbt liebend, obgleich ſein Tod ihr Werk iſt.

Dieß iſt der Eingang in die Ballade. Unmittelbar von ſeinem Tode kommt man in das taumelnde Brautfeſt, wo alles glänzt und prangt und ſich tobend erfreuet.

Nachdem ſie unzählige Liebhaber getäuſcht hat, tritt endlich ein Prinz auf, reich, ſchön, mächtig kurz mit allem ausgerüſtet, was ihre Eitelkeit reizen kann. Er zeigt ihr weder Liebe noch ſonſt irgend eine liebenswürdige Eigenſchaft; er gewinnt bloß ihrem eiteln Sinne durch Schmeichelei, durch ſeine äuſern Vorzüge, keine Spur eines fühlenden Herzens. Er will ſie bloß beſitzen. Dieſem giebt ſie den Vorzug.

Sie hört, daß es irgendwo eine größere Schönheit gebe, das bringt ſie zur Verzweiflung.

Er befriedigt ihre ungeheuerſten Wünſche, ſie kann nichts ſo phantaſtiſches erſinnen, das er nicht gleich ins Werk ſezte, er hat einen ungeheuren Comitat, Juweelen, Gold, kunſtreiche Tänzer, Baumeiſter; der Betrug iſt ſo grob, daß alle ihre Diener böſes ahnden, aber ihre

Eitelkeit macht ſie ſo verſtockt, daß ſie alles glaubt.

welche Ströme darinn fließen, wie groß es ſei, wo es liege.

Durch die Gefühle die ſie einflößt wird ſie immer wieder intereſſant gemacht, bei allem empörenden ihrer Selbſtſucht bleibt doch das Schöne lieblich — der Zauber ihrer Perſon fängt immer von neuem an.

Sie fragt ihn nach ſeinem Königreich, er beſchreibt ihr verdeckt die Hölle, ſie merkt es nicht. Seine Antworten ſind räthſelhaft, aber ahndungsvoll daß ſie Schrecken erregen; alles wird durch Schmeichelei wieder zugedeckt.

Mitten in ihrem höchſten Taumel den Augenblick vorher, ehe die Ringe gewechſelt werden (das durch eine furchtbare Formel geſchieht) wird ſie von einem himmliſchen Geiſt, dem ihres kurz zuvor abgeſchiedenen Liebhabers gewarnt. Sie kann gradatim gewarnt werden und immer vergebens, weil der hölliſche Freier immer etwas ausfindet, wodurch ihre Eitelkeit geblendet wird.

Der treue Ritter, den ſie ſeiner Geliebten entführen will, hält ſich von ihr geliebt. Ihre Schönheit hat nicht auf ihn gewirkt, aber ihre Empfindung. So wie er Hoffnung hat liebt er ſie.

Der Bräutigam macht ſolche Bedingungen, die nur durch Verläugnung alles menſchlichen Gefühls erfüllt werden können. Sie erfüllt ſie, die Natur empörend.

Mit kaltem Herzen ſieht ſie zwei Ritter* um ihrentwillen auf Leben und Tod kämpfen.

* welche Freunde oder Brüder ſind.

Ein andrer iſt bei einer gefährlichen Unternehmung umgekommen, die ſie ihm auftrug.

Sie fordert etwas unmögliches von ihren Freiern, bloß um eine Caprice zu befriedigen; ein Traum gab es ihr ein.

Geſchichte mit dem Spiegel.

Alle, die im Gefolg des Bräutigams ſind, haben ein bedenkliches Abzeichen.

Die Ballade handelt von dem prägnanten Moment der Cataſtrophe, und das Vorhergehende muß daraus wiederſcheinen.

Der ſterbende Ritter und ſein treuer Knappe. Dieſer lezte verflucht die Schöne und nennt ihre Grauſamkeiten. *

* ein Fräulein, das den Ritter liebte und um der Grauſamen willen von ihm verſchmäht war, erweißt ihm die lezten treuen Dienſte.

Darf noch ein zärtliches Weib eingemiſcht werden, das mit ihr contraſtiert? eine von ihren Fräulein, deren Liebhaber für die Tigerin entbrennt und ſeiner treuen Geliebten untreu wird.

Es muß eine Gradation der Unmenſchlichkeiten ſeyn, und das Maaß muß ſich ſtufenweiſe vollenden.

Eine ſehr tragiſche Geſchichte iſt als Epiſode eingewebt; ſie rührt das Herz mit ſchönen Empfindungen und erfüllt die poetiſche Forderung, das Ganze des Gemüths zu bewegen.

Rosamund iſt nur eitel, aber ſie iſt es ſo ganz, daß dieſe Selbſtſucht alle andern Empfindungen in ihr ertödet und alle Greuel erzeugt. Dieſe Einheit der Quelle und dieſe Allheit der daraus entſpringenden Laſter zu zeigen iſt die Aufgabe — Leben und Tod der Menſchen iſt ihr nichts, wenn es auch nur das kleinſte Opfer ihrer Eitelkeit koſtet. Ein Fräulein, dem ſie den Liebhaber raubte, thut einen Fußfall vor ihr, um nur eine geringe Gunſt für den ſterbenden Geliebten von ihr zu erhalten; aber vergeblich, denn ſie müßte ſich einen Genuß ihrer Eitelkeit verſagen.

Rosamund hat noch einen Vater, der die Eitelkeit ſeiner Tochter verabſcheut. Auch an ihm frevelt ſie, gleichfalls nur aus Eitelkeit, und tritt die Gefühle der Natur, die kindliche Pflicht mit Füßen.

Sie hat Schweſtern, ihre Familie. Sie wird zu einer Wahl gedrängt. Was iſt ſie? Wo geht die Handlung vor?

Sie iſt Zuſchauerin eines blutigen Zweikampfs, den zwei Freunde um ihrentwillen miteinander halten. Der Sieger ermordet ſich ſelbſt mit Verwünſchungen ihrer Schönheit.

Sie iſt neidiſch über eine glückliche Liebe, es iſt ihr unerträglich, daß ein Ritter ihren Reizen widerſteht und eine andre ihn erobert.

Einer kommt ihrentwegen um, den ſie verſchmähte. Einer wird von ihr verlaſſen, um des Ritters willen. Der Ritter wird von ihr ſeiner Geliebten untreu gemacht. Der Ritter verläßt ſie um des fremden Freiers willen, der ſich ſchon angemeldet. Um den fremden Freier zu gewinnen opfert ſie noch das Heiligſte und tritt alle Gefühle der Natur mit Füßen. Sie nöthigt einen Freund den andern zu töden.

Alle Lockungen verſucht ſie, dieſen zu fangen, es gelingt ihr, ihn untreu zu machen, ſeine Geliebte kommt dadurch in Verzweiflung, aber wie ſie ihren Zweck erreicht hat, täuſcht ſie ihn und verhöhnt ſeine Liebe.

Sie entſchleiert in dem entſcheidenden Augenblick ihre ganze Schönheit.

Geſpräch der Grauſamen mit ihrer Zofe. Sie weint für Zorn, daß ein Mann ihr widerſtehen kann. Auch gegen ihre treue Dienerin hat ſie kein Herz.

Silbenmaaße

Wer zeigt ſich dort? Wer dringt heran?
Mit ehrnem Panzer angethan?
Wer dringet durch die finſtre Nacht,
Als käm er aus der Todesſchlacht?
Es iſt mein Freund,
Die Seele weint,
Er kommt, er kommt in finſtern Nächten
Das nie gelößte Band zu flechten.

Wer zeigt ſich dort? Wer naht ſich ſtumm?
Mit finſterm Angeſichte?
Es flammt und ſchwirrt um ihn herum,
Ein grauend ernſtes Heiligthum,
Und nie erhellt vom Lichte!
Bleibt vereint!
Fließet Thränen, Augen weint!
Ewge Klage töne!
Bei dem Schatten wohnt der Freund,
Sonne ſcheint
Hin iſt ſeine Schöne!

Eine Jagd.
Ein Einſiedler.
Wilde Thiere.
Das wüthende Heer.
Der Rieſe.
Die Bildſäule.
Die Harpyjen, die Vögel.
Die herausfahrenden Flammen.
Wolken. Wagen.
Illumination u. Transparent.
Verſenkungen.
Tempel, Gärten, Palläſte.
Meereswogen u. Waſſerwerke.
Farben-Erſcheinungen.
Geſpenſter. Larven.

Alles in dem Stück muß leidenſchaftlich ſeyn, man muß nie zur Reflexion kommen.

Es muß ſich gleich wie der Don Juan, mit einem Letzten und Höchſten, eröfnen.

Rosamund muß bei ihrer erſten Erſcheinung Gunſt gewinnen.

Die Zwergin oder die Mohrin. Sie iſt ein Dämon und verführt die Rosamund. Sie hat aber auch einen guten Engel, der ihr aber durch ſeine Wahrheit verhaßt wird, und unermüdlich zurückkommt, bis er ſie ganz verläßt.

Wenn Roſamunds Schickſal entſchieden iſt, ſo folgt noch etwas liebliches, ſchönes, reines, und der Zuſchauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlaſſen. Eine gefühlvolle Schönheit, ein gutes Mädchen, auf welche Roſamund eiferſüchtig war, und der ſie den Tod bereitet hatte, bleibt übrig und erhält den Lohn ihrer Unſchuld.

Der Sänger.

Elfride.

Wann Ethelwold ſeiner Gemahlin die Entdeckung des geſpielten Betrugs macht — geſezt daß Er ſie machte — ſo muß es in einem Moment geſchehen, wo dieſe Eröffnung die fatalſte Wirkung thut und die höchſte tragiſche Furcht erweckt.

Der Reiz Königin zu werden und durch Schönheit ſowohl als Größe alle andre zu überſtrahlen, wirkt um ſo mächtiger, da Elfride die Eingeſchloßenheit ſchon müde * iſt. Aller Pflichten gegen den Gemahl glaubt ſie ſich quitt, ſeines Raubes wegen.

Fragt ſich nun, hat ſie ihn geliebt, hat ſie ihn nur als Mittel zu einem andern Zweck gebraucht (ohne es nehmlich ſelbſt zu wiſſen)

Iſt das leztere, wo liegt denn alsdann das tragiſche?

* und

Die Eitelkeit iſt grauſam und ohne Liebe.

Iſt ſie ſelbſt dabei geſchäftig, dem König bekannt zu werden oder auch nur aus weiblicher Eitelkeit nicht ganz ohne Antheil daran?

Ethelwolf fürchtet mehr den Verluſt ſeiner Gattinn als ſeines Lebens. Die Eiferſucht muß in ihm ſo heftig ſeyn, daß ſie mit der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft übereinſtimmt, welche nöthig war, um ihn zu dem Betrug zu verleiten.

Situationen ſind:

1) Wie er ihr das Geheimniß entdeckt.
2) Ihre Zuſammenkunft mit dem König.
3) Seine Eiferſucht und Verzweiflung.
4) Königs Ankunft auf dem Schloß.
5) Königs Leidenſchaft.
6) Elfride hält es mit dem König gegen Ihn.
7) Athelwold aufgeopfert.
8)
9)
10)

Elfride.

Das Tragiſche beruht auf Ethelwold und nicht auf der Elfride. Er wird unglücklich durch Leidenſchaft und Verhängniß, ſie aber folgt bloß ihrer Natur. Ethelwold iſt ſchön, jung, leidenſchaftlich, glänzend und mächtig, alſo mußte er der einfachen, eingeſchloſſenen, wenig Anſprüche machenden Elfride gefallen. Er iſt der erſte Mann den ſie eigentlich kennt und ihre Empfindung für ihn iſt Vergnügen aber keineswegs Liebe.

Dieſer Leichtſinn, dieſe Selbſtſucht ſtellen ſich gleich anfangs dar; man ſieht, daß die Liebe ihr nicht alles iſt, daß alſo die Perſon ihres Gemahls ihr doch gewißermaaßen gleichgültig iſt, und das, was Er ihr iſt, ſich leicht auf einen andern übertragen läßt.

Anfangs ſieht man beide in einem ſcheinbar glücklichen Zuſtand und in völligem Einverſtändniß, was eine glückliche Wechſelliebe ſcheinen kann. Elfride lebt auf dem Landſitz ihres Gemahls, in einer mäßigen Entfernung von dem königlichen Hoflager, aber in tiefſter Abgeſchiedenheit. Noch hat ſie keine eigentlichen Wünſche auſſer den Beſitz ihres Gemahls, aber doch ein gewißes unbeſtimmtes Verlangen, den Hof zu ſehen, ſich auch von andern bewundern zu laſſen ihrer Schönheit wegen, ſich beneiden zu laſſen ihres Gemahls wegen. Dann beunruhigt ſie auch dieſe ſorgfältige Einſchließung und die Aengſtlichkeit ihres Gemahls, ſie vom Hof entfernt zu halten und es regt ſich einige Eiferſucht. Auch das Nitimur in vetitum wirkt; eben darum möchte ſie ihn an den Hof begleiten, weil er es nicht wünſcht.

Weil ſeine Beſuche mit Schwürigkeit und Heimlichkeit verbunden ſind, ſo haben ſie dadurch einen gewißen Reiz mehr und nähern ſich mehr den Bewerbungen des Geliebten, mehr dem Raube als dem Beſitz.

Er hat eine vertraute Perſon um ſeine Gemahlin, welche über Befolgung ſeiner Befehle zu wachen hat. Alter Diener.

Welche Gründe führt er ihr an wegen ihrer Entfernung vom Hoflager? Sie wird aber nicht dadurch befriedigt.

Eine junge Perſon iſt um ſie, welche ihr den Reiz des Hoflebens ſchildert, und ſie gegen ihren Gemahl aufhezt.

Könnte ſie nicht mit dem König einmal unvermuthet zuſammen kommen, ohne ihn zu kennen?

Wie wird dem König Athelwolds Verrätherei entdeckt; durch Zufall oder durch Intrigue ſeiner Neider?

Liebe des Königs für den Athelwold iſt ſehr feurig und charakteriſirt ihn als eine paſſionierte Natur — Auch wird dadurch Athelwolds Verrätherei deſto crimineller.

Elfride meldet ihrem Gemahl höchſt vergnügt die angekündigte Erſcheinung des Königs.

Zwei höchſt leidenſchaftliche Männer, davon der eine mit dem Recht des Gatten, der andre mit der abſoluten Gewalt ausgerüſtet iſt, collidieren in der Liebe zu einer ſchönen aber eiteln und liebeloſen Frau. Sie folgt natürlich dem Glanz und der Macht des Leztern und verräth — aus bloßer Liebloſigkeit und Eitelkeit — die Pflicht und die Treue der Gattinn.

So wie Elfride das Geheimniß von ihrem Gatten erfahren, iſt es dem Zuſchauer faſt gewiß daß ſie ihn aufopfern wird.

Wenn Elfride quasi über dem Leichnam ihres Gemahls zum Thron geht, ſo ändert ſich ihr Character, und ihre eigenen Diener verabſcheuen ſie.

Es entſteht eine Hoffnung und eine Furcht.

Zwiſchen der entdeckten Verrätherei Ethelwolds und ſeinem Tod verſtreicht eine Zeit, verläuft eine Handlung.

Zwar iſt es zwiſchen Elfride und dem König ſtillſchweigend ausgemacht, daß Ethelwold untergehen muß. Warum? Des Königs Leidenſchaft kann nicht weichen und Ihre Wünſche kann ſie nicht aufgeben, Ethelwold aber kann ſeine Gattin nur durch den Tod aufgeben. Alſo muß er aus dem Wege.

Elfride, Ethelwold, Edgar ſtehen im Intereſſe vollkommen gleich. Sie hat die Schönheit, Ethelwold die Leidenſchaft und den Beſitz, Edgar die Leidenſchaft und die Gewalt.

Edgars Liebe für den Ethelwold.
Ethelwolds Verlegenheit.
Elfridens Leichtſinn und Untreue.
Edgars Leidenſchaft für Elfriden.
Ethelwolds Eiferſucht und Qualen.
Elfridens und Edgars Verſtändniß.
Ethelwolds Tod.
Elfridens Erhöhung zur Königin.
Reue des Königs und finiſtre Aſpekten.

Iſts prämeditierter Plan oder Zufall, was den König von der Wahrheit unterrichtet.

Beßer iſt der Zufall als die Abſicht.

Hat Ethelwold Feinde um den König und was wirken dieſe bei der Sache?

Elfride war in einem Zuſtande der Einſchränkung und Entbehrung als Ethelwold ſie zu ſ. Gemahlin machte. Dieſe Heirath war glänzend und gewinnreich für ſie. Um ſo mehr blendet ſie nun der Glanz des Thrones.

Der Graf von Devon ihr Vater muß wenn er vorkommt eine würdige Rolle ſpielen. Er fühlt zwar den höchſten Unwillen über Ethelwolds Verrätherei, aber ſeine ſtolze Rechtſchaffenheit verabſcheut eben ſo ſehr die Verrätherei ſeiner Tochter.

Elfride kann eben ſo gut in die Nähe des Königs als Er in die ihrige kommen. Sie könnte z. B. aus weiblicher Legereté und Neugier ſich unbekannt dahin begeben, wo ſie ihren Gemahl und den König beiſammen findet. Ethelwald erblickte ſie und ſo entſtünde eine ſehr pathetiſche Situation durch ſeine Furcht; doch müßte er dießmal noch glücklich davon kommen. Die Schönheit der Elfride rührte den König auf das lebhafteſte, und ſo wäre die Catastrophe ſchon avanciert, ehe ſich Ethelwalds Verrätherei entdeckte.

Ethelwold, wenn er anfangen muß, an der Liebe und Treue ſeiner Gemahlin zu zweifeln, wird dem Grafen Devon als ſeinem lezten Troſt in die Arme getrieben.

Was hindert den König, daß er den Ethelwold nicht gleich ſeiner Rache aufopfert, da Leidenſchaft und Vortheil ihn gleich ſtark dazu antreiben?

a. Edgar iſt kein ſchlimmer Fürſt und zur Güte mehr geneigt als zu Ferocität.

b. Edgar liebte den Ethelwold wirklich und in einem ſolchen Grade daß er mehr Schmerz über den Verrath als Wuth wegen ſeines Verluſtes empfindet.

c. Edgar fühlt im erſten Moment noch nicht die ganze Gewalt der Paſſion für Elfriden. Es fodert einige Zeit, bis dieſe Leidenſchaft ſich völlig entwickelt und dann freilich ſind ihre Folgen tödlich.

d. Ethelwalds Demüthigung und Reue entwaffnen auch im erſten Augenblicke ſeinen Zorn.